BINDING SECT. APR 6 - 1967

31

Gelehrte Anzeigen.

336

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

LIBRARY UNIVERSITY OF TORONTO

Neunundzwanzigster Band.

Phil

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd. 29-30

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1849.–50

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

Juli bis December.

1849. 2C

LIBRARY
APR 1927

München,
im Verlage der Königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Report, made by M. Sears C. Walker, of the Results of the telegraphie operations of the U. S. Coast Survey, between Washington and Philadelphia, New-York and Cambridge.

Letter from Prof. Bache to D. Patterson. Washington. (Proceedings of the American philosophical Society. Vol. V. L. March 1849. p. 74 — 78.)

Herr Walker hat in den letzten Jahren die galvanische Telegraphenlinie zwischen Washington, Philadelphia, New York und Cambridge zu genauen Längendifferenz-Bestimmungen benützt. Die astronomische Uhr des Observatoriums in Philadelphia wurde hiezu mit dem Schreibapparate von Morse an der Telegraphenlinie in solche Verbindung gesetzt, daß sich auf dem bewegten Papierstreifen ohne Ende des Morse'schen Apparates der Gang dieser Uhr durch Punkte selbst aufzeichnet. Der Telegraph trägt nun jedes dieser Zeichen nach den andern Stationen und gibt diesen durch ähnliche Punkte auf ihren fortrückenden Papierstreifen in jedem Augenblick die Zeit in Philadelphia. Zwischen diese Punkte kann nun auf jeder Station auch der Moment des Durchganges eines Sterns durch den Meridian in gleicher Weise von dem Beobachter der Station eingetragen werden, indem er bloß mit dem Finger niederzudrücken hat. Wird der Sterndurchgang in Philadelphia beobachtet und von da aus signalisirt, so ist die Lage dieses Punktes gegen den vorhergehenden und nachfolgenden Punkt, welchen die Uhr in Philadelphia bewirkt hat, auf den Papierstreifen aller Stationen ganz genau gleich. Denn selbst wenn der galvanische Strom eine beträchtliche Zeit nöthig hätte, um von Philadelphia aus z. B. nach Cambridge zu gelangen, so müßte doch noch die Lage des Sternzeichens gegen die Lage der Uhrzeichen allenthalben dieselbe bleiben, weil der Strom zum Forttragen des einen (Uhrzeichen) wie des andern (Sternzeichen) nothwendig gleich lang Zeit braucht. Dieß würde aber nicht mehr der Fall seyn, wenn das Sternzeichen statt von Philadelphia aus, von einer andern Station z. B. von Cambridge aus — also gegen die Richtung gegeben würde, in welcher die Uhrzeichen fortrücken. Es ist leicht zu sehen, daß in diesem Falle die Zeit, welche der Strom braucht, um das Uhrzeichen von Philadelphia nach Cambridge zu bringen und die Zeit, welche der Strom braucht, um das mit dem Finger gegebene Zeichen von Cambridge nach Philadelphia zu tragen, sich addiren muß und daß also der Abstand des letztvorhergehenden Uhrzeichens in Cambridge von dem daselbst gegebenen Sternzeichen kleiner seyn muß als in Philadelphia, wo dieses Uhrzeichen früher gegeben wurde und das Sternzeichen von Cambridge aus um eben so viel später ankömmt.

Hätte man also bloß die Absicht die Zeit zu bestimmen, welche der galvanische Strom braucht, um von Philadelphia nach Cambridge zu gelangen, so bedürfte man gar keiner Sternbeobachtungen. Jedes willkührlich gegebene Zeichen und seine willkührlich gewählte Wiederholung in Cambridge verglichen mit den von Philadelphia kommenden Uhrzeichen würde dazu genügen. Denn legte man nun

beyde Papierstreifen von Cambridge und Philadelphia neben einander, so würde sich stets der größere Abstand des willkührlichen Zeichens vom letztvorhergehenden Uhrzeichen auf dem Streifen von Philadelphia erkennen, und wenn der Abstand von 2 sich folgenden Uhrzeichen in Zeit bekannt wäre, ebenfalls in Theilen von Secunden bestimmen lassen, da man weiß, daß es die halbe Zeit ist, welche den gemessenen Unterschieden entspricht. Solcher Zeichen könnten in wenig Minuten einige hunderte gegeben werden und also das fragliche Element mit geringem Aufwand von Mühe und von Beobachtungsmitteln sehr genau gefunden werden. Diese Methode hat daher offenbar entschiedene Vortheile vor den Sterndurchgängen.

Hr. Walker hatte jedoch die Aufgabe die geographischen Längendifferenzen zu bestimmen, und daher mußte er auf den verschiedenen Stationen, statt willkührlicher Zeichen, die von Sterndurchgängen wählen. Erst eine Vergleichung der Resultate zeigte, daß die Zeit, welche der galvanische Strom zum Durchlaufen der amerikanischen Telegraphenlinie von 480 engl. Meilen Länge braucht, berücksichtigt werden müsse. Hr. Walker legte nun der amerikanischen philos. Society hierüber einen Bericht vor, welcher von einem Schreiben des Prof. Bache in Washington an den Präsidenten Dr. Patterson begleitet und vom 1. März 1849 datirt war. Aus diesem in den Proceedings of the american philos. society Vol. V — L gedruckten Schreiben, welches mir Hr. Walker durch Hrn. Conferenzrath Schumacher zuschickte, ergibt sich, daß die Zeit für den galv. Strom keineswegs unmeßbar klein ist, sondern sich bestimmen läßt und zwischen Cambridge und Philadelphia c. $\frac{1}{20}$ Secunde beträgt, also weit größer ist, als man nach den Messungen von Wheatstone über die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Reibungs-Electricität nach Analogie hätte erwarten sollen. Hr. Walker leitet aber diesen Werth aus allen Vergleichungen ab, welche sich auf den 3 Stationen Philadelphia, Cambridge und New York ergaben, und findet so aus 18 Bedingungsgleichungen, daß der galvanische Strom in einer Secunde 18,700 englische Meilen durchlaufen würde. Diese Größe ist auf c. 1000 Meilen oder $\frac{1}{18}$ sicher bestimmt. Es wäre nach der von uns oben angegebenen Methode sehr leicht, eine größere Sicherheit in dieser Bestimmung zu erlangen; doch reicht schon diese für die Reduction der Beobachtungen aus. Berechnet man mit ihrem Werth und mit den Abständen der Stationen die entsprechenden Verbesserungen, so kommen alle Beobachtungen innerhalb der Grenzen ihres zufälligen Beobachtungsfehlers in Uebereinstimmung mit einander, d. h. die Abstände der Sterndurchgänge werden auf allen Stationen sich genau gleich, also unabhängig von der Richtung, in welcher das Sternzeichen gegeben wurde.

Dieses schöne Resultat ist in wissenschaftlicher Beziehung um so interessanter, als der galvanische Strom hiebey verschiedene Medien — die Leitungsdrähte (von Eisen), 3 Batterieen und den Erdboden — im Ganzen 1050 engl. Meilen zu durchlaufen hatte. Vor allem fällt es auf, daß die Geschwindigkeit des galvanischen Stromes so viel geringer ist, als die der Reibungs-Electricität nach den Beobachtungen von Wheatstone. Interessant wäre es nun, diese Bestimmung an einem Telegraphen mit doppelter Drahtleitung zu wiederholen, um direct zu ermitteln, ob die Fortpflanzungsgeschwindigkeit von dem leitenden Medium abhängig ist, ob der Strom im Drahte sich mit gleicher Geschwindigkeit wie durch das Wasser im Boden fortpflanzt. Zeigen sich meßbare Unterschiede, so ist damit ein neues Feld der Forschung eröffnet. Jedenfalls wird eine factische Entscheidung auch darüber, ob die Fortpflanzungsgeschwindigkeiten mit den Widerständen im Zusammenhange stehen, von Wichtigkeit seyn.

Bey der Ausdehnung, welche die galvanischen Telegraphenlinien in Oesterreich und Preußen bereits erlangt haben, und bey der Leichtigkeit solche Versuche nach der oben angegebenen Weise anzustellen, wäre es daher sehr zu wünschen, daß dieser interessante Gegenstand auch bey uns weiter verfolgt würde, und daß namentlich die ähnlichen Operationen, welche Director Kreil in Prag in Folge einer Aufforderung des Präsidenten Baumgartner, nach dem Wiener akademischen Berichte vom 30. Nov. 1848 unternommen, nach vollkommenern Methoden fortgesetzt würden. Denn ein wesentlicher Vortheil der amerikanischen Methode besteht unläugbar darin,

daß sie die Zeitbestimmung unabhängig von der Verbindung der beyden Sinne — Gesicht und Gehör — gemacht hat, indem der Uhrgang sich selbst notirt und der Moment des Sterndurchganges nur durch Bewegung des Fingers bezeichnet wird, was, wie schon Bessel gezeigt hat, von allen Beobachtern gleichzeitig geschieht. Nur dieser verbesserten Beobachtungsmethode ist es zuzuschreiben, daß Walker für den mittlern Fehler eines Sterndurchganges mit Inbegriff des Ablesungsfehlers ꝛc. bloß $\frac{1}{70}$ Secunde findet. Denn so viel ist gewiß, daß eine Uebereinstimmung bis auf $\frac{1}{70}$ Secunde sich nimmermehr nach unserer jetzt üblichen Methode die Durchgänge zu beobachten erreichen läßt, am wenigsten zwischen zwey verschiedenen Beobachtern.

Dieses höchst elegante Resultat verspricht daher auch in der beobachtenden Astronomie für die A.R. Bestimmungen eine neue Aere herbeyzuführen, wenn man sich erst entschließen wird, nach Walkers Vorschlag in den astron. Nachr. No. 666, die electromagnetischen Kräfte auch für die Meßkunst am Himmel zu benützen, oder allgemeiner, wenn man darauf ausgehen wird, die Beobachtung der Antrittsmomente in Verbindung mit der Bewegung eines Fingers zu bringen und auf graphische Methode zurückzuführen.

Steinheil.

The danger of superficial knowledge, an introductory lecture to the course of natural philosophy in the University of Edinburgh, by James D. Forbes. Lond. 1849.

Die vor uns liegende Rede „über die Gefahr eines oberflächlichen Wissens," mit welcher in den ersten Tagen des Novembers des vorigen Jahres der auch unsern Lesern wohl bekannte James Forbes *), der Mann von „gründlichem Wissen" seine Vorlesungen über Naturwissenschaft eröffnete, hat in England einen großen, fast ungetheilten Beyfall gefunden, obgleich sie in einen offnen, kräftigen Widerspruch trat mit einer Rede, welche der berühmte Historiker Macaulay einige Zeit vorher an derselben Stätte gehalten und dann durch den Druck veröffentlicht hatte. Der Kampf, den der geistreiche Gegner zunächst in das Gebiet der Natur- und Länderkunde hineingezogen hatte, wurde von H. Forbes nicht nur im Interesse dieses ihm geistig heimathlichen Herdes, sondern der Wissenschaft, in höchster Bedeutung dieses Wortes geführt; seine Rede hat für uns Deutsche auch noch dadurch etwas Anziehendes, daß sie uns als ein Musterbild dienen kann jener Haltung, welche Englands Lehrer und Gelehrte gegenüber der lernenden Jugend, so wie den widersprechenden Ansichten eines Andren zu beobachten pflegen.

Herr Babington Macaulay, Parlamentsmitglied von Edinburgh, hatte bey Eröffnung eines litterarischen Vereines in dieser Stadt, in seiner als Anhang zu Forbes Eröffnungsrede abgedruckten Ansprache an ein zahlreiches Publicum von den Vortheilen einer öffentlichen, für Jedermann benutzbaren Volksbibliothek gesprochen. Diese sollte aus einer möglichst vollständigen Sammlung aller in englischer Sprache geschriebenen Werke bestehen, welche durch ihren belehrenden oder unschuldig ergötzlichen Inhalt, so wie durch Sprache und Auffassung einen gewissen Werth haben; in ihnen sollten alle Gebiete des Wissens vertreten, auch die Meisterwerke des klassischen Alterthumes durch Uebersetzungen denen zugänglich gemacht werden, welche keine andre, als die Muttersprache verstehen. Ein solches Institut werde bey dem Volke den Sinn für geistige Beschäftigung und Belehrung wecken, werde für die allgemeinere Nationalbildung wohlthätig und förderlich seyn. Bey dieser Gelegenheit nun sucht H. Macaulay den Einwendungen zu begegnen, welche etwa

*) Man erinnere sich der Anzeigen seiner Reisen durch die Savoyischen Alpen und seiner Mitarbeiten an Spratts Reiseberichten über Lycien im B. XXIV. 89 u. f. so wie B. XXVII. 261 u. f. der gel. Anzeigen.

gegen die Zweckmäßigkeit des Unternehmens gemacht werden könnten. Er hebt vor allem jene hervor, welche auf die Ansicht sich gründen, daß ein unvollkommenes, oberflächliches Wissen für die Einzelnen, wie für den ganzen Staat schädlich, daß nur ein gründliches und tiefes der wahren Bildung zuträglich sey. Und hier ist es, wo der hochbegabte Redner in seiner humoristischen Auffassung des Gegenstandes nach dem Ermessen seines Gegners, des H. Forbes zu weit geht, wenn er z. B. Popes berühmten Ausspruch: „Trinke tief aus Pieriens Quell oder koste ihn lieber nicht; das oberflächliche Wissen ist ein gefährlich Ding“ in einer Weise zu entkräften sucht, welche mehr witzig als tief eingehend genannt werden kann.

Was heißt hier, so sagt H. Macaulay, „tief,“ und was heißt „oberflächlich?“ Ist nicht all unser Wissen, ist nicht das Erkennen der größten Geister, welche auf Erden lebten, ein oberflächliches zu nennen, in Vergleich zu der Masse dessen, das erkannt werden kann und bey der allmähligen geistigen Entfaltung unsers Geschlechts auch künftig noch erkannt werden wird? Der Maßstab für tief und für oberflächlich wird bey verschiedenen Völkern und Menschenaltern ein sehr verschiedener seyn; das Wissen, das bey dem einen Volke oder in dem einen Zeitalter als ein sehr tiefes galt, wird bey einem andern Volke oder in einem späteren Menschenalter als ein oberflächliches erscheinen. König Rammohun, ein Wunder der Gelehrsamkeit unter seinem Volk, den Hindus, würde als Mitglied unsres Vereines eine sehr unbedeutende Rolle spielen; ein Chemiker oder ein Geolog, der vor hundert Jahren als ein vollständiger, gründlicher Gelehrter in seinem Fache galt, würde mit denselben Kenntnissen in unsern Tagen als ein sehr schlecht unterrichteter Mann erscheinen; der Fürst und Obermeister unter den Geographen des Alterthumes, Strabo, würde von jenen Kenntnissen im Gebiet der Erdkunde beschämt werden, welche manches unsrer gut unterrichteten Schulmägdlein sich zu eigen gemacht hat. Wenn wir uns im Geist mit dem Maaß unsres jetzigen, allerdings ausgebreiteten Wissens zurück unter die Vielwisser des zwölften, des dreyzehnten Jahrhunderts, dann

aber auch vorwärts in eines der künftigen Jahrhunderte der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Erkennens versetzen, dann möchte uns das Verhältniß, in welchem die Größe unsres Erkennens zum Umfang des Wissens der einen, vergangenen und der andren künftigen Zeit stehen würde, etwa so erscheinen wie Gullivers Leibesgröße einmal zu den Lilliputanern, dann zu den Riesen, unter welche er später gerieth. Unter den kleinen Männchen, an deren Insel er als Schiffbrüchiger kam, glich er dem Coloß von Rhodus; er hebt seinen Fuß auf und schreitet über die Mauern ihrer Königsstadt hinüber, er steht in dieser da und ragt hoch über den Gipfel all ihrer Tempel und Thürme hinaus; er spreizt seine Beine ein wenig aus einander, und zwischen ihnen zieht die ganze königliche Armee mit Paukenklang und fliegenden Fahnen hindurch. Aber siehe da, er geräth aus dem Lande der Kleinen in ein Land der ungeheuren Riesen, gegen diese steht er so da wie die Lilliputaner gegen ihn standen; diese Kleinen nahm er öfters zu seiner Unterhaltung auf die Hand, seine jetzigen Herrn thun dasselbe mit ihm, um sich an dem kuriosen Anblick solch eines niedlichen Männchens zu vergnügen; in diesem Lande des Riesenhaften muß er alle seine Geschicklichkeit und Kräfte anwenden, um sein Leben nur vor den Angriffen der Ratten und Mäuse zu retten, die dort so groß sind wie bey uns die Zugochsen und wilden Eber. Wie nun, war Gulliver ein großer oder ein kleiner Mann? In seinem eigenen Hause erschien er weder als das eine noch als das andre, wohl aber bey seiner Versetzung unter Lilliputs Geschlecht erschien sein Körper bergeshoch, neben den Brobdignagians mäuschenartig klein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 4. Juli.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The danger of superficial knowledge, an introductory lecture to the course of natural philosophy in the University of Edinburgh, by James D. Forbes.

(Schluß.)

In derselben Weise aber stehen die Riesen im Gebiet des Wissens des einen Zeitalters in einem später darauf folgenden als Zwerge da. Ein Astronom des dreyzehnten Jahrhunderts glänzt unter seinen Zeitgenossen als ein gewaltiger Geist; er hat sich in das kunstreiche Labyrinth des Ptolemäischen Systemes gründlich und vollkommen hineinstudirt; er weiß über das allumfassende primum mobile, über die einzelnen Sphären, über die eccentrischen Kreise, darin Sonne und Mond, über die Epicyklen, darin die Planeten sich um die Erde bewegen, bis ins Kleinste Rechenschaft zu geben, ja noch mehr, er versteht es, seinen Zeitgenossen die Nativität zu stellen, ihnen vorauszusagen, ob oder unter welcher Constellation die Ehe, die einer von ihnen abschließen, oder die Seefahrt, die er antreten will, einen glücklichen oder unglücklichen Erfolg haben werde. Aber mit all diesem Wissen ergeht es wie mit den Morgennebelgebilden in Afrikas Ebenen, die dem Reisenden die Erscheinung eines mächtig hohen Gebirges vorstellen. Die Sonne steigt höher und das vermeintliche Gebirge schrumpft dem beschauenden Auge zu einem kleinen Hügel, ja zu einer Reihe von Termitenbauen zusammen. Die zu ihrer Zeit allgemein angestaunte, tiefsinnige mathematische Künstlichkeit des Ptolemäischen Systemes verschwindet bey dem Aufgehen der großen, einfachen Wahrheit, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt der Planetenbahnen sey, daß nicht der Fixsternhimmel in 24 Stunden um die Erde, sondern diese in derselben Zeit um ihre eigene Axe sich bewege und mit jenem Blendwerk eines irre gehenden, mathematischen Scharfsinnes löst sich zugleich die vermeinte Weisheit des Nativitätstellens in Nebel und Nichts auf. Sollen wir aber nun das unvollkommene, das seichte Wissen als ein Unglück, als ein gefährliches Ding betrachten, dann wären die tiefest und gründlichst gelehrten Männer des 13. Jahrhunderts die beklagenswerthesten Erscheinungen ihrer Zeit gewesen.

In dieser Weise ohngefähr bestreitet H. Macaulay den Ausspruch Popes: das oberflächliche oder das wenig Wissen „ist ein gefährlich Ding.“ Von einer hier ganz nahe liegenden Seite her könnte man freylich den geistreichen Redner schon an jene Gefahr eines unvollkommnen Wissens erinnern, welcher zu allen Zeiten die wissenschaftlich fanatischen Gegner irgend einer neuen, großen Wahrheit unterlagen, die bald hernach klar wie die Sonne hervorleuchtete, wenn sie durch ihr beschränktes Wissen sich zur Verfolgungssucht, zur tödtlichen Gehässigkeit gegen ein höheres, gründlicheres Erkennen hinreißen ließen. Forbes jedoch erfasset den Gegenstand in seiner Erwiederung auf Macaulays Rede in noch allgemeinerer Weise bey seiner Wurzel.

Er bekennt sich zuvörderst zu Baco's berühmten Aussprüchen: daß eine seichte und oberflächliche Erkenntniß der Philosophie den Geist des Menschen zum Atheismus verleiten könne, während eine tiefer eindringende Erkenntniß ihn wieder zurückführe zur

Religion. Und zu der Bemerkung, welche derselbe gründliche Denker den bekannten Versen des alten Dichters

„Scilicet ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, non sinit esse feros“

hinzufügt, daß man hier den Accent ganz auf das Wort fideliter legen müsse, denn zu einem rechten gedeihlichen Benutzen der hohen Gabe des Erkennens sind vor Allem Ernst und Treue nöthig. Nicht das Gedächtniß des Menschen, nicht irgend ein andrer, innerer Sinn desselben soll einseitig durch das Wissen in Anspruch genommen werden, sondern das ganze Wesen des Menschen soll durch das Erkennen der rechten, treuen Art zu einem höheren, geistigen Leben geweckt, zur That dieses Lebens gestärkt werden. Was für den Leib die Nahrung, das ist für den Geist das Erkennen. Durch das Aufnehmen von Speise und Trank wird dem Leibe es möglich heranzuwachsen zu dem Maaß und Ebenbild, nach welchem er geschaffen ist; der Geist wird durch das Erkennen der rechten Art, dem Erkannten, jenem, das allein des Erkennens höchstes Ziel ist, ähnlich. Es ergeht aber hierin der geistigen Natur des Menschen in derselben Weise, wie der leiblichen. Ein geringes Maaß der Speise reicht hin, um ein Kind zu sättigen und sein Wachsthum kräftig zu fördern; ein Maaß, bey welchem ein arbeitender Mann noch vor Hunger schmachten würde. Die Gabe des Wissens gleichet dem Manna, das vom Himmel herab auf die Wandernden in der Wüste fiel. Das Maaß desselben, welches wir uns zu sammeln vermögen, entspricht vollkommen unserm Bedürfniß, dasselbe erscheine viel oder wenig, wenn es nur mit Fleiß und Treue nach dem Vermögen unsrer Kräfte und unsrer Zeit gesammelt ist, dann wird es der Fähigkeit unsrer Natur das Empfangene zu genießen hinreichend genügen. Wie es in dem Spruche heißt: „da man es mit dem Gomor maaß, fand der nicht drüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht drunter, der wenig gesammelt hatte; sondern ein Jeglicher hatte gesammelt, so viel er für sich essen mochte.“

Die materielle Speise, welche wir zu uns nehmen, giebt aber dem Leibe nicht allein den Bildungsstoff, welcher sein allmähliges Wachsthum befördert und ihm das Leben erhält, sondern sie hat für den gesammten Leib und alle seine Glieder noch eine andre, wesentliche Bestimmung. Wenn das Thier keiner Nahrung bedürfte, woher käme demselben der täglich sich erneuernde Antrieb zum Gebrauch seiner Sinnen, zur Bewegung seiner Glieder? Kann sich doch selbst der genügsame Hindu nur äußerst schwer zu einer anstrengenden Bewegung oder zu einem Dienst, auch wenn dieser guten Lohn verspricht, entschließen, wenn er so eben von einem Mahle des Reises gesättigt ist. Nur durch die Bewegung, durch den Gebrauch seiner Theile wird aber der Leib bekräftigt, und nur hierdurch wird die genossene Nahrung zu einer wahrhaft gedeihlichen.

Ebenso liegt auch für das Leben des Geistes ein wesentliches Bekräftigungsmittel in dem selbstthätigen Ringen nach Wissen und nach Erkenntniß, und in Beziehung auf das Maaß und die Höhe dieser Bekräftigung ist ein großer Unterschied zwischen dem Geist eines selbständigen Entdeckers oder Erfinders irgend einer wichtigen, einflußreichen Bereicherung des menschlichen Wissens und dem Geist eines Solchen, der sich ohne alle Mühe in den Besitz dieses, von dem Andren mühsam erlangten Erwerbes gesetzt hat. Ein Unterschied auch zwischen einem schon durch eignes Bemühen und Forschen reichen Geistes, wenn er die Ausbeute eines fremden Forschens noch zu seinem bereits gesammelten Schatze hinzunimmt und einem wissenschaftlichen Parvenü, der die gefundene Perle in seinen Sack hineinsteckt.

Herr Forbes kommt hier der Fassungskraft seines jugendlichen Hörerkreises mit einem Beyspiel aus dem alltäglichen Leben zu Hülfe. Die Erfahrung, so sagt er, bezeugt es uns, welche Gefahr ein plötzlich und unerwarteter äußerer Glücksfall der Wohlfahrt eines Menschen bringen könne. Wir setzen den Fall, daß ein armer Handwerksmann durch ein unvorhergesehenes Vermächtniß in den Besitz eines Capitals von 1000 Pf. St. (12,000 fl.) gekommen sey. Anstatt die Interessen dieses Capitals allmählig zur Ausbesserung und Erweiterung seines Geschäftes zu benutzen, unterliegt er, mit nur seltner Ausnahme, der Versuchung, von der in seinen Augen unerschöpflich großen Summe einen Gebrauch zu machen,

der seiner natürlichen Neigung ungleich mehr zusagt als das Arbeiten im Schweiße des Angesichtes. Er umgiebt sich mit allerhand unnützen Prunksachen, erlaubt sich (denn er hat ja dazu die Mittel) allerhand Vergnügungen des Gaumens so wie gesellschaftliche Zerstreuungen der reicheren Bürger, und diese Genüsse werden ihm zur Gewohnheit. So wird sein Capital, ehe er sichs versieht, erschöpft, er ist wieder eben so arm, ja noch viel ärmer als er vorher war. Denn sein früheres Gewerbe ist ins Stocken gerathen, er hat die Lust und Kraft zum Arbeiten verloren, mit dem ökonomischen zugleich hat er einen moralischen Bankerutt gemacht. Ihm war der Reichthum, der ihm so ohne sein Zuthun und überschnell kam, gefahrbringend gewesen. Keineswegs wird eine ihm unerwartet zukommende Erbschaft von 1000 Pf. dergleichen gefährliche Folgen für einen reichen, edlen Lord haben, dessen jährliches Einkommen 10,000 Pf. (120,000 fl.) beträgt. Ein solcher unverhoffter Zuwachs zu seinem Vermögen wird diesen schwerlich zu einer Aenderung in seinem Hauswesen oder zu großen Verschwendungen bewegen, sondern nach der unter dem englischen Adel ziemlich allgemein herrschenden Gesinnung wird sie ihm zu einem Mittel werden, zur Beförderung irgend eines wohlthätigen Zweckes, z. B. zur Erbauung eines Schulhauses, oder wenn ihm eine Verwendung solcher Art nicht naheliegt, zu einem Anbau an sein eignes Landhaus, zu irgend einem seinem Geschmack zusagenden Ankauf. In diesem Falle hat der plötzliche Gewinn von 1000 Pf. nicht so wie in dem zuerst erwähnten Falle dem, welcher die Erbschaft machte, Nachtheil und Gefahr gebracht, sondern vielmehr Vortheile von erfreulicher Art. Der moralische Charakter, so wollen wir annehmen, war bey beyden, dem armen Handwerksmanne und dem reichen Lord, als sie zu dem plötzlichen Besitzstand kamen, in gleichem Grade unbescholten und ehrbar, die Summe war auch dieselbe, und dennoch ward sie für den einen, um den Maaßstab in Gullivers Weise anzulegen, ein Riese, in dessen überwältigende Hand er sich hingeben mußte, für den andren ein Zwerg, dessen kleine Gestalt er nach Belieben handhabte. Wie ganz anders würde auch der arme Handwerksmann mit einem Vermögen von gleichem Betrage hausgehalten haben, das ihm nicht so plötzlich und ohne sein Zuthun, sondern mühsam und allmählig durch seiner Hände Arbeit zugekommen wäre.

Wir können den Vergleich des inneren Besitzthumes an Wissen mit dem äußeren an Geld noch etwas weiter führen. Betrachten wir das Verhältniß des Geldwerthes in verschiedenen Ländern oder Zeiten, dann erscheint es uns als dasselbe, in welchem das Wissen eines Mannes zur Bildungsstufe seiner Landsleute oder seines Zeitalters steht. Wie wenig kann man sich auf dem Markte von London um einen Schilling für das alltägliche Bedürfniß des Haushaltes anschaffen, und welche Fülle von Lebensmitteln kann man um den Werth eines Schillings an der Küste von Guinea erhandeln! So hat auch das Wissen des weisen Königes Rammohun für den inneren, geistigen Lebensbedarf seines eignen Wesens so wie seiner Hindus denselben reellen Werth, den in England nur eine ungleich höhere Summe der Erkenntnisse besitzt und der Unterschied zwischen dem Werthe, den irgend eine damals neuentdeckte Thatsache im Gebiet der Physik oder Chemie für Roger Bacon hatte und den dieselbe in den Augen eines Faraday haben mag, ist nicht größer als der zwischen dem Werth eines Penny im Handel und Wandel in den Zeiten König Eduard I. und in denen der Königin Victoria.

Wie gehemmt in seinen Bewegungen gieng David in der erbeuteten Waffenrüstung des Riesen Goliath einher; welch ein ungeschickt Ding ist das, wenn auf einmal in den öffentlichen, berathenden Versammlungen der Männer ein junger Mensch als Redner auftritt, der nur vom Papier und Hörensagen, nicht aus Erfahrung das Geschäft kennt, um welches so eben es sich handelt. Ja, es ist eine andre Art des Wissens, welche in all ihren Theilen auf Erfahrung sich stützt oder an etwas selbst Erfahrenes oder Angeschauetes sich anschließt, durch eignes Erforschen und Nachdenken, durch praktische Anwendung zu einem wohlerworbenen, festen Besitz des Geistes wird, als jene andre Art, die der Mensch gleich einem Fund auf der Gasse sich aneignet.

Ein scheinbarer Einwurf gegen die Möglichkeit eines gründlichen, tiefen Erfassens der Wissenschaft, namentlich bey der nach Erkenntniß strebenden Jugend, könnte aus der nothwendigen Einrichtung unsres heutigen Studienwesens entnommen werden. Die Zahl der Lehrgegenstände ist da eine so mannichfaltige und große, der Umfang, den jedes der einzelnen wissenschaftlichen Gebiete einnimmt, über welche Vorträge gehalten werden, ist so mächtig, daß zu der vollständigen geistigen Besitznahme eines einzigen solchen Gebietes, z. B. jenes der Naturkunde, die Mühe eines ganzen Menschenlebens kaum ausreichend erscheint. Dieses scheinbar bedeutende Bedenken darf uns in unsrem Streben nicht irre machen. Alle Wissenschaften von jenem ächten inneren Gehalt, der zur höheren Bildung unsres Geistes, zur Förderung und Erhaltung der äußren Wohlfahrt der Völker dient, bilden unter sich ein organisch verbundenes Ganzes; die Anregung des einen Theiles weckt auch die andren Theile zur Lebensthätigkeit, mit dem Wachsthum und Gedeihen des einen Gliedes hält auch die Entwicklung der andren Glieder gleichen Schritt. Als im 15. Jahrhundert das Studium der alten Sprachen, namentlich des der griechischen Litteratur wieder erwachte, da nahm das Wissen auch nach allen andren Richtungen hin einen neuen, höheren Aufschwung; als durch die Entdeckung von Amerika, durch den unmittelbaren Verkehr mit Ostindien der Blick über das Gebiet der Länder und Völkerkunde sich erweiterte, da ließ das neu aufgegangene Licht seinen erhellenden Strahl auch auf alle andre Gebiete des menschlichen Erkennens fallen. Der Lehrling bey einem Meister im Bau künstlicher Maschinen, wurde vormals, ehe das Geschäft vereinzelt durch Fabriken betrieben wurde, dazu angehalten, alle einzelne Theile, etwa einer Räderuhr zu fertigen. Diese waren da, der Meister lehrte ihm die kunstreiche Zusammensetzung und die Gewichte zogen, die Räder und der Pendel bewegten sich, das Werk zur Freude seines jungen Verfertigers stand in seiner Vollendung da. Der denkende Geist in uns ist ein besserer Meister als der alte Künstler der Uhr des Münsterthurmes, er weiß die einzelnen Glieder der großen Verkettung der Wissenschaften besser zu einem lebenden und belebenden Ganzen

zu vereinen als dieser. Denn eines dieser Glieder dient und nützt dem andren; dem wissenschaftlich gebildeten Arzte kommt bey Ausübung seiner Kunst die Kenntniß der alten Sprachen, ohne welche er nicht einmal die Bedeutung der systematischen Pflanzennamen verstünde, der Geschichte, welche das Hervortreten einzelner Krankheitsformen begreiflich macht, der Geographie und Klimatologie, der Physik, Chemie und Naturgeschichte zu statten; er tritt sicher auf, während der Empiriker im Dunklen herumtappt.

Es giebt noch ein andres Ziel, einen andren Brennpunkt, in welchem alle Strahlen des Wissens sich sammeln. Dem Gelehrten von rechter Art ist nach Baco's Ausspruch die Wissenschaft ein reiches Vorrathshaus für all die Elemente, welche zur Verherrlichung des Schöpfers und zur Wohlfahrt des Nächsten dienen. Daß sie ihm dieses werde, daß er bewahrt bleibe vor den Gefahren eines seichten, nur der Eitelkeit dienenden, oberflächlichen Wissens, das vermag allein der christliche Geist der häuslichen und öffentlichen Erziehung zu bewirken. — H. Forbe's schließt seine Rede mit Baco's Gebet für Studirende:

„Zu Gott dem Vater, Gott dem Worte, Gott dem Geiste erheben wir uns in demüthigem und herzlichem Gebete, ihn anflehend, daß Er unsres Elendes sich erbarmen und uns auf der Pilgerschaft durch die Tage unsres Lebens, welche „wenig und böse sind," Quellen der Erquickung und der Stärkung eröffnen möge. Wir bitten Ihn demüthig, daß Er uns davor bewahren wolle, daß wir über göttliche Dinge nicht nach dem Maaßstab menschlicher Dinge aburtheilen, von dem Lichte des sinnlichen Erkennens uns für das Wahrnehmen göttlicher Geheimnisse nicht blenden lassen. Möge vielmehr unser Geist, gereinigt von Eitelkeit und falscher Einbildung, in treuer Hingebung an das, was der Mund Gottes uns lehrt, das glauben, was Sache des Glaubens ist. Amen."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juli.

No. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques des plantes. Enthalten in den Mémoires de l'Académie royale de Bruxelles. Tome XV—XXI. Bruxelles 1841—1847.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique. III. Phémomènes periodiques des plantes. Bruxelles 1846.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag, enthalten in C. Kreils magnetischen und meteorologischen Beobachtungen zu Prag. Jahrgang I—VII. Prag 1841—1847.

I. Die periodischen Erscheinungen im Pflanzenleben sind eine allbekannte Sache: der landschaftliche Charakter der Gegenden wird durch sie theilweise bestimmt, unsere Nahrung richtet sich darnach ein, selbst Kirchengebräuche haben Bezug auf sie. Ebenso einleuchtend ist auch dem Laien ihr Zusammenhang mit der jährlichen und täglichen Periodicität meteorologischer Zustände. Es war Aufgabe für die Wissenschaft, die Gesetze dieses Zusammenhanges zu bestimmen. Linnäus urtheilte: „tempus vigendi, germinandi, frondescendi, efflorescendi, vigilandi, fructescendi, defoliandi indicat clima“ und: „vigiliae plantarum absolvuntur determinatis horis diei, quibus plantae flores quotidie aperiunt, expandunt et claudunt *).“ Er empfahl die Beobachtung solcher Erscheinungen *), und seine Amoenitates academicae enthalten die Resultate derselben, die in den Jahren 1750—1752 durch ihn veranlaßt waren.

Erst nachdem die Pflanzengeographie unter Humboldt und Wahlenberg begonnen hatte, Rechenschaft abzulegen von den klimatischen Ursachen in der Pflanzenwelt, kam die Frage nach den ursächlichen Bedingungen ihrer Periodicität wieder in Aufnahme, die Linné so richtig als klar angedeutet hatte. Die Nordamericaner ließen sich vor allen in vergleichende Beobachtungen dieser Beziehungen ein; die von der Universität in New-York veranlaßten Beobachtungen fanden in den vereinigten Staaten zwischen dem 41—45° der Br. an 10 bis 20 verschiedenen Punkten statt. In Europa brachte v. Martius bey der Versammlung der Naturforscher in München im J. 1827 eine gemeinsame Thätigkeit in gleichem Streben in Anregung, und diese fand in der That auf diesen Impuls hin bey der im darauf folgenden Jahre zu Berlin abgehaltenen Versammlung durch Schübler ihre Organisation. Nach zwey Jahren schon machte dieser Gelehrte das Resultat der zu Parma, Zürich, Tübingen, Heidelberg, Jena, Berlin und Greifswalde angestellten Beobachtungen über die Blüthezeit bestimmter Pflanzen in der Regensburger botan. Zeitung **) bekannt. Er hat eine Gesetzmäßigkeit in dem Gange derselben gefunden und die daraus auf den Einfluß der Breite und Höhe, so wie der Temperatur gezogenen Schlüsse haben bleibenden Werth erhalten.

*) Linnaeus philosophia botanica ed. II. cur. Gleditsch. pag. 272.

*) Ejusd. Vernatio arborum III. pag. 375.

**) Jahrg. XIII. S. 353.

Einige Jahre später theilte Tenore Beobachtungen mit über den Entwicklungszustand von Pflanzen, und verglich sie mit den entsprechenden zu Paris, welche Ergebnisse dann von Hogg *) mit englischen Beobachtungen weiter verglichen wurden. In England haben mittlerweile die zeitlich ausgedehntesten Beobachtungen, die über den Gegenstand vorhanden sind, stattgefunden, indem Forster Vater und Sohn solche vom Jahre 1780 an bis 1831 anstellten.

Nachdem so von Seite der Botaniker mit Ernst in diesem Felde gearbeitet wurde, schlug die Aufgabe neue Wurzeln auf dem Standpunkte der Meteorologie. Quetelet, beständiger Secretair der K. Akademie zu Brüssel, gab dieser Untersuchung eine weitere Ausdehnung, indem er sowohl mit seinen meteorologischen Beobachtungen die der periodischen Erscheinungen des Pflanzenreiches unmittelbar (d. h. in einem das meteorolog. Observatorium umgebenden Garten) vom J. 1839 an verband, als auch die Aufforderung an die Gelehrten verschiedener Länder um Theilnahme an dieser Untersuchung ergehen ließ, und mit Spring zu diesem Zweck Instructionen entwarf, die enthalten in den Bulletins de l'Académie de Bruxelles 1842. S. 65 und in der Uebersetzung in der Regensburger botanischen Zeitung 1843. S. 1. ff., weitere Verbreitung fanden.

Diese Instructionen betreffen den Plan: 1. der meteorologischen, 2. der botanischen Beobachtungen. Letztere umfassen wieder: die jährliche Periodicität der Entwicklungsphasen an ausdauernden und holzartigen Gewächsen und dem Wintergetreide, ferner die tägliche im Oeffnen der Blüthen. Ein Verzeichniß der zur Beobachtung empfohlenen Pflanzenarten ist beygefügt.

Die seit dem Jahre 1841 erschienenen Mémoires de l'Académie royale de Bruxelles enthalten nun die Berichte über die in Folge dieser Aufforderung ins Leben getretene Thätigkeit und die Mittheilung der beobachteten Thatsachen. Der Jahrgang 1846 enthält außerdem eine Uebersicht über die gefundenen Resultate. Wir beschränken uns hier auf eine kurze Darstellung der jährlichen Leistungen; die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben glauben wir aber umständlicher behandeln zu müssen.

Der Tome XV des Mémoires liefert Beobachtungen über die Belaubung, Blüthezeit und Fruchtreife zu Lüttich und seine Umgebung durch Ch. Morren und Bict. Deville im J. 1841 angestellt, und über die Blüthezeit zu Gent in demselben Jahre von von Donkelaer geführt.

Der Tome XVI enthält folgende Beobachtungen auswärtiger gelehrter Gesellschaften und einzelner Gelehrter im Jahre 1842.

1. Beob. im botan. Garten zu Utrecht, angestellt durch C. G. Breitenstein und mitgetheilt von der landwirthsch. und botan. Gesellschaft der Stadt.

2. Beob. zu Gröningen von Prof. Van Hall.

3. Beob. zu Tunbridge Wells, später zu Brugos von Dr. Th. Forster.

4. Beob. zu Polperro, Hafen an der Südwestküste von Cornwallis, in der Breite von 50° 15′ und 20 Meilen westlich von Plymouth, von Jonathan Couch.

5. Beob. im Königl. Garten zu Paris von Joseph Decaisne.

6. Beob. in Marseille von Benjamin Valz.

7. Beob. zu München im botanischen Garten, angestellt und mitgetheilt durch Hofr. von Martius.

Im Tome XVII des Mém. sind zunächst allgemeine Andeutungen über Zweck und Erfolg der begonnenen Arbeiten enthalten. Dann wird in Betreff der botanischen Beobachtung auch der Vorschlag gemacht, die Entwicklungsphasen einjähriger Pflanzen an verschiedenen Standpunkten, die aber aus gleichen Samen und zur gleichen Zeit anzubauen sind, der Untersuchung zu unterwerfen. Die hier zu berücksichtigenden Momente der Phasen sind auf einer Tabelle angegeben.

Die Beobachtungen über die Entwicklungsphasen der Pflanzen vom J. 1843 sind von nun an in übersichtliche Tabellen mit Zusammenstellung der verschiedenen Beobachtungspunkte gebracht, und be-

*) London and Edinb. philos. Mag. 1834. N. 22, 25, 26.

handeln getrennt die Zeit der Belaubung, die Blüthezeit und die Fruchtreife. Die Beobachtungspunkte sind für Belgien, Brüssel, und zwar der botan. Garten so wie die Umgegend, Gent, Ostende und Brügge; für die Niederlande Bucht und Lochem, für Deutschland München und Jever; für Italien Venedig und Parma; für England die Umgebung von Cambridge; für Schottland Mackerstown.

Der Bericht für das Jahr 1844, enthalten im Tome XVIII. des Mém., liefert ähnliche Tabellen mit Vermehrung der Beobachtungspunkte und Hinzuziehung der Entlaubungsphase. Die neuen Beobachtungspunkte sind für Belgien: Vinderhoute bey Gent und Lüttich: für die Niederlande Gröningen, Joppe bey Deventer und Utrecht; für Frankreich Valogne und Dijon; für England Swaffham Bulbeck bey Newmarket, Polperro bey Plymouth; für die Schweiz der Waadtkanton und Lausanne; für Italien Guastalla im Parmesanischen. Dafür fallen die schottischen Beobachtungen hinweg.

Der Vorschlag jährige Pflanzen in der angedeuteten Weise zu beobachten, hat in Brüssel, Löwen, Utrecht, Leyden, Gröningen und Bretgum Annahme gefunden; und es werden hier bereits die Resultate mitgetheilt, so wie auch von Beobachtungen über die tägliche Periodicität im Oeffnen und Schließen der Blüthen von Leontodon Taraxacum, die zu Cambridge angestellt worden waren.

Die Fortsetzung der Beobachtungen im folgenden Jahre (1845) bot einige Veränderungen der Beobachtungspunkte dar. Für Belgien fällt weg: Brugge; für die Niederlande, Gröningen und Joppe; für England, Cambridge; für Deutschland: Jever; für die Schweiz: Lausanne, und für Italien: Guastalla. Dafür wurde in Deutschland zu Stettin beobachtet.

Im Jahre 1846 wurde an denselben Punkten, außer zu Utrecht, Polperro und Stettin, hingegen aber wieder in Lochem und Guastalla beobachtet. Der im Tome XX des Mém. enthaltenen Mittheilung dieser Beobachtungen sendet Quetelet einige allgemeine Bemerkungen über die Resultate der bisherigen Beobachtungen voraus. Die wesentlichsten Sätze derselben lassen sich in folgenden Grundzügen hervorheben.

Die relativen Zustände der Vegetation haben in zwey von einander entlegenen Ländern keineswegs einen übereinstimmenden Gang, so daß man nicht sagen kann, diese oder jene Stadt habe die Blüthezeit z. B. um 20 Tage früher als eine andere. Wenn eine solche Differenz auch für eine gewisse Jahreszeit eintrifft, so ist sie für eine andere ganz verschieden davon *). Um die Gesetzmäßigkeit des Zusammenhanges der variabeln Erscheinungen mit bestimmten Ursachen festzustellen, reicht es für die verschiedenen Länder hin, die Temperaturtabellen zu Rathe zu ziehen, um die mittlere Jahreszeit zu bestimmen, zu welcher mehrere Pflanzen ihre Blätter und Blüthen zeigen. Diese ersten Indicien, deren Sammlung allerdings rathsam ist, entscheiden indeß noch keineswegs die allgemeine Bewegung der Vegetation, die sich mehr oder weniger langsam zu offenbaren pflegt. Sie ist gegeben durch die Blüthezeit von Galanthus nivalis, Crocus vernus, durch die Entwicklung der Haselnußkätzchen, der Stachelbeer-, Sambucus- und Lonicera Caprifolium-Blätter. Ebenso

*) Sehr gut drückt sich Ch. Martins in seinem Voyage botanique le long des côtes septentrionales de la Norwége über diese ungleichzeitige Entwicklung aus: „Nicht alle Pflanzen beginnen gleichzeitig ihre Vegetation: so fängt der Saft bey einigen zu steigen an, wenn das Thermometer um einige Grade über 0 ist; andere bedürfen hiezu einer Wärme von 10 — 12°, die der heißen Länder sogar von 15—20°. Mit einem Worte, jede Pflanze hat ihren Thermometer, dessen Nullpunkt dem Wärme-Minimum entspricht, bey welchem ihre Vegetation noch möglich ist. Wenn man daher nach der Summe der Wärme forscht, welche die Blüthe jeder dieser Pflanzen bestimmt hat, darf man natürlich nur die Summe der Wärmegrade nehmen, die sich über dem Nullpunkte jeder einzelnen Pflanze befinden, da diese allein in Wirksamkeit treten auf die Erweckung und Unterhaltung der Vegetation."

ist die Entlaubung durch die Wirkung von Wärmegraden bestimmt und wird bey uns durch die ersten Fröste herbeygeführt. Diese und die vorhin erwähnte Epoche liegen gewissermaßen an den beyden Grenzen des Winters, und sie entfernen sich um so weiter von einander, um der weitern Entwicklung der übrigen Vegetationsphasen Platz zu machen, je kürzer die Dauer der Winterkälte ist. Der Winterschlaf dauert in unserm Klima (Belgien) drey bis vier Monate; in südlichern Gegenden ist er minder lang, und es läßt sich sogar eine Linie denken an der Oberfläche der Erde, wo er für die Mehrzahl der Pflanzen gänzlich wegfällt.

Wenn Quetelet an diesen Satz die Behauptung reiht, daß in den tropischen Klimaten die Regenzeit ungefähr dieselbe Wirkung thue wie die Frostzeit; so dürfte hier wohl ein Schreibfehler untergelaufen seyn, da es als eine ausgemachte Sache gilt, daß die durch Regenmangel veranlaßte Dürre Wirkungen auf die Vegetation äußere, welche denen der Kälte entsprechen.

Quetelet bringt folgende Eintheilung der Vegetationsperioden zum Behufe ihrer allgemeinen (mittleren) Zeitbestimmung für Brüssel in Anwendung: 1) Belaubungsperiode von Mitte März bis gegen Ende April; 2) Blütheperiode: Mai, Juni und halber Juli; 3) Fruchtperiode vom 15. Juni bis zur Entlaubung. Nach dieser Eintheilung werden einige Vergleichungen dieser Perioden zwischen verschiedenen Orten und Brüssel angestellt, welche Vergleichungspunkte sich bis auf Lappland und die vereinigten Staaten ausdehnen. Zugleich wird die mittl. Jahres- und Monatstemperatur der verschiedenen Orte angegeben. Darnach stellt sich z. B. heraus: das Erwachen der Vegetation ist in München um 20 Tage später als in Brüssel, die Belaubung um 19 Tage, die Blüthezeit um 15 Tage; die übrigen Bestimmungen fehlen. Venedig hingegen hat das Erwachen um 20 Tage früher als Brüssel, die Belaubung um 4 Tage, die Blüthezeit um 18 Tage, die Fruchtzeit um 30 Tage, hingegen die Entlaubung um 10 Tage später. (Extrait du Tome XX des Mém. S. 134. Tab. No. 2.)

Die Tabelle No. 1 (S. 130) enthält eine Zusammenstellung der Entwicklungsphasen der einzelnen Pflanzen an den verschiedenen Beobachtungsorten, wobey das Mittel der fünfjährigen Aufzeichnungen (v. 1841—1845) als Werth für ihre Entwicklungszeit angenommen ist. Nur für Brüssel ist das Datum derselben angegeben, für die übrigen 13—21 Beobachtungspunkte ist bloß der Unterschied in Tagen, um welche dort die Entwicklungsstufe früher oder später als in Brüssel beobachtet wurde, ausgedrückt. Wir glauben hier für diejenigen, welche sich für diese Untersuchungen interessiren, denen jedoch das Original dieser Abhandlungen nicht zugänglich ist, einen kleinen Auszug jener Darstellungen beygeben zu müssen, da dieselben besonders geeignet sind, die angedeuteten Verhältniße zu veranschaulichen.

Der Mangel an Parallelismus in den isanthesischen Linien, der sich in diesen Resultaten kund giebt, beweist Herrn Qu., daß die Längen- und Breitengrade eben so wenig wie die Elevation die einzigen und hauptsächlichsten Regulatoren solcher Erscheinungen abgeben, da constante Ursachen keine veränderliche Wirkungen hervorbringen können: er betrachtet sie vielmehr nur als mittelbare Agentien, keineswegs aber als Grundlagen von Berechnungen, welche diese Erscheinungsepochen in der Natur bestimmen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mit einer Beylage.

Vorsprung (+) oder Verspätung (−) gegen Brüssel.

	Brüssel	Ostende	Grö-ningen	Pol-perro	Swaff-ham	Mün-chen	Parma	Vene-dig
Belaubung von								
Sambucus nigra . . .	15. März	− 11	− 16	+ 65	+ 51	− 4	+ 8	+ 14
Syringa vulgaris . . .	18. „	− 10	− 24	−	+ 1	− 14	− 12	−
Philadelphus coronarius .	19. „	− 11	− 36	−	+ 1	− 13	+ 2	−
Corylus Avellana . .	24. „	− 4	− 24	+ 7	− 6	− 29	+ 2	+ 6
Tilia europaea . . .	4. April	− 10	− 50	−	−	− 11	+ 2	−
Ulmus campestris . .	12. „	− 7	− 18	+ 32	+ 2	− 11	− 3	0
Vitis vinifera	21. „	− 10	− 11	−	− 6	− 27	+ 1	+ 5
Blüthezeit von								
Crocus vernus . . .	21. Febr.	+ 4	− 25	−	+ 7	− 21	+ 2	−
Corylus Avellana . .	26. „	− 9	− 22	−	+ 25	− 36	+ 5	−
Galanthus nivalis . .	28. „	− 2	− 20	+ 44	+ 50	− 12	− 7	−
Amygdalus persica . .	18. März	+ 7	− 31	−	+ 13	− 17	− 5	−
Ulmus campestris . .	22. „	− 13	− 15	−	+ 5	−	+ 16	−
Syringa vulgaris . . .	24. April	− 10	− 15	−	− 6	− 9	+ 10	+ 19
Convallaria majalis . .	24. „	− 16	− 12	−	− 17	− 19	+ 2	+ 13
Philadelphus coronarius .	17. Mai	− 6	− 20	−	− 6	− 12	+ 14	+ 21
Sambucus nigra . . .	22. „	− 9	− 18	−	− 5	− 2	+ 15	+ 14
Convolvulus sepium . .	23. „	−	+ 12	−	+ 1	+ 3	+ 19	+ 35
Fruchtreife von								
Fragaria vesca . . .	3. Juni	0	− 9	−	− 5	− 15	+ 24	+ 34
Prunus Cerasus . . .	8. „	− 25	−	−	−	−	−	−
Prunus Armeniaca . .	14. Aug.	+ 14	− 9	−	−	−	+ 55	+ 56
Amygdalus persica . .	18. „	− 9	− 49	−	−	−	+ 32	+ 30
Vitis vinifera	9. Octbr.	− 12	−	−	−	−	+ 65	+ 30
Entlaubung von								
Corylus Avellana . .	28. „	+ 4	−	−	0	+ 11	−	−
Philadelphus coronarius .	28. „	0	0	−	+ 2	− 19	−	− 20
Sambucus nigra . . .	4. Nov.	+ 2	−	−	−	+ 21	−	− 12
Syringa vulgaris . . .	1. „	+ 2	−	−	+ 2	+ 15	−	− 8
Tilia europaea . . .	27. Octbr.	+ 17	−	−	−	+ 5	−	−
Ulmus campestris . .	2. Nov.	+ 15	−	−	− 15	+ 21	−	−
Vitis vinifera	6. „	+ 2	−	−	−	+ 10	− 21	− 23

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juli.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques de plantes.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag.

(Fortsetzung.)

In wie ferne hingegen die Temperatur hier befriedigende Aufschlüsse liefert, ergiebt sich aus einer Vergleichung der beobachteten Erscheinungen mit den gleichzeitig stattgefundenen Temperaturverhältnißen. Zu diesem Zwecke hat Qu. auf der Tabelle No. 2 die mittleren Temperaturen des Jahres und der Monate bey den verglichenen Stationen angegeben. Freylich beziehen sich diese Temperaturen nicht immer auf die in den genannten fünf Beobachtungsjahren statt gehabten, sondern sind zum Theil den in der Meteorologie von Kämtz befindlichen Angaben entnommen; andere beziehen sich sogar nur auf benachbarte Stationen, wie z. B. die für Polperro nach der von Pensance festgestellt ist, und die für Mackerstoun nach der von Edinburg. Wenn man bedenkt, daß die mittlere Temperatur um München in dem Stadtbezirke, zu welchem der botanische Garten, wo die Beobachtungen vollzogen worden sind, gehört, um einen ganzen Grad R. höher ist als bey der eine halbe Stunde entlegenen Kön. Sternwarte, kann in diesem Verfahren kein genauer Maaßstab für derley Verhältniße liegen; deßgleichen bedauert Qu. auch den Mangel von Angaben über die Erdtemperaturen. Ein Ueberblick über die in den Tabellen enthaltenen Daten veranlaßt denselben Gelehrten zu folgenden allgemeinen Betrachtungen.

Die mittlere Wintertemperatur beträgt zu Brüssel 2° C. Die im Verhältniße zu dieser Stadt am meisten begünstigten Localitäten sind Neapel, Alais und Polperro. Die Epoche des Erwachens der Vegetation konnte nur für die letztere Stadt bestimmt werden. Es findet 41 Tage früher statt als in Brüssel. Gleichfalls bedeutend ist auch dieser Vorsprung in den übrigen Stationen Englands, deßgleichen in Valogne, welches ebenfalls ein Seeklima genießt. Den Einfluß desselben an diesem letzteren Orte berichtet ein Brief des dortigen Beobachters Benoist, in welchem dieser mittheilt, daß dort Lorbeerbäume und Myrten im freyen Lande gezogen zu Bäumen erwachsen, und Feigen und Granatbäume gedeihen, wie nur im Süden. In einer Entfernung von 7 Kilometer von Valogne (Departement de Manche) zieht ein Gartenfreund Araucaria imbricata und Pinus australis im Freyen; ferner befinden sich zu Avranche, in demselben Departement, Gebüsche von Camellien. Selbst jenseits des 50. Grades gedeihen diese noch zu Penzance an der Südküste Englands mit Fuchsia- und Buddleia-Arten. Im Winter 1845 ist im Monate Jänner die Temperatur zu Valogne nicht unter — 2° gefallen, wohl aber auf + 10° gestiegen.

Wie bereits erwähnt, umfaßt die Belaubungsperiode zu Brüssel die Monate März und April, die der Blüthen den Mai und Juni: die eine begreift in sich den Beginn des Frühlings, die andere das Ende desselben. Zu Brüssel ist die Temperatur des Frühlings 10°; Neapel und Alais haben eine

bey weitem höhere: ebenso ist die Belaubungsperiode dort vorgerückt. In Venedig, Parma und Guastalla ist dieser Vorsprung minder bedeutend; der März und Anfang Aprils ist aber auch dort kaum wärmer als in Brüssel; die Ungleichheit der Temperatur spricht sich dort erst in den folgenden Monaten aus; daher auch die Blüthezeit daselbst ungefähr um 18 Tage vorgerückt ist.

Polperro hat seine Belaubungsepoche 10 Tage früher als Brüssel: in der That ist auch die Temperatur des März dort höher und die des Aprils ungefähr gleich. Dieser Vorsprung verliert sich in den folgenden Monaten und dann ist Brüssel mit seiner Blüthezeit früher daran als Polperro und die andern Städte Englands. Der Vorsprung Brüssels in der Belaubungszeit vor Holland und Deutschland beträgt 12—20 Tage und vermindert sich in der Folge, vorzüglich in Beziehung zu Prag, dessen Temperatur im April, Mai, Juni etwas höher wird als die von Brüssel.

Aehnliche Verhältniße erläutern die Wärmetabellen in der Verspätung der Vegetation Schwedens, der vereinigten Staaten und Lapplands.

Die Entlaubungszeit scheint minder von der Temperatur des Jahres als vielmehr von der Wirkung der ersten Fröste abzuhängen. So findet der Blattfall im Norden früher Statt als im Süden, wenn er nicht hier in Folge der Dürre und excessiven Wärme eintritt.

Die Monatstemperaturen entfernen sich zu Genf und Lausanne etwas von der in Brüssel beobachteten. Die Wintermonate sind dort etwas kälter, desgleichen ist auch die Vegetation um einige Tage verzögert. Gegen die Zeit der Fruchtreife wandelt sich diese Verspätung in einen Vorsprung um; indessen ist die Temperatur des Sommers *) keineswegs höher als in Brüssel. Mit Recht sucht Qu. die Ursache der frühern Reifung in der durch die reinere Luft bey höherer Lage hervorgerufenen größeren Kraft der Sonnenstrahlen. Nach der allgemein befolgten Methode ließe sich bestätigen, daß die Differenz der Breite zwischen den beyden schweizerischen Stationen und Brüssel ausgeglichen werde durch die Differenz der Höhe. Genf und Lausanne liegen 4° 30′ südlicher als Brüssel und ihre mittlere Elevation ist um 420 Meter höher; hieraus ergiebt sich in der That, daß ein Breitegrad weiter nördlich das Aequivalent von 100 Meter Höhe ausmache. Dasselbe Verhältniß stellt sich aus einem Vergleiche zwischen München und Gröningen dar. Ihre Blüthenzeiten sind ziemlich gleich, allein ihre Breiten und Höhen sind sehr verschieden: München liegt um 5° 4′ südlicher und um 524 Meter höher.

Carlsruhe und Brüssel haben ziemlich einerley Jahrestemperatur. Der Winter und Beginn des Frühlings ist in ersterer Stadt etwas kälter als in der zweyten; ebenso ist auch die Vegetation etwas verzögert; April und Mai aber sind dort dafür wärmer und somit verwandelt auch die Vegetation ihre Verspätung in einen Vorsprung. Carlsruhe ist etwa um 2° südlicher als Brüssel: sohin sollte die Vegetation ungefähr um 8 Tage früher daran seyn, wie es in der That die von Paris ist: andererseits aber übersteigt seine Höhe die von Brüssel um 300 Meter und bedingt so eine Verspätung von 12 Tagen. Gleicht man die Wirkung der beyden gedachten Ursachen aus, so bleibt für Carlsruhe eine Verspätung von 4 Tagen, wie diese in der That auch für den ersten Theil des Jahres von der Erfahrung bestätigt wird; für den zweyten aber zeigt sich diese Verspätung in eine Förderung um 15 Tage umgewandelt. Es läßt sich annehmen, daß die Vegetation auf hohen Plateaux, wo die Strahlkraft der Sonne größer ist, so wie an Orten, wo die jährlichen Variationen der Wärme auffallender sind, unter übrigens gleichen Umständen eine höhere Thätigkeit entfalte. Diese Thätigkeit zeigt sich dann noch verstärkt, wenn der Beobachtungspunkt sich den Polargegenden nähert, wo das Licht ziemlich ununterbrochen seinen Einfluß ausübt, nachdem einmal die Vegetation ins Leben getreten ist.

Wenn zwar diese Sätze noch keineswegs hinreichen mögen den Anforderungen einer analysirenden Wissenschaft vollkommen Genüge zu leisten — was erst dann geschehen dürfte, wenn die bedingenden Ursachen für alle beobachteten Erscheinungen des Pflanzenlebens ihre gleichzeitige, methodisch einge-

*) Nicht Winters, wie es im Texte heißt.

richtete Bestimmung erhalten haben: — so hat der scharfsinnige Meteorologe doch das ihm zu Gebote stehende Material vortrefflich dazu benützt, um die wichtigen Anhaltspunkte aufzudecken, welche aus der Fortsetzung und weitern Ausbreitung solcher Beobachtungen, vor allem aber mit Hinzuziehung der klimatologischen Daten für die Wissenschaft resultiren können. Diese wird ihm daher stets zu Dank verpflichtet bleiben.

II. Zu solchen Vorbereitungen und Vorarbeiten, wie sie der vorstehende Bericht geschildert hat, steht Quetelets: **Phénomènes periodiques des plantes** als dritter Theil seines Werkes: **Sur le Climat de la Belgique** in nächster Beziehung. Diese Arbeit ist unstreitig eine der wichtigsten Erscheinungen in letzterer Zeit für Pflanzengeographie, wenn auch bestritten werden kann, daß alle gefundenen Thatsachen für sich in der gegebenen Form bleibende Geltung beanspruchen dürfen.

Als Gründe gegen diese können zum Theil bereits aus dem vorigen Berichte hervorgehen: 1. der Mangel einer scharfen Bestimmung der einzelnen Vegetationsphasen (den Qu. selbst an verschiedenen Stellen einräumt und bedauert) und 2. der Umstand, daß die Zuverläßigkeit der Beobachter nicht überall anerkannt werden kann, eine gleichfalls vom Verf. ausgesprochene Sache. Diese in ihren Consequenzen äußerst fühlbaren Mängel können indeß niemanden weniger zur Last gelegt werden, als Quetelet, dem die Bedeutung der Aufgabe klarer als seinen Mitarbeitern vor Augen stand, wie er denn durch den logisch durchdachten Gang seiner Entwicklungen hindurch sich allenthalben als einen in die Vorgänge des pflanzlichen Lebens Eingeweihten verräth und so zugleich von seinem meteorologischen Standpunkte aus dem Botaniker die Methode der diesem eigentlich zugewiesenen Beobachtung richtiger lehrt, als es mancher befangene Mann vom Fache zu begreifen vermocht hat.

Gehen wir zur Sache über.

Quetelet unterwirft die Einflüße auf die periodischen Erscheinungen im Pflanzenleben mathematischer Behandlung. Er theilt sie

1. in atmosphärische Bedingungen: Temperatur, Sonnenstrahlung, Bewölkung, Feuchtigkeit, Winde, Dichtigkeit der Luft, Elektricität, Beschaffenheit des vorhergegangenen Jahres;
2. individuelle Bedingungen: Pflanzenform (Varietät), Alter, einfache oder gefüllte Blumen, längere oder kürzere Dauer seit die Pflanzung statt gefunden; gutes oder schlechtes Wachsthum, Eigenheiten der Pflanze;
3. locale Bedingungen: Bodenbeschaffenheit, Exposition;
4. geographische Bedingungen: Breite, Länge, Höhe.

Diese Bedingungen werden nun der Reihe nach näher untersucht und wie billig erfährt hier die Temperatur die ausführlichste Behandlung.

Indem Qu. die Hypothese von Réaumur, Cotte und Bousſingault verwirft, daß die Entwicklung der Pflanze von einer vorausgegangenen gewissen Summe von Wärmegraden einzig und allein bedingt werde, sondern es hier vielmehr auf die Vertheilung der Wärmegrade ankommen läßt, bringt er in Anschlag:

1. den Zeitpunkt, von dem an die Temperaturen gezählt,
2. die Art und Weise, wie diese gezählt werden müssen, und
3. den dem Erwachen vorausgegangenen Zustand der Pflanze.

Den Zeitpunkt, von welchen an gezählt werden muß, fixirt H. Qu. im Allgemeinen auf „einige Tage nach Aufhören der Fröste, wenn die Pflanzen vom Winterschlafe erwachen und die Säftebewegung eintritt.“ Freylich ist dieser Moment sehr unbestimmt und selbst wieder verschieden für verschiedene Pflanzen.

Der Einfluß der Wärme wird von Qu. nicht nach der einfachen Summe der Grade, sondern „in der Weise lebendiger Kräfte“ nach der Summe ihrer Quadrate bestimmt. Hiernach braucht z. B. der Flieder zur Entfaltung seiner Blüthen, nach einfachen Graden gezählt, im Mittel die Summe von 476° C.; aus den Quadraten der Temperatur-Grade bestimmt sich aber diese Summe auf 4296°. Diese Zahl nennt dann Quetelet die Constante einer Pflanze, die für jegliche Pflanzenart eine besondere ist.

Der dem Erwachen vorausgegangene Zustand der Pflanze hängt theils von den Veränderungen, die ihr durch Einfluß des Winters zu Theil wurden, theils von ihrem Zustande bey Beginn des Winterschlafes ab. In Folge dieser Einwirkungen kann die Pflanze bey ihrem Erwachen schon in einem vorgerückten Zustande seyn, wie dieser dann als das Resultat einer Aufeinanderfolge mehr oder weniger erhöhter Temperaturen betrachtet werden kann, deren Quadrate eine jedem Jahre und jeder Pflanze eigenthümliche Summe abgeben, die gleichfalls für die Constante mit in Berechnung kommen muß.

Nach diesen Entwicklungen stellt Quetelet folgende Formel für die Constante z. B. der Blüthe auf. S^2 sey die Summe der Quadrate erhöhter Wintertemperaturen, t, t', t'' . . . die täglichen Temperaturen nach dem Erwachen der Pflanze, so ist die Constante

$$= C = S^2 + t^2 + t'^2\ t''^2 + \text{etc.}$$
$$C = S^2 + \Sigma t^2, \ldots .$$

wobey Σt^2 die Summe der Quadrate vom Anfange der Erwachens bis zur Blüthe beobachteten Temperaturen ist. Jedoch vermißt Qu. in dieser Formel noch den Ausdruck für die gleichfalls dabey ins Spiel tretenden Temperaturen der Erde je nach den verschiedenen Tiefen, in welche die Wurzeln dringen.

Quetelet stellt nun folgende Sätze auf:

1. Ein Land, dessen Winter im Allgemeinen milde ist, kann ungeachtet einer höheren Breite seine Frühlingsvegetation vorgerückter haben, als ein anderes Land von geringerer Breite. An der Westküste Englands blühen Schneeglöckchen und Crocus früher als in Parma.

2. Die Zeit, welche zwey aufeinanderfolgende Phasen trennt, bleibt sich an den verschiedenen Orten nicht gleich.

3. Die isanthesischen Linien haben keinen allgemeinen Charakter: — sie erleiden Modifikationen nach den verschiedenen Jahresepochen und richten sich einigermassen nach den isothermischen Linien.

4. Ein täglicher Wechsel der Temperatur und überhaupt **Temperaturwechsel** sind unter sonst gleichen Umständen für die Vegetation **günstiger**, als eine gleichförmige Temperatur. Dieser wichtige Satz findet ausführlichere Entwicklung, indem Qu. aus der oben angegebenen Formel den algebraischen Beweis herleitet, demgemäß die Summe der Quadrate von variabeln Wärmegraden größer ist, als die Summe der Quadrate ihrer Mittel, und zwar gerade um so größer, je mehr die Variationen zunehmen. Da nun diese Folgerung auf einer hypothetische Prämisse beruht, als welche die Annahme jener Formel noch gelten muß: so suchte H. Qu. das so gefundene Resultat durch die Erfahrung zu bestätigen. Er ließ zu diesem Zwecke einige Fliederstöcke aus der Erde heben, um einen künstlichen Schlaf zu bewirken. Nach einiger Zeit wurde nun eine dieser Pflanzen wieder in die Erde gebracht und in einem Treibhause einer sehr milden und gleichmäßigen Temperatur ausgesetzt. Diese Pflanze bedeckte sich mit Knospen und Blättern, ohne zu blühen. Dennoch war die Summe der Quadrate der zur Belaubung erforderlichen Temperaturen ganz dieselbe, welche er für den Flieder bestimmt hatte, wo dieser Proceß im Freyen vor sich gieng. Die Beweiskraft dieses Experimentes scheint indeß dem Ref. zweifelhaft, da es im Widerspruche steht mit den gewöhnlichen Erfahrungen der Gärtner, die gerade dieselbe Behandlung den Fliederstöcken angedeihen lassen, um sie aus dem Winterschlaf frühzeitig in Blüthe zu bringen. Der Ausdruck Quetelets: „er blühte nicht," ist auch nicht bezeichnend genug, denn es frägt sich dabey noch immer, ob bereits vorgebildete Blüthen nicht zur Entfaltung kamen oder ob überhaupt diese Formation gar nicht gebildet wurde. Fand, wie dieß sehr wahrscheinlich ist, der letztere Fall statt, so lag die Ursache offenbar nicht in den Temperaturverhältnissen, sondern in dem vorausgegangenen Zustande, in welchem ihm bereits von Anfang her die Anlage der Blüthenknospen gemangelt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juli.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques de plantes.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag.

(Fortsetzung.)

Ferner bezieht sich Qu. auf eine Beobachtung Humboldt's, gemäß welcher in Berlin die Fröste den Orangebäumen statt zu schaden günstig waren, ja dieselben sogar den Winter hindurch im Freyen bleiben (?).

Indeß erkennt Qu. das Vorhandenseyn bestimmter Grenzen der Temperaturvariationen an, und zwar Grenzen, die sich nicht bloß auf die Temperaturextreme, sondern auch auf ihre mittleren Zahlen beziehen, wodurch also die aufgestellte Formel selbst nur innerhalb gewisser Grenzen ihre Bewahrheitung findet, und leitet hieraus die Wichtigkeit der Beobachtung der täglichen und jährlichen Temperaturvariationen ab. Im Anhange sind Zusammenstellungen dieser tabellarisch geordnet beygegeben und eine Charte enthält die Linien gleicher Variationen graphisch aufgetragen. Unterschiede, die sich aus diesen Schwankungen ergeben, müssen auch für die Vegetation von Einfluß seyn. Edinburg und Fulda haben eine jährliche mittlere Temperatur von 8°,3 C.; in ersterer Stadt beträgt die jährliche Variation 12°, 6, in letzterer 23°, 1. Das Minimum dieser Schwankung, d. h. der Differenz zwischen der mittleren Wärme des kältesten und der des wärmsten Monates, beträgt für Europa 10°, das Maximum 35 — 40°. Die Linien gleicher Variationen veranschaulichen den Gegensatz zwischen Continental- und Seeklima, und verrathen zugleich eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Linien gleicher Sommerregen-Mengen.

H. Quetelet hat endlich einige Beyspiele aus der Pflanzenwelt hervorgehoben, um das Verhalten der Vegetation, der Blüthezeit und Fruchtreife zu den Isothermen darzulegen. Diese Beyspiele beschränken sich auf die Obstbäume, den Weinstock und den Weizen. Schade, daß ihm Griesebach's Abhandlung über die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands noch nicht bekannt war, sonst würde er aus dem Verhalten einzelner Pflanzen in dieser Beziehung kein allgemeines Gesetz herzuleiten bemüht gewesen seyn. Es kann nun als eine genügend begründete Erfahrung gelten, daß die verschiedenen Pflanzen nicht bloß von der Quantität der äußern Einflüße, sondern auch von deren Qualität verschieden afficirt werden, und daß ein meteorologischer Faktor, welcher die Lebensbedingungen der einen Pflanze enthält, für eine andere völlig gleichgültig sey.

Einfluß der directen Sonnenstrahlen. Wie schon Humboldt*) auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht hat, die Stärke der Insolation

---

*) De distributione geographica plantarum. 1813. pag. 167 und Asie centrale III. S. 34 und 157.

zu berücksichtigen, wenn es sich um das Reifen der Feldfrüchte handelt, hat später Gasparin *) diesem Einfluße einen numerischen Ausdruck ertheilt, welchen er in der halben Summe des Temperaturminimums und des Maximums der Temperatur in der Sonne fand. Qu. erkennt im Allgemeinen die Richtigkeit dieser Bestimmung, empfiehlt aber auch hier die Anwendung der Quadrate. Beygegebene Tabellen legen die aus seiner Beobachtung hervorgegangenen Unterschiede der Temperatur im Schatten und der in der Sonne dar.

Der Zustand des Himmels bedingt die Stärke der Sonnenstrahlung und die Lichtmenge, so wie bey Nacht die Wärmestrahlung des Bodens. Die darüber in Brüssel angestellten Beobachtungen sind auf einer Tabelle dargestellt, wo 0 einen ganz bedeckten und 10 einen wolkenleeren Himmel anzeigt. Aus ihnen ergiebt sich, daß man in Brüssel während des Jahres $\frac{38}{100}$ des Himmels zu sehen bekommt. Das Verhalten der Bewölkungen zu den verschiedenen Tageszeiten kommt hiebey nicht minder in Betracht, als das in den verschiedenen Monaten. Störungen, die in dem gewöhnlichen Gang dieser Verhältnisse im May 1845 stattfanden, wonach die Bewölkung nur 1,8 (in andern Jahren 5,8) betrug, während zugleich auch die Temperatur im Schatten ungewöhnlich deprimirt erschien, sind in Belgien unmittelbar dem Erscheinen der Kartoffelkrankheit vorhergegangen.

Mit diesen Ursachen stand auch die Feuchtigkeit der Luft in Verbindung. Ihre Wichtigkeit für die Vegetation überhaupt ist eine allbekannte Sache: Trockenheit wirkt wie die Kälte, ununterbrochener Regen nicht minder schädlich auf die Pflanzenwelt. Die Tabelle 6 stellt die jährliche Regenmenge zu Brüssel dar, Tab. 6 bis die Anzahl der Regentage daselbst.

Außer den angeführten Tabellen betreffen noch folgende die Temperaturverhältnisse. Nämlich Tab. 4 zeigt die Vertheilung der Frosttage in den verschiedenen Monaten der Jahre 1833 bis 1835 zu Brüssel; Tab. 5 enthält die mittleren Monatstemperaturen (aus den Maximis und Minimis gezogen) von 1839 bis 1844 ebendaselbst, Tab. 7 die Summe der Temperaturen während der Dauer der Vegetationszeit in dem genannten Zeitraum, und Tab. 8 die Summe ihrer Quadrate.

Die Tabellen 9 — 12 stellen hierauf die Resultate der zu Brüssel angestellten Beobachtungen der Vegetationsphasen dar. Diese sind die Belaubung, Blüthezeit, Fruchtreife und Entlaubung. Als Belaubung gilt der Moment der Knospenentwicklung, „wo die Oberseite (face supérieur) der ersten Blätter in Berührung mit der atmosphärischen Luft tritt und ihre Lebensfunktionen beginnt;“ die Blüthezeit entscheidet das Oeffnen der ersten Blumen, die Entlaubung tritt ein, sobald der Baum die meisten Blätter verloren hat.

In der Art dieser letztern Bestimmungen, deren Mangel an nöthiger Präcision Quetelet selbst zugiebt, glaubt jedoch Ref. den wichtigsten Grund zu erkennen, weßhalb die darauf Bezug habenden Beobachtungen nicht immer Resultate hatten, die eine Gesetzmäßigkeit erkennen ließen. Halten wir die Arbeiten von Fritsch über denselben Gegenstand entgegen, so zeigen uns diese eine im Ganzen empfehlenswerthere Methode. Indessen geben die angeführten Resultate immer sehr schätzenswerthe Anhaltspunkte zu Beurtheilung der Lebensweise und Bedürfnisse der Pflanzen.

Wenn die Versuche, in diesen Erscheinungen einen gesetzmäßigen Gang zu finden, mehr oder weniger mißlangen, so trägt die Schuld daran nicht bloß die eben angeführte Ursache, sondern wohl auch der Mangel einer sichern Bestimmung des Einflußes rückgängiger Temperaturbewegungen auf die Fortbildung des Pflanzenlebens. Im Allgemeinen läßt sich nur so viel erkennen, daß Fröste die bereits geförderte Entwicklung desselben wieder zurückversetzen konnten, sogar bis zum Zustande des Winterschlafes, andererseits auch durch Destruction nachtheilige Wirkungen äußerten. Insofern das vorliegende Material bloß zu allgemeinen Bemerkungen Veranlassung geben konnte, die sich noch keineswegs zur Höhe wissenschaftlicher Lehrsätze erheben, glaubt Ref. in seinem Berichte die Reihe derselben übergehen zu dürfen.

*) Cours d'agriculture II. S. 77.

Quetelet bestimmt aus einer verschiedenen Anzahl beobachteter Fälle die Zeitpunkte der vier Phasen für Brüssel mit Beysetzung der von dem Erwachen der Vegetation bis zum Eintritte der Phase stattgefundenen Summe der Wärmegrade und ihrer Quadrate. Obgleich sich eine Sicherheit in der Verallgemeinerung dieser Bestimmungen nur dann beanspruchen läßt, wenn stets dieselben Pflanzenarten, ja sogar Individuen es sind, die bey möglichster Vervielfältigung der Fälle den Beobachtungen zu Grunde gelegt werden: so haben sie doch Veranlassung gegeben zu einer interessanten graphisch dargestellten Vergleichung des Ganges der mittleren Blüthezeiten in verschiedenen Jahren, sowohl mit den ihnen entsprechenden Summen der Temperaturen, als auch deren Quadraten, wo dann die weit evidentere Uebereinstimmung jener mit diesen letzteren als ein neuer Beleg für die Anwendung der Quadrate angesehen werden kann (Tab. II.).

Abgesehen von den berührten Ursachen der Anomalien in dem Parallelismus zwischen der beobachteten Erscheinung und ihrer Ursache kommt hier in der That auch noch der von Quetelet angedeutete Nachtheil zur Sprache, den die einseitige Betrachtung einer einzigen Ursache, die hier stets mit vielen andern in Combination tritt, an sich trägt: wenn auch stets unverkennbar bleibt, daß gerade diese Ursache, nämlich die Temperatur, in den Erscheinungen des vegetativen Lebens die wichtigste Rolle spielt.

Ueber den Einfluß der Individualität und der Localität beschränkt sich Qu., einige wenige Andeutungen zu geben, die sich auf die Methode der Beobachtung beziehen: daß nämlich zu Beurtheilung des Einflußes der Individualität erforderlich sey, Pflanzen verschieden an Alter, Varietät und Lebensstärke unter gleichen localen Verhältnissen, zur Erkennung aber der localen Einflüße das Verhalten gleichartiger Pflanzen unter verschiedener Beschaffenheit der Exposition und des Bodens zu beobachten.

Die Untersuchung der geographischen Einflüße führt zunächst zur Betrachtung des Einflußes der Breite und der Elevation über dem Meere, denen Qu. die bekannten Bestimmungen von Schübler, Humboldt und Berghaus zu Grunde legt.

Wie nun auf den verschiedenen Punkten Europa's und auch in Amerika unter gleichen und unter verschiedenen Breitegraden die Evolutionszeiten der einzelnen Pflanzenphasen differiren, dieß stellt Qu. zunächst aus den von verschiedenen Autoren bekannt gegebenen Beobachtungen tabellarisch zusammen, ohne jedoch zugleich immer auf die verursachenden Temperaturverhältnisse Rücksicht zu nehmen. Indem aber hier nicht von Evolutionsphasen bestimmter Pflanzen, sondern hauptsächlich nur solcher die Rede ist, die den verglichenen Gegenden eigenthümlich, für's Ganze aber als zufällige Erscheinungen zu betrachten sind, können nur insoferne Quetelet's Bestimmungen allgemeine Anwendung finden, als sie sich auf einen von der Beschaffenheit der Artenverschiedenheiten unabhängigen Vegetationsact beziehen, für welchen sie in der That mitunter sehr sprechende Ausdrücke liefern. So zeigt eine Vergleichung der Vegetationsphasen von London, Brüssel und Stettin: wie der mildere Winter von London ($= 4{,}2$) im Verhältnisse zu Brüssel ($= 3{,}3$) bey fast gleicher mittlerer Temperatur ($= 10{,}4 : 10{,}3$) die Vegetation bis zu Anfang April um 32 — 20 Tage begünstigt, dann aber dieser bey höherer Breite und etwas niedrigerer Sommertemperatur den Vorsprung läßt. Im entgegengesetzten Falle aber ist die Vegetation von Stettin bey geringerer mittlerer Temperatur ($= 8{,}1$) und strengerem Winter ($= -0{,}3$) im Februar und März am weitesten hinter der von Brüssel zurück (um 22 bis 25 Tage). Diese Differenzen vermindern sich aber bey fast gleicher Sommerwärme (Brüssel $= 17{,}3$ und Stettin $= 16{,}9$) in den darauf folgenden Monaten, so daß sich die Vegetation endlich mit der von London und Brüssel fast auf gleiche Stufe stellt.

Indem endlich Qu. die durch seine Aufmunterung veranlaßten Beobachtungen, wie sie im Bericht (I) über die Mémoires dargestellt sind, seiner Behandlung unterbreitet, benützt er dieselben hauptsächlich zu einer Vergleichung der hieraus resultirenden Zustände theils an den verschiedenen Punkten Belgiens unter sich, theils der auswärtigen Locali-

täten mit Brüssel, so zwar, daß er die mittlere Differenz zwischen den Evolutionszeiten jener und der genannten Stadt hervorhebt. Um ein Beyspiel anzuführen, zeigt die Vegetation von Guastalla einen Vorsprung vor Brüssel in der Belaubung im Mittel um 4 Tage; in der Blüthezeit nur 11 Tage und in der Fruchtreife um 38 Tage. München hingegen differirt nur unbedeutend von Gröningen, welches gegen Brüssel eine Verspätung von ungefähr 20 Tagen im Mittel zeigt, deren größte Differenz in die Periode der Blüthezeit fällt. Indeß erkennt Qu. die Unzuverläßigkeit dieser Bezeichnung der mittleren Verhältnisse bey der großen Variabilität der Erscheinungen an. Inwieferne ihm bey allen Mängeln das Material geeignet erschien, allgemeine Schlüsse für die Wissenschaft herauszuziehen, wurde bereits in unserm Berichte I. über die von Qu. in dem Jahrg. 1846 der Mém. aufgestellten Sätze ausführlich mitgetheilt. Qu. wiederholt hier diese Sätze, und fügt noch die interessanten Bemerkungen von Kupffer über den Einfluß der Luft- und Bodenwärme auf den Bau der Cerealien hinzu, welche diese Verhältnisse unter den in Rußland gegebenen Bedingungen behandeln, wo bey einer mittleren Jahrestemperatur zwischen — 3°,2 und + 0°,7 die Temperatur des Frühlings und Herbstes die wichtigste Rolle für das Gedeihen des Getreides übernimmt. In Irkutsk gelingt der Bau des Roggens hier und da auf einem Boden, dessen Unterlage gefroren bleibt (S. 67). Aus diesem Umstande leitet Qu. den sehr beachtungswerthen Satz ab, daß die jährliche mittlere Temperatur deßhalb bey der Vegetation minder maßgebend erscheinen könne, weil durch die Schneedecke die Bedingungen derselben auch bey excessiver Kälte ziemlich gleichgehalten werden, und die Kälte selbst, so lange sie den Organismus nicht zerstört, durch niedere Thermometerstände die mittlere Temperatur des Jahres deprimiren kann, ohne daß dadurch sich auffallende Differenzen in den periodischen Erscheinungen der Vegetation zeigen. In Beziehung auf diese ist vielmehr der Zustand zu beachten, in welchem sich die Pflanze vor Eintritt des Winterschlafes befand, und ebenso die Lichtmenge, welche die Pflanze empfängt.

Endlich bestimmt Qu., übereinstimmend mit Schübler, die Differenz, welche in der Entwicklung der Pflanze durch Einen Breitegrad bewirkt wird, gleich der durch eine Höhe von 100 Metres hervorgerufenen auf 4 Tage, doch nur insoferne als diese geographischen Unterschiede die Ursachen sind verschiedener Temperaturen.

Außer den angeführten Tabellen 1 — 12 schließt H. Qu. noch folgende seinem Werke an:

Die Tabellen 13 — 14 C enthalten die mittleren Entwicklungsphasen von Pflanzen nach mehrjährigen Beobachtungen zu Brüssel in chronologischer Ordnung. Die Tab. 15 vergleicht diese Erscheinungen mit der Summe der Temperaturen und ihrer Quadrate. Die Tab. 18 — 21 enthalten die alphabetischen Zusammenstellungen der Entwicklungszeiten nach den Beobachtungen an sämmtlichen angeführten Punkten von 1841 — 1845 und die Tab. 1822 A bis D liefern die daraus gezogenen Mittel der Zeitdifferenzen zwischen Brüssel und den Beobachtungspunkten, wie sie in den Mém. enthalten und aus denselben im Bericht I. im Auszuge mitgetheilt worden sind.

Tab. 23 legt die Beobachtungen über die Entwicklungszeiten einjähriger Pflanzen vor Augen, die in Samen von gleicher Herkunft und zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten gesucht waren.

Endlich vergleicht die Tabelle 24 die fünf Vegetationsphasen unter sich nach der geographischen Lage (Länge, Breite, Höhe), der Temperatur des Jahres, der Jahreszeiten und der Monate. In dieser Tabelle sind auch außereuropäische Punkte aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juli.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Codex diplomaticus fuldensis. Herausgegeben von Ernst Friedrich Johann Dronke. 1.—3. Lieferung. Cassel, Druck und Verlag von Theodor Fischer. 1847. 4. (bis jetzt 45 Bg. oder 360 Seiten, die Jahre 747—1049 enthaltend).

Seit geraumer Zeit durchforscht Unterzeichneter die 1. und 2., seit Kurzem auch die 3. Lieferung dieser reichhaltigen Urkundensammlung, welche im Ganzen 60 Bg. stark werden, und bis zum J. 1315 vorrücken soll. Es fehlt uns also noch die 4. Lieferung, überdies Haupttitel, Vorrede, Einleitung und die beiden Register (die Orts- und Personennamen verzeichnend); letzteren Abgang empfinden wir besonders schmerzlich.

Längst hätte nun Unterzeichneter, den Wünschen eines befreundeten Geschichtsforschers nachgebend, eine Anzeige dieses, nicht bloß für das Ländchen Buchen, sondern für das ganze westliche Deutschland wichtigen Quellenwerkes geliefert, hätt' er nicht die Erscheinung der 3. Lfg. abwarten zu müssen geglaubt. Nach jahrelangem Harren kam sie endlich am 16. März d. J. in seine Hände, ohne jedoch die Absicht des Harrens zu befriedigen. Der Berichterstatter glaubte nämlich, mit der 3. Lfg. würden sich die Traditiones fuldenses von Pistorius, welche die Jahre 760—1157 umfassen, und meist Schenkungen aus dem Grab-, und Tullifelde, dann aus dem Wern-, Saal-, Asch- und Sinngaue (jetzt meistens bayerisch) enthalten, abschließen. Dies war aber, wie man sieht, nicht der Fall, indem die vorliegende 3. Lfg. mit dem September d. J. 1049 abbricht.

Vor Allem muß man es als eine besonders günstige Fügung des Geschickes betrachten, daß Dr. Dronke, welcher in ganz andrer Gegend das Licht der Welt erblickte *), aus der Reingegend nach Fulda gezogen ward, und dort sogleich die seit länger als 100 Jahren ruhende Urkundenwelt Buchen's mit kräftiger Hand aus dem Schlummer zu rütteln begann. Die büchischen und hessischen Gelehrten wurden seither nicht müde, die bekannten Alterthümer des Jesuiten Brower, besonders aber die verfälschten und längst nicht mehr genügenden Schenkungen des Lützelnburgers Schannat hundertfach abzuschreiben und zu erläutern; Keiner wagte sich aber an die erneute Vergleichung und

*) Dr. Ernst Dronke ward am 28. Juni 1797 zu Falkenberg in Oberschlesien geboren, besuchte die Gymnasien zu Leobschütz und Breslau, hierauf die Hochschulen zu Breslau und Berlin, erhielt im J. 1819 eine ordentliche Lehrerstelle am Gymnasium zu Koblenz, endlich am 21. Juni 1841 von der kurhessischen Regierung zu Kassel die Ernennung als Direktor und erster Lehrer des Gymnasiums zu Fulda, und ward als solcher am 21. Sept. dess. J. in sein neues Amt eingeführt. Sieh: Examinis solemnia in gymnasio fuldensi diebus 14., 15. et 16. m. Martii a. 1842 publice celebranda indicit Ernestus *Dronke*, Dr., gymnasii director (Fulda 1842. 4.), 27. u. 28. S. Hier sind auch Dronke's Schriften (12 an der Zahl) verzeichnet.

Herausgabe der großentheils noch vorhandenen Originale, was vielleicht gut war, indem erst unsere Zeit durch J. Grimm's und Schmeller's umfassende Sprachforschung die Mittel gewann, etwas Tüchtiges auf diesem Felde zu leisten.

(Fortsetzung folgt).

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques de plantes.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag.

(Schluß.)

III. Gleichzeitig mit Quetelet's Untersuchungen, aber unabhängig von ihnen und nach selbstständiger Methode, hat C. Fritsch seine Beobachtungen der Vegetationsphasen angestellt. Seine Methode wurde von ihm bereits im I. Jahrgange von C. Kreil's magnetischen und meteorologischen Beobachtungen zu Prag (vom July 1839 bis July 1840) bekannt gemacht, sie hat aber in den Vorreden zu den in den spätern Jahren nachfolgenden Berichten von ihm manche Verbesserungen erhalten, deren Summe ihr folgende Gestalt ertheilt.

1. Das Beobachtungsgebiet ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt Prag, dessen Halbmesser eine geographische Meile beträgt.

2. Gegenstand ist die jährliche Periodicität, und vom J. 1842 an auch die tägliche Periodicität in den Lebenserscheinungen gewisser bezeichneter, wildwachsender Pflanzen, mit gesonderter Berücksichtigung der cultivirten.

3. Aus diesen Lebenserscheinungen werden bestimmte Entwicklungsstufen (Phasen) der Pflanzen hervorgerufen und ihre Zeit angemerkt.

4. Diese Zeiten werden in fünftägige Epochen zusammengezogen.

5. Jeder solchen Epoche wird der in ihrem Zeitraume an einem Observatorium beobachtete meteorologische Zustand beygesetzt: nämlich der Luftdruck, die Temperatur der Luft im mittleren Werthe ausgedrückt, ebenso die des Bodens (zu 1′,5; 2′,5, 3′,5; 4′,5 und 5′,5), die Spannung der Dünste; Heiterkeitsgrad der Atmosphäre, die Regenmenge, Windstärke. Ferner ist auch die jährliche Dauer und Dicke der Schneedecke angemerkt, so wie die Temperaturen zweyer Quellen gleichzeitige Erwähnung finden.

Es ist zur arithmetischen Behandlung der Aufgabe nöthig, den Werthen der periodischen Erscheinungen des Pflanzenlebens numerische Ausdrücke zu geben, daher Fritsch folgende Zeichen in Anwendung bringt:

A. Für die jährliche Periodicität:

+ 11	bedeutet	Anfang der Blattknospenentwicklung,
+ 10	„	Mitte,
+ 9	„	Ende.
+ 8	„	Anfang der Blattentwicklung,
+ 7	„	Mitte,
+ 6	„	Ende.
+ 5	„	Anfang d. Blüthenknospenentwicklung,
+ 4	„	Mitte,
+ 3	„	Ende.
+ 2	„	Anfang der Blüthe,
+ 1	„	halbe Blüthenfülle,
0	„	Blüthenfülle,
— 1	„	halb verblüht,
— 2	„	verblüht.
— 3	„	Anfang der Fruchtentwicklung,
— 4	„	Mitte,
— 5	„	Ende.
— 6	„	Anfang der Fruchtreife,
— 7	„	Mitte,
— 8	„	Ende.
— 9	„	Anfang der Farbenänderung,
— 10	„	Mitte,
— 11	„	Ende.
— 12	„	Anfang des Laubfalles,
— 13	„	Mitte,
— 14	„	Ende.

Diese Zeichen werden in der Beobachtung angewendet; für die Zusammenstellung der berechneten Mittel ergeben sich dann:

$+ 10 \left(= \frac{+ 11 + 10 + 9}{3}\right)$ = Blattknospenentwicklung; + 7 = Blätterung; + 4 = Blüthenknospenentwicklung; ± 0 = Blüthenfülle; — 4 = Fruchtentwicklung; — 7 = Fruchtreife; — 10 = Blattentfärbung; — 13 = Laubfall.

Es wurde eine noch nähere Bezeichnung der Gliederung, in welche jede Phase zerfällt, für nöthig erachtet, und zwar bedeutet Anfang z. B. der Blüthenphase, daß die Pflanze schon einzelne entwickelte Blüthen trug, Mitte (Fülle) der Blüthe, daß sie mit der größten Menge entwickelter Blumen prangte, Ende der Blüthen, wenn nur noch einzelne Blumen bemerkt werden. Der Anfang der Blattentwicklung will bedeuten, daß einzelne Blätter ausgebildet sind; die Mitte, wenn es bey der Hälfte der Blätter der Fall ist, und das Ende, wenn die Mehrzahl oder alle Blätter entwickelt sind.

B. Zeichen für die tägliche Periodicität:

Der Grad der Oeffnung der Blüthe (= B) wird durch Zahlen ausgedrückt in dem Verhältnisse, daß B = 100 eine vollkommen offene, radförmig ausgebreitete Blüthe; B = 0 eine geschlossene bedeutet; B = 200 aber eine zurückgeschlagene anzeigt.

Der Schwierigkeit, die sich überhaupt der Zeitbestimmung der Entwicklungsphasen aus dem Mangel an scharfen Grenzen zwischen denselben darbietet, weiß H. Fritsch dadurch zu begegnen, daß er jede Pflanze so oft aufzeichnet, als sie sich in verschiedenen Momenten darbietet.

Bey der Ungleichheit der meteorologischen Bedingungen auf einem so ausgedehnten Areale wurden auch bey jeder Beobachtung die modificirenden Einflüße berücksichtiget; nämlich die Nähe größerer Wasserflächen, die = (W) bezeichnet wird, ferner die Exposition nach den Himmelsgegenden (W., O., N., S.), die Insolation (I = sonnig, I′ = indifferent und I″ beschattet), der Standort (H = auf Hochebenen und F = Felsen.)

Außer den Vegetationsphasen sind am Leben der Pflanzenindividuen noch andere Wirkungen der meteorologischen Einflüße zu beobachten, welche nicht übergangen werden. Die Zeichen dafür sind: k = verkrüppelte Pflanzen; g = ungewöhnlich große Entwicklung, w = welke Pflanzen, v = vertrocknete Pflanzen, f = erfrorne Pflanzen. Eine Entwicklungsstufe, welche die Pflanze zum zweitenmale im Jahre erreicht, wird mit dem Exponenten 2 bezeichnet. Die übermäßige Entwicklung einer Phase zeigt ein Sternchen (*) an, die verkümmerte ein Strich durch die Nummer z. B. Ø.

Die Resultate der vom Jahre 1840 — 1846 aufgezeichneten Beobachtungen sind in den magnet. und meteor. Beobachtungen Jahrg. VII. S. XXXIII. ff. enthalten. Sie zerfallen in zwey Abtheilungen. Die Abth. A. enthält die mittleren Epochen der verschiedenen Entwicklungsphasen, über welche eine vollständige Reihe fünfjähriger Beobachtungen vorlag.

In der Abtheilung B., welche zugleich als Verzeichniß der beobachteten in der Abtheilung A. vorkommenden Pflanzen dient, wird der Einfluß des Standortes und der Insolation auf die Epochen der Entwicklungsphasen bey mehreren Pflanzen nachgewiesen. Die Zahlen, durch + oder — den durch Gleichheitszeichen verbundenen Buchstabenzeichen angehängt, zeigen an, um wie viel Tage die Entwicklungsphasen bey verschiedener Exposition oder Insolation des Bodens früher oder später eintreffen.

Im Jahrg. IV. S. 91 findet sich eine interessante Schilderung von den Wirkungen der denkwürdigen Dürre des Jahres 1842 auf die Vegetation, die allerdings den bekannten Satz, daß die Dürre ähnliche Wirkungen wie die excessive Kälte äußere, bestätigen. Bey einer Temperatur, welche die Höhe von + 18°,40 R. erreichte, herrschte im Sommer ein Regenmangel, der im August den höchsten Grad erreichte, nachdem einmal 4 Wochen hindurch kein Tropfen Regen gefallen war. Die Vegetation vertrocknete. Regen, welche sich im September einstellten, belebten sie wieder, wie die wiederkehrende Wärme im Frühling die durch Fröste niedergehaltene.

Nach dem Bekenntnisse des Hrn. Fritsch gewähren diese Resultate, 5jährigen Beobachtungen entnommen, noch keineswegs die vollständige Sicherheit und ist hiezu eine Fortsetzung derselben durch mehrere Decennien erforderlich.

Etwas undeutlich scheint uns die Bezeichnung der Blattknospenentwicklung ausgesprochen. Der Botaniker weiß, daß diese bey vielen Pflanzen den Zeitraum fast eines ganzen Jahres umfaßt. Bey Syringa werden z. B. die Blattknospen fast gleichzeitig mit der Vollendung des Blattes, in dessen Achsel sie stehen (im Klima Münchens Anfangs Mai), gebildet, und erlangen dann das Ende ihrer Entwicklung erst gegen dieselbe Jahreszeit des folgenden Jahres. Da es hier vor allem auf eine präcise Bestimmung des zu beobachtenden Erscheinungsmomentes ankommt, so dürfte diese Stufe eine schärfere Bezeichnung verlangen. Als solche dürfte hier und überhaupt bey Pflanzen mit verhüllten Knospen der Moment anzunehmen seyn, wo aus den sogenannten Schuppen (oder perulis) die Laubblätter hervortreten — also der erste Moment ihres Sichtbarwerdens.

H. Fritsch vermißt bey den verschiedenen Pflanzen das Vorhandenseyn analoger Entwicklungsstufen, z. B. bey den krautartigen und holzartigen Gewächsen (Jahrg. IV. S. 106). Der Botaniker kann wohl auch hier die Zahl dieser Mängel vermindern, da er die Uebereinstimmung analoger Erscheinungen hierin kennt, z. B. des Oeffnens eines Turio der Paeonia mit dem Oeffnen einer Knospe bey Aesculus. Das sind sichtbare Zeichen, welche der Beobachtung direct zugänglich sind und unter sich in Uebereinstimmung treten. Ueberhaupt ist an diesem Mangel hauptsächlich nur die botanische Terminologie Schuld. Es müßte eigentlich für den Zweck solcher Beobachtungen nur in der Beschaffenheit des perennirenden Stengeltheiles, der die Knospe trägt, und in der Knospe selbst ein wichtiger Unterschied berücksichtiget werden, wornach der Stengeltheil ein überirdischer (truncus, caudex etc.) oder ein unterirdischer (rhizoma, bulbus, tuber, soboles) seyn kann. Es ist begreiflich, daß hiernach gemäß den verschiedenen Einflüßen der umgebenden Medien (der Luft- und der Bodenwärme) das Verhalten der Knospe verschieden seyn muß. Die Knospe hinwiederum kann die Merkmale ihrer Entwicklungsstufe verschieden gestalten, je nachdem sie eine nackte oder verhüllte ist. Dieser Unterschied tritt oft bey verwandten Pflanzen ein, z. B. zwischen Viola mirabilis und Viola canina, Viburnum Opulus und Vib. Lantana und erschwert hier die Vergleichung paralleler Zustände. Wenn es sich lediglich darum handelt, das Verhalten der nämlichen Pflanzenarten unter verschiedenen Einflüßen zu beurtheilen, so wird es hinreichen, irgend einen scharf bestimmten Ausdruck der Phase festzuhalten: soll aber das Verhalten hierin verschiedener Pflanzen unter sich verglichen werden, so wird es wesentlich darauf ankommen, gleiche Werthe in den verschiedenen Zuständen zu bestimmen. Quetelets Bestimmung, welche das Freywerden der oberen Seite des Blattes zum Anhaltspunkte nimmt, dürfte hier gewiß zu empfehlen seyn.

Einer schärferen Umgrenzung dürfte auch die Bestimmung der beginnenden Fruchtreife bedürfen.

Bey der Berücksichtigung, welche H. Fritsch den verschiedenartigen Einflüßen auf das Pflanzenleben hat angedeihen lassen, erscheint noch die Frage zuläßig, ob auf einem Bezirke, wie die Umgebung Prags, nicht auch die Elevation des Bodens so weit in's Spiel trete, daß sich durch sie bedingte verschiedene Zustände im Pflanzenleben wahrnehmen lassen.

Diese Bemerkungen mögen indeß keineswegs die Absicht haben, den äußerst verdienstvollen Arbeiten des H. Fritsch ihren wissenschaftlichen Werth zu schmälern. Die Pflanzengeographie hat durch sie ein wichtiges Material gewonnen, dessen Erweiterung durch Vervielfältigung ähnlicher Arbeiten an andern Punkten gerade nach der von ihm gepflogenen Methode vor jeder andern zu empfehlen ist: namentlich wenn noch die oben geäußerten Bedenken, und wo es thunlich ist, auch die Elevationen dabey Berücksichtigung finden. Ueberdieß haben diese Beobachtungen noch den Vorzug, daß sie sich auf wilde Pflanzen beziehen, wenn gleich hiemit der Nachtheil verbunden ist, daß auf einem so umfangsreichen Beobachtungsbezirk möglicherweise noch andere Temperaturdifferenzen intercediren, die keineswegs von den angegebenen Einflüßen bedingt werden, und ohne daß es zugleich möglich ist, überall und jederzeit ein Maaß an sie zu legen, wodurch ihr Werth mit der Größe der Wirkung zum Genügen der Wissenschaft verglichen werden könnte. S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Codex diplomaticus fuldensis.

(Fortsetzung).

Und wahrlich, es war hohe Zeit, daß sich Hr. Dronke der mühevollen Wiedergeburt der büchischen Geschichts-Denkmähler unterzog! Denn es vergeht kein Jahr, wo nicht irgendwo in Europa alte Sprach- oder Geschichtsquellen durch Plünderung oder Brand ihren Untergang finden *).

*) Man denke nur an die Zerstörung des kostbaren Archives zu Barcelona durch Espartero; man denke ferner an den (am 31. Okt. 1848) brennenden Flügel der wiener Burg, welcher die Handschriften enthält! Wie unersetzlich wäre der Verlust gewesen, hätte man nicht noch zeitig den Brand gedämpft! — Um aber der gelehrten Welt zu zeigen, welchen Verlust nicht etwa Buchen, sondern ganz Deutschland durch Vernichtung, oder [will's Gott nur] Verschleppung der fuldaer Handschriften erlitt, wollen wir hier Folgendes mittheilen.

Im 9. Jahrhunderte (Hr. Dronke [Trad. Vorr. IV. S.] glaubt, unter dem Abte Hraban, also in den J. 822—842) wurden sämmtliche, dem hl. Bonifaz gemachte Schenkungen nach Gauen geordnet und in 8 Handschriften eingetragen, die Originalblätter aber beseitigt. Von diesen 8 Handschriften hat sich eine erhalten (sieh II. b.); eine zweite ward durch den Abdruck des Pistorius vom J. 1607 gerettet (sieh II. d.), die 6 übrigen sind verschwunden.

In den J. 1152—1165 machte der fuldaische Mönch Eberhart Auszüge aus den Schenkungen niederer Wohlthäter, indem er erstere nach den Gegenden in 11 Abtheilungen brachte, und diese mit gewissen Überschriften versah, ohne jedoch anzuzeigen, welcher der 8 Handschriften jede Abtheilung angehöre. Diese Nachlässigkeit hat grobe Irrthümer hervorgerufen! — Um nun den ungeheuern Reichthum des Benediktiner-Stiftes zu Fulda, mehr aber noch, um die Größe des Handschriften-Verlustes erkennen zu lassen, theilen wir hier die Überschriften obiger 11 Abtheilungen aus Eberhart mit, und fügen deren Fundort in Dronke's Abdrucke bei.

Mich wundert nur, daß sich bei den schrecklichen Stürmen, welche in den Jahren 744—1816

I. **Worms-** und **Reingau, Elsaß** und — **Grabfeld.** Eberhart I. 137. a. — 143. a. = 3. Kap. bei Dronke; im Cod. dipl. bezeichnet mit C. [erhalten].

II. **Folkfeld, Gollach-, Tauber-, Jagst-, Nan-** und **Badanachgau.** Eberhart 143. a. — 149. b. = 4. Kap. bei Dronke [verloren].

III. **Saal-** und **Werngau.** Eberhart 150. a. u. b., dann 157. a. — 162. b. = 5. Kap. bei Dronke; im Cod. dipl. bezeichnet mit P. I. 445. ff. [erhalten].

IV. **Hessen, Lahn-** und **Angergau, Lothringen** und **Westfalen.** Eberhart 153. a. — 156. b. und 145. a. — 148. b. = 6. Kap. bei Dronke [verloren].

V. **Friesland.** Eberhart 163. a. — 170. b. = 7. Kap. bei Dronke [verloren].

VI. Schenkungen einiger **Treuen.** Eberhart 170. b. — 171. b. = 8. Kap. bei Dronke [verloren].

VII. **Düringen.** Eberhart II. 83. b. — 90. b. = 38. Kap. bei Dronke [verloren].

VIII. **Grabfeld** und **Tullifeld.** Eberhart 90. b. — 99. b. = 39. Kap. bei Dronke; im

über das Ländchen Buchen dahinbrausten, noch Soviel rettete, als uns Hr. Dronke nachwies. Dies als nöthige Einleitung!

Bevor wir zur Beurtheilung des Codex diplomaticus fuldensis übergehen, müssen wir unsere geehrten Leser zuerst mit dem Vorläufer desselben bekannt machen, welchen Direktor Dronke 3 Jahre früher erscheinen ließ; er trägt folgende Aufschrift:

„Traditiones et antiquitates fuldenses. Herausgegeben von Ernst Friedrich Johann Dronke. Mit einem Steindruck[e]. Fulda, C. Müller'sche Buchhandlung (G. F. Euler). 1844. 4. (XVI u. 244 S.)."

Auf der Kehrseite des Titelblattes steht (was wir zur Entschuldigung der vielen Druckfehler beifügen müssen): „Gedruckt bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M."

Dieses Werk fand bereits dreifache Anzeige oder Beurtheilung, nämlich

a) in München: Gelehrte Anzeigen, 20. Bd. (München 1845. 4.), Nr. 21. Verfasser: Friedrich Kunstmann.

b) in Halle: Allgemeine Literatur-Zeitung v. J. 1845, 2. Bd. (Halle und Leipzig 1845. 4.), Nr. 226. Verfasser: G. [Gervinus?].

c) in Leipzig: Neue jenaische allgemeine Literatur-Zeitung (Leipzig 1846. 4.), Nr. 175. Verfasser: E. G. Förstemann in Nordhausen.

Nun sollte man glauben, vorstehendes Werk wäre genugsam beurtheilt; Dies ist aber keineswegs der Fall, indem die gröbsten Irrthümer ungerügt blieben, und die, übrigens ehrenwerthen, Beurtheiler überhaupt geringe Quellen- und Ortskenntniß verriethen. Es fand sich also der Verfasser dieser Zeilen, ein geborner Büchner, veranlaßt, obige 3 Beurtheilungen, sowie die Traditiones selbst, einer scharfen Prüfung zu unterwerfen, und Alles aufzuzeichnen was er Mangel- oder Fehlerhaftes darin fand. Diese Arbeit ist zu einer ganzen Abhandlung angewachsen, und würde hier schon mitgetheilt, wenn es der dieser Anzeige zugemessene Umfang gestattete. Wir können also hier nur die Ergebnisse unserer Forschungen liefern, was, um Vorgriffe zu vermeiden, am Schlusse geschehen wird.

Nun zum Codex diplomaticus fuldensis!

I. Äußere Form.

Über das Äußere unseres Codex haben wir Folgendes zu berichten:

1) Der Titel ist (wie man sieht) halb lateinisch und halb deutsch.

2) Die deutsche Hälfte, sowie die ganze Zugabe des Herausgebers, ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt.

3) Am Anfange der Silben und Wörter stehen, ohne alle Rücksicht auf die Schreibweise der Urkunden, zumal der Originale, überall Schluß-Esse (s); die urkundlichen Anfangs-Esse (ſ) sind ohne einen Laut der Entschuldigung, sowohl am Anfange als Ende der Wörter, auch durchaus im Neudeutschen, verabschiedet.

4) Die eignen Namen der Urkunden sind nach bloßer Laune bald durchschossen, bald nicht; sie erhielten ferner, ohne Rücksicht auf die Urkun-

---

Cod. dipl. bezeichnet mit P. II. 495. ff. [erhalten].

IX. **Bayern** und **Schwaben**. Eberhart 100. a. — 102. a. = 40. Kap. bei Dronke [verloren].

X. **Sachsen** und **Friesland**. Eberhart 102. b. — 107. b. = 41. Kap. bei Dronke [verloren].

XI. **Maingau** und **Wetterau**. Eberhart 108. a. — 115. b. = 42. Kap. bei Dronke [verloren].

Wie man sieht, sind von diesen 11 Nummern 1., 3. und 8. erhalten, die übrigen sämmtlich verloren. Daß die Nummern 3. und 8. in einer Handschrift standen, werden wir unten zeigen. Wer sich über die Plünderung und Vernichtung der kostbaren Handschriften-Sammlung zu Fulda genauer unterrichten will, der verschaffe sich folgendes seltene Büchelchen:

„Katalog und Nachrichten von der ehemaligen, aus lauter Handschriften bestandenen [so!] Bibliothek in Fulda. Leipzig und Frankfurt a. M. 1812. 8." — Verfasser: Archivar Nikolaus Kindlinger.

den, durchgehends große Anfangsbuchstaben.

5) Die störenden Punkte der Urkunden sind einerseits beibehalten, andrerseits neuere Unterscheidungszeichen auffallend gespart; überhaupt ist zum schnellen Auffassen der Urkunden Wenig gethan.

6) Aus ganzen Urkunden sind öfters Bruchstücke gemacht, welche in ihrer Verstümmelung den Leser gar widrig angrinsen.

7) Im Neudeutschen zeigen sich häufige Beugsünden u. a. Nachlässigkeiten, welche ein Schulmann meiden sollte.

8) Druck und Papier sind gefällig; an Les-, Schreib- und Druckfehlern ist aber kein Mangel, besonders in Zahlen und Lesarten.

II. Quellen.

Unser Coder enthält die Privilegien der Päpste, die Freiheitsbriefe der Könige und Kaiser, endlich die Schenkungen sämmtlicher Wohlthäter von der Stiftung des Benediktiner-Klosters zu Fulda (im J. 744) bis zum J. 1315. Warum der Markstein zu diesem Jahre gesetzt ward, erfahren wir nicht. Obige Abdrücke flossen aus vier Quellen, welche sind:

a) die im Landes-Archive zu Fulda *) aufbewahrten Original-Urkunden und einzelnen alten Abschriften (8.—14. Jh.);

b) das alte Chartularium, welches die Schenkungen in den Reingegenden enthält (8.—11. Jh.);

c) die beiden Handschriften des Mönches Eberhart (8.—12. Jh.); endlich

d) die gedruckten Schenkungen des Pistorius (8.—12. Jh.).

*) Zwei dieser Urkunden befinden sich im kön. allgem. Reichsarchive zu München, nämlich die 57. Nr. (Urk. vom 7. Jänner 777) und die 60. Nr. (Urk. vom 8. Okt. 777). Von jener fertigte Unterzeichneter Hrn. Dronke auf dessen Bitte am 28. Jän. 1845 eine buchstäbliche Abschrift; von dieser konnt' er damals nicht einmal erfahren, daß sie in München liege. Mit gütiger Erlaubniß seines damaligen Vorstandes, Freiherrn von Freyberg, verwendete er drei Tage auf obige Abschrift, indem er am ersten Tage die krausen und verschlungenen Züge der Urkunde einstudierte, und die beiden Abdrücke (Schannat Trad. 51. und Mon. boica 28. Bd. [Monachii 1829. 4.] 1. u. 2. S.) damit verglich; am zweiten die Abschrift Zug für Zug veranstaltete, am dritten endlich die Abschrift abermals Zug für Zug mit dem Originale verglich, und Erläuterungen beifügte. Daß er nach solcher Mühe einen buchstäblichen Abdruck erwartete, war natürlich; Hr. Dronke zog aber dem ehrwürdigen Denkmahle die neumodische Jacke an, weßhalb Unterzeichneter Nichts mehr mit ähnlichen Dienstleistungen zu thun haben will.

Erst am 23. Nov. 1847, als die 1. Lieferung des Coder bereits erschienen war, konnte der Verfasser dieser Zeilen die hammelburger Markbeschreibung (Cod. 60.) in der Kanzlei des kön. Reichsarchives vergleichen und abschreiben. Es ist ein herrliches Denkmahl, äußerst schön und deutlich geschrieben, und nirgends verletzt. Der Urdruck von Schannat (Buchon. 423. S.) wimmelt von Fehlern; ebenso die 3 Nachdrücke von Maßmann (die deutschen Abschwörungsformeln 192. S.), Reuß (wirzburger Archiv VI. 1. 92.) und Dronke (a. a. O.). — Da unser eigner Abdruck noch nicht sobald erscheinen kann, liefern wir hier die richtigen Lesarten nach der Urschrift: hafmar . . . . Et descriptuf . . . . primum de falu . . . in nendichen ueld . . . in thie teofun gruoba. inde in Bineffirft then uueftaron. inde in perenfirft . . . inde in lûtibrunnon . . . inde in thie teofun clingun. inde in hunzesbah . . . . inde in mittan eichinaberg . . . inde in theo teofun clingun unzi themo brunnen . . . .

Viele Urkunden mußten leider auch nach Schannat's Abdrücken wiedergegeben werden, welchem Originale oder alte Abschriften zu Gebote standen, deren Auffindung Hrn. Dronke nicht möglich war.

Nun wollen wir unsere werthen Leser etwas genauer mit den viererlei Quellen des Codex dipl. fuld. bekannt machen, um ein Urtheil über dieselben zu vermitteln.

Zu a). Hr. Dronke gibt unter jeder Urkunde genau an, ob sie eine Original-Urkunde, oder eine einzelne alte Abschrift sei; oder ob sie im alten Chartularium, oder in den Handschriften Eberhart's abschriftlich, oder endlich in des Pistorius Werke gedruckt enthalten sei. Haben die Originale noch besondere Merkmahle, sind sie z. B. ohne Siegel, erloschen, abgerieben, durchlöchert oder verstümmelt, so erfahren wir Dies gleichfalls. Daß Hr. Dronke, welcher kein zünftiger Archivar ist, hiebei unsägliche Mühe hatte, kann man leicht denken. — Übrigens sind uns viele Urkunden im Originale, und zugleich in mehreren Abschriften oder Abdrücken erhalten worden, was die Forschung sehr erleichtert.

Zu b). Nach dem Berichte Eberhart's (2. Bd., 162. Bl. a. = 65. Kap. in Dronke's Tradit.) waren sämmtliche, dem hl. Bonifaz gemachte Schenkungen in acht Handschriften (codicelli, d. h. Quartbände) eingetragen, und diese standen in der Buchkammer (in librario) des Benediktinerstiftes zu Fulda. Von diesen 8 Handschriften hat sich nur eine gerettet; sie ist eben unser Chartularium (Pghs. des 9. Jh. ff. in 4., 86 Blätter enthaltend, von verschiedenen Händen geschrieben, und im Cod. dipl. bezeichnet mit C.), und wird im Archive zu Fulda aufbewahrt. Eine

zweite von obigen 8 Handschriften verirrte sich in die zollerische Bibliothek (Schloß Hohenzollern? oder Hechingen?), wo sie Pistorius um's J. 1606 fand, und abdrucken ließ (Frankf. a. M. 1607. Fol.); doch davon unten! Die übrigen 6 Handschriften sind spurlos verschwunden; ihren Inhalt kennen wir jedoch durch die Auszüge Eberhart's (I. 137. a. — 171. b. und II. 83. b. — 115. b., abgedruckt in Dronke's Tradit. 3.—8., dann 38.—42. Kap.). — Durch den mangelhaften Bericht Dronke's erfahren wir wohl, daß die älteste Schenkung im fuldaischen Chartularium die des Adalberct zu Mainz vom 24. Jän. 750 (Cod. dipl. 2.) ist, nicht aber, welches die jüngste ist, was wir doch wissen mußten, um das Alter der Handschrift zu bestimmen. Darf man einer Randbemerkung in Schannat's Traditionen trauen, so wäre die jüngste Schenkung im Chartularium die Ruocelin's von Aldenfelt (um d. J. 1058, Schannat's Trad. 611., Eberhart 3. 218.); folglich ginge das Alter dieser Handschrift nicht über das 11. Jh. hinaus. — Ebenso Wenig erfahren wir in Betreff andrer Merkmahle unseres Chartulariums; die zollerische Hs. war in 3 Bücher eingetheilt, und jede Schenkung hatte eine besondre Aufschrift; ob Dies auch beim Chartularium der Fall war, und wie viele Schenkungen es überhaupt enthielt, darüber herrscht tiefes Stillschweigen bei Hrn. Dronke.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juli.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Codex diplomaticus fuldensis.

(Fortsetzung).

Zu c). Über das Leben und den Tod des fuldaischen Mönches **Eberhart** (nicht Eberhard, wie Hr. Dronke, auch nicht Ebirhardus wie Schannat schreibt) konnt' ich bis jetzt nicht Mehr auffinden, als was er selbst äußert, und Dronke in der Vorrede zu den Traditionen mitgetheilt hat. Unter dem Kaiser Fridrich I. und unter dem Abte Markwart I. zu Fulda, also in den J. 1152—1165, mußt' er auf Anordnung des genannten Abtes

a) die dortigen Urkunden der Päpste, Könige, Kaiser und **vornehmen** Wohlthäter wiederholt abschreiben;

b) aus den Schenkungs-Urkunden **niederer** Wohlthäter Auszüge machen *);

c) neue Dienst- und Zinsregister anlegen.

Diese Arbeit Eberhart's, wozu der Kellermeister Duto das Pergament lieferte, füllt 2 Folio-

*) Durch diese Urkunden-Auszüge gelangte Eberhart unstreitig zur Kenntniß der deutschen Geschichtsforscher; Schannat gab dieselben unter dem Titel:

„Ebirhardi, monachi fuldensis, summaria traditionum veterum",

in 8 Kapitel eingetheilt, am Schlusse seiner Traditionen (280.—316. S.) zuerst heraus. Hätte sie Schannat so bekannt gemacht, wie sie Eberhart I. 137. a. — 171. b. und II. 83. b. — 115. b. niederschrieb, so wäre Letzterem das verdiente Lob nicht ausgeblieben. Schannat aber warf diese Auszüge, um sie vermeintlich zu ordnen, wild durcheinander, und zerriß damit auch den Faden, welcher zu ihrem richtigen Gebrauche und Verständnisse leiten konnte. Ob er übrigens den Zusammenhang der Auszüge mit den uns erhaltenen Urkunden völlig erkannte, bleibt zweifelhaft, da er hierüber schweigt; es würde aber von großem Stumpfsinne zeugen, wenn er ihn nicht erkannt hätte. Schannat's Willkür zog also dem guten Eberhart heftigen Tadel zu, indem man ihn einen Falsarius nannte, ja seine Arbeit als unecht ganz über Bord zu werfen sich anschickte.

Der benachbarte Forscher Helfrich Bernhart **Wenck** (Hessische Landesgeschichte, 2. Bd. [Frankfurt und Leipzig 1789. 4.], 410. S., Anm. k.) nannte ihn auch wegen zweier, angeblich falsch geschriebenen Ortschaften einen „albernen Koncipisten," da doch Eberhart bei all diesen Auszügen gar Nichts koncipierte, sondern die Ortsnamen meist so wiedergab, wie er sie vor sich hatte, aber dieselben gewöhnlich verjüngte.

Diese Verunglimpfungen fallen nunmehr größtentheils weg, seitdem wir Eberhart's Auszüge durch Dronke's Sorgfalt in unzerrissener und unverfälschter Gestalt vor uns liegen haben. Nun erst kann der Geschichtsforscher den rechten Gebrauch von denselben machen, auch die vollständigen Urkunden, so weit sie zugänglich sind, damit vergleichen. Dies that der Verfasser dieser Zeilen seit einem Jahre, und verdankt dieser angenehmen Arbeit eine viel schärfere Einsicht in die Geschicke seines unglücklichen Vaterlandes, als er sie früher durch Schannat's ungenaue Schriften gewann. Dabei drang sich ihm aber doch wieder die Überzeugung auf, daß auch bei dem Mönche Eberhart an Nachlässigkeiten und Irrthümern kein — Mangel sei.

bände, welche noch vorhanden sind, und im Archive zu Fulda aufbewahrt werden. Der erste Band zählt 177, der zweite 196 Blätter; im ersten Bande fehlen das 2. und 3. Blatt der 1. Lage, und das 145. — 156. Bl. sind verbunden. Um unsern Lesern eine genaue Übersicht über beide Bände zu geben, könnten wir wohl deren Inhalt nach Dronke (Vorr. der Tradit. V. S. ff.) mittheilen, fürchten aber, die Geduld derselben zu ermüden, und bemerken deßhalb nur, daß noch Manches darin steht, was sich nicht allgemein bezeichnen läßt, auch mehrere Einleitungen, welche Dronke mit Recht vollständig abdrucken ließ.

Zu d). Dr. Johann Pistorius (geb. am 4. Febr. 1546 zu Nidda in Hessen, gest. als konstanzischer und baselischer Domherr im J. 1608 zu Freiburg im Breisgaue) entdeckte um's J. 1606 in der Büchersammlung des Grafen Johann Georg von Zollern das Kleinod der fuldaischen Schenkungen, welche er unter der Aufschrift: „Germanicarum antiquitatum thesaurus, vel traditionum fuldensium libri tres“ zuerst herausgab, und zwar in folgendem Werke:

„Rerum germanicarum veteres iam primum publicati scriptores VI, in quibus praeter reliquos Wippo de Conradi Salici imperatoris vita, et tres antiquitatum fuldensium diu desiderati libri inveniuntur (Francofurti 1607. Fol.), 445. — 588. S.“

Die Seitenzahlen dieses Abdruckes sind von 552—564 unrichtig. Eine 2. Ausgabe soll im J. 1653 zu Frankfurt erschienen sein; ich kenne sie nicht. Eine 3. Ausgabe besorgte Burkard Gotthelf Struve (Ratisbonae 1726. Fol., 841 S., mit Sach- und Personenregister). — Hr. Dronke (XI. S. d. Vorr. zu den Tradit.) schien es zu bedauern, daß ihm Struve's Ausgabe nicht zu Gebote stand; er erfuhr aber bereits zweimal, daß er Wenig daran verlor. Zum Überflusse wollen wir ihm hier noch versichern, daß Struve außer einigen Ergänzungen und Berichtigungen, welche er Schannat's Traditionen entnahm, Blutwenig that, um des Pistorius Text von den zahlreichen frankfurter Setzfehlern zu reinigen, sondern den alten Unflath getreulich wieder aufwärmte.

Die durch Pistorius dem Untergange entrissenen Traditiones fuldenses umfassen die Jahre 760 — 1157, und sind in 3 Bücher eingetheilt. Die älteste v. J. 760 steht bei Pistorius II. 11. a. (498. S.), abgedruckt in Dronke's Cod. dipl. 22. Nr.; die jüngste v. J. 1157 steht III. 40. (586. S.), abgedruckt in Dronke's Tradit. 74. Kap. — Die Schenkungen sind nicht nach der Zeitfolge geordnet, sondern nach Gauen, doch keineswegs so genau, als man glauben könnte.

Das I. Buch zählt 161 Urkunden, und enthält die Schenkungen aus dem Saal- und Werngaue (ausgezogen bei Eberhart I. 150. a. und b., dann 157. a. — 162. b.; Dronke's Tradit. 5. Kap.; im Cod. dipl. = P. 445. ff.). Es kommen hierin auch Schenkungen aus dem Gaue Aschfeld, dem Sinngaue und Grabfelde vor.

Das II. Buch zählt 249 Urkunden, und enthält die Schenkungen aus dem Grabfelde und Tullifelde (ausgezogen bei Eberhart II. 90. b. — 99. b.; Dronke's Trad. 39. Kap.; im Cod. dipl. = P. 495. ff.).

Das III. Buch zählt nur 43 Urkunden (wovon einige undatiert), und enthält Schenkungen aus verschiedenen Gauen; sie gehören, mit wenigen Ausnahmen, dem 12. Jh. an. Eberhart hat davon keine Auszüge veranstaltet; dagegen hat er 10 Nummern dieses Buches ganz geliefert, was Hr. Dronke nur bei drei Nummern anmerkte (nämlich bei 1., 37. und 40.). — Das 3. Buch ist übrigens keine selbstständige Arbeit, wie Hr. Dronke will (IV. S. d. Vorr.), sondern stand schon ursprünglich in der zollerischen Handschrift, wie Dies Pistorius (Vorr.) mit klaren Worten sagt. — Da es mit diesem Buche eine besondere Bewandtniß hat, dessen meiste Urkunden aber (wovon einige im Originale erhalten sind) erst in der 4. Lieferung unseres Codex zum Abdrucke kommen; so versparen wir uns die weiteren Erörterungen desselben auf die Schlußanzeige des Codex dipl. fuld.

Bei der großen Wichtigkeit der zollerischen Traditiones fuldenses für das jetzige Nordbayern und dessen Umgebungen muß man es un-

endlich bedauern, daß des Pistorius Abdruck durch die scheußlichsten Druckfehler entstellt ist, welche ohne Handschrift nicht alle getilgt werden können. Es fragt sich also vor Allem: „Wo liegt die zollerische Handschrift?“ Nachdem bereits Andre fruchtlose Nachforschungen angestellt hatten, wandte sich der Verfasser dieser Zeilen nach Hechingen, Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg im Br. und Rastatt; aber das Ergebniß seiner Bemühungen war ein ebenso trostloses. Die Handschrift soll nämlich im 17. Jh. bei einer Feuersbrunst des Stammschlosses (also Zollern oder Hohenzollern?) zu Grunde gegangen sein; wenigstens findet sie sich weder in Hechingen, noch in Sigmaringen. — Soviel der Unterzeichnete bis jetzt herausbringen konnte, fand Pistorius die bezeichnete Handschrift in Hechingen, wo Graf Johann Georg von Zollern seinen Sitz hatte; und so lange keine bestimmte Nachricht über den Untergang derselben beigebracht wird, gibt er die Hoffnung nicht auf, sie dereinst noch zu sehen. Alle süddeutschen Archivare und Bibliothekare seien hiemit ermuntert, nach derselben zu spähen!

III. Behandlung der Quellen.

Schon aus den oben (I.) stehenden Mittheilungen konnte der Forscher beiläufig entnehmen, wie Hr. Dronke die ihm vorliegenden Urkunden behandelt habe. Wir wollen ihn nun selbst reden lassen, dann unsere Wahrnehmungen beifügen. Er sagt *):

*) Sieh: No. 2. Periodische Blätter für die Mitglieder der beiden historischen Vereine des Kurfürstenthumes und des Großherzogthumes Hessen. Ausgegeben am Anfange des Septembers 1846 [Kassel 1846. 8.], 27. S. — In der, auf dem Umschlage des Codex stehenden Anzeige bemerkt überdies Hr. Dronke: „Es bedarf demnach wohl nicht der Versicherung, daß meine Sammlung kein neuer Abdruck von Schannat's Sammlungen ist; das Werk ist ein durchaus neues, selbstständiges, aus den genannten Quellen unmittelbar geschöpftes, in welchem die sämmtlichen Urkunden vollständig, unverstümmelt und unverfälscht mitgetheilt werden sollen.“ — Der aufmerksame Leser wird sich bereits ein Urtheil über Dronke's Codex diplomaticus gebildet haben, und sage nun selbst, welche Bewandtniß es mit vorliegender Behauptung habe?

„In der Vorrede zu den im J. 1844 herausgegebenen Traditiones et antiquitates fuldenses (S. XII.) habe ich angezeigt, daß ich eine neue kritische Ausgabe der fuldaer Schenkungen beabsichtige. Die Sammlung ist nun fertig, und soll unter dem Titel: „„Codex diplomaticus fuldensis““ erscheinen. Sie umfaßt die sämmtlichen Urkunden, Schenkungen, Privilegien und Immunitätsbriefe, von der Gründung des Klosters bis zum J. 1315, bis zur Zeit des Abtes Heinrich VI. Die dabei benutzten Quellen sind: 1) die Original-Urkunden u. s. w.“ — Sieh oben (61. Sp.).

„Die Sammlung enthält daher nicht nur das vollständige Corpus traditionum von Schannat, welches dadurch beseitigt werden dürfte, sondern auch die übrigen in die angegebene Zeit fallenden Urkunden, welche in der Buchonia vetus, der Dioecesis und der Historia fuldensis (Cod. probat.) zerstreut stehen; alle diese werden sich hier, zu einem Ganzen vereinigt, beisammen finden.“

„Wie der Abdruck Schannat's beschaffen sei, habe ich am angeführten Orte schon angegeben; an einer andern Stelle werde ich noch nähere Beweise beibringen. Für die Treue meiner Abschriften kann ich, so weit es menschlicher Schwäche nur möglich ist, bürgen. Ich habe die Abschriften selbst angefertigt, und zweimal verglichen. Bei großem Quartformat[e] dürfte das Werk mit den dazu durchaus nöthigen Registern etwa 50—54 Bogen stark werden“ . . . .

Hiezu haben wir Folgendes zu bemerken. Wie Hr. Dronke, welcher wohl ein tüchtiger Schulmann, aber kein Archivar ist, die fuldaischen Originale behandelte, kann nur Der genau wissen, welcher dessen Abdrücke mit den Originalen zu vergleichen Gelegenheit hat. Schreiber dieses konnte nur die 57. Nr. (Schenkung Hammelburg's durch König Karl v. J. 777) vergleichen, und nahm leider wahr, daß Hr. Dronke den Duft des Alter-

thumes von diesem kostbaren Denkmahle abstreifte, indem er

a) die Anfangs-Esse (ſ) sämmtlich mit Schluß-Essen (s) vertauschte,

b) den eignen Namen durchgehends große Anfangsbuchstaben gab, und

c) dieselben bald durchschießen ließ, bald nicht (warum wohl?).

Überdies ward der Punkt auf den beiden y weggelassen, das verfälschte urcc nicht durch besondere Schrift ausgezeichnet, und der Anstoß des Lesers wegen der vielen Sprachfehler nicht durch beigefügte Erläuterungen gemildert. Der Schreiber dieser Urkunde war nämlich weder ein Büchner, noch überhaupt ein Deutscher, auch weder der lateinischen, noch der deutschen Sprache völlig mächtig. Die lateinischen Schnitzer konnte man vielleicht laufen lassen; aber die deutschen, nämlich fulta, falecgauio, achynebach und harital statt fuldaha (d. h. Landfluß), salageuue (Saalgau), aschinebach (Kirchdorf Unter-Aschenbach) und Erital (Pfarrdorf Unter-Erthal), hätten gerügt werden sollen.

Auswärtige Forscher können in Betreff der fuldaischen Original-Urkunden vorläufig Nichts thun, als die browerischen und schannatischen Abdrücke mit den dronkischen vergleichen; Das that seither der Verfasser dieser Zeilen, und fand mitunter so auffallende Abweichungen, daß er oft unwillkürlich ausrief: „Wer hat Recht?“ — Das Nämliche gilt von den vielen Urkunden, welche aus dem dortigen Chartularium, und aus den beiden Abschriftbänden des Mönches Eberhart entnommen wurden. Nicht wenige Urkunden, welche uns dieser unkritische Mönch überlieferte, sind übrigens unterschoben, und müssen aus Dronke's Abdrucke wieder getilgt werden; davon unten Mehr!

Wenn aber Hr. Dronke glaubt, Schannat's Corpus traditionum durfte durch seinen Codex diplomaticus beseitigt werden; so ist er sehr im Irrthume. Kein Büchner hat Dronke's Unternehmung mit größerer Freude begrüßt, als der Unterzeichnete; keiner hat aber auch lebhafter empfunden, als er, daß die ungenauen und mitunter absichtlich verfälschten Schriften des Lüzelnburger's nach wie vor unentbehrlich bleiben. Denn sehr viele Denkmähler lieferte Schannat damals (1723—1729) aus Originalen oder guten Abschriften, welche jetzt verschwunden sind; auch hat der vielbeschäftigte Direktor leider Manches versehen oder ausgelassen, wofür der alte Schannat nicht selten willkommene Berichtigung oder Ergänzung bietet. Also Schannat's Bücher, so schlecht sie auch sind, dürfen wir nicht nur nicht wegwerfen, sondern müssen sie gar noch in Ehren halten!

Bisher sprachen wir von den geschriebenen Quellen des dronkischen Codex diplomaticus; nun wollen wir untersuchen, wie Hr. Dronke mit den gedruckten, d. h. mit den Traditiones fuldenses des Pistorius, verfuhr. — Daß er sich hier Mehr erlaubte, war natürlich; wir werden es auch nicht weiter rügen, daß er hier gleichfalls alle Anfangs-Esse ausrottete, oder die eignen Namen mit großen Anfangsbuchstaben versah; auch nicht, daß er alle v in u verwandelte (denn Letzteres war Schreibweise jener Jahrhunderte). Eher noch würden wir die Veränderung des Namens Bonifacius in Bonifatius rügen, weil dieses keineswegs die gewöhnliche Form damaliger Urkunden ist. — Doch Das sind Kleinigkeiten; es liegen weit ärgere Sünden vor!

Die von Pistorius herausgegebenen Schenkungen wimmeln von Les-, Schreib- und Druckfehlern; viele tilgte schon Schannat im J. 1724, andere der jetzige Herausgeber. Gar manche Fehler blieben aber stehen; ja es wurden neue hinein gemacht! Wir wollen hier nun die gröbsten Sach- und Druckfehler dem nachsichtigen Leser vorführen, minder wichtige (woran kein Mangel) dagegen lieber verschweigen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juli.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Codex diplomaticus fuldensis.

(Fortsetzung).

1. Fast alle Schenkungen des Pistorius haben eine mehr oder minder genaue **Aufschrift**, welche öfters dem 9., gewöhnlich aber dem 12. Jh. angehört, was wir noch genauer untersuchen müssen. Diese Aufschriften hat Hr. Dronke, das schlechte Beispiel Schannat's nachahmend, ohne ein Wort der Entschuldigung entfernt, und dafür selbstgemachte kürzere hergesetzt. Dadurch ward dem Leser die Möglichkeit abgeschnitten, Les- oder Schreibfehler, welche sich in diese Aufschriften, oder (was störender ist) in den Text selbst einschlichen, aufzufinden und zu berichtigen. Auch kamen dadurch neue Fehler in die Aufschriften des Codex dipl.

Beispiele.

a) Bei Pistorius II. 56. (516. S.) heißt der Ort in der Aufschrift: Beinseggesuuang; im Texte aber steht durch einen unglücklichen Setzfehler: Brinseggesuuang. Dieses Beinsegges-wang (d. h. Feld des Beinseggi, was Lackei [pedissequus] bedeutet) ist das Pfarrdorf Altbeinsgesang, jetzt gewöhnlich Altbessingen, im Ldg. Arnstein. — Was bietet nun Schannat, und ihm nachtretend, Hr. Dronke? Antwort: Brinseggesuuang, mit *r*, und aus der veränderten Aufschrift läßt sich keine Berichtigung entnehmen. Schannat Trad. 184. und Dronke Cod. 219., Urk. vom 4. Juli 802 (nicht 804, wie Beide haben, sieh unten 6.).

b) Bei Pistorius II. 98. (528. S.) steht im Texte: „in terminis Gehhesheimono;" aber die Aufschrift hat richtig Gohhesheim, ebenso Schannat Trad. 310., welcher noch eine Handschrift benutzte. Hr. Dronke Cod. 385. (Urk. vom 23. Mai 819) bietet, wohl an Geck denkend, Gehhesheimono, und seine kurze Aufschrift gewährt keine Hülfe. — Gohhesheim ist das Pfarrdorf Gochsheim (früher ein Reichsdorf), im Ldg. Schweinfurt. Vergleich Pistorius II. 32. (506. S.).

c) Die Aufschrift in Dronke's Cod. 356. (Pist. II. 87.) lautet: „Traditio Maruuizi;" also glaubt Hr. Dronke, Marwiz sei ein Mann! Die Marwiz oder vielmehr Markwiz (d. h. der Gränze kundig) war aber eine Frau (Cod. 295. = Pist. II. 55.), was Hr. Dronke wohl gefunden haben würde, hätte er beide Urkunden an den rechten Platz gestellt; sie stehen nämlich verkehrt. Statt Astolf ist übrigens Altolf, und st. Thaneburg Thancburg zu lesen. — Hr. Dronke kann sich in Betreff dieser Geschlechts-Verwechslung mit dem Ritter v. Lang trösten, welcher einst in dem hl. Sola († am 3. Dez. 794 zu Solenhofen) ein Weibsbild erkannte!

2. In den bei Pistorius 451. II. stehenden Urkunden-**Auszug** geriethen einige böse Setz-

fehler, z. B. Altpraht st. Waltpraht, und XXII. st. XXXII. (d. h. 790 st. 800). Die vollständige Urkunde lieferte Pistorius I. 106. (477. S.); sie ist vom 22. März 800, und in Dronke's Cod. 159. (Schannat's Trad. 141.) abgedruckt. Was thaten nun Schannat und Dronke mit dem fehlerhaften Auszuge? — Sie machten daraus eine neue Urkunde, und stellten sie in's J. 790! Trad. 94., Cod. 97.

3. Bei Pistorius II. 207. (561. S.) steht ein überaus wichtiges Denkmahl vom 27. März 815; es betrifft Zehentstreitigkeiten zwischen dem wirzburger Bischofe Wolfger und dem fuldaer Abte Ratgar. Schannat lieferte dasselbe aus einer alten, nicht mehr auffindbaren Abschrift in der Buchonia vetus 439. S., und Eckhart in der Francia orient. II. 121. u. 867., mit weitläufigen Erörterungen. Des Pistorius Abdruck ist leider durch die ärgsten Les- und Druckfehler entstellt. — Diese in jeder Hinsicht so wichtige Urkunde (das Original ist leider verloren), welche in neuester Zeit auch Hr. Archivsrath Kausler herausgab und erläuterte, hat nun Hr. Dronke unterdrückt, und uns dafür (Cod. 323.) mit einem Mönchsfabrikate des 11. Jh. beschenkt, welches angeblich Kaiser Ludwig am 2. Mai 816 zu Achen ausfertigte; die untergesetzten Lesarten sind auch theilweise unrichtig. Schrift, Siegel und die ganze Abfassung zeugen genugsam von der Unechtheit des vorliegenden Machwerkes; Schannat lieferte dasselbe zuerst in der Historia fuldensis II. 86. 11. „ex veteri membrana."

4. Auf gleiche Weise hat Hr. Dronke einen Tauschvertrag zwischen dem Grafen Stephan und dem Abte Huoggi v. J. 900 unterdrückt (Pist. II. 239. = 572. S.), und nur dessen Bestätigung durch König Ludwig vom Oktober dess. J. abdrucken lassen (Cod. 647.), es damit entschuldigend, daß dieser Vertrag seinem ganzen Inhalte nach in den Bestätigungsbrief aufgenommen sei. Das mag hingehen, weil man obigen Tauschvertrag auch bei Schannat (Trad. 542.) lesen kann.

Schärfere Rüge verdient, daß er, dem Beispiele Schannat's folgend, die Schenkung der Äbtissinn Einhilt an das Kloster Milz vom 25. März 783 (Pist. II. 38., Eberh. 39. 38.) gleichfalls unterdrückte, da sie doch mit der darauffolgenden Schenkung derselben Äbtissinn an das Kloster Fulda vom 3. Febr. 800 (Pist. II. 39., Cod. 157.) zusammenhängt! Vermuthlich war sie ihm zu lang; die Geschichtsforscher, zumal solche, welchen der alte Pistorius nicht zugänglich ist, werden ihm aber für diese Sparsamkeit wenig Dank wissen!

5. Sowie ohne Noth kein Denkmahl des Pistorius hintangesetzt werden durfte, so hätte auch keine Aufzeichnung des leichtgläubigen Eberhart aufgenommen werden sollen, welche Spuren der Unechtheit an sich trägt. Auf des Unterzeichneten Erinnerung hat bereits Hr. Dronke die 43. Nr. in Schannat's Traditionen (angebliche Schenkung der Stadt Hameln in Niedersachsen) getilgt; gleiche Strafe gebührte der 528. Nr. in dessen Codex (angebliche Schenkung des Dorfes Mühlheim an die fuldaische Propstei Solenhofen), da sie ebenfalls eine spätere Mönchsarbeit ist. Vergl. Brower II. 13. Anderes muß noch schärfer untersucht werden.

Einstweilen wollen wir auch eine Urkunde Kaiser Heinrich's III. vom 1. Nov. 1055 [nicht 1053, wie in Lang's Regesten I. 89. steht] in Lorber's Dedukzion über den Marktflecken Fürth (Bamberg 1774. Fol.), Cod. prob. dipl. No. 54., sowie in den Monum. boica, 31. Bd. 2. Abth. (Monachii 1837. 4.), 176. Nr. oder 331. S., ausstreichen. Denn an der Schenkung des Gutes Ampferbach (L.-G. Burg-Ebrach) an den Erzbischof Anno [nicht Arno] zu Köln ist kein wahres Wort; das Ganze war nur ein frommer Betrug.

6. Die schon oben (1. a.) erwähnte, und bei Pistorius II. 56. (516. S.) abgedruckte Schenkung, Altbessingen betreffend, haben Schannat (Trad. 184.) und Dronke (Cod. 219.) in's Jahr 804 gesetzt; Dies ist unrichtig, und muß 802 heißen. Denn

a) das Jahr u. Chr. 802 steht ausdrücklich da;

b) das Regierungsjahr XXXVI. ist bloßer Druckfehler st. XXXIV.;

c) die Schenkung geschah an einem Montage (feria secunda), und im J. 802 fiel der 4. Juli allerdings auf einen Montag.

Zur Erklärung der vielen Fehler in den Daten alter Urkunden sei hier noch bemerkt, daß im 8. u. 9. Jh. das „5" mit „u" bezeichnet ward, und daß das „i" damals weder Punkt noch Strich hatte. Die Zahl „4" z. B. ward „iiii" geschrieben, was man leicht „7" lesen konnte, wie Dies wirklich bei Pistorius II. 156. (545. S.) umgekehrt geschehen ist. Vergleich auch I. 74. (466. S.), Cod. 387.

7. Den Lesfehler fahstat bei Pistorius I. 30. (455. S.) hätte Hr. Dronke (Cod. 332.) nicht wiedergeben sollen, und gar mit kleinem „f," als wär' es ein Gattungswort! Denn Fuhstat ist das Pfarrdorf Fuchsstadt im L.-G. Euerdorf; daß es „zusehen Trimperg und Hamilburg" liege, ersah Hr. Dronke aus Schannat's Hist. fuld. II. 208. 97. — Anderwärts heißt der Ort Fussesstat (Pist. I. 156. = Cod. 674.) und Phusestat (Schann. Trad. 547. = Cod. 653.). *) — Einen noch ärgeren Lesfehler, als Pistorius, lieferte uns Schannat a. a. O. 209. u. 210. S., wo wir in einer Urk. v. J. hart 5. 74. aufgenommenen Lesfehler „in marcu Chirizichheimero ad Stracfrideshusen (Cod. 308.)" wahrhaft die Galle gerührt; lies Chinzichheimero und Starcfrideshusen. Vom wirzburger Zotari wird sogleich die Rede sein. — Wer uns solche Ungethüme, oder gar: „quod acquisivit Agerhohe" st. a Gerhohe, d. h. von Gerhoh (Pist. II. 41. = Cod. 110.) vorzuführen wagt, Dem können wir kein Vertrauen mehr schenken. In dieser letzten Urkunde muß auch Sindhilt und Ortruoh st. Sundhilt und Ottruh gelesen werden, wie sich aus deren zweiter Fassung (Pist. II. 30.) ergibt.

Da uns beim Umblättern noch mehrere Fehler in 3 fast gleichlautenden Urkunden, nämlich Cod. 117., 118. und 119 (sämmtlich aus Pistorius) begegneten; so wollen wir sie hier noch anzeigen, dann aber unsere werthen Leser mit keiner Fehlerrüge mehr belästigen. Lies in obigen Urkunden: Uuerilanti, Frethanti, Uuolfberen und fogati st. Uuerinanti, Fretharti, Uuolfheres und *aduocati*; ebenso in der 107. Urk. fogatus st. *aduocatus*. Das barbarische fogatus (vom asd. fogat, Vogt) war Hrn. Dronke, wie man sieht, anstößig; der Herausgeber alter Denkmähler ist aber nicht befugt, solche barbarische Wörter auszumerzen, oder durch altrömische zu ersetzen. — Was endlich den Mannsnamen Frethant oder Fredant (d. h. friedend) betrifft, so erscheinen beide Formen bei Pistorius: jene I. 95. und 97., dann II. 228. = Cod. 119., 117. u. 597.; diese in der zuletzt genannten Urkunde neben Frethant. Das leidige Fretharti bei Pistorius I. 99. = Cod. 118., woran Hr. Dronke irre ward, ist bloßer Druckfehler; aber das auffallende Frehant bei Dronke Cod. 597. ist mehr als Druckfehler, es ist — Nachlässigkeit!

Der Mannsname Frethant (nach alter), oder Fredant (nach neuer Schreibweise) scheint im deutschen Alterthume nicht oft vorzukommen; wenigstens ist er im Codex laureshamensis, und in den Traditiones wizenburgenses von Zeuß nicht verzeichnet. Dagegen erscheint er in den beiden wirzburger Markbeschreibungen vom J. 779 viermal, und jedesmal alt und neu zugleich, nämlich Fredthant. Sieh: Al-

*) Die hier an erster Stelle aus Pistorius I. 156. (493. S.) angeführte, und bei Eberhart 5. 170. ausgezogene Schenkung ward vom Grafen Hessi im Oktober d. J. 923 zu Otekaresdorf gemacht. Da Hr. Dronke (Trad. 217. S. a.) diesen Ort nicht zu deuten wußte; so möge hier stehen, daß es das hanauische Pfarrdorf Mottgers ist, gelegen an der schmalen Sinn, im kurhessischen Justizamte Schwarzenfels. Man sehe: „Beschreibung des Kurfürstenthumes Hessen von G. Landau (Kassel 1842. 8.), 632. S."

Da Hr. Dronke ferner (das. 217. S. b.) über das benachbarte Starcfrideshusen (vgl. Eberh. 5. 74.) keinen Bescheid zu geben vermochte; so möge man gleichfalls wissen, daß es das Pfarrdorf Sterbfritz ist, gelegen an den Quellen der Kinzig, im genannten Justizamte. Landau a. a. O. — Übrigens haben uns die von Dronke aus Pistorius I. 64. (464. S.) und Eber-

1282 lesen müssen: „Dise sune wart gemachet bi dem dorph zu Vnstat," und in einer andern dess. Jahres: „Dise uzrichtunge geschach bi deme dorph zu Vnstad." Und mit diesen Ungethümen **Unstat** und **Unstad** mußte sich in neuester Zeit der Schweizer Kopp (Geschichte der eidgenössischen Bünde) herumwerfen!

Wie schlimm es doch um einen Lesfehler steht! Da las der wirzburger Prof. Denzinger in der dortigen Markbeschreibung v. J. 779 einen Mann, Namens Zo'tari, und Maßmann sandte das Ungethüm in die Welt. Sieh Dessen Abschwörungsformeln (Quedl. u. Leipzig 1839. 8,) 183. S. — Obgleich nun das richtige Zótan im reußischen Sonderdrucke (Wirzburg 1838. 8.) 5. S., und wiederholt im dortigen Archive V. 2. (Wirzburg 1839. 8.) 140. S. zu lesen war; so griff doch J. Grimm das sinnlose Zotari auf, und sucht' es zu erklären! Sieh: Geschichte der deutschen Sprache, 1. Bd. (Leipzig 1848. 8.), 485. S. — Ein gewisser Zotan (d. h. zugethan?) † im J. 871 zu Fulda. Todtenbuch 171. S. (bei Dronke).

8. Nicht minder befremdlich erschien uns die Wiedergabe des Druckfehlers „unam bizumam (sepimentum)" bei Pistorius I. 79. (468. S.), was bizûnam (d. h. Einschließung, von zûn, Zaun) heißen muß, wie schon der Beisatz zeigt. Sieh Schannat Trad. 340. = Cod. 413.; an beiden Stellen steht das falsche „m," und ist das erklärende sepimentum getilgt!! Wohl Dem, welcher den alten Pistorius besitzt, wie der Schreiber dieser Zeilen! [Cod. 691. 1. = Pist. I. 158. fehlt gar ein ganzer Satz, und der letzte Name muß st. Engilbero heißen Egilbern, wie sich aus Pist. I. 24. = Cod. 289. ergibt].

Mit obigem bizûna, welches ein eingefriedigtes Grundstück bezeichnet, hat es seine eigne Bewandtniß, und wir verweisen vorläufig auf Schmeller I. 303. und IV. 267., und auf Graff V. 678. — Die altbayer. Form war pitzaun, die altbüchische bizza (Eberhart 5. 88.); die neubüchische und hessische lautet **Bitze** (im Munde des Volkes Bëtze), was aber meistens als eigner Name erscheint, und keineswegs Baumgarten bedeutet, wie Vilmar will. — Eine an dem büchischen Pfarrdorfe Lütter an der Hard liegende, mit einem Rikke [lebendigen Zaune] umgebene, und dem Bauern Müller, genannt Hom [urk. Huomo], gehörige dreieckige Wiese heißt bis zur Stunde „de home Bëtze." — Sieh über dieses **Bitze** Dr. Vilmar in der Zeitschrift des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde, 4. Bd. (Kassel 1847. 8.), 53. S. — Es gab auch einen Mannsnamen Bizûn. Pist. I. 24. = Cod. 289.

Betreffend die in Rede stehende Schenkung (Cod. 413.), welche ein gewisser Amalperaht mit dem Beinamen Fugal (d. h. Vogel) am 6. Juni 823 zu Fulda machte, haben wir nachträglich zu bemerken, daß der Schluß sowohl bei Pistorius, als bei Dronke unrichtig ist, und lauten muß: „Ruodolfus indignus subdiaconus scripsi." Das Nämliche gilt von der folgenden Schenkung (Pist. I. 80. = Cod. 414.).

Soweit wollten wir die gütige Nachsicht unserer Leser dafür in Anspruch nehmen, die Art und Weise untersuchen zu helfen, wie Hr. Dronke seine Quellen behandelt habe; weiter dürfen wir aber Nichts mehr wagen. Es verdrießt uns auch, die Menge leichter oder grober Versehen, welche wir uns bei der Durchsicht des dronkischen Codex anmerkten, dem prüfenden Leser vorzuführen. Manche Fehler wird Hr. Dronke selbst im Laufe der Arbeit entdeckt haben, und am Schlusse des Werkes mittheilen; was er übersah, wollen wir dann nachtragen, wenn wir die 4. (letzte) Lieferung in diesen Blättern anzeigen.

(Schluß folgt).

---

teste Urkunde über den Umfang der wirzburger Stadtmarkung, herausgegeben von Dr. F. A. Reuß (Wirzburg 1838. 8.), 6. u. 7. S."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juli.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Geschichte der Philosophie im Umrisse. Ein Leitfaden zur Uebersicht von Dr. Albert Schwegler. (Aus der neuen Encyklopädie der Wissenschaften uud Künste besonders abgedruckt.) Stuttgart 1848.

Ihrem allgemeinen Charakter nach erscheint diese Geschichte der Philosophie als ein Wiederhall aus Hegels Vorlesungen. Es genügt aber dem Vers. nicht, die Aufeinanderfolge der geschichtlichen Systeme, wie Hegel, mit schlichten Worten als einen innerlichen Zusammenhang, als eine nothwendige Entwicklung, als einen consequenten Fortschritt der Idee zu bezeichnen, sondern er sucht diesen Zusammenhang der Systeme durch lebhaftere Ausdrücke klar zu machen, er nennt ihn einen „einheitlichen Proceß, eine organische Bewegung, eine Reihe von Entwicklungen, die im Triebe des Geistes begründet sind, sein Seyn immer mehr zum Wissen zu erheben, das ganze geistige und natürliche Universum mehr und mehr als sein Daseyn, als seine Wirklichkeit, als Spiegel seiner selbst zu erkennen."

Der Verf. behauptet zwar von Hegel, daß er diese an sich wahre Anschauung überspannt habe. Indem er aber den wahren Grund der hegelischen Einseitigkeit nicht entdeckt, ist es geschehen, daß dieses Urtheil des Verf. gar keinen Einfluß auf seine eigene Darstellung hat, die in der allgemeinen Auffassung der Systeme der Darstellung Hegels vollkommen gleich ist.

Von seinem Standpunkt aus durfte der Verf. Hegels Geschichte der Philosophie nicht deßhalb tadeln, weil sie die Freyheit des menschlichen Handelns, den Begriff des Zufalls aufzuheben droht. Denn wenn die Aufeinanderfolge der Systeme eine „organische" Bewegung ist, so ist die Ausschließung des zufälligen, des „existirenden Unvernünftigen," nicht eine Ueberspannung, sondern eine nothwendige Folgerung des Princips; und auch der Verf. hat nicht den geringsten Versuch gemacht, die Geschichte der Philosophie mit der allgemeinen Geschichte der Menschheit (mit dem „Spiele unendlicher Zufälligkeiten," bey welchem die Individuen die „Initiative haben" — wie der Verf. sich ausdrückt) in Zusammenhang zu bringen. Die allgemeine Forderung, wenn ihr nicht durch die Ausführung irgendwie genügt wird, ist nicht entscheidend, als allgemeine Forderung kommt, was der Verf. will, auch bey Hegel vor; auch Hegel sagt, daß Ein Geist in jedem Volke und in jedem Zeitalter herrscht, der sich in den verschiedenen Gestaltungen des geistigen Lebens darstellt und ausprägt, daß die Philosophie einer jeden Zeit allen andern Formen des Volksgeistes entspricht, der Verfassung und der Regierungsform, der Sittlichkeit und dem geselligen Leben, der Kunst und der Wissenschaft, der Religion und der ganzen Zeitgeschichte des Volkes. Aber Hegel betrachtet die Philosophie nur als die höchste Blüthe des Volksgeistes, nicht als die Urheberin aller Bewegung und alles Fortschrittes. Der Verf. hat indessen noch mehr als Hegel durch seine Vorstellung organischer Entwicklung die Geschichte der Philosophie in das Gebiet der Naturnothwendigkeit gebannt.

Geistiges Leben ist auf Freyheit beruhende Entwicklung, mit Freyheit vollzogene That und geschichtlicher Fortschritt; die Geschichte der Philosophie gehört diesem Reiche der geschichtlichen Freyheit an, die Systeme der Philosophie haben nicht nur den lebendigsten Zusammenhang mit der Geschichte des Volkes, sondern auch mit der innern Lebensgeschichte ihrer Urheber.

Die Einseitigkeit der hegelischen Anschauung folgt aus der Zurückführung des Geistes auf die logische Idee, und in Folge dieser Grundanschauung behauptet Hegel: „daß die Aufeinanderfolge der Systeme der Philosophie in der Geschichte dieselbe ist, als die Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmungen in der Idee. Wenn man die Grundbegriffe der in der Geschichte der Philosophie erschienenen Systeme dessen entkleidet, was ihre äußerliche Gestaltung, ihre Anwendung aufs Besondere und dergleichen betrifft, so erhält man die verschiedenen Stufen der Bestimmung der Idee selbst in ihrem logischen Begriffe.“

Diesen Gesichtspunkt bekämpft der Verf. nur deßhalb, weil die geschichtliche Entwicklung von der logischen verschieden, weil der Parallelismus der historischen Systeme und der logischen Kategorien Hegel nicht gelungen, weil von diesem selbst eine vollständige Durchführung seines Grundgedankens nicht versucht worden sey. Wir aber vermissen in Hegels Anschauung das wahrhaft allumfassende und all aus sich erzeugende, das lebensvolle Princip der Geschichte, die Idee des Geistes in der ganzen Fülle seiner Wesenheit. Das wahre Princip ist weder der theoretische, der logische und dialektische Geist, noch der ethische Geist für sich allein, sondern der Geist in der zusammentreffenden Wirkung aller seiner Kräfte, als der in allem seinen Vermögen thätige, seiner Fülle sich bewußte und in diesem Selbstbewußtseyn selige Geist.

Ist aber nicht die logische Idee der wahre Eintheilungsgrund der Geschichte der Philosophie, nicht die dialektische Form die wahre Gestalt der geschichtlichen Systeme, so erhalten nicht nur die ethischen Systeme, sondern auch die Anschauungen dichterischer und priesterlicher Begeisterung ein ganz anderes Verhältniß zur Geschichte der Philosophie als Hegel und Schwegler ihnen einräumen. Auch der Verf. legt den höchsten Werth auf die dialektische Durchführung der Systeme und auf die Ausbildung ihrer Methode. Deßhalb will er seine Darstellung „wie Aristoteles“ mit Thales beginnen. Wie Aristoteles? Aristoteles freylich konnte nicht anders und hätte für seinen Zweck und Gesichtspunkt auch nicht anders gedurft: aber der Verf., der einen so unbeschränkten Gesichtskreis hat, wie will er die Idee des Christenthums und die Entwicklung der Philosophie im christlichen Weltalter verstehen ohne Bezug auf die Weisheit des A. T.? Die christliche Philosophie ist ohne diese alttestamentische Weltbetrachtung eben so wenig zu fassen, als in der allgemeinen Weltgeschichte Johannes und Paulus ohne Abraham und Moses, oder Maria und Elisabeth ohne Hanna, ohne Ruth, ohne das hohe Lied.

Im gleichen Sinne schließt der Verf. solche Denker, wie Herder, Hamann und Lessing von seiner Darstellung aus. Und doch leben diese in der Geschichte deutscher Bildung Epoche machenden Männer nicht nur in ihren Wirkungen fort, sondern ihre Werke enthalten die fruchtbarsten Keime für die Wissenschaft der Gegenwart. Hielten sie auch den Beruf, ihr Volk zu bilden, für höher als den der Schulphilosophie, so sind doch Lessing und Hamann und Herder nicht nur Lehrer ihres Volkes und ihrer Zeit gewesen, von unermeßlichem Einfluße auf alle Sphären des geistigen Lebens, sondern sie sind durch ihre ursprüngliche Geisteskraft und durch die innere Wahrheit ihrer Gedanken wahre Philosophen. Denn ein wahrhaft philosophisches Princip ist Ausdruck eines realen Bedürfnisses der Menschheit, und wer ein solches Bedürfniß zuerst am klarsten erkannt und am tiefsten gefühlt hat, der ist ein Philosoph. So ist Sokrates Urheber der Ethik geworden, weil er zuerst eingesehen hat, daß nur, was gut ist, göttlich seyn könne, Plato hat die Macht und Selbstständigkeit der Idee, Aristoteles die Entelechie des Geistes und der Natur zuerst erkannt; Spinoza war von der erhabenen Anschauung allumfassender Ein-

heit, Leibnitz von dem Bedürfniß monadischer Selbstständigkeit erfüllt, Kant und Fichte haben die Selbstständigkeit des Sittengesetzes, Schelling und Hegel die Lebendigkeit der Natur und das Wesen der objektiven Vernunft zuerst zur klaren Erkenntniß gebracht. So sind auch Herders Humanitätsprincip, Hamanns Begeisterung für die persönlich und leiblich verwirklichte Wahrheit, Lessings Lehre von der innern Wahrheit der Religion wahrhaft fruchtbare, wahrhaft schöpferische, wahrhaft philosophische Principien.

Es ist endlich eine natürliche Consequenz des Verf., daß er Herbarts Standpunkt darstellt, aber Krause, Baader, Novalis und Schleiermacher nicht erwähnt. Als hätten solche Denker nicht unendlich mehr zum geistigen Fortschritt der Menschheit und zur Belebung philosophischer Erkenntniß und Gesinnung beygetragen!

Vermissen wir in diesem Buche im Allgemeinen eine selbstständige Auffassung zumal der neuen Philosophie, so wirkt desto wohlthätiger des Verf. freyes Urtheil in einzelnen Parthien der alten Geschichte. So z. B. sein Urtheil über das Verhältniß des Sokrates nicht nur gegenüber seinen Anklägern, sondern auch Aristophanes gegenüber. Er sagt:

„Hegels Ansicht vom Schicksal des Sokrates, wenn er in demselben eine tragische Collision gleichberechtigter Mächte, die Tragödie Athens erblickt und Schuld und Unschuld auf beyden Seiten gleich vertheilt sieht, ist historisch und undurchführbar, da weder Sokrates ausschließlich nur als Vertreter des modernen Geistes, des Princips der Freyheit, der Subjectivität, der Innerlichkeit, noch seine Richter als Vertreter altattischer reflexionsloser Sittlichkeit betrachtet werden dürfen. Die Schuld ist somit nicht gleichmäßig auf beyde Seiten vertheilt und es wird dabey bleiben müssen, daß Sokrates als Opfer einer unberechtigten Reaction gefallen ist."

— — „Aristophanes Wolken können nur als ein beklagenswerthes Mißverständniß bezeichnet werden, und Hegel, wenn er eine Vertheidigung des aristophanischen Verfahrens versucht, vergißt, daß der Komiker nicht zu offenbaren Verläumdungen seine Zuflucht nehmen darf. Ueberhaupt beruht die politisch-sociale Tendenz des Aristophanes auf einem großen Mißverständnisse geschichtlicher Entwicklung. So wenig ein Erwachsener je wieder zum Kind werden kann, so wenig liegt es im Bereich der Möglichkeit, die reflexionslose Sittlichkeit und die schlechte Naivität der Kindheitsperiode eines Volkes gewaltsam in eine Zeit der Reflexion zurückzuführen. Die Unmöglichkeit solcher Rückkehr beurkundet Aristophanes selbst, wenn er in toller Laune, mit cynischem Spott, alle göttlichen und menschlichen Auctoritäten dem Gelächter preis gibt, und damit, so ehrenwerth auch der patriotische Hintergrund seiner Ausgelassenheit seyn mag, den Beweis liefert, daß auch er nicht mehr auf dem Boden altväterlicher Sittlichkeit steht, daß auch er ein Sohn seiner Zeit ist."

Fassen wir schließlich den besondern Zweck des Buches ins Auge, einer allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste einverleibt zu werden, so können wir die abstracte Haltung nicht geeignet finden. Wie sollte der Leser, der kein selbstständiges Quellenstudium machte, eine lebendige Anschauung vom Wesen und der Entwicklung der Philosophie gewinnen, wenn er z. B. von Leibnitzens erhabenen Rechtsbegriffen und eigenthümlicher Theokratie nichts erfahren, sondern nur von der Monadenlehre, und wie der Idealismus das Materielle spiritualisire, oder wenn Jakobi's Eigenthümlichkeit als die abstracte Trennung vom Verstand und Gefühl bezeichnet, oder wenn von Hegels allgemeinem Standpunkt gesagt wird, er habe den Inhalt der Schellingischen Philosophie mittelst der absoluten Methode flüßig gemacht u. s. f.

Um eine tiefe und bleibende Wirkung auf den Leser hervorzubringen, um ihn für die Hoheit philosophischer Erkenntniß zu erwärmen, um ihn wahrhaft aufzuklären und innerlich zu bilden, mußte eine solche encyklopädische Darstellung in einfachster Klarheit den realen, und vorzugsweise den ethischen Gehalt der Systeme darstellen, im Wechsel der geschichtlichen Formen die ewigen Wahrheiten des denkenden und sittlichen Geistes. Die vorherrschend dialektische Entwicklung der Geschichte der Philosophie wird diese ewigen Wahrheiten mehr verhüllen, als offenbaren, und wie die Logik selbst ihre wahre Kraft und Bedeutung durch ihre metaphysische und ethische Grund-

lage erhält, so empfangen auch die dialektischen Systeme durch die metaphysischen und ethischen ihr wahres Licht. Eine jede Philosophie, in der die Methode den ethischen Gehalt überwuchert, ist in Gefahr mit ihrer Weisheit „den ewigen Rath zu verdunkeln.“ Mit der größten Sorgfalt, mit der höchsten Kunst der Darstellung muß diese Gefahr besonders in Schriften von so populärer Bestimmung vermieden werden. Wahrhafte Popularität ist in der einfachsten Form der größte Gedankenreichthum, in der höchsten Klarheit die größte Tiefe. Das Volk will Wahrheit, es will die Wahrheit aber in ihrer einfachsten, selbstgewissen Form, es will erörterungslose, durch sich selbst einleuchtende Gewißheit.

Eine Geschichte der Philosophie, die diesem wahren Bedürfniß des Volkes entspräche, in einfachster Klarheit die fruchtbaren Gedanken der größten Denker enthüllte, und vorzugsweise den Gehalt und den Einfluß der ethischen Ideen darstellte, würde nicht nur eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft seyn, sondern auch ein wahrer Gewinn für das deutsche Volk. Auf ein solches Volksbuch hoffte schon Herder, wenn er sagt: „Eine Geschichte der Philosophie im Menschengeschlechte, wie sie ein ganzer Mensch will und fühlt und anerkennt — wer ist der Mann mit Kopf und Herz — Kränze der Nachwelt werden sein warten!“

Codex diplomaticus fuldensis.

(Schluß).

Anzeige einiger Irrthümer in Dronke's Traditiones et antiquitates fuldenses. Fulda 1844. 4.

I. Vorr. III. S. Pistorius fand nicht zwei Handschriften in der zollerischen Bibliothek [zu Hechingen], sondern nur eine, welche aber aus drei Büchern bestand; er sagt Dies in der Vorrede deutlich und wiederholt.

II. Daſ. IV. S. Das dritte Buch der zolleriſchen Handſchrift war niemals ein ſelbſtſtändiges Werk, ſondern gehörte von jeher zu den 8 fuldaiſchen Chartularien.

III. Daſ. XIII. S. Mönch Eberhart zog die Urkunden der 8 Kopialbücher nicht immer in der Reihenfolge aus, in welcher ſie in dieſelben eingetragen waren, ſondern

a) bei manchen Auszügen fehlt die entſprechende Urkunde;

b) bei ſehr vielen Urkunden fehlt der Auszug;

c) einige Auszüge ſtehen an andrer Stelle, als die Urkunden.

IV. Daſ. XV. S. Das fuldaiſche Todtenbuch iſt nicht aus dem 9. und 10. Jh., ſondern ragt mit 66 Jahren in's eilfte Jahrh. Denn Erzbiſchof Erkanbald zu Mainz († am 18. Aug. 1021) erſcheint darin als geſtorben; überdies iſt

a) das Necrologium fuldenſe, aus welchem Leibnitz im J. 1711 Auszüge bekannt machte, welches

b) Schannat im J. 1729 angeblich vollſtändig lieferte, und welches

c) Dronke im J. 1844 verſtümmelt herausgab,

ein und daſſelbe Werk, aus einer und derſelben Handſchrift gefloſſen!

V. 62. S. Statt „uſque in Smalunhusdi“ lies „usque in ſmalun Nuſti,“ d. h. bis in die ſchmale [kleine] Nüſt; es iſt der linke Arm dieſes Baches gemeint. — Daſelbſt lies Wezelesrot ſt. wezdesrot; der Ort wird jetzt Wiſſelsroth geſchrieben, man hört aber Wellesrot. Sieh Schneider's Buchonia IV. Bd. 2. Heft (Fulda 1829. 8.), 52. S.

Karl Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juli.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Metaphysik des Aristoteles. Grundtext, Uebersetzung und Commentar nebst erläuternden Abhandlungen von Dr. Albert Schwegler, Privatdocenten an der Universität Tübingen. Erster Band. Grundtext und kritischer Apparat. Tübingen, Druck und Verlag von L. Fr. Fues. 1847. 8. XXII und 302 S. Zweyter Band. Uebersetzung. Ebendort. 1847. 262 S. Dritter Band. Des Commentars erste Hälfte. Ebend. 1847. IV und 244 S. Vierter Band. Des Commentars zweyte Hälfte. Ebend. 1848. IV und 382 S.

Aristoteles sagt im Anfange des Buches B der Metaphysik, daß die Lösung der Schwierigkeiten schon der Weg zur Erkenntniß des Wahren sey (*ἔστι δὲ τοῖς εὐπορῆσαι βουλομένοις προὔργου τὸ διαπορῆσαι καλῶς, ἡ γὰρ ὕστερον εὐπορία λύσις τῶν πρότερον ἀπορουμένων ἐστὶ, λύειν δ' οὐκ ἔστιν ἀγνοοῦντας τὸν δεσμόν*), ein Ausspruch, welcher ganz besonders auch für uns in Bezug auf die Erkenntniß der Aristotelischen Metaphysik selbst seine Anwendung findet. Bewegt sich doch der ganze Complex der vierzehn Bücher in der Erörterung von Aporien, wie die folgenden sind, welche auch für unsere jetzige Philosophie dem größten Theile nach noch Probleme bleiben: ob es Sache ein und derselben Wissenschaft oder mehrerer Wissenschaften sey, alle Arten der Ursachen zu betrachten und ob bloß die substantiellen oder auch die logischen Principien beyzuziehen seyen, und ob, wenn das erstere, auch dann Eine Wissenschaft alle Wesen in ihren Umfang zu ziehen habe; ferner, ob, wenn mehrere Wissenschaften es seyn sollen, alle den Namen Philosophie verdienen, oder nicht; ob alle Wesenheiten einerley Art sind, und dann ob alle nur *αἰσθητὰ* seyen; ob bloß die Wesenheiten an sich oder auch die wesentlichen Bestimmungen — *τὰ συμβεβηκότα καθ' αὑτὰ* — der Betrachtung zufallen; weiter, ob nur die Dialektiker die principiellen Gegensätze, z. B. *ταὐτὸν* und *ἕτερον* besprechen dürften, in ihrer Art und Weise, *τὰ ἔνδοξα* hervorzuheben; ob ferner die Principien und Elemente die eigentlichen Gattungen seyen, oder die logischen Gattungsbegriffe, und, wenn das letztere, bey welchem stehen zu bleiben sey, bey dem genus proximum oder bey dem genus remotissimum; dann ob neben der Materie eine an und für sich existirende Ursache anzunehmen sey, ob diese Eine, ob sie trennbar sey; ob neben der Totalität des Existirenden, oder etwa nur neben Einigem noch etwas Anderes — die Ideen — existiren und wie beschaffen dieses sey; ferner, ob die intelligiblen sowohl als die materiellen Principien der Zahl und Form nach bestimmt seyen; ob für das Vergängliche und für das Unvergängliche die gleichen Principien anzunehmen, und, wenn dieß, ob dann alle Principien wirklich ewig sind, oder ob das Vergängliche auch vergängliche Principien habe; ob in Wahrheit das *ὄν* und das *ἕν* die Principien seyen, sowie ob die Principien *δυνάμει* oder *ἐντελεχείᾳ* thätig seyen, oder durch *κίνησις* wirken und existiren; endlich ob *τὰ μαθηματικὰ* selbstständige Wesenheiten seyen, getrennt von den *αἰσθητά*, oder in diesen. Sicher Stoff genug für die tiefgreifendsten

Forschungen. Wie aber nun diese Forschungen von Aristoteles geführt wurden, welche Lösung diese und andere Aporien bey ihm fanden, dieß zu verfolgen ist jetzt die Aufgabe der Erklärung; zu zeigen besonders, wie diese Lösungen mit dem in anderen Werken des Philosophen Gesagten zusammenstimmen. Hier aber gerathen wir bey der Betrachtung der aristotelischen Metaphysik selbst in die bedeutendsten, kaum löslichen Schwierigkeiten. Warum werden diese Aporien nicht alle oder nicht in der Ordnung, wie sie im Buche B aufgezählt sind, erörtert? wie sind sie überhaupt auch hier schon angeordnet? welches ist der Zusammenhang der Einzelnen Bücher, woher die Wiederholungen innerhalb der Metaphysik selbst und aus der *Φυσικὴ ἀκρόασις?* Dieß Alles und viele andere Fragen führen gerade bey Erklärung der Metaphysik zu endlosen Schwierigkeiten. Bekannt genug ist, wie viel Treffliches hierüber von Brandis, Kopp, Trendelenburg geleistet wurde, und doch ist so Vieles noch dunkel, so Vieles noch zu erforschen. Brummerstädt (Ueber Inhalt und Zusammenhang der metaphysischen Bücher des Aristoteles. Rostocker Gymnas.-Programm 1841) suchte in einer sehr fleißigen Zusammenstellung des Inhaltes der ganzen Metaphysik nachzuweisen, daß in den ersten elf Büchern (die beyden A als Eines gerechnet) Inhalt und Reihenfolge sich richtig verhalte, die beyden letzten Bücher aber als Kritik der Pythagoreischen und Platonischen Lehre ein selbstständiges von der Metaphysik zu trennendes Werk bildeten. Das Lückenhafte und Zerrissene aber sowie die Wiederholungen und Abschweifungen will derselbe daraus erklären, daß die ganze Schrift ein Leitfaden gewesen sey, welchen sich Aristoteles zum Zwecke seiner Vorlesungen entworfen habe; ja sie könne auch nur ein nachgeschriebenes oder ausgearbeitetes Heft eines Zuhörers seyn. Ein Auskunftsmittel, welches nicht viel besser ist, als die Gestalt, in welcher wir die Bücher besitzen.

Die neueste Zeit nun brachte uns fast in den gleichen Monaten zwey Bearbeitungen der Metaphysik zugleich, deren eine, die von Bonitz, noch ihrer Vollendung entgegensieht, indem nur die höchst umsichtig gearbeitete Textes-Recension bisher vorliegt (sie wurde in diesen Blättern von bekannter Feder bereits kurz angezeigt). Die andere hingegen von Schwegler ist nunmehr in vier Bänden vollständig erschienen, deren erster den Text, der zweyte eine deutsche Uebersetzung, die beyden übrigen den Commentar enthalten. Diese Ausgabe des H. Schw. gieng aus dem richtig gefühlten Bedürfnisse hervor, daß einer systematischen Darstellung der aristotelischen Philosophie (welche der Herausgeber beabsichtigt) eine monographische Behandlung der *πρώτη φιλοσοφία* vorausgehen müsse; und daß eine solche in der That dem jetzigen Streben entgegenkömmt, zeigt gerade jenes zufällige Zusammentreffen zweyer Bearbeitungen. Ueber die nun so eben berührten größeren Schwierigkeiten, welche die Composition der ganzen Metaphysik betreffen, finden wir in beyden neuen Ausgaben bisher noch keine neuen Aufschlüsse oder Forschungen; auch bey H. Schw. nicht, wo wir es um so mehr bedauern, gerade weil der Commentar zu dem Einzelnen fertig vorliegt, welcher unläugbar an Abrundung gewonnen hätte, wenn in Bezug auf die Anordnung des Ganzen und der einzelnen Bücher auf sicherem Boden fortgeschritten werden könnte. H. Schw. hat vorgezogen, diese Untersuchungen (so wie auch neues angesammeltes exegetisches Material) einem noch erscheinen sollenden fünften Bande zuzuweisen, welcher allerdings sehr unbestimmt (Vorr. d. 4. Bds.) versprochen wird. Wir bedauern daher, daß die Schwegler'sche Bearbeitung, rund herausgesagt, den Charakter eines nicht ganz Fertigen erhalten hat, wenn auch das in der Erklärung des Einzelnen Geleistete viel Treffliches enthält.

Die Beurtheilung der Ausgabe theilt sich an sich selbst schon in drey Theile, in die des Textes, der Uebersetzung und des Commentares. Was den ersteren betrifft, so ist derselbe ein durchaus unveränderter Abdruck des Bekker'schen; nur bietet er für Citate nicht die Bequemlichkeit wie in der Bonitz'schen Ausgabe, daß nämlich die Zeilen der Berliner Ausgabe beybehalten und numerirt wären. Unter dem Texte erscheinen als Apparatus criticus natürlich zunächst die Variae lectiones der Bekker'schen Handschriften (über welche so wie über die älteren Ausgaben in der Vorrede zum ersten Bande gesprochen wird), dann die Lesarten Alexanders, sowohl nach den Lemmata als nach der Paraphrase berück-

sichtigt (die Bonitz'sche Ausgabe des Alexander hatte natürlich H. Schw. noch nicht vor sich), so wie die des Asklepios und Syrianus (nach Brandis) und der Uebersetzung Bessarions nebst der Vetus translatio; hiezu kommen noch von Ausgaben die Aldina, Isingrin, Camotius, Fonseca, Sylburg, Casaubonus und natürlich Brandis; Bonitz's Observationes criticae sind nur im Commentare berücksichtigt, nicht aber in den kritischen Anmerkungen. Die Textes-Recension läßt demnach, da sie sich rein objectiv verhält, in keiner Weise einen Blick in des Herausgebers individuelle Ansichten thun, und sie steht in so fern außerhalb einer Beurtheilung.

Wir wenden uns demnach zur Uebersetzung, wobey wir zwar nicht auf die schon so oft besprochene Frage über Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer genügenden Uebersetzung eingehen wollen, aber doch berücksichtigen müssen, für welche Leser H. Schw. die Uebersetzung anfertigte. Die deutsche Uebersetzung, sagt H. Schw., habe er mit Rücksicht auf diejenigen beygegeben, welche die aristotelische Metaphysik in rein philosophischem Interesse zu lesen wünschen; für dieselben sey die Hengstenberg'sche Uebersetzung wenig brauchbar, da sie ohne Verständniß des Sinnes in undeutscher Sprache von Wort zu Wort fortdolmetsche, — was völlig richtig ist; — aber auch das andere Extrem habe er, der Herausgeber, zu vermeiden gesucht, den Schriftsteller nemlich durch Paraphrase und Einschaltungen zu modernisiren, und so dessen Ton und Darstellungsweise zu verwischen und zu verfälschen. Gewiß ist auch dieß ein lobenswerthes Streben. Nun aber, wer wird die aristotelische Metaphysik im philosophischen Interesse lesen? Ganz gewiß die Philosophen. Diese nun sind entweder philologisch so ungebildet (leider gibt es deren eine hinreichende Zahl), daß sie ihre Kenntniß der antiken Philosophie ohnedieß aus Compendien schöpfen müssen, oder sie haben tüchtige philologische Kenntnisse, und werden dann den Aristoteles sicher im Originale lesen. Soll man nun der Oberflächlichkeit der ersteren, welche ohnedieß Nichts eiligeres zu thun haben, als im ersten Anlaufe gleich die Metaphysik zu stürmen — sowie bey Plato der Timäus, — um die Quintessenz ohne das Uebrige zu erringen, soll man diesen noch durch Uebersetzungen entgegenkommen? Schwerlich, die letzteren aber können an einer Uebersetzung des Aristoteles im günstigsten Falle nur einen philologischen Genuß, nicht aber einen philosophischen haben. Ist nun aber dieser günstigste Fall in der Schwegler'schen Uebersetzung eingetreten? Wir antworten entschieden Nein, messen aber wenigstens theilweise die Schuld hievon dem Unternehmen überhaupt, und nur anderntheils auch der Art der Uebersetzung selbst bey. Aristoteles hat eine für jede Uebersetzung unnachahmliche Präcision; Ausdrücke wie *τὸ τί ἦν εἶναι*, *τὸ οὗ ἕνεκα* u. dgl. lassen sich gar nicht übersetzen, ohne in die Terminologie irgend eines neueren Systemes einzugehen; thuen wir aber dieses, so fallen wir schon in den Fehler des Paraphrasirens und, unter Umständen, Verfälschens. Oder z. B. wie soll *εἶδος* übersetzt werden? Form? Art? Idee? an jeder Stelle hat es alle drey Bedeutungen zugleich, wozu oft noch eine vierte Nüance, die des Zweckes, hinzukömmt. Aehnlich ergeht es mit den Ausdrücken *αἴτιον*, *ἀρχὴ*, *στοιχεῖον*, *μεταβολὴ*, *ἀλλοίωσις* und unzähligen anderen. Aber um von dieser allgemeinen objectiven Schwierigkeit, welche jedem Uebersetzer des Aristoteles entgegensteht, abzusehen, hat dann H. Schw. wenigstens das unter solchen Umständen Mögliche erreicht? hat er, wie Aristoteles vom Künstler und Menschen verlangt, aus dem *ὑπάρχον* das Bestmögliche gemacht? Und hier antworten wir eben wieder mit Nein. Eine Probe mag dieses Urtheil rechtfertigen; und da es durchaus gleichgültig ist, an welcher Stelle der Nachweis gegeben wird, so wollen wir, um nicht den Schein zu geben, etwa eine der schwereren oder schwächeren Partien ausgewählt zu haben, gleich den Anfang des ersten Capitels des ersten Buches vornehmen.

Πάντες ἄνθρωποι τοῦ εἰδέναι ὀρέγονται φύσει. H. Schw.: „Alle Menschen haben einen angebornen Wissenstrieb." Ungenau und schief durch die Worte „angeboren" und „Wissenstrieb." Wissenstrieb ist nach unserem Sprachgebrauche zu sehr verwandt mit Neugierde, und Trieb ist eher *ἐπιθυμία*, *βούλησις*, *προαίρεσις*, selbst *ἕξις*, kurz Alles eher, als *ὄρεξις*; „angeboren" aber ist eine ganz schiefe Uebersetzung von *φύσει*; wer den Aristoteles kennt, weiß die fast unerschöpfliche Tiefe dieses Ausdruckes, bey welchem nicht an den einzelnen Akt des Ge-

borenwerdens gedacht wird, sowie andrerseits durch H. Schw'.s Ausdruck zu viel platonische Anschauungsweise in die Stelle kömmt. Will man den Versuch wagen, diesen so einfach scheinenden Satz zu übersetzen, so müßte man sagen: „Alle Menschen haben ihrem Wesen nach ein Verlangen nach dem Wissen," — wobey in der prägnanten Bedeutung der Worte „das Wissen" (mit Artikel) dasjenige liegt, was Aristoteles will; hebt man dieß nicht hervor, so wird der Satz höchst trivial. — *Σημεῖον δ' ἡ τῶν αἰσθήσεων ἀγάπησις· καὶ γὰρ χωρὶς τῆς χρείας ἀγαπῶνται δι' αὐτὰς, καὶ μάλιστα τῶν ἄλλων ἡ διὰ τῶν ὀμμάτων· οὐ γὰρ μόνον ἵνα πράττωμεν, ἀλλὰ καὶ μηθὲν μέλλοντες πράττειν τὸ ὁρᾶν αἱρούμεθα ἀντὶ πάντων ὡς εἰπεῖν τῶν ἄλλων· αἴτιον δ' ὅτι μάλιστα ποιεῖ γνωρίζειν τι ἡμᾶς αὕτη τῶν αἰσθήσεων καὶ πολλὰς δηλοῖ διαφοράς.* H. Schw.: „Ein Beweis dafür ist die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen, die man, auch ohne ein bestimmtes praktisches Bedürfniß, um ihrer selbst willen liebt, und vor allen andern die Wahrnehmungen mittelst des Aug's. Denn nicht allein um zu handeln, sondern auch ohne diesen Zweck ziehen wir das Sehen fast allem Andern vor. Und zwar deßwegen, weil dieser Sinn uns am meisten Kenntnisse verschafft, und uns die Dinge am besten in ihrem gegenseitigen Unterschiede zeigt." Hieran haben wir nun mit Tadel zu bemerken, erstens, daß *σημεῖον* nicht „Beweis" heißt, wie aus der Rhetorik ersehen werden kann; zweytens, daß die Worte „auch ohne ein bestimmtes praktisches Bedürfniß" bey H. Schw. zu sehr mit „man liebt" verbunden erscheinen, während *χωρὶς τῆς χρείας* (wobey nebenbey auch der Artikel unberücksichtigt blieb) unmittelbar zu *δι' αὐτάς* gehört; ferner, daß bey H. Schw. die Sätze durch seine Interpunktion zu sehr parallel erscheinen, und der Satz-Accent verloren geht, durch welchen *μάλιστα τῶν ἄλλων* mit *αἴτιον ὅτι μάλιστα* zusammengebunden wird, so daß die Worte *οὐ γὰρ — ὡς εἰπεῖν τῶν ἄλλων* in einer Uebersetzung nothwendig als untergeordneter Schaltsatz erscheinen müssen; ferner *καὶ μάλιστα* ist ganz abgeschwächt, während im deutschen das Wörtchen „zwar" unentbehrlich wäre, wenn man nicht zur völligen Deutlichkeit den Satz etwas umstellen will; dann *γνωρίζειν* ist schief ausgedrückt durch „Kenntnisse," denn von Kenntnissen ist beym Auge noch lange keine Rede. Ganz verfehlt aber ist „die Dinge am besten in ihrem gegenseitigen Unterschiede zeigt" als Uebersetzung von *πολλὰς δηλοῖ διαφοράς*; die Bücher de anima und de sensu zeigen, daß hier davon die Rede ist, daß der Gesichtssinn mehrere sinnliche Unterschiede zugleich zeigt (z. B. Farbe und Ausdehnung und Gestalt und Rauhheit oder Glätte u. s. f.), während die übrigen Sinne immer nur Eine Kategorie der Gegensätze erfassen können, so daß der Gesichtssinn in der That der *κοινὴ αἴσθησις* unter allen Sinnen am nächsten steht. Die Stelle könnte man etwa so auszudrücken versuchen:

„Man sieht dieß aber schon an der Liebe zu den Sinneswahrnehmungen; nemlich wenn schon diese überhaupt alle um ihrer selbst willen, also abgesehen von dem Gebrauche geliebt werden, so ist dieß noch am meisten der Fall bey den Sinneswahrnehmungen durch die Augen (denn nicht bloß um des Handelns willen, sondern auch insofern wir Nichts zu handeln beabsichtigen, ziehen wir das Sehen fast allen übrigen Sinnen vor); die Ursache ist aber eben die, weil dieser Sinn am meisten von allen bewirkt, daß wir Etwas erkennen, und er viele Unterschiede der Dinge (zugleich) klar macht. — *Φύσει μὲν οὖν αἰσθησιν ἔχοντα γίγνεται τὰ ζῷα, ἐκ δὲ τῆς αἰσθήσεως τοῖς μὲν αὐτῶν οὐκ ἐγγίγνεται μνήμη, τοῖς δ' ἐγγίγνεται· καὶ διὰ τοῦτο ταῦτα φρονιμώτερα καὶ μαθητικώτερα τῶν μὴ δυναμένων μνημονεύειν ἐστίν· φρόνιμα μὲν ἄνευ τοῦ μανθάνειν ὅσα μὴ δύναται τῶν ψόφων ἀκούειν, οἷον μέλιττα, καὶ εἴ τι τοιοῦτον ἄλλο γένος ζῴων ἐστὶ, μανθάνει δ' ὅσα πρὸς τῇ μνήμῃ καὶ ταύτην ἔχει τὴν αἴσθησιν.* H. Schw.: „Von Natur nun haben die Thiere das Vermögen sinnlicher Wahrnehmung; aus der sinnlichen Wahrnehmung erzeugt sich bey einem Theile derselben Erinnerung, bey dem andern nicht, weßwegen auch die ersteren verständiger und gelehriger sind, als die letztern, die keine Erinnerung haben. Verständig ohne zu lernen sind alle diejenigen, die den Schall nicht hören können, z. B. die Bienen und dergleichen Thierarten; es lernen dagegen diejenigen, die neben der Erinnerung auch diesen Sinn, den Sinn des Gehörs besitzen."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Metaphysik des Aristoteles.

(Fortsetzung.)

Auch hier würde ich nach reiflicher Ueberlegung φύσις lieber mit „Wesen," als mit „Natur" übersetzen, wenn man nur nicht bey „Wesen" an „Begriff" denkt, obwohl ich sogar dieß nicht ganz ausschließen würde. Durch „Natur" dürfte bey Aristoteles φύσις nur zu übersetzen seyn, wenn er von der Totalität derselben spricht (z. B. ἡ φύσις οὐδὲν ποιεῖ μάτην), oder wenn er sie der Kunst oder dem Geiste entgegensetzt. Hier an unserer Stelle ist ja φύσις τῶν ζῴων eben mit αἴσθησις fast identisch *). Ferner, warum sagt denn H. Schw. „das Vermögen?" steht denn im Texte Etwas von δύναμις? gerade mit solchen Worten muß man bey Aristoteles sehr behutsam seyn. Sodann geht bey H. Schw. von den Worten ἐγγίγνεται αὐτοῖς sowohl das ἐν als der Dativ ganz verloren. Falsch aber hinwiederum ist μνήμη durch „Erinnerung" gegeben; das ist eben der Unterschied zwischen μνήμη und ἀνάμνησις, von welchem Aristoteles de anima und de memoria handelt (auch im Commentare hat H. Schw. diesen Punkt übersehen), daß das erstere die bloß potenzielle, auch den Thieren zukommende Kraft des Gedächtnißes ist, das letztere hingegen die freythätige, den Menschen vom Thiere unterscheidende, Macht der Rückerinnerung. Gerade Herr Schwegler muß ja doch die etymologische Fassung kennen, welche das Wort „Erinnern" bey Hegel bekömmt (als das „das Innere werden," das „Fürsichwerden"), und welche auch gewiß richtig ist; wie kömmt derselbe nun dazu, gerade das verkehrte Wort zu wählen? Ferner ist in der Uebersetzung der Worte καὶ εἴ τι τοιοῦτον ἄλλο γένος ζῴων ἐστὶ bey H. Schw. die wissenschaftliche Bescheidenheit, das Offenlassen der bloßen Möglichkeit, daß es noch andere solche Thiere geben könne, ganz verwischt, wenn es bloß heißt: „und dergleichen Thierarten." Dann müßte auch an dieser Stelle wie oben das Ganze von φρόνιμα μὲν bis ζῴων ἐστὶ in der Uebersetzung als untergeordnete Bemerkung, was sie auch für den Zusammenhang ist, erscheinen, da der Hauptgedankengang mit dem nächsten Satze anknüpfend vom Thiere überhaupt zum Menschen übergeht. Gerade bey dem von H. Schw. seiner Uebersetzung vorgesteckten Zwecke müßte meiner Ansicht nach der Zusammenhang der Hauptgedanken recht scharf heraustreten. Der letztere Satz demnach dürfte etwa folgendermassen gegeben werden:

„Ihrem Wesen nach nun entstehen die Thiere mit Sinneswahrnehmung begabt, aus der Sinneswahrnehmung aber erwächst den einen derselben noch kein Gedächtniß, anderen aber bereits Gedächtniß, und diese sind dann eben darum verständiger und gelehriger als diejenigen, welche mit dem Gedächtnisse nicht thätig seyn können; (verständig nemlich ohne das Lernen sind alle diejenigen Thiere, welche den Schall nicht zu hören vermögen, wie die Biene, und wenn es noch ein anderes Geschlecht von Thieren der Art gibt, — das Lernen aber haben alle diejenigen, welche neben dem Gedächtnisse auch noch diesen Sinn, den des Gehöres, besitzen). Die übrigen Thiere nun u. s. w."

So könnten wir nun durch sämmtliche vierzehn Bücher mit dem Nachweise fortfahren, daß die Uebersetzung der erforderlichen Präcision entbehrt. Be-

*) D. part. anim. II, 8; 653, 6, 23 τὸ ζῷον ὠφελόμεθα τῷ ἔχειν αἴσθησιν.

sonders störend aber wirkt dieser Mißstand bey eigentlichen Termini technici, wie z. B. *αἰτία*, *ἀρχή*, *στοιχεῖον* u. dgl., welche H. Schw. völlig promiscue bald durch „Princip," bald durch „Ursache" oder „Grund" oder „Grundursache" oder „Grundelement" gibt, wie bey sorgfältiger Vergleichung der einzelnen Stellen leicht ersichtlich ist; zumal den Ausdruck „Grund" finden wir oft in der That unachtsam für *αἰτία* gebraucht. Der Herr Herausgeber möge verzeihen, wenn wir in diesen Dingen minutiös sind, aber soll denn schon Jemand (nach H. Schw's Absicht) aus einer Uebersetzung die Metaphysik des Aristoteles studieren können, so ist haarscharfes Einhalten des Sprachgebrauches und die allergrößte Gleichmäßigkeit unerläßliches Erforderniß.

Bey weitem günstiger als über die Uebersetzung wird das Urtheil über den Commentar fallen müssen. Derselbe zeigt gründliche Kenntniß des ganzen Aristoteles, genaue Berücksichtigung aller einzelnen einschlägigen Stellen, und eine umsichtige und besonnene Handhabung der Kritik. In eine eigenthümliche Verlegenheit kömmt jeder Erklärer des Aristoteles dadurch, daß besonders in der Metaphysik an vielen Stellen sehr ausführlich über die früheren Philosophien Bericht erstattet oder gegen dieselben Kritik geübt wird; solche Stellen nun können nicht sachlich erklärt werden, ohne auf die in vielen Punkten noch unklare Erforschung der einzelnen voraristotelischen Systeme einzugehen, was besonders von der Pythagoreischen Lehre und den Idealzahlen Plato's gilt. Am meisten erhebt sich diese Schwierigkeit bey dem ersten und den beyden letzten Büchern; auch H. Schw. gerieth natürlich in dieselbe. H. Schw. nun hat an allen diesen Stellen sich bloß auf die Auslegung beschränkt; sobald dasjenige, was Aristoteles sagen wollte, sprachlich und exegetisch festgestellt war, und nur aus anderweitigen Gründen die historische Richtigkeit der aristotelischen Angaben in Frage stand, kurz an allen den Punkten, über welche eine kritische Geschichte der griechischen Philosophie nähere Auskunft zu geben hat, wollte derselbe sich, (wie er ausdrücklich in der Vorrede zum 3. Bd. sagt) mit Verweisungen auf die betreffenden Monographien sowie die Geschichtswerke von Ritter, Brandis und Zeller begnügen. Im Ganzen hat H. Schw. hieran vollkommen recht gethan, denn außerdem wäre gar nicht abzusehen, welch weites Maaß einem Commentar des Aristoteles gesteckt werden müßte; jedoch einzelne, kurze, etwa polemische Andeutungen des Herausgebers, wie dieselben noch in der Erklärung des ersten Buches sich finden, wären gewiß auch im weiteren Verlaufe noch Jedermann willkommen gewesen. Es waltet ja hier dasselbe Verhältniß ob, wie wenn bey einer kritischen Geschichte der Philosophie umgekehrt in die Exegese der einzelnen Stellen eingegangen werden muß.

Auch hätten wir gewünscht, daß die Inhalts-Uebersicht, welche den einzelnen Büchern im Commentare vorausgeschickt ist, etwas gleichmäßiger gehalten seyn möchte, in der Art wie sie zum ersten Buche gegeben ist. Dieß hätte allerdings unvermeidlich zu jenen ausführlicheren Untersuchungen über den Zusammenhang des Ganzen, welche H. Schw. einmal nicht geben wollte geführt. An deren Stelle ist bey den einzelnen Büchern fast nur auf das vorhandene litterarische Material hingewiesen.

Uebrigens besteht der Commentar ganz mit Recht seinem größten Theile nach nur in Belegen aus anderen Büchern der Metaphysik oder aus anderen Werken des Philosophen, der Art, daß das Studium der Erklärung vielfach nicht leichter ist, als das Verständniß des Textes selbst. Hierin, indem die ausgedehnteste Forschung die Worte Schritt für Schritt begleitet, erkennen wir mit Freude die wissenschaftliche Form, auf welche der jetzige Standpunkt dringen muß, und der Herausgeber darf sich der Zuversicht hingeben, daß er (was er in der Vorrede zum 3. Bd. als seinen Wunsch ausspricht) für das innere Verständniß der noch so manigfacher Aufhellung bedürftigen aristotelischen Metaphysik, sowie für die kritische Feststellung ihres Textes einen gewiß nicht unbrauchbaren Beytrag geliefert habe.

Bey manchen Punkten jedoch möchte auch im Commentare eine innigere Durchdringung des aufgehäuften Stoffes zu wünschen seyn, wie namentlich bey jenen Grundbegriffen, welche im fünften Buche (*Δ*) in einer allerdings etwas chaotischen Form aufgezählt und fast lexikalisch erklärt werden. Dieses ganze Buch gehört zu den räthselhaftesten, zumal da in ihm das ganze zweyte Capitel aus der Physik

wiederholt ist. Dreyßig Begriffe sind es, deren Besprechung den Inhalt des Buches ausmacht, gerade als ob ein Lexikograph sich das Geschäft gemacht hätte, Grundbegriffe aus dem ganzen Aristoteles zusammenzustellen. Auch die Form ist so auffallend zusammenhangslos; während nemlich in denjenigen Werken des Aristoteles, bey welchen die Bedenken über Authenticität und Reinheit der Ueberlieferung geringer sind, der Leser fast nirgends aufhören kann, da sich in ganzen Complexen mehrerer Bücher kein einziger Satz findet, der nicht an den vorhergehenden durch ein δὲ, oder οὖν, oder μὲν οὖν, δὴ, ἀλλὰ u. dgl. angefügt wäre, folgt hier die Erörterung der einzelnen Begriffe mit einem stets sich gleichmäßig wiederholenden λέγεται ohne alle anknüpfende Partikel aufeinander. Eine Erscheinung, welche sich überhaupt merkwürdiger Weise bey den Anfängen einiger Bücher der Metaphysik findet, wodurch sich das Asynartetische derselben auf den ersten Blick zeigt. Die dreyßig Grundbegriffe, unter welchen auch die meisten der zehn Kategorien erscheinen, sind, in sehr unorganischer Reihe, folgende: ἀρχὴ, αἴτιον, στοιχεῖον, φύσις, ἀναγκαῖον, ἕν, ὄν, οὐσία, ταὐτὸν ἕτερον, διάφορον ὅμοιον, ἀντικείμενον, πρότερον ὕστερον, δύναμις, ποσὸν, ποιὸν, πρός τι, τέλειον, πέρας, καθ' ὅ, διάθεσις, ἕξις, πάθος, στέρησις, ἔχειν, ἔκ τινος εἶναι, μέρος, ὅλον, κολοβόν, γένος, ψεῦδος, συμβεβηκός. Hier würden sich nun verschiedene Fragen eröffnen; erstens wie sich die Sache zu dem Buche über die κατηγορίαι und den sogenannten Postpraedicamenta verhält, dann wie es mit den hier fehlenden Begriffen steht, z. B. namentlich εἶδος, τέλος, μάταιον, ἐντελέχεια, αὐτόματον, τυχόν, μορφή u. s. f. Gerade nun bey der aphoristischen Form des Textes dürfte und müßte unseres Erachtens ein Commentar von diesem Buche Gelegenheit nehmen, uns über diese Begriffe und deren Bedeutung und Stellung bey Aristoteles völlig ins Reine zu setzen, auch mit Beyziehung des hier Ausgelassenen. Hierin scheint uns die Methode, welche Waitz zum Organon befolgte, besser und durchgreifender. So ist z. B., was H. Schw. über den Begriff ἀρχὴ gibt, ziemlich mager; auch kann es nicht genügen, bloß die Stellen zu citiren, an welchen sonst noch Definitionen von ἀρχὴ sich finden, sondern gar mancher Satz, in welchem das Wort bloß als eingeflochten erscheint, kann einen wenigstens ebenso tiefen Aufschluß geben, als eine formulirte Definition; so z. B. hier das zweyte und vierte Capitel des ersten Buches der Physik. Ueberhaupt aber muß bey allen diesen Dingen streng geschieden werden zwischen Stellen, wo Aristoteles dem traditionellen Sprachgebrauche folgt und ein Wort in irgend einer, vielleicht auch erst später entstandenen Bedeutung nimmt, was natürlich nicht zu vermeiden war, und zwischen Stellen, welche eine specifisch aristotelische Terminologie zeigen. Dieses letztere gilt besonders z. B. bey dem Begriffe τέχνη (V, 1), dessen Erörterung bey H. Schw. vielleicht eher verwirren, als aufklären möchte. Auch Lib. I., cap. 1., wo eigentlich die gebotene Veranlassung hiezu gewesen wäre, hat H. Schw. übersehen, nachzuweisen, wie durch die Sophistik es erst geschehen konnte, daß τέχνη der ἐμπειρία in jenem Sinne gegenübergestellt wird, wie es dort geschieht; etwas völlig Verschiedenes ist es aber natürlich, wenn τέχνη als Princip des dritten Theiles der gesammten Philosophie auch zu den ἀρχαὶ gezählt wird; und wieder hievon verschieden ist, wenn Eth. Nic. I, 1 die κυριωτάτη ἐπιστήμη μάλιστα ἀρχιτεκτονικὴ heißt; denn dieses ist nicht von der eben erwähnten Bedeutung der τέχνη als θεωρία hergenommen, sondern von jener höchsten der Tugenden, der des ἀρχιτέκτων (Polit. I, 13). Solches nun wäre scharf auseinanderzuhalten. Am Schluße des ersten Capitels des 5. Buches übrigens kann über die Wahl zwischen καλὸν oder κακὸν wohl keinen Augenblick gezweifelt werden, denn die Stellen, wo das κακὸν als Beweggrund des menschlichen Handelns erscheint, kommen gar nicht in Betracht gegen die Grundlegung der ganzen Metaphysik; auch darf man nur vergleichen Phys. ause. II, 2, 194, a, 32 oder ibid. 3, 195, a, 24 und viele ähnliche Stellen. Auch bey der Angabe der verschiedenen αἴτια begnügt sich H. Sch. zu sehr mit dem in diesem Kapitel oder dem Doppelgänger desselben (Phys. II, 3) gegebenen, ohne das sonst noch zerstreut sich findende, z. B. d. part. anim. I, 1, oder d. gener. anim. I, 18, zu berücksichtigen; so ist auch zu §. 9 übersehen Phys. II, 7, 198, a, 14 sqq.

Im sechsten Buche vermißt man bey der Erklärung des διανοητικὸν und der διάνοια die Be-

deutung dieſes Wortes, welche es gerade im Gegenſatze gegen *ῥητὸν* in der Rhetorik hat, während die aus Metaph. IV. 7 angeführten Worte *πᾶν διανοητὸν ἢ διάνοια ἢ κατάφησιν ἢ ἀπόφησιν* einen ſolchen Gegenſatz auszuſchließen ſcheinen, wobey anzugeben geweſen wäre, wie ſich ſolches zuſammenreimt. Unrichtig iſt es auch, wenn zu derſelben Stelle (Cap. 1, §. 1) H. Schw. *ἀκριβεστέρας ἢ ἁπλουστέρας* in *ἀκριβέστερον ἢ ἁπλούστερον* ändern will; denn gerade die verſtärkte Disjunction durch *ἢ — ἢ* weiſt auf *διανοίας* zurück, zu welchem dieſe beyden Adjectiva denn auch gehören. Ebenſo unnöthig iſt §. 3. *περὶ ἕν τι γένος* für *περὶ ἕν τι καὶ γένος τι* zu ſchreiben, denn daß jeder Wiſſenſchaft ein beſtimmtes *ἕν* zu Grunde liegt, iſt am Anfange des dritten Buches (Cap. 2; 1003, b, 12) geſagt. Zu §. 5 über den *ὁρισμὸς* hätte Manches aus Rassow Aristotelis de notionis definitione doctrina, pag. 25 sqq. beachtet zu werden verdient; auch an der früheren Stelle im dritten Buche, wo dieſelbe Sache unter den Aporien erſcheint, iſt Hr. Schw. eben ſo kurz darüber hinweggegangen. Wenn dann zu §. 7 die Definition von *φύσις* gelegentlich angeführt wird, ſo wäre die Definition von Seele nothwendig damit zu verbinden. In §. 8, welcher lautet: *τῶν μὲν γὰρ ποιητικῶν ἐν τῷ ποιοῦντι ἡ ἀρχὴ ἢ νοῦς ἢ τέχνη ἢ δύναμίς τις, τῶν δὲ πρακτικῶν ἐν τῷ πράττοντι ἡ προαίρεσις, τὸ αὐτὸ γὰρ τὸ πρακτὸν καὶ τὸ προαιρετόν*, — will H. Schw. *ποιητικῶν* in *ποιητῶν*, ſowie *πρακτικῶν* in *πρακτῶν* ändern. Und doch hätte gerade die von ihm ſelbſt aus Metaph. IX., 8, 5 angeführte Stelle *οἷον λέγω οἰκοδομικὸν τὸ δυνάμενον οἰκοδομεῖν, καὶ ὁρατικὸν τὸ ὁρᾶν, καὶ ὁρατὸν τὸ δυνατὸν ὁρᾶσθαι* vor ſolcher Aenderung bewahren können; es iſt nämlich auch nicht ganz richtig, wenn Hr. Schw. die beyden Begriffe *πρακτικὸς* und *πρακτὸς* ſo unterſcheidet, daß *πρακτικὸς* derjenige ſey, welcher fähig oder geſchickt iſt zu handeln, *πρακτὸν* hingegen dasjenige, was fähig iſt durch Handeln verwirklicht zu werden. Warum hat denn aber H. Schw. bey *πρακτικὸς* auch nur das Maſculinum berückſichtigt, oder ſoll *τὸ πρακτικὸν* nicht auch geſagt werden können? Allerdings wird das Neutrum nicht gerade die beſtimmte Bedeutung des etwas Handelnkönnens haben, ſondern es drückt dasjenige aus, was mit *πράττειν* in nothwendigem Zuſammenhange ſteht, alſo das auf *πράττειν* Bezügliche, während *πρακτὸν* mehr den Begriff des Paſſiven überhaupt hervortreten läßt. Daher ſcheint, ſtatt daß in der Stelle Etwas zu ändern wäre, eher die größte Feinheit der Unterſcheidung darin zu liegen, daß auf *πρακτικὸν* ſogleich *πρακτὸν* folgt, denn mit dem begründeten Satze *τὸ αὐτὸ γὰρ κτλ.* iſt übergegangen auf das vom handelnden Subjecte gewollte (*προαιρετὸν*) und hiemit geleiſtete (*πρακτὸν*), während im Hauptſatze von dem Abſtractum *προαίρεσις* die Rede iſt. Auch dürfte wohl die Parallelſtelle des elften Buches (Cap. 7, §. 6), welche zwar das Femininum, aber doch die Endung *ικος* (*τῆς ποιητικῆς* und *τῆς πρακτικῆς*) gibt, nicht ganz zu verſchmähen ſeyn, bey welcher Jedem einfallen muß, daß etwa *ποιητὴ τέχνη* oder *ἡ τοῦ ποιητοῦ* — (um nicht zu ſagen *τῶν ποιητῶν*) — *τέχνη* nicht griechiſch wäre, wohl aber nur *ποιητικὴ τέχνη*, was in dem eben geſagten ſeinen Grund hat. — Zu den Worten (§. 11) *τῶν δ' ὁριζομένων καὶ τῶν τί ἐστι τὰ μὲν οὕτως ὑπάρχει ὡς τὶ σιμὸν, τὰ δὲ ὡς τὸ κοῖλον· διαφέρει δὲ ταῦτα ὅτι τὸ μὲν σιμὸν συνειλημμένον ἐστὶ μετὰ τῆς ὕλης· ἔστι γὰρ τὸ μὲν σιμὸν κοίλη ῥὶς, ἡ δὲ κοιλότης ἄνευ ὕλης αἰσθητῆς* bemerkt H. Schw. richtig, daß durch dieſe Interpunktion, wie ſie auch bey Bekker iſt, das richtige logiſche Verhältniß der Satzglieder verrückt iſt, was auch Bonitz nicht bemerkte; es ſey nämlich nach *μετὰ τῆς ὕλης* nur ſchwach zu interpungiren und die Worte *ἔστι γὰρ τὸ μὲν σιμὸν κοίλη ῥὶς* als Parentheſe zu nehmen, denn der Gegenſatz iſt *τὸ μὲν σιμὸν συνειλημμένον* und *κοιλότης ἄνευ ὕλης*; Unrecht aber hat H. Schw., wenn er darum *μὲν* nach *ἔστι γὰρ τὸ* auswerfen will; denn ein derartiges doppeltes *μὲν* findet ſich bey Gegenſätzen öfters bey Ariſtoteles. Wenn aber dann H. Schw. in §. 14. in den Worten *ἀλλ' ἐστὶ καὶ ἡ μαθηματικὴ θεωρητική· ἀλλ' εἰ ἀκινήτων καὶ χωριστῶν ἐστὶ, νῦν ἄδηλον· ὅτι μέντοι ἔνια μαθήματα ἢ ἀκίνητα καὶ ἢ χωριστὰ θεωρεῖ, δῆλον* durchaus *μὴ χωριστὰ* für *ἢ χωριστὰ* leſen will, ſo ſcheint uns dieſer Vorſchlag und deſſen Begründung auf einer Täuſchung zu beruhen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juli.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Apsinis et Longini Rhetorica. E codicibus MSS., adhibita suppellectili Ruhnkeniana, recensuit Ioh. Bakius. Oxonii: e typographeo Academico. MDCCCXLIX. LV. 223.

Als David Ruhnken um das Jahr 1765, zu einer Zeit, wo ihn die Bearbeitung des Rutilius Lupus so wie das Studium des Longinus zu den damals kaum gekannten Rhetores Aldi geführt hatte, am Schluße des ersten Bandes die Rhetorik des Apsines las, fand er in dieser zugleich einen fast vollständigen Abriß der Rhetorik eines andern ungenannten Verfassers, der durch den Inhalt wie die Form der Darstellung von dem vorausgehenden abwich, und sich durch eine anderswoher ihm bekannte Stelle als ein Werk des Longinus kund gab. Diese litterarische Entdeckung war von Bedeutung, fand aber nicht die gebührende Anerkennung, weil diese weit abliegende Seite des Alterthums, Theorie der Rhetorik, damals wenig verbreitet war, dann aber und zumeist weil die Seltenheit jener Rhetores graeci eine Prüfung und Ueberzeugung unmöglich machte, und so kam es, daß da Ruhnken selbst eine ausführliche Darstellung und Ausgabe beabsichtigte, auch aus verschiedenen Bibliotheken die erforderlichen Hilfsmittel sammelte, aber nicht dazu gekommen war, das Werk zu vollenden, diese schöne Entdeckung unbeachtet blieb, und nur von Hören Sagen in Wyttenbachs vita Ruhnkenii überging, bis sie 1809 durch Weiske, der Longinus Schrift *περὶ ὕψους* herausgeben wollte, neu angeregt wurde und nun ihre gebührende Anwendung finden sollte. War auch das Fragment, welches Johannes Siceliota in seinem Commentare zu Hermogenes aus Longinus Rhetorik anführte, bald gefunden, so blieb doch die Frage, wo Longinus Schrift anfange und ende, da beyde, Apsines und Longinus, in einander laufen, oder richtiger letzterer wie durch des Buchbinders Schuld im ersteren enthalten ist, zu beantworten, und konnte nur durch eine genaue Absonderung des Inhaltes beyder Werke entschieden werden. Weiske hat nur einen Theil, das Kapitel über den rhetorischen Stil, die elocutio, aufzunehmen gewagt. Fr. Aug. Wolf spricht in seinen Analecten (1819) im vierten Heft von dieser Entdeckung Ruhnkens nur im allgemeinen nach Mittheilungen von Boissonade und läßt sich auf Bestimmung der Grenzen des Fragmentes nicht ein. Referent hat in seiner *τεχνῶν συναγωγῆ* (1828) zuerst diesen Gegenstand aufgenommen, und den Umfang dessen, was von Longinus seyn soll, weit über das von Weiske bestimmte Ziel hinausgerückt, ja selbst über Gebühr erweitert, da handschriftliche Mittel ihm nicht zugänglich waren, und der fehlerhafte Text des Apsines leicht zum Irrthume verleiten konnte. Daß er dem Herausgeber der Rhetores graeci dadurch Veranlassung gegeben hat, statt den Fehler zu verbessern, diesen noch zu steigern, war nur zu bedauern; doch konnte nach Vergleichung einiger Handschriften eine sorgfältige Beachtung des Ganges und einige Kenntniß auf diesem rhetorischen Gebiete das Richtige sicher finden. Herr Christ. Eberh. Finckh hat zuerst schon in den Anmerkungen zum letzten Bande der Walzischen Ausgabe (1836) das Ende nachgewiesen und auch den Anfang nahezu getroffen, Ref.

aber in diesen Anzeigen (1837, 145 — 9) seine Ueberzeugung ausgesprochen; wir beyde ließen uns damals nur durch eine Lücke des Textes täuschen und glaubten in der Kluft die Trennung beyder Werke annehmen zu müssen, während noch acht Zeilen voraus zum Buche des Longinus zu ziehen sind, was Finckh im nächsten Jahre schon als Vermuthung mitgetheilt hat und durch den Zusammenhang der beyden Werke vollkommen begründet, jetzt aber durch eine Pariser Handschrift, welche den Apsines allein enthält, auch diplomatisch entschieden ist.

Aus Bakes Vorrede sehen wir, daß auch Ruhnken bereits die gehörige Ausscheidung gemacht hat, und demnach ihm die Entdeckung, so die richtige Trennung beyder Werke gebührt, wenn ihm nicht etwa, wie es scheint, nähere Angabe obiger Pariser Handschrift, welche den Apsines allein enthält, zu Gebot stand, aus welcher sich dann die Sache von selbst ergab. Er sammelte durch seine Verbindungen aus den Bibliotheken von Paris, Florenz, Wolfenbüttel, was er finden konnte; besonders wichtig ist ein Excerpt aus einer Handschrift in Moskow, welches ihm Matthäi abschrieb, und das jetzt zum erstenmal — es hat sich sonst nirgends gefunden — p. 147 — 50 aus Ruhnkens Nachlaß erscheint; es ist nichts geringeres als ein kurzer Auszug aus der Rhetorik des Longinus, der Verfasser besaß diese weit vollständiger als wir sie haben, und wir können dadurch manches sicher bestimmen.

Schon 1816 hatte H. Bake durch Ruhnkens Nachlaß veranlaßt diesen Schriften seine Aufmerksamkeit zugewendet; der Herausgeber der Rhetores graeci hat zur Herstellung dieses in sehr verderbtem Zustande überlieferten Buches wenig beygetragen, desto wichtiger und bedeutender ist, was sein Freund Prof. Finckh geleistet hat, zuerst im Anhange zum neunten Bande der Rhetores graeci, dann in einer Nachlese zu Apsines und Longinus (Zeitschrift f. Alterth. 1837. p. 607 — 21), ferner in den Heidelberger Jahrbüchern 1838 Nov., endlich in einem Programm des Gymnasium von Heilbronn 1847: insunt in Longini artem rhetoricam et in Demetrii libellum de elocutione annotationes criticae. Er hat durch ein mit aller Ruhe und Besonnenheit stets den Gedankengang des Autors festhaltendes Verfahren, und mit genauer Kenntniß der Sprache ausgerüstet, um in dem verdorben überlieferten sogleich den richtigen Ausdruck des aufgefundenen Gedankens zu erkennen, so viele verdorbene Stellen verbessert, daß jeder dieses vorzügliche kritische Talent achten wird. Durch Vergleichung besserer Handschriften ist gar manches bestätigt, anderes hat Bake, welcher nur die Nachlese in der Zeitschrift f. A., nicht aber die spätern Beyträge zu kennen scheint, übereinstimmend mit Hrn. Finckh gefunden, einiges hat auch er, was F. aus dem Zusammenhange des Inhaltes gegeben hat, theils stillschweigend übergangen, theils nicht gebührend gewürdigt, wie 77, 19, wo die Schreibart ὅτι οὐ κοινὸς nicht zu halten ist, und F. das richtige ὅτι καινὸς gefunden hat; vergleiche die Anmerkung zu 89, 10.

Die Handschriften zerfallen in zwey Classen, von welchen die eine, die bis jetzt bekannte, weit aus die schlechtere, aber für uns doch interessante ist, weil sie in dem Apsines zugleich den Longinus enthält; die zweyte, reiner und nicht verfälscht, enthält den Apsines allein und findet sich nur in dem Pariser Codex 1874; auf ihn hat Marquis Seguier zuerst aufmerksam gemacht: Dissertation sur le fragment de Longine contenu dans la rhétorique d'Apsine; suivie de deux chapitres inédits de cette rhétorique. Paris 1838. Damit war nun anschaulich nachgewiesen, wo dem Apsines Fremdartiges beygelegt worden, und wie groß der Umfang der Rhetorik des Longinus ist. Auf die Wichtigkeit dieser Handschrift aufmerksam gemacht, ließ sich B. diese durch Cobet vergleichen, und da aus ihr eine Unzahl von Fehlern des bisherigen Textes verbessert werden konnte, so war damit die nächste Veranlassung einer besondern Ausgabe gegeben.

Apsines aus Gadara am Anfange des dritten Jahrhunderts ist der Freund des Philostratus, von welchem dieser am Schluße seiner Vitae Sophistarum sagt, er wage nicht zu zeigen ἐφ' ὅσον προὔβη μνήμης τε καὶ ἀκριβείας, damit man nicht glaube, die Freundschaft habe ihn zu weit geführt; er gehört zu der Classe jener Stillsten, deren Studien

und Bedeutung auf die Gebildeten ihrer Zeit uns gerade in jenem Werke des Philostratus recht deutlich dargelegt sind und die ohne jenes uns gar nicht zu begreifen wären. Ihnen folgte ein weit größerer Ruhm, als heut zu Tage unsern ausgezeichnetsten Publicisten und berühmtesten Verfassern von Romanen und Novellen; ihre Schriften waren Reden, deren Themas gewöhnlich aus der Geschichte des Alterthums genommen, und wobey auf Gedankenfülle nicht minder als auf schöne Form der Darstellung gesehen war.

Diese Redekünstler waren nicht selten auch Theoretiker und haben theils einzelne Parthien der Redekunst ausgearbeitet, theils allgemeine Anleitungen geliefert, und da man von der naturgemäßen Rede, wie sie das Forum und der Gerichtshof entwickelt und gebildet hatte, längst abgekommen war, so konnte auch die Theorie der Praxis nicht sehr unähnlich werden, auch sie wurde geschraubt und raffinirt. Als solche liegt sie uns in dem allzu bewunderten Hermogenes und seinen Commentatoren vor; die alten Theoretiker, deren Ansichten uns in Anaximenes, Autor ad Herennium, Cicero erhalten vorliegen, geben zu grobe und gemeine Kost, man wollte süßere Speisen; auch Aristoteles war nicht ihr Mann, obschon er das Beste hatte; denn er verband mit der gesunden praktischen Richtung, aus welcher die Vorgänger ihre Grundsätze geschöpft hatten, die Speculation, und suchte philosophisch zu begründen, was jene nur für den Gebrauch des angehenden Redners gegeben haben. Man muß daher die Lehre der Frühern, wie sie uns überliefert ist, kennen, um diese spätern Abschößlinge und Auswüchse zu beurtheilen, was an ihnen Haltbares oder Richtiges ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Metaphysik des Aristoteles.

(Schluß.)

Zuzugeben ist zwar, daß der logische Schematismus der drey theoretischen Wissenschaften der Physik τὰ χωριστὰ und μὴ ἀκίνητα, der Mathematik τὰ ἀκίνητα und μὴ χωριστὰ, der Metaphysik τὰ ἀκίνητα und χωριστὰ zuweist, zuzugeben auch, daß es eine constante, polemisch vielfach erörterte Behauptung des Aristoteles ist, das Mathematische sey nicht χωριστόν; und dennoch ist hier nicht μὴ χωριστὰ zu lesen, wie H. Schw. will, denn derselbe hat das Wörtchen ἔνια übersehen. Mit den Worten ἀλλ' εἰ ἀκινήτων καὶ χωριστῶν ἐστὶ, νῦν ἄδηλον, verschiebt Aristoteles die völlige Entscheidung dieses Punktes auf das 13. und 14. Buch, wo allerdings gezeigt wird, daß die Mathematik sich mit ἀκίνητα, οὐ χωριστὰ δέ in der Zahlenlehre bewegt, aber die Zahlenlehre ist nicht die ganze Mathematik, und es gibt Zweige der Mathematik, in denen für das Mathematische mehr von dem Physischen abstrahirt werden muß, als bey der Zahlenlehre. So wie daher in dem „εἰ χωριστῶν, ἄδηλον" schon die negative Antwort anticipirt wird, so folgt derselben gleich die Beschränkung auf dem Fuße nach, eingeleitet durch ὅτι μέντοι, in dem Sinne, daß vorläufig auf keinen Fall alles Mathematische als μὴ χωριστὸν betrachtet werden darf. Darum ist der bald darauf folgende Satz: ἡ μὲν γὰρ φυσικὴ περὶ ἀχώριστα μὲν ἀλλ' οὐκ ἀκίνητα, τῆς δὲ μαθηματικῆς ἔνια περὶ ἀκίνητα μὲν οὐ χωριστὰ δ' ἴσως, ἀλλ' ὡς ἐν ὕλῃ ein Beleg für unsere Ansicht, nicht, wie ihn H. Schw. nimmt, ein Beweis für die seinige; denn wenn so eben gesagt worden war, daß nicht alles Mathematische μὴ χωριστὸν ist, sondern wenigstens einiges χωριστὸν, so heißt es von eben jener anderen Kategorie nur wieder ἔνια οὐ χωριστὰ, ἀλλ' ὡς ἐν ὕλῃ. Zu diesen letzteren Worten nun aber, nicht zu den obigen ersteren, gehört die Wiederholungsstelle Metaph. XI, 7, 12, wo daher nothwendig wieder οὐ χωριστά steht. Welche mathematischen Disciplinen aber, wird H. Schw. fragen, sind denn dann jene, welche ἀκίνητα und χωριστὰ behandeln? Die Antwort hierauf ist in dem nämlichen zweyten Capitel des zweyten Buches der Physik, aus welchem H. Schw. selbst eine Stelle anführt; nur einige Zeilen weiter unten, p. 194, a, 7, wo es heißt: ἔτι δὲ ἀριθμὸς καὶ γραμμὴ καὶ σχῆμα ἄνευ κινήσεως· σαρξ δὲ καὶ ὀστοῦν καὶ ἄνθρωπος, οὐκέτι· ἀλλὰ ταῦτα ὥσπερ ῥὶς σιμὴ,

ἀλλ' οὐχ ὡς τὸ καμπύλον λέγεται· δηλοῖ δὲ καὶ τὰ φυσικώτερα τῶν μαθημάτων, οἷον ὀπτικὴ καὶ ἁρμονικὴ καὶ ἀστρολογία· ἀνάπαλιν γὰρ τρόπον τινὰ ἔχουσι τῇ γεωμετρίᾳ· ἀλλὰ ἡ μὲν γεωμετρία *) περὶ γραμμῆς φυσικῆς σκοπεῖ, ἀλλ' οὐχ ᾗ φυσική· ἡ δ' ὀπτικὴ μαθηματικὴν μὲν γραμμήν, ἀλλ' οὐχ ᾗ μαθηματική, ἀλλ' ᾗ φυσική. Wo aber für die Wissenschaft mehr χωριστὸν ist, ob dort, wo die Verbindung an sich lockerer, oder dort, wo sie inniger ist, darüber kann kein Zweifel seyn. Uebrigens möchte auch die Doppeldeutigkeit des χωριστὸν, von welcher H. Schw. spricht, als das nämlich entweder nur durch das Denken Abstrahirte, oder als das nach der Trennung objectiv und reell Forteristirende, noch ihre Bedenken haben, wenn wir des Aristoteles durchgängige Polemik gegen die Ideenlehre ins Auge fassen; die Stelle Metaph. XIII, 2, 24, welche H. Schw. hiefür anführt, scheint nichts zu beweisen, wenn man den Zusammenhang des ganzen Kapitels und besonders §. 27. erwägt. — Ferner wenn es §. 18. heißt: ἀνάγκη δὲ πάντα μὲν τὰ αἴτια ἀΐδια εἶναι, μάλιστα δὲ ταῦτα, ταῦτα γὰρ αἴτια τοῖς φανεροῖς τῶν θείων, so erklärt H. Schw. sehr gut den Ausdruck τὰ φανερὰ τῶν θείων durch die Stellen Eth. Nic. VI, 7, Anal. Post. I, 13, d. anim. I, 2, Metaph. XII, 8 und besonders Phys. ausc. II, 4; aber weniger richtig fügt derselbe hinzu: „auffallend an unserer Stelle ist, daß in ihr die Gottheit als Ursache der Gestirnwelt bezeichnet wird, während doch Gott nach aristotelischer Ansicht nicht schöpferisches, sondern nur bewegendes Princip, erster Anstoß ist. Vielleicht ist τῆς φορᾶς an die Stelle von τοῖς φανεροῖς oder vor τοῖς φανεροῖς zu setzen.“ Zunächst wäre hier der Ort gewesen, über den aristotelischen Gott überhaupt zu sprechen, und allerdings besonders über die Art, wie derselbe die Ursächlichkeit ist. Aristoteles ist zwischen der Immanenz und der Transscendenz durchgekommen, indem die eigentliche Form seiner Ansicht über Gott die Lehre vom πρῶτον κινοῦν ist, wohin hauptsächlich das fünfte Capitel des achten Buches der Physik gehört; und insofern hat H. Schw. gewiß recht, wenn er an die φορὰ denkt, aber wir sehen nicht ein, wie demselben eben darum ein Bedenken wegen der Ursächlichkeit aufsteigen konnte. Ist denn nicht jene erste Kreisbewegung in der That die Ursache der „Erscheinung“ des Göttlichen, der Gestirne? Dieß ist ja eben die Ansicht, die durch die ganze Physik, die Bücher de coelo, de gener. et corr. und die Meteorologia sich durchzieht, ohne daß darum dieses letzte Princip als absoluter „Schöpfer“ der Dinge erscheine; daher diese Stelle hier in der Metaphysik ganz mit der übrigen Lehre übereinstimmt und insofern durchaus nichts Auffallendes hat. Etwas ganz anderes ist es, wenn der aristotelische Gott in der νόησις νοήσεως zu einem bloßen transmundanen Zweckbegriff wird, ein Punkt, welcher die Schwierigkeit der Philosophie des Aristoteles in ihrer sublimsten Tiefe berührt und für uns bey dem Verluste so vieler Hauptwerke desselben ein schwerlich zu entscheidendes Problem bleiben wird.

Doch wir brechen hier ab, und es mögen diese Bemerkungen, welche zufällig den Anfang des sechsten Buches betreffen, zeigen, daß H. Schw. in Bezug auf einzelne Punkte seines Commentares auf manchen Widerspruch stoßen dürfte. Es wird vielleicht H. Schw. selbst, wenn der von ihm angedeutete fünfte Band seiner Ausgabe ans Licht treten soll, sich genöthigt sehen, Manches zu reformiren, zumal da der Herausgeber selbst gesteht, daß sich bey der Ausarbeitung des Commentares ihm noch neues exegetisches Material angehäuft habe. Dankbar erkennen wir jedenfalls den Fortschritt an, welchen das Verständniß der Metaphysik durch Hrn. Schwegler gemacht hat.

Prantl.

*) Gelegentlich kann hier bemerkt werden, daß ἀλλὰ an dieser Stelle gegen Sinn und Zusammenhang steht, und aus den codd. E und F die Lesart ἡ μὲν γάρ γεωμετρία aufzunehmen ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juli.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Apsinis et Longini Rhetorica.

(Fortsetzung.)

Apsines gehört in seiner erstern Schrift noch zu den Besseren, und ist nicht so gesucht, wie Hermogenes, weiß auch dadurch, daß er seine Beyspiele nicht bloß selbst macht oder nur solche vorführt, welche zu seiner Zeit die gangbaren Muster der Schule bildeten, sondern öfter auf die alten Redner sich bezieht, für uns belehrend und anziehend zu werden. Wollte man seinen Beyspielen und Themata eine historische Glaubwürdigkeit zuschreiben, wenn diese nicht anderswoher gesichert ist, wie es Böhnecke in seinen Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit gewagt hat, so wird man die dunklen Parthien der Geschichte nicht aufklären, sondern nur mehr noch verwirren *). Wir haben außer einem Fragmente *περὶ τῶν ἐσχηματισμένων λόγων* noch einen Abriß über die Redetheile *περὶ τῶν μερῶν τοῦ πολιτικοῦ λόγου*, nach folgender Abtheilung *περὶ προοιμίου* p. 1 — 26. *περὶ προκαταστάσεως*, 26 — 33. *περὶ διηγήσεως* 33 — 44. *περὶ ἀντιθέσεως* 44 — 52. *περὶ λύσεων. περὶ παραδείγματος* 64 — 69. *περὶ ἐνθυμημάτων* 69 — 75. *περὶ τῆς τῶν τελικῶν κεφαλαίων κατασκευῆς* 75 — 81. *περὶ ἐπιλόγου* 81 — 115. Schon diese kurze Inhaltsangabe zeigt das von den gewöhnlichen Lehrbüchern dieser Art Abweichende, auch ist das Werk nicht vollständig, er beruft sich 69, 20 auf früher Gesagtes, was nicht zu finden ist: *εἶπον ὅτι εἰς δύο τέμνεται τὸ ἐπιχείρημα ἢ εἰς παράδειγμα ἢ εἰς ἐνθύμημα*, es kann aber nicht von diesen beyden Species gesprochen werden, ohne daß das Genus, das *ἐπιχείρημα*, behandelt ist; wir haben schon in unserer Anzeige der Rhetores graeci 1837. 142. 150. auf Minucianus, wie jetzt Bake, hingewiesen und bemerkt, daß die dortige Abhandlung *περὶ ἐπιχειρημάτων* ein Bruchstück einer vollständigen Rhetorik sey, das an Ausdruck, Darstellung und Sprache sehr viel Aehnlichkeit mit Apsines habe, an Genauigkeit der Lehre aber diesen weit übertreffe, wie die Topik des Enthymema ausführlich erörtert sey. P. 80 werden die *ἄτεχνοι πίστεις* erwähnt, und es fehlen die *ἔντεχνοι*, dieses hat auch B. bemerkt, aber nicht kurz vorher waren diese erwähnt, wie er glaubt, sondern oben wo von *ἐπιχείρημα* die Rede war. Die Eintheilung der gesammten Argumentation der Rede, der *πίστεις*, war aber folgende, wie wir sie bey Minucianus finden: *πίστεις ἔντεχνοι* und *ἄτεχνοι*; die *πίστεις ἔντεχνοι* sind *ἠθικαὶ*, *παθητικαὶ* und *λογικαὶ* oder *πραγματικαὶ*, diese letzteren enthalten die *ἀποδείξεις*, welche aus den *ἐπιχειρήματα* entstehen, die *ἐπιχειρήματα* sind entweder *παραδείγματα* oder *ἐνθυμήματα*. Also dieses alles ist der Inhalt der *πίστεις ἔντεχνοι* und von Apsines auseinandergesetzt worden, dann erst ging er auf die *πίστεις ἄτεχνοι* über. Selbst das verloren gegangene Citat in VII, 1023 *ἴσως τοῦτό ἐστιν ὃ καλεῖ Ἀψίνης ἀπὸ τῆς ὁμοιώσεως οἷαί εἰσιν αἱ παραβολαὶ* kann man dem Ausdrucke nach bey Minucianus 602, 16 finden. Ich vermuthe, daß 44, 7 mehreres ausgefallen ist; denn auch die narratio ist nicht vollständig, es fehlen noch die *διηγήσεις αἱ ἐν βαρύτητι* und *αἱ μέσαι* und man sieht nicht, warum, da

*) Siehe gel. Anzeigen 1845. Nr. 41.

von den sechs bezeichneten vier im vorausgehenden erklärt sind, nämlich *ἐγκωμιαστικαὶ*, *παθητικαὶ*, *σφοδραὶ*, *ἠθικαὶ*, die zwey übrigen stillschweigend übergangen werden sollten. Auch ist der Inhalt des folgenden p. 44 — 52 nicht *περὶ ἀντιθέσεως*, sondern wie man die vom Gegner vorgebrachten *ἀντιθέσεις* heben und lösen soll, und die Handschrift hat *περὶ λύσεων καὶ ἀντιθέσεων*, woraus sich der richtige Titel *περὶ λύσεως ἀντιθέσεων* von selbst ergibt; wie zuerst *περὶ παραδείγματος*, dann 68 *περὶ λύσεως παραδειγμάτων* folgt. Auch der Epilogus ist nicht vollständig, und von den drey Theilen enumeratio, *ἀνάμνησις* oder *ἀνακεφαλαίωσις*, commiseratio *ἔλεος*, amplificatio *δεἰνωσις* sind nur die ersten zwey, ausführlich und durch die vielfache Beziehung auf das Alterthum interessant und lehrreich, dargestellt; statt der *δεἰνωσις* (hier so für *αὔξησις* genannt), welche nun folgen sollte, lesen wir einen Artikel *περὶ πάθους*, welcher zu beyden größern vorausgehenden in keinem Verhältnisse steht, und wir haben schon lange unsern Zweifel geäußert; jetzt tritt auch noch der äußere Beweis hinzu, daß in der besten Handschrift so fort ein Kapitel *περὶ ἐρωτήσεως καὶ ἀποκρίσεως* folgt, welches mit Apsines gar nichts gemein hat, seiner Beziehung nach aber auf Aristoteles Rhetorik wichtiger als alle diese spätern rhetorischen Schriften ist*). Die Topik der hier fehlenden amplificatio kann man beym Autor ad Herennium und Cicero lesen. Man hat häufig ähnliche und unähnliche Abschnitte rhetorischen Inhaltes ohne Angabe des Verfassers zusammengeschrieben.

Der gewöhnliche Text dieser Rhetorik des Apsines ist ungemein verdorben, aber wie bemerkt, in der Pariser Handschrift A ungleich in reinerer Gestalt erhalten und aus ihr hat H. Bake das meiste, was offenbar falsch oder unverständlich war, verbessert. Verschiedenheit der Sprache zeigt sich in den verschiedenen Theilen des Werkes selbst in den gewöhnlich technischen Ausdrücken. Um die zu Beyspielen dienenden Themata einzuführen, heißt es in dem Kapitel des Exordium *οἷον ὡς ἐπ' ἐκείνου*, (falsch steht 9, 11. 21, 4 *ὡς ἐπ' ἐκείνου οἷον*, aber so hat nicht A. vergl. 45, 12 wo auch in A diese Darstellung); später verschwindet diese Formel ganz, und in dem Kapitel *περὶ ἐνθυμημάτων* wird diese Einleitung durch *φέρε, εἰ δέ* gemacht (70, 10 steht *φέρε, εἰ γὰρ*, v. 13 hat Bake statt *φέρε, εἰ δὲ* aus A *οἷον, εἰ δὲ* gesetzt. vergl. v. 16. 21. 71, 3. 5. 14. 73, 11 wo A *φέρε* auslässt, 17 wieder *οἷον, εἰ δὲ*), im Epilogus finden wir wieder eine neue *λόγου χάριν* 95, 11. 98, 17. 107, 1. (im vorausgehenden steht diese Formel nur im Artikel *περὶ λύσεων* 52, 15 und hier fehlt sie in A). Dazu rechne man eine vierte *εἰ τύχοι* in der Abhandlung *περὶ ἐσχηματισμένων λόγων* 124, 6. 9. Zufällig sind diese manigfachen Bezeichnungen für das einfache: exempli gratia, sicher nicht, zumal sie nicht unter sich in demselben Abschnitt abwechseln; auch die Frageform, die der Rhetor selbst aufwirft, erscheint nicht durchgehend; an einzelnen Stellen erscheint *ἤ* in aristotelischer Weise die Antwort einleitend, 59, 5. 60, 6 wo Bake *ἀλλὰ* will.

In diesem Werke wird Apsines selbst angeführt; eine Stelle 57, 10 die einen förmlichen Tadel anderer gegen ihn ausspricht, fehlt in A und gibt sich schon dadurch als Zusatz eines spätern Lesers kund, aber es gibt noch andere, in welchen ausgearbeitete Reden des Apsines, *ζητήματα*, *προβλήματα*, erwähnt werden, davon ist die eine 50, 16, welche Walz ohne den Zusammenhang des Gedankens zu beachten, wie wir in unserer Anzeige der Rhetores graeci nachgewiesen haben, und B. jetzt auch zeigt, aus dem Texte in die Anmerkungen gestellt hat, ebenfalls durch die treffliche Handschrift entfernt; denn statt *εὕρηται δὲ καὶ παρὰ Ἀψίνῃ* lesen wir jetzt: *ἔστι δὲ καὶ παρ' ἡμῖν*. Aber es bleiben noch mehrere Stellen, wo auch die Handschrift nicht aushilft, und welche Bake, gleich Walz aus dem Texte entfernt hat; 38, 13 *ὡς ἐν τῷ Ἀνσάνδρῳ Ἀψίνης*. 43, 20 *ὡς ἐν τῷ Ἀνσάνδρῳ Ἀψίνης ἥψατο τῆς διηγήσεως, μάλα τὴν πρώτην ἐπαινέσας· ἔνδοξον γὰρ ἦν τὸ πρόσωπον*. 41, 21 *ὡς ἔφη Ἀψίνης ἐν τῷ κατὰ Μειδίου γεγενῆσθαι, ἐπειδήπερ ἔμελλεν αὐτὸν ἐγκωμιάσειν*, dazu treten noch zwey neue Beyspiele gerade aus dem trefflichen Parisiensis, 35, 17 statt *οἷον ὡς ἐν ζητήματι* fin-

*) Vergl. Rheinisches Museum für Philologie 1847. p. 588.

den wir dort οἷον ὡς ἐν τῷ Ἑρμωνι Ἀψίνης ἢ πάλιν ἐν ἐκείνῳ τῷ ζητήματι (über den Hermon vergl. Rhet. gr. IX, 603) u. 37, 3 steht statt des unverständlichen κέχρηται dort vollständig Ἀψίνης ἐχρήσατο. Sind dieses spätere Zusätze, wie es von 57, 10 erwiesen ist, oder hat vielmehr der Verfasser diese Beyspiele selbst erwähnt, und ist die Form vielleicht bald durch den Zusatz des Namens wie 35, 17, bald durch freyere Aenderung wie 50, 16 umgestaltet worden? wir mögen darüber nicht entscheiden, müssen es aber mißbilligen, daß B. in einem rhetorischen Werke, das so vielen Veränderungen unterworfen, dergleichen Stellen geradezu aus dem Texte gestrichen hat.

Wenn der Text des Apsines auch in Bakes Ausgabe nicht die mögliche Reinheit erhalten hat, so ist die Schuld vorzüglich auf den Mangel an Consequenz zu legen, indem er seinen Parisiensis nicht gehörig würdigte; er hat nur was ihm in der Vulgata unhaltbar schien, aus diesem geändert, alles andere aber nicht beachtet, während die Recension jener Handschrift stets und überall zu befolgen war, wo nicht offenbare Fehler, die immer noch zahlreich genug sind, wegzuräumen waren. So haben wir jetzt eine Mischung zweyer Recensionen, da doch in der Kritik längst entschieden ist, daß ein solch eclectisches Verfahren, wie man es früher befolgen zu müssen glaubte, und wie Dissen noch im Demosthenes mühsam herausſuchte, was seinem subjectiven Gefühle und den von ihm fingirten Grundsätzen entsprach, nur verderblich wirken könne. Sollte B. die Richtigkeit dieses Princips nicht schon aus den attischen Rednern, wie sie uns Imm. Bekker geliefert hat, überzeugend kennen gelernt haben, oder hielt er seinen A, der ganze Zeilen sicher ergänzt, wie 26, 17. 34, 10 für interpolirt? das könnte man aus einzelnen Stellen des Demosthenes und Aeschines 54, 1. 73, 8. 92, 21 wirklich schließen, doch folgt daraus nur, daß die andern Exemplare aus den Rednern verbessert worden, nicht daß sie einer unverfälschteren Quelle gefolgt sind. Man wird daher gut thun, den Apsines immer nach dem Par. A zu citiren, und sich nicht durch das eine oder andere Beyspiel irre machen zu lassen; es könnte namentlich 22, 12 Bedenken erregen, wo B. die Vulgata nicht richtig angegeben hat; ein vernünftiger Kritiker könnte die dortigen Worte: ἐπειδὴ δὲ καὶ τοῦτο δίκαιον ὅπερ ὑμῖν οἱ νόμοι δεδώκασιν kaum anders geben, als wie wir sie uns angemerkt haben: ἐπειδὴ δὲ καὶ τοῦτο τὸ δίκαιον οἱ παρ' ἡμῖν νόμοι δεδώκασιν. Aber in A hat die ganze Periode eine andere Gestalt, so daß obige Worte keine Aenderung mehr bedürfen.

Referent besitzt ein gewisses Recht auf diesen Apsines, den er früher als alle anderen jetzigen Philologen in den Händen hatte, nach dem Erscheinen von Walz's Ausgabe, so weit die geringen Hilfsmittel und eigene Kräfte gestatteten, sich verständlich zu machen suchte, und zu welchem er jetzt nach Auffindung einer so trefflichen von B. nicht vollständig ausgebeuteten Handschrift gerne wieder zurückkehrte; auch Prof. Finckh wird nicht verfehlen, sein kritisches Talent an diesem Autor von neuem an den Tag zu legen, da jetzt größerer Erfolg möglich ist. Wir wollen daher, um auch Herrn Bake zu beweisen, wie erfreulich uns seine Bearbeitung dieses Rhetors gewesen ist, einige Stellen vorbringen, in welchen unser Urtheil von dem seinigen abweicht und wir auf andere Art die Herstellung des richtigen versucht haben. Eine vorzügliche Stelle welche die Vortrefflichkeit des A bezeugt, ist 46, 1, wo gelehrt wird, wie man das, was der Gegner vorgebracht hat, die ἀντίθεσις, angreifen müsse:

τίθενται δὲ πολλαχῶς αἱ ἀντιθέσεις· τετραχῆ γὰρ αὐτὰς τὰς ἀντιθέσεις τίθεμεν· τουτέστιν ἢ τὰς προτάσεις τῶν ἀντιθέσεων καθ' αὑτὰς ὡς ἀντιθέσεις τίθεμεν, ἢ ταῖς προτάσεσι τὰς κατασκευὰς συνάπτοντες οὕτω τίθεμεν τὴν ἀντίθεσιν, ἢ τὰ ἑπόμενα τῇ ἀντιθέσει τίθεμεν μετὰ τῶν προτάσεων καὶ τῶν κατασκευῶν, ἢ χωρὶς τὴν πρότασιν καὶ τὴν κατασκευὴν ἰδίαν ἑκατέραν ὡς ἀντίθεσιν προσποιούμενοι.

So hat B. nach dem gewöhnlichen Texte der Handschriften gegeben, nur daß er das letzte Wort προσποιούμενοι, wahrscheinlich um die Vierzahl der Theilung herauszubringen, in προσποιοῦμεν geändert hat, wofür er jedoch προστίθεμεν wünschte. Aber nicht vier Arten werden von der ἀντίθεσις aufgestellt, sondern wie man aus den Beyspielen und der ganzen folgenden Durchführung sieht, nur drey; die

letzten Zeilen *μετὰ τῶν προτάσεων . . προσποιούμενοι* gehören nicht hieher und sind aus 50, 13—15 interpolirt. Nach der Vulgata müßte der Text lauten: *τίθενται δὲ πολλαχῶς αἱ ἀντιθέσεις· ἢ γὰρ αὐτὰς τὰς ἀντιθέσεις τίθεμεν, τουτέστι τὰς προτάσεις κτλ.* ohne die Partikel *ἢ*, welche hinaufgehört. Ohne die nachfolgenden Beyspiele würde man nicht ins klare kommen; diese aber aus Demosthenes genommen, und in ihrem Zusammenhange betrachtet, machen deutlich was gemeint ist; *τετραχῇ* hat jemand zu der Bestimmung von *πολλαχῶς* gesetzt, vielleicht getäuscht durch das *ἢ χωρίς*. Ganz anders und richtig nun hat A:

τίθενται δὲ πᾶσαι αἱ ἀντιθέσεις τριχῶς. ἢ γὰρ αὐτὰς τὰς ἀντιθέσεις τίθεμεν (ἤτοι τὰς προτάσεις τῶν ἀντιθέσεων καθ' ἑαυτὰς ὡς ἀντιθέσεις προστίθεμεν) ἢ ταῖς προτάσεσι τὰς κατασκευὰς συνάπτοντες οὕτω τίθεμεν τὴν ἀντίθεσιν, ἢ τὰ ἑπόμενα τῇ ἀντιθέσει τίθεμεν.

Alles übrige fehlt, und so ist die folgende Anführung, nur daß die Angabe des ersten, wo die *ἀντίθεσις* allein, wie sie der Gegner gesagt hat, vorgebracht wird, in den nachfolgenden Worten *ἀντιθέσεις μὲν οὖν τίθενται οὕτως ὡς ἐν τῷ τῆς παραπρεβείας* ausgefallen ist, und die Lücke von jedem leicht ergänzt werden kann, wie: *ἀντιθέσεις μὲν οὖν τίθενται οὕτως· [αὐτὴ δὲ ἡ ἀντίθεσις τίθεται] ὡς ἐν τῷ.* Bald nachher 47, 10 hat B. statt *αὐτῆς* vermuthet *αὖθις*, in den Anmerkungen jedoch p. 183 stillschweigend diese Vermuthung aufgegeben, und richtig vielmehr *τὴν ἀντίθεσιν* geschrieben; das übrige daselbst billigen wir nicht und lesen mit A: *ὅταν μὲν οὖν πάνυ θαρρῶμεν τῇ λύσει, συνάψομεν τῇ ἀντιθέσει καὶ τὰς κατασκευὰς καὶ ποιήσομεν ἀξιοπιστίαν· τότε δὲ δοκοῦμεν πάνυ θαρρεῖν, εἰ κατασκευάσαντες τὴν ἀντίθεσιν πολλὰς παρέχομεν τὰς λύσεις.*

P. 8, 20 in der Lehre, wie der Redner am Eingange das bey seinen Zuhörern ihm im Wege stehende entfernen könne, wird gesagt, dieses könne ex persona dreyfach, *τριχῇ*, statt finden, zählt man aber nach dem jetzigen Texte die verschiedenen Angaben, so geschieht es vierfach; denn als eine eigene Art muß man annehmen: *ἢ ὅταν περὶ τῶν μὴ σφόδρα πιστευομένων ὡς περὶ μεγάλων πραγμάτων εἰσίῃς·* aber dieses ist nicht mehr ex persona, sondern a causa, daher ich sie mit der eigenen Person des Sprechenden verbinden zu müssen glaubte, *ἢ ὅταν μὴ σφόδρα πιστευόμενος;* denselben Gedanken gibt A ohne so viel zu ändern *ἢ ὅταν τῶν μὴ σφόδρα πιστευομένων περὶ μεγάλων*, dadurch erhalten wir die erforderlichen drey Theile; ohne jene sichere Bezeichung von *τριχῇ* würde man kaum darauf kommen, aber auch *ὅταν* muß entfernt werden.

P. 31, 11 *Ἢ ἐκ διορισμοῦ ὡς ἐν τῷ τῆς παραπρεσβείας.* Die Worte *ἐκ διορισμοῦ* sind ein falscher Zusatz vom Rande für das folgende 14 *προδιοριζόμεθα δὲ*, wie oben 27, 5 dieser technische Ausdruck bezeichnet ist, wo A richtig *ἢ προδιαβολῆς ἢ προδιορισμοῦ*; dasselbe haben auch die Scholien zu Hermog. IV, 302, die auch sonst mit A übereinstimmen, z. B. gleich nachher *καιρῶν* auslassen. In der Rede *περὶ παραπρεσβείας* ist in der Einleitung kein *διορισμὸς* oder *προδιορισμὸς*, wohl aber eine *διαβολή*, wie der Verfasser der Hypothesis dort richtig bemerkt hat p. 340, *εἴληπται δὲ ἐκ διαβολῆς τὸ προοίμιον.* Es muß zusammengelesen werden, *οἷον ὡς ἐπ' ἐκείνου . . ἢ ὡς ἐν τῷ τῆς παραπρεσβείας.* im folgenden fehlt der Gegensatz, wie bey den Worten *ἂν μὲν δημοσίᾳ* schon die Partikel andeutet. Schade daß in A eine größere Lücke ist, von 31, 7—33, 4, scheint ein Blatt zu fehlen, wir würden gewiß das richtige hier sowohl wie unten finden v. 17. wo *περιττὸν τὸ ἐπαγγέλλεσθαι* sicher falsch ist.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juli.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

Apsinis et Longini Rhethorica.

(Fortsetzung.)

P. 45, 7 *χρὴ δὲ τὰς μὲν ἰσχυρὰς ἀντιθέσεις . . προδιαβάλλοντα εἰσάγειν μὴ μεμηχανημένας καὶ ἀδόξοις τοῖς ὀνόμασι, καὶ ὡς μάλιστα πειρᾶσθαι ἀσθενῶς αὐτὰς εἰτάγειν.* Die Negation hat B. aus Gud. Bodl. aufgenommen, während in A nicht *μὴ* sondern *ὡς* steht, und dieses fordert der Gedanke: man muß die stärksten Einwürfe, die der Gegner hat, schon darauf dagegen vorbereitend, als erkünstelt darstellen, mit unscheinbaren, gewöhnlichen Worten möglichst schwächen und ihnen ihre Bedeutung nehmen, also mit anderer Verbindung *εἰσάγειν ὡς μεμηχανημένας, καὶ ἀδόξοις τοῖς ὀνόμασι ὡς μάλιστα πειρᾶσθαι.*

P. 37, 18 ist falsch *ἐνδόξου* von B. corrigirt und in den Text aufgenommen statt *ἀδόξου*, dieses lehrt der Zusammenhang, es ist *ἄδοξον*, *ἔνδοξον*, *ἀμφίδοξον* und auch oben 31, 9, worauf B. sich beruft, *ἔνδοξα* nur falsche Leseart, wo andere das richtige *ἄδοξα* haben. P. 38, 16 *οὖν* ganz falsch, da ein neuer Fall eingeführt wird, in A fehlt es richtig. P. 25, 11 *δεσμωτήριον ὄντων τῶν τριακοσίων* woraus B. *ἰόντων* gemacht hat, vielmehr ist *ὄντων* nur falsche Wiederholung der Sylben *ον των*. P. 41, 21 die Worte *ἦγουν τὸ κατ' ἐπιδρομὴν* bilden die Erklärung von *σχῆμα*, da das Asyndeton kurz und schnell (also *κατ' ἐπιδρομὴν*) abmacht. P. 42, 7 fehlt die Negation, wie 53, 5 *δημοσίᾳ* zu wiederholen der Sinn verlangt; ebendaselbst 53, 1 hatte ich früher verbessert *διὰ τὸ καὶ τὸ*, A hat *τόδε*, was B. aufgenommen hat *μήτε γὰρ βουληθῆναι διὰ τὸ μήτε δεδυνῆσθαι πρᾶξαι* ist nicht einmal griechisch. P. 60, 13 *παρεσχόμεθα*, er hat die *τόποι* bereits aufgezählt, daher nicht *παρεχόμεθα*. 60. 3. 5 *γίνεται δὲ λύσις* im Singularis wie überall. P. 65, 19 *δέδωκεν*, es wird eine vergangene Zeit verlangt und in allen andern Beyspielen steht der Aoriſt, auch hat A *ἔδωκεν*. P. 72, 16 hier kann *καὶ* nicht stehen, es muß *ἢ* heißen, 80, 7 ist nicht dasselbe. P. 70 das Lemma gibt die Namen der *τόποι* nicht vollständig und in anderer Folge als die Ausführung; in dieser fehlt *ἀπὸ τοῦ μείζονος*, die Berufung 72, 2 kann nicht genügen. Dagegen ist im Lemma nicht angezeigt, was die Ausführung hat 75. *παραβολικῶς*, *ἐκ διαφορᾶς*. Bey Minuicianus stehen mehrere und manche viel besser als hier gegeben ist. P. 81, 1 *ἐκ τῶν ἄλλων εἰκότων* gehört ans Ende und steht auf gleicher Linie mit *ἐκ διανοίας*, *ἐκ τοῦ πράγματος*. P. 83, 13 hier fehlt etwas z. B. *πρῶτον μὲν*, in den Scholien VII, 1225 steht *ἐροῦμεν οὖν*, was B. nicht beachtet hat, eine genaue Vergleichung kann manches daraus berichtigen, hier genüge, daß der Autor immer sagt *ἔτι ἀναμνήσομεν*, nicht wie öfter B. noch gegeben hat *ἐπαναμνήσομεν*, richtig hat A 82, 7 *ἀναμνήσει . . ἀνακεφαλαιώσει* statt *ἐπαναμνήσει . . ἐπανακεφ.* B. wiederspricht mit Unrecht der Verbesserung Finckh's 85, 5. 87, 3 *δὲ* zu streichen. P. 89, 7 *τοῦτον δὲ ἀντὶ τοῦ εἰσφέρειν.* B. *ἀντεισφέρειν*, vielmehr *ἀντὶ τούτου εἰσφέρειν*, eben so 88, 1 für *αὐτοῦ εἰσφέρει*, nicht *ἀντεισφέρει* sondern *ἀντὶ τούτου*. so nach

A 27, 16 ἔστω τοίνυν τούτου τοῦ γένους. P. 91, 1 ἔξ ὑποτυπώσεως hatten wir schon vor B. ergänzt. P. 93, 12 hat B. für das unentbehrliche τούτῳ falsch τόπῳ gesetzt; auch 94, 4 sind die Verbesserungen unrichtig, sowohl θεωρήματος was ganz gegen den Sprachgebrauch ist, als παρελέλειπτο, der Autor ist nicht ganz sicher ob Demosthenes in seinem zweyten Briefe von dieser Figur Gebrauch gemacht hat; er citirt aus dem Gedächtniß und sagt, ich glaube, er habe davon Gebrauch gemacht; hat er es aber auch nicht gethan, so konnte er sagen ꝛc. P. 102, 21 der Infinitiv ist von ὑποθέσεως abhängig. — Doch genug! obschon der Herausgeber vortreffliche Verbesserungen gegeben hat, so gäbe doch fast jede Seite Gelegenheit, mit Beziehung auf den Codex A dieses oder jenes zu erinnern. Auch auf die Anordnung des Stoffes könnte man aufmerksam machen; so ist schwer zu begreifen, wie die für sich bestehende Lehre und Regel 23, 7—24, 2 in die Theorie der παραγραφή hineingekommen ist; das muß Apsines in anderer Folge gegeben haben.

Longinus Werk war ein Compendium der gesammten Rhetorik und umfaßte daher nicht nur die μέρη τοῦ πολιτικοῦ λόγου, wie das des Apsines, sondern die inventio, dispositio, elocutio, memoria, pronuntiatio, zunächst für seine Zuhörer, woraus man sieht, daß er Rhetorik docirt hat, wie ja die neuplatonischen Philosophen von ihm sagten, er sey φιλόλογος μὲν, φιλόσοφος δ'οὔ, und doch war Longinus ein gescheider Mann, jene großentheils — Narren. Er selbst sagt 141, 9, es sey ein kurzer Abriß, der in mündlichen Vorträgen seine weitere Auseinandersetzung finde: ὑπόμνημα τῆς τέχνης ὡς ἔνι μάλιστα ἐν βραχυτάτοις, τοῖς συγγεγονόσι καὶ πολλάκις καὶ συνεχῶς περὶ αὐτῶν ἀκηκοόσι, καὶ τοῖς βιβλίοις οὐκ ἀνασκήτως οὐδ' ἂν ἀμελετήτως τηρεῖν ἔχουσιν, ὧν τὴν μέθοδον ἐν τύποις κατετάξαμεν, wer aber Talent besitze und Fähigkeit, könne damit schon von selbst, ohne sein Schüler zu seyn und die weiteren Vorträge gehört zu haben (μηδὲ τῶν πλειόνων ἀκούσας, ganz unrichtig B. p. 210) ausreichen. Von der Inventio fehlt das Meiste, und nur ein geringer Umfang der πίστεις, so wie der epilogus hat sich von den Theilen der Rede erhalten; merkwürdig ist, daß Longinus die Kategorien des Aristoteles mit hereingezogen und deren Anwendung auf die Heuristik gemacht hat.

Nach dem ganz mageren, für uns jedoch nicht werthlosen Auszuge, welchen Bake in Ruhnkens Nachlasse, wie erwähnt, aus einer moskauischen Handschrift gefunden und mitgetheilt hat, hat Longinus sogleich mit dem Exordium begonnen: εὐθὺς ἀπὸ προοιμίου ἀρχόμενος καὶ τὰς ἀρετὰς ἑκάστης τῶν τῆς τέχνης μεθόδων δήλους ἅπασι καθιστῶν, natürlich mit den nöthigen Vorbemerkungen der Eintheilung der gesammten Rhetorik in εὕρεσις, διάθεσις, λέξις, μνήμη, ὑπόκρισις, gerade so, wie wir es bey dem Autor ad Herennium lesen, der überhaupt das schönste Vorbild alter Rhetorik ist und nur griechischen Mustern folgte. Longinus wollte lieber den Alten als einem Hermogenes und dessen Genossen nachgehen, und vielleicht hat darin der Vorzug seiner Rhetorik vor der anderer bestanden; darum enthält sein Werk im Ganzen wenig Neues, und wenn wir im Auszuge lesen: ἔργον γοῦν φησὶν ἐκεῖνος προοιμίου ἐπιείκεια, εὔνοια, πρόσεξις, εὐμάθεια, so ist dieses eben so unerhört als unmöglich, überall ist die Theorie des Exordium, ut auditorem docilem, attentum, benevolum reddat, von einer ἐπιείκεια ist und kann keine Rede seyn; dieses ist ein offenbarer Fehler; so leicht es ist, προοιμίου ἐπιεικοῦς, justi exordii, zu lesen, so befriedigt dieses doch wenig.

Erst mit 148, 12 beginnt das Erhaltene und schließt mit 149, 22. Der Eclogarius hat, wenn die bestehende Folge und Ordnung nach seinem Exemplare, das er ausgezogen hat, gemacht ist, in diesem eine Umstellung von mehreren Blättern gehabt; den Inhalt von 148, 28 προσθῆκαι bis 149, 6 καὶ τὰ τοιαῦτα (im Longinus 137, 18 — 140, 6) fand er vor 134, 17; dieses ist so augenscheinlich falsch, daß man im Auszuge selbst gerne eine Transposition vornehmen möchte. Abweichend ist in diesem Auszuge 148, 15, πρὸ τούτων, was nichts ist, wofür bey Longinus τούτοις steht, merkwür-

dig ein anderes Beyspiel etwas gesuchter Ausdrucksweise 147, 3 *ἀμφὶ σοῦ λέγομεν*, wofür sich in Longinus 139, 22 *ἀφείλετό με* findet, und doch ist nichts darauf zu geben; *αφει* und *αμφι*, dann *λετο με* und *λεγομεν* sehen sich zu ähnlich, als daß sie für etwas anderes als falsche Abschrift gelten könnten, auch brauchen wir eine seltene Construction *παρὰ* oder *περὶ τὴν πτῶσιν*, wie dort *με* statt des Genitivs *μου*. Was der Auszug von 149, 22 an bis zu Ende 150, 25 gibt, fehlt; darunter ist zu beachten, daß Longinus als Muster für den Ausdruck der Rede nicht die bekannten zehn Redner des Alexandrinischen Kanons hervorhebt, sondern nur drey, Isokrates, Lysias, Demosthenes, von den Philosophen Aeschines und Platon, von den Historikern Herodot und Thukydides, aber an diesem tadelt er das gedrängte und gekünstelte, an Plato dagegen das kunstlose der Mischungen der Stylarten und das zu große poetische Colorit (*Θουκιδίδου δὲ αἰτιᾶται τὸ κατεστοιβασμένον καὶ περιειργασμένον, Πλάτωνος δὲ ἀτεχνίαν τῆς τῶν ἰδεῶν κράσεως καὶ τὸν ποιητικώτερον ὄγκον τῆς πεζῆς διαλέκτου*); ganz fehlerlos in allen Formen der Rede seyen die übrigen fünf.

Das Kapitel *περὶ μνήμης* hat der Herausgeber abgesondert und hält es für unächt p. XLVII., Longinus umfasse in seiner Theorie nur das *πιθανόν* (was B. damit sagen will, verstehe ich nicht; die ganze Rhetorik hat ja selbst nach Aristoteles bloß den *πιθανὸν* zum Zwecke); auch Aristoteles spreche nichts davon in seiner Rhetorik und in Rhet. gr. VI. 34, 29 seyen bloß inventio, dispositio, elocutio und pronuntiatio aufgeführt. Diese Gründe beweisen nichts. Wenn einige Theoretiker die *μνήμη* ausschließen, weil sie zu lehren nicht Aufgabe und Sache des Rhetors wäre, so haben andere mit demselben Rechte die *ὑπόκρισις* ausgeschlossen und nur die oben genannten ersten drey Theile anerkannt; Rhet. VII., 17. V., 217. Sopater V., 3. VII., 15. H. B. könnte daher aus diesem Grunde auch die *ὑπόκρισις* zurückweisen. Wie oft aber findet sich jene vollständige Aufzählung, man vergleiche nur den autor ad Herennium, Cicero u. a. Die Schlußworte, die Longinus nach der pronuntiatio sagt, 140, 10 — 5, könnten allerdings das Ende der gesammten Rhetorik bezeichnen, doch lehrt uns das Fragment, daß noch anderes folgte, also der Schluß des Ganzen damit noch nicht gegeben war; daß der Auszug diese *μνήμη* gar nicht erwähnt, ist zwar auffallend, konnte aber wie vieles als wenig zur Sache gehörig stillschweigend ignorirt werden. Wichtiger aber und richtiger ist, was B. sagt, daß Behandlung und Sprache gegen Longinus zeuge; auffallend nemlich ist die Ausdehnung dieses Artikels, ohne etwas wesentliches oder anderes zu sagen, als daß man sich üben müsse, *μελετᾶν*; ebenso ist die platonische Nachbildung sehr gesucht und nicht immer glücklich; dann folgt aber mit Sicherheit, daß der Verfasser ein platonischer Rhetor gewesen ist, und ich möchte dem Longinus, obwohl ich die Verschiedenheit dieser Theile von den übrigen wohl erkenne, doch nicht geradezu die Möglichkeit, auch dieses geschrieben zu haben, absprechen. Uebrigens wurden solche Stücke leicht anders woher angesetzt, sey es, um zu ergänzen oder ähnliches anzufügen, wie wir bey Apsines gesehen haben, bey dem wir am Schluße, statt das Kapitel *περὶ δεινότητος* zu treffen, ein anderes *περὶ πάθους* finden. Die Rhetorik des Julianus Severianus p. 329 — 45 Capperon. enthält die Theile der Rede, und man erwartet am Schluße nach dem Epilogus nichts mehr; dennoch fährt eine Münchner Handschrift mit dem Artikel desselben Inhalts wie bey Longinus, de memoria, fort (sicher nicht von Severianus), in seiner ersten Hälfte wörtlich übereinstimmend mit dem von Ang. Mai bekannt gemachten Julius Victor. cap. 23., d. h. letzterer hat ihn zur Hälfte abgeschrieben und in sein rhetorisches Lehrbuch übergetragen.

Der Text des Longinus ist entstellt und wir haben den Mangel einer gleich guten Handschrift, wie A zu Apsines ist, zu beklagen, es sind Stellen, mit denen Referent nicht zurecht zu kommen wußte, obwohl auch manches mit Unrecht angestritten wird oder besser als bis jetzt geschehen ist, hergestellt werden kann. Von dem Anfange hat Finckh richtig bemerkt, daß die Einführung der Kategorien ungefähr mit denselben Worten wie 129, 14 wird

gewesen seyn: ἑτέρα διαίρεσις ἥδε λόγους ἐνδίδωσιν ἡ κατὰ τὰς κατηγορίας γινομένη, worauf die Bezeichnung der οὐσία, des ποσὸν, ποιὸν und πρός τι folgte, mit welchem letzteren, der Relation, die ersten Worte des Fragmentes beginnen: . . . καὶ ἡ τῶν πιθανῶν ἰδέα καὶ προσαγωγὸς τοῦ δικαστοῦ. H. B. hält nun gleich πιθανῶν ἰδέα für corrupt: neque enim ἰδέα huius loci est neque ulla πιθανῶν ἰδέα cogitari potest, als Subject, wie es jetzt durch den Artikel hervortritt, allerdings nicht; dann aber kann auch das folgende καὶ nicht stehen; als Apposition dagegen sind die Worte untadelhaft: auch die Hervorhebung der Relation gibt eine Art Ueberzeugung τῶν πιθανῶν ἰδέα und stimmt den Richter zu unsern Gunsten; daraus folgt, daß der Artikel nicht richtig seyn kann, wenn nicht etwa das Ganze in ähnlicher Form gegeben war: ἔτι καὶ ἡ τῶν πρός τι διαίρεσις γίνεται τῶν πιθανῶν ἰδέα καὶ προσαγωγὸς τοῦ δικαστοῦ. Es folgen lauter relative Begriffe, daher auch in Comparativform, wobey der Autor gewiß die Gegensätze genau beachtet hat. P. 128, 6 ist nichts zu ändern, wie B. meinte, Longinus sagt, das πότερα κατὰ χρόνον, woraus die παραγραφὴ hervorgeht, ist wie folgendes Beyspiel zeigt: νῦν οὐκ ἐχρῆν, ἀλλὰ πέρυσι, auch kurz vorher ist das Beyspiel ohne Einführung gegeben 127, 13. Wenn B. 132, 17 in den einfachen und ganz verständlichen Worten: χρηστέον δὲ τοῖς προοιμίοις καὶ πρὸ τῶν παραδόξων ἐπιχειρημάτων, καὶ πρὸ παντὸς τοῦ μέλλοντος δόξειν οὕτω πως ἔχειν, jenes οὕτω πως, was alle Handschriften haben, in ἀτόπως ändert und sogar in den Text genommen hat, so ist dieser Mißgriff bey unserm besonnenem Herausgeber schwer zu erklären, jenes οὕτω πως ἔχειν ist ja eben nichts anders als παράδοξον; es ist diese Veränderung uns ebenso unbegreiflich, als die 21, 22, wo vordem stand: ἐν ταῖς προαγγελίαις ἁρμόσει σοι λέγειν ἐκεῖνο τὸ θεώρημα, ὅταν βούλει ὡς ἀναιρῶν τιθῇς, Walz aber statt den einleuchtenden Fehler zu verbessern, wie jeder von selbst schreiben wird und A. wirklich hat ὅταν ὃ βούλει ὡς ἀναιρῶν τιθῇς, den Conjunctiv βούλῃ gegeben und Bake ὃ βούλῃ aufgenommen hat. Einiges grammatisch nicht zu rechtfertigende lesen wir auch anderswo; 135, 5 εἰ μὴ συντεῖναις sagt B. sed syntaxis postulat συντείνῃς, diese Syntax ist mir unbekannt, und kann vielleicht B. aus dem Sprachgebrauche Stellen, die er stillschweigend übergangen hat, erklären, wie 133, 4, εἰ . . γένηται, oder 130, 7 ὅσα ἂν αὐτὸς εὕροις πάντα μέντοι εἰς ταῦτα ἀνενεχθήσεται, wo wir erwarten ὅσα ἂν αὐτῶν εὕρῃς, πάντα σοι εἰς. 134, 2 ὁποῖά ποτ' ἂν εἴη τὰ τῶν λέξεων statt des nothwendigen ᾖ? 135, 19 soll nach der einfachen Erwähnung Homers ἑκάτερον γὰρ αὐτῶν heißen: Scil. ποιημάτων, Iliadis et Odysseae; dort aber hängt zusammen οἷά τε ἡ παρ' Ὁμήρῳ ποίησις . . καὶ παρ' Ἀρχιλόχῳ, nach der besonders späteren häufigen Stellung der Partikel τε statt οἷά ἥ τε παρ' und die Stelle ist von Finckh gründlich geheilt durch die Verbindung μὴ παρὰ φαῦλον ἡγησαμένῳ μηδ' ἐν εὐτελεῖ τὸ τοιοῦτον, alles andere gehört noch zu der schon von andern erkannten Glosse. Ebendaselbst 136, 6 will B. τε statt δὲ und doch entspricht dieses dem vorausgehenden μὲν γὰρ. 143, 12 von dem Uebergange zur ὑπόκρισις wird gesagt, ὅθεν ἤδη καὶ περὶ ταύτης λεκτέον οἷόν τε ἐστι καὶ τίς ἡ δύναμις αὐτῆς, wo doch die Sprache οἷόν τι oder οἷά τε fordert. Richtig vermuthet B. in den Worten 159, 18 ὅθεν καὶ τοῦτο ὀρθῶς ἐστιν εἰρημένον, οὐ μνημονεύω μὴ λίαν ἡ μὲν τοῦ σοφοῦ einen Vers, ein solcher Trimeter gibt sich von selbst dar und wir hatten ihn schon längst in dieser Form herzustellen versucht:

οὐ μνημονεύειν μὴ λίαν ᾗ μὴ σοφοῦ.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juli.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN Erzebiscove Ci Kolne Bî Rîni. Von Neuem herausgegeben von Dr. H. E. BEZZENBERGER. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfried Basse. MDCCCXLVIII (mit dem Doppeltitel: Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Fünfundzwanzigster Band: Maere von Sente Annen. Quedlinburg etc. 1848.) 124 u. X S. gr. 8.

2. Leben des heiligen Anno, Erzbischofes von Köln. Deütsches (sic) Gedicht des 12. Jahrhundertes (sic), nach der opitzischen Handschrift genau herausgegeben, übersetzt und erläütert (sic) von Dr. Karl Roth. 1. Heft, Text, Uebersetzung und Sprachbemerkungen enthaltend. München, 1847. Christian Kaiser. 96 u. XXXIV S. kl. 8.

3. DE S. ANNONE. Dissertatio inauguralis historica, quam .... publice defendet auctor Hartwigus Floto, Palaeomarchicus. Berolini, G. Schade. 1847. 65 S. gr. 8.

4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium (sic) cum aliquot ejusdem aevi chronicis. Dissertatio inauguralis, auctore Paulo Frisch, Schaffnaburgensi. Monachii, 1830. Typis Drs. Caroli Wolf. 64 S. gr. 8.

Von den Verfassern der vier Schriften ist keiner, obgleich sie alle von dem Erzbischofe von Köln handeln, ein Kölner; auch der Verfasser von Nr. 4. nicht, welcher wohl als Aschaffenburger sich dem Lambert von Aschaffenburg zuwandte, wie dieser Hersfelder Mönch bisher gewöhnlich genannt wurde, weil derselbe in Aschaffenburg die Weihe empfieng. Der Vf. von Nr. 3. ist Altmärker, der von Nr. 2. aus dem Fuldaischen, so daß ihm Willeram fast näher gelegen hätte, von dessen Paraphrase des Hohen Liedes ihm München (wo Nr. 2. wie 4. erschien) zwey Handschriften darbot; der Vf. endlich von Nr. 1. ist aus Kassel gebürtig und es ist wirklich ein eignes Zusammentreffen, daß gerade die beyden der vier Verf., welche das deutsche Lobgedicht auf den h. Anno, das seit 1816 geruht hatte, gleichzeitig wieder herausgaben, Landsleute zu nennen sind; wobey nicht verschwiegen werden darf, daß Vf. von Nr. 2., veranlaßt dem Vf. 1. von München aus Beysteuern zu seiner Ausgabe zu leisten, nur deshalb selbst zu einer eigenen Ausgabe schreiten zu müssen glaubte, weil (selbst redend) der Vf. von 1. lange nichts von sich hören ließ; daß aber sein Abdruck (2) auch nur so lange seinen Dienst thun solle, bis einer der Sprachmeister eine wirkliche Ausgabe liefern würde (S. V). Mit gleicher Bescheidenheit glaubt der Vf. von Nr. 2. denn auch seine hinzugefügten Sprachbemerkungen vielen Lesern entbehrlich, weßhalb man sie leicht vermissen würde (S. VI).

Beyden Ausgaben des deutschen Gedichtes sind solche Sprachbemerkungen zum alten Texte beygegeben; Nr. 1. durchwebt dieselben S. 95 — 124 mit reichlichen geschichtlichen Erläuterungen und Belegen aus den lateinischen Schriftstellern, welche vom h. Anno gehandelt haben: aus Lambert, der Vita Annonis (bey Surius ꝛc.), Adam von Bremen u. s. w. Beyde Ausgaben geben aber noch besondere zusammenhängende Nachricht von Anno's Leben; doch ist auch hier, wie bey jenen Sprachbemerkungen, Nr. 1. unbezweifelt im Vorzuge und das S. 47 — 59 nach den genannten Quellen aufgestellte Leben Anno's II. ist in seiner gerechten Abwägung von Licht und Schatten in den Handlungen des heiligen Mannes gelungen zu nennen.

Auf noch umfassenderem Quellenstudium beruht das von Nr. 3. dargestellte Leben Anno's. Hier begegnen wir nicht nur dem zwar fast zu wenig und zu abgewendet genannten Lambert (S. 26. 27. 38. 43. 59. 62. 63), so wie Adam von Bremen (S. 36. 37. 38), sondern auch und häufig Bruno de bello saxonico (S. 13. 17. 60. 63), Petrus Damianus, Norbert de Bennone, Benzo, Bonizo, Wido, Wazo, Berthold, Gerbert, Gebhard, Gregorius, Hildebrand, Arnulph, Anselmus Lucensis, Otbertus Leodiensis, Leo Ostiensis, Chronicon Farfense, Annales romani, august., altah., Triumphus s. Remacli, Eckehardus uraug. (S. 46) u. s. w. Aus der genannten vita Annonis aber, weder in der ursprünglicheren Gestalt bey Surius [1]) noch in der daraus geflossenen Fassung des Leopold von Northof [2]) hat der Vf. von Nr. 3. das Geringste benützt und ebenso verschmähte er das deutsche Loblied, das ihm vielleicht, als auf jener vita Annonis, wie dieses auf Lambert, beruhend und erst nach 1183 entstanden (s. Nr. 1, S. 11) der Zeit der vor ihm geschilderten Begebenheiten schon zu fern gerückt, vielleicht auch zu geistlich gefärbt, zu sehr für den Mann gestimmt erschien, den er selbst mit den Worten schildert qui seditiones illas [principum contra Caesarem] etsi non provocavit, omnium tamen acerrime auxit longiusque provexit (S. 1), welchen Vorwurf, schon von Adam von Bremen ausgesprochen (per omnes, quae suo tempore factae sunt conspirationes, semper erat medius), auch der Vf. von Nr. 4, der ihm sonst sehr das Wort redet, nicht ganz hinwegzunehmen wagte.

Der letztgenannte Vf., der vorzugsweise den Lambert (neben ihm freylich auch Adam von Bremen, Bruno, Bonizo, Donizo, Berthold, den Triumphus s. Remacli ꝛc. benützend) zu würdigen sich vorgesetzt hatte, macht S. 59 u. 64 seiner Dissertation in jenem Sinne geltend, daß der Verfasser der bey Surius abgedruckten Vita Annonis wesentlich aus jenem entnommen habe, zieht aber dafür gegen den Schluß seiner Arbeit S. 59 — 64 „den deutschen Lobgesang auf den h. Anno“ zur Unterstützung seiner Darstellung herbey, auf welches wir nun auch vorzugsweise unsern Blick richten und beschränken wollen, ohne Nr. 3. u. 4. dabey aus dem Auge zu verlieren.

Seit Opitzens erste Ausgabe des Gedichtes erschien (1639, wiederholt in den Ausgaben seiner Gedichte 1690. 1745), und seit ihr der Wiederabdruck von Schilter (1726), von Hegewisch (1791), theilweise von Herder (1793), endlich die Ausgabe von Goldmann (1816) folgten, entbehrte die inzwischen gesteigerte grammatische oder sprachliche Anforderung einer angemessenen Ausgabe [3]), die wohl wesentlich deshalb bisher unterblieb, weil

1) Vitae Sanctorum III, 2, 150. vergl. dessen De probatis sanctorum historicis. Cöln, 1581. VI, 783 — 838. — Handschriften dieser vita A. liegen auch zu Trier (Pertz Archiv 2, 284), Wolfenbüttel (Pertz Archiv 6, 7. 207), Leipzig (Pertz Archiv 1, 460), Gotha (Jakobs und Ukert Beyträge 3, 270).

2) In der schönen Handschrift des Waisenhauses zu Halle (Pertz Archiv 6, 207. 7, 459).

3) Budde in seiner Chrestomathie (1829), Genthe in seinen Deutschen Dichtern des Mittelalters (1841), Wackernagel in seinem Altd. Lesebuche (1839) gaben nur Theile des Gedichtes. Des Letzteren Behandlung ließ eine vollständige Ausgabe wünschen.

man inzwischen auf Wiedergewinnung einer der beyden vorhanden gewesenen Handschriften des Gedichtes hoffte.

Von der einen, bereits im J. 1597 in den Niederlanden kund gewordenen, war aber weder dem fleißigen Durchforscher des Landes Mone etwas aufzufinden gelungen, noch dem nicht minder eifrigen so wie glücklichen Heinrich Hoffmann und auch der Unterzeichnete suchte vergebens darnach in Leyden unter des Bonaventura Vulcanius Nachlaße, der hier 1614 starb und in jenem angegebenen Jahre in dem von ihm herrührenden Anhange zu der von ihm herausgegebenen kleinen Schrift (eines docti cujusdam viri anonymi) De libris et lingua Getarum sive Gothorum. Leyden, 1597. 8.) S. 61 zuerst von einem Rhythmus vetustissimus de vita S. Annonis Col. Archiep. gesprochen und davon das „initium" mitgetheilt hatte. Dieß waren aber Absch. II. III. IV — V, 4. der Opitzischen Ausgabe, so daß daraus wie aus anderweitigen Schrift- und Sprachabweichungen, auch weil Z. 25 $^{a-d}$ in Nr. 1. (S. 61) bey Opitz fehlten, auf eine von dieser Handschrift verschiedene zu schließen war, was auch Opitz (S. 1 seiner Ausgabe und bey Schilter) selber schon bemerkte.

Aber auch dessen Handschrift ist seit ihrem räthselhaften Auftauchen in dem Danziger Drucke 1639 spurlos wieder verschwunden. Opitz selbst sagt seltsamer Weise kein Wort über deren Herkunft, während er S. 3 — 4. zum Abdrucke der in Paul Merulas Handschrift und 1598 erschienenen Ausgabe von Willerams Paraphrase des Hohen Liedes fehlenden Vorrede die Worte fügt ex ms. libro, cuius vsum Amplissimo viro Michaeli Flandrinio Senatori Vratislauiensi eximio amicorum debeo, et ex quo textum (nämlich des Willeram in jenem merula'schen Drucke) locis infinitis emendaui. Diese Worte haben ohne Zweifel Schilter im J. 1726 mit veranlaßt, auf den Titel seines Abdruckes vom Annoliede die Worte zu setzen a M. Opitio ex Membrana Veteri Bibliothecae Rhedigerianae Vratislav. primum editus, wonach Goldmann 1817 (S. 1) Opitzen diese Handschrift in Breslau geradezu finden ließ, von der Hagen, indem er (in s. Denkmälern deutschen Mittelalters I., 49) vom Rhedigerischen Willeram spricht, hinzufügte, daß das Annolied ohne Zweifel aus derselben Bibliothek stamme, Albrecht Wachler endlich 1818 (in seiner Lebensbeschreibung des Thomas Rhediger S. 28) sagte, daß „das von M. Opitz wahrscheinlich aus einer Breslauer Handschrift herausgegebene Loblied auf Anno seit der Zeit verloren gegangen zu seyn schiene."

Wirklich hatte im selben Jahre 1818 Büsching (in seinen Wöchentl. Nachrichten I., 351) mitgetheilt und von der Hagen 1829 (in s. Anecdot. medii aevi II., 95) bestätigt, daß die in der genannten Rhedigerischen Bibliothek auf dem Elisabeth-Gymnasium zu Breslau noch heute vorhandene schöne Handschrift des Willeram von einer Hand des fünfzehnten Jahrhunderts (wie ich selbst 1845 an Ort und Stelle einsah und abschrieb) in der Mitte des pergamentenen Vorblattes die Inschrift trägt:

„VIII. Glose willerāmi u'sifice et theutonicē fcā in Cātica | canticor. et *Rithmus de sco Annone* theutonice cō|positus et ū'sus de Sac^{a}mentis [4])."

Diesem S. 1 — 3 in Nr. 1. von mir näher nachgewiesenen Thatbestande füge ich hier nun noch Folgendes hinzu, was vielleicht doch noch (für die eine oder die andere der beyden Handschriften) auf die Spur leiten könnte.

Thomas Rhediger oder Rehdiger, einer der Edelstbegeisterten seiner Zeit für Wissenschaft, hatte außer Italien und Deutschland (namentlich

4) Ueber dieser Inschrift steht, gleichfalls von einer Hand des 15. Jhrh. geschrieben: Quid inimicior homini alter homo; von älterer Hand am rechten Rande hinab bloß Glose willerammi sup'cant˜. Unter jenen Worten aber steht: Caue amico ne c'^{das} nisi quē ꝑbaue'is | O vos causidici qui lingwam venditis eri | Vos vocat infernus destructos ordo supmis.

Heidelberg und Frankfurt 1567 — 69), auch die bedeutendsten Städte Hollands besucht, weilte namentlich 1569 längere Zeit in Amsterdam, 1571 — 72 aber in Köln, wo er auch später am 5. Juni 1576 an den Folgen einer unglücklichen Beinabnahme allzu früh verstarb. Hier blieben seine fleißig gesammelten Bücher und Handschriften lange Zeit verwaist stehen, wurden vielfach beeinträchtigt und zerstreut, bis, was noch davon beysammen war, endlich nach Breslau gelangte. Rehdiger war auch bey seinen holländischen Reisen und seinen wissenschaftlichen Bestrebungen mit dem mehrgenannten Bonaventura Vulcanius in Berührung gekommen. Ja letzteren finden wir selber 1574, zwey Jahre vor Rehdigers Rückkunft dahin und Sterben daselbst, in Köln [5]). In dem genannten Todesjahre Rehdigers und dem folgenden ist Bonaventura Vulcanius zwar wieder in Basel [6]). Unter seinen Papieren in Leyden aber fand ich in einem Foliobande von Briefentwürfen ꝛc. mehrere Thomae Redigero und Redingero überschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

5) Cod. Einsidel. (Mone Quellen und Forschungen S. 167), Cod. Trevir. (Graff's Diutiska), Cod. Stuttgard., Cod. Vindob. Ambras., Cod. Londin. Harlei. n. 3014. m. 8. (Pertz Archiv VII. S. 1017, 4) Cod. Vratislav. Rehdig.

6) Wohin ihm von Dortrecht aus Adrian van der Mylen unterm 23. Juni, 26., 28. Juli und 3. Aug. 1574 schreibt (Illustrium et clariorum virorum Epistolae selectiores superiore seculo scriptae vel a Belgis vel ad Belgas. Leyden, Elzevier. 1617. 8. Centur. II., ep. 25. 26. 28. 29).

Apsinis et Longini Rhetorica.

(Schluß.)

Das Fragment aus einem Codex Florentinus p. 169 — 172 hat seine Aufschrift *ἐκ τῶν Λογγίνου* von einer andern und spätern Hand, so daß man wohl fragen darf, ob wir auch wirklich das uns hier Dargebotene als von Longinus ausgehend betrachten können, zumal sich leicht erklären läßt, wie jene Aufschrift entstehen konnte. Der Satz *ὅτι ὁ Ἀριστοτέλης τοὺς πάντα μεταφέροντας αἰνίγματα γράφειν ἔλεγεν, διὸ λέγει Λογγῖνος σπανίως κεχρῆσθαι καὶ τούτῳ τῷ εἴδει* scheint von selbst auszusagen, daß Longinus der Verfasser sey; aber sollte dieser von sich das Geständniß abgelegt haben, daß er metaphorische Ausdrücke selten gebraucht habe? Um eine allgemeine Lehre zu machen, muß man mit B. *κεχρῆσθαι* in *δεῖν χρῆσθαι* ändern; aber die Handschrift hat nicht *λέγει*, sondern was wohl zu beachten ist, *λέγουσι*, und dann könnte man noch leichter *Λογγῖνον* vermuthen; dadurch würde dieses eine Bemerkung nicht des Longinus, sondern eines andern über den Longinus; auch läßt sich einiges nachweisen, was mit dessen Ansichten wenig übereinstimmt, aber von wem auch dieses Werk geschrieben war, der Auszug lehrt, daß es eine gediegene rhetorische Schrift war, deren Verlust wir bedauern, und welche wir gerne für manches andere aus demselben Gebiete uns Erhaltene eintauschen würden.

Die Anmerkungen p. 173 — 219 geben nähere Begründung über die im Texte gemachten Vorschläge, oder Erläuterung, so weit sie die rhetorischen Lehren von Apsines und Longinus nothwendig machen; man sieht die Kenntnisse wie das Talent des Verfassers, der auch da belehrend ist, wo man ihm nicht beystimmen kann, und wir können uns nur freuen, daß H. Bake seine Studien auch dem Rhetor Menander, welcher gleichfalls in jener trefflichen Pariser Handschrift erhalten ist, zugewendet hat.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE. S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Fortsetzung).

Es muß nun ein seltsames Spiel des Schicksals genannt werden, daß beyde Männer (mag so zu reden hier erlaubt seyn) ein Annolied, beyde einen Willeram besaßen und dennoch beyde auf beyden Seiten nicht zusammenfallen. Wären es je dieselben Handschriften gewesen, so hätte B. Vulcanius im J. 1597 nicht mehr sagen können (S. 57. De lit. et ling. Getarum): habeo etiam eadem lingua Rhythmum vetustissimum de vita S. Annonis, wie er eben so vom Willeram sagt meus codex ms. Die beyden Annohandschriften, sehen wir oben, waren verschieden, auch die des Willeram waren es. Die Eingangsprobe, welche B. Vulcanius (a. a. O. S. 57) aus seiner Handschrift gibt, stimmt durchaus nicht zu dem rhedigerischen Willeram in Breslau; eben so wenig wie zum merulaischen Abdrucke, den dieser aus der noch zu Leyden liegenden Handschrift Eymond. 130. 4. m. bewerkstelligte [7]), während der vulkanische, den sein Besitzer dem Paul Merula zum Behufe seiner Ausgabe aus jener andern Handschrift auch abtritt (De lit. et. ling. Get. S. 60), sich nicht mehr in Leyden vorfindet. Merula's Handschrift tritt mit der des Vulcanius auf Seite derjenigen, welche gleich in der ersten Zeile das Wörtchen demo oder themo (Cusse her mich mit demo cusse sines mundes) aufführen [8]), das der rehdigerischen mit andern [9]) fehlt. Dagegen fehlt Merulas Handschrift wieder die Vorrede (s. oben), die in des Vulcanius und Rehdigers Hdschr. vorhanden war und ist, wie dann beyde Handschriften auch in derselben Ueberschrift stimmen [Vulcanius: in fronte libri haec recentiore manu scripta repetitio]: Incipit praefatio Willerammi Babinbergensis Sc[h]olastici Fuldensis Monac[h]i in Cantica Canticorum.

H. Hoffmann macht in seinen Fundgruben I. 251 darauf aufmerksam, daß die ehemalige Dombibliothek zu Breslau seit 1632 in der rhedigerischen mit aufbewahrt werde, und daß viele ihrer Handschriften ganz wie jene den Einband mit dem rhedigerischen Wappen (Hirsch und Namen) trügen,

---

7) Wohin ihm von Zürich aus Rudolf Walther unterm 18. Nov, 6. Dezb. und 2., 13. Feb., 2. März, 1. Juni, 1. Aug. 1577 schreibt (a. a. O. Centur. II. ep. 40. 43. 45. 47. 49. 50. I. 93). Im J. 1578 war B. V. im Worms (Cent. II. 52).

8) Die dieser Handschrift von einer Hand des 16. Jhrh. (ob Merulas aus der von Vulcanius geliehenen Hdschr.?) eingeschriebenen Wörter, die H. Hoffmann in seinem Abdrucke (S. 7) mit deutschen Lettern kennzeichnete, hat Merula 1598 geradezu aufgenommen.

9) Cod. Monac. Ebersberg. (Cim. III. 4. i) und Cod. Monac. Indersdorf (Cim. III. 4. l.), Cod. Vindob. (Lambec. II. 768), Cod. Roman. (Palat. 73. fol.)

wie es auch die Handschrift des Willeram vorn und hinten zeige, die demnach seit jener Zeit schon unverletzt erscheint, woraus sich vielleicht sogar schließen ließe, daß Opitz 1639 schon das darin angezeigte Annolied gar nicht mehr von dorther in Händen gehabt habe. Hoffmann hat zugleich darauf hingewiesen, daß kein schlesischer Literator vom Verluste des Anno liedes als einer rehdigerischen Handschrift etwas wisse noch erwähne. Das schwülstige Buch von Ch. Kranz Memorabilia bibl. publ. Elisabeth. Wratislav. a fundat. Rehdigeriana dicta (Breslau, 1699. 4.) gewährt darüber gar nichts; ebenso wenig Heinelius in seiner Silesiographia aucta p. 6. S. 795. In der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart liegt eine Abschrift jenes Kranzischen Werkes (Mss. hist. N. 34: Kranzii Enumeratio Codicum Mss. bibl. Wradislav. Elisabethanae), die aber nur bis zu Cod. 30. geht. In derselben Stuttgarter Bibliothek liegt ferner eine Notitia manuscriptorum bibliothecae Rhedigerianae (N. 116): in dieser steht bey Cod. 106 (Willeram Merseburgens. Paraphrasis duplex in Canticum Canticorum) S. 89 bloß: In hoc Codice membran. ante IV. ad minimum secula clare et distincte scripto comprehenditur Canticum canticorum duplici paraphrasi declaratum .... Praemissa est praefatio. Nichts aber vom Annoliede; auch nicht in Repert. 2. bis S. 240, wo die Sabinianischen Handschriften zu St. Elisabeth anheben.

Ob die Handschrift vom Annoliede, welche Bonaventura Vulcanius besaß, vielleicht in die Bibliothek des Isaak Vossius übergieng, der sich bekanntlich sogar den silbernen Codex des Ulfila aus Schweden zu verschaffen wußte, und seine an Handschriften reiche Bibliothek auf Reisen in Italien, Frankreich, England zum Theil durch das Geld zusammengebracht hatte, welches ihm im J. 1663 König Ludwig XIV. schenkte, ist aus des dem Isaak Voß nahe befreundet gewesenen Paul Colomies Verzeichnisse der vossischen Sammlung [10]) nicht zu ersehen, da derselbe nur des Vossius griechische, lateinische, spanische, italische, französische Handschriften bespricht, nicht die deutschen, an denen jene Sammlung doch nicht arm war [11]). Man wird Jenes dem Franzosen nicht so sehr verargen, wenn man sieht, daß z. B. in dem reichen Briefwechsel zwischen Gerhard Johann Voß mit Junius, obschon dieser gerade von jenem die deutschen Handschriften erhielt, von solchen nie die Rede ist [12]), eben so wenig zwischen Bonaventura Vulcanius und dessen

10) Catalogus Codicum Isaaci Vossii in des Colomesii Rupellensis Opp. Jo. Alberto Fabricio. (Hamburg 1700, 4.). Colomies, geboren 1638 zu Rochelle, Protestant, studierte zu Saumur Philosophie und Theologie, kam 1664 nach Paris, lernte hier J. Vossius kennen, gieng mit ihm nach Holland, wurde von ihm 1681 wieder in England empfangen, lebte und wohnte hier zwey Jahre mit ihm in London, bis C. Bibliothekar des Erzbischofs von Canterbury, Wilhelm Sancroff zu Lambeth, wurde, in welcher Stellung er am 13. Jan. 1692 in s. 54. Lebensjahre zu London starb. Seine Bücher und Handschriften erbte sein Vetter Hamelot. In s. Schrift La Bibliothèque choisie de M. Colomiès (2te Aufl. Paris, 1731. 12.) bespricht er S. 223 auch des Bonaventura Vulcanius Buch De literis et lingua Getarum und bestätigt die Vermuthung des Bischofs Usser (in einem Briefe an Junius), daß dieses Büchelchen von Anton Merillon, dem Secretair und Bibliothekar des Cardinals Granvilla Antoine Perronet herrühre. Doch sieh meine Abhandlung in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum (1841) I. 314. (307 — 317).

11) Auch von dem „anglonormannischen" Manuscripte in Lambeth n. 596 (Notes of the second and third books of the History of king Henry) sagt Colomiès nichts. — In der Stadtbibliothek zu Leipzig (LXXXVIII. hep.I. 33) findet sich die Ausgabe von Isidors Glossen durch Bonaventura Vulcanius (Leyden, 1600), die dieser dem Daniel Heinsius schenkte, aus dessen Sammlung sie 1683 Carpzow erstand. Dabey steht bemerkt: Haec ex codice Isidori Michii Nanfii descripta sunt, qui in Voffiana extat Bibliotheca.

12) Gerh. Jo. Voffii Opp. IV. 11. 23. a. b. 25. b. 29. 70. b. 97. 182. a. 188. 75. 84. 91. 242. 329. — Doch S. 182 dankt Junius am 15. Nov. 1634 Voß aus den aedib. arundel. für die Gloffae Vulcanii.

Freunden [13]). Freylich beschäftigten sich beyde Männer fast allein mit deutschen Dingen und standen darin unter ihren gelehrten Freunden und Genossen einsam. Aber aus der Sammlung des Isaak Vossius hatte Franz Junius unter Andern den gothischen silbernen Codex, die nach ihm sogenannten Glossae Junianae A — F und M [14]), die alamannischen Hymnen (die J. Grimm nach des Junius in Oxford aufbewahrter Abschrift 1830 herausgegeben) entnommen, wie er von den letzteren selber in der Vorrede zu s. gothischen Glossare sagt hos XXVI. antiquae ecclesiae alemannicae hymnos descripsimus ex membranis Vossianis oder ex bibliotheca propinqui mei [15]) Vossii, die also nicht in des englischen Grafen Thomas Arundel aus ganz Europa bereicherte Bibliothek übergegangen waren, in dessen Hause Franz Junius sich der größten Gastfreundschaft und Begünstigungen zu erfreuen hatte, wohin Gerhard Johann Voß ihm in den Jahren 1628—33 oft schrieb [16]) und von wo Junius Jenem oft antwortete [17]).

Arundel, dessen Vater in kaiserlichen Diensten gegen die Türken mitgefochten hatte und dafür 1595. zum deutschen Reichsgrafen ernannt worden war, hatte im J. 1636, seit er als Gesandter des Königs von England an den deutschen Kaiser geschickt worden war, wie schon 1614. von Siena, von der Insel Chalka bey Konstantinopel und 1632. von Harlem, Dortrecht, Brügge, so auch in Deutschland z. B. Mainz, Würzburg, Nürnberg und in letzterem Orte 1638. einen großen Theil der Wilibald Pirkheimerischen Büchersammlung aufgekauft [18]), welche Handschriften, da Arundel 1643. in der Besitzung zu Oxford starb, anfangs wohl dort aufbewahrt blieben, später aber in die Sammlungen des Brittischen Museums zu London übergiengen [19]). — Es kann nun, um auf unser Annolied zurückzukehren, nicht nachgewiesen werden, daß irgend ein büchereifriger Engländer wie Arundel um 1639. etwa bey Danzig anlandete und dort die von Opitz vielleicht noch in Händen gehabte Handschrift mit nach Albion hinüberführte (den Willeram benützte Opitz vielleicht noch in Breslau, wo er sich darum auch noch befindet); vielleicht aber führen, wie oben bereits gesagt wurde, die hier zusammengestellten Zeitbeziehungen dennoch auf die Spur, wenigstens eine der beyden Handschriften des Annoliedes wieder zu entdecken.

Der mehrgenannte Franz Junius, von französischem zu Leyden 1602. verstorbenen Vater (du Jon) stammend und 1589. zu Heidelberg geboren, hatte sein ganzes Leben hindurch, neben theologischen Studien und Arbeiten, deutsche oder germanische Sprachdenkmäler aller Art (gothische, angelsächsische, althochdeutsche) in den Niederlanden und in England abgeschrieben und zum Theil auf eigene Kosten, mit eigenen Lettern herausgegeben [20]). Ju-

13) Illustrium et clarorum virorum Epistolae selectiores superiore saeculo scriptae vel a Belgis vel ad Belgas (Leyden, 1617. 8.) Centur. I. 93. II. 25. 26. 28. 40. 43. 45. 47. 49. 50. 52.

14) Cod. Jun. 25. (Catal. Mscr. Angl. S. 251., Wanlei Catal. libr. vet. sept. S. 322) war früher bey Vorhorn, daher diese Glossen auch Glossae Boxhorn. heißen. (Historia univers. Lugdun. Bat. 1652. S. 451.) Vgl. auch Nyerups Symbolae ad literaturam teutonicam antiquiorem. Kophg. 1787. 4.

15) Isaak Vossius hatte des Junius Schwester Elisabeth geheirathet.

16) Gerh. Jo. Vossii Opp. IV. ep. S. 84. (von Leyden 1629) in aulam Arundelianam.

17) Ebendas. S. 70 b. (vom 19. Apr. 1628), (S. 97 (v. 9. May 1630), S. 182 a. (v. 15. Nov. 1634), S. 188 (v. 1. Apr. 1635) in aedibus Arundelianis.

18) Sieh meine Nachweisung in den Bayrischen Annalen (München 1835) Vaterlandsk. St. 8. S. 61. 63. Pirkheimer starb am 22. Dezb. 1530. Seine älteste Tochter Felicitas heirathete zuerst den nürnbergischen Patricier Hans Im Hof, den Jüngeren, durch den des Schwiegervaters Büchersammlung an die Imhofische, von dieser später, gleichfalls durch Heirath, an die Hallersche Familie kam. — Felicitas heirathete später den berühmten Johann Kleeberger (von Nürnberg) in Lyon.

19) Catalogue of Manuscripts in the British Museum. New Series: Volume I (The Arundel Manuscripts.).

20) Quatuor D. N. Jesu Christi Evangeliorum ver-

nius, schon als Jüngling in England, lebte hier 30 Jahre, kam erst 1652. in sein Vaterland zurück, kehrte aber als fast 90 jähriger Greis, drey Jahre vor seinem Tode (der 1677. erfolgte) nochmals nach England zurück, um nochmals einige angelsächsische Handschriften abzuschreiben. Seine zahlreichen Abschriften vermachte er der hohen Schule zu Oxford. Hier befindet sich demnach auch noch von seiner Hand unter Anderm die Abschrift der cottonianischen Handschrift der altsächsischen Evangelienharmonie (Caligul. A. VII.), welche nach dieser und der Bamberg-Münchener Handschrift Schmeller herausgegeben; hier die deutschen Glossen (n. 5228. Jun. 117.), die Temler 1777 abschrieb und Nyerup herausgab; hier die XXVI. hymni (n. 5137. Jun. 25.) [21]), die nach Price's neuerer Abschrift J. Grimm herausgab; hier endlich auch die in unsrer Nr. 1. S. 3. genannte Junius'sche Abschrift des Annoliedes (n. 5128. Jun. XVI). Ich habe dort S. 3—4 näher nachgewiesen, daß Junius nicht die Handschrift des Vulcanius, S. 4—8. aber auch, daß er nicht die Handschrift des Opitz, sondern nur dessen Druckausgabe vor sich gehabt, die er in seine Rechtschreibung umgeschrieben und umgeändert habe. Diese Thatsache beruht auf der Abschrift, welche der zu großem Verluste für deutsche, namentlich nordische und angelsächsische Sprachforschung jüngst in Kopenhagen verstorbene Engländer Richard Cleasby im J. 1835. aus der Juniusschen Abschrift in Oxford für den Freyherrn Joseph von Laßberg hatte besorgen lassen und dieser an mich wie an Schmeller in München mitgetheilt hatte. Hier finden sich denn selbst die bey Opitz (und Schilter) vorangestellten entsprechenden Abschnitte aus Lambert von Aschaffenburg oder Hersfeld wieder, die schon Tanner (Catalogus libror. mss. Angliae et Hiberniae) in der Juniusschen Abschrift bemerkt und angemerkt hatte. Wenn dieser Letztere hinzufügte ad finem adduntur explicationes quorundam verborum et phrasium francicarum manu Junii, so sind damit Beziehungen auf sein Glossar und die Hymnen gemeint. —

So sind wir denn und so waren die Vf. von Nr. 1. und 2. lediglich auf den von Opitz überlieferten Text als Grundlage für jede neue Auflage des alten Gedichtes beschränkt und es steht uns nur noch Eine Hilfsquelle zu Gebote, auf die wir durch Nr. 1. (und durch 2.) veranlaßt nunmehr näher eingehen müßen. Dem bereits berührten Abschnitte der Schrift Nr. 1. über das Alter des Gedichtes (S. 10—14) folgt ein gleich selbständiger und fleißiger über Mundart und Verskunst desselben (S. 14—23), diesem endlich ein weiterer über „historische und poetische Bedeutung" des Liedes (S. 23—30), welcher den Vf. zuletzt nothwendig auf die Erörterung der Frage über das eigenthümliche Verhältniß des Annoliedes zur s. g. Kaiserchronik desselben Jahrhunderts führt.

(Fortsetzung folgt.)

---

fiones perantiquae duae gothica scilicet et anglosaxonica. Typis et sumptibus Junianis (Dortrecht). Caedmonis monachi paraphrasis Geneseos. Typis et sumptibus editoris (Amsterdam) u. s. w. Nach seinen gothischen Lettern ließ auch Graf Castiglione neuerdings die seinigen nachschneiden und gießen. — Nach einer Abschrift des Junius und mit typis Junianis gab 1698. Eh. Rawlinson zu Oxford des Boethii Consolationes lib. V. (Catal. oxon. n. 5124. Jun. XII) heraus, den Junius (nach seinen Observatt. ad Willeram. S. 229, 46) vor 1665. aus einer Oxforder Handschrift abgeschrieben hatte.

21) Mit angelsächsischen Buchstaben von Junius geschrieben, wie das angelsächsische Hymnarium (n. 5218. 19. Jun. 107, 108), Lupi sermones (n. 5213. Jun. 203: von Hickes diss. epistol. S. 98—106. ad fidem apographi Juniani herausgegeben), und wie n. 5185. Jun. 74; mit „friesischen" Buchstaben n. 5221. Jun. 110.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juli.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Fortsetzung.)

Der sel. Docen schon (in Aretins Beyträgen IX, 1065. vgl. Jenaische Lit. Zeit. 1821. n. 32), nach ihm J. Grimm (in s. Grammatik Th. 1. Aufl. 1. S. LXIX, Aufl. 2. S. 452), ihnen nach Koberstein (in s. Grundrisse), H. Hoffmann (in s. Fundgruben I, 251) hatten darauf hingewiesen, daß ein großer Theil des Annoliedes, wenn schon mit mehrfachen Umstellungen, mit dem ersten Abschnitte der gereimten Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts, wörtlich übereinstimme und zusammenfalle, und es entstand natürlich sehr bald die Frage, welches der beyden Gedichte, aus dem anderen entnommen habe. Hoffmann (Fundgruben 1, 251) hatte das Annolied älter genannt als die Kaiserchronik, dem Lachmann (Ueber Singen und Sagen: 1833. S. 8) widersprach, jedoch (zu den Nibelungen und zur Klage: 1836. S. 288) es schwer entscheidbar haltend, ob die Stücke alter Geschichte in der Kaiserchronik oder im Anno älter seyen. W. Wackernagel (Altd. Lesebuch) nahm den Abschnitt überhaupt für einer älteren Weltchronik entnommen an. Dagegen anerkannte Lachmann (Ueber drey Gedichte: 1836), daß der Annodichter entlehnt oder abgeschrieben habe. Der Vf. von Nr. 2. dagegen, der früher schon auch entdeckt hatte, daß Rudolf von Ems der Verfasser des Nibelungeliedes sey (Deütsche Predigten des XII. und XIII. Jhs. 1839. S. 6.) spricht apodiktisch wieder aus, daß das Annolied das ursprüngliche Werk und bedeutend älter als die Kaiserchronik sey (S. XI) und daß diese den gemeinsamen Abschnitt aus jenem entnommen habe (S. XIII u. XXVIII, z). Da ich nun gleichzeitig in Nr. 1. (S. 30—36) durch Gegenüberstellung der beyderseitigen Texte, so wie in darunter gestellten kurzen Bemerkungen den Beweis zu führen gesucht habe, daß nur das Gegentheil Sinn und Wahrheit haben könne, da seitdem Theil I. der Kaiserchronik selbst erschienen ist, so wird es ganz an der Zeit seyn, auf den nicht unwichtigen Gegenstand genauer einzugehen.

Ueberblickt man das s. g. Annolied im Allgemeinen in Betreff seiner eigentlichen Absicht, ein Loblied auf den von ihm Gefeyerten zu seyn, gegenüber den ungebührlichen Abschweifungen desselben über die Urbegründung der Städte von Ninive an, um auf Köln zu kommen, wo Anno wirkte, ferner durch die Städte am Rhein auf Julius Cäsar und dessen Kämpfe mit den Deutschen ꝛc. ꝛc. — Abschweifungen, welche fast die Hälfte des Ganzen (426 gegen 450 Reimzeilen!) einnehmen; entkleidet man demnach das Gedicht ins Besondre sowohl von denjenigen Abschnitten, welche vielleicht einer älteren Wibel alter ê angehörten (im Allgemeinen Z. 19—56 von der Schöpfung, Z. 117—174 von Ninive und Babylon), als auch von denen, welche der niuwen ê d. i. einer Kaiserreihe von Julius Cäsar an anheimfallen und von

hier an der Kaiserchronik gemein sind, nämlich Z. 175—260 (Daniels Traum von den vier Weltmonarchien), Z. 261—468 (Roms Erbauung — Cäsars Erwählung und Kämpfe mit den Deutschen), Z. 474—492 (Augustus — Aggrippa, Kölns Erbauung ꝛc. ꝛc.), endlich Z. 499—516 (Erbauung der rheinischen Städte Mainz, Metz, Trier ꝛc. ꝛc.); so bildet sich nach ihrer Ausscheidung vor unsern Augen ein ganz ebenmäßiger Verlauf und der sonst nicht undichterische Zusammensetzer des Annoliedes, der vielleicht jene alles Maß überschreitenden Einschaltungen und Einschiebungen gar nicht verschuldete, käme wieder zu Ehren. Man lese nur in solchem Sinne einmal Z. 1—18 (57—70.) 71—116. 578—876. und das Gedicht erhält natürliche Abrundung, gesunden Kern, raschen Fortschritt, einen vergeistigten Eingang (Z. 1—18. 75), einen vergeistigten Schluß (Z. 851—876).

Aber auch die breite Umbauung des dadurch stark versteckten Grundgewebes oder Herders „ungeheuren gothischen Dom im schönsten Style dieses Geschmackes[22])“ zugegeben; so wird doch nähere und genauere Vergleichung unwiederleglich die Entnehmung der fraglichen Abschnitte so wie die Zerstörung ihres natürlichen Zusammenhanges in und aus einem Werke beweisen, in welchem ein solcher richtiger Zusammenhang der Theile stattfand, um welchen es sich hier handelt und wie er in der Kaiserchronik sichtbar vorliegt.

Es hat gewiß etwas durchaus Natürliches, daß diese, die von den Kaisern von Julius Cäsar an bis auf ihre Zeit berichten will, mit Roms Gründung (Z. 49) beginnt und zugleich daran denkt, daß die Römer damals noch Heiden waren (Z. 43) und Abgötter anbeteten (Z. 48). Diese Betrachtung scheint den Dichter freylich nun sogleich auf den Abweg zu führen, daß er die sieben Abgötter näher schildert, denen die sieben Wochentage besonders geweiht und gewidmet waren (Z. 63—183); der Absprung ist aber, wie gesagt, nur scheinbar, denn der Dichter gewinnt dadurch, als Geistlicher, der er ohne Zweifel war, allein Anlaß und Gelegenheit, beym letzten Tage der Woche auf die Umwandlung der Rotunda, als des Gesammtsitzes aller Götter (Z. 172), in den Tempel aller Heiligen durch den Papst Bonifacius den Vierten (Z. 191—206) überzugehen und darin den Sieg des Christenthumes vorzufeyern, auf den er später unter Constantin, sichtlich nicht ohne Gleichung der siebentägigen Thätigkeit desselben für den öffentlichen Sieg des Christenthumes oder für die Ordnung der Kirche zurückkommt, wie er nochmals unter Karl dem Großen, durch den das Reich oder das imperium auf die Deutschen übergieng, eine ganz ähnliche oder gleichlaufende siebentägige Ordnung von Reich und Kirche durch Jenen und Papst Leo (seinen Bruder in der Sage) vorführt.

Im Gefühle jenes nur uns demnach so erscheinenden, vom Dichter selbst ungescheuten Absprunges kehrt dieser mit den Worten Nû suln wir wider grîfen, dâ wir die rede liezen (Z. 207: 8) zu der Gewalt und Ehre der Römer (Z. 62) zurück, denen nun alle Lande unterthan wurden (Z. 207—214) und erwähnt hier angemessen des wunderbaren Mittels und Hebels ihrer Weltherrschaft, daß sie nämlich die Sinnbilder aller jener Länder in Erz giessen ließen (Z. 215) und goldene Schellen über dieselben hiengen (Z. 220), an deren freywilligem Geläute sie alsdann jederzeit erkannten, welches der Länder auch in der Ferne je wider die Römer aufgestanden sey (Z. 226—232); welches Kunstwerk als Salvatio urbis Romae, nach ausgebildeterer Sage im dreyzehenten Jahrhundert, dem Zauberer Virgilius zugeschrieben wurde. Durch Erwähnung dieses Kunstwerkes wendet der Dichter unmerklich, aber geschickt auf Deutschland über, wohin er will, indem er meldet, daß dessen Schelle geläutet habe, deutsches Volk wieder aufgestanden sey (Z. 233—244) und die Römer wider dieses unverweilt den jungen Helden Cäsar oder Julius sendeten (Z. 248—264), auf den nunmehr, während er geschichtlich kaum nach Deutschland hinübergeblickt hat, die Sage den ganzen jahrhundertlichen Kampf zwischen Romanen und Germanen häuft oder vereinfacht: Cäsar kämpft fortan

22) Herder Andenken an einige ältere deutsche Dichter 1793. S. 148. Werke zur schönen Literatur und Kunst 1815. Th. XIII.

mit den Schwaben (Z. 269), den Bayern (Z. 296), den Sachsen (Z. 323) und den Franken (Z. 343), den vier Hauptgliederungen unsers Volkes in den mittleren Zeiten, deren Herkunft darnach (wie vorn die Gründung Roms) genauer erörtert wird. Die Schwaben stammen und heißen von Berge Suevo (Z. 285), die Bayern kommen aus Armenien (Z. 315), die Sachsen aus Alexanders des Gr. Heere (Z. 326) und ziehen auf Schiffen zur Elbe, wo sie die Thüringer überlisten und überwinden (Z. 338); endlich die Franken stammen von Troja und sind daher dem Julius Cäsar urverwandt (Z. 345); weshalb der Dichter auch, wie bey späterem Anlaße auf Alexanders Zuge nach Indien und dessen Wundererlebnisse daselbst (Z. 558), so hier auf Ulysses (Z. 351), Helenus, Antenor, Aeneas und vorzugsweise des Letzteren Irrfahrten an den Niederrhein (Z. 373) eingeht, von dem eben die Franken stammen (Z. 376), die Cäsar nunmehr, nach jenen übrigen deutschen Stämmen gleichfalls besiegt (Z. 377). Hier am Rheine nun (von Mainz bis Cöln) baut Cäsar fortan Burgen (Städte) und Brücken (Z. 379—394) und erobert (auch im Frankenlande: Z. 396) die uralte Trier, deren Geschichte der Dichter nun auch ausführlicher erzählt (Z. 405—454), ohne darnach abermals eine eben geltend gemachte Rederückkehr anzuwenden, was er sonst noch öfter thut (Z. 5665. 16805. ꝛc. ꝛc.). Nachdem Cäsar alle Deutsche überwunden und für sich gewonnen (Z. 450—54), sinnt er wieder nach Rom (Z. 455), das ihn aber wegen zu langen Ausbleibens ꝛc. ꝛc. angeht (Z. 457—60); weshalb er schleunig nach Gallien und Germanien zurückwendet (Z. 461), ein deutsches Heer sammelt (Z. 470) und mit diesem gegen Rom aufbricht (Z. 470). Da flieht Alles (Z. 485), es kommt (bey Pharsalus!) zum härtesten Kampfe (Z. 499), Cäsar siegt (Z. 513) und kehrt nun als Sieger nach Rom zurück (Z. 522), wo ihm darauf Alles als Cäsar (Z. 426) oder erstem Kaiser huldigt (Z. 528). Hier nun auf dem Gipfel von Cäsars Glücke, auf der Wende des Weltgeschickes, flicht der Dichter, weil sich das Vorherverkündete damals erfüllte, (In den zîten ez geschach, alsô der wîssage Daniêl dâ vor sprach), aus Daniel VII. den Traum ein, den der Prophet dem Könige Nabuchodonosor auslegte und der von früh an auf die vier Monarchien der Welt, auf den Uebergang der Herrschaft (des riches) von Babylon auf Persien, von Persien (durch Alexander) auf die Griechen, von diesen auf die Römer und endlich (durch Cäsar und Karl) auf die Deutschen gedeutet wurde.

Mit dieser längeren, hier also ganz wohl begründeten Einflechtung (Z. 531—610) fährt der Dichter durch die Schlußworte (Der troum damals alsô ergienc, alsô in der wîssage Daniêl einst beschiet) fort zu erzählen, wie der siegreiche Cäsar seinen Herren und Helfern, den Deutschen (Z. 497. 530), aus der öffentlichen Schatzkammer kaiserlich gelohnt habe (613), wie er aber endlich auf seinem Siegeslaufe von den Römern erschlagen worden sey (Z. 623); wonach die Erzählung natürlich auf Cäsars Nachfolger Augustus übergeht (Z. 625), der in seinem von Streit durchwühlten Weltreiche Frieden wirkt (Z. 630), das Land schätzen läßt (Z. 639) und — der Dichter behält Deutschland im Auge — den Agrippa an den Rhein sendet (Z. 665), der dort Köln baut (Z. 670), wie Metius Metz (Z. 674); Trier aber, die uralte (Z. 675), half den Kölnern durch unterirdische Weinröhren (Z. 677—681). Auch dem Augustus aber vergaben die Römer durch Gift (Z. 690) und mit ihm brechen wir hier ab, da das Annolied, zu dem wir nun hinüberblicken, über ihn in den Gleichstellen nicht hinausgeht.

Niemand wird in dem hier gegebenen Abriße natürlichen Zusammenhang und Fortschritt der einzelnen Abschnitte verkennen, dabey beirrt keineswegs, daß mehrere gute Handschriften der Kaiserchronik die oben angegebenen ursprünglichen Einflechtungen oder Ausschreitungen von Umweihung der Rotunda durch Bonifacius (Z. 191—206), von Triers Kampf mit Cäsar unter Dulcimar und Signator (d. i. Induciomar und Cingetor-ix: Z. 395—454) und von Daniels Traum (Z. 531—612) auslaßen. Der letztgenannte fehlt, außer in den vier Handschriften der jüngeren Umreimung oder Recension (nach 1250) überdieß nur in der Heidel-

berger Handschrift; der von Trier mit dieser (und jener) auch im Annoliede, der erstere (von der Rotunda) wieder nur im Cod. palatinus.

Bey letztgenanntem Abschnitte spricht schon die nach ihm folgende Redewendung Nû suln wir wider grîfen ꝛc. ꝛc. (s. oben) für sein ursprüngliches Vorhandengewesenseyn; er wird aber überdieß noch durch das von mir in einer Stuttgarter Handschrift gefundene Latein des ersten Hauptabschnittes bestätigt. Für die Ursprünglichkeit oder Zugehörigkeit des Danielischen Traumes aber spricht die Aufnahme desselben in das Annolied, wobey die eigenthümliche Thatsache wenig wieder stört, daß die für jenen Abschnitt in den ihn wieder gebenden Handschriften der Kaiserchronik aufgestellte Ordnung der vier Thiere mehrfach gestört erscheint, während hier das Annolied dieselbe mit Daniel VII. übereinstimmender, übrigens aber auch nicht ganz gleich aufführt, so daß vielleicht sogar jene allgemeinere Abweichung ursprünglicher erscheinen könnte. —

Weit gewichtiger dagegen wird hier die Thatsache, daß das Annolied den oben geschilderten natürlichen Zusammenhang der Abschnitte auf das Aergste zerreißt und verrückt, was wir nunmehr nachweisen wollen. Nach einer raschen Ueberlenkung von den weltlichen Liedern und Sagen, vom Untergange der in ihnen geschilderten Helden und Reiche auf die Pflicht, an das eigene Ende so wie an das Ende des Ganzen d. i. der Welt zu denken (A. Z. 7—8), beginnt der Annodichter mit einem Rückblicke auf die Schöpfungsgeschichte (In der werilde aneginne: Z. 19—25), mit welcher sogar des Bonaventura Vulcanius Handschrift, wie wir sahen, unmittelbar begann. In diesem zweyterstenGesätze tritt übrigens die in jenem opitzischen Eingange schon hervorbrechende Vergeistigung oder Vergeistlichung (Z. 25 ꝛc. ꝛc.) noch bestimmter hervor und erfreut, nach der Erwähnung von Lucifers Falle (Z. 35) und Adams Gebotsübertretung (Z. 36), durch ein schönes frisches Bild von der Weltordnung (Z. 39—52 ꝛc. ꝛc.), das vielleicht sammt jener kurzen Schöpfungsgeschichte und dem Falle Lucifers wie Adams, wie gesagt, auch einer alten ê entnommen wurde.

Nach einem nochmaligen Rückblicke auf Lucifer (Z. 53—56) geht der geistliche Dichter schnell auf Christus (Z. 61), der nach Ablauf der vunf werlde (Z. 60) in die Welt gesandt wurde, und auf seine Apostel, namentlich auf Petrus über, der Rôme ubirwant (Z. 75). Mit Z. 93. aber kehrt er durch die hier ganz ohne Grund schon trôjanise genannten Franken zu Köln (Z. 96) und durch den h. Mauritius und die 11000 Jungfrauen (Z. 99) auf den h. Anno zurück (Z. 103), dem er nun Z. 105—116 widmet, sogleich aber wieder, durch die erneute Hervorhebung der Stadt Köln (Koln' ist der heristin burge ein: Z. 115), auf die ursprüngliche Begründung der Städte in der aldin ê und wohl aus einer alden ê mit den Worten übergeht:

Ob ir willit bekennin
der burge aneginne,
sô virnemit umbi die grimmin heidinscaph,
dannin den aldin burgin quam diu crapht.

Er beginnt dieß ab ovo mit Ninus (Z. 121) und Ninive (Z. 148), mit seinen Weibe Semiramis (Z. 149) und Babylon (Z. 150) und beyde Städte werden ausführlich geschildert (Z. 143—149 und Z. 164—174).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juli.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE. S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Fortsetzung.)

Hienach aber geht er nun nicht etwa auf Triere die urmaeren, die erst Z. 509 bey ihm erscheint, und von ihr aus, was so natürlich gewesen wäre, weiter auf die Städte am Rheine über, während diese in ganz andrem Zusammenhang gestellt erst Z. 501 ꝛc. vorkommen, sondern nun wird plötzlich, ganz aus seinen ebenmäßigen Fugen in der Kaiserchronik gerissen, der ganze Traum Daniels zwischengeworfen (Z. 175 — 260), so daß dessen Eingang wie Schluß (auf Cäsars Zeit gehend) nun gar keine Bedeutung mehr haben. Nach diesem nun greift der Annodichter mit Z. 261 ꝛc. wieder weit zurück zu Z. 57, 59 der Kaiserchronik; wobey er sich, den ganzen Abschnitt von den 7 Wochengöttern (Z. 63 — 214 der K.) überspringend, seine Z. 262 : 63 (Rômaere scrivin zisamine: In einir guldînen tavelin) ohne Zweifel aus Z. 220 (guldîne schellen) machte; denn nach wenigen selbstgeschaffenen Kittzeilen (265 — 68), worin auch Worte der Kaiserchronik nachklingen (A. 265. riedin = K. 59 gerieten), schließt er jenen Rückgriff, der durch die guldîne tavelin (Z. 262 A. = 220 K.) nothwendig geworden war, unmittelbar an den mit dieser letzterwähnten Zeile (220 K.) zusammenhängenden Abschnitt von Cäsars Kämpfen mit den Deutschen, wieder durch einige selbstgeschaffene Uebergangszeilen 269 — 278 an, in denen genau genommen jener ganze Kampf (K. 265 — 378) eigentlich schon kurz abgemacht, dessen ungeachtet aber nun, unmittelbar darauf, in Z. 279 — 378 nochmals ausführlich wieder gegeben wird, und zwar gegen die Schwaben (Z. 279 — 292 = K. 269, 285 — 294), gegen die Bayern (Z. 293 — 318 = K. 303 — 322), gegen die Sachsen (Z. 319 — 344 = K. 323 — 342), gegen die Franken (Z. 345 — 396 = K. 343 — 378).

Während dieser lange Abschnitt seiner Natur nach ohne Unterbrechung (aber ohne Begründung) und ganz in der gleichen Folge wie in der Kaiserchronik (nur mit kleinen Einschiebungen und Umänderungen des Textes oder Reimes, wovon weiter unten) fortläuft, verschiebt der Annodichter nach ihm den in der Kaiserchronik hier (Z. 374) natürlich anknüpfenden Abschnitt von den sedelhoven, die Julius worhte bî Rine (Z. 379 — 394 K.) von hier ganz ungebührlich an den Schluß (Z. 499 — 506) zu den Städten, die Augustus (aber dieser Augsburg!) und unter ihm Agrippa (dieser freylich Köln) gebaut, und zwar dieselben mitten einkeilend und zugleich das in der Kaiserchronik auch dort Zusammengehörige wieder auseinander treibend.

Indem hienach der Annodichter auch den ganzen Abschnitt von Trier (Z. 395 — 454 K.) ausstößt, knüpft er (Z. 397 — 460) den in der

Kaiserchronik gleich darnach folgenden Abschnitt (Z. 455 — 513 K.) an, läßt die nachfolgenden 5 Zeilen (514 — 518) wieder aus, fährt mit Z. 519 — 530 (= 461 — 472 K.) wieder fort, läßt den hier ganz richtig einfugenden, von ihm aber längst vorgegriffenen Abschnitt von Daniels Traume (Z. 531 — 612 K.) hier natürlich wieder aus, während doch Z. 590 — 98 K. thatsächlich auf Julius Cäsar deuteten, von denen der Annodichter auch Z. 590 der K. (den tiuren Julium bezeichente daz) in seiner Z. 236 wegen jener seiner früheren Vorwegnahme in die Worte die kuonin Rômaere meindi daz verallgemeinert (nach Z. 598 K. = 244 A.) und Z. 595 : 96 (Jnlius betwarc alle lant etc.) aus gleichem Grunde wegläßt und bey dieser Handhabung Z. 549 — 50 der K., als dem zweyten Thiere zuständig (wie gerade die vom Annodichter im Allgemeinen hier fester gehaltene Folge der Thierbilder aus Daniel VII. verlangt) hieher in das vierte Thier als Z. 239 — 40 vor den gemeinsamen Zeilen 597 — 98 K. = 241 : 42 A. einflicht, hienach aber erst die an ihrer Stelle nothwendig stehenden Zeilen 591 : 92 K. als 243 : 44 A. (wegen der zin horn, um an die zin horn der Z. 247 = 599 K. unmittelbarer anzuknüpfen) folgen läßt, die darnach nothwendig folgenden Zeilen 593 : 94 K. wieder aber zu Thierbild I. (195 : 96 A.) hinüberschiebt und vor den nun sachgemäß folgenden Zeilen 599 (= 247 A.) ꝛc. wieder zwey Flickzeilen (245 : 46 A.) einfügt. Daß dieser besagte Abschnitt des vierten Thierbildes aber in der Gestalt ursprünglich ist, wie ihn die Kaiserchronik (nicht das Annolied) gerade nach Daniel VII. wiedergibt, dafür spricht auch die mehrzeilige wörtliche Wiederkehr desselben im Abschnitte von Titus (Z. 5287 — 90).

An die vor dem hier besprochenen Traume den Abschnitt über Cäsar in Deutschland und in Rom schließenden Zeilen 471 : 72 A. (= 529 : 30 K.) fügt das Annolied, jenen hier auslassend, ganz richtig die nach demselben folgenden Zeilen 613 — 18 K. (= 473 — 78 A.); nachdem es aber Z. 619 — 24 K. in seine Z. 479 zusammengezogen, entnimmt es aus dem gleich darauf folgenden Abschnitte von Augustus (625 — 692 K.) nur noch die ihm erträglich passenden Worte 626 K. (= 480 A.), 683 : 84 K. (= 481 : 82 A.) und endlich, zurückgreifend, Z. 665 — 71 K. (= 485 — 92 A.) von Agrippina oder Köln, reiht aber hieran, als seine Z. 499 — 506, ganz ungeeignet, bloß um Städte am Rheine zusammenzubringen, die weit frühere Stelle der Kaiserchronik von den Städten, die Cäsar am Rheine gestiftet (379 — 94 K.), indem er sie zwischen jene Erwähnung von Kölns Stiftung durch Agrippa (Z. 667 — 71 K.) und der von Metz und Trier (Z. 673 — 80 K. = 507 — 16 A.) zwischen inne keilt.

Wahrlich der willkührlichen und gewaltsamen Umstellungen (der Danielischen Traumdeutung weiter vor, der Cäsarischen Städte am Rheine weiter hinten), der Auslassungen (des großen Abschnittes von Trier), so wie der Umreimungen, Umänderungen und Einschaltungen (wie der bey Bozzenberger S. 32 — 44 von mir gegenübergestellte Text in's Einzelne lehrt) die Hülle und die Fülle! Daß aber jener eben wieder erwähnte und im Annoliede ausgelassene Abschnitt von Trier (Z. 395 — 434 K.) dem Annodichter gleichfalls vorlag, das geht aus einer wörtlichen Anführung aus demselben hervor, die er in der Schilderung des Kampfes gegen Heinrich IV. (673 — 75 A.) anbringt. Indem er hiernämlich von der Verwirrung des Reiches spricht (676 A.), das durch Raub, Mord und Brand (677 : 78 A.) von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen bis Ungarn (678 — 80 A.) heimgesucht gewesen sey, sagt er von den Deutschen,

den niman nimohte widir stên
Obi si woltin mit trûwin insamit gên etc.

In dieser nicht unschönen Stelle (Z. 681 — 92 A.) ist die zweyte hier angeführte Zeile doch wohl wörtliche Erinnerung oder Benützung der nicht minder schönen Betrachtung, welche die Kaiserchronik (und zwar ganz im Zusammenhange mit demselben Abschnitte in den Gestis Trevirorum) an-

die Erzählung knüpft, wie Cäsar Trier mit listen gewan (Z. 403 K.), weil die Herren, denen es so lange glückte, als sie einig waren, sich, als sie jenes zu seyn abließen, in ihren Rathschlüssen entzweyten; hier heißt es nämlich wie dort (aber wie gesagt, in besserem Zusammenhange)

— — die wîle die hêrren
424. mit triuwen ensamet wâren etc.

Was nach dieser Zergliederung noch die angedeuteten Aenderungen insbesondere betrifft, welche der Annodichter, durch seine Umstellungen und Einschiebungen getrieben, an den einzelnen Stellen so wie an den Reimausgängen der Kaiserchronik vornahm, so fallen besonders letztere theils in den Bereich der Reimnothwendigkeit, und ist in ihnen der ursprüngliche und ächte Text noch recht wohl zu verfolgen, theils sind dieselben Folge von der verschiedenen Stellung des Dichters. Wenn in letztrer Beziehung der Dichter der Kaiserchronik z. B. bey Aufführung der Städte am Rheine von Mainz sagt, daß die Brücke, die Cäsar daselbst baute (389 K.), wieder versunken sey in des Rînes grunde (391 K.) und daß dieses geschehen sey

— — — von den sunden,
daz die Meyenzaere nie nicheinem ir hêrren
mit triuwen mite würen (Z. 394 K.),

(welche letzten beyden Zeilen die Heidelberger Hdschr. noch schärft), so wandelt der kölnische Geistliche dieselben in seinen Zeilen 505 : 6 dahin um:

dâ ist nû dere kunige wichtuom,
dis pâbîsis senitstuol.

Dieser sanften Umänderung, vielmehr Umgehung des alten derben Sinnes tritt nahe die weitere Aenderung der Sahsin wankeli muot (in 319 A.) statt der Worte der Sahsen grimm(eg)er muot (321 K.), als die den vride brâchen (340 KA.), welche Zeile A. leise auch umändert die ze vriden si gelovit havitin, während von den Bayern zuvor (Z. 304) beyderseitig gesagt blieb: sie wereten sich mit grimme.

Wenn der Annodichter Z. 270 beym Namen Cêsarem bemerkt dannin noch hiude [kuninge] heizent keisere, so ist dieß entweder wieder aus einer Zeile jenes Abschnittes von Trier (425 K. wie dicke sie rieten, daz sie wider den Keiser taeten d. i. wider Cäsar) herbeygeführt worden, oder es gehört zu den, ich möchte sagen, gelehrteren Eiselierungen, die der Annodichter mehrfach vornimmt und anbringt. Wenn z. B. die Kaiserchronik (wenigstens die Heidelb. Hdschr.) in Z. 485 bloß sagt: Rigidus unde Pompêjus, so setzt dafür A. Cato unde Pompêjus[23]); wenn der Dichter der Kaiserchronik in Z. 370 von Antenor sagt: Er stifte Mandouwe Und eine ander, heizit Padouwe, woraus mehrere Handschriften der Kaiserchronik schon sich basowe, passaw, pazzowe etc. umschrieben, Enenkel aber geradezu Pazzouwe in Beierlant machte, so setzt der Annodichter dafür Z. 381 : 82: Der stifted' uns di purg Pitâvium Bî demi wazzer Timâviô, wo Opitz und Junius Patavium lesen wollten, die Anbringung von Timavus aber, zwischen Aquileja und Triest, einen in Walilant (385 A.) Kundigen verrathen könnte, und in das er wirklich tiefer einführt, wenn er auch weiter sagt: dâ worhten si die burg Albâne. Nicht minder aber weiß er gleich darauf nidin bî Rîni (388 A. = 375 K.) Bescheid in Betreff einer luzzelen Trôie. Den bach hiezin si Sante Nâ dem wazzere in iri lante (390 — 92 A.), wie zuvor in Griechenland, dar si worhtin eine Trôie, die man lange sint mohte scouwen (377 : 78 A.); von welchem Allen die Kaiserchronik auch nichts meldet.

Die cîn (od. zehen) jâr (274 A.), welche Cäsar in Deutschland zubrachte oder aribeitti, sô her die meinstrenge man Nikonde nie beduingan (276 A.), sind, obschon andern Chroniken der Zeit

23) Freylich giengen die übrigen Handschriften durch Rigidus Cato unde P. voraus, woraus Johann Enenkel sich lustig zurechtreimt: Der eine hiez Cato. Der ander hiez Plato. Er vertreip ouch Rigidum unde den wîsen Pompejum. Doch hatte er hier Vorgang in der Vorauer und Münchener Handschrift der Kaiserchronik, die Rigidus, Cato, Pompejus abtheilen.

nicht unbekannt, nicht aus der Kaiserchronik entnommen; eben so wenig die zehen jâr, welche die Griechen vor Troja weilten (357 — 60 A. statt 349 — 50 K.) und die zwelf jâr, während welcher Alexander der Große bis an's Ende der Welt fuhr (325 — 36 A.) Auf die ersteren zehen Jahr Cäsars wirkten vielleichtdie kurz vorher gegangenen cîn horn, die da meintin cîn kunige im nach vorn gerückten Danielischen Traume (Z. 247 A.); die zehen Jahre vor Troja waren gegeben und konnten bekannt seyn; die zwölf Jahre Alexanders aber mochte der Annodichter, der sich den Traum Daniels ja auch vielleicht biblischer regelte (s. oben), aus 1 Makkabäer 1. entnommen haben.

In das Gebiet dieser gelehrteren Bewandertheit gehört scheinbar auch der Zusatz in Z. 313—15 A. von den Deutschen ingegin Indiâ, doch wurde Indiens Erwähnung hier wohl durch Z. 360 K. (= 370 A.) und 563 K. (= 209 A.) jenhalf Inden geweckt, ähnlich wie Egipten aus Z. 515 K. schon in 433 A. hinaufrückt. Wenn der Annodichter aber bey Herübernahme von Z. 684 K (= 482 A) über Augsburg des Augustus stiefsun Drusus als ihren Stifter nennt (484 A.), so ist das sein Wissen, von dem die Kaiserchronik wieder nichts vordeutete; die Art aber, wie Jener hier nicht nur Z. 683: 84 K. als seine Z. 480: 81 aufnimmt (s. oben), sondern auch geradezu jene eigene Einflechtung von Drusus schlecht reimt stiefsun: genanter [24]), und, während die Kaiserchronik auf Augustus der vil maere man (683 K. = 480 K.) gut reimt Augustâ hât noch von im namen, auch hier unnöthig umreimt Owisburg ist nâ imi geheizan (482 A.), ein Reim, den sonst die Kaiserchronik wohl auch kennt, so tritt darin wohl die Störung und Umwerfung gleichfalls genügend zu Tage.

Reime übrigens, wie bald darauf Coloniâ: manigâ Z. 489: 90 A. (von 669 — 71 K. abweichend) erscheinen in Opitzens Abdrucke des Annoliedes mehrfach; nicht nur jaginta: flahinta (431: 32 A.), anaginna: stimma (19: 20 A), Agrippa birehta (485 A.), fêla: fêra (763 A.), erda: ci berga (767), gigerwa: variwa (653), molta: wolta (549), burchmûra (165) u. s. w. [25]), sondern auch, jenem Beyspiele näher tretend, sînin: Agrippîna (491: 92 A. u. s. w. [26]): Fälle, von denen man nicht weiß, ob sie nicht Opitz verschuldete, so wie einige sicherlich später noch auf Franz Junius Rechnung kommen, welcher vermeinte Unebenheiten im Reime in der Schreibung sichtbar auszugleichen bemüht war, wie ich S. 4 — 8. in Nr. 1. nachgewiesen habe, wie vielleicht aber auch schon der ältere Schreiber der Handschrift oder gar der Dichter (von A.) selbst begieng, der jedoch Z. 489. denn doch wohl eher Coloniam gesagt oder auch Colonie: manige gereimt haben würde gleich Z. 415: 16 (= 471: 72 K.) Germanie: manige. Einige der lateinischeren Endungen sind vielleicht schon älter, z. B. archa in Z. 312 A. (= 317 K.), eben so gut wie in K. 286: 87 (= 285: 86 A.) Swâbô: Sûevô oder Z. 295: 96 K. Julio: Beiero in der Handschrift von Straßburg, wofür andere baiern dô geben und nur Heidelberg und Vorau richtig baiere haben, wie Z. 315. Baiere: Armênie, wo A. (307: 8) umreimt, indeß dorther vielleicht doch seinen Reim êre: hêrin wählte.

(Schluß folgt.)

24) Wackernagel im Altdeutschen Lesebuche ist geneigt geheizan in Z. 484. und genant(er) in Z. 482. auszuwechseln; man läßt aber wohl die Verrenkung als sprechendsten Zeugen der Umwerfung bestehen, wie sie liegt. Der Reim ist nicht schlechter als der schlechte in Z. 321: 22, 313: 14, die eben auch Zusatz sind.

25) Vgl. bey Bezzenberger S. 7.

26) Sieh bey Bezzenberger S. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juli.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1848.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Schluß.)

Dr. A. Renaud, Lehrbuch des gemeinen deutschen Privatrechts. Bd. 1. Pforzheim 1848.

Dr. C. W. G. Heimbach, Lehrbuch des particulären Privatrechts der zu den Oberappellations-Gerichten zu Jena und Zerbst vereinten großherz. Sächsischen Länder. Jena 1848.

Dr. C. W. Heimbach, Andeutungen über eine allg. deutsche Civilgesetzgebung. Jena 1848.

Gesetzes-Sammlung des Cantons St. Gallen. Von 1803 — 1839. Bd. 1. 2.

Dr. J. H. Bender, Handbuch des Frankfurter Privatrechts. Frankf. 1848.

Bibliotheca juridica Austriaca. Von M. v. Stubenrauch. Wien 1847.

Ch. G. Morel-Vinde, Considérations sur le morcellement de la propriété territoriale en France. Par. 1826.

J. A. Rogron, Les codes français expliqués par leurs motifs . . . 3 édit. P. 1. 2. Par. 1847.

H. Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity, in the year 1847. Lond. 1848.

J. Fr. Archbold, A summary of the laws of England. Vol. I. Lond. 1848.

Dr. Bernburg, Ueber den Werth und die Bedeutung der Schwurgerichte. Frankf. a. M. 1848.

A. F. A. Blankensee, Schwurgerichte. Berl. 1848.

Dr. A. Bauer, Lehrbuch des Strafprozesses. 2. Ausgabe glossirt, ergänzt und stylisirt von Dr. K. E. Morstadt. Göttingen 1848.

Fr. Walther, Ueber den Funddiebstahl. München 1848.

J. D. H. Temme, Zur Kritik des Entwurfs des Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten. Berlin 1848.

G. L. von Maurer, Ueber die Freypflege (plegium liberale) und die Entstehung der großen und kleinen Jury in England. München 1848.

R. R. Madden, the history of the penal laws enacted against Roman Catholics. Lond. 1847.

H. Wheaton, Elements du droit international. Vol. 1. 2. Lips. 1848.

A. Miruß, Diplomatisches Archiv für die deutschen Bundesstaaten. Th. 3. Leipzig 1848.

T. Twiss, On the relations of the Dutchies of Schleswig and Holstein to the crown of Denmark and the Germanic confederation. Lond. 1848.

Griefs des Danois contre l'agression Allemande. Copenh. 1848.

Dr. H. F. Schulze, Der Staatshaushalt des neuen deutschen Reichs. Jena 1848.

F. v. Raumer, Reden, die in Frankfurt nicht gehalten wurden. I — VI. Leipzig 1848.

G. H. Pertz, Denkschriften des Ministers Frhrn. von Stein über deutsche Verfassungen. Berlin 1848.

Nees von Esenbeck, Die demokratische Monarchie. Ein Gesetzvorschlag. Berlin 1848.

A. Leutrum, Beyträge zur Gestaltung einer deutschen Diplomatie. Wien 1848.

J. E. Larsen, von dem Institut der Gesammtbelehnung und dessen Anwendung auf das Herzogthum Holstein. A. d. Dänischen von E. Lehmann. Copenhagen 1848.

Dr. A. Cnyrim, Die Verantwortlichkeits-Frage. Frankfurt 1848.

v. Bülow, Die Aristokratie des Talents als Grundlage des Zweykammersystems. Berlin 1848.

E. A. Zum Bach, Vollständige Gegeneinanderstellung der Hauptmomente der preußischen und französischen bürgerlichen Prozeßordnung. Magdeburg 1822.

Sammlung der Statute, Verordnungen und Verfügungen, welche den bürgerlichen Proceß des Herzogthums Schleswig betreffen. Herausgeg. von Esmarch. Schleswig 1848.

Dr. E. Viereck, Betrachtungen über die Anwendung des Beweismittels der Eidesdelation. Rostock 1848.

Uebersicht der Strafrechtspflege im Großherzogthum Baden während der Jahre 1844 und 1845. Carlsruhe 1846.

Fr. Lieber, Ueber die Unabhängigkeit der Justiz oder die Freyheit des Rechts in England und den vereinigten Staaten. Heidelb. 1848.

L. Volckmar, Die Jurisprudenz des Rheinischen Cassationshofes zu Berlin. In den Jahren 1819 — 1846. Berlin 1848.

Th. Paine, The theological works. Lond. 1848.

J. Johnson, The theological works. Vol. 1. 2. Oxford 1847.

A. Goßler, Von der Bedeutung der Naturwissenschaften und von der Bedeutung der Theologie. Breslau 1848.

H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Anhang zum zweyten Bande. Die Alterthümer des Volkes Israel. Göttingen 1848.

Dr. J. L. Saalschütz, Das mosaische Recht mit Berücksichtigung des späteren jüdischen. Th. 2. Berlin 1848.

K. Semisch, Die apostolischen Denkwürdigkeiten des Märtyrers Justinus. Hamb. 1848.

J. B. Friedreich, Zur Bibel. Naturhistorische, anthropologische und medizinische Fragmente. Nürnberg 1848.

Dr. Fr. Lücke, Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des Johannes und in die apokalyptische Literatur überhaupt. 2. verm. Aufl. Lief. 1. Bonn 1848.

D. Schenkel, Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters. Bd. 2. Die anthropologischen Fragen. Schaffhausen 1848.

K. Erdmann, Ueber die Person Jesu biblisch- und literatur-historisch. Berlin 1848.

Ath. Coquerel, Le christianisme expérimental. Par. 1847.

Dr. Jos. J. Ritter, Ueber die deutsche Kirchenfreyheit. Breslau 1848.

Dr. Ed. Bauer, Das Christenthum der Kirche. Lief. 1. Leipzig 1848.

Dr. C. J. Nitzsch, Praktische Theologie. Bd. 2. Bonn 1848.

C. W. A. Krause, Evangelisch-protestantische Predigten. Eisleben 1848.

Dr. Fr. W. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. 2. Die Geschichte der Kirche bey den Alamannen, Bayern, Thüringern, Sachsen, Friesen und Slaven. Göttingen 1848.

Benj. Webb, Sketches of continental Ecclesiology. London 1848.

Dr. F. A. Staudenmaier, Die kirchliche Aufgabe der Gegenwart. Freiburg 1849.

Rich. Hart, Ecclesiastical records of England, Ireland an Scotland from the fifth century till the reformation. 2. edit. Cambr. 1846.

H. J. Stupp, Pius IX. und die katholische Kirche in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die Lehre des Hermesianismus. Solingen 1848.

Bibliotheca anecdotorum s. veterum monumentorum ecclesiasticorum collectio novissima. Ed. G. Heine. P. I. Lips. 1848.

Jacquin et Duesberg, Dictionnaire d'antiquités chrétiennes. Par. 1848.

A. J. Binterim, De saltatoria quae Epternaci quotannis celebratur supplicatione . . . Düsseldorf 1848.

P. J. Bertrand, La mission du Maduré d'après des documents inédits. T. II. Par. 1848.

A. Steinmetz, History of the Jesuits from the foundation of their Society to its suppression by Pope Clement XIV. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

Dr. K. R. Hagenbach, Die Kirchengeschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts. 2. verb. Aufl. Th. 1. Leipz. 1848.

Duke of Argyll, Presbytery examined; an essay critical and historical on the ecclesiastical history of Scotland since the reformation. Lond. 1848.

Dr. A. Schröder, Die Kirche und ihre Verfassung im Verhältniß zum Volk. Potsdam 1848.

M. A. Kelty, Memoirs of the lives and persecutions of the primitive quakers. Lond. 1844.

Dr. J. L. C. Gieseler, Die protestantische Kirche Frankreichs von 1789 — 1846. Th. 1. 2. Leipzig 1848.

F. A. Beck, Statistik der evangel. Kirche in der Rheinprovinz und Westphalen. Th. 1. Neuwied 1848.

Fr. X. Pritz, Lebensgeschichte des heiligen Berthold. Linz 1842.

S. Clementis Episcopi Bulgarorum vita, graece ed. F. Miklosich. Wien 1848.

Dr. A. J. Binterim, Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesan-Concilien vom 12. Jahrhundert bis auf das Concilium zu Trient. Bd. 7 und letzter. Mainz 1848.

Dr. K. W. Köhler, Handbuch der kirchlichen Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen. Bd. 2. Darmstadt 1848.

F. Teuscher, Handbuch des evangelischen Kirchenrechts im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Neustadt 1848.

Dr. J. Fr. Möller, Die Verwaltungsgrundsätze des Consistoriums der Provinz Sachsen in ihrem Verhältniß zur Gegenwart. Magdeb. 1848.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Orientalium qui in Museo Britannico asservantur. P. III. Codices Aethiopicos amplectens. Lond. 1847.

Dr. K. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen 1849.

Histoire littéraire de France. T. 21. Suite du treizième siècle, depuis l'année 1296. Suppléments. Par. 1847.

Denkschrift zur Gründung einer freyen akad. Universität. Frankf. 1848.

Annali delle università Toscane. P. I. scienze noologiche. T. I. Pisa 1846.

F. A. Duprat, Précis historique sur l'imprimerie nationale et ses types. Par. 1848.

C. R. Weld, A history of the royal society with memoirs of the presidents. Vol. 1. 2. London 1848.

Dr. B. Dorn, Das asiatische Museum der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. St. Petersb. 1846.

Bericht über das Museum Francisco Carolinum. 9. Bericht. Linz 1847.

Publications of the Aelfric Society. No. 14. Anglo-Saxon Dialogues of Salomon and Saturn. By J. M. Kemble. Part III. Lond. 1848.

Acta Societatis scientiarum Fennicae. T. II. fasc. 3. Helsingforsiae 1847.

Abhandlungen der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 3. von den Jahren 1845 — 47. Göttingen 1847.

Jubilaeum semisaeculare doctoris medicinae et philos. Gotthelf Fischer de Waldheim celebrant Sodales societatis Caesareae naturae scrutatorum Mosquensis die 10 Febr. 1847. Mosquae 1847.

Denkschrift zur Feyer des 100jährigen Stiftungsfestes der naturforschenden Gesellschaft in Zürich am 30. Nov. 1846. Zürich 1846.

Annales de la Société Linnéenne de Lyon. Années 1845 — 46. Lyon 1847.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preußischen Rheinlande. Jahrg. 1 — 4. Bonn 1844 — 1847.

N. G. Sefström, Om det i nyare tider antagna uppfostrings- och undervisnings-sättet och dess inflytande. Stockholm 1846.

Archiv für das Studium der neuern Sprachen herausg. von L. Herrig und H. Viehoff. Elberfeld 1848.

Ch. Ed. Temblaire, Oeuvres complètes de Louis-Napoléon Bonaparte. Vol. I. Par. 1848.

Mar. Jos. de Larra, Obras completas de Figaro. T. 1. 2. Par. 1848.

J. J. Ampère, La Grèce, Rome et Dante. Etudes littéraires d'après nature. Par. 1848.

Nowočeská Biblioteka wydáwaná nákladem českého Museum. Cislo IV — IX. W Praze 1847.

C. Ouvaroff, Esquisses politiques et littéraires. Par. 1848.

C. A. Holmboe, Sanskrit of oldnorsk. Christiania 1846.

P. Boetticher, Rudimenta mythologiae Semiticae supplementa lexici Aramaici. Berol. 1848.

Vopadeva Mugdhabodha, herausgegeben von O. Böthlingk. St. Petersb. 1847.

Essai d'un dictionnaire historique de la langue française. Par. 1847.

A. Kurz, Die ältesten deutschen Sprachdenkmale und die bis jetzt bekannte älteste Handschrift der Sachsen in Siebenbürgen. Leipzig 1848.

Dr. H. Bauer, Systematisches Handbuch der deutschen Sprache. 1. u. 2. Hälfte. Berlin 1848.

Dr. F. Ahn, Neue holländische Sprachlehre. 7. verb. Aufl. Crefeld 1849.

Dr. G. Henrici, Ueber das zunehmende Bedürfniß einer Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern. Braunschweig 1848.

K. A. Hahn, Neuhochdeutsche Grammatik. Frankfurt 1848.

C. Edler, Die deutsche Sprachbildung nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Th. 2. Die Verbindung der Begriffe. Leipzig 1849.

Fr. C. Petri, Sinnverwandtschaften der deutschen Sprache. Sondershausen 1848.

Jos. Marton, Német Grammatika ahozvadó gyakorlásokkal Német Olvasókönyvel és Szókönyvell Együtt. Bétsben 1848.

Jos. Bosworth, The origin of the English germanic and scandinavian languages and nations. London 1848.

Dr. K. F. Becker, Der deutsche Stil. Frankf. 1848.

S. N. Blanc, Dictionary of the Spanish and English languages. P. 1. 2. Lond. 1848.

Dr. U. W. Dieterich, Schwedische Grammatik. Stockholm 1848.

L. Dreſcher, Die elektromagnetiſche Telegraphie. Kaſſel 1848.

H. Weishaupt, Theoret. prakt. Anleitung zur Chromo-Lithographie oder zum lithographiſchen Farbendruck. Quedlinb. 1848.

J. Nowack, Leicht lesbare Geſchwindſchrift (Tachygraphie, Stenographie). 3. umgearb. Aufl. Wien 1848.

Hemakranda's Abhidhânakintamani, ein ſyſtem. angeord. ſynonymiſches Lexikon überſ. u. mit Anmerkungen begleitet von O. Böhtlingk und C. Rieu. Petersb. 1847.

H. Tattam, The apostolical Constitutions or Canons of the Apostles in Coptic. Lond. 1848.

R. P. A. Dozy, Ouvrages Arabes. Livr. 2. Commentaire historique sur le poème D'Ibn Abdoun par Ibn-Badroun. Leyde 1848.

Die Hymnen des Sama-Veda, herausg., überſ. und mit Gloſſen verſehen von Th. Benfey. Leipzig 1848.

Alii Ben Josa Monitorii Ocularium s. Compendii Ophthalmiatrici . . . ed. C. A. Hille. Dresden 1845.

Meissas et Michelot, Dictionnaire de géographie ancienne et mod. Par. 1847.

Santarem, Examen des assertions contenues dans un opuscule intitulé sur la publication des monuments de la géographie. Par. 1847.

H. M. Grover, Changes of the Poles and Equator considered as a source of Error in the present construction of the Maps and charts of the Globe. Lond. 1848.

Dr. Fr. Aſchenfeldt, Memoiren aus einem Tagebuche, geführt während meiner Reiſen und meines Aufenthaltes in Braſilien in den Jahren 1843 — 47. Oedenburg 1848.

A. de Gurowski, Impressions et souvenirs. Promenade en Suisse en 1845. Lausanne 1846.

G. F. Baruffi, Viaggio de Torino alle piramidi fatto nell' autunno del' 1843. Torino 1848.

F. Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil (1840 — 1841). Berlin 1848.

J. W. Tyndale, The island of Sardinia including pictures of the manners and customs of the Sardinians and notes on the antiquities and modern objects of interest in the Island. Vol. 1—3. London 1844.

Ch. Sturt, Narrative of an expedition into Central-Australia during the years 1845 and 1846. London 1849.

Peyssonnel et Desfontaines, Voyages dans les régences de Tunis et d'Alger, publiés par M. Dureau de la Malle. T. I. II. Par. 1838.

W. Allen and T. R. H. Thomson, A narrative of the expedition sent by her Majesty's government to the river Niger in 1841 under the command of Captain H. D. Trotter. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Fr. Uhl, Aus dem Banate. Leipzig 1848.

G. Temple, Excursions in the mediterranean. Algiers and Tunis. Lond. 1835.

J. A. Galiffe, Notices généalogiques sur les familles Genevoises. Vol. 1 — 3. Genève 1830 — 36.

D. Humius, De familia Humia Wedderburnensi. Edinb. 1839.

Urkunden und Regeſten zur Geſchichte des uradeligen Geſchlechts der Herren von dem Knesebeck ſo wie der Gaue Heilanga und Oſterwalde. Lief. 1. Hannover 1848.

H. D. Müller, Ares. Ein Beytrag zur Entwicklungsgeſchichte der griechiſchen Religion. Braunſchweig 1848.

Dr. R. Lorentz, De rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum. Elberfeld 1837.

Dr. M. W. Heffter, Die Religion der Griechen und Römer, der alten Aegypter, Indier, Perſer und Semiten. 2. verm. Aufl. Brandenb. 1848.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Juli.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1849.

Recherches bibliographiques sur quelques incunables précieux de la bibliothèque de S. A. le duc d'Arenberg. — Messager des sciences hist. de Belg. 1849. Livr. I.

L'instruction publique et les établissements littéraires en Italie. (Koelle, Italiens Zukunft. Stuttgart 1848.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Avril.

Brunet, Recherches au sujet des cartes à jouer. — Revue archéol. Année VI. Livr. 1.

Pronunciation of the latin language. (Kraitsir, Significance of the Alphabet. Boston, 1846.) — North Amer. Review. 1849 April.

Anthon's Cicero and Tacitus. — Ebendaſ.

Saulcy (F. de), Note sur un fragment du texte assyrien de l'inscription de Bisitoun. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 1.

Wagner (Mor.), Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens. Stuttg. 1848. — Westminster and foreign quarterly Review. 1849. April.

Ginoulhiac (C.), De la philosophie des jurisconsultes romains. — Revue de législation 1849. Avril.

Longpérier (A. de), Inscriptions grecques de Mayorque. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 1.

Vattier de Bourville, Lettre sur les antiquités de la Cyrénaique. — Ebendaſ.

Squier (E. G.), Some new discoveries respecting the dates on the great calendar stone of the ancient Mexicans, with observations on the mexican cycle of fifty-two years. — American Journal of science and arts 1849. March.

Benech, Des élections romaines dans les conjonctures difficiles. — Revue de droit franç. et étrang. T. VI. Livr. 4.

Napier (H. E.), Florentine history. 6 vols. Lond. 1846 — 48. — English Review. 1849 March.

Storia d'Italia narrata al popolo italiano. Vol. 2. — Westminster and foreign quarterly Review. 1849 April.

Loudun (Eug.), Bataille de Torfou. — Corresp. T. XXIII. Livr. 24.

Volkaersbeke (Ph. Kervyn de), Notice sur les principaux Rewaerts et Gouverneurs de Flandre. Messager des scienc. hist. de Belg. 1849. Livr. I.

Pinchart (Al.), Annales de l'Abbaye de Saint-Ghislain. — Manucrit de la bibliothèque de Mons. — Ebendaſ.

Ancien Hôtel de Ravestein à Bruxelles. — Ebendaſ.

Neglect of the Public Records. — Westminster and foreign quart. Review. 1849 April.

La Mare (De), Notes sur quelques villes romaines de l'Algérie. — Revue archéolog. VI Année. Livr. I. (15 Avril 1849.)

The men and brutes of South America. — North Amer. Review. 1849 April.

The empire of Brazil. — Ebendaſ.

Squier (E. G.) and E. H. Davis, Ancient monuments of the Mississippi valley. New-York 1849. 4. — Ebendaſ.

Ellet (Eliz. F.), The women of the American Revolution. New-York 1849. 2 vols. — Ebendaſ.

Griswold (Ruf. Wilmot), The femal poets of America. Philadelphia 1849. — Ebendaſ.

Mémoires de F. de Rovéréa écrits par lui-même et publiés par G. de Tavel. (3 art.) — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1849. Mars.

Quelques mots sur Avitus, évêque de Vienne, en Dauphiné. — Ebendaſ.

Ernest-Maurice Arndt. — Ebendaſ.

Boullée (A.), Etudes biographiques sur Louis-Philippe d'Orléans, dernier roi des Français. — Ebendaſ.

Hye (Isid.), Un mot sur René François Sluse. — Messag. des sciences hist. de Belg. 1849 Livr. I.

Le troubadour liégeois Henri Delloye. — Ebendaſ.

Montégut (E.), Thomas Carlyle, sa vie et ses écrits. — Revue des deux Mondes 1849. T. II. Livr. 2.

Alexander (St.), On the fundamental principles of mathematics. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Smith (Archib.), On the calculation of the distance of a shooting star eclipsed in the Earth's shadow. — Philos. Mag. 1849 March.

Young (J. R.), On the expression for the remaining roots of a complete cubic, when one root is found. — Ebendaſ.

Locke (John), On single and double vision produced by viewing objects with both eyes, and on an optical illusion with regard to the distance of objects. — Ebendaſ.

Alexander (J. H.), On a new protractor for trisecting angles. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Bailey (J. W.), Some remarks on the Navicula Spencerii, and on a still more difficult test object. — Ebendaſ.

Biot, Note relative aux instruments et aux procédés pratiques des Chromatici veteres. — Journ. des Sav. 1849 Avril.

Architecture. Adaption of iron. — Westminster and foreign quart. Review. 1849 April.

Docteur, Théorie de la matière. Raon-Létape. 1849. 8. — Univers. cathol. 1849. Mars.

Delesse (A.), Sur le pouvoir magnétique du fer et de ses produits métallurgiques. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mars.

Walker (Sears C.), Application of the galvanic circuit to astronomical clock and telegraph register etc. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Hildreth (S. P.), Abstract of a meteorological journal, Kept at Marietta, Ohio. — Ebendaſ.

Forbes (J. D.), Hints towards a classification of colours. — Philos. Mag. 1849 March.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending December 31, 1848. — Ebendaſelbſt.

Stokes (G. G.), On the theory of sound, in reply to Professor Challis. — Ebendaſ.

Fyfe (Andr.), On the comparative value of different kinds of coal for the purpose of illumination. (Cont.) — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Hunt (T. S.), On the acid springs and gypsum deposits of the onondaga salt group. — Ebendaſ.

Gosse (Ph. H.), Descriptions of two new birds from Jamaica. — Annals and Magaz. of natural hist. 1849 April.

Strickland, Supplementary notices regarding the Dodo and its kindred. — Ebendaſ.

Clark (W.), Observations on the animal of Kellia rubra. — Ebendaſ.

Walker (Fr.), Descriptions of Aphides. (Contin.) Ebendaſ.

Skilton (Avery J.), Description of two reptiles from Oregon. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Desmarest (Eug.), Remarques sur un cas de pathologie observé dans les os d'une Civette (Viverra civetta, Linné) et sur la transformation du tissu tendineux en tissu fibro-osseux étudiée dans un Agouti (cavia aguti, Erxleben.) — Revue et Mag. de Zool. 1849 Févr.

— —, Note sur des tubercules observés dans un Jabiru (Mycteria americana, Linné.) — Ebendaſelbſt.

Deville (E.), Description de quelques mammifères et oiseaux nouveaux de l'Amérique méridionale. — Ebendaſ.

Verreaux (Jul.), Notice sur le Podargus cinereus, Cuv. — Ebendaſ.

Récluz (C. A.), Description de quelques nouvelles espèces de Coquilles. — Ebendaſ.

Tyzenhauz, Notice sur une pluie d'insectes observée en Lithuanie le 24 janv. 1849. — Ebendaſ.

Guérin-Méneville, (Cicindeletes de la Guinée Portugaise, découvertes par M. Bocandé. — Ebendaſ. Févr. Mars.

Verreaux (Jul.), Note sur les moeurs du Maenura superba. — Ebendaſ.

Récluz (C. A.), Description d'un nouveau genre de

Coquille bivalve nommé Septifère. (Suite.) — Ebendaſ.

Thwaites (G. H. K.), Note on Cystocoleus, a new genus of minute plants. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 April.

— —, Description of Coccochloris Brebissonii, a new species of the Palmelleae, in conjugation. Ebendaſ.

Greville (R. K.), Algae orientales. Descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. (Cont.) — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ebendaſ.

Spruce (R.), The musci and hepaticae of the Pyrenees. (Cont.) — Ebendaſ.

Carey (John), Notes on some chenopodiaceae, growing spontaneously about the city of New-York. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

M'Coy (Fred.), On some new palaeozoic echinodermata. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 April.

(Fortſetzung folgt.)

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

(Fortſetzung * und Schluß.)

4. Von den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

b) Natural History of New-York. By authority. New-York; D. Appleton et Co. and Wiley et Putnam; Boston; Gould, Kendall et Lincoln. Albany, Thurlow Weed printer to the State. 1842. 4.

Im Jahre 1835 faßte das Haus der Abgeordneten des Freyſtaates New-York auf die Motion von Ch. P. Clinch den Beſchluß, den Staatsſecretär zur Einbringung eines Geſetzvorſchlages über die zweckmäßigſte Herſtellung einer vollſtändigen geologiſchen (naturhiſtoriſchen) Ueberſicht (geological Survey) des genannten Staates zu veranlaſſen. Der von dem Staatsſecretär John A. Dix deßfalls im Jahre 1836 vorgelegte Entwurf einer naturhiſtoriſchen Landesbeſchreibung ſo wie auch der hiefür poſtulirte Koſtenbetrag von 104,000 Dollars erhielt ſofort die einſtimmige Genehmigung des Senates und des Abgeordnetenhauſes; das Geſammtunternehmen wurde in fünf beſondere Abtheilungen, nämlich

I. Zoologie,
II. Botanik,
III. Mineralogie,
IV. Geologie,
V. Paläontologie

ausgeſchieden, und die Ausarbeitung der einzelnen Abtheilungen den tüchtigſten Gelehrten vom Fache übertragen. Schon im J. 1842 erſchienen, trefflichſt ausgeſtattet, die erſten Bände des Werkes unter dem obenſtehenden Haupttitel. Ein prachtvoll gebundenes, bis jetzt aus zehn Großquartbänden und einer geologiſchen Karte beſtehendes Exemplar desſelben ward von der Regierung von New-York durch den k. bayeriſchen Handelsconſul daſelbſt als Geſchenk für Se. Majeſtät den König Ludwig an das k. Miniſterium des k. Hauſes und des Aeußern eingeſendet, von Sr. Majeſtät aber der k. Hof- und Staatsbibliothek allergnädigſt überwieſen. Jeder einzelne Band trägt die gedruckte Widmungs-Inſchrift:

„Presented to the King of Bavaria from the State of New-York, in obedience to an act of its legislature, passed May 3, 1844, directing the distribution to be made by the Governor and Secretary of State.“

Die auf ſolche Weiſe in die k. Hof- und Staatsbibliothek gelangten Bände ſind Beſtandtheile der zoologiſchen, mineralogiſchen und geologiſchen Abtheilung; von der botaniſchen Section, deren Bearbeitung dem Herausgeber der „Flora of New-York,“ John Torrey übertragen worden, ſo wie von der paläontologiſchen, die James Hall zugewieſen wurde, nachdem T. A. Conrad von der urſprünglichen Betheiligung bey dem Unternehmen zurückgetreten, iſt noch nichts eingetroffen; es findet ſich übrigens auch in den uns zu Gebot ſtehenden bibliographiſchen Hülfsbüchern, (die freylich über amerikaniſche Literatur überhaupt nur ſehr unbefriedigende Aufſchlüſſe gewähren,) keine Nachricht über das wirkliche Erſcheinen einzelner Bände der bezeichneten zwey Abtheilungen.

Der Inhalt und Beſtand der bereits vorliegenden zehn Bände aber iſt folgender.

Dem erſten Bande der erſten (zoologiſchen) Abtheilung iſt eine von William H. Seward verfaßte (188 Seiten füllende) allgemeine Einleitung vorangeſtellt, welche ſich nicht bloß auf das vorliegende Werk beſchränkt, ſondern eine ausführliche hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Schilderung des Freyſtaates New-York in geographiſcher, politiſcher,

*) Vergl. Gel. Anz. 1849. Nr. 42. S. 341 — 344. Nr. 65. S. 524 — 528. Nr. 85. S. 701 — 704.

industrieller und scientifischer Beziehung von der Zeit der holländischen Ansiedlung bis zum Jahre 1842 enthält, und mit einem (von John L. O'Sullivan verfaßten) Anhang über das Pönitentiarsystem des Staates, und zwey Abbildungen des „Croton Aqueduct" schließt.

Die zoologische Abtheilung selbst aber besteht aus sechs, mit nachstehenden Specialtiteln versehenen Bänden:

Zoology of New-York, or the New-York Fauna; comprising detailed descriptions of all the animals hitherto observed within the State of New-York, with brief notices of those occasionally found near its borders, and accompanied by appropriate illustrations. By James E. de Kay.

Part I. Mammalia. Albany. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 1842. 146 Seiten Text und 33 Tafeln color. Abbildungen.

Part II. Birds. Albany. 1844. Printed by Caroll and Cook. 380 S. Text mit 141 Tafeln Abbildungen.

Part III. Reptiles and Amphibia. Albany. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 1842. 98 S. Text mit 22 „Plates."

Part IV. Fishes. Ebendas. 1842. 415 S. Text. 79 Abbildungstafeln.

Part V. Mollusca. Albany. 1843. Printed by Carroll and Cook. 271 S. Text mit 40 Tafeln.

Part VI. Crustacea. Ebendas. 1844. 70 S. Text u. 13 Tafeln.

Die dritte oder mineralogische Abtheilung besteht nur aus einem Bande mit folgendem Titel:

Mineralogy of New-York; comprising detailed descriptions of the minerals hitherto found in the State of New-York, and notices of their uses in the arts and agriculture. By Lewis C. Beck. Albany, 1842. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 536 Seiten Text mit 8 Tafeln und 533 in den Text eingedruckten Figuren.

Die vierte oder geologische Abtheilung endlich enthält nachstehende vier Bände:

Part I. Geology of the first geological district. By William W. Mather. Albany, 1843. Printed by Caroll and Cook. 653 S. Text mit 46 Tafeln.

Part II. Survey of the second geological district. By Ebenezer Emmons. Albany, 1842. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 437 S. Text mit 17 selbstständigen Tafeln und 116 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Part III. Survey of the third geological district. By Lardner Vanuxem. Eod. l. et a. 306 S. Text mit 80 in letzteren eingedruckten Abbildungen.

Part IV. Survey of the fourth geological district. By James Hall. Albany, 1843. Printed by Caroll and Cook. 525 S. Text mit 66 „Tables of organic remains" (fossils), dann mit 19 bezifferten „lithographic plates," ferner mit 3 unbezifferten zu p. 383, 395 und 404 eingebundenen lithographischen Tafeln und 188 in den Text eingedruckten Vignetten, dann mit einer gleichfalls unbezifferten, vor den bezifferten lithographic plates befindlichen „Geological Map of the middle and western States" und der dazu gehörigen Tafel: „Sections explanatory" und endlich mit einer auf Leinwand aufgezogenen „Geological Map of the State of New-York."

Ausser den vorstehend erörterten größern zwey Werken sind der k. Hof- und Staatsbibliothek, namentlich durch die unermüdliche Vermittlung des b. Handelsconsuls C. F. Hagedorn zu Philadelphia, in den letztverflossenen Jahren so wie auch in neuester Zeit eine große Anzahl nordamerikanischer Druckschriften als Geschenk der Vereinigten Staaten zugekommen. Dieselben sind zwar größtentheils nur geringen Umfanges und meist der officiellen, politischen und industriellen Tagesliteratur angehörend; nichts desto weniger aber sind sie sämmtlich für uns von großem Interesse und voll der erwünschtesten Aufschlüsse über die öffentlichen und socialen Zustände sowohl der Vereinigten Staaten überhaupt, als insbesondere über jene des Freystaats Pennsylvanien. Zur ersteren Kategorie gehören z. B. die Reden der Präsidenten bey Eröffnung des Congresses zu Washington, die Berichte der Commissionen einzelner Congreßbureaux, die verschiedenartigsten Veröffentlichungen und sog. executiven Documente über Ackerbau, Handel, Schifffahrt, Banken, Sparkassen, Grundsteuer, Personaltaxen ꝛc., die Jahresberichte der amerikanischen Colonisationsgesellschaft ꝛc.; aus der Zahl der Pennsylvannien betreffenden Schriften heben wir hervor die Reden der neu installirten Gouverneurs dieses Staates, Broschüren über die Spitäler, Strafanstalten, über das Zufluchtshaus jugendlicher Verbrecher zu Philadelphia und andere gemeinnützige Institute, Berichte der Lebensversicherungsanstalten, Cataloge der jährlichen Kunst- und Industrieausstellungen, insbesondere aber die vollständige Reihe der „Tagebücher des Senates und des Repräsentantenhauses der Republik Pennsylvanien," dann die „Berichte der Departement-Vorsteher an den Gouverneur des Staats" von 1844 bis 1848.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Schluß.)

A. ändert, sagten wir oben weiter, mehrfach den Reim: z. B. 179 (= 535 K.), 213 (= 567 K.). In solchen Aenderungen tritt aber oft die Spur des Vorgelegenen ebenfalls sichtbar hervor: vgl. Z. 218 (während 9—22 A. geändert wurde) mit 574—78 K.; eben so Z. 293: 94 A. mit 295: 96 K., wo bisaz in Z. 294. aus saz in 297 K. floß, wie inne in Z. 295 aus 297 K., ähnlich wie walz in 572 A. aus 578 K., fram 216, nicht minder menige in 435 und 442. gegen 496 K. vorgerückt wurde. Die rasch sich folgende Wiederholung des Namens Duringe . . . Duringen in Z. 333. 335 (vgl. Siciliin in Z. 366) beurkundet, daß Z. 333: 34 A. Zusatz ist.

A. stellt ferner vielfach um: vergl. Z. 195: 96 A. mit 593: 94 K., während Z. 239 — 41 A. aus 549: 50 K. genommen wurde.

Seine Zusätze, deren mehrere vorhanden sind (Z. 183: 4. 225: 26. 303: 4. 315: 16. 321: 22. 333: 34. 343: 44. 377: 78. 385: 86. 389 — 92. 437 — 40. 451 — 54. 457 — 59. 483: 84. 492 — 500 sind öfter bedeutungslos (Z. 225: 26), öfter aber auch nicht unfrisch, ja müssen selbst als dichterisch anerkannt werden (vgl. Z. 437 — 40. 451 — 54. 457 — 59. 474 — 78).

In dem ungewöhnlichen Reime nâhin: man (doch vgl. Z. 325. 593 ꝛc. in K.) tritt ein Ausfall der Z. 477 u. 479 K. zu Tage. Größere Auslâße und Zusammenziehungen erscheinen nach Z. 432 (= 491 — 94 K.), wonach der Annodichter Z. 515 K. (= 433 A.) heranzieht, und darnach in den Reimen 435: 36. 441: 42 die Reime von 495: 96 K. kund gibt, wonach wieder Z. 497: 98 K. ausfallen. — Nach Z. 461 A. fallen Z. 514 — 18 K. aus; nach Z. 472 A. die Z. 531 — 612 K. (der Traum Daniels) und nach Z. 473 — 78 A. (= 613 — 18 K.) wiederum die Z. 619 — 22 K. Hienach begegnet in Z. 480 A. wieder die Z. 625 K., in 481: 82 A. wieder 683: 84 K., in 485 — 92 A. (mit verderbten Reimen) die Z. 665 — 71 K.; in 499 — 506 A. (zurück- und zwischengreifend!) die Z. 379 — 95 K.; in 507 — 16 A. die Z. 673 — 80 K., womit die Gleichung überhaupt aufhört.

Wie die Zeilen und Reime in 485: 86. 89: 90. 91: 92 A. sich verrenken, so tritt solche gewaltsame Umänderung noch anschaulicher in folgenden beyden Stellen hervor. Durch die Auslassung des Abschnittes von Trier Z. 395 — 454 K., dessen eigentliche Erzählung nur bis Z. 449 reicht, gieng dem Annodichter der Uebergang der Z. 450 — 54 K. für seinen Abschnitt 397 ꝛc. verloren,

so daß er diutskemo (459 K.) in vremidimo (401 A.) verallgemeinert; in den schlecht gereimten Zusatzzeilen 405: 6 (A.) bricht aber Z. 451 — 54 K. durch.

Der schlechte Reim in Z. 279: 80 A. (Suâben: ûfhaben), wo aber Wackernagel die Herstellung durch ûfhâhen nicht hätte versuchen sollen, deutet gleichfalls auf Verderbung: die geänderten Worte undir bergin 279 A. kommen aus Z. 279 K. (= 285 A.); die Zeile Si fluogen iri gezelte 284 A. aber aus Z. 278 K. (Sie fluogen) und 285 K. (Sîn gezelte hiez er flahen dô ûf einen berc, hiez Swêvô) zusammengestoppelt, deckt ein Verderben des Sinnes auf, wie er nur solchem Umändern oder Umwälzen begegnen kann. Dasselbe Urtheil trifft die Z. 505 A. Mezze stifte ein Cêsaris man, wofür in Z. 675 K. ein sîn man nämlich des Augustus steht, unter welchem Kaiser der Abschnitt von Agrippina (Köln), Metz und Trier erscheint, dem (wie wir weiter oben sahen) der Annodichter Cäsars Rheinstädte in seine Z. 501 — 7 einkeilte. Hieher gehört gleichmäßig Z. 176: 77 A. Als der wîse (statt wîsfage) Danihêl gesprach: duo her sîni troume sagete statt der Worte der Kaiserchronik dô er dem kunege Nabuchodonôsor sîne troume sagete. Z. 260 aber (der troum aller sô irgienc: sô'n der engil van himele (statt der wîssage Danihêl) geschiet, ist sinnlos.

Uebrigens kann und konnte nicht fehlen, daß bey allen Umänderungen des Annodichters solche Doppelaufbewahrung des alten Textes (im Annoliede neben den wechselnden Handschriften der Kaiserchronik) auch wieder manche glückliche Bestätigung des Ursprünglichen, namentlich in Betreff der Reime, besonders den Ausgleichungs- und Ausglättungsversuchen der Heidelberger Handschrift gegenüber mit sich führt. Entschieden z. B. in Z. 445 A. (= 501 K., während 503 in K. richtiger ist) und Z. 457: 58 A.; nicht minder Z. 425 A., obschon hier borten (Schilde) mißverstanden wurde, wie in den Handschriften von K. in Z. 31 scôphlîchen.

Doch ich breche ab. Wer nach dieser Auseinandersetzung mit Nr. 2. (S. XII) ferner noch behaupten mag, daß die in Kaiserchronik und Annolied gemeinsamen Abschnitte aus dem letzteren „ziemlich ungeschickt" in jene eingefügt worden seyen, den wird auch die zu Nr. 1. S. 31 — 46 von mir zugefügte Gegenüberstellung beyder Texte nichts mehr lehren können. Der Vf. von Nr. 1. hat sich zu meiner Fahne geschlagen (S. 30), nur daß er dann S. 102 (zu Z. 175) die Worte in den cîdin (iz geschach als der wîsfage Danihêl gesprach) nicht mehr hätte auf Nebukadnezars Zeiten deuten, sondern gerade in der schiefen Deutung, welche dadurch in den Text kommt, noch mehr hätte erkennen sollen, daß der Annodichter das in der Kaiserchronik an seiner rechten Stelle Stehende (in den zîten nämlich Cäsars s. oben) gänzlich verschoben habe; und von diesem Gesichtspunkte aus würde auch S. 108 (zu Z. 324) die Verwunderung oder Verwahrung von selbst darüber weggefallen seyn, daß (in A.) ci'n Duringen die Sitte gewesen sey, daz si mihhili mezzir hiezin fahs, indem wir oben sahen, daß jenes Duringe aus Z. 338 K. vom Annodichter ungelach (dreymal!) wiederholt worden ist, während er doch beybehielt der di rekkin (nämlich die Sachsen) manigiz truogen, dâ mite sie Duringe fluogen.

Es führt uns dieses unwillkührlich zu der Frage um das von den neuen Ausgaben Geleistete. Nr. 2. hat seine Verdienste um einen wie schon der Titel sagt, „genauen oder ängstlich-treuen Abdruck des opitzischen Textes" S. 4 selber aufgezählt; der Vf. von Nr. 1. ist sachlich weiter gegangen: er hat nicht nur die Lesarten von O(pitz) und J(unius) unter dem Texte fortlaufend angegeben, sondern auch die der Kaiserchronik, wie ich sie ihm mittheilte und wo sie hintreffen, mitgetheilt. Im Texte selbst aber ist Dr. Bezzenberger bey aller Treue gegen den opitzischen Text, der natürlich wie eine Handschrift anzusehen blieb, besonnen-kritisch zu Werke gegangen. Was aber S. 4 — 8 an Junius Texte nachgewiesen worden ist, hätte auch mit Opitzens Verfahren noch bestimmter geschehen sollen. Nicht nur nämlich, daß Opitz vielfach in den Anmerkungen die Wörter anders wiedergibt als im Texte (in Längenzeichen oder Accenten, in Buch-

ſtaben u. ſ. w. vgl. Z. 33. 57. 117. 383. 422. 710): während er in andren Stellen ſich gleich bleibt (Z. 504. 574) oder (wie zu Z. 739) ſich verbeſſert; ſondern Fälle wie vieli (254), di viuli (717, wo Junius diu uili zu ſteini ändert!), diuſi (werilt 750), dieſe (256), tiviulis (810: vergeſſen in den Lesarten); die wenigen die und ſie neben den häufigeren ſi und di kommen wohl auf Opitzens Rechnung, ſo gut wie CICITER auf dem Titel, mercula in der Vorrede, flornere, cogore, huius temporis faeces deflere S. 3, Vuzir Z. 331 u. ſ. w.[27]). Ja auch ihn trifft wohl der Vorwurf, welchen ich bey Junius nachgewieſen, ins Gedicht ſelbſt ſchon lateiniſche Endformen der Orts- und Eigennamen eingeſchmuggelt zu haben (ſ. Nr. 1, S. 7 — 8).

Der Vf. von Nr. 1. hat S. 17—18 dem Reimgeſetze und weiter dem Lautthume des Gedichtes ſeine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet und S. 19 — 20 von den Selbſtlauten, S. 21 — 22 von den Mitlauten, S. 22 von den Sprachformen, S. 23 vorzugsweiſe von den Eliſionen (und den Abweichungen von denſelben) gehandelt, und dieſe wie die Längen der Selbſtlaute durch den Abdruck ebenmäßig durchgeführt. Man vgl. Zeilen wie 116: ſent' Anno bräht' ir' êre wole heim, 828: dû mûſte her's mêr' intgeltin. In Z. 506 aber wäre wohl ſtatt dis pâbis' ſenitſtûl zu ſchreiben geweſen pâbis*is* (man beachte das in ſenitſtûl folgende *s*), obgleich Z. 361 auch unz' Ulix' geſindin bey Opitz geleſen wird, neben Ektor*is* Z. 374. Cêſaris 507 und Alexandris 324. S. 63 iſt geltend gemacht worden, daß im Texte bey allen Eigen- und Ortsnamen die lateiniſche Form und Flexion beybehalten worden ſey, wo das Gedicht die deutſche Form nicht ſelbſt belege; davon iſt S. 80 zu Z. 490 mit Agrippîne abgewichen worden, nach Babilônie (150. 302. 327 neben Babilônia 190).

Wenige Längezeichen ſind überſehen: ſo Z. 289 n*a* min, Z. 437 oſtrit, was S. 110 richtig ôſtrit, dagegen S. 120 bidr*o*z, während Z. 694 richtig bidrôz. Irrthümlich ſteht S. 98 (zu Z. 59) kôm; Z. 280 vânen. Wenn aber Z. 833 vîl, 219 vlîzin und ſonſt gîng (259. 309) ſteht, ſo hätte auch wohl 391 hîzin, 266 bihîldin, 730 lîbin, 483 ſtîffun gedruckt werden ſollen. Z. 171 iſt geſez belaſſen worden; es fräge ſich, ob nicht geſêz' inne gedruckt werden mußte; der Vf. führt S. 102 ſelber das ahd. gaſâzi an. — Das Z. 705 gedehnte mâncraft iſt S. 120 richtig erklärt worden; meinſtrenge (Z. 275) hätte dazu gehalten werden ſollen. In den Anmerkungen (S. 95 — 124) iſt manche gute, geſunde Erklärung niedergelegt worden und zeichnet ſich auch hier Nr. 1. vor 2. vortheilhaft aus. S. 110 wird zu Z. 425 vanin ingegin burtin eine Erklärung vermißt; Opitz hatte burhtin (ſt. burthin); die Handſchriften der Kaiſerchronik wechſeln zwiſchen mit vanen wol geworhten und mit vanen und mit borten. Man vergleiche das öfter vorkommende mit ûf erburten helmen. — Das in Z. 367 vorkommende *cini*poume wird S. 109 mit Wackernagel für kinipoume (Kaiſerchronik *tan*boume) erklärt; doch iſt zu beachten, daß *c* (-i) im Gedichte für *z* gilt (ci, cieren, cigelin, cîn u. ſ. w.). Kurz vorher geht freylich ciclops (362. 365). — Z. 55 (S. 98) früge ſich, ob nicht doch dol*e*heit beyzuhalten war; vergl. das zu Z. 293 S. 105 angeführte tole ſint uualha. — Zu Z. 834 iſt S. 124 ſêre (dolore) ergänzt worden; dann hätte auch in Z. 445 aus gleichen Gründen das noch der Kaiſerchronik eingefügt werden müſſen, das auch Z. 342 fehlt, wo es jene gleichfalls bietet (ſint . . noch). — Zu Z. 5 iſt S. 95 Bedenken über liebi*n* winiſcefte geäußert worden; das Gegentheil tritt in Z. 262 (in einer guldine tavelin) und Z. 31 (ci'r dritte werilde) auf. Vgl. Z. 142. — Zu ſedilhove S. 112 (Z. 502) hätte noch die frühere Benennung des durch das Ludwigslied und den Normannenſieg bekannten Saucourt angeführt werden können, das Sathulcurtis (Pertz Mon. II, 199) hieß, wie in Bayern ſedelhof (Schmeller's bayr. Wtb. III, 199. 236). — Die S. 114 zu Z. 540

27) Opitz ſagt S. 53. 54: Caeterum quae Rhythmus noſter de Annone dehinc continet, ab iis quibus otium eſt, cum Lamberto Scriptore vitae Annonis, aliisque temporum Hiſtoricis conferri possunt.

gegebene Erklärung von leige genügt vielleicht nicht und es früge sich, ob Abhülfe eben nicht in dem beygebrachten Ortsnamen Eulegia, Elegia, wo Maternus (nicht auf dem Wege) starb, zu suchen wäre: der dritti g'einti ûff' (d. i. in castello) euleige oder eleige oder eulegie (: widere). Diese Ortsbestimmung, vielmehr dieser Hinüberblick in das Leben Anno's und die vita Annonis veranlaßt auch die Stelle Z. 695 — 706 noch näher in's Auge zu fassen, von der S. 120 geltend gemacht wird, daß der deutsche Dichter von seinem lateinischen Vorbilde wesentlich abweiche. Jener erzählt nämlich, daß als Anno nach dem von ihm nächst Siegberg[29]) gegründeten Stifte Salivelt in Duringe lant (695) gereist war (exacto visitationis officio discedens), er auf dem Heimwege (via, quae tendentibus in Sigeberg pervia est) einis dagis ingegin nône (instante jam hora nona), dû her uffe sînim wagene lag (curru subvectus) unt' er sînis gebeddis plag (cumque . . . animum in superna levasset), sulich mâncraft (visionis illius majestas) un umbevieng, daz man sescein ros ci demo wagine spien. Von dieser letzten Ueberbietung weiß der lateinische Text, wie er bey Surius VI, 822 uns vorliegt, freylich nichts; aber vielleicht hat man in den nach jenem curru subvectus folgenden Worten cum suis incessit. cumque die quadam . . . die se-de-cim equos für den deutschen Dichter zu suchen. — S. 117 wird von Anno's Eifer für seine Stiftungen im Reiche zusammenzuraffen gesprochen, was Nr. 3. S. 37 — 38 und Nr. 4. S. 52 zugestehen: nach den Mon. Boic. Bd. XXXI, 1. S. 331 schenkte ihm auf seine Bitte Kaiser Heinrich III. im J. 1055 am 1. Nov. das Gut Ampharbach, das ihm Graf Tyemo übergeben hatte, quia Anno Colonienſis archiepiscopus nobis semper deuotissimus ac fidelissimus in omnibus extitit. So hätte Heinrich IV. nicht mehr von ihm gesagt. —

29) Die repkauische Chronik sagt: Dô starf ôk de biscope Anne van Colne unde wart tô Sigeberge begraven, dat he silve stihtede.

Im alten Texte von Nr. 1. würde die Frage entstehen, ob nicht mit der Kaiserchronik Z. 188 lewin scîn (statt sin), Z. 227 mit sînin (st. einin) bluote, und 228 ruorte (st. gruozte), Z. 348 biderue (statt des andren Sinn hineintragenden beidere), Z. 443 hertiste (st. hêriste), Z. 577 ancesîn, ancisîn (st. anesin), Z. 388 nidin (st. nidir) zu lesen seyn. Vuhlin, das Lachmann angegriffen, erscheint außer Z. 3 auch 657; bisiz (376) fällt zu pitavium (381) und wisini (447 neben gewêfine 685). — Z. 480 wird unte zu tilgen, dagegen vielleicht Z. 692 statt den bellindin Den grawin walthundin zu setzen seyn. — Z. 689 könnte man versucht werden, statt gedoustin lîchamen zu lesen gedouten; vgl. douwea 457. Druckfehler kommen außer den S. 124 angezeigten sehr wenige vor. Z. 326 fehlt ein Punkt, Z. 601 steht sceirphe; zu Z. 137 unten steht ginuuûnnin; S. 63 lies Zahl 69 (st. 66), S. 102 zu Z. 171 lies lex *sei*.

Wünschenswerth wäre ein Wörterbuch gewesen, welches bey dem geringen Umfange des Gedichtes (nur 876 Reimzeilen) und bey der Eigenthümlichkeit wie Wichtigkeit der Lautverhältnisse in allen Gedichten des 12. Jahrh. vorzugsweise in diesem von besonderem Werthe wäre und um so mehr verdankt worden seyn würde, als der Vf. von Nr. 1. ohne Zweifel die gleiche Sorgfalt bewiesen hätte, welche seine vorliegende Arbeit auszeichnet.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Narrative of an expedition into Central-Australia, during the years 1844 — 46, together with a notice of the province of South-Australia in 1847. By Captain Ch. Sturt in 2 Volumes. Lond. 1849.

Die Mühseligkeiten und Verdrüßlichkeiten einer Reise, wie die war, welche in dem eben genannten Werke beschrieben ist, stehen ohngefähr auf gleicher Linie mit jenen, welche mit einer Seefahrt in das Eismeer verbunden sind, wenn der einbrechende Winterfrost auf einmal die Weiterfahrt hemmt, indem er das Schiff von allen Seiten her so fest mit Eis umschließt, daß dieses weder vor- noch rückwärts steuern kann und Monate lang an einem Flecke stehen bleibt. Bey Landreisen in den nördlichen Gegenden unsers Continents, wenn dieselben durch menschenleere, von Reisenden unbesuchte Gebiete sich hinziehen, sind die widerwärtigsten Hemmungen ein lang anhaltendes Regenwetter und der vom Wasser so tief hinein aufgeweichte Boden, daß die Lastthiere und Wägen, ja selbst die Fußgänger bey jedem Schritte fest gehalten werden oder in Gefahr stehen, auf dem unebenen, schlüpfrigen Boden auszugleiten. Umgekehrt war es bey Capitän Sturt auf seiner dießmaligen Reise nicht der Ueberfluß, sondern der gänzliche Mangel an Regen, der ihn fast sieben Monate lang bey einer Wasserlache zurückhielt, an deren spärlich mit Bäumen bewachsnem Ufer er am 27. Januar 1845 seine Zelte zum Nachtlager aufschlug, und erst am 17. Juli d. J. zur eigentlichen Weiterreise sie abbrach. Sein eignes, so wie das Loos seiner Reisegesellschaft glich in dieser Zeit dem der Belagerten in einer Festung, welche von Tag zu Tage die Vorräthe an Lebensmitteln, das Wasser der Cisternen mehr und mehr abnehmen und den Tod des Verschmachtens so nahe vor Augen sehen, daß sie mit Sicherheit es voraus bestimmen können, wie klein die Spanne der Zeit sey, die ihnen, wenn nicht plötzliche Hülfe kommt, noch für das mühselige Leben übrig bleibt.

Aber dieser Reisende, der Capitän Charles Sturt, war auch ganz dazu gemacht, selbst in solcher Lage unerschrockenen Muthes zu bleiben. Es ist in ihm ein Heldenmuth, der auf dem festen Grund eines seltnen Gottvertrauens ruhet; seine Reisebeschreibung ist eben so sehr geeignet das Gemüth zu erheben als den Verstand zu belehren; er steht als einer ihrer ausgezeichnetsten in der Reihe jener Helden von höherer Weihe da, dergleichen der schmerzlich betrauerte Capitän Franklin einer war und an denen England reicher ist als jedes jetzige Land der Erde. Ueberdieß ist es ja derselbe Sturt, der schon vor seiner dießmaligen zwey im hohen Grade erfolgreiche Reisen in das Innere von Süd-Australien glücklich ausgeführt hatte, der Entdecker des Verlaufes der bedeutendsten und meisten Flußgebiete der Südhälfte von Neuholland. Sechszehn Jahre waren vergangen, seitdem er, wie ein Schwimmer, der in einen Meeresstrom geräth, fast gegen seinen Willen von Gefahr zu Gefahr, von Mühseligkeit zu Mühseligkeit dahin gerissen, den Lauf des neuholländischen Niles, des herrlichen Murraystromes, von seinen Quellen in dem südaustralischen, bis zu 7000 Fuß Meereshöhe ansteigenden Alpenlande bis zu

seiner Ausmündung verfolgte und bey dieser Gelegenheit auch den unteren Lauf des Darling entdeckte. In dem beständigen Kampfe mit der äußeren Noth, erschöpft von Hunger, Nachtwachen und Anstrengungen, die über das gewöhnliche Maaß der Kräfte giengen, ließ er auf jener Reise nur einige matte, untheilnehmende Blicke fallen auf das herrliche Weideland, durch das ihn sein Weg führte; ihm war es im Traume nicht eingefallen, daß er den Schlüssel gefunden hatte und mit sich von der Reise brachte zu der bis dahin verschloßnen reichsten Schatzkammer der Natur, welche die Südhälfte jenes Welttheiles in sich fasset. Nur wenige Jahre vergiengen, und auf der von Sturt gebrochenen Bahn schritt die europäische Cultur längs dem merkwürdigen Strome und weithin zu seinen Seiten aufwärts, der bey seinem regelmäßigen alljährlichen Steigen vom Juli bis December, welches im Mittel täglich 1 Zoll, im Ganzen 17 Fuß beträgt, das Land weit umher bewässert und mit fruchtbarem Bodensatz bedeckt, die Einteichungen des Landes mit Wasser und zugleich mit Fischen füllt, und die halberstorbenen in dem vorher ausgetrockneten Lagunenschlamm liegenden Muscheln so wie Wassergewächse neu belebt. Nur der ansehnliche Landstrich zwischen dem Stromgebiet des Murray und des Darling war bis zum Jahre 1845 für die Landeskunde von Südaustralien aufgeschlossen. Nordwärts über den Lauf des Darling hinaus verhindert eine unübersehlich weite, wasserlose Einöde das weitere Vordringen nach der noch unerforschten Mitte des Continents; alle Nebenflüsse, welche dem Darling zuströmen, kommen von Ost oder Süden, aus Norden und Westen empfängt er auf dem größten Theil seines Verlaufes keinen Zufluß; der heiße Wind aus Norden löst in vorherrschender Weise nur das Wasser in Dunst auf und dorrt den Boden aus, statt ihm die Nahrung der Regenwolken zu bringen, und selbst der Wassergehalt des Darling, noch mehr aber der seiner Nebenflüsse ist ein so unzuverläßiger und veränderlicher, daß öfters auf unbestimmbare Zeit hin das Strombett der letzteren großentheils trocken liegt, sein Verlauf nur durch einzelne noch mit Wasser gefüllte Lagunen angedeutet ist, dann aber plötzlich durch unerwartetes Anschwellen das Flachland und seine seichten Thäler, freylich nur für kurze Zeit in einen ungeheuer ausgedehnten Landsee verwandelt. Der Wechsel dieser Ereignisse ist an keine bestimmte Jahreszeit gebunden, die furchtbare Dürre, das Ausbleiben des Regens kann zuweilen mehrere Jahre fast unausgesetzt andauern, andre Male tritt der Wechsel schon nach einigen Monaten ein. Derselbe Reisende, der in dem einen Jahre die Umgegend einer Lagune grünend und blühend, alle Büsche und Bäume, so wie das stehende Wasser mit Vögeln erfüllt sah, findet ein andres Mal in der nämlichen Jahreszeit an der Stätte der grünenden Oase eine Wüste, darin nirgends ein Leben sich regt, überall Stille der Gräber herrscht. Dieß Alles giebt für die Naturbeschaffenheit des Binnenlandes im Norden vom Darling kein günstiges Vorurtheil; man darf dort auf keine bestimmte Regenzeit, wie selbst in einem Theile der afrikanischen Wüsten sich Rechnung machen, noch weniger auf eine Beständigkeit jener vermeintlichen Landseen des Binnenlandes, dergleichen jener war, den H. Oxley auf seiner Reise entdeckt zu haben glaubte, und von welchem Sturt und Andre, welche dieselbe Gegend später besuchten, keine Spur fanden. Uebrigens trat selbst H. Sturt seine letzte Reise in der Hoffnung an, einen jener Centralseen von Neuholland zu erreichen, von deren Vorhandenseyn die immer neu sich wiederholende Aussage der Eingebornen Kunde giebt, was mit seiner eigenen Ansicht, daß Neuholland in nicht gar fern vergangenen Zeiten kein größeres Festland, sondern ein aus mehreren Inseln bestehender Archipelagus, daß namentlich der nördliche von dem südlichen Theil durch eine Meerenge geschieden gewesen sey, wohl zusammenstimmte. Von dem vormaligen Meeres-Canal könnte noch ein Ueberrest in den tiefsten Stellen seines gewesenen Verlaufes zurückgeblieben seyn, und von solchen Salzwasserbehältnissen leitet unter andrem Sturt den Ursprung der fossilen See-Conchylien her, durch deren ziemlich mächtige Lager an einigen Stellen sich der Darling, in dessen Gebiet sie von Norden her kamen, seinen Lauf gebahnt hat.

Die Gesellschaft, mit welcher Capitän Sturt im August 1844, mithin gegen Ende des Winters der südlichen Halbkugel, seine Erforschungsreise nach dem nördlichen Wüstenland antrat, bestand nebst

ihm aus 16 Personen, 11 Pferden, 30 Stieren, einem Boote sammt dem zu ihm gehörigen Transportwagen so wie noch mehreren Landfuhrwerken. Eine Heerde von 200 Schafen, denen 2 Schäferhunde zu Begleitern, 4 Känguruhhunde, außer ihrer Bestimmung zur Jagd, zum Schutze dienten, folgten dem Zuge, der sich meist nur langsam, in kleinen Tagreisen vorwärts bewegen konnte. Unter den Begleitern standen dem Führer der Expedition sein Gehülfe, H. Poole, dann der Wundarzt, H. Browne, so wie die mit den Geschäften des Haushalts vertrauten HH. Stuart der Zeichner, Piesse und Brock (als Küchenmeister und Rechnungsführer) am nächsten; nicht umsonst erwähnen wir ihre Namen, weil die meisten von ihnen durch ihre Schicksale und Hülfeleistungen auf dieser Reise sich sehr bemerkenswerth machten.

Das eigentlich neue und darum für diese Reise großentheils eigenthümliche Gebiet der Erforschungen begann am Darling, unter 32° 26′ südl. Breite und 142° 30′ der Länge v. Gr. Das äußerste Ende der durchforschten Linie, welches erst nach einem mühevollen Schleppzuge von 11 Monaten (am 8. Sept. 1845) erreicht wurde, fällt in den 24° der Breite und den 38° der Länge. Dieser Endpunkt liegt mithin von dem Ausgangspunkt nur 8 Grade der Breite gegen Norden ab, wäre es jedoch möglich gewesen, noch um einige 20 geographische Meilen weiter vorzudringen nach Norden, dann hätte der kühne Unternehmer der Reise das vorläufige Ziel, das er seinen dießmaligen Forschungen gesteckt hatte, die Linie des Centrums des australischen Continents erreicht gehabt. Daß jedoch nicht Mangel an Entschlossenheit und Muth es war, sondern eine Reihenfolge von unüberwindlichen Hindernissen, welche die Erfüllung des sehnlichen Wunsches vereitelte, dieß wird uns schon der kurze Abriß des Verlaufes der, nach Meilenmaaß gerechnet kleinen, dem Aufwand der Kräfte nach aber großen Reise lehren.

Schon in der Nähe des kleinen auf der Nordseite des Murraystromes gelegenen Victoriasees fanden sich zwey Eingeborne aus dem Darlingstamme, davon der eine aus der Gegend von Laidley Ponds selber, der andre aus der Nachbarschaft derselben gebürtig war. Der erstere, auf der Heimreise begriffen, bot sich der Gesellschaft zum Begleiter an und dieses Anerbieten wurde sehr gerne angenommen, da man nicht ganz ohne Sorgen dem Zusammentreffen mit den Anwohnern am Darling entgegensah, wo es bey einer der letzten englischen Expeditionen dahin blutige Auftritte mit den Eingebornen gegeben hatte. Außer jenem neuen eingebornen Reisegefährten, der ein ziemlich kräftiger Bursche war, hatte Hr. Sturt einen älteren Mann aus verwandtem Stamme zu seinen Begleiter, und diese beyden leisteten ihm allerdings bey dem Verkehr mit den Darling-Wilden wesentliche Dienste, um so mehr, da der Alte (Nabuck genannt) wegen seines öfteren Aufenthaltes unter Engländern am unteren Murraylaufe, auch des Englischen so weit mächtig war, daß er zum Dollmetscher dienen konnte.

Schon vor Laidley Ponds zeigten sich in der Ebene sehr häufig die Baue der architectonischen Maus (**Mus conditor**), welche großen Ameisenhaufen gleichen und in ihrem Inneren künstlich angelegte Gänge haben, die sämmtlich nach der Mitte des Baues zu dem aus Gras gebildeten Neste führen. Auch das kleine Reiseherbarium, das der begleitende Arzt, H. Browne anlegte, hatte am Darling einen guten Zuwachs erhalten, zu dessen näherer Bestimmung uns der Reisende in einem besondern Anhang einige Fingerzeige giebt. Desto ärmer erschien die Natur an Laidley Ponds selber und als H. Sturt seine beyden eingebornen Begleiter, davon der eine hier einheimisch war, darüber zur Rede stellte, daß sie ihm von dem Grasreichthum dieser Gegend so übertreibend günstige Schilderungen gemacht hätten, sagte der eine: als ich von hier fortgieng, da war alles grün, was kann ich davor, daß seitdem Dürre eintrat; der andre aber sprach, ich bin niemals an diesem Fleck selber gewesen, ich habe euch nur berichtet, was ich von Andren hörte. Die erste Annäherung der Eingebornen war übrigens von sehr friedlicher Art und H. Sturt, in seiner wohlwollenden Weise, wußte das Vertrauen der Alten durch kleine Gaben an die Kinder, durch gastfreye Bewirthung der Frauen und Töchter mit Thee, den sie sehr gern trinken, zu gewinnen.

Die kleinen, sogenannten Seen von Laidley

Ponds sind nur Ansammlungen des Wassers, das der benachbarte Darling bey seinem Austreten dort in den Eintiefungen zurückläßt; sie sind so seicht, daß ihre größte Tiefe nicht über 1½ Fuß beträgt. Ein Verbindungskanal zwischen ihnen und dem Darling führt den Namen des Williorara, er erscheint jedoch nur bey hohem Wasserstand als ein kleiner Fluß, denn nur dann ist sein Bett gefüllt. In dieser Zeit wimmelt es in den seichten Seen von Fischen, welche sich die Eingebornen, in das Wasser hineinwatend, mit der Hand herausfangen können. Nächst diesem nur zu gewissen Zeiten so häufigen Nahrungsmittel genießen die Anwohner der Gegend als tägliches Brod die mehlreichen Wurzeln der Barilla-Binse und als Leckerbissen die große Raupe eines Nachtschmetterlinges, welche sich von den Blättern eines Gummibaumes nährt und welche sie, wenn sie zum Verpuppen in ganz ausgewachsnem Zustand herunterkommt auf den Boden und hier sich hineingräbt, mit einem einfachen, hackenförmigen Instrument aus der Erde hervorziehen.

Der Gehülfe des Capitän Sturt, H. Poole trug eine blaue Kappe auf dem Kopf und vielleicht eine ähnliche Offiziersuniform als H. Mitchell getragen hatte, zwischen dessen Leuten und den Eingebornen es mehrere Jahre vorher zu blutigen Händeln gekommen war. Diese letzteren hielten ihn deßhalb für denselben, unter dessen Befehl damals die englischen Schützen mehrere der Ihrigen zu Boden gestreckt hatten und schienen auf Blutrache zu sinnen. H. Poole setzte statt der blauen Kappe einen Strohhut auf und der alte Dollmetscher Nabuck beschwichtigte durch vermittelndes Zureden den Aufstand. Doch dieser alte treue Begleiter verließ jetzt die Gesellschaft; er empfieng ein gutes Botenlohn vom Kapitän und dazu reichliche Vorräthe von Lebensmitteln für die ganze Heimreise; die letzteren aber, wie man später erfuhr, verzehrte er noch an demselben Tag, an dem er sie empfangen, in gastfreyer Gemeinschaft mit einem Trupp der andren Eingebornen, den er in einem Gebüsch fand. Doch gerieth er deßhalb nicht in Gefahr zu verhungern, denn nach wenig Tagen kehrte er, vielleicht nicht ganz ohne den Einfluß des empfangenen Botenlohnes in Begleitung einiger Eingebornen, die ihm mit Briefen aus Adelaide an die Reisenden begegnet waren, für einige Zeit zur Gesellschaft zurück.

Von der Station bey Laidley Ponds rückte die Expedition von einer Lagune zur andren, kreuz und quer ihrem Ziel entgegen, sie behielt im Ganzen eine nordwestliche Richtung bey. Nach einigen Tagreisen war nirgends mehr auf dem eingeschlagnen Wege Wasser zu finden; mit einiger Abweichung von der hinwärts genommenen Route wendete man sich wieder zurück nach der Hügelreihe von der man ausgegangen war, dann fast genau nach Norden, zu einer aus der Ferne sichtbaren Höhe, welche die Reisenden nach dem berühmten Meister im Fertigen der Landkarten, den Arrowsmith-Berg nannten. Der Weg dahin führte durch eine Landschaft, deren reich bewachsne Ebenen und Hügel von einer Menge der neuholländischen Kasuare, Känguruhs und anderer jagdbarer Thiere oft bewohnt ist, und wo sich um diese Zeit auf jedem Baum und Gebüsch bevölkerte Nester der Vögel zeigten. Namentlich war dieß bey der ansehnlichen Lagune der Fall, welche H. Sturt nach seinem Freund und Gehülfen den Pooles Creek benannte. Es erregte deßhalb die Verwundrung der Reisenden, daß dieser ganze Landstrich von so wenig Eingebornen bewohnt war. Freylich mag hier und anderwärts, wo von unsrem Reisenden etwas Aehnliches beobachtet wurde, der geringe Betrag, ja der gänzliche Mangel der Bevölkerung in diesem Länderstriche seinen Grund häufig in ähnlichen Erfahrungen haben, als die waren, welche der Capitän kurze Zeit nachher machte, wo er nahe daran war mit all seinen Gefährten und seinem Zugvieh unter den entlaubten Bäumen, die er bey seiner Ankunft in schönster Blüthe gesehen, zu verschmachten und zur Mumie auszudorren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Narrative of an expedition into Central-Australia.

(Fortsetzung.)

Schon die Bewohner an den Laidley Ponds und am rechten Ufer des Darling sprachen mit wahrhaftem Abscheu von der Naturbeschaffenheit des nördlichen Flachlandes und seiner kahlen, steinigen Hügel; sie schauderten vor dem Gedanken an eine Reise in diese Gegenden. Man erzählt, bey Gelegenheit der Berichte über das allmälige Anwachsen der Gletscher, von Stellen in den Hochalpen, die rings umher von dem breiten Gürtel der Eis- und Schneemassen, wie von hohen Mauern umgeben, während der kurzen Sommerzeit ihre Schneedecke ablegen und zu einer grünenden Alpenwiese werden, an deren Kräutern das Murmelthier sich ergötzt. Je größer die Masse der nahen Eis- und Schneedecke wird, desto winterlicher wird die Temperatur eines solchen kleinen Felsenthales, desto kürzer wird die Dauer der warmen Sommerzeit, desto länger die des Winterschlafes der Murmelthiere; zuletzt, wenn die Eisdecke mit ihrem Saume vollends ganz über die Rasen-Matten sich hinüberstreckt, wird der Schläfer gar nicht mehr unter ihr erwachen. So drängt sich, wenn die Kraft des Menschen nicht Einhalt thut — und wie vermöchte sie dieß bey den australensischen Wilden — die wasserleere Wüste im dortigen Binnenlande immer weiter vor und verschlingt einen noch übrigen kleinen, grünen Fleck nach dem andern. Wenn einmal, nach unbestimmter Zeit, der Regen in ganzen Fluthen sich ergießt, dann versorgt er zwar die Eintiefungen der Lagunen wieder mit Wasser, bringt aber zugleich auch Sand und Schutt in diese hinein, welche eines jener natürlichen Wasserbecken nach dem andren ausfüllen und verstopfen. Fände sich an einer der fern abgelegnen kleinen grünenden Oasen eine Familie von Bewohnern, dann könnte es ihr, wenn der Regen einmal Jahre lang ausbliebe, leicht geschehen, daß sie, von einem viele Tagereisen breiten Gürtel der wasserlosen Einöde umschlossen, nicht wie das Murmelthier in seinem Gletscherthale den Tod des tiefen und immer tieferen Einschlafens, sondern den viel furchtbareren des Verschmachtens erleiden müßte. Doch es kann auch für Neuholland die Zeit kommen, da die Cultur des Landes, der allmälige Anbau des Bodens mit den für das Klima geeignetsten Bäumen und Gesträuchern andrer heißen Erdstriche, Schritt vor Schritt, so daß der junge Anwuchs gleichsam im Schatten oder im Schutz des älteren erstarken kann, von der Küste aus ins Innre, oder von dem nackten Rande der Lagunen nach andren Seiten hin, vordringen wird. Mit den Waldungen, welche der europäische Pflanzer im Schweiß seines Angesichtes dem nach solcher Hülfe schmachtenden Lande bringt, stellt sich auch ein reichlicherer Niederschlag des Gewässers aus der Atmosphäre ein, die Zeiten des beständigen Regens ordnen sich, im Schatten der Wälder erzeugen sich Quellen und die furchtbare Einöde wird zu einem für Menschen und größere Thiere bewohnbaren Lande.

Es nahte sich jetzt die Mitte des Sommers der südlichen Halbkugel; die Hitze des Tages stieg immer höher und wurde fast unerträglich, während bey Nacht die Kälte dem Gefühl fast ebenso lästig

fiel. Beydes hatte seinen Grund, wenigstens zum Theil in der Lage des Weges, den die Reisenden einschlugen. Sie zogen den Wasserdümpfeln nach, blieben deßhalb immer in jenen rinnenartigen Eintiefungen des Flachlandes, welche in der Zeit des Regens dem fluthenden Wasser zum Rinnsale dienen. In der Nähe der Lagunen war der Boden noch feucht; während der Hitze des Tages füllte die Luft sich mit Wasserdämpfen, welche die Schwüle vermehrten, so wie die Verdunstung des Wassers bey Nacht ein Erkalten der untern Luftschicht zur Folge hatte.

Da wo das stehende Wasser an seinem Rande von Bäumen beschattet war, ließ es sich, für die Menschen wie für ihre Thiere noch immerhin gut rasten, und man weilte an diesen seltneren Stellen so lange bis durch das Bemühen der jüngeren Reisegefährten, namentlich des H. Poole und Browne, auf ihren oft Tagereisen weit ausgedehnten Untersuchungsritten wieder ein oder mehrere Stellen aufgefunden waren, wo es auch Wasser und Futter für das Vieh gab. Wenn aber um solche Lagunen her kein Baum noch Gesträuch seinen Schatten gab, dann wimmelte ihr dickes, schlammiges Wasser von Fröschen und Wasserkröten so wie von unzähligen Arten des andern Ungeziefers.

Hin und wieder gab es auf den Hügeln etwas, das man von weitem gesehen für einen Wald halten konnte. Man denke aber dabey nicht an den kühlenden Schatten und das schöne Laubdach unsrer Wälder. Diese Akazienbäume mit ihren sparsamen, hochgestellten Zweigen und dünnen Blättern, geben fast gar keinen merklichen Schatten; wie ein an Erstickung Leidender vergeblich seinen Mund weit eröffnet und die Brust erweitert, um so viel als möglich Luft aufzunehmen, breiten jene schmachtenden Gewächse ihre wenigen Aeste und Blätter weit auseinander, um nur die unentbehrlichste Nahrung des Wasserdampfes und Thaues aus der Luft zu erhaschen und so ihre Samen zu reifen, welche, obgleich ihr Geschmack ein unvergleichbar eckelhafter und abscheulicher ist, dennoch ein Hauptnahrungsmittel der in der Nähe wohnenden Wilden sind. Eine Speise, welche mit dem verarmten Menschen eine Menge der buntfarbigen Vögel theilt, unter denen auch ein Ziegenmelker (**Aegotheles novae Hollandiae**), der meist auf den Casuarinen seinen Aufenthalt hat, nicht selten mitten am Tage mit leisem Fluge herumschwebt.

Zu der Noth, welche die unerträgliche Hitze und der Wassermangel mit sich brachten, kam jetzt für Capitän Sturt eine andre schwere Sorge. Seinen jungen, unermüdet thätigen Freund und Gehülfen, H. Poole und mit ihm zugleich den Wundarzt Browne wandelte öfters eine Ermattung und Erkrankung an, welche jetzt, in der heißesten Zeit des Jahres (im December, der dem Julymonat unsrer Halbkugel entspricht) das Aufsuchen eines Ausruheortes zum dringenden Bedürfniß machte. Durch H. Poole, der auch mit geschwächter Kraft noch immer thätig und seinen Gefährten nützlich seyn wollte, wurde ein solcher gefunden, der für den edlen jungen Mann wenig Monate nachher nicht nur ein Ausruheort für einzelne Tage der dießmaligen Wanderschaft, sondern für alle Mühen und Beschwerden des Erdenlebens werden sollte. Es war ein enges Felsenthal, am Abhang einer Hügelkette, durch welches das Bette eines in der Regenzeit mächtigen Gießbaches seinen Lauf nahm. Hier in der weiten, wasserlosen Einöde einen solchen lieblichen Ausruheort zu finden, das hatte selbst die kühnste Phantasie sich nicht träumen können. Ein tiefes Felsenbecken, gefüllt von klarem Wasser, umgeben von dicht belaubten Grevillen und andern Bäumen, beschattet von den gähen Wänden der Schieferfelsen, nicht weit hinabwärts vom Wasserbecken, wo das Engthal sich erweitert, ein langer, schmaler Teich, an dessen Rande ohne Furcht vor den Menschen Papageien und Tauben sich tränkten, während seine Oberfläche von Wasservögeln belebt war; rings umher Bäume und Gesträucher, aus deren Dickig die fröhlichen Tonweisen der Singvögel sich vernehmen ließen. Hier, am Rande des größeren Wasserbehältnißes fand sich der günstigste Boden zum Aufschlagen der Zelte; die Zugochsen mit ihren Wägen kamen, der ganze Haushalt war beysammen, man zog fröhlich und dankbar in diesen stillen, friedlichen Lustort der Wüste ein.

Das Ausruhen war zur rechten Zeit und Stunde gekommen. Das Uebelbefinden des Wundarztes Browne steigerte sich hier zu einem wirklichen, schweren

Erkranken; wäre ihm dieses auf dem bisherigen mühseligen Marsche zugestoßen, er würde dem Anfall erlegen seyn. Selbst Capitän Sturt, der geübte Meister im Ertragen solcher Beschwerden, hatte in der letzten Zeit so sehr gelitten, daß, wie sich bey der weitern Entwicklung seines Leidens zeigte, auch für ihn ein längerer Kampf mit den bisherigen Mühseligkeiten aufreibend gewesen wäre. Und so ließen sich noch Mehrere von der Gesellschaft erst jetzt Zeit und Muße dazu, zu fühlen, daß sie krank seyen, zugleich aber auch zur baldigen Wiedergenesung und Erholung. Denn der treffliche, sorgsame Arzt hatte sich am schnellsten wieder aufgerafft und vertrat sein heilsames Geschäft in gewohnter Weise.

Es war, wie bereits oben erwähnt, am 27. Jan. 1845 als die Reisenden sich am Depot-Creek, so benannte H. Sturt diesen für ihn unvergeßlichen Platz der Rettung und der langen Geduldsprobe, niederließen. Sobald man sich wieder etwas bey Kräften fühlte, nahm man von neuem die Untersuchung des unbekannten Landes auf. Zuerst die der Nachbarschaft. Unter anderen hatte man da Gelegenheit jene schroff aus der Ebene ansteigenden, tafelförmigen Hügel noch weiter zu beobachten, welche man schon mehrere Tagereisen vom Depot fleißig ins Auge gefaßt hatte. Ohngefähr so wie die Pfeilerfelsen mancher unsrer jüngeren Sandsteinformationen treten jene Hügel isolirt aus dem flachen Boden hervor. Sie erheben sich über diesen bis zu einer Höhe von 400—500 Fuß, ihr Gipfel ist so flach und eben wie das Land, das ihren Fuß umgiebt und diese Tafelfläche ist von derselben Beschaffenheit, ist mit denselben, nicht zu Geschieben abgerundeten, sondern scharfkantigen Trümmerstücken von milchig weißem Quarz, Granit, auch Holzopal u. s. w. bestreut wie die angränzende Ebene, so daß es ganz das Ansehen hat als wären diese Felsenpfeiler vormals als zugehörige Theile in Verbindung mit dieser Ebene gewesen und als ob entweder sie durch unbekannte Kräfte aus dieser Ebene wären hervorgehoben oder als ob sie allein gleich festeren Felsenkernpunkten das alte Niveau der Stellung sich erhalten hätten, während die Ebene um sie her gleichmäßig, durch das Zusammenziehen der untergelagerten Massen in engeren Raum, sich senkte. Die Bäume am Depot-Creek waren meist Gummibäume (Eucalyptusarten) und Grevillen; größer als die der Bäume war die Mannichfaltigkeit der Gesträuche und der Grasarten, an denen beyden die Früchte und Saamenkörner ihrer Reife nahe standen. Das zur Seite anstehende Gebirge war Schiefer mit Quarzadern; auf der Sohle des Thales Quarzfelsen. In der angränzenden Ebene zeigte sich der australensische Milan (Milvus affinis) kurz nach der Ankunft der Reisenden in dieser Gegend eines Tages in so ungeheuern Schaaren, als H. Sturt noch niemals eine Art von Raubvögeln beysammen gesehen hatte. Von einer Höhe in der Luft, wo sie nur noch wie kleine, schwarze Pünktchen erschienen, ließ sich auf einmal ein großer Schwarm dieser wandernden Vögel zu den Reisenden herab, kam diesen bis zur Berührung nahe und zeigte dabey solche Geneigtheit zum Angriff, daß sie drohend mit ihrem aufgesperrten Schnabel und gespreizten Klauen geeignet waren einem einsamen, unbewaffneten Wandrer viel eher Furcht einzuflößen als etwa von ihm in Furcht gesetzt zu werden. Auf den Bäumen und in den Gebüschen trieben sich mit den Sangvögeln zugleich namentlich mehrere Arten von Papageyen und Cacadus herum. Nachbarlich nisteten mit ihnen da die buntfarbigen australensischen Tauben; unter den Sumpfvögeln machte sich am meisten durch seine gleich dem Gebrüll der Stiere lautende Stimme bemerklich, die gelbhalsige Rohrdommel (Botaurus flavicollis). Oefters zogen auch in Mondscheinnächten schwarze Schwäne (Cygnus atratus) über das Engthal hin.

Neben den Beobachtungen des Nahen versäumten die Reisenden keinesweges die Forschungen in die Ferne. Es lag ihnen Alles daran ihren Weg nach dem Ziele, nach den Gränzen des südlichen Wendekreises und nach der Centrallinie des neuholländischen Continents fort zu setzen. Bald nach Nordwest bald nach Nordost, nach West und selbst nach Südost wurden Ausritte gemacht, um die Landschaft, vor allem ihren Wassergehalt zu erforschen, aber bald kam man zu der Ueberzeugung, daß, ehe ein Regen das Land überfluthete, jeder Ausweg sowohl vor als rückwärts verschlossen, und daß der Depot-Creek wie ein schützender Hafen beym Wüthen des Sturms gerade der

einzige Punkt gewesen sey, dahin sich die Reisenden bis auf günstigere Zeit vor dem Tode des Verschmachtens retten konnten. Wer indeß jenen Schmerz, jenes bängliche Gefühl kennt, das der Seele sich bemächtigt, wenn sich ihr auf dem Wege ihres liebsten Wirkens und Strebens ein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg stellt, der kann sich in des rüstigen Kapitän Sturts Lage denken, als er, täglich mit dem sehnlichen Wunsche vorwärts zu kommen, sehr oft von dem aufsteigenden Gewölk zur Hoffnung aufgeregt und immer hierin wieder getäuscht, Woche nach Woche, Monat nach Monat vergehen sehen mußte, ohne ans Weiterkommen denken zu können. Denn überhaupt jedes Fortschreiten, wenn es mehr als eine halbe Tagreise betrug, wurde jetzt, ohne Kamele, zur Unmöglichkeit, weil die zunehmende Trockenheit und Dürre, die auf dem ganzen Lande lastete, nirgends mehr, bis auf viele Tagreisen hin, einen Trunk Wassers für Menschen und Vieh übrig gelassen hatte. Selbst der kleine Weiher war so seicht, die Quelle so schwach geworden, daß man dem nahen Versiegen beyder entgegen sehen mußte; die Vögel waren (meist nach Nordwesten) fortgezogen, das Laub an den Bäumen und Gesträuchen verwelkt und zum Theil abgefallen, die Kräfte der Natur, auch im Körper der Menschen und Thiere waren durch die anhaltende trockne Hitze wie gelähmt und zum Tode müde.

Am meisten traf dieser Einfluß den Gehülfen des Kapitäns, den bis nahe vor seinem Ende unermüdet geschäftigen H. Poole. Seine Freunde, ohne diesen traurigen Ausgang seines von ihm nur wenig kund gegebenen Uebelbefindens zu ahnen, hatten wenige Wochen vor seinem Tode auf einem nahe beym Depot-Creek gelegnen Berge, welcher ihm zu Ehren den Namen des Pooles-Berges empfangen hatte, eine Steinpyramide errichtet; bald wurde diese zu einem Denkmal, das für künftige Reisende die nahe Stätte seines Grabes im Schatten der Grevillen bezeichnet.

Endlich im 7ten Monat nach dem Einzuge in diese Rettungsherberge, die allmälig zu einem Gefängniß geworden war, kam die Stunde der Erlösung. Wenige Tage vor dem Eintritt des so längst vergeblich ersehnten Regens machte Hr. Sturt eine Wanderung mit H. Browne aufwärts am ausgetrockneten Bette des Winterstromes. Die Natur war so still wie um Mitternacht; nirgends ein Leben, kein Lüftchen regte sich. Sie kamen an eine Stelle, wo die Betten zweyer Winterströme zusammenliefen. Ueberall zeigten sich dort die Spuren der großen Wasserfluthen, von denen diese Gegend von Zeit zu Zeit heimgesucht seyn muß; entwurzelte Mimosen- und andere Bäume lagen unter den fortgewälzten Steinblöcken umhergestreut; hoch an dem Rande der Hügel sahe man an dem streifenweiß angeschwemmten dürren Gras und Blättergehäufe wie weit der Stand des Wassers zuweilen hier gehen müsse, wenn er einen großen Theil der nachbarlichen Ebene in einen See verwandelt. Die Noth war jetzt auf's Höchste gestiegen; desto stärker regte sich in den beyden bekümmerten Männern, auf denen nun die Sorge für den Fortgang und das Gelingen der Expedition allein ruhte, die Hoffnung auf eine nahe, günstige Wendung ihrer Lage. Ermuthigt kehrten sie (es war am 10. July) jeder zu seinem Zelte zurück, das sie in der letzten Zeit fast gar nicht mehr, außer etwa um dem kranken Freunde einen Besuch zu machen, verlassen hatten. Am 11. wehte der Wind aus Osten, und zugleich überzog der ganze Himmel sich mit Wolken, am 12. setzte der Wind nach Norden um und zugleich trat ein feiner Regen ein, der freylich mehr noch dem Niederschlag eines Nebels als einem eigentlichen Regen glich. Als der Luftstrom am 13. sich nach Nordwest wendete, verlor sich auch dieser Niederschlag, doch nur auf wenige Stunden, denn schon am Nachmittag ergoß sich ein wirklicher Regen, der in der Nacht immer stärker wurde. Als beym Erwachen in seinem Zelte H. Sturt das Vorbeyrauschen des Wassers vom Hügel herab hörte, da lautete ihm dieses lieblicher als die Töne des schönsten Conzertes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Narrative of an expedition into Central-Australia.

(Fortsetzung).

Er trat hinaus zu dem Bette des Gießbaches und fand das Wasser in dem Felsenbecken, das dem völligen Versiegen ganz nahe gewesen war, um 5 Zoll gestiegen. Der Roßhüter und Wagenmeister der Gesellschaft, Flood, war ausgegangen, um die Pferde und Zugochsen, die sich, da es jetzt überall Wasser und frisch ausbrechende Weide gab, weit umher zerstreut hatten, zusammenzutreiben; er erzählte bey seiner Zurückkehr, daß er aus der Ferne das Rauschen einer großen Wasserfluth vernommen habe und dasselbe bestätigte Hr. Browne. Bald, so sagte Flood weiter, werde das Gewässer da seyn und hier in das Engthal hereinbrechen. Diese Vorhersagung gieng auch schon nach wenig Stunden in Erfüllung. Das ganze Felsenbett des Winterstromes, die Becken der Wasserbehältnisse füllten sich bis zu ihrem Rande an und es war vor der Hand eher eine Ueberfülle des Zuströmens der Gewässer zu fürchten, welche die Zelte und Wägen mit sich fortreissen konnte, als ein Mangel an denselben.

Endlich durfte Hr. Sturt dem Drange des Weiterkommens, der jetzt mit dem strömenden Wasser unaufhaltsam aus ihm hervorbrach, sich hingeben, er konnte seine Reise fortsetzen. Nach Nordwesten hin waren alle die Schaaren der Zugvögel geflogen, welche während der langen Gefangenschaft im Depot Creek an diesem vorbeykamen; von dorther hatten sie im Anfang ihres Aufenthaltes, als der Felsenkanal noch voller Wasser war, öfter Besuche von Wasservögeln: Pelikanen, Enten und Tauchern, erhalten; dort, wohin auch die Züge der Tauben, der Papageyen, der insekten- und beerenfressenden Vögel ihren Weg nahmen, mußte, so konnte man vermuthen, ein Landstrich sich finden, reich an Wasser, an Wald und an Weide, dessen Entdeckung dem künftigen Anbau den Weg bahnen würde. Noch war die Strecke, welche man nach diesem Ziele hin zurückgelegt hatte, eine sehr geringe zu nennen, denn Depot Creek liegt unter 29° 40′ 14″ s. Br., 141° 29′ 41″ östl. L. Am 18. July setzte sich der ganze Zug gegen N. W. in Bewegung. Diese gieng anfangs in dem vom Regen aufgeweichten Boden und mit dem seines früheren Geschäftes ganz entwöhnten Zugvieh nur langsam von statten, doch gab es überall Weide, und Wasser-Schwäne und Enten kehrten jetzt aus W. N. W. zurück; in manchen Gegenden der neu aufgrünenden Ebene zeigte sich der kleine neuholländische Springhase (Dipus oder Chaeropus castanotus) in großer Menge. Diese kleinen Thiere scheinen vorzugsweise ein Nahrungsmittel der dort zerstreut lebenden Eingebornen zu bilden; drey von diesen, die man nur durch Furcht und Schrecken vor den schnell auf ihren Rossen sie einholenden bewaffneten Männern zum Stehen, so wie zum Rede- und Antwortgeben bringen konnte, waren auf ihrer kunstlosen Jagd so glücklich gewesen, daß sie zusammen gegen 150 bis 200 Stück erbeutet hatten. Der von ihnen, dessen man sich zuerst bemächtigt hatte, fing anfangs an aus Angst zu tanzen, dann setzte er sich nieder und heulte;

da jedoch die armen Burſche ſahen, daß ihnen von den Fremden kein Leid geſchahe, begaben ſie ſich unverzüglich zur Bereitung ihrer Mahlzeit, indem ſie die Springhaſen in heißem Sand ein wenig brieten, dann, ſo wie dieſelben waren, mit Haut und Haar und Eingeweiden ſie verzehrten. Nur das untere Ende der langen Hinterfüße und das Ende des Schwanzes biſſen ſie ab und warfens bey Seite. Ihrer Angabe nach waren ſie von Weſten her in dieſe Gegend gekommen, welche für ſie nur dann, wenn ſie wieder trinkbares Waſſer darbietet, zugänglich iſt.

Am 2. Aug. wehte ein ſehr kalter Wind aus N. O., mithin aus der Richtung, aus welcher ſonſt in dieſen Gegenden die heißen Winde kommen; am 3. d. M. war der Boden dicht mit Reif bedeckt. Man war jetzt in die Nähe eines Punktes gelangt, deſſen genauere Beachtung, obgleich er außerhalb der geraden Linie des Weges nach N. W. lag, H. Sturt ſich zur beſonderen Aufgabe gemacht hatte. Es war dieſes der ſchon von H. Eyres auf ganz verſchiedenem Wege beſuchte und von ihm beſchriebene Torrens-See, ein kleiner Salzſee des Binnenlandes, deſſen Waſſerſpiegel tiefer liegt als der des Meeres, ohne daß jedoch der Betrag des Unterſchiedes genauer (auch durch H. Sturts Angaben) beſtimmt werden kann. Unſer Reiſender glaubte ſchon hier deutliche Anzeichen von einer früheren Erſtreckung des Meeres, vom Spencer-Gulf her bis in dieſe Gegenden des jetzigen Flachlandes wahrzunehmen.

Vom Torrens-See aus gegen Norden breitet ſich eine waſſer- und weideloſe Einöde aus, welche deßhalb ein weiteres Vordringen nach dieſer Richtung unmöglich machte; man mußte ſich wieder weſtwärts wenden. Allerdings ermüdend für den Reiſenden wie für den Leſer ſeiner nur in geographiſcher Hinſicht gehaltreichen Berichte muß das ewige Einerley der immer wiederkehrenden Hemmungen und mühſam errungenen, kleinen Förderungen des Fortganges der Expedition erſcheinen. Bald einmal ſandige Hügel, ſo häufig mit Spinifer bewachſen, daß man, wenn der Wind darein bläst, ein wogendes Meer vor ſich zu ſehen meint, dann niederes Geſtrüpp von Hakea, Geum und Mimoſen, ein Boden, auf welchem ſandige Ebenen mit flach anſteigenden Höhen wechſeln; zuweilen halbe Tagreiſen weit kein Waſſer, dann wieder eine Lagune nahe an der andern, nirgends aber ein beſtändig fließendes Waſſer; dieß war es, was den Hauptinhalt der Geſchichte der Wanderſchaft nach dem oben erwähnten äußerſten Endpunkt der Expedition nach N. W. (erreicht am 8. Sept. 1845) bildet. Unter andrem führte übrigens der einförmige Weg zu einer neuen Beſtätigung der Vermuthung, daß durch dieſes ganze Binnenland ein Meeresarm ſich bis zu dem Nordende des Spencergulf erſtreckt haben müſſe, denn man fand hier die Fortſetzung derſelben mit Steingerölle bedeckten, flachen Thalſohle, die in dem ſchon genau durchforſchten Landſtrich in der Nähe der Küſte den Namen der ſteinigen Wüſte erhalten hat. Dieſes ehemalige Bette eines ſtrömenden Gewäſſers (Meeresſtromes), zu deſſen beyden Seiten in gleicher Richtung die Reihen der Sandhügel ſich hinziehen, zeigte ſich auch in noch weiterer Fortſetzung nach N. O., und zieht ſich wahrſcheinlich durch einen großen Theil des Continents hindurch.

Als ſich am 8. Sept. weder zur Rechten noch zur Linken die Möglichkeit eines ferneren Vordringens in die auf weite Strecken hin völlig waſſerloſe Wüſte zeigte, entſchloß Hr. Sturt ſich zur Umkehr. Dennoch verſuchte er es von der ſüdlicher gelegenen, lagunenreichen Gegend noch einmal den Reiſeplan aufzunehmen, erreichte die Fortſetzung der ſteinigen Wüſte an einer nordöſtlicheren Stelle, fand aber auch zugleich an der andern Seite derſelben am 21. Okt. einen abermaligen Endpunkt ſeiner Expedition in der waſſerleeren Sandfläche. Auf dieſem Wege entdeckte er übrigens ein fließendes Waſſer, welchem er den Namen Coopers Creek gab. Dieß war die einzige, im Norden des Darling gelegene Gegend, in welcher man eine größere Anzahl von Eingebornen beyſammen wohnend fand, von denen ſich ſonſt überall nur zerſtreute, kleine Familien zeigten, welche meiſt ein wanderndes Leben führen. Die Geſammtzahl der letzteren in dem ganzen von ihm durch-

reisten Länderstrich von der Grenze der Darling-Stämme bis zur steinigen Wüste wird von unserm Reisenden etwa auf 100 Seelen geschätzt; es sind armselige, verkümmerte Wesen, die durch Gesichtsbildung und Sprache die gemeinsame Abstammung mit den andern Eingebornen des neuholländischen Continents bezeigen, obgleich die Sprache, durch die Abtrennung der einzelnen Gruppen und Familien und den seltenen Verkehr derselben unter einander in so viele Provinzialismen ausgeartet ist, daß man selbst bey guter Uebung in der Sprache der Anwohner am Darling und Murray nur mühsam und unvollkommen mit jenen sich verständigen kann. Während diese einzeln herumstreifenden Wüstenbewohner meist nur von sehr verkümmerter Gestalt, leiblich wie geistig verarmt, wie die Buschhottentotten erscheinen, zeichnen sich dagegen die Bewohner der Umgegend am Coopers-Creek in einer verhältnißmäßig sehr vortheilhaften Weise aus. Zwar auch sie haben die allgemeine Physiognomie der Australländer mit ihren Nachbarn, den Wüstenbewohnern, gemein, und die tief liegenden Augen, das gleich über der Nase schief nach Oben ansteigende (stark niedergedrückte) Vorderhaupt, die große Breite des Frontal-Sinus, die wulstigen Lippen, die ungleiche Entwicklung der Extremitäten, deren untere in keinem Verhältniß der Dicke zu den oberen stehen, so wie im Allgemeinen die schwache Ausbildung der Muskeln. Uebrigens zeichneten sich selbst hierin die Männer des Cooper-Creek Stammes in etwas zu ihrem Vortheile aus; ihre große, langbeinigere Figur nahm sich stärker und stattlicher aus, und auch ihre Kinder erschienen wohlgenährt und hatten ein besseres Aussehen als im Allgemeinen die Kinder der armseligen Eingebornen es haben. Bey diesen so wie bey andern nachbarlichen Stämmen machten übrigens Sturt und Browne die Beobachtung, daß die Mädchen viel zahlreicher waren als die Knaben, so daß jene zu diesen wenigstens im Verhältniß standen wie 2 zu 1. Unter den Erwachsenen ist das Verhältniß umgekehrt, da giebt es viel mehr Männer als Frauen, und während die Mädchen wohlgenährt aussehen, sind die Frauen ein Bild des Elendes und der Noth, abgezehrt von der Mühe der täglichen Arbeit, so wie vom Mangel der nöthigen Pflege und hinreichenden Nahrung. Auf ihnen ruht die ganze Sorge für die Bereitung der meist armseligen Speisen, für das Herbeyschaffen des Holzes, des Wassers, der eßbaren Pflanzensaamen und Wurzeln, ja selbst der Erbauung der Hütten, während die Männer in Müßiggang und Geschwätz oder im Schlaf ihre Zeit hinbringen und den armen Frauen nur einige dürftige Reste von der Mahlzeit übrig lassen. Wenn unter dem Druck eines solchen harten, früher als gewöhnlich endenden Lebens die Stimme der Natur so sehr verstummt, daß, wie dieß leider nur zu häufig geschieht, die Mütter zu Mörderinnen eines Theiles ihrer neugebornen Kinder werden, dann liegt allerdings ein großer, wo nicht der größeste Theil der Schuld an der Behandlung, die sie von den Männern zu erdulden haben. Wenn die Kinder dieser ersten Gefahr des Lebens glücklich entgangen sind, dann werden sie von den beyden Eltern zärtlich gepflegt und mit Liebkosungen überhäuft.

Im Ganzen giebt Hr. Sturt den Eingebornen der von ihm durchreisten Gegenden von Südaustralien in Beziehung auf ihr Benehmen gegen Fremde ein gutes Zeugniß. Er hält sie für ein harmloses, friedliebendes Volk, das nicht einmal mit Waffen versehen ist und dem man bey dem ersten, unerwarteten Eintritt unter sie nur Zeit lassen muß, sich von dem Schrecken zu erholen, sowie die natürliche Scheu (Abscheu) vor dem Fremden abzulegen. So stumm und zurückhaltend sie auch beym ersten Begegnen waren, so mittheilend und vertraulich werden sie dann, wie sie denn überhaupt munter und zum Scherze geneigt sind und ganze Nächte hindurch lachen und scherzen.

Dieses nächtliche Aufsitzen hat sie auch in gewissem Maaße zu einer Beobachtung der Gestirne geführt, aus der sie beyläufig den Wechsel der Jahreszeiten bestimmen, indem sie, auf irgend einen Stern hindeutend, es aussprechen, daß wenn derselbe höher am Himmel aufsteige, dann die kalte oder die heiße Witterung eintreten werde. Von einem höchsten Wesen und seiner allwaltenden Vorsehung scheint dieses von allem Verkehr mit den geistig weniger verarmten Stämmen ihrer Landsleute ausgeschiedene Volk gar keinen Begriff zu haben, wohl aber fürchten sie den Einfluß eines bösen,

feindseligen geistigen Wesens. So niedrig sie auch in Beziehung auf den Grad dieser eigentlich menschlichen Entwicklung stehen, sind sie dennoch durch den besseren, festeren Bau ihrer Hütten den andern Stämmen der südlichen Gegenden überlegen.

Was die Naturalien betrifft, welche Hr. Sturt aus dem Binnenlande nordwärts vom Darlinggebiet mit sich brachte, so bestanden diese nur aus Felsarten, getrockneten Pflanzen, Fellen von Vögeln und Säugethieren, wenigstens nennt uns der naturgeschichtliche Anhang zu seinem Werke keine andern Bestandtheile seiner Sammlung, als diese. Am häufigsten über das Flachland verbreitet sind, wie die mitgebrachten Handstücke es bewiesen, die verschiedenen Formationen des Sandsteines und des Kalkes, der quarzigen Felsarten, der tertiären und angeschwemmten Ablagerungen. In den höher hervortretenden Bergzügen treten Granit, Gneis, Glimmerschiefer, die Hornsteinmassen und ihre Schiefer, so wie Quarzfelsen auf. Eisenglanz, Magneteisenstein und Rotheisenstein sind da nicht selten. Unter den gesammelten Pflanzen, welche Robert Browne bestimmte, fanden sich mehrere bis dahin noch nicht beschriebene. Ueberhaupt übergab H. Sturt seinem Freunde zur namentlichen Bestimmung folgende Arten: Von Cruciferen die Blennodia canescens, von Malvaceen die Sturtia gossypioides, Tribulus lanatus, einige (schon bekannte) Arten von Tribulopis, Crotalaria Sturtii, Clianthus Dampieri. Von Leguminosen die Clidanthera psoralioides, Swainsonia grandiflora, greyana u. laxa, Pentadynamis incana, Cassia eremophila, Petatestylis labicheoides, Podocoma cuneifolia. Aus verschiedenen andern Familien die Leichardtia australis, Jasminum lineare, Goodenia cycloptera, Scaevola depauperata, Eremophila Cunninghamii, E. Sturtii, Stenochilus maculatus, Grevillea Sturtii u. lineata, Ptilotus latifolius, Neubrachne paradoxa.

Zum Sammeln von Vögeln hatte H. Sturt, namentlich während seines langen Verweilens am Depot Creek, eine besonders günstige Gelegenheit und vieles Glück gehabt, so daß er seinem Freunde, dem berühmten Ornithologen Gould, die Felle von 141 Arten zum nähern Bestimmen übergab. So groß aber auch verhältnißmäßig diese Zahl erschien, war dennoch nur eine einzige, noch nicht in Gould's Werke über die Ornithologie von Australien beschriebene unbekannte Art darunter: die niedliche, überaus zierlich gezeichnete zimmetfarbige Wasserstaar-Drossel (Cinclosoma cinnamomea). Uebrigens befanden sich unter den gesammelten Vögeln namentlich 2 Arten von Adlern, 9 von Falken und Weihen, 5 aus der Familie der Eulen, 1 Ziegenmelker, 1 Schwalbe (Chelidon Ariel), die ihre Nester eins über das andere an die concave Seite krumm gebogener Bäume baut, 1 Merops, 2 Eisvögel, 3 australensische sogenannte Holzschwalben (Artamus), von insekten- und saamenfressenden Singvögeln gegen oder über vierzig, krähenartige 4, Honigfresser 7, Kakadu's (Cacatua und Calyptorhynchus) 6, Papageyen 11, unter denen der Erdpapagey (Pezoporus) in den dießmal durchreisten Gegenden am seltensten erschien, Taubenarten 7, darunter die seltsame Bauchrednerin (Geopelia tranquilla Gould.), welche Töne hervorbringt, die aus weiter Ferne bald da, bald dorther zu kommen scheinen, während das Thier ganz nahe über dem Haupte des Hörers sitzt, wachtelnartige 5, straußen- und trappartige 2 (der Emu und der Otis australasianus), Sumpfvögel 18, Wasservögel 14, sämmtlich in Gould's Werke zu finden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Nineve and its remains. With an account of a visit to the Chaldaean Christians of Kurdistan and the Yezidis or devil-worshippers and an enquiry in the manners and arts of the ancient Assyrians. By Austeen Henry Layard. London 1849. Vol. I. XXX. u. 399. pg. Vol. II. XII. 491. pg. 8.

Die Geschichte der alten Welt geht durch die neuesten Forschungen im Oriente einer großen Umwälzung entgegen. Nachdem uns erst vor wenig Jahren die Veröffentlichung der Inschrift von Behistun treffliche Beyträge zur Geschichte der alten Perser gebracht hat, versprechen neue Arbeiten über die Keilschriften historische Aufklärungen über die Geschichte der Assyrer zu geben, über die unsere Historiker bis jetzt aus den sehr vereinzelten und spärlichen Notizen im alten Testamente und den Classikern wenig mehr als ungewisse Vermuthungen zu bieten vermochten. Noch ist zwar der entscheidende Schritt nicht gethan, noch sind die assyrischen Keilinschriften nicht vollständig entziffert, aber bey dem regen Interesse, das Männer, wie Rawlinson, der Sache widmen, wird eine Entzifferung dieser Inschriften wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Unterdessen hat sich durch die Ausgrabungen auf altassyrischem Gebiete, besonders durch die von Layard, über welche das oben genannte Werk Rechenschaft giebt, auch so viel anderes Material gehäuft, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, einmal zu überblicken, wie weit die neueren Forschungen unsere Kenntniß des alten Assyriens gefördert haben. Wir werden demnach zuerst die Geschichte der Entdeckung assyrischer Alterthümer berichten, dann die Resultate betrachten, welche sich aus diesen Alterthümern ergeben und zum Schlusse in einigen Worten den Stand der Entzifferung der assyrischen Inschriften angeben, so weit sie bey uns bekannt geworden sind.

Daß es eine Gegend gegeben habe, welche Assyria geheißen habe, dieß wird, abgesehen von allen anderen Zeugnissen, durch die altpersischen Keilinschriften erwiesen, in denen eine Provinz Athura häufig vorkommt. Wohin diese Provinz und mit ihr die berühmte Stadt Ninive zu setzen sey, darüber kann ebenfalls kein Zweifel obwalten, da sie von den berühmtesten Schriftstellern des Alterthums sowohl, als der orientalischen Tradition, an den Tigris in die Gegend des heutigen Mosul verlegt wird. Ueber diesen Gegenstand wird es wohl erlaubt seyn auf die erschöpfenden Untersuchungen Tuchs in seiner Schrift de Nino urbe (Leipz. 1845) zu verweisen. Eben so wenig entgiengen den Reisenden aller Jahrhunderte die Schutthaufen, welche jene Gegend am Tigris bedecken und von denen man annahm, daß sie die Lage des alten Ninive bezeichneten. Daß Nachgrabungen in jenen Schutthaufen zu wichtigen Resultaten für die Erforschung des alten assyrischen Reiches führen würden, hatte schon B. G. Niebuhr geäußert (Vorlesungen über alte Geschichte I. p. 30), aber erst der neusten Zeit war es vorbehalten, diese Vermuthungen zur Gewißheit zu erheben. Der Ruhm: der Erste gewesen zu seyn, der Mühe und Geld nicht scheute, um der gelehrten Welt die Alterthümer zugänglich zu machen, welche jetzt der Gegenstand so

vieler Aufmerksamkeit sind, gebührt Hrn. Botta, französischen Consul in Mosul. Seine Bemühungen sind um so mehr anzuerkennen, als er sich durch scheinbare Erfolglosigkeit längerer Arbeiten nicht abschrecken ließ, seinen Zweck mit Beharrlichkeit zu verfolgen. Der Zufall führte endlich Botta auf eine Spur. Ein Bauer, der mit Verwundern sah, daß die alten ausgegrabenen Steine mit Sculpturen sorgfältig aufgehoben wurden, fragte nach der Ursache und erbot sich deren noch mehr zu zeigen; durch ihn wurde dann der Pallast zu Khorsâbâd entdeckt, über den Botta und Flandin ausführliche Mittheilungen und Zeichnungen gegeben haben. Den Entdeckungen Bottas folgte im Jahre 1845 die eines Basreliefs auf dem Berge Chenduc bey Maalthai durch Hrn. Rouet, der eine Zeichnung davon im Journal asiatique Jahrg. 1846 gegeben hat.

Weit überboten werden aber alle diese Entdeckungen durch die Layards, über welche derselbe in den vorliegenden Bänden Bericht erstattet. Hr. Layard besuchte Mosul zuerst im Jahre 1840 und betrachtete damals schon mit lebhaftem Interesse die Hügel, von denen die Tradition sagte, daß sie aus den Zeiten der Assyrer herrührten und von denen er gleich vermuthete, daß sie Ruinen enthalten möchten. Seit dieser Zeit blieb der Wunsch in ihm rege, Ausgrabungen an diesen Orten veranstalten zu können, aber es fand sich Niemand, der die nöthigen Geldmittel dazu hergeben wollte; mit Freuden hörte daher Hr. Layard von Bottas Ausgrabungen und ermunterte ihn, auch in dem Hügel von Nimrud Nachforschungen anzustellen; dieß lehnte jedoch Hr. Botta ab, weil der genannte Hügel so weit von Mosul entfernt sey. Nachdem nun Bottas Nachgrabungen in Khorsâbâd ein so günstiges Resultat geliefert hatten, erbot sich Sir Stratford Canning für eine kurze Zeit die Kosten von Hrn. Layards Nachgrabungen zu tragen, in der Hoffnung, daß, im Falle auch hier ein günstiges Resultat erzielt würde, weitere Mittel sich herbeyschaffen lassen würden, um die Erfolge weiter zu benützen. Mit Freuden nahm Hr. Layard dieses Anerbieten an und in der Mitte Octobers 1845 reiste er nach Mosul ab. Nur wenige Tage blieb er dort, um die nöthigsten Verbindungen anzuknüpfen und einige Besuche zu machen, dann eilte er sofort nach Nimrud; fünf Stunden waren bey der vorgerückten Jahreszeit erforderlich, um von Mosul auf dem Tigris dahin zu gelangen. Hr. L. nahm seinen Aufenthalt in Naifa, einem kleinen Dorfe in der Nähe, wo Araber ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten; dort und in einem anderen benachbarten Orte Selamiya, fand er Arbeiter, mit denen er sich am nächsten Morgen nach Nimrud begab. Nach einigem Hin und Hersuchen wurde ein Stück Alabaster gefunden, das man nicht von der Stelle bewegen konnte, man grub daran tiefer in die Erde hinein und fand, daß es der oberste Theil einer Steinplatte war, daneben eine zweyte und dritte u. s. f. Bey weiteren Nachgrabungen fand man auch Inschriften und am Ende des zweyten Tages war bereits das Zimmer eines Pallastes ausgegraben und hiermit erwiesen, daß Ruinen in diesem großen Schutthaufen verborgen seyen.

Von dieser Zeit an war Hr. Layard unermüdlich im Suchen und Nachgraben. Wie er Tag für Tag neue Ruinen, Sculpturen und andere Kunstgegenstände an das Licht förderte, wie vielfach er dabey mit dem gewöhnlichen orientalischen Vorurtheile, daß er nach verborgenen Schätzen suche, zu kämpfen hatte, darüber giebt die erste und größere Hälfte seines Buches die ausführlichste Nachricht. Sie ist um so mehr werth gelesen zu werden, als auch verschiedene andere Nachrichten über Hr. L's. Reise zu den chaldäischen Christen in den Tiyarigebirgen und zu den Yezidis in derselben enthalten sind, welche aber von unserem eigentlichen und nächsten Zwecke zu entfernt liegen, als daß wir näher darauf eingehen könnten. Wir können hier bloß bemerken, daß, nachdem der Erfolg weiterer Nachgrabungen unzweifelhaft war, Hr. L. durch eine größere Geldbewilligung des British Museum in den Stand gesetzt wurde, die Ausgrabungen in einem größeren Maaßstabe vornehmen zu lassen, durch die sich ergab, daß der vorher unförmliche Schutthaufe nicht bloß ein Pallast, sondern daß darin mehrere Gebäude enthalten waren. Das eine nennt Hr. L. North-west palace, das andere South-west palace, ein drittes Central palace und endlich ein viertes South-east edifice; hierzu kommen noch verschiedene vereinzelte Zimmer. Es wird sich wohl der Mühe

verlohnen, über diese Gebäude einige Worte zu sagen. Der North-west palace ist die interessanteste aller bis jetzt entdeckten assyrischen Ruinen, da derselbe nicht wie alle übrigen bis jetzt aufgefundenen Gebäude, durch Feuer zerstört wurde, so sind alle gefundenen Platten und sonstigen Denkmäler sehr gut erhalten. Nicht weniger als 28 Säle mit Alabasterplatten waren allein in diesem Gebäude ausgegraben worden (II p. 4); unter diesen enthielten die Säle B und G die merkwürdigsten Basreliefs, doch nicht allein Sculpturen wurden gefunden, auch andere Gegenstände von Eisen, Kupfer, Elfenbein u. s. w., darunter auch einige Denkmäler ägyptischer Kunst, von welchen weiter unten die Rede seyn wird. Leider waren die meisten dieser Denkmäler durch die Länge der Zeit in einen so aufgelösten Zustand gerathen, daß sie meistens zerfielen, sobald sie an die Luft kamen. — Der südwestliche Pallast ist weniger gut erhalten als der nordwestliche, und es ist eigentlich bloß ein einziger großer Saal in gutem Zustande, es ist daher nicht gut möglich, den Umfang des ganzen Gebäudes genau anzugeben. Da dieses Gebäude durch Feuer zerstört worden war, so waren auch die Sculpturen sehr beschädigt, sie waren übrigens diesem Gebäude großentheils nicht eigenthümlich; ein Theil der Steinplatten, welche in dem genannten Saale gefunden wurden, waren offenbar nur von dem nordwestlichen Gebäude herübergeschafft; andere scheinen einem noch unentdeckten Gebäude der früheren Periode anzugehören. Da der unterste Theil des südwestlichen Pallastes höher stand als der oberste des nordwestlichen, so lag die Vermuthung nahe, daß derselbe auf Ruinen gebaut sey, die Nachgrabungen bestätigten jedoch diese Vermuthung nicht. — Der südöstliche Punkt scheint nach Zerstörung der ältesten assyrischen Palläste zum Begräbnißplatze gedient zu haben, man fand dort eine Menge Särge von Stein und in ihnen Skelette, die aber alsbald in Staub zerfielen, sobald sie der Luft ausgesetzt wurden, wiewohl sie beym Eröffnen noch ganz waren, bloß zwey Schädel gelang es zu erhalten. Unterhalb dieser Gräber fand man sieben Zimmer, aber ohne Sculpturen. Die verschiedenen Ausgrabungen, welche Hr. L. anstellte, gaben ihm wenigstens die Sicherheit, daß kein größeres Gebäude mehr in dem Schutthaufen verborgen seyn könne, einzelne Zimmer hingegen mögen noch in größerer Anzahl vorhanden seyn, so daß auch künftige Forschungen in Nimrud noch zu Resultaten führen können.

Hr. Layard hat jedoch seine Forschungen nicht auf die Hügel von Nimrud beschränkt, er hatte schon frühe angefangen in den Schutthaufen von Kuyunjik nachzugraben, wohin man gewöhnlich die eigentliche Lage des alten Ninive zu setzen pflegte. Sowohl er selbst als der mit ihm rivalisirende französische Consul arbeiteten einen ganzen Monat lang vergebens, aber eine Notiz Rih's führte Hrn. L. auch hier auf eine richtige Spur. Rih erwähnt nämlich in seinem Narrative of a residence in Kurdistan and Nineve T. II. p. 39. ein Basrelief, das in dem Schutte von Kuyunjik war gefunden worden. Es gelang Hrn. L. einen alten Steinbrecher ausfindig zu machen, der bey der Entdeckung des genannten Basreliefs zugegen gewesen war und der ihm bereitwillig den Platz zeigte, wo man es gefunden hatte. Nach dreytägiger Arbeit fanden die Arbeiter den Eingang in ein Zimmer und es zeigte sich, daß auch dieser Schutthaufen einen Pallast enthielt, der aber durch Feuer zerstört und nicht einmal so weit erhalten war, daß man die Ausdehnung und Anlage desselben hätte ermessen können. Doch auch in Kuyunjik hielten Hrn. L. seine beschränkten Geldmittel ab, Ausgrabungen in großer Ausdehnung veranstalten zu lassen, es ist demnach hier noch zu hoffen, daß künftige Forscher neue Palläste auffinden und ihren Blick vornehmlich auf diese Gegend richten werden. An einem dritten Orte endlich, in Kala Sherghat führten die Nachgrabungen zu keinem bedeutenden Ergebnisse, obwohl sich auch hier herausstellte, daß die Schutthaufen Trümmer assyrischer Bauwerke seyen.

Diese kurze Uebersicht der bis jetzt zu Tage geförderten assyrischen Denkmäler hielten wir für nöthig vorauszuschicken, um den zweyten Theil von Hrn. L.'s Werke zu verstehen. Wir haben uns gänzlich enthalten, Auszüge aus Herrn L.'s zum Theil sehr ausführlichen Beschreibung von assyrischen Sculpturen zu geben, da dieselben, ohne beygefügte Abbildungen, natürlich nur geringe Anschaulichkeit haben.

Der zweyte Theil von Hrn. L.'s Werk ist nun dazu bestimmt, aus den vorliegenden Kunstdenkmälern der assyrischen Bauwerke die archäologischen Resultate zu ziehen. Es fragt sich hier vor Allem: Welches Recht und welche Gründe haben wir, die vorliegenden Denkmale für assyrische zu halten? Das Hauptargument ist aus der Schriftart genommen, welche in den Ruinen von Khorsábád, Kuyunjik und Nimrud die überwiegend gebräuchliche ist — es finden sich nämlich auch Gefäße mit der phönicischen oder einer derselben sehr ähnlichen Schriftgattung — der Keilschrift. Nur sind keine Denkmäler mit dieser Schriftgattung gefunden worden, die jünger wären als Alexander, daher die allgemeine Annahme, daß die Keilschrift mit der Eroberung des Macedoniers in Asien untergegangen sey. Persisch sind diese Denkmäler in Nimrud, Kuyunjik und Khorsábád gewiß nicht, denn die Denkmale der persischen Könige kennen wir zur Genüge und wissen, daß sie ihre Inschriften fast immer in drey Sprachen einhauen ließen, niemals aber haben sie vergessen, die Inschriften in ihrer eignen Sprache und in der ihr eigenthümlichen Gattung der Keilschrift einhauen zu lassen. Da nun die in Babylon entdeckten Denkmale wieder zu einer anderen Gattung der Keilschrift gehören und die Lage von Nimrud nnd Kuyunjik so genau mit der des alten Ninive übereinstimmt, so ist es wohl als unzweifelhaft anzusehen, daß die dort gefundenen Gebäude dem assyrischen Reiche angehören. Man muß aber die Entstehung dieser Gebäude auch jedenfalls vor der Zerstörung des assyrischen Weltreiches durch Cyarares und Nabopalassar setzen, denn, wenn auch später Ninive noch bestand, so war es doch jedenfalls zu unbedeutend, als daß noch große Palläste oder Tempel dort gebaut werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of an expedition into Central-Australia.

(Schluß.)

Unter den zehn von H. Sturt mitgebrachten Säugethierarten möchte vielleicht das kleine fliegende Opossum, noch unter der Größe einer Maus, mit gefiedertem (einer Enmufeder gleichendem) Schwänzchen und von schwarzbrauner Farbe eine neue Species seyn. Er benennt es die fliegende Opossum-Maus (**Acrobates pygmaea**). Auch eine kleine Art Fledermaus bedarf noch der genaueren Bestimmung. Ueberhaupt ist das Binnenland jenseits dem Darling sehr arm an Säugthieren. Am häufigsten sind noch dre **Hapalotus Mitchelii**, welcher nach der Regenzeit in solcher Menge von den Eingebornen gefangen wird, daß diese eine Zeit lang hauptsächlich von ihm sich nähren, obgleich das Thierchen fast nur die Größe einer Maus hat. Dasselbe gilt vom **Chaeropus castanotus** (dem oben erwähnten Springhasen). Ratten und Mäuse, welche H. Sturt für idenitsch mit den unsrigen hielt, sind den Menschen auch in diese Einöden des Binnenlandes gefolgt.

In seinen allgemeinen Bemerkungen über Südaustralien, welche H. Sturt dem 2. Bande des Werkes beyfügt, ertheilt er unsern aus Schlesien nach Adelaide eingewanderten Landsleuten ein Lob, und giebt von ihnen eine Schilderung, welche man nicht ohne Rührung lesen kann. Möchten doch die Auswanderer aus denselben Gegenden, die meist als unstätt politische Flüchtlinge jenem guten Kern nachgefolgt sind, uns Deutschen den guten Namen nicht zu Schanden machen, den wir uns durch das sittlich ernste Betragen, durch den unermüdeten Fleiß, die Genügsamkeit und Redlichkeit der ersten schlesischen Auswanderer bey den Engländern in Südaustralien erworben haben.

Noch vor der Mitte des Januars 1846 war H. Sturt wieder bey den Seinigen. Er hatte nur den Verlust des treuen Gehilfen Poole zu beklagen, die andern Reisegefährten hatten alle Beschwerden des peinlich langwierigen Marsches glücklich überstanden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Nineve and its Remains.

(Fortsetzung.)

In den assyrischen Palläſten ſelbſt aber, muß man nothwendig zwey Perioden unterſcheiden, der nordweſtliche Pallaſt iſt unzweifelhaft älter als die übrigen, beſonders der ſüdweſtliche, dieß ſieht man daraus, daß Sculpturen des erſteren offenbar bey der Erbauung des letzteren gebraucht wurden, ja es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß der nordweſtliche Pallaſt bereits in Trümmern lag, als der ſüdweſtliche gebaut wurde; denn letzterer liegt viel höher, ſein Fundament iſt ungefähr gleich mit dem oberſten Theile der Reſte des nordweſtlichen. Auch die Kunſtdenkmale laſſen auf zwey Perioden ſchließen, die älteren im nordweſtlichen Pallaſte ſind großartiger in der Auffaſſung der Gegenſtände, die jüngeren dagegen vollendeter in der Ausführung; wir werden unten bey dem Abſchnitte über aſſyriſche Kunſt nochmals auf dieſen Unterſchied zurückzukommen haben. Endlich ſind auch die Keilinſchriften verſchieden; die in dem älteren Pallaſte gehören zu derſelben Gattung wie die Inſchriften von Van, demnach wäre die Gattung, welche Rawlinſon die medo-aſſyriſche genannt hat, entſchieden die ältere. Was Hr. L. über die Inſchriften ſelbſt giebt, iſt nur Vermuthung, wir laſſen aber Vermuthungen über dieſe Inſchriften wohl am beſten ganz bey Seite, da bey dem regen Antheile, den man jetzt überall an den aſſyriſchen Inſchriften nimmt, eine vollſtändige Entzifferung derſelben nicht mehr lange auf ſich warten laſſen wird, dieſe aber muß uns Gewißheit bringen. Merkwürdig aber bleibt die Verbindung Aſſyriens mit Aegypten, welche mehrere im Pallaſte zu Nimrud gefundene Elfenbeinarbeiten ſicher darthun. Mr. Birch hat in den **Transactions of the Royal society of literature** eine eigene Abhandlung über dieſe Elfenbeinarbeiten veröffentlicht und ſein Urtheil geht dahin, daß der Styl derſelben zwar nicht rein ägyptiſch, aber doch eine genaue Nachahmung des ägyptiſchen Styles ſey, die Arbeiten gehörten aller Wahrſcheinlichkeit nach in die Zeit der 22. ägyptiſchen Dynaſtie, doch ſey allerdings auch nichts dagegen einzuwenden, wenn man ſie unter die achtzehnte Dynaſtie ſetzen wolle. — Im zweyten Capitel behandelt Hr. L. zuerſt die Abſtammung der Aſſyrer, die er am wahrſcheinlichſten für Semiten hält. Auch über dieſen Punkt können bey den geringen Hülfsmitteln, die wir bis jetzt haben, nur ſolche Vermuthungen aufgeſtellt werden, welche die Entzifferung der Inſchriften mit einem Schlage entweder beſtätigen oder vernichten wird. Hierauf beſpricht der Hr. Vf. die Ausdehnung der Stadt Ninive ſelbſt und iſt der Anſicht, daß ſämmtliche bis jetzt entdeckte aſſyriſche Ruinen dieſer Stadt angehört haben werden, da die gegenſeitige Entfernung der Ruinen von Nimrud, Kuyunjik und Khorſabad etwa die Ausdehnung giebt, welche nach Angabe der Alten Ninive gehabt haben ſoll, nämlich 480 Stadien, wie Strabo angiebt, oder ein Umfang von drey Tagereiſen, wie im Buche Jona berichtet wird. Die Stadt wird ganz aus den Materialien gebaut geweſen ſeyn, welche die Umgegend bot, nämlich aus Lehmziegeln mit Stroh gemiſcht, welche der brennende Sonnenhitze ausgeſetzt, in 2—3 Tagen hart genug werden, um als Baumaterial zu dienen. Bauholz liefern in der Gegend von Ni-

nive bloß die Palme und der Pappelbaum, letzterer wird jetzt auch auf dem Khabur und Tigris von den kurdischen Bergen nach Mosel herabgeflößt, möglich, daß dieß schon im Alterthume der Fall war. Die aus Lehmziegeln gebauten Häuser zerfallen sehr schnell, wenn die nöthigen Reparaturen eine Zeitlang verabsäumt werden; von ganzen Dörfern findet man, wenn sie verlassen worden sind, nach einigen Jahren kaum eine Spur mehr, es ist daher begreiflich, warum sich bloß Ruinen von dauerhaft gebauten Palläften oder Tempeln nicht aber von Privathäusern erhalten haben. Der Hr. Vf. widerspricht auch der Ansicht Flandins, daß die assyrischen Palläste gewölbt gewesen seyen. Man findet allerdings Thore in Bogenform sehr häufig abgebildet, ja, selbst ein gewölbtes Zimmer hat man in Nimrud gefunden, dennoch weist Nichts darauf hin, daß auch die größeren Säle gewölbt gewesen seyen, oder daß sie andere Stützen gehabt hätten als die Seitenwände. Die Säle sind auch alle im Verhältniß zu ihrer Länge sehr schmal, der schönste unter ihnen ist 160 Fuß lang und nur 35 Fuß breit, unfehlbar würde man sie breiter gemacht haben, wenn man ein Mittel gekannt hätte, sie zu stützen, denn die Sculpturen würden sich in breiten Sälen viel besser ausnehmen. Ob und wie die Gebäude bedeckt gewesen sind, steht dahin, es ist allerdings wahrscheinlich, daß irgend eine Bedeckung vorhanden war, und die Bewohner gegen die brennende Sonnenhitze sowohl als den Winterregen dadurch geschützt wurden, doch müssen die Zimmer jedenfalls ihr Licht von oben erhalten haben, da man nirgends eine Spur von Fenstern in denselben angetroffen hat. Beachtenswerth erscheint uns die Ansicht eines anderen englischen Reisenden, Longworth, welche Hr. L. T. II. p. 269 anführt, nämlich, daß die Gebäude vom Anfange an unter der Erde gelegen wären und zu Sommerwohnungen der assyrischen Könige gedient hätten, nach Art der Serdäbs, durch die sich noch heutzutage die Einwohner von Mosul gegen die Sommerhitze schützen. Es fragt sich, ob die von dem Hrn. Vf. erhobenen Einwände: die hohe Lage der Ruinen und die prachtvollen Eingänge, hinreichend sind, die genannte Hypothese zu entkräften. Merkwürdig ist, daß sich in den assyrischen Palläften gar keine Spuren von Säulen zeigen, wiewohl man aus den Sculpturen sieht, daß sie eine Art der Säulen gekannt haben, welche den jonischen sehr ähnlich waren und von denen Hr. L. II. p. 273. eine Abbildung gegeben hat. — Das dritte Capitel handelt von der assyrischen Kunst. Der Hr. Vf. wiederholt für seinen bereits oben angeführten Satz: daß in der assyrischen Kunst zwey Perioden zu unterscheiden seyen, eine ältere, welche durch den nordwestlichen Pallast in Nimrud repräsentirt wird, diese sey die höchste Höhe, welche assyrische Kunst erreicht hat; die Monumente von Kuyunjik und Khorsäbäd zeigen dagegen offenbaren Verfall. Es muß also noch eine frühere Periode angenommen werden, in der sich die assyrische Kunst entwickelte, vielleicht, daß einmal noch ein anderes Gebäude entdeckt wird, welches uns diesen Zustand anschaulich macht. Der Annahme: daß die Assyrer ihre Kunst durch die Aegypter erhalten hätten, glaubt der Hr. Vf. widersprechen zu müssen; was die Aegypter und Assyrer mit einander gemein haben, das sey mehr oder weniger das Kennzeichen der Kunst in ihrer Kindheit bey jedem Volke (z. B. der Mangel der Perspective). Der Hr. Vf. glaubt sich aber berechtigt, wichtige Schlüsse ziehen zu dürfen hinsichtlich der Verbreitung assyrischer Kunst nach Kleinasien und von da nach Griechenland. Hr. Layard nimmt eine doppelte Einwirkung der assyrischen Kunst auf die Kleinasiatische an, einmal eine unmittelbare, während der Blüthenzeit der assyrischen Herrschaft, und eine mittelbare, durch Persien. Als ein Beyspiel unmittelbarer Einwirkung assyrischer Kunst betrachtet Hr. L. die Denkmale von Pterium und glaubt, daß genauere Nachforschungen noch mehrere ähnliche an den Tag bringen würden. Besser bekannt indeß, als diese Denkmale der ältesten Periode sind die der späteren, welche durch ihre bekannte Verwandtschaft mit den ältesten Denkmalen griechischer Kunst noch ein besonderes Interesse erhalten. Daß die persische Kunst unter dem Einflusse der assyrischen stand, geht aus den Denkmalen von Persepolis und Behistun zu deutlich hervor, als daß darüber ein Zweifel obwalten könnte. Den verhältnißmäßig hohen Standpunkt assyrischer Kunst zeigt nun Hr. L. durch Abbildung der verschiedenen Ornamente, so wie Tische, Stühle und sonstige Geräthschaften, worauf wir bedauern, nicht näher eingehen zu können. Im vierten Capitel, behandelt

Hr. L. zuerst die Kleidung der assyrischen Könige, welche in den beyden Perioden der assyrischen Kunst nicht ganz gleich dargestellt wird; in der ersten ist die Tiare des Königs niedrer und weniger verziert, in der zweyten ist sie ziemlich hoch und mit reicher Stickerey versehen, wahrscheinlich war die Tiare aus einem kostbaren Stoffe verfertigt. Auch die Fußbekleidung der Könige ist in beyden Perioden wesentlich verschieden. Unter dem Gefolge des Königs finden wir zuerst die Eunuchen, die in dem assyrischen Reiche dieselbe wichtige Rolle gespielt zu haben scheinen wie im späteren Oriente, bekanntlich werden die Assyrer als die genannt, welche zuerst den barbarischen Gebrauch der Castration eingeführt haben sollen. Die Eunuchen sind gleichfalls meist kostbarer gekleidet und scheinen die wichtigsten Aemter bekleidet zu haben. — Die Waffen der Assyrer sind ganz die unter allen Völkern gewöhnlichen: Bogen und Pfeil, Schwert, Speer und Schild. Die Rüstung wird auf den späteren Denkmalen etwas verschieden von der auf den älteren dargestellt, die Schuppen des Panzer sind größer auf den Denkmalen von Khorsábád und Kuyunjik. Der König hat, wie die indischen Könige, einen Sonnenschirm, der jederzeit offen über ihn gehalten wird. Die Krieger sind verschieden gekleidet und es ist wahrscheinlich, daß durch die Kleidung die verschiedenen Nationen unterschieden werden, welche den assyrischen Königen dienstpflichtig waren. Nicht allein die Krieger, auch die Pferde sind sorgfältig gerüstet, es scheinen bey den Assyrern Wagenkämpfe häufig gewesen zu seyn, gewöhnlich findet man drey Pferde an einen Wagen gespannt. Daneben kommt auf den Abbildungen auch Reiterey vor und bey der Nähe Arabiens ist zu vermuthen, daß dieselbe trefflich gewesen sey. Es kann überhaupt nicht zweifelhaft seyn, daß die Assyrer disciplinirte Truppen gehabt haben, auf den Abbildungen von Schlachten sieht man Reserven aufgestellt, Angriffe in Reihe und Glied und verschiedene andere Manöuvres abgebildet. Da auch ägyptische Basreliefs geordnete Schlachten darstellen, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn wir bey den Assyrern dieselbe Erscheinung treffen. Auch die Belagerungen wurden regelmäßig und mit Belagerungsgeschütz betrieben, wie aus verschiedenen Darstellungen hervorgeht. Nach der Eroberung einer Stadt wurde dieselbe geplündert und zerstört; die Einwohner in die Gefangenschaft abgeführt, diese Thatsache, die wir schon aus der jüdischen Geschichte kennen, wird durch die assyrischen Basreliefs vollkommen bestättigt, man findet Basreliefs, auf denen Soldaten beschäftigt sind Häuser und Palläste zu zerstören, während andere verschiedene Geräthschaften wegtragen und Männer und Weiber theils zu Fuß theils zu Wagen als Gefangene weggeführt werden. Obwohl die Assyrer nicht am Meere wohnten, so lernten sie doch schon sehr bald den Gebrauch der Schiffe kennen, man findet sie schon auf den ältesten Monumenten von Nimrud abgebildet, dort sind es natürlich blos Flußschiffe, die Sculpturen von Khorsábád zeigen die Schiffsbaukunst in einem mehr fortgeschrittnen Zustande, die besten Schiffe sind aber in den Ruinen von Kuyunjik abgebildet, dort sind es auch offenbar Seeschiffe. Die Form der Schiffe ist übrigens der Gestalt irgend eines mythischen Seeungeheuers nachgebildet. — Merkwürdig sind die Abbildungen der Feinde der Assyrer. Auf den ältesten Denkmalen unterscheiden sie sich fast nur dadurch von den Assyrern selbst, daß sie keine Helme tragen, auf den späteren aber finden wir sie in verschiedenen Trachten, auch mit der hohen, spitzigen Mütze, ähnlich wie sie der Scythe Sarukha auf dem Monumente von Behistun trägt, sie werden wohl auch auf den assyrischen Monumenten die Tracht der Scythen bezeichnen sollen. Sonst können wir aus den Abbildungen über die Völker, mit denen die Assyrer Krieg führten, nur wenig mit Sicherheit schließen, einige derselben wohnten an Flüssen, andere an der See, noch andere endlich haben Burgen auf hohen Bergen, unter den besiegten Völkern sind auch civilisirte, deren Burgen und Städte geplündert werden. Die Ansicht Flandins, daß sich Neger unter den besiegten Völkern befinden, scheint sich nicht bestätigen zu wollen, das Basrelief, auf welches derselbe sich beruft, ist sehr verstümmelt und die Figuren auf demselben schwer zu erkennen, alle anderen zeigen aber durchaus keine Neger, und so mag denn Flandin durch seine Phantasie irre geführt worden seyn. Daß die Saker oder Scythen sich unter den von dem Assyrern unterjochten Völkern befanden scheint den Ref. nach dem oben Gesagten gewiß zu seyn, welche aber die übrigen Völkerschaf-

ten sind, darüber haben wir vor der Entzifferung der Inschriften wohl kaum eine Andeutung zu erwarten. Hr. L. zieht allerdings ägyptische Denkmale herbey, allein die auf denselben vorkommenden Völkernamen sind selbst so dunkel, daß sie für die assyrischen Denkmale keinen Anhaltspunkt gewähren.

Darstellungen von Kriegsereignissen bilden den Hauptgegenstand der assyrischen Sculpturen, es liegt daher in der Natur der Dinge, daß wir über Schlachtordnung, Kriegsgeräthschaften u. dgl. weit mehr aus den assyrischen Denkmalen erschließen können, als über bürgerliche und häusliche Alterthümer der Assyrer. Wo häusliche Darstellungen vorkommen, sind sie meist sehr untergeordneter Natur, es werden Schafe geschlachtet, Pferde gefüttert u. s. w., aus allem diesen lernen wir sehr wenig. Hr. L. hat es gleichwohl unternommen, das Wenige, was sich aus den Monumenten ergiebt, zu sammeln und uns mit Hilfe der spärlichen Notizen bey den hebräischen und Profanschriftstellern ein Bild der assyrischen Zustände zu geben. Die Abbildungen bestätigen die Nachrichten der Alten über die reichen Kleider der Assyrer, der König und sämmtliche Würdenträger werden immer in sehr reich verzierten Gewändern dargestellt und wir dürfen daraus schließen, daß die Assyrer in der Kunst, Wolle und andere Stoffe zu weben, die umwohnenden Völker weit übertrafen. Ebenso geht aus den Abbildungen und den übrigen gefundenen Alterthümern unzweydeutig hervor, daß sie die Bearbeitung der Metalle zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht hatten. Eisen und noch mehr das Kupfer scheinen sie vorzüglich bearbeitet zu haben, doch verstanden sie auch Silber und Gold zu bearbeiten und selbst die Vergoldung war ihnen bekannt, wie man an den Elfenbeinarbeiten sieht, wo sich die Vergoldung theilweise bis jetzt erhalten hat. Auch das Elfenbein verstanden sie zu bearbeiten, dieses erhielten sie wahrscheinlich aus Indien; bereits Heeren hat gezeigt, in welch genauen Handelsbeziehungen Assyrien und Babylonien zu Indien standen. Eben so wenig kann in Frage gestellt werden, daß die Assyrier die Kunst verstanden, das Glas zu verfertigen, in Nimrud wurde eine Vase aus Glas von sehr eigenthümlicher Arbeit gefunden, welche den Namen eines assyrischen Königs in Keilschrift trägt. Ueber den Ackerbau der Assyrer sagen uns die Sculpturen natürlich Nichts, wir wissen aber von den Alten, daß Assyrien ein fruchtbares und sehr gut angebautes Land war. Dagegen sind Jagddarstellungen sehr häufig, wie denn die Jagd nach dem Kriege für die edelste Beschäftigung bey den Assyrern gegolten zu haben scheint. Die Bibel sagt von Nimrud, dem Gründer des assyrischen Reiches, er sey ein gewaltiger Jäger gewesen; Ninus, der Gründer von Ninive war gleichfalls wegen seiner Gewandtheit auf der Jagd berühmt. Demgemäß wird der König sehr oft jagend dargestellt und man scheint die Jagd auf den Löwen für die edelste gehalten zu haben. Gegenwärtig kommt der Löwe in der Gegend von Mosul nur selten, aber doch zuweilen vor, in älteren Zeiten ist er dort gewiß viel häufiger gewesen. Flandin hat es bemerkenswerth gefunden, daß der Löwe auf assyrischen Sculpturen nie als ein freyes Thier vorkommt, dieß hat aber seinen Grund bloß darin, daß eben die Ueberwindung dieses Thieres bey den Assyrern für einen großen Ruhm galt und eben deßwegen häufig dargestellt wurde. Außerdem kommt noch ein Thier mit einem Horne vor, welches Hr. L. früher für das auch in der Bibel erwähnte Einhorn gehalten hat; später nahm er an, daß es den Büffel bezeichnen solle, der nur ein Horn habe, weil die Assyrer die Thiere immer von der Seite darstellen, aus demselben Grunde findet man auch Pferde mit einem Vorder- und einem Hinterfuße abgebildet. Dieß kann wahr seyn, unmöglich ist es jedoch auch nicht, daß das Thier ein Einhorn bezeichnen soll. Hr. L. ist nämlich von seiner früheren Ansicht nur deßwegen zurückgekommen, weil er glaubt, unter dem Einhorne der Bibel müsse eine Antilope verstanden werden; das Thier auf den Sculpturen hat aber durchaus keine Aehnlichkeit mit dieser Thierart (II. p. 429).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Beytrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer. Mit 4 Kupfertafeln. München, Christian Kaiser. 1848. S. 407.

Als Jakob Grimm vor etlichen Jahren die Vorrede zur zweyten Ausgabe seiner deutschen Mythologie schrieb und dabey eine Musterung dessen vornahm, was die jüngste Zeit für Aufzeichnung deutscher Volkssagen gethan, sprach er die Hoffnung aus, daß solche Sammlungen wohl auch bald aus Holstein, Westfalen, Bayern und Tirol dem Forscher zu statten kommen würden. Was Bayern betrifft, so ist der Wunsch bereits erfüllt; denn der „Beytrag zur deutschen Mythologie," den wir hier zu besprechen haben, ist zunächst eine im Geist der Grimm'schen Schule angelegte Sammlung bayrischer Sagen, zwar nicht beschränkt auf das Gebiet, das man nunmehr Altbayern nennt, sondern ausgedehnt auf den ganzen Umfang des jetzigen Königreichs.

Im Fache der Sagen ist bekanntlich seit ein paar Jahrzehnten ein neues Verfahren eingetreten. Es ist nämlich jetzt kein Geheimniß mehr, daß diese Ueberlieferungen eigentlich Bruchstücke sind einer alten längst untergegangenen Religion. Darin liegt denn auch der Werth, den sie für die Wissenschaft haben und deßwegen sind sie mit einem Male wieder zu ganz unerwarteten Ehren gekommen. Aus eben diesem Grunde aber fordert jetzt der deutsche Mythologe von den Liebhabern und Sammlern der Sage eine ganz andere, eine keusche, scheue Methode, die mit dem, was sie in Dorf und Feld gefunden, nicht eine spöttische Ergötzlichkeit treibt, sondern ein ernsthaft bedächtiges Geschäft. Es ist zwar noch immer nicht verboten, aber es hilft dieser Wissenschaft nicht weiter, wenn der Dichter oder Dichterling einen solchen Fund als seine gute Beute betrachtet und dran hämmert, polirt und reimt, bis es eine Romanze oder sonst etwas geworden. Vielmehr ist die Aufgabe jetzt so gestellt, daß der Freund der Sagen sie mit ehrbarer Bescheidenheit so vollständig als möglich sammle und ohne Zuthat, in ihrer ganzen Einfachheit sie aufzeichne. Dann macht sich die Gelehrsamkeit daran und durchforscht den aufgespeicherten Schatz, vergleicht, spürt, deutet, greift aus der allerneuesten Zeit in's allerälteste Alterthum, von Land zu Land, aus einer Sprache in die andere und giebt auf diese Weise die wunderbarsten Enthüllungen über Glauben und Meinungen, Dichten und Trachten längst dahingegangener Zeiten. Das muß freylich zugegeben werden, daß für den Zeitvertreib des Lesers, der Unterhaltung sucht, auf diesem neuen Wege nichts gewonnen wird; denn es mag wohl den meisten angenehmer dünken, einen Band von Sagen durchzulesen, wie sie Musäus zurichtete, als ein paar hundert solcher ungeschmückter Ueberlieferungen, von denen so viele, obwohl der Fundort verschieden, sich in den Grundzügen ganz gleich sind.

Eine solche Sagensammlung für die Bedürfnisse der Wissenschaft bietet uns nun aber Herr Friedrich Panzer in seinem Beytrage zur deutschen Mythologie. Sie enthält in mehreren Abtheilungen allerley anziehende Ausbeute über mythologische Gegenstände, auch über volksthümlichen Aberglauben und noch immer gültige Bauernregeln; den größten Theil des Buches aber nehmen die Sagen in Anspruch, die der Verfasser über „die drey Schwestern"

gesammelt hat und dieses wichtige Hauptstück wird daher auch einer näheren Betrachtung nicht unwürdig seyn.

Es gibt in Altbayern und in den angränzenden Gebieten der Nachbarländer viele Ortschaften, in deren Nähe ein Hügel, nach volksthümlicher Anschauung ein „Berg“ sich findet. Die obere Fläche desselben ist oft so gestaltet, daß man an einen Wall denken kann, der in uralten Zeiten die Krone des Hügels umzäunt haben mag. Gewöhnlich fließt ein Bach daran vorbey. Von solchen Hügeln geht die Sage, es sey einst ein Schloß darauf gestanden, aber in uralten Zeiten versunken. In diesen versunkenen Burgen nun ist auch ein großer Schatz zu finden, den ein grimmiges Thier bewacht, sey es ein Drache, eine Schlange oder auch ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen. — Man gelangt dahin durch unterirdische Gänge, die aber nicht, wie man glauben möchte, der Mythe angehören, sondern, wie wir später sehen werden, der Wirklichkeit. Allein nicht nur der Schatz ist da verwahrt, sondern es wohnen dort auch noch jene, denen er einst angehört und dieß sind die drey Fräulein. Sie sind schon oft gesehen worden und ihre Gestalt ist in der Gegend wohlbekannt. Sie erscheinen am Sunwendtage oder zu heiligen Zeiten, bey nächtlicher Weile, hinter einander gehend; die ersten beyden sind weiß von Kopf bis zu Fuß, die letzte ist es nur bis zum Gürtel, von da ab schwarz. Die ersten beyden, meint man, seyen zu erlösen, die dritte nicht. — An manchen Orten will man auch bemerkt haben, daß die drey Fräulein ein Seil spannen, von ihrem Burgstall bis zum nächsten; daß aus der Tiefe des versunkenen Schlosses am Sunwendtage ein Hahn kräht, daß zur selben Zeit ein schwarzes Roß bey Nacht aus dem Berge kommt und auf die Weide geht. Dieß sind die allgemeinen Züge der Sage, die indeß an manchen Orten noch voller und reicher erscheint, während wieder in andern Gegenden der Mythus sehr verkümmert, oft nur noch eine schwache Spur seines ehemaligen Daseyns vorhanden ist.

Nun tritt aber ein eigener Umstand dazu, der die drey Fräulein ganz und gar in die Geschichte einzureihen scheint, nämlich dieselben drey Fräulein, so fabelhaft sie uns vorkommen mögen, treten auch als Stifterinnen auf und ihre frommen Stiftungen haben sich bis zum heutigen Tage erhalten. Im Wald bey Sillaching liegt ein versunkenes Schloß, das ehemals drey Fräulein bewohnten, welche drey nahegelegene Kirchen gestiftet und der Junfrau Maria geweiht haben. Dasselbe wird zu Frauenberg bey Freysing erzählt und ähnliches an mehreren anderen Orten. Am deutlichsten aber und scheinbar ganz leibhaftig hineinragend in die Gegenwart erscheinen die drey Stifterinnen zu Igling, Landgerichts Landsberg. In einem hinterlassenen Manuscripte eines dortigen Pfarrherrn fand der Forscher folgende Stelle: „Unter den adelichen Geschlechtern, welche von uralten Zeiten die Hofmarch Igling besaßen, sind am ersten Orte die drey hochadelichen Fräulein mit Namen Heilräthinnen zu preisen, welche nach Meinung der bewährtesten Schriftsteller von Karolingischem Geblüte abstammen sollen und sich in Igling durch reiche Stiftungen an Weidenschaften und Waldungen berühmt machten.“ — Diese Stiftungen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, weßwegen ihnen auch jene Ortschaft alle Jahre einen feyerlichen Seelengottesdienst halten läßt. Die Ueberlieferung von den drey Stifterinnen ist dort also allen Anzeichen nach noch ganz frisch; nebenher aber geht schwesterlich und in aller Eintracht die Sage von den drey Fräulein. —

Der fleißige Sammler dieser Sagen ist uns nun aber auch die Erklärung derselben nicht schuldig geblieben, sondern hat vielmehr in einem sehr gelehrten Anhange auf unwidersprechliche Weise dargethan, daß die Fräulein nichts anders bedeuten können, als die altgermanischen Nornen, die Göttinnen des Schicksals, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Geburt, des Lebens und des Todes. Die Edda, bey ihrem bekannten Zuge, die Mythen in's Ungeheure zu treiben, gibt den Nornen statt des griechischen Lebensfadens lieber ein langes Seil und das spannen ja auch die drey Fräulein aus, wie am Hargenstein bey Reutte oder am Rachelberge bey Flinsbach erzählt wird. Die dritte der Schwestern, die halbschwarze, die zu Igling noch heutzutage „die Held“ heißt, hat aber nicht allein den Tod zu bedeuten, sondern noch etwas

mehr. Es ist nämlich so viel als gewiß, daß sich die alte Hella, die Göttin der Unterwelt, mit ihr vereinigt hat. Deren Beruf war ursprünglich, die Seelen der Verstorbenen in Empfang zu nehmen und unerbittlich festzuhalten. Die Deutschen bewahrten nach ihrer Bekehrung den Namen, aber aus der Person wurde eine Lokalität, aus der Hella die Hölle. Auch in der Edda erscheint Hella halb schwarz und halb weiß. Sie reitet auf einem schwarzen Pferde durch das Land, um die ihr heimgefallenen Todten zu sammeln und somit ist uns denn auch das Urbild jenes unheimlichen Rosses gegeben, das um Mitternacht aus dem versunkenen Schlosse auf die Weide geht. Ferner verbindet die Edda mit der Hella, wie mit den Nornen, ein Hündchen, kampfgierig und bluttriefend und dieses erinnert an jenen Pudel mit seinen feurigen Augen. Was endlich den Hahn betrifft, der aus der versunkenen Burg heraufkräht, so kennt auch die Edda einen schwarzen Hahn in den Sälen der Hella. Die versunkene Burg endlich hängt mit dem Glauben an Verwünschungen zusammen. Wir wissen jetzt, daß Kaiser Karl im Untersberge, wie Friedrich der Rothbart im Kyffhäuser jüngere Personificationen einer ältern Gottheit, nämlich des alten Wodan, sind. Die Sage legte sie bey Seite, sie wollte sie gewissermaßen aufheben, und daher der Glaube, sie hätten sich verwünscht. Dieselbe Idee liegt auch zu Grunde bey der Sage von den drey Fräulein; auch sie, die alten Schicksalsgöttinnen, haben sich verwunschen und mit ihnen ist die Burg in den Berg versunken. Wenn die Sage behauptet, sie könnten erlöst werden, so hat das vielleicht ursprünglich bedeutet, ihre Verehrung könne einst wiederkehren. Daß dieß sehr zweifelhaft, muß aber schon der neu bekehrte Heidenchrist gefühlt haben, weil er die Erlösung von den schwersten Bedingungen abhängig machte. Abgesehen von den vielen, wenn auch nur scheinbaren Fährlichkeiten bey dem Unternehmen selbst, wird an manchen Orten der Bruch des Zaubers davon abhängig gemacht, daß der künftige Erlöser als Kind in einer Wiege geschaukelt worden, die aus dem Holze des Baumes gezimmert war, der jetzt erst als schwaches Reis aus der Mauer eines bestimmten Thurmes sprießt. Oder der Kirschkern, aus welchem das Holz zur Wiege erwachsen soll, muß von einem bestimmten Vogel in eine Ritze des Schloßgemäuers getragen werden u. s. w.

(Schluß folgt.)

Nineve and its Remains.

(Schluß.)

Wir wissen indessen jetzt durch Dr. Pruners Nachrichten, daß die Einhorne keine Antilopen, sondern eine wirkliche Thiergattung sind, eine Abart des Rhinoceros, aber bloß mit einem Horne, das zwischen den beyden Augen hervorgewachsen ist. Dieses Thier, welches noch jetzt in dem Innern Afrika's vorkommt, ist viel stärker und furchtbarer, als das gewöhnliche Rhinoceros. Man vergl. hierüber Dr. Pruners Brief an Carl Ritter, abgedruckt im Magazin für die Literatur des Auslandes Jahrg. 1849 Nr. 62. Von den Hausthieren findet man nur die gewöhnlichen abgebildet, der Hund ist bis jetzt noch nicht gefunden, auf einem einzigen Monumente scheint er neben einem Zelte zu sitzen, doch ist das genannte Monument zu sehr verstümmelt, als daß man dieß mit Sicherheit behaupten dürfte. Beachtung verdient der in Nimrud gefundene Obelisk, auf dem mehrere ausländische Thiere abgebildet sind, die dem Könige der Assyrer als Tribut dargebracht werden, und die uns erlauben, Schlüsse auf die Ausdehnung der assyrischen Eroberungen zu ziehen. Es findet sich dort das baktrische Kameel mit zwey Höckern, das wohl aus Baktrien gekommen seyn wird, dann der Elephant, der wohl aus Indien kommen mußte, und zuletzt noch mehrere Arten von Affen, darunter zwey sehr große und starke, welche von ihren Wärtern an langen Ketten geführt werden. Es ist natürlich nicht gut möglich, aus den Zeichnungen die Art noch genauer zu bestimmen. Vögel kommen nur wenige auf den Sculpturen vor, auch sind sie, wo sie vorkommen, nicht kenntlich genug; nur drey Arten lassen sich mit Gewißheit bestimmen: der Adler, der Strauß und das Rebhuhn. Eben so sind die Bäume alle conventionell, mit Ausnahme der Palme, Fichte und des Weinstockes. Bey Darstellungen von Flüssen oder Meeren werden auch Zeichnungen von Fischen, Muscheln und andern Was-

serthieren beygegeben, doch sind auch hier die Formen rein conventionell, bloß daß die Fische größer gezeichnet und mehrere eigenthümliche Seefische beygegeben werden, wenn das Meer dargestellt werden soll, z. B. der Haifisch, auf einer Zeichnung findet sich auch ein Krokodill.

Das siebente und letzte Capitel unseres Werkes behandelt noch einen höchst wichtigen Gegenstand: die Religion der alten Assyrer. Die gründlichste Aufklärung haben wir auch hierin gewiß von den Inschriften zu hoffen, in denen die religiöse Seite des assyrischen Lebens gewiß nicht übergangen seyn wird, doch giebt auch schon das, was sich aus den Sculpturen schließen läßt, wichtige Anhaltspunkte. Ein wichtiger Punkt ist es aber gewiß, daß die oberste Gottheit auf den assyrischen Monumenten eben so dargestellt wird, wie auf den altpersischen — eine geflügelte Figur, innerhalb eines Kreises. Diese Figur bezeichnet aber auf den persischen Denkmalen den Ormusd, welcher auf den ältesten persischen Denkmalen die hauptsächlichste, immer mit Namen genannte Gottheit der Perser ist, auf den assyrischen Denkmalen wird sie nichts anderes bezeichnen sollen, und es wird dadurch höchst wahrscheinlich, daß die zoroastrische Religion sich aus der assyrischen entwickelt hat, wie denn auch Justin Zoroaster und Ninus in einer freylich etwas andern Berührung darstellt. Was aber die oben berührte Vermuthung fast zur Gewißheit erhebt, ist der Feuercultus, wie er besonders auf den Monumenten von Kuyunjik dargestellt wird, und der mit dem persischen die größte Aehnlichkeit hat; die Feueraltäre z. B. sind ganz von derselben Form, wie auf den Münzen der älteren Sassaniden. Auf den älteren Denkmalen von Nimrud kommt allerdings dieser Feuerdienst nicht vor, er ist vielleicht noch gar nicht oder wenigstens in anderer Gestalt vorhanden gewesen, so viel scheint aber sicher zu seyn, daß die Anfänge der persischen Lichtregion nach Assyrien zu setzen sind. Diese Wahrnehmung nun macht aber wenigstens zweifelhaft, ob die Assyrer wirklich Semiten waren, gewiß aber darf man nach dem Gesagten ihre Religion nicht so zuversichtlich mit der babylonischen identificiren, wie dieß unser Hr. Verfasser gethan hat, Ormuzd und Baal z. B. sind zwey sehr verschiedene Gottheiten nicht bloß dem

Namen sondern auch dem Wesen nach. Neben der Gottheit, welche in menschlicher Figur mit Flügeln innerhalb eines Ringes dargestellt wird, scheint eine andere in Menschengestalt mit einem Adler- oder Geyerkopfe die vorzüglichste gewesen zu seyn, da sie sehr oft auf den Abbildungen erscheint, nicht bloß auf Basreliefs, sondern selbst auf den Verzierungen der Kleider. Ein anderer Gott erscheint mit einem Löwenhaupte gleichfalls mit menschlicher Gestalt, daneben erscheinen mehrere Götter in Vogelgestalt, diese wunderbaren Vögel spielen auch im Zendavesta eine bisher noch nicht genugsam beachtete Rolle. Endlich erscheint auf einem Basrelief in Khorsabad, das ein Seegefecht darstellt, eine Gottheit, die halb Mensch, halb Fisch ist.

Wir hoffen, daß das Gesagte hinreichen wird, die Leser zu überzeugen, welch' wichtige Bereicherungen für Geschichte und Alterthumskunde schon aus der bloßen Anschauung der ninivitischen Denkmale zu erlangen sind. Ungleich größer wird die Ausbeute seyn, wenn es einmal gelungen seyn wird, die Inschriften zu lesen, mit denen die assyrischen Könige ihre Palläste geschmückt haben. Die Entzifferung der beyden Arten der assyrischen Keilschrift ist zwar ungleich schwieriger, als die der altpersischen, da sie alle beyde keine Buchstaben- sondern Sylbenschriften sind, dennoch ist kein Zweifel, daß sie endlich gelingen werde, um so weniger, als sie ein so geübter und scharfsinniger Archäolog, wie Major Rawlinson, in die Hände genommen hat. Bereits vor längerer Zeit hat er ein Memoire über die assyrischen Keilinschriften versprochen, und aus Hrn. L's. Buche (II. p. 192 not.) erfahren wir, daß es ihm gelungen sey, den Obelisk von Nimrud zu entziffern, der die Regierungsgeschichte des Sohnes von Ninus enthält; nach einer neuerlichen Mittheilung der Londoner Literary Gazette zweifelt derselbe nicht mehr, daß es ihm gelingen werde, die assyrischen Inschriften vollständig zu entziffern. Neue wichtige Aufschlüsse über Assyrien sind demnach in Bälde zu erwarten, wir dürfen dabey aber nie vergessen, daß wir auch diese mittelbar Hrn. Layards Forschungen verdanken, von dessen Werke wir mit der größten Dankbarkeit und Verehrung scheiden.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The History of british India from 1805 to 1835. By Horace Hayman Wilson. London 1845—48. 3 Bde. 8.

Die große Ländermasse vom Himalaja und dem Meere, vom östlichen Persien und dem westlichen China umgränzt, ist seit dem Beginne der geschichtlichen Ueberlieferung von Menschen verschiedener Herkunft und Sprache, von Völkern verschiedener religiösen, staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen bewohnt. Alle diese Völker werden nach einem altherkömmlichen, wahrscheinlich von den Persern stammenden Brauche, Hindu genannt und das Land, das sie bewohnen, Hindostan. Die zahlreichen, von einheimischen und fremden Eroberern im Laufe der Jahrhunderte gegründeten Staaten vermochten es nicht, ihre Herrschaft über alle jene weitgestreckten Flächen und Gebirgsgegenden auszudehnen. Indien blieb zu den verschiedensten Zeiten seiner Geschichte in mehrere Herrschaften und Reiche gespalten. Die Vereinigung aller dieser Länder und Marken unter einem Gebieter; die Zurückführung der gewaltsam getrennten Bewohner zur übrigen Menschheit; ihre Erlösung aus dem verknöcherten Zustande und der moralischen Versunkenheit zu einem neuen menschlichen Leben: dieß Alles blieb dem westlichsten Staate der alten Welt vorbehalten. Es stehen aber die britischen Besitzungen in der asiatischen Inselwelt und Australien in so inniger Beziehung zu dem großen angloindischen Reiche; die Geschicke aller dieser Länder verflechten sich in dem Grade, daß sie nur im Zusammenhange dargestellt, im rechten Lichte erscheinen. Der Bau dieses großen, in der Weltgeschichte einzig dastehenden ostwestlichen Reiches wurde von einer Kaufmannsgilde mit List begonnen und ausgeführt mit dem Schwert in der Hand. Sie wurde freylich, sobald es die Noth erheischte, von der ganzen Wucht des Mutterlandes getragen. Die gerechten und ruchlosen Handlungen dieser Kaufherrn und ihrer Diener; die denkwürdigen Ereignisse und kühnen Thaten im Kriege; die einsichtsvollen und einsichtslosen, die guten und die schädlichen Maßregeln im Frieden, sowie die hieran sich knüpfenden Veränderungen im bürgerlichen Gemeinwesen und in den staatlichen Wissenschaften; ein Ueberblick der Geschichte und die Schilderung der Zustände der Unterworfenen, unumgänglich nothwendig zu einem klaren Verständniß und zur richtigen Beurtheilung der Begebenheiten; endlich die gegenseitige Wirkung des Ostens auf den Westen, namentlich die Einflüße der fernen Herrschaft und neuen Ansiedelungen auf das Mutterland Großbritanien: dieß Alles bildet den belehrenden, erhebenden und ergreifenden Inhalt der Geschichte des englischen Reiches in Asien und Australien.

Von diesem, wie es uns wenigstens scheint, einzig richtigen Standpunkte ist noch keine angloindische Geschichte unternommen worden. Die verschiedenen Werke, welche diesen Titel führen, enthalten zum großen Theil bloß die Geschichte der Kriege der Engländer in Indien; die bessern geben noch einen Ueberblick der Veränderungen bey den wiederholten Erneuerungen der Freybriefe der ostindischen Hansa und der Maßnahmen in der Verwaltung des indischen Reiches. Die Schilderung Hindostans nach seinen zahlreichen Völkern und Stämmen, seinen

verschiedenen religiösen, staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, sammt seinen geistigen Beschäftigungen und literarischen Erzeugnissen, in seinen Arbeiten auf dem Felde und den mannigfachen Gewerben, so alle die neuen Einrichtungen der türkischen, afghanischen und europäischen Eroberer sind entweder ganz übergangen oder höchstens einzelne hierauf bezügliche zufällige Bemerkungen mitgetheilt worden. An hinlänglichen Quellen zu solch einem Werke fehlt es keineswegs; es würde sogar die Kenntniß der vorzüglichsten europäischen Sprachen ausreichen. Freylich wäre solch ein Werk eine Lebensaufgabe, während ein gewandter Erzähler eine indisch-englische Kriegsgeschichte in wenigen Jahren zu vollenden vermag. Es sind zwar in den letzten Zeiten mehrere Bücher erschienen, welche die vielversprechende Ueberschrift Geschichte des britischen Reiches in Indien führen; sie blieben aber sämmtlich, Auber, Thornton und Andere hinter der bekannten Geschichte Mills zurück und vermochten sie nicht vom Markte zu verdrängen. Wir haben Thorntons Arbeit in einem frühern Jahrgange der Gelehrten Anzeigen und zwar nicht zu Gunsten des Verfassers besprochen; viel schärfer als dort geschehen, lautet das Urtheil in dem gehaltreichen Calcutta Review H. XX. Dez. 1848. Eine Fortsetzung des Werkes von Mill — der Verfasser endigt mit dem Rücktritt des Marquis Wellesley von der Statthalterschaft (30. Juli 1805) — war seit langer Zeit ein fühlbares Bedürfniß, welchem jetzt durch den berühmten Indianisten Wilson in würdiger Weise abgeholfen ist. Wilson schwebte sicherlich ein höheres, ein umfassenderes Bild einer angloindischen Geschichte vor; man ersieht dieß an mehren Zusätzen zu der von ihm besorgten neuen Ausgabe der Geschichte Mills, sowie aus einigen Abschnitten der vorliegenden Ergänzung. Auch werden wohl wenige Europäer sich in dem Grade aller der Kenntnisse rühmen können, die ein Werk der Art erheischt. Wilson fühlte sich aber gebunden, der Weise des Vorgängers zu folgen und sich dessen Plane anzuschließen. Der Schotte Jakob Mill (1773—1836) war ein Schüler Benthams; er stand auf der Höhe der staatlichen und namentlich staatswirthschaftlichen Kenntnisse und Einsichten seiner Zeit; er war ein Mann, wie Lord Brougham bezeugt (Speeches II 394), ausgebreiteter und tiefer Gelehrsamkeit, namentlich in den philosophischen Wissenschaften; von diesen hohen Gesichtspunkten aus beurtheilt er die östlichen Völker, ihre Vergangenheit und Gegenwart. Ist auch diese Betrachtungsweise gewöhnlich ungeeignet und ungerecht, so werden doch dem denkenden Geschichtsforscher Aussichten eröffnet, so bleiben doch vielfach fördernde Eindrücke zurück, welche die östlichen Studien und Geschichten nur höchst selten gewähren. Mill mangeln aber die zwey wesentlichen Eigenschaften eines klassischen Geschichtsschreibers: die große Kunst der Erzählung und eine lebendige darstellende Schreibart; er hatte, gleich wie sein Meister, bloß das Nützliche im Auge und mochte die Kunst als ein nicht zur Sache Gehörendes und Gleichgiltiges mißachten. Der Verfasser der Geschichte Indiens ist keineswegs ein Lobredner der Kompagnie; der auch im Leben selbstständige philosophische Forscher findet in dem selbstsüchtigen Getriebe ihrer Diener Stoff genug zu herben Urtheilen. Dessen ungeachtet hat es der leitende Ausschuß der Gesellschaft über sich gebracht oder seinem Vortheil angemessen gehalten, den kenntnißreichen Mann als Schriftführer in der staatlichen, finanziellen und gerichtlichen Abtheilung des indischen Hauses, sowie in dem Departemente für vermischte Angelegenheiten in seine Dienste zu nehmen. In dieser Eigenschaft sprach er mehrmals vor dem Ausschuße über die Angelegenheiten der ostindischen Gesellschaft in den Jahren 1831 und 1832. Sein wiederholtes Zeugenverhör in den auf Befehl des Parlaments gedruckten Protocollen (Minutes of Evidence) enthält sehr viel Lehrreiches und manche praktische Hinweisungen, welche in der Folgezeit von den Behörden des angloindischen Reiches beachtet und ausgeführt wurden.

Die drey starken Bände der Fortsetzung Wilsons führen die in drey Bücher abgetheilte Geschichte des britischen Indiens bloß bis zum Jahre 1835. Das erste Buch beginnt bey dem Friedensschluße zwischen den Maharatten und den Engländern (1805) und endigt mit der Erneuerung des Freybriefes der ostindischen Gesellschaft (1813); das zweyte erzählt die Geschichte bis zum Ende der Verwaltung des Marquis von Hastings (1823), und das dritte schließt mit der Rückkehr des Statthalters Lord William Bentinck (1835) nach Europa. Jedes Buch zerfällt wieder in eine

Anzahl Abschnitte; der letzte enthält das Wichtigste der Verhandlungen in den beyden Häusern des Parlaments bey der Erneuerung des Freybriefes der Kompagnie im Jahre 1833, und hebt die Veränderungen hervor, welche zu der Zeit in der Stellung der berühmtesten und erfolgreichsten aller Handelsgesellschaften vorgenommen wurden. Vermöge des erneuerten Freybriefes (28. Aug. 1833) wurde der Kompagnie die Regierung des angloindischen Reiches bis zum 30. April 1854 zugesichert; sie mußte aber allem sonderrechtlichen Handel in Indien wie in China entsagen und jedem Engländer gestatten, in allen Ländern zu wohnen, welche am 1. Januar 1800 in ihrem Besitze waren. In den spätern Eroberungen bedarf es noch einer besondern Erlaubniß. Die Geschichte dieser dreyßig Jahre enthält nicht bloß folgenreiche kriegerische Ereigniße; sie ist ebenso denkwürdig durch die Veränderungen in der Regierung und Verwaltung des Reiches, in der Heimat wie in Indien; sie ist anziehend durch die Aufhebung tausendjähriger blutiger Gebräuche und drückender Lasten der brahmanischen und muselmanischen Bevölkerung. Sechs Statthalter: Sir George Barlow (10. Oct. 1805—31. Juli 1807), Earl von Minto (31. Juli 1807—4. Oct. 1813), Marquis von Hastings (4. Oct. 1813—9 Jan. 1823), John Adam (9. Jan. 1823—1. Aug. 1823), Lord Amherst (1. Aug. 1823 — Febr. 1828) und Lord Bentinck (4. Juli 1828—20. März 1835) haben während dieser Zeit den angloindischen Staat, nach der bestehenden Verfassung, in ebenso unumschränkter Weise regiert, wie die Imperatoren das römische Reich, dessen Bevölkerung wohl viele Millionen weniger zählte.

(Fortsetzung folgt.)

Beytrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer.

(Schluß.)

Jene unterirdischen Gänge aber sind zum Theil auch schon untersucht und durchforscht worden. Der Gang zu Mergenthau bey Augsburg — eines der besten Beyspiele — ist in festen weißen Sand gehöhlt und verzweigt sich in mehrere Seitengänge, so daß die Gesammtlänge 225 Fuß beträgt. Er ist spitzbogig geschnitten und 6½ Fuß hoch, 3 Fuß breit. In gleichen Entfernungen sind an den Seitenwänden kleine Nischen angebracht, wahrscheinlich um Lampen einzustellen. Auch die Gänge zu Reichersdorf, Rockenstein und Almering sind bereits vermessen — eine Arbeit, die nicht ohne viel unheimliches Schliefen und Kriechen ablief, — und es sind die Zeichnungen darüber dem Buche beygegeben. Der Verfasser zeigt nun, daß bey Burgunden, Franken, Langobarden, Alemannen, Angelsachsen und Friesen die Stellen, welche der Verehrung der Götter geweiht waren, als castra, als befestigte Orte erwähnt werden. Da wir nun auf vielen jener Hügel noch Spuren von Wällen und Gräben, da wir in den Gewölben selbst noch die Ueberbleibsel uralter Opfer finden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß hier einst umfriedete oder befestigte Opferstätten waren, deren Mittelpunkt allenfalls ein hölzerner Thurm gebildet, wie jener, von dessen Höhe herunter Veleda bey Tacitus weissagt. Die Pflege solcher Heiligthümer mögen aber wohl Priesterinnen, vielleicht gerade drey, geführt haben, und da der Ort den Schicksalsgöttinnen geweiht war, so darf man annehmen, daß dort auch das Schicksal verkündet wurde. Die unterirdischen Gänge dienten, wenn es so war, wohl zu unschuldigen Cultuszwecken, sie konnten zu mystischen Versenkungen benutzt werden oder wenn unterirdische Stimmen ertönen sollten u. s. w. Wenn nun der Nornentempel auch sein Grundeigenthum, seine Wiesen und seinen Bannwald hatte und dieser Besitz dann nach seinem Untergange an die neu erstehende Kirche oder an die Gemeinde überging, so erklärt sich auch, warum die drey Fräulein als Stifterinnen verehrt werden. Somit wäre denn die ganze Sage und Alles, was mit ihr zusammenhängt, auf glaubwürdige Art gedeutet und ausgelegt. Eigenthümlich bleibt es nur, wie deutsche Bauern, welche die größten Tage, die mächtigsten Ereignisse, die berühmtesten Könige und Kaiser in der deutschen Geschichte vergessen haben, mit ewiger Zähigkeit an

dieser Sage festhalten und drey heidnische Phantome ihren Schatten über Jahrtausende hin bis in die Gegenwart hereinwerfen lassen.

Allein mit dieser sagenhaften Verewigung scheint den alten Nornen noch immer nicht genug Ehre erwiesen: die angestammte Liebe der Neubekehrten versetzte sie sogar in den christlichen Himmel. In manchen Orten nämlich, wo die Sage von den drey Fräulein auf einem nahen Hügel ruht, werden auch in der Kirche drey heilige Jungfrauen verehrt; ja die Mythe vermischt diese beyden Dreyheiten und behauptet, die heiligen Jungfrauen in der Kirche seyen gerade jene frommen drey Fräulein, die in dem versunkenen Schlosse gewohnt. Sie führen verschiedene Namen, Einpet, Vilpet, Wolpet, Gwerbet, Firpet u. s. w., die sich indessen schwer erklären lassen. Dieser Cultus geht von Meransen, das in Tirol bey Brixen liegt, bis in den Dom zu Worms, wo auch die Bilder der drey heiligen Jungfrauen aufgestellt sind. Allenthalben werden ihnen Wunder, insbesondere Heilung der Kranken zugeschrieben. Es ist bemerkenswerth, daß diese Sage gerade bey dem ernsten Altbayer einen Charakter bewahrt hat, in dem noch jetzt das düstere, schauerliche Wesen der alten Schicksalsgöttinnen durchscheint. Die heitern Franken wissen zwar hie und da auch von den drey Fräulein zu erzählen, aber die ihrigen sind meistens Wassernixen, welche sich gerne auf Hochzeiten einfinden und mit den Bauernburschen tanzen. Zwey von ihnen gehen zu rechter Zeit wieder nach Hause; die dritte aber verliebt sich gewöhnlich, versäumt die Stunde, gewahrt dann wehklagend die Verspätung und bittet ihren Jüngling, sie bis zu einer Quelle zu begleiten, wo sie zu Hause sey. Bleibe das Wasser rein, so sey ihr verziehen, wenn nicht, so sey sie bestraft worden. Sie versinkt dann in den Born und gleich darauf spritzt daraus ein warmer Blutstrahl in die Höhe.

Somit zeigt sich denn gerade im bojoarischen Heidenthum ein bisher nicht geahnter, vor Jakob Grimms Forschungen wohl auch kaum erkennbarer Cultus der Schicksalsgöttinnen und diese Entdeckung ist das ausschließliche Verdienst des Herausgebers dieser Sammlung. Während die Spuren der alten Nornen im übrigen Deutschland sehr verschwommen sind, finden sie sich gerade in reichster Fülle bey einem Stamme, welchen mehrere unter seinen eigenen Gelehrten noch in diesem Jahrhunderte gar nicht zu den Deutschen zählen wollten, sondern zu den Kelten, eine Verwandtschaft, die man damals freylich für sehr vornehm hielt. Eigenthümlich ist es auch, daß die nordische Vorstellung vom Drehen und Festigen des Seiles, wie Jakob Grimm sagt, weder in romanischen noch in deutschen Volkssagen gefunden wird, während sie doch gerade in der bayerischen nicht zu verkennen ist. Vielleicht, daß man diesen Zug eines Tages benutzen wird, um der Urstellung näher zu kommen, welche die Bayern auf dem Schachbrette der germanischen Völkerzüge eingenommen. Jedenfalls ist eine Quelle eröffnet worden, wo sie wohl die wenigsten vermutheten. Bisher mußte dem Anscheine nach der bayerische Boden als öde und ausgedorrt erscheinen, nunmehr aber ist es ausgemacht, daß auch hier noch ein dunkles Gedächtniß der uralten Tage nachlebt und sich in bedeutungsvollen Ueberlieferungen ausdrückt. Freylich wird dieß allem Anscheine nach nur eine kurze Zeit noch währen. Der Sinn des Bauern wendet sich ab, wie vom alten Aberglauben, so von alten Mythen. Der bessere Unterricht in den Schulen gibt seinen Gedanken einen größeren Inhalt, und das Bedürfniß nach geistiger Anregung weiß er jetzt auf andre zeitgemäße Art zu befriedigen. Das völlige Aussterben der Sagen und ihre Feststellung und Erhaltung durch den Druck werden so ziemlich in Ein Jahrhundert zusammenfallen. Die alten Großmütter, die sie einst an den Winterabenden den lauschenden Enkeln erzählten, sind fast schon alle dahin gegangen. Desto dringender demnach die Aufforderung zu eilen, rüstig, unabläßig zu sammeln und durch die Schrift zu erhalten, was sonst der Gang der Zeiten bald unrettbar mit sich fortreißen wird. —

Dr. Steub.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The history of british India from 1805 to 1805.

(Fortsetzung).

Ein Ueberblick der politischen Verhältnisse Indiens bey dem plötzlichen Tode des Statthalters Marquis von Cornwallis (5. Oct. 1805) eröffnet das Werk, worin der Ursprung und die Zustände der einheimischen Staaten der Muselman, Hindu und Radschputen, der Dschat und Sikh ausführlich erzählt und beschrieben werden. Die Engländer waren bey dem Schluße der ruhmvollen Verwaltung des Marquis Wellesley (17. Mai 1798 — 30. Juli 1805) die erste Macht Hindostans; es wäre ihnen ein Leichtes gewesen durch ein kräftiges Auftreten, durch eine entschiedene Intervention in die innern Angelegenheiten der einheimischen Staaten die Ruhe im Lande zu erhalten; sie hätten bey passenden Gelegenheiten alle eingeborenen Gebieter zu mittelbaren Lehensleuten herabdrücken oder sie ganz entfernen können. Dieß lag aber weder in dem augenblicklichen Vortheil noch in dem Wunsche der ostindischen Hansa. Sie wollte von dem indischen Reiche große Gewinnste ziehen, um gute Dividenden auszutheilen und scheute deßhalb kriegerische kostspielige Unternehmungen. Keine Einmischung. Man überlasse die indischen Staaten ihrem eigenen Geschicke; die Zwistigkeiten der Barbaren sind die festeste Schutzmauer des indischen Reiches; alle mit ihnen abgeschlossene Verträge und Schutzbündnisse sollen, wo immer möglich, aufgehoben werden. So lauteten die Verhaltungsnormen des Marquis Cornwallis, nach denen er sich auch gleichwie sein Nachfolger, der älteste Rathsherr, Sir Ch. Barlow unbedingt richtete. Der Ehrgeiz, die Eroberungssucht Wellesley's hätten die Ausgaben vermehrt und seine Nachsicht gegen unberechtigte Kaufleute den Handel vermindert. Ihm hatte man den Ausfall der Einnahmen und die immer steigende Schuldenlast der Kompagnie zu verdanken. Das englische Fabrikwesen wirkte freylich zu der Zeit ebenfalls schon nachtheilig auf Indien und seinen Handel zurück. Die Einfuhr des gewinnreichsten Stoffes, der Baumwollenzeuge, fiel innerhalb zehn Jahre (von 1798—1808) auf beynahe ein Siebentel des Werthes, von drey Millionen auf 430,000 Pfund. Die Dschamna, heißt es weiter, möge wieder die westliche Grenze des indischen Reiches seyn. Daulet Rao Sindhia wurde nun (23. Nov. 1805) das Fürstenthum Gwalior und der größte Theil von Gohud überlassen; dafür Einziehung aller Pensionen, welche die Engländer, vermöge des frühern Vertrags, verschiedenen Häuptlingen seines Hofes zu zahlen hatten. Der Maharattenfürst versprach einen entschiedenen Feind der Briten niemals in seine Dienste zu nehmen. Sindhia hat sein Wort gebrochen und auch dieß ließ man geschehen. Der Fluß Tschambal soll der Hauptsache nach die Gränze seyn zwischen den beyden Staaten. Einige Wochen später (5. Januar 1806) ist auch mit Dscheswant Rao Holkar, (Lord Lake hatte ihn bis ins Fünfflußgebiet verfolgt), der Friede geschlossen. Die Furcht drängte. Es war zu besorgen, Ranadschit Singh und andere Sikh möchten zum Feinde stossen. Alle Besitzungen südlich des Flußes Tschambal sind nach 18 Monaten Holkar überlassen; dieß geschähe auch mit den Ländern südlich der Tapti und Godaweri, erheben sich in der Zeit keine neuen Klagen gegen den Mann; jedoch

ohne Erlaubniß der britischen Regierung sollte der Maharatte keinen Europäer in Dienst nehmen. Die Bündnisse mit mehreren an die Herrschaften Sindhias und Holkars angrenzenden Fürsten wurden durch Barlow einseitig aufgehoben. Man hat in Calcutta, um fernern Zwist und den Kosten auszuweichen die ehemaligen Freunde preisgegeben. Es ist dieß vielleicht das erstemal, klagte der Gesandte des verlassenen Radschah von Dscheipur, daß auch Frengi Treu und Glauben der Selbstsucht zum Opfer bringen. Der Schotte Malcolm ist ganz verwundert über die Kühnheit des Hindu. Sogar die mit so vielem Blute erkauften Fürstenthümer wie Bhurtpur wollte Barlows Friedens- und Sparsucht wegschenken. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese kurzsichtige kaufmännische Staatsweisheit allenthalben höchst nachtheilig auf die einheimische Bevölkerung, sowie auf die britischen Interessen zurückwirkte. In besondern Fällen war sie ganz unausführbar. Mäßigung galt für Schwäche; die prahlerischen Fürsten Hindostans wagten Neckereien und Herausforderungen, deren Züchtigung nicht unterlassen werden durfte. Sikandardschah suchte den Minister Mir Alam, mehr ein Diener der Engländer als seines Gebieters, zu entfernen und sich bey schicklicher Gelegenheit der Verbindung mit der Kompagnie ganz zu entledigen. Solch ein Ereigniß, berichtet Barlow dem geheimen Ausschuß, könnte unsere Macht in Indien bis auf den tiefsten Grund erschüttern; alle Fürsten würden dem Beyspiel des Nisam folgen. Das weise System der Nichteinmischung soll zwar die Richtschnur bleiben, jedoch nur bey Fürsten und Gelegenheiten, wo es richtig verstanden wird. Eine Zerreissung des Vertrags mit dem Nisam könnte aber leicht dem Untergange entgegenführen. Die britische Regierung säumte nicht; sie hat alsbald ihre Bedingungen vorgeschrieben; der Nisam mußte ihre Freunde in Dienst nehmen und die Seinigen entlassen. Der englische Resident bleibt der Herr des Landes und der Gebieter des Hofes. Nicht minder kurzsichtig war die innere Verwaltung. Die Einnahmen beliefen sich in den letzten Jahren zwischen 14 und 15 und die Ausgaben wechselten zwischen 16 und 17, manchmal sogar zwischen 17 und 18 Millionen Pfund. Eine rasche unbesonnene Minderung des Heeres; Belehnung mit Grundbesitz anstatt rückständigen Soldes; Einziehen vieler Stellen und Herabsetzung hoher Gehalte bewirkten nicht blos eine Ausgleichung des Budgets, sondern im ersten Jahre der Statthalterschaft Lord Mintos selbst einen Ueberschuß der Einnahmen; der Gewinn war jedoch nur scheinbar; die Belehnungen Barlows schmälern jetzt noch das Einkommen des indischen Reiches.

Die Grenville-Verwaltung, welche dem Ministerium Pitt folgte, genehmigte anfangs Barlows Oberstatthalterschaft. Die Zusage wurde jedoch nach einigen Tagen zurückgenommen, und dem Grafen Lauderdale, einem Gegner der ostindischen Gesellschaft und aller Sonderrechte, die Regierung Indiens übertragen. Das Direktorium versagte seinerseits die Zustimmung. Die Krone hatte zwar vermöge des indischen Grundgesetzes, Pitts India Bill genannt, das Recht jeden Diener der Kompagnie seiner Stelle zu entheben. Die Verwaltung, welche den völligen Bruch mit der mächtigen Körperschaft vermeiden wollte, verstand sich jedoch zu einem Vergleiche. Ein Beamter, erklärte jetzt die indische Oberaufsichtsbehörde, der sich von den untern Stellen emporarbeitete, ist ungeeignet für das Amt eines Oberstatthalters. Ansehen, Einfluß und Machtgebot wird einem Emporkömmling nur selten zu Theil; darum der Brauch, den Oberstatthalter und Feldzeugmeister aus der Heimath zu senden und aus den aristokratischen Familien des britischen Senats zu wählen. Dem wackern Barlow stehe nur seine indische Laufbahn entgegen. Seine Entsetzung beruhte aber in Wahrheit auf anderem Grunde: das schwache Grenville-Ministerium bedurfte mehr als manches andere der Stellen, um neue politische Freunde zu erwerben und die frühern zu erhalten. Die Ernennung Lauderdale's wurde zurückgenommen; Lord Minto gieng als Oberstatthalter nach Bengalen und Barlow wurde zur Entschädigung die Statthalterschaft von Madras übertragen. Auch hierhin folgte dem Manne das Mißgeschick. Ein mißliebiger Ruf von Sparsamkeit und Kleinmeisterey ist ihm vorausgeeilt. Das zurückgezogene unfreundliche Wesen war nicht geeignet ihm Freunde zu erwerben. Unruhen und Zwistigkeiten entstanden; Hindu und Europäer wurden die Widersacher des neuen Statthalters; selbst ein großer Theil der bewaffneten Macht, an deren Spitze der

General, weigerte den Gehorsam, Barlow mußte am Ende (1812), ungeachtet der zahlreichen Freunde im Direktorium, die ihm das Wort redeten, zurückgerufen werden.

Lord Minto kannte aus mannigfacher amtlicher Thätigkeit die Verwaltung und die Zustände des anglo-indischen Reiches. Noch als Sir Gilbert Elliot hatte der Oberstatthalter bey dem Gerichtshandel gegen Warren Hastings in der Anklage Impey's solch eine hervorragende Stellung eingenommen, daß ihn die Freunde im Grenville-Ministerium mit gutem Grunde zur Präsidentschaft des indischen Centralamtes erheben konnten. Die Kompagnie wünschte die unbedingte Fortsetzung ihres Systemes der Nichteinmischung; sie wünschte eine sparsame, von allen Wirren und Kriegsläuften entfernte Verwaltung. Dieß war aber zu keiner Zeit des indischen Reiches möglich, und am wenigsten in den Tagen, wo die napoleonische Uebermacht auch dem Osten gierige Blicke zuwendete. Gleich beym Antritte der Regierung mußte Lord Minto das Schwert ziehen. Eine Anzahl Bandelas trotzte auf ihre Bergfesten, weigerte den Zins und jede Lehensfolge. Die Burg Adschaigrah wurde mit leichter Mühe gebrochen, nicht so Kalindschar, von den Hindu unbezwingbar gehalten. Der Berg Kalandschara, gemeinhin Kalindschar, steigt plötzlich fünf deutsche Meilen südöstlich von Banda, aus einem Meergrunde zu einer Höhe von 1200 Fuß über das benachbarte Flachland empor. Seine ringsum befestigte Platte mag im Umfange eine Meile betragen. Diese nach allen Seiten steile Anhöhe ist dem Gotte Sina geweiht, auch er heißt ja Kalandschara, weil er den Untergang der Zeiten überschaut. Die Stadt gleichen Namens liegt am Fuße des Berges, wovon man durch eine im Felsen gehauene und mit verbarricadirten Pässen versehene Wendelstraße zur Gipfelplatte emporsteigt. Muhammed von Ghasnah und Schirschah der Afghane haben vergebens alle Macht und Kunst aufgeboten, um diese, die starke Burg Gwalior noch überragende Feste, zu brechen. Ungeachtet der zahlreichen, trefflich bedienten Artillerie wurde der erste nach langer Vorbereitung unternommene Sturm der Engländer mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Bandalas erkannten aber bald ihre Unmacht gegen wiederholte Angriffe solcher Art. Freywillig tauschten sie die Feste gegen andere Marken Landes (1812); Kalindschar, seit undenklichen Zeiten eine Zuflucht der Raubritter, wurde der Zerstörung preisgegeben. In der Umgegend der ehemaligen Burg hausen jetzt die Nachkommen des Diebgeschlechts als friedliche Landleute und erfreuen sich in Folge des Vertrags mehrer Sonderrechte, namentlich der Immunität von jeder englischen Gerichtsbarkeit. Eine andere Gemarkung mußte ebenfalls wiederholt gezüchtigt werden, bevor sie lernte, sich in das unvermeidliche Geschick, in die Oberherrlichkeit der Engländer zu ergeben. Die Dschat der fruchtbaren Gauen westlich Delhi's, Hariana, das grüne Land geheißen, bildeten mehrere wirrenvolle Freystaaten, abwechselnd unterjocht von fahrenden Rittern und Freybeutern, von Einheimischen und Fremden. Sogar ein irischer Matrose, Georg Thomas, konnte sich ein Fürstenthum erringen. Der Radschah von Hansi, so nach seiner Hauptstadt, ließ sich Thomas nennen, verlor (1802) an Perron, einem Franzosen in Sindhia's Diensten, seine Herrschaft und mußte das Land verlassen. Die Unterwerfung Sindhias brachte auch Hariana, das jetzt nach einander verschiedenen Häuptlingen als Lehen übertragen wurde, zum englischen Reiche. Kein einheimischer Fürst erlangte aber Ansehen und Macht genug, um das Land zu beruhigen und den Raubzügen in die nachbarlichen Marken zu steuern. Die Engländer mußten nun selbst die Zügel ergreifen. Der Widerstand des freyen gesetzlosen Volkes war äußerst hartnäckig. Viele Dschat haben den Tod der fremden Sklaverey vorgezogen. Der Grund der bürgerlichen Ordnung oder was man so nennt, wurde auch hier über Leichenhaufen aufgeschüttet. Dieß waren jedoch nur die geringsten Widersprüche gegen die in der Heimath aufgestellte Staatsnorm gänzlicher Sonderung und Neutralität des indischen Reiches. Sie wurde mit jedem Jahre unhaltbarer befunden und endlich ganz aufgegeben. Großbritannien mußte mit widerstrebendem Gefühle die Westgrenze seines asiatischen Reiches zu den Engpässen Afghanistans ausdehnen und im äußersten Osten des Erdtheils die Fundamente zu einem anglochinesischen Reiche legen. Die Länder und Inseln zwischen Bengalen und Kuangtong stehen zum Theil mittelbar und unmittelbar unter seinem Ge-

bot; die andern, Kochinchina und Kambodscha, Siam und Laos werden dem gleichen Schicksale nicht entgehen, so wenig wie Chondus, Tübet und die Theilfürsten Afghanistans.

Die wichtigste und folgenreichste Regierungsperiode in den letzten dreißig Jahren ist die des Oberstatthalters William Henry Cavendish Lord Bentinck. Der Lord war ein jüngerer Bruder des dritten Herzogs von Portland, und ein Urenkel William Bentincks, des Jugendfreundes Wilhelms III.

Bentinck kam zu einer Zeit nach Indien, die äußerst günstig für seine reformatorischen Bestrebungen war. Ruhe herrschte allenthalben im Lande; man war aber von der Nothwendigkeit des Verbesserns in allen Zweigen der Verwaltung überzeugt. Einleitungen hiezu waren nicht bloß im Gange, sondern vieles Treffliche bereits durch Thomas Munro zu Madras und Mountstuart Elphinstone in Bombay ausgeführt worden. Vor allem mußte im Staatshaushalte Ordnung hergestellt werden. Die öffentliche Schuld des angloindischen Reiches stieg, während der kurzen Verwaltung des Lord Amherst, von 29 auf 39 Millionen Pfund; die jährlichen Einnahmen waren um mehr als eine Million hinter den Ausgaben im Rückstande [1]).

Der neue Oberstatthalter hatte von den Herren im indischen Hause das undankbar mißliche Geschäft, allenthalben Ersparungen einzuführen, überkommen. Bentinck, ein eisenfester Mann, war hiezu vollkommen geeignet. Aller Widerrede, alles Verdrußes ungeachtet ist der Lord immerdar auf dem nach reiflicher Erwägung für heilsam erkannten Wege fortgeschritten. Vor allem ging das Streben dahin, die Ausgaben in ebenmäßigeres Verhältniß zu den Einnahmen herabzubringen.

1) Im Rechnungsjahre 1822 auf 1823 betrug die indische Schuld 29,388,000 und 1827 auf 1828 nicht weniger als 39,606,000 Pfund. Die Einnahmen beliefen sich in demselben Jahre auf 22,863,000, und die Ausgaben, die Interessen mitgerechnet, auf 23,892,000. Diese Angaben sind dem amtlichen Berichte von 1832 entnommen.

Gleich nach seiner Ankunft zu Kalcutta (4. July 1828) setzte der Oberstatthalter zwey Ausschüsse nieder zur Untersuchung aller bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten des angloindischen Reiches. Vor allem wurden die schreienden Mißbräuche im Heere ins Auge gefaßt und schnell beseitigt. Die Feldzulage der Offiziere und Hauptleute [2]) war mißbräuchlicher Weise auch im Frieden erhalten worden; sie wurde (9. Nov. 1828) in den Garnisonen auf die Hälfte herabgesetzt; ein Befehl, der gegen die Einsprache des Oberbefehlshabers Combermere und der andern Betheiligten im Heere aufrecht erhalten wurde. Ein gleiches Loos traf die bürgerlichen Beamten. Ihre Besoldungen standen zum großen Theil in gar keinem Verhältniß zu den Dienstleistungen; sie trugen immer noch deutliche Spuren ihres Ursprungs, des kaufmännischen Gewinnstes und des Uebermuthes der Eroberer. Weßhalb soll ich hier in Calcutta, sprach ein Beamter zu Warren Hastings, mit viertausend Rupien zufrieden seyn, wenn ich im Innern des Landes mit meinem Einfluße einige Lakh Rupien erwerben kann, und dabey gar nichts auszugeben habe? Die Vorstände des Opiums- und Salzgeschäftes waren besser bezahlt, als der erste Minister Großbritanniens; jeder erhielt neben andern Bezügen 7500 Pfund Besoldung. Ueberdieß schämten sich die Herren ihres Amtes, gaben vor, daß sie hievon gar nichts verstünden, und klagten, wenn sie bey einem schwelgerischen üppigen Leben in einem Jahre nur 100,000 Rupien erübrigten [3]).

(Fortsetzung folgt.)

2) Diese Feldzulage heißt im Hindi und der Maharatta Sprache Bhatha, gemeinhin Batta, d. i. besondere Zahlung.

3) Sleeman Rambles, II. 56.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The history of british India from 1805 to 1835.

(Fortsetzung.)

Lord Bentinck hat vermittelst mehrerer Abzüge die Gesammtbesoldung von 97 Lakh, 47,000 auf 91 Lakh 13,000 Rupien herabgebracht. Dessenungeachtet sind die 416 Beamten Bengalens immer noch die am besten Bezahlten auf Erden. Es erhält ein Jeder, vom Mitglied des Rathes bis herab zum Schreiber, im Durchschnitt jährlich 2200 Pfund Besoldung [4]). Zugleich erging die Anordnung, daß auch über das Benehmen und die Amtsführung der bürgerlichen Diener, gleichwie beym Militär geschah, von Zeit zu Zeit Bericht erstattet würde. Es hatten sich nämlich Mehrere unerhörte Mißbräuche zu Schulden kommen lassen. Ein Richter entschied die Gerichtsfälle nach der Länge. Sein Spruch lautete immer zu Gunsten derjenigen Partey, welche die längste Schrift eingereicht hatte. Ein rasender Jagdliebhaber nahm Kläger, Beklagte und den ganzen Gerichtshof mit in die Wildnisse und fand hier Recht in den Zwischenstunden, wo er auf das Gethier harrte. Ein dritter schloß den Gerichtshof ganz und gar und vergeudete die Zeit mit allerley andern Dingen [5]).

Die Sparsamkeit und Sorgfalt des Lord erstreckte sich über alle Gebiete des großen Reiches. In der Verwaltung der östlichen Niederlassungen, welche der Oberstatthalter bald nach dem Antritte seines Amtes (1829) bereiste, in dem Küstenlande Tenasserim und Arrakan, dann auf der malayischen Halbinsel, zu Penang und Singhapura wurden ebenfalls bedeutende Ersparungen eingeführt. Die besondere Regierung in Penang wurde aufgehoben und sämmtliche Besitzungen der Halbinsel Malacca und im östlichen Archipelagus unter die Präsidentschaft Bengalen gestellt [6]). Alle indischen Zeitungen tadelten diese und andere Maßregeln zur Ersparniß und bessern Verwaltung in der schärfsten Sprache. Sie erklärten sich gegen den Druck, gegen die über die Beamten verhängte Inquisition; sie nannten die neue Ordnung einen Bruch der englichen Verfassung, eine Schmälerung wohlerworbener Rechte. Bentinck hätte zu der Zeit, wo Indien der gesetzlichen Freiheit der Presse ermangelte, eine Beschränkung des Wortes einführen und selbst die Ausgabe der Blätter verbieten können. Die Regierung zu Calcutta war großherzig und einsichtsvoll genug, solche Mittel der Tyranney zu verschmähen. Sie gestattete Jedem bey dieser wie in allen folgenden Gelegenheiten sein freyes Urtheil, ließ sich aber durch das öffentliche Gerede der Selbstsucht und des Unverstandes nicht beirren. Diese bey den schwierigen Umständen der siebenjährigen Verwaltung des Landes gestattete Freyheit der Presse setzte den Nachfolger Sir Charles Metcalfe in den Stand die Thatsache (3. Aug. 1835) zum Gesetze zu erheben. Die Zeit beruhigte und belehrte. Man erkannte das Wohlthätige der neuen Normen; sie sind mit unwesentlichen Aenderungen bis auf den heutigen Tag erhalten.

4) Calcutta Review I. 352.

5) Calcutta Review I. 354.

6) Newbold Straits of Malacca I. 7.

Günstlingen und Freunden große Strecken Landes sammt den Städten und Dörfern zu verleihen, ist ein altes Herkommen der asiatischen und europäischen Willkürherrschaft. Solcher Gnade würdigten die Fürsten Persiens mehrere flüchtige Griechen, Themistokles und Damaratus. Diese Dschagir sind steuerfrey und vererben, je nachdem der Lehensbrief lautet, auf die Nachkommen. Was ist aber sicher in gesetzlosen Despotien! Der Nachfolger nimmt nicht selten die Verleihung zurück und straft überdieß den Günstling des verstorbenen Herrschers. Dieses Lehenwesen ward in den letzten Jahrzehnten des Mongolenreiches mit großem Mißbrauch gepflegt. Die Statthalter handelten als selbstständige Gebieter, sie schenkten einen großen Theil des Landes an Verwandte, an Hauptleute und Freunde. Zur Zeit der ersten Verwaltung des Lord Cornwallis (1793) wurden die Ansprüche dieser Barone einer strengen Prüfung unterzogen. Die Rechtmäßigkeit blieb nur dann anerkannt, wenn sie urkundlich vor den Gerichten nachgewiesen wurde. Durch eine neue Bestimmung des Oberstatthalters im Rathe (1828) war es jetzt hinlänglich, sobald nur der Rentmeister genügende Gründe hatte, diese Sonderrechte zu verwerfen. Die Lehenbesitzer durften Klage erheben; sie sind jedoch gewöhnlich von den Gerichten zurückgewiesen worden. Unter den Bewohnern Orissas, Bihars und Bengalens erregte der Erlaß solchen Widerstand, daß die Ausführung in einzelnen Fällen gemildert und ganz aufgeschoben wurde. Einige Jahre später ist man auch hier rücksichtslos zu Werk gegangen.

Die andere neue Bestimmung über die Opium-Ausfuhr der einheimischen Fürsten (1830) brachte ebenfalls ein überraschend günstiges Ergebniß zu Tage. Die Abgabe von 175 Rupien für die Kiste war vortheilhafter, als der kostspielige gewöhnliche Schleichhandel, und das Opium ging jetzt über Bombay und Calcutta. Die Zollerträgnisse hoben sich in wenigen Jahren auf 12 bis 18 Lakh Rupien. Durch diese Ersparnisse und Verbesserungen der Staatseinnahmen konnte der Oberstatthalter in wenigen Jahren nicht bloß das gestörte Gleichgewicht im Budget herstellen, sondern auch bedeutende Ueberschüsse erzielen und die Schuldenlast des angloindischen Reiches um mehrere Millionen erleichtern, wie folgende dem Parlamente gemachten Vorlagen zeigen.

Rechnungsablage für die Jahre:

	1823	1829	1836	
Einnahmen	19,650,000	19,486,000	19,543,000	Pf. Strl.
Ausgaben in Indien	16,986,000	18,541,000	15,991,000	„ „
Ueberschuß	2,659,000	945,000	3,552,000	Pf. Strl.
Ausgaben in England für Interessen, Besoldungen, Pensionen und vermischte Ausgaben	2,806,000	1,906,000	2,110,000	„ „
	147,000	1,021,000 Deficit	1,442,000	Ueberschuß.

Die Staatsschuld war am 30. April 1823: 22,983,000 Pf. Sterl.
„ „ „ „ „ „ 1829: 30,188,000 „ „
„ „ „ „ „ „ 1836: 26,947,000 „ „

Der Oberstatthalter verfolgte aber vermittelst aller dieser Maßregeln ganz andere höhere Zwecke. Durch Verbesserung der Finanzwirthschaft wollte er sich den Kaufherren des ostindischen Hauses empfehlen, damit sie auch seinen übrigen kühnen, dem Geldgewinne ferne liegenden Beschlüssen, ihre Zustimmung nicht versagen möchten. Und so geschah es auch. Was keiner der Vorgänger, das durfte der unerschrockene Menschenfreund wagen; seine Anordnungen begründen einen neuen Abschnitt in der Bildungsgeschichte der indischen Menschheit.

„Das ganze Daseyn ist aus bösem Gelüste

hervorgegangen; den Menschen blühen keine bleibende Genüsse auf Erden; wir leben in einem Jammerthal, dem der Weise schnell zu entkommen trachtet.“ So lautet die Ansicht vieler Lehrer des Ostens und der Begründer der indischen Staatsgesellschaft. Kasteyungen mancherley Art, Entsagung aller Genüsse und Freuden, Sinnentödtung, Menschenopfer und Selbstmord sind die nothwendige Folge dieser Weltanschauung. Wer an einer unheilbaren Krankheit leidet, wem Jammer und Sorgen des Lebens unerträglich dünkt, der kann sich mit freudigen Muthe dem Tod ergeben. Nicht zur Schande sondern zur Ehre gereicht der hinterlassenen Familie die That. Die Wittwe bleibt nach dem Tode des Gatten in dessen Familie zurück; die würdige erfreut sich hier großer Freyheit, großer Auszeichnung; sie kann aber allen ihren Verwandten durch Mißheirath in eine niedrige Kaste, durch Unzucht mancherley Verlegenheiten und Schande bereiten. Um diesen Widerlichkeiten für sich und ihre Familie zu entgehen, wird der Wittwe die Pflicht auferlegt, dem Gatten zu folgen. Sie erhält die Verheißung, jenseits der Sterne nochmals in reiner Jugendschöne zu erblühen und bis zur Wiedergeburt ein leichtes Geisterleben zu führen. Ueber der Asche erheben sich prachtvolle Denkmäler, wo ihr Andenken gepriesen und mit mancherley Reichnissen verherrlicht wird. Nur derjenigen Hausfrau, welche dem Leichnam des Gatten in den Tod folgt, gebührt der Beyname Sati, reines tugendhaftes Weib. Die Sitte ist sicherlich sehr alt, sie findet sich schon bey Diodorus aus Sicilien, bey Strabo und andern Schriftstellern des Alterthums. Jedoch wissen die Gesetze des Menu nichts von diesem Brauche. Eine treue Frau, die nach dem Wohnsitze des Gemahls im Himmel gelüstet, erklärt der Gesetzgeber, eine solche möge sich nicht dem lebenden, nicht dem verstorbenen Manne mißfällig zeigen. Die Wittwe möge den Körper kasteien, von reinen Blumen, von Wurzeln und Früchten leben; selbst der Name eines andern Mannes soll nicht über ihre Lippen kommen.

Aber bereits dem Rigweda, wohl das älteste Erzeugniß der indischen Literatur, ist das Verbrennen der Wittwen kein Selbstmord; in den epischen Gesängen und spätern Puranas wird die Opferung ausdrücklich anempfohlen; die einzelnen Bräuche sind mit allen Einzelnheiten in den Ritualen angegeben. Gute Frauen sollen keine Wittwen bleiben; sie sollen sich, die Hände mit reiner Butter gefüllt, ins Feuer stürzen. Geschmückt mit Juwelen, mit Menning bedeckt und anderer gewöhnlichen Zier, verrichtet die Wittwe ein Gebet zu allen Göttern und denkt das Leben ist Nichts, mein Herr und Gebieter war mein Alles. Sie umgeht den brennenden Holzstoß, spendet Juwelen den Brahmanen, tröstet die Verwandten und grüßt die Freunde. Nun spricht das herrliche Weib: Euch rufe ich auf, Wächter der acht Weltgegenden als Zeugen dieser That: Sonne und Mond, Luft, Feuer, Aether, Erde und Wasser! Meine eigene Seele und die Todtenrichter, Tag und Nacht und Zwielicht und Gewissen seyd mir Zeuge! Seyd Zeuge! Ich folge der Leiche des Gemahls in den brennenden Scheiterhaufen! Jetzt steigt sie hinauf. Mit den Worten: Namo, Namah! Ich bete, Anbetung, umarmt sie die Leiche und überläßt sich der prasselnden Flamme unter dem Rufe: Satya! Satya! Satya![7]) Die Zahl dieser Menschenopfer ward jährlich gegen dreyunddreyßig Tausend geschätzt; sie ist vielleicht übertrieben, vielleicht auch nicht. Die Engländer hinderten weder diesen noch andere Gräuel. War es doch vom Beginne ihr Grundsatz, niemals in unmittelbarer Weise an dem Glauben und Aberglauben zu rütteln, aus Furcht der Bestand des Reiches möchte gefährdet werden. Die Sitte des Wittwenverbrennens schien auch in der That unausrottbar; sie hatte das ganze indische Leben durchdrungen; sie war nicht nur zur religiösen Pflicht, sondern zum Ehrenpunkt namentlich der höhern Klassen geworden. „Unsere Wittwen und ihre Männer sind stolz auf diesen Vorzug. Würden sie wieder heirathen, gleich wie in den niedern Kasten, so müßten auch wir bald zur Stufe der Gemeinheit herabsinken! Alle die Wittwen, die so Großes vollführen, sind hiezu von den Göttern auserkoren und gestärkt. Wie könnte auch sonst ein schwaches Weib so

7) Colebrooke on the duties of a faithful Hindu Widow. In den Miscellaneous Essays. London 1837. I. 115.

Außerordentliches leisten? Der Ruf der Gottheit zeigt sich am deutlichsten in der Thierwelt. Man sieht nicht selten Schlangen und andere Thiere, in einem frühern Daseyn waren sie die Weiber des Verstorbenen, herbeykommen, um sich mit dem Leichnam verbrennen zu lassen.“ Mit diesen Worten vertheidigte ein Radschpute die väterliche Sitte. Und in der That, die Beyspiele der Standhaftigkeit und Hingebung indischer Wittwen gränzen ans Wunderbare. Die fünfundsechszigjährige Wittwe eines Brahmanen blieb fest bey ihrem Vorsatze, ihre Asche hienieden mit der ihres Gemahls und ihren Geist jenseits mit dem seinen zu mischen. Alle Bitten, alle Hindernisse von Seiten des englischen Beamten scheiterten an dem festen Entschluße des alten Weibes. „Seit fünf Tagen ist bereits meine Seele mit dem Gemahl vereinigt; ich habe nichts gegessen und nichts getrunken; hier sitze ich auf dem kahlen Felsen in der Nerbaddah, am Tage der sengenden Hitze und in der Nacht dem beißenden Frost ausgesetzt. Verlängert meine Leiden nicht weiter! Die Seele lebt schon mit dem Gemahle; dort hinter der leuchtenden Sonne sehe ich sie beyde vereinigt unter dem bräutlichen Gezelte.“ Oberst Sleeman erkannte aus diesen Worten das Vergebliche aller Bemühung und ertheilte die Erlaubniß. Die Wittwe ging ruhig und heiter in den brennenden Holzstoß, man hörte deutlich ihre letzten Worte: O mein Gemahl, fünf lange Tage hat man mich von dir gewaltsam zurückgehalten, fünf lange Tage!

Die Sendboten des Evangeliums, seit der Begründung der Bibelgesellschaft kommen sie in größerer Anzahl nach Indien, erhoben ihre Stimme gegen diese und andere scheußliche Sitten. Die Menschenfreunde und Frommen der Heimath ergriffen Partey gegen die Regierung und die ostindische Hansa. Die Kaufherren wurden zu Vorkehrungen und Maßregeln gezwungen, um den vielfachen und wiederholten Anklagen zu begegnen. Der Oberstatthalter Marquis Wellesley verlangte (1805) das Gutachten der ersten Gerichtshöfe Indiens über ein Verbot der Wittwenverbrennung. Die Herren waren solch einem Erlasse unbedingt entgegen; er könnte dem Bestande des Reiches die größten Gefahren bereiten; man müsse sich auf Abschaffung der Mißbräuche, welche nicht selten bey diesem Selbstmorde vorfallen, beschränken. Es wurden auch wirklich einige zum Theil im indischen Gesetze selbst begründete Vorkehrungen getroffen. Die Obrigkeit mußte von dem Vorhaben unterrichtet werden; sie mußte sich von der Freywilligkeit der Handlung überzeugen; das Weib durfte keine berauschenden Getränke erhalten und keine Drohungen erdulden. Eine Frau unter sechszehn und eine schwangere erhielten niemals, so wollte es selbst das blutige Gesetz der Brahmanen, die Erlaubniß. Diese vorsorglichen Maßregeln führten zu keinem Ergebniß; die Anzahl der Opfer schien sogar seit dem Versuche, sie zu mindern, im Steigen begriffen. Unter diesen Umständen erhob sich unerwartet und plötzlich, mitten aus der brahmanischen Gemeinde selbst, eine einflußreiche Stimme gegen diese und andere Gräuel. Rammohun Roy lehrte (1820) vermittelst einiger in bengalischer und englischer Sprache geschriebenen Flugschriften: „die Wittwenverbrennung ist von Menu nicht vorgeschrieben und einzelne Stellen der Weda's sind ihr geradezu entgegen; sogar viele spätere Gesetzbücher erheben das reine tugendhafte Leben der Wittwe über ihre Opferung [8]).“ Die Beweise des kenntnißreichen Brahmanen beruhten auf festem Grunde; sie haben vorzüglich das entschiedene Auftreten des Oberstatthalters hervorgerufen. Rammohun Roy hat sich um sein Vaterland und die Menschheit große Verdienste erworben.

(Schluß folgt).

8) A conference between an advocate for, and an opponent of the practice of burning widoms alive. Calcutta 1820. Dieser ersten folgte alsbald eine zweyte Conferenz, welche der Gemahlin des Marquis Hastings gewidmet war. Die Flugschriften des Brahmanen erhielt ich 1828 vom Bischof Gregoire in Paris; Rammohun hatte sie ihm von Calcutta gesandt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum. Collegit, disposuit, notis et prolegomenis illustravit, Indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Secundum. Parisiis Editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Franciae Typographo. 1848. S. XLII. und 631 Lexiconformat.

Zweyte Abtheilung.

Liber Quartus.

Reliqui scriptores qui floruerunt inde ab Alexandri temporibus usque ad mortem Ptolemaei Philadelphi 336 — 247 a. C.

Nach dem Verzeichniß dieser Schriftsteller wird bemerkt, daß die Fragmente des Menächmos und Hegesias schon unter den Geschichtschreibern Alexanders des Gr., die des Timäos, Demon, Androtion und Philochoros im ersten Bande dieser Sammlung mitgetheilt worden.

P. 342. **Menecrates Elaita**[1]). — Es folgen aus den Städtegründungsgeschichten zwey Fragmente: 1) über die Pelasger als alte Anwohner der jonischen Seeküste und über den Ursprung des Namens *Μυσοί* (Mysier); aus der Umwanderung des Hellespontus, ein drittes über die Halizonen beym Homer; wobey K. M. auf seine Erörterung im ersten Bande zum Fragm. 29. des Kallisthenes verweist.

P. 343 sqq. **Menecrates Xanthius**, Verfasser lycischer Sagen und Geschichten, aber auch anderer ungenannter Werke. Jene waren im jonischen Dialekt geschrieben. Aus beyden folgen vier Fragmente über eine Auswanderung aus der lycischen Stadt Xanthos, über die Verwandlung lykischer Bauern in Frösche, über den Namen der phrygischen Stadt Baudos; über des Aeneas Uebergabe Troja's an die Achäer.

Menecrates Olynthius mit einem un-

---

1) *Ἐλαΐτης*, d. i. aus *Ἐλαία* einer Stadt in Aeolis. Unser Herausgeber eröffnet diesen Artikel so: „Menecrates discipulus fuit Xenocratis (frag. 2. — vielmehr 3. —) qui Speusippo successit an. 339., et cui ipsi successit Polemo an. 315 (vid. Clinton ad h. a. p. 181. ed. Krüg.). Itaque Menecrates floruerit sub regno Ptolemai Lagidae. Scripsit *κτίσεις* atque geographicum opus, *Περίοδος Ἑλλησποντιακή* inscriptum." Ich habe diese Stelle wörtlich hierher gesetzt, weil Vossius de historicc. gr. p. 19 ed. Westermann und nach ihm Westermann selbst in Pauly's Real-Encycl. IV. S. 1793 mit Bezug auf Strabo XII. pag. 550 diesen Menekrates zum Schüler eines ältern Xenocrates, nicht des Akademikers, machen, da Hekatäos von Milet sein Mitschüler war, und unser Herausgeber hat diese Straboniſche Stelle selbst zweymal mitgetheilt, nämlich hier unter Nr. 3. und im ersten Band unter den Fragmenten des Milesiers Hekatäos Nr. 202. Es muß also hier ein Irrthum obwalten; oder hat er Fr. 3. die Lesart *ἀνδρὸς* statt *ἀνδρῶν* zu der seinigen gemacht, wonach denn freylich dieser Menekrates Mitschüler jenes alten Hekatäos bey einem ältern Xenokrates wäre? Darüber hätte man aber Aufschluß erwarten dürfen.

bedeutenden Fragment über die phönicischen Buchstaben.

Menecrates Tyrius mit einem Bruchstück über Ino, Melicertes, Phrixus, Helle u. s. w.; über Dädalus und Icarus. Der folgende Artikel: **Menecrates Nysaensis** giebt dem Herausgeber Anlaß zu einer Erörterung über ihn und über den Menekrates, den Verfasser einer Geschichte von Nicäa, aus welcher nach Plutarch Thes. c. 26. eine Erzählung von Theseus, seinen Gefährten und von der Antiope mitgetheilt wird. Zum Schlusse wird kürzlich der übrigen Schriftsteller mit Namen Menekrates gedacht.

P. 346 — 352. **Andrones.** Außer Andern, wovon K. M. kürzlich in einer Note spricht, werden hier vier genauer behandelt und ihre Fragmente mitgetheilt.

Andron Ephesius habe ein Werk über die Sieben Weisen geschrieben, woraus nach Porphyrius ap. Euseb. P. E. X. 464, Theopompus Mehreres abgestohlen; welche Nachrede wenigstens sein Zeitalter gegen die Zeit Philipps des Amyntiaden feststelle, obschon dieser Andron schwerlich Verfasser der an Philippus gerichteten Schrift über die Opfer sey.

Andron Tejus, Verfasser eines Periplus, wahrscheinlich derselbe, der an dem indischen Seezug Alexanders d. Gr. als einer der Anführer Theil genommen (Arrian. Ind. XVIII. 7. [8.]

Andron Alexandrinus, Zeitgenosse Ptolemäus des Siebenten oder nach ihm, Verfasser einer Chronik, aus welcher am Schluße dieser Artikel ein wichtiges Fragment mitgetheilt wird.

Andron Halicarnassensis. Hierbey sucht K. M. zu erweisen, daß er vielleicht nicht lange nach dem Amyntiaden Philipp, wenigstens gleichzeitig mit den älteren Kritikern Aristophanes und Aristarch gelebt habe; sodann daß er Verfasser eines großen Werkes, die Verwandtschaften (*Συγγένειαι*) betitelt, war, woraus er selbst einen Auszug gemacht und worin er sich an die ältere Weise der Logographen, namentlich des Hellanicus angeschlossen, in der Art, daß er sich auf die älteren Mythen und Sagen der griechischen Stämme beschränkte, und nur die attischen Geschichten bis in die hellen historischen Zeiten verfolgte; daß die ihm beygelegte Atthis nur ein Theil jener *Συγγένειαι* gewesen, und daß diese von den unter selbigem Namen angeführten *ἱστορίαι* kaum verschieden oder das Werk eines andern Andron seyn dürften; endlich daß die unter demselben Namen citirte Schrift über die Opfer ihres antiquarischen Inhalts wegen dem Verfasser des antiquarischen Werkes über die Verwandtschaften am passendsten zugeschrieben werden möchten.

Hierauf werden die Fragmente aus den Schriften der vier Androne mitgetheilt und zwar zuerst des Ephesiers, von welchem unter dem Namen einer Schrift Dreyfuß (*ἐν Τρίποδι*) hier sieben Numern folgen, über die Sieben Weisen, Pythagoras, Pherecydes von Syros, über das Alphabet des Samiers Kallistratos u. dgl. — Es folgt Andron aus Teos; aus dessen Periplus zwey Bruchstücke beygebracht werden, über das acherusische Vorgebirge im Pontus, über die Sagen von Sinope, wobey der Herausgeber in einer kritischen Note an Agathon, Verfasser eines pontischen Periplus erinnert (vergl. Voss. de hist. grr. p. 379 Westerm. vergl. außerdem den Agathon beym Scholiasten des Sophocl. Trach. 639.). Daran schließen sich an die **Verwandtschaften** oder **Historien** des Halikarnassers Andron, mit der Atthis und mit der Epitome in 15 Numern: über Okeanos und sein Geschlecht; Parnassos; kretische Sagen und Geschlechter; die Seller, Kephallener beym Homer, und Keryx; die Pandioniden; über Skiron und die Isthmen; über das zweyte Exil des Alkibiades; Jasons Mutter; endlich aus dem vierten Buch *περὶ θυσιῶν* (über die Opfer) nur vier Zeilen. — Desto bedeutender ist die Erzählung bey Athen. IV. 184. B. aus der Chronik des Alexandriners Andron, wie Ptolemäus VII. Evergetes, von den Alexandrinern Kakergetes genannt, durch Vertreibung der Anhänger seines Bruders mittelbar Anlaß gab, daß in ganz Griechenland eine Wiedererweckung der gesammten gelehrten Bildung (*ἀνανέωσις παιδείας ἁπάσης*) eintrat; indem die durch die langjährigen Kriege der Nachfolger Alexanders d. Gr. in den griechischen Ländern fast erloschenen Wissenschaften nun durch gelehrte Emigranten aller Fächer daselbst wieder zu

einem neuen regen Leben gebracht wurden. (Das Ereigniß fällt in Olymp. 160, 4. vor Chr. 135. Man vergl. Heyne Opuscull. Acadd. I. pag. 87 sqq. und IV. p. 438. sqq., wo diese welthistorische Begebenheit von mehreren Seiten gewürdigt ist. Neben dem Andron nennt Athenäus als Gewährsmann den Menekles von Barka, über welchen ich auf Vossius p. 467 sqq. Westerm. verweise.)

P. 352 — 357. Diodorus Periegeta. Ueber diesen Schriftsteller theilt K. M. eine belehrende Notiz aus Preller ad Polemon. p. 170 mit, woraus hervorgeht, daß er wohl der erste war, der sich einen Periegeten nannte, daß er vermuthlich ein Athener war, daß seine Periegese sich auf Attika beschränkte, daß er nach Alexander d. Gr., aber noch vor Philochorus schrieb; daß er ein Werk περὶ μνημάτων, d. i. hauptsächlich über die Grabesdenkmäler verfaßte, und darin über die heiligen Gebräuche und Mythen sich verbreitete. Ein zweytes Werk desselben handelte von den attischen Demen, wobey er auch der Phylen und ihrer correlaten Verhältnisse gedacht und die nöthigen Regeln für die richtigen Benennungen dieser bürgerlichen Abtheilungen gegeben hatte, so daß er, wie die Fragmente zeigen, auf diesem Gebiet eine Hauptquelle für die Grammatiker und Geographen geworden war. Es folgen die Fragmente, und zuerst aus der Schrift περὶ μνημάτων, über Theseus, Themistokles, Hyperides, über die Söhne des Cimon, über die Phryne. — Aus dem Werke περὶ τῶν Δήμων werden 10 Fragmente unter seinem Namen gegeben, zugleich aber angemerkt, daß die meisten Stellen, die wir über die Demen bey den Grammatikern finden, ihm angehören möchten. Der Herausgeber theilt hier aus Pauly's Real-Encycl. I. S. 944 ff. die vom jüngern Grotefend in fünf Columnen geordnete Tabelle der attischen Demen und Phylen mit.

(Fortsetzung folgt.)

The history of british India from 1805 to 1805.

(Schluß.)

Lord Bentinck ordnete einen Ausschuß, welchem oblag, die auf die Verbrennung der Wittwen bezüglichen Vorschriften und Zustände, so wie die Gefahren eines Verbotes zu untersuchen. Alle Eingeborne und Europäer, die hierüber Auskunft geben könnten, wurden nach der schönen Sitte Altenglands aufgefordert und gebeten vor dem Ausschusse zu erscheinen, zur Mittheilung ihrer Kenntnisse und Erfahrungen. Bentinck verfolgte den Verlauf dieser Untersuchung mit der größten, innigsten Theilnahme; denn der Lord war keineswegs, wie seine zahlreichen indischen Feinde damals behaupteten, ein selbstsüchtiger, ehrgeiziger Staatsmann. Unter einer rauhen abstossenden Außenseite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntschaft mit den Nachtseiten der menschlichen Natur hervorgegangen, war ein für alles Gute und Edle schlagendes Herz verborgen. Das Ergebniß der vielfachen Untersuchungen und Berichte, sie füllen einen großen Folioband im ostindischen Hause, war aber keineswegs erfreulich. Viele höhere Beamten der indischen Verwaltung, alle angesehenen einsichtsvollen Eingebornen waren einem gänzlichen, einem unbedingten Verbote entgegen. Ihnen hatte sich auch Wilson angeschlossen, eine Thatsache, welche dieser große Kenner des indischen Volkes und seiner Literatur verschweigt in seiner neuern Geschichte des angloindischen Reiches. Selbst Rammohun Roy erschrack, als er von einem allgemeinen Verbote hörte. „Man möge das Gesetz vorderhand bloß unter der weichlichen Bevölkerung Bengalens verkünden; es sey gefährlich, den kräftigen Menschenschlag der nordwestlichen Kreise in eine religiöse Aufregung zu versetzen [9]).“ Ein theilweise gegebenes Verbot, erwiederte der Oberstatthalter, würde von Schwäche und Unsicherheit zeugen; die Regie-

9) Calcutta Review I. 363. Wilson History III. 269.

rung würde bloßgestellt und in den Augen der Unterthanen herabgesetzt. Das Verbot der Wittwenverbrennung wurde für die ganze Präsidentschaft Bengalen (1829) erlassen und bald hernach auch in Madras und Bombay eingeführt [10]). Der oberste peinliche Gerichtshof zu Calcutta erhielt den Auftrag, alle bey solch einem Vorfalle Betheiligten als Mörder zu verfolgen und nach Umständen zu bestrafen. Nirgendwo verspürte man die schrecklichen Folgen, welche schüchterne, unklare und selbst in Vorurtheilen befangene Gemüther von dieser kühnen, Großbritannien und die Menschheit ehrenden Maßnahme erwarteten und befürchteten. Eine Anzahl altgläubiger Hindu bestürmte die Regierung mit Bittschriften gegen den Erlaß; andere, an deren Spitze die Reformatoren Dwarkanauth Tagor und Rammohun Roy, dankten der obersten Behörde für diesen „ewigen Segen" und baten sie, fortzufahren in diesen reformatorischen Bestrebungen [11]). Die Altgläubigen erschöpften jedes gesetzliche Mittel, um die Aufhebung des Verbots zu bewirken. Von dem Oberstatthalter im Rathe zurückgewiesen, wendeten sie sich an den König. Der Fall wurde vor dem geheimen Rathe (Juni 1832) verhandelt. Die Anwälte der beyden Parteyen, der Hindu und der ostindischen Hansa, wurden in gewöhnlicher Weise vernommen, und die Kläger, wie nicht anders zu erwarten stand, abgewiesen [12]). Die Regierung zu Calcutta sah sich, während der folgenden Jahre, durch Verträge und Eroberungen in den Stand gesetzt, das Verbot der Wittwenverbrennung über alle Länder vom Himalaja bis zum Meere, von China bis zu den Engpässen Afghanistans auszudehnen. Dafür zeugt das Dankschreiben des Oberstatthalters Lord Hardinge (Dec. 1847) an dreyundzwanzig Fürsten und Fürstinnen, dann an Ghulab Singh von Dschamu gerichtet. Sie seyen die letzten in Hindostan, heißt es darin, welche auf den Wunsch der englischen Behörden die scheußlichen Bräuche ihrer Väter, Wittwenverbrennung, Kindermord und Sklaverey abgeschafft hätten.

Lord Bentinck war ein Christ im schönsten, im edelsten Sinne des Wortes. Die Verbreitung des Christenthums war ihm das vorzüglichste Mittel der Civilisation, der geistigen und gemüthlichen Erneuerung der Menschheit. Nun trat aber das indische Erbrecht dieser Erhebung hindernd entgegen. Nach dem Gesetzbuche Menus, welches noch immer der Grund ist des ganzen bürgerlichen Wesens im Brahmanenlande, muß jeder Erbe zu irgend einer Kaste gehören [13]); jeder Hindu, der sich zu einer andern Religion bekennt, heiße sie Islam oder Christenthum, verliert seine Kaste, verliert sein väterliches Erbe. „Wer in herkömmlicher Weise durch Umstürzen des Wasserkrugs von den Verwandten ausgestossen wird, der ist seines Erbes, des Leichenkuchens und der heiligen Ausgießung des Wassers verlustig." Auch dieses Gesetz wurde (1832) vermittelst einer Anordnung des Oberstatthalters im Rathe aufgehoben. Man brachte sie wohl absichtlich in dunkle Fassung, damit sie keine neue Besorgniß errege. Dieser Zweck ist auch in der That erreicht worden. Die Zertrümmerung dieser festen Säule des ganzen indischen Wesens ward anfangs gar nicht bemerkt. Erst bey der Anwendung des Gesetzes in einem bestimmten Falle merkte der gläubige Hindu, wie ihm von dem schlauen christlichen Gebieter unvermerkt Grund und Boden untergraben wurde.

Neumann.

10) In der Präsidentschaft Bengalen geschah das Verbot durch Regulation XVII. 1829, die später auch zu Madras bekannt gemacht wurde. Regulation I. 1830. In Bombay erging das Verbot bloß mittelbar, indem die Straflosigkeit der Gehülfen der Sati (Regul. XIV. 1827) durch eine neue Anordnung (Regul. XVI. 1830) aufgehoben wurde. In den neu erworbenen Ländern der Präsidentschaft Bombay ist (1835) der einzige gewaltsame Bruch des Verbotes vorgefallen. Erst durch den Abschnitt 43 des neuen Freybriefes vom 28. Aug. 1833 wurde der Oberstatthalter im Rathe ermächtigt, für das ganze angloindische Reich Verordnungen zu erlassen und Gesetze zu geben. The law relating to India and the East India Company. London 1842. 420.

11) Calcutta Review IV. 377.

12) Asiatic Journal August 1832. 167. 223.

13) Menu IX. 201 — 203.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 360 sq. Diyllus Atheniensis. Er hatte ein großes Werk über Griechenlands und Siciliens Geschichte geschrieben; es war in mehrere Abtheilungen (*συντάξεις*) geordnet, und bestand aus sechs- oder siebenundzwanzig Büchern. Der erste Theil umfaßte einen Zeitraum von 16 Jahren (357 — 341 vor Chr.), welchen Demophilos als Fortsetzung des Werkes seines Vaters Ephoros nur in Umrissen beschrieben hatte. Der zweyte Theil enthielt die Geschichten der nächsten 5 Jahre (341 — 336) bis zu Philipps des Amyntiaden Tod. Aus dem dritten Theil ist uns eine Begebenheit aufbehalten, die in's Jahr 315 gehört. Wie weit Diyllos sein Werk fortgeführt, ist nicht bestimmt auszumitteln; wahrscheinlich jedoch bis zur Uebergabe Athens an Demetrios Poliorketes [gegen 295 vor Chr. [2])]. — Der Geschichtschreiber wird von Plutarchus als sorgfältiger Forscher belobt, und vom älteren Plinius unter seinen Gewährsmännern angeführt. Der Herausgeber theilt unter den Ueberschriften *Ἱστορίαι*, *Τρίτη*, *Σύνταξις* und Dubia, die Fragmente 5 an der Zahl mit und begleitet sie mit Anmerkungen.

P. 362 — 370. Demetrius Phalereus. Von diesem berühmten Schüler des Theophrastus und Freunde des Menander, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Redner, praktischer Philosoph und Schriftsteller in den verschiedensten Fächern, fruchtbar wie wenige, haben wir Erwähnungen der vorzüglichsten alten Autoren [3]) und eine Biographie des Diogenes L. (V. 75 sqq.) und von Neueren die Monographien von Bonamy Dohrn, die Schriften von Gravert, Clinton, Westermann (s. dessen Anmerkk. zum Vossius de Historicc. gr. p. 109 sq.), Parthey und Ritschl, so daß also der Herausgeber den Bericht über das Leben und die sämmtlichen Schriften des Demetrius übergehen konnte. Wenn er aber hinzufügt: „— quum historica Demetrii fragmenta paucissima supersint, reliqua autem opera, quorum quinquaginta fere numero Diogenes recenset, jam nihil ad nos pertineant," und p. 369: „Reliqua ad literas et philosophiam etc. spectantia de industria omitto;" so möchte ich das Erstere läugnen; denn da Demetrius ein durchaus praktischer Philosoph war, so gab er allen seinen Schriften sehr viel Historisches bey, und manche merkwürdige Züge der griechischen Culturgeschichte sind in ihnen enthalten [4]). Wir müssen demnach

2) Der Blüthezeit des Diyllos werden die Jahre zwischen Olymp. 112 — 122, vor Chr. 330 — 290 angewiesen. Ich verweise hierbey noch auf die Erörterungen ad Ephor. Fragmm. p. 21—23.

3) Zu den Stellen des Cicero kommt jetzt de Re Publ. II. 1. p. 196. Cr. et Moser. — („Rempublicam Atheniensium) postremo exsanguem iam et iacentem doctus vir Phalereus sustentasset Demetrius."

4) Hier nur Ein Beyspiel. In seinen Büchern über die Odyssee hatte Demetrius bemerkt, im heroischen Zeitalter seyen die Sänger an den Höfen der Könige das gewesen, was dort später die Philosophen geworden, nämlich Pädagogen (Erzieher und Sittenaufseher). Eustathius bringt diese Nach-

bedauern, daß gerade bey diesem so großen Schriftsteller unser Herausgeber unterlassen hat, was er in derselben Sammlung bey manchen minder bedeutenden gethan, nämlich daß er neben den streng historischen Fragmenten auch alle übrige aufgenommen, und wir möchten ihn auffordern, dieß in einem Nachtrag oder in einer zweyten Ausgabe dieses Werks nachzuholen; zumal da von den eigentlich historischen und politischen Schriften [5]) meines Wissens keine besondere Sammlung existirt. Ueber diese letzteren folgen nun zuerst Vorbemerkungen, nämlich: περὶ τῆς δεκαετίας d. h. über seine zehnjährige Staatsverwaltung von Athen; sodann Ἀρχόντων ἀναγραφή; ferner περὶ τῶν Ἰώνων, Ἀθηναίων καταδρομή. Historisch möchten auch gewesen seyn: Fünf Bücher über die athenische Gesetzgebung; zwey über die Bürger in Athen; über die Gesetze, über die Politik; über die Demagogie; historisches Proömium; Kleon, Artaxerxes, Dionysios, vielleicht sämmtlich historischen Inhalts. Nur aus zwey der angeführten Schriften sind Fragmente aufgeführt, nämlich drey aus dem Verzeichniß der Archonten und zwey über die Gesetzgebung in Athen, mit Anführung des zweyten und dritten und mehrere andere aus ungenannten Büchern. Sie sind zum Theil zur Kenntniß der attischen Religionen, Gesetze, Sitten, bürgerliche Verfassung und Gerichtswesen sehr bedeutend, und der Herausgeber hat sie mit Benützung der Schriften von K. Fr. Hermann, Hudtwalker, Meier, Schömann u. A. erläutert. Aus der Schrift Sokrates betitelt, folgen drey längere Stücke über Aristides und über die Digamie des Sokrates (wovon oben im Abschnitt über Aristoxenus). Die zwey Bruchstücke über Demosthenes möchten nach des Herausgebers Vermuthung den Büchern über die Rhetorik oder über die Demagogie angehören. Es folgt aus den Vaticanischen Excerpten des Polybius (XXIX. 6. vergl. Diodor. XXXI. 10. p. 497 ed. Dindf.) ein Fragment aus dem Buch περὶ τῆς τύχης, zur Zeit der atheniischen Statthalterschaft verfaßt, worin Demetrius aus Anlaß des durch Alexander zerstörten Perserreichs Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Glücks angestellt hatte.

P. 369. Strato Lampsacenus, ebenfalls Schüler des Theophrastus und Nachfolger in der Schule (seit Olymp. 23, 2. vor Chr. 287. Apollodori Chron. p. 416. Heyne aus Diog. L. V. 58 [nicht 28.] vergl. Clinton F. H. p. 195 Krüg., Lehrer des Ptolemäus Philadelphus. Das Verzeichniß seiner Schriften giebt Diogenes. Da K. M. die philosophischen übergeht, so will ich nur an Cic. de N. D. I. 13 erinnern; er wird dort physicus genannt, ein Beyname, der ihm auch von Andern gegeben wird, und er charakterisirt sich dort als materieller Pantheist; vergl. die Monographie: C. Nauwerk de Stratonis Lampsaceni philosophia disquisitio Berol. 1836.) Unser Herausgeber beschränkt sich auf Anführung der Schrift von den Erfindungen (περὶ εὑρημάτων). Polybius Excerpt. Vatic. XII. 25. c. ed. Didot fällt ein sehr ungünstiges Urtheil über ihn. Aus jener Schrift theilt K. M. Ein Fragment mit, und begleitet es mit einer kritischen Anmerkung.

Theodectes Phaselita. Sohn eines Rhethors und Tragikers (s. Menag. ad Diog. L. V. 24; weitere Nachweisungen über diesen Schüler des Plato und Isokrates giebt der Herausgeber, vergl. auch Westermann ad Voss. de Hist. gr. p. 107.) Dieser jüngere Zeitgenosse Ptolemäus des I. war ebenfalls Verfasser einer Rhetorik, einer Lobrede auf Alexander von Epirus, historischer und anderer Denkschriften und eines Werkes über die Sitten und gesetzlichen Einrichtungen nichtgriechischer Völker (Νόμιμα βαρβαρικά). Aber von allen diesen Büchern hat der Herausgeber auch nicht Ein Fragment auftreiben können.

P. 370—374. Lycus Rheginus. Vater des Tragikers Lykophron, lebte unter den Diadochen,

---

richt aus Demetrius zu Odyss. γ'. 267 bey; wo der Sänger erst entfernt werden muß, ehe Aegisthos seine Zwecke bey der Klytämnestra erreichen kann, und Olympiodorus ad Alcib. pr. 15. pag. 138. ed. Francof., wo von der sittlichen und den Menschen im Hause wie im Staate bildenden Macht der Musik und des Gesanges die Rede ist, erinnert an dieselbe Stelle.

5) Weßwegen wohl hauptsächlich, neben den Zeugnissen der alten Autoren, Niebuhr in den Vorträgen über alte Geschichte, den Demetrius so hoch stellt (s. I. S. 211 fg.).

und Demetrius von Phaleron soll ihm nachgestellt haben. Hierdurch ist seine Lebenszeit festgestellt (s. außer K. M. Voss. de historicc. grr. p. 111 sq. mit Westerm. und Clinton F. H. III. p. 484. Andere Schriftsteller dieses Namens unterscheidet K. M. in einer kritischen Anmerk. Wenn derselbe dort bey Tzetzes in Lycophr. 526, 1206. statt *Λύκος* ändert *Ανσίμαχος*, so verweise ich auf Schol. ad Sophocl. Oedip. Col. 91, wo das 13. Buch der *Θηβαϊκά* des Alexandriners Lysimachos citirt wird). Dieser Lykos aus Rhegium führte den Beynamen Butheras (*Βουθήρας*, wovon der Grund unbekannt ist).

Unter den Schriften desselben, deren Fragmente, zum Theil mit kritischen Anmerkungen, aufgeführt werden, hat K. M. Nr. 1. *περὶ Ἀλεξάνδρου* im Lateinischen so bezeichnet: (De rebus Alexandri Epirotae?). Damit hat es folgende Bewandtniß: dort ist von der italischen Stadt Skidros die Rede; bey Nr. 2. citirt der Scholiast des Aristoph. Pac. 925: *Λύκος μὲν ὁ Ῥηγῖνος ἐπὶ ταῖς πρὸς Ἀλέξανδρον* (vielleicht *ἐν ἐπιστολαῖς πρ. Ἀλ.* oder: *ἐν ταῖς περὶ Ἀλέξανδρον*, sc. *ἱστορίαις*); wie man aber auch lesen will, so ist wohl ohne Zweifel von demselben Werk die Rede, worin Lykos aus Rhegium italische und sicilische Merkwürdigkeiten und Geschichten beschrieben, welches er dem Alexander I. von Epirus gewidmet hatte, und dessen Gegenstand hauptsächlich der italische Feldzug gewesen war. — So sehr bin ich jetzt geneigt, meine in der histor. K. der Griech. S. 364 zw. Ausg. vorgetragenen und vom Herausgeber hier (p. 370 und ad Scriptorr. rer. Alexandri) bestrittenen Gedanken an eine Schrift über den macedonischen Alexander d. Gr. zurückzunehmen.

Das dritte bis zum siebenten Fragment hat K. M. Italica überschrieben, und sie handeln von italischen Ereignissen nnd Merkwürdigkeiten (zu Nr. 2. u. Nr. 6. vergl. man noch Mazochi ad aen. Tabb. Heracleens. p. 503). Von Nr. 8. bis 12. folgen die *Σικελικά* (Sicula). Sie beziehen sich auf sicilische Quellen, Flüsse und Seen. Daran schließen sich: *Λιβυκά* (Libyca) mit zwey Fragmenten, Nr. 13. u. 14.

Den Beschluß macht, unter Nr. 15. ein mit andern Bruchstücken zusammenhängendes Fragment beym Scholiasten des Theokrit XVII. 123 [p. 497 ed. Kiessling.; vergl. VII. 78. p. 915]. Nach der trefflichen Behandlung des Letronne Inscrr. grr. et latt. de L'Egypte I. p. 181 sq. hat sich unser Herausgeber um diese Ueberreste aus der Familiengeschichte des Ptolemäus Philadelphus noch eigene Verdienste zu erwerben gewußt. Um nur Eins anzuführen, so schlägt er in der lückenhaften und verdorbenen Stelle dieses Scholion folgende Verbesserung vor: *Ὅτι πολλοὺς ναοὺς ἱδρύσατο* (*Πτολεμαῖος Φιλάδελφος*) *καὶ Λύκος ἐν τῷ περὶ τῆς τοῦ Νέστορος κύλικος, ἣν ἐποίησεν ὁ Φιλάδελφος φησὶν οὕτως κ. τ. λ.*, so daß die Ueberschrift, statt über den Nestor (*περὶ τοῦ Νέστορος*), wie es auch im Titel heißt, lauten müßte: über den Nestors-Becher, so daß Ptolemäus einen, aus Ilias λ. 631 ff. so viel besprochenen Nestors-Becher hätte verfertigen lassen, um ihn in den Tempel seiner Aeltern weihen lassen, wie er in den Tempel der Arsinoe einen andern künstlich gearbeiteten Becher [6]) gestiftet hatte.

P. 374—381. Nymphodorus Syracusanus. Die Unterscheidung eines Syracusiers dieses Namens von einem Amphipoliten will K. M. nicht gelten lassen, und macht wahrscheinlich, daß ein und derselbe edelgeborne Syrakusier der Verfasser der Schriften gewesen, die dem Nymphodoros beygelegt werden: der über die Wunderbarkeiten Siciliens, des Periplus und der über Sitten und Gesetze nichtgriechischer Völker, wovon ohnehin der erste Titel nicht ein besonderes Werk, sondern nur einen Theil des Periplus bezeichne; auch sey es nach einem Agrigentiner Psephisma [7]), worauf ein Nym-

6) Ein *ῥυτὸν*, ein Trinkgefäß, wie sie zur Zeit der Lagiden in Aegypten vorzüglich als Attribute der Fürstinnen beliebt waren; worüber ich auf die schöne Ausführung Böttigers in den Kleinen Schriften III. S. 229 verweise.

7) Bey Gruter p. 401: *ἐπὶ ἱεροθύτα Νυμφοδώρου τοῦ Φίλωνος* vgl. Ebert *Σικελ.* p. 122 sqq. und Diss. Sicul. p. 158; daß aber Letzterer irre, wenn er einen *θαυματοποιὸς* genannten Nymphodor für

phodoros als Opferpriester vorkomme, wahrscheinlich, daß auch jener Syracusier Priester einer vaterländischen Gottheit gewesen und somit sein Amtsname ἀμφίπολος zur Fiction eines zweyten Nymphodoros, aus Amphipolis, Veranlassung gegeben habe. Aber andere edelgeborne Sicilier des Namens Nymphodoros werden aufgeführt. Daß endlich der Verfasser der *Νόμιμα βαρβαρικά* erst unter Ptolemäus Philadelphus, jedoch vor Apollonius von Rhodus geschrieben habe, gehe aus der Erwähnung des Sarapis Fr. 20. und Fr. 17. hervor, weil dieser Gott erst unter Ptolemäus Soter in Aegypten bekannt geworden; und weil der griech. Scholiast des Apollonios bey einer kolchischen Sitte den Nymphodor als Gewährsmann dieses Dichters bezeichne. Jener Perieget behaupte übrigens nur den Charakter eines solchen, nicht den eines Geographen; er zeige sich als einen belesenen und wißbegierigen, aber keineswegs von den Mängeln seines Zeitalters freyen Mann. Die Fragmente folgen: *Περὶ τῶν ἐν Σικελίᾳ Θαυμαζομένων*, unter 13 Numern (nämlich einschließlich des Periplus; mit diesem Titel nur unter 3.) 1. Ueber Hykkara in Sicilien und die Lais (nämlich die jüngere. Der Herausgeber verweist auf das fünfte Fragment des Philistus, auf die des Polemo, s. p. 75 ed. Preller. Nr. 44. auf Ebert, Bergk und Jacobs; s. jetzt dessen vermischte Schriften IV. S. 398 ff.); über den sicilischen Fluß Akis, wobey eine schöne Erklärung Dübners in der Revue de philologie 1847. p. 457 angeführt wird; Nr. 3. über Adranos und die Paliken-Götter (womit man vergleiche: Calliae fragm. 1. unten p. 382; Ebert. Diss. Sicul. I. p. 180, und Symbolik III. S. 815 ff., wo ich mich in der dritten Ausg. über diesen ganzen Cultus und namentlich auch über die hier erwähnten Tempel bewachenden Hunde, S. 825, ausführlich erklärt habe). — *Περίπλους*: über den Fluß Heloros; über den Wächter der Sonnenrinder; über den Fluß Krathis; über Sardinien; zwey Fragmente über Orestes, über Ino und Athamas und deren Kinder, aber, wie bemerkt wird, auf den verdächtigen Citaten des Natalis Comes beruhend; über den Fluß Athyras (mit kritischer Prüfung); über die unvergleichbare Schönheit der Frauen zu Tenedos in Troas; über Salpe, einen auf Menschen übertragenen Fisch-Namen. Salpe (*Σάλπη* von einem Seefisch, la saupe) hieß nämlich eine Lesbische Hebamme, bekannt durch Erfindung von allerley Heilmittel und durch ein Buch, *παίγνια* die Spielklapper, betitelt. Plin. XXVIII. 7. 3. (s. Böttigers kl. Schrift. III. S. 7). — Nr. 12. eine ausführliche Erzählung von dem Aufstand der Sklaven (*Θεράποντες*) in Chios, ihrem Anführer Drimakos, dessen Heroon und dessen Todtendienst; über Chimära als Feuerberg Lykien's. — *Νόμιμα βαρβαρικά*. Ueber die Sauromaten, Tibarenen, Mossynöken, Kolchier, Chalyber; über Abyrtake, ein Nahrungsmittel der Barbaren; über Serapis (s. oben; — wozu jedoch nachträglich bemerkt werden muß, daß schon von den Alten manche den Dienst des Serapis für älter hielten, und aus Memphis ableiteten, worüber ich mich früher im Dionysus erklärt und neuerlich Jo. Franz in Böckh's Corp. Inscriptt. Graecc. III. 2. p. 303 gelehrt gehandelt hat —); über Sitten der Aegyptier; über die Aegis als Brustharnisch; Gorgonen; über afrikanische Zauberer.

(Fortsetzung folgt.)

---

den Verfasser der sicilischen Merkwürdigkeiten halte, sey von Hüllmann ad Duridis frag. p. 130 u. von Westermann ad Paradoxograph. p. XXXIV. hinlänglich erwiesen. Jene Inschrift mit dem Namen Nymphodoros ist neuerlich nach Mittheilungen von Spengel u. A. wieder herausgegeben, berichtigt und erläutert worden von Joh. Franz in der Fortsetzung des Böckhischen Corp. Inserr. Graecc. III. 2. p. 595 sq. nr. 5490. b.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 382 sq. Callias et Antander Syracusani. Der letztere, Bruder des Tyrannen Agathokles, kommt nur einmal (nr. 6.) vor; über Kallias wissen wir etwas mehr; er hatte eine Geschichte des Agathokles in 22 Büchern geschrieben, in ganz entgegengesetztem Geist als Timäos, denn, nach Diodor's und Josephus Zeugniß, hatte dieser aus Haß gegen den Tyrannen viele Lügen seinen Berichten eingemischt, dagegen Kallias aus Schmeicheley eben so sehr die Wahrheit verletzt; wie Antandros über seinen Bruder berichtet hatte, wird nicht gesagt. In jenem weitläuftigen Werke des Kallias waren nicht nur sicilische Merkwürdigkeiten sondern auch auswärtige beschrieben worden. Dieß bekunden die Fragmente; wie über Eryke und über die Quellen, Delli und Brüder der Paliken genannt (s. Bocharti Phaleg. p. 535; Preller ad Polemon. p. 128 sq. und Symbolik III. S. 820 f.); über die Gegend von Panormos, der Garten genannt, über die Psyllen, über die vulkanische Aeolos-Insel Hiera; über Roma als Mutter von Romus und Romulus (vergl. Festus p. 269 Müller. p. 134 Egger; wobey K. M. auf Niebuhr R. G. I. S. 189. verweis't, und mit Recht vermuthet, Kallias möge zur Erwähnung Roms durch des Agathokles italischen Feldzug veranlaßt worden seyn). Den Beschluß macht ein Fragment über Agathokles [8]) aus Timäos, Kallias und Antandros.

P. 384 — 396. Hecataeus Abderita. Wenn ihn Strabo einen Tejer nennt, so erklärt sich dieß daher, daß er entweder zu Teos geboren nach Abdera gezogen oder daß er aus Abdera in die alte Mutterstadt Teos zurückgekehrt war; Zuhörer des Pyrrhon wird er selbst als Philosoph bezeichnet, aber auch als gewandter Geschäftsmann, Kritiker, Grammatiker und Historiker, Zeitgenosse Alexanders des Gr. aber nicht Erziehungsgenosse, Verwandter eines der Begleiter dieses und nicht Eine Person mit Hekatäos von Eretria, aber Beamter des Ptolemäos Lagi und als Verfasser eines Werkes über Aegypten mit dem jonischen Logographen, der ebenfalls über dieses Land geschrieben, häufig verwechselt, und als Schreiber eines Werkes über die Hyperboreer öfters angeführt aber als Urheber von besondern Büchern über die Juden und Abraham fälschlich bezeichnet [9]).

Hiermit sind aber nur die Umrisse der hier vorkommenden Erörterungen bezeichnet; im Einzelnen kommen einige Puncte näher zur Sprache, die kaum genügend beantwortet werden können. Wenn dem Abderiten Hekatäos zuvörderst auch ein Werk über Homer und Hesiodus beygelegt wird, so erinnert dieß freylich an den kritischen Grammatiker, wie er genannt wird; aber von diesem Theil seiner Arbeiten zeigt sich bey den alten Schriftstellern auch nicht die geringste Spur. Fragt man weiter nach

8) Der Name Agathokles kommt unter den Archonten von Syrakus u. s. w. auf mehrern sicilischen Inschriften vor, bey Franz a. a. O. s. p. 677.

9) S. K. M. p. 384 — 386 vergl. Westermann in Paulys Real-Encycl. III. S. 1084 f. A. Baumstark ebendas. S. 1548—1553 und meine histor. K. d. Griech. S. 388 zw. Ausg.

dem Zweck und dem Geist seiner Schrift über die Hyperboreer, so sollte man aus einer Nachricht, Hekatäos habe die Fortdauer eines solchen Volkes bis zu seiner Zeit behauptet, (s. Fragm. 1.) allerdings an eine ernste historische Absicht bey ihrer Abfassung denken; wogegen unser Herausgeber sie für eine bloße Tendenz-Schrift zu halten geneigt ist; nämlich in dem Maaße als im Zeitalter nach Alexander d. Gr. durch Euhemerus und Gleichgesinnte Freydenkerey und Frivolität um sich gegriffen, habe das nicht zu unterdrückende religiöse Bedürfniß einerseits in mysteriösen und magischen Anstalten Befriedigung gesucht, andererseits aber in dem Glauben an das Daseyn einer frommen unschuldigen Menschheit in fernen Zonen sich gefallen und beruhigt, und so sey also dieses Buch des Hekätaos wie die Schilderung des Jambulus von den Inseln der Seeligen zu betrachten. Die Aegyptiaca dieses Hekatäos sind von Diodor (Fragm. 12.) ausdrücklich bezeugt; auch hatte er unter Ptolemäos Lagi Aegypten selbst besucht (Frgm. 13.) und über Aegyptens Religion und Wissenschaft ausführlich gehandelt, wie man aus dem Citat ersieht, wonach seine Schrift über der Aegyptier Philosophie aus mehrern Büchern bestanden haben muß, obwohl diese letztere wahrscheinlich nur Theile des Gesammtwerks über Aegypten gewesen sind [10]). Eben so wenig hat man Grund zu zweifeln, daß der Abderite Hekatäos die jüdische Geschichte und Geographie berührt haben mußte, da er ja jenen König auf dem syrischen Feldzuge begleitet hatte; aber darum ist es nicht weniger gewiß, daß die unter seinem Namen umgehenden Schriften über Abraham und über die Juden einen Helleniſten dieser Nation zum Verfasser haben [11]), der was er in des Hekatäos von Abdera ägyptischen Geschichten vorgefunden sich angeeignet, interpolirt und zu einem eignen Buche über die Juden und Abraham zugestutzt hat. — Hieran schließen sich nun die Fragmente selbst, und zuerst aus dem Werke:

Περὶ τῶν Ὑπερβορέων, und zwar unter sieben Numern. Wenn Strabo in Nr. 6. die Meropis bey Theopompos, die Kimmeris beym Hekatäos und die Panchäa beym Euhemeros zu den fabelhaften Oertlichkeiten rechnet, so wird man wohl unserm Herausgeber beystimmen müssen, daß hier nach der ihm angewiesenen zweyten Stelle der Abderite gemeint sey; eben so, wenn Nr. 6. a. aus Hecatäus ein Eismeer angeführt und auf diese Autorität von Plinius N. IV. 27. mit einem scythischen Namen bezeichnet wird. — Es folgen von Nr. 7—13. die *Αἰγυπτιακά*. Unter Nr. 8. sagt K. M. in der Note unrichtig: „Cf. Damascius de principiis. p. 261. 386 [ed. J. Kopp.], qui ex Hecataeo refert etc.“ Denn Damascius berichtet hier nicht aus Hekatäos, sondern aus Heraiskos nämlich: „daß nach Aegyptischer Lehre die Sonne selbst der intelligible Geist sey.“ Wenn Herr K. M. mir nun nicht glauben will, daß der alte Hekatäos, der Milesier, etwas Aehnliches gelehrt haben könne und sich auf Schleiermacher beruft, der den jonischen Naturphilosophen auch so etwas nicht beymessen wollte, wodurch Natur und Geist identificirt werden, so muß ich ihn bitten, mir zu erlauben fort und fort zu glauben, daß solche Lehre ganz allgemein orientalisch sey, und mich auf Symbolik II. 48. 157. 180. 241 dritt. Ausg. zu berufen. — Eben darauf muß ich mich der Kürze wegen bey Nr. 9. über *Ἄμμων* beziehen, nämlich II. 37. 49. 227. 280 ff. Bey Nr. 11 bemerkt der Herausgeber daß Hekatäos der Abderite wohl in seiner Aegyptischen Geschichte über die Rückfahrt der Argonauten berichtet haben könne; jedoch passe diese Notiz besser für den Hekatäos aus Eretria, der in seinen geographischen Büchern sich ganz im Kreise der pontischen Länder gehalten habe. Die lange Beschreibung vom Aegyptischen Theben, dem

10) Wenn hierbey K. M. p. 385. in einer Anmerkung unter Anderm sagt: — „deque iis quae Hecataeus Milesius ex Herodotea Aegypti descriptione in suum opus ad verbum transtulisse dicitur etc., so scheint ein Schreibfehler zum Grunde zu liegen, da ja im Gegentheil Herodot aus der ägyptischen Periegese des Hekatäos Vieles wörtlich in sein zweytes und drittes Buch aufgenommen zu haben beschuldigt wurde. Der Kürze wegen verweise ich auf Westermann a. a. O. S. 1083; wo auch des Kallimachus Zweifel an der Echtheit jener Periegese berührt ist.

11) Alle Nachweisungen darüber von mir und von Andern giebt K. M. in einer zweyten Anmerk. ebendaselbst in einer gedrängten Uebersicht.

Grabe des Osymandias (worüber Cleß bey Pauly und Walz V. 1. S. 1021 — 1024 eine treffliche Uebersicht auch der neuesten Forschungen gegeben hat) ist vom Abderiten entlehnt; womit dagegen im folgenden Bericht über Moses Diodorus, der denselben so oft zum Führer gewählt, den Milesier offenbar verwechselt hat (s. zu Nr. 13. die Anmerk. p. 393). Den Beschluß macht: [Pseudo-Hekatäos περὶ Ἰουδαίων und περὶ Ἀβράμου, Nr. 14—18. — Angehängt sind noch drey Fragmente Nr. 19 — 21 aus unbekannten Büchern; wie wir denn nicht wissen, welche andere Schriften ausser den genannten Hekatäos von Abdera verfaßt haben mag. Hierauf folgt in einer halben Columne p. 396. b.

Amometus (Ἀμώμητος) mit einem Fragment aus einer geographischen Schrift, ähnlich der des Hekatäos über die Hyperboreer, über ein indisches Wundervolk, Attakoren genannt und mit drey andern Bruchstücken über eine ägyptische und eine libysche Oertlichkeit und über ein Volk, Sparten (Σπαρτοὶ) genannt.

P. 397—439. Megasthenes. Hierbey hat unser Herausgeber einen tüchtigen Vorarbeiter gefunden, dem er sich auch durchaus anschließt. Nachdem nämlich Herr E. A. Schwanbek eine Abhandlung: de Megasthene rerum Indicarum scriptore zu Bonn 1845 vorausgeschickt hatte, ließ er das Jahr darauf die Fragmente selbst folgen: Megasthenis Indica. Fragmenta collegit, comment. et indic. adiecit E. A. Schwanbek. Bonnae 1846. 8. In diesem Werke giebt er vorerst eine Uebersicht dessen, was früher über Indien geschrieben worden, und benutzt sodann neben eignen Forschungen mit großer kritischer Sorgfalt die neuesten Untersuchungen von Bohlen's, Lassen's, A. W. Schlegel's u. A. Unser Herausgeber geht von den Zeugnißen der Alten über den König Seleucus Nikator aus, und schließt sich seines Vorgängers (Schwanbek p. 13 sqq.) Entscheidung an, daß die so viel geglaubte — [und, füge ich bey, auch noch von Heeren in den Ideen I. 1. S. 383 vorgetragene] Meinung, als sey dieser Nachfolger Alexanders des Gr. viel weiter als sein Vorgänger in Indien bis an den Ganges ja bis an dessen Mündungen vorgedrungen, durchaus ungegründet sey. Hierauf wendet sich K. M. zu den Berichten der Schriftsteller über den Megasthenes, die sehr unbefriedigend sind; woraus aber doch so viel hervorgeht, daß er Abgeordneter beym Satrapen von Arachosien Sibyrtius war, von jenem König mehrmals an den indischen Mahârajah Sandrokottus als Gesandter abgesendet worden, um Geschenke zu überbringen und manche Angelegenheiten mit ihm zu ordnen [12]). Uebrigens bemerkt Arrianus ebendaselbst, Megasthenes scheine ihm keine große Reisen in Indien gemacht, jedoch wenigstens mehr als die Kriegsgefährten Alexanders von diesem Lande gesehen zu haben, nämlich gewiß die Umgegenden von Palibothra, also die dortigen Uferländer des Ganges, während seines mehrmaligen Auffenthalts; aber es fehlte ihm auch sicherlich nicht an Gelegenheit, auch über die weiter jenseits gelegenen Länder des großen Indien sich bey den Braminen zu unterrichten. Das Werk des Megasthenes, Ἰνδικὰ betitelt, hatte eine Anordnung, die in den Auszügen des Diodor und des Arrian im Wesentlichen durchscheint. Nach Schwanbek hatte der erste in seinem ersten Buch die Geographie und die Topographie Indiens vorgetragen; im zweyten von den Sitten der Indier gehandelt; im dritten von der Eintheilung der Kasten und im vierten von den Gottheiten, Cultushandlungen und von der Geschichte der Indier. Da nun Diodorus in seiner Beschreibung Indiens II. 35 sqq. eine andere Ordnung befolgt, obschon er seinen ganzen Stoff von Megasthenes

12) Arrian. Ind. cap. 5. (p. 207. ed. Dübner) *Μεγασθένην συγγενέσθαι Σανδροκόττα λέγει τῷ μεγίστῳ βασιλεῖ τῶν Ἰνδῶν, καὶ Πώρου ἔτι τούτῳ μέζονι.* So liest nämlich K. M. mit Schwanbek, statt *Πώρῳ, ἔτι τούτου μ.* denn Porus war schon Ol. 115, 4. vor Chr. 317 gestorben, und, obschon v. Bohlen (Indien I. S. 68) den Megasthenes zu den Begleitern Alexanders des Gr. gesellt habe, so sey dieß doch keineswegs wahrscheinlich. Die Gesandtschaft des Megasthenes setzt Schw. muthmaßlich (p. 20) um Ol. 121. 2. vor Chr. 295. Er scheint aber dem K. M. mehrmals von Seleucus an denselben Großkönig abgeordnet worden zu seyn. — (Ueber Porus, nach Einigen indisch Pur, s. Heeren I. 1. S. 371.)

entlehnt hat, so ist es von beyden Herausgebern dieser Excerpte aus dem Werke des Megasthenes zweckmäßig gefunden worden, die Diodoreische Erzählung den übrigen Fragmenten unter dem Titel Epitome vorauszuschicken. — Daß übrigens Megasthenes kein Perser, wie v. Bohlen nach Annius von Viterbo angenommen, sondern ein Grieche war, zeigt schon der Name, der von Strabo und Vellejus einem Chalcidenser beygelegt wird, so wenig wir sonst auch von seiner Herkunft, Bildung u. s. w. wissen. Eben so wenig wird uns von seiner Schreibart, Darstellung u. dergl. gemeldet, und da wir nicht die eigenen Worte sondern nur nachgeschriebene und ausgezogene haben, so lassen sich auch daraus keine Folgerungen ziehen, nur scheint Abydenus die wenigen Worte, die er aus ihm anführt [13]), mit seinen eignen jonischen Formen untermischt zu haben.

In Betreff der Glaubwürdigkeit des Megasthenes, so hatten sich bey den Alten große Vorurtheile gegen ihn festgesetzt, theils durch die herrschende Unkunde der von ihm beschriebenen Länder, Völker und ihrer Merkwürdigkeiten, theils durch das große Ansehn, worin Eratosthenes und Strabo bey Allen standen. Beyde aber erklären ihn und den Deimachos geradezu für Lügner und Erfinder von Abentheuerlichkeiten, die zu glauben unvernünftig sey [14]). — Hierbey muß ich jedoch an Strabos kritische Einleitung zu seiner Beschreibung Indien's erinnern [15]), die mit den Worten beginnt: „Berichte über Indien muß man mit Billigkeit (εὐγνωμόνως) aufnehmen, denn es liegt am entferntesten; und nicht Viele der Unsrigen haben es mit Augen gesehen; die es aber auch sahen, haben nur einige Theile gesehen; das Meiste aber erzählen sie nur von Hören sagen." Wenn er sich im Verfolg (pag. 1007. B) zur Bestätigung seiner Kritiken auf den Megasthenes selbst beruft, und beyfällig dessen Warnung anführt: „man solle den alten Geschichten über Indien keinen Glauben schenken," so ergeben sich daraus verschiedene Folgerungen. Zuvörderst, daß damit die Glaubwürdigkeit der herodoteischen Erzählungen über Indien, so wie deren des Ktesias zerstört wurde [16]); sodann daß Megasthenes mit allen Ansprüchen eines kritischen Historikers aufgetreten, und über alle seine Vorgänger auf diesem Gebiet ein sehr strenges Richteramt verwaltet hat; aber nun von Seiten des Eratosthenes und Strabo über sich selbst die schärfsten Urtheile mußte ergehen lassen. Dieß konnte im Zeitalter der Alexandrinischen und der ihnen nachfolgenden Kritiker nicht ausbleiben. Alles, was im weiten Gebiete der Länder-, Völker-, Kunde und der Geschichte gar zu fremdartig erschien, mußte diesen Gelehrten bey ihrer halben Aufklärung unglaublich dünken, und waren diesen Literatoren der Ptolemäer im eignen Lande die Culte, Bilder, Sagen der alten Pharaonenzeit verschlossene Dinge geworden, wie sollten sie die Wunderbarkeiten des fernsten Morgenlandes verstehen, und in dem wilden Walde der indischen Götter- und Geistergeschichten sich zurecht finden? Ihnen giengen ja noch fast alle Bedingungen ab, um solche Räthsel zu lösen; und es hat über ein Jahrtausend dazu gehört, bis wir erst durch die erstaunenswerthen Fortschritte in Erd-, Natur-, Völker- und Sprachenkunde am Ende des vorigen Jahrhunderts zumeist durch die Bemühungen der Briten die indischen Dinge in ihrem eignen Geist und Wesen zu verstehen anfangen. —

(Fortsetzung folgt.)

13) Beym Eusebius; s. Berosi quae supersunt ed. J. D. G. Richter p. 89 sq.

14) S. K. M. p. 400 sq. ibique Strabo II. p. 70. (fragm. 30) vergl. Eratosth. Fr. 18.

15) XV. 1. p. 1005 Almelov.

16) Was Herodot betrifft, so ist in den Anmerkungen zu III. cap. 98 sqq. so wie in den Excursen p. 646 sqq. aus älteren und neuern Untersuchungen das Meiste in der Ausgabe von Bähr und Cr. zusammengestellt; eben so über die Indica des Ktesias von Karl Müller in der Abhandlung: De vita et scriptis Ctesiae pag. 8, im Anhang zur Dindorfischen Ausgabe des Herodotus, Paris bey Didot 1844.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1819.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Wenden wir diese Betrachtung nun näher auf die Indika des Megasthenes an, so wird von unsern Herausgebern derselben (p. 400 sqq.) bemerkt, es würden jene Kritiker, wozu auch Plinius zum Theil gehört, die Strenge ihrer Urtheile sehr gemäßigt haben, hätten sie die Erzählungen des Megasthenes mit den in den altindischen Schriften selbst vorkommenden vergleichen können. Da würde man vorerst gewahr werden, daß die Berichte von abentheuerlich gestalteten und eine seltsame Lebensweise führenden fremden Völkern auf wirklicher Erzählung der Brahminen beruheten, die Theils ihre eigne Verachtung der nicht-indischen Anwohner ihres Landes, theils den Abscheu der ihnen untergeordneten Indier gegen dieselben hervorzurufen und zu unterhalten beflissen waren. Nirgends sagt Megasthenes, daß er dergleichen Halbmenschen selbst gesehen; nirgends spricht er auch, was ihm doch Strabo fr. 39. als Unwahrheit vorrückt, von den goldgrabenden Ameisen als aus eigner Anschauung. Mochte er auch dem Ansehn der Brahminen zu leichtgläubig vertrauen, mochte er auch durch mißgedeutete Bilder und Symbole sich täuschen lassen, so hatte er diese Schwachheit mit Herodot, Ktesias, den Begleitern Alexanders und andern Griechen gemein; er war ein gerader schlichter Mann und weit entfernt sich durch Großsprechereien geltend machen zu wollen. Wenn er eingenommen von den Vorstellungen, die der Hellene von seinen Olympiern hatte, seinen Berichten über Siwa (Dionysos) und Crisna (Herakles) etwas griechische Färbung gab, so hatte er dabey den Euripides und Alexanders Gefährten zu Vormännern, und Eratosthenes (fragm. 18) war damit keineswegs berechtigt, diese Mythologumena für reine Erfindungen zu erklären. In der Beschreibung Indiens läßt Megasthenes alle andern Schriftsteller weit hinter sich zurück; weßwegen Strabo selbst das Meiste aus ihm entlehnt, und Arrian stellt ihn in seiner Anabasis wie in seiner Indischen Geschichte als einen erprobten Mann (*δόκιμον ἄνδρα*) mit Nearchos und mit Eratosthenes selbst zusammen. Ueber Indiens geographische Gestaltung, Größe (wobey jedoch des Patrokles Angabe von 15000 Stadien als Breite noch etwas genauer ist), Flüße, Völkerschaften, Pflanzen, Thiere, Verfassungen und Sitten hat er zuerst die genauern Nachrichten gegeben; und wenn er dabey auch Alexanders Begleitern, namentlich dem Nearchus, Einiges zu verdanken hat, oder in einigen Puncten besonders aus Unkunde der indischen Sprachen irret; — so bleibt sein Werk dennoch der Gipfel des griechischen und des römischen Wissens über Indien (Schwanb. p. 76.); denn obgleich die Wissenschaft der Geographie erst nachher ausgebildet worden, so ist doch die Kunde von Indien in Megasthenes Werk zur höchsten Stufe gelangt, auf die sich die Alten zu erheben vermocht, und es ist die Hauptquelle, woraus alle nachfolgenden Schriftsteller geschöpft; und obgleich aus unsrer gegenwärtigen Kenntniß Indiens seine Erzählung nicht selten ergänzt und berichtigt werden kann, so vermehrt er doch auch zuweilen unser aus andern Quellen gewonnenes Wissen. Eigentlich Neues kann er uns heute frey-

lich nicht viel lehren, aber wir verdanken ihm, daß er das Bild der indischen Dinge uns in einem bestimmten Zeitpunkt feststellt.

Von p. 402—430 folgen darauf die zahlreichen Fragmente selbst, welche zum Theil in kritisch-historischen Anmerkungen nach Schwanbek besprochen werden, der dabey die griechischen, römischen Schriftsteller und selbst die indischen Urkunden, wie Mahabarot u. a. mit den Erklärern zu Hilfe genommen hat, um über die hier vorkommenden Gegenstände zu erläutern; was Alles natürlich ausser dem Kreis meines Berichtes liegt; nur wenige Andeutungen mögen beyspielsweise noch hier Platz finden. Zuerst also unter dem Gesammttitel *Ἰνδικὰ* wird hier Diodor's Auszug (II. 35) unter der Aufschrift *Ἐπιτομή* geliefert; darauf folgen die übrigen Excerpte bey andern Schriftstellern von Nr. 2. bis Nr. 43 incl. Den Anfang aus dem ersten Buch macht die Stelle des Arrian (Anab. V. 6. 2.), wo Megasthenes erzählt, daß er während seines Aufenthalts beym Satrapen Sibyrtios (*Σιβυρτίῳ*) in Arachosien oftmals zu Sandrakottos (*Σανδράκοττον*) dem König der Indier gekommen sey. Hier werden nun in einer Anmerkung p. 407 sq. die verschiedenen Schreibarten des letztern Namens angeführt, und nach A. W. Schlegel, Lassen und Bohlen gezeigt, daß dieser Name im Indischen Chandraguptas, d. i. Schützling des Mondes, lautete; worüber ich mich, so wie über die Königsstadt *Παλίβοθρα* (indisch Pataliputra), mit Anführung von Strabo, Philostratus [17]), Athenäus und Photius, so wie einiger neuern Schriftsteller, in der dritten Ausg. der Symbolik I. S. 484 f. selbst schon erklärt habe. — Zu Nr. 21. über Dionysos (Siva) und Herakles (Crisna) muß ich der Kürze wegen eben dahin verweisen, nämlich auf Symbolik I. S. 461 f. dr. A; so wie über die Sagen von der Pandäa und den Perlen (Nr. 23. p. 412.) auf Heeren's Ideen I. 3. S. 324 und Symbolik II. S. 638.

P. 440—444. **Daimachus Plataeensis. Patrocles.** Der erstere *Δαΐμαχος* wird von Strabo II. 70. und öfter (s. oben unter Megasthenes p. 400. 423.) *Δημάχος* genannt und gleicher Lügenhaftigkeit, wie dieser, beschuldigt. Aus Platäa gebürtig scheint er von demselben Seleucus später als Megasthenes nach Palimbothra an des Sandrocottus Sohn und Nachfolger Allitrochades (indisch Amitraghatas d. i. Bekämpfer der Feinde, nach v. Bohlen I. 92), welcher von 288 bis gegen 260 vor Chr. regierte, abgeordnet worden zu seyn. Dieser hatte in, wie es scheint, ausführlichen Denkschriften über seine Reise in seines Vorgängers Berichten Manches ergänzt und berichtigt, und kann trotz einiger Verstöße (s. fr. 2.) im Ganzen ein löblicher Schriftsteller gewesen seyn, da wir allen Grund haben, zu seinen Gunsten denselben Standpunkt einzunehmen, den wir oben zur Vertheidigung des Megasthenes gegen des Eratosthenes und Strabo Kritiken festgestellt haben. Ausser den indischen Geschichten wird ihm ein Werk über die Frömmigkeit beygelegt, worin er aus der Geschichte Beyspiele dieser Tugend gesammelt zu haben scheint, woraus ein späterer Compilator neben andern unter Ephorus erborgtem Namen [18]) Vieles entlehnt hätte. Ob eine ausführliche Schrift über Belagerungskunst, die unter seinem Namen geht, ihm angehöre, bezweifelt unser Herausgeber. Hiernächst folgen die

17) De vit. Apollon. II. 20. p. 33. ed. L. Kayser: *βασίλεια δὲ εἶναι ἀνδρὸς τὴν Πῶρον τότε ἀρχὴν ἄρχοντος*. Da alte Edd. u. Versionn. *Μανδρὸς*, regia Mandri, haben, *M* und *Σ* aber so häufig verwechselt werden, Arrian auch (Anab. V. 1. s. Fr. 18. p. 414.) den Sandrokottus mit Porus zusammenstellt, so lag der Gedanke nahe, auch hier diesen Namen zu suchen, durch Schuld der Abschreiber verdorben. Da jedoch Photius p. 325 Bekker. und die Codd. auf *ἀνδρὸς* beharren, so muß man die Zurückhaltung des neuesten Herausgebers, der nichts geändert hat, billigen. Im Athenaeus I. 18 d. p. 40. hat W. Dindorf *Σανδρόκυπτον* edirt, und in den Addend. p. XIX. Diese Schreibart gegen A. W. Schlegel, der *Σανδρόκυπτον* änderte, zu vertheidigen gesucht. (S. Phylarchi Fragg. p. 94 ed. Lucht. nr. 37. p. 344. ed. Müllerr.).

18) S. Porphyr. ap. Euseb. P. E. X. 2. p. 464. ed. Colon. vergl. Marx ad Ephor. fragg. p. 70 sq. und K. M. p. 440 unten und Prolegomm. ad Fragmm. Historicor. p. LXIV.

Fragmente und zwar zuerst unter der Aufschrift *Ἰνδικὰ* Nr. 1 über die Entfernung des südlichen Meers bis an den Kaukasus; Nr. 2. ein auf astronomischen Irrthum beruhender Tadel seines Vorgängers Megasthenes, daß in den südlichen Theilen Indiens die Bären untergehen, gerügt von Eratosthenes (vergl. Megasth. fr. 7.); sodann ein Fragment über citronfarbige Tauben Indiens; ferner eins aus dem 2. Buch, über ein indisches Gefäß (vergl. Megasth. fr. 29.). Sehr zweifelhaft ist endlich ein aus dem zehnten Buch angeführtes und daher mit einem Fragzeichen bezeichnetes erotisches Bruchstück über den Sonnengott und einer Jungfrau mit beygefügten Notizen über das Himalaja-Gebirge, nach v. Bohlen. — Unter der Aufschrift *Περὶ εὐσεβείας* folgt ein längeres Fragment aus Plutarchi Lysandr. c. 12. über meteorologische Erscheinungen während Lysanders Sieg bey Aegospotamos. Unter Nr. 6. wird über die von Krösus an Pittacus gesendete Schaale als Erzähler ein *Λαΐδαχος ὁ Πλατωνικὸς* citirt, woraus Casaubon *Λαΐμαχος ὁ Πλαταιεὺς* herstellen wollte, bey Diog. L. I. 30. Jetzt bemerkt K. M., Cobet habe daselbst (vermuthlich aus Codd.) geschrieben: *Λαίδαλος ὁ Πλατωνικός*. Den Beschluß machen drey Fragmente, ebenfalls aus ungenannten Schriften des Daïmachos: über Solon; Achilles und über Aetolos. Unter der Rubrik: *Ὑπομνήματα πολιορκητικά* über das Eisenwerkzeug, verglichen mit andern.

P. 442—444. **Patrocles.** Dieser soll, nach Plinius VI. 21, nebst Dionysius und Megasthenes zur Kenntniß von Indien viel beygetragen haben. Vom zweyten wissen wir nur, daß ihn Ptolemäus Philadelphus nach Indien gesendet, theils um Handelsverbindungen theils Bündnisse mit den dortigen Königen abzuschließen; sonst ist uns nichts weiter bekannt. Dagegen war Patrokles unter Seleucus Nikator und seinem Sohn Antiochus Flottenadmiral des kaspischen und hyrkanischen Seegebiets, als solcher beschäftigt, die Handelswege zu den nordindischen Völkern zu eröffnen, vom ersteren im Jahr 312 zum Befehlshaber über Babylonien bestellt, warnt diesen König, dem Demetrius Poliorcetes sein Vertrauen zu schenken, und wird im Jahr 280 von Antiochus als Statthalter nach Kleinasien gesendet, um die dortigen Aufstände in der Geburt zu ersticken; so daß er also eine ganze Reihe von Jahren hindurch von beyden Königen mit den wichtigsten Aufträgen und Aemtern betraut worden war. Daß ein in so hohen Posten angestellter Mann zur Kenntniß der nord- und ostasiatischen Länder wichtige Beyträge zu liefern vermochte, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, zumal da ihm Alexanders Schatzmeister Xenokles eine von diesem Könige selbst durchgesehene Beschreibung Indiens zum Gebrauch überlassen hatte. Wenn ihn aber gleichwohl Hipparchus als unglaubwürdig hinstellen wollte und ihm die Auctorität des Daimachus und Megasthenes entgegenhielt, so wird man denn doch wohl kein Bedenken tragen, dem Strabo beyzutreten, der gegen eine solche, ohnehin aus einer einzigen geographischen Controverse hervorgegangene Kritik die vollste Rechtfertigung des Patrokles unternahm, der sich, wie wir gesehen, auf so viele und gewichtige Momente stützen konnte [19]). Hieran schließen sich sieben Fragmente, die sich auf die angeführten Länder beziehen, und zugleich jene Controverse und Schutzrede enthalten. — Noch wird ein Feldherr des Seleucus und Antiochus genannt, der über nordasiatische und indische Länder geschrieben hatte:

Deodamas Milesius, aber über die Schreibung des Namens variiren die Texte und K. M. läßt es p. 444. dahingestellt, ob ein Schriftsteller über Scythien, Timonax genannt, mit jenem Eine Person sey; ohnehin finden sich nur zwey kurze Notizen über den Jaxartes Tanais und über eine Stadt in Indien vor. Den Beschluß macht ebendaselbst: **[Demodamas Halicarnassensis]**. So hat der Herausgeber eingeklammert. Unter dem Titel: *Περὶ Ἁλικαρνάσσου* führt nämlich Athenäus XV. p. 682. einen Satz an, daß die sogenannten *Κύπρια* (ἔπη) nicht einen Cyprier sondern einen Halikarnassier zum

19) Man s. Strabo II. p. 68. 69. vergl. fragmm. 1 und 2. und K. M. p. 443, der sich mehrmals auf Droysen Hellenism. I. S. 674 u. II. 63. bezieht; und verbinde jetzt damit den gedrängten aber gehaltreichen Artikel Westermanns in Pauly's, Walz und Teuffels Real-Encyclop. V. 2. S. 1243 f.

Verfasser haben, ohne daß man weiß, ob Athenäus nicht den Demodamas aus Milet mit einem Demodamas aus Cypern verwechselt hat.

P. 445 — 449. **Demochares Leuconoensis** (gebürtig in dem attischen Demos Leukonoe, Λευκονόη, der Phyle Leontis). Ueber diesen öffentlichen Charakter haben sich Droysen in der Zeitschrift f. d. Alterth.-Wiss. 1836. Nr. 20, 21 und in der Gesch. der Nachfolg. Alex. S. 497 ff. und Westermann in der Gesch. d. griech. Beredsamkeit I. §. 53 und 72 so genügend erklärt, und Letzterer hat in Pauly's Real-Encycl. II. S. 946 die Ergebnisse davon so zweckmäßig zusammengestellt, daß unser Herausgeber ihnen großentheils nur folgen konnte. Um so mehr will ich mich ganz kurz fassen, da hier nicht sowohl der Kriegs- und Staatsmann, der Redner und der Philosoph, sondern nur der Geschichtschreiber in Betrachtung kommt. Geboren gegen 355 — 350, lebte er noch im Jahre 280 vor Chr.; Schwestersohn des Demosthenes und von ihm gebildet, befolgte er dessen politische Grundsätze während seines ganzen Lebens, das eben so bewegt war, wie das seines Oheims, und auch im Wesen und Wechsel der Geschäfte jenem durchaus ähnlich; nur daß die damalige Zeit ihn mit andern Personen Demetrius Phalereus und D. Poliorcetes, Kassander, Antipater, Antigonus, Lysimachus und Andern in Verbindung brachte. Die Uebersicht aller seiner politischen Handlungen gewährt uns das Decret, welches Olymp. 127. 2. vor Chr. 272. die Athener auf Antrag seines Sohnes Laches zu seinen Ehren abgefaßt [20]). — Aus Allem geht hervor, daß er ein Mann war von strengen Sitten, von einer bitteren scharfen Freymüthigkeit und von einer Geisteskraft, die ihn zum Reden eben so sehr befähigte als zum Handeln. Auch war ihm die Philosophie nicht fremd; er schloß mit Zenon Freundschaft, weil ihm für Athen's damalige Zustände die Lehren und Grundsätze der Stoa ein Bedürfniß schienen, zumal fast alle übrigen Philosophen jener Zeit, als Verderber der Zucht und Würde wie auch nicht minder der Vaterlandsliebe, ihm zuwider waren; weßwegen er denn auch kein Bedenken trug, die von Sophokles beantragte Einschränkung der philosophischen Lehrfreyheit in einer Rede gegen Philo zu vertheidigen [21]). Aus ähnlichen Motiven gingen auch seine tadelnden Aeußerungen über Demetrius Phalereus hervor, und da er auch das Betragen der Athener gegen Demetrius Poliorcetes mißbilligte und überhaupt in seinen Reden Viele nicht schonte, so machte er sich viele Feinde und zog sich eine Verbannung zu. Hierin überhaupt sind denn auch wohl die Quellen zu suchen, woraus der Geschichtschreiber Timäus die Schmähungen schöpfte, die er gegen Demochares in seinem Werke ausgegossen, und wogegen dieser an Polybius einen warmen Vertheidiger gefunden (XII. 13 vergl. Timaei Frr. 140 sq. u. K. M. p. 447 sq.).

Je ausführlicher sein Geschichtswerk gewesen seyn muß, um so auffallender ist es, daß wir so äußerst wenige Ueberreste davon besitzen. Hier sind nur sechs Fragmente zusammengebracht worden, und doch weiset eins auf das einundzwanzigste [22]) Buch zurück. — Auf so große Verluste stoßen wir bey jedem Schritte in der so wichtigen historischen Literatur dieses Zeitraumes! —

(Fortsetzung folgt).

20) Wörtlich mitgetheilt bey Plutarch Vit. dec. orator. p. 851 [nicht 752] p. 413 Wyttenb. p. 1037 Didot. s. K. M. in vorliegender Sammlung p. 445 sq.

21) Athen. XIII. p. 610 F. Diog. L. V. 38. Vergl. die von K. M. not. 6 angeführten Erörterungen über dieses Psephisma.

22) Athen. VI. p. 253 C. p. 550 Dindf. nicht das 28te, wie Heeren de fontib. vit. Plutarch p. 93 zählt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Um so willkommener ist Cicero's Urtheil über die Schreibart, die in seiner Geschichte vorwaltete; dieser sagt nämlich: sie sey nicht sowohl in historischer als in rhetorischer Weise geschrieben gewesen; welches Urtheil jedoch dadurch modificirt wird, daß seine Art des Vortrags schon etwas weicheres und herabgestimmteres in den Reden gehabt habe [23]); eine Redeweise, die demgemäß vom historischen Styl nicht zu entfernt war. Unter der Aufschrift: Ἱστορίαι folgen nun die sechs noch übrigen Fragmente; aber so wenige ihrer sind, so giebt doch das erste, meines Bedünkens, verbunden mit den 3 folgenden, hinlänglich Anlaß zu einem Urtheil über den Geist seiner Geschichte. Im ersten [24]) berichtet nämlich Demochares, Demosthenes sey nicht, wie alle Andern erzählen, an von ihm selbst genommenen Gift gestorben, sondern durch der Götter ehrenvolle Fürsorge durch einen plötzlichen und schmerzlosen Tod der Grausamkeit der Macedonier entrissen worden. Unser Herausgeber bemerkt kürzlich hierzu: „Agnoscis et Demosthenis cognatum et oratorem.“ Heeren dagegen hält es für wahrscheinlich, Demochares habe gleich Andern, die über den tragischen Tod jenes Staatsmannes geschrieben, über dieses seines Oheims Untergang eine besondere Denkschrift abgefaßt. Zu dieser Annahme ist aber kein Grund vorhanden, und Demochares hatte schon durch das für die Ehren seines Oheims erwirkte Psephisma der Pietät gegen ihn Genüge geleistet. Mithin wird er dessen Tod wohl in einem der mehr als zwanzig Bücher seiner Historien erzählt haben, und daß er ihn gegen die übrigen Zeugen so erzählen konnte, beweisen auch die Erzählungen von dem Benehmen der Athenienser gegen die beyden Demetrius (Phalereus und Poliorcetes Fr. 2 — 5), die eine lebhafte Färbung im entgegengesetzten Sinn an sich tragen, so daß diese große Zeitgeschichte von Athen in manchen Capiteln wohl auch Partheygeschichte gewesen seyn dürfte.

P. 450 — 461. **Hieronymus Cardianus.** Hierbey hatte K. M. drey Vorgänger; Sevin, Kießling und Brückner, wovon er des letzten Abhandlung; De vita et scriptis Hieronymi Cardiani in Zimmermanns Zeitschr. für die Alterthums-Wiss. 1842 S. 252 — 272 fast ganz zu Grund legen konnte. Hieronymus, Landsmann und Vertrauter des Eumenes, war gegen 370 — 360 vor Chr. geboren, und starb zwischen 266 — 256 in einem Alter von 104 Jahren, nach vielen Kriegsbeschwerden, Wunden und Gefahren, in vollem Besitz seiner Sinne und Geisteskräfte (Lucian. Macrob. 22.). Von seinen frühern Lebensereignissen ist nichts bekannt; auch scheint er, ehe ihm des Antigonus Gunst zu Theil geworden, keine ausgezeichnete Stel-

23) Cic. Brut. 83. Democharis autem qui — orationes scripsit aliquot, et earum rerum historiam, quae erant Athenis ipsius aetate gestae, non tam historico quam oratorio genere perscripsit. De Orat. II. 23. Alia quaedam dicendi molliora et remissiora genera viguerunt. Inde Democharis etc.

24) Aus Plutarch Demosth. cap. 30. Ueber das Folgende s. Heeren a. a. O.

lung gehabt zu haben. Doch befand er sich bald nach Alexanders Tod, vermuthlich von seinem Freunde Eumenes berufen, im macedonischen Heerlager; denn er hatte von dem kolossalen Leichenwagen, auf dem der einbalsamirte Körper Alexanders nach Alexandrien geführt wurde, eine ausführliche Beschreibung gegeben [25]). Es folgt die Einschließung des Eumenes mit Hieronymus [26]) im Castel Nora in Phrygien durch die Truppen des Antigonus; die wichtige Gesandtschaft an Antipater, womit Hieronymus betraut wird, der Tod des ersteren; die dadurch in Asien gesteigerte Macht des Antigonus; dessen Unterhandlung mit Eumenes durch Absendung des Hieronymus an diesen; das Fehlschlagen derselben; die Schlacht, in deren Folge Eumenes und Hieronymus von Antigonus gefangen, der erstere hingerichtet, der letztere nicht nur begnadigt, sondern in hohe Gunst aufgenommen wird; und er erhielt sich darin bis zu dessen Tod in der Schlacht bey Ipsus, wo er dem gefallenen König zur Seite war; nachdem er vorher von demselben in wichtigen Geschäften gebraucht und in hohen Posten angestellt worden; wie er dann erst die Oberaufsicht über den Asphaltsee in Judäa und sogar die Statthalterschaft über Syrien erhalten hatte. Desselben Vertrauens hatte er sich unter dem Sohn und Enkel dieses Königs, Demetrius Poliorcetes und Antigonus Gonatas zu erfreuen; der erstere, nachdem er den macedonischen Thron bestiegen, setzte ihn über das eben unterworfene Böotien, und den letzteren scheint er nach dem Peloponnes begleitet zu haben, als Pyrrhus vor Argos sein Leben verlor [27]). Daß Hieronymus nicht über Alexander selbst, sondern über seine Nachfolger [28]) geschrieben, ist man wohl anzunehmen genöthigt; über diese denn aber auch im ersten und im zweyten Geschlecht, d. h. über die Diadochen nicht nur, sondern auch über die Epigonen bis zum Tode des Pyrrhus im Jahr 272 vor Chr. und vielleicht noch weiter hinab, da er so alt wurde bey vollen Geisteskräften. Das Werk war demnach, da es die Thaten und Schicksale so vieler Personen umfaßte, sehr umfangreich und eine Fundgrube für mehrere nachfolgende Geschichtschreiber.

In Betreff der Glaubwürdigkeit desselben hat Brückner alles Mögliche gethan, um sie zu retten, und zu erweisen, daß er die Wahrheit nicht minder sagen wollte als konnte. Schwerlich möchte ihm dieß jedoch ganz gelungen seyn. Zuvörderst könnte man fragen, wie kam es doch, daß Hieronymus

25) S. Moschion ap. Athen. V. p. 206. e. p. 453 Dindf. vergl. Fr. 1; Polyeriti Frag. 2. a. und das Ausführliche bey Diodor. XVIII. 26 — 28. Ueber diese ἁρμάμαξα, ein von 64 Maulthieren gezogener Katafalk, den man auch eine bewegliche Pinakothek nennen kann, hatte früher Caylus eine Restauration gegeben, welche Böttiger Andeutungen S. 206 unbefriedigend fand; eine neue versucht Quatremère de Quincy, Mém. de l'Acad. des Inscr. IV. p. 315. sqq.; auch giebt Saintecroix im Examen des Histoir. d'Alexandre le Gr. eine Abbildung. — Ueber die Umstände von Alexanders Tod. s. Carol. Müller ad Eumenis et Diodoti Fr. 1. p. 122 und meine histor. K. der Griech. S. 398 zweyte Ausg.

26) Diodor. XVIII. 42. 1. sqq. Vergl. hierüber, wie über das Folgende, Droysen's Hellenismus I. S. 173.

27) Hieronymus in der Schlacht bey Ipsus Lucian. Macrob. cap. 11 p. 215 ed. Wetsten; Aufseher des Asphalt-See's Diodor. XIX. 100; Präfect von Syrien Joseph. contr. Apion. I. 23, wo nämlich Ἀντιγόνου statt Ἀντιόχου zu lesen ist (s. p. 451 not. ** und Fragm. 13). — Wenn der sel. Hug hierbey veranlaßt war, an einen andern Hieronymus zu denken, wie denn die Mehrheit dieses Namens manchmal Schwierigkeit macht, so habe ich ihn in der histor. K. der Griech. S. 418 zw. Ausg. auf Westermann zum Vossius p. 100 not. 1 verwiesen, und kann jetzt auf Brückner a. a. O. verweisen; — Polemarch von Böotien Plutarch. Demetr. cap. 39; mit Antigonus Gonatas im Peloponnes Pausan. I. 13. 7. und 9. vergl. Fragm. 9 u. 10.

28) Man ist nämlich genöthigt im Suidas statt Ἱερώνυμος Καρδιανὸς, ὃς τὰ ἐπ' Ἀλεξανδρείᾳ πραχθέντα συνέγραψε mit Leopardus zu corrigiren: τὰ ἐπ' Ἀλεξάνδρῳ. Er hatte geschrieben, wie gemeldet wird, τὴν τῶν διαδόχων ἱστορίαν, sodann τὴν περὶ ἐπιγόνων πραγματείαν, die ersteren sind die unmittelbaren Nachfolger Alexanders, z. B. Ptolomäus Lagi, die zweyten, deren Söhne oder Nachfolger, z. B. Ptolemäus Philadelphus, s. Vossius de historicc. ger. p. 101. Westerm. vergl. K. M. p. 451.

als Mitgefangener seines Gönners Eumenes, von Antigonus allein begnadigt und in große Gunst aufgenommen, sich diesem neuen Gönner so bald und so ganz dahingab? Man kann ihn mit der Pflicht der Dankbarkeit gegen einen Sieger entschuldigen, der ihm nicht nur das Leben geschenkt, sondern ihn auch zu immer höheren Ehren erhob; sodann, mit einziger Ausnahme des Antigonus und dessen Sohnes und Enkels, blieb er auch dem System des bis zum Tod dem Hause Alexanders ergebenen Eumenes getreu, und mußte sich nachsagen lassen, er schreibe im Gefühl des Hasses gegen die Könige [29]), die nämlich ihr eignes Interesse dem der Familie Alexanders vorzogen; woran sich aber der Zusatz hängt, „den Antigonus ausgenommen, dem er auf eine Weise zu Gunsten redet, die nicht recht ist;" und noch obendrein wird diese Bemerkung bey einer Gelegenheit gemacht, wo dem Geschichtschreiber vorgeworfen wird, den König Lysimachus einer Schändlichkeit beschuldigt zu haben, weil dieser des ersteren Vaterstadt Kardia auf dem thracischen Chersonnes zerstört und an deren Stelle Lysimachia erbaut habe. Pyrrhus Tod [30]) soll er auch nicht ganz der Wahrheit gemäß erzählt haben, sondern zu Gefallen des Königs, den er begleitete. Aus allen diesem ergiebt sich wenigstens so viel, daß Hieronymus als Geschichtschreiber nicht immer seine Unabhängigkeit zu behaupten oder seinen Patriotismus zu beschwichtigen wußte. Auf der andern Seite wird man Brücknern gern zugeben, daß er aus seinem erfahrungsreichen Leben eine Fülle der wichtigsten Thatsachen mitzutheilen vermochte; sodann daß er als Kriegs- und Geschäftsmann mehr auf die Sachen sah, als auf die schmuckvolle Ausstattung des Vortrags, wie so viele rhetorisirende Historiker seiner Zeit es in der Art hatten. Dagegen wird er aber auch wohl mit Recht derjenigen Classe von Geschichtschreibern beygesellt, die es für unnöthig hielten, sich um schickliche Wortstellung zu bekümmern und somit die Schönheit des Vortrags zu erzielen [31]).

Unter der Aufschrift: *Τῶν Διαδόχων καὶ Ἐπιγόνων ἱστορίαι* werden darauf p. 452—455 dreyzehn Fragmente mitgetheilt, die wir zum Theil oben berührten, theils noch mit einigen Andeutungen berühren wollen. Zu Fr. 7 aus Plutarch Pyrrh. cap. 17 über das Treffen bey Pandosia ist eine kleine Lücke in unserm cod. Palat. Nr. 283, so daß Hieronymus statt zweymal nur einmal erwähnt wird. Zu Fr. 8 aus demselben Leben des Pyrrhus cap. 21 über die zweytägige Schlacht bey Asculum in Apulien wird jetzt die große Schwierigkeit der Worte gegen das Ende: *Σαννιτῶν διαπρασάντων* von K. M. gehoben dadurch, daß er aus dem Mscr. vom Berg Athos ad calc. Josephi Tom. II. p. 7 sqq. aus Dionysius Halik. corrigirt: *Λαννίων*. — Jetzt, bemerke ich hierbey, bietet der Escurial-Codex aus demselben Dionysius eine Stelle über die Erwartung der Ankunft des Pyrrhus in Italien dar (s. dieses Vol. II. p. XL.). Die Vermuthung desselben K. M., daß der Schlachtbericht vom 2. Tage aus dem Hieronymus geschöpft sey, lasse ich um so mehr dahingestellt seyn, als er selbst des Dionysius Worte I. 7. anführt, Hieronymus habe Rom's alte Geschichte nur flüchtig berührt [32]).

---

29) Pausan. I. 99. vergl. Fragm. 6. und p. 452 bey K. M.

30) Pausan. I. 13. 9. *Διάφορα δὲ ὅμως ἐστὶ καὶ ταῦτα ὧν* (diese Verbesserung haben Schub. und Walz aufgenommen p. 64 statt *ὡς*, wie K. M. p. 455 Fr. 10 hat) *Ἱερώνυμος ὁ Καρδιανὸς ἔγραψεν. ἀνδρὶ γὰρ βασιλεῖ συνόντα ἀνάγκη πᾶσα ἐς χάριν συγγράφειν*, nämlich dem Antigonus Gonatas, dem er jetzt eben so zu Willen schreiben mußte, wie ehemals dessen Großvater und vielleicht auch dessen Vater Demetrius. — Auch Niebuhr R. G. III. S. 589 ff. trägt kein Bedenken, mit Anführung des Pausanias a. a. O. zu sagen: „Hieronymus von Kardia, ein Zeitgenosse des Pyrrhus, der allein für Antigonus, Pyrrhus Gegner, mit Gunst, gegen alle andern Könige verkleinernd, schrieb."

31) Dionys. Halic. de Compos. verbb. p. 5 Sylb. p. 64 Schaefer. Vergl. die hist. K. der Griechen S. 418 zw. Ausg.

32) Vergl. meine hist. K. der Griech. S. 418 zw. Ausg. Die Worte lauten: *Πρῶτον μέν, ὅσα καμὲ εἰδέναι, τὴν Ῥωμαίων ἀρχαιολογίαν ἐπιδραμόντος Ἱερωνύμου τοῦ Καρδιανοῦ συγγραφέως ἐν τῇ τῶν Ἐπιγόνων πραγματείᾳ* Heeren de fontib. Plutarch. p. 101: „leviter perstrinxisse." Dieß ist die einzige Stelle, worin die Geschichte

Je auffallender es nun ist, daß aus einem so weitläufigen Werke, wie diese Geschichten der Diadochen und der Epigonen seyn mußten, so äußerst wenige Bruchstücke sich aus den nachfolgenden Schriftstellern haben zusammenbringen lassen, um so verdienstlicher ist die kritische Untersuchung Brückners (p. 262 ff.); worin er, von dem Hauptsatz ausgehend, daß des Hieronymus Werk über Alexanders Nachfolger das umfassendste und genaueste gewesen und doch so selten ausdrücklich angeführt wird, im Einzelnen nachzuweisen sucht, welchen Gebrauch die Historiker von Diodorus an bis auf Justinus und Photius herab von jenen Historien des Hieronymus gemacht haben, woraus sich mit hoher Wahrscheinlichkeit ergiebt, daß es der ausgedehnteste gewesen, so daß, was wir über dieses Gebiet der alten Geschichte bey den genannten Historikern lesen, großentheils dem Hieronymus von Kardia angehört. Es ist daher höchlich zu billigen, daß unser Herausgeber von p. 456 — 461 diese Nachweisung ganz aufgenommen hat.

P. 461. **Pyrrhus Epirota.** *Ὑπομνήματα βασιλικά.* Dieser Titel ist dem Bericht von der Schlacht bey Askulum bey Plutarch Pyrrh. cap. 21. 6. vergl. Hieronymi Card. Fr. 8.[33]) entnommen. Auch Cicero ad fam. IX. 25. spielt darauf an; ob auch Pausanias I. 12. 2, ist zweifelhaft; aber auch Dionysius von Halik. redet von einem Bericht, den Pyrrhus in seinen eigenen Denkschriften gegeben (Antiqq. Rom. Excerpt. p. 2363 ed. Reisk. vergl. Fragm. 3, womit die Fragmente schließen); auch wird ein Werk über die Taktik von ihm angeführt (Aeliani Tactica cap. 1).

Ibid. — 463. **Proxenus**, ein Zeitgenosse des Pyrrhus, nach Droysens wahrscheinlicher Vermuthung (Hellenism. II. S. 114) schrieb epirotische Geschichten, worin dieses Königs Thaten wahrscheinlich ausführlich erzählt waren, sodann über die sicilischen Meerengen und über die lakonische Staatsverfassung, beyde letztere Bücher vermuthlich aus Anlaß von des Pyrrhus Feldzügen in Sicilien und im Peloponnes. — Aus den *Ἐπειρωτικοῖς* werden sechs Fragmente angeführt[34]). — Aus der Schrift: *περὶ πόρθμων σικελικῶν* folgt nur Ein Fragment, eine Notiz über den Namen der Stadt und des Flußes Gela, bey Steph. Byz. mit den Varianten: *περὶ πόῤῥων*, *πόρων* und *πόρθμων*, wo das erste Buch citirt wird, so daß diese Schrift von einigem Umfang gewesen seyn muß; eben so die *Λαχωνικὴ πολιτεία*, von der ein Fragment aus dem zweyten Buch angeführt wird.

P. 463 — 465. **Cineas Thessalus**, Schüler des Demosthenes und als Freund und Gesandter des Königs Pyrrhus allbekannt, soll nicht nur über Kriegswesen geschrieben haben, sondern auch einiges Historische über sein Vaterland Thessalien. Da jedoch der Name *Κινέας* in Thessalien so häufig war, bemerkt K. M., so bleibt es ungewiß, ob die *Θεσσαλικὰ* diesen Kineas zum Verfasser haben. Es folgen 4 Fragmente über thessalische Oertlichkeiten, über Dodona mit dem dortigen Zeus; verschiedene Mythologumena aus den Schriften des Cineas, Thrasybulus und Acestodorus.

Suidas wird als Verfasser thessalischer Geschichten neben Cineas mehrmals angeführt; außerdem werden noch besonders unter dem Titel *Θεσσαλικὰ* aus zwey Büchern, 1 und 2, fünf Fragmente, und unter der Aufschrift *περὶ Εὐβοίας* Eins angeführt, in welchem letztern jedoch von Achilles Mutter die Rede ist. Den Beschluß macht unter dem zweifelhaften Titel *Γενεαλογίαι* eine Notiz über die thessalische Stadt Amyros.

(Fortsetzung folgt.)

---

der Epigonen ausdrücklich citirt wird. Hierher und nicht zum Werk über die Diadochen gehörte die Geschichte des Pyrrhus, woraus Bähr ad Plutarchi Pyrrh. p. 195 zu berichtigen ist.

33) Vergl. auch Niebuhr R. G. III. S. 589. „Nach dem Bericht des Königs fielen von seinen Truppen 3505."

34) Ueber das zweyte, betreffend Dodona die dortige Eiche und Tauben, aus Schol. in Odyss. ξ. 327, vergl. Symbolik III. S. 175 ff. und IV. S. 694 ff. dritt. Ausg.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Dritter Theil. Die Philosophie des Geistes, herausgegeben von Dr. L. Boumann. 1847.

Hegel hat den Begriff und Zweck seiner Philosophie schon in der in der ersten Ausgabe seiner Encyclopädie gegebenen Definition ihres Begriffes eclatant genug dargelegt, sofern er sie dort §. 5. als „die Wissenschaft der Vernunft bestimmt, welche sich ihrer selbst als alles Seyns bewußt werde.“ In dieser Erklärung hat er die Tendenz und das Resultat seiner Philosophie so entschieden anticipirt, daß er consequenterweise die Logik als immanente Vernunftwissenschaft zum System des absoluten Wissens zu bestimmen suchte, durch welches (vergl. §. 18.) die reine Wahrheit derselben Idee erkannt werde, deren Andersseyn oder äußerliche Verwirklichung die Philosophie der Natur erweise und deren Rückkehr in sich oder deren Fürsichwerden (zu sich Kommen) die Philosophie des Geistes manifestire, welcher die sich wissende an und für sich seyende Idee sey.

Das Princip dieser Dialektik ist die absolute Negativität, ihr Gesetz der Widerspruch, ihr Fortschritt die Negation des Negativen, ihr Zweck die durch Aufhebung alles Anderseyns oder aller Endlichkeit vermittelte Unendlichkeit des absoluten Fürsichseyns. Durch diese Tendenz erweist sich Hegels Philosophie als die Vollendung von Fichtes subjectivem Idealismus des Ichs zu dem absoluten Idealismus der logischen Idee, deren Dialektik sein System gewidmet ist.

Dieser logische Idealismus macht sich in seinem Versuche, die gesammte Philosophie auf die Logik zu reduciren, geltend, und da ihm diese Wissenschaft „der absoluten Form“ ist, so sind ihm die „logischen Kategorien und Begriffsbestimmungen die Wesenheiten und der lebendige Geist alles Wirklichen.“ Demnach erklärt er §. 382. das Wesen des Geistes für „die Freyheit, die absolute Negativität des Begriffs als Identität mit sich“ und §. 383. bezeichnet er „seine Besonderung als reine Manifestation ohne irgend einen bestimmten Inhalt,“ so daß S. 28 „das Sichselbstoffenbaren selbst der mit der absoluten Form identische Inhalt des Geistes sey.“

Dieses Offenbaren ist nach §. 384. (S. 29) „als Offenbaren des Geistes der frey ist: Setzen der Natur als seiner Welt; ein Setzen, das als Reflexion zugleich Voraussetzen der Welt als selbständiger Natur“ sey. „Das Offenbaren im Begriffe, (schließt Hegel diesen Hen) ist Erschaffen der Natur als seines (des Geistes) Seyns, in welchem er die Affirmation und Wahrheit seiner Freyheit ist.“

Ueber diesen Hen erklärt sich Hegel S. 30 — 32 in einem Zusatz in folgender Weise: „Das Sichoffenbaren ist eine dem Geiste überhaupt zukommende Bestimmung; dasselbe hat aber drey unterschiedene Formen. Die erste Weise, wie der an-sich-seyende Geist oder die logische Idee sich offenbart, besteht in dem Umschlagen der Idee in die Unmittelbarkeit äußerlichen und vereinzelten Daseyns. Dieß Um-

schlagen ist das Werden der Natur. Auch die Natur ist ein Gesetztes; aber ihr Gesetztseyn hat die Form der Unmittelbarkeit des Seyns außer der Idee. Diese Form widerspricht der Innerlichkeit der sich selbst setzenden, aus ihren Voraussetzungen sich selber hervorbringenden Idee. Die Idee, oder der in der Natur schlafende ansichseyende Geist hebt deßhalb die Aeußerlichkeit, Vereinzelung und Unmittelbarkeit der Natur auf, schafft sich ein seiner Innerlichkeit und Allgemeinheit gemäßes Daseyn, und wird dadurch der in sich reflectirte, für-sich-seyende, selbstbewußte, erwachte Geist, oder der Geist als solcher. — Hiermit ist die zweyte Form der Offenbarung des Geistes gegeben. Auf dieser Stufe stellt der nicht mehr in das Außereinander der Natur ergossene Geist sich als das Fürsichseyende, Sichoffenbare, der bewußtlosen, ihn eben so sehr verhüllenden wie offenbarenden Natur gegenüber, macht dieselbe sich zum Gegenstande, reflectirt über sie, nimmt die Aeußerlichkeit der Natur in seine Innerlichkeit zurück, idealisirt die Natur, und wird so in seinem Gegenstande für sich. Aber dieß erste Fürsichseyn des Geistes ist selbst noch ein unmittelbares, abstractes, nicht absolutes; durch dasselbe wird das Außersichselbstseyn des Geistes nicht absolut aufgehoben. Der erwachende Geist erkennt hier noch nicht seine Einheit mit dem in der Natur verborgenen an-sich-seyenden Geiste, steht daher zur Natur in äußerlicher Beziehung, erscheint nicht als Alles in Allem, sondern nur als die Eine Seite des Verhältnisses, ist zwar in seinem Verhältniß zu Anderem auch in sich reflectirt und somit Selbstbewußtseyn, läßt aber diese Einheit des Bewußtseyns und des Selbstbewußtseyns noch als eine so äußerliche, leere, oberflächliche bestehen, daß das Selbstbewußtseyn und das Bewußtseyn zugleich auch noch außereinanderfallen, und daß der Geist, trotz seines Beysichselbstseyns, zugleich nicht bey sich selber, sondern bey einem Anderen ist, und seine Einheit mit dem im Anderen wirksamen ansichseyenden Geiste noch nicht für ihn wird. Der Geist setzt hier die Natur als ein Insichreflectirtes, als seine Welt, nimmt der Natur die Form eines gegen ihn anderen, macht das ihm gegenüberstehende Andere zu einem von ihm Gesetzten; zugleich aber bleibt dieses Andere noch ein von ihm Unabhängiges, ein unmittelbar Vorhandenes, vom Geiste nicht Gesetztes, sondern nur Vorausgesetztes, also ein Solches, dessen Gesetztwerden dem reflectirenden Denken vorhergeht. Das Gesetztseyn der Natur durch den Geist ist auf diesem Standpunkte somit noch kein absolutes, sondern nur ein im reflectirenden Bewußtseyn zu Stande kommendes; die Natur wird daher noch nicht als nur durch den unermüdlichen Geist bestehend, als seine Schöpfung begriffen. Der Geist hat folglich hier noch eine Schranke an der Natur, und ist eben durch diese Schranke endlicher Geist. — Diese Schranke wird nun vom absoluten Wissen aufgehoben, welches die dritte und höchste Form der Offenbarung des Geistes ist. Auf dieser Stufe verschwindet der Dualismus einer selbstständigen Natur oder des in das Außereinander ergossenen Geistes einerseits, und des erst für sich zu werden beginnenden, aber seine Einheit mit jenem noch nicht begreifenden Geistes andererseits. Der absolute Geist erfaßt sich als selber das Seyn setzend, als selber sein Anderes, die Natur und den endlichen Geist hervorbringend, so daß dieß Andere jeden Schein der Selbstständigkeit gegen ihn verliert, vollkommen aufhört, eine Schranke für ihn zu seyn, und nur als das Mittel erscheint, durch welches der Geist zum absoluten Fürsichseyn, zur absoluten Einheit seines Ansichseyns und seines Fürsichseyns, seines Begriffs und seiner Wirklichkeit gelangt."

Prüfen wir diese abstracte Dialektik, welche sich in den begrifflosen Metaphern des „Umschlagens der Idee und ihres Fürsichwerdens" bewegt, so erhellt ihre Unwahrheit um so einleuchtender, je bestimmter auf den Begriff des Geistes und seines Lebens und Reiches zurückgegangen und dadurch sein inneres Wesen und Leben und sein wesentlicher Unterschied von der Natur erfaßt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 466 — 488. **Duris Samius.** Bey diesem im Alterthum berühmten Geschichtschreiber haben neuerlich zwey Philologen unserm Herausgeber vorgearbeitet, ein holländischer und ein deutscher (s. Duridis Samii quae supersunt ed. Hulleman Traj. ad Rhen. 1841, und: De Duride Samio inprimis de eius in rebus tradendis fide diss. Eckerz Bonnae 1842), und von dem erstern hat er besonders häufigen Gebrauch gemacht. Um jedoch meinen Lesern ein unabhängiges Urtheil zu erleichtern, werde ich einige Hauptstellen der Alten in Uebersetzung wörtlich, mit Verweisung auf die Originalterte, unten beybringen.

Duris aus Samos [35], Bruder des Lynceus [36] und mit ihm Schüler des Theophrastus, von dem beyde die peripatetische Vielseitigkeit und praktische Richtung der Schriftstellerey empfangen haben möchten. Als Nachkommen des Atheners Alkibiades, der während seines langen Aufenthaltes in Samos ihren Großvater oder Großmutter erzeugt zu haben scheint, standen sie unter der dortigen Aristokratie mit an der Spitze der Regierung, und Duris wird selbst ausdrücklich Tyrannos genannt. Geboren gegen Olymp. 109 oder 110, vor Chr. 342 — 339 und zwar im Exil, worin seine Aeltern mit vielen ihrer vornehmsten Mitbürger lebten, sah er erst 324 sein Vaterland wieder [37]. Bald nach dem Jahre 322, in welchem Theophrast des Aristoteles Lehrstuhl betrat, scheint Duris sich in dessen Unterricht nach Athen begeben zu haben, und gegen 306 an die Regierung von Samos gekommen zu seyn.

In Betreff seiner Schriften, so scheint er sein Hauptwerk, welches die Geschichten von Griechenland und Macedonien umfaßte, mit Ol. 102, 3. vor Chr. 370 begonnen, d. h. mit dem Todesjahr des Amyntas, des Vaters Philipps, worin auch Jason von Pherä und Agesipolis von Sparta starben [38], und es mit dem Tode des Seleucus, Ol. 24, 4. vor Chr. 281, abgeschlossen zu haben. Die verschiedenen Anführungen dieses Werks, Historien, Hellenika, Makedonika, bezeichnen nach der allgemeinen Analogie solcher Werke nur die verschiedenen Parthien desselben, über dessen innere Oekonomie wir übrigens nichts Bestimmtes zu sagen vermögen; aber daß sein Umfang sich bis auf 28 Bücher einschließlich erstreckte, ist man nach Allem anzunehmen berechtigt.

Da zu gleicher Zeit Agathokles die Westwelt mit seinem Ruhm erfüllt hatte, so war dieß für den schreibseligen Peripatetiker Duris eine willkommene Veranlassung, auch dessen Thaten zu erzählen. Er hatte diese Geschichte in fünf Büchern vermuthlich zusammengefaßt, also in eben so vielen wie Timäus denselben Gegenstand, war aber schonender gegen den sicilischen Usurpator verfahren als dieser sein Nachfolger in derselben Geschichte, natürlich, weil er selbst Tyrann; jenen mit andern Augen betrachtete als dieser unerbittliche Tadler. Dieses Werk hatte in mehreren Digressionen sich über

35) Zu unterscheiden vom Duris aus Elăa in Aeolien. Ἐλαΐτης einem Dichter; s. Anthol. gr. II. 59, vergl. Tom. VIII. p. 182. sq. und Tom. XIII. p. 889. Jacobs vergl. K. M. p. 466.

36) Suidas und Athen. IV. p. 128 A. Λυγκέα καὶ Λοῦριν τοὺς Σαμίους, Θεοφράστου δὲ τοῦ Ἐρεσίου μαθητάς, u. a. vom Herausgeber auch über die Schriften des Lynkeus beygebrachte Zeugnisse, worunter wegen des Folgenden besonders Plutarchi Alcibiad. cap. 32. u. Athenaeus VIII. p. 337 D. zu beachten sind.

37) In Folge der Zurückrufung der Verbannten durch Nicanors Decret unter Alexander. Hierüber so wie über die Olympische Feyer dieses Jahrs muß ich auf K. M. p. 466 sq. verweisen, besonders was dort von ihm und von Andern über die lückenhafte und verdorbene Stelle Pausan. VI. 13, 3 (nicht 5. nämlich p. 407 ed. Schubart et Walz, auf deren Praefat. Vol I., nicht II. p. XLIV weiter verwiesen wird) erörtert worden ist.

38) Diodor. XV. 60. vergl. Heeren de fontib. Plutarchi pag. 41 und wegen des Nächsten Justin. XVII. 1.

die Merkwürdigkeiten Siciliens und Libyens verbreitet; denn daß Duris besondere Libyka geschrieben, ist nicht glaublich und beruht nur auf einem einzigen Citat. — Desselben Ὧροι Σαμίων, Jahrbücher der Samier, von einigen Büchern, war ein chronikartiges Werk mit einer Zeitordnung, angelegt nach dem Verzeichniß der Priesterinnen der Hera zu Samos, worüber der Logograph Hellanikos ein Buch geschrieben hatte. Es wäre möglich, bemerke ich hierbey, daß Himerius (Declam. XIV. 27. Wernsdf.) deßwegen beyde zusammenstellt. Auf jeden Fall hatte sich Duris in diesem Werk über Alles, was seine vaterländische Insel in Culten, Sitten, Gesetzen, Wissenschaften und Künsten Merkwürdiges darbot, in der Art behaglich verbreitet, daß er sich noch zu manchen Abschweifungen Raum gegönnt.

Ueber die übrigen Schriften des Duris, die außerdem angeführt werden, bieten die dürftigen Fragmente, die sich vorfinden, keinen Anhaltspunkt zu einem sichern Urtheil dar; nur so viel kann man sagen, daß sie im Allgemeinen den umfassenden und praktischen Geist der theophrastischen Schule beurkunden; aber keineswegs die natürliche Anmuth, welche den Vortrag und die Schreibart des Meisters so ungemein beliebt gemacht. Ja Duris schien sogar darein etwas zu setzen, daß er einzig auf die Sachen sehe. Wenn er aber die Isokratiker Ephorus und Theopompus wegen der Sorgfalt, die sie auf den historischen Styl verwendet, selbst zu tadeln kein Bedenken trug, und ihnen vorwarf, sie seyen doch hinter ihren Vorgängern weit zurückgeblieben, und ermangelten jener lebendigen und anziehenden Darstellungsgabe [39]), so mußte er sich hinwieder mit vollem Recht sagen lassen, daß er gegen die getadelten Männer selbst weit zurückstehe; namentlich ermangelten dem Duris gleich dem eben so geringen Sagenschreiber Hellanikos gänzlich jene Zauberreize, womit Herodotos seine Zuhörer ergötze; ja der Kunstrichter Dionysius setzt unsern samischen Historiker in die Classe derer herab, die wegen vernachläßigter Schreibart fast ungenießbar seyen.

Die Glaubwürdigkeit des Duris als eines Peripatetikers muß jedem schon im voraus verdächtig erscheinen, der sich dem Urtheile eines neuern Kritikers anschließt, daß die Mitglieder dieser Schule die Geschichte verfälscht [40]). Hören wir einige Zeugen aus dem Alterthume ab. Cicero schreibt an den Atticus (s. die Note) unter Anderem: „Eratosthenes behauptet, es sey nicht an dem (nämlich daß Alkibiades den Eupolis habe über Bord werfen und ertränken lassen), und führt zum Beweise mehrere Stücke an, welche Eupolis nach jener Zeit auf die Bühne gebracht. Hat Duris von Samos, weil er sich hierin mit vielen Andern irrte, deßwegen den verdienten Ruf eines sorgfältigen Geschichtschreibers (homo in historia diligens) verscherzt?“ Daß er hierbey durch Andere verleitet irrte, wird man um so mehr glauben, da er, hätte er jene Berichtigung gekannt, sie gewiß angenommen hätte, weil dadurch ein schwerer Vorwurf von einem Heerführer abgewendet worden wäre, den er seinen Ahnherrn nannte (s. oben).

(Fortsetzung folgt.)

39) *Μίμησιν καὶ ἡδονήν.* S. Phot. cod. 176. pag. 121 a. p. 41 ed. Bekker. vergl. Duridis fragm. 1. und Marx ad Ephor. fragg. p. 41. Zum Nächstfolgenden vergl. man Himer. Declam. 14. p. 27 Wernsdf. Dionys. de compos. verbb. 4. p. 28 Reisk. p. 64 Schäf. p. 31 Göller und die histor. Kunst der Griech. S. 419 f. zw. Ausg.

40) Jo. Luzac Lectt. Attic. p. 147. vgl. Baehr Praefat. ad Plutarchi Alcib. pag. XXVI. Einen andern Standpunkt betrat Wyttenbach. Bibl. Crit. VIII. p. 113, der gegen Meiners die Glaubwürdigkeit des Duris vertheidigte, ob er gleich einige historische Irrthümer desselben zugab, und also, wie wir sehen werden, unsern Geschichtschreiber mit der Billigkeit Cicero's beurtheilt; s. ad Attic. VI. 1; und ich selbst lege auf dieses Zeugniß mehr Gewicht, als Westermann im Artikel Duris in Pauly's Real-Encycl. II. S. 1281 f. geneigt zu seyn scheint.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung).

Daß Freyheit und Intelligenz die wesentlichen Bestimmungen des Geistes sind und daß mithin sein Leben und Reich ideelle Erweisungen und Sphären seiner Verwirklichung oder Manifestation sind, diese Erkenntniß ergiebt sich aus dem Begriffe des Selbstbewußtseyns, daher sie Hegeln selbst nicht fremd, sondern in den obigen Erklärungen enthalten ist. Allein die nothwendige Consequenz dieses Begriffs ist, daß die Natur nicht „das eigne Seyn" des Geistes, sondern als ein ihm entgegengesetztes Reich des unfreyen seiner selbst nicht bewußten Lebens nur seine äußere Objectivität ist. Aber dadurch, daß Hegel die Natur einerseits als die Schöpfung, andrerseits als die Voraussetzung des Geistes betrachtet, kommt er mit sich in einen Widerspruch, welcher die durch keine Dialektik zu überwindende Unwahrheit seiner Ansicht beweist. Die Vorstellung eines nur an sich seyenden „in der Natur entäußerten und in ihr äußerlich erscheinenden" Geistes ist eben so sehr eine contradictio in adjecto wie die Erklärung einer für sich werdenden oder ihrer selbst bewußtwerdenden Natur. Weil demnach die Natur so wenig als die Entäußerung oder Aeußerlichkeit des seinem Begriffe oder Wesen nach beysichseyenden, seiner selbst bewußten Geistes erklärt werden kann, als dieser nur „das Resultat und die Wahrheit des Insichgehens der Natur" ist, so werden wir von dieser die wesentlichen Unterschiede und bestimmten Begriffe negirenden Dialektik durch die Theorie des Selbstbewußtseyns zu der Erkenntniß geführt, daß der menschliche Geist sein freyes intelligentes Wesen eben so sehr von dem unfreyen bewußtlosen Wesen der Natur unterscheidet, wie er sein ideelles Leben und Reich durch das reelle Leben und Reich derselben bedingt und vermittelt erkennt.

Und da er sonach weder sich selbst als den absoluten Grund der Natur, noch diese als die Schöpferin seiner selbst zu begreifen vermag, so wird er durch die wahrhafte Natur- und Selbsterkenntniß zur Entwicklung der ihm (potentia) immanenten Idee des urlebendigen intelligenten Urwesens bestimmt, in welchem er das absolute Ideal und Princip aller Dinge und Wesen erkennt.

So wenig die absolute Negativität der Idee das schöpferische Princip der Natur ist, so wenig ist sie die wesentliche Freyheit des Geistes, welcher vielmehr, was Hegel in der Rechtsphilosophie §. 5. selbst beweist, nur „in seiner alle Ordnung oder Harmonie zerstörenden desorganisirenden Thätigkeit" jenes Princip des extremsten Egoismus durch revolutionäre tantalische Versuche geltend macht. Sondern wie sich die Urfreyheit des göttlichen Geistes durch die heilige Macht der schaffenden und neuschaffenden Liebe offenbart, so bewährt sich die Freyheit des mit dem göttlichen Geiste vereinigten menschlichen Geistes in der Organisation der seinem Wesen oder seiner Bestimmung entsprechenden Sphären und Stufen seiner Entwicklung und Bildung, in welcher er seine Idee realisirt und manifestirt. —

So unwahr Hegels Begriffsbestimmung des Wesens und Zweckes des Geistes ist, so unwissenschaftlich ist seine Eintheilung der Philosophie des Geistes.

Da er die Negativität als das wesentliche Princip des Geistes voraussetzt, und den Zweck seines „sich Hervorbringens oder sich mit sich Zusammenschließens" dahin bestimmt, daß er, wie er sich am Schlusse der Geschichte der Philosophie erklärt, „sich alles gegenständliche Wesen abthun und was ihm gegenständlich wird, aus sich erzeuge, um sein endliches Selbstbewußtseyn zum absoluten Selbstbewußtseyn zu verwirklichen und zu vollenden," so sind ihm alle Sphären und Momente der Geistesphilosophie eben so viele negative und zu negirende Uebergangs- oder Durchgangsstufen, durch welche der endliche Geist zum absoluten Wissen sich läutere, in welchem er seine Unendlichkeit sich vindicire. Zu diesem Zwecke läßt er den subjectiven Geist durch die Reduction des objectiven Bewußtseyns auf das Selbstbewußtseyn und durch die Negation alles anschauenden Erkennens zum abstracten inhaltslosen Denken den Begriff seiner reinen Wahrheit hervorbringen, wodurch er objectiver allgemeiner Geist werde.

Die Sphären des objectiven Geistes seyen das Recht, die Moralität und die Sittlichkeit, welche im Staate als objectivem Rechtssystem verwirklicht sey. Das innere Staatsrecht bestimme die politische Verfassung, das äußere Staatsrecht das Verhältniß der Völker zu einander. Aber diese besondern Geister sind (Encycl. §. 536.) nur Momente in der Entwicklung der allgemeinen Idee des Geistes — der Weltgeschichte. Das Resultat der Dialektik der Weltgeschichte sey die Erhebung des Weltgeistes zum absoluten Selbstbewußtseyn, in welcher er sich als absoluten Geist wisse. §. 552.

Als Sphären des absoluten Geistes werden in der encyclopädischen Darstellung des Hegel'schen Systems die Kunst, die geoffenbarte Religion und die Philosophie in dem Sinne bestimmt, wornach die Kunst als äußerliche sinnliche Manifestation der Einen absoluten Idee den Uebergang zur Religion bildet, in welcher die absolute Idee ideell gefühlt und vorgestellt werde, und dieses die Wahrheit nur fühlende und vorstellende Bewußtseyn sey der Uebergang oder der Durchgang zur Philosophie, in welcher „der Weltgeist sich durch Negation alles objectiven Inhaltes als göttlichen Geist wisse" *) und seine absolute Wahrheit in der adäquaten Form des absoluten Begriffs denke.

So fern demnach auf diesem Standpunkte der absolute göttliche Geist der in der absoluten Wahrheit seiner Objectivität und seines Begriffs gedachte menschliche Geist selbst ist, sind die Kunst und die Religion und die Philosophie nicht die Sphären, in welchen die Menschheit die Gottheit verehrt und erkennt, sondern sie seyen die Stufen und Formen, in denen der absolute göttliche Geist durch die sich mit ihm identisch wissenden menschlichen Individuen (in der Kunst) sich äußerlich oder sinnlich manifestirt, (im Cultus) sich selbst verehrt und im absoluten Wissen der Individuen sich selbst begreift.

Ohne die schon in früheren Beurtheilungen von Hegels Werken in den gelehrten Anzeigen von uns erwiesene Willkühr dieser eben so sehr alle nüchterne vernünftige Selbst- und Welt-Erkenntniß wie das substanzielle allgemein menschliche Gottesbewußtseyn verkennenden und negirenden Pseudodialektik hier einer besondern Kritik zu unterwerfen, beschränken wir uns auf die Prüfung des vorliegenden Bandes, welcher vorzugsweise der Wissenschaft des subjectiven Geistes gewidmet ist, welche der Herausgeber nach Zusätzen aus den Vorträgen des Verewigten erläuterte, die zum Theil den von ihm selbst gegebenen Erklärungen widersprechen. Die drey Hauptformen des subjectiven Geistes seyen 1) die Seele, 2) das Bewußtseyn und 3) der Geist als solcher.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Hegels Schlußerklärung zu seiner Geschichte der Philosophie, welche er als „die Enthüllung Gottes wie er sich weiß," S. 685 definirt.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Wenn aber Cicero sich dadurch nicht irren ließ, den Duris dennoch für einen sorgfältigen Geschichtschreiber zu halten, so muß dieß für uns um so mehr von Gewicht seyn, als dieser mit der ganzen Historik jenes Zeitalters und mit den sämmtlichen Schriften dieses Samiers aufs vollständigste bekannt war. Eher könnte man versucht seyn, den Duris durch den Einfluß der macedonischen Großen bestochen zu glauben, wenn er dem Eumenes eine niedere Herkunft beylegte, wenn auch nicht hier zwey Zeugnisse gegen zwey andere die Wagschale der Kritik im Gleichgewicht hielten [41]). Aber Plutarch, der ihm hier widerspricht, wird man sagen, hat noch andere Einreden gegen ihn, und ich bin selbst keineswegs geneigt, in allen Fällen seinen Apologeten zu machen, wohl aber den Interpreten, wie sich zunächst zeigen wird. Bey der Eroberung von Samos durch Perikles „entwirft der Samier Duris noch ein schauderhaftes Gemälde von unmenschlicher Grausamkeit, deren er die Athener und Perikles bezüchtigt, wovon aber Thucydides, Ephorus und Aristoteles kein Wort sagen“ u. s. w. — „Dieser Duris, dessen Geschichte sich, auch wo sein eigenes Gefühl nicht mit im Spiele ist, so oft nicht an die strenge Wahrheit bindet, scheint hier das Unglück seiner Vaterstadt übertrieben zu haben, damit Schatten genug auf Athen falle.“ Wenn hier K. M. p. 469 sagt: „wir könnten Plutarchs Urtheil nicht widerlegen,“ so dächte ich doch, durch Cicero's obigen Ausspruch sey dieß widerlegt genug. Doch zugegeben, daß Plutarch Gründe hatte, von des Duris Wahrheitsliebe geringer zu denken als Cicero, so ist hier einige Uebertreibung durch das vaterländische Gefühl des Samiers wenigstens entschuldigt [42]), denn Duris fand sich hier in der Lage des schweizerischen Geschichtschreibers Tschudi, der im Unmuth, die sein Vaterland erlitten, oftmals gegen das Haus Oesterreich wahrhaft ungerecht wird. Die Beschreibung der glänzenden Rückkehr des Alkibiades nach Athen sucht Plutarch durch die Auctorität anderer Geschichtschreiber ebenfalls zu widerlegen: „Wenn übrigens der Samier Duris, der sich der Abkunft von Alkibiades berühmet, hiezu noch von einem Ruderliede weiß u. s. w. — so schreiben Theopompus, Ephorus nnd Xenophon kein Wort davon [43]).“ Wenn K. M. p. 469 noch Mehreres beybringt, wobey sich gegen die Wahrheit mehrerer Berichte dieses Geschichtschreibers Zweifel erheben, so bahnt er doch durch folgende Bemerkungen den Weg zu einem Standpunkt, wovon er zu betrachten ist: Einmal, sagt er, seyen mehrere Irrthümer nicht ihm, sondern seinen Führern beyzumessen; sodann habe er alle seine Mängel mit seinen Zeitgenossen gemein: Prunken mit einer Fülle und Vielseitigkeit des Wissens, Bestreben eine große Lesewelt in allgemein verständlicher Sprache durch Erzählungen aller Art anmuthig zu unterhalten, durch Partheygeist bestochene Kritik u. s. w. — Hierbey möchte beym Duris noch einiges Individuelle in Anschlag zu bringen seyn. In einem hohen Hause geboren, sorgfältig erzogen und selbst philosophisch gebildet mußte er an der Spitze der Aristokratie seines Va-

41) Darüber das Nähere unten bey fragm. 7.

42) Plutarch. Pericl. cap. 28. vergl. fr. 60, und Heeren de fontib. Vitar. Plutarchi p. 41 sq. Die Vergleichung mit Tschudi gehört unserm Professor Ludw. Häußer an, in einer ungedruckten Abhandlung über Duris, die er vor Jahren als Mitglied unsers philologischen Seminars geschrieben, wozu ich aber jetzt bemerken will, daß Wachler in der Geschichte der historischen Forschung und Kunst I. S. 260 an diesem Schweizer-Geschichtschreiber, neben „ächt vaterländischem Gemeingeist,“ die durchaus „rechtliche Denkart“ dennoch rühmen konnte. — Sollte dieß nicht auch gewissermaßen von diesem griechischen Historiker gelten?

43) Plutarch. Alcib. cap. 32.

terlandes sich bald ein zweyter Polykrates dünken, und konnte wie dieser über einen Reichthum von Mitteln gebieten, die ihm jetzt in einem Zeitalter ausgebreiteter Literatur den Namen eines Gelehrten sicherten. Einem so vornehmen Herrn standen eine Menge von gelehrten Dienstleuten zu Gebot, und wenn auf deren Rechnung viele Irrthümer kommen mögen, die ihm zur Last gelegt werden, so ist ein solcher Weltmann bey sonstiger Sorgfalt, die ihm Cicero nachrühmt, doch auch gewohnt, Manches mehr im Großen und Ganzen zu nehmen, als immer ins Einzelne einzugehen. Ein stolzes Selbstbewußtseyn mußte dabey auch Nahrung finden, und Ueberhebung über größere seiner Zeit nahe stehende Historiker wird daraus eben so erklärbar, als ein glühender Zorn über frühere Bedränger von Samos, das er an der Spitze der Aristokratie als seine Domäne zu betrachten gewohnt war.

Die Fragmente aus allen Schriften beysammen steigen auf die Zahl 84 einschließlich. Den Anfang machen *Ἱστορίαι*. Aus dem ersten Buch nur Eins, die oben besprochene Stelle beym Photius pag. 41 Bekker. Aus dem zweyten Buche mehrere: und zwar zuerst fr. 2. über die wegen Frauen erregten schweren Kriege; fr. 3. über Helena, ihre Ehen, Kinder, Iphigenia u. s. w. (vgl. Ptolem. Hephaest. p. 94 ed. Roulez und Symbolik IV. S. 279 mit den Nachweisungen). Beym fr. 6. vermißt man die lateinische Uebersetzung unter dem griech. Text aus Plutarch. Demosth. cap. 19 über Thermodon (wozu man vergl. Plutarch. Theseus 26 mit Leopold's Anm. p. 69). Bey fr. 7. wird bey der gegen Plutarch und Cornel. Nep. von Duris behaupteten niedrigen Herkunft des Eumenes bemerkt, diese Sage sey aus dem Hasse der Macedonier gegen diesen großen Mann entsprungen, sie finde sich jedoch auch bey Dio Chrysostomus or. 64. II. p. 339 (nicht 359 Reisk. vgl. jetzt p. 691 ed. Emper.) und bey Aelian V. H. XII. 43. Ueber diese Verhältnisse wird noch auf die Fragmente des Hieronymus von Kardia p. 456 verwiesen. Es folgen Bruchstücke aus dem 7. Buch Nr. 12. über Alexander d. Gr. und den kyprischen König, wobey Hulleman auf Droysens Gesch. d. Nachfolg. Alex. S. 340 verweist (über dessen Oheim, Alexander von Epirus, hatte Duris auch geschrieben s. Niebuhr R. G. III. S. 189 f.); Nro. 13. über die Mithras-Feyer am persischen Königshof (wobey auf Ctesiae fr. 55. [79.] verwiesen wird; vgl. Symbolik I. S. 260 dritte Ausg.). Weiter werden mitgetheilt Fragmente aus dem 8., 9., 10., 15., 16., 17., 22. und 23. Buch bis zu Nr. 32. einschließlich. Daran reihen sich unter dem Titel:

Τὰ περὶ Ἀγαθοκλέα die Fragmente der zweyten historischen Schrift des Duris, von Nr. 34. bis Nr. 46. incl. zu diesem letzten Fragment mit dem Satz des Duris, „daß die meisten sicilischen Städte ihre Namen von Flüßen haben," bemerkt K. M. zu den Städtenamen: „*Φοινικοῦντα* [de hac urbe nihil constat. — *Ἅλυκὸν καὶ Θέρμον*] pro urbium nominibus nomina fluviorum posuisse videtur excerptor. V. Berkel ad h. l." (*Ἅλυκος* kommt als Namen eines Flusses bey Agrigent vor, Diodor XV. 17. aber *Ἁλικύαι* und *Θέρμαι* sind sicilische Städte-Namen; s. ad Cic. Verr. II. 2. p. 233 und p. 262 mit den Anmerkk. von Er. und Moser. Ueberhaupt aber vergl. man zu diesem Fragment des Duca di Serradifalco Antichità della Sicilia III. 3. und meine deutsche Schriften zur Archäologie III. S. 298.) — Die dritte Schrift ist die Chronik von Samos, überschrieben: *Σαμίων Ὧροι*, Jahrbücher der Samier. Das erste Fragment, Nr. 47. handelt von dem Luxus der Samier, aus Athen. XII. p. 525. E. mit 7 Versen des Poeten Asios, worüber Dübner ad Asii fragm. 11 und mit einem daher entlehnten Sprichwort, [welches bey Leutsch u. Schneidewin Paroemiogr. fehlt, und Heindorf zu Horatius Satiren I. 3. 11. nicht zu deuten wagt, s. jetzt Panofka, Res Samiorum p. 80. und Symbolik III. S. 232 dr. Ausg.]

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Als Seele habe der Geist die Form der abstracten Allgemeinheit, als Bewußtseyn die der Besonderung, als für sich seyender Geist die der Einzelnheit. So stelle sich in seiner Entwicklung die Entwicklung des Begriffes dar. Demnach sollen die Anthropologie, die Phänomenologie und die Psychologie die Entwicklungsstufen der Philosophie des subjectiven Geistes bilden. Aber die Begrifflosigkeit dieser Entwicklung erweist sich schon darin, daß das Princip des ersten Theils die Anthropologie nicht die abstracte Allgemeinheit, sondern die sinnliche Individualität des Geistes oder die natürliche Seele ist, und daß vielmehr der dritte Theil: die Psychologie die abstracte Allgemeinheit des seinen reinen Begriff denkenden Geistes zum Resultat und Zweck hat.

I. Die Anthropologie.

Das Erste in der Anthropologie sey die qualitativ bestimmte, an ihre Naturbestimmungen gebundene Seele. Aus diesem unmittelbaren Einsseyn mit ihrer Natürlichkeit trete die Seele in den Gegensatz und Kampf mit derselben. Diesem Kampfe folge der Sieg der Seele über ihre Leiblichkeit, die Herabsetzung und das Herabgesetztseyn dieser Leiblichkeit zu einem Zeichen, zur Darstellung der Seele. So trete die Idealität der Seele in ihrer Leiblichkeit hervor, werde diese Realität des Geistes auf eine, selbst aber noch leibliche, Weise ideell gesetzt.

Abgesehen von der Unbestimmtheit, mit welcher Hegel den Leib bald als „Zeichen oder Darstellung," bald als „Realität" des Geistes oder der Seele bezeichnet, welche ihn durch ihren Sieg über ihn ideell setze, so ist der Gedanke, daß die Seele durch ihre freye Selbstbestimmung des Leibes mächtig werde und ihn S. 238 zu ihrem „Werkzeug" oder S. 240 zu ihrem „Kunstwerke" idealisire, eine der wahrsten und tiefsten Einsichten Hegels, durch welche er die naturalistische Meinung: die menschliche an sich geistige Seele sey wie die sinnliche Seele des Thiers nur Einheit oder Innerlichkeit oder Idealität des Leibes, überwunden hat. Aber sein Versuch: die Racenunterschiede, welche die geistigen und leiblichen Grunddifferenzen der Entwicklung der Menschheit in Stämme und Völker begründen, im Anfange der Wissenschaft von der Seele abzuhandeln, ist deßhalb unstatthaft, weil die Untersuchungen von Schelling, Steffens und W. Humboldt beweisen, daß die Sonderung des menschlichen Geschlechts in Racen, welche sich im innigsten Zusammenhang mit der Sonderung der Sprachgebiete bildete, nur in der Philosophie der Geschichte und der Sprache wissenschaftlich begriffen werden kann. Sofern Hegel selbst in dem ersten Theile der Lehre vom subjectiven Geist in dieses Gebiet übergreift, geht er zur Charakteristik der hervorragendsten weltgeschichtlichen Völker fort und versucht dadurch in der Wissenschaft von der Seele zu leisten, was er im Zusammenhange der Philosophie der Geschichte d. h. der speculativen Wissenschaft der Entwicklungsgeschichte des

objectiven Geistes vollkommner leisten konnte und sollte. So fern er alle und selbst die innigste und geistigste Eigenthümlichkeit oder Originalität für nur natürlichen Vorzug hält, folgt, daß er nicht nur mit vollem Rechte das Naturell und Temperament, welche seelisch leibliche Bestimmtheiten sind, sondern selbst das Talent und Genie und sogar den Charakter als Naturbestimmtheiten betrachtet, da doch die Geistigkeit des erstern und die ethische Bedeutung des letztern eine höhere Würdigung erfordern. Dagegen gehören die Lebensalter und der Gegensatz des Wachens und Schlafens, welche Hegel in der Lehre von den natürlichen Veränderungen abhandelt, allerdings in die Wissenschaft der (physischen) Anthropologie, weil sie die Entwicklungsstufen und wechselnden Modificationen des seelisch leiblichen Lebens bilden. Vorzüglich gelungen und in praktischer Hinsicht in hohem Grade empfehlenswerth erscheint uns eine Schilderung des Knabenalters mit Rücksicht auf Pädagogik, daher wir seine Ansicht darüber zur allgemeinen Beherzigung und Erwägung mittheilen:

„Indem das Kind vom Spielen zum Ernst des Lernens übergeht, wird es zum Knaben. In dieser Zeit fangen die Kinder an, neugierig zu werden, besonders nach Geschichten; es ist ihnen um Vorstellungen zu thun, die sich ihnen nicht unmittelbar darbieten. Die Hauptsache aber ist hier das in ihnen erwachende Gefühl, daß sie noch nicht sind, was sie seyn sollen, — und der lebendige Wunsch, zu werden, wie die Erwachsenen sind, in deren Umgebung sie leben. Daraus entsteht die Nachahmungssucht der Kinder. Während das Gefühl der unmittelbaren Einheit mit den Eltern die geistige Muttermilch ist, durch deren Einsaugung die Kinder gedeihen, zieht das eigene Bedürfniß der letzteren, groß zu werden, dieselben groß. Dieß eigene Streben der Kinder nach Erziehung ist das immanente Moment aller Erziehung. Da aber der Knabe noch auf dem Standpunkt der Unmittelbarkeit steht, erscheint ihm das Höhere, zu welchem er sich erheben soll, nicht in der Form der Allgemeinheit oder der Sache, sondern in der Gestalt eines Gegebenen, eines Einzelnen, einer Autorität. Es ist dieser und jener Mann, welcher das Ideal bildet, das der Knabe zu erkennen und nachzuahmen strebt; nur in dieser concreten Weise schaut auf diesem Standpunkt das Kind sein eigenes Wesen an. Was der Knabe lernen soll, muß ihm daher auf- und mit Autorität gegeben werden; er hat das Gefühl, daß dieß Gegebene gegen ihn ein Höheres ist. Dieß Gefühl ist bey der Erziehung sorgfältig festzuhalten. Deßhalb muß man für eine völlige Verkehrtheit die spielende Pädagogik erklären, die das Ernste als Spiel an die Kinder gebracht wissen will, und an die Erzieher die Forderung macht, sich zu dem kindischen Sinne der Schüler herunterzulassen, anstatt diese zum Ernste der Sache heraufzuheben. Diese spielende Erziehung kann für das ganze Leben des Knaben die Folge haben, daß er Alles mit verächtlichem Sinne betrachtet. Solch trauriges Resultat kann auch durch ein von unverständigen Pädagogen empfohlenes beständiges Aufreizen der Kinder zum Räsonniren herbeygeführt werden; dadurch erhalten diese leicht etwas Naseweises. Allerdings muß das eigene Denken der Kinder geweckt werden; aber man darf die Würde der Sache ihrem unreifen, eitelen Verstande nicht Preis geben.

Was näher die eine Seite der Erziehung — die Zucht — betrifft, so ist dem Knaben nicht zu gestatten, daß er sich seinem eigenen Belieben hingebe; er muß gehorchen, um gebieten zu lernen. Der Gehorsam ist der Anfang aller Weisheit; denn durch denselben läßt der das Wahre, das Objective noch nicht erkennende und zu seinem Zwecke machende, deßhalb noch nicht wahrhaft selbstständige und freye, vielmehr unfertige Wille den von außen an ihn kommenden vernünftigen Willen in sich gelten, und macht diesen nach und nach zu dem seinigen. Erlaubt man dagegen den Kindern zu thun, was ihnen beliebt, — begeht man noch obenein die Thorheit, ihnen Gründe für ihre Beliebigkeiten an die Hand zu geben; so verfällt man in die schlechteste Weise der Erziehung, — so entsteht in den Kindern ein beklagenswerthes Sicheinhausen in besonderes Belieben, in absonderliche Gescheidtheit, in selbstsüchtiges Interesse, — die Wurzel alles Bösen. Bald thut sich im Kinde der Eigenwille und das Böse hervor. Dieser Eigenwille muß durch die Zucht gebrochen, — dieser Keim des Bösen durch dieselbe vernichtet werden.

In Bezug auf die andere Seite der Erziehung — den Unterricht, — ist zu bemerken, daß derselbe vernünftigerweise mit dem Abstractesten beginnt, das vom kindlichen Geiste gefaßt werden kann. Dieß sind die Buchstaben. Dieselben setzen eine Abstraction voraus, zu welcher ganze Völker, zum Beyspiel sogar die Chinesen nicht gekommen sind. Die Sprache überhaupt ist dieß luftige (geistige) Element, dieß sinnlich-Unsinnliche, durch dessen sich erweiternde Kenntniß der Geist des Kindes immer mehr über das Sinnliche, Einzelne zum Allgemeinen, zum Denken erhoben wird.

Der Knabe kommt jedoch nur zum vorstellenden Denken; die Welt ist nur für seine Vorstellung; er lernt die Beschaffenheiten der Dinge, wird mit den Verhältnissen der natürlichen und geistigen Welt bekannt, interessirt sich für die Sachen, erkennt indeß die Welt noch nicht in ihrem innern Zusammenhange. Zu dieser Erkenntniß kommt erst der Mann. Aber ein unvollkommenes Verständniß des Natürlichen und Geistigen kann dem Knaben nicht abgesprochen werden. Man muß daher als einen Irrthum die Behauptung bezeichnen, der Knabe verstehe noch gar nichts von Religion und von Recht, man habe ihn deßhalb mit diesen Gegenständen nicht zu behelligen, müsse ihm überhaupt nicht Vorstellungen aufdrängen, sondern ihm eigene Erfahrungen verschaffen, und sich damit begnügen, ihn von dem sinnlich Gegenwärtigen erregt werden zu lassen. Schon das Alterthum hat den Kindern nicht lange beym Sinnlichen zu verweilen gestattet. Der moderne Geist aber enthält eine noch ganz andere Erhebung über das Sinnliche, — eine viel größere Vertiefung in seine Innerlichkeit, als der antike Geist. Die übersinnliche Welt muß daher jetzt schon früh der Vorstellung des Knaben nahe gebracht werden. Dieß geschieht durch die Schule in weit höherem Grade, als in der Familie. In der letzteren gilt das Kind in seiner unmittelbaren Einzelnheit, wird geliebt, sein Betragen mag gut oder schlecht seyn. In der Schule dagegen verliert die Unmittelbarkeit des Kindes ihre Geltung; hier wird dasselbe nur insofern geachtet, als es Werth hat, als es etwas leistet; — hier wird es nicht mehr bloß geliebt, sondern nach allgemeinen Bestimmungen kritisirt und gerichtet, nach festen Regeln durch die Unterrichtsgegenstände gebildet, überhaupt einer allgemeinen Ordnung unterworfen, welche vieles an sich Unschuldige verbietet, weil nicht gestattet werden kann, daß Alle dieß thun. So bildet die Schule den Uebergang aus der Familie in die bürgerliche Gesellschaft. Zu dieser hat jedoch der Knabe nur erst ein unbestimmtes Verhältniß; sein Interesse theilt sich noch zwischen Lernen und Spielen."

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung).

Zu Nr. 48. über Auasis (Oasis) und die Inseln der Seeligen an Aegyptens Westgränze vergl.

man noch Creuzeri Commentt. Herodott. Zu Nr. 50. über die Athenerinnen und über ihre veränderte Kleidung, ausführlicher und etwas verschieden erzählt von Herodotus V. 82—88. liefert jetzt der Venetianer Scholiast ad Euripid. Hecub. 915 ed. Cobet die Erzählung des Duris vollständiger (S. K. Müllers Addendum p. 488. und über die Sache muß man jetzt nachsehen: Panofka, Griechinnen nach Vasenbildern Berlin 1842. Nr. 1—7). — Es folgt: *Περὶ Τραγῳδίας* mit nur einem einzigen Fragment p. 486; desgleichen auch nur mit Einem *Περὶ Εὐριπίδου καὶ Σοφοκλέους* ebendaselbst; ferner ebendaselbst: ein einziges Fragment aus einer Schrift: *Περὶ Νόμων*, oder, wie der Herausgeber vermuthet: *περὶ νομίμων*, von Sitten und Gebräuchen; [woselbst man Nr. 72. lin. 2. *Μαχαρία* statt *Μαχάρια* schreibe. Uebrigens vergl. Paroemiogr. p. 48 ed. Leutsch et Schneidewin]. Es folgt *Περὶ Ἀγώνων* mit vier Fragmenten.

P. 487. *περὶ Ζωγράφων* mit drey Bruchstücken. Das zweyte Nr. 78. aus Diog. L. II. 19. mit der Erzählung des Duris, Sokrates habe Sklavendienste geleistet als Steinmetz, und sein Werk seyen die bekleideten Grazien auf der Burg (zu Athen). K. M. p. 469 schließt sich auch hier p. 487. der Hypothese Jo. Luzac's Lectt. Atticc. p. 113. an, diese Sklaverei des Sokrates hätten die Peripatetiker aus Feindschaft gegen die Akademiker erfunden. Timäus berichtet dasselbe (s. Timaei Fragg. Nr. 100. Tom. I. p. 218 dieser Sammlung), meldet jedoch von Sklavendiensten nichts; woran Wyttenbach Bibl. Cr. VIII. p. 114 nicht einmal Anstoß genommen. Aber die Sache ist sehr einfach, wenn man die sehr beschränkten Vermögensumstände des Sokrates betrachtet, worüber Böckh in der Staatshaush. d. Athen. I. S. 121 ff. die nöthigen Belehrungen giebt, nämlich Sokrates hatte sich bey einem Bildhauer in die Lehre gegeben, einige Werke gefertigt, gab aber nachher diese Kunst seiner Jugend auf. — So fällt auch diese Verunglimpfung der Peripatetiker mit so vielen andern von selbst. — Ueber jene Leistungen des Sokrates vergl. man jetzt Sillig, Catalog. artificum pag. 424. — Den Beschluß machen: **Fragmenta sedis incertae** mit 5

Numern. [Zum vorletzten, Nr. 83., bemerke ich, daß hier aus Bekkeri Anecdott. graecc. p. 451. geschrieben ist: — ὅτι ἐκλήθη Ἀσιάς (ἡ χιθάρα) wogegen es in Bachmanni Anecdott. I. p. 151. heißt, ὅτι ἐκλήθη ἡ Ἀσία, aber s. K. M. der auch statt Ἀριστοτέλης vorschlägt: Ἀριστοκλῆς.]

P. 489—494. **Idomeneus Lampsacenus.** Auch ein Magnat, der das Regiment seiner Vaterstadt wenigstens eine Zeitlang mit großer Strenge führte, dem Wohlleben fröhnte, daneben aber ebenmäßig nach schriftstellerischem Ruhme strebte. Schüler und Vertrauter des Epikurus, während dieser in Lampsakus lehrte, blieb er mit seinem Lehrer in Verbindung, empfieng brieflich von ihm Ermahnungen und Warnungen, und blühete demnach zwischen 310—270 vor Chr. ohne daß man weiß wie lang er seinen Lehrer überlebt hat [44]). Seine Schriften betreffend, so hielt Idomeneus sich fast ganz im Kreise der Biographie, und schrieb zwey Werke, wovon das erste von den Sokratikern (περὶ Σωκρατικῶν), das zweyte von den Demagogen (περὶ δημαγωγῶν) handelte [45]); in welcher letzteren Schrift er, nach dem Vorgange des Theopompus im 10. Buch seiner Philippika, über alle jene Männer gesprochen hatte, die seit den Perserkriegen die athenische Republik verwaltet. Ausserdem hatte er über Samothrake (ἱστορία τῶν κατὰ Σαμοθράκην) geschrieben; die Troischen Geschichten (Τρωικά), die ihm ausserdem zugeschrieben werden, sind ohne Zweifel die Folge einer Verwechselung (s. Sintenis ad Plutarchi Pericl. p. 315 sq.).

44) P. 489 und daselbst Strabo XVII, p. 589. Diog. L. X. 3; 22; 23; 25. Seneca Epist. I. 21 sq.; Plutarch. adv. Colot. p. 1127. F. Phot. Lex. in Πύθια καὶ Δήλια. Ueber das Meiste im Verfolg kann ich jetzt auf einen belehrenden Artikel Westermann's in Paulys, Walz und Teuffels Real-Encyclop. IV. S. 60 verweisen.

45) Dieser letztere Titel geht aus einer trefflichen Emendation von Sauppe im N. Rhein. Mus. II. 3. S. 450. ff. hervor, wonach man in Bekker. Anecdott. grr. p. 249 statt ὡς δὲ Ἰδομένης φησὶ δημαγωγὸν, lesen müsse: ὡς δὲ Ἰδομενεύς φησι περὶ δημαγωγῶν, mit Beystimmung Westermanns und K. M.

Daß die historische Treue dieses Schriftstellers nicht probehaltig war, geht schon aus einem Blick auf die Fragmente hervor. Diese folgen darauf unter den obigen Titeln, und bilden die Gesammtzahl von achtzehn.

P. 494. **Dionysius Heracleota**, Sohn des Theophantos, Schüler des Zenon, von den Stoikern aber zu den Kyrenaikern abgefallen und deßwegen Μεταθέμενος genannt. Ihm werden zwey Schriften beygelegt: 1) über die alten Könige 2) über die barbarischen Völker (Diog. L. VII. 167 mit den Auslegern), von welchen sich aber nicht einmal Bruchstücke erhalten haben.

P. 495—510. **Berosus Chaldaeus.** Auch hierbey hatte sich der Herausgeber eines vorzüglichen Führers zu erfreuen, Richters [46]); wozu in neuester Zeit noch einige andere gekommen, wovon er bey seiner Umsicht keinen unbeachtet gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

46) S. Berosi Chaldaeorum Historiae quae supersunt cum Commentatione prolixiori de Berosi vita et librorum eius indole, Auctore Jo. Dan. Guil. Richter. Lips. 1825. 8. So lautet der vollständige Titel dieser vor mir liegenden Schrift, die K. M. mit Recht zu Grund gelegt; wobey er aber noch den Vortheil hatte, sich der Schriften von Volney Mythologie de la creation (Oeuvres complètes p. 360 sqq.), Movers, Phönizier und anderer neueren bedienen zu können. Ich muß aber die Bemerkung vorausschicken, daß diese ausführlichen Fragmente des Berosus und die noch ausführlichern des folgenden Manetho hier keinen Auszug vertragen und daß ich mich daher auf Andeutungen beschränken muß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung).

Giebt Hegel dadurch eine schöne Probe, daß er über die Bestimmung und Erziehung des Knabenalters unbefangen und tief nachgedacht habe, so ist seine Bestimmung des Mannes und namentlich des Greisenalters weniger befriedigend. In den Zusätzen wird die im §. 396 bestimmte „Anerkennung der objectiven Nothwendigkeit und Vernünftigkeit der bereits vorhandenen fertigen Welt und die Betheiligung an deren sich an und für sich vollbringendem Werke, durch welche der Mann wirkliche Gegenwart und objectiven Werth habe, dahin modificirt und berichtigt, daß die Arbeit des Mannes in der erhaltenden Hervorbringung und Weiterführung der Welt bestehe.“ Denn obgleich die Welt als im Wesentlichen fertig anerkannt werden müsse, so sey sie doch kein Todtes, kein absolut Ruhendes, sondern, — wie der Lebensproceß, — ein sich immer von Neuem Hervorbrigendes, ein, — indem es sich erhält, — zugleich Fortschreitendes.“ Dagegen können wir seine Schilderung des Greisenalters auch nach den erläuternden Zusätzen nur negativ finden, sofern er es in der völligen Interesselosigkeit und prozeßlosen Gewohnheit untergehen läßt, so daß wir die positive Bestimmung des Greisen, die schon der platonische Sokrates so schön und wahr in die Rückkehr des Geistes in sein ewiges Wesen und in die Anticipation des an sich unsterblichen Lebens setzt, vermissen. Der tiefere Grund dieser Verkennung der höhern Bestimmung des Alters liegt in Hegels Verwechslung der negativen Endlichkeit mit der positiven Bestimmtheit und der geistigen Persönlichkeit mit der natürlichen Individualität und in der Reduction aller Wahrheit und Wirklichkeit auf das Dießseits, dessen Absolutheit er überall behauptet, aber nirgends beweist.

Zu den vielen mißlungenen Versuchen Hegels seine Uebergänge von einem Abschnitt zum andern zu rechtfertigen, rechnen wir auch die in dem Zusatze S. 105 enthaltene Bemerkung: „durch das Erwachen tritt die natürliche Seele des menschlichen Individuums zu ihrer Substanz in ein Verhältniß, das als die Wahrheit, — als die Einheit der beyden Beziehungen betrachtet werden muß, welche einerseits in der den Verlauf der Lebensalter hervorbringenden Entwicklung, andererseits im Geschlechtsverhältniß, zwischen der Einzelnheit und der substantiellen Allgemeinheit oder der Gattung des Menschen stattfinden.“ Denn obwohl die Gegensätze der Lebensalter allerdings „fließende übergehende Unterschiede Eines Subjects“ sind, während „das Geschlechtsverhältniß einen bestehenden Unterschied“ voraussetzt, so ist doch die Begrifflosigkeit der Behauptug: „Was im Geschlechtsverhältniß an zwey Individuen vertheilt ist, das ist in der erwachenden Seele vereinigt,“ zu auffallend, als daß sie einer besondern Erörterung bedürfte.

Der Gegensatz von Schlaf und Wachen selbst wird mit Unrecht in den Zusätzen S. 107 dahin bestimmt, daß jener „das Versunkenseyn der Seele in ihre unterschiedslose Einheit, dieses der Zustand des Eingegangenseyns der Seele in den Gegensatz gegen diese einfache Einheit sey.“ Denn jene Ver-

senkung wäre der Tod des Bewußtseyns, aus welchem kein Erwachen möglich wäre. Ueberzeugt uns doch die Erinnerung der Träume, daß die Seele in denselben nicht in Bewußtlosigkeit versinkt, wenn sie gleich im Traum nicht zu der Reflexion fortgeht, daß ihre subjective Außenwelt so wenig eine objectiv reale und geordnete Wirklichkeit ist, als sie sich selbst Gegenstand der Reflexion ist. Daher bemerkt Hegel sich selbst corrigirend richtig, daß nicht das Verhalten, in welchem die träumende Seele zur unmittelbaren subjectiven Unterscheidung ihrer selbst von ihrer Welt fortschreitet, sondern das Denken im Träumen aufhöre, indem der wache Geist durch das Denken die objective Bestimmtheit und den objectiven Zusammenhang der Wirklichkeit erfaßt und sich dadurch über sich selbst und die Außenwelt orientirt.

In der Lehre von dem Empfinden und von dem Fühlen verwechselt Hegel den Unterschied des passiven sinnlichen Innewerdens, das sich in der Gemeinempfindung des Leibes in subjectiver Weise und Beziehung bestimmt und sich in den Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen objectivirt und des eben so selbstthätigen wie receptiven geistigen Innewerdens, das sich im Selbst- und Mitgefühl und in dem ästhetischen, sittlichen und religiösen Gefühle verwirklicht. Die Verwechslung der Gefühle mit Empfindungen und sogar mit Begierden und Leidenschaften ist der Grund von Hegels und Anderer gemüth- und geistlosen Polemik gegen Schleiermachers Erklärung der Frömmigkeit als einer eigenthümlichen Bestimmtheit des Gefühls, sofern er das sich von Gott abhängig fühlen als die Grundbestimmung der bestimmten Formen des Innewerdens der ethischen Eigenschaften Gottes (seiner Heiligkeit Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit) d. h. des unmittelbaren Gottesbewußtseyns erklärt. So gewiß die Religion nicht nur Sache des Gemüths, sondern eben so sehr des Willens und Geistes ist, so gewiß ist das Herz als das seiner Bestimmung entsprechende Gemüth die Quelle der innigsten, reinsten und heiligsten Gefühle, ohne welche keine lebendigen Willensbestimmungen, Anschauungen und Gedanken möglich sind, weil man die Wahrheit, die man nicht inne wird oder nicht innerlich erfährt, weder theoretisch zu erkennen noch praktisch zu verwirklichen fähig ist. Wenn Hegel, um das Herz zu verdächtigen, an Jesu Spruch: „Aus dem Herzen gehen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch u. s. w.“ erinnert, so beweist er damit nur die Wahrheit des Satzes abusus optimi pessimus, und die Seligkeiten, die Jesus (in der Bergpredigt) preiset, sind nicht die Güter herzloser Köpfe, sondern reiner, inniger Herzen.

Die Lehre von den Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen hat Hegel in Uebereinstimmung mit der Naturphilosophie von Schelling, Oken, Schubert und Andern begriffmäßig zu entwickeln versucht, indem seine Zurückführung der Fünfzahl der Sinne auf drey Klassen nach den Unterschieden „der physischen Idealität, der realen Differenz und der irdischen Totalität“ die abstracte Bestimmung der concreten Formen und Beziehungen ist, durch welche namentlich Oken in genetischer Methode die bestimmten Stufen erweist, auf welchen die Subjectivität die ideellen und reellen Prozesse und Sphären oder Bestimmtheiten der Objectivität inne wird und wahrnimmt. Dagegen vermißt man auch in den Zusätzen jeden Versuch, die Beziehung der bestimmten Hauptformen der intelligenten Seelenthätigkeit zu den entsprechenden Partien des Hirns, durch welche sie vermittelt werden, zu erweisen. Und daß das Hirn spezifisch und zweckmäßig organisirtes Werkzeug der besondern Sphäre des bewußten Seelenlebens ist, dieß sollte von einem Denker wie Hegel am wenigsten verkannt werden, welcher aus dem Begriffe des menschlichen Leibes als allgemeinen Organs der Seele die Folgerung macht, „seine Systeme und Organe werden mit Unrecht nur als Momente des animalen Organismus betrachtet, da sie zugleich ein System der Verleiblichung des Geistigen bilden, und dadurch noch eine andere Deutung erhalten.“ Die Zusätze enthalten nun nähere Erklärungen über den Zusammenhang, durch welchen „Muth und Zorn in der Brust, im Blute, im irritabeln Systeme, wie geistige Beschäftigung im Kopfe, dem Centrum des sensibeln Systems empfunden werden,“ und erklären die Verleiblichung von Affecten

durch Geberden und zwar namentlich durch Lachen oder Weinen in einer geistreichen, aber physiologisch ungenügenden Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Der Herausgeber geht mit Richter p. 1. von den verschiedenen Schreibungen und Erklärungen des Namens aus, worunter er wohl mit Recht dem: *Βηρωσσὸς* den Vorzug giebt, und liefert nach Josephus, Syncellus, Tatian und Eusebius (s. fragg. 1. 7. 14.) vorläufige kurze Notizen über sein Leben; woraus sich das Wenige herausstellt, daß Berosus ein Chaldäer oder Babylonier, Priester des Belus und Zeitgenosse Alexanders d. Gr. war, und in hohem Alter sein Werk der chaldäisch-babylonischen Geschichte gegen das Jahr 280 vor Chr. dem König von Syrien Antiochus Soter überreichte [Clinton Fast. Hell. ad ann. 279, woraus der Artikel Berosus in Paulys Real-Encycl. I. S. 1101 f. zu berichtigen ist]. — Ferner berichtet Vitruvius (IX. 4. 7. vergl. fr. 24.), Berosus habe auf der Insel Kos eine astrologische Schule errichtet, eine Sonnenuhr erfunden und über den Mond neue Belehrungen gegeben; Plinius aber (VII. 37. vergl. fr. 25.), die Stadt Athen habe ihm im Gymnasium eine Bildsäule errichtet. Als Weissager erscheint er in andern Sagen, wo er für den Vater der babylonischen oder der ebräischen Sibylle ausgegeben wird (Justin. Martyr. Cok. ad Gr. cap. 30. Pausan. X. 12. 5. Tom. III. p. 526 Schub. et Walz. Suidas in *Σίβυλλα*). Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß hierbey ein anderer älterer Berosus mit dem Geschichtschreiber verwechselt worden; was um so leichter möglich war, da Berosus in seinen Historien höchst wahrscheinlich der Sibylle gedacht hatte; denn was Alexander Polyhistor auf die Autorität dieser Prophetin vom babylonischen Thurm erzählt, ist sicher aus dem Werke des Berosus geflossen, der auch wahrscheinlich in seinen astrologischen Büchern Zeugnisse der Sibylle angeführt hatte [47]).

Die Historien des jüngern Berosus, bald *Χαλδαϊκὰ* bald *Βαβυλωνιακὰ* betitelt, bestanden aus drey Büchern; von welchen uns Josephus, Clemens Alexandrinus, Eusebius und Syncellus zahlreiche Bruchstücke gerettet haben, ohne daß einer von ihnen die Originalschriften gesehen zu haben scheint. Syncellus schöpfte, was er hat, aus Eusebius oder, wie dieser selbst, aus Africanus, dieser aus Alexander Polyhistor, dieser wiederum aus Apollodorus (s. Fr. 5, 6). Josephus nennt zwar den Polyhistor nicht, scheint ihm jedoch hauptsächlich gefolgt zu seyn. Clemens Alex. hatte den Mauritanier Juba zum Führer, der in seinen assyrischen Geschichten den Berosus excerpirt zu haben scheint. — Durch so viele Hände sind des Berosus Original-Berichte gegangen, und da sie auf diese Weise ohne Entstellungen nicht bleiben konnten, so soll man sich hüten, ihm selbst beyzumessen was so oft die Verschuldung Anderer ist. Hinwiederum war es natürlich, daß besonders im 18. Jahrh. sich die Vorstellung geltend machen wollte, die unter Berosus Namen bey den genannten Schriftstellern gefeyerten Bücher seyen das Machwerk eines späteren Griechen, der seinen Erdichtungen durch den Namen Berosus, eines chaldäischen Priesters, Eingang in die Welt zu verschaffen gewußt habe [48]). — Hieran reihen sich die Fragmente selbst:

47) Vergl. Richter 8. 15. p. 38 sqq. gegen welche Annahme zweyer Berosi, eines ältern und eines jüngern, der Verfasser jenes Artikels in Paulys Real-Encycl. sich doch sträuben will, keinesweges aber K. M. p. 495 sq. Uebrigens stellt jener den Berosus mit dem Ktesias zusammen, und bemerkt, daß jener mehr aus chaldäisch-babylonischen Quellen, dieser mehr aus assyrisch-persischen geschöpft. Die auffallenden Aehnlichkeiten des Berosus mit dem Manetho weiset Richter §. 16 p. 41. nach; welcher auch §. 5 p. 11 sqq. einen sehr belehrenden Ueberblick der griechischen Sagen von den Sibyllen gegeben hat.

48) Eine Hypothese von Meiners, Hist. de vero Deo p. 76 sqq; der auch zum Theil Wachler beytritt in Ersch und Grubers Allg. Encycl. IX. S. 223 f. S. Richter §. 5 p. 10 ff. — Jetzt ist die Mei-

P. 496 sqq. *Βαβυλωνιακὰ* sive *Χαλδαϊκά*. Aus dem erſten Buch, Nr. 1. voran eine Stelle aus der armeniſchen Chronik des Euſebius p. 8. — ſodann das Griechiſche bey Syncellus p. 28, B. mit lat. Ueberſetzung und einer Anmerk., wobey auf Richter, Volney und Movers verwieſen wird, vergl. auch Symbolik I. S. 59 und II. S. 348 u. 462. dritt. Ausg. — Ueber die Kosmogonie und Theogonie. Nr. 2. über Belos, Herakles u. ſ. w. vergl. Symbolik. II. 490. 624 ff. Nr. 3. aus Athen. XIV. p. 639. über das babyloniſche Feſt der Sakeen, ähnlich den römiſchen Saturnalien, mit Verweiſung auf Kteſias (fr. 16.), womit die Fragmente aus dem erſten Buche ſchon geſchloſſen ſind; mehrere und größere folgen aus dem zweyten von Nr. 4. bis Nr. 13. incl. — Von Nr. 14. bis Nr. 16. folgen die aus dem dritten. Hierauf das Verzeichniß der in den Fragmenten des Beroſus genannten Könige. pag. 509. — Den Beſchluß machen: Fragmenta quae ad Astronomiam et Astrologiam spectant, Nr. 17 — 25 [49]).

nung der Kritiker in's Gegentheil umgeſchlagen, nämlich, daß der Kern der unter Beroſus Namen erhaltenen Fragmente geſund und von hohem Werthe ſey. — Noch ganz neulich, füge ich bey, hat Niebuhr in den Vorträgen über die alte Geſchichte I. S. 19 f. ſich ſehr vortheilhaft darüber erklärt. Ueber die Fragmente in der Chronographie des ägyptiſchen Mönchs Panodorus ſ. Vossius de historicc. grr. p. 308 ed. Westerm. und K. M. zu des Beroſus und Manethos Fragmenten p. 516 und an mehrern Stellen und über die Beroſiana des Dominicanermönchs Giov. Nanni von Viterbo (Nannius) Vossius und Westermann a. a. O. p. 9 sq.

49) Bey Richter p. 86 — 91 ſind die Fragmente des Abydenus denen des Beroſus angehängt; ob K. M. ihnen eine andere Stelle in ſeiner Sammlung beſtimmt hat, weiß ich nicht. Das Zeitalter dieſes Verfaſſers einer aſſyriſchen und mediſchen Geſchichte iſt zweifelhaft; doch glaubt Richter p. 37, er habe vor Alexander Polyhiſtor gelebt. Er ſoll den Beroſus excerpirt haben; doch bieten ſeine Fragmente mehreres, was in denen des Beroſus ſich nicht findet, und ſie enthalten Jonismen. Sein Name *Ἀβυδηνὸς*, Abydenus und Abydinus iſt ebenfalls zweifelhaft. Niebuhr kl. Schriften I. S. 187 f. möchte an einen ſemitiſchen Namen Abd oder Ebed Hinna denken, und hält dieſen Schriftſteller für gar nicht alt.

P. 511 — 616. Manetho Sebennyta.

Bey dieſem Hauptſtück vorliegender Sammlung wird man an die gleichzeitige Erſcheinung der Inscriptiones Aegypti erinnert, welche ebenfalls 1848 in dem Böckhiſchen Corpus Inscrr. grr. Vol. III. Part. 2 durch Herrn Joh. Franz herausgegeben worden. Dieſer bemerkt im Anfang der lehrreichen Einleitung p. 281, wie ſehr die macedoniſchen Könige von Aegypten darauf bedacht geweſen, die Bearbeitung der Geſchichte dieſes merkwürdigen, nun ihnen unterworfenen Landes zu befördern, und wie auch die Römer ihnen in dieſem Beſtreben nachgeahmt haben. Von jenen Bemühungen der Ptolemäer liefern die Werke des Manetho das bedeutendſte Denkmal. Möchte es nur nicht ſo entſtellt und lückenhaft uns überliefert ſeyn; aber um ſo verdienſtlicher iſt jeder Verſuch, es zu ergänzen und zu berichtigen, und Hr. K. M. hat dabey mit Hilfe ſeiner Vorgänger, beſonders Böck'hs, Bunſens, der beyden Champollion, Lepſius, Letronne's u. A. das Mögliche zu leiſten verſucht. Je ausführlicher aber hier die Ergebniſſe dieſer Forſchungen dargelegt ſind, deſto weniger ſind ſie eines Auszugs fähig, und ſomit wird die Kürze meines Berichts mit der Länge dieſes Abſchnitts in einem völlig umgekehrten Verhältniſſe ſtehen. —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Von Wichtigkeit ist Hegels Beziehung des Herzens oder Gemüths auf die Centralorgane der Brust, da es aus dem Begriffe der von der Geistesthätigkeit unterschiedenen Gemüthsthätigkeit folgt, daß diese sich durch eine andere Region des Leibes vermittelt, als jene. „Schon die Sprache," sagt er S. 136, hat so viel Verstand, daß sie Herz für „Muth" oder vielmehr für Gemüth überhaupt „und Kopf für Intelligenz gebraucht," und die Realität der Selbstbeobachtung: daß das Gemüthsleben, dessen wahre Energie die Liebe ist, nicht durch das Cerebralsystem, sondern durch die Centralorgane der Brust vermittelt wird, wird durch physiologische Versuche und Theorien, welche die Gefühle mit den Empfindungen verwechseln, nicht widerlegt. Haben doch ausgezeichnete Physiologen das Brustnervensystem als das Organ erwiesen, welches durch seine Verbindung mit den Centralorganen des großen und kleinen Kreislaufes das Gemüthsleben vermittelt. Damit wird jedoch nicht bestritten, daß das Gemüthsleben durch das Geistesleben vermittelst des Cerebralsystems beherrscht und vergeistigt wird, und daß theoretische Gefühle als unentwickelte Vorstellungen eben so sehr durch entsprechende Gehirnthätigkeiten vermittelt werden, wie entwickelte Vorstellungen oder Gedanken. Aber das Gemüthsleben auf theoretische Gefühle oder gar auf sinnliche Empfindungen zu reduciren, kann nur der versuchen, welcher die Macht und Realität der Liebe so wenig kennt, wie die Kraft und Existenz ihres negativen Gegensatzes: der Selbstsucht, und hiemit die innersten Principien des guten oder bösen Thuns ignorirt.

Die Abschnitte über Somnambulismus und über Seelenkrankheiten haben durch die Zusätze interessante Bereicherungen erhalten. Mit tiefem Sinne erklärt Hegel die letztern aus einem gestörten Selbstgefühle, da ohne diese Störung die tiefste Trauer oder große Confusion nicht zur eigentlichen Gemüths- oder Geisteskrankheit wird, in welcher das Individuum seiner selbst nicht mehr bewußt und mächtig ist, welche Unfreyheit der Intelligenz und des Willens eben die Seelenkrankheit ausmacht, die entweder vorherrschend Störung des Gemüths- oder des Geisteslebens ist. Allein er übersieht, daß manche Seelenkrankheiten vorzugsweise physisch veranlaßt sind und mithin durch Störungen der Gemeinempfindung des Leibes bedingt sind, aus welchen die Störung des Selbstgefühls entsteht, die sich in der sogenannten fixen Idee oder vielmehr im fixen Wahn reflectirt. Dennoch unterscheiden sich die Seelenkrankheiten dadurch einerseits von moralischen Verkehrtheiten, andrerseits von leiblichen Krankheiten, daß sie niemals nur einseitig seelische oder leibliche Abnormitäten sind, wenn sie gleich bald eher von der erstern, bald eher von der andern Seite ausgehen.

Mit Unrecht bezeichnet Hegel die Seelenkrankheit überhaupt als „Verrücktheit, um daraus drey Hauptformen: I) das ganz unbestimmte Insichversunkenseyn, das als Blödsinn, Zerstreutheit und Faseley erscheine; II) die eigentliche Narrheit und III) die Tollheit oder den Wahnsinn" abzuleiten. Denn erstens ist die totale oder partiale Verrücktheit, nach welcher sich z. B. Jemand einbildet, ein Kaiser zu

seyn oder einen gläsernen Fuß zu haben, als fixer Wahn nicht das allgemeine Wesen des Irrseyns, sondern das andere Extrem zum vagen Wahn oder zu der Narrheit, welche, weil ihr nichts fest, sondern Alles flüßig ist und untereinandergeht, das Gegentheil von jener bildet. Die durch Eigensinn verursachte Narrheit selbstbewußter Individuen, welche demselben die größten Opfer bringen und für ihn z. B. für die Befriedigung einer kleinlichen Rache unglaublich viel riskiren, ist deßhalb keine Geisteskrankheit, weil sie, ohne im Wahn befangen zu seyn, mit freyem Wollen und Wissen handeln und deßhalb auch zurechnungsfähig sind.

Zweytens ist Faseley nur eine Unterart von Narrheit oder im geringen Grade nur ein Uebergang zu dieser Geisteskrankheit, die unmöglich unter das ganz unbestimmte Insichversunkenseyn, was nur vom Blödsinn gilt, subsumirt werden kann, da schon das Wort Zerstreutheit daran erinnert, daß solche Individuen in das zufällige Spiel von Vorstellungen aller Art entäußert sind. Drittens unterscheidet sich der Wahnsinn von der Tollheit (im Sinne von Tobsucht) dadurch, daß der erstere eine der Narrheit verwandte Form von Geisteskrankheit ist, während die Tobsucht (mit welcher Hegel den erstern identificirt, sofern er Zerstörungs- oder Mordlust dem Wahnsinnigen zuschreibt) Gemüthskrankheit ist. Diese Unterscheidung der Seelenkrankheit in Geistes- oder Gemüthskrankheiten macht überhaupt eine sachgemäßere Eintheilung möglich, als die Hegelsche, wiewohl es aus dem Begriffe der untheilbaren Individualität folgt, daß die Seelenkrankheit nie einseitige, sondern nur vorherrschende Störung der Thätigkeit des Gemüths oder des Geistes ist. Die Nothwendigkeit des dialektischen Fortgangs von der Verrücktheit zur Gewohnheit wird in dem Zusatze zu §. 410 in einer Weise bewiesen, mit deren sich von selbst ergebender Kritik wir die Leser verschonen wollen.

Eben so willkührlich wird die Gewohnheit von Hegel als Uebergang von der fühlenden Seele zur wirklichen betrachtet. Denn vorerst ist schon die fühlende Seele wirkliche Seele, sofern sie sich selbst oder ihr Wesen und ihr inneres Leben im Selbstgefühle inne wird, welches sich in der Einheit mit der Gottheit und dem Universum erkennt, ein Innewerden, das die unmittelbarste Wirklichkeit oder Verwirklichung der menschlichen Seele ist. Und zweytens ist nicht die Gewohnheit sondern die Uebung und Bildung des Leibes die Vermittlung, wodurch die Seele einerseits den erstern zu ihrem „Werkzeug und Kunstwerk“ idealisirt, andererseits sich zum freyen intelligenten Subject eines geistigen Lebens verwirklicht. Aber dadurch, daß Hegel die verschiedenen Verhaltungsweisen der menschlichen Seele zum Leibe durch widersprechende Bestimmungen versucht, indem er in demselben §. 411 den Leib als „Zeichen“ und als die nächste (unmittelbare) „Existenz“ des Geistes bezeichnet, verderbt er sich die bestimmte Einsicht, daß die an sich geistige Seele des Menschen den Leib, der unmittelbar ihre äußere Organisation (nicht aber ihre oder des Geistes Existenz) ist, durch ihre freye theoretische und praktische Selbstbestimmung zum Verwirklichungs- und Darstellungsmittel des Gemüths- und Geisteslebens vergeistigt, indem ihre freye intelligente Selbstbestimmung eben so sehr Uebung und Bildung des Leibes zu ihrem adäquaten Werkzeuge und Kunstwerke, wie Verwirklichung ihres innern Lebens oder ihrer ideellen Organisation ist. Daher unterscheidet man allgemein die Natur der Seele, welche ihre selbstständige, selbstbewußte Existenz realisirt, von der Natur des Leibes, durch welchen sich die Seele selbst bestimmt und sich selbst entwickelt, d. h. sich organisirt, welcher geistige (nur im Wollen und Wissen wirkliche und in diesem Sinne ideelle) Organismus immer allgemeiner anerkannt wird, da nur durch ein solches Medium das freye, vom Leibe unabhängige Leben des Geistes ermöglicht wird. Hegel hat einerseits diese innere Selbstentwicklung der Seele vermittelst des Leibes erkannt, andrerseits die wahrhaft organische Bestimmung des letztern als des „Werkzeugs“ der erstern eingesehen, aber sofern er andrerseits den Leib als nächste Existenz und freye Gestalt oder Realität der Seele bezeichnet, und §. 411 die wirkliche Seele als die Identität des Innern mit dem Aeußern bestimmt, hat er den Naturalismus nicht entschieden überwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Von der sehr verschiedenen Schreibung des Namens dieses Schriftstellers handelt der Herausgeber genau in der ersten Anmerkung p. 311: *Μανεθῶ*, *Μανέθων*, *Μανεθῶς κ. τ. λ.* Die ebenfalls vorkommende Form *Μανεθῶθ* stimmt am besten zum Aegyptischen Ma-n-thoth, der vom Thoth Gegebene, welches dem Griechischen *Ἑρμόδωρος* völlig entspricht. Geboren in der Stadt Sebennythos, jetzt Semmenud, bekleidete er ein Priesteramt zu Heliopolis [50]). Manetho lebte unter Ptolemäus I. (Lagi) und dessen Nachfolger. Jenes geht aus einer Erzählung Plutarchs hervor, wo berichtet wird, Timotheos und Manetho hätten in einem kolossalen Götterbild, welches der erste jener Könige von Sinope nach Alexandria habe versetzen lassen, den Gott Serapis erkannt [51]). Ueber Manethos Leben ist äußerst wenig bekannt; die Zuschrift an den König Ptolemäus Philadelph. verdächtig; nur so viel ist gewiß, daß er unter seiner Regierung lebte, die dieser 285 vor Chr. Geb. angetreten hatte; daß er von glaubwürdigen Zeugen als ein Mann bezeichnet wird, der im Besitz der hellenischen Bildung es in den Wissenschaften sehr weit gebracht hatte.

Seine Schriften waren theils historischen, theils philosophischen und theologischen Inhalts, zum Theil betrafen sie die heiligen Alterthümer. Die Titel sind: 1. *Αἰγυπτιακὰ* oder *Ὑπομνήματα Αἰγ.* 2. *Βίβλος Σώθεος.* 3. *Ἱερὰ βίβλος.* 4. *Φυσικῶν ἐπιτομή.* 5. *Περὶ ἑορτῶν.* 6. *Περὶ ἀρχαϊσμοῦ καὶ εὐσεβείας.* 7. *Περὶ κατασκευῆς κυφίων* [8. *τὰ πρὸς Ἡρόδοτον*], sämmtlich in griechischer Sprache geschrieben. — Jenes erste, die ägyptische Geschichte enthaltende und aus den einheimischen Priester-Annalen geschöpfte Werk enthielt drey Bücher, wovon das erste mythisch war, und die Regierungen der Götter und Halbgötter und darauf die Geschichte der 11 ersten Dynastien sterblicher Könige enthielt; das zweyte die acht folgenden Dynastien 12 — 19; wovon die erste durch den Pharao Sesostris, die letzte durch den Pharao-Sesostris-Rameses den größesten Glanz gewonnen; der Inhalt des dritten Buches waren die übrigen 11 oder 12 Dynastien von der 20. bis zur 30. oder 31., d. i. bis auf den letzten ägyptischen König oder bis auf Alexanders des Gr. Herrschaft; doch sey die Reihe der Perserkönige oder die 31. Dynastie dem Werke des Manetho wahrscheinlich von Andern angefügt worden.

---

50) Ueber die ägyptische Bedeutung des Namens Manetho s. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte I. S. 91. — *Μανεθὼς ὁ Σεβεννύτης* bey Plutarch de Is. et Osir. cap. 9. p. 354. D. und öfter; der gleichnamige Nomos mit der Stadt Sebennythos im Delta gelegen [s. jetzt Franz a. a. O. p. 283 und daselbst Strabo, Ptolemäus und Champollion Figeac]; die Stadt On, oder griechisch Heliopolis schon zu Herodots Zeit [Herodot II. 3. und II. 7. mit den Anmerk.] und noch in römischer Zeit (Strabo XVI. p. 806) ein berühmter Priester- und Gelehrten-Sitz. Der Mendesier Manetho bey Suidas scheint nach K. M. aus einer Verwechselung mit dem Mendesier Ptolemäos entstanden zu seyn, der auch 3 Bücher Aegyptiaca geschrieben hatte.

51) Plutarch. de Isid. et Osir. cap. 28. s. Manethon. Fragm. 78 [vergl. meinen Dionysus, Comment. IV. p. 183 und jetzt Jo. Franz. Introduct. ad Inscript. Aegypt. p. 304 sq.]. — Für das zunächst Folgende lese man nach: Joseph. contr. Apion. I. 14. u. 26; Aelian H. A. X. 16; Manethon Fr. 52, 79 und Euseb. P. E. p. 44 C.; auch Syncell. p. 14 B. — Unter den Neuern verweiset K. M. zunächst auf Letronne Recueil des Inscrr. grecques et latines de l'Egypte; auf Böckh, Manetho und die Hundsternperiode, Berlin 1845; auf Movers, Untersuchungen über die Religion der Phönizier, Carthager und Aegypter, Bonn 1841. — Davon ist sehr zu unterscheiden Hengstenberg, der den Manetho überhaupt für einen elenden Compilator aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit hält (s. „Die Bücher Mosis und Aegypten," Berlin 1841, S. 236 ff.). — Ein ganz anderes Urtheil Niebuhrs werde ich im Verfolg anführen.

Das Ergebniß der in gedrängter Uebersicht (p. 512 sq.) mitgetheilten Erörterungen über die demselben Manetho beygelegte Schrift, *βίβλος τῆς Σώθεος*, das Buch von der Hundsternperiode betitelt, fällt dahin aus, daß dieselbe das Werk eines späteren Zeitalters und keineswegs mit jenen drey Büchern der Aegyptiaka zusammenzustellen sey.

Somit haben wir schon einen Pseudo-Manetho. Damit ist aber noch gar nicht gesagt, daß die drey Bücher der ägyptischen Historie durchaus ächt manethonisch wären; im Gegentheil, was aus diesen Büchern bey Josephus, Africanus, Eusebius und Syncellus angeführt wird, weicht so sehr voneinander ab, daß jeder sich sofort überzeugen muß, wie die Anordnung der Dynastien, die Zahlen der Regierungen und der Jahre bey dem einen so, bey dem Andern anders oftmals angegeben werden, mit Einem Wort, daß nichts ein so sicheres Gepräge aufzuweisen hat, daß ein Verständiger es für wahrhaft manethonisch auszugeben wagen möchte. Die Ursachen davon liegen im Allgemeinen am Tage. Juden, Christen und Heiden suchten wetteifernd ihre National-Chronologien durch Aendern und Interpoliren mit der manethonischen in Einklang zu bringen. So groß war der Ruhm und das Gewicht des Manetho, weil er ein Aegyptier und ägyptischer Priester aus Tempelurkunden für die Griechen in ihrer Sprache zuerst eine zusammenhängende Königsgeschichte abgefaßt hatte, und zwar mit solch' einer religiösen und fast peinlichen Sorgfalt, daß nicht nur die Jahre, sondern auch die Monate, ja die Tage einer jeden Pharaonenregierung angemerkt und auf das pünktlichste verzeichnet waren, und dieß nicht bloß, sondern diese chronologischen Rahmen waren auch durch eine schlichte und deutliche Erzählung der Ereignisse und Thaten einer jeden Regierung ausgefüllt, und bildeten somit eine zusammenhängende ägyptische Historie.

Bey so verschiedenen Bestrebungen, eine Harmonie der andern Zeitrechnungen mit dem Werke dieses berühmten ägyptischen Chronologen zu erzielen, mußten sich natürlich verschiedene Recensionen desselben bilden, deren Spuren bey den Excerptoren Josephus, Africanus, Eusebius, Panodorus, Aenianus und Syncellus aufzusuchen und zu würdigen sind. Dieß geschieht nun in einer Folge von Betrachtungen (p. 514 — 525), wobey theils die Aufklärung, welche die entdeckten Denkmäler gaben, theils die Untersuchungen der neuesten Philologen und Aegyptologen darbieten, beyde letztere in ausführlichen Auszügen meistens mit ihren eigenen Worten, mitgetheilt werden. Hierbey will ich nur Eine Controverse ausheben: Bunsen hatte in seinem Werke, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte I. S. 119 ff., auf eine Stelle des Syncellus p. 52 D. ein großes Gewicht gelegt, und sie wörtlich mitgetheilt: „Die Zeit der von Manetho in den drey Bänden, in dreyßig Dynastien verzeichneten einhundertdreyzehn Geschlechtsfolgen (Generationen, *γενεαί*) ergiebt ihm zusammen dreytausend fünfhundert fünf und fünfzig Jahre," mit der Bemerkung, „dieß kann nur aus Manetho selbst entnommen seyn u. s. w." Hiernach setzen wir also fest, daß Manetho dem ägyptischen Reiche von Menes an bis zu des jüngeren Nectanebus Tode eine Dauer von dreytausend fünfhundert fünf und fünfzig Jahren zugeschrieben habe. Dagegen erhebt nun K. M. p. 522 die Einrede, Syncellus habe diese Angabe aus des Pseudo-Manetho Buche von der Hundsternperiode geschöpft, und Niemand werde im Ernst behaupten, daß Syncellus das Werk des alten Manetho selbst noch vor Augen gehabt habe, führt zum Beweise der größeren Behutsamkeit Böckh's eine ausführliche Stelle aus dem Werke des Letzteren an, und schließt endlich mit der Hoffnung und Zuversicht, daß die neuesten Forschungen des Lepsius erfreuliche Früchte bringen werden. Ueberhaupt ist unverkennbar, daß Karl Müller, so große Achtung er auch den Forschungen Bunsens bezeigt, doch zu der skeptischen Richtung Letronne's, in dessen Nähe er arbeitete, sich mehr hingezogen fühlt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Wie unwissenschaftlich er die Phänomenologie, durch welche er das Bewußtseyn auf das Selbstbewußtseyn zu reduciren sucht, dessen an und für sich seyende Allgemeinheit und Objectivität die Vernunft sey, zwischen die Anthropologie und Psychologie einschiebt, erhellt schon daraus, daß sie in ihrer ursprünglichen ausführlichen Gestaltung die Voraussetzung der Logik zu bilden bestimmt war. Das Resultat der Phänomenologie: der Geist soll das Princip der Psychologie seyn, welche mit der sinnlichen Empfindung und Anschauung und mithin mit der niedrigsten Form des Bewußtseyns beginnt und mit der Einheit des theoretischen und praktischen Geistes endet.

II. Die Psychologie.

Der Gegenstand der Psychologie ist nach dem Zusatz zu §. 445 der durch die Negation der Seele und des Bewußtseyns vermittelte Geist, der aber zunächst selber noch die Form der Unmittelbarkeit habe sich äußerlich zu seyn, d. h. sich gleich dem Bewußtseyn auf das Vernünftige als ein nur Vorgefundenes nicht durch ihn Vermitteltes zu beziehen. Die Bestimmung des Geistes sey nun S. 305 sich als das aus seinem Andern, d. h. aus der Objectivität sich in sich Zurücknehmende und hiemit als Einheit des Subjectiven und Objectiven zu manifestiren.“ Das Princip der Negativität, welches in Hegels Philosophie an die Stelle des schöpferischen, organisirenden Princips der Individuation und Specification tritt, manifestirt seine Unwahrheit namentlich in der Phänomenologie und Psychologie darin, daß es nur dem Begriffe oder der Idee unangemessene und eben dadurch widersprechende Gestaltungen des Seyns und Bewußtseyns hervorbringt, welche als negative Momente unwahre und mithin zu negirende oder zu widerlegende Bestimmungen sind. Durch diese Negation des Negativen wird die immanente Dialektik zur Kreisbewegung eines in seinem abstracten Resultate durch alle Durchgangsstufen der Entwicklung in den abstracten Anfang zurückkehrenden Denkens. Wie sonach die Phänomenologie alle Objectivität auf dasselbe reine, d. h. unbestimmte, mit dem reinen, d. h. abstracten Wissen identische Seyn (welches den Anfang der Kreisbewegung der Logik bildet), reducirt, von welchem sie ausgeht, so endet auch die Psychologie in dem abstracten Denken, indem sich der durch die Psychologie manifestirende Eroberungsact der Objectivität als ein Abstractionsproceß erweist, dessen Ende das wesen- und gegenstandslose Denken ist.

Dessenungeachtet hat Hegel das große Verdienst, die empirische und räsonnirende Methode der Psychologie überwunden und den ersten Versuch einer begriffmäßigen Entwicklung derselben gemacht zu haben. Demnach betrachtet er den Geist §. 387 „im Fortschritte seiner innern Entwicklung und Bildung und seine Aeußerungen als Momente und Stufen seines sich zu sich selbst Hervorbringens oder sich mit sich Zusammenschlie-

ßens, wodurch er für sich werde, was er an sich sey," und durch die Erkenntniß seiner Idee in sein Wesen zurückkehre oder es erfasse.

Allein so immanent diese Betrachtungsweise des Geistes ist, indem sie seiner eigenen Entwicklung entspricht und sie durch die Dialektik seines Begriffs wiederzugeben versucht, so ist sie doch insofern einseitig, als sie das Fürsichwerden des Geistes oder sein sich selbst Erfassen und mithin die Vollendung seines theoretischen Verhältnisses zu sich und zu seinem abstracten Begriffe für den absoluten Zweck und die absolute Wahrheit seiner Entwicklung hält; da es doch aus dem Begriffe des subjectiven und mithin relativen individuellen Geistes folgt, daß er nur in der freyen Einheit mit dem absoluten göttlichen und mit dem objectiven allgemeinen Geiste seine Idee theoretisch und praktisch zu erkennen und zu realisiren vermag, um sich durch seine intellectuelle, sittliche und religiöse Bildung zum Mitgliede eines geistigen Reiches zu bestimmen.

In der Entwicklung der besondern Momente und Stufen der theoretischen Selbstbestimmung erweist sich seine negative Dialektik in der Willkühr, wornach er weder der Wahrnehmung noch dem Gefühle, noch der Anschauung ihr Recht und ihre Wahrheit zugesteht, sondern sie nur als Durchgangsstufen zum mechanischen Gedächtniß betrachtet, welches, weil es nur abstracte Vorstellungen oder bloße Worte auswendig wisse, den Uebergang zum reinen Denken bilde, das seine Absolutheit durch Negation der Objectivität im Systeme der immanenten (sich in sich selbst bestimmenden) Dialektik seines Begriffs manifestire. Er unterscheidet mithin die positiven der Idee des Geistes entsprechenden Erweisungen der intelligenten Selbstbestimmung nicht von den negativen ihr widersprechenden; aus welcher Unterscheidung sich die Einsicht ergiebt, daß nur die letztern zu überwindende oder zu negirende Momente sind, während sich die erstern als integrirende Bestimmungen oder Verwirklichungen der Intelligenz bewähren. Und eben so wenig erkennt er im Zusammenhange des Systems, daß nicht nur die denkende, sondern schon die fühlende und anschauende Intelligenz „die Einheit ihrer selbst mit dem Objectiven" erkennt und daß mithin das Gemüth und die Anschauung in ihrer Wahrheit betrachtet, nicht nur positive Vorstufen des denkenden Wissens, sondern auch in sich selbst wahre Sphären des Seelenlebens sind.

Sonach ist die wahrhafte Einheit des Subjectiven und Objectiven nicht „die Identität des Denkens und Seyns," welche durch die Idealisirung des letztern hervorzubringen sey, da sich vielmehr die fühlende, schauende und wissende Intelligenz der absoluten Selbstständigkeit und Wahrheit Gottes, in welchem wir leben, weben und sind, und der relativen Selbstständigkeit und Realität seiner Schöpfung oder seines Reiches bewußt wird, dessen freye selbstbewußte Organe wir sind.

Wie Hegel die ergänzenden positiven Momente der theoretischen Selbstbestimmung z. B. die Wahrnehmung und Erinnerung und die bestimmten Stufen derselben: das Gemüth, die anschauende Intelligenz und den wissenden Geist nicht von negativen zu überwindenden Momenten des Seelenlebens, z. B. von der Einbildung und bloßen Vorstellung unterscheidet, so unterscheidet er auch die Hauptgegenstände des Erkennens nicht voneinander, indem er die Natur, die geistige Welt und die Gottheit auf denselben abstracten Begriff „des Objectiven" reducirt und die Intelligenz im reinen wesen- und gegenstandlosen Denken §. 465 „die einfache Identität des Subjectiven und Objectiven" erreichen läßt, durch welche sie §. 468 nach vollendeter Besitznahme in ihrem Eigenthum sey.

(Schluß folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Um so weniger darf ich verschweigen, daß Niebuhr in den kürzlich erschienenen Vorträgen über alte Geschichte I. S. 48 ff. dem Werke des Manetho einen hohen Werth beygelegt hat. Unter dem allgemeinen Titel *Αἰγυπτιακὰ* folgen darauf die Excerpte der manethonischen Dynastien selbst und zwar p. 526: **Liber Primus. Dynastiae Deorum, Semideorum, Manium.**

Der Herausgeber schickt hier nach den Quellen und nach den Ergebnissen der neueren Forschungen eine Erläuterung dieser drey Classen von Wesen voraus. Vorerst werden die Götterordnungen aufgezählt. Bey den Halbgöttern wird erinnert, daß nach ägyptischen Begriffen dabey an die hellenischen Heroen, aus der Verbindung von Gottheiten und Sterblichen, nicht zu denken sey [52]; über die Manes (*νεκύαι* [*νέκυες*]) verweiset K. M. auf Bunsen, dessen Erklärung ich unten wörtlich mittheile [53].

Daran schließen sich die Erörterungen über diese Dynastien der Unsterblichen u. s. w. nach den Schriftstellern, Denkmälern, mit übersichtlichen Columnentafeln. P. 539 sqq. folgen **Dynastiae Mortalium** mit den Stellen der Alten, den Denkmälern, den Kritiken der Neuern und mit Tabellen, besonders nach Böckh, Bunsen und Lepsius. Gegen die Mitte von P. 613 folgen unter der Ueberschrift *Ἱερὰ Βίβλος* die Fragmente dieses heiligen Buchs von Nr. 74 — 79 incl. Bey Nr. 76 wundere ich mich, daß K. M. über die, der aus Plutarch. de Is. et Osir. cap. 49 (p. 520 Wyttenb.) genommenen Stelle unmittelbar vorausgehenden Worte nichts gesagt hat, da sie doch offenbar lückenhaft sind. Ich ergänze sie so: *Φράζει δὲ τὸ πολλάκις ἀναστροφὴν καὶ πάλιν ὑπερπήδησιν πεπονθός Βεβῶνα κ. τ. λ.*, mit welchem letzten Worte die aus Manetho angeführte Stelle anfängt (s. Commentatt. Herodott. p. 290); wie denn der Text dieser Schrift des Plutarch noch mancher Verbesserungen bedarf, die ihm hoffentlich Hr. Dr. Parthey in seiner nächstdem zu erwartenden Ausgabe zuwenden wird. — Es folgt: *Τῶν Φυσικῶν Ἐπιτομὴ* mit zwey Fragmenten, Nr. 80, 81 (mit physischen Ausdeutungen der Gottheiten, wie die der Stoiker bey Cic. de N. D. II. 28 sqq.).

Darauf p. 615. *Περὶ Ἑορτῶν*, mit Nr. 82 aus Jo. Lydus de menss. IV. 55 [p. 246 ed. Röther]. In der Anmerkung erinnert der Herausgeber an Nikomachos, der auch über die Feste der Aegyptier geschrieben habe, und führt aus Athenäus XI. p. 478 A. [p. 269 Schwgh. p. 1070. Dindf.] eine Stelle daraus an mit einigen Verbesserungsversuchen, denen er das Urtheil vorausschickt: „Locus vix persanandus," wobey ihm, wie dem Dindorf, unbekannt geblieben, daß ich im Dionysus p. 26 diese Worte so geändert habe: — *τὴν δὲ ἀρχὴν ἦν Ἑρμοῦ ἴπνος ἀστρολογικὸς, ὡς ὁ κόσμος, ἐξ οὗ κ. τ. λ.* „Anfangs war (dieses Gefäß) aber des Hermes astrologische Laterne (Spiegel, Becher), woraus u. s. w." Diese Conjectur hat den Beyfall Tölkens u. A., ja Schweighäusers selbst erhalten. Zum Verständniß muß ich aber jetzt auf Symbolik II. S. 109 ff. dritt. Ausg. verweisen.

P. 616. *Περὶ κατασκευῆς κυφίων.* Diese Schrift legt Suidas [s. oben p. 511] einem andern Manetho, aber höchst wahrscheinlich mit Unrecht,

52) Aus Anlaß von Herodot. II. 50 sqq. habe ich über die ägyptischen Gottheiten mich ausführlich erklärt in den Commentt. Herodott. p. 205. (Vergl. die Anmerk. zu jenen Stellen p. 601 sqq. ed. Bachr und Symbolik II. S. 15 ff. und III. S. 774 ff. dritte Ausg.)

53) I. p. 104. „Die Manen scheinen solche Könige der Urzeit zu bezeichnen, die zwar als reine Sterbliche galten, aber doch als Stammväter der einzelnen Landschaften, wie die Prittis der Inder, einer besondern Verehrung genossen. Sie werden in den alten Verzeichnissen vorzugsweise mit dem Ausdrucke matū, die Gerechtfertigten, Vollendeten, bezeichnet worden seyn. — Die Könige der Urzeit — Parallelen mit der Genesis und mit der hesiodeischen Theogonie — bieten sich von selber dar.

bey. Aus dieser Schrift ist ohne Zweifel hauptsächlich die Stelle Plutarchs de Is. et Osir. 81 [nicht 80. f. p. 568 ed. Wyttenb. und dazu dessen Anmerk. p. 267] geflossen. Da Schneider im Wörterbuch das κῦφι als Arzneymittel bezeichnet, so muß ich mit Einem Wort bemerken, daß man sich bey diesem hieratisch-liturgischen Räucherwerk an die θυμιάματα καὶ ἀρώματα der Orphiker erinnere; s. Gesner zu Argonaut. p. 71 sq. und zu Hymn. II. p. 255. sq. ed. Hermann. — Den Beschluß machen p. 616 Τὰ πρὸς Ἡρόδοτον mit Fr. 85 aus dem Etymol. M., wozu K. M. mit Recht bemerkt, daß wir aus Josephus wissen, Manetho habe verschiedene Irrthümer Herodot's über ägyptische Geschichte getadelt, ohne daß wir ausmitteln können, ob er darüber eine besondere Schrift verfaßt habe.

P. 617 — 622. Craterus Macedo. Phlegon (Mirab. 32 f. Fr. 18) nennt einen Bruder des Königs Antigonus (Gonatas) jenes Namens. Nach Niebuhr (Kl. Schr. I. S. 225) war er nur ein Halbbruder desselben und Verfasser eines Werkes über die Volksbeschlüsse der Athener. Unser Herausgeber läßt die Identität dieser beyden Personen dahingestellt seyn; Westermann [54]) findet jedoch keinen Anstand, dem Niebuhr beyzutreten. Es war dieß ein sehr weitläufiges Werk von wenigstens 9, wo nicht mehrern Büchern, und enthielt, nach deutlichen Spuren zu schließen, nicht nur eine chronologische Sammlung der wichtigern Beschlüsse der attischen Volksversammlung von den Perserkriegen an bis in die letzten Jahre des peloponnesischen, ja wahrscheinlich noch später hinab, und die Einrichtung scheint diese gewesen zu seyn, daß einer vollständigen Erzählung der denkwürdigern Ereignisse der Athener Republik nicht bloß die Beschlüsse der Volksgemeinde, sondern auch andere wichtige Urkunden wörtlich zu Grund gelegt, und denselben auch die Berichte der Geschichtschreiber mit namentlicher Anführung in fortschreitender Zeitfolge angefügt waren. Hieraus läßt sich abnehmen, welch' einen großen Verlust wir durch den Untergang dieses Werkes erlitten haben; wir könnten jedoch vermuthlich aus allen Büchern desselben eine größere Anzahl von Fragmenten zusammenstellen, hätte es den Commentatoren der griechischen Redner eben so oft beliebt, ihren Gewährsmann Krateros zu nennen, als sie ihn ausgeschrieben haben. — Jedoch scheint dieser Historiker bey der Zugrundlegung der Psephismen und anderer Urkunden nicht immer die nöthige Sichtung und Prüfung angewendet, sondern sich verschiedentlich Täuschungen hingegeben zu haben, namentlich bey den vorgeblich zwischen Kimon und dem Perserkönig förmlich abgeschlossenen Verträgen, von denen Thukydides und Kallisthenes nichts wissen, und von denen Theopompos ausdrücklich bemerkt, daß sie später erst fabricirt und auf attische Säulen eingegraben worden (s. zu Crateri Fr. 7 mit den Anmerk.). Diese Verstöße nöthigen uns jedoch keineswegs, mit Dahlmann (Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte I. S. 90) anzunehmen, Krateros sey der Mann eines späten Zeitalters, der seine Volksbeschlüsse aus den Schriften der griechischen Redner und Geschichtschreiber zusammengestoppelt habe. Hinwieder läßt sich jedoch nicht läugnen, daß er in Betreff der Letzteren sich nicht immer an die zuverläßigsten Zeugen gehalten habe, wovon Fr. 6 mit der Anmerkung einen Beleg liefert.

(Schluß folgt.)

54) In Pauly's Real-Encyclop. II. S. 737 mit Verweisung auf Boeckhii Praefat. ad Corpus Inscrr. I. p. 9. Man vergleiche auch Heeren de fontib. vit. Plutarchi p. 32 sq.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

G. F. Grotefend, Bemerkungen zur Inschrift eines Thongefäßes mit babylonischer Keilschrift. Götting. 1848.

C. Göttling, Verzeichniß der Gegenstände des im J. 1846 gegründeten archäologischen Museums der Universität Jena. Jena 1848.

H. Brugsch, Uebereinstimmung einer hieroglyphischen Inschrift von Philae mit dem griechischen und demotischen Anfangs-Texte des Decretes von Rosette. Berlin 1849.

J. G. Stickel, De gemma Abraxea nondum edita. Jenae 1848.

Ed. Raczynski, Le médailles de Pologne. T. I. II. Berl. 1845.

J. Moeller, Précis de l'histoire du moyen âge depuis la chûte de l'empire Romain d'Occident jusqu'à la naissance du Protestantisme. II. Edit. Louvain 1846.

E. Braun, Monatliche Correspondenz zwischen Rom und Deutschland. Publicirt am 25. August 1848. Rom 1848.

Dr. H. Riedel, Algemeene geschiedenis van de volken en staten der oudheid, hunne Zeden, Staatsleven, Beschaving, Kunsten en Literatuur. Deel 1 — 4. Groningen 1841 — 46.

Fr. Barucchi, Istituzioni di storia antica. Vol. I. Torino 1845.

Slaventhum und Deutschthum. A. d. Englischen des Grafen Valerian Krasinski von W. A. Lindau. Dresden 1848.

E. J. Ignjatijewitsch, Croaten, Serben und Magyaren, ihre Verhältnisse zu einander und zu Deutschland. Wien 1848.

Ruggiero settimo e la Sicilia. Documenti sulla insurrezione Siciliana del 1848. Italia 1848.

Gius. Mazzini, Prose politiche. Firenze 1848.

Archivio storico italiano. Disp. 28. Chronicon Venetum vulgo altinate. Firenze 1847.

Pasq. Tola, Codice diplomatico di Sardegna con altri documenti storici. Vol. I. Fasc. 1 — 5. Torino 1845 — 47.

C. J. Petitti, Sull' attuale condizione del risorgimento italiano. Torino 1848.

Ch. Cattaneo, L'insurrection de Milan en 1848. Par. 1848.

Adunanza generale per l'apertura del congresso nazionale federativo la sera del 10 Octobre 1848 nel teatro nazionale. Torino 1848.

E. de Labédollière, Histoire de la garde nationale. Par. 1848.

P. Clément, Le gouvernement de Louis XIV. ou la cour, l'administration, les finances et le commerce de 1683 à 1689. Par. 1848.

A. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 335 — 338. Par. 1849.

O. S. Pinard, L'histoire à l'audience, 1840 — 48. Par. 1848.

Er. Alby, Histoire des prisonniers français en Afrique depuis la conquête. T. I. II. Par. 1847.

M. A. Trolley, Traité de la hiérarchie administrative. Vol. I — IV. Par. 1845 — 47.

G. Preval, Sur le recrutement et le remplacement. Par. 1848.

A. Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse. Par. 1848.

G. Marlot, Histoire de la ville, cité et université de Reims. Vol. 1 — 4. Reims 1845 — 46.

Mémoires du Général Sarrazin écrits par lui-même depuis 1770 jusqu'en 1848. Bruxelles 1848.

Mémoires de Caussidière, Ex-préfet de Police et représentant du peuple. Vol. I. II. Par. 1849.

Ch. Laboulaye, De la démocratie industrielle. Par. 1848.

Ch. Ribeyrolles, Le club de Jacobins. Bruxelles 1848.

Rapport de la commission d'enquête sur l'insurrection qui a éclaté dans la journée du 23 Juin et sur les événements du 15 Mai. Vol. 1 — 3. Par. 1848.

J. Mitchell, The fall of Napoleon. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

C. Fleury-Bergier, Etat politique de la France après la révolution de Février 1848. Par. 1849.

Constitution républicaine de 1848 précédée des constitutions françaises décrétées aux années 1789, 1790, 1791 et 1793 .... recueillies et mises en ordre par G. de Champeaux. Par. 1848.

Lettre à M. Thiers sur la présidence de la république et les crises financière et politique. Par. 1848.

B. Courteille, Histoire des deux républiques françaises de 1792 et 1848. Vol. 1 — 3. Par. 1848.

E. Thomas, Histoire des ateliers nationaux. Par. 1848.

W. Menzel, Deutschlands auswärtige Politik. Stuttg. 1848.

M. Niebuhr, Die deutsche Seemacht und ein deutsch-skandinavischer Bund. Berlin 1848.

v. Biedenfeld, Die gepriesene Glückseligkeit unserer dermaligen Zustände in Deutschland und unsere Aussichten in die Zukunft. Weimar 1848.

Adalbert Prinz von Preußen, Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte. Potsdam 1848.

C. Frhr. v. Groß, Ueber die Ergänzung der topographischen Aufnahme und Kartirung von Deutschland in Bezug auf Thüringen. Weimar 1848.

M. Tutzschmann, Friedrich der Weise Kurfürst von Sachsen. Grimma 1848.

Fr. Studemund, Mecklenburgische Volkssagen. Schwerin 1848.

J. Seiler, Volkssagen und Legenden des Landes Paderborn. Cassel 1848.

Horn, Die Landesfinanzen des Fürstenthums Hohenzollern-Sigmaringen. Stuttg. 1848.

Codex Pomeraniae diplomaticus, herausg. von Hasselbach, Kosegarten ꝛc. Bd. I. Lief. 3. Greifswald 1848.

H. Meidinger, Zur Statistik Frankfurts. Frankfurt 1848.

F. W. Harseim und C. Schlüter, Statistisches Handbuch für das Königreich Hannover. Hannover 1848.

Dr. J. W. Wolf, Rodenstein und Schnellerts, ihre Sagen und deren Bedeutung für die Alterthumskunde. Darmstadt 1848.

Fr. Graf Deym, Drey Denkschriften. Karlsbad 1848.

F. Frhr. v. Biedenfeld, Feldzug der Oestreicher in Italien von der Papstwahl Pius IX. bis zum Waffenstillstand von Mailand. Weimar 1848.

Die Wiener Oktober Revolution aus dem Tagebuche des Dr. Schütte. Prag 1848.

F. Palacky, Dějiny národu českého. Geschichte der böhmischen Nation in Böhmen und Mähren. Th. 1. Abth. 1. Prag 1848.

J. G. Elsner, Der Krieg in Ungarn in seinen Ursachen und wahrscheinlichen Folgen. Breslau 1848.

Alfr. Fürst Windischgrätz, Darstellung der Prager Ereignisse. Wien 1848.

Kossuth als Staatsmann gegenüber von Oesterreich und Deutschland. Wien 1848.

J. v. Hauer, Beyträge zur Geschichte der österreichischen Finanzen. Wien 1848.

A. Tebeldi, Die Slawen im Kaiserthume Oesterreich. Wien 1848.

J. C. Freese, Geschichte und Erläuterung der vormal. K. Pr. Domainen und anderen Rentei-Gefälle in Ostfries- und Harlingerland. Hannover 1848.

A. Lutteroth, Geograph. geognostische Skizze der Umgegend von Mühlhausen. Mühlhausen 1848.

Freienwalde an der Oder und seine Umgegend. Berlin 1848.

Petrasch, Chronik der tausendjährigen Stadt Obermarsberg ehemals sächsischen Festung Eresburg. Leipzig 1848.

Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beym Rhein. Herausg. von E. v. Bülow. Breslau 1848.

v. Deutinger, Die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. München 1849.

Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 12. Sept. 1848. St. Gallen 1848.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwal-

den und Zug. Bd. 1 — 3. Einsiedeln 1843 — 1847.

St. Franscini, Neue Statistik der Schweiz. Bd. 1. Bern 1848.

J. J. Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien. Th. 1. Das Mittelalter. St. Gallen 1848.

A. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche vom Anfange des Jahres 1814 bis zur Auflösung der Tagsatzung von 1830. Bd. 1. Zürich 1848.

V. E. Thellung von Courtlary, Versuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft. St. Gallen 1830.

J. J. Dodt, Archief voor kerkelijke en woreldsche geschiedenissen inzonderheit van Utrecht. Deel VI. VII. Utrecht 1848.

D. Jones, The secret history of White-Hall. P. 1. 2. Lond. 1717.

Th. Wright, England under the house of Hanover, its history and condition during the reigns of the three Georges. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Fr. W. Newman, An appeal to the middle classes on the urgent necessity of numerous Radical reforms, financial and organic. Lond. 1848.

R. M. Martin, Ireland before and after the Union with Great Britain. 3. ed. with additions. Lond. 1848.

Th. B. Macaulay, The history of England from the accession of James II. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

The Fairfax Correspondence. Memoirs of the Reign of Charles the First. Ed. by G. W. Johnson. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Andresen-Siemens, Helgolander Mysterien. Bremen 1848.

Dr. W. Stricker, Deutsch-russische Wechselwirkungen oder die Deutschen in Rußland und die Russen in Deutschland. Leipzig 1848.

Ph. Krug, Forschungen in der älteren Geschichte Rußlands. Bd. 1. 2. Petersburg 1848.

N. Tourgueneff, La Russie en présence de la crise Européenne. Par. 1848.

Dr. J. F. Neigebaur, Beschreibung der Moldau und Walachei. Leipzig 1848.

A. G. Golesco, Die politische Stellung der Roumainen (Moldo-Walachen) gegenüber der Türkei. Deutsch bearbeitet von E. Wolf. Wien 1848.

Dr. J. G. Büttner, Der Staat Ohio. Bayreuth 1848.

Schmölder, Neuester praktischer Wegweiser für Auswanderer nach Nordamerika. Mainz 1849.

Dr. H. Künzel, Obercalifornien. Darmstadt 1848.

H. Köler, Einige Notizen über Bonny an der Küste von Guinea, seine Sprache und seine Bewohner. Göttingen 1848.

Gutachten amerikanischer Staatsmänner über Einfuhr-Zölle und ihre Nutzanwendung für Deutschland. Frankf. 1848.

R. R. Howison, A history of Virginia from its discovery and settlement by Europeans to the present time. Vol. II. Schluß des Werkes. Philad. 1848.

C. R. Mundy, Narrative of events in Borneo and Celebes, down to the occupation of Labuan, from the Journals of J. Brooke. Vol. 1. 2. London 1848.

v. Rönne, Denkschrift die volkswirthschaftliche Bestimmung der nordamerikanischen Bundesconstitution betreffend. Berlin 1848.

Dr. S. Friedländer, Geschichte des israelitischen Volkes. Lief. 2 — 4. Leipzig 1849.

E. H. Lindo, The history of the Jews of Spain and Portugal from the earliest times to their final Expulsion from those kingdoms and their subsequent dispersion. Lond. 1848.

C. Egan, The status of the Jews in England from the time of the Normans to the reign of her Majesty Queen Victoria. Lond. 1848.

Duc de Noailles, Histoire de Madame de Maitenon et des deux principaux événements du règne de Louis XIV. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Th. Warton, The life and literary remains of Ralph Bathurst Dean of Wells. Lond. 1761.

Ph. L. Adam und A. Kölle, Johann Jakob Wagner. Lebensnachrichten und Briefe. Ulm 1848.

Heinrich von Gagern. Ein öffentlicher Charakter. Stuttgart 1848.

P. Barwick, Vita Johannis Barwick S. Pauli Londinensis decani. Londini 1721.

W. Wilberforce Life, by his sons R. J. and Samuel Wilberforce. Vol. 1 — 5. Lond. 1839.

D. A. White, Eulogy on John Pickering. Cambridge 1847.

J. Nollet, Biographie du Général Drouot. Par. 1848.

J. A. Hausmeister, Züge aus dem Leben und Wirken des seel. J. P. Goldberg, Missionar unter Israel. Basel 1848.

A. Frey, Oberländer. Biographische Skizze. Leipz. 1848.

J. M. Chopin, Histoire du Roi de Rome (Duc de Reichstadt). Livr. 7 — 32. Par. 1848.

Dr. A. Nicolovius, Ferd. Delbrück. Bonn 1848.

G. Heſekiel, Richelieu. Lebensbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bd. 1. 2. Leipzig 1848.

Intrigues dévoilées ou Louis XVII. dernier roi légitime de France par Gruau de la Barre. T. I. II. Rotterd. 1848.

Edw. Foss, The Judges of England. Vol. 1. 2. London 1848.

Memoirs of the life of W. Collins. By his son W. Wilk. Collins. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Memoirs and Correspondance of Viscount Castlereagh, second Marquis of Londonderry. Ed. by his brother Ch. Vane, Marquis of Londonderry. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

C. Th. Perthes, Friedrich Perthes Leben. Bd. 1. Hamb. 1848.

Lefebure de Fourcy, Analytiſche Geometrie in der Ebene und im Raume nebſt der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie. Nach der 5. Original-Ausgabe ins Deutſche übertragen von Fr. Gruner. Stuttgart 1848.

A. Wiegand, Die merkwürdigen Punkte des Dreyecks. 2. Aufl. Halle 1848.

Dr. J. L. Raabe, Die Jakob Bernoulliſche Function. Zürich 1848.

P. Livada, Les gripharithmes. Athènes 1847.

G. Wieſſner, Vollſtändige Verwandlung des elften Euklidiſchen Grundſatzes in einen gewöhnlichen Lehrſatz. Jena 1848.

B. Sommer, Die Winkelcoordinaten. Ein neues Coordinatenſyſtem. Coblenz 1848.

Dr. G. Strauch, Theorie und Anwendung des ſogenannten Variationscalculs. Bd. 1. 2. Zürich 1848.

Dr. O. Schlömilch, Theorie der Differenzen und Summen. Halle 1848.

Fil. Pacini, Sopra un nuovo meccanismo di microscopio specialmente destinato alle ricerche anatomiche e fisiologiche memoria. Bologna 1845.

Alb. Cavos, Ueber die architektoniſche Einrichtung von Theatergebäuden. Leipzig 1849.

K. R. Bornemann, Hydrometrie. Freiberg 1848.

C. H. Müller, Polyglossarium nauticum. Hamburg 1848.

J. W. Deſchwanden, Ueber die in dem Beharrungszuſtand gelangte Bewegung der Flüßigkeiten. Zürich 1848.

J. C. Böhme, Aſtronomiſche Sternſcheibe mit beweglichem Horizonte und Höhenquadranten. Leipz. 1848.

Jérome de Lalande, A catalogue of those stars in the histoire céleste française. Lond. 1847.

Abbé de Lacaille, A catalogue of 9766 stars in the southern hemisphere, for the beginning of the year 1750. Lond. 1847.

J. R. Hind, On the expected return of the great comet of 1264 and 1556. Lond. 1848.

E. Plantamour, Mémoire sur le comète Mauvais de l'année 1844. Genève 1847.

The nautical Almanac and astronomical Ephemeris, for the year 1851. Lond. 1847.

J. A. Duran de Bordeaux, Nouveau système de physique générale en opposition avec les principes reçus. Par. 1843.

E. Dubois-Reymond, Unterſuchungen über thieriſche Elektricität. Bd. 1. Berlin 1848.

Meteorologiſche Beobachtungen angeſtellt auf Veranſtaltung der naturforſchenden Geſellſchaft in Zürich. 1837 — 1846. Zürich.

Fr. Zantedeschi, Dei fenomeni elettrici della machina di Armstrong e delle cause loro assegnate dai fisici memoria. Venezia 1847.

A. T. Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1844. No. 1. 2. Pétersb. 1846.

Dr. G. F. Pohl, Ueber das Weſen der Elektricität und Schwere. Breslau 1848.

H. v. Gerſtenbergk, Die Wunder der Sympathie. Weimar 1848.

H. Buſſenius, Die Bleyzucker-Fabrication in ihrem ganzen Umfange. Quedlinb. 1848.

Bart. Zanon, Analisi delle acque Potabili di Treviso memoria. Padova 1847.

Dr. L. Elsner, Die chemiſch techniſchen Mittheilungen der Jahre (1846 — 1848) ihrem weſentlichen Inhalte nach ſyſtematiſch zuſammengeſtellt. Berlin 1848.

L. Caſartelli, Die Blauſalzfabrication. Quedlinburg 1848.

W. Haidinger, Naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen. Bd. 1. Wien 1847.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1849.

(Fortsetzung.)

The periodic literature of Ceylon. — Calcutta Review 1849 March.

The vanity and the glory of literature. (The London Catalogue of books published in Great-Britain.) Edinburgh Review 1849 April.

University reform. — Ebendaſ.

Friedrich, The language and literature of the island of Bali. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Febr.

Burns (R.), A vocabulary of the Kayan language of the north-west coast of Borneo. — Ebendaſelbſt. March.

The languages of the Indian Archipelago. — Ebendaſelbſt.

Longpérier (Ad. de), De l'introduction des noms perses dans l'occident et particulièrement dans les Gaules. — Revue archaeolog. Année VI. Livr. 2.

Logan (J. R.), Five days in Naning with a walk to the foot of Gunong Datu in Rambau. — Journ. of the Indian Archipel. 1849 Jan.

Favre (P.), A journey in Johore. — Ebendaſ.

Rigg (Jonath.), Tour from Sourabaya through Kediri, Blitar, Antang, Malang and Passuruan. — Ebendaſ. Febr. March.

Burns (Rob.), Travels in the Interior of Borneo proper. — Ebendaſ. Febr.

Favre, A journey in the Menang-Kabau states of the Malay peninsula. — Ebendaſ. March.

Moreau Christophe, Mémoire sur l'oisiveté et l'organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaine. — Journ. des Economistes 1849 Mai.

Botta, Monument de Ninive, mesuré et dessiné par Eug. Flandin. Livr. 1 — 85. 1847 — 49. gr. in fol. — Journ. des Savants 1849 Mai.

Oriental archaeology and belief. — Calcutta Review 1849 March.

Duchalais (A.), Apollon Sauroctone (de Praxitèle.) — Revue archéolog. Année VI. Livr. 2.

The Hesiodic legends of Pandora and the Ages. — Christ. Remembrancer 1849 April.

Whiteside (James), Italy in the ninetheenth century contrasted with its past condition. Lond. 1848. 3 vols. — Dublin Review. 1849 April.

Delisle (L.), Des revenus publics dans la Normandie au XII. siècle. — Bibl. de l'Ecole des chartes 1849. Janv. Févr. (T. V. Livr. 3.)

Procès criminel intenté à Jacques de Brézé au sujet du meurtre de sa femme Charlotte de France. — Ebendaſ.

Courtet (J.), Sur l'origine des mots: Comtat Venaissin. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 2.

Ozanam (A. F.), Etudes germaniques, pour servir à l'histoire des Francs. T. 1. — Journ. des Savants 1849 Mai.

Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berlin 1849. — Edinburgh Review 1849 April.

Austria and Hungary. — Blackwoods Mag. 1849 May.

Strickland (Agn.), Lives of the Queens of England, from the Norman conquest. Lond. 1848. 12 vols. — Edinburgh Review 1849 April.

Skene (H.), The Albanians. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

The Sclavonian provinces of Turkey. — Calcutta Review 1849 March.

Low (Jam.), A translation of the Keddah annals termed Marong Mahawangsa and sketches of the ancient condition of some of the nations of Eastern Asia with reference to the Malays. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 Jan. Febr. March.

Crawfurd (John), Notes on the population of Java. — Ebendaſ. Jan.

Corte, Revue des projets et des travaux, relatifs au passage de l'Isthme de Suez. — Journ. des Econom. 1849 Mars.

Rapport sur l'état des finances des Etats-Unis. — Ebendaſ. Avril.

The siege of Monte Video. (Le Général Rosa et la Question de la Plata. Paris 1848.) — Dublin Review 1849 April.

Bayle et l'avis aux réfugiés 1688 — 1693. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Mai.

King, Obituary notice of G. A. F. Ruxton. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

William Oakes, The American botanist. — Ebendaſ.

Alison (Archib.), The military life of John Duke of Marlborough. Edinb. 1848. — Dublin Review 1849 April.

Bronwin (Brice), On the determination of the coefficients in any series of sines and cosines of multiples of a variable angle from particular values of that series. — Philos. Mag. 1849 April. May.

Young (J. R.), On the decomposition of functions into conjugate factors. — Ebendaſ.

Hamilton (Will. Rowan), On quaternions. (Cont.) — Ebendaſ. April. May.

Quicherat (J.), Notice sur l'Album de Villard de Honnecourt, architecte du XIII. siècle. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 2.

Herschel (J. F. W.), Address on presenting the honorary medal of the Astronomical Society to William Lassell, Esq., of Liverpool. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Plantamour (E.), Note sur la comète Goujon. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mai.

Keith Johnston (Al.), The physical atlas; a series of maps and notes illustrative of the geographical distribution of natural phenomena. Lond. and Edinb. 1848, fol. — Edinburgh Review 1849 April.

Becquerel (Edm.), De l'image photochromatique du spectre solaire et des images colorées obtenues à la chambre obscure. — Annales de Chim. et de Phys. 1849 Avril.

Observations météorologiques du mois de Février 1849. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Mars 1849 — Ebendaſ. Mai.

Vincent (A. J. H.), Acoustique. Travaux de Scheibler. Théorie des battements. Applications à l'accord de l'orgue et des autres instruments. — Ebendaſ.

Delesse (A.), Sur le pouvoir magnétique des minéraux et des roches. — Annal. des Mines 1848. Livr. VI.

Relation des expériences (physiques) entreprises par Mr. Regnault. (2 art.) — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1849 Mai.

Pearl Lathrop (S.), Results additional to those offered by Dr. Locke from his three experiments „on single and double vision, produced by viewing objects with both eyes.“ — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Alexander (J. H.), On a new table of the pressure of steam at various temperatures. — Ebendaſ.

Hunt (E. B.), On the dispersion of light. — Ebendaſelbſt

Dana (Jam. D.), Observations on some points in the physical geography of Oregon and Upper California. — Ebendaſ.

Lane (J. H.), Notice of a novel mode of discharging a Leyden battery. — Ebendaſ.

Brown (W.), Notice on a flood at Frastanz in the Vorarlberg, in the autumn of 1846. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Strachey (R.), On the motion of the glacier of the Pindur in Kumaon. — Ebendaſ.

Dunbar (W.), Abstract of meteorological observations for 1848. — Ebendaſ.

Glaisher (James), On the meteorology of England in the year 1847. — Philos. Mag. 1849 April.

Challis (J.), On the theoretical value of the velocity of sound, in reply to Ms. Stokes. — Ebendaſ.

La Rive (Aug. de), On the diurnal variations of the magnetic needle, and on Aurorae boreales. — Ebendaſ.

Saint-Evre (Ed.), Recherches sur de nouveaux corps chlorés dérivés de l'acide benzoïque. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Avril.

Millon (E.), De la proportion d'eau et de ligneux contenue dans le blé et dans ses principaux produits. — Ebendaſ. Mai.

Bineau (A.), Note additionnelle au mémoire sur les combinaisons de l'acide sulfurique avec l'eau. — Ebendaſ.

Bloch (N.), Siphon à écoulement intermittent, destiné au lavage des précipités. — Ebendaſ.

Marignac (C.), Sur les poids atomiques du cerium, du lauthane et du didyme. (2 art.) — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mai.

Bonjean, De la glairine des eaux minérales. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Mai.

Hunt (T. S.), On some principles to be considered in chemical classifications. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Silliman (B.), On gibbsite and allophane, from Richmond, Mass. — Ebendaſ.

Schlieper (Ad.), On the action of nitric acid on sebaic acid. — Ebendaſ.

Faget, De l'hyposulfite de sonde. — Ebendaſ.

Bernard (Cl.), Recherches sur le suc pancréatique. — Ebendaſ.

Guibourt, Sur les moyens de reconnaitre la pureté de l'essence de roses. — Ebendaſ.

Bussy, Note sur le Teucrium polium. — Ebendaſ.

Draper (Will.), On the existence and effects of allotropism in the constituent elements of living beings. — Philos. Magaz. 1849 April.

Thompson (W.), Addition to the Fauna of Ireland. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 May.

Clark (W.), Observations on the recent Foraminifera. — Ebendaſ.

Alder (Joshua), On the animal of Kellia rubra. — Ebendaſ.

Reinhardt (J. T.), Description of a bag-shaped, glandular apparatus on a Brazilian Bat, the Emballonura canina of Pr. Maximilian. — Ebendaſ.

Desor (E.), On biogen, or the so-called Albumen in the ovarian egg. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Bleeker, A contribution to the ichthyology of Celebes. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 Jan.

On the physical and geographical distribution of the birds of Ireland. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

M'Andrew (Rob.), On marine dredging. — Ebendaſ.

Payen, Mémoire sur le café. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Mai.

Hancock (Albany), On the excavating powers of certain sponges belonging to the genus Cliona. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 May.

Ralfs (John), On the mode of growth in Calothrix and allied genera. — Ebendaſ.

Tuckerman (Edw.), Observations on American species of the genus Potamogeton, L. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Curtis (M. A.), New and rare plants, chiefly of the Carolinas. — Ebendaſ.

Mason (F.), The Gum Kino of the Tenasserim provinces. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Marcet, On the action of chloroform on the sensitive plant (Mimosa pudica.) — Ebendaſ.

Balfour (J. H.), Notice of plants which have recently flowered in the royal Botanic Gardens. — — Ebendaſ.

Lenoble, Du grand aloès (Agave americana) nommé vulgairement pitte. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Mai.

Damour (A.), Notice sur la baïerine du département de la Haute-Vienne. — Ann. des Mines 1848 Livr. VI.

King (W.), On some families and genera of corals — Ann. and Mag. of nat. hist. 1849 May.

Rivot, Analyse d'un diamant en masse amorphe et compacte provenant du Brésil. — Ann. des Mines 1848 Livr. VI.

Favre (A.), Notice sur la géologie du Tyrol allemand et sur l'origine de la dolomie. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mars.

Holmes (F. S.), Notes on the geology of Charleston. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 March.

Verneuil (Ed. de), Parallelism of the palaeozoic formations of North America with those of Europe, translated with annotations by James Hall. — Ebendaſ.

Dana (James D.), Notes on Upper California. From observations made during the cruise of the United States exploring expedition, under Capt. Ch. Wilkes. — Ebendaſ.

— — —, On ancient sea-margins, with observations on the study of terraces. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

On the tides, as illustrative of geological phenomena. — Ebendaſ.

Burat (Amed.), On the variations of certain metalliferous repositories in depth. — Ebendaſ.

Murchison (Rod. Impey), On the geological structure of the Alps, Carpathians and Apennines etc. — Ebendaſ. Philos. Mag. 1849 March.

The relations of trap-rocks with ores of copper and iron. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Williams (D.), On the several volcanic interferences which alternate . . . the depositions of the old red sandstone of the British isles. — Ebendaſelbſt.

Husson, Esquisse géologique de l'arrondissement de Toul. — Journal de Pharm. et de Chim. 1849 Mai.

Wilson (Ge.), On the early history of the air-pump in England. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Phillips (John), Thoughts on ancient metallurgy and mining in Brigantia and other parts of Britain, suggested by a page of Pliny's natural history. — Philos. Magaz. 1849 April.

Callon, Mémoire sur la géologie et l'exploitation des mines de houille de la Grand' Combe (Gard). 2 et dern. P. — Annales des Mines 1848. Livr. VI.

Burat (Amed.), Sur le procédé employé par M. Victor Simon pour traverser en galerie les sables mouvants et aquifères d'Engis, en Belgique. — Ebendaſ.

Beeker (T. F.), The mythology of the Dyaks. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Febr.

The committee of Council on education. — English Review 1849 March.

The english spelling reform. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 April.

Morell (James), An historical and critical view of the speculative philosophy of the nineteenth century. Lond. 1846. 2 vols. — North Amer. Review 1849 April.

Cousin (Victor), De la philosophie populaire. 3 éd. Par. 1849. — Correspond. T. XXIII. Livr. 23.

Girardin (Saint-Marc), De l'épopée chrétienne depuis les premiers temps jusqu'à Klopstock. I. P. De l'usage du merveilleux chretien. — Revue des deux Mondes 1849. T. II. Livr. 3.

— — —, Cours de littérature dramatique ou de l'usage des passions dans le drame. Par. 1849. 2 vol. — Ebendaſ. Livr. 4.

Jameson, Sacred and legendary art. Lond. 1848. 2 vols. — Edinburgh Review 1849 April.

Illustrative art. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 April.

Cahier, De la signification d'un bas-relief en ivoire qui orne la couverture du livre de prières de Charles le Chauve. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 1.

Nisard, Etudes sur les anciennes notations musicales de l'Europe. — Ebendaſ. Livr. 2.

Taillandier (Saint-René), Travaux de M. H. Flandrin à l'église Saint-Paul des Nimes. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 3.

Cherbuliez (Joël), Des inégalités naturelles et sociales. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Avril.

Quételet (A.), Du système social. Par. 1848. — Ebendaſ. Mai.

Puynode (Gust. de), Malthus et le socialisme. — Journ. des Economistes 1849 Mai.

Wakefield (Edw. Gibbon), A view of the art of colonisation. — Blackwoods Mag. 1849 May.

Noel (B. Wriothesley), Essay of the union of Church and State. Lond. 1849. — Christ. Remembrancer 1849 April.

Beugnot, Du socialisme et de ses menaces. — Revue de Bruxelles 1849 Livr. 5. 6. 7.

Beaufort, Luther — Proudhon — le Panthéisme. Dissolution de la Société. — Ebendaſ. Livr. 6.

Beaufort, Voltaire, père de la société actuelle. — Ebendaſ. Livr. 7.

Tissot, Examen de la théorie de M. Proudhon sur la propriété. — Revue de droit franç. et étrang. T. VI. Livr. 4.

Cenac-Moncaut, Examen historique du tyrannicide; I art.: Le tyrannicide du moyen-âge et au concile de Constance. — Univers. cathol. 1849 Mars.

Chevalier (M.), L'économie politique et le socialisme. — Journ. des Economistes 1849 Mars.

Mac Culloch, Introduction historique à l'étude de l'économie politique. Trad. p. Planche. — Ebendaſelbſt Mai.

Raepsaet (H.), Essai sur la loi salique. (Suite.) — Messager des sciences hist. de Belg. 1849 Livr. I.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

egels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Schluß.)

Dieser Eroberungsact ist aber weiter nichts als jener Reductionsproceß des Objectiven auf das subjective Denken, das ihm durch seine immanente Selbstbestimmung productives Wissen ist. In diesem Sinne bestimmt er die Wahrheit der Intelligenz dahin §. 465, „daß ihr Product: der Gedanke die Sache ist, wornach sie wisse, daß was gedacht wird, ist; und daß was ist nur ist, sofern es Gedanke ist. Das Denken hat folglich, schließt Hegel S. 357, auf diesem Standpunkte keinen andern Inhalt als sich selbst, als seine eigenen, den immanenten Inhalt der Form bildenden Bestimmungen, es sucht und findet im Gegenstande nur sich selbst."

Dieses „im Gegenstande nur sich selbst Suchen und Finden des Denkens," welches Hegel als Vollendung und Ziel der Intelligenz bezeichnet, hat von jeher den Unterschied des subjectiven Philosophirens von der objectiven Philosophie ausgemacht, es mag sich nun im Gegensatze zu der ebenso receptiven wie selbstthätigen Vernunftforschung, welche die objective Wahrheit denkend erkennt, als sich selbst erklärende Demonstration oder als immanente Begriffsdialektik manifestiren. Das Ziel dieses subjectiven Philosophirens ist die Befriedigung des Subjects, welches in der Erklärung aller Dinge durch die ihm geläufige demonstrative Methode oder durch den Formalismus der immanenten (d. h. in sich selbst bestimmenden) Dialektik der Wahrheit dogmatisch gewiß ist oder die „über das Seyn übergreifende Einheit der Intelligenz" durch ein schöpferisches absolutes Denken bewiesen zu haben glaubt.

Je vollkommner dagegen die objective Philosophie die Wahrheit und Wirklichkeit der allgemeinen Gegenstände der Vernunft: der Gottheit, der Natur, des menschlichen Geistes und der Sphären des geistigen Lebens und Reiches erforscht, desto entschiedener wird sie die Einheit der denkenden Intelligenz mit der wahrhaften Wirklichkeit in der Einstimmung ihres Wissenssystems mit der gefühlten und geschauten Wahrheit und Realität Gottes und des Reiches seiner lebendigen und geistigen Offenbarung erkennen und erweisen. Die Repräsentanten dieser objectiven Philosophie Plato, Aristoteles, Cartesius, Keppler, Leibnitz, Schelling sind ebendadurch Begründer einer intensiv und extensiv unendlichen Forschung, weil sie nicht nur die Idee Gottes und des von ihm gedachten und verwirklichten Systems der Natur und des Geistes in ihrer wesentlichen Wahrheit concipirten und entwickelten, sondern durch ihre objectiven Principien unendliche Perspectiven einer künftigen Gestaltung und Vollendung des Wissens eröffnen. Sie haben daher befreyend auf die Geister gewirkt, indem sie ihre Selbstthätigkeit erweckten und sie durch die objective Bildung ihrer Intelligenz zu einander ergänzenden Forschern der ewigen allgemeinen Wahrheit des Seyns befähigten. Aber der Egoismus des subjectiven Denkens, wel-

ches „nur sich selbst sucht und findet," fesselt die Geister und beschränkt sie in dem engen Kreise der sich selbst oder ihren eignen Formalismus erklärenden und manifestirenden Demonstration oder Dialektik.

Hätte Hegel die Selbstbestimmung des subjectiven Geistes eben so sehr als eine praktische wie theoretische erwiesen, und hätte er sich überzeugt, daß sich die Intelligenz schon auf der Stufe des Gemüths und der Anschauung praktisch verhält, so hätte er die Lehre vom praktischen Geist nicht nach der Theorie des theoretischen Geistes abgehandelt und er hätte nicht den Versuch gemacht, den erstern (den praktischen Geist) durch das praktische Gefühl, durch die Triebe, und die Willkühr und die Glückseligkeit zum freyen Willen zu realisiren.

Denn daß dieß nicht der Weg der wahrhaften Befreyung der wollenden Seele zum praktischen Geiste ist, leuchtet von selbst ein, wenn man sich aus der Idee des sich eben so sehr wollend und mithin praktisch wie erkennend oder theoretisch bethätigenden Ichs überzeugt, daß es sich auf jeder Stufe seiner theoretischen Entwicklung und mithin als fühlende und anschauende wie als wissende Intelligenz der Bestimmung bewußt wird, die Wahrheit oder Idee des Geistes, welche sie subjectiv inne wird, objectiv erkennt und denkend begreift, in entsprechenden Formen der Willensthätigkeit zu realisiren. Aber die den wahrhaften Erweisungen der theoretischen Selbstbestimmung entsprechenden Willensbestimmungen sind nicht die Triebe, durch deren Befriedigung die Willkühr die Glückseligkeit zu erreichen hofft, sondern durch Ueberwindung selbstsüchtiger Affecte, Begierden und Leidenschaften werden schon auf der Stufe des Gemüths und der Anschauung praktische Gefühle, Bestrebungen und Handlungsweisen bestimmt, welche die Freyheit des praktischen Geistes positiv vermitteln.

Wie unvollkommen Hegel die Idee der Freyheit des subjectiven und des objectiven Geistes erfaßt habe, erhellt schon daraus, daß er die sittliche und religiöse Freyheit auf die politische reducirt, indem er in seiner Rechtsphilosophie §. 5. „den Staat oder das Rechtssystem für das Reich der verwirklichten Freyheit oder für die Welt des Geistes aus ihm selbst hervorgebracht erklärt und seine Apotheose in den Worten: „der Staat ist göttlicher Wille als gegenwärtiger sich zur Gestalt und Organisation einer Welt entfaltender Geist" ausspricht. Ob er gleich durch seinen politischen Absolutismus das andre Extrem zu der Tendenz des revolutionären Zeitgeistes bildet, so ist er doch darin mit diesem einverstanden, daß er alles Heil von dem Staate erwartet und nicht einsieht, daß der vortrefflichste Staat derjenige ist, dessen Verfassung die eben so gesetzmäßige wie freye Verwirklichung des religiös sittlichen, intellectuellen Reiches am vollkommensten vermittelt, indem es aus dem Begriffe und der Bestimmung der äußern Organisation folgt, daß sie Organ oder Verwirklichungsmittel der ideellen Organisation des freyen seiner Idee entsprechenden Gemüths- und Geisteslebens ist.

K. F.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Schluß.)

Ψηφισμάτων Συναγωγή. E libro tertio. Drey geographische Notizen über pontische und thrakische Städte, aus der Erzählung vom Zuge des Xerxes, wo nicht, wie K. M. meint, von der Besatzung dieser Städte durch Kimon. — E libro quarto, fr. 4. von den Nautodiken (*ναυτοδίκαι*) mit Nachweisungen aus Alten und Neuen vom Herausgeber, welcher daraus schließt, dieser Gerichtshof sey kurz nach der Schlacht bey Salamis oder nach dem sogenannten Kimonischen Frieden errichtet worden. Uebrigens vergl. man K. Fr. Hermann's griechische Antiqq. §. 123. 13. S. 271 ff. und §. 146. 4. S. 227 f. — Auf dasselbe Werk meines Freundes und Zuhörers verweise ich der Kürze wegen bey Artikel 5. über die Isangelie (*εἰσαγγελία*), nämlich §. 133. 6. f. und §. 144. 1. und zu fr. 5. a.

über den Volksbeschluß des Kannonos (*Καννώνου ψήφισμα*, nämlich §. 133. 11. S. 298); bey welchen beyden Fragmenten unser Herausgeber eine reiche Wort- und Sachkritik entwickelt. — Mit fr. 6. tritt nun aus Plutarch. Aristid. cap. 26. eine offenbare Unkritik des Krateros hervor, die der gedachte Biograph mit den Worten rügt: „Ueber diese Umstände (vom Tode des Aristides) bringt Krateros weder eine schriftliche Urkunde als Beweis bey, keinen Richterspruch, keinen Volksbeschluß, da er doch sonst gewohnt ist, dergleichen so zu melden, daß er auch die Zeugnisse der Geschichtschreiber anführt;" wobey K. M. auf seine Abhandlung de Aeschyli Sept. c. Theb. Gotting. 1837 p. 32 sq. verweist. — Mit fr. 7. aus Plutarch Cimon. cap. 12. folgt nun die Kritik über den vorgeblichen Kimonischen Frieden mit dem Perserkönig, wobey über unsern Schriftsteller gesagt wird: „Gleichwohl werden in den Volksbeschlüssen (*ψηφίσμασιν*), welche Krateros gesammelt hat, die Abschriften solcher Verträge, als seyen sie wirklich geschlossen worden, aufgeführt," — und hierbey wird denn zuvörderst auf das merkwürdige Zeugniß des Theopompus im 25. Buch der Philippika beygebracht, daß dergleichen betrügerische Abschriften auf attische Stelen übergetragen worden (Theopompi fr. nr. 168 [Historicc. grr. fragmm. Vol. I. p. 306 ed. C. Müller], sodann werden alle Erörterungen der Neuern über diese Punkte in großer Vollständigkeit nachgewiesen. — Ueber den Inhalt von fr. 17, nämlich über den Gebrauch, die attischen Jungfrauen zum Dienst der Artemis zu Brauron, um sie mit dieser Göttin zu versöhnen, vor ihrer Verheirathung einzuweihen (*ἀρκτεύειν*), habe ich mich in der Symbolik IV. S. 710 ff. dritt. Ausg. ausführlich erklärt; jetzt vergl. man noch K. Fr. Hermann griech. Antiqq. II. §. 62. S. 325 — 327.

Ueber fr. 18. aus Phlegons wunderbaren Geschichten, wovon wir ausgegangen sind, und welches den Schluß macht, s. man p. 98 ed. Franz mit dessen Anmerk. und jetzt Paradoxograph. p. 141 ed. Westerm.

P. 623. **Persaeus Cittiensis.** Landsmann, Vertrauter, nach Einigen früher Knecht des Stoikers Zenon. Der Herausgeber hat die Zeugnisse der Alten über ihn und deren Ausleger in fruchtbarer Kürze zusammengestellt, wozu ich nur nachtragen will 1) daß Gellius nicht VII. 36, welches Capitel gar nicht vorkommt, sondern II. 18. von seinem Sklavenstande spricht; 2) daß bey Cic. de N. D. I. 15 der Epikureer Vellejus ihm, dem Stoiker, einen absurden Satz über das Wesen der Götter unterschiebt, wozu ich p. 728 ed. Cr. et Moser nachträglich bemerkt habe, daß auch der Epikureer Philodemus sich über ihn geäußert (s. Volumm. Hercull. T. I. p. 64), 3) daß er nach dem Vorgang des Antisthenes und Zeno sich über den Geist und Gehalt der homerischen Gedichte erklärt hatte (Dio Chrysost. or. LIII. p. 635. Emper.). — In's praktische Leben scheint er durch Antigonus Gonatas gezogen worden zu seyn, bey welchem er so viel galt, daß er von diesem zum Statthalter von Akrokorinth bestellt wurde; jedoch bey der Eroberung dieser Festung durch Aratus entweder sein Leben verlor oder durch die Flucht es retten mußte (Olymp. 134, 1. vergl. Clinton F. H. II. pag. 368). In seinen Aeußerungen und Sitten soll er nicht immer die Strenge der Stoiker beobachtet haben. — Hier wird seiner nur deßwegen gedacht, weil Suidas und Eudocia ihn als Verfasser einer Historie anführen, von der wir aber weiter nichts wissen. Außerdem werden ihm Denkschriften von Gastmählern (*Συμποτικὰ ὑπομνήματα*) und eine Schrift über das Lakonische Staatswesen (*Λακωνικὴ πολιτεία*) beygelegt, aus welcher hier zwey Fragmente mitgetheilt werden.

P. 624. **Demetrius Byzantius.** Der Herausgeber unterscheidet von diesem Historiker den

Byzantiner Demetrius, welcher ein Peripatetiker war und giebt über diesen belehrende Nachweisung; von dem Geschichtschreiber, den wir aus Diog. L. V. 83 kennen lernen, handelt G. A. Schmidt (De fontibus veterum actorum in enarrandis expeditionibus a Gallis in Macedoniam atque Graeciam susceptis. Berolini 1834.) und K. M. theilt mit dessen Worten das Ergebniß mit, wonach sich herausstellt, daß dieser Demetrius zwey Geschichtswerke geschrieben hatte, erstens über den Kriegszug der Gallier (*Γαλατῶν*) aus Europa nach Asien; sodann über den Krieg, den des Ptolemäus Philadelphus Bruder Maga und nachher dessen Gemahlin Apame in Verbindung mit Antiochus II. König von Syrien zwischen 266 und 252 gegen jenen ägyptischen König geführt hatten. Der Geschichtschreiber habe demnach vermuthlich unter Ptolemäus Philadelphus und Evergetes während der Blüthezeit jener galatischen Reiche gelebt. Fragmente dieser Werke finden sich nicht.

P. 625 — 630. Sosibius Laco. Grammatiker in Alexandria (K. M. verweist auf Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis p. 200 sqq.) unter Ptolemäus Lagi und seinem Nachfolger Philadelph. Von seinen Schriften geht uns hier zunächst an seine Chronik, von der zwar wenige Bruchstücke übrig sind, die aber zur Kenntniß der Zeitrechnung der Alten ihren großen Werth behaupten; sodann eine zweyte über lakedämonische Alterthümer, endlich eine dritte, über das Königthum an Kassandros; die übrigen sind grammatischen Inhalts. Also *χρόνων ἀναγραφή*. (Zu fr. 1. vergl. Vossius de historicc. grr. p. 136 ed. Westerm.) Zu fr. 2. u. 3. s. man die chronologische Tafel und die Anmerkk. unsers Herausgebers. Aus der zweyten Schrift: *περὶ τῶν ἐν Λακεδαίμονι θυσιῶν* werden mehrere Fragmente mitgetheilt, von Nr. 4. bis 18. einschl. mit mehreren Nachweisungen von K. M. (Zu Nr. 11. vergl. man Leutsch. ad Paroemiograph. p. 22). Es folgt: *περὶ Ἀλκμᾶνος* mit einigen Fragmenten aus dem dritten und ungenannten Büchern. Darauf kommt unter dem Titel: *περὶ Ὁμήρου* in Nr. 22. eine ausführliche Stelle über Iliad *λ*. 631. (Ueber dieselbe Stelle s. oben Stesimbroti Thasii fr. 18. *περὶ Ὁμήρου*, p. 58). Daran schließt sich ein Fragment aus der Schrift, Gleichnisse *Ὁμοιότητες* betitelt (vergl. hierzu Polemonis fragmenta ed. Preller. p. 106). Den Beschluß macht ein Bruchstück aus dem Buche *περὶ Βασιλείας πρὸς Κάσσανδρον*.

P. 631. Ctesibius. [Zum ersten Fragment aus Phlegon. Mirab. 2. vergl. Vossius de historicc. grr. p. 136 Westerm. Meursius ad Phlegont. p. 112 ed. Franz. Apollodori Fragg. p. 417 ed. Heyne u. Apollodori frr. nr. 103. p. 449 ed. Car. Mülleri.] Außer ihm wird ein alexandrinischer Mechaniker Ktesibios (*Κτησίβιος*) genannt, und ein dritter, Philosoph genannt. Letzter war aus Chalkis, Schüler des Menedemos, des Lehrers vom König Antigonus (229 — 221 vor Chr.). Von diesem Ktesibios wird ein Buch über die Philosophie angeführt, aus welchem hier unter dem Titel *περὶ φιλοσοφίας* einige Fragmente mitgetheilt werden, weil der Historiker Ktesibios wahrscheinlich kein anderer ist als der Philosoph. — Hiermit schließt der zweyte Band dieser umfassenden Sammlung.

Fr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn. Jahrgang 1848. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1848.

Das vorliegende Jahrbuch eröffnet eine Abhandlung von Murchison über die silurischen Gesteine Böhmens, nebst Bemerkungen über die devonischen Gebilde in Mähren. Es ergiebt sich, daß das silurische System in Böhmen wie in England im Allgemeinen gleich entwickelt sey, wiewohl sich einige lokale Abweichungen finden. Die Petrefaktensammlung Barrande's hat darüber interessante und mannigfaltig bereichernde Aufschlüsse gegeben. Der Verf. rühmt diese Sammlung (in Prag) als zu den bedeutendsten in Europa, ja in der Welt gehörend. Sie enthält gegen 800 silurische Petrefakten, worunter allein hundert und fünfzehn Trilobiten-Arten. — Die Kalksteine der Umgebungen von Ollmütz erkannte der Verf. mit Verneuil und Keyserling für devonisch.

Wiser in Zürich berichtet über ausländische Mineralien, womit seine Sammlung bereichert worden. Solche Berichte sind für die Kenntniß des Vorkommens und der Verbreitung der Mineralien von Werth und das Jahrbuch könnte, wie uns scheint, zweckmäßig eine eigene Abtheilung enthalten, wo fortlaufend in alphabetischer Ordnung neue Fundorte der Mineralien mit Beyfügung der Autoritäten angegeben würden. Kleine Notizen dieser Art, wie sie wohl in Briefen mitgetheilt werden, gehen leicht verloren, auch findet es mancher Beobachter nicht der Mühe werth, über einen neuen Fundort eines Minerals, wenn es nicht gerade selten ist, einen eigenen Artikel zu schreiben, während wohl jeder gerne seine Beyträge zu einer solchen Sammlung liefern würde. Wir würden dadurch auch zu einer erweiterten Kenntniß interessanter Varietäten gelangen, welche im Allgemeinen nicht immer die gebührende Beachtung finden. Unter den angezeigten Mineralien der Wiser'schen Sammlung sind bemerkenswerth: Allophan vom Lauriongebirge in Attika, Korund von Apirantia auf Naxos, in kleinen blauen Krystallen in Disthen eingewachsen (dieser Disthen verdiente eine nähere Untersuchung, ob nicht vielleicht Diaspor?), Queckfilberfahlerz von Gant bey Landeck im Oberinnthal in Tirol, Bleyvitriol von Scittli bey Kiban-Maden in Kurdistan 2c.

Ueber die mineralogische und chemische Zusammensetzung der Vogesen-Gesteine berichtet Delesse. Er hat sich besonders mit der genaueren Untersuchung einiger Porphyre beschäftigt und glaubt in dem Feldspath aus dem Porphyr von Ternuay eine neue Mineralspecies zu erkennen, die er Vosgit (Vogesit) nennt. Wahrscheinlich ist dieses Mineral wenigstens zur Formation des Labradors gehörig, dafür sprechen sowohl die angegebenen Eigenthümlichkeiten der Krystallisation als auch das chemische Verhalten. Der Unterschied vom gewöhnlichen Labrador besteht darin, daß ein Theil der Basen R durch Kali vertreten ist, wovon 4,45 Proc. enthalten sind. Dieser Vosgit und ein Augit, welcher chemisch mit dem aus der Eifel über-

einstimmt, sind die wesentlichen Gemengtheile des Porphyrs von Ternuay. Der Feldspath des Porphyrs von Chagey gehört nach den Untersuchungen des Verfassers zum Andesit.

Ein Brief von O. Volger kündigt eine Monographie des Melaphyrgebirges am Süd-Rande des Harzes an. Die Resultate seiner Untersuchungen weichen stark ab von der allgemein gültigen Ansicht über die Melaphyre. Unter andern äußert er: „So viel darf ich wohl behaupten, daß das ganze Melaphyr-Gebirge am Harz kein Verhältniß zeigt, welches der Annahme einer plutonischen Entstehung desselben das Wort geredet haben würde, falls solche nicht von andern Gegenden her a priori übertragen wäre. Geschichtet ist dasselbe an vielen Punkten sehr deutlich, es unterteuft den Zechstein und Gyps in schönster Regelmäßigkeit. Am Poppenberge bey Ilfeld und Neustadt, bekannt durch den Reichthum des Kohlengebirges an Pflanzenabdrücken, ist ein besonders wichtiges Verhältniß; — die Kuppe besteht aus Melaphyr, der Körper des Berges aus Steinkohlengebirge, der Bergbau hat den Berg nach allen Richtungen durchfahren, aber man hat keine Melaphyr-Durchsetzung gefunden, sondern hier, wie überall bey Neustadt, lagert der Melaphyr ganz regelmäßig auf dem Steinkohlen-Gebirge.“

Eine Notiz über Bronn's Geschichte der Natur giebt eine allgemeine summarische Uebersicht der bis jetzt bekannt gewordenen fossilen Thier- und Pflanzenspecies. Die Zahl der Säugethiere beläuft sich darnach auf 700, die der Vögel auf 150, die Reptilien auf 390, die Fische auf 1320, die Mollusken auf 13,600, die Ringelwürmer auf 290, die Krustenthiere auf 900, die Arachniden auf 130, die Kerbthiere auf 1570, die Polyparien auf 3700, die Medusen auf 40, die Infusorien auf 670, zusammen 23,460 Thierarten, wozu noch 1700 Pflanzen kommen. — Aus einer Zusammenstellung Ungers über die fossilen Palmen ergiebt sich, daß die Steinkohlen-Formation 4 Arten enthält, die Kupferschiefer-Formation 1, Oolith 4, die Eocän-Schichten 4, die Miocän-Schichten 25 und die Pliocän-Schichten 4 Arten. Es scheint nicht, als ob die Palmen einst zahlreicher im Vergleich zu andern Pflanzen vorhanden gewesen seyen als jetzt, wo sie $\frac{1}{200}$ der Phanerogamen betragen, aber sie gingen weit über ihren jetzigen Verbreitungsbezirk hinaus gegen die Pole hin.

Ein Auszug aus einer Abhandlung Dumont's über den Werth des paläontologischen Charakters in der Geologie macht auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche sich bey der Bestimmung durch Petrefakten ergeben. 1) Für die Bestimmung des relativen Alters aufeinander liegender Schichten in derselben Gegend ergiebt sich, daß die Charakteristik durch organische Reste um so ungenügender wird, je näher ihrer Entstehungszeit nach jene Schichten beysammen sind. 2) Bey Vergleichung der Bildungs-Zeiten geographisch entlegener Gebirgs-Schichten kommt der Verf. zu dem Resultat, daß 1. analoge Wesen zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, 2. daß Reihen von Organismen, welche verschiedenen Breiten entsprechen, in verschiedenen Zeiten mit analogen Species beginnen konnten, 3. daß verschiedenartige Floren und Faunen immer gleichzeitig neben einander bestehen konnten. — Die besten Gränz-Zeichen liefert die abweichende Lagerung und wo diese fehlt, die Trümmergebilde bis in eine gewisse Entfernung von dem Hebungs-Herde, endlich die Reste der Organismen-Arten, welche durch jene Katastrophen zerstört worden. Je weiter von dem Herde der Erhebung entfernt, desto mehr Arten haben die Katastrophe überleben und sich in eine folgende Periode fortpflanzen können. Was man immer übersehe, sey, daß stets eine gewisse Menge von Resten fossiler Thiere, welche in der frühern Periode gelebt haben, sich unter den ersten Trümmergebilden der spätern Periode wiederfinden müssen, daher die paläontologischen Begränzungen mit den geologischen nie genau zusammentreffen können.

Delesse hat den Chrysotil der Vogesen untersucht. Er findet sich wie anderwärts in zahlreichen Schnüren im Serpentin. Seine Analysen stimmen mit den frühern Anderer überein und nach Scheerer's Ansicht über polymeren Isomorphismus erhält das Mineral die einfache Formel $\dot{R}^3\,\ddot{S}i$. Es hätte sonach dieselbe Zusammensetzung wie der Serpentin. Delesse macht aber aufmerksam, daß das spec. Ge-

wicht des Chrysotils = 2,22, während das des Serpentins = 2,55, eine Beobachtung, die sich nicht gut mit der Annahme verträgt, den Chrysotil als krystallisirten Serpentin anzusehen, da im krystallisirten Zustande in der Regel ein Zunehmen der Dichtigkeit stattfinde. Er glaubt daher beyde Mineralien nicht als Varietäten, sondern als zwey dimorphe Zustände des Hydro-Silicats von Talkerde, dessen Formel $\dot{R}^3 \ddot{S}i$ ansehen zu müssen.

Ueber die Erscheinungen des Anlaufens der Mineralien hat Hausmann Beobachtungen angestellt. Das deckende Mittel, von welchem die Anlauffarben herrühren, ist meistens von der Substanz, an welcher sich die Erscheinung zeigt, verschieden, indem es nämlich ein ganz zufälliger fremdartiger Ueberzug ist oder durch eine oberflächliche chemische Veränderung der betreffenden Substanz gebildet wird. Kein Körper läßt dadurch, daß er andere Mineralkörper in dünnen Häuten bekleidet, häufiger die Anlauffarben erscheinen als das Eisenoxydhydrat, bald als ockriger Gelb-, bald als Brauneisenstein. Kohlensaures Eisenoxydul durch kohlensaures Wasser aufgelöst liefert häufig dergleichen Ueberzüge durch Ausscheidung von Eisenoxydhydrat. Auf diese Weise sind häufig die pfauenschweifigen und Stahl-Farben entstanden, welche auf Absonderungsflächen von Schwarzkohlen und Anthracit bemerkt werden; einem dünnen Ueberzug von Eisenoxydhydrat verdanken auch die schönen Eisenglanzkrystalle von Elba ihre Farben. Um dieses durch einen Versuch zu zeigen, ließ der Verf. Driburger Eisenwasser über hineingelegten Stücken von Schwarzkohle und Eisenglanz bey gewöhnlicher Temperatur allmählig verdunsten und sah auf diese Weise an den Flächen, auf welchen sich das gebildete Eisenoxydhydrat ablagern konnte, Anlauf-Farben entstehen. Auch das Manganoxydhydrat liefert als dünner Ueberzug dergleichen Farben. — Unter den Mineralkörpern, bey welchen das Anlaufen von einer chemischen Veränderung der Oberfläche herrührt, zeichnet sich das Arsenik durch die schnelle Umänderung seiner Farbe auf frisch geschlagenen Flächen aus. Angestellte Versuche ergaben, daß dieses von einer Oxydation herrührende Anlaufen durch Wassergas vermittelt werde; in vollkommen trockner Luft und im luftverdünnten Raume wird kein Anlaufen bemerkt, in einer mit Wassergas gesättigten Luft zeigt sich schon nach 24 Stunden eine merkliche Veränderung der Farbe. Aehnlich verhält es sich mit dem Anlaufen der Arsenikverbindungen des Speißkobalts, Arsenikkieses, Nickelglanzes ꝛc., auch mit den durch Schönheit öfters ausgezeichneten Anlauf-Farben des Wismuths. Beym Bleyglanz glaubt der Verf. dergleichen Farben einer sehr dünnen Haut von Bleyvitriol zuschreiben zu dürfen. Der oberflächlichen Bildung von Eisenoxydhydrat sind die Farben des Magneteisenerzes, des Olivins, Lievrits ꝛc. zuzuschreiben, auch bey manchem angelaufenen Eisenkies und Magnetkies scheint das der Fall zu seyn. Kupferkies und Buntkupfererz kommen sehr häufig mit angelaufenen Farben vor und der Verf. beobachtete, daß hinsichtlich der Schnelligkeit des Anlaufens das Buntkupfererz alle übrigen Sulfuride und selbst das Arsenik übertreffe. In nicht besonders feuchter Luft nimmt man an einer frisch geschlagenen Fläche des Buntkupfererzes schon nach wenigen Stunden eine Veränderung der Farbe wahr und nach 24 Stunden ist bereits die violette Farbe erschienen, während am Arsenik kaum eine Spur von Anlaufen bemerkt wird. Die Veränderung zeigt sich auch hier vorzüglich vom Feuchtigkeitszustande der Luft abhängig. Im luftverdünnten Raume erlitt ein frisch geschlagenes Stück keine merkliche Veränderung. Ein ähnliches Stück erhielt sich auch unter einer Glasglocke, unter welcher zugleich concentrirte Schwefelsäure angebracht war, über ein Jahr lang unverändert. Dagegen zeigte die Farbe eines frischen Stückes unter einer Glasglocke, wo die Luft sich mit Wasser in Berührung befand, schon nach 2 Stunden einen Stich in's Violette und nach 6 Stunden bläuliche Färbung. Ein frisches in Wasser gelegtes Stück war nach 6 Stunden violett und nach 2 Tagen beynahe himmelblau gefärbt. — Beym Antimonglanz ist die Bildung von Antimonocker die Ursache des Anlaufens, ebenso beym Zinkenit, Federerz, Kupferantimonglanz, manchem Fahlerz ꝛc.

Eine seltnere Veranlassung des Anlaufens ist die Aufnahme von Sauerstoff gegen Ausscheidung von Wasser, wie es beym Manganit beobachtet wird, wenn er in Pyrolusit übergeht.

Durch Erhitzen auf einem dünnen Bleche über der Spirituslampe können bey mehreren Mineralien Anlauf-Farben hervorgerufen werden und es zeigen sich dabey, wie bey dem Anlaufen in gewöhnlicher Temperatur, manchmal große Verschiedenheiten, so z. B. zwischen dem Kupferkiese und dem Buntkupfererz. Bey einer Erhitzung, welche bey diesem die ursprüngliche Farbe in's Violette verwandelt, wird am Kupferkies noch gar keine Farbenveränderung wahrgenommen, und wenn beym Buntkupfererz das Violett bereits in das Stahlblaue übergegangen ist, so ist beym Kupferkies vielleicht erst die goldgelbe Farbe erschienen. Der Bleyglanz nimmt in erhöhter Temperatur sehr schöne Stahlfarben an. — Ref. hat ein eigenthümliches Anlaufen des Kupferkieses und Magnetkieses unter dem Einfluße des galvanischen Stromes im Jahrgang 1843 dieser Blätter (Nro. 247.) beschrieben. Mit Rothviolett von großer Schönheit läuft der Heterosit an, wenn man ihn vorher in Salzsäure gelegt hat.

Ueber den Boracit als Felsart berichtet Karsten. Er kommt unter dem Bunten-Sandstein im Steinsalzgebirge zu Straßfurth in der preußischen Provinz Sachsen vor, und findet sich wahrscheinlich auch auf andern Salzlagerstätten, indem er bey seiner äußern Aehnlichkeit mit Kalkstein leicht zu verkennen oder zu übersehen ist.

Ueber Dolomitbildungen sind von Haidinger und Morlot interessante Aufschlüsse gegeben worden. Das öftere Zusammenvorkommen von Dolomit und Gyps führte Haidinger auf die Vermuthung, daß die Talkerde als schwefelsaure Talkerde oder Bittersalz zugeführt worden sey, und sich beym Durchdringen von vorhandenem kohlensauren Kalk in der Art zersetzt habe, daß sich kohlensaure Bittererde und Gyps bildeten und sonach der kohlensaure Kalk zu Dolomit umgewandelt wurde. Sollte diese Vermuthung eine Begründung finden, so mußte eine Bittersalzlösung den kohlensauern Kalk zu dem Doppelsalz von kohlensauerm Kalk und kohlensaurer Magnesia bey gleichzeitiger Bildung von schwefelsauerm Kalk umwandeln. Die Erfahrung spricht aber in so fern dagegen, als eine Gypsauflösung, lange genug durch Dolomitpulver filtrirt, sich in eine Bittersalzlösung umwandelt. Diesem Vorgange entsprechend beobachtete Haidinger auch das Ausblühen von Bittersalz aus dem Felsen in der Nähe eines Gypsbruches und erkannte die Rauchwacke als ein Produkt der Umwandlung von Dolomit zu Kalkstein durch eine Gyps-Lösung. Das Vorkommen der Rauchwacke aber in den äußern zu Tage tretenden Theilen der Gebirgsschichten sowie ihr Vorkommen mit Eisenoxydhydrat ist anderer Art als das des Dolomits und der Umstand, daß das mit ihm vorkommende Eisen nicht als Hydrat, sondern als wasserfreyes Oxyd oder auch als Schwefelkies gefunden wird, führte ihn auf den Gedanken, daß bey erhöhter Temperatur und unter größerem Druck doch das Bittersalz den Kalkspath zu Dolomit und Gyps umwandeln könne. Ein mit Rücksicht hierauf angestellter Versuch entsprach vollkommen. Es wurde ein Gemenge von krystallisirtem Bittersalz und pulverisirtem Kalkspath in den Gewichtsverhältnissen von 1 und 2 Atomen in eine zugeschmolzene Glasröhre eingeschlossen und weiter in einem Flintenlauf bey einer Temperatur von 200° und unter einem Drucke von 15 Atmosphären erhitzt und das Gemenge zersetzte sich so vollkommen zu Dolomit und Gyps, daß keine Spur von Bittersalz übrig blieb.

Delesse hat die Grünerde von Verona einer neuen Analyse unterworfen. Das Mittel zweyer Versuche gab:

Kieselerde	51,25
Thonerde	7,25
Eisenoxydul	20,72
Manganoxydul	Spur
Talkerde	5,98
Kali	6,21
Natrum	1,92
Wasser	6,67
	100,00

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde.

(Schluß.)

G. Bischoff hat eine Reihe von Quellen untersucht, welche in den Umgebungen des Lachersee's entspringen und andere aus den krystallinischen Gesteinen des Sieben-Gebirges, aus dem Porphyr bey Münster am Stein und des Donnersbergs und aus dem Granit unterhalb Heidelberg bey Schriesheim und Weinheim. Die Untersuchungen haben ergeben, daß in den aus Porphyr und Granit entspringenden Quellen Chlorcalcium, Chlormagnesium und Kochsalz sich findet, aber keine schwefelsauern Salze, wie sie nebst den genannten Chlorverbindungen die Quellen aus dem Gebirge des Lachersee's enthalten. Da die süssen Quellen, welche im Porphyr bey Münster am Stein entspringen, dieselben Hauptbestandtheile wie die dortigen und die Kreuznacher Soolenquellen enthalten, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch diese Quellen ihren Salzgehalt aus dem Porphyr ziehen. Da man in jenem Porphyr durch direkte Untersuchungen keine schwefelsauern Salze gefunden hat, da dieselben gleichfalls in den süssen und in den Salzquellen, welche aus diesem Gestein kommen, fehlen, so wird Niemand zweifeln, daß jener Porphyr es ist, welcher den Salinen zu Kreuznach und Münster am Stein ihren Salzgehalt und den Soolbädern ihre heilsamen Bestandtheile liefert. Nach Schweizer's Untersuchung enthält der Porphyr von Kreuznach 0,1 Proc. Chlor, und Wasser extrahirt beym Kochen Chlorüre von Kalium, Natrium, Calcium und Magnesium. Kersten und Wolff geben aber in den Analysen der Porphyre von Freyberg und Halle keinen Chlorgehalt an. Wenn also Bischoff den Ursprung der Salze im Meere aus dem, wenn auch geringen Salzgehalte der krystallinischen Gesteine erklärt, so sind die bisherigen Untersuchungen dieser Gesteine nicht ausreichend und müssen zur Bestimmung eines möglichen Chlorgehaltes besondere Prüfungen angestellt werden, wobey voraussichtlich ein bestimmtes Resultat nur mit Anwendung großer Quantitäten erlangt werden kann. Bischoff denkt sich übrigens die Sache so, daß seit dem Beginnen des Kreislaufes der Gewässer auf der Erde ein Auslaugungsproceß stattfinde. Alle Salze, welche die Quellen aus jenen Gesteinen extrahiren, kommen durch die Flüsse in das Meer. Die aus demselben aufsteigenden Wasserdünste kehren als Regen, Schnee ꝛc. wieder auf das Land zurück und beladen sich abermals als Salz. Wenn nun immer fort reines Wasser vom Meere auf das Land und gesalzenes, wenn auch so schwach gesalzenes, daß der Geschmack das Salz nicht mehr erkennt, vom Lande in das Meer zurückströmt, so muß sich der Salzgehalt von letzterem nach und nach häufen.

Wenn man für die sedimentäre Periode auf Erden, d. h. für diejenige, in welcher alle sedimentären Formationen von der Grauwacke an bis zu den jüngsten gebildet worden sind, nur einen Zeitraum von 16 Millionen Jahren annimmt und dazu ferner, daß der mittlere Salzgehalt der dem Meere

zuströmenden Gewässer nur $\frac{1}{100000}$ betrug, so reichen nach Bischoff's Berechnungen diese Annahmen hin, um ein Meer von der dermaligen Ausdehnung aller Meere und einer mittleren Tiefe von 6400′ mit so viel Salz zu versorgen, als gegenwärtig in ihnen enthalten ist. Wer nur einen Augenblick an die ungeheure Mächtigkeit der sämmtlichen sedimentären Formationen von mindestens 2 Meilen Dicke und an ihre langsame Bildung denken wolle, werde jenen angenommenen Zeitraum von 16 Millionen Jahren gewiß nicht zu hoch angeschlagen finden. — Wir möchten dagegen doch erinnern, daß wenn das Meer auf diese Weise zu seinem Salzgehalte gekommen wäre, die ältesten Flötzschichten wohl Süßwassergeschöpfe einschließen müßten, da sie zu der Zeit entstanden sind, wo das Meer kein Salz oder nur Spuren davon hätte enthalten können. Das ist aber nicht der Fall, oder das Meer hatte damals schon den Salzgehalt, welcher für die eigentlichen Seethiere eine Existenzbedingung ist, und dann müßte es der Rechnung zu Folge jetzt noch einmal so viel Salz enthalten, als es wirklich enthält, man müßte denn annehmen wollen, daß die damaligen Seethiere auch bey der Hälfte der gegenwärtig im Meerwasser enthaltenen Salze hätten fortkommen können. Und was würde aus den Meeresbewohnern, wenn die Erde etwa noch zehnmal älter würde als sie ist und das Meer dann in eine gesättigte Soole umgewandelt wäre?

Ueber das am 14. July 1847 zu Braunau in Böhmen gefallene Meteoreisen berichtet Apotheker Beinert eine Mittheilung des Augenzeugen, Oberförster Pollack in Braunau. Derselbe beschreibt den interessanten Fall in folgender Weise. „Es bildete sich bey sonst ziemlich wolkenfreyem Himmel, an dem noch einige Sterne glänzten (Morgens $3\frac{3}{4}$ Uhr) über dem von Braunau aus nordwestlich gelegenen Dorfe Hauptmannsdorf eine kleine schwarze Wolke, die sich während ihres Hinundhertreibens zu einem horizontalen, anscheinend klafterlangen Streifen formte. Diese Wolke sah man mit einmal in feuriges Erglühen versetzt, nach allen Richtungen Blitze zucken und gleichzeitig zwey Feuerstreifen scheinbar aus ihr nach der Erde niederfahren. Gleich darauf erblickte man an dem Punkte der feurigen Wolke eine aschgraue Wolke von rosettenartigem Umriß längere Zeit stehen, die sich nach NO. und SW. theilend in Streifen auslief und endlich verschwand, wobey es deutlich wahrzunehmen war, in welcher großen Bewegung sich die Luft in jenen Punkten befand. Hierauf verbreitete sich alsbald die Nachricht, daß bey Hauptmannsdorf der Blitz in die Böschung eines Ackerraines, 100 Schritte vom Dorfe entfernt, eingeschlagen habe und diese Nachricht fand man insoferne bestätigt, als auf diesem 1200 Schritte NO. von Braunau entfernten Punkte ein 3′ tiefes Loch in der Erde vorgefunden wurde, worin sich eine glühende Masse befand, die um 10 Uhr des Vormittags, also 6 Stunden nach ihrem Fall, noch so heiß war, daß keine menschliche Hand sie anzufassen vermochte, ohne sich zu verbrennen.“ Ein Mann aus Hauptmannsdorf hatte sie niederfallen sehen. Diese Meteormasse wiegt 42 Pfund 6 Loth österr. Gewicht. Sie besteht ganz aus nickelhaltigem Eisen von einem merkwürdig blättrigen Gefüge. Eine zweyte Masse von demselben Fall wurde später gefunden, in einem Gewicht von 30 Pf. 16 Lth.

Ueber den Syenit des Ballons d'Alsace hat Delesse Untersuchungen angestellt. Es lassen sich in diesem Syenit zwey wohlbezeichnete Feldspäthe unterscheiden. Der eine mit der Krystallisation der Karlsbader-Zwillinge ist nach der Analyse gewöhnlicher Orthoklas, der andere von weniger deutlicher Krystallisation ist vor dem Löthrohre weit leichter zu schmelzen und das Mittel aus 3 Analysen gab:

			Sauerstoff		
Kieselerde	58,92	„	30,614	„	8
Thonerde	25,05	„	11,708	„	3
Kalkerde	5,64				
Talkerde	0,41				
Natrum	7,20	=	4,044	„	1
Kali	2,06				
Wasser	1,27				
Spur v. Eisenoxyd	99,55				

Eine andere Varietät gab, ebenfalls als Mittel dreyer Analysen:

			Verhältniß des Sauerstoffs		
Kieselerde	58,91	„	30,609	„	8
Thonerde	24,59	„	11,797	„	3
Eisenoxyd	0,99	„			
Kalkerde	4,01		3,943	„	1
Talkerde	0,39				
Natrum	7,59				
Kali	2,54				
Wasser	0,98				
	100,00				

Diese Mischung der Formel $\dot{R}^3\ \ddot{Si}^2 + 3\ \ddot{R}\ \ddot{Si}^2$ entspricht dem Andesin Abichs, welchen derselbe zuerst aus dem Dioritporphyr der Cordilleren analysirt hat. Bis jetzt war die Gegenwart des Andesins in keinem andern Gesteine nachgewiesen worden.

Ueber das deutsche Quadersandsteingebirge haben Giebel und Geinitz Beobachtungen angestellt, welche darthun, daß eine obere und eine untere Formation zu unterscheiden, welche durch den Plänerkalk getheilt werde. Das Schema ist:

I. oberer Quadersandstein;
II. Quadermergel, begreifend den oberen Quadermergel, Plänerkalk (= der unteren weißen Kreide) und den untern Quadermergel;
III. unterer Quadersandstein.

So verhält es sich in der sächsischen Schweiz, in Böhmen, Schlesien und am Harz.

Von den zahlreich aus in- und ausländischen Journalen entnommenen analytischen Mineral-Untersuchungen sind nachstehende von Interesse.

Die Analysen des Morvenits, welcher den Harmotom von Strontian in Schottland begleitet und von Thomson als eigene Species aufgestellt worden ist, haben, wie sie von Damour und Descloizeaux ausgeführt worden, gezeigt, daß dieses Mineral nur als eine Varietät des Barytharmotoms zu betrachten sey.

Die Analyse des Mesitinspaths von Traversella von Gibbs hat ein anderes Resultat gegeben, als die erste von Stromeyer; nach Gibbs läßt sich die Mischung durch die Formel $2\ \dot{Mg}\ \ddot{C} + \dot{Fe}\ \ddot{C}$ ausdrücken, während nach Stromeyer die verschiedenen Carbonate zu gleichen Mischungsgewichten vorhanden sind. Die Anal. von Gibbs stimmt übrigens mit einer frühern von Fritzsche überein. Einer Analyse des letztern zu Folge hat aber der sog. Pistomesit Breithaupts von Thurnberg bey Flachau im Salzburgischen die von Stromeyer für den Mesitinspath angenommene Formel. Vielleicht läßt sich der bisherige Mesitinspath nun als Pistomesit mit molecular eingemengtem Magnesit ansehen.

Ein bey Iquique in Südamerika in zarten weißen Nadeln aus dem Boden witterndes Salz hat sich als ein Kalkborat ergeben. Nach Hayes enthält dasselbe (Bora-Kalzit):

Borsäure	46,11	
Kalkerde	18,89	$\dot{Ca}\ \ddot{Bo}^2 + 6\ \ddot{H}$
Wasser	35,00	
	100,00	

Herman hat ein eigenthümliches Mineral aus dem Bruche von Schischimskaja Gora im Distrikte Slatouft untersucht, welches in Talkschiefer vorkommt und bisher für Talk gehalten worden ist. Es besteht aus:

Kieselerde	25,60
Thonerde	22,21
Eisenoxyd	5,00
Talkerde	30,96
Wasser	13,43
Ungelöstes	2,25
	99,45

Der Mazonit von Middletown in den vereinigten Staaten enthält nach Jackson:

Kieselerde	33,20
Thonerde	29,00
Eisenoxydul	25,93
Manganoxydul	6,00
Talkerde	0,24
Wasser	5,60
	99,97

Ein, Predazzit genanntes Mineral von Predazzo im südlichen Tyrol ist von Damour analysirt

worden. Der Predazzit gleicht einem weißen körnigen Kalkstein, unter der Lupe zeigt er sich von dünnen glänzenden Blättchen durchdrungen. Die Analysen gaben:

	1.		2.
Kohlensäure	25,00	„	26,40
Kalkerde	35,42	„	35,47
Talkerde	24,32	„	24,64
Wasser	10,89	„	10,50
Eisenoxyd	0,45	„	0,50
Kieselerde	0,60	„	0,55
	97,07		98,03

Das Mineral ist offenbar ein Gemenge von Kalkstein und Brucit, zufällig in dem Verhältniß gleicher Mischungsgewichte.

In Spalten des zersetzten Gesteins findet sich eine weiße Substanz, deren Analyse gab:

Kohlensäure	33,67
Talkerde	42,24
Wasser	20,60
Eisenoxyd	0,95
Kieselerde	0,18
	99,31

Der Verfasser giebt dafür die Formel $3\,(\dot{Mg}\,\ddot{C} + \dot{H}) + \dot{Mg}\,\dot{H}$, welche $= \dot{Mg}\,\dot{H}^4 + 3\,\dot{Mg}\,\ddot{C}$, sie entspricht also der Mischung des Hydromagnesits, welchen man von Hoboken in Neu-York und von Kumi auf Negroponte kennt.

Molnar entdeckte im Sande von Olahpian in Siebenbürgen, welcher größtentheils aus Granat, Titaneisen ꝛc. besteht und goldhaltig ist, auch gediegenes Eisen und Platin.

Ein neues Mineral, Nickelorhydrat, ist von B. Sillimann untersucht worden. Es kommt rindenförmig und stänglich auf dem Chromeisenerz von Texas in Pennsylvanien vor, ist durchsichtig, von lebhaft smaragdgrüner Farbe, in Salzsäure vollkommen auflöslich und hat die Mischung $\dot{Ni}\,\dot{H}^2$.

Der Phenakit ist wieder an einem neuen Fundort im Ural entdeckt worden, nämlich auf den Topasgruben im Ilmengebirge. Man kannte ihn bisher von Takowaja im Ural und von Frammont im Elsaß. Die Krystalle vom Ilmengebirge sind klein, farblos, fast vollkommen durchsichtig und von großem Flächen-Reichthum.

R. Herman ist durch eine große Anzahl von Analysen, die er mit Pistazit, Zoisit, Thulit, Allanit, Orthit ꝛc. angestellt hat, zu dem Resultate gelangt, daß diese Mineralien nicht unter eine allgemeine chemische Formel gebracht werden können, obwohl sie in der Krystallisation übereinstimmen, welches Verhältniß, bey verschiedener stöchiometrischer Constitution gleiche Form zu zeigen, er Heteromerie nennt. Ref. ist der Ansicht, daß sich mit gehöriger Berücksichtigung der möglichen Einmengungen manche Anomalien ausgleichen werden. Daß übrigens monoaxe Mineralien ganz verschiedener Mischung öfters dieselben Formen zeigen, wenigstens so ähnliche, daß man sie bey entsprechenden Mischungen gewiß für isomorph nehmen würde, darauf hat Ref. schon 1832 aufmerksam gemacht und die betreffenden Fälle zusammengestellt (S. Neues Jahrbuch für Chemie und Physik von Schweigger-Seidel B. IV. pag. 410). Diese Art von Isomorphie unterscheidet sich aber von der eigentlichen in vielen Fällen dadurch, daß ungeachtet der übereinstimmenden Formen die Spaltungsverhältniße doch andere sind, so z. B. beym Kalkspath und Rotheisenerz, beym Anatas und Apophyllit, deren Gestalten aus der nämlichen Grundgestalt abgeleitet werden können. Wäre aber die Mischung der angeführten Epidote wirklich wesentlich verschieden, so würden die abweichenden eben keine Epidote seyn, sondern andere Species, trotz der ähnlichen Krystallisation, denn Mineralien von derselben Species oder auch von derselben chemischen Formation können nicht wesentlich verschiedene Mischungen haben.

Das Jahrbuch wird regelmäßig fortgesetzt und bereits sind vom Jahrgange 1849 zwey Hefte erschienen.

Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Paragenesis der Mineralien. Mineralogisch, geognostisch und chemisch beleuchtet, mit besonderer Rücksicht auf Bergbau. Von Prof. Dr. A. Breithaupt. Freiberg 1849.

Der Verfasser lenkt in dem vorliegenden Werke die Aufmerksamkeit des mineralogischen Publikums auf einen bisher zu wenig beachteten Gegenstand, nämlich auf die Verhältnisse des Zusammenvorkommens, der Association der Mineralien. Wo dabey eine succedirende Bildung zu erkennen, da ist solche besonders in geognostischer und geologischer Beziehung von Interesse.

Der Verf. führt in der Einleitung mehrere Beyspiele von Vorkommnissen an, welche eine gewisse Beständigkeit und Regelmäßigkeit andeuten; dahin gehört, daß man in Trachyten, Basalten und Phonolithen immer nur gewisse Species oder auch Varietäten von Amphibol, Sphen, Granat ꝛc. finde, daß gewisse metallische Verbindungen immer mit dem Kupferkies in Gesellschaft sind, so Wismuthglanz, Glanzkobalt, Buntkupfererz ꝛc. Wenn der Verf. dahin auch das Vorkommen des sog. Greenovits und des Manganepidots mit Manganoxyd rechnet, so scheint uns das weniger erheblich, weil sich zur Zeit dafür nur ein Fundort, S. Marcel in Piemont, angeben läßt. — Es gehört ferner die Beobachtung hieher, daß die Drusen in dem Greisen von Zinnwald zeigen, daß Scheelit lieber auf dem Rauchquarz als auf dem dortigen Lithionglimmer aufsitzt, daß in den Gangdrusen von Kurprinz Friedrich August bey Freiberg der vorkommende Kalkspath lieber den dortigen Schwerspath als den begleitenden Eisenkies zur Unterlage gewählt hat, und ebenso das Rothgiltigerz von der Grube Beschert Glück bey Freiberg auf dem Weißgiltigerz lieber aufsitzt als auf dem mitvorkommenden Bleyglanz. Auch eigenthümliche Krystallisationsvarietäten scheinen an gewisse Vorkommnisse gebunden, wenigstens zeigt Kalkspath, der den Kupferkies begleitet, gewöhnlich das Skalenoeder R^3 als vorherrschende Form, der auf Eisenkies aufsitzende Kalkspath dagegen entbehrt fast nie die flachrhomboedrische Gestalt — $\frac{1}{2}R$ mit dem Prisma ∞R.

Bekannt ist auch, daß die in einer Gegend und in einer Formation vorkommenden Mineralien eine gewisse Physiognomie haben, aus welcher ihre Fundorte leicht erkannt werden können, so die Vorkommnisse der Amphibole, Augite und Epidote von Arendal in Norwegen, die Mineralgruppen aus Neu-York und Neu-Yersey, die von Freiberg, Derbyshire und Cumberland u. s. w.

Aus gewissem Zusammenvorkommen darf man auch auf die specifischen Verschiedenheiten der Mineralien schließen, die in ein und dasselbe Genus gehören. Das Zusammenvorkommen z. B. von Nosin, Sodalit und Leucit in demselben trachytischen Gestein von Laach beweist schon, daß diese drey Species nicht eine ausmachen, wie auch das Zusammenseyn von Anthophyllit und einem schwärzlichgrünen Amphibol von Kienrud in Norwegen ihre charakteristische Verschiedenheit darthut, denn unter völlig gleichen Bedingungen, sagt der Verfasser, kann sich die gleiche chemische Verbindung nicht verschieden und können sich die ungleichartigen chemischen Ver-

bindungen nicht gleichartig bilden. — Es ist dagegen nichts einzuwenden, nur dürfte die Beurtheilung über der völlig gleichen oder verschiedenen Bildungsmomente ihre Schwierigkeiten haben, um so mehr, als der Verfasser bey den porphyrartigen Bildungen die inneliegenden Krystalle nicht für gleichzeitig mit der Hauptmasse ansieht. — Immerhin aber liegt in dem Angeführten eine gegründete Aufforderung, die Verhältnisse des Vorkommens in Zukunft einer sorgfältigen Untersuchung zu würdigen.

Nachdem der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über gleichzeitige und nicht gleichzeitige Bildungen vorausgeschickt, geht er auf die Betrachtung der porphyrartigen Bildung über und auf die ihr ähnlichen Erscheinungen der Knollen und Conglomerat-Bildung.

Von Werner war angenommen worden, daß bey der Porphyrbildung die in die Hauptmasse eingestreuten Krystalle früher gebildet gewesen seyn möchten, als diese Hauptmasse. Dagegen sucht der Vf. zu beweisen, daß jene Krystalle, mit geringer Ausnahme, neuerer Entstehung seyn müssen, als die Hauptmasse, welche sie einschließt. Als Beweise werden angeführt: 1) daß es Krystalle giebt, welche Kerne derjenigen Masse einschließen, in welcher sie schwimmen. Der Magnesit im Tyroler-Talkschiefer schließt nicht selten Blättchen dieses Talks ein, die Leucite des Vesuvs zeigen nicht selten einen Kern der umgebenden Lava ꝛc. 2) Man findet in Alluvionen, so wie in tertiären und Flötzgebirgen Krystalle, welche wegen ihrer Scharfkantigkeit nicht als Gerölle an ihre Fundorte gekommen seyn können, sondern sich daselbst erzeugt haben müssen, und ähnlich verhält es sich auch bey ältern Gebirgsarten. Der Thon von Löthhain bey Meissen enthielt früher zum Theil scharf auskrystallisirte, wohl erhaltene Krystalle von Eisenkies, unmittelbar neben abgerundeten Geröllen von Quarz. Dieser Eisenkies, wahrscheinlich aus Eisenvitriol unter Einwirkung organischer Substanzen gebildet, kann nicht wie der Quarz in den Thon eingeschwemmt worden seyn, sondern mußte sich später in diesem gebildet haben, und durch diese porphyrartige Eisenkiesbildung im Thone wird zugleich die Wanderung der Theilchen bewiesen, die vor der Reduction wahrscheinlich im Thone gleichmäßig vertheilt, während derselben sich zu einzelnen größern Krystallen oder selbst zu Krystallgruppen bis zu der Größe eines Menschenkopfes angesammelt haben. Wie der Eisenkies erscheint auch der Gyps öfters in Krystallen porphyrartig im Alluvial-Thone und ebenso kommen sehr scharfkantige Quarzkrystalle in großer Menge in einem Mergel zu Pösneck in Thüringen vor, ebenso zu Pforzheim in Baden ꝛc. Bemerkenswerth ist auch die Beobachtung, daß selbst einzelne Körner aus Sandsteinen, z. B. des Quadersandsteins im Tharander-Walde, nicht Trümmer und Rollstücke größerer Quarzstücke, sondern manchmal eigentliche ausgebildete Krystalle sind.

3) Oftmals kommt ein Mineral, welches porphyrartig *in* einem andern, als Hauptmasse dienenden liegt, in Drusen *auf* demselben aufsitzend vor, so Pistazit in und auf Ripidolith, Chondrodit und Zeilanit gewöhnlich *in* Kalkspath, in den Auswürflingen des Vesuvs aber *auf* demselben. Granat erscheint zu Achmatofsk sowohl *in* als *auf* dem Ripidolith. Hieher gehört auch, daß in den Blauofenschlacken von Hockeroda bey Leutenberg im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt und von Louisenthal im Herzogthum Gotha Idocrasähnliche Krystalle porphyrartig vorkommen, welche in den größern Blasenräumen dieser Schlacken Drusen bilden.

4) Einige Mineralien, die porphyrartig vorkommen, sind unzweifelhaft Producte der chemischen Zersetzung derjenigen Masse, in der sie vorkommen und folglich jünger als diese. 5) Es treten in einer ältern Gebirgsart nur da gewisse Mineralien als porphyrartige Einmengungen auf, wo man einen Contact-Rayon mit einer jüngern Gebirgsart nachweisen kann. So wird von mehreren Geognosten angeführt, daß sich das Vorkommen des Disthens und Staurolithe im ältern Schiefergebirge auf diejenigen Stellen beschränke, wo letzteres im Contact mit einer spätern eruptiv gebildeten Felsart, z. B. mit Granit stehe. Der Andalusit erscheint im Glimmerschiefer und Thonschiefer (als Chiastolith) unter ähnlichen Verhältnissen. Der Glimmerschiefer von Scharfenstein im Erzgebirg, welcher von Porphyr durchbrochen ist, zeigt in der unmittelbaren Berührung mit diesem eine Veränderung in Gneiß, die sich nur auf eine kurze Distanz erstreckt. Hier hat

es ganz den Anschein, als sey der Felsit aus dem Porphyr in den Glimmerschiefer eingewandert.

Die Concretions- und Knollenbildungen stehen in einem ähnlichen Verhältnisse, doch kommen auch dergleichen vor, die älter sind als ihre Hülle. Indem der Verf. diesen Gegenstand bespricht, glaubt er zwey Arten von Agath-Kugeln annehmen zu müssen. Bey der einen Art scheint eine Ausfüllung der früher dagewesenen, durch Gasentwicklung entstandenen Blasenräume mittelst ruhiger Infiltration kiesliger Flüssigkeit stattgehabt zu haben, bey der andern Art kann man keine ursprünglichen Blasenräume auffinden, sondern der Agath sitzt in Porphyrkugeln und wenn er auch im Innern Drusenräume zeigt, so sind diese wohl erst durch später erfolgte Zusammenziehung der opalartigen Substanz gebildet worden. Ein zu Johanngeorgenstadt mit Opal und Quarz vorkommender Hornstein veranschaulicht diese Entstehungsweise, denn die darin befindlichen kleinen Quarzdrusen haben zum Theil noch eine äußere Haut von Opal, aus welchem sie entstanden sind, während die dabey stattfindende Contraction die kleinen Drusenräume veranlaßte. —

Es folgt eine Uebersicht der porphyrartigen Gebilde in der erweiterten Bedeutung, daß auch Porphyre angeführt werden, welche nicht als Gebirgsarten auftreten. So findet sich z. B. der Kalkspath manchmal durch Glimmer porphyrisirt, der Apatit durch Kryptolith, der Granat durch Skapolith, Titaneisen ꝛc.

Weiter werden die körnig und schiefrig gemengten Gebirgsarten und ihre Einmengungen besprochen. Die Granitbildung betreffend bekennt sich der Verf. zur Fuchs'schen Ansicht, wenigstens in so fern er dafür keinen feuerflüssigen, sondern einen wäßrig breyartigen ursprünglichen Zustand annimmt. Er führt unter andern hierüber an: „Wenn der Granit aber wirklich feuerflüssig und nicht wäßrig breyartig emporgestiegen seyn sollte, so ließe sich der Umstand, daß nicht bloß hohe Silicate in seinem Gemenge vorkommen, sondern Kieselsäure als Quarz und Singulosilicate als Phengite (optisch zweyaxige Glimmer) enthalten sind, vielleicht dadurch erklären, daß sich durch gewisse, — was aber wohl zu berücksichtigen ist — uns allerdings ganz unbekannte Umstände, ein Theil der höhern Silicate (namentlich Felsite) zerlegt habe und dadurch Quarz und Glimmer entstanden seyen. Mich will jedoch bedünken, diese Hypothese habe noch mehr gegen sich, als die Annahme eines breyartigen etwas wäßrigen Zustandes bey Gneis und Glimmerschiefer. Noch läßt sich jedoch ein anderer Zustand denken, in welchem sich der Granit, als er hervorbrach, befunden haben könne und wobey Wasser mit im Spiele war. Es kann nämlich ein hoher Atmosphären-Druck stattgefunden haben, durch welchen Zustände und namentlich Auflösungen durch das Wasser ermöglicht wurden, von denen wir nur Ahnungen haben, die aber noch in keinem chemischen Laboratorium durch Experimente nachgewiesen worden sind." Ref. hat ebenfalls einen ähnlichen Vorgang bey der Granitbildung in dem kürzlich erschienenen Anhange zu dessen populärer Mineralogie, die Grundzüge der Geognosie entwickelnd, angedeutet. — Wenn der Verf. gegen den feuerflüssigen Zustand die Schwierigkeit anführt, daß der sehr schwer schmelzbare Quarz und der sehr leicht schmelzbare Phengit als Nachbarn vorkommen, so ist zu bemerken, daß nur der Lithionglimmer sehr leicht schmelzbar ist, der gewöhnliche zweyaxige Glimmer aber zu den ziemlich schwer schmelzbaren Mineralien gehört.

Der Verf. führt dann die Ausscheidungen der sogenannten Divergenz-Zonen und die zahlreich in den Kalkstöcken vorkommenden Mineralien an, ohne übrigens eine bestimmte Art ihrer Bildung nachweisen zu können. Nicht viel weniger räthselhaft sind die Ausfüllungen in Blasenräumen, obwohl einige ziemlich augenscheinlich als Infiltrationen zu erkennen sind. Auf die Beobachtung G. Gmelins hin, daß die Natrolith-Ausscheidungen im Phonolith von Hohentwiel von einer das Gestein treffenden Auslaugung herzurühren scheinen, indem dieses in der Nähe der Blasenräume keinen Natrolith mehr oder nur sehr wenig enthält, während im übrigen das Gestein so stark damit inprägnirt ist, daß es sogar gelatinirt, auf diese Beobachtung hin glaubt der Verf. die Krystallisationen und Ausfüllungen der Blasenräume als durch ein Ausschwitzen aus den Gesteinen entstanden ansehen zu dürfen. Er ist ferner der Meinung, daß dieses auf nassem Wege vermit-

telt worden seyn müsse. Dabey wird angedeutet, daß die Felsite der Gesteine das Material für die später ausgeschiedenen Zeolithe hergegeben haben mögen, denn man habe noch niemals einen Felsit in einem Blasenraum beobachtet und andrerseits niemals einen Zeolith porphyrartig im frischen Gestein eingewachsen gefunden. —

Ein besonderer Abschnitt behandelt die Paragenesis der Mineralien auf Gängen. Die sehr überwiegende Mehrzahl der auf den Gängen vorkommenden Mineralspecies begreift solche, welche wir in den Gebirgsarten als Gemengtheile derselben nicht kennen, von welchen auch oft die elementaren Mischungstheile in den Gebirgsarten nicht vorkommen. Dieses Verhältniß deutet darauf hin, daß die Ausfüllungen vieler Gänge und zwar mit den technisch wichtigsten Mineralien nicht durch Auslaugungen der Gebirgsarten erfolgt seyn können, daß vielmehr solche Stoffe vorzugsweise in den Gängen erscheinen, welche bey der Bildung der Gebirgsarten vor dem Entstehen der Gänge im Innern der Erde längere Zeit zurückgedrängt geblieben sind. Indessen giebt es auch andere Gangausfüllungen und sie werden nach dem Vorgange Herders unter folgenden Bezeichnungen besprochen.

Congeneration. Die Gänge enthalten nur solche Mineralien, welche Gemengtheile des Nebengesteins sind. Granitgänge im Granit, Quarzgänge im Glimmerschiefer und Thonschiefer.

Lateral-Secretion. Die Gänge enthalten Mineralien, die aus dem Nebengestein eingewandert scheinen. Gänge, welche verschiedene Gebirgsarten durchschneiden, verhalten sich auch in diesen Nebengesteinen verschieden. Auf der Grube Neue Hoffnung Gottes zu Bräunsdorf bey Freiberg sind die Gänge am erzführendsten in dem dort sogenannten schwarzen Gebirge, einem von Kohlenstoff sehr durchdrungenen quarzreichen Thonschiefer, während sie im Glimmerschiefer arm bleiben. Aehnliches bemerkt man mit dem Wechsel und der Art des Nebengesteins zu Annaberg und Johanngeorgenstadt. Von einigen Graniten ist bekannt, daß sie porphyrartig eingestreutes Zinnerz führen, so in Sachsen von dem Granit des Greifensteins, des Stockwerks von Geier; von denen der Insel Elba ꝛc. Es scheint nun, daß ein Zuwandern des Erzes nach den Gängen und in dieselben stattgefunden habe, denn man findet es oft in der Nähe der meist ganz ausgefüllten Gänge als starke Imprägnation des Nebengesteins, gleichsam als hätten die schmalen Gänge nicht Alles aufnehmen können.

Ascension. Es werden die Gründe für eine solche von unten nach oben erfolgte Ausfüllung einer Gangspalte nachgewiesen, die ihrer Art nach sehr verschieden gewesen seyn kann.

Descension. Einzelne Gangausfüllungen sind mit Wahrscheinlichkeit von oben nach unten erfolgt. Der Verf. macht aufmerksam, daß vorzüglich viele phosphorsaure Verbindungen in den oberen und obersten Teufen der Gänge angetroffen werden, so der Pyromorphit von Freiberg und Zschopau, der Wavellit zu Zbirow in Böhmen, Langenstriegis bey Freiberg, Barnstaple ꝛc., ebenso der Kalait und Türkis in den persischen Gruben, der Variscit, der Kraurit, Uranit, Vivianit u. a. Nur der Apatit macht eine bemerkenswerthe Ausnahme und die genannten Phosphate kommen auch nicht mit ihm vor. —

Von Interesse sind auch die Zerstörungen von Gang-Mineralien und ihre Zersetzungsprodukte, welche höchst allgemein und mitunter im großartigen Maßstabe auftreten. Wahrscheinlich durch Wasser und Wasserdämpfe sind allmählig ganze Gänge von Eisenkies in Brauneisenerz (Göthit) umgewandelt worden, ähnliche Zersetzungen haben Kupferkies, Fahlerz, Buntkupfererz erfahren und sind daraus Rothkupfererz, Kupferpecherz und durch Strömungen von Kohlensäure, Malachit und Kupferlasur entstanden. Heiße Wasserdämpfe haben wahrscheinlich Silberglanz in gediegen Silber umgeändert, ebenso Polybasit und Silberblende. Dahin gehört auch die Umwandlung des Eisenspaths in Brauneisenerz.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond. I. Band. Berlin 1848. (gr. 8. 743 Seiten.)

Wenn ich über dieses Epoche machende Werk Bericht zu erstatten unternehme, denn ein Unternehmen darf man es nennen, einen so großen Kreis von Untersuchungen, welche die ausgedehntesten jahrelangen Vorstudien erforderten, in der Kürze mitzutheilen, welche diese Blätter verlangen, ohne der Oberflächlichkeit sich schuldig zu machen, so sind es zwey Gründe, welche mich dazu bestimmen. Der eine betrifft das Interesse des Autors, der andere das Interesse des gelehrten Publikums: Jenem zu einer weitren Verbreitung seiner mühsam errungenen Resultate behülflich zu seyn, dieses mit dem Inhalt einer Schrift bekannt zu machen, welche aus mehrfachen Gründen dem Einzelnen schwerer zugänglich seyn dürfte, und welche doch von so hoher Bedeutung in Beziehung auf gewonnene sowohl als in Aussicht gestellte neue Resultate ist.

Uebergehen wir das Vorwort, in welchem der Verfasser vorzüglich die Stellung bezeichnet, welche er gegenüber seiner Aufgabe sowohl als in Beziehung auf die ganze Richtung seiner Forschung und Anschauung vom Lebensproceß einnimmt, und worin er jetzt schon mit einer Zuversichtlichkeit der exacten Methode sich zuwendet, welche auf dem ihm zunächst liegenden Gebiet freylich mehr gerechtfertigt ist, wo jetzt schon sichere Resultate zu erzielen sind, als auf so manchem anderen der Physiologie, und gehen sogleich zur Einleitung über, welche von der Begriffsbestimmung und dem Thatbestand der physiologischen Elektricität handelt. Die Definition der physiologischen Elektricität ist: der Inbegriff aller der elektrischen Erscheinungen, welche an organischen Wesen oder deren Theilen, so lange sie ihre Lebenseigenschaften besitzen, so wie auch an gewissen Absonderungen im frischen Zustand, zwar wenn es nöthig ist, mittelst passender Vorrichtungen, jedoch unabhängig von jeder experimentellen Zuthat und in unmittelbarem Zusammenhang der Wirkung und Ursache mit den Vorgängen des Lebens wahrgenommen werden können. So nothwendig alle elektrischen Erscheinungen selbst bey vollkommner Möglichkeit einer physikalischen Ableitung in diesem Fall auf dem Gebiet der physiologischen Elektricität verbleiben müssen, so wenig gehören dahin alle diejenigen an organischen Wesen beobachteten, wo die Bedingungen des Versuches nicht mehr bloße Mittel zur Wahrnehmung, sondern wesentliche Ursachen ihres Hervortretens sind (die elektrischen Funken beym Reiben von Thierfellen ꝛc.). Nach diesen Einschränkungen werden dann die mehr oder weniger verbürgten physiologisch-elektrischen Erscheinungen an Pflanzen, Thieren und Menschen mitgetheilt: so die statisch elektrischen bey gewissen Processen im Pflanzenleben, das blitzähnliche Aufleuchten beym Verstreuen des Blüthenstaubes, die Ansammlung negativer Elektricität in den mit Erde gefüllten Glasgefässen, in welchen Samen keimten; ferner die Erscheinungen elektrischer Strömung in der Richtung der Axe bey Kern- und Steinfrüchten, zwischen Mark und Rinde eines Zweiges (Donné), vom Stiel zum Blatt (Blake), bey gährenden Flüssigkeiten vom Boden zur Oberfläche (Blake). Das Resultat aller an Thieren

und Menschen angestellten oft sehr unmethodischen Forschungen hat nichts weiter ergeben, als daß bey Untersuchung des menschlichen Körpers mittelst elektroskopischer Vorrichtungen auf irgend welche Weise ein Quell von vornehmlich positiver Elektricität gegeben seyn müsse. Von freywilligen Entladungen in Form großer Funken bey Menschen ist nur der Fall der elektrischen Dame zu Orford in den vereinigten Staaten als eines glaubwürdigen zu gedenken.

Wichtiger als diese wirklichen oder angeblichen elektrischen Erscheinungen sind die elektrischen Strömungen, welche bey den elektromotorischen Fischen unter dem Regulativ des Nervensystems stehen. Die sogenannten elektrochemischen Strömungen zwischen sauer und alkalisch reagirenden Secretionsorganen waren dagegen meist nur eine Quelle von Mißverständnissen der wahren Processe im Organismus so wie der manchfachsten nichtigen Hypothesen.

Die angeblich in Muskel und Nerv kreisenden elektrischen Ströme bilden den Mittelpunkt des ganzen Werkes, und deßhalb schickt der Verfasser nach dieser Einleitung eine Geschichte des Froschstroms den eignen Untersuchungen voraus, welche wir nur in der Kürze mittheilen, um bey den letzteren mehr mit Muße verweilen zu können.

Die Anfänge des Galvanismus, in denen die erste Kenntniß des Froschstroms zugleich errungen wurde, werden aus neuerdings erst bekannt gewordenen Arbeiten Galvani's mitgetheilt, wobey das Material vorzüglich aus Galvani's Werk de viribus Electricitatis in motu musculari Commentarius genommen ist. Hiernach war der erste Anstoß weiterer Forschungen die Beobachtung einer Zuckung in Folge der Herstellung einer leitenden Verbindung zwischen Erdboden und Froschpräparat bey dem Rückschlag eines überspringenden Funkens der Elektrisirmaschine. Das nächste sind Galvani's Versuche über den Rückschlag der Blitze an Froschpräparaten, welche dadurch in mehrfach hintereinander sich wiederholenden Zuckungen in der Zeit zwischen Blitz und Donner gerathen; endlich seine zufälligen Entdeckungen der Wirkung gleichartiger oder ungleichartiger Metallbogen an Nerv und Muskel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Paragenesis der Mineralien.

(Schluß.)

Der Verf. hätte bey diesen Veränderungen auch die galvanischen Aktionen anführen können, deren am Schluße des Buches nur mit wenigen Worten Erwähnung geschieht, denn sicher finden sich diese nicht allein bey den auf den Gängen selbst vorkommenden Erzen, sondern sie wirken vielleicht mitunter von Gang zu Gang durch das feuchte spaltige Zwischengestein, wenn man sich nach der Ascensionstheorie denken will, daß verschiedene Erzmassen solcher Gänge in den Tiefen der Erde eine unmittelbare Verbindung haben, wo dann eine vollständige Kette gebildet ist, deren Aktion z. B. bey verschiedenen Schwefelmetallen, wenn auch an sich nicht sehr kräftig, doch durch die Dauer bedeutende Wirkungen hervorbringen kann. —

Die vorhergehenden Beobachtungen werden in der Untersuchung der Gangformationen, jener Gruppen von Mineralien, die auf Gängen gewöhnlich zusammen vorkommen, fortgesetzt und es ist dabey die Succession solcher Mineralien möglichst berücksichtigt worden. Vorzüglich sind die Vorkommnisse von Sachsen ausführlich angegeben. Es wäre zu wünschen, daß überall auf Bergrevieren dergleichen Beobachtungen gehörig zusammengestellt würden, denn wenn auch die Verhältnisse des Vorkommens auf Gängen in verschiedenen Ländern und Gebirgsformationen immer von gewissen Anomalien begleitet seyn werden, so sind doch manche ziemlich constante Erscheinungen dabey nicht zu verkennen, und verdienen eine sorgfältige Untersuchung.

Die unterschiedenen Formationen sind

1) Die Pyroxen-Granat-Pyrit-Blende-Formation.

2) Die Titanformation.

3) Zinn- und Scheel-Formation.

4) Edle Quarzformation.

5) Pyritische Bley- und Zinkformation. In Sachsen und Böhmen, in Ungarn und

Siebenbürgen, Irland, Griechenland und Südamerika wird ziemlich allgemein dasselbe Vorkommen und dieselbe Folge der Gangmasse beobachtet. Quarz, Bleyglanz und schwarze Blende nebst Eisenkies folgen sich.

6) Klinoedritische Bley- und Zink-Formation. Mit Klinoedrit, Clinoëdrites (d. h. geneigtflächig) werden die durch ihre geneigtflächige Hemiedrie ausgezeichneten Fahlerze angedeutet, welche dieser Formation angehören. Quarz, Manganspath oder Eisenspath, Bleyglanz mit oder ohne Zinkblende, Silberfahlerz, auch Silberblende werden ziemlich allgemein in Sachsen, am Harz, in Böhmen, Spanien, Grönland, Columbien ꝛc. beobachtet.

7) Eisenspath-Formation.

8) Kupfer-Formation. Der Verf. sagt unter anderm von dieser Formation: Kupferkies, dieser vorzüglich, dann Kupferglanz, Buntkupferkies und Klinoedrite sind die Haupt-Repräsentanten des Kupfers. Gediegen Kupfer ist dagegen eine Seltenheit. Dieses aber tritt oft in Gängen auf, fast stets von Rothkupfererz und Malachit, auch von andern Zersetzungsprodukten begleitet. Es ist hohe Wahrscheinlichkeit, daß solche Gänge durch Umwandlung aus den geschwefelten Kupferminern umgebildet wurden und so sehr auch die Physiognomien der einen und der andern Gänge in Betreff der kupferhaltigen Mineralien von einander abweichen, so waren sie doch wohl ursprünglich wenig oder nicht verschieden. Die schönen Abänderungen von Rothkupfererz, Malachit und Kupferlasur von Chessy bey Lyon sind, wie Hr. Fournet erwiesen, durch Auslaugungen von Kupferkiesgängen entstanden. Mit den großen Malachitmassen von Nischne-Tagilsk und andern Orten Siberiens verhält sich's wahrscheinlich eben so. Mehrfach hat man bereits die Wahrnehmung gemacht, daß die sauerstoffhaltigen Kupfer-Mineralien am Tage oder in den oberen Teufen der Gänge getroffen werden, während die großen Teufen dafür glanzige und pyritische Kupferminer enthielten.

9) Antimon-Formation.

10) Mangan- und Eisen-Formation. Diese Formation ist durch einige Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet: 1. Es fehlen ihr die Schwefelmetalle fast ganz, wenigstens kommen die Manganerze gar nicht mit dergleichen vor, und mit den Eisenoxyderzen findet sich nur zuweilen etwas Eisenkies. 2. In keiner Formation sind die Pseudomorphosen so zahlreich, als in dieser. In den meisten Fällen sind die Manganerze, wie wir sie jetzt finden, nicht mehr diejenigen Species, welche sie waren. Auch die Eisenoxyderze sind nicht arm an Pseudomorphosen. 3. Es läßt sich eine gewisse Simplicität in den Ausfüllungsmassen dieser Formation nicht verkennen und werthvollere Metalle fehlen ihr fast gänzlich.

11) Fluor- und Baryt-Formation. Diese Formation ist von besonderer Wichtigkeit, und könnte zu einem Stützpunkte für die Reihung der Gangformationen überhaupt dienen, indem sie in drey Abtheilungen zu unterscheiden wären, nämlich in solche, welche älter sind als Flußspath und Schwerspath, in solche, welche mit der Bildungsperiode derselben zusammenfallen, in solche, welche jünger als diese sind. Der mächtigste der bekannten Flußspathgänge ist der am alten Liebenstein, südöstlich von Steinbach, im Herzogthum Meiningen zu Tage ausgehend und der Floßberg genannt; er setzt im Zechstein auf. Schwerspathgänge kommen sehr mächtig vor z. B. in Sachsen auf Heilige Dreyfaltigkeit zu Zschopau, bey Sachsenburg zwischen Frankenberg und Mitweida. Wie verbreitet sie sind, davon giebt das sächsische Erzgebirg ein Beyspiel, wo nach Hrn. H. Müller's Zählung 1052 solche Gänge durch den Bergbau bekannt sind, und wie viele sind nicht bekannt? Perlspath und Braunspath (Tautoklin) sind die wichtigsten Begleiter. Mehrfach sind Flußspath und Schwerspath zerstört worden, Pseudomorphosen und Eindrücke ihrer Krystalle in Quarz ꝛc. geben davon Zeugniß. Auf keiner andern Formation hat man so viele Wiederholungen derselben Constituenten wahrgenommen, als auf dieser, denn drey- und vierfache sind häufig, auf der Grube Reicher Segen zu Sachsenburg bey Frankenberg in Sachsen repetirten sich Perlspath, Schwerspath und Tautoklin an einer Stelle zwey und zwanzigmal, dabey ohne eine Spur eines Miners. Bemerkenswerth ist, daß der in dieser Formation vorkommende Eisenkies nach des Verf. Versuchen immer etwas arsenikhaltig ist.

Der Verf. ist der Ansicht, daß der Schwerspath aus dem Erdinnern als Schwefelbaryum in die Gänge gekommen sey und sich hier oxydirt habe. —

12) Kobalt- und Nickel-Formationen im Allgemeinen. Ein ziemlich constanter Begleiter der Erze dieser Formation, welche hauptsächlich Arsenikverbindungen sind, ist der Eisenspath, welcher als Unterlage dient. Unter den angeführten Kobalterzen beschreibt der Verf. eine neue Species, welche er Glaukodot (blaue Farbe gebend) benennt. Die Characteristik ist folgende: Metallglanz, dunkel zinnweiß, Strich schwarz. Primärform: domatisches Prisma, $\breve{\infty}P = 112^{\circ}\ 36'$. Combination $\frac{1}{3}P\breve{\infty}$, $\breve{\infty}P$; oP, $\breve{\infty}P$. Spaltbar basisch deutlich, primär-prismatisch wenig deutlich. Härte $6\frac{1}{2}$ — 7. Sp. G. = 5,975. Nach Plattner enthält das Mineral: Kobalt mit einer Spur von Nickel 24,77, Eisen 11,90, Arsenik 43,20, Schwefel 20,21. Kommt in Chili vor. Chloritische und Diorit-Gesteine sind die vorzüglichsten Felsarten dieser Gangformationen. — Es werden weiter abgehandelt:

13) Aeltere Kobaltformation in Chili. In Chloritschiefer. Bemerkenswerth ist hier das Mitvorkommen von Axinit, auch die Schneeberger Kobalt-Nickel-Gänge führen zuweilen Axinit. Dieses Vorkommen veranlaßte den Verf., in dem auf Axinit sitzenden Arsenikkies von Thum in Sachsen einen Kobaltgehalt zu vermuthen, und Plattner hat denselben auch wirklich nachgewiesen.

14) Jüngere Kobalt-Nickel-Formation. Hieher die Formationen von Schladming in Steyermark, aus dem Voigtland, Harz, Siegen, Kärnthen, Ungarn, Freyberg, Schneeberg ꝛc. Sie sind in 5 Gruppen unterschieden. —

15) Barytische Bley- und Zink-Formation. Den Baryt begleitet oder ersetzt Flußspath. Bleyglanz und die Bleyoxydverbindungen als Zersetzungsprodukte und eine braune, auch rothe oder gelbe, aber nie schwarze Blende finden sich hier zusammen. Quarz kommt mit vor, fehlt aber auch zuweilen. Auf den hieher gehörigen Gängen Englands erscheint bey weitem mehr Flußspath als Schwerspath, welcher letztere zuweilen ganz fehlt.

16) Barytische Kupfer-Formation. Schwerspath, Kupferkies und Buntkupfererz, am Harz und in Norwegen.

17) Formation der edlen Geschicke, oder Silberformation. Schwerspath ist ein vorzüglicher Begleiter der Silbererze, auch Quarz und Kalkspath. Wo Bleyglanz mitvorkommt, bildet er meistens die Unterlage der Silbererze. Unter diesen ist der Eugenglanz (Polybasit) immer älter als der Melanglanz (Sprödglaserz). Jünger als diese beyden und als Silberglanz sind die Silberblenden (Rothgiltigerze), und als jüngstes Glied erscheint das gediegene Silber. —

18) Barytische Merkur-Formation. Schwerspath, Eisenkies, Zinnober, Queckſilber ꝛc.

19) Zeolith-Formation. Die Zeolithe erscheinen, wo sie auf Gängen vorkommen, immer jünger als die übrigen Gangarten.

20) Phosphat-Formation. Die meisten Phosphate (Apatit und Amblygonit ausgenommen) gehören, wie schon oben bemerkt wurde, zu den jüngsten Ganggebilden und werden nie in großen Teufen gefunden.

21) Succession von Mineralien, deren Gangformationen noch nicht bestimmt sind.

Den Schluß des Werkes bildet ein Ueberblick der dargelegten Erfahrungen, wobey der Verf. die Ueberzeugung ausspricht, daß das Meiste, was auf den Gängen erscheint, und besonders das ursprünglich Frische nicht von den Seiten und nicht von oben eingesickert seyn könnte, sondern daß es vielmehr von unten emporgestiegen seyn mußte, wie sich namentlich aus der Vergleichung der Ausfüllungen in Blasenräumen und der in Gangräumen darthut. —

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verfasser seine interessanten Forschungen der Paragenesis der Mineralien fortsetzen, und das mineralogische Publikum ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden möge.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität.

(Fortsetzung.)

In dem dritten Abschnitt des Commentars kommt Galvani erst auf die wirklichen galvanischen Thatsachen, indem er die Wirkung verschiedenartiger Metalle, aus welchen die Ketten construirt sind, ferner die Wirkung der Reibung der Enden metallischer Leiter darlegt. Er kennt bereits die Leitungsfähigkeit der thierischen Gewebe, die Nothwendigkeit des unmittelbaren Contaktes, den Einfluß der Art, des Alters des Thieres, der Jahreszeit ꝛc., endlich die Fähigkeit der Muskeln ihre verloren gegangene Reizbarkeit in der Ruhe wieder zu gewinnen. Diese Versuche führten ihn zuerst auf eine viel richtigere Ansicht von dem Verhältniß der Contaktwirkung der Metalle auf Nerv und Muskel, von welcher ihn nur die zu jener Zeit eben gewonnene Kenntniß von den Spannungsverhältnissen der Elektricität abzubringen im Stande war, welche ihn zu dem unstatthaften Vergleich des Muskels mit einer Kleistnischen Flasche verleiten konnte, dessen äußere Fläche negativ, dessen innere positiv geladen seyn, und dessen Nerv den Conductor dieser Flasche vorstellen sollte.

Dieser Vorstellung entgegen kämpft nun Volta, wenige Augenblicke Galvani's scheinbaren Errungenschaften huldigend, mit den bestimmtesten Beweisen der wahren Ursache solcher Zuckungen, welche allein in der Ungleichheit der Metallbögen selbst bey ihrer scheinbar gleichartigsten Beschaffenheit gelegen seyen. Die so entdeckte Thätigkeit der Metalle im Contact mit den feuchten noch frischen Froschpräparaten reiche allein zur Erklärung der Phänomene aus, welche Galvani ans Licht gebracht, ohne daß man zu dem Traumgespinnst thierischer Elektricität seine Zuflucht zu nehmen brauche. Allein Galvani's Bestreben seine ihm einmal zur Gewißheit gewordene Ansicht von der thierischen Elektricität gegen Voltas Angriff zu verfechten, spornte ihn zu neuen Versuchsreihen an, bey denen ihn die Begeisterung seines Neffen Giovanni Aldini für die neue Theorie unterstützte. Dieser suchte Voltas Einwürfe durch Experimente zu bekämpfen, welche mit chemisch reinem als durchaus gleichartig anzusehendem flüssigem Metall (Quecksilber) angestellt waren, ferner solchen, wobey kein Metall, sondern nur Kohle in Anwendung gebracht wurde. Durch jene Versuche setzt Aldini Versuche mit chemisch reinen Massen denen Voltas entgegen, deren Resultate von der Oberflächenveränderung abhängen, und sucht zugleich die verfochtene Hypothese ungebührender Weise über Voltas Untersuchungen ungleichartiger Metallbogen so auszudehnen, daß er behauptet, diese Art der Zusammensetzung der metallischen Bogen setze der thierischen Elektricität einen größeren Widerstand entgegen, wodurch eine stärkere Anhäufung und kräftigere Entladung derselben bewirkt werde.

Endlich hoffte Galvani selbst noch den letzten Triumph über Volta zu feyern, indem er Zuckungen ohne alle Metalle hervorrief, bloß dadurch, daß er die Wirbelsäule oder die Schenkelnerven gegen die Muskeln mit einem Glas- oder Harzstäbchen umbog, und damit in Berührung brachte. Zuckung erfolgt, mag der Muskel noch mit Haut bedeckt seyn oder nicht; sie erfolgt aber nur dann, wenn die mit

einander in Berührung kommenden thierischen Theile mit Blut, Schleim, Harn oder dergleichen benetzt sind. An dieser Stelle greift nun Volta von neuem an und behauptet: es sey, weil bey Berührung rein abgespühlter Theile die erwarteten Contractionen ausbleiben, die ganze Erscheinung auf rein mechanische Reizung zurückzuführen: denn wenn der Nerv auch noch so langsam dem Muskel genähert werde, so wirke die viscöse Flüssigkeit dazwischen so, daß jene Theile rasch gegen einander durch die Attraction getrieben werden, doch nimmt Volta diesen Einwurf selbst wieder zurück und erklärt die ganze Erscheinung als eine Contactwirkung zweyer ungleichartigen thierischen Theile mit Dazwischenkunft eines dritten ungleichartigen Leiters zweyter Classe zur Kette vereinigt. Volta hatte auch jetzt schon die Wirksamkeit der Combination von Metall und zwey ungleichartigen feuchten Leitern kennen gelernt. —

So war der Triumph den Händen Galvani's wieder entwunden, und die Theorie der thierischen Elektricität mit den Experimenten selbst, welche sie beweisen sollten, scheinbar widerlegt. Da erschien ein neuer Verfechter für sie in den Schranken: Alexander v. Humboldt. Experimenten stellte er Experimente entgegen, beseitigte zuerst jeden Verdacht mechanischer Reizung bey Galvani's letzt erwähnten Versuchen, widerlegte Voltas Annahme der Nothwendigkeit wenigstens dreyer ungleichartiger feuchter Leiter dadurch, daß er den Nerv und den zugehörigen Muskel in unmittelbaren Contact brachte, ohne daß eine Schicht tendinöser Masse dazwischen lag, und gelangte zu folgenden Schlußresultaten: Zuckungen entstehen 1) bey Berührung organisch verbundener Theile wie nerv. ischiadicus und Lende; 2) bey Berührung getrennter Theile wie Nerv und Muskel unter einander verbunden a) durch ein Stück Nerv, b) durch ein Stück Muskel. Dann beweist Humboldt die Möglichkeit von Zuckungen mit wirklich gleichartigen Bögen; bestätigt Voltas Resultat in Beziehung auf den Einfluß der Qualitätsabänderung des einen oder anderen Endes des ursprünglich homogenen Bogens, nicht aber den Satz dieses Forschers, daß nur unter der Bedingung einer Ungleichartigkeit in den Metallen Contraction erfolgen könne, indem er selbst ganz gleichartige Queckſilber-Oberflächen darstellte, durch welche Wadenmuskel und Schenkelnerv mit einander in leitende Verbindung gesetzt wurden.

Galvani selbst tritt ein Jahr vor seinem Tode (1798) noch einmal in die Schranken und zwar mit dem Grundversuch der elektrischen Nervenphysik, indem er einen Nerv gegen den Querschnitt eines zweyten umbiegt, und Zuckungen auftreten sieht. Endlich berichtet er in einem Brief an Spallanzani noch einen Versuch, in dem ihn nur seine vorgefaßte Ansicht von der thierischen Elektricität die elektromotorische Kraft der Muskeln konnte übersehen lassen.

Mittlerweile entdeckt Volta die Multiplication elektrischer Spannung durch Vermehrung der durch feuchte Leiter getrennten Plattenpaare: die Construction seiner Säule. Diese führte ihn sogleich auf eine Theorie der elektrischen Apparate des Zitterrochen, wobey er auf eine Hypothese geführt wurde, welche ihm die Entdeckung des Gesetzes der Spannungsreihe bey den Leitern erster Classe und die Einsicht in die Unmöglichkeit Ströme in Kreisen nur aus solchen Leitern zu erzeugen abzwang, nämlich auf die, daß die zweyte Classe der Leiter in 2 Unterabtheilungen zerfalle, deren Glieder unter sich aber nicht gegen die der andern und der ersten Classe eine besondere Spannungsreihe ausmachten. Darnach schematisirte er die Anordnung der elektrischen Elemente bey den Zitterrochen so, daß er sich die Plattenpaare repräsentirenden Scheidewände halb aus einem und halb aus einem anderen Leiter dritter Classe bestehend dachte, während die dazwischen gelegene Flüßigkeit der zweyten Classe angehöre.

Trotz allen diesen Entdeckungen und Forschungen Volta's beharrte Aldini unbegreiflicher Weise auf Galvani's Theorie, die er mit wenig stichhaltigen, ja oft widersinnigen Schlußfolgerungen und Experimenten zu stützen sich bemüht.

Diese Essai théorique et expérimental sur le Galvanisme Aldinis sind die letzten Todeszuckungen der Gegner Volta's, ehe die thierische Elektricität überhaupt auf 23 Jahre in Vergessenheit geräth. Nur vereinzelt tauchen in dieser Zwischenzeit hieher gehörige Versuche von Lehot, Bunzen, Heidmann, Erman, Pfaff auf, und J. Müller ist als derjenige

zu bezeichnen, „der zuerst den glücklichen Ausdruck fand, daß bey der galvanischen Zuckung ohne Metall sich die thierischen Theile als Elektromotor, Elektrometer und Leiter zugleich verhalten.“

Oerstedt's Entdeckungen des Zusammenhangs von Electricität und Magnetismus (1820) führten zunächst Schweigger und Poggendorf auf die Erfindung des Multiplicators, des Instruments, welchem Nobili (1825) durch Anwendung der astatischen Doppelnadel einen außerordentlichen Grad der Feinheit verlieh, um die Gegenwart und Richtung auch der schwächsten elektrischen Ströme zu erkennen. Sein Versuch, elektrische Strömung in den Nerven nachzuweisen, scheiterte, als er aber ein nach Galvani's Vorschrift zugerichtetes Froschpräparat mit dessen Wirbelsäule und Füssen in zwey mit Salzlösungen gefüllte Gefäße tauchte, und die Kette mit einem Asbest oder Baumwollendocht schloß, erhielt er bey seinem vervollkommten Instrument einen constanten Ausschlag von 10 — 30° und zwar stets in der Richtung, welche einen Strom anzeigte, der von den Muskeln zu dem Nerv, oder von den Füssen zu dem Kopf des Frosches gerichtet war. Dieses ist der von Nobili la corrente propria della rana, courant de la grenouille genannte „Froschstrom.“

Folgendes nun sind die von Nobili entdeckten Eigenschaften des Froschstroms. Er ist nicht bloß im Augenblick der Schließung, sondern dauernd vorhanden. Die Wirkung steigert sich mit der Vermehrung der nach dem Gesetz der Säule geordneten Frösche. Er ist von dem Vermögen der Frösche mit Zuckungen darauf zu antworten unabhängig; denn die Multiplicatorwirkung kann Stundenlang anhalten, jenes dagegen kaum über $\frac{1}{4}$ Stunde. Wird eine einfache Froschkette geschlossen, so zucken die meisten frischzubereiteten Thiere, beym Oeffnen dagegen nur ausnehmend kräftige. Trotz aller dieser Thatsachen beharrte Nobili doch auf der Annahme, daß der Froschstrom eine von den Lebensvorgängen unabhängige, erst durch die physischen Verhältnisse des zubereiteten Frosches bedingte Erscheinung und thermoelektrischen Ursprungs sey. Bey den Leitern zweyter Classe verliefen nämlich seiner Meinung nach Ströme dieser Art vom wärmeren zum kälteren Theile. Willkührlich betrachtete er den Nerv als das positive, den Muskel als das negative Glied der Froschkette, und suchte den Grund für diese elektrische Vertheilung in der stärkeren Abkühlung der kleineren Masse der Nerven im Verhältniß zur geringeren der größeren Masse der Muskeln, welche diese in Folge der Verdunstung erfahren.

1837 beginnen Matteucci's Arbeiten über den Froschstrom, welcher schon früher in den verschiedensten physiologischen Erscheinungen elektrische Kräfte zu entdecken versucht hatte; so glaubte er den Gang der Fäulniß verlangsamen und die dabey sich bildenden Produkte abändern zu können, je nachdem er die Organtheile auf Kupfer- oder Zinkblech legt; dann tritt er als Verfechter der elektrochemischen Theorie, wie sie von Joung, Home, Wollaston u. A. bereits schon Jahre vorher angeregt war, auf, ja er geht so weit, die Produkte der künstlichen elektrochemischen Zersetzung ohne Weiteres mit Harn und Galle zu identificiren; und leitet zuletzt den Proceß der Magenverdauung von einem elektropositiven Zustand der Magenwände ab, auf Versuche mit der Säule gestützt, bey welchen dieselbe jedoch, wie J. Müller zeigte, nicht mehr und anders wirkte, als die Zeit.

Ferner sieht er in den Nieren das elektropositive, in der Leber das elektronegative Organ, weil von den in den Kreislauf eingeführten Metallsalzen die Säure dort, die Basis hier abgeschieden würde; endlich leitet Matteucci die Resultate, welche Donné am Multiplicator erhielt, als er Absonderungen verschiedener Organe mit gleichartigen Multiplicatorenden verband, nicht wie dieser von der chemischen Differenz der Produkte (Magenschleim und Galle z. B.), sondern von dem entgegengesetzten elektrischen Zustande der Absonderungsorgane ab, und stützt sich dabey auf eine Reihe von Versuchen, die den direkten Einfluß der Nerventhätigkeit dabey darthun sollten, welche aber sämmtlich von Donné ohne weitere Rechtfertigung Matteuccis widerlegt wurden.

Becquerel's Theorie vom Schlag des Zitterrochens, der zu Folge sich die Elektricität im Augenblick des Schlags im Gehirn entwickeln und dann in die Organe überströmen sollte, um diese zu laden, adoptirte Matteucci und dehnte sie auf

die Erscheinung des Froschstromes aus, indem die Elektricität sich im Gehirn durch den Contact von Nerv und Blut entwickeln sollte. Dann bemüht er sich, die Unmöglichkeit eines elektrochemischen Ursprungs des Froschstroms darzuthun, an dem er qualitative Unterschiede aufzustellen sich bestrebt, die es doch gar nicht giebt, da Ströme stets nur Quantitäts-Unterschiede zeigen. Er findet an seinem Multiplicator noch Ablenkungen durch den Froschstrom beym lebenden Thiere, wenn Stücke eines todten, mit sauren, salzigen und alkalischen Flüssigkeiten benetzt, keinen Ausschlag am Instrumente geben, ein Beweis, daß der Froschstrom durchaus nicht elektrochemischen Ursprungs seyn könne. Der Strom des lebenden Thieres sey schwächer, als der des todten und in stetem Abnehmen begriffen; die Theorie der Quelle dieses Stromes ist im Wesentlichen noch derselbe, wie früher.

1838 veröffentlichte Matteucci theils auf's neue alte, theils merklich neue Versuche, bey denen er sich eines Multiplicators mit 2500 Windungen und Platinenden bedient hatte; diese letzteren tauchten in zwey Porcellanschalen mit verdünnter Salzlösung, welche durch dicke Baumwollendochte mit zwey gleichen Gefässen verbunden waren, in die erst der Frosch selbst getaucht wurde. Dadurch wurde bey dem Eintauchen des Thieres weder die Höhe noch die Beschaffenheit der Flüssigkeit in der nächsten Nähe der Platinenden verändert, was beydes zur Erzeugung neuer Ströme Veranlassung geben könne.

Mit dieser verbesserten Vorrichtung bestätigt nun Matteucci seine früheren Resultate in Beziehung auf die Stromrichtung, dann bemüht er sich, die elektrochemische Wirkung des Stromes nachzuweisen durch Ueberziehen der Achillessehne mit Jodkaliumlösung, wobey nach dem Umbiegen des Nerv gegen dieselbe der letztere sehr bald eine gelbliche Färbung gezeigt habe.

Schließlich kämpft er nochmal gegen den elektrochemischen und thermoelektrischen Ursprung des Stromes an, indem es in Beziehung auf jenen eine widersinnige Annahme sey, daß an den Muskeln des Unterschenkels und denen des Rückens chemisch differente Fluide (Alkali und Säure) vorhanden seyen, zu der man doch bey jener Voraussetzung gezwungen würde, weil zwischen diesem Punkt nachweisbar ein elektrischer Strom kreise. Die wahre Ursache desselben sey ganz unbekannt; seine Existenz aber und seine Richtung bey allen Thieren unbestreitbar und derselbe.

In den Schlußbemerkungen zu diesem Referat über Mateuccis Arbeiten wahrt der Verfasser seine Selbstständigkeit diesen gegenüber, und bezeichnet zuletzt noch als die wesentlichen Leistungen Matteucci's im Gebiet des Froschstromes bis zum Jahr 1840 den Beweis, „daß der elektromotorische Vorgang, auf dem der Froschstrom beruht, von der Berührung von Muskel und Nervengeweb außerhalb der Glieder oder ihrer Schließung zum Kreis unabhängig ist; daß nicht der Muskel, wie Nobili voraussetzte, das negative, der Nerv das positive Element der Froschkette sey, sondern daß die Verbindung von je zwey Punkten der Länge des Frosches, von denen jedoch nur einer, nach Matteucci's bisherigen Angaben, auf dem Rumpfe des Thieres gelegen seyn dürfte, den Strom in gleicher Kraft und Richtung hervorzurufen vermöge."

Aus dem Sturz der Theorie Volta's auf der einen und Nobilis auf der anderen Seite keimt eine neue ungeahnte Beziehung dieser Erscheinungen zu dem Nervenverlauf empor, die ihre Wurzel in dem geheimnißvollen Umstand hat, daß unter den mannichfachsten Bedingungen stets die Richtung der Wirkung dieselbe bleibt, nämlich von der Peripherie gegen die Centralare des Nervensystems.

Hierauf folgt ein Verzeichniß von Matteucci's ferneren Arbeiten über den Froschstrom und die zunächst damit verwandten Gegenstände bis auf die neueste Zeit.

Das letzte Capitel des I. Abschnittes besteht in einer Polemik gegen Valentins Arbeiten auf dem Gebiet der thierischen Elektricität, in welcher ebenso gegen die Methode als gegen die Schlußfolgerungen angekämpft wird, ohne daß wir es in diesem Referat für wesentlich nothwendig erachten, ausführlichen Bericht hierüber zu erstatten.

(Fortsetzung folgt später.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. Juli 1849.

Herr Akademiker Schafhäutl las:

1) Ueber die mächtig auftretenden, oolithischen Bildungen im südbayerischen Gebirgszuge, und über die Nothwendigkeit einer bestimmteren Charakteristik der versteinerungsleeren Felsarten.

Charakteristische Petrefakten in einem geschichteten Gesteine, welche die obern zugänglichen Theile unserer Erdkruste zusammensetzen, geben uns bekanntlich sichere Daten an die Hand, eine in Beziehung auf ihr geologisches Alter noch nicht bekannte Gesteinsschichte an ihren richtigen Platz im geologischen Systeme zu stellen. Fehlen jedoch Petrefakten in irgend einer dieser Schichten, so kann uns noch ihre Einlagerung zwischen zwey durch ihre Petrefakten bestimmte Schichten hinreichenden Aufschluß über das Alter unserer in Rede stehenden Gesteinsbildungen geben. Wo jedoch Petrefakten in der Schichte selbst oder in den darunter und darauf gelagerten Schichten fehlen, da ist es wohl vernünftig, jedes andere Mittel aufzusuchen, das uns über die Beziehung des petrefaktenleeren Gesteins zu anderen petrefaktologisch bestimmten Gesteine Aufschluß zu geben vermag. Die Oryktognosie allein vermag uns zwar diese Aufschlüsse nur in höchst seltenen Fällen vollständig zu geben; allein diese theilweisen Aufschlüsse sind dennoch immer besser als gar keine, und ergänzt durch die vermittelst anderer Hilfsmittel erhaltenen können sie uns zuletzt denn doch zu einem Ziele führen, das auf anderen uns bis jetzt zu Gebote stehenden Wegen gar nicht zu erreichen wäre.

Die Oryktognosie betrachtet z. B. am kohlensauren Kalke als generische Kennzeichen seine Farbe, den Zusammenhang, sein äußeres oder inneres Ansehen, sein Anfühlen, seine Schwere, ja wohl auch den Geruch und Geschmack. Verbinden wir mit diesen generischen Kennzeichen noch alle speciellen, und selbst diejenigen, die uns seine chemische Constitution an die Hand giebt, so werden wir, wenn wir endlich unser Ziel noch nicht erreicht haben, doch in den meisten Fällen nicht mehr weit vom Ziele seyn.

Werden z. B. bey dem rothen Kalkzuge unserer Alpen, den ich als geognostischen Horizont in meinen bisherigen Abhandlungen betrachtete, neben den generischen Kennzeichen auch noch die speciellen in Hinsicht auf Farbe angewendet, begnügt man sich nämlich nicht mit dem allgemeinen Adjective roth, sondern bestimmt die eigentliche Nuance von roth, so wird sich finden, daß jede rothe Kalkschichte von verschiedener rother Nuance auch verschiedene Petrefakten enthalte, und daß uns also hier die verschieden rothen Farben selbst, wenn auch Petrefakten fehlen, dennoch als Leitstern dienen könnten; wenn gleich Herr Professor Studer N. J. 1849 p. 174 dieß verneint, und zur Bestätigung mit Hrn. v. Hauer angibt: die rothen Kalke von Adnet enthalten ganz andere Petrefakten, als die

bey Hallstadt. Das ist im Allgemeinen zwar wohl so; aber die rothen Kalke von Hallstadt, welche andere Ammoniten als die von Adnet erhalten, besitzen auch eine andere und zwar sehr deutlich ausgesprochene Farbennuance von Roth, und ich habe schon in meinem Aufsatze über die rothen Ammoniten Marmore von Adnet Leonhards N. J. 1848 p. 138 angeben, daß bey Adnet zweyerley Arten von Marmor gebrochen werden, die sich wie durch ihre Farbe, so auch durch ihre Petrefakten unterscheiden. Wenn das färbende Eisenoxyd an manchen Stellen öfters zu Eisenoxydul wird, oder auch zum Theil zurücktritt, so kann dieß höchstens an Handstücken zu Irrthümern verführen.

Betrachten wir z. B. ein Stück weißen kohlensauren Kalkstein, so werden uns die mineralogischen äußeren Kennzeichen wohl nichts weiter lehren, als daß wir eben ein Stück kohlensauren Kalk in der Hand haben.

Die chemische Analyse zeigt uns, daß wir neben dem kohlensauren Kalke noch Spuren oder selbst bedeutendere Quantitäten Bittererde in demselben Gesteine nebst einer Quantität von Bitumen zu betrachten haben, das sich schon während der Auflösung abscheidet, und sich durch den Geruch während der Auflösung zu erkennen giebt.

Die Gegenwart von Bittererde und Bitumen führt uns demnach schon um einen Schritt weiter, als die äußerlichen Kennzeichen allein; noch immer haben wir jedoch keinen bestimmten Aufschluß über das geologische Alter unsers Kalkes.

Der Geognost muß deßhalb noch einen Schritt weiter gehen, und neben den chemischen Bestandtheilen seiner Gesteine auch Merkmale aufzufinden versuchen, welche ihm sogar auf die Entstehung dieser Kalkmassen zurückzuschließen erlauben.

Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes kann nur das Mikroskop, das chemische Auflösungsmittel und das Reagens dienen.

Die chemische Behandlung eines geognostischen Gesteins hat demnach etwas andere Zwecke, als die chemische Behandlung eines Minerales.

Der Geognost sucht nämlich durch Anwendung eines chemisch einwirkenden Lösungsmittels entweder

I. nur die tiefere innere Struktur eines Gesteines bloß zu legen, und so also dem Mikroskope vorzuarbeiten oder

II. die chemische Zusammensetzung eines einfacheren oder zusammengesetzteren Gesteines in qualitativer und quantitativer Beziehung zu erforschen, wobey den Geognosten indessen gerade diejenigen Zusammensetzungstheile am meisten interessiren, welche der Oryktognost als zufällig beygemengt vernachläßigt und als bloße Verunreinigung betrachtet.

Wir werden hier sogleich Veranlassung finden, von der Chemie in obiger Beziehung bey unserm sogenannten Alpenkalk Gebrauch zu machen.

Von Hohenebms im Rheinthale über Au bis nach Pfronten herauf zieht sich unter einem sehr spitzigen Winkel gegen den Meridian eine Reihe von mächtigen Kalkbergen, welche, häufig von jüngeren und älteren Schichten ummantelt, nur ihre schroffen Spitzen bemerken lassen. Von Pfronten angefangen ziehen diese Kalkgebirge nahe dem Aequator parallel durch Bayern gegen Osten, wo sie in der Zugspitze die größte Höhe (9099′) erreichen. Sie gehen dann gegen Osten über den Wendelstein ꝛc. ꝛc. nach Oesterreich und endlich nach Ungarn hinab, so weit nämlich diese Kalkmassen gegenwärtig bestimmbar waren.

Die Farbe des Kalkes dieses Vorgebirgszuges ist meist sich mehr oder weniger in's schmutzig gelbliche oder bräunliche ziehend; bey einigen andern ältern und jüngern Schichten zieht sich die Farbe in's Rauchgraue.

Die gelbliche und auch grauliche Farbe rührt größtentheils von eingemengtem Bitumen her, welches sich beym Auflösen des Kalkes in Salzsäure entweder als eine braune Haut abscheidet, oder in den grauen Abänderungen an Thon gebunden als braunrother Schlamm niederfällt.

Von Bittererde finden sich in allen Abänderungen Spuren, eben so kleine Spuren von Eisen.

Die chemische Analyse lehrt uns also nur, daß die Hauptmasse aus kohlensaurem Kalk besteht, der stets von etwas Bitumen seinen Stich in's Gelbliche erhält.

Betrachten wir dagegen ein Fragment eines solchen Kalkes auf einer frischen Bruchfläche, welche vorher wohl mit Wasser benetzt worden ist, so werden wir oft schon mit freyem Auge, jedoch häufiger mit der Loupe milchweiße Körner bemerken, welche in einer etwas durchscheinenden Masse schwimmen oder vielmehr eingebacken erscheinen.

Diese Körner sind sehr selten rund, immer etwas in die Länge gezogen, auch elliptisch und auch oft etwas gekrümmt; nie von schaliger Structur, sondern gewöhnlich mit einer länglichen Höhlung versehen, welche durch horizontale Scheidewände oft in zwey oder drey Kammern getheilt ist, wie man dieß z. B. beym bituminösen gelblich weißen Kalke der Benediktenwand bemerkt.

Wenn ein solches Kalkfragment nach der Benetzung mit Wasser auch unter dem Mikroskope kein körniges Gefüge erkennen läßt, so bietet uns die Chemie noch ein einfaches Mittel dar, das uns nur selten unsern Zweck verfehlen läßt.

Wir legen nämlich ein Stück Kalk, zu groß, als daß es von der Salzsäure ganz aufgelöst werde, in eine Probirröhre, und übergießen es mit Salzsäure, daß es von ihr vollkommen bedeckt wird. Hat die Einwirkung der Säure aufgehört, so wird das übriggebliebene Stück aus der Säure genommen, und ist, nachdem es wohl abgewaschen worden, zum Gebrauche fertig. Er findet sich nun in der Regel glatt, von einem wachsartigen Glanze wie polirt; alle Stellen, welche von abweichender Structur waren, unterscheiden sich jetzt durch ihren Farbenton und durch ihr Hervorragen über die übrige Masse u. dgl.

Die oolithische Zusammensetzung erscheint nun deutlich entweder schon dem freyen Auge oder wenigstens unter dem Mikroskope.

Vom obigen Kalke der Benediktenwand glückte es mir, ein Splitterchen abzuschlagen, welches gerade ein schön durchscheinendes Korn dieser Art enthielt. Es war von vollkommen eyförmigem Umrisse. Im Innern zeigte sich ein länglich krauses darmartig gewundenes Gebilde, das sich am schmäleren Ende des Ey's in einen Schlauch verlief, der an der Spitze sich wieder umschlug, und noch ein Stück weit an der linken Seite der Spitze herablief. Dieses innere Gebilde war von einem Aggregate länglicher Körner umgeben, welche in alle Buchten des centralen Gebildes eindrangen, und beynahe die ganze Höhlung des Eykörpers erfüllten.

Der Kalk vom Hochblatt erscheint auf diese Weise mit Säure behandelt auf der abgeäzten Oberfläche ganz mit kleinen Rhomboedern bedeckt, so daß sich das Stück sehr rauh beym Befühlen verhält; aber zwischen seinen Kalkrhomboedern erscheint wieder das körnige Gefüge, und die Körner sind so dicht gedrängt, daß sie sich an ihren Berührungsstellen wechselweise abplatten. Manche Körner sind rund, manche elliptisch, und enthalten noch einen nach einer Seite hin wurmförmig gekrümmten Kern.

Im gelblich weißen Kalk des hohen Heimgarten finden sich dieselben langgezogenen Körner; da sind sie aber höckerig, im Umrisse wie Eunotia tetraodon oder Serra, nur ist der Körper selbst viel größer, denn man bemerkt ihn da schon mit freyem Auge.

Wir haben also auch in unserm südlichen Vorgebirge die Oolithe der jurassischen Formation, und zwar in sehr mächtiger Entwicklung in derjenigen Kalkgruppe aufgefunden, welche man bisher mit dem schwankenden Namen „jüngerer und älterer Alpenkalk“ bezeichnete.

In Exemplaren vom höchsten Punkte, der Zugspitz, finden sich, obwohl selten, sogar Säulenstücke von Encrinites granulosus M. An andern Stellen in demselben Zuge Terebratula digona, Terebratula concinna, auch antiplecta, welche zum Theile wenigstens den obern Schichten des mittleren Jura angehören.

Dazu sind diese Kalke die reinsten Sorten, selten und nur im Großen geschichtet, gewöhnlich massig.

Erst an oder um diese oolithischen höchsten Punkte unseres Vorgebirges lagern sich jene gefärbten schieferigen Schichten, in welchen Thonerde und Eisenoxydul nebst Kieselsäure immer mächtiger aufzutreten beginnen und die Gesteine dadurch zu mergel- und sandsteinartigen Gebilden machen.

Ein weiteres Beyspiel, wo das Mikroskop allein ohne Anwendung chemischer Hilfsmittel zum Ziele führt, will ich aus der Umgebung von Berchtesgaden zu Hilfe nehmen.

Zwey Sandsteinschiefer stoßen uns in dieser Gegend auf, welche seit von Buch den Geognosten viel zu schaffen gemacht haben.

Der eine ist der röthlich braune Sandsteinschiefer von Berchtesgaden, der z. B. an der Wimbachbrücke ansteht. Der zweyte der Schiefer von Werffen, etwas dunkler rothbraun, ins Violette sich ziehend.

Beyde Schiefer, obwohl beym oberflächlichen Anblicke einander höchst ähnlich, erscheinen als von einander sehr verschieden, sobald man sie durchs Mikroskop betrachtet. Die rothen Schiefer der Wimbach-Brücke werden durch unsere körnigen Kieselbildungen repräsentirt, wie sie sich in unserm ganzen schon früher beschriebenen Schichtenzuge z. B. am Reiselsberge an die Wetzsteingebilde anschließen.

Der Schiefer an der Wimbach-Brücke besteht nämlich aus einer fleischroth gefärbten kieseligen Masse, welche in ihrem Entstehungszustande ineinandergeflossene lichtere durchsichtige eckige Quarzfragmente wie ein Teig umschließt. Jene smaragdgrünen Körner, welche unsere oft beschriebenen Sandsteinbildungen so eigenthümlich charakterisiren, und schon im Sandsteine der Molasse beginnen, treten auch hier wieder auf, und sie allein, wenn auch nicht die übrigen Struktur- und Lagerungsverhältnisse dasselbe darthäten, würden uns beweisen, daß die rothen Schiefer von Berchtesgaden geognostisch von gleichem Alter mit unseren letzten Sandsteinbildungen seyen, da wo sie sich an den Jura anlehnen.

Der Schiefer von Werffen dagegen bricht mehr splittrig als körnig und besteht aus einem bunten Teige, welcher bald grünlich bald röthlich gefärbt, eckige dunkelrothe Quarzfragmente umhüllt. Pünktchen und Nestchen von gelbem Eisenoxydhydrat sind durch die ganze Masse zerstreut.

Die Glimmerabsonderung namentlich auf den Schichtungsflächen, ist häufiger als beym Schiefer von der Wimbach-Brücke.

Die eigenthümlichen charakteristischen grünen Körner fehlen hier gänzlich, und durch diesen Mangel so wie durch die abweichende Struktur des ganzen Gesteins erscheint der Schiefer von Werffen als ein vom Schiefer der Wimbach-Brücke verschiedenes Gebilde, welch letzteres viel jünger ist und den Kreideschichten angehört.

Man sieht aus diesen wenigen Daten, wie nothwendig es ist, sich bey charakterisirender Beschreibung von petrefaktenleeren Gesteinen einer andern Methode zu bedienen als der bisherigen sehr oberflächlichen, sich auf äußere Kennzeichen und Aehnlichkeiten allein basirenden. Kein Mensch ist im Stande, sich aus einer solchen auf äußere Kennzeichen allein gestützten Beschreibung ein nur einigermaßen deutliches Bild von dem beschriebenen Gesteine zu machen, und also dasselbe, wo man es irgendwo findet, als das Beschriebene nur mit einiger Sicherheit zu erkennen. Die Mergel- und Sandsteinbildungen des bayerischen Vorgebirges werden z. B. von den reisenden Geognosten immer mit den Flyschgebilden der Alpen in der Schweiz verglichen. Ich kann indessen versichern, daß ich, eine einzige Mergelschieferschichte von schillerndem Seidenglanze in der Nähe von Dornbirn ausgenommmen — keine zweyte Schicht finden konnte, welche mit den Mergeln und Sandsteinen der Flyschformation der Schweiz wirklich zu vergleichen gewesen wäre. Auf leichte Aehnlichkeitsverhältnisse hin werden deßhalb oft Gesteine nach Beschreibungen zusammengestellt, welche in der That kaum irgend eine geognostische Beziehung zu einander besitzen, und ich werde darum in meiner nächsten Abhandlung eine auf obigem angedeuteten Wege erhaltene charakteristische Zusammenstellung unserer Molassenmergel und Sandsteine bis zu den Mergeln der Liasgebilde in unserm Gebirge versuchen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2) Chemische Analyse der grünen porphyrartigen Wacke vom Sillberge bey Berchtesgaden.

Diese sogenannte Wacke, über welche der Hr. geheime Rath v. Nöggerath in der Versammlung der Naturforscher zu Nürnberg einen sehr interessanten Vortrag hielt, hat auf frischem Bruche ein erdiges körniges Aussehen; ihre Farbe geht vom dunkel Lauchgrünen in ein lichtes Berggrün über, das sich oft ins Grauliche zieht. Die Bruchfläche erscheint porphyrartig durch ein eingesprengtes blättriges dunkel pistaziengrünes, oft in sechsseitigen Tafeln krystallisirtes Mineral, und ist von nesterartigen Partien krystallinisch blättrigen Eisenglanzes durchzogen, der häufig noch von Braunspath umhüllt ist.

Unter dem Mikroskop erkennt man leicht, daß die lichten Stellen aus einer weißen durchscheinenden Grundmasse bestehen, in welche eigentlich apfelgrüne Partien eingemengt erscheinen, welche dem Gesteine sein berggrünes Ansehen geben.

Auf den dunklen Stellen sind die grünen Partien vorherrschend, und die weiße Grundmasse ist zurücktretend, nur hie und da erscheinen gelbe Pünktchen von Braunspath. Die sechsseitigen krystallinischen Partien haben ein chlorit- oder kalkartiges Aussehen; die Härte des Gesteins ist zwischen weich und sehr weich.

Das Gestein verläuft sich in einen Sandstein, der mit dem grünen Sandstein unseres Vorgebirgszuges die größte Aehnlichkeit hat, und von den nun sparsamer werdenden dunkelgrünen Körnern ein grün punktirtes Ansehen erhält.

Je näher nun die Wacke diesem Sandsteine rückt, desto härter wird sie und desto häufiger gibt sie an einzelnen Stellen mit dem Stahle Funken.

Sie wirkt nicht auf den Magnet; mit Säuren braust sie nur an gewissen Stellen, namentlich da, wo sie in den Sandstein übergeht.

Von Säuren wird sie jedoch theilweise zersetzt, und es bleibt zuletzt ein weißes, unter der Loupe körniges Gefüge zurück, das aus durchscheinenden Körnern zusammengesetzt erscheint, in welchen grüne flockenartige Körper suspendirt sind.

Schmilzt vor dem Löthrohre schwierig zu einem mehr oder weniger dunkelgrünen bis schwarzen Glase, Reaction auf Eisenoxyd.

Vorkommen bis jetzt constatirt nur in Findlingen am Götschen, Sillberg ober den Hirnsberger Lehen, im Bachmann Graben bey Illsank ꝛc.

Von Lill (Leonhards Jahrbuch 1833, p. 3) fand sie jenseits der Lammer, in der Scheffau unfern der Kirche anstehend; denn sie bildet da das nördliche Flußufer, über welchem die Straße in die Abtenau führt. „Von Schichtung," sagt von Lill, „läßt die nur auf eine kurze Strecke entblößte Masse nichts wahrnehmen, auch eben so wenig von Lagerungsbegrenzungen. Unter dem mit Vegetation bedeckten Boden erhebt sich höher Kalkstein und näher der Kirche zu ist ein Gypsbruch eröffnet." Lill sagt ferner: „Von Eisenglanz aber, welcher in einem gleichen porphyrartigen Gesteine am

Götschen bey Berchtesgaden häufig enthalten ist, beobachtet man bloß Spuren in demselben."

Lill will ferner in einem pistaziengrünen Teige sparsame Hornblende- und noch seltener glasige Feldspathkrystalle entdeckt haben, eben so Massen von Epidot. Nach unserer obigen mikroskopischen Beschreibung sehen wir, wie es sich mit dem pistaziengrünen Teige verhält; eben so hat er, von den sechsseitigen Tafeln verführt, die Chlorit- oder Talkkrystalle für Hornblende angesehen.

Flurl in seiner Abhandlung über die Gebirgsformation der damaligen churbayerischen Staaten spricht p. 13 von einem 3′ mächtigen Lager dieser lichtgrün lichtgrauen Wacke, welche das Gebirg auf der sogenannten Gmein bey Reichenhall durchziehen soll, eben so von einem ähnlichen nur etwas mehr bräunlichen Lager auf dem Rücken des Rauschenberges von einer Mächtigkeit von 6′. Findlinge dieses Gesteines finden sich wohl auch an der Gmein, bisher ist es aber nicht gelungen, die von Flurl angegebenen Lager aufzufinden.

Da das Gestein ein zusammengesetztes ist, so bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß eine chemische Analyse, in so ferne sie die einzelnen Mineralien ausmitteln soll, aus welchen das Gestein zusammengesetzt ist, nur einen precären Erfolg verspricht. Indessen ist es, da wir das geognostisch mineralogische Vorkommen unserer Wacke kennen, immer von hohem Interesse zu wissen, aus welchen Elementen oder auch binären Verbindungen das räthselhafte Exemplar zusammengesetzt ist, abgesehen davon, daß uns das chemische Verhalten des Gesteins selbst gegen chemische Auflösungsmittel dennoch einigen Fingerzeig geben könnte, auf welche Verbindungsglieder wir, wenn auch nur annähernd, zu schließen hätten.

Die qualitative Analyse lehrt uns, daß das Gestein zusammengesetzt sey aus

Kieselsäure,
Thonerde,
Bittererde,
Eisenoxydul und Oxyd.

Merkwürdiger Weise finden sich noch

Uranoxydul,
Kali, und
Spuren von Chlor und Wasser.

Es ist wohl einleuchtend, daß Stücke desselben Gesteins, jedoch von verschiedener Farbe, auch ein verschiedenes Verhältniß obiger Bestandtheile geben werden; eben deßhalb habe ich auch Stücke, welche an Farbe so weit als möglich von einander abstanden, analysirt und folgende Resultate erhalten:

Exemplare	auf dem Bruche dunkel lauchgrün		auf dem Bruche Berggrün
Si	40,750		50,400
Al	16,150		14,125
Fe	18,750	Fe 17,28	14,100
Mg	11,423		10,000
U	1,350		0,738
K	5,500		5,320
H	6,300		5,284
Cl	Spuren		Cl Spuren
	100,203		99,967

Um wenigstens einen Versuch zu machen, ob nicht aus der theilweisen Auflöslichkeit des Gesteins auf die einzelnen Mineralien, welche dasselbe zusammensetzen, geschlossen werden könnte, behandelte ich das fein gepulverte Gestein in der Kälte während einer Stunde mit Salzsäure.

Die Säure hatte Eisenoxyd und Oxydul aufgelöst. Das rückständige grauliche Pulver wurde mit kochendem Kali behandelt, und es löste sich darin Kieselsäure mit Spuren von Thonerde auf.

Ein zweyter Theil wurde mit concentrirter Salzsäure in der Wärme mehrere Tage lang digerirt, bis das rückständige Pulver weiß geworden war.

Die dem Rückstand anhängende Kieselsäure wurde mit Kali ausgezogen; was in der Säure aufgelöst wurde, bestand aus

Si	20,20
Al	8,75
Mg	10,00
Fe	14,10
U	0,71

Der weiße Rückstand fand sich zusammengesetzt aus

$\ddot{S}i$ 30,160

$\ddot{A}l$ 5,375

K 5,315

Nehmen wir in dem ersten Theil dieser Analyse einen Theil des Eisenoxyduls als kieselsaures Eisenoxydul an, so bleibt uns eine Zusammensetzung, die auf eine Chlorit-Art, vielleicht auf Ripidolith schließen ließe; die Zusammensetzung des zweyten Theils deutet vielleicht auf Kalifeldspath hin, wenn die wirklichen Verhältnisse auch nicht ganz zusammentreffen, was nach der Weise, in welcher die Zerlegung des Gesteins bewerkstelligt werden konnte, auch nicht wohl zu erwarten war.

Ich habe schon im Ganzen erwähnt, daß sich die sogenannte Wacke in unsere Sandsteinformation zu verlaufen scheint, welche einen so charakteristischen Schichtentheil unseres Voralpengebirgszuges ausmacht, wie ich sie in meinen „Beyträgen zur nähern Kenntniß der bayerischen Voralpen (Leonhards N. Jahrbuch für Mineralogie ꝛc.“ 1846 p. 663 sqq.) beschrieb.

Wiederholt muß ich auf diese Sandsteinformation aufmerksam machen, indem sie ganz gewiß nichts weniger als ein einfaches Conglomerat von Quarzkörnern ist.

Auf die Aehnlichkeit dieser sogenannten Sandsteine mit granitischen Bildungen habe ich schon in meinem Aufsatze Leonhard N. Jahrbuch 1847 p. hingewiesen; eben so von den grauen Körnern gesprochen, welche sich von verschiedener Tiefe der Färbung wechselnd mit eigenthümlich schillernden Partikelchen finden. Es ist mir endlich, wie ich schon an einem andern Platze dargethan habe, gelungen, Stückchen dieser Sandsteinbildungen zu zerdrücken, mit Hülfe der Loupe eine hinreichende Menge gleichartiger Partikelchen zu sammeln, und sie mittelst des Löthrohrs und der Reagentien zu untersuchen.

Da fanden sich denn folgende Mineralien: Quarz in mikroskopischen sechsseitigen Prismen mit der Endpyramide; Turmalin oft in Krystallen; Dichroit, und hie und da eingesprengtes Rothkupfererz, das zum Theil in Malachit übergegangen ist.

Das sind lauter Mineralien, welche einzeln nie in so großen Massen vorkommen, daß sie von Fluthen zerrieben, fortgeführt, und an ruhigeren Stellen zu Bergen aufgehäuft wieder zurückgelassen werden konnten. Es ist hier kein anderer Ausweg, als anzunehmen, daß diese Mineralien an Ort und Stelle gebildet worden sind, und zwar durch einen ähnlichen chemischen Prozeß, der die granitischen Gesteine hervorrief.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monate April 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Professor Dr. Haidinger in Wien:

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. IV. Bd. Nr. 1 — 6. Januar — Juni 1848. Wien 1848. 8.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. II. Bd. in 2 Abth. Wien 1848. 4.

Von Hrn. *Γεωργιος Κ. Τυβαλδος*, Ephor in Athen:

Γίτα ἡ θεσπέσιον μέλος μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλάνου Ἀθηναίου. Ἀθήναις 1848. 8.

Von dem Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. III. Bds. 1. Heft. Hamburg 1848. 8.

Von Hrn. Alexis Perrey, Professeur à la faculté des sciences de Dijon:

Mémoire sur les tremblements de terre dans le bassin du Rhin. Bruxelles 1848. 4.

Mémoire sur les tremblements de terre de la Péninsule Italique. Bruxelles 1847. 4.

Note sur les tremblements de terre ressentis en 1847. Dijon 1847. 8.

Documents sur les tremblements de terre et les éruptions volcaniques dans le bassin de l'Océan Atlantique. Dijon 8.

Documents sur les tremblements de terre au Mexique et dans l'Amérique centrale. Dijon. 8.

Instructions sur l'observation des tremblements de terre. Dijon 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. II. Bd. IV. Heft. III. Bd. I. Heft. Leipzig 1848. 49. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVII. Heft. V. VI. Bd. XVIII. Heft I. Landau 1848. 49. 8.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Mai 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Februar 1849. Berlin. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeschichte des Großherzogthums Hessen. Gesammelt und bearbeitet von Dr. Ed. Scriba. II. Abth. Die Regesten der Provinz Oberhessen enthaltend. Darmstadt 1849. 4.

Von Hrn. Dr. v. Boguslawski, Direktor der k. Sternwarte in Breslau:

Uranus. Synchronistisch geordnete Ephemeride aller Himmelserscheinungen des Jahres 1849. II. Quartal. Breslau 1849. 8.

Von dem historischen Verein für Oberbayern in München:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. X. Bd. II. Heft. München 1848. 8.

Von der Académie royale des sciences, des lettres de Belgique à Bruxelles:

Bulletins. T. XV. II. Partie 1848. No. 7 — 12. Brux. 1848. 8.

Annuaire de l'Académie 1849. Bruxelles 1849. 8.

Von Hrn. A. Quetelet, Directeur de l'observatoire et Secrétaire perpétuel de l'Académie roy. de Belgique:

Rapport adressé à M. le Ministre de l'Intérieur, sur l'état et les travaux de l'observatoire royal pendant l'année 1848. Brux. 1848. 8.

Annuaire de l'observatoire royal de Bruxelles. 1849. 16. année. Brux. 1848. 12.

Notice sur Louis-Vincent Raoul. Brux. 1848. 8.

Von dem Gartenbau-Verein für Neuvorpommern und Rügen in Greifswald:

Mittheilungen und erster und zweyter Jahresbericht. Greifswald 1847. 8.

Von Hrn. Professor Dr. Fürnrohr in Regensburg:

Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst auf das Jahr 1849. — Hoppes Selbstbiographie. Regensburg 1849. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XVIII. No. 10 — 14. Mars. Avril 1849. Paris 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Karl Friedr. Hermann, Professor in Göttingen:

Gesammelte Abhandlungen und Beyträge zur klassischen Literatur und Alterthumskunde. Göttingen 1849. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. Mai 1849. München 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Albert Kölliker in Würzburg:

Berichte von der k. zootomischen Anstalt zu Würzburg. Zweyter Bericht 1847/48. Leipzig 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 4. livr. Avril 1849. Paris. 8.

Von Hrn. Dr. Const. Höfler, Archivar in Bamberg:

Des Ritters Ludwig von Eyb Denkwürdigkeiten brandenburgischer (hohenzollerischer) Fürsten. Bayreuth 1849. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

3) Chemische Analyse einiger gypshaltiger bituminöser Bittererde-Mergel (gewöhnlich Salzthone genannt) der Steinsalzformation von Berchtesgaden.

Schon unterm 9. März 1844 hatte ich in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe eine Abhandlung über den sogenannten Salzthon gelesen, die auch in den gelehrten Anzeigen unserer Akademie vom 23. Mai im Auszuge abgedruckt worden ist; dort hatte ich meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß eine wahrscheinliche Theorie der Bildung des Steinsalzes nur aus einer möglichst vollständigen Kenntniß der mit ihm zugleich entstandenen, dasselbe stets begleitenden Gebirgsarten, die in der Regel immer dieselben sind, hervorgehen könne, und ich habe da schon in mehreren Analysen gezeigt, daß sich der untersuchte Salzthon von den gewöhnlichen Thonarten durch einen starken Gehalt von kohlensaurer Bittererde unterscheide, so wie durch eine gewisse Quantität Schwefeleisen, an dessen Existenz Berzelius freylich aus gewissen Gründen nicht glauben wollte.

Ich hatte zur selben Zeit noch mehrere Analysen von Salzthonarten aus andern Fundorten unternommen, welche in der Hauptsache dasselbe Resultat gaben.

Ich will hier nur einige Analysen anführen, die hinreichen, meine eben ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen.

Die eigentlichen sogenannten Salzthone des Haselgebirges sind zerreiblich, geben angehaucht einen Thongeruch von sich, und brausen nicht mit Säuren; eine neue Ursache, weßhalb man sie für Thon erklärte. Erst nachdem das fein geriebene Mineral durch Waschen mit destillirtem Wasser von Kochsalz und Gyps befreyt worden ist, beginnt die Einwirkung der Säure merklich zu werden.

Sämmtliche untersuchte sogenannte Salzthonarten wurden durch fortgesetztes Waschen mit destillirtem Wasser von allen im Wasser löslichen Substanzen befreyt, die aus Chlornatrium, Chlormagnesium und Gyps bestanden.

In einer Probirröhre bis auf 120° erhitzt verlieren die zwey sogleich zu beschreibenden Thonarten 1 Procent Wasser; das Wassergas macht denselben Eindruck auf das Geschmacksorgan, als die Destillationsprodukte von Tabak. In dieser Temperatur hatte jedoch das Gestein seine Farbe noch nicht verändert, was erst bey eintretendem Glühen geschah.

1. Analyse.

Lichtgrauer Salzthon des Haselgebirges, die Zwischenräume zwischen den braunen Salzkrystallen ausfüllend.

Si	47,75	60,65 Al Si (Thon)
Al	12,90	
CaC	4,85	
MgC	14,45	
FeC	16,81	
Bit	2,53	
H	0,68	
	99,97	

2. Dunklere Sorte.

Si	53,00	70,1 Al Si
Al	17,100	
CaC	1,850	
MgC	12,335	
FeC	14,550	
Bit	1,180	
M	Spuren	
	100,015	

Dritte Sorte.

Schwärzlich braun, dicht, von erdigem Bruche, zwischen weich und sehr weich; das Gestein riecht beym Zerschlagen stark bituminös, und wird von kochender rauchender Salpetersäure nur sehr unvollkommen zersetzt. Feingerieben entwickelt es mit Salzsäure übergossen und nach dem Glühen Schwefelwasserstoffgas.

Si	6,45	11,95 $Ä_3$ Si
Al	4,80	
CaC	42,40	
MgC	40,60	
Fe	0,90	
S	0,51	
Bit	4,31	
	99,87	

Nach diesen Untersuchungen sind also sämmtliche sogenannte Salzthonarten oder das Haselgebirge bituminöse Bittererde-Mergel, wo die Bittererde die Stelle des Kalkes der gewöhnlichen Mergel vertritt, und deren Thongehalt von 12 bis 25 Procent steigt. Der Thon dieser Mergel nähert sich, wie wir sehen, einem neutralen Thonerdesilicat, gleich den feuerfestesten Thonen der Steinkohlenformation; theils einem basischen Thonerdesilicat nach der Formel $Ä^2$ Si^3. Ich nehme den Schwefel wieder in Verbindung mit dem Eisen als Schwefeleisen Fe an, wie ich dieses in meiner frühern oben angeführten Abhandlung that, und da die Schwefelverbindung als das Arfvedson'sche zweyte Eisensubsulphuret annahm.

Es hat zwar Berzelius in einer Anzeige meiner frühern Analyse verschiedener Salzthonarten ausgesprochen: er könne nicht glauben, daß sich eine so leicht zersetzende Verbindung wie das oben genannte Subsulphuret so lang im Gestein zersetzt hätte erhalten können, und der Schwefel werde eher von einem basischen schwefelsauren Salze herrühren, welches durch das Glühen vom Bitumen des Thons reducirt worden sey. Allein abgesehen davon, daß basisches schwefelsaures Eisenoxyd nicht so leicht in der von Berzelius angegebenen Weise über der Lampenflamme reducirt werden kann, spricht gegen diese Annahme von Berzelius:

1) Die Entwicklung von Schwefelwasserstoffgas findet stets statt, wenn das gewaschene, fein geriebene Mineral mit Salzsäure übergossen wird, was natürlich das basisch schwefelsaure Eisenoxyd vor seiner Reduction nicht veranlassen könnte.

2) Daß Salzsäure das basisch schwefelsaure Eisenoxyd ausgezogen haben würde, wenn solches darin vorhanden gewesen wäre.

3) Daß, wenn man den Mergel (vulgo Salzthon) in einer mit Wasserstoffgas gefüllten Flasche in Salzsäure auflöst, während die Flasche nicht vollkommen luftdicht verstopft gehalten worden ist, sich nach der Auflösung bloß Eisenoxydul, aber keine Spur von Oxyd findet.

Was die leichte Zersetzbarkeit des oben angegebenen Subsulphurets beym Zutritt von atmosphä-

rischer Luft betrifft, so findet sich diese Verbindung im Salzmergel von Bitumen umhüllt, das den Zutritt von Luft und Wasser verhindert.

Wir haben schon oben gesehen, daß sogar der dem Salzthon beygemengte Gyps die Einwirkung concentrirter Schwefelsäure auf die kohlensauren Salze verhindert, um wie viel mehr wird dieß die harzige Substanz thun, von welcher jeder Salzmergel stets durchdrungen ist.

Hr. Prof. Dr. Pettenkofer las:

Ueber die Unterschiede zwischen den deutschen und englischen hydraulischen Kalken.

Unsere wissenschaftlichen Kenntnisse über Kalk und Mörtel verdanken wir bekanntlich fast lediglich den ausgezeichneten Forschungen von Fuchs, welche er in den Jahren 1829 bis 1832 zum Nutzen und Frommen des Allgemeinen bekannt gemacht hat. Den hydraulischen Kalk anlangend ist seit Fuchs nichts mehr von allgemeiner Bedeutung erschienen, wohl vorzüglich deßwegen, weil Fuchs in der That fast nichts mehr zu thun übrig gelassen hat. Er hat den ganzen Vorgang des Brennens, des Erhärtens und dessen Bedingungen auf so einfache klare Principien zurückgeführt, daß die sonst räthselhaften Phänomene nun selbst jedem Laien im klarsten Lichte erscheinen. Auch für die bisher nicht näher motivirten Erscheinungen des schnelleren und langsameren, oder des schwächeren und stärkeren Erhärtens, welche oft bey chemisch gleichen Cementen sich zeigen, und welche ich gleich näher betrachten werde, findet sich der rechte Weg der Erklärung bereits von Fuchs angedeutet, indem er von verschiedenen Cohärenzzuständen der Kieselerde spricht.

Veranlassung zu den folgenden Untersuchungen hat Hofbauintendant von Klenze gegeben, welcher mir seine Erfahrungen über die auffallend größeren Vorzüge der englischen hydraulischen Kalke (besonders des Portland-Cementes) vor den deutschen mittheilte, und mich aufforderte, nach den eigentlichen Gründen dieser Verschiedenheit zu forschen, welche um so auffallender war, da beyde Mergelarten, woraus die Kalke sowohl in England als in Deutschland gebrannt werden, durchschnittlich gleichen Thongehalt zeigen. — Die deutschen hydraulischen Kalke sind, so wie sie in den Handel gebracht werden, meist lichte, gelbe, sich mehlig anfühlende Pulver, die mehr oder minder rasch unter Wasser erhärten, und wenn sie äußerlich selbst ganz hart erscheinen, doch im Innern der Masse noch sehr lange weich und leicht zerreiblich bleiben. Der Portland-Cement kommt als ein graues, sich sandig anfühlendes Pulver in den Handel. Mit Wasser zu einem dicken Breye abgemacht erhärtet er unter Wasser in sehr kurzer Zeit zu einer durch und durch gleichmäßig harten Masse.

Diese Verschiedenheiten konnten auf zwey Gründen beruhen: 1) auf der verschiedenen chemischen Beschaffenheit desjenigen Theiles der Mergel, welcher gewöhnlich Thon genannt wird, und 2) auf dem verschiedenen Grade des Brennens der Mergel, d. i. auf der Einwirkung des Aetzkalkes auf den thonigen Bestandtheil, was man in der Regel mit dem Grade des Aufschließens des Thones bezeichnet. Ich habe Herrn Anton Hopfgartner aus Wien, Studirenden an hiesiger Hochschule, aufgefordert, den Gegenstand nach der von mir bezeichneten Richtung in meinem Laboratorium zu bearbeiten, was er denn auch mit eben so viel Talent als Fleiß im Laufe des vergangenen Wintersemesters ausgeführt hat.

Um sich über die möglichen Differenzen der Mergelbestandtheile und deren Einfluß auf den Proceß der Erhärtung zuvörderst ein Urtheil zu verschaffen, wurden zwey solche hydraulische Kalke gewählt, und einer genauen Analyse unterworfen, welche im Erfolge der Erhärtung sehr große Verschiedenheiten zeigten; nämlich der berühmte Portland-Cement, und ein in Bayern gebrannter von sehr mittelmäßiger Qualität.

Fast alle in Deutschland aus Mergel gebrannten hydraulischen Kalke besitzen eine gelbliche Farbe, der Portland-Cement hingegen eine schwärzlich graue. Dieses ließ eine qualitative Verschiedenheit in den

Bestandtheilen vermuthen, etwa in der Art, daß vielleicht unsere gebrannten Mergel Eisenoxyd, der Portland-Cement hingegen Eisenoxydoxyd enthielten, oder daß die schwärzliche Färbung vielleicht auch von Kohle herrührte. (Aus vorläufigen Untersuchungen wußte ich schon, daß der Portland-Cement — im Gegensatze zum Roman-Cement — kaum eine Spur Mangan enthielt, von welchem oft eine dunkelbraune Färbung des gebrannten Steines bedingt wird.) Bey der Untersuchung hat sich aber weder ein Gehalt von Eisenoxydul, noch Kohle ergeben. Wovon die dunkle Farbe des Portland-Cementes herrührt, wird weiter unten angegeben werden:

Es haben sich folgende Bestandtheile in den angegebenen Gewichtsverhältnissen gefunden.

Deutscher gebrannter	Mergel	Portland-Cement
Kalk	52,11	54,11
Bittererde	3,05	0,75
Kali	1,00	1,10
Natron	0,25	1,66
Thonerde	3,80	7,75
Eisenoxyd	3,20	5,30
Kieselerde	20,82	22,23
Kohlensäure	4,75	2,15
Phosphorsäure	2,55	0,75
Schwefelsäure	0,57	1,00
Unaufgeschloßner Thon	1,90	2,20
Wasser	6,00	1,00
	100	100

Die Differenz im vorliegenden Falle besteht vorzüglich im Gehalte von jenen Bestandtheilen, welche gewöhnlich den sogenannten Thon der Mergel bilden. Genaue Untersuchungen haben mir ergeben, daß die Güte eines hydraulischen Kalkes vorzüglich hierin ihren Schwerpunkt hat. Man hat bey den Mergelsorten bisher alles, was sich nicht in verdünnten Säuren lösen wollte, Thon genannt, und häufig geglaubt, daß mit diesem Namen immer ein und dasselbe bezeichnet seyn müsse, obschon Fuchs die verschiedene Zusammensetzung desselben erwiesen und hervorgehoben hat. Nicht der Thongehalt eines Mergels überhaupt, sondern die chemische Zusammensetzung dieses sogenannten Thones ist wesentliche Bedingung für einen guten hydraulischen Kalk.

Dieser thonige Bestandtheil muß in der Art zusammengesetzt seyn, daß die in ihm enthaltene Kieselerde nicht schon während des Brennens an den Kalk treten kann. Dieses wird aber bey hohen Temperaturen nur verhindert werden können, wenn sie hinlänglich mit Körpern verbunden ist, zu welchen sie in hohen Temperaturen eine größere Affinität besitzt, als zum Kalke. Als solche Körper bezeichne ich vorzüglich die Alkalien im Vereine mit Thonerde und Eisenoxyd. Das Brennen hat, wie uns Fuchs so schön gezeigt hat, den doppelten Zweck, den kohlensauern Kalk zu Aetzkalk umzugestalten, und dann durch diesen gebildeten Aetzkalk den enthaltenen Thon aufzuschließen, d. i. für weitere chemische Zersetzungen zugänglich zu machen. Der Proceß, welchen man mit dem gepulverten und mit Wasser angemachten hydraulischen Kalk erzwecken will, ist nach Fuchs die Bildung eines Kalkhydrosilikates (eines zeolithartigen Gesteins), welches den Zusammenhang des Wassermörtels bedingt, ähnlich wie das von Fuchs entdeckte Kalkhydrocarbonat das Bindende im Luftmörtel ist. — Es ist nun aber eine für die Praxis sehr gewichtige Frage: Auf welche Weise geht die Kalksilikatbildung am leichtesten und vollständigsten vor sich? Die Antwort darauf, welche allen bisher gemachten Erfahrungen entspricht, lautet: durch Substitution, d. i. dadurch, daß in der Glühhitze Silikate gebildet werden, welche andere Basen als Kalk enthalten, und zwar solche, welche bey der Behandlung mit Wasser ihren Platz, den sie der Kieselerde gegenüber eingenommen haben, theilweise oder ganz dem Kalke abtreten. Daß die Affinitätsverhältnisse zwischen den Substanzen je nach Temperatur und Medium wechseln, sich oft geradezu umkehren — solche Beyspiele gehören nicht zu den seltenen in der Chemie. —

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Unterschiede zwischen den deutschen und englischen hydraulischen Kalken.

(Schluß.)

Sind nun diese Basen in Wasser löslich (Kali und Natron), so werden sie aus der erhärtenden Masse in Wasser gelöst weggeführt (wie Fuchs zuerst beobachtet hat); — sind sie unlöslich (Thonerde-Eisenoxyd), so verbleiben sie darin, und bilden höchst wahrscheinlich basische Doppelverbindungen mit dem neu entstehenden Kalksilikat — da ja die Kieselerde mehr als irgend eine Säure die Eigenschaft besitzt, Doppelsalze und in den verschiedensten Sättigungsgraden zu bilden. — Hieraus lassen sich alle Erscheinungen mit Leichtigkeit erklären, welche bisher beym Brennen der Mergel beobachtet worden sind. Es gibt Mergel, welche ein gelindes, aber lange dauerndes Brennen erheischen; es gibt solche, welche starkes Feuer, aber nur für kurze Zeit ertragen, und solche, welche, gleichviel ob etwas gelinder oder stärker gebrannt (wenn das Brennen überhaupt nur zur Entkohlensäurung hinreichend ist), vorzügliche hydraulische Kalke liefern.

Der erste Fall wird seyn, wenn der thonige Bestandtheil sehr vorwaltend aus Kieselerde besteht. Die Hitze darf nicht höher getrieben werden, als eben ausreicht, den kohlensauren Kalk ätzend zu brennen, und die Kieselerde in den sogenannten aufgeschlossenen Zustand überzuführen. Wird die Hitze zu hoch, so verbindet sich schon während des Brennens der Kalk mit Kieselerde, was doch erst in Berührung mit Wasser geschehen sollte. Diese Mergelarten sind es auch meist, welche in sehr hoher Temperatur leicht zu Schlacken fließen, in Folge von gebildetem kieselsaurem Kalke. Die Mergelarten mit vorwaltender Kieselerde im thonigen Bestandtheile sind am schwierigsten zu gutem hydraulischem Kalke zu brennen. Ist die Hitze zu schwach, so wird die Kieselerde nicht gehörig aufgeschlossen; wird sie zu hoch, so verbindet sich schon ein großer Theil der Kieselerde während des Brennens chemisch mit Kalk, und wird dadurch unwirksam für die Erhärtung unter Wasser. Will man aus Kieselerde und Kalk Cemente brennen, so darf man bekanntlich nur wenig Kalk im Verhältnisse zur Kieselerde nehmen, eben nur so viel, als hinreicht, die Kieselerde aufzuschließen (Fuchs schreibt 3 Theile Kieselerde und 1 Theil Kalk vor), welche sich dann erst auf nassem Wege in Berührung mit Kalkhydrat vollständig sättigt.

Der zweyte Fall wird seyn, wenn der thonige Bestandtheil vorwaltend aus einer Verbindung von Kieselerde und Thonerde (aus reinem Thone) besteht. Dieser braucht erstlich eine hohe Temperatur, um aufgeschlossen zu werden, darf aber dann nicht lange in diesem Zustande mit Aetzkalk geglüht werden, weil sich sonst schon im Feuer Kalk mit einem Theile des aufgeschlossenen Thones verbindet zu einem Kalk-Thonerde-Silikat, welches später mit Wasser nicht mehr bindet. (Solche Mergel halten übrigens ohne zu schmelzen ein sehr heftiges Feuer aus). Günstiger stellen sich die Verhältnisse, wenn der Mergel reich ist an Eisenoxyd. Es tritt, wie im ebenerwähnten Falle Kalk, so nun Eisenoxyd in die Zusammen-

setzung des Thones ein. Das entstandene Eisenoxyd-Thonsilikat wird auf nassem Wege durch Kalk wieder in der Art zersetzt, daß durch Verdrängung eines Theiles der beyden Basen Kalk in Verbindung mit Kieselerde tritt. Fuchs hat gezeigt, daß unsere gewöhnlichen Ziegelsteine nicht als Cemente gebraucht werden können, selbst wenn sie ziemlich stark gebrannt worden sind, daß sie aber bis zu dem Grade des Schmelzens erhitzt, wo sich ihre rothe Farbe in eine schwarzgraue umwandelt, und wo sich das Eisenoxyd mit dem Thone verbunden hat, mit Kalk unter Wasser erhärten. Nach dem Erhärten unter Wasser zeigt sich eine viel hellere Farbe, als vor dem Erhärten, ein sicheres Zeichen, daß das im Feuer entstandene Silikat auf nassem Wege durch Kalk zersetzt wird, und aller Wahrscheinlichkeit nach zu basischen Doppelsilikaten: denn wollte man annehmen, es würde durch Kalkhydrat ein nicht chemisch mit andern Körpern verbundenes Eisenoxyd oder Eisenoxydhydrat ausgeschieden, so müßte sich eine rothe oder rothgelbe Farbe zeigen, was aber nicht der Fall ist.

Die besten hydraulischen Kalke werden endlich jene Mergel liefern, welche als thonigen Bestandtheil Silikate enthalten, in denen alle Kieselerde mit solchen basischen Körpern hinlänglich gesättigt ist, die im Feuer nicht durch Kalk aus der Verbindung geschieden werden, wohl aber im aufgeschlossenen Zustande auf nassem Wege mit Kalk cementirt von diesem durch Substitution aequivalente Theile aufnehmen. Es versteht sich von selbst, daß ein Alkaligehalt des thonigen Bestandtheiles vorzüglich günstig und beschleunigend auf die Erhärtung einwirken muß, weil diese Basen ihre Stellung der Kieselerde gegenüber auf nassem Wege schnell und gänzlich dem Kalke überlassen, und in Wasser gelöst austreten. Denkt man sich in den beyden obigen analysirten Proben den Gehalt an Kieselerde nach dem Brennen an Thonerde, Eisenoxyd, Kali und Natron gebunden, so wird man durch Vergleichung des Sauerstoffgehaltes der Basen mit dem der Kieselsäure finden, daß in der englischen mehr von diesen basischen Körpern vorhanden ist, als zur Bildung eines neutralen Silikates nöthig ist, in der deutschen hingegen weniger. Im ersten Falle hat man das Verhältniß von **1 : 2,0**, im zweyten wie **1 : 3,7**.

Setzt man ein Gemenge aus

22,2	Theilen	Kieselerde
3,0	„	kohlensaurem Natron
7,7	„	Thonerde
5,3	„	Eisenoxyd

einem heftigen Feuer aus, so erhält man eine schwarze Schlacke, welche feingepulvert mit Kalk unter Wasser sehr gut erhärtet. Diese Schlacke befindet sich auch im Portland-Cement, und sie ist auch die Ursache seiner dunklen, im feuchten Zustande schwärzlich grauen Farbe. Dieses beweist, daß der Mergel, welcher den Portland-Cement liefert, so viel gebrannt wird, bis der darin befindliche thonige Bestandtheil in Fluß kommt, was bey seinem bedeutenden Alkaligehalte schon bey nicht zu hohen Temperaturen geschehen muß. — Ich verdanke der Güte des Hrn. Oberbergraths v. Fuchs ein Bruchstück einer Mergelkugel von der Insel Sheppey, welche den berühmten Roman-Cement liefern. Dieses Stück so weit gebrannt, bis alle Kohlensäure entwichen war, lieferte ein mehliges gelbliches Pulver, ganz vom Ansehen unserer gewöhnlichen hydraulischen Kalkpulver, es erhärtete unter Wasser rasch, und erlangte eine sehr große Festigkeit. Wurde der nämliche Stein stärker gebrannt, so nahm er nach dem Erkalten eine schwärzliche Farbe an, war viel schwieriger zu pulvern, das Pulver fühlte sich nicht mehr mehlig, sondern sandig an, es erhärtete unter Wasser nun etwas langsamer, wurde aber noch viel fester, als die schwächer gebrannte Probe.

Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, der Portland-Cement sey kein einfach gebrannter Mergel, sondern ein künstliches Produkt. — Es ist sehr wohl möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß dieses Gerücht wenigstens theilweise gegründet ist. — Der Natrongehalt ist so groß, daß man den Verdacht nicht unterdrücken kann, daß Soda bey der Fabrikation zugesetzt werden möchte. Ich habe mich auch überzeugt, daß manche unserer Mergel halbgebrannt, dann in eine Sodalösung, welche sie begierig einsaugen, gelegt, und endlich fertig gebrannt — dem Portland-Cement ganz gleiche Produkte liefern. Durch den Grad der Concentration der Sodalauge läßt sich die Quantität des Natrons regeln, welche zugesetzt werden soll.

Dieses Schmelzen des thonigen Bestandtheiles der Mergel beym Brennen, wodurch der Aetzkalk gleichsam von einer Glasdecke umhüllt wird, bedingt auch die Wirkung der hydraulischen Kalkpulver auf die Geschmacksnerven, worauf mich Hr. Prof. Schafhäutl zuerst aufmerksam machte, indem er mir mittheilte, daß die englischen Empiriker die gebrannten Mergel kosten, und jene vorziehen, welche am wenigsten laugenhaft schmecken.

Dieses Schmelzen des thonigen Bestandtheiles ist ferner auch deßhalb ein wesentlicher Vorzug des Portland-Cementes vor anderen hydraulischen Kalken, weil dadurch eine eigenthümliche Beschaffenheit des Pulvers bedingt ist. Man sollte denken, daß Pulver ähnlicher Körper, welche durch ganz gleiche Siebe geschlagen worden sind, einen gegebenen Raum im Verhältnisse ihrer specif. Gewichte erfüllen sollten. Das specif. Gewicht der analysirten deutschen Probe ist 2,723 — das der englischen 3,050. Ein bayr. Cubikfuß des deutschen hydraulischen Kalkes wog (durch Einklopfen in eine passende Form bestimmt, bis keine Volumsänderung mehr wahrgenommen werden konnte) im Durchschnitte vieler unter sich sehr genau stimmender Versuche 45 bayrische Pfunde. Nach dem Verhältnisse der specifischen Gewichte hätte ein Kubikfuß Portland-Cement 50 Pfunde wägen sollen. Er wog aber 83 Pfunde, mithin 33 Pfunde pr. Kubikfuß mehr, als aus seinem specifischen Gewichte im Vergleiche mit dem deutschen abgeleitet werden konnte. Diese für den ersten Anblick höchst auffallende Thatsache klärte sich sehr einfach und genügend auf, als ich die beyden Pulver mit Terpentinöl befeuchtet unter dem Mikroskope betrachtete. Beobachtet man die im Terpentinöle schwimmenden und rotirenden Pulvertheilchen, so sieht man, daß das Pulver des Portland-Cementes meist aus kleinen Blättchen und Tafeln besteht, während das des andern sich sehr der Kugelform nähert. Denkt man sich beyde in aufeinander liegenden Massen, so läßt sich der eine einer Mauer von Quadern, der andere einer Schichte von Rollsteinen vergleichen; beym ersteren berühren sich Flächen, beym letzteren Punkte, daher so viele Zwischenräume mehr, als beym ersten. Hieraus ergibt sich, daß selbst bey gleicher chemischer Beschaffenheit ein Cement gut und besser seyn kann. Diesem physikalischen Umstande verdanken die englischen hydraulischen Kalke größtentheils ihren wohl gegründeten Ruf; sie enthalten in gleich hohen Schichten fast noch einmal so viel bindendes Material, als diejenigen, welche kuglige Pulvertheile haben. — Die Adhäsion wächst nicht im einfachen, sondern wenigstens im quadratischen Verhältnisse (wie jede physikalische Anziehung), und somit erklärt sich leicht die so auffallend größere Festigkeit. Daher ist auch eckiger Sand im Mörtel, und eckige Bruchstücke von Rollsteinen im sogenannten Spritzbewurfe von den Empirikern so bewährt befunden worden.

Aus der Form der Pulvertheile dürfte sich auch mit Leichtigkeit das Gefühl des Fettigen, Mehligen, Sandigen, Glasigen u. s. w. erklären, welches wir beym Befühlen verschiedener Pulver empfinden. — Die Form, welche die allergeringste Adhäsion an unserer Hand gestattet, wird uns den Eindruck des Fettigen machen u. s. w. Hr. Oberbergrath von Fuchs hat ein für andere Zwecke angestelltes Experiment mit Speckstein mitgetheilt, was aber wesentlich hieher gehört. (Siehe die gekrönte Preisschrift von Fuchs über den hydraulischen Mörtel.) Bittererdesilikate (Speckstein z. B.) fand er unwirksam als Cemente — selbst als feinste Pulver sowohl im geglühten als ungeglühten Zustande angewendet. Er versuchte zuletzt die Wirkung der höchsten Hitzgrade, um eine Affinität des Kalkes zu der im Speckstein enthaltenen Kieselerde rege zu machen. Er sagt: „Dieses gelang mir auch wirklich mit dem Speckstein, den ich vor dem Gebläs einer so starken Hitze aussetzte, als ich nur hervorzubringen im Stande war. Er verhielt sich nun wie ein gutes Cement, was um so merkwürdiger ist, da er durch das Brennen eine solche Härte erlangt hatte, daß er lebhafte Funken mit dem Stahle gab.“ Offenbar haben sich durch das Glühen nicht die chemische Zusammensetzung, sondern nur die Aggregationsverhältnisse geändert. — Mit Kieselerde habe ich ganz analoge Resultate erhalten. Kieselerde von der Bereitung der Kieselfluorwasserstoffsäure — bekanntlich die lockerste Kieselerde, die man erhalten kann — erhärtet mit Kalk unter Wasser gar nicht. — Aus verdünntem Wasserglas ausgeschiedene Kieselerde erhärtet mit Kalk schlecht unter Wasser, besser eine aus concen-

trirtem Wasserglase dargestellte u. s. w. Ich werde diese eigenthümlichen Beziehungen der physikalischen Adhäsion zum chemischen Processe zum Gegenstande einer eigenen Arbeit machen, es genügt mir, hier einige Andeutungen gegeben zu haben, daß ein Körper verschiedene Eigenschaften ohne Aenderung der chemischen Zusammensetzung durch bloße Aenderung der Adhäsionsverhältnisse erlangen kann, und daß es nicht immer nothwendig ist, an katalytische Kräfte und allotropische Zustände zu glauben.

Aus eben dieser Form der Pulvertheile erklärt sich auch eine Beobachtung von Gay-Lussac, welche er beym Brennen des Gypses machte, daß nämlich ein Gyps, der schon im Steine etwas cohärenter ist, auch nach dem Brennen und Pulvern besser erhärtet, als ein aus minder cohärentem Steine dargestellter bey sonst ganz gleicher chemischer Zusammensetzung.

Das viel raschere Verderben unserer hydraulischen Kalkpulver im Vergleiche mit den englischen durch Anziehung von Wasser und Kohlensäure aus der Luft ist gleichfalls aus dieser Beschaffenheit des Pulvers — wenigstens theilweise — zu erklären. Unter ganz gleichen Umständen nahm durch Liegen an der Luft bayrischer hydraulischer Kalk um 4,47 Proc. an Gewicht zu, während der englische nur um 0,65 Proc. zugenommen hatte.

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir bey genauerem Nachforschen auf der langen Mergelkette vom Bodensee angefangen bis nach Ungarn hinab gewiß die nämlichen Mergel finden werden, wie man sie in England zur Bereitung des Portland-Cementes benützt, welches Produkt einen sehr bedeutenden Handelsartikel der Engländer ausmacht. Ich empfehle den Gegenstand der Commission der k. b. Akademie der Wissenschaften, welche für die naturhistorische Erforschung des Königreiches niedergesetzt ist.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Domprobst Dr. v. Deutinger in München:

Die ältern Matrikeln des Bisthums Freysing. 2. Band. München 1849. 8.

Von dem naturhistorischen Vereine der preußischen Rheinlande in Bonn:

Verhandlungen. Bonn 1848. 8.

Von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Münster:

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. X. Bd. Münster 1847. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. April, März 1849. Berl. 8.

Von Hrn. Julius Budge, Professor der Medicin zu Bonn:

Clepsine bioculata. Bonn 1849. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 4. Avril 1849. Paris. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert zu Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 12. Th. 3. Heft. Greifsw. 1849. 8.

Loxodromische Trigonometrie. Ein Beytrag zur Nautik. Leipzig 1849. 8.

Von dem Koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en Schoone Kunsten in Amsterdam:

Verhandelingen der eerste Klass. I. Th. II. St. Amsterd. 1848. 4.

Tijdschrift voor de Wis-En Natuurkundige Wetenschappen. II. Th. 3. 4. Abth. Amsterd. 1849. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ferner legte der Herr Classensecretär folgende Notiz vor:

Ueber die Drüsen an den Haaren der Processionsraupe, von Professor Dr. Fr. Will in Erlangen.

Die Untersuchungen, welche ich im Sommer vorigen Jahres über den in den Haaren der Processionsraupe befindlichen Stoff anstellte, der die bekannten schädlichen Einwirkungen auf den thierischen und menschlichen Organismus ausübt, führten nothwendig auch zu der Frage, ob derselbe, ohne von einem eigenen Organ abgesondert zu seyn, im ganzen Körper der Raupe verbreitet sey, oder ob in und an den Haaren sich besondere Drüsen finden, als deren Sekret er angesehen werden müsse. In einer Abhandlung in Froriep's Neuen Notizen habe ich bereits nachgewiesen, daß der fragliche Stoff Ameisensäure ist. Diese Erfahrung mußte um so mehr darauf hindeuten, daß hier die Ameisensäure ebenfalls von besonderen, mit den Haaren in Verbindung stehenden Drüsen abgesondert werde, als dieselbe bey den Ameisen, den Bienen, Wespen, Spinnen und überhaupt, wo sie bis jetzt bey Thieren beobachtet wurde, durch eigene Drüsenapparate secernirt wird. In der That ist es mir nun auch gelungen, diese Drüsen aufzufinden, und ihre Verbindung mit den Haaren nachzuweisen.

Die Haare der Proressionsraupe sind hohl, wie die aller anderen Raupen, die ich untersuchte, und unterscheiden sich nur in so fern von denen anderer Raupen, als sie mit der Haut ziemlich fest verbunden sind. Reißt man sie mit Gewalt los, oder schneidet sie ganz kurz ab, so sieht man auf der Haut deutlich den Ring, auf welchem die Rindensubstanz jedes Haares aufsitzt; außerhalb desselben liegt ein etwas dunklerer Ring, welcher sich durch dichtere Substanz und dunkleres Pigment von der übrigen Haut unterscheidet; innerhalb desselben findet sich aber ein heller, dem Lumen des Haarkanales entsprechender, kreisrunder Flecken oder, besser gesagt, eine Oeffnung, durch welche der Inhalt der unmittelbar unter der Haut liegenden Drüse in den Haarkanal eintritt. Die Drüse ist flaschenförmig, aus langen, blinddarmigen, am Ende etwas angeschwollenen Kanälen zusammengesetzt, und mit einer einfachen durchsichtigen Membran eingehüllt. Der Inhalt der Drüsenkanäle ist weißlich, körnig, durchsichtig, oder gegen den Ausführungsgang hin durchscheinend; er stimmt mit dem in dem Haarkanal befindlichen Stoff vollkommen überein, nur ist er etwas zarter und durchsichtiger. In geeigneten Präparaten kann man den Inhalt des Haares in die Drüse, und umgekehrt den Inhalt der Drüse in den Haarkanal hinüberdrücken, so daß über den Uebergang des Sekretes in den Haarkanal wohl kein Zweifel bestehen kann.

Was das Auffinden der Drüsen betrifft, so hat man dabey mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie sind nämlich nicht nur in das kör-

nige Gewebe eingebettet, welches unmittelbar unter der Haut liegt, sondern es lagern sich auch noch dünne Stränge des Fettkörpers an ihren kurzen Ausführungsgang. Am Besten sucht man sie in den auf dem Rücken gelegenen gelben Flecken auf, wo größere Haare dichter beysammenstehen, die Drüsen größer sind und das gelbe Pigment durchscheinender ist. — Aehnliche Drüsen habe ich auch an den Haaren der Raupe von Bombyx salicis gefunden. Durch chemische Versuche, welche mit den Haaren dieser Raupe angestellt wurden, ließen sich auch Spuren von Ameisensäure in denselben nachweisen.

Sitzung der historischen Classe am 20. Juli 1849.

Herr Legationsrath v. Koch-Sternfeld, als ordentl. Mitglied der hist. Cl. erachtet es in diesem seinem Berufe, derselben von zwey dringlichen Anträgen des platten Landes, die da seit den Ereignissen, Vorgängen, und Verheissungen des J. 1848 allgemein besprochen werden, Nachricht zu geben; und so das besondere Augenmerk der verehrl. Cl. und gleichsam ihr Mitgefühl auf diese nationale Angelegenheit zu lenken. Es sind zunächst zwey Anforderungen, deren Erfüllung ohne Verkümmerung das Volk zuvörderst erwartet: nämlich 1) eine förderliche und wohlfeile Civilrechtspflege; und 2) eine naturgemässe und volksthümliche Verwaltung; beyde auf dem platten Lande, beyde auf dem histor. Boden angestrebt. Es handelt sich hier nicht von einer theoretischen Polemik über beyde Aufgaben; Ref. bewegt sich auch nur auf dem historischen Wege, worüber er sich einstweilen in einem zur Zeit wenig gekannten Localblatt, in dessen Nähe er als Landsasse zu verweilen pflegt, ausgesprochen hat *). Es sind lediglich Wahrnehmungen und gutachtliche Andeutungen, die Ref. mit Rücksicht auf die Landes- und Staatsgeschichte, eines Theils selbst aus der lebendigen Anschauung des Volkslebens geschöpft hat; und die ihm andern Theils, vielseitig zu Nutz und Frommen anderer, von Gemeindevorständen und Vertrauensmännern, welchen die Befriedigung des Volkes in der Rechtspflege und in der Verwaltung, in der I. Instanz, als im wahren Fundament des Staatslebens, vor allem am Herzen liegt, geboten wurden. Ueberhaupt erlaubt sich Ref. zu bemerken, würde es auf dem platten Lande, wo von dem Daseyn und dem Wirken einer Akademie der Wissenschaften, von der Grösse und Verwendung ihrer pecuniären Hülfsmittel ꝛc. ꝛc. ziemlich getheilte Ansichten vorwalten, einen guten Eindruck machen, in den akademischen Verhandlungen fürder auch manchesmal die Ereignisse und Bedürfnisse des Volkslebens, die innern Angelegenheiten, wie im Laufe von 1848 selbst von oben herab dazu wieder die Vollmacht gegeben wurde, mit Theilnahme besprochen, und so dem bisher gleichsam abgeschlossenen antiquirten Substrat aus längst verflossenen Jahrhunderten, die so sehr bewegte Gegenwart, und die nicht minder verhängnißvolle Zukunft belehrend gegenüber gestellt zu sehen.

Es waren die im vorigen Jahre (1848) für die Nationalversammlung in Frankfurt auch in Bayern und Oesterreich ausgeschriebenen Ur- und Uebergangs-Wahlen, welche, unter einem bisher nicht gekannten Zusammenfluß von Bürgern und Landleuten, von Vorständen, Beamten und Geistlichen ꝛc. den ersten Anlaß zur Besprechung dessen, was vor allem noth thut, gaben. Es handelte sich davon, wie für die nach Frankfurt Abzuordnenden die Mandate lauten sollten? Der Bürger und Bauer auf dem platten Lande hegte die Meynung, daß man sich mit seinen Bedürfnissen und Zuständen, welche er in den bisherigen inländischen Ständeversammlungen verabsäumt glaubte, zu Frankfurt vor allem befassen würde. In den Begriffen, Anforderungen, und Erwartungen herrschte wie in den Wahlen selbst mannigfaltiger Wirrwar. Die aus der Haupt- und Residenzstadt über das ganze Land verbreiteten Programme, Manifeste, und Zumuthungen sprachen das Landvolk we-

*) In dem zu Reichenhall erscheinenden Wochenblatte: der Gebirgsbote, und zwar im Jahrgange 1849 in der Nr. 6—9 mit Nachtrag 13; und in Nr. 15—26.

nig an; es sah seine speciellen Interessen hierin weder erkannt noch gewahrt; und der Umstand, daß sich so viele Wahlcandidaten, und darunter sehr hochgestellte Notabilitäten, von der Hauptstadt aus anboten, oder anbieten liessen, machte die Wähler vollends irre. Daß es zu Frankfurt vorzüglich einen religiösen, einen kirchlichen Kampf gelte, diese Sage bewirkte einigen Eindruck. In dieser Lage überließ das Landvolk die Wahlen nach Frankfurt lediglich den Führern von zwey Partheyen, welche aus der Bureaukratie und aus dem Clerus hervorgetreten waren. Zwischen beyden galt es in der That auch einen Kampf. Ref. fühlte unter solchen Vorgängen keinen Beruf, für sich an den Wahlen theilzunehmen; er war nur Zuschauer. Aber er wollte und konnte es in seiner nähern Umgebung dem vielfältigen Ansinnen der Betheiligten nicht versagen, ihren Anliegen, Wünschen und Anträgen Gehör zu geben. Lauter und lebhafter erhoben sich diese noch während des Landtags vom J. 1848, und während seiner legislativen Thätigkeit, die Strafrechtspflege betr. Als vollends zu Anfang Februars d. J. die Staatsregierung selbst mit Gesetzentwürfen für die Civilrechtspflege in I. Instanz hervortrat, und ähnliche für die Verwaltung ankündigte; wollte auch Ref. nicht länger anstehen, nach der Stimmung des Volks, auf den Grund von Thatsachen und in ihrem geschichtlichen Verlaufe, vorliegende Betrachtungen nieder zu schreiben. Ref. beginnt seine Betrachtungen mit einem Rückblick auf das Rechtsbuch des K. Ludwig v. J. 1346 „wie die Söhne desselben angesehen haben den Gepreßten, den sie gehabt haben, in ihrem Lande zu Bayern, an dem Rechten, und wie sie davon zu Rath worden mit ihrem Herrn und Väterlein, Kaiser Ludwigen von Rom, (und wohl auch mit den Vertretern des Volks), und wie sie gesetzt und bestätiget haben alles das, was hernach geschrieben steht, nach seinem Gebot und Heissen."

Und fünfhundert Jahre später habe ein Urenkel K. Ludwigs, auch ein guter Fürst zu Bayern: König Maximilian I., abermals gar manchen „Gepreßten" in seinem Lande und wohl auch in der Zeit — wahrgenommen, und er habe darum, (im J. 1818) seinen Bayern eine neue Verfassung gegeben: und hierin und hiemit auch eine bessere Zukunft verheissen. In den Grundzügen dieser Verfassung, in deren aufrichtigem und rechtem Verständnisse und fortwährendem Vollzuge unstreitig die ersten, und selbst die zeitgemässen Bürgschaften für den nachhaltigen Wohlstand des Landes begriffen sind, ist unter Anderm geboten und verheissen: „Gleichheit der Gesetze, und vor dem Gesetze; — Unpartheylichkeit und Unaufhaltbarkeit der Rechtspflege; — Gleichheit der Belegung und der Pflicht ihrer Leistung; — Ordnung durch alle Theile des Staatshaushalts, rechtlicher Schutz des Staatscredits, und gesicherte Verwendung der dafür bestimmten Mittel; — Wiederbelebung der Gemeindekörper durch die Wiedergabe der Verwaltung der ihr Wohl (ihren Haushalt, ihre Gewerbe) zunächst berührenden Angelegenheiten." — So meynte es, so verhieß es der König „mit dem besten Herzen" Max I. in der That.

Und im Tit. VIII, von der Rechtspflege insbesondere, wird unter andern gesagt: die Gerichtsbarkeit gehe vom Könige aus; — sie werde unter seiner Oberaufsicht durch eine geeignete, (also ganz hinlängliche) Zahl von Aemtern und Obergerichten in einer gesetzlich bestimmten Instanzen-Ordnung verwaltet, u. s. w. Dagegen hat die (vorberathende) Reichsversammlung zu Frankfurt (1848) vorläufig in den Grundrechten der Teutschen unter andern verordnet: „§. 34. Alle Gerichtsbarkeit gehe vom Staate aus. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen. Die richterliche Gewalt werde selbständig von den Gerichten ausgeübt. Cabinets- oder Ministerialjustiz sey unstatthaft. Kein Richter dürfe wider seinen Willen versetzt oder quieszirt werden."

„§. 40. Rechtspflege und Verwaltung sollen (fürder) getrennt seyn."

„§. 41. Die Verwaltungs-Rechtspflege (Administrativ-Justiz!) höre auf. Auf Beschwerden wegen verweigerter, oder gehemmter, (oder unzureichend organisirter) Rechtspflege: — wenn die landesgesetzlichen Mittel der Abhilfe erschöpft seyen, schreite das Reichsgericht als vollkommen zuständig ein ꝛc. ꝛc." Der Wendepunkt des Strafrechtsverfahrens ist in Bayern eingetreten, bemerkt Ref. weiter; Lob und Preis dafür allen, welche an dem heilsamen Werke theilgenommen. Muth und Ausdauer allen, welche es durchzuführen berufen sind. An die Stelle des ideologen und pedantischen Untersuchungsprocesses vom J. 1813, und der ihm nachgesendeten dritthalbhun-

dert Novellen, wodurch bey der Verstocktheit und List der Inculpaten die Atzungskosten allein, abgesehen von den Hunderttausenden für die übervölkerten Zucht- und Strafhäuser, von jährl. 80,000 fl. nach und nach auf 420,000 fl. gestiegen, ist, unter Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, der Anklagsprozeß getreten.

Zum Art. I. die Civilrechtspflege betreffend. Die Begriffe von Recht, von Gerichtsbarkeit, von richterlichen Organen, von deren localer Aufstellung und ihrer zureichenden Competenz, (ohne welche Unaufhaltbarkeit der Rechtspflege, und eine Gleichheit vor dem Gesetze nicht denkbar seyen), werden besprochen; aber auch die Ursachen vielfältig verkürzter, vernachlässigter, verkümmerter Rechtspflege; z. B. im Mißkennen der Naturlage, der Geschichte, des Charakters, der Wirthschaft der hiernach sehr verschiedenen Bevölkerungen; auch wegen einseitiger Ansichten, oder, was das schlimmste wäre, aus bloß finanziellen Rücksichten! werden angedeutet. Indem Ref. den Ursprung und die Gewähr aller Gerichtsbarkeit eigentlich in dem Gewissen, in dem Bewußtseyn der an einen Gott und an eine Vergeltung glaubenden Menschheit, sohin in der Familie erblickt, ist ihm die Rechtspflege an sich kein hoheitl. Monopol, wie sie es vielfältig geworden; sie gebühre gleichheitlich der ganzen Gesellschaft unter Oberaufsicht des Monarchen, oder des Staats. Die förderliche und wohlfeile Rechtspflege sey erster Lebensbedarf, mehr noch als Brod und Arbeit; sey neben der Wehrhaftigkeit und Sicherheit nach Aussen, im Innern die erste Bürgschaft des Staats; zur Beruhigung der Massen unfehlbarer, als irgend ein Einschreiten der bewaffneten Macht.

Wie nun in der Natur alles Körperliche und Geistige nur in der Vielheit und in der größten Mannigfaltigkeit lebe und webe, und nur so sich entwickeln und gedeihen könne; und wie es dann von selbst nach oben, und von oben herab, im Läuterungsprozeße, nur allgemach zur Einheit (Wahrheit!) strebe; ganz so müsse auch die Rechtspflege aufgefaßt werden, und zwar geographisch und authentisch, auf der breitesten und vollständigsten Unterlage, zuerst im Heimath- und Familien- dann im Markt- dann im Weltleben. Die LL. der Longobarden, der Alemanen, der Bayern, dienten zum Belege, wie überhaupt das christlich germanische Element; und erst das römische Kaiserrecht, von Bologna aus zu uns gebracht, habe uns im Genusse des Familien- und Volksrechts grossen Abbruch gethan. Von unsern vielen Patrimonial- und Dorfgerichten und Gedingen ꝛc. seyen schon die Herrschafts- und Landgerichte die nothwendig höhere Potenzirung gewesen; die Bestätigung der erstern nur eine Finanzquelle der Fürsten.. So sey, im Laufe des 14. Jahrh., wie gesagt, das im Eingang bemerkte Landrecht von Kaiser Ludwig zu Stande gekommen. Aber schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, als ein großer Theil der Dynasten abgegangen, und ihre Gebiete dem herzoglichen Stammgut zugefallen waren, habe sich Behufs der landesfürstlichen und vollständigern Rechtspflege in erster Instanz, neben der Patrimonialgerichtsbarkeit für streitige und nicht streitige Fälle jener merkwürdige Typus ausgebildet, der im Wesentlichen sich bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts erhalten hat; nämlich das Pfleg- und Landgericht, als Einzelrichter, mit Zu- und Unterordnung der Verwaltung der autonomen Gemeinden und Stiftungen, des Kasten-Salz-Forst-Mauth- und Bräu-Amtes ꝛc.

Das Pfleg- und Landgericht war ein großartiger, der Zeit angemessener, für Menschen und Dinge förderlicher, Totalbegriff; und so nicht nur in Bayern, auch im stammverwandten Oesterreich, in Schwaben, Franken ꝛc. Der Pfleger, an seiner Seite stand der Landrichter, oder Gerichtschreiber, pflegte sein Amt mit der vollständigsten Competenz. Im Umfang des heutigen Königreichs Bayern lassen sich, neben den 300 und mehr landesfürstlichen Pfleg- und Landgerichten, über 2000 ehemalige Burggebiete als ebensoviele Patrimonialgerichte nachweisen; und je abgelegener eine Gemeinde, in öfter kaum zugänglichen Thälern und Schluchten, desto näher saß ihr der Richter, und der Schirmer (Vogt); auch der Siegler (für die Gewähr) und der Salmann (Grundbuchführer, Hubenrichter, Hypothekenwahrer) fehlten nicht. Kurz, jede Gemeinde, ob klein oder groß, gleichviel, sollte in allen ihren Rechtsverhältnissen förderlich und wohlfeil gepflegt werden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.
Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 20. Juli 1849.

(Schluß.)

Drey Regierungs- und Verwaltungs-Maximen lagen dieser patriarchalischen und volksthümlichen Einrichtung zu Grund; vor allem das Dogma, daß die Beamten des Volkes, und nicht das Volk der Beamten wegen da seyen, nämlich: 1) der Pfleger und Richter sollte jeder Gemeinde, jedem Rechtsuchenden, so nahe als möglich und zu jederzeit zugänglich seyn; 2) der landesfürstliche Pfleger und Richter war für alle Rechtsfälle des gemeinen Mannes vollständig competent; 3) die Kosten der Rechtspflege waren nur Ersatz, nicht Gewinn; sie waren fundirt, d. h., wie im canonischen Rechte keine Kirche ohne Fundus, so war im christlich germanischen Princip jeder Amtsitz durch Ambacht, und mit den gehörigen Emolumenten ausgestattet, in keinem Falle aber durch finanzielle Calcüle und Zuthaten bedingt. So der gute, der wahre Brauch; aber auch dem Mißbrauch ist alles Irdische unterworfen. Auch für die Minderjährigen ward gesorgt; auch das Vergleichs- und Vermittlungsamt fehlte nicht: das Institut der Gerichtsprocuratoren, allenthalben nur für die I. Instanz competent, war ein sehr zweckmässiges. So ist es begreiflich, daß sich das mannigfaltige Substrat des Rechts, gleichsam der Rohstoff, schon in erster Instanz in sich selbst hinlänglich verarbeitete; daß da rückständige Prozesse eine Ausnahme von der Regel waren; und daß selbst die höhern Gerichtshöfe, die der II. und III. Instanz im Personale nicht zahlreich, und welchen es nicht an gereifter Erfahrung und würdiger Musse gebrach, die Recurse unschwer erledigten; von Competenzconflicten und Controversen war nicht die Rede. Anderes und Unerfreulicheres boten später freylich die Reichsgerichte: eben im Gefolge der Theorien ꝛc.

Indem durch die französische Revolution das dynastische Element, und das Patrimonialprincip geächtet, alle Functionen, auch die Moral und die Humanität, nur nach dem Calcül, nach Geld und für Geld bedingt wurden: waren auch die Rechtspflege, die Anwaltschaft, das Notariat, die Curatel mehr und mehr dieser mechanischen und lucrativen Richtung unterlegen. Die Rechtspflege mit all ihren Attributen ward von nun an als ein hoheitliches Staatsmonopol betrieben; und zwar vorerst dort, wo es das Volk am schmerzlichsten fühlen mußte: im Heimat- und Familienleben. Auch in Bayern wurden, zuvörderst in den neu erworbenen Gebieten, viele Gerichtssitze eingezogen, und dafür neue Amtssprengel zu 10—20 □ Meilen gebildet, und Volksmassen von 20—30 tausend Seelen rücksichtslos dahin eingewiesen.

Selbst in dem hohen Gebirge, in dem an Bayern übergegangenen Tyrol, das über hundert landesfürstliche Gerichtssprengel zählte, wurden diese auf 29, wovon einige 30—40 □ Meilen im Umfang hatten, reduzirt, und so die Bevölkerung auf die Strasse geworfen, und gleichsam zu jeder Jahreszeit da und dorthin gebannt: ein Verfahren, das

sich mitunter in dem hierauf erfolgten Aufstand (1809) furchtbar rächte. Dadurch belehrt, ließ man es später in den fränkischen Erwerbungen bey kleinern Gerichtssprengeln bewenden. Drey Ausgangspunkte hat dieser politische Calcül in der modernen Rechtspflege unverkennbar verfolgt. 1) Im Verkennen der organischen Natur des Rechts, das, wie Luft und Licht, aller vernünftigen Creatur und in jedem Winkel der Erde das erste Bedürfniß ist. Ein mechanisches Element nicht sowohl an die Stelle, als ausserhalb der angestammten Sprengel setzend, glaubte man dem Richteramt durch eine mehr oder minder complicirte Maschine fabrikmässig genügen zu können. 2) An den Kosten dieser Maschinerie sollte möglich gespart, ihr Ertrag vielmehr mittelst der Tax- und Stempelordnung eine ergiebige Staatsrevenüe seyn. 3) Als Mittel zum Zweck diente eine oberflächliche Statistik, die nur zählt, beziffert, und nicht wägt, die aller Gebietskunde bar ist; die da nicht weiß, wie die Bevölkerung wohnt, lebt, verkehrt, haushält. Das collegialische Verfahren mittelst der beygegebenen Adjunkten, Assessoren, Actuare hatte sich als illusorisch erwiesen. Zum Glück hatten nebenher die Herrschafts- und Patrimonialgerichte noch fortbestanden. Dennoch, und aller legislativen und administrativen Palliative ungeachtet, hatten sich in der Civil,- und seit 1813, in der Strafrechtspflege, die Geschäfte (der Rohstoff!) mehr und mehr angehäuft, wovon wieder ein großer Theil der II. und III. Instanz zuwuchs, was einerseits einen stäten Mehrbedarf an Personal, und anderseits eine schnelle Abnützung so vieler geistiger und materieller Kräfte zur Folge hatte. Selbst das Vermittlungsamt hatte die erwarteten Früchte nicht getragen; da man in den erworbenen Gebieten, dem System gemäß, nur nagelneue Functionäre angestellt *) und die ältern Beamten, die Vertrauensmänner, in der Rechtspflege sorgfältig beseitigt hatte.

Als ein triftiger Beleg über diese Zu- und Mißstände in der damaligen und seitherigen Rechtspflege ist den Betrachtungen ein wohl substanzirter Auszug aus dem vom damaligen Staatsminister der Justiz für das Etatsjahr 1817 an den König erstatteter Bericht (gedruckt zu München 1819) beygefügt. Während in diesem wichtigen Documente, woraus gar manches auch zwischen den Zeilen zu lesen ist, einerseits das Tabellenwesen, die Conduitlisten, das Collegialverfahren, die Advocatur als Mittel zum Zwecke, wiewohl unter steter Rücksicht auf finanzielle Ersparungen angerühmt werden; können anderseits die Mängel, das Illusorische, die Beschwerden der Gerichtsholden auch nicht in Abrede gestellt werden. Vordersamst ist es die furchtbare Anhäufung in der Criminaljustiz, wo z. B. in manchem Jahre bey 10,000 Angriffen und Verbrechen kaum $\frac{1}{5}$ der Thäter ermittelt werden konnte; (und das mit Hülfe der Gendarmerie, während es früher, mittels der exponirten Gerichtsdiener und kleineren Gerichtssprengel der umgekehrte Fall war;) was, im dreyfachen Instanzenzug, selbst den Justizminister in Verlegenheit setzte; und hiebey, wieder aus finanziellen Rücksichten, der schlechte Zustand der Gefängnisse. Auch die Rechtspflege in der Rheinpfalz ist hier besprochen; des Unzulänglichen in der Stellung der Friedensgerichte gedacht, und insbesondere sind die möglichen Gefährden des Notariats: nach den französischen Gesetzen, ein freyes, verkäufliches Gewerbe, gegen das seiner Function benöthigte Publicum ins Augenmerk genommen.

Ungeachtet die bayerische Rheinpfalz zu 112 □ Meilen, in einer ganz andern Naturlage, unter Bevölkerungs- und Wirthschaftsverhältnissen von 4—5000 Seelen auf der □ M. zu- und ausgänglich nach allen Seiten besteht, und mehrerentheils mit Ortschaften zu 1000—3000 Seelen; so zählt sie doch 31 Friedensgerichte, 4 Bezirksgerichte, 1 Apellhof, 12 Landescommissariate, 24 Rent- und 17 Forstämter ꝛc. ꝛc. Die dortigen Friedensgerichte durften früher nur bis zum Betrag von 200 Fr. erkennen: alle höheren Klagobjecte wurden an das collegialische Bezirksgericht in I. Instanz verwiesen; was aber, der topogr. Lage nach dort eben nicht beschwerlich fällt. Wie ganz anders stellt sich dagegen das Bedürfniß in der Rechtspflege in I. Inst. für die sieben diesseitigen Kreise mit 1251 □ Meilen; oder, nach Abschlag der Sprengel der Kreis- und Stadtgerichte sicher mit 1200 □ Meilen für das platte, z. Thl. Al-

*) „Grünes Holz," sagte der Bauer.

penland: auf der □ Meile mehrentheils nur 1000—1500, höchstens 2000 S. zählend — heraus!? Nach dem Boden-, Volks- und Wirthschaftscharakter dieser 7 Kreise, und insbesondere von Ober- und Niederbayern und bayer. Wald, werden nun in den vorliegenden Betrachtungen die Consequenzen gezogen. Zwar hat sich die Regierung seit dem J. 1837, nachdem sie bis dahin die Bitten der Gemeinden um Wiederherstellung der frühern, kleinern Landgerichtssprengel ziemlich schroff zurückgewiesen, die damals emanirte Novelle erwies sich für das platte Land als ganz unzulänglich, nach und nach zu 21 neuen Landgerichten verstanden, wozu die Landstände und die Gemeinden die Geldmittel reichlich boten. Allein dem wahren Bedarf ist damit bey weitem noch nicht genügt; um so weniger, als in Folge des Gesetzes vom 4. Juni 1848 über die Aufhebung der Patrimonial- und Herrschaftsgerichte den Landgerichten, dem Notariat, dem Hypothekenamt, der Pupillarschaft ꝛc. eine ausserordentliche Geschäftslast zugewiesen und den Gemeinden eben so viele bisherige Amtssitze entrückt werden. Zur Zeit, wo es sich um Durchführung dieses Gesetzes handelt, auch der privilegirte Gerichtsstand und die Siegelmässigkeit ꝛc. aufhören, bestehen in den diesseitigen 7 Kreisen neben 26 Kreis- und Stadtgerichten und 250 Landgerichten über 80 Herrschaftsgerichte und Patrimonialgerichte I. Cl. und c. 800 Patrimonialgerichte II. Cl. Die Kreis- und Stadtgerichte werden nicht säumen, sich jener Massen von Akten zu entledigen, für welche, streitiger und nicht streitiger Natur, Seitens des Adels und der Privilegirten daselbst bisher das Forum war. Mehr als 50 Millionen fl. Schulden sollen auf dem Adelgut lasten. Die langwierigen Rückstände in den Verlassenschaften der Geistlichkeit und ihrer Baufallsprozesse, immer lauter beklagt, werden an die Land- und Bezirksgerichte übergehend nur ein neues Stadium gewinnen. Bey der Ablösung der Grundlasten sind auch mannigfaltige Prozesse unvermeidlich u. s. w. *).

*) Die Zugabe eines Assessors, eines Actuars mehr bey dem einen oder andern Landgerichte hilft der Hauptbeschwerde des Volks, der Entlegenheit der Gerichtsitze, nicht ab.

Nach Angabe des damaligen Finanzministers in der II. Kammer waren im J. 1826 9500 Fiscalprozesse anhängig. Der bayerische Fiscus hat allzutief in die Anrechte und in den Besitzstand des Volkes eingegriffen. Eine ganz unpraktische und in ihren Folgen die Gemeinden sehr benachtheiligende Maßregel ist es auch, die zufällig nicht 10,000 Seelen und mehr befassenden Landgerichte, wären sie auch sonst noch so beachtungswerth, als Landgerichte II. Cl. mit geringern Gehalten, Exigenzen und Emolumenten zu bedenken. Eines dieser Landgerichte (Titmanning) mit 9600 Seelen zählt innerhalb 23 Jahren, lediglich darum, bereits eilf Landrichter. Das Pfleg- und Landgericht Teisendorf seit 800 J. bestehend, mit 8000 Seelen im Gebirg entlegen, ward im J. 1817 gleichsam über Nacht dem Landrichter zu Laufen eingeräumt. Bey Betrachtung solcher Thatsachen und Mißstände wird nun auch der Geschichtforscher und der in der Verwaltung unmittelbar nicht betheiligte Zeitgenosse den Gemeinden, ihren Besorgnissen, ihren Anforderungen seine Theilnahme nicht versagen können. Schon die vom Justizminister im Juli d. J. in der II. Kammer summarisch gegebene Uebersicht von der bevorstehenden Justizorganisation, und seitherige Verlautbarungen, und noch mehr, die 2 vollständigern Gesetzentwürfe vom 5. März d. J. (Reg. Bl. Nr. 9.) haben gegründete Besorgnisse und förmliche Verwahrungen hervorgerufen. Unter andern soll zwar in den 7 diesseitigen Kreisen noch eine größere Anzahl von Landgerichten als Einzelrichter bestellt werden; sie sollen aber, ähnlich den Friedensgerichten in der Rheinpfalz, und der Novelle vom J. 1837 analog, nur eine sehr limitirte Competenz, etwa bis zu 200 fl. ausüben können; alle wichtigern Fälle, alle Klagen über Grund und Boden, ewige Rechte, Gantverhandlungen ꝛc. sollen in I. Instanz an ein Bezirksgericht, das aus 1 Direktor und 5 Räthen besteht, verwiesen werden. In jedem Kreise sollen nur zwey Bezirksgerichte, (also etwa 14 diesseits des Rheins, auf 1200 □ Meilen?) bestehen. Analog dem Rheinkreise und nach dem Bedarf dürften kaum 50 genügen. Von den Landgerichten ginge die Berufung an die Bezirksgerichte, als zweyte und letzte Instanz. „Commissorio modo“ sollten zwar die Landgerichte auch vielfältig für die Bezirksgerichte functioniren, was

wäre damit gewonnen? Von den Bezirksgerichten ginge die Berufung an das Kreisgericht, bisher Appellationsgericht geheissen; und von demselben endlich an das Oberlandesgericht, bisher das Oberappellationsgericht.

Sehr zweckmäßig bliebe die Personal- und Sicherheits-Polizey, die Zuchtpolizey gleichfalls den Landgerichten vorbehalten. Sie hätten die Instruirung über Vergehen und Verbrechen u. s. w. Demnach sollte dem Landrichter, mit kaum zulänglich bemessener Besoldung und Exigenz, in der Person eines Gerichtsschreibers nur ein untergeordneter Functionär, nicht ein Stellvertreter zur Seite stehen; und nur ausnahmsweise hie und da ein Adjunkt, der selbständig amtiren kann, beygegeben werden. Hat sich die frühere Sparsamkeit in Bestellung einer ganz hinlänglichen Anzahl von Landgerichten als ein völlig verunglücktes Rechnungsexempel herausgestellt, indem dagegen die höhern Gerichtsbehörden an Personale und Exigenzen einen ungleich grössern Aufwand in Anspruch nehmen; so möchte ein ähnliches Resultat unter den beschränkenden Verhältnissen des neuen Organismus, in der That zu besorgen seyn; abgesehen von der offenbaren Einbusse der Landgerichte an Autorität, und gegenüber der Kostspieligkeit der in genügender Anzahl aufzustellenden Bezirksgerichte, die das platte Land in der Civilrechtspflege, unter Beybehaltung der bisherigen Stellung der Landgerichte und Kreisgerichte, unmittelbar gegeneinander, ganz beseitigt wünscht.

Schlüßlich fällt der Art 8. des Gesetzentwurfes den Landbewohnern besonders schwer aufs Herz. Demselben zufolge soll unter andern über die künftigen Gerichtssitze und Gerichtssprengel ꝛc. im Verordnungswege entschieden werden. Da nun, wie die Erfahrung lehrt, die bisherigen Wehen und Mißstände in der Rechtspflege und Verwaltung des platten Landes, wiewohl nicht absichtlich, eben vom Verordnungswege herrühren, so wünscht das platte Land, daß dießmal der Gesetzweg eingeschlagen, daß sofort ein detaillirtes Schema über Gerichtssprengel, Gerichtssitze, und Competenz in die Kammern, und so zur gehörigen Läuterung auf der Capelle der Erfahrung gebracht werden möchte.

Was den Art. II. eine naturgemässe und volksthümliche Verwaltung auf dem platten Lande, anbelangt, so bemerkt Ref. vorläufig, daß die Lösung dieser Aufgabe für die Wohlfahrt und Wirthschaft des Landes, den bisherigen Verheissungen und Anforderungen entsprechend, und gegenüber den Ein- und Uebergriffen des modernen Polizeistaats, der sogenannten Curatel, die Autonomie der Gemeinden und ihre geistlichen und weltlichen Stiftungen, ihre öffentlichen Arbeiten, und pecuniären Gebahrungen so fühlbar berührend und beirrend, nicht minder wichtig als die Rechtspflege sey; und zu einer noch umfassendern Substanzirung der Betrachtungen hierüber mittels Aufzählung von Thatsachen führte. Den Totalbegriff von einem bayerischen Pfleg- und Landgericht festgehalten, handelt es sich nun, nach Trennung des Richteramts von der Verwaltung, von deren Pflege, von der Aufstellung einer höchst wichtigen politischen Behörde dem Landgerichte gegenüber; sohin, wie es im Antrag zu stehen scheint, von Landescommissariaten mit grössern Bezirken; wofür aber die Gemeinden das altehrwürdige, und so viel aussprechende Prädicat Pflegamt, (wie in Oesterreich), und eine mehr genügende Anzahl derselben beybehalten wissen wollen. Die derselben nothwendig gebührende Competenz werde diesen Wunsch rechtfertigen, dagegen dürften die höhern und höchsten Behörden zu $\frac{2}{3}$ Theilen ihres bisherigen Ein- und Ueberlaufs enthoben werden, insbesondere, wenn endlich eine der wohlthätigsten Verheissungen der Constitution vom J. 1818, „die Wiederbelebung der Gemeindekörper durch die Wiedergabe der Verwaltung der ihr Wohl zunächst berührenden Angelegenheiten“ — in Erfüllung gehen würde.

Ob dem Ref. gestattet wäre, aus seinen dießfälligen Betrachtungen *) für diese Blätter auch einen kurzen Auszug zu liefern, möge dem Ermessen der verehrl. hist. Cl. anheimgestellt bleiben.

*) Gebirgsbote (Nr. 15—26).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Acts of the Government of India, from 1834 to 1848. Ordered by the House of Commons, to be printed. London 1849.

Die oberste Gewalt in allen bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der angloindischen Regierung beruht, nach einer Satzung des letzten Freybriefes der ostindischen Gesellschaft (1833. Aug. 28), in dem Oberstatthalter und seinen vier Räthen. Sie verfügen unter der Formel: der Oberstatthalter von Indien im Rathe. Die andern zwey Präsidentschaften, aus einem Statthalter und drey Räthen bestehend, sind ihnen untergeordnet. Die neu eingerichtete dritte Präsidentschaft für die nordwestlichen Kreise erhielt bald, um die Kosten zu mindern, bloß einen Vicestatthalter, welcher zu Agra residirt. Der Oberstatthalter im Rathe kann die bestehenden Verordnungen und Gesetze aufheben und neue erlassen, welche die Kraft von Parlamentsbeschlüssen haben. Deßhalb heißen sie auch nicht mehr, wie in den letzten vierzig Jahren (1793 — 1833) Verordnungen, sondern Acte der obersten Regierung. In frühern Zeiten mußten die Verordnungen von dem obersten königlichen Gerichtshof eingetragen werden; nur dann hatten sie Gesetzeskraft, nur dann waren sie von allen Gerichten anerkannt. Auch war eine Berufung nach England gestattet und der König konnte jede Verfügung aufheben. Alles dieß ist jetzt geändert. Der Oberstatthalter im Rathe hat, gleichwie die Legislatur der Heimath, die gesetzgebende Gewalt. Um die Thatsachen zu sammeln und die Vorarbeiten zu besorgen, wurde ein Gesetzgebungsausschuß für Indien eingerichtet. Er möge überdieß zu einer allgemeinen Polizeyordnung, für Einheimische wie für Engländer, die nothwendigen Einleitungen treffen. Der Hof der Direktoren ist verpflichtet, jährlich einen Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben, über das Schulden- und Pensionswesen des indischen Reiches, so wie die Akten oder Gesetze des Oberstatthalters im Rathe dem Parlamente vorzulegen. Alle diese Papiere werden dann dem Drucke übergeben, und bilden von nun an eine Hauptquelle der Geschichte.

Wir wollen aus dieser selbst in England wenig beachteten und auf dem Continente sehr seltenen Gesetzsammlung, die uns vollständig von ihrem Beginne 1834 bis zum Ende des Jahres 1848 vorliegt, die wichtigsten Akte hervorheben und, wo es nöthig scheint, kurze Bemerkungen hinzufügen. Aus ihnen ersieht man am sichersten, in welchem Geiste die Engländer Indien regieren und wie sie sich bestreben, das Volk nach und nach auf eine höhere Stufe der Kultur zu erheben. Wir haben, bey der nachfolgenden Darstellung überdieß, einige die indische Gesetzgebung betreffende Aufsätze des Calcutta Review (No. XVI. Dec. 1847. — No. XVII. März 1848. — No. XVIII. Juni 1848 und XXI. März 1849) zu Rathe gezogen, und ihnen einige Erläuterungen entnommen. Die indische Gesetzsammlung, welche die Aufschrift führt: The law relating to India and the East-India Company, with notes and an appendix, wovon in England schnell nacheinander mehrere Auflagen erschienen — wir besitzen die vierte vom Jahre 1842 — ersetzt aber keineswegs, wie man wohl glauben könnte, diese Aktensammlung.

Sie enthält bloß einige dieser Gesetze und ist im Ganzen nur auf den praktischen Gebrauch eingerichtet. Alle Documente, alle einzelnen Satzungen der Parlamentsbeschlüsse und Freybriefe, welche jetzt bloß einen historischen Werth haben, wurden weggelassen, so daß die ältere Sammlung von Russel: **A collection of Charters and Statutes relating to the East-India Company; with an appendix. London 1817.** (ein Band in Quarto von 1490 enggedruckten Seiten) immer noch unentbehrlich ist. Wie schwierig aber eine gründliche Kenntniß der im anglo-indischen Reiche bestehenden Gesetze ist, erhellt schon aus der bloßen Aufzählung der in den fünf obersten königlichen Gerichtshöfen der drey Präsidentschaften, in den bürgerlichen, peinlichen, schiedsrichterlichen, geistlichen und Admiralitätsgerichten geltenden Rechte. Es sind deren nicht weniger als sieben:

1) das gemeine Recht (Common Law) Englands, so weit es nicht durch die besondere indische Gesetzgebung aufgehoben ist;
2) das statutarische Recht (Statute Law) Englands, so weit es nicht durch die besondere indische Gesetzgebung aufgehoben ist;
3) das besondere statutarische Recht für Indien seit dem Jahre 1726, so weit es nicht wieder aufgehoben wurde und die einzelnen Satzungen (Statutes), welche durch Regierungsbeschlüsse auf Indien ausgedehnt wurden;
4) das bürgerliche Recht, gültig für die geistlichen und Admiralitätsgerichtshöfe in England;
5) die Verordnungen und Gesetze des Oberstatthalters im Rathe;
6) die einheimischen Gesetze der Hindu in allen bürgerlichen Streitsachen, wo ein Hindu der Beklagte ist, welche wieder unter sich verschieden sind in den verschiedenen Ländern Hindostans;
7) das muselmanische Gesetz in allen bürgerlichen Streitigkeiten, wo ein Muselman der Beklagte ist.

In allen Fällen, wo der Gegenstand 10,000 Rupien (22,000 fl. unseres Geldes) übersteigt, findet eine Berufung von den obersten indischen Gerichtshöfen nach England statt, an Ihre Majestät im Rathe. Dieselben verschiedenen Gesetze gelten in den Gerichtshöfen der Kompagnie. Ueberdieß wird in den peinlichen Fällen nach dem muselmanischen Rechte entschieden, und in allen Klagen gegen europäisch-britische Unterthanen so wie in einigen andern bestimmten Fällen gilt die **Lex loci.**

Das wichtigste und folgenreichste Gesetz der am Eingange unseres Artikels angeführten Sammlung ist sicherlich das über die Presse, weßhalb wir länger dabey verweilen.

Während der Zeit von der Rückkehr Lord Bentincks bis zur Ankunft des neuen Statthalters — es war beynahe ein Jahr (1835 März 17 — 1836 März 5) verflossen — regierte Charles Metcalfe als Stellvertreter mit Kraft und Einsicht ganz im Sinne des großen Reformators, seines Vorgängers im Amte. Seine wichtigste, folgenreichste Maßregel ist die Begründung der gesetzlichen Preßfreyheit. Die Presse erfreute sich von ihrem Beginne in Indien derselben Freyheit wie im Mutterlande. Die Akte, welche der Krone eine Oberaufsicht über alle Drucksachen zuerkennt, war in England seit 1693 nicht mehr erneuert, und somit die Preßfreyheit zur Thatsache erhoben. Dem Unfug des freyen Wortes konnte in Indien, wie in England selbst, nur vermittelst einer Libel- oder Injurienklage gesteuert werden. Die endlosen Zwiste und Gemeinheiten während Warren Hastings Statthalterschaft sind von einem gewissen Hickey, dem Begründer der indischen Zeitung, der **Bengal Gazette**, trefflich ausgebeutet worden. Sein Blatt erfreute sich eines großen Leserkreises; die viel geschmähte indische Regierung konnte den kühnen gefährlichen Gegner bloß durch wiederholte gerichtliche Verfolgungen zu Grunde richten. Das Unternehmen fand bald viele Nachahmer. Die Regierung half sich nun in anderer, in schnellerer Weise. Lord Cornwallis machte von dem unbedingten Rechte des Oberstatthalters Gebrauch; dem Herausgeber des bengalischen Journals wurde die Erlaubniß zum Aufenthalte entzogen; er mußte nach England zurückkehren. Dasselbe Loos traf andere Zeitungsschreiber in den folgenden Jahren. Später suchte die indische Regierung durch einige Verordnungen den Mißständen abzuhelfen und sich zugleich der gehässigen Maßregel der Ausweisung zu entle-

digen. Buchdrucker, Eigenthümer und Herausgeber der Zeitung mußten ihre Namen angeben; jedes Blatt mußte vor der Ausgabe einem hiezu beorderten Beamten vorgelegt werden. Die Mißachtung dieser Vorschriften hat die augenblickliche Abführung nach Europa zur Folge. Marquis Wellesley verhängte neue Beschränkungen. Es wurde der Presse verboten, die Erlasse der Regierung, ihre Seeunternehmungen, dann die Ankunft und Abfahrt der Schiffe, vor der Meldung in der amtlichen Gazette mitzutheilen. Man konnte damals mit Recht befürchten, die französischen Kriegsschiffe und Kaper, welche zahlreich in den indischen Meeren umfuhren, möchten derley Angaben zum Nachtheile Englands benützen. Als auch diese Verordnungen nicht ausreichten, wurde eine förmliche Censur eingeführt. Der Censor hatte das Recht und die Pflicht, jede mißliebige Aeußerung, jede dem Statthalter unangenehme Nachricht zu streichen. Geschah dieß nicht, so erfolgten Verweise und am Ende wohl auch Strafen. Der Censor von Bombay hätte, nach dem Sinne des Marquis, die Angabe der Ernennung des Lord Cornwallis zu seinem Nachfolger nicht gestatten sollen, indem sie auf die schwebenden Unterhandlungen nachtheilig rückwirken könnte. Die bereits gedruckten Parlamentsverhandlungen mußten wieder zurückgezogen werden, weil sie mehrere Maßregeln der indischen Regierung in scharf tadelnder Weise besprachen. So wird auch von den tüchtigsten, wackersten Männern, wenn das Gesetz sie nicht zügelt, die Macht zum Unfug verkehrt. Lord Minto fand es, von höherem politischem Standpunkte, nothwendig gegen die herausfordernde Sprache der evangelischen Sendboten einzuschreiten; die Werke, Flugschriften und Predigten der Missionäre zu Serampore wurden unter strenge Aufsicht gestellt. Der Marquis von Hastings hat die Censur aufgehoben und an deren Stelle ein ziemlich beschränkendes Preßgesetz erlassen, welches nicht selten übertreten wurde. Herr Buckingham, Herausgeber des Calcutta Journals, stützte sich auf einige freysinnige Aeußerungen des Marquis, und schrieb in der Weise der englischen Zeitungen. Der innere Gehalt, die anziehende Sprache und die Rücksichtslosigkeit des Journals verschafften ihm bald einen großen Leserkreis. Herr Buckingham hatte sich durch Unparteylichkeit, durch muthvollen Tadel jedes Fehlers, jedes Unrechts, mochten sie auch von den höchsten Behörden kommen, zu einer Macht erhoben und überdieß ein einträgliches Besitzthum erworben. Die wiederholten Warnungen wurden mißachtet. Der folgende Statthalter griff endlich zum letzten Mittel; die Erlaubniß des Aufenthalts wurde zurückgenommen; Buckingham mußte nach England zurückkehren. Alle Schritte des verfolgten Mannes beym Hofe der Direktoren und der Versammlung der Eigenthümer der ostindischen Compagnie, bey dem geheimen Rathe und dem Parlamente führten zu keinem glücklichen Ergebniß. Herr Buckingham ward allenthalben abgewiesen; jede Entschädigung für die großen Verluste wurde ihm verweigert.

Während der Regierung des Lord William Bentinck genoß die Presse thatsächlich einer vollkommenen Freyheit. Zur Zeit seiner Statthalterschaft in Madras hatte der Lord ganz anders gehandelt. „Die Presse," hieß es damals, „müsse in Indien unter die strengste Aufsicht gestellt werden." Selbst der Druck einer gerichtlichen Anrede an die Geschwornen wurde verweigert. In Madras hatte auch immer eine schärfere Censur statt gefunden als in den übrigen Ländern des indischen Reiches. Der Presse blieb nun nichts zu wünschen übrig, als daß der thatsächliche Zustand zum Gesetz erhoben würde. Dieß ist auch, einige Monate nach der Rückkehr des Lord, durch die berühmte Akte des Oberstatthalters im Rathe (1835 Aug. 3) geschehen. Alle frühern beschränkenden Verordnungen wurden aufgehoben. Drucker und Herausgeber hatten bloß die Verpflichtung, der betreffenden Behörde Anzeige zu machen; jedes Werk, jede Zeitschrift mußte mit ihrem Namen und dem Druckorte, dem Namen des Druckers und Herausgebers versehen seyn. Auf die Uebertretung dieser Vorschrift steht im höchsten Falle die Buße von fünftausend Rupien oder eine Freyheitsstrafe von zwey Jahren.

Seit der Zeit hat die periodische Presse in englischer Sprache, in den verschiedenen einheimischen Sprachen und Mundarten einen großen Aufschwung erhalten. Man findet hier sogar, was wohl sonst

nirgendwo auf Erden, eine Polyglottenzeitung „die indische Sonne“ in fünf verschiedenen Sprachen: Persisch, Hindi, Englisch, Urdu und Bengali. Der Regierung und dem Lande ist keines der Uebel erwachsen, welche man von der Freygebung der Presse verkündete. Das angloindische Reich kam durch auswärtige Umtriebe und einheimische Verschwörungen, durch die Kriege in Afghanistan und mit den Sikh in die peinlichste, gefährlichste Lage; niemals zuvor hatten die Engländer solche Verluste erlitten. Die freye Presse hat die Verlegenheiten der Machthaber nicht vermehrt; sie stand ihnen im Gegentheile rathend, helfend und warnend zur Seite. Man pflegt in England, wohl nicht ohne politische Absicht, eine düstere Schilderung der indischen Presse zu entwerfen; sie gefalle sich in niedrigen Ausfällen, ihre Herausgeber seyen verrufene Leute. Dies ist aber keineswegs, wenigstens nicht im Allgemeinen der Fall. Das englisch lesende Publikum in Indien besteht aus wohlerzogenen gebildeten Männern und Frauen, aus Angloindiern und einer kleinen Anzahl Muselman und Hindu. Die indische Presse schreibt nicht für niedere Klassen, die sie anlocken, die sie befriedigen müßte. Die Vorwürfe der Gemeinheit treffen wohl ebensosehr die englische Presse der Heimath wie die der asiatischen Besitzungen. Die großen Blätter sind zwar gewöhnlich frey davon, dagegen gibt es eine Anzahl kleiner, von den gebildeten Klassen wenig beachteten Zeitungen in Großbritanien, die sich durchgängig in Unflath, Verläumdungen und Lügen gefallen. Dieß Alles und vieles Andere wurde bey der glänzenden Jahresfeyer des Preßgesetzes zu Kalkutta, der Metcalfe noch beywohnte, besprochen. Es war das erhabenste, freysinnigste Fest, welches jemals in der „Stadt der Paläste“ gegeben wurde. Alle edeln für die sittliche Erhebung der indischen Völkerschaften wirkenden Männer, Einheimische und Engländer, hatten sich eingefunden, und auch der edlen Todten, wie Rammohun Roy, gedachte man in erhebender, rührender Weise. Das Lob der freyen Presse, das Lob Metcalfes erscholl von allen Seiten. Ein Hindu suchte die Furcht zu bekämpfen: das Erziehen der Eingebornen zu denkenden Menschen, ihre Heranbildung zur Selbstregierung, würde die englische Oberherrlichkeit gefährden.

Die kurze Verwaltung Metcalfes glänzt auch noch durch ein anderes, wenn auch minder folgenreiches Gesetz. Bis zu der Zeit mangelte Indien, was freylich auffallend genug, einer allgemeinen gesetzlich anerkannten Münze. Metcalfe bestimmte einen normalen Münzfuß in Gold, Silber und Kupfer für sämmtliche drey Präsidentschaften. Die Rupien, Mohur und Peice haben auf der rechten Seite den Kopf der regierenden Majestät von Großbritanien, auf der linken den Namen der Münze in englischer und persischer Sprache mit den Worten: East-India Company. Man ließ Wilhelm IV., auch nach der Thronbesteigung der Königin Viktoria, aus Furcht der Kopf einer Fürstin würde zu sehr gegen die Vorurtheile der Bevölkerung verstossen.

Die unaufhörlichen Kriegsläufte während der Verwaltung der Lords Aukland und Ellenborough hinderten alle durchgreifende Reformen. Man begnügte sich mit der Ausführung einzelner Anordnungen des neuen Freybriefes und mit der Abschaffung gewisser Mißstände, namentlich derjenigen, welche aus dem Uebertragen englischer Gesetze auf östliche Völker und Zustände hervorgiengen. Die früheren Nachtheile der Geburt und des Glaubens sind aufgehoben; es kann jeder gewisse niedere Richterstellen bekleiden; die höhern unterliegen dem Patronat des indischen Hauses. Die Binnenzölle wurden nach und nach abgeschafft; endlich auch in der Präsidentschaft Madras, wo gewöhnlich alle Neuerungen später Eingang finden. Der Ankauf von Grund und Boden ward jedem Engländer gestattet. Dieser Erlaß, so freysinnig und fördernd er scheint, hat die Kultur Indiens nur wenig gefördert. Der Bauern bedarf Hindostan nicht; auch werden des Klimas wegen niemals viele europäische Ackersleute dorthin ziehen. Die wichtigsten Einwanderer wären Mechaniker mancherley Art: Ingenieure, Landmesser, Baumeister, dann wissenschaftliche Männer und Kundige des europäischen Fabrikwesens.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Acts of the Government of India, from 1834 to 1848.

(Schluß.)

Diesen allen steht aber ebenfalls das Patronat entgegen. Es ist der indischen Verwaltung ausdrücklich verboten, kenntnißreiche Leute dieser Art, welche nicht in irgend einem Dienstverhältniß zur Kompagnie stehen, für die öffentlichen Arbeiten zu verwenden! Diese gemeine Selbstsucht trägt vorzüglich die Schuld der geringen Fortschritte im bürgerlichen und gewerblichen Gemeinwesen. Die persische Sprache, bis dahin die amtliche in gerichtlichen und finanziellen Angelegenheiten, soll nach Gutdünken des Oberstatthalters im Rathe beseitigt und die örtlichen Mundarten eingeführt werden können.

Ueber die Eidesleistung der mannigfachen Religionsgenossen galten auch in Indien zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten. Man vereinigte sich endlich dahin, der Hindu solle beym Wasser des Ganges und der Muselman beym Koran schwören. Den Gläubigen beyder Art war diese Weise sehr mißfällig. Der Eid wurde nun ganz abgeschafft und an dessen Stelle eine Versicherung eingeführt in folgender deistischer Formel: Ich erkläre feyerlich in der Gegenwart des allmächtigen Gottes, daß das, was ich jetzt sage, Wahrheit ist, die ganze Wahrheit und nichts als Wahrheit. Zu gleicher Zeit wurde auch die Wallfahrtsabgabe den englischen Frommen so anstößig, namentlich zu Jagarnath in der heiligen Stadt Puri des Landes Orissa aufgehoben, und jede andere unmittelbare Verbindung der Regierung mit dem Brahmanenthum beseitigt. Die Abgabe der Pilger zum Tempel Jagarnaths, d. h. des Herrn der Welt, wurde von den Muselman eingeführt, welche sich gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Orissas bemächtigten. Die nachfolgenden Eroberer, Maharatten und Engländer haben die Pilgersteuer beybehalten. Ein kleiner Theil der Erträgnisse wurde auf die Erhaltung der heiligen Gebäude und für die religiösen Festlichkeiten verwendet. Es mochte jährlich ein Lakh Rupien als reiner Gewinn in die indische Staatscasse fließen. Die Aufhebung aller Abgaben dieser Art zu Gaya, Allahabad und Jagarnath wurde ebenfalls bereits zu den Zeiten Lord Bentinks angeregt. Nur fiscalische Vortheile haben die Ausführung des Vorhabens auf einige Jahre verschoben. Die englische Regierung hat sich seit der Zeit verpflichtet jährlich eine Summe von ungefähr 24,000 Rupien zur Erhaltung des Tempels beyzusteuern.

Wilberforce und seine Genossen verfolgten sicherlich ein edles, menschenfreundliches Ziel. Ihre Schuld ist es nicht, daß die englischen Staatsmänner und Speculanten die Aufhebung der Sklaverey zum Vortheile des ganzen Gemeinwesens und zu ihrem eigenen auszubeuten suchten. An die Stelle öffentlich erkaufter Sklaven traten scheinbar freywillig Angeworbene; an die Stelle der Neger kamen andere Barbaren oder Halbbarbaren. Der geringe Taglohn und die Arbeitsfähigkeit der Kuli waren ganz geeignet zum Ersatze der Negerarbeit. Sie wurden nun nicht selten unter eiteln Versprechungen bewo-

gen, nach Mauritius, nach Jamaica und dem britischen Guiana überzusiedeln, wo sie in der That als Sklaven behandelt und mißhandelt wurden. Die armen Leute erhoben bittere Klagen; endlich ist diese neue Weise des Sclavenhandels in der Presse wie im Parlamente mehrmals zur Sprache gekommen. Die indische Regierung sah sich dadurch veranlaßt, alle Verträge um Kuli nach andern Ländern zu ziehen, für ungesetzlich zu erklären. Einige Jahre hernach wurde jedoch die Auswanderung wieder gestattet mit einigen Vorkehrungen gegen Mißbräuche, welche jedoch nur selten ihren Zweck erreichen. Ein anderes Gesetz zielt, wenn auch in mittelbarer Weise, auf Abschaffung der Sclaverey in allen Ländern Hindostans. Sklaven, die am Grunde und Boden haften, mit diesem verkauft oder vertauscht werden, waren in den alten Zeiten des Brahmanenthums nicht vorhanden. Solche finden sich jetzt nur in einigen Gegenden des Südens, in wenigen Gauen Bengalen's, Bihar's und in den südöstlichen Gebirgen Guzerat's und zwar in sehr geringer Zahl. Familienhörige, im Hause des Herrn Geborene oder als Kinder Erkaufte, sind über ganz Indien verbreitet und werden gewöhnlich sehr mild behandelt. Man wagte es nicht, das ganze Institut mit einem Schlage aufzuheben; die Gerichte sollten bloß, so bestimmte das Gesetz, alle auf Sclaverey bezüglichen Anliegen und Händel der Herren zurückweisen; dem Sklaven hingegen müßte jeder Schutz geleistet werden. Diese wichtige Maßregel wurde von Auckland vorbereitet und ihm gebührt das ganze Verdienst. Lord Ellenborough war bloß zufällig Oberstatthalter zur Zeit ihrer Ausführung. Er that nichts, nichts in keiner Beziehung, für die Reform. Die Besserung der Finanzen während seiner Verwaltung hat man nicht ihm, sondern den äußeren Umständen zu verdanken. Um den Klagen zu begegnen, daß höhere Richter nicht selten untergeordneten Einheimischen ihre Geschäfte anvertrauen, wurden sie verpflichtet, die Gründe der Urtheile in ihrer Muttersprache auszuführen. Beyde, die Urtheile und die Gründe, werden dann von Zeit zu Zeit dem Drucke übergeben, — ein erfolgreiches Mittel zur Verbreitung der Rechtskenntniß, wie zur Kontrole für die Richter. In einigen Jahren sind bereits viertausend Fälle mit den Entscheidungsgründen bekannt gemacht, von dem rechtskundigen William Morley gesammelt und mit Erläuterungen versehen worden *). Zu gleicher Zeit wurde, um die mit Geschäften überladenen Beamten zu erleichtern, namentlich den bey der Polizey und den peinlichen Gerichtshöfen angestellten, eine Anzahl theils englischer, theils einheimischer Stellvertreter beygegeben, welche nicht in den regelmäßigen Dienst eingereiht sind, und einen geringen Sold erhielten.

Lord Hardinge hatte sich in jungen Jahren einen bedeutenden Namen erworben; seinem militärischen Blick, seinem Rathe hatte England vorzüglich den folgenreichen Sieg bey Albuera zu verdanken. Andre Schlachten, die bey Ligny, wo er eine Hand verlor, und Waterloo erhöhten seinen Ruhm. Im Parlament, und als Kriegsminister zweyer Toryverwaltungen, zeigte Henry Hardinge, neben seinem Freunde Wellington, große Geschäftskenntniß dabey aber eine streng conservative, den von der Nation angestrebten Reformen abgeneigte Verstandesrichtung. Dieser „Soldatenfreund" erhielt die Stelle seines Verwandten, des zurückgerufenen Lord Ellenborough. Der neue Oberstatthalter eilt nach Indien und noch am Tage seiner Ankunft zu Kalkutta (1844 Juli 23.) leistet er den vorgeschriebenen Eid.

Das Reich bedurfte des Friedens, um sich von den Nachwehen der letzten Kriege zu erholen. Der Oberstatthalter suchte die immer besorgten Lehensfürsten von Aud und Nipal, so wie den Nisam zu beruhigen; „die indische Regierung denke nicht daran ihre Rechte zu schmälern, sie mögen und sollen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die gute Verwaltung ihrer

*) An analytical Digest of the reported cases decided in the supreme Courts of Iudicature in India, in the Courts of the H. East-India Company, and an appeal from India by H. M. in Council, together with an introduction, Notes illustrative and explanatory, and an Appendix. Die zwey Bände des Herrn Morley füllen bereits 1200 Seiten und sind noch nicht vollendet. Calcutta Rev. No. XXI. März 1849.

Länder richten.“ Die Aufstände in den zwey kleinen Lehnsfürstenthümern der Maharatten Kolapore und Wari und Sawant-Wari schienen im Anfange ganz unbedeutend. Englische Beamte, welche dem Volke ungeeignete Gesetze und Ordnungen aufdringen wollten, trugen die Schuld der Empörung. Eine Kriegführung von sechs Monaten, 10,000 Mann und Oberst Outram, ein tüchtiger Mann in jeder Beziehung, waren nothwendig um sie niederzuschlagen. Die zahlreichen Burgen des gebirgigen, mit Moorgebüsch überwachsenen Landes wurden geschleift, die Bevölkerung entwaffnet und die Anführer des Aufstandes streng gezüchtigt, nach dem im Morgenlande gangbaren despotischen Sprüchworte: Ohne Strenge keine Regierung.

Der erste Akt des neuen Oberstatthalters im Rathe (1845) hob ein früheres Gesetz auf, wonach das Land, ist die Grundsteuer nicht gleich am Abend des Verfalltages entrichtet, alsbald gerichtlich verkauft wurde. Ehemals waren von dem Finanzministerium bestimmte Tage festgesetzt, an welchen alle Güter dieser Art im Wege öffentlicher Versteigerung veräußert wurden; nur die Steuereinnehmer, deren Unterbeamte und die betreffenden Parteyen wußten, welche Ländereyen diesem Loose verfielen. Nach dem neuen Gesetze müßen alle Grundstücke zuerst öffentlich ausgeschrieben und ein Tag bestimmt werden, an welchem die Rückstände zu bezahlen sind. Erst dann, wenn der Termin nicht eingehalten wird, kommt es zum öffentlichen Verkaufe des Landes. Ein anderes Gesetz schafft alle Strafen des Ehebruches ab, das Sühnegeld und Gefängniß ausgenommen, welche dem Gutdünken der Gerichtshöfe unterliegen. Nur dem Gemahl steht die Klage frey, und zwar gegen die Frau wie gegen den Geliebten. Dieses Gesetz, wenn auch den europäischen Begriffen angemessen, verstößt gegen die Interessen der einheimischen Bevölkerung der Hindu wie der Muselman. Das Recht der Klage sollte allen Verwandten namentlich den Vätern und Brüdern zustehen, denn ihnen liegt es ob, die Verbrecherin zu ernähren. Die Eingaben bey den Gerichtshöfen müssen auf Stempelpapier geschrieben seyn; Lord Hardinge hat die eingeborenen Officiere und Soldaten durch ein eigenes Gesetz hievon ausgenommen. Auch andere Akte des Oberstatthalters erzielen eine sonderrechtliche Stellung des Heeres, worüber in Indien häufige Klagen erhoben wurden. Die Gleichstellung der Sipahis in Betreff der Strafen mit den europäischen Soldaten geschah aus höhern politischen Rücksichten. Zum Verständnisse dieses Gesetzes, müssen wir auf frühere Anordnungen zurückgehen.

Es ist eine bemerkenswerthe Erfahrung, daß die südlichen und östlichen Völker, ungeachtet der tausendjährigen Willkürherrschaft, sich durch körperliche Strafen mehr entwürdigt fühlen als die meisten Bewohner des Westens und Nordens. Der indische Soldat, der einmal die Peitsche erhalten, kann sich niemals von der Schmach erheben. Dienstesentlassung ist die nothwendige Folge. „Das ruhige und ordentliche Benehmen des einheimischen Heeres,“ erklärte bereits der Feldzeugmeister Indiens, Lord Combermere in einem Armeebefehle (19. März 1827), „macht auch, mit höchst seltenen Ausnahmen, die Peitschenstrafe ganz überflüßig; künftig soll kein Sipahi einer körperlichen Züchtigung unterworfen werden, außer wegen Diebstahls, Plünderung und groben Ungehorsams. In diesem Falle werden die Verbrecher überdieß davongejagt. Man könnte der körperlichen Strafen bey den einheimischen Truppen ganz entbehren.“ Auch Lord Bentinck huldigte dieser Ansicht. Ein Befehl ergieng (24. Febr. 1835), wonach der Sipahi künftig nur durch Dienstentlassung bestraft werden könnte; für Verbrechen gelten die gewöhnlichen Strafgesetze; zu gleicher Zeit wurde eine Erhöhung des Soldes, im Verhältniß zu den Dienstjahren angeordnet. Die nachtheilige Herabsetzung des englischen Soldaten hinter den Sipahi ward wenig oder gar nicht beachtet. Auch mochte Lord Bentinck glauben, das Parlament, welches die Abschaffung körperlicher Züchtigung immer noch der militärischen Ordnung und Disciplin gefährlich hält, werde ihm endlich nachfolgen. Dieß ist jedoch nicht geschehen. Die Anordnung erregte im Gegentheil, in der Heimath großes Mißfallen; und deßhalb wurde sie (1847) von dem Oberstatthalter Lord Hardinge wieder aufgehoben, obgleich sie sich in Indien vortrefflich bewährt hatte. Die Kriegsgerichte waren

in Folge des Erlasses schnell auf ein Viertel herabgesunken; die guten Soldaten wurden noch sorgfältiger, und die schlechten nahmen sich mehr zusammen. Sie wußten: jetzt tritt keine Gnade mehr ein, gewöhnliche Vergehen bringen sie um ihr Brod, und außerordentliche in Ketten, zu harter Arbeit an Straßen und Brücken. Diese Maßregel Bentincks verbreitete allgemeine Zufriedenheit unter den einheimischen Truppen, auf welchen das große angloindische Reich erbaut und wodurch es erhalten wird. Die indischen Heere sind die einzigen, welche vollständig aus freywilliger Anwerbung hervorgehen; sie können jeden Tag die Waffen niederlegen; hiemit zerfiele das Reich in Trümmer, von welchen höchstens einige durch europäische Truppen behauptet werden könnten. Dieß ist aber, wenigstens in der nächsten Zeit, schon der großen Anzahl indischer Familien wegen, welche von den Soldersparnissen und den Pensionen der ausgedienten Krieger leben, nicht zu befürchten. Der gewöhnliche Sipahi erhält eine monatliche Löhnung von acht bis neun, und nach Verlauf der 16 jährigen Dienstzeit eine monatliche Pension von 4—5 Gulden. Ein Hawildar oder Sergeant das Doppelte, und in ähnlichem Verhältniß steigt der Sold des Jemadar und Subadar, (einheimische Namen für Lieutenant und Hauptmann). Der Orden des britischen Indiens zweyter Klasse trägt täglich einen halben, der ersten Klasse, einen ganzen Dollar. Um die Höhe dieses Soldes zu ermessen wisse man, daß der beste Taglöhner Hindostans im Durchschnitte nur 3 bis 4 Gulden monatlich verdient. Die Pensionäre, über deren Stellung eine eigene Norm gegeben ist, sind sehr zahlreich. Sie belaufen sich gewöhnlich auf mehr als ein Viertel der aktiven Heeresmacht. Ein eigenes Gesetz bestimmt (1845), daß auf die Pensionen keine Schulden gemacht und daß sie nicht verkauft werden können. Dieses Militärwesen, dann die Sicherheit der Beamten in ihren Stellen und Einkommen, die Aussicht auf Beförderung, die regelmäßige und reichliche Bezahlung: dieß Alles entschädigt eine große Anzahl Hindu und Muselman für manche andere Verluste und Kränkungen, und befreundet sie der fremden, christlichen Herrschaft.

Will der leitende Ausschuß der Kompagnie

irgend eine neue Ordnung in Indien einführen, so erhält die indische Regierung den Auftrag, sie als eine Akte des Oberstatthalters im Rathe bekannt zu machen. Viele indische Gesetze sind, gleichwie das über die Prüfungen (1844) auf diesem Wege ins Leben gerufen worden. Wer immer seine Kenntnisse und Fähigkeiten durch öffentliche Prüfungen beurkundet, erlangt dadurch eine Antwartschaft auf eine Anstellung. Herkunft und religiöses Glaubensbekenntniß soll künftig keinen Unterschied mehr machen. Auch sey es gleichviel, wo und wie man seine Bildung erlangt, ob in einer Staatsanstalt, durch einzelne Lehrer oder Privatinstitute. Junge Männer von Erziehung und Talenten werden allenthalben vor andern den Vorzug erhalten.

Die Einsetzung eines aus sieben Mitgliedern bestehenden, jährlich wechselnden Gemeinderathes zu Kalkutta (1847), wovon drey von der Regierung ernannt, und vier von den Häuserbesitzern gewählt werden, verdient noch aus der Menge unbedeutender Gesetze im Gerichts- und Polizeywesen, in Handels- und Steuerangelegenheiten besonders hervorgehoben zu werden, weil sie ein vortheilhaftes Zeugniß giebt für die Einsicht und Befähigung der einheimischen Bevölkerung. Hindu und Muselman hielten zusammen und wählten kundige Männer von guter Erziehung und gutem Leumund; nur ein einziger Engländer wurde, und dieß, wie es scheint nicht ganz mit rechten Dingen, in den Gemeinderath gewählt. Dieß Ergebniß, so natürlich es ist, erregte großes Mißbehagen bey der englischen Bevölkerung und stimmte sie gegen jede Ausdehnung der Municipalverfassung in den andern Städten Hindostans. Man sah in diesen Wahlen, und zwar nicht mit Unrecht, einen bedeutsamen Fingerzeig für die ganze Zukunft des angloindischen Reiches.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros. Von Prof. Dr. Aug. Bernh. Krische. (Besonderer Abdruck aus Göttinger Studien. II. Abth.) Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1848.

De primordiis Phaedri Platonis. Prolusio qua ad celebranda publica discipulorum examina — nomine Scholae Thomanae patronos et fautores invitat Godofredus Stallbaumius, Rector. Lipsiae 1848. Prodiit ex officina Staritzii, Academiae typographi.

Mag während der politischen Stille verflossener Decennien vielleicht auch mancher Begeisterte Alterthumsforscher eingestimmt haben in die Klage, daß unser Volk, in Kunst und Wissenschaft keinem nachstehend, und in der Kenntniß des Alterthums wohl allen überlegen, doch an politischer Rührigkeit diesem ferner stehe als viele andere, und namentlich manche Vorzüge der bürgerlichen Einrichtung, deren sich jene erfreuten, noch immer vermisse: so darf die jüngste Epoche unseres vaterländischen Lebens wohl Anspruch machen auf den Ruhm, solchen Vorwurf nach Kräften von sich abzuwenden; ja, wer dankbarer und anerkennender Natur ist und nicht ein zu schwärmerischer Bewunderer des Alterthums, der wird sich's nicht verhehlen, daß die Deutschen bereits einen recht ersprießlichen Ansatz gemacht haben, mit der im Ernst und Scherz gepriesenen Redevirtuosität der Athener in die Schranken zu treten. Gedächte derselbe in dem Wonnerausch dieses schwelgerischen Vergnügens auch noch seines Platon, und fiele ihm etwa gerade jenes Gespräch in die Hand, zu dessen erneuerter Betrachtung uns die beyden oben verzeichneten Schriften einladen, so müßte er, falls er es über sich gewänne, dasselbe ganz und in der rechten Seelenstimmung zu lesen, nothwendiger Weise auch viel lebendiger in sich selbst die Wirkung einer reinigenden Arzney empfinden — einer Arzney, die er sich freylich um so eher gefallen lassen dürfte, als sie unbestreitbar von außerordentlicher Lieblichkeit und Würze des Geschmacks ist wie vielleicht selten eine. Mit dem letzten Theile dieser Behauptung fürchten wir weniger auf Widerspruch zu stoßen als mit dem ersten. Denn wer, der sich auch auf's Aeußerste dem Zugeständniß einer heilkräftigen Wirkung widersetzte, gäbe nicht gern die Schönheit und Anmuth der platonischen Schriften überhaupt, und insonderheit auch des Phädrus zu, mit dem man ja nur ein kleines Stück Weges zu lustwandeln braucht, um sich in die lieblichsten Gärten der Poesie versetzt zu sehen. Wem es aber um mehr als um die bloße Einrahmung zu thun wäre, und wer mit der Fähigkeit, den künstlerischen Werth zu beurtheilen, diese und die übrigen Schriften Platons durchläse, der würde vielleicht auch nicht Bedenken tragen, Hrn. Krische's Urtheil beyzustimmen, daß der Phädrus „das geistreichste Werk Sokratisch-Platonischer Kunst" ist.

Jeder, der des Verfassers bisherige Leistungen auf diesem Gebiete kennt, besonders den ersten Band seiner Forschungen, welcher eine Prüfung der Darstellung Cicero's, betreffend die theologischen Lehren der griechischen Denker, enthält, wird von selbst auch hier nur die gründlichste Untersuchung erwarten,

und sich in seiner Erwartung auch nicht getäuscht sehen. Ueberall begegnen wir dem umfassendsten Quellenstudium und einem Reichthum combinatorischer Gelehrsamkeit, deren Aufwand uns nur zu groß, und hie und da sogar sein Ziel zu verfehlen scheint. Diese Bemerkung trifft besonders die Art, wie Hr. K. die dramatische Einkleidung des Gesprächs behandelt. Oder ist es nicht ein komischer Anblick, wenn der Interprete dem atheniſchen Barfüßer und seinem redebegierigen Freunde auf ihrem Spaziergange am Ilissos gestiefelt und gepanzert mit Gelehrsamkeit bis an die Zähne nachgeht, und selbst da die Rüstung nicht ablegt, wo jene sich in der Hitze des Mittags unter der schattigen Platane hinstrecken, sondern mit Karte und Zirkel bewaffnet den Weg, den sie zurückgelegt, nachmißt und nachrechnet. Und möglicher Weise könnte sich der Verf. dabey immer noch verrechnet und einen ganz falschen Weg eingeschlagen haben! Denn offenbar ist es voreilig, wenn aus der Stelle 227 D, wo S. sagt, er würde mit Ph. bis Megara und wieder zurück gehen, geschlossen wird, sie hätten anfangs die Richtung nach Megara eingeschlagen. Bedenkt man noch überdieß, daß die beyden Freunde sich bald darauf zum Ilissos wenden, der durch die doppelte Mauer und die beyden Straßen nach dem Piräus und Phaleron von der megarischen Straße getrennt ist, dagegen diese unmittelbar zum Kephissos führt, so wird es vollends unwahrscheinlich, daß Platon den Weg nach Megara im Sinne gehabt. Damit fallen denn auch manche andere sorgfältig ausgedachte Bestimmungen des Verf. weg, von denen wir nur eine erwähnen wollen, wo Hr. K. mit Ast in einer nach unserer Ueberzeugung sprachlich unrichtigen Deutung zusammentrifft. Er liest nämlich aus den Worten: ῥᾷστον οὖν ἡμῖν, κατὰ τὸ ὕδάτιον βρέχουσι τοὺς πόδας ἰέναι heraus, daß sie durch den Fluß gegangen, während nur darin liegt, daß sie in dem zur Sommerszeit seichten Wässerchen die Füsse benetzend einhergehen, wobey die Präposition κατὰ durchaus nicht an die Richtung quer durch den Fluß, sondern vielmehr, ihrer Grundbedeutung entsprechend, dem Laufe des Flußes entlang denken läßt, um so mehr, als unmittelbar vorhergeht κατὰ τὸν Ἰλισσὸν ἴωμεν, was auch Ast übersetzt: wir wollen am J. hingehen, noch bestimmter Schleiermacher: am J. hinuntergehen. Daß aus einer späteren Stelle allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß sie sich am jenseitigen Ufer befinden, thut nichts zur Sache bey der Auffassung dieser Stelle. Denn Platon war ja nicht verpflichtet, den Periegeten zu machen, und jeden Weg und Steg genau anzugeben, damit ja noch nach Jahrtausenden die gelehrte Curiosität ihre Rechnung finden möchte. Und dieß ist es, warum wir überhaupt diesen Punkt berührten. Nicht, als ob wir uns vermäßen, besser als Hr. Krische wissen zu wollen, zu welchem Thore S. und Ph. hinausgegangen und wo sie den J. überschritten! Behüte Gott! Nur dieß wollten wir bemerken, daß man dem Dichter nicht mit der historischen Elle nachgehen darf, und daß die Schilderung der Scenerie nichts an ihrer Schönheit verlöre, selbst wenn sie ohne allen Werth für den Topographen wäre! Diese übergründliche Manier, der sich der Verf. befleißigt, hat auch an andern Stellen das richtige Verständniß eher erschwert als gefördert. Das finden wir z. B. unter andern da, wo Hr. K. „die einzelnen Züge des wirklichen Sokrates zu entziffern“ versucht. Hr. K. sagt, S. erscheine hier überall „als ein hochbejahrter, aber dabey ganz seiner späteren Richtung gemäß als ein starker Erotiker.“ Ist nicht jedes Wort hier falsch und schief und übertrieben? Erstens das „hochbejahrt,“ welches nicht nur durchaus mehr sagt als in der angezogenen Stelle 227 C., in der sich S. eben nur nicht mehr für einen jungen Mann gibt, enthalten ist, sondern auch gar nicht einmal mit der eigenen Rechnung des Verf. übereinstimmt, wenn er „als äußersten Zeitpunkt, in welchen das Gespräch künstlerisch versetzt wird,“ die Mitte der 93. Olymp. annimmt. Damals aber war S. höchstens 61 oder 62 Jahre alt, also nach gewöhnlichem Sprachgebrauche noch keineswegs „hochbejahrt,“ wie er ja nicht einmal im Phädon das Bild eines hochbejahrten Greises bietet. Eben so wenig gefällt uns der Ausdruck: „ein starker Erotiker,“ der in dieser Verbindung geradezu etwas Widerliches hat, und ganz den Zug der Ironie übersieht, welche unverkennbar durch alle Aeußerungen in den platonischen Gesprächen durchgeht, wo Sokrates als Liebhaber des Alcibiades und anderer Jünglinge auftritt. Was aber die Worte: „ganz seiner späteren Richtung gemäß“ in

dieser Verbindung bedeuten, ist uns nicht gelungen zu verstehen. Durch die Verkennung des Tones, in welchem einzelne Aeußerungen des Gespräches aufzunehmen sind, werden mitunter sogar wesentlich richtige Bemerkungen schief und entstellt. So was der Verf. über die Religiosität des Sokrates sagt. Wer wollte ihm diese bestreiten? Gewiß nicht Ref., der vielmehr mit der innigsten Beystimmung die schöne Darstellung las, welche Gerlach in seiner Abhandlung: „Sokrates und die Sophisten“ (Histor. Studien I. S. 48 — 136) über diesen Gegenstand gibt. Allein wenn Hr. Krische auch solche Stellen, wie 238 D., wo S. sagt: „dafür wird Gott sorgen,“ zum Beweise für „seinen tiefen religiösen Sinn“ anführt, so wird die Akribie zur Karrikatur, und man könnte eben so gut heut zu Tage Einem jedes „Gott sey gedankt!“ oder „Helf' Gott!“ als Beweis eines „tiefen religiösen Sinnes“ anrechnen. Eben so wenig kann man das Gebet zu dem beleidigten Eros (257 A. B.) und zu den Göttern des Ortes (262 und 263 D.) hieherziehen, ohne die ganze Feinheit und Anmuth des Tones, welche in diesen Stellen wie im ganzen Gespräche herrscht, zu verwischen. Eine derartige Auffassung und Behandlung würde viel besser zu der Darstellung Xenophons passen, als zu der mimischen Charakteristik des Sokrates, wie wir sie in den platonischen Schriften finden, deren wesentliche Verschiedenheit sonst der Vf. wohl zu würdigen versteht, wie er auch im Allgemeinen die durchgreifende Wirkung der Ironie im ganzen Gespräche ausdrücklich anerkennt.

Sehen wir nun ab von solchen Einzelheiten, so verdient das, was der Verf. von der äußeren Zurüstung uud der Disposition des Gesprächs sagt, meistentheils volle Beystimmung; wobey noch freylich die Frage bleibt, ob es wirklich dazu dienen kann, eine genügende Grundlage zu gewinnen für die Durchführung der von Hrn. K. vertretenen Ansicht über die ganze Stellung und Bedeutung des Dialogs. Dieß ist denn auch der Punkt, worin die gemeinsame, aber in verschiedenem Sinne gelöste, Aufgabe der beyden vorliegenden Schriften besteht, indem Hr. Stallbaum von der Aufforderung zu einer neuen Bearbeitung des Dialogs Gelegenheit nimmt, die viel besprochene Frage nach der Entstehungszeit des Phädrus einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen. Ehe wir jedoch unsere Ansicht hierüber aussprechen, haben wir unsere Aufmerksamkeit noch einigen anderen Punkten zuzuwenden, die bey der Beurtheilung dieses Gegenstandes in nothwendige Berücksichtigung kommen. Da ist denn vor Allem die dem Lysias beygelegte Rede in Betrachtung zu ziehen. Bekanntlich wird schon lange darüber gestritten, ob dieselbe ein ächtes Produkt lysianischer Beredsamkeit, oder nur von Platon selbst künstlich nachgebildet sey. Erstere Ansicht, die bereits im Alterthum herrschend war, und von Schleiermacher adoptirt wurde, fand in neuerer Zeit eifrige Vertheidiger an Hänisch (Lysiae Amatorius. Lipsiae 1827) und Spengel (Artium Scriptores. Stuttg. 1828, aber vier Jahre früher geschrieben), denen sich nun auch Hr. Krische beygesellt. Die entgegengesetzte Ansicht, besonders durch Ast und K. Fr. Hermann vertreten, wird nunmehr in der oben bezeichneten Schrift S. 32, auch von Hrn. Stallbaum, der sich in der Ausgabe des Phädrus (Gothae 1832) noch etwas zweifelnd ausgesprochen, mit voller Entschiedenheit angenommen. Die Begründung bleibt einer späteren Gelegenheit vorbehalten, wie es scheint, der versprochenen neuen Bearbeitung des Dialogs. Wir sind sehr begierig darauf, indem wir hoffen, daß Hr. St. dem wichtigsten und nach unserer Meinung für die Authenticität der Rede entscheidenden Momente eine gründlichere Würdigung widmen werde, als dieß bisher von den Bestreitern der Authenticität geschehen ist. Wir meinen die Art, wie Platon die Rede des Lysias einführt, nämlich nicht als eine Wiederholung aus dem Gedächtnisse, welche auch bey der Sorgfalt eines so eifrigen Verehrers, wie Phädrus war, doch eher den Gedanken an eine leise Umbildung aufkommen ließ, sondern als eine Vorlesung der Schrift selbst. In dieser Motivirung können wir nichts anders als eine der dialogischen Kunstform entsprechende Andeutung finden, daß hier nicht etwa eine künstlerische Nachbildung, sondern das ursprüngliche Werk des Lysias selbst geboten werde. Mit Recht macht Hr. Krische noch auf die zweymal wiederholte Vorlesung des Anfangs aufmerksam, wodurch diese Wirkung noch ver-

stärkt wird. Was Hr. St. zur Entkräftung dieses Beweises (S. 22 der Goth. Ausg.) beybringt, ist ohne alles Gewicht, ja enthält vielmehr einen Beytrag zur Bestätigung dieser Auffassung. Denn im Symposion ist nicht nur keine derartige verführerische Andeutung zu finden, sondern die ganze Motivirung verräth dort unverkennbar die entgegengesetzte Absicht; es ist eine Erzählung, und zwar nicht etwa aus dem Munde des Sokrates selbst oder eines anderen bey dem Gastmahl anwesenden Zeugen, sondern aus zweyter Hand und nach Verlauf mehrerer Jahre unternommen; also lauter Andeutungen, daß man sich hier auf urkundliche Genauigkeit nicht gefaßt machen dürfe. Hätte Platon dasselbe im Phädrus zu erkennen geben wollen, so lag es nahe, dem Bewunderer das sehnlich gewünschte Vergnügen einer Redeübung nicht zu entziehen. Auch das, was Hermann in der Recension von Hänisch's Ausgabe (Heidelberger Jahrbb. 1828 S. 260) gegen diesen bemerkt, daß „die Bestimmtheit, mit welcher Plato selbst diese Rede dem Lysias beylege," während er ähnliche Mittheilungen in andern Gesprächen nur mit einem ὡς ἐγῷμαι oder ἦσαν οἱ λόγοι τοιοίδε τινές einführe, „zu dem dramatischen Charakter der Einkleidung gehöre" — spricht, genau besehen, für das Gegentheil. Denn so unkünstlerisch ist gewiß Platon nicht zu Werke gegangen, daß die dramatische Einkleidung unabhängig von der Absicht des Ganzen, ja sogar dieser widerstrebend, sich hätte geltend machen dürfen. Wichtiger möchten einige andere Gründe scheinen, welche Hermann für seine Ansicht vorbringt. Er meint, Platon würde, wenn er eine wirkliche Rede des L. zum Gegenstande seiner Kritik gemacht hätte, und scheinbar nicht mit Unrecht, den gewöhnlichen Vorwurf erfahren haben: „er tadelt es, weil er es nicht nachzuahmen im Stande ist, weil er nur in dem nüchternen Gewande einer einförmigen Disposition zu schreiben versteht, ohne sich zu der kunstreichen Verwickelung, zur tiefsinnigen Andeutung eines Meisters wie L. erheben zu können." Doch auch dieser Grund scheint uns mehr fein ausgedacht, als innerlich wahr und treffend. Denn wem, der überhaupt ein Urtheil über diese Dinge besäße, — und ein solcher müßte es doch seyn, um auch nur die Aehnlichkeit der Nachbildung würdigen zu können — sollte es in den Sinn kommen, die platonische Composition in Vergleich mit der lysianischen als nüchtern und einförmig auszugeben? Am wenigsten freylich wäre dieß denkbar, wenn, wie Hermann annimmt, Platon damals schon eine solche Reihe von Schriften veröffentlicht hatte; aber selbst wenn der Phädrus die erste gewesen, so konnte diese schon zur Genüge das Gegentheil darthun, und wer auch etwa noch nicht durch die erste der beyden Reden, welche Platon dem Sokrates in den Mund legt, überzeugt worden wäre, der mußte es billig durch die zweyte werden und, mochte er auch ein noch so begeisterter Bewunderer des Lysias seyn, doch dem Phädrus beystimmen in der Besorgniß, daß ihm Lysias wohl möchte in Zukunft trocken und dürftig dagegen erscheinen. Somit verliert denn auch die Schlußfolgerung ihre Kraft, wenn H. sagt: „Erst mußte Plato zeigen, daß er auch, wenn er wolle, wie L. selbst schreiben könne, und daß, wenn er es nicht thue, nicht Mangel der Fähigkeit die Ursache sey, ehe er auf einen Erfolg seiner Kritik hoffen konnte." Selbst dem, worauf der Verf. in dem späteren Werke (Gesch. u. Syst. der Pl. Ph. I. S. 518) den Hauptnachdruck legt, nämlich wie angemessen es gewesen sey, vor allen Dingen zu zeigen, „daß ein Sokratiker solche Reden, wie die, worin jene Schulen glänzten, nöthigenfalls auch aus dem Stegreife erschaffen könne" — selbst dieser neuen Wendung und Steigerung können wir kein Gewicht beylegen, weil wir nicht absehen, worin sich dieser Charakter einer augenblicklichen Erfindung sollte zu erkennen gegeben haben. So bleibt nun nur noch ein Grund übrig, den wir freylich für den beachtenswerthesten halten. Derselbe ist aus dem Umstande geschöpft, daß Platon eigentlich nur die Fehler der ersten Periode aufzeigt und die ganze übrige Rede unerörtert läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung).

Dieß begreife sich wohl, wenn das Ganze eine Persiflage sey, wodurch die Manier des Lysias „bereits auch im Einzelnen widerlegt und in ihrer ganzen Blöße dargestellt" sey, „so daß es der Mühe nicht mehr bedurfte, sie nochmals in allen ihren Theilen einer Specialkritik zu unterwerfen." Allein bey näherer Ueberlegung erweist sich auch dieser Grund als unhaltbar. Denn erstlich spricht sich ja Sokrates gleich nach Vorlesung der Rede bestimmt genug über das Ganze aus; er rühmt die Diktion, tadelt aber die Erfindung, die ihre Armuth unter mehrfachen Wiederholungen verhülle; und in dem späteren theoretischen Theile rügt er noch besonders den Mangel an fester Begriffsbestimmung und künstlerischer Anordnung. Nun frage man sich selbst, ob nach diesem Allem noch eine Detailkritik erträglich gewesen wäre, und ob eine solche nicht den künstlerischen Charakter des ganzen Werkes gestört hätte? Darum bietet ja eben Platon die beyden andern Reden als die Gegenstücke, in denen sich das fehlerhafte der lysianischen Manier in Form und Inhalt gleichsam widerspiegeln soll. Unsere Meinung in dieser Sache geht sonach dahin, daß, so lange die Art, wie Platon die Vorlesung motivirt, worin wir eine direkte Andeutung von der Authenticität der Rede erblicken, keine andere genügende Erklärung gefunden hat, wie uns bisher keine bekannt geworden ist, wir uns nicht berechtigt halten, der Rede den lysianischen Ursprung streitig zu machen.

Eine weitere Frage ist, in welchem Verhältnisse diese Rede steht zu den übrigen uns noch erhaltenen desselben Verfassers. Diese sind mit wenigen Ausnahmen sämmtlich Advokatenschriften, ausgezeichnet nach dem Urtheile der Kenner durch Trefflichkeit der Charakterzeichnung, Anschaulichkeit der Darstellung und eine unübertreffliche Klarheit, Reinheit und Anmuth der Diktion. Man legte es deßhalb dem Platon als eine Gehässigkeit aus, daß er, unbekümmert um so viele weit trefflichere Leistungen, eine verhältnißmäßig geringfügige Schulübung — eine declamatiuncula — herauswählte, um daran seine Kritik auszuüben. Gegen diesen Vorwurf vertheidigt ihn Spengel mit Hinweisung auf den frühen Ursprung des Dialogs, der aus einer Zeit stamme, wo jene vorzüglicheren Leistungen des Lysias, deren erste, die Rede gegen Eratosthenes, mit ziemlicher Gewißheit in das Jahr 403 fällt, noch gar nicht vorhanden gewesen seyen, wobey die Jugendlichkeit des Verfassers zugleich die Entschuldigung biete, daß er eine in Briefform abgefaßte Rede nach dem Maßstab einer ordentlichen Rede kritisirt. Schwieriger ist natürlich die Sache für diejenigen, welche dem Phädrus einen weit späteren Ursprung zuerkennen. Hr. St. geht darum in der vorliegenden Abhandlung ausführlich auf die Gründe ein, die Platon bewegen konnten, den damals 70jährigen Greis anzugreifen, und gerade eine Rede epideiktischen Inhalts zu Grunde zu legen. Im Wesentlichen stimmen wir mit der hier vorgetragenen Ansicht vollkommen über-

ein. Denn, auch abgesehen von der Entstehungszeit des Phädrus, so ist durchaus anzunehmen, daß Lysias, wofür ja schon die Chronologie der freylich verdächtigten Leichenrede so wie der olympischen sprechen, sich auch in seiner späteren Periode keineswegs der epideiktischen Gattung entschlagen habe, und daß weder er selbst noch seine Bewunderer unter den Mitlebenden diese Leistungen seiner Beredsamkeit geringer geachtet haben mögen, als die gerichtlichen Reden, denen wir einen vorzüglichen Werth beymessen; daß man also auch keineswegs berechtigt ist, ohne nähere Beweise die von Platon kritisirte Arbeit als eine damals bereits vergessene, aus einer früheren Zeit stammende Schulübung zu betrachten. Ist dieses richtig, — und der Beweis vom Gegentheil wäre erst zu erwarten, — so war Platon offenbar in seinem guten Rechte, wenn er gerade diese, dem Umfange nach angemessene und der höheren Intention seines Werkes so wohl entsprechende Arbeit wählte, um daran seine Polemik gegen die Rhetorik und deren weit greifenden Einfluß auf die damalige Bildung zu knüpfen. Auch glauben wir nicht, daß das Mißverhältniß zwischen dieser und den übrigen, auch den besseren der erhaltenen Reden, in der That so groß ist, als man gewöhnlich anzunehmen scheint, und daß Platons eigentlich doch sehr gemäßigter Tadel nur mit Unrecht auch auf diese angewendet werden könnte. Gesteht doch selbst der eifrigste Kenner und Vertheidiger des Lysias, Cäcilius aus Kalakte, nach einer von Spengel angeführten Ueberlieferung, die Mangelhaftigkeit der lysianischen Oekonomie zu. Wir unserer Seits wollen nicht verhehlen, daß wir uns dem überaus günstigen Urtheile des neuesten Herausgebers ausgewählter Reden des Lysias nicht anzuschließen vermögen. Was nun besonders Platons Kritik betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß seine Polemik der ganzen damals herrschenden, der Philosophie widerstrebenden, Rhetorik gilt, und daß, indem er sich an Lysias hält, er diesen eben nicht als einen der geringeren, sondern vielmehr als den vorzüglichsten Vertreter derselben anerkennt. So viel steht fest, daß das hier gefällte Urtheil über L. die nothwendige Consequenz seiner ganzen Ansicht über Werth und Bedeutung der Wissenschaft und Kunst, und insbesondere der Rhetorik ist, und daß, wer die Consequenz verwirft, folgerecht auch die Principien bestreiten mnß.

Mehr Schwierigkeit in dieser Hinsicht bietet Platons berühmte Weissagung über Isokrates am Schluße des Dialogs. Daß daraus keine wirkliche innere Uebereinstimmung beyder Männer hervorgeht, dieß ist durch Spengels und Sauppe's Erörterung zur Genüge dargethan, und namentlich bewiesen, daß man sich durch den vielfältigen Gebrauch des Wortes *φιλοσοφία* nicht verleiten lassen darf, dem J. ein wirkliches Herz für die Ph. zuzutrauen, die ihm eben nichts mehr und nichts weniger war als die Theorie der Redekunst, und zwar einer solchen, welcher Platon weder nach seinen dialektischen noch ethischen Principien Beyfall geben konnte. Daß somit die Weissagung jedenfalls als eine in Wahrheit nicht in Erfüllung gegangene betrachtet werden muß, ist auch unsere innigste Ueberzeugung. Ob dieser Grund aber auch mitzählen darf als Beweis für die frühe Abfassung des Dialogs, dieß scheint uns darum noch keineswegs ausgemacht. Ohne also dieser Frage nach irgend welcher Seite zu präjudiciren, glauben wir uns an den Wortlaut der Stelle selbst genauer halten zu müssen, als dieß meistentheils geschieht, und erkennen darum vor Allem mit Hrn. Krische an, daß die Gültigkeit des von Sokrates ausgesprochenen Urtheils sich auf den im Gespräche künstlerisch fixirten Zeitpunkt beschränke; daß ferner dieses Urtheil nur als eine Hoffnung ausgesprochen wird, und daß nach Allem, was wir von Isokrates wissen, diese Hoffnung in der That nicht in Erfüllung gegangen; daß demnach, wenn sich auch wirklich der Ausspruch Platons als aus einer viel spätern Zeit stammend erweisen sollte, derselbe doch keineswegs noch die Kraft eines vaticinium ex eventu besitzen würde, sondern sich vielmehr in den künstlerisch motivirten Vorwurf umgestalten würde, daß Isokrates seiner von Sokrates gewürdigten besseren Natur ungetreu geworden, wofür sich im Gespräche selbst in der That hinreichende Andeutungen finden. Denn abgesehen von der Aeußerung 267 A, auf welche Sauppe im Zusammenhalt mit Stellen in des Isokrates Reden mit Recht großes Gewicht legt, so trifft doch jedenfalls denselben der

Vorwurf, der in Platons Munde keine geringe Bedeutung hat, daß er das Höhere dem Niedrigeren untergeordnet, und im Dienste des letzteren sein ganzes Leben hingebracht.

Nachträglich erinnern wir, daß Hr. Stallb., welcher früher Spengels Ansicht von der Briefform der lysianischen Rede beygetreten war und Ast's Widerspruch dagegen mit ausdrücklichem Tadel belegt hatte, jetzt selbst diese Ansicht verwirft, und zwar aus dem Grunde, weil, wenn die — wirkliche oder fingirte — Arbeit des Lysias als Brief, nicht als eigentliche Rede hätte gelten sollen, ihr auch von Sokrates keine eigentlichen Reden hätten entgegengesetzt werden können. Allein was ist denn ein Brief anderes als eine nicht vor einer Versammlung gesprochene, sondern an Einen oder Mehrere schriftlich gerichtete Rede? Die Verschiedenheit beyder ist demnach in keinem Falle eine so durchgreifende, generische, wie zwischen den verschiedenen Arten der Rede, z. B. der historischen und oratorischen, sondern mehr nur eine graduelle, indem der Brief weniger auf Strenge der Kunstform, als auf ungezwungene Leichtigkeit Anspruch macht, und im Uebrigen, je nach dem Gegenstande, an der Natur der einen oder anderen Art Theil nimmt. Es ist die Frage, ob und in wie weit die damalige Theorie bereits diesen secundären Unterschied erkannt, und ob Lysias denselben in seiner Rede mit Bewußtseyn in Anwendung gebracht habe. Letzteres scheint Spengel anzunehmen, und darauf den oben erwähnten Tadel gegen Platon zu begründen. Jedenfalls aber muß die Thatsache zugegeben werden, daß die lysianische Rede im Ganzen und Einzelnen, besonders im Eingange und Schluße alle Kennzeichen der Briefform trägt, und so wohl mit einer vorausgehenden als nachfolgenden in Verbindung gestanden zu haben scheint. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, was Hr. Krische im Anschluß an Spengels Untersuchung vermuthet, daß „nach Lysias sophistischer Dichtung der Knabe immer durch seine Zweifel und Bedenken dem Logographen das Thema zu einer neuen Rede liefern mußte, gleichwie sich Antiphons Schularbeiten tetralogisch als erste und zweyte Rede des Anklägers und des Vertheidigers entsprachen," und daß somit die durch Platons Benutzung erhaltene Rede der mittlere Theil eines größeren aus fünf zusammengehörigen Reden bestehenden Ganzen gewesen sey.

In Bezug auf das folgende Zwischengespräch, welches den Uebergang bildet zu der ersten Rede des Sokrates, bemerkt Hr. Krische: „Weniger künstlerisch vollendet lockt uns auch Phädros die Rede des Sokrates hervor, wobey sich die Weise der Herausforderung zum Reden sehr weitläufig ausnimmt." Diese durch nichts motivirte Bemerkung scheint weniger aus einer wirklichen Wahrnehmung hervorgegangen zu seyn, als dem Zwecke zu dienen, die von älteren und neueren Beurtheilern ausgesprochene Jugendlichkeit des Werkes in einzelnen Zügen nachzuweisen. Im vorliegenden Falle aber verfehlt dieses Bestreben offenbar sein Ziel. Denn wer diesen Theil des Gespräches unbefangen liest, der wird anerkennen, daß in ihm das mimisch-dramatische Element in der höchsten Kunstvollendung hervortritt, und der Charakter der Jugendlichkeit, wenn er sich darin zeigen soll, nur darin könnte gefunden werden, daß der Urheber einen zu großen Werth auf diese Seite der Darstellung lege. In wie weit ein solcher Schluß begründet wäre, bliebe nun freylich noch zu prüfen durch Vergleichung mit solchen Werken, deren Zeitbestimmung sicherer ist, wie z. B. des Gastmahls. Für unrichtig halten wir die Erklärung der Stelle 235 A, die allerdings im Ausdrucke etwas zweydeutig erscheint, und wohl nach dem Maaßstabe der mündlichen Rede, deren Verständniß durch den Ton des Sprechenden unterstützt wird, beurtheilt werden will. Hr. Krische, die Auffassung Schleiermachers und Stallbaums adoptirend, findet eine Steigerung ausgedrückt, „welche aus drey Gliedern besteht, die mit vielem Aufwande Sokratischer Ironie gestellt sind. Das Richtige nämlich, eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes, hatte S. gar nicht erwartet; das Rhetorische, worin Lysias vorzüglich stark zu seyn wähnte, suchte er vergeblich auf, da ihm vielmehr die Rede sehr arm und nüchtern vorgekommen sey; der künstlich gedrehte Ausdruck, auf welchen Phädros großen Werth gelegt, war ihm entgangen." Schade, daß es Hr. K. unterlassen

hat, diese dreyfache Steigerung auch wirklich in den Worten nachzuweisen, aus denen wir sie mit aller Bemühung nirgends herauszulesen vermochten. Vielmehr finden wir hier durchaus noch bloß zwey Elemente der Rede unterschieden: Form und Inhalt, und darauf führt auch der ganze Zusammenhang der Stelle. S. stimmt — freylich mit ironischer Uebertreibung — in die Bewunderung ein, welche Ph. dem sprachlichen Ausdrucke zollt, läßt sich aber nicht darauf ein, auch die Erfindung zu loben, wie Ph. will, da sich L. vielfache Wiederholungen habe zu Schulden kommen lassen. Uns scheint demnach Ast's Erklärung die einzig richtige, der unter dem ῥητορικόν die λέξις oder elocutio versteht, und τοῦτο δέ nicht auf dieses, sondern auf das vorausgehende ὡς τὰ δέοντα εἰρηκότος τοῦ ποιητοῦ bezieht. Die Worte: τῷ γὰρ ῥητορικῷ αὐτοῦ μόνῳ τὸν νοῦν προσεῖχον müssen daher auch mit ironischer Beymischung verstanden werden, wofür die Aeußerung des S. in dem Vorausgehenden (234 D) den Maaßstab gibt. Es ist somit nichts anderes gesagt, als: wenn man die Rede des L. loben will, so muß man die Redekunst lediglich in das Stilistische und Onomatologische setzen, worin der einzige Werth dieses Schaustückes besteht, dessen Inhalt ein äußerst dürftiger und gehaltloser ist, und namentlich um die innere Wahrheit sich wenig kümmert.

Es ist eine wohl berechtigte Erinnerung Schleiermachers, man möge nicht etwa aus Vorliebe für die zweyte sokratische Rede die erste übersehen, da nur durch die genaueste Vergleichung beyde recht könnten verstanden werden. Vortrefflich charakterisirt derselbe den sprachlichen Ausdruck und den Rhythmus, der „in beständigem Steigen, so daß er, wo von weitem ausgeholt wird, in kurzen Sätzen mit raschem Gange beginnt, und wie die Rede vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitet, auch die Sätze sich mehr entwickeln und gliedern, bis endlich der Redner, wo er an einem Hauptpunkt angekommen ist, in einer sich langsam im Kreise herumwälzenden Periode über demselben schwebt und gleichsam still steht.“ Den Vers am Schluße will Hr. Kr. weder als aus einem Dichter entnommen, noch als einem bestimmten Verse eines Dichters, z. B. des Homer, wie manche annehmen, ironisch nachgebildet gelten lassen, sondern betrachtet ihn wohl mit Recht als von Platon selbst gebildet, um den höchsten Grad der in der ganzen Rede mit bewußter Ironie beabsichtigten Steigerung des Rhythmus auszudrücken, wofür sowohl der Eingang der Rede, als auch wiederholte Andeutungen in den Zwischengesprächen, welche im Verlauf und nach dem Schluß der Rede eingeschaltet werden, deutlich genug sprechen. Außer dem Rhythmischen zieht Hr. Kr. noch das Methodische und den Inhalt in Erwägung als das dreyfache Element, in dem der Unterschied dieser Rede von der des L. zum Vorschein komme. Welch großes Gewicht Platon selbst auf die methodische Seite legt, dieß geht nicht nur aus den Beyspielen selbst, sondern auch aus der folgenden theoretischen Erörterung deutlich hervor.

Der eigentlich philosophische Inhalt des Gesprächs concentrirt sich ohne Frage in der zweyten Rede des Sokrates, die zwar nicht in rein philosophischer Darstellung auftritt, aber auch in der mythischen Form die tiefsten Gedanken der platonischen Philosophie berührt. Die Liebe ist hier nicht die sinnliche Leidenschaft, sondern der göttlichste Trieb der menschlichen Seele, in welchem sich deren ursprüngliche Natur und Bestimmung am wirksamsten erweist. Es ist dieß der Beruf zur Gottähnlichkeit, welcher aus ihrem vorirdischen Daseyn hergeleitet wird, und mit wesentlicher Naturnothwendigkeit auch die ewige Fortdauer der Seele einschließt. Die mythische Darstellung selbst unterwirft Hr. Kr. einer ausführlichen Untersuchung und zieht daraus wichtige Schlüsse für die Beurtheilung des ganzen Werkes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung.)

Er unterscheidet zwey Arten der philosophischen Anwendung bey Platon: die erste als Vorstufe der dialektischen Kunst, in so weit diese noch nicht im Stande ist, die Begriffe in reiner Form auszuprägen; und die zweyte für das Gebiet des Werdens und veränderlichen Daseyns, das die platonische Philosophie auch in ihrer reifsten Ausbildung von dem Bereiche der Dialektik ausschließt und in das der δόξα verweist. „Nach diesen Sätzen," sagt Hr. K. „die sich uns aus einer tieferen Erforschung der Sokratisch-Platonischen Kunst ergeben haben, eignet sich der philosophische Mythos des Phädros die Priorität in der zeitlichen Entwicklung der Platonischen Methoden zu, und leihet uns in so fern ein höchst bedeutendes Kriterium wie für die Beurtheilung des geschichtlichen Standpunktes des Dialogs überhaupt, so für die Entzifferung und Auffassung des philosophischen Gedankens im Besondern. Platon spricht die Summe seiner Lehre gerade in einem Mythos aus, weil sich seine Philosophie nur noch in der Gährung befindet; er kann weder die Natur der Seele, noch den Inhalt des Wissens dialektisch darlegen; was er später in der höchsten Blüthe der Sokratischen Hebammenkunst erringt, zeigt sich hier in der ersten Ahnung, aber in vollem Glanze einer für die Philosophie als den wahren Lebensberuf begeisterten Jugend." Die weiter gehende Tendenz dieser Worte vorläufig unberührt lassend, fragen wir zunächst nur, ob sich in der That keine andern Gründe ergeben für die mythische Darstellung im Phädrus, als die damalige Ungeübtheit des Verf. in Handhabung der dialektischen Methode? Oder ist nicht auch der Inhalt selbst, als zum Theil der Physik angehörend, nahe genug verwandt mit dem Timäus und berührt Gegenstände, wie die himmlische Herrlichkeit, das frühere Verhältniß der Menschen zu den Göttern, das Gericht nach dem Tode, die Seelenwanderung u. s. w., welche auch in andern Dialogen, z. B. dem Gorgias, Phädon, Politikus, Staat ꝛc. der mythischen Behandlung unterliegen? und werden nicht diejenigen Fragen, welche anderwärts der dialektischen Behandlung zufallen, auch hier in dialektischer Weise erörtert, z. B. die Unsterblichkeit der Seele? Es bleibt also nur noch die Art, wie über die Beschaffenheit der Seele gesprochen wird, übrig als der einzige Punkt, der für Hrn. Krische's Ansicht zu sprechen scheinen könnte. Aber beweist dieser nicht gerade auf's Schlagendste das Gegentheil? kann man auch nur im geringsten bey Lesung dieser Darstellung zweifeln, daß der Urheber schon damals die später ausführlicher entwickelte Ansicht von den drey Grundvermögen der Seele im Wesentlichen klar ausgebildet besaß; spricht dafür nicht die Stelle 253 C., welche Hr. Kr. selbst ausdrücklich anführt? oder sollten wir wirklich glauben, daß seine Sprache damals noch nicht vermögend gewesen sey, die später gebrauchten Begriffsworte auszuprägen, und sich darum genöthigt gesehen habe, zum bildlichen Ausdruck ihre Zuflucht zu nehmen? Wir unsererseits sind überzeugt, daß diese Form der Darstellung, so

weit sie nicht auf derselben Nothwendigkeit beruht, wie in den Werken aus der späteren Zeit, aus Platons freyer Wahl hervorgegangen ist, und daß sie deßwegen gewählt worden, weil sie dem Charakter des ganzen Werkes und der besonderen Intention dieser Rede als eines Gegenstückes gegen die rhetorischen Schaureden seiner Zeit vorzüglich entsprechend schien, wofür wir nur Beyspiels halber die Bezeichnung des *ὑπερουράνιος τόπος* anführen wollen, den Hr. Kr. mit Recht dem *νοητὸς τόπος* im Staate gleichsetzt; ferner halten wir für billig, auch das mit in Anschlag zu bringen, was Platon gerade in diesem Gespräche von dem Werth und Zweck der schriftlichen Darstellung sagt, die er als bloß vergängliche Ziergärten betrachtet im Vergleich mit der fruchtbringenden Saat der mündlichen Belehrung.

Von größerem Gewichte scheint die eben dahin zielende Bemerkung Schleiermachers, daß dieser Mythus im Phädrus „der Grundmythos ist, aus welchem alle folgende in das Ganze der platonischen Philosophie eingreifende sich entwickeln, so daß je länger je mehr von seinem Gehalt aus dem mythischen in das wissenschaftliche übergeht, das übrige aber immer anspruchloser und lebendiger mythisch ausgebildet wird.“ Das Richtige an dieser Behauptung finden wir darin, daß dieser Mythus allerdings eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, indem er, wie kein anderer, den Mittelpunkt des ganzen Gespräches ausmacht und mit dessen Hauptinhalt auf's Innigste verflochten ist — eines Gespräches, das selbst jedenfalls eine höchst bedeutende Stelle in der Reihe der platonischen Schriften anzusprechen hat.

Sehr beachtenswerth ist Alles, was Hr. Krische zur geschichtlich-philosophischen Erklärung der mythisch-philosophischen Dichtung beybringt. Der Verf. bewegt sich hier auf seinem eigentlichen Felde, auf dem sich schon in seinen früheren Arbeiten seine reiche Belesenheit und Gründlichkeit der Untersuchung glänzend bewährt hat. Da es unzuläßig wäre, wenn auch nur in kurzem Auszuge dem Verf. hier in's Einzelne nachzugehen, so mag es genügen, hauptsächlich dasjenige hervorzuheben, was auf die noch zu besprechende Frage Bezug hat.

Die im Phädrus vorgetragene Lehre von der Ewigkeit der Seele, welche mit der Darstellung im zehnten Buch der Gesetze übereinstimmt, leitet Hr. K. in materieller Beziehung von Alkmäon aus Kroton her, die formelle Beweisführung dagegen aus der eleatischen Dialektik. Der Verf. nimmt bey dieser Gelegenheit seinen früheren Vorschlag zur vermeintlichen Verbesserung der Worte: *εἰ γὰρ ἔκ τοῦ ἀρχὴ γίγνοιτο, οὐκ ἂν ἐξ ἀρχῆς γίγνοιτο* — zurück und erklärt die handschriftliche Lesart, in der man, durch Cicero's Uebertragung verleitet, an den Worten *ἐξ ἀρχῆς* Anstoß nahm, mit Recht für unverdorben; ja, er bringt sogar eine bisher übersehene Erklärung bey, die wir jedenfalls für sehr beachtenswerth halten, obgleich wir nicht einsehen, in wie fern die von den Vertheidigern des urkundlichen Textes bis jetzt angenommene Auslegung „die Argumentationsreihe verfehlen“ soll. Diese finden wir in folgenden Sätzen: Alles, was entsteht, entsteht aus dem Ursprünglichen, dieses aber aus Nichts; denn wenn es aus Etwas entstünde, würde es nicht aus dem Ursprünglichen entstehen, was gegen die Hypothesis ist, daß Alles, was entsteht, aus dem Ursprünglichen entsteht. Hr. K. dagegen will als Subject zu *γίγνοιτο* aus dem früheren *πᾶν τὸ γιγνόμενον* verstanden wissen, indem „die einfache eleatische Schlußweise“ diese sey, „daß, wenn die *ἀρχή* aus etwas entstände, alles Entstehende nicht aus der *ἀρχή*, aus der es doch dem aufgestellten Grundsatz gemäß entspringen muß, entstehen würde.“ Es möchte schwer auszumachen seyn, welche von beyden Auslegungen der Absicht des Schriftstellers mehr entspricht, da die erste natürlicher in den Worten zu liegen scheint, die zweyte dagegen vielleicht den geschichtlichen Zusammenhang für sich hat. Uebrigens darf bey der ganzen historischen Herleitung dieses Unsterblichkeitsbeweises nicht übersehen werden, was der Verf. gleich darauf in Erinnerung bringt, daß man nämlich nicht zu weit gehe in der Sucht alter und neuer Erklärer, dem Platon überall bestimmte Vorbilder und Vorgänger zu leihen.

Diese Warnung bezieht der Vf. vorzüglich auf den folgenden physiologisch-astronomischen Mythus von der Beschaffenheit und dem vorirdischen Leben der Seele,

für den er jede pythagoreische Einwirkung ablehnt. Hr. K. gibt auch hier eine eigenthümliche Auslegung der Worte (246 D): *κεκοινώνηκε δέ πη μάλιστα τῶν περὶ τὸ σῶμα τοῦ θείου*, indem er *τῶν περὶ τὸ σῶμα* nicht nach der sonst geläufigen Bedeutung gleich *τὰ σωματοειδῆ*, verstanden haben will, sondern als das, „was um den Körper herum ist, wie die Schwingen, welche den Körper nach oben tragen." Was der Verf. damit meint, ist uns nicht deutlich geworden. Denn da er das Gefieder als Subject denkt, so kann er doch unter dem Genitiv nicht wieder dasselbe denken; und was er dann unter dem „am Körper Befindlichen" sich vorstellt, ist schwer einzusehen, wenn nicht etwa die Haare. Aber die sind doch nicht bloß am Körper, sondern gehören auch zum Körper, haben die Natur des Leiblichen im Gegensatz mit der Seele; und ebenso auch das Gefieder. Der natürliche Zusammenhang ist also offenbar der: das Gefieder, obwohl leiblicher Natur, hat doch unter allem Leiblichen den meisten Antheil an dem Göttlichen. Das, wie es scheint, von allen Handschriften beygefügte *ψυχή* verwirft Hr. K. natürlich wie andere mit vollem Recht als sinnstörend; ebenso auch die Aenderung *ψυχῇ*, und zwar sowohl nach Schleiermachers als nach Stallbaums Auffassung. Auch ist es nicht unbegründet, wenn derselbe Kritiker der plutarchischen Stelle keine unbedingte Beweiskraft zugesteht, da sie die Worte des Platon nicht unverändert wiedergibt. Uebrigens sind die Erklärungsversuche des Plutarchus ein hübsches Beyspiel für einen Ausleger, der den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht.

Bezüglich der merkwürdigigen Anordnung der verschiedenen Lebensberufe nach neun Abstufungen, durch welche Platon nicht weniger gegen die jetzt noch gültigen Rangbegriffe anstößt, als er zu seiner Zeit mit den herrschenden Vorstellungen von Glückseligkeit in Widerspruch gerathen seyn mag, bemerkt Hr. K. gegen Brandis, daß als leitende Norm dabey die Art gelte, wie nach den Grundsätzen der platonischen Lehre die Menschen mehr oder weniger von der Idee erfüllt sind. Dieß zugegeben, möchte es doch nicht gerade richtig seyn, jede ironisch-polemische Beziehung auszuschließen.

In der folgenden Schilderung der Schönheit, der himmlischen als der urbildlichen und der irdischen als der nachbildlichen, unterscheidet der Verf. ein doppeltes Element der mythischen Behandlungsweise, das religiöse und das physiologische. Jenes in der Mysteriensprache wurzelnde, sey jedoch keineswegs dazu bestimmt, der platonischen Lehre ein mystisches Gewand anzulegen, um ihr ein höheres Ansehen zu verschaffen; sondern sey vielmehr aus dem Bedürfniß hervorgegangen, „bey der Unmündigkeit der dialektischen Methode das Geahnete, die Unentschiedenheit des Inhaltes zu verbildlichen." Wir können auch diese Bemerkung wie eine frühere von gleicher Abzweckung nur mit der Beschränkung gelten lassen, daß auch wir ferne davon sind zu glauben, Platon habe seiner Philosophie durch Anwendung der Mysteriensprache eine höhere Weihe verleihen wollen, wogegen nicht nur die ganze platonische Anschauungsweise, sondern auch bestimmte Aeußerungen im Phädrus selbst deutlich sprechen; vielmehr scheint es, Platon habe die Mysterien ebenso für ein Mittleres zwischen der philosophischen Erkenntniß und der gemeinen Denkungsweise geachtet, wie er der Schriftstellerey ihren Platz zwischen dem wahrhaft philosophischen Beruf und der gemeinen Ergötzung anweist, so daß er also wohl die Sprache der Mysterien für besonders geeignet halten möchte, die höhere philosophische Betrachtung mit der gemeinen Vorstellung zu vermitteln. Dabey ist auch noch dieß zu erwägen, daß die Sprache an sich schon mit bildlichen Anschauungen erfüllt ist und daß sich derselben auch die philosophische Darstellung gar nicht entschlagen kann. Wer wollte ihr auch verargen zu sagen: die Liebe beflügelt die Seele in ihrer Erhebung zu dem Ueberirdischen; sie ertheilt ihr die höchste Weihe in dem Streben nach Gottähnlichkeit?

In der schönen Stelle, wo das innere Stechen der Liebessehnsucht bey dem ersten Keimen des Gefieders mit dem Jucken und Stechen im Zahnfleisch beym Zahnen verglichen wird, hat man ein Glossem zu finden geglaubt in den Worten: *ὅταν μὲν οὖν βλέπουσα πρὸς τὸ τοῦ παιδὸς κάλλος, ἐκεῖθεν μέρη ἐπιόντα καὶ ῥέοντα, ἃ δὴ διὰ ταῦτα ἵμερος καλεῖται, δεχομένη τὸν ἵμερον ἄρδηταί τε καὶ θερ-*

μαίνηται, λφφᾷ τε τῆς ὀδύνης καὶ γέγηθεν. Die meisten neueren Ausgaben schließen τὸν ἵμερον in Klammern, während Ast vorzieht, die Worte von ἐκεῖθεν bis καλεῖται auszuwerfen. Hr. K. will sich nichts, gar nichts nehmen lassen, auch τὸν ἵμερον nicht. Fast scheint es, zu viel diplomatischer Geiz, während er doch oben mit ψυχή freygebiger war! Die etymologische Einschaltung halten auch wir fest als ganz im Geist der Darstellung begründet. Aber τὸν ἵμερον sieht doch gar zu sehr einer Randglosse ähnlich, und der Ausdruck wird dadurch üppiger und überfließender, als selbst die Schilderung der Liebesüberschwänglichkeit verträgt! Man vergleiche nur einmal Schleiermachers Uebersetzung, die alles mit großer Geschicklichkeit nachbildet. Dagegen sind wir in dem gleich darauf folgenden ganz einverstanden mit der Erhaltung des Dativs ἑκάστῃ, welchen die Zürcher Ausgabe nach Ast's Vorschlag in den Nominativ ἑκάστη, auf βλάστη bezogen, verändert hat; wohl mit Unrecht, da man sich das Sprießen des Gefieders doch richtiger als das eine und allgemeine zu denken hat, das an vielen Stellen hervorbricht.

Die physiologische Ansicht, welche dieser Schilderung von der Macht der Schönheit zu Grunde liegt, führt Hr. K. auf Empdeokles zurück, wozu nicht nur die Gleichheit und Aehnlichkeit gewisser Ausdrücke und Anschauungen (ἀπορροαί und διέξοδοι = πόροι) das Recht gibt, sondern auch und vorzüglich die physiologische Erklärung des Gesichtes (251 B), welche S. selbst in der höchst merkwürdigen Stelle im Menon (76 D) ausdrücklich von Empedokles herleitet. Daß damit noch keine innere Uebereinstimmung oder auch nur Verwandtschaft der philosophischen Anschauung Platons, wie sie sich im Phädrus offenbart, mit der physikalischen Lehre des Empedokles gegeben ist, versteht sich von selbst, wie ja auch die Liebe bey Platon eine ganz andere Bedeutung hat als bey Empedokles. Am meisten Annäherung mochte in dem religiösen Theile, in der Lehre von der Seelenwanderung Statt gefunden haben.

Nicht beypflichten können wir wir dagegen dem Verf. in der Annahme, daß die Verse 252 B, welche den Eros in der Götterspräche Pteros heißen lassen, wirklich aus einem der homerischen Sängerschule angehörigen Hymnus auf Eros entlehnt seyen, da der ganze Ton der Stelle sichtbar ein scherzhaft-ironischer ist und durch jedes Wort: οἶμαι — τινὲς τῶν Ὁμηριδῶν — ἐκ τῶν ἀποθέτων ἐπῶν — das Apokryphische der Abstammung angedeutet wird. Auch wäre es in der That sonderbar, wenn wirklich ein homerischer Dichter dem Platon so hübsch in dieser eigenthümlichen Verbindung der Liebe mit dem Gefieder der Seele entgegen gekommen wäre, oder Platon sie überhaupt aus einem solchen entlehnt hätte. Ueberdieß würde auch der beygefügte Tadel ganz seine anmuthig humoristische Wirkung verlieren, und in eine etwas ungeschickt pedantische Schulmeisterey umschlagen. Ob derselbe übrigens ein doppelter sey, in Bezug auf Inhalt und Form, wie Hr. K. will, oder ob beydes, das ὑβριστικόν und das οὐκ ἔμμετρον, auf den Inhalt sich bezieht, ist fast schwer zu entscheiden; so wenigstens, wie der Verf. thut, möchten wir das Mangelhafte der metrischen Composition nicht nachweisen. Von der anderen Seite aber scheint es uns zu weit gegangen, eine Lascivität darin zu finden, da es ja vollkommen genügt, ὑβριστικός in der Bedeutung zu denken, welche die von Platon selbst im Politikus gegebene Erklärung, wo es mit μανικός zusammengenommen wird, an die Hand gibt. Wir verstehen es also einfach von der tollen und verwegenen Etymologie, in welchem Sinne ja auch das Wort im Kratylus gebraucht wird in Verbindung mit γελοῖος. Das Ganze möchte demnach als ein gelegentlich eingeflochtener scherzhafter Spott auf die damaligen Homeromanen zu betrachten seyn, nicht aber, wie Hr. K. es ansieht, als die Eröffnung eines ernsthaften Kampfes gegen die Homeriden, wie später gegen Homer selbst.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung.)

Als philosophischen Gehalt dieser Schilderung von dem Verhältniß des Liebenden zu dem Geliebten, dem ersten Erwachen und der unwiderstehlichen Gewalt der Liebesbegeisterung erkennt der Verf. den Satz, „daß die Liebe zu Gemüths- und Geistesverwandten hinführe, wobey der Denker den Charakter und die geistige Anlage des Menschen als etwas Ursprüngliches betrachte und von Gott ableite; darum leihe er auch sonst einem jeden Menschen bey seiner Geburt einen Dämon, welcher den im Menschen vorgebildeten Gott darstelle.“ Die Bedeutsamkeit dieser Lehre hebt auch Schleiermacher hervor, obwohl sie mehr nur das Problem andeutet als einen befriedigenden Aufschluß gewährt — aber freylich ein Problem, das noch immer eins der wichtigsten und schwierigsten für die Philosophie ist, das Problem der menschlichen Freyheit, an welches sich die bedeutendsten Fragen auch der christlichen Philosophie anknüpfen. Das Schönste aber, was wir in dieser platonischen Darstellung finden, ist die Erkenntniß, daß alle menschliche Liebe, insofern sie ächt und edel und wahr ist, auf der Gottesliebe beruht; darum der von solcher Liebe Ergriffene nichts mehr weiß von Eigennutz und nichts anderes begehrt als bey dem Geliebten zu seyn, über den er Alles vergißt, was ihm sonst das Theuerste gewesen, Aeltern und Geschwister und Freunde, eben weil ihm nur in dem Geliebten das Bild des Gottes erscheint, dem die Seele in ihrem vorirdischen Leben angehangen. Und offenbar ist dieses der Kern des ganzen Werkes, dasjenige, in dem sich die zwey scheinbar ganz getrennten Theile verknüpfen, und zwar nicht bloß äußerlich, wie das Beyspiel zur Theorie sich verhält, sondern auch innerlich und dem wesentlichen Gehalte nach. Denn der ganze Kampf gegen die Rhetorik, was hat er für einen andern Sinn und Zweck, als auf die Dialektik hinzuweisen, die höhere Kunst, die Kunst der Philosophie, welche, als die Liebe der Weisheit, die in Gott ist, dem wahren Berufe des Menschen dienet, dem Berufe zur Gottähnlichkeit? Diesen innersten Zweck verfolgt das Gespräch mit großer Kunst in den mannichfachsten Wendungen, auch da, wo es ganz harmlos zu spielen scheint, wie z. B. in dem anmuthigen Mährchen von den Cicaden. Mit Recht erinnern dabey die Ausleger an die bekannte Stelle im Phädon, welche die Philosophie als die höchste Musenkunst preist. Zu Vorsteherinnen derselben macht er mit freygestaltender Dichtung die Kalliope und Urania, letztere mit ausdrücklicher Beziehung auf den Himmel, als den bereits verherrlichten Ort der Ideen. Ob aber bey den *λόγοι θεῖοί τε καὶ ἀνθρώπινοι*, welche wohl zumeist auf Kalliope zielen, Platon gerade die Dreytheilung der Philosophie als Dialektik, Ethik und Physik im Sinne gehabt habe, wie Hr. K. annimmt, scheint mehr als zweifelhaft, ja sogar in hohem Grade unwahrscheinlich. Viel eher mag die Vermuthung begründet seyn, daß die Stoiker zu ihrer Definition der Weisheit als der Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge vielleicht durch diese Stelle des Phädrus angeleitet worden seyen; wenn nicht etwa Platons Meinung darauf ging, die gesammte Redekunst, so weit sie

höherer Weise theilhaftig, damit zu bezeichnen. Daß übrigens Hr. K. wie auch St. in seiner Ausgabe die ganze Stelle gegen Heindorfs und Schleiermachers ungünstige Beurtheilung vertheidigt, hat unsere volle Beystimmung. Wir geben zu, daß die ganz platonische Aeußerung über den Werth der gemeinen Lustbarkeiten in dem Munde eines Mannes wie Phädrus, der sich nichts Besseres weiß als Reden zu hören, gleichviel welche, sich etwas komisch ausnimmt. Allein warum sollte das nicht Platons Absicht gewesen seyn, mit fein verhüllter Ironie nicht bloß die unersättliche Redekunst der Athenienser, sondern mehr noch und hauptsächlich die Ueberhebung derer zu verspotten, die sich als sogenannte Gebildete auf ihre höheren Vergnügungen etwas einbilden.

In dem zweyten Haupttheile, der den vorausgehenden Reden in dialogischer Form gegenüber tritt, sondert der Verf. wieder zwey Theile aus, deren erster die Theorie der Rede, der zweyte den Werth der Schriftstellerey zum Gegenstande hat. Platon läßt die Redekunst nur dann als solche gelten, wenn sie nicht bloß auf den Schein ausgeht, sondern sich auch um die Wahrheit der Sache kümmert; außerdem sey sie im besten Falle bloß Routine. Offenbar berührt diese Auffassung den Dialog Gorgias, der dieselbe Ansicht mit besonderem Nachdrucke durchführt. Man wird demnach bey der Zeitbestimmung beyder Werke jedenfalls eingehen müssen auf die Frage, welcher Darstellung die zeitliche Priorität zukommt. Wichtiger ist in dieser Beziehung die Stelle 260 E, welche darum Hr. K. in nähere Erwägung nimmt. Mit Recht versteht er unter den Reden, welche gegen die Rhetorik auftreten, „nicht etwa fremde Behauptungen, welche andere Kritiker der Gorgianischen Rhetorik geltend gemacht, sondern nur die Sätze, welche sich dem Platon selbst in seiner eignen Beurtheilung derselben Rhetorik ergeben.“ Wenn Hr. K. nun gleich hinzusetzt, daß Platon dieselben Sätze nachher im Gorgias ausführlich entwickele, so vermissen wir nur die Begründung für dieses „nachher,“ wenn nicht etwa das beygefügte „ausführlich“ als solche gelten soll, wie man in der That aus mehreren derartigen Andeutungen abnehmen möchte. Doch kann erstens dieser Maaßstab überhaupt nicht gelten, da aus demselben Grunde gerade so gut das Gegentheil gefolgert werden könnte; und zweytens ist die Behauptung an sich einigermaßen zu modificiren; denn die größere Ausführlichkeit ist nur eine äußere, nicht etwa eine erschöpfendere Behandlung; vielmehr ist der Standpunkt ein verschiedener, indem der Gorgias mehr die praktisch-ethische Seite mit sichtlicher Beziehung auf das Schicksal des Sokrates in's Auge faßt, der Phädrus dagegen die Frage mehr von der logisch und ästhetisch wissenschaftlichen Seite behandelt. Es ist daher ein richtiger Blick, wenn Hermann zwischen dem Ph. und G. dasselbe Verhältniß findet, wie zwischen dem Theätet und Protagoras; eine Auffassung beyder Dialoge, die natürlich nicht günstig für Hrn. Krische's Ansicht stimmt. Irren wir nicht, so sprechen für jene mehrere Andeutungen in unserer Stelle selbst, welchen Hr. K. nicht die gebührende Berücksichtigung schenkt. Erstens mußte die Rechtfertigung, die Platon der Rhetorik selbst in den Mund legt, an die ganz ähnliche Wendung im Theätet bezüglich des Protagoras erinnern. Der Sinn dieser wiederholt gebrauchten Wendung kann wohl schwerlich ein anderer seyn, als daß damit zusammengefaßt werde, was etwa bey der früheren Behandlung derselben Frage unerörtert oder unerschöpft geblieben und jetzt in einer neuen tiefer gehenden oder ergänzenden Untersuchung nachgeholt werden soll. Zweytens deuten die Worte: *ὥσπερ γὰρ ἀκούειν, δοκῶ τινων προσιόντων καὶ διαμαρτυρομένων λόγων, ὅτι ψεύδεται καὶ οὐκ ἔστι τέχνη, ἀλλ' ἄτεχνος τριβή* höchst wahrscheinlich etwas ganz anderes an, als Hr. K. darin finden will, nämlich nur die bekannte sokratische Ironie des Nichtwissens, da vielmehr kaum eine der dialogischen Kunstform angemessene Beziehung auf eine frühere Darstellung zu verkennen ist. Daß diese keine andere seyn könnte, als die im Gorgias, versteht sich von selbst. Und sollte nicht eine ähnliche Beziehung auf denselben Dialog in der Stelle 269 B. enthalten seyn, wo Platon gleichsam den zu heftigen Ton in der Bekämpfung der Rhetorik zu entschuldigen scheint? Der Verf. kommt dann noch einmal später auf diesen Punkt zurück in Bezug auf die Verschiedenheit des von Platon im Phädrus und im Gorgias über Perikles ausgesprochenen Urtheils. Allerdings hat Hr.

K. Recht, auf die Verschiedenheit des Gesichtspunktes, von welchem in dieser und in jener Stelle ausgegangen wird, aufmerksam zu machen, und daß demnach kein direkter Schluß daraus gezogen werden kann. Allein so viel muß doch zugegeben werden, daß die Beurtheilung im Phädrus eher darnach aussieht, die spätere zu seyn, als die im Gorgias, nämlich nach Maaßgabe des Verhältnisses, das wir oben für beyde Dialoge überhaupt geltend gemacht haben. Uebrigens erklärt sich Hr. K. mit Recht gegen Schleiermachers Ansicht, in so fern dieser glaubt, Platon habe es nicht so ernstlich gemeint mit dem Werthe, den er auf den Unterricht des Anaxagoras zu legen scheine.

Die vielfachen geschichtlichen Beziehungen auf die frühere Redekunst sowohl in praktischer als theoretischer Bedeutung, welche der platonischen Erörterung eingeflochten sind, finden eine gründliche und umfassende Besprechung und Erklärung in Spengels mehrerwähnter Preisschrift. Es ist daher ganz natürlich, daß Hr. K. wiederholt auf dieselbe Bezug nimmt, theils beystimmend, theils mit Widerspruch. Letzterer scheint uns jedoch nicht immer gerechtfertigt. So z. B. will Hr. K. den Gorgias nicht aus der Zahl derjenigen gestrichen haben, welche eine Theorie der Redekunst geschrieben. Allein wie die ausdrückliche Versicherung des Aristoteles, auf welche sich Spengel beruft, zu entkräften sey, hat er nicht gezeigt. Und da nun die platonische Stelle 261 B. C. keineswegs eben so bestimmt das Gegentheil behauptet, so ist es doch wohl eine unumstößliche richtige Folgerung Spengels, daß die minder klare Stellung des Phädrus aus der vollkommen deutlichen des Aristoteles erläutert werden müsse und nicht umgekehrt. Gegenüber diesen beyden Gewährsmännern können aber alle übrigen nicht in Betracht kommen; wobey nicht zu übersehen, daß Spengel gar nicht behauptet, Gorgias habe überhaupt keine theoretische Schriften über Rhetorik verfaßt, vielmehr ausdrücklich die von Dionysius erwähnte Schrift *περὶ καιροῦ* zugibt, und nur bestreitet, daß er eine vollständige Theorie geschrieben, wie Tisias. Jenes reicht aber vollkommen hin, um sowohl die erwähnte Stelle des Phädrus als auch andere desselben Dialogs und sonstige Zeugnisse für des Gorgias theoretische Leistungen in der Rhetorik gebührend zu würdigen.

Bey der großen diplomatischen Gewissenhaftigkeit des Verf. nimmt es uns wunder, daß er in der bemerkenswerthrn Stelle 269 D. die urkundlich allein beglaubigte Lesart *οὐχ ἧ Ἀνσίας τε καὶ Θρασύμαχος πορεύεται*, welche in neuerer Zeit außer Bekker nur noch Hermann und die Zürcher Herausgeber schützen, so leicht gegen den zu bereitwillig angenommeneu Vorschlag Schäfers: *Τισίας* zu lesen, in den Kauf gibt. Diese Aenderung beruht auf einer gänzlichen Verkennung des wahren Sinnes und Zusammenhanges. Die Frage, ob Lysias eine vollständige Theorie geschrieben oder nicht, bleibt dabey ganz unberührt; dieß zeigt unmittelbar der Gegensatz, zu welchem Perikles das Beyspiel bietet. Der Sinn ist demnach: die wahre Redekunst — in Theorie und Praxis — darf nicht den Weg des Lysias und Thrasymachos gehen, sondern muß vielmehr dem Beyspiele des Perikles folgen, der seine anerkannt überragende Tüchtigkeit dem Studium der Philosophie verdankt. Ueberdieß könnte aber auch Lysias ganz wohl neben Thrasymachos als Theoretiker stehen, wie beyde ja z. B. Dionysius in der von Spengel p. 94 angeführten Stelle in Verbindung bringt. Lysias steht offenbar in ganz gleichem Verhältniß zur Theorie wie Gorgias; beyde verfaßten kein vollständiges Lehrbuch, sondern schrieben nur einzelne Abhandlungen, indem sich ihr Unterricht vorzüglich aufselbst verfertigte Beyspiele stützte. Ein solches war sicherlich auch der *ἐρωτικὸς λόγος*, dessen polemische Benutzung von Seiten Platons aus diesem Gesichtspunkte vollkommen gerechtfertigt ist. Eine strenge Scheidung von Theorie und Praxis beobachtet Platon überhaupt nicht in seiner Kritik, und betrachtet den L. offenbar mehr als Theoretiker.

Die schöne Stelle, in welcher Platon der Rhetorik ihre höhere Aufgabe zeigt, rechtfertigt Hr. K. genügend gegen Schleiermachers mißfälliges Urtheil, das beynahe unbegreiflich wäre, wenn nicht denkbarer Weise ein kleiner Groll über die unerwünschte Einmischung der Pythagoreer, denen Schleiermacher im Phädrus durchaus keinen Zutritt verstatten will, mit in's Spiel kommt. Der Sinn ist der, was offenbar die Spitze der ganzen Erörterung ist, daß die Re-

dekunst nur dann einen Werth habe, wenn sie nicht mehr, wie bisher, den Schein über die Wahrheit setze und Gott höher achte, als die Menschen. Wie Platon das versteht, darüber gibt ebenfalls der Gorgias näheren Aufschluß in einer Weise, welche den direkten Gegensatz bildet gegen das aus Tisias entlehnte Beyspiel, das seinerseits verdient als klassisches Vorbild zu gelten für jede Art advokatischer Durchtriebenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Armengesetzgebung Englands und Irlands in ihrem zehnjährigen Vollzug, nebst allgemeiner Betrachtung über die Arbeiterfrage und Massenverarmung von L. Th. v. Kleinschrod. Augsburg, Riegersche Buchhandlung 1849.

Wir haben vor zwey Jahren über den „Pauperism in England" von demselben Verfasser berichtet, und freuen uns nun, über obgenanntes Werk, eine Fortsetzung des frühern, gleichfalls unsre Anerkennung aussprechen zu können. In zweckmäßigem Auszug, zum Theil auch vollständig, sind hier die neuern englischen Armengesetze wiedergegeben, hie und da mit scharfsinnigen Bemerkungen durchwebt. In der ersten Abtheilung findet sich das Armenwesen in England und Wales vom legislativen Standpunkt geschildert, und zwar im ersten Abschnitt die betreffende Gesetzgebung, im zweyten die Verwaltung der Centralarmencommission, im dritten tabellarisch das Hauptergebniß dieser Verwaltung. Man begegnet in dieser Abtheilung interessanten Bestimmungen über Armenlehrlinge, uneheliche Kinder ꝛc. ꝛc. Die zweyte Abtheilung ist dem Armenwesen in Irland, ein Anhang dem neuen schottischen Armengesetz gewidmet. Beygegeben sind lehrreiche Tabellen, sowie zwey Lithographieen, die perspektivische Ansicht und den Grundriß eines englischen Armenhauses darstellend.

Die Behauptung des Herrn Verfassers, daß all die schönen Gesetze das Uebel nur hie und da lindern, dem Pauperismus selbst aber nicht Abbruch thun können, bestätigt sich durch die Wahrnehmung leider nur zu sehr. Sie hat ihn wohl auch zu den einleitenden schätzbaren Betrachtungen, auf die wir kaum zurückkommen, vermocht. Die Wissenschaft kann in dieser Zeit sich nicht entschlagen, den socialen Zuständen ein Augenmerk zuzuwenden, um mit ihrem Lichte Verkehrtes zu berichtigen oder Nützliches zu empfehlen und zu verbreiten. Noch ist in dieser Beziehung, wobey statistische Grundlagen so nöthig sind, bey uns allzuwenig geschehen; um so mehr verdient daher Hr. v. Kleinschrod unsern Dank für seine treffliche Bemühung. Er schildert in kurzen, klaren Zügen die noch junge, aber welterschütternde Geschichte des Socialismus, von dem man nur sagen kann: abyssus abyssum invocat, er tadelt mit vollem Fug die bisherige Nationalökonomie, insofern sie das ethische Moment allzu sehr außer Acht gelassen hat, er zeigt die Nachtheile der überreizten Industrie und giebt dann bezüglich der Arbeiterfrage folgende Rathschläge: 1) Festsetzung eines Minimums der Löhne; 2) Verpflichtung der Fabrikanten zum Unterhalte unfreywillig nicht beschäftigter Arbeiter; 3) Aufkündtermine; 4) Anlegung von Sparkassen; 5) Decentralisation des großen Manufacturbetriebes, d. h. Verlegung von Fabriken aufs Land. Auch wir möchten letztere empfehlen, doch zu bedenken geben, daß der Fabrikarbeiter den Landbau nicht so leicht wie der geübte Landmann betreibt. Gegen die Eintheilung des Arbeiterlebens in 5 Klassen, welche der Verfasser nach Villereck anführt, hätten wir nur zu bemerken, daß die heranwachsenden Kinder selten sich hinlänglich ernähren, während neben ihnen meist noch jüngre Geschwister aufzuziehen sind, Klasse 4 und 3 also ziemlich zusammenfallen. Seite 21 Z. 17 muß es „auf" statt „gegen" heißen.

Auch die theilweise Unnatürlichkeit des neuern Steuerwesens bespricht die Einleitung in Kürze, endlich giebt sie noch Rathschläge zur möglichsten Minderung der eigentlichen Armuth, wobey jedoch auf die Auswanderung wohl zu wenig Gewicht gelegt ist. Indem wir dem geehrten Herrn Verfasser nochmals unsre volle Anerkennung für seine ersprießliche literarische Thätigkeit ausdrücken, möchten wir auch andre fähige Köpfe auffordern, den gleichen Weg in diesem Fache zu betreten, da die systematische Erkenntniß die richtige Diagnose eine Vorbedingung zur Heilung des Uebels ist, wir möchten zugleich die Regierung bitten, die einschlägigen Kenntniße in sorgsame Pflege und Obhut zu nehmen; denn wahrlich man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte mit der jüngsten Besiegung des Socialismus in Frankreich sey die Sache schon abgethan. —

L. M.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung.)

In der Erörterung über den Werth und Unwerth der Schriftstellerey, welche Platon mit einer ägyptischen Erzählung einleitet, will Hr. K. keinerley apologetische Zwecke anders als höchstens beyläufig anerkennen. Mehr hat jedoch auch Schleiermacher nicht gewollt, gegen den sich die Bemerkung des Verf. richtet; vielmehr ist es ja gerade Schleiermachers Absicht, im Interesse seiner Hypothese jede Annahme apologetischer Beziehungen auf frühere Schriften Platons ferne zu halten, während die Rechtfertigung des sokratischen Philosophirens mit jener Enthaltung von schriftlicher Aufzeichnung eben ganz von selbst und ungesucht darin liegt. Ja nicht einmal die Apologie der eigenen Schriftstellerey ist bey Seite zu schieben, mag nun der Phädrus der erste Versuch seyn oder nicht, da sich's Platon so sichtlich angelegen seyn läßt, die Bedeutung derselben nach jeder Richtung hin festzustellen. Hr. K. legt einen besonderen Nachdruck darauf, daß Platon diese Literaturgattung als eine neue und sich als den Urheber derselben geltend zu machen suche. Wir wollen diese Ansicht nicht bestreiten, ungeachtet der Versicherung des Athenäus, der in seiner Mißgunst gegen Platon nicht versäumt, mit Berufung auf ein Zeugniß des Aristoteles die Ehre der Erfindung einem gewissen Alexamenos aus Teos zuzuwenden. Mehr jedoch als darin liegt, liest der Verf. wiederum aus den Worten *καλλίων σπουδή* (276 E) heraus. Sie sollen ihm die Neuheit der Kunst bewähren und damit alle Beziehungen „auf falsche Beurtheilungen bereits bekannt gemachter Dialoge," welche Ast zu finden glaubte, ausschließen. Wie sie das vermögen, begreift man um so weniger, als Hr. K. dieselbe Andeutung in dem Ausdrucke des Philebos: *καλλίων ὁδός*, von der analytischen und synthetischen Methode gebraucht, finden will. Offenbar ist in der Stelle des Phädrus nicht mehr enthalten als eine Vergleichung der wahren philosophischen Thätigkeit, des lebendigen Unterrichtes in mündlicher Rede, mit den schriftstellerischen Bestrebungen, denen höchstens ein secundärer Werth beygemessen wird, als brauchbar zur Erholung und Erinnerung, und auch dieses nur dann, wenn sie aus jener ächten Quelle ihre Nahrung ziehen. Ob aus dieser Stelle ein direkter Schluß auf die Form und Weise des platonischen Unterrichts sich ergibt, bleibt unentschieden, und nur das gewiß und unzweifelhaft, daß, mag sich auch die mündliche Lehre nicht durchaus in der dialogischen Form bewegt haben, doch jedenfalls die dialektische Kunst in immer fortschreitender Tüchtigkeit die belebende Seele seiner Methode ausgemacht habe. Dem ist nicht entgegen, wenn auch, wie der Verf. vermuthet, der mündliche Unterricht in ähnlicher Weise, wie wir das an seinen schriftlichen Aufzeichnungen wahrnehmen, einen Stufengang von der strengsten Art der dialektisch-erotematischen Behandlung bis zur fortlaufenden Rede in aristotelischer Gesprächsmanier zurückgelegt haben mag.

Wir sind nun an dem Punkte angelangt, wo wir uns darüber auszusprechen haben, welchen Fort-

schritt nach unserer Ansicht die Lösung der schwierigen Frage über die Abfassungszeit des Phädrus durch die beyden vorliegenden Arbeiten gemacht hat. Bekanntlich hat diese Frage eine hervorragende Bedeutung in der platonischen Literatur gewonnen, indem sie den Mittelpunkt bildet eines Kampfes, der unter der Firma zweyer berühmter Namen mit fast erbitterter Hartnäckigkeit fortgesetzt wird. K. Fr. Hermann hat nahezu das Gelingen seines umfassenden Werkes über „Geschichte und System der platonischen Philosophie," von dem wir leider noch immer den zweyten Theil vermissen, von der Entscheidung dieser Frage und überhaupt seines Widerspruches gegen Schleiermacher abhängig gemacht. Auch die hier angezeigten Schriften theilen sich in diese beyden Feldlager, indem Hr. Krische die Schleiermacher'sche Ansicht verficht, und Hr. Stallbaum, der schon vor Hermann in seiner 1827 herausgegebenen „Disputatio de Platonis vita, ingenio et scriptis" der Ansicht Sochers folgend die spätere Abfassung des Phädrus behauptet hatte, seiner damals ausgesprochenen Meinung im Wesentlichen treu bleibt, nur mit der Aenderung, daß er dem Phädrus jetzt die Priorität vor dem Gastmahle zuerkennt. Hr. K. hofft, daß diejenigen, welche seiner Forschung ruhig gefolgt sind, das Opfer eigner Meinung nicht scheuen werden. Ref. glaubt, sich zu diesen nicht Eigensinnigen rechnen zu dürfen, muß aber gestehen, daß bey ihm die Hingebung an die Beweisführung des Verf. einen der beabsichtigten Wirkung vielmehr entgegengesetzten Erfolg gehabt habe. Wir sind zwar noch immer der Ueberzeugung, daß sich Schleiermacher um das Verständniß Platons die allerwesentlichsten Verdienste erworben hat, indem er mehr als irgend einer seiner bisherigen Ausleger den Vorzug geistesverwandter Genialität für sich hat. Schleiermacher war es, der nicht nur die Bahn gebrochen zu einer angemessenen Auffassung der platonischen Schriften im Ganzen und Einzelnen, sondern auch viele der wichtigsten Punkte mit einer fast unbezweifelten Sicherheit festgestellt hat, wogegen die jetzt noch bestrittenen Fragen, mögen sie auch sämmtlich in entgegengesetztem Sinne entschieden werden, von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung sind. Am meisten möchte wohl die Art, wie er die kleineren Gespräche einordnet und verwendet, Widerspruch verdienen. Wir sind überzeugt, daß, will man diese nicht insgesammt Ast's Verwerfungsurtheile anheimfallen lassen, keine andere naturgemäße Auffassung übrig bleibt, als die, welche Stallbaum und Hermann vertreten, nämlich sie als die frühesten schriftstellerischen Arbeiten Platons zu betrachten. Diese Ansicht ist denn auch von unmittelbarem Einfluße auf die Beurtheilung des Phädrus, der demnach nothwendig auf den Anspruch der absoluten Priorität verzichten müßte. Somit würde sich vor Allem die Vergleichung mit dem Protagoras, Gorgias und Theätetus nebst den an letzteren ausdrücklich anknüpfenden Gesprächen darbieten. Und gerade in dieser Beziehung scheint die Untersuchung des Verf., so weit sie unbefangen historisch fortschreitet, mehr das Gegentheil von dem zu erweisen, was seine kritischen Folgerungen beabsichtigen, denen wir eine gleiche Unbefangenheit nicht beymessen können. Am Schluße faßt er noch einmal alle Momente zusammen, um das Resultat zu gewinnen, daß der Phädrus „an die Spitze aller Darstellungen des platonischen Geistes" zu setzen sey. Es mögen ungefähr zehn Punkte seyn, die der Verf. als charakteristische Hauptmomente hervorhebt. Mehrere derselben haben wir gleich an betreffender Stelle erörtert und ihre unzulängliche Beweiskraft darzuthun gesucht. Andere verdienen wohl kaum eine besondere Erwähnung und machen wohl von selbst nur den Anspruch, ἐν προσθήκης μέρει zu gelten. In der Hauptsache concentriren sie sich doch alle in den Merkmalen, die Schleiermacher bereits für die frühe Abfassung des Phädrus angeführt hat. Vor Allem ist es der jugendliche Charakter der Schrift selbst, der sich durch mehrfache Spuren zu erkennen geben soll. Ein vorzügliches Gewicht legt Hr. K. auf die mimische Zeichnung des Sokrates, „die sich durch ihre geschichtliche Reinheit ganz besonders auszeichne." Allein ist dasselbe nicht auch im Theätet und Symposion wahrzunehmen? so daß dieser Grund nicht gegen die Stelle zwischen beyden genannten Dialogen spricht. Ferner „die Ueppigkeit der künstlerischen Zurichtung des Ganzen!" Ist diese vielleicht größer als im Protagoras? und worin findet sie der Verf.? „Abgesehen von der Abschweifung im Ein-

gange," in der „Selbstbildung des Mythos von der Cicade, der Erzählung von der Erfindung des ägyptischen Gottes." Quod posuisse est explosisse. Denn wie viele Dialoge hätten nicht dann gleichen Anspruch! „Und die Unbeholfenheit in den Uebergängen!" — die wir geradezu in Abrede stellen müssen — „so wie die Ungeübtheit im Gebrauche der Dialektik, welche zu der mythischen Behandlung Veranlassung gegeben hat!" — versteht sich, wenn diese keinen andern Grund hätte! „Und der Reichthum an etymologischen Scherzen und Sprüchwörtern, nebst den poetischen Reminiscenzen!" — welche so wenig beweisen als die Ueppigkeit der künstlerischen Zurüstung, da die Absichtlichkeit dieser stilistischen Haltung von Platon selbst hinlänglich angedeutet ist. Also bleibt nur noch der Grund übrig als Beweis für die Jugendlichkeit, welcher aus dem innersten Wesen des Gesprächs geschöpft ist, als dessen Kern Hr. K. „die Lehre von der Dialektik als Kunst des Denkens und des Seyns, oder von der Methodik des Wissens und dem Inhalte desselben" bezeichnet. Darin, daß diese beyden Elemente sich in dem Begriffe der Dialektik durchdringen, sieht der Verf. das charakteristische Merkmal des ächt Sokratischen! Und nicht des ächt Platonischen? In der That, die Art, wie hier Hr. K. den allerdings einnehmenden und blendenden Gedanken Schleiermachers wiedergiebt, ist seine beste Widerlegung. Von wirklicher Bedeutung für die chronologische Bestimmung des Dialogs ist nur die Art, wie Lysias und Isokrates genannt werden, was aber begreiflicher Weise nur die fingirte Zeit ergibt. Diese setzen aber auch die Vertheidiger der späteren Abfassung vor Ol. 93, 3, wobey wir nur nicht gelten lassen können, daß alle, auch Hr. St., die Stelle 268 C, wo Sophokles und Euripides erwähnt werden, als Beweis mit aufführen. Denn wenn man diese nothwendig noch lebend denken müßte, so würde die gleiche Nothwendigkeit auch für Perikles und Adrastus eintreten, sey nun unter letzterem der wirkliche Heros, wie Spengel glaubt, oder Antiphon, wie die meisten Herausgeber annehmen, gemeint, da beyde gleich darauf in ganz ähnlichem Zusammenhange genannt werden. Sogar die Erwähnung des Polemarchus (257 B) spricht nicht unbedingt dafür, daß derselbe noch am Leben war. Genau genommen ist nur die Art, wie von Isokrates gesprochen wird, maaßgebend; denn selbst, daß Lysias als Logograph erscheint, beweist nichts, weil wir nicht als bewiesen annehmen können, daß ihm, der ja auch später noch fortwährend gerichtliche Reden für andere schrieb, nach der von ihm selbst und für sich selbst gesprochenen Rede gegen Eratosthenes nicht mehr dieser Name zukam. Halten wir nun also des Isokrates wegen den oben bemerkten Zeitpunkt fest, so ist die Frage, ob aus der fingirten Zeit des Gespräches sofort ein Schluß auf die Abfassungszeit desselben verstattet ist. Daß dieses nicht der Fall, geben wohl alle im Allgemeinen zu und man muß es zugeben, schon um des Sokrates willen, dem ja sonst nicht eine Rolle könnte übertragen werden auch in den spätesten Gesprächen, die vielleicht über 40 Jahre nach seinem Tode geschrieben worden. So ist denn wohl auch ein Abstand von 17 bis 20 Jahren, wie Hr. St. annimmt, an sich verstattet. Die einzige Schranke, welche wir in dieser Beziehung für den mimischen Künstler gelten lassen, ist die, daß er nicht eine Situation fixire, welche mit der schriftstellerischen Tendenz des Werkes nicht in Einklang stände. Die Bekämpfung des Lysias als Logographen und Vertreters jener Rhetorik des Scheines wäre für jene spätere Zeit nur dann unzuläßig, wenn nachgewiesen werden könnte, daß L. von dem mehr erwähnten Zeitpunkte an, wo er sich vorzüglich durch seine gerichtlichen Reden berühmt machte, aufgehört habe, dergleichen logographische Schaustücke auszuarbeiten, wie das von Platon censirte, und sich dafür einer den platonischen Anforderungen mehr entsprechenden Rhetorik gewidmet habe. Das wird wohl schwerlich behauptet werden können, man mag noch so günstig denken von den uns erhaltenen Reden. Auch diese gehören der von Platon bekämpften unphilosophischen Rhetorik an, und es ist wohl eine gegründete Vermuthung Hrn. Stallbaums, daß L. gerade damals ihr berühmtester Vertreter war, als Platon versuchte, in der Metropole der Rhetorik der Philosophie ein Terrain zu erobern. Diese Ansicht, welche auch Hermann zu der seinigen gemacht hat, empfiehlt sich allerdings durch große innere Wahrscheinlichkeit. Mißlicher wäre die Rechtfertigung die-

ses Zeitpunktes bezüglich des Isokrates, wenn keine andere Wahl bliebe, als ein vaticinium ex eventu anzunehmen, d. h. zu glauben, daß Platon sein späteres Urtheil über Isokrates nur um der fingirten Zeit willen in diese Form der hoffenden Voraussetzung gekleidet habe. Liest man aus den Worten des Platon nicht mehr heraus als darin enthalten ist, so vereinigt sich Alles, was von beyden Seiten mit Recht geltend gemacht wird, sowohl das, was für eine günstige Beurtheilung des Isokrates und ein persönlich freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Platon spricht, als auch das, was uns verbietet, eine wirkliche und dauernde Billigung der Bestrebungen des Isokrates von Seiten Platons anzunehmen. Wir können auch jetzt noch nach Maaßgabe des uns zu Gebote stehenden Materials wohl begreifen, wie Platon veranlaßt seyn mochte, bessere Hoffnungen auf J. zu setzen, als dieser nachmals erfüllte, und es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß Platon bereits damals, als er selbst eine Schule der Philosophie eröffnete, genöthigt gewesen sey, diese Hoffnung gänzlich aufzugeben; wohl aber mochte er sich getrieben fühlen, eine kräftigere Mahnung zur Philosophie an ihn ergehen zu lassen, um ihn von jener Bahn der Halbheit abzuziehen, auf der J. dann doch verharrte und zuletzt zu jener Gesinnung gelangte, die wir namentlich in seinen späteren Reden ausgeprägt sehen, und die Platon gewiß ganz und unbedingt verwerfen mußte. Etwas Anderes aber und mehr liegt auch nicht in der besprochenen Stelle des Phädrus. Ist man damit im Reinen, so verzichtet Hr. K. wohl selbst auf jede Folgerung aus der Bemerkung, daß keine der wahrgenommenen geschichtlichen Andeutungen die Mitte der 93. Ol. überschreite; d. h. nur so viel, daß kein nachweislicher Anachronismus in dem Gespräche zu finden ist. Solche kommen wohl anderwärts in den platonischen Schriften vor und sind willkommene Anhaltspunkte für den Chronologen, können aber in keinem Falle für jedes Gespräch, dessen fingirte Zeit weit vor der Abfassungszeit liegt, postulirt werden.

Vergessen wir jedoch nicht, daß diese Frage sich ganz auf dem unsichern Gebiete der Wahrscheinlichkeit bewegt und daß es eine Versündigung wäre an dem Geiste Platons, diesen Erörterungen einen größeren Werth beyzumessen, als sie verdienen, oder gar das Hauptgewicht darauf zu legen. Darin besteht ja gerade ein herrlicher Vorzug der platonischen Schriften, daß sie uns in so ursprünglicher Weise anleiten, die verschiedenen Stufen der Wahrheit zu erkennen und darnach den Grad der Gewißheit, der jeder gebührt, zu bemessen, also den rechten Wahrheitssinn zu bilden und zu schärfen. Damit hängt denn auch der Grundgedanke des hier besprochenen Werkes auf's Innigste zusammen, die Grundidee der gesammten platonischen Philosophie, welche alle Schriften durchdringt, und sich nach den mannichfachsten Beziehungen eben so vielseitig als tiefeindringend entwickelt. Halten wir fest an dieser Ueberzeugung, so gewinnen wir zugleich ein untrügliches Kriterium für eine jetzt vielbesprochene und für die Erhaltung der klassischen Bildung höchst bedeutende Frage. Wir behaupten und wissen es zu vertreten, daß, wer den Platon aus unseren Gymnasien verdrängt, dem Baume die Blüthe abbricht und die Krone, und zwar die Blüthe, welche nicht bloß zur Schönheit diente, sondern die wahrhaft fruchtverheißende war. Um so mehr ist es zu bedauern, daß gerade in jenem Lande, das bislang als der Mittelpunkt klassischer Bildung galt, diese Gesinnung selbst unter den Vertretern der höheren Schulen das Uebergewicht bekam; daß selbst ein Mann, wie Hr. Stallbaum, so schüchtern seyn konnte, nur für ein kleineres Gespräch und etwa noch „die Einrahmung des Phädon“ ein günstiges Wort einzulegen. Nimmt man uns das eigentliche Kunstwerk, nun so wollen wir auch den Rahmen missen, der, mag er auch noch so schön und kunstreich gearbeitet seyn, doch ein unnütz lächerlich Ding wird, wenn man darin nichts als die öde Wand oder das leere Nichts erblickt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Atti della ottava riunione degli scienziati Italiani tenuta in Genova dal XIV. al XIX. Settembre 1846. Genova 1847.

J. Müller, Ueber die Larven und Metamorphose der Ophiuren und Seeigel. Berlin 1848.

Dr. M. Debey, Beyträge zur Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Rüsselkäfer aus der Familie der Attelabiden. 1. Abth. Der Trichterwickler Rhynchites Betulae Gyll. Bonn 1846.

Dr. H. Rathke, Ueber die Entwickelung der Schildkröten. Braunschweig 1848.

Dr. H. Meckel, Zur Morphologie der Harn- und Geschlechtswerkzeuge der Wirbelthiere in ihrer normalen und anomalen Entwickelung. Halle 1848.

Gr. R. Gray, The genera of birds. Part 44 — 46. Lond. 1849.

Dr. E. O. Schmidt, Neue Beyträge zur Geschichte der Würmer. Jena 1848.

Dr. R. Leuckart, Ueber die Morphologie und die Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere. Braunschweig 1848.

E. F. Gurlt, Anatomie der Hausvögel. Berl. 1849.

Entomologische Zeitung. Jahrg. 4 — 8. Leipzig 1844 — 1847.

C. Wesmael, Mantissa ichneumonum Belgii. Brux. 1848.

J. Lindley, The vegetable kingdom or the structure classification and uses of plants. Lond. 1846.

Fr. v. Biedenfeld, Wörterbuch der Synonymen sämmtlicher Pflanzen des Zier-, Gemüse- und Landschaftsgartens. Th. 1. 2. Weimar 1848.

J. G. Agardh, Species, genera et ordines algarum. Vol. I. Algas fucoideas complectens. Lundae 1848.

Dr. K. Koch, Beyträge zu einer Flora des Orients. Heft 1. Berl. 1848.

T. S. Ralph, Opuscula omnia botanica Thomae Johnsoni. Lond. 1848.

Torrey and Asa Gray, A flora of North-America. Vol. I. II. New-York 1838 — 1843.

M. Tenore, Flora Napolitana. T. I — V. Napoli 1811 — 1838.

Patze, Meyer und Elkan, Flora der Provinz Preußen. Lief. 1. Monokotyledonen und Apetale Dikotyledonen. Königsb. 1848.

G. Th. Fechner, Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig 1848.

Alph. de Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. T. 12. Par. 1848.

Dr. G. G. Walpers, Annales botanices systematicae. T. I. fasc. 1. Lips. 1848.

D. Viviani, Florae Libycae specimen. Genuae 1824.

Symbolae literariae. Edid. doctorum in gymnasiis Batavis societ. Fasc. 7. 8. Traj. ad Rh. 1846.

Nic. Turczaninon, Flora Baicalensi-Dahurica. P. I. Mosquae 1842 — 45.

F. J. Ruprecht, Bemerkungen über den Bau und den Wachsthum einiger großen Algen-Stämme. Petersburg 1848.

C. A. Meyer, De cirsiis Ruthenicis nonnullis comment. botanica. Petrop. 1848.

C. Fr. G. Jessen, Prasiolae generis Algarum monographia. Kiliae 1848.

A. Grisebach, Spicilegium florae rumelicae et bithynicae exhibens synopsis plantarum quas aest. 1839 legit. Vol. 1. 2. Brunsvigae 1843 — 46.

Synopsis Hepaticarum. Conjunctis studiis scripserunt et edi curaverunt Gottsche, Lindenberg et Nees ab Esenbeck. Fasc. 1 — 5. et ultimus. Hamburgi 1844 — 47.

Dr. H. K. Göppert, Zur Kenntniß der Balanophoren, insbes. der Gattung Rhopalocnemis Jungh. Breslau 1848.

Dr. R. Caspary, De nectariis. Bonn 1848.

M. Bojer, Planches relatives au genre Gaertnera. Neuchâtel 1847.

Dr. L. Meyn, Geognostische Beobachtungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Kiel 1848.

Dr. Goldfuß, Beyträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirges. Bonn 1848.

Ch. Daubeny, A description of Activ and Extinct Volcanos of Earthquakes of Thermal Springs etc. Lond. 1848.

Dr. E. F. Germar, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. Heft 5. Halle 1848.

Dr. E. F. Neumann, Lehrbuch der Geognosie. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1848.

H. R. Göppert, Abhandlung, eingesandt als Antwort auf die Preisfrage: Man suche durch genaue Untersuchungen darzuthun, ob die Steinkohlenlager aus Pflanzen entstanden sind, welche an den Stellen, wo jene gefunden werden, wuchsen. Gekrönte Preisschrift. Leiden 1848.

Agricola, Meine 50jährigen Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft. Leipzig 1848.

Dr. Fr. E. Knapp, Die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen. Braunschweig 1848.

E. Stölzel, Ueber Entstehung und Fortentwickelung der Rübenzucker-Fabrikation. Berl. 1848.

Dr. Fr. Schmalz, Meine Ansichten und Erfahrungen über Race-Bildung. Königsberg 1848.

J. F. G. Reinhard, Die Bewirthschaftung des Berkheimer-Hofes. Stuttg. 1843.

Dr. v. Pabst, Landwirthschaftliche Erfahrungen von Hohenheim. Stuttg 1848.

E. F. W. Jeppe, Die Cultur der Weiden, so wie deren Futterkräuter und Gräser. Rostock 1848.

J. G. Trog, Die Schwämme des Waldes als Nahrungsmittel. Bern 1848.

H. Schober, Lehrbuch der Landwirthschaft. Bd. 1. Dresden 1848.

Dr. F. J. Otto, Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe. Lief. 1 — 4. Braunschweig 1848.

H. H. Krelle, Die Fabrikation der Hefen. Quedlinb. 1848.

W. Keller, Die Branntwein-Brennerey aus Kartoffeln und Getreide. Bd. 1. Berlin 1848.

M. Beyer, Land- und stadtwirthschaftliche Düngerfabrikation. Leipzig 1849.

J. E. L. Schultze, Verwaltungs- und Geschäftskunde im Forst- und Jagdwesen. Prag 1849.

H. Schmidt, Schutz der Waldungen bey Eisenbahnbauten. Magdeburg 1848.

J. B. Bremer, Die Gewinnung, Zubereitung und Verarbeitung des Kautschucks oder Federharzes. Quedlinb. 1848.

K. Krötke, Anweisung zur vortheilhaften Fabrikation der Kartoffel-Stärke. Quedlinb. 1848.

W. Bohne, Gutta Percha in seiner technischen Bedeutung. Elberfeld 1848.

R. Werner, Beschreibung der Brenner zur Erzeugung des Solar- und Lunarlichts. Leipzig 1848.

W. Gelpke, Beyträge zur Kenntniß des Handels- und Wechselrechts. Heft 1. Berlin 1848.

Verhandlungen des Berliner Freyhandelsvereins. Berlin 1848.

Dr. E. F. W. Dieterici, Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preuß. Staate und im deutschen Zollvereine. III. Fortsetzung, von 1843 — 1845. Berlin 1848.

Dr. A. Rischwitz, Handels- und Industriegeschichte von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Leipzig 1848.

Denkschrift des böhm. Gewerbevereins über den Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein. Prag 1849

Ed. Warwick, Nasology or hints towards a classification of noses. Lond. 1848.

J. Jordan, Spuren und Andeutungen der uranfänglichen Sabbathfeyer in mehreren Einrichtungen und Gebräuchen der alten Welt. Basel 1845.

J. de Wal, Over de Beoefening der Nederlandsche Mythologie. Utrecht 1847.

Dr. A. Drechsler, Der Selbstmord, betrachtet im Verhältniß zum allg. sittlichen Wesen des Geistes. Basel 1848.

J. Schmidt, Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und der Revolution. Th. 1. 2. Leipzig 1848.

E. Pick, Mnemonik und ihre Anwendung auf das Studium der Geſchichte. Winterthur 1848.

M. Hamburger, Theoretiſch-praktiſche Mnemonik. Königsb. 1846.

J. A. Köhler, Das Schullehrer-Seminar zu Grimma. Grimma 1848.

Dr. Th. Heinſius, Grundſtriche zu einer conſtitutionellen Schul- und Volksbildung in Deutſchltnd. Berlin 1848.

Dr. F. J. Ennemoſer, Ueber Erziehung und Unterricht des weiblichen Geſchlechts. Mannheim 1848.

Dr. C. Otto, Praktiſches Lehrbuch der Mnemotechnik. 2. umgearb. Aufl. Stuttg. 1848.

R. Blakey, History of the philosophy of Mind. Vol. 1 — 4. Lond. 1848.

A. Reder, Beytrag zur Sophiſtik der Griechen. München 1847.

Wilh. Buſſe, J. G. Fichte und ſeine Beziehung zur Gegenwart des deutſchen Volkes. Th. 1. Fichte der Philoſoph. Bd. 1. Halle 1848.

Dr. A. Cornill, Kritik des Abſoluten und der ſpeculativen Denkweiſe. Leipzig 1848.

J. H. Lentzen, Erkennen und Glauben mit beſ. Berückſichtigung des Klemens von Alexandrien und des Anſelmus von Kanterbury. Bonn 1848.

Dr. J. Ennemoſer, Der Geiſt des Menſchen in der Natur oder die Pſychologie in Uebereinſtimmung mit der Naturkunde. Stuttg. 1849.

T. Colany, Essai sur l'idée de l'absolu. Strasb. 1847.

E. A. von Schaden, Ueber den Gegenſatz des theiſtiſchen und pantheiſtiſchen Standpunktes. Erlangen 1848.

Dr. J. E. Erdmann, Grundriß der Logik und Metaphyſik. 3. verb. Aufl. Halle. 1848.

D. Greve, Grundriß der Ethik. Kiel 1848.

Marc-Jérome Vida, Le ver a soie. Trad. en vers français avec le texte latin en regard par M. Bonafous. 2. Edit. Par. 1846.

J. Bazzoni, Il Castello di Trezzo. Milano 1835.

— —, La bella Celeste degli Spadari. Milano 1830.

Mass. d'Azeglio, Ettore Fieramosca o la disfida di Barletta. Milano 1844.

T. Vallauri, Il cavalier Marino in Piemonte. Torino 1847.

Magistri Reneri de Bruxella tragoedia, ed. L. Tross. Hamm 1848.

C. G. Pullé, Alba Barrozzi ovvero una congiura sotto il doge Pierro Gradenigo. T. 1 — 3. Venezia 1846.

Mar. Jos. de Larra, El Doncel de Don Enrique el Doliente. Par. 1848.

M. de Custine, Romuald ou la vocation. Vol. 1—4. Par. 1848.

C. Monnard, De Gallorum oratorio ingenio, rhetoribus et rhetoricae Romanorum tempore scholis. Bonn 1848.

Blätter aus dem Tagebuche eines Phyſiognomikers. Leipzig 1848.

Kunig Tyrel von Schotten und sin sun Vridebrant, didaktiſches Gedicht des 12. Jahrhunderts, herausgegeben von F. W. Ebeling. Halle 1848.

Aus dem poetiſchen Nachlaſſe von E. W. Ackermann. Leipzig 1848.

Bauernfeld, Republik der Thiere. Wien 1848.

Des Soester Daniel oder eine gemene bicht oder Bekennung der praedicanten tho Soest, bewys et wo un watt manneren sey dar thor Stede dat wort Godes hegen ingevort up dat allerkörteste beschriwen dorch Daniel von Soest 1534. Soest 1848.

E. Sileſius, Ewiges im Zeitenwechſel. Dresden 1848.

K. Simrock, Das deutſche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime ꝛc. Frankf. 1848.

A. Henninger, Sagen. Geſchichten und Lieder aus Gießen und ſeiner Umgegend. Gießen 1848.

Fr. Gerſtäcker, Die Regulatoren in Arkanſas. Leipzig 1846.

P. Grimblot, Letters of William III. and Louis XIV. and of their Ministers. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Horace Walpole, Letters addressed to the Countess of Ossory from the year 1769 to 1797. Ed. with notes by Vernon Smith. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

B. de Stassart, Dix-huit lettres de Frédéric-Guillaume de Brandebourg. Bruxelles 1848.

G. Heine, Cartas al emperador Carlos V. escritas en los annos de 1530 — 1532 por su confesor. Berl. 1848.

de Reiffenberg, Mémoires sur les sculpteurs et architects des Pays-Bas par Ph. Baert. Bruxelles 1848.

Dr. G. Rathgeber, Beredeneerde geschiedenis der Nederlandsche Schilder-Houtsnij-en Graveerkunst van de gebroeders van Eyck tot op Albrecht Durers aanwezigheid in de Nederlanden. Naar het hoogduitsh door A. van Lee. Amsterd. 1847.

Dr. Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 2. Aufl. Mit Zusätzen von Dr. J. Burckhardt. Lief. 2. 3. Schluß. Stuttg. 1848.

L. Viardot, Les Musées d'Espagne, d'Angleterre et de Belgique. Par. 1843.

— —, Les Musées d'Allemagne et de Russie. Par. 1844.

J. Fergusson, An historical Inquiry into the true principles of beauty in architecture and the arts. P. I. Lond. 1849.

Ch. Lock Eastlake, Materials for a history of Oil Painting. Lond. 1847.

— —, Contributions to the literature of the fine Arts. Lond. 1848.

L. Blanc, Le socialisme. Droit du travail. Par. 1848.

J. Michelet, Cours professé au Collège de France. 1847 — 1848. Par. 1848.

C. Hinrichsen, Die Germanisten und die Wege der Geschichte. Copenhagen 1848.

J. H. Fichte, Beyträge zur Staatslehre. Halle 1848.

H. Escher, Die neue Phönixperiode der Staatswissenschaft. Lief. 1. 2. Zürich 1848.

A. Thiers, De la propriété. Par. 1848.

de Potter, La réalité déterminée par le raisonnement ou questions sociales. Bruxelles 1848.

J. Stuart Mill, Principles of political Economy. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

E. G. v. Maltitz, Vorschläge zur Gefängnißreform. Aachen 1848.

Th. Hilgard, Zwölf Paragraphen über Pauperismus und die Mittel, ihm zu steuern. Heidelb. 1847.

Dr. F. Schmitthenner, Ueber Pauperismus und Proletariat. Frankf. 1848.

R. Heym, Maschinen oder Handarbeit? Chemnitz 1848.

H. Leemann, Die Milizeinrichtungen der Schweiz als Vorbild der Volksbewaffnung mit bes. Hinsicht auf Deutschland. Zürich 1848.

Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig v. Wallmoden-Gimborn an der Nieder-Elbe in Belgien in den Jahren 1813 und 1814. Altenb. 1848.

E. M. Arndt, Bilderkriegerische Spiele und Vorübungen. Bonn 1848.

R. Brommy, Die Marine. Berlin 1848.

C. Möring, Armee und Flotte der Vereinsstaaten. Wien. 1848.

Dr. S. Frankenberg, Geschichte der Heilkunst und der Heilschwärmerey. Leipzig 1848.

Dr. C. A. Zipser, Die Versammlungen ungarischer Aerzte und Naturforscher. Neusohl 1846.

Dr. J. Oswa, Das Medizinalwesen. Leipzig 1848.

A. W. E. Th. Henschel, Das medizinische Doctorat, seine Nothwendigkeit und seine Reform. Breslau 1848.

Ch. J. B. Williams, Principles of Medecine. Lond. 1848.

Fil. Pacini, Nuove ricerche microscopiche sulla tessitura intima della retina nell' uomo. Bologna 1844.

Dr. W. Gruber, Vier Abhandlungen aus dem Gebiete der medizin. chirurgischen Anatomie. Berlin 1847.

Dr. L. Mercklin, Die Cooptation der Römer. Eine sacralrechtliche Abhandlung. Mitau 1848.

F. v. Bärensprung, Beyträge zur Anatomie und Pathologie der menschlichen Haut. Leipzig 1848.

Dr. F. Weber, Kurze Bemerkungen über die Section der Leiche zu pathologischen Zwecken. Kiel 1848.

Dr. H. M. J. Desruelles, Briefe über die venerischen Krankheiten. Leipzig 1848.

Dr. A. Siebert, Mittheilungen aus der medizinischen Klinik zu Jena. Jena 1848.

Dr. J. J. Bühring, Die Heilung der Eyerstock-Geschwülste. Berlin 1848.

Dr. Th. Fleischer, Die Cholera. Leipzig 1848.

Dr. C. J. Heidler, Die epidemische Cholera. Abth. 2. Leipzig 1848.

Bibliothèque du medecine-practicien. Vol. VIII. Traité des maladies de la peau et des appendices. Par. 1848.

Fr. C. Stahl, Neue Beyträge zur Physiognomik und pathologischen Anatomie der Idiotica endemica (genannt Cretinismus). Erlangen 1848.

Fr. A. Kiwisch Ritter v. Rotterau, Klinische Vorträge über specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Abth. 1. Prag 1847.

Dr. J. A. Schubert, Die asiatische Cholera. Leipzig 1848.

Dr. J. Schlesinger, Therapeutisches Repertorium der Syphilidologie. Leipzig 1848.

Dr. Kos'ciakiewicz, Mémoire pratique sur la pleuroperipneumonie aiguë. Par. 1848.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1849.

(Schluß.)

Villemain, Litérature du Moyen Age. — Westminst. and foreign quart. Review 1849 July.

Friederich (R.), The language and literature of the island of Bali. (Cont.) — Journ. of the Indian Archipelago. 1849 April.

Bonivard (Franc. de), L'advis et devis des langues, traité de philologie composé en 1563. — Biblioth. de l'Ecole des chartes 1849 Mai — Juin.

The lost writings of Antiquity. The remains of Stesichorus. — Christ. Remembr. 1849 July.

The works of Qu. Horatius Flaccus illustrated chiefly from the remains of ancient art. By H. Hart Milman. Lond. 1849. — English Review 1849 June.

Rousseau (Alph.), Extrait de l'histoire de la dynastie des Benihafss. — Journal asiat. 1849 Avril — Mai.

Extrait de la chronique de Michel le Syrien; traduit de l'arménien par Ed. Dulaurier. (Suite.) — Ebendaſ.

Antar en Perse; traduit de l'arabe par Gustave Dugat. (Suite.) — Ebendaſ.

Fragments du Humaïoun-namèh, publ. et trad. par Adrien Royer. — Ebendaſ.

Jomard sur une carte sino-japonaise. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1848 Janv. et Févr.

Davies (Eb.), American scenes and christian slavery. New-Amsterdam 1849. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Juin.

Venture de Paradis, Itinéraires sur les pays compris entre le Maroc, Tounbouctou et le Sénégal. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1849 Janv. et Févr.

Jomard, Voyage du lieutenant Lynch à la mer morte. — Ebendaſ.

Ross (Jam. Clark), Notice of, and citations from a voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions during the years 1839 — 43. 2 vols. Lond. 1847. — Amer. Journal of science and arts 1849 May.

Sketches at the Nicobars. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 April.

Curzon (Rob.), Visits to monasteries in the Levant. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 July. Dublin Review 1849 July.

Lyell (Charl.), A second visit to the United States in the years 1845—46. 2 vols. 1849. — Quart. Rev. 1849 June.

Wilkins Kendall (G.), Narrative of the Texan Santa-Fé Expedition. 2 vols. Lond. 1849. — Revue des deux Mondes 1849 Tome II. Livr. 6.

Meyer (M.), Etudes sur le théâtre latin. (3 art.) — Journ. des Savants 1849 Juin.

Layard, Nineveh and its remains. 2 vols. Lond. 1849. — Westminst. and foreign quart. Review 1849 July.

Macé (A.), De l'inscription No. 527 du recueil d'Orelli. — Revue archéol. Année VI. Livr. 4.

Leemans (C.), Gedenkteekens van Hercules Magusanus. — Ebendaſ.

Delgabio (A.), Sur un disque de Théodose trouvé en Espagne. — Ebendaſ.

Merimée (Prosp.), De l'histoire ancienne de la

Grèce. — Revue des deux Mond. 1849 Tom. II. Livr. 5.

Dennis (G.), The cities and cemeteries of Etruria. 2 vols. Lond. 1848. — Edinb. Review 1849 July.

Tyndale (J. Wallis), The island of Sardinia. 3 vols. Lond. 1849. — Ebendaſ.

— — (John Warre), The island of Sardinia. 3 vols. — Blackwood's Mag. 1849 July.

Petigny (J. de), Sur une charte inédite de la reine Isabelle de Bavière. — Biblioth. de l'Ecole des chartes 1849 Mai — Juin.

Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV. Par. 1847. — Edinb. Rev. 1849 July.

Audiganne, L'industrie française depuis la révolution de Février. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 6.

Pinard, Le chateau de Chenonceaux. — Revue archéol. Année VI. Livr. 4.

Baude (J. J.), Les côtes de Roussillon. Port-Vendres. Revue des deux Mondes 1849 T. III. Livr. 1.

Thiers, Histoire du consulat et de l'empire. T. 8. — Corresp. T. XXIII. Livr. 25.

Souvenirs de 1813 à 1815, extraits principalement des ouvrages de E. M. Arndt. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Juin.

A statistical outline of the present condition and progress of the Anglo-saxon race. — The Anglo Saxon P. II.

Warburton (Eliot), Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers, including their private correspondence. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 July.

Macaulay's history of England. Vols. 1. 2. Lond. 1849. — Dublin Review 1849 July.

Macaulay (Thom. Babington), The history of England from the accession of James the Second. Lond. 1849. — Edinb. Review 1849 July.

Billings and Burn, The baronial and ecclesiastical antiquities of Scotland. P. 1—27. Edinb. 1847—49. — Quart. Rev. 1849 June.

Wright (Thom.), England under the house of Hanover, illustrated from the caricatures and satires of the day. Lond. 1849. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 4.

Langsdorff (E. de), La Transylvanie depuis la fin du XVII siècle jusqu'en 1849. — Ebendaſelbſt Livr. 6.

The romance of Russian empire. — Blackwood's Mag. 1849 June.

Spencer (St. John), Piracy in the Indian Archipelago. — Journ. of the Indian Archipel. 1849 April.

The manners and customs of the Malays. (Contin.) — Ebendaſ.

Juynboll (Th. Guil. Joh.), Commentarii in historiam gentis Samaritanae etc. (3 art.) — Journ. des Savants 1849 Juin.

Indian Pandits, Priests and missions. — English Review 1849 June.

Fresnel, Mémoire sur le Waday. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1849 Janv. et Févr.

Renseignements géographiques sur une partie de l'Afrique central, en reponse à la demande d'instruction pour le projet de voyage de M. Raffenel. — Ebendaſ.

D'Avezac, Etudes de géographie critique sur l'Afrique intérieure occidentale. — Ebendaſ. Mars et Avril.

Chronologie des rois de Borno, de 1512 à 1677. — Ebendaſ.

Jomard, Antiquités américaines. — Ebendaſ. Janv. et Févr.

Pridham (Ch.), An historical political and statistical account of Ceylon and its dependencies. Lond. 1849. — Dublin Review 1849 July.

Examen des travaux des nouveaux Bollandistes. (3 art.) — Univers. cathol. 1849 Juin.

J. G. Orelli. — Bibliothèque univ. de Genève. (Litt.) 1849 Juin.

Beattie (Will.), Life and letters of Thomas Campbell. 3 vols. 1849. — Quart. Review 1849 June.

Etude sur Daguesseau. — Univers. cathol. 1849 Juin.

Alexander (Steph.), On the fundamental principles of mathematics. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Cockle (Jam.), On the symbols of Algebra and on the theory of tessarines. — Philos. Mag. 1849 June.

Rowan Hamilton (W.), On quaternions; or on a new system of imaginaries in algebra. — Ebendaſelbſt.

Drach (S. M.), An easy rule for formulizing all epicyclical curves with one moving circle by the binomial theorem. — Ebendaſ.

Poole and Freeman on the history of architecture. — Christ. Remembr. 1849 July.

Lowe (Ed. Jos.), Remarkable solar halos and mock suns seen at the observatory of Henry Lawson. — Philos. Mag. 1849 June.

Young (J. R.), On an improvement in the analysis of equations. — Ebendaſ.

Herschel (F. W.), Results of astronomical observations made during the years 1834 — 1838 at the Cape of Good Hope. — Quart. Review 1849 June.

Fizeau et Foucault, Sur le phénomène des interférences entre deux rayons de lumière dans le cas de grandes différences de marche. — Annal. de Chimie et de Physique 1849 Juin.

Delesse, Sur le pouvoir magnétique des minéraux. — Ebendaſ.

La Rive (Aug. de), Nouvelles recherches sur les mouvements vibratoires qu'éprouvent les corps magnétiques et les corps non magnétiques sous l'influence des courants électriques extérieurs et transmis. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Avril 1849. — Ebendaſ.

Plantamour (E.), Resumé météorologique de l'année 1848 pour Genève et le Grand Saint-Bernard. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1849 Juin.

Challis (J.), Determination of the velocity of sound on the principles of hydrodynamics. — Philos. Mag. 1849 May.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending March 31, 1849. — Ebendaſelbſt.

Barlow (W. H.), On the cause of the diurnal variations of the magnetic needle. — Ebendaſ.

Stokes (G. G.), On the theory of sound, in reply to Prof. Challis. — Ebendaſ.

Airy (G. B.), On a difficulty in the problem of sound. — Ebendaſ. June.

Duhamel (M.), On the multiple sounds of bodies. — Ebendaſ.

Matteucci (M. Ch.), Further researches on electro-physiology. — Ebendaſ.

Plücker, On the magnetic relations of the positive and negative optic axes of crystals. — Ebendaſ.

Geology and revelation. — Christ. Remembr. 1849 July.

Earthquakes in New Zealand. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1849 July.

Clerget (T.), Analyse de substances saccharifères au moyen des propriétés optiques de leurs dissolutions et évaluation de leur rendement industriel. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Juin.

Fresenius (R.), Sur la quantité d'ammoniaque contenue dans l'air atmosphérique. — Ebendaſ.

Melsens, Mémoire sur l'emploi de l'iodure de potassium pour combattre les affections saturnines et mercurielles. — Ebendaſ.

Rose (H.), On the isomeric modifications of phosphoric acid. — Philos. Mag. 1849 May.

Herapath (Thornton J.), On some combinations of boracic acid with oxide of lead. — Ebendaſ.

Milne Edwards et J. Haime, Recherches sur les polypiers. 4 Mémoire: Monographie des Astréides. (Suite.) Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1848 Déc.

Blanchard (E.), Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) — Ebendaſ. 1848 Déc. 1849 Févr.

Flourens, Nouvelles expériences sur les deux mouvements du cerveau. — Ebendaſ. 1849 Janv.

Van Beneden (J. P.), Note sur le développement des Tétrarhynques. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Mémoire sur le genre Taret (Teredo Lin.) — Ebendaſ. Janv. Févr.

Blanchard, Recherches sur l'organisation des Mollusques gastéropodes, de l'ordre des Opistobranches. (Suite.) — Ebendaſ. Févr.

Dufour (Leon), Sur quelques Hyménoptères nouveaux ou peu connus de l'Espagne. — Ebendaſ.

— — Sur une nouvelle espèce du genre Dyctiophora. — Ebendaſ.

Clark (W.), On the animal of Kellia rubra. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 June.

Reid (John), An account of a specimen of the Vaagmaer or Vogmarus Islandicus (Trachypterus Bogmarus of Cuvier and Valenciennes), thrown ashore in the Firth of Forth. — Ebendaſ.

Mac Andrew (Rob.), On the mollusca of Vico Bay in the North-west of Spain. — Ebendaſ.

Newport (George), On the identification of a new genus of parasitic insects, Anthophorabia. — Ebendaſelbſt.

Planchon (J. E.), Sur les Ulmacées etc. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848. Déc.

Desmazières, Seizième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Crouan (frères), Etudes sur l'organisation, la fructi-

fication et la classification du Fucus Wigghii de Turner et de Smith, et de l'Atractophora hypnoides. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Déc.

Saint-Hilaire (Aug. de), Voyage dans la province de Goyaz. — Ebendaſ.

Thuret (G.), Note sur les anthéridies des Fougères. — Ebendaſ. 1849 Janv.

Martins (Ch.), Mémoire sur la végétation de l'archipel de Féroe, comparée à celle des Shetland et de l'Islande méridionale. — Ebendaſ.

Kralik (L.), Tribulorum aliquot orientalium diagnoses. — Ebendaſ.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires nouvelles. — Ebendaſelbſt.

Babington (Ch. C.), Sur l'Anacharis alsinastrum, plante anglaise supposée nouvelle. — Ebendaſelbſt Févr.

Tulasne (L. R.), Podostemacearum synopsis monographica. — Ebendaſ.

Leszczycsuminski et Wigand, Sur le développement des Fougères. — Ebendaſ.

Babington (Ch. C.), On the British species of Plumbaginaceae. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 June.

Miers (John), Contributions to the Botany of South America. — Ebendaſ.

Spruce (R.), The musci and hepaticae of the Pyrenees. (Cont.) — Ebendaſ.

Greville (R. K.), Algae orientales: Descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. (Cont.) — Ebendaſ.

Wood (Edward T.), Note on the composition of Shea Butter and Chinese vegetable tallow. — Philos. Mag. 1849 May.

Botany. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1849 July.

Favre (A.), Notice sur la géologie de la vallée du Reposoir en Savoie et sur des roches contenant des ammonites et des bélemnites superposées au terrain nummulitique. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1849 Juin.

Free trade. — Edinb. Rev. 1849 July.

Königswarter, Etudes historiques sur les développements de la Société humaine. (P. II.) — Revue de legislation etc. 1849 Mai — Août.

Chess. — Quart. Rev. 1849 June.

Morell (J. D.), The philosophy of religion. Lond. 1849. (Rationalism.) — Christ. Remembr. 1849 July.

Villemain, Tableau de l'éloquence chrétienne au quatrième siècle. Par. 1849. — Biblioth. univ. de Genève (Litt.) 1849 Juin.

Sainte-Beuve, Poètes et romanciers modernes de la France. LII. Chênedollé. I P. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 5.

Chaucer and Wicliffe. — The Anglo-Saxon. P. II.

The poetry of recent Indian warfare. — Calcutta Review 1849 June.

Shakspeare's critics: english and foreign. (Hudson, Deschamps, Ulrici, Birch, Chasles, Knight.) — Edinb. Rev. 1849 July.

Bulwer Lytton (E.), King Arthur. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Didron, Stalles gothiques et de la renaissance en Allemagne. — Annal. archéol. 1849 Mai et Juin.

Laborde (Le comte de), Gisors. (Artistes des XV et XVI siècles en Normandie.) Documents inédits tirés des archives de Saint-Gervais et Saint-Protais. — Ebendaſ.

Didron, Iconographie des cathédrales de France. Cont. (Quatrième jour de la creation.) — Ebendaſelbſt.

Michal (H.), Du caractère de la musique grecque, d'après les derniers traxaux de Vincent. — Revue archéol. Année VI. Livr. 4.

Colonization and emigration. — Dublin Review 1849 July.

Democracy. — Quart. Review 1849 June.

Laboulaye (Ed.), Cours d'histoire générale et philosophique de législations comparées. — Revue de législation 1849 Mai — Août.

Freehold assurance and colonization. — Westminster and foreign quart. Review 1849 July.

Transportation as it now is. — Edinburgh Review 1849 July.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833—38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel. London 1847. Gedruckt auf Kosten des Herzogs Hugh v. Northumberland.

Zehn Jahre verflossen seit der Rückkehr Herschels von seiner astronomischen Expedition nach Südafrika, bevor die wissenschaftlichen Resultate derselben vollständig veröffentlicht wurden, und bald nach der Bekanntwerdung seines großen Werkes erhoben sich auf dem Kontinent politische Bewegungen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums vom wissenschaftlichen Gebiet auf ein andres hinüberlenkten, und für dieses fast ausschließlich in Anspruch nahmen. So nur ist es zu erklären, daß noch kein einziges kritisches Organ der deutschen Presse dieses Werk nach seiner wahren Stellung gewürdigt hat, ja kaum einzelne Referate darüber erschienen sind.

Um seine eigenthümliche Stellung innerhalb der Wissenschaft richtig aufzufassen, wird es nöthig seyn, auf die Richtung der astronomischen Forschungen, wie sie sich in der Familie Herschel seit fast achtzig Jahren ausgesprochen, aufmerksam zu machen. Die Thätigkeit des beobachtenden Astronomen ist im Allgemeinen eine zwiefache, entweder sucht er die Lage der am Himmel erscheinenden Objekte gegen gewisse ideelle feste Punkte und Kreise der Sphäre zu bestimmen: oder er untersucht die Beschaffenheit der einzelnen Himmelskörper und andre damit zusammenhängende Fragen. Ausschließlich auf diesem letztern Felde haben William, Caroline und John Herschel gearbeitet. Keine der öffentlichen königlichen Sternwarten des brittischen Reichs war und ist noch heut auf solche Beobachtungen eingerichtet, ihr Statut schreibt ihnen nur die Verfolgung des erstern Zweckes vor, und allerdings gewähren jene absoluten Ortsbestimmungen nicht allein die nothwendige allgemeine Grundlage der gesammten Wissenschaft, sondern sie befriedigen auch das einem seefahrenden Staate zunächst liegende praktische Bedürfniß.

Auf dem Continent hat man eine solche strenge Sonderung nicht immer durchgeführt. Mehrere öffentliche Sternwarten der beyden vergangenen wie des gegenwärtigen Jahrhunderts sahen wir mit Mitteln ausgerüstet, welche die gleichzeitige Verfolgung beyder oben angegebenen Richtungen gestatten. Läugnen läßt sich indessen nicht, daß diese Verbindung nur dann der Wissenschaft zum wahren Vortheile gereicht, wenn ein verhältnißmäßig starkes Beobachtungspersonal an solchen Universal-Instituten thätig ist. In andern Fällen ist dagegen die Trennung unbedingt vorzuziehen, und wo, wie dieß in England allerdings der Fall ist, eine nicht kleine Anzahl vermögender unabhängiger Privaten, mit den Regierungsanstalten wetteifernd, die Wissenschaft fördert, wird man nie in dem Falle seyn, ein andres Verhältniß als wünschenswerth zu bezeichnen.

William Herschel (geb. 1738 zu Hannover) war im 20. Lebensjahre ganz unbemittelt nach England gekommen, wo sein musikalisches Talent ihm eine Organistenstelle verschaffte, die ihm zwar nur geringe äußere Mittel aber doch Muße darbot,

seiner Neigung für Mathematik und Astronomie zu folgen. Außer Stande sich größere Instrumente anzuschaffen, versuchte er sich selbst in deren Anfertigung, und mit so unerwartetem Glück, daß seine Teleskope sehr bald alle andern, früheren wie gleichzeitigen, übertrafen. Schon 10 Jahr lang hatten diese Arbeiten und in Folge derselben seine wichtigen Entdeckungen die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, als seine welthistorische Entdeckung des Uranus den König Georg III., der ihn bisher schon unterstützt, veranlaßte, ihn ganz unter seinen persönlichen Schutz zu nehmen, und ihm aufs freygebigste die Mittel zu bieten, noch mächtigere Werkzeuge zu schaffen, noch umfassendere Arbeiten zu beginnen. So war die Anstalt in Slough gleichsam eine besondre astronomische Krondomaine, gegenüber den Staatsanstalten in Greenwich, Dublin u. a. Orten, von denen sie völlig getrennt blieb, und mit denen sie in keiner amtlichen Beziehung stand.

Bey aller Vielseitigkeit der astronomischen Thätigkeit William Herschels können doch zwey Hauptgegenstände ausgezeichnet werden, denen er den größten Theil seiner Zeit, die längste Reihe von Jahren widmete, nämlich die Doppelsterne und die Nebelflecken. So wichtig und erfolgreich auch seine Arbeiten und Entdeckungen im Planetensystem, an der Sonne und andern Objekten waren, die beyden obengenannten, trotz ihres ungemeinen Reichthums noch fast ganz unangebauten Felder der Sternwissenschaft, werden stets als diejenigen genannt werden, wo er sich die größten Verdienste erwarb, die reichsten Lorbeeren erntete. Anders seine Schwester Caroline, die außer thätiger Hülfe bey den Arbeiten des Bruders sich selbstthätig den Kometenentdeckungen widmete, von denen sie 9 auffand *).

Die verschiednen Verzeichnisse, womit Herschel von 1775 bis 1804 die Philosophical Transactions bereicherte, sind als die wahre und bleibende erste Grundlage unsrer Doppelstern- und Nebelfleckskunde zu betrachten. Von ersterer waren vor Herschel etwa 12—15 Paare bekannt, aber fast ganz unbeachtet geblieben: durch ihn stieg die Zahl auf 700; von denen vier Fünftheile sorgfältig und wiederholt von ihm gemessen und beschrieben waren. Von Nebelflecken hatte vor ihm selbst das geübte Auge des unverdrossen thätigen Messier nur 102 aufgefunden: Herschel entdeckte und beschrieb deren 2000. Nur wo der eisernste Fleiß von den kräftigsten Hülfsmitteln unterstützt wird, sind solche Fortschritte erklärlich. Konnte der würdige Sohn eines großen Vaters sich ein schöneres und angemesseneres Feld seiner Thätigkeit wählen, als eben dieses? Im Geiste seines dahingeschiedenen Ahnen, mit seinen Hülfsmitteln und seiner rüstigen Ausdauer hat der Sohn dessen Arbeiten fortgesetzt: William und John sind durch die gleiche Geistesrichtung, die gleich unermüdliche Ausdauer, die Unzertrennlichkeit ihrer beyderseitigen Arbeiten nicht minder innig verbunden als durch die Bande des Blutes.

Aber der zwey und fünfzigste Breitengrad, wo Vater und Sohn ihren Wirkungskreis gefunden hatten, setzte diesen Forschungen, wenn sie je zu einem Gesammtresultat führen sollten, eine unübersteigliche Schranke. Mehr als $\frac{1}{4}$ des Himmelsgewölbes bleibt im südlichen England ganz unsichtbar, oder wird nur unter ungünstigen Umständen gesehen, und ist der genaueren Forschung unzugänglich. Als daher, meistens durch eigne Entdeckungen zu Anfang der dreyßiger Jahre das Herschelsche Nebelfleckesverzeichniß auf 2308 und das der Doppelsterne auf 3346 angewachsen war, entschloß er sich, unter einer andern Zone die in Europa unzugänglichen Regionen des Himmels durchzumustern, also einen mehrjährigen Aufenthalt auf der Südhalbkugel der Erde zu nehmen, und einen Theil der Instrumente, mit denen sein Vater und er in der nördlichen gearbeitet hatten, dorthin zu transportiren. Das Cap der guten Hoffnung erschien als der geeignetste Punkt. Hier wehte seit 1815 das brittische Banner; hier bestand schon seit mehreren Jahren eine wohlausgerüstete Sternwarte, entschieden die beste der Südhalbkugel; hier endlich konnte unter einem heitern und verhältnißmäßig milden Klima, welches nur mäßige Ungleichheiten der Tageslängen und in keiner Jahreszeit

*) Sie ist am 10. Januar 1848 im 98. Lebensjahre in ihrem Geburtsorte Hannover verstorben; ihr Bruder hat das 84. erreicht.

bloße Dämmernächte kennt, ein rasches Fortschreiten der Arbeiten erwartet werden.

Herschel verließ Portsmouth am 15. November 1833, und landete in der Tafelbay am 16. Januar 1834. Die Instrumente hatten keinen Schaden erlitten, und hätten sofort aufgestellt werden können, wenn der dazu ausersehene Ort — Feldhausen, 6 engl. Meilen von der Capstadt, eine Besitzung des Holländers Schomberg — nicht vorher einiger baulichen Einrichtungen bedurft hätte. Doch schon am 22. Februar konnte Herschel eine erste Probebeobachtung machen, und am 5. März die regelmäßige Reihe seiner Untersuchungen beginnen. Die genaue geographische Lage dieses Punktes behandelt ein besondrer Abschnitt des Werkes; er liegt 1′ 1″,6 westlich und 2′ 53″,55 nördlich von der Capsternwarte, also in — 33° 58′ 56″,5 Breite, welche Zahl zugleich die geringste Höhe bezeichnet, die irgend ein Punkt der Südhemisphäre des Himmels beym Meridiandurchgange erreicht. Anfang Januar 1838 kehrte Herschel nach England zurück.

Wir würden unsrer Aufgabe sehr wenig entsprechen, wenn wir uns begnügen wollten, anzuführen, daß die Anzahl der Nebelflecken und Doppelsterne nunmehr auf resp. 4023 und 5449 angewachsen sey. Solche numerische Resultate sind uns erfreuliche Zeugnisse von dem glücklichen Erfolge einer beharrlichen wissenschaftlichen Thätigkeit: einen Anspruch auf irgend welche absolute Geltung können sie jedoch nicht machen. Nie werden unsre Zahlen im Stande seyn, einen richtigen Maßstab zu gewähren für den Reichthum, die Größe und die Mannichfaltigkeit der Natur. Die laufende Nummer der Objekte wird jeder künftige Forscher auf diesem Gebiete vergrößern; keiner von ihnen wird je ans Ende gelangen.

„Zähle die Sterne am Himmel; kannst du sie zählen?“

ist ein Ausspruch, der nicht dem Erzvater Abraham allein galt, sondern der durch alle Jahrtausende hin seine Bedeutung behaupten wird. Sehen wir daher die vorliegende Arbeit uns etwas näher an.

Zu den merkwürdigsten Gegenständen der Südhalbkugel, denen in der nördlichen kein ähnlicher entspricht, gehören die beyden Magellanischen Wolken. Dem bloßen Auge erscheinen sie als große bleiche Nebelflecken, in denen gleichwohl einzelne Sterne schon ohne Fernglas gesehen werden, und die auch sonst kein gleichförmiges Ansehen bieten. In Herschels Teleskop erscheinen sie als zusammengesetzt aus mehreren Hunderten einzelner Nebelflecken, Sternhaufen, Doppel- und einzelnen Sternen im dichtesten Gedränge. In der kleinen Wolke hat Herschel 224, in der großen 919 solcher Gegenstände beobachtet, gemessen und in einer Karte verzeichnet; in dem eigenthümlich geformten Nebelfleck um η Argus 1216 Sterne unterschieden und ihrem Orte nach genau bestimmt; unter ihnen 3 dreyfache und 18 Doppelsterne. — Ein prachtvoller Sternhaufen ist 47 Toucani. Das Innerste (etwa $1\frac{1}{2}$′ Durchmesser) erscheint durch die unzählbare Menge von Sternen wie eine vereinigte, schwach rosenfarbige Lichtmasse. Eine etwas weniger gedrängte Masse, in der aber doch nicht alles Einzelne unterschieden werden kann, umgiebt diesen innern Kern, und nach außen bis zu 9′ Distanz vom Mittelpunkte hin zeigen sich radienartig verbreitete Sternregionen, unter ihnen ein schöner Doppelstern. — Nr. 2534 hat ganz das Ansehen eines Cometen „a perfect miniature of Halley's Comet“ (der gleichzeitig sichtbar war). 2785 ist ein gegen 4′ langer und $2\frac{1}{2}$′ breiter Nebelfleck, dessen südlicher Theil sich in einzelne Sterne auflösen läßt, der nördliche nicht, während in schwächeren Instrumenten beyde Theile das gleiche Ansehen zeigen. — 2878 ist einer der 919 in der Nubecula Major beobachteten Gegenstände, der im Teleskop dasselbe Ansehen gewährt, wie die ganze große Wolke dem bloßen Auge. „Besäßen wir Teleskope von unvergleichbar größerer Kraft als die jetzigen, so würde vielleicht dieser einzelne Theil eine eben so große Mannichfaltigkeit der Bildungen darbieten, als gegenwärtig das Ganze.“ — Nr. 3063 ist ein Doppelnebel, der vorangehende schwach, der nachfolgende weit heller, beyde rund und in der Mitte verdichtet, umgeben von einer großen Sternenfülle, worunter noch ein dritter gleichzeitig im Felde sichtbarer Nebelfleck. — 3075 hat fast ganz das Ansehen einer Büste (Kopf, Hals und Schultern sind ganz deutlich). Er steht in einem schwächeren Theile der Milch-

straße. — 3010 ist einer der kleinsten planetarischen Nebel (wie Herschel die von schärferer Begränzung und Abrundung bezeichnet); nur 4—5″ im Durchmesser, und von einer Menge kleiner Sterne umgeben. — 3111 ist dem bloßen Auge schon sichtbar; das Teleskop zeigt einen dichtgedrängten Haufen von 250 Sternen, in deren Mitte ein schöner orangefarbiger die andern an Helligkeit übertrifft. — 3163 bezeichnet Herschel als den schönsten planetarischen Nebelfleck, den er jemals gesehen. Er zeigte ihn mehreren Freunden, und darunter dem Cap-Astronomen Maclear. Man hätte ihn geradezu für einen Planeten halten können, wenn er nicht unabänderlich denselben Ort behauptet hätte. — 3248 ist ein blauer, fast runder Nebelfleck, den Piazzi für einen Fixstern angesehen und beobachtet hat. — 3365 sieht fast ganz wie Uranus aus, ist aber entschieden von blauer Farbe; 10′ nördlich von ihm ein orangefarbiger Stern. — 3435. Ein schön hochrother Stern (α Crucis) steht in der Mitte eines Sternhaufens von etwa 100. — 3504. Auf einem Raume von 20′ Durchmesser mehrere Tausend Sterne, großentheils in Reihen geordnet. An einigen Stellen stehen schwächere Sterne ringförmig um einen etwas helleren, wodurch das Ansehen einer Höhlung entsteht. — 3594 erschien dem Mitbeobachter wie der Mond mit bloßem Auge gesehen, nur kleiner.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Schluß.)

Aber glaubet nur, mit Platon habt Ihr auch dem Homer und Sophokles und Herodot und Demosthenes das Urtheil gesprochen. Bald wird man Euch beweisen, daß auch diese Alle viel zu schwierig sind für unsere Jugend, und die auf sie gewendete Mühe nicht hinlänglich oder nicht schnell genug belohnen. Ja, Ihr vermöget sie nicht einmal zu vertheidigen gegen etwaige tiefer eindringende Angriffe, so Ihr durch die Verstoßung Platons die wesentlich bestehende solidarische Verbindung aufhebt. Darum, ehe Ihr Euer Ja und Amen sprechet zu dem in Leipzig gefaßten Beschluße, nehmet noch einmal Eueren Phädrus zur Hand, nicht den fabulirenden, sondern den philosophirenden, und gehet mit ihm und Euerem Gewissen zu Rathe, ob es recht und wohlgethan ist, in einer Zeit, wo es gilt, die bürgerliche Freyheit nicht auf eine windige Grundlage zu bauen, das Fundament der sittlichen und intellectuellen Bildung zu erschüttern und freywillig das Mittel wegzuwerfen, woraus wir das beste Präservativ schöpfen könnten gegen das Ueberhandnehmen einer eitlen, trügerischen und gehaltlosen Rhetorik. Am wenigsten aber wollen wir den Lysias für den Sokrates eintauschen, und sollte er uns auch so sehr wegen seiner Klarheit und Leichtigkeit und des anziehenden Inhaltes empfohlen werden! Wollen wir denn darein den Werth und die Aufgabe der klassischen Bildung setzen, daß sie uns allerley interessante Aufschlüsse gibt über das heroische und politische und häusliche Leben der Alten? Da wäre nun freylich die Rede über die Ermordung des Eratosthenes mit ihrer allerliebsten Ehestandsgeschichte nur schwer zu vermissen in den für Schulen veranstalteten Auswahlen! Nur wüßten wir dann nichts zu erwidern auf die Rede derjenigen, die uns den Vorwurf machen, daß wir uns in Rom und Griechenland besser umsehen als in unserem eigenen Vaterlande und in dem, was rings um uns vorgeht und uns zunächst betrifft. Damit sey unserem hochgeschätzten Freunde, der kürzlich in diesen Blättern Rauchensteins Ausgabe des Lysias angezeigt, die Hand geboten zu freundschaftlicher Fehde!

Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833 — 38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel.

(Fortsetzung.)

Aehnlich 3675. — 3778 ist ein reicher Sternhaufen, in welchem aber, ganz gegen die sonstige Regel, die Mitte aus schwächeren Sternen besteht als die äußern radienartig verlaufenden Theile.

Gegen 3—400 von Herschel dem Vater beobachtete, sämmtlich als sehr schwach bezeichnete Nebelflecken hat J. Herschel nicht wieder gesehen. Manche von ihnen mögen auf einer optischen Täuschung beruhen, doch kann auch eine besonders günstige Nacht Gegenstände gezeigt haben, die bey nur etwas geringerer Durchsichtigkeit der Luft schon verschwinden. Dagegen müssen die von Dunlop in Paramatta mit schwächeren Instrumenten gesehenen Nebelflecken, von denen Herschel nur etwa $\frac{1}{4}$ als solche auffand, dem größern Theile nach auf Täuschung beruhen. Der merkwürdigste dieser Nebelflecken ist der große, welcher η Argus umgiebt, und den man in Herschels vortrefflicher Abbildung betrachten muß, da keine Beschreibung diese wunderbare Mannichfaltigkeit erreicht. Er bildet eigentlich einen Nebentheil der Milchstraße, und ist von dunklen Zwischenräumen unterbrochen, deren einer, nahe dem Hauptstern, sich auffallend scharf gegen den lichten Nebel abgränzt, und in dieser Begränzung eine fast regelmäßige aus 3 Ovalen zusammengesetzte Figur bildet. Die oben angeführte Zahl von 1216 Sternen innerhalb eines Raumes von etwa einem Quadratgrade sind bey weitem nicht alle hier sichtbaren, sondern nur die von Herschel gemessenen: die wahre Anzahl steigt weit über das Doppelte. Aber der Stern η Argus selbst bietet eine eigenthümliche und am ganzen übrigen Himmel merkwürdige Erscheinung. Seit 1677, wo Halley ihn zur vierten Größe rechnete, hat sein Licht zugenommen, nicht allmählich und dauernd, sondern von Stillständen und Abnahmen unterbrochen. Herschel hatte ihn stets von der zweyten, oder höchstens (1. 2.) Größe gefunden. Am 16. December 1837 fand er ihn unerwartet als einen Stern erster Größe. Bis zum 2. Januar nahm er an Glanz so zu, daß er nur noch vom Sirius und Canopus übertroffen ward. Später nahm er langsam ab, und war am 14. April 1838, dem letzten der Herschelschen Beobachtungen, nur noch etwas heller als Aldebaran. Die Aufmerksamkeit der Capbeobachter wandte sich nun natürlich diesem Sterne zu, und so ward unser Verfasser in den Stand gesetzt, folgende Zusammenstellung seiner beobachteten Helligkeit zu geben:

η Argus.

1677. Halley. 4.	1822. Fallows. 2.
1751. Lacaille. 2.	1822—26. Brisbane. 2.
1811—15. Burchell. 4.	1827. Fbr. 1. Burchell. 1.

1828. Fbr. 29. Burchell. (1. 2.)	1838 Jan. 2. Herschel > 1 nahe gleich α Centauri.
1829—33. Johnson. 2.	1842 Mz. 19. Maclear < 1 schwächer als α Crucis.
1832—33. Taylor. 2.	1843 April Maclear > 1 etwa gleich dem Sirius.
1834—37. Herschel (1. 2).	1843 April 11—14 Mackay gleich dem Canopus.

Eine bestimmte Periode läßt sich aus diesen Angaben nicht entnehmen, auch haben Zu- und Abnahme sich offenbar nicht compensirt, sondern die erstern bedeutend überwogen. Wie wird sich die Lichtveränderung ferner gestalten, und wird es je gelingen, irgend einen ursächlichen Zusammenhang mit andern bekannten Phänomenen aufzufinden?

Wir verlassen diesen ersten Theil des Werkes, um zu dem zweyten, von den Doppelsternen des südlichen Himmels handelnden Kapitel überzugehen. Hierzu wurden außer dem 20 füßigen Teleskop, das bey den Nebelflecken ausschließlich gedient hatte, noch ein von Tulley verfertigtes 7 füßiges achromatisches Fernrohr von 5 Zoll Oeffnung angewandt. Mit dem Teleskop wurden die Doppelsterne aufgesucht und vorläufig gemessen: das kleinere Instrument diente hernach zu genauern und sorgfältigeren Messungen, wozu Achromate sich viel bequemer anwenden lassen als ein, wenn gleich lichtstärkeres Teleskop. Auch ist begreiflicher Weise nicht die ganze Masse der neu entdeckten Doppelsterne genau und wiederholt durchgemessen, wozu allein ein Decennium erforderlich gewesen wäre, sondern nur etwa der 6. Theil. Doch sind auch die vom Teleskop erhaltenen Bestimmungen, wenn gleich flüchtiger ausgeführt, doch bey einem so geübten Beobachter keineswegs von geringem Gewicht, und sie werden für die Zukunft mindestens denselben Werth ansprechen können, der den Bestimmungen Herschels des Vaters gegenwärtig zukommt. Schwerlich wird jemals eine Zeit kommen, wo die Südhalbkugel, auch selbst die gesammte heiße Zone noch mit hinzugenommen, so reich als die nördliche mit Sternwarten versehen ist: um so werthvoller ist jeder Beytrag zur Himmelskunde, der uns von dorther geboten wird.

Wir müssen uns auch hier begnügen, nur einige der interessantesten Objekte aus so vielen hervorzuheben. Nr. 3356, ein schwacher Doppelstern von 3″ Distanz, bildet den Kern eines großen Nebelflecks. — In 3390 ist ein heller orangefarbiger mit einem schwächern blauen Stern auf 15″ Distanz verbunden. — 3395, von 10″ Distanz, zeigt ein hohes Rosenroth. — 3662 ist ein vierfacher Stern, einigermaßen dem bekannten Trapezium im Orion ähnlich, doch sind die Sterne merklich schwächer. — In 3679 (20″ Distanz) hat der Hauptstern eine fast blutrothe Farbe. — 3796 ist ein 7 facher Stern in der großen magellanischen Wolke; der Hauptstern bildet das Centrum eines beträchtlichen Nebelflecks. — In 4087 findet sich ein heller enggeschlossener Doppelstern (1″ Distanz), der noch zwey andre schwächere Begleiter hat, also einen 4 fachen Stern bildet. — 4173 ist ein gleichseitiges Dreyeck von 3 gleich hellen Sternen, die Distanz 5.″ — In 4397 findet sich ein sehr enger Doppelstern und neben ihm ein dreyfacher von einem gemeinschaftlichen Nebelfleck umgeben. — In α Crucis sind zwey Sterne zweyter Größe 5″ von einander entfernt, ähnlich wie Castor in der Nordhemisphäre, nur daß bey diesem der Begleiter etwas schwächer ist. Noch viel enger stehen die beyden Sterne 4ter Größe, welche γ Centauri bilden, nämlich nur $\frac{2}{3}$ Sekunden. Allein der schönste Doppelstern nicht des südlichen allein, sondern des ganzen Himmels ist α Centauri, wo einer der hellsten Sterne 1ter Größe einen der zweyten in 20″ Entfernung zum Begleiter hat. Aus Macleurs Untersuchungen wissen wir zugleich, daß dieser Stern der wahrscheinlich nächste Fixstern ist, dessen Lichtstrahl nur 3 Jahre braucht, um zu unsrer Erde zu gelangen. — Enggeschlossene Doppelsterne kommen verhältnißmäßig weniger als am nördlichen Himmel vor, und in den 6 letzten Sternstunden fast gar keine. Doch ist anzunehmen, daß ein achromatisches Fernrohr größter Dimension solche Gegenstände leichter als das Spiegelteleskop erkennen

läßt, denn Herschel hat schon Mühe gehabt, Sterne von 1″ Distanz zu unterscheiden, was bey günstiger Luft im Dorpater Fernrohr ein Leichtes ist. Wir dürfen aus diesem Grunde gewiß noch auf eine beträchtliche Nachlese rechnen, wenn einst ein Münchner Riesenrefraktor in jenen Regionen aufgestellt seyn wird, und möchten für jetzt noch keinen Schluß über das gegenseitige Verhältniß der Doppelsternzahl in beyden Halbkugeln wagen.

Die Mikrometermessungen sind nicht unter gleich günstigen Umständen angestellt. Die Fäden zeigten mancherley Unvollkommenheiten, die mit der Zeit zunahmen, und zu einer Aenderung des Beobachtungssystems nöthigten. Fäden, welche der Astronom Maclear eigenhändig angebracht hatte, zeigten sich anfangs sehr brauchbar, und ließen eine größere Sicherheit der Messungen hoffen, allein nach einiger Zeit zeigte sich auch hier, daß beym Uebereinanderschieben im Nullpunkte die Fäden aneinanderhingen, und erst nach einigem Weiterdrehen der Mikrometerschraube sich durch einen plötzlichen Sprung trennten. Herschel glaubt zwar, daß sie vermöge ihrer Elasticität dennoch den richtigen Stand hernach eingenommen haben, gesteht aber, daß eine völlige Sicherheit über diesen Punkt nicht zu erlangen gewesen. So werden wir denn auch in diesen Messungen den Distanzen ein geringeres Vertrauen als den Positionswinkeln zu schenken haben, was freylich mehr oder weniger von den meisten übrigen Doppelsternmessungen gilt.

In einigen Fällen, namentlich bey Sternen in der Nähe des Südpols, hat Herschel die Distanz der beyden Glieder eines Doppelsterns durch Passagen bestimmt, und dieß in den Anmerkungen besonders bezeichnet. Wir zweifeln nicht, daß bey geschickter Anwendung dieser Methode brauchbare Bestimmungen erhalten werden können, möchten jedoch — einen guten und scharf geprüften Mikrometer-Apparat vorausgesetzt — direkte Messungen durch Anwendung beweglicher Fäden unter allen Umständen vorziehen.

In Bezug auf die Positionswinkel vergleicht H. die am Teleskop erhaltenen mit denen am Achromat gemessenen, um ein Gesetz für die Differenzen beyder zu ermitteln, und giebt eine Tafel dieser Differenzen. Die hieraus für die teleskopisch bestimmten Winkel sich ergebende Correction ist vorherrschend positiv, und sie steigt für 0° bis 20°, so wie für 210° bis 220° auf $2\frac{1}{2}$ Grad.

In pag. 169 sind die wahrscheinlichen Ursachen dieser Abweichung angeführt: als die hauptsächlichste erscheint wohl der Umstand, daß man im Achromaten aufwärts, im Teleskop dagegen abwärts oder in Horizontalrichtung sieht.

Den Schluß machen Vergleichungen des Positionswinkels für verschiedne Epochen bey solchen Doppelsternen, die schon jetzt eine Bewegung verrathen. In einigen Fällen hat Herschel trotz der wenigen Jahre, die seine Beobachtungen umfassen, schon aus ihnen allein die Bewegung erkannt: so bey γ Centauri, dessen wir schon vorhin erwähnten, und der sich jetzt jährlich um 5° 26′ (also $\frac{1}{67}$ des Umkreises) bewegt. In andern Fällen verband er seine Capbeobachtungen mit früheren europäischen, von ihm selbst und Andern angestellten, oder mit Dunlop's in Paramatta erhaltenen. Mit besondrer Ausführlichkeit ist γ Virginis behandelt. Die früher von Herschel und Andern berechneten Elemente gaben eine Bahn von 5—600 Jahren, hauptsächlich durch Schuld der irrthümlich reducirten ersten Beobachtung Bradley's von 1718. Herschel hat Beobachtungen bis 1845 benutzt; bey meinen eignen Rechnungen erstreckt sich die Reihe bis 1848, und ich stelle beyde Bahnen hier zusammen.

	Herschel	Mädler.
Halbe große Axe	3″,69	3″,86
Umlaufszeit	182,12 Jahre	169,45
Neigung der Bahn	23° 35′,7	25° 25′,4
Aufsteigender Knoten	5° 33′	62° 8′,7
Excentricität	0,87952	0,88064
Epoche des Perihels	1836,43	1836,29
Bewegung	rückläufig	rückläufig.

Der Zukunft muß es überlassen bleiben zu entscheiden, wer von uns der Wahrheit näher gekommen sey. Was indeß die Lage des Knotens betrifft, so dürfte die starke Abweichung ein Irrthum bey Herschel seyn, da die Auflösung meiner Bedingungsgleichungen einen Fehler über 10° ganz aus-

zuschließen scheint, und auch Henderson 1845 für dieses Element 70° 48′ erhielt.

Den prachtvollen α Centauri, von dem Herschel ein schönes und scharf begränztes Bild auf einem weißen Papier, 4 F. vom Ocular erhielt, untersucht er gleichfalls, doch sind leider die frühern Data zu wenig genau. Er stellt eine interessante Vergleichung zwischen ihm und 61 Cygni an. „Beyde bestehen aus nahezu gleichen Sternen, die Farbe beyder ist eine stark ins Röthliche spielende. Beyde haben eine ungewöhnlich starke Eigenbewegung, so wie meßbare Parallaxen. Beyde sind unzweifelhaft physische Doppelsterne, und zwar von ungewöhnlich großer scheinbarer Distanz.“ Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß beyden Systemen auch eine nur wenig verschiedene Masse zukomme, so viel sich bis jetzt beurtheilen läßt.

Die beyden vorstehend betrachteten Kapitel enthalten den größten Theil der gewonnenen Resultate, da ja auch, wie oben erwähnt, die Nebelflecken und Doppelsterne das Hauptmotiv der ganzen Expedition bildeten. Allein H. hat sich gleichwohl darauf nicht beschränkt, sondern gibt uns in noch fünf folgenden Abschnitten von p. 304 — 437 Untersuchungen über die Sterngrößen, über die Vertheilung der Sterne und die Gestaltung der Milchstraße, über den Halley'schen Kometen, über die Saturnssatelliten und die Sonnenflecken. Fast überall lag die Veranlassung, gerade diese Gegenstände auf der Südhalbkugel zu beobachten, nahe genug. Durch die im Cap. III. gegebenen Untersuchungen sind wir jetzt im Stande, die Zahl der am gesammten Himmel vorkommenden Sterne der ersten 3 oder 4 Größen vollständig und genau anzugeben. — Das IV. Capitel vervollständigt eines der wichtigsten Elemente aller weitern Fortschritte in der Fixsternkunde, und es bleibt nur zu wünschen, daß ein gleich geübter astronomischer Zeichner in einer nördlichen geographischen Breite von höchstens 48° (um das ganze Jahr hindurch vollständige Nächte zu haben) auch den nördlichen Theil in ähnlicher Weise darstelle. — Halley's Comet war in den ersten Monaten des Jahres 1836 für die europäischen Beobachter unsichtbar: die Geschichte seiner dießmaligen Erscheinung würde eine schmerzlich empfundene Lücke darbieten, hätten Herschels Beobachtungen sie nicht so trefflich ausgefüllt. — Ebenso war Saturn um jene Zeit auf der Südhalbkugel und namentlich am Cap besser zu beobachten, als im europäischen Norden. — Zur Beobachtung der Sonnenflecken (die bloß im J. 1837 vorkommen) ward er durch das besonders häufige Erscheinen derselben aufgefordert, und sie standen in Verbindung mit physischen Untersuchungen über das Klima der dortigen Gegenden. — So rechtfertigt sich die Wahl der Gegenstände hinreichend, wie es von einem mit den Erfordernissen der Wissenschaft so vertrauten Astronomen auch nicht anders zu erwarten war. Von jenen kostbaren am Cap zugebrachten 4 Beobachtungsjahren durfte keine einzige Nacht dazu vergeudet werden, Objecte zu untersuchen, die auf der Nordhalbkugel eben so gut oder gar noch besser zu Gesicht kommen. Nur der gröbste Unverstand konnte wähnen, ein Herschel werde nach dem Cap gehen, um dort die Mondoberfläche zu untersuchen, und nur die gewissenloseste Buchmacherei konnte es über sich gewinnen, dem großen Publikum einen schalen Roman, in dem Herschels Name gemißbraucht war, als Wahrheit anzubieten.

Das dritte Capitel behandelt die Sterngrößen, richtiger Sternhelligkeiten. Wenn wir uns aufs entschiedenste gegen die Raschheit erklären müssen, mit der man die Helligkeit der Sterne zur fast ausschließlichen Basis für die allerwichtigsten Folgerungen gemacht hat, so ist dadurch diesen Untersuchungen nicht das Geringste von ihrer Wichtigkeit geraubt. Vielmehr werden wir, sobald nur auf andern Wegen eine sichere Basis für die Gestaltung des Fixsternsystems im Ganzen wie im Einzelnen gewonnen ist, von den beobachteten Helligkeiten einen trefflichen Gebrauch für weitere Schlüsse, die eigentliche Physik des Himmels betreffend, machen können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833 — 38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel.

(Fortsetzung.)

Herschels Methode der Sequenzen — wie er sie benennt — beruht wesentlich auf Schätzungen, aber auf consequent geordneten. In einer völlig heitern Nacht sucht er den hellsten Stern auf, und nimmt von ihm aus eine Reihenfolge andrer, die in gleicher oder doch wenig verschiedener Höhe über dem Horizont stehen. Diese Reihe ordnet er in einer Scala, in der die Zwischenräume beyläufig dem wahrgenommenen Unterschiede des Glanzes proportional gesetzt werden. So erhält er eine in ihrer Grundlage allerdings willkührlich angenommene, aber in ihrer speciellen Ausführung möglichst streng geregelte numerische Gradation für eine genügende Anzahl von Normalsternen, mit denen er dann in andern Nächten die übrigen vergleicht, und ihre in der beschriebenen Scala einzunehmende Stelle bezeichnet. Die Nähe des Mondes mußte vermieden werden, da jedoch die mondfreyen Nächte sämmtlich für die Nebelflecken in Beschlag genommen wurden, so wurden auch in mondhellen diejenigen Gegenden untersucht, von denen unser Trabant entfernt stand. Auch noch auf der Rückfahrt setzte Herschel diese Beobachtungen, die natürlich kein Fernrohr erforderten, so viel thunlich fort.

Das Nähere über diese Sequenzen, ihre Interpolation und Correction, muß im Werke selbst nachgelesen werden, wo die Resultate jeder einzelnen Nacht im Detail aufgeführt sind.

Unabhängig von diesen Sequenzen hat übrigens Herschel auch einen von ihm sogenannten Astrometer angewandt, doch nur in wenigen Nächten. Durch eine besondere Vorrichtung ward nämlich das durch eine feine Oeffnung fallende Mondlicht mit dem eines Sternes verglichen. Durch Näherung und Entfernung jener Oeffnung konnte das Mondlicht zur Helligkeit des Sterns herabgestimmt werden, und die Entfernung, in welcher Mond und Stern gleich hell erscheinen, gibt demnach umgekehrt einen Maßstab für die Helligkeit des Sternes. Herschel hat nach seiner Rückkunft dieselben Methoden auch auf Sterne der Nordhalbkugel angewandt.

Wie nöthig eine solche Bearbeitung der Sterngrößen sey, wird Jeder wissen, der die vorhandenen Cataloge und Sternkarten in dieser Beziehung benutzt hat. So findet sich bey Bode und noch später α Hydrae von der ersten Größe. Herschel findet ihn $= 2{,}31$. ϑ Scorpii ist in mehreren Catalogen 5^m, er ist aber in der That etwas heller als α Hydrae, nämlich $= 2{,}27$. λ Scorpii hat in den Verzeichnissen gewöhnlich die 3. Größe, bey Herschel ist er $= 1{,}87$. — Argelanders neue Uranometrie hat allerdings, so weit der Bonner Horizont es gestattete, den gröbsten herkömmlichen Fehlern ein Ende gemacht und gezeigt, wie wenig das zweyhundertjährige Vertrauen auf Bayers Karten gerechtfertigt war. Aber noch immer ist hier nur ein erster Anfang gemacht, und namentlich ist das Licht

der 19 Sterne, welche man zur ersten Größe zählt, in einzelnen Fällen um mehr als das Zehnfache verschieden. So ist, nach Herschel, Sirius 11mal heller als Aldebaran und 16mal heller als Regulus; und gleichwohl zählt man alle drey zur ersten Größe.

Eine unbesiegbare Schwierigkeit bleibt bey solchen Sternen übrig, welche eine merklich verschiedene Farbe haben. Schwerlich wird uns jemals ein Photometer bestimmte Auskunft geben, ob Arcturus oder Capella heller sey. Der individuelle Eindruck ist ein viel zu ungleichartiger, und wir bemühen uns vergebens, die Farbe bey der Vergleichung zu eliminiren, und unabhängig von ihr nur die Lichtstärke im Auge zu haben. Glücklicher Weise haben nur wenige Fixsterne eine so entschieden rothe Farbe, daß diese Schwierigkeit fühlbar werden könnte.

Im vierten Capitel werden die bereits von Herschel dem Vater begonnenen Stern-Aichungen (Gauges) durch den südlichen Himmel hin fortgesetzt. Natürlich kann der ganze Sternenhimmel nicht durchgezählt werden. Es kommt darauf an, eine Auswahl zu treffen, bey der die Willkühr möglichst vermieden wird, und H. setzt das von ihm angenommene System auseinander. Von 10 zu 10 Minuten der Rectascension fortschreitend, werden in jedem dieser Segmente einzelne unter verschiedenen Parallelen gelegene Felder nach einem festen Schema ausgewählt, und in jedem derselben die Sterne gezählt. In 2299 Gesichtsfeldern zählte Herschel 68948 Sterne; wären sie in demselben Verhältniß am ganzen Himmel vertheilt, so erhielten wir $5\frac{1}{3}$ Million. Aber der Verf. bemerkt, daß diese Zahl viel zu klein sey, da in der Milchstraße sehr viele Stellen vorkommen, wo jede Möglichkeit des Zählens aufhört. Wo die Zahl, die durchschnittlich 30 für Ein Feld beträgt, über 200 stieg, hat H. gar nicht mehr gezählt, sondern dieß durch innum(erabilis) bezeichnet, ein Fall, der zwischen $17^h\,50'$ und $18^h\,30'$ häufig vorkommt, während andrerseits einzelne Felder mit 2, 1 oder selbst gar keinem Sterne vorkommen.

Herschel gruppirt hierauf diese Aichungen nach ihrem Abstande von der Milchstraße. Vom Südpole derselben, den er in $0^h\,47'$ AR und $-\,26°\,0'$ annimmt, geht er mit je 15 Graden weiter zur Milchstraße fort und findet

vom Südpol der Milchstraße bis zu $-\,75°$ Abstand 43 Felder, enthaltend 260 Sterne, also 6,05 auf jedes Feld.

$-\,75°$ bis $-\,60°$	144	953	6,62
$-\,60$ bis $-\,45°$	218	1980	9,08
$-\,45$ bis $-\,30$	375	5060	13,49
$-\,30$ bis $-\,15$	472	12409	26,29
$-\,15$ bis 0	442	26105	59,06 *)
0 bis $+\,15$	321	16461	51,28 *)
$+\,15$ bis $+\,30$	195	4576	23,47
$+\,30$ bis $+\,45$	68	982	14,46
$+\,45$ bis $+\,60$	21	162	7,71

Der Fall, daß ein Feld des Teleskops (von 30′ Durchmesser) keinen wahrnehmbaren Stern zeigt, kommt 52mal vor, also etwa 1 unter 44 Feldern. Die große Ungleichheit der Sternenfülle (Himmelsbevölkerung, wie es H. p. 373 bezeichnet) tritt am meisten hervor bey den schwächeren Sternen, so daß bey den mit bloßen Augen sichtbaren so gut wie kein Unterschied Statt findet. Herschel gibt die folgende Zusammenstellung.

*) Diese Zahlen sind noch zu klein, da die mit innum. bezeichneten Felder nur zu 200 (der höchsten noch gezählten Summe) angesetzt sind. Nimmt man für diese 6 Felder die doppelte Anzahl, so erhält man in der letzten Columne 73 und 64.

	Auf 100 Felder					
	Ueber 8^m	8^m u. 8,5	9^m u. 9,5	10^m u. 10,5	11^m u. 11,5	12^m u. s. w.
— 90 bis — 75	Abst. 5	—	7	47	72	474
— 75 bis — 60	5	6	22	38	56	535
— 60 bis — 45	5	7	17	39	76	764
— 45 bis — 30	3	6	18	42	109	1171
— 30 bis — 15	3	7	23	57	161	2378
— 15 bis 0	6	11	38	88	248	5515
0 bis + 15	4	9	28	70	215	4802
+ 15 bis + 30	6	8	21	46	121	2145
+ 30 bis + 45	3	1	21	51	130	1240
+ 45 bis + 60	—	5	5	24	81	656

Für die helleren Sterne ist offenbar die Anzahl der Felder zu gering. So ist die 5′ der obersten Reihe geschlossen aus nur 2 Sternen, die in 43 Feldern vorkommen. Für solche Sterne muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden, nämlich das von G. Fuss in Pulkowa befolgte, der alle helleren Sterne, nach Milchstraßenparallelen geordnet, durchzählte, freylich nur so weit es der Horizont von Pulkowa und Hardings Charten gestatten. Abgesehen von der gänzlich verschiedenen Methode in beyden Bearbeitungen wird eine Vergleichung zwischen Herschel und Fuss auch noch dadurch unsicher, daß ersterer eine ganz andre Größenskala als die Pulkowaer Astronomen anwendet, indem er Sterne, welche bey Struve und seinen Mitarbeitern 7^m sind, mit 8^m und 9^m bezeichnet, eine Differenz, die bey schwachen teleskopischen Sternen auf 4 bis 6 Größenklassen steigt. Herschel schließt hieraus, daß die Entfernung unserer Sonne vom südlichen Rande der Milchstraße eine solche ist, wie sie durchschnittlich einem Stern 10. Größe zukommt.

Hierauf folgt eine Beschreibung des südlichen Zuges der Milchstraße, die übrigens erst durch die treffliche graphische Darstellung auf Pl. XIII. ihr rechtes Verständniß erhält. Sie weicht von den bisher in den Sternkarten gegebenen, und namentlich der ausführlichsten, welche wir Lassel verdanken, nicht unerheblich ab, und ist namentlich noch viel mannichfaltiger. Während sie in einzelnen Stellen doppelt und dreyfach hinzieht, und eine Gesammtbreite von 15° bis 20° Graden einnimmt, verengt sie sich an andern, wie zwischen Kreuz nnd Argo, bis auf 3° und 4°. Im Allgemeinen bestätigt sie jedoch noch mehr als die frühere Darstellung die Behauptung, daß unsere Sonne, vom gemeinsamen Schwerpunkte der Milchstraße aus gesehen, nach Süd und zugleich nach der Herbstnachtgleiche hin liege, folglich der Schwerpunkt von unserm Sonnensystem aus nach der entgegengesetzten Seite hin zu suchen sey, wie Ref. es in seinen Untersuchungen über die Fixsternsysteme ausführlicher gezeigt hat *).

*) Zu einer wissenschaftlichen Polemik ist hier allerdings der Ort nicht, und es muß Jedem, der in solchen Dingen ein selbstständiges Urtheil hat, freystehen, ob er in Beziehung auf meine Centraltheorie dem beyfälligen Urtheile der meisten brittischen und amerikanischen Astronomen, so wie eines Schubert u. a. anschließen, oder die von einer andern Seite her dagegen erhobenen Zweifel gelten lassen will. Aber wenigstens kann man von Jedem verlangen, daß wenn er die Meinung eines Andern anführt, er diese treu und ohne willkührliche Zusätze anführe. Der Verf. des Aufsatzes in einer bekannten Zeitschrift: „die Gegenwart der Astronomie und die Nebelfrage“ läßt dagegen Struve etwas behaupten, wovon bey diesem kein Wort vorkommt: „Es sey voreilig und zu gewagt, den Mittelpunkt eines Ganzen bestimmen zu wollen, dessen Grenzen noch nicht bekannt seyen.“ Da Struve in den hier angezogenen Etudes d'astronomie stellaire Dieß oder etwas Aehnliches nirgend sagt, so kann ich den ganzen vermeintlichen Einwurf nur dem anonymen Verfasser zuschreiben und ihn bitten, denselben genialen Gedanken doch auch gegen Copernicus Sonnensystem geltend zu machen, der schon vor 300 Jahren den Mittel-

Herschel findet in der Milchstraße auflösliche Stellen neben unauflöslichen in mannichfachster Verbindung, und neben und zwischen beyden nicht selten ganz sternleere Räume, so wie knotenartige Verdichtungen, die man als große Sternhaufen betrachten kann. Nirgend zeigt sich auch nur annähernd eine Gleichmäßigkeit des Zuges. In 9^h, zwischen Scorpion und Argo, erscheint der hier dreyfache Zug der Milchstraße sogar unterbrochen, so daß nur äußerst schwache Spuren von Nebelmaterie, aber nichts von einer merklichen Sternenfülle gefunden wird. Jenseit der Unterbrechung setzen sich die drey Züge fast in gleicher Weise fort, vereinigen sich aber, noch bevor sie das Sternbild des Kreuzes erreichen.

Der bloße Anblick der Herschelschen Zeichnung belehrt uns zur Genüge, daß es ein vergebliches Bemühen sey, die nach der Milchstraße hin wachsende Sternenfülle durch eine Formel darzustellen, welche die Milchstraße selbst mit begreift, und daß die Anzahl der in einem gegebenen Fernrohr sichtbaren Sterne sich auf diesem analytischen Wege auch selbst nur annähernd nicht ermitteln lasse. Die Milchstraße ist jedenfalls etwas Anderes als eine blos optisch größere Fülle der Fixsterne, wie sie nothwendig die äußerste Randgrenze eines linsenförmigen Sternhaufens, aus dem Innern desselben betrachtet, darstellen müßte. Immerhin mögen die Fixsterne, welche das Innere des von den Milchstraßenringen umkreiseten Raumes einnehmen, als ein Ganzes für sich betrachtet eine linsenförmige Gestalt haben, ohne daß dadurch die Selbstständigkeit jenes großen Gürtels aufgehoben wird; eben so wenig als Saturn, obgleich er stark abgeplattet ist, deßhalb mit seinen Ringen zusammenhängt, und mit ihnen Eins ist.

Die im 5. Capitel gegebenen Beobachtungen des Halleyschen Kometen werden dem einstigen Monographen desselben als ein höchst wesentlicher Beytrag erscheinen. Einen Auszug hier zu geben unterlassen wir, da zum vollen Verständniß derselben es nöthig seyn würde, auch die übrigen in Europa vor und nachher gemachten Beobachtungen mit in Betracht zu ziehen. Die höchst instruktiven, auch in artistischer Beziehung trefflich gelungenen Figuren könnten wir hier ohnehin nicht reproduciren, und doch ist deren fortwährende Ansicht beym Studium dieses Kapitels unerläßlich.

In Cap. 6. kommen Messungen der Satelliten Saturns, so wie seines Durchmessers und seines Ringes vor. In der Zahlbezeichnung dieser Monde herrschte bisher eine nicht geringe Verwirrung, da einige die Zeitfolge der Entdeckung, andre den wachsenden Abstand vom Hauptplaneten als Grundlage der Zählung betrachteten. Bey den mit einemmale zusammen entdeckten Jupitersmonden war eine solche Verwirrung nie entstanden; jedermann weiß, was er unter dem zweyten, vierten u. s. w. Trabanten zu denken hat. Aber welches ist z. B. der sechste Saturnsmond? Um den Verwechselungen und Mißverständnissen in Zukunft gründlich vorzubeugen, schlägt nun Herschel für sie Eigennamen vor:

Japetus, Titan, Rhea, Dione, Tethys, Enceladus, Mimas;

wobey wir bemerken, daß nach Erscheinen dieses Werks Lassell in Starfield noch einen Saturnsmond zwischen den beyden äußersten Japetus und Titan entdeckt und ihn Hyperion genannt hat.

(Schluß folgt.)

---

punkt eines Ganzen bestimmte, dessen Grenzen weder er kannte, noch wir jetzt kennen; und die auch unsre Nachkommen schwerlich jemals kennen werden. Der ungenannte Verf. möge mein Werk, was er nur aus dem Bericht über dasselbe in der A. Z. zu kennen scheint, selbst einer aufmerksamen Ansicht würdigen, um nicht wieder in den Fall zu kommen, mißverstandene Aeußerungen anderer Autoren in wenig geeigneter Weise anzuführen, und eine eben so wohlfeile als werthlose Kritik zu üben. M.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833—38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel.

(Schluß.)

Die Messungen sind ausschließlich Positions-

	Titan.	Rhea	Dione	Tethys.
Excentricität	0,02385	0,02269	0,02066	0,04217
Perisaturnium	270°0′	95 0	42 30	53 40.

Indeß sind diese Zahlen nicht als das Ergebniß vollständiger Berechnungen anzusehen, da Herschel weder die Lage der Bahn untersucht, noch die Umlaufszeiten neu abgeleitet, sondern letztere so angenommen hat, wie sie aus Cassini und andern früher angenommen worden. Auch hat er keine Distanzen gemessen, sondern die Mittelpunktsgleichung so angenommen, wie jene Vergleichung sie forderte. Wir mögen gleichwohl die für Rhea, Dione und Tethys ermittelten Excentricitäten als brauchbare Näherungen betrachten: für Titan besitzen wir bereits Elemente von Bessel, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was jener Meister gegeben hat, und deren Schärfe noch zu übertreffen sehr schwer seyn wird. Ueber Japetus, Enceladus und Mimas sind zwar einige Beobachtungen, aber keine weiteren Schlußfolgen gegeben, da die Zahl der Daten zu gering war.

Den Beschluß dieses Kapitels machen einige Distanzmessungen der beyden äußersten Satelliten, wofür Herschel 177″,53 und 514″,8 erhält.

Die Sonnenflecken beabsichtigte Herschel ursprünglich nicht zu beobachten. Doch die überraschende Häufigkeit und Größe derselben, welche in der letzten Decemberhälfte 1836 bemerkt ward, veranlaßte ihn dazu. Den Ort der Flecken bestimmte er durch Projection auf einer Papiertafel, während der Beobachter mit der Hand die tägliche Bewegung des Instruments so regulirte, daß der vorangehende Sonnenrand stets mit einer festen Linie zusammenfiel. Mit der andern Hand zeichnete er die Umrisse der so projectirten Flecken auf der Tafel nach. Doch ward diese Projection nur benutzt, um den im größeren Fernrohr erhaltenen ausführlichen Zeichnungen ihren richtigen Ort auf der Sonnenoberfläche anzuweisen. 13 sehr ausführlich dargestellte Figuren von Flecken werden hier mitgetheilt, allerdings nur ein kleiner Theil der wirklich erhaltenen, allein wie wäre es auch möglich, eine längere Reihe von Sonnenfleckszeichnungen in extenso zu veröffentlichen? Werden wir je von den vielen Tausenden, welche Schwabe in Dessau bey seinen nur 23. Jahre hindurch täglich fortgesetzten Beobachtungen erhalten hat, etwas andres als eine kleine Auswahl erhalten können?

Die Messungen sind ausschließlich Positionswinkel, aus denen die saturnicentrischen Längen hergeleitet und mit den mittleren Längen verglichen werden. Der Gang dieser Differenzen zeigte, daß Excentricitäten, freylich von geringem Belange, gefunden werden müßten. Herschel hat für 4 Monde diese abgeleitet und findet:

Dieß der übersichtliche Inhalt der sieben Kapitel des Herschelschen Werkes. Doch folgen p. 439—452 noch 5 Anhänge, von denen in astronomischer Beziehung namentlich A und D auszuzeichnen sind. In A giebt er nämlich die Resultate seiner in England, nach der Rückkehr vom Cap, angestellten Helligkeitsbeobachtungen. Viele der hier aufgeführten Sterne sind am Cap gleichfalls, aber großentheils nicht häufig genug, beobachtet, und so dient die hier gegebene Tafel auch zur Rectification der im 3. Capitel gegebenen. Als das Wichtigste erscheint uns die nunmehr ziemlich definitiv bestimmte Reihenfolge der Sterne erster Größe. Nehmen wir 1^m, 5 als untere Grenze für den Glanz eines zur ersten Größe zu rechnenden Sternes an, so haben wir folgende Reihe:

Sirius	α Eridani
Canopus	β Centauri
α Centauri	α Crucis
Arcturus	Aldebaran
Capella	Antares
α Orionis (im Maximo)	α Aquilae
Rigel	Spica
Wega	Pollux
Procyon	Fomalhaut,

wozu noch für die Gegenwart η Argus (s. oben) zu zählen ist; überhaupt also 19 Sterne erster Größe, und darunter 6 im mittlern Europa unsichtbare. Sonach scheiden Regulus und α Cygni aus, und werden nebst Denebola und Alphard, deren Degradation schon früher entschieden war, zur zweyten Größe gerechnet, wogegen Pollux, den alle bisherigen Karten und Kataloge zur zweyten oder allenfalls (1. 2.) Größe zählten, in den ersten Rang einrückt. Ueber den hochrothen Arctur werden manche Astronomen (und der Ref. möchte sich auch zu ihnen rechnen) nicht mit Herschel übereinstimmen, und ihn höchstens zwischen Rigel und Wega rangiren; doch die Entscheidung wird schwer seyn aus den bereits oben angegebenen Gründen.

In B. wird die Höhendifferenz der Barometer-Stationen zwischen Feldhausen und dem Cap-Observatorium zu 112,23 Engl. Fuß ermittelt.

Appendix C. giebt uns Resultate über die unter direkter Einwirkung des Sonnenstrahls erhaltene Bodenwärme, die in einzelnen Fällen bis zu 162° F. (+ 57° R.) stieg; und H. schließt aus diesen und andern hier mitgetheilten Untersuchungen, daß die Sonnenhitze an ihrer eignen Oberfläche hinreichend sey, in Einer Minute eine $43\frac{1}{3}$ F. dicke Eisschicht zu schmelzen.

D giebt uns ein Verzeichniß von 76 hochrothen meist einfachen Sternen aus beyden Hemisphären, doch vorherrschend aus der südlichen, wie sie ihm im Verlaufe seiner „sweeps“ zu Gesicht kamen. Die größte Intensität des Blutrothen fand H. bey einem Sterne der 8. Größe nahe bey β Crucis.

Endlich giebt Anhang E die Resultate der geodätischen Operationen, durch welche die Lage von Feldhausen gegen das Observatorium der Capstadt, und dadurch die geographische Position des Beobachtungspunktes, wie sie oben bereits angegeben, erhalten worden.

Die typographische Eleganz des Druckes, wie die höchstgelungene Ausführung der Kupfer verdienen alle Anerkennung. Indeß würde selbst in England sich schwerlich eine Verlagshandlung entschlossen haben, das Werk so wie es jetzt vorliegt, auszustatten; und wir haben es der Freygebigkeit des Herzogs von Northumberland zu danken, daß es als ein Gesammtwerk, und zwar in so würdiger Form, erscheinen konnte.

Wenn man die Fülle des hier Gebotenen überblickt, und dabey bedenkt, daß ein Zeitraum von nicht völlig vier Jahren zu sämmtlichen Hauptarbeiten ausreichen mußte, so wird man gestehen, daß hier auch dem äußern Umfange nach Außerordentliches geleistet worden. Allerdings muß man auch noch die Jahre hinzuzählen, welche die in Europa ausgeführten Reduktionen der zahlreichen Beobachtungen, so wie die Ausarbeitung des Werkes erforderten, aber bey alle dem ist eine solche Fülle nur dadurch erklärlich, daß ein Mann, der die Astronomie schon von der Kinderstube an liebgewinnen und kennen lernen mußte, und in der astronomischen Praxis bewandert und geübt wie kaum noch ein Zeitgenosse, vier Jahre des reifen kräftigen Mannesalters mit vollster Energie seines Geistes an eine solche Aufgabe setzt. Für die Südhemisphäre ist es als das erste Unternehmen

dieser Art zu bezeichnen, denn das, was zehn Jahr früher Dunlop in Paramatta zwar mit rühmlichem Eifer, aber mit unzureichenden Mitteln unternommen hatte, verschwindet fast gegen Herschels Werk, und kann überdieß nur mit großer kritischer Vorsicht benutzt werden. Und wie lange dieß erste Unternehmen das einzige bleiben wird, wer mag es bestimmen? Die wenigen mit guten Meridianinstrumenten versehenen Sternwarten der Südhalbkugel und der angrenzenden nördlich tropischen Gegenden haben noch lange vollauf zu thun mit dem Ersten und Nothwendigsten, den Ortsbestimmungen, und wir werden uns Glück wünschen können, wenn ein Catalog von gleicher Güte, wie ihn Bessel aus Bradley's Beobachtungen für 1755 aufstellen konnte, ein Jahrhundert später von der Südhalbkugel zur allgemeinen Kenntniß kommt. Vielleicht ersteht ein zweyter Lord Rosse, der sich mit dem ersten in den Himmel theilt; allein wir haben gesehen, daß dieser auf der Nordhalbkugel 15 Jahre bedurfte, ehe mit seinem großen Teleskop am Himmel die Arbeiten beginnen konnten. Erfreuen wir uns also dessen, was die Gegenwart bietet auf einem Felde friedlichen Strebens, wo zwar Bewegung und lebendiger Fortschritt, aber weder Anarchie noch Reaktion herrschen.

An einen künftigen Weiterförderer der von John Herschel begründeten Topographie des südlichen Himmels wird man allerdings die Forderung stellen können, daß er das Einzelne mit noch größerer Sorgfalt und in öfterer Wiederholung beobachte, daß er die verschiednen kleinen instrumentalen und andern Correctionen und Reduktionen durch noch tiefer eingehende Untersuchungen ermittle, daß er endlich besonders in Beziehung auf den mikrometrischen Apparat eine noch weiter gehende Vorsorge treffe. Aber das hier Gesagte ist nicht im Entferntesten so gemeint, als solle Herschels großes Verdienst dadurch in ein geringeres Licht gestellt werden. Wo auf einem so unermeßlichen Felde nicht allein bisher gar nichts geleistet worden, sondern auch voraussichtlich in geraumer Zeit nichts weiter geleistet werden wird, da ist eine verhältnißmäßige Eile nicht allein gerechtfertigt, sondern geboten. Haben doch selbst auf unsrer Hemisphäre die Lalande, Bessel und Argelander bey ihren Zonenbeobachtungen sich genöthigt gesehen, in möglichster Eile die 50—100000 Sterne zu beobachten, die sich innerhalb der von ihnen angenommenen Grenzen der Untersuchung zeigten. Was zu einer möglichst genauen und sichern Bestimmung erforderlich ist, weiß Herschel eben so gut als jene französischen und deutschen Astronomen, aber freylich konnte er in Feldhausen nicht, wie Bessel in Königsberg, 500 genaue Beobachtungen der Parallaxe eines einzigen Fixsterns oder der Bahn eines einzigen Saturnstrabanten widmen. Herschel hat künftigen Beobachtern die sehr zeitraubende Mühe des Aufsuchens jedenfalls erspart, und er hat noch weit mehr als dieß gethan. Es wird möglich seyn ihn zu übertreffen, aber es wird dieß nur möglich seyn mit seiner Hülfe, mit gewissenhafter Benutzung nicht allein seiner Resultate, sondern auch seiner gemachten Erfahrungen.

Doch nicht allein denen, die in ähnlicher Weise und mit ähnlichen Mitteln ausgerüstet, seine Forschungen unmittelbar weiter zu führen sich berufen fühlen möchten, hat er vorgearbeitet: auch die zunächst oder ausschließlich zu andern Zwecken bestimmten Sternwarten werden veranlaßt seyn, Herschels Arbeiten zu einer Grundlage der ihrigen zu machen. Die Veränderlichkeit mehrerer Sterne, die er zuerst als solche aufgefunden, vor allem des oben erwähnten η Argus, wird aufmerksam verfolgt werden: die Observatorien von Trevandrum, S. Helena, Paramatta und vor allem die Capsternwarte selbst, werden uns absolute Ortsbestimmungen der von Herschel aufgefundenen Doppelsterne liefern, und für diejenigen, welche schon früher gut beobachtet waren, die Eigenbewegungen untersuchen. Sie werden ferner die Größen der von ihnen beobachteten Sterne durch Vergleichung mit den von Herschel in Cap. 3 aufgeführten genauer bezeichnen können, als dieß bisher durch einfache ungeregelte Schätzung möglich war. Dieß und noch vieles Andre, was ohne die von Herschel gegebene Anregung, ohne die von ihm ermittelten Data wahrscheinlich noch lange Zeit unbeachtet geblieben wäre, wird jetzt Aufgabe derjenigen Astronomen seyn, die das Kreuz des Südens und die glänzenden Regionen der Argo hoch über ihrem Horizont erblicken. Die mannichfache Hülfe, welche der hochverdiente Maclear unserm Herschel

bereits geleistet, indem er ihm bey Aufstellung und Einrichtung seines Instruments wiederholt thätigen Beystand gewährte, und bereitwillig die bedeutende Zahl von 670 Sternen, deren genaue Oerter in Feldhausen gebraucht wurden, aber dort nicht erhalten werden konnten, auf der Capsternwarte bestimmte, ist uns Bürge dafür, daß er auch ferner in dem angedeuteten Sinne thätig sein werde.

Wahrhaft klassische Werke fördern die Wissenschaft nicht allein durch das, was sie uns unmittelbar darbieten, sondern auch durch nachfolgende Leistungen, zu denen sie die Bahn brechen, so wie Anregung und Veranlassung geben. Und als ein solches klassisch-astronomisches Werk begrüßen wir die Results of Cape Observations, wahrscheinlich das Letzte, was wir der unmittelbaren beobachtenden Thätigkeit seines Urhebers verdanken, da die Worte, mit denen er p. 439 den Anhang A. einleitet, uns die Hoffnung rauben müssen, seinem geübten Auge noch ferner die Enthüllung neuer Geheimnisse des Himmels zu verdanken.

Quae potuit, fecit; faciant majora potentes!

Mädler.

Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershausen. Mit Beyhülfe von S. Cavallari, C. F. Peters und C. Roos. Erste Lieferung. Göttingen 1848. 3 Blätter Text und 7 Kupfertafeln in Querfolio.

Ein höchst wichtiges naturhistorisches Werk hat zu erscheinen begonnen, dem wir mit dieser kurzen Anzeige die rege Theilnahme unserer Leser zuwenden möchten. Es ist dieß das große Werk, welches Sartorius von Waltershausen unter dem Titel: „der Aetna und seine Umwälzungen," herauszugeben im Begriffe steht, und von dem einstweilen ein Heft des Atlas erschienen ist. Der Verfasser hat zur möglichst vollständigen Ausführung seiner Aufgabe vom Jahre 1836 bis 1843 sich in Sicilien der Erforschung der physikalisch-geographischen Verhältnisse des Aetna hingegeben, und von dieser vieljährigen Ausdauer sind wir berechtigt, eine großartige Leistung erwarten zu dürfen.

Der beschreibende Theil soll sich, wie uns der Verf. ankündigt, zuerst mit den geodaetischen Vermessungen, welche seiner Karte zu Grunde liegen, und der Art ihrer Berechnung beschäftigen. Es werden darauf die wichtigsten physisch-geographischen Verhältnisse des Aetna zur Sprache gebracht, und namentlich wird den barometrischen Höhenmessungen ein ziemlich umfangsreicher Abschnitt gewidmet seyn. Alsdann will der Verf. zu einer detaillirten topographischen Beschreibung des ganzen Terrains übergehen, und vermittelst der Karte ein treues Bild dieses Berges entwerfen. Zunächst an dieselbe schließen sich die historischen Untersuchungen über die Ausbrüche dieses Vulkans, und indem der Verf. die Gegenwart und die Geschichte, so weit sie hinaufreicht, befragt, will er aus analogen Erscheinungen über Ereignisse zu unterrichten versuchen, die zeugenlos jenseits aller menschlichen Erfahrung liegen, deren unauslöschliche Spuren aber in dem Gebäude des Berges geschrieben stehen. Im letzten Theile seiner Arbeit wird er die geologische Theorie des Aetna entwickeln.

Der Atlas soll in 7 oder 8 Heften erscheinen, und wird eine topographische und geognostische Karte des Aetna in dem Maaßstabe von 1 zu 50000, ein Uebersichtsblatt, so wie eine Auswahl der merkwürdigsten Ansichten des ganzen Berges oder einzelner Theile desselben, und eine ziemlich große Anzahl von Durchschnitten und topographischen Details enthalten. Die Karte, welche in 12 Hauptblättern erscheinen wird, ist auf eine sorgfältige, um den ganzen Berg geleitete Triangulation gegründet. Bey der Triangulation und den mit derselben im Zusammenhange stehenden Arbeiten wurde der Verf. vier Jahre lang von Dr. Peters aus Flensburg unterstützt, während an dem topographischen Zeichnen C. Roos aus Mainz und S. Cavallari aus Palermo Theil genommen haben.

Die vorliegende erste Lieferung des Atlas enthält von der Karte 2 Blätter: das Titelblatt mit dem kleinen Bezirk um Aci-Castello und das Blatt von Nicolosi. Außerdem noch 5 landschaftliche Ansichten, nämlich eine Ansicht des Aetna von der Südseite und eine andere von der Nordwestseite, ferner eine Darstellung eines Theils des südlichen und südwestlichen Randes des Valle del Bove, nebst der Rocca Musarra in demselben Thale; dann die Zeichnung des großen Cyclopenfelsen, nebst einer Ansicht der Gruppe der Cyclopenfelsen im Zusammenhange; endlich das Thal von S. Giacomo in der Nähe von Zafarana. Alle Tafeln sind in Kupfer gestochen und prächtig ausgeführt, in dieser Beziehung mit den besten englischen Werken wetteifernd.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Notice of the external characters and habits of Troglodytes Gorilla, a new species of Orang from the Gaboon River, by Thomas S. Savage, M. D. — Osteology of the same, by Jeffries Wyman M. D. (Boston Journal of Natural History V. p. 4. December 1847. p. 147; read Aug. 18, 1847).

Osteological Contributions to the Natural History of the Chimpanzees (Troglodytes Geoffr.), including the description of the Skull of a large species (Troglodytes Gorilla, Savage) discovered by Thomas S. Savage M. D., in the Gaboon country, West Africa. By Prof. Owen (Transactions of the Zoological Society. III. part. VI. p. 381; read February 22, 1848).

Obwohl unter der ganzen Ordnung der Affen keine Gattung derselben wegen ihrer fatalen Aehnlichkeit mit der menschlichen Leibesform so viel Aufmerksamkeit erregt hat, als die, welche die asiatischen Orang-Utans und die afrikanischen Schimpansés in sich begreift, so hat eine genauere naturhistorische Kenntniß dieser merkwürdigen Thiere doch erst mit dem vorigen Jahrzehent begonnen, und der berühmte englische Anatom und Physiolog Owen ist es, welchem wir die wichtigsten Aufschlüsse hierüber verdanken. Auch bey der Bekanntmachung einer neuen zweyten Art des Schimpansé's hat er sich wieder wesentlich betheiligt, und diese gleichzeitig mit J. Wyman, Professor der Anatomie an der Harvard Universität, als eigenthümliche Spezies unterschieden, während die Ehre ihrer Entdeckung dem protestantischen Missionär Dr. T. S. Savage gebührt. Die unterscheidenden Merkmale haben Owen und Wyman vom Schädel, letzterer auch noch von einigen andern Skelettheilen hergenommen; über die äußere Beschaffenheit und Lebensweise des Thieres hat Savage, jedoch nur nach den Berichten der Eingebornen, Aufschlüsse ertheilt.

Angaben über das Vorkommen einer zweyten Art von Schimpansé in Westafrika sind allerdings schon in frühern Reisebeschreibungen enthalten, aber viel zu unbestimmt und mit Uebertreibungen vermengt, als daß ihnen der Naturforscher eine Verlässigkeit hätte einräumen können. So z. B. spricht A. Battell, ein englischer Schiffer, der sich einige Zeit als Gefangener der Portugiesen in Angola aufhielt, von zwey Ungeheuern, dem „Pongo und Engeco." Letzterer, oder wie er bey den Eingebornen am Gabun heißt, der Encheeco, ist der gewöhnliche Name für den Schimpansé, und der Pongo könnte daher bey Battell wohl die neue Art bedeuten. Diese könnte auch Bowdich in seiner Reise zu den Aschantis unter dem Namen Ingena meinen, denn bey den Eingebornen am Gabun heißt sie Enge-ena. Wie dem aber auch seyn möge, mit Sicherheit weiß man erst von dieser neuen Art etwas durch ihre Entdeckung von Savage, der sie gleich als besondere Spezies bezeichnete, und ihr den systematischen Namen Troglodytes Gorilla beylegte; eine Bezeichnung, die von dem berühmten karthagischen Seefahrer Hanno

entlehnt ist, der in seiner Reise von wilden Menschen, *Γορίλλας* genannt, spricht, und unter denen wohl eine Art von Schimpanse verstanden seyn dürfte.

Zur Entdeckung des Troglodytes Gorilla kam Savage in folgender Weise. Auf der Heimreise vom Kap Palmas wurde er im Gabun-Fluße aufgehalten, und brachte den Monat April 1847 im Hause des Missionars Wilson zu. Bey diesem sah er den Schädel eines Affen, in dem er alsbald eine neue Art Orang-Utans vermuthete, und er trachtete demnach ein vollständiges Thier zu erhalten. Wenn ihm auch dieses nicht gelang, so acquirirte er doch mehrere Schädel verschiedenen Alters und Geschlechtes und einige andere nicht unerhebliche Skelettheile. Ueber die äußere Beschaffenheit und die Lebensweise verschaffte er sich von den Eingebornen die nöthigen Aufschlüsse, von denen wir hier das Wichtigste mittheilen.

Der Stamm, von welchem Savage seine Nachrichten einzog, ist der Mpongwe, der beyde Ufer des Gabun von seiner Mündung bis 50 oder 60 Meilen landeinwärts bewohnt. Obschon dieser Fluß des Handels wegen nicht selten von Europäern und Nordamerikanern besucht wird, so blieb diesen doch bisher das Vorkommen des Gorilla unbekannt, was davon herrührt, daß sein Wohnort erst in einiger Entfernung von der Küste beginnt, und seine Lebensweise und Wildheit der Art ist, daß er nicht oft angetroffen wird, auch die Einwohner vor ihm gewaltige Furcht haben. Sein Wohnbezirk ist im Innern von Nieder-Guinea, während der des eigentlichen Schimpanse näher an der Küste liegt.

Seine Höhe beträgt fünf Fuß, über die Schultern ist er unverhältnißmäßig breit, und er ist dicht mit schwarzen Haaren bekleidet, die im Alter grau werden. Das Gesicht ist sehr breit und lang, die Nase platt, die Schnautze breit und vorspringend, die Unterlippe sehr beweglich und großer Verlängerung fähig, Gesicht und Ohren nackt und von dunkelbrauner, ins Schwarze ziehender Farbe; besonders auffallend ist ein hoher Haarkamm längs der Mitte des Scheitels, welcher hinten an einen queren, von einem Ohr zum andern verlaufenden Kamm anstößt. Das Thier kann seine Kopfhaut nach Belieben vor und rückwärts bewegen, und im Zorne soll es dieselbe mit dem Haarkamme ganz vorwärts schieben, wodurch es ein äußerst wildes Ansehen erlangt. Brust und Schultern sollen doppelt so stark als beym Schimpanse seyn, und die Arme reichen etwas unter das Knie. Weder Schwanz, noch Gesäßschwielen sind vorhanden.

Die Gorillas leben in Gesellschaften, sind aber nicht so zahlreich als die Schimpanses; die Weibchen übertreffen an Anzahl das andere Geschlecht. Nach den übereinstimmenden Erzählungen der Eingebornen wird in einem Trupp nur ein einziges altes Männchen gesehen; wenn die jungen Männchen heranwachsen, entsteht ein Wettkampf um die Herrschaft, und das stärkste vertreibt oder tödtet die andern, und wird so das Haupt der Gesellschaft. Ihre Wohnungen, wenn man sie so nennen darf, sind ähnlich denen der Schimpanses, und bestehen lediglich aus einigen Reisern und Blattzweigen, die von den Baumästen getragen werden; sie werden bloß bey Nacht benützt, und haben keine Bedachung, weßhalb die Eingebornen den Gorilla einen Thoren nennen, der sich in einem Lande, wo es so viel regnet, ein Haus ohne Dach baue. Die Enge-ena's sind überaus wild und fliehen den Menschen nicht, sondern greifen ihn an, und sind daher von den Eingebornen sehr gefürchtet, die niemals, außer zur Vertheidigung, mit ihnen anzubinden wagen. Die wenigen, die gefangen wurden, wurden von Elephantenjägern und auch einheimischen Händlern, die in den Wäldern unvermuthet auf sie stießen, getödtet. Die Erlegung eines Enge-ena wird als Zeichen großer Geschicklichkeit und Muthes angesehen, und gewährt dem Sieger ausgezeichnete Ehre. Ein Sklave, der das erwachsene Männchen und Weibchen, deren Knochengerüste theilweise Savage erhielt, erlegte, erlangte deshalb seine Freyheit. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht in Amomums, Zuckerrohr, den Früchten der Elais guineensis, Carica papaya, Musa sapientum und andern Gewächsen. Von den Eingebornen werden sie fast allgemein als degenerirte menschliche Wesen, als „wilde Waldmenschen" angesehen. Gleichwohl werden sie allenthalben gegessen, und ihr Fleisch, nebst dem der Schimpanses und anderer Affen, nimmt einen Hauptplatz in ihrem Küchenzettel ein.

So weit reicht der Bericht von Savage, und an diesen reiht Professor Wyman seine Beschreibung der Schädel und einiger anderer Skelettheile des Gorilla an. Die Stücke, die er von ersterem zur Ansicht erhielt, bestanden in 4 Schädeln, von denen 2 von erwachsenen Männchen und 2 von erwachsenen Weibchen herrührten, und die sämmtlich in vollkommenem Zustande sich befanden; hiezu kamen noch ein männliches und ein weibliches Becken, die Röhrenknochen der obern und untern Gliedmassen und etliche Wirbel und Rippen. Die männlichen Schädel übertrafen in ihrem längsten Durchmesser einen ausgezeichneten Negerschädel um $2\frac{1}{4}$ Zoll, und im Querdurchmesser zwischen den Jochbögen fast um einen Zoll.

Wir können hier nicht die genaue Beschreibung, welche Wyman von den erwähnten Theilen giebt, wiederholen, sondern wir müssen uns begnügen, die Merkmale hervorzuheben, durch welche er den Troglodytes Gorilla von Troglodytes niger als besondere Art unterscheidet. Es sind dieß folgende Charaktere.

1. Die beträchtlichere Größe des Gorilla.

2. Die Größe und Form der Superciliar-Wülste, welche bey T. niger schwächer, gekrümmter und glatter sind.

3. Das Vorkommen von starken Hinterhaupts- und Scheitelleisten bey den Männchen, und Rudimenten derselben bey den Weibchen. Beyde Leisten erheben sich bis zu $1\frac{1}{2}$ Zoll über den Scheitel, während sie dem T. niger abgehen.

4) Die große Stärke und gekrümmte Form der Jochbögen.

5) Die Form der vordern und hintern Nasenlöcher. An 4 Schädeln des Schimpanse fand Wyman die vordere Nasenöffnung von dreyseitiger Form mit aufwärts gerichteter Spitze; an 3 Schädeln des Gorilla zeigte sie sich fast quadratisch, und am vierten näherte sie sich zwar der dreyseitigen Form, aber mit abwärts gekehrter Spitze. Bezüglich der hintern Nasenlöcher übertrifft beym Schimpanse der quere Durchmesser den senkrechten, während beym Gorilla der senkrechte zweymal so groß als der quere ist.

6) Die Struktur des Unter-Augenhöhlen-Kanals. Bey dem Schimpanse bildet dieser eine tiefe, durchgängig gleich weite Grube, die sich in die fissura spheno-maxillaris endigt; beym Gorilla wird dieser Kanal rückwärts allmählig enger, und an der Fissur ist er kaum merklich.

7) Der Ausschnitt in der Mittellinie des hintern Randes des knöchernen Gaumens, während beym Schimpanse ein solcher Ausschnitt fehlt, oder der Rand hier sogar in eine Spitze verlängert ist.

8) Die Alveolen der Schneidezähne ragen nicht über den übrigen Gesichtstheil hervor, wie es dagegen beym Schimpanse und Orang-Utang der Fall ist.

9) Die Entfernung zwischen der Nasenöffnung und dem Alveolenrande der Schneidezähne ist geringer als beym Schimpanse.

10) Die Nasenbeine sind oben schmäler und mehr zusammengedrückt.

11) Das Schulterblatt ist mehr gleichseitig; beym Schimpanse hat es eine schmale und gestreckte Form.

12) Die Ulna ist kürzer im Verhältniß zum Oberarmbein.

13) Die Hüftbeine sind breiter, auf der Vorderfläche concaver und die vordern Stacheln ragen weiter vor.

Von den asiatischen Orang-Utans unterscheidet Wyman den Gorilla durch folgende Merkmale:

1) durch die großen Superciliar-Wülste;
2) die gerade Gesichtslinie;
3) das Vorkommen eines fünften Höckers am letzten Backenzahn des Unterkiefers;
4) die Existenz des runden Ligaments am Hüftgelenke;
5) die mehr menschenähnliche Form des Beckens;
6) die stärkere Zusammendrückung der Hirnhöhle hinter dem Gesichte;
7) die Ulna ist kürzer als das Oberarmbein.

Wir gehen nun über zu Owen's Abhandlung über denselben Gegenstand, wobey wir gleich im Voraus zu bemerken haben, daß dieselbe von ihm bereits zu einer Zeit verfaßt wurde, wo ihm die Arbeit von Wyman noch nicht zu Gesicht gekommen seyn konnte; erst in einem Nachtrage hatte er noch

Gelegenheit gefunden, einige Bemerkungen über letztere beyzufügen.

Die erste Nachricht von dem Vorkommen der hier in Rede stehenden Art erhielt Owen durch Savage selbst, der ihn noch vom Gambunfluße her davon brieflich in Kenntniß setzte, und ihm Abbildungen vom Schädel mittheilte. Ein erwünschteres Material lieferte ihm sein Freund S. Stutchbury von Bristol, dem Kapitän Waystaff vom Gabun 3 Schädel der großen Art und einen der kleinern Art vom Schimpanse, sämmtlich erwachsen, mitgebracht hatte, jedoch alle ohne Unterkiefer. Zwey von den Schädeln der größern Art rührten von Männchen her, wovon der eine ein sehr hohes Alter anzeigte, und eine Länge von $11\frac{1}{2}$ Zoll hatte. Der Schädel der kleinern Art (des **Troglodytes niger**) war von einem erwachsenen Weibchen und $7\frac{1}{4}$ Zoll lang; später kam noch der Schädel eines erwachsenen Männchens derselben Art dazu, der eine Länge von $8\frac{1}{2}$ Zoll hatte.

Somit hatte Owen hinlängliches Material, um die genauesten Vergleichungen durchführen zu können, welche er nach drey Seiten hin mit seiner bekannten Gründlichkeit und Präcision vornahm. Zuerst vergleicht er den Schädel des **Troglodytes Gorilla** mit dem des **Tr. niger**, dann mit dem des **Pithecus Wurmbii**, und zuletzt mit dem des Negers, wobey stufenweise nach diesen Abtheilungen die Differenzen immer größer werden. **Troglodytes Gorilla** ist noch mit **Tr. niger** in derselben Gattung verbunden; von **Pithecus Wurmbii** ist er bereits generisch geschieden, und noch größer ist der Abstand vom Menschen.

Owen macht bey dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß mit der Annäherung der generischen Formen der Vierhänder an die Zweyhänder sie durch eine geringere Anzahl Arten repräsentirt werden. Die Gibbons zählen kaum mehr als ein halb Dutzend Arten; **Pithecus** nur 2 oder höchstens 3, und **Troglodytes** ist mit 2 Arten vertreten; „der Mensch ist die einzige Art seiner Gattung, der einzige Repräsentant seiner Ordnung.“

Ohne Owen hier in das reiche Detail seiner Vergleichungen folgen zu können, wollen wir nur bey dem seiner Abhandlung beygefügten Nachtrage verweilen, in welchem er seine Bemerkungen über die von Wyman angegebenen Differenzen zwischen **Troglodytes Gorilla** und **Tr. niger** mittheilt. Die von jenem unter Nr. 5, 7 und 9 bezeichneten Differenzen erklärt Owen für diejenigen, die an seinen Exemplaren vom Gorilla am deutlichsten wiederholt sind, und zugleich am wenigsten dem Alter oder der Wirkung äußerer Umstände zur Hervorbringung einer größern Varietät des Schimpanse zugeschrieben werden können. Der von Wyman gewählten Ordnung folgend, macht Owen über dessen Angaben der specifischen Differenzen nachstehende Bemerkungen.

1) Die ansehnlichere Größe des Gorilla ist durch die von Owen verglichenen Schädel bestätigt.

2) Die Superciliar-Wülste sind bey einem erwachsenen Weibchen des Schimpanse verhältnißmäßig eben so stark entwickelt als bey dem des Gorilla, und sie sind beym erwachsenen Männchen des erstern eben so winkelig und rauh oder uneben als bey dem des letztern.

3) Während Wyman an 6 Schädeln des **Tr. niger** die Schläfeleisten durch einen Zwischenraum von $\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll von einander getrennt, und an keinem ein Rudiment einer Scheitelleiste fand, sah Owen bey einem erwachsenen, aber der Beschaffenheit seiner Zähne nach noch nicht alten Männchen die Schläfeleisten zusammenstoßen, und dadurch das Rudiment einer Scheitelleiste bilden, die bey längerer Wirkung der starken Schläfemuskeln wohl über den rudimentären Zustand hinaus sich entwickelt haben würde.

4) Das von den Jochbögen hergenommene specifische Merkmal findet Owen mehr in der Höhe und der converen oder winkeligen obern Contur des Schuppentheils des Bogens begründet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Cours de Chimie générale. Par J. Pelouze, Membre de l'Institut, professeur de chimie au Collège de France, vérificateur des essais à la Monnaie de Paris et E. Fremy, professeur de Chimie à l'Ecole polytechnique. Ouvrage accompagné d'un Atlas de 46 planches gravées en taille douce. 2 volumes in 8. Paris chez Victor Masson, Libraire, Place de l'Ecole de Médecine 1848.

Nachdem Thenard sein sehr ausgedehntes Lehrbuch der Chemie, dessen 6. Auflage bereits vergriffen ist, veröffentlicht hatte, schien es auf den ersten Blick ein etwas gewagtes Unternehmen, ein analoges Werk herauszugeben, obgleich es kürzer gefaßt als jenes, sich einer mehr praktischen, als theoretischen Tendenz hinneigt; wenn man aber weiß, daß die beyden Verfasser des vorliegenden Werkes aus Thenard's Schule hervorgegangen, mit ihm stets in freundlichen Verhältnissen geblieben, und nun auch die von Thenard verlassenen Lehrstühle im Collège de France und in der polytechnischen Schule einnehmen, so kann man sich mit dem Unternehmen wohl befreunden, und dasselbe als eine willkommene Erscheinung begrüßen.

Die Verf. geben in dem vorliegenden Werke das, was sie in ihren Vorlesungen angedeutet haben; sie treffen eine Wahl aus dem so sehr angehäuften Material, womit sich die Chemie seit einigen Decennien bereichert hat, und heben von diesem nur die bewährten Thatsachen hervor, wobey sie sich bemühen, die Aufstellung von Hypothesen so viel als möglich zu vermeiden.

Einer von ihnen, nämlich Pelouze, hat sich das Verdienst erworben, nach dem Vorbilde einiger Universitäten Deutschlands, in Paris ein Laboratorium zu errichten, in welchem den mit der theoretischen Chemie schon vertrauten jungen Männern Gelegenheit geboten wird, sich ganz den praktischen Uebungen zu widmen, eine Anstalt, welche bis dahin vor Pelouze in Frankreich noch nicht ins Leben getreten war.

Dieser Umstand, so wie die von ihm seit 12 Jahren gehaltenen Vorträge vor einem zahlreichen zum Theil sehr hoch gebildeten Auditorium waren Veranlassungen, welche ihn zur Herausgabe des vorliegenden Werkes bewogen, wozu er sich mit Fremy, einem ebenfalls mit großen Erfahrungen ausgerüsteten Gelehrten und von allgemein anerkannter Autorität vereinigte.

Der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft deutet auf 2 natürliche Abtheilungen hin, welche auch von den Verf. befolgt wurden, die der unorganischen und der organischen Chemie. Die erste Abtheilung, die der unorganischen Chemie, welche in 2 Bänden vorliegt, ist es, von der hier die Rede seyn wird.

In der Einleitung, und bevor die Beschreibung der einfachen und zusammengesetzten Körper beginnt, werden die chemischen Aequivalente, die Crystallographie und die Geologie abgehandelt. Für beyde letztere Gegenstände wurde die Beyhülfe der Geolo-

gen Laprovostaye und Debette benützt und in Anspruch genommen.

Die Entdeckung der Aequivalente, welche einen großen Einfluß auf die Fortschritte der Chemie ausgeübt hat, und wodurch die Zahl oder Menge der wägbaren Stoffe, woraus die Körper zusammengesetzt sind, angedeutet wird, und welche sich in den chemischen Verbindungen gegenseitig ergänzen können, gehört der neueren Forschung an, denn die älteren Chemiker waren der Meinung, daß die Körper in allen möglichen Verhältnissen sich zu vereinigen geeignet seyn dürften.

Die Aequivalente wurden vorzüglich erkannt und in die Wissenschaft eingeführt durch die nach einander veröffentlichten Arbeiten von Wenzel, Richter, Bergmann, Berzelius, Dalton, Wollaston, Gay-Lussac ꝛc. Das von Wenzel entdeckte Gesetz war indessen schon durch einige früher angestellte Versuche vorbereitet worden, denn gegen Mitte des 17. Jahrhunderts, zu einer Zeit, da man von der Zusammensetzung der Körper nur noch sehr unvollkommene Begriffe hatte, erkannte schon Glauber, daß die Schwefelsäure die im Salpeter und Kochsalz enthaltenen Säuren ersetzen könne, und daß das Ammoniak aus seinen Verbindungen durch die feuerfesten Alkalien ausgeschieden werde, wodurch Wenzel in seinen Arbeiten auf die proportionellen Zahlen oder chemischen Aequivalente hingeleitet wurde. In dem von Wenzel 1777 herausgegebenen Werke unter dem Titel: „Theorie der Affinitäten“ bezeichnete er die Capacität der relativen Sättigung unter Basen und Säuren, und gab eine gründliche Erklärung von der beharrenden Neutralität in der Doppelzersetzung oder gegenseitigen Zersetzung zweyer Salze.

Richter in Berlin bestätigte die von Wenzel aufgestellte Theorie der Aequivalente, und fand das Gesetz, daß bey den Salzen von der nämlichen Art während der gegenseitigen Zersetzung ein unveränderliches Verhältniß besteht zwischen der Quantität der Säure und zwischen der Quantität des Sauerstoffs der Basis, womit auch die Versuche Bergmanns übereinstimmten. Berzelius, Dalton und Wollaston erweiterten diese Ansichten noch mehr. Hiezu kam endlich noch, daß auch die Gasarten nach Gay-Lussac sich nur in bestimmten Verhältnissen mit einander verbinden, und daß, wenn zwey Gase sich mit einander vereinigen, niemals eine Verbindung entsteht, deren Raum beträchtlicher wäre, als die Summe oder das ursprüngliche Volumen der beyden Gasarten.

Das Gesetz über den Isomorphismus verdanken wir Mitscherlich; es besteht vorzüglich in Folgendem: Isomorphe Körper sind diejenigen, welche auf die nämliche Weise krystallisiren, und sich in dem nämlichen Krystall gegenseitig ersetzen können, ohne daß dadurch die Grundform modificirt wird, obgleich die Winkel unbedeutende Veränderungen in ihrem Werthe erleiden. Die isomorphen Verbindungen haben eine gleiche Zusammensetzung, und sind im Allgemeinen aus der nämlichen Zahl von Aequivalenten gebildet.

Nachdem die Verf. die Bildung der Krystalle, sey es vermittelst Schmelzen, durch Verflüchtigung oder durch Auflösung der festen Körper beschrieben, geben sie einige Notizen über Geologie, was bisher in den rein chemischen Werken nicht häufig vorgekommen ist. Die einfachen Gebirgsarten (roches simples) haben bis auf gewisse Strecken constante chemische Zusammensetzung, wie die Lager von compactem Quarz oder Quarzit, die verschiedenen Kalksteine, der Gyps, das Steinsalz ꝛc. Die zusammengesetzten Gebirgsarten in Masse betrachtet, haben ebenfalls eine gewisse Beständigkeit in ihrer Zusammensetzung, die man zum Theil als mechanische Gemenge bezeichnen kann, wie der Granit, der Porphyr, die Conglomerate ꝛc., erstere ein Gemeng von Quarz, Feldspath und Glimmer enthaltend im krystallisirten Zustande. Hier werden die Versuche über die innere Wärme der Erdmasse angeführt, so wie die von Elie de Beaumont und anderen gemachten Beobachtungen über die verschiedenen Erhebungen. Durch Bohrversuche ist dargethan worden, daß in der größten Tiefe, zu welcher man gelangt, die Temperatur auf eine beynahe gleichförmige Weise zunimmt, etwa 1 Grad auf 30 Meter, so daß in Folge dieser Zunahme bey einer Tiefe von einem Myriometer, die Temperatur sich über 3000 Grade erheben würde, eine Temperatur, welche die durch unsere Oefen hervorgebrachte Wär-

me-Intensität bey weitem überschreitet, und alle uns bekannten Gebirgsarten zum Schmelzen bringt. Hierauf gestützt neigen sich die Verf. der Meinung zu, daß die Erdkugel ursprünglich vollkommen flüssig gewesen, und jetzt noch aus einer nur auf geringe Tiefe fest gewordenen Rinde bestehe, deren Inneres mit geschmolzenen Körpern angefüllt ist, eine Ansicht, die bekanntlich eine allgemeine Anerkennung nicht gefunden hat.

Die Mineralien, welche die wesentlichen Gebirgsarten der Erdrinde ausmachen, sind nicht zahlreich; die übrigen aber und vorzüglich die metallischen Mineralien befinden sich in Lagern, Schichten, Gängen, Adern, Haufen ꝛc., und sind gewöhnlich in ihrer Lage von fremden, werthloseren Substanzen begleitet, welche mit dem Namen Gangarten belegt werden.

Die Ordnung, in welcher die Verf. den chemischen Theil des Werkes im ersten Bande abhandeln, ist so getroffen, daß sie mit den Metalloiden beginnen, dann die atmosphärische Luft, Wasser, Wasserstoffsäuren, Sauerstoffsäuren, die Verbindungen der Metalloide mit Wasserstoff, mit Stickstoff, Chlor, Schwefel, Cyan ꝛc. folgen lassen. Der ganze zweyte Band umfaßt die Lehre von den Metallen.

Wir haben nicht die Absicht, den Verf. in den Einzelnheiten ihres Werkes zu folgen, sondern werden uns damit begnügen, nur einige Gegenstände daraus besonders hervorzuheben. Vor allem müssen wir bemerken, daß die Fälle häufig vorkommen, wo bey neuen Thatsachen oder Ansichten der Name des wirklichen Entdeckers, wenn er nicht in Frankreich lebt, nicht genannt, sondern derjenige bezeichnet wird, durch welchen die gemachten Beobachtungen bestätigt wurden, ein Verfahren, woran wir indessen von Seiten unserer wissenschaftlichen französischen Nachbarn schon längst gewöhnt sind; so wird z. B. gleich beym Wasserstoffgas die Thatsache, daß es durch Platinschwamm sich entzündrt und überhaupt das Platinfeuerzeug Gay Lussac zugeschrieben, während doch ganz offenkundig diese Entdeckung Döbereiner und Davy angehört, deren Namen aber hiebey gar nicht erwähnt werden.

Beym Stickstoff wird aus Boussingault's Versuchen hervorgehoben, daß der in den Pflanzen enthaltene Stickstoff aus der Luft genommen werde, indem einige Pflanzen, welche in einem stickstofffreyen Erdreich wachsen, dennoch eine nicht unbeträchtliche Menge Stickstoff enthalten, daß der in den thierischen Substanzen enthaltene Stickstoff hingegen von den Nahrungsmitteln herrühre, weil bey warmblütigen Thieren während der Respiration kein Stickstoff absorbirt wird. Bey der Auflöslichkeit des Chlorgases wird angegeben, daß 1 Volumen Wasser bey 8° 3 Vol. Chlorgas aufnimmt, daß aber die Auflöslichkeit bey einigen Graden über, so wie unter der angegeben Temperatur schnell abnimmt. In den meisten Fällen entzieht das Chlor den organischen Stoffen, mit welchen es in Berührung gebracht wird, den Wasserstoff, es ereignet sich aber auch, daß durch das Chlor in Folge einer Zersetzung des Wassers eine Oxydation herbeygeführt wird, wodurch sich Chlorwasserstoffsäure bildet, der Sauerstoff des Wassers in Freyheit gesetzt wird und sich nun mit einem andern Körper verbindet.

Daß Tellur und Arsenik unter die Metalloide aufgenommen, und von den Metallen getrennt werden, dafür scheinen uns nicht Gründe genug vorhanden zu seyn, denn beyde stehen hinsichtlich ihrer Dichtigkeit dem specifischen Gewicht von 6 sehr nahe. Arsenik kann in Glasröhren nicht geschmolzen werden, wohl aber nach Cloez in kleinen eisernen Röhren, deren innere Fläche mit dem geschmolzenen grünen Glase einer Glasröhre überzogen ist. Nachdem die mit Glas im Inneren überzogene eiserne Röhre, welche an beyden Seiten geschlossen ist, der Glühhitze ausgesetzt worden ist, findet man den Arsenik nach dem Abkühlen vollkommen geschmolzen.

Bey dem Phosphor wird die von Berzelius aufgestellte Ansicht erwähnt, daß die Phosphorescenz oder das Leuchten des Phosphors nicht das Resultat seines langsamen Verbrennens in Sauerstoff sey, wie man bisher angenommen hatte, sondern daß er auch in reinem Stickstoffgas und Wasserstoffgas, so wie im leeren Raume einer Barometerröhre leuchte und nur dann zu leuchten aufhöre, wenn diese Räume mit Phosphordämpfen gesättigt sind. Hieraus geht hervor, daß das Leuchten des Phosphors als eine Lichterscheinung betrachtet werden kann, welche das Verdampfen des Phosphors begleitet, und nicht die

Folge einer Oxydation desselben ist, obgleich Fischer die Phosphorescenz, und auch wohl mit Recht, einer Oxydation zuschreibt. Zur Reinigung des Phosphors ist sehr geeignet eine mit Schwefelsäure versetzte Auflösung von doppelt chromsaurem Kali, wodurch das rothe Phosphoroxyd in auflösliche Phosphorsäure verwandelt, und der Phosphor sehr weiß und durchsichtig hergestellt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Notice of the external characters and habits of Troglodytes Gorilla etc. Osteological contributions to the Natural History of the Chimpanzes etc.

(Schluß.)

5) Der Unterschied in der Form der hintern Nasenlöcher wird nicht wesentlich dadurch alterirt, daß Owen bey einem alten Weibchen des Schimpanse den senkrechten Durchmesser gleich dem queren, und an den 3 Schädeln des Gorilla ihn nur um die Hälfte größer fand.

6) Den Unter-Augenhöhlenkanal sah Owen bey Tr. niger selbst so mannigfaltig differiren, daß er auf dieses Merkmal wenig Gewicht legen will.

7) Desto sicherer ist die siebente Differenz, da sie Owen auch bey seinen 3 Schädeln vom Gorilla wahrnahm.

8 — 10) Die geringere Vorragung der Schneidezahn-Alveolen beym Gorilla kann Owen ebenfalls nach seinen Exemplaren bestätigen, und sie rührt von der größern Kürze der Zwischenkiefer zwischen der Nasenöffnung und dem Alveolenrande der Schneidezähne her. Besondern Werth legt er darauf, daß beym Gorilla der Zwischenkiefer durch die bleibenden Näthe von den angrenzenden Knochen geschieden erscheint, und dadurch ersehen läßt, daß er im untern Theile der Nasenbeine jederseits mit einer dreyseitigen Platte an selbigen aufsteigt, während beym Tr. niger der Zwischenkiefer die Nasenbeine entweder kaum erreicht, oder doch wenigstens sich an ihnen nicht wie beym Gorilla ausbreitet, und ohnedieß die Näthe bey ihm mit dem Alter bald verschwinden.

Als wichtige Unterscheidungsmerkmale hebt zuletzt noch Owen beym Gorilla die relativ größeren Dimensionen der Eck- und Backenzähne im Vergleich zu den Schneidezähnen hervor, so wie die complicirtere Kaufläche des letzten Backenzahns und dessen Gleichheit in der Größe mit dem ersten ächten Backenzahne.

Nach diesen genauen, von Wyman und Owen angestellten Vergleichungen ist es zur Evidenz erwiesen, daß Troglodytes Gorilla wirklich eine selbstständige Art bildet.

Noch haben wir zum Schluße der Abbildungen zu gedenken, die eine sehr werthvolle Beygabe zu beyden Abhandlungen bilden. Wymans Arbeit ist von 4 Tafeln begleitet, welche die Schädel des Männchens und Weibchens, jeden in doppelter Ansicht, nämlich von der Seite und von vorn, darstellen. Sie sind ziemlich gut gezeichnet, erlangen aber kein gefälliges Ansehen, da sie auf schlechtem dünnem Papiere abgedruckt sind. In aller Beziehung untadelich und von der höchsten Meisterschaft sind dagegen die von Owen gegebenen 6 Abbildungen, welche ein ausgezeichneter Künstler J. Erxleben gefertigt, und theils auf Stein, theils auf Zink ausgeführt hat, und die auf dem schönsten englischen Papiere abgedruckt sind. Die 3 ersten Tafeln stellen den Schädel des alten Troglodytes niger von der Seite, von vorn und von der Grundfläche dar; die 3 folgenden liefern dieselben Ansichten vom Schädel des alten Tr. Gorilla.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Cours de Chimie générale.

(Fortsetzung.)

Die Versuche Jacquelain's über den Diamant haben zu folgenden interessanten Resultaten geführt. Der Diamant dem Einfluß der starken Hitze einer Bunsen'schen Säule ausgesetzt, erweicht sich, zerfällt in Stücke, verliert seine Durchsichtigkeit, vermehrt sein Volumen, wird endlich schwarz und verwandelt sich in eine dem Coak sehr ähnliche Kohle. Der auf diese Weise modificirte Diamant ritzt zwar noch das Glas, ist aber so zerbrechlich geworden, daß man ihn zwischen den Fingern zerreiben kann. Der Diamant, welcher vor dem Versuch mit der Säule ein specif. Gewicht von 3,336 hatte, war nun durch seine Verwandlung in Coak auf das specif. Gewicht von 2,677 zurückgeführt worden. Jacquelain ist der Meinung, daß einige schwarze Diamante, bekannt unter dem Namen Savojarden, unter den eben beschriebenen Umständen entstanden seyn dürften.

Nachdem die Eigenschaften und die Zusammensetzung der Luft, des Wassers und der Wasserstoffsäuren beschrieben sind, folgt die Lehre von den Sauerstoffsäuren. Der Stickstoff, welcher sich mit dem Sauerstoff vereinigt, bildet eine vollkommene Reihe von Verbindungen, in welchen das Dalton'sche Gesetz der multiplen Proportionen, so wie das von Gay-Lussac aufgestellte Gesetz über die Volumtheorie eine merkwürdige Bestätigung erhalten. Wenn wir eine unveränderliche Menge Stickstoff, nämlich ein Aequivalent 175 mit Sauerstoff verbinden, so ergeben sich folgende Formeln:

			Azot.		Sauerstoff.
Azotoxydul	AzO	=	175	+	100
Azotoxyd	AzO^2	=	175	+	200
Azotige Säure	AzO^3	=	175	+	300
Hyperazotige Säure	AzO^4	=	175	+	400
Azotsäure	AzO^5	=	175	+	500.

Werden die angegebenen Volumina des Stickstoffs und Sauerstoffs mit dem Volumen der dargestellten Verbindung verglichen, so bemerkt man, daß unter diesen Volumens sehr einfache Verhältniße statt finden.

Die Verf. geben an, daß die Salpetersäure in wasserfreyem Zustande nicht bekannt sey, sondern in ihrer concentrirtesten Form immer aus $AzO^5\,HO$ bestehe, und alsdann ein specif. Gewicht von 1,510 habe. Hierüber haben wir zu berichtigen, daß im Anfange des laufenden Jahres, also nach dem Erscheinen des vorliegenden Werkes, Professor Deville in Besançon die interessante Entdeckung machte, eine bis dahin unbekannte wasserfreye Salpetersäure darzustellen. Er wendete dazu das vollkommen ausgetrocknete Chlorgas an, welches er auf geschmolzenes salpetersaures Silberoxyd einwirken ließ. Hiedurch gelang es ihm, die wasserfreye Salpetersäure zu isoliren. Sie krystallisirt in weißen, leichten 6 seitigen Säulen, welche glänzend und durchsichtig bey 29,5° schmelzen, und bey 45° ins Kochen gerathen. Mit Wasser in Berührung gebracht, erwärmt sie sich bedeutend, löst sich im Wasser schnell auf, ohne es zu färben und ohne ein Gas zu entwickeln.

Durch die Berührung mit Chlorwasserstoffsäure erleidet die wasserhaltige Salpetersäure eine partielle

Zersetzung, und wird in eine neue Säure umgewandelt, Chlorazotsäure oder Königswasser mit der Formel $AzO^3 Cl^2$. Diese neue Säure ist ein gelbrothes Gas, welches sich durch Abkühlen zu einer Flüssigkeit condensirt und schon bey 7° unter dem Gefrierpunkt kocht.

Bey den Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff werden nicht weniger als 7 verschiedene Säuren aufgestellt, unter welchen diejenige, welche das Maximum der Oxydation erreicht hat, 7 Atome Sauerstoff auf 1 Atom Chlor enthält.

Auch der Phosphor verbindet sich mit dem Sauerstoff in vier verschiedenen Verhältnissen zu vier eigenthümlichen Säuren. Die an Sauerstoff reichste PhO^5 in weißen Flocken ist so begierig nach Wasser, daß sie mit concentrirter Schwefelsäure erwärmt, derselben ihr gebundenes Wasser entzieht, und sie dadurch in wasserfreye Schwefelsäure umwandelt. Die Erscheinungen, welche man bey der Einwirkung des Wassers auf diese Säure beobachtet hat, haben zu einem interessanten Gegenstand der chemischen Theorie, zu Clarke's Entdeckung der Isomerie Veranlassung gegeben, eine Entdeckung, welche man aber in dem vorliegenden Werke dem französischen Chemiker Chevreul zuzuschreiben bemüht ist, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil Chevreul gezeigt hatte, daß der durch Wärme geronnene Eyweißstoff und der im leeren Raume abgedampfte, die nämliche Zusammensetzung zeigen, obgleich sie ganz verschiedene Eigenschaften besitzen. Graham lieferte indeß den Beweis, daß die Phosphorsäure, so wie das phosphorsaure Natron nach dem Glühen eine andere Zusammensetzung hatten, woraus sich ihre verschiedene Einwirkung auf Eyweiß und Silbersalz erklären läßt; er zeigte nämlich, daß sich die Phosphorsäure in 3 verschiedenen Verhältnissen mit Wasser verbinden könne, und zwar mit einem, mit zwey und mit drey Mischungsgewichten Wasser: PhO^5 HO, PhO^5 2 HO, PhO^5 3 HO. Diese drey wasserhaltigen Säuren zeichnen sich durch verschiedene Sättigungs-Capacitäten aus, welche dem darin enthaltenen Wasser proportional sind.

Die Kohlensäure CO^2, entdeckt im 16. Jahrhundert, ist das erste Gas, welches die älteren Chemiker von der atmosphärischen Luft zu unterscheiden wußten; die Gegenwart derselben in der Luft wurde aber erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Priestley erkannt. Außer im gasförmigen Zustande läßt sich die Kohlensäure auch in flüssiger und fester Form darstellen. Faraday war der erste, welcher beobachtete, daß sich das kohlensaure Gas bey einem Druck von 36 Atmosphären in eine Flüssigkeit umwandelt, aber Thilorier, die Versuche Faradays benutzend, gelangte vermittelst doppelt kohlensauren Natrons und Schwefelsäure in einem Cylinder von Gußeisen dahin, dieselbe auch in festem Zustande darzustellen. Diese feste Kohlensäure bringt bey ihrem Rücktritt zum gasförmigen Zustand eine so tiefe Temperatur hervor, daß dadurch Ammoniakgas und viele andere Gasarten flüssige Form annehmen. Das Stickstoffoxydgas sowie das Kohlenoxydgas beharrten aber in ihrer Gasgestalt, und konnten nicht in eine Flüssigkeit herübergeführt werden.

Unmittelbar nach der Kohlensäure folgen nun die Säuren des Arseniks, eine Methode, welche wir nicht billigen können, weil dafür weiter keine Gründe geltend gemacht werden, als daß, wenn Arsenik und Phosphor sich mit Wasserstoff verbinden, zwey Gasarten entstehen, $AS H^3$ und $Ph H^3$, welche die nämliche Analogie in ihren Verbindungen mit dem Sauerstoff haben, indem die arsenige Säure und Arsenikäure $AS O^3$ und $AS O^5$ mit der phosphorigen Säure und Phosphorsäure $Ph O^3$ und $Ph O^5$ in ihren Verbindungen identisch sind. Als Gegengift bey Vergiftungen mit arseniger Säure wird statt des rothen Eisenoxydhydrats die schwach calcinirte kohlensaure Magnesia empfohlen, welche auch gewiß den Vorzug verdient, indem die Magnesia sogleich mit der arsenigen Säure eine unauflösliche Verbindung bildet, welche keine nachtheiligen Wirkungen mehr hervorbringt. Obgleich die arsenige Säure sich beym gewöhnlichen Druck der Luft leicht verflüchtigen läßt, so schmilzt sie doch vollkommen zu einer farblosen durchsichtigen Flüssigkeit, wenn man sie in einer hermetisch geschlossenen Röhre erhitzt. Der in Deutschland zuerst wahrgenommene isomerische Zustand der arsenigen Säure wird hier dem französischen Chemiker Guibourt zugeschrieben.

Bey der Borsäure werden deren charakteristische Kennzeichen, die Einwirkung derselben auf Curcuma ꝛc. nicht erwähnt, dagegen ein von Ebelmen entdecktes Verfahren vermittelst Borsäure Krystalle zu bilden, welches darauf gegründet ist, daß die Borsäure auf trockenem Wege alle Erden und Metalloxyde auflöst, und bey einer sehr hohen Temperatur wieder davon getrennt werden kann, indem sie sich verflüchtigt. So hat Ebelmen gefunden, daß, wenn man in geschmolzener Borsäure ein Gemeng aus Thonerde und Magnesia in den Verhältnissen, wie sie sich im Spinell befinden, auflöst und dann die Verbindung in einem Porcellanofen anhaltend glüht, die Borsäure sich allmählig verflüchtigt und nun Krystalle in regelmäßigen Oktaedern zurückbleiben, welche alle physischen und chemischen Eigenschaften des Spinell's haben. Auch hat Ebelmen auf diese Weise die Verbindung der Thonerde mit Mangan, mit Kobalt und Glucin dargestellt, wodurch in letzterem Fall der krystallisirte Chrysoberyll oder Cymophan erzeugt wird. Da verschiedene bey der Temperatur unserer Oefen unschmelzbare Silikate auch auf die angegebene Weise in Krystallen dargestellt worden sind, so wird die Aussicht eröffnet, daß viele andere mineralische Substanzen durch das von Ebelmen angegebene Verfahren in krystallisirtem Zustande dargestellt werden können.

Das Grubengas oder Protokohlenwasserstoffgas $C^2 H^4$ war bisher im reinen Zustande nicht dargestellt worden; ganz rein erhält man es aber, wenn man nach Persoz und Dumas essigsaures Kali unter Zusatz von Kali einer Destillation unterwirft, wodurch sich kohlensaures Gas bildet, und das Grubengas entwickelt wird. Das erstere wird durch das Kali zurückgehalten. Es wird auch ganz rein erhalten, wenn man ein Gemeng von 10 Thln. krystallisirtem essigsaurem Natron mit 40 Thln. kaustischem Baryt in einer Glasretorte erwärmt.

Das Deutokohlenwasserstoffgas oder Leuchtgas $C^4 H^4$ wurde 1785 von Lebon durch die Destillation des Holzes dargestellt, man fand aber bald, daß durch das Erhitzen von Steinkohlen ein Gas von besserer Qualität erhalten werde; später wurden Harze, Fette, Schieferöl, Theer ꝛc. statt der Steinkohlen angewendet. Das Gas aus Fetten und Harzen hat eine größere Leuchtkraft, als das Gas aus den Steinkohlen und ist außerdem von Schwefel und Ammoniak frey, welche beyde letztere Substanzen sich in dem nicht vollkommen gereinigten Gas aus Steinkohlen befinden; auch ist das aus den Steinkohlen entwickelte Gas in der ersten Periode der Destillation am reichsten an Leuchtgas. Die beyden Gasarten, welche weniger leuchten beym Verbrennen, und sich gegen Ende der Destillation in größerer Menge entwickeln, sind Grubengas und Kohlenoxydgas. Das Leuchtgas enthält außerdem stets brennbare Dämpfe, welche durch den Kalk und in den Röhren nicht vollkommen condensirt werden, aber die Leuchtkraft des Gases vermehren; diese brennbaren Dämpfe bestehen aus verschiedenen Verbindungen von Kohlenwasserstoff, vorzüglich Benzine oder Benzole. Der Stickstoff in den Steinkohlen wird bey der Destillation größtentheils in Ammoniak verwandelt; nur eine geringe Menge desselben giebt zu Cyan-Verbindungen Veranlassung. Jacquemyes hat aus 4 Hektoliter des condensirten Wassers aus dem Gase 750 Gramme Berlinerblau dargestellt. Die Stadt Paris besitzt gegenwärtig 8 Werkstätten, in welchen das Leuchtgas aus Steinkohlen bereitet wird; die Leitungsröhren sind von Gußeisen, seltener von Eisenblech, welche mit einer dicken Schicht von Bitumen überzogen sind. In jeder Werkstatt befinden sich ungefähr 100 Retorten von Gußeisen oder von feuerfester Erde; letztere sind den anderen vorzuziehen. 100 Kilogramme in kleine Stücke zerschlagene Steinkohlen liefern 25 Kubikmeter Gas. Die gasartigen Produkte werden durch weite Röhren geleitet, welche auf gewissen Entfernungen mit Wasserbehältern in Verbindung stehen. Hiedurch wird die Condensation des Ammoniaks, der Ammoniaksalze, des Theers ꝛc. bezweckt. Wenn die Condensation vollendet ist, wird das Gas in die Reinigungsapparate, welche gelöschten Kalk enthalten, geleitet und hierauf gelangt es in den Gasometer, um in den verschiedenen Vierteln der Stadt vertheilt zu werden. Im Jahre 1846 wurden in Paris 25 Millionen Kubikmeter Leuchtgas verbraucht, wofür ein Aufwand von einhunderttausend Tonnen Steinkohlen erforderlich war. Die Menge der bey diesen Operationen entstandenen Am-

moniaksalze schlägt man jährlich auf einhunderttausend Kilogramme an.

Außer den Verbindungen der Metalloide unter sich folgen nun die allgemeinen Eigenschaften der Metalle, der metallischen Oxyde, ihrer Salze und Hydrate, ohne dabey diese Substanzen im Einzelnen zu beschreiben, eine Methode, welche das Studium sehr erschwert, und deßhalb nicht zu billigen ist. Mit dieser allgemeinen Betrachtung der eben erwähnten metallischen Verbindungen wird der erste Band geschlossen.

Der zweyte Band enthält die Metalle in specie, und beginnt mit denjenigen, welche aus den Alkalien und Erden abgeschieden werden, als Kalium, Calcium, Natrium ꝛc. Da bey dem Kalium nun auch das Kali, so wie alle Verbindungen und Salze, welche Kali zur Basis haben, vorkommen, was auch bey Natrium, Calcium ꝛc. der Fall ist, so mußte dieser zweyte Band sehr voluminös ausfallen. Auch das Ammoniak und dessen Verbindungen haben unter den Metallen ihren Platz gefunden. Bey Gelegenheit des Kalks werden hydraulischer Kalk, hydraulischer Mörtel und die künstlichen Cemente beschrieben, ohne jedoch die Arbeiten, die außer Frankreich über diesen Gegenstand vorgenommen worden sind, zu berücksichtigen; alle Verbesserungen, welche hinsichtlich der Theorie und praktischen Ausführung über die genannten Verbindungen bekannt geworden, sind den französischen Chemikern Vicat und Berthier zugeschrieben.

Es folgen nun die eigentlichen oder schweren Metalle, und aus diesem Abschnitte werden wir nur noch dasjenige hervorheben, was als neu betrachtet werden dürfte.

Bey der Beschreibung des Mangan werden außer dem in der Natur häufig vorkommenden Braunstein (Manganhyperoxyd) noch drey auf einer niederern Stufe der Oxydation stehende Verbindungen angenommen, nämlich Protoxyd, ein rothes Oxyd und ein Sesqui-Oxyd. Das rothe Oxyd, welches im Hausmannit enthalten ist, kann sich mit Säuren nicht zu Salzen vereinigen, und dürfte als eine Verbindung des Protoxyd's mit dem Sesquioxyd zu betrachten seyn.

Von dem Eisen werden drey Oxyde angenommen, das Protoxyd oder Eisenoxydul = FeO, das magnetische Oxyd = $Fe^3 O^4$ oder $FeO, Fe^2 O^3$ und das rothe Peroxyd, welches auch als Sesquioxyd bezeichnet wird = $Fe^2 O^3$. Diesem folgt die Eisensäure = $Fe O^3$, die von einem der Vf. des vorliegenden Werkes, Fremy, entdeckt wurde. Sie ist nur in Verbindung mit Basen bekannt, und konnte bis jetzt im isolirten Zustande nicht dargestellt werden. Die Verbindungen der Eisensäure mit Kali oder Natron sind unlöslich in einem Ueberschuß von Kali, lösen sich aber in Wasser leicht auf, und ertheilen demselben eine rosenrothe oder lebhaft rothe Farbe ebenso wie dieß mit der vollkommenen Manganfäure der Fall ist. Nach einer statistischen Uebersicht werden in Europa jährlich etwa 18 Millionen metrische Zentner Eisen dargestellt, wovon auf England allein 9 Millionen, auf Frankreich 3 Millionen kommen; alle übrigen Staaten, selbst Rußland, Schweden, Oestreich und Preußen liefern eine weit geringere Quantität. In Bayern werden jährlich 130000 metrische Zentner Eisen producirt *).

Als eine Anwendung des Zinks wird angeführt, daß Leclaire zu Batignolles bey Paris in einer neu errichteten Fabrik täglich über 1000 Kilogramme Zinkoxyd darstellt, indem er das im Handel vorkommende Zink in irdenen Cylindern destillirt, und die Dämpfe durch einen Luftzug verbrennt. Man erhält auf diese Weise ein sehr weißes Zinkoxyd, welches sich in Kammern, wohin die Dämpfe geleitet werden, absetzt. Dieses Oxyd mit 15 bis 16 Prozenten erwärmten Leinöls vermengt und mit einer geringen Menge Manganhyperoxyd versetzt, giebt einen Teig, welcher in der Malerey ebenso gut deckt, als Bleyweiß, vor welchem es den Vorzug hat, daß es durch Schwefelwasserstoff bekanntlich nicht geschwärzt wird.

(Schluß folgt).

*) Ein metrischer Zentner = 178,18 bayerische Pfund.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Electricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung von Nro. 180.)

Der zweyte Abschnitt handelt von der „Methode," von einigen durchgängig gebrauchten Vorrichtungen, und der Art und Weise der Untersuchung im Allgemeinen.

Der Multiplicator, der Froschschenkel und die Elektrolyse sind die drey Mittel, die hier zur Sprache kommenden schwachen elektrischen Ströme zu prüfen.

Jedes dieser Mittel hat seine Vorzüge und Schwächen, jedes bedarf bey der Anwendung besondere Rücksichten. Zuerst der Multiplicator. Seine Vorzüge bestehen in seiner großen Empfindlichkeit, in der unmittelbaren und unzweydeutigen Anzeige der Richtung und bis zu einem gewissen Grad auch der Stärke des Stroms. Schnelle Veränderungen der Stromstärke ist er dagegen nicht so geeignet anzuzeigen als das Froschpräparat, und endlich gibt er kein absolutes Maaß der Stromstärke ab, was das elektrochemische Verfahren zu leisten vermag. Die Nothwendigkeit, Metalle in die thierische Kette einzuschalten, bringt bey beyden letzteren Methoden viele Schwierigkeiten mit sich.

Der Verfasser bediente sich eines von Kleiner in Berlin gebauten Multiplicators, bey welchem nur die Breite des Rahmens (37^{mm}) im Verhältniß zur Länge der Nadel ($58{,}4^{mm}$), ferner die Höhe des Spielraumes für die untere Nadel (4^{mm}) geringer als gewöhnlich ist; das erstere, um die Einwirkung so schwacher und unbeständiger Stromeskräfte auf langsam schwingende Nadeln durch das Hindrängen der Windungen an die Längsmittelebene des Rahmens zu verstärken, das zweyte ebenfalls zur Erhöhung der Empfindlichkeit, was aber nur dadurch möglich gemacht ist, daß das Centriren des Aufhängepunktes der Nadeln mit der Drehungsaxe des Rahmens ohne Hülfe von Stellschrauben geschehen kann.

Die Länge des Drahts beträgt in 4650 Windungen 1000^{m} bey $0{,}17^{mm}$ Durchmesser, wobey experimentell nachweisbar der Widerstand der Windungen noch völlig gegen den der thierischen Ketten verschwindet.

Die gegen die Enden hin allmählich sehr spitz sich verjüngenden Nadeln wiegen 226^{mgr}, und sind mit einem 130^{mgr} schweren plattirten Kupferdraht verbunden; der Bestand ihrer Astasie wird ihrem größeren Gewicht dem anderen gebräuchlichen gegenüber zugeschrieben. Bey dem Streichen der Nadeln bis zur Gleichheit soll man nicht die schwächeren zu verstärken, sondern die stärkern mit einem äußerst schwachen Magnetstäbchen durch entgegengesetzte Striche zu schwächen suchen; ohne jedoch dieselbe bis unter den Zustand der Sättigung zu demagnetisiren. Die Stärke eines Nadelpaares prüft man durch den Abstand, in dem dasselbe durch ein und dieselbe bis zur Sättigung magnetisirte Nadel um einen und denselben Winkel abgelenkt wird. Die Schwingungsdauer bestimmt man aus der Zeit, welche zwischen zweyen aufeinander folgenden Durchgängen der Na-

del durch ihre Gleichgewichtsstellung außerhalb des Multiplicatorrahmens verfließt.

Nach Matteucci ist die Astasie hinreichend, wenn die Nadel in einer Minute eine Schwingung vollzieht.

Außerhalb des Multiplicators stellen sich auch schon sehr astatische Systeme nicht in den Meridian ein, sondern nehmen eine beliebige Lage in einigem Abstand von demselben ein, in die sie, daraus gebracht, stets wieder zurückkehren. Diese freywillige Ablenkung leitete schon Nobili von dem nie ganz vollkommnen Parallelismus der Azimuthebenen der beyden magnetischen Axen ab, der Verfasser glaubt einen weiteren Grund davon in etwas querem Magnetismus finden zu müssen, welchen eine runde Nadel leicht beym Streichen bekommen kann. Uebrigens ist diese freywillige Ablenkung ohne Belang, indem man eben der Nadel mit der Nullinie folgt, bis sie in derselben einsteht, gleichgültig ob man sich dann in dem Meridian befindet oder nicht. Der erste Grund macht eine feste, wenn auch darum etwas massenhaftere Verbindung beyder Nadeln unter einander wünschenswerth. In Beziehung auf die Aufhängung der Nadeln räth der Verf. Fäden eines Seidenpräparates an (zweymal in französischer Seife ausgekochte rohe Seide).

Der beste Ort der Aufstellung ist auf einem fest in die Mauer mit hölzernen Zapfen eingefügten Consol', vor einem nach N. gerichteten Fenster zur Linken des Experimentators. Mittelst einer genau centrirten Nadel bestimmt man vor dem Gebrauch die Stellung des Rahmens, bey welcher die Nullinie mit dem Meridian zusammenfällt, und markirt dieselbe; ebenso sorgt man für vollkommen wagrechte Aufstellung mittelst einer kreisförmigen Wasserwage.

Neben der freywilligen Ablenkung der Nadeln außerhalb des Rahmens kommt nun aber noch eine weitere Ablenkung bey der Zusammenstellung des Multiplicators zu Stande in Folge der Anziehung der Drahtmassen, wodurch es unmöglich wird, die Windungen parallel der Nadel zu stellen. Je größer die Astasie der Nadeln, um so größer ist der Einfluß der Anziehung der Drähte. Nach einer mathematisch physikalischen Deduction der Ursachen dieser Ablenkung schreitet der Verf. zur Methode ihrer Beseitigung. Die Einen suchen sich anziehungsfreye Drähte zu verschaffen; so erbaute Nobili einen Multiplicator aus Silberdrähten; diese schienen Melloni noch magnetischer; Prof. Schellbach räth galvanoplastisch niedergeschlagenes Kupfer zu Drähten auszuziehen, was am ersten auf diesem Weg zum Ziel führen könnte, wenn der Ausführung bey der verlangten Feinheit der Drähte nicht zu große technische Hindernisse in dem Weg stehen. Eine andere Methode besteht darin, durch Gestaltveränderung des Drahtgewindes eine Vermeidung des calcülen Gleichgewichtes auf der Nullinie zu erzielen. Der Verf. suchte das letztere durch Einschieben von Kupferklötzen in den Spalt des Gewindes vor und hinter dem Verbindungsstück der Nadeln zu erzielen. Besser noch zu empfehlen ist dagegen die von Nobili angeregte, von Melloni vervollkommte Berichtigungsmethode mittelst eines kleinen dritten Magnetstäbchens. „Stellt man einen Magnetstab in der Azimuthebene, in der ein astatisches System sich im Gleichgewicht befindet, so auf, daß seine Axe mit der die senkrechte Entfernung beyder Nadeln halbirenden wagerechten zusammenfällt, so wirkt er mit gleichen und entgegengesetzten Kräften auf beyde Nadeln, und die Astasie des Systems bleibt unverändert. Hebt oder senkt man den Stab, so wirkt er hingegen beschleunigend oder verzögernd auf dessen Schwingungen, je nachdem die einander am nächsten liegenden Pole des Stabes und des Systems gleichnamig oder ungleichnamig sind.“ Die Größe der Einwirkung hängt natürlich mit der aufs feinste regulirbaren Entfernung des Berichtigungsstabes ab.

So sehr man es nun auch mittelst dieses Hülfsmittels in der Gewalt hat, momentan die Nadel nahe dem Nullpunkt oder auf demselben einzustellen, so treten doch noch oft ganz spontane Ablenkungen ein; der Grund derselben liegt in Schwankungen der Stücke der einen oder anderen Nadel, welche von Temperaturveränderungen in dieser oder der umgebenden Luft und damit hervorgerufenen Strömungen in der Glocke abhängen; ein dem Beobachter zugekehrter Schirm von athermanem Staniol-

oder Goldpapier mit einem Schlitz beugt einer Quelle solcher Wärme-Differenzen im Innern der Glocke wenigstens vor, und außerdem sucht man, wenn eine solche Schwankung der Nadel eingetreten ist, durch eine geringe seitliche Bewegung des Richtungsstabes die Nadel auf ihren früheren Stand wieder zurückzuführen, was sehr leicht gelingt.

Da bey den meisten der wichtigsten Versuche eine möglichst große Empfindlichkeit zu wünschen ist, auf dieß aber Verzicht geleistet werden muß, wenn die Graduirung des Instruments (zur Erkennung der relativen Stromstärken) einigen Werth haben soll, so ist dieselbe nicht vorgenommen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Cours de Chimie générale.

(Schluß.)

Das Zinkweiß wird vermittelst der hydraulischen Presse sehr hart und klingend. In Clichy bey Paris ist eine Fabrik errichtet, in welcher täglich 6000 Kilogramme Zinkweiß dargestellt werden können. Es ist einleuchtend, daß durch Errichtung dieser Anstalten die der Gesundheit mehr nachtheilige Bleyweißfabrikation zum Theil verdrängt wird.

Es werden gewöhnlich nur 2 Bleyoxyde angenommen, die untere Stufe, das gelbe Oxyd (Massicot) oder im geschmolzenen Zustande Bleyglätte und das braune Bleyhyperoxyd (Bleysäure); aus der Verbindung dieser beyden entsteht die rothe Mennige oder das Minium, welches früher als eine Zwischenstufe, als ein Hyperoxydul betrachtet wurde. Die Entdeckung des braunen Bleyhyperoxydes, welche bekanntlich Scheele angehört, wird hier Proust zugeschrieben.

Die noch etwas problematische von Fremy entdeckte Kupfersäure wird ausführlich abgehandelt; man kennt sie nur in Verbindung mit Alkalien, indem sie sich bildet, wenn man Kupfer mit einem Gemeng von Kali und Salpeter glüht. Das kupfersaure Kali ist sehr leicht zersetzbar, da schon bey schwacher Erwärmung Sauerstoffgas entwickelt und schwarzes Kupferoxyd niedergeschlagen wird. Die Verf. haben ferner noch die neu entdeckten Metalle Ilmenium, Pelobium, Neobium ꝛc., Metalle auf welche bis jetzt noch ein geringer Werth zu legen seyn dürfte, in den Kreis der Betrachtung gezogen.

Während das flüssige Queckſilber ein specif. Gewicht von 13,596 hat, so ist dagegen das nach Thilorier's Versuchen durch feste Kohlensäure und Aether in festen Zustand versetzte Queckſilber specifisch leichter; es hat ein specif. Gewicht von 13,391. Die Verbindung des Queckſilbers mit Stickstoff ist von Plantamour dargestellt worden. Zu dem Ende läßt er ein auf nassem Wege bereitetes rothes Queckſilberoxyd einige Stunden mit Ammoniakgas in Berührung. Wenn das Oxyd bey einer niederen Temperatur mit Ammoniak gesättigt ist, wird es in einem Oelbad bis 130° erwärmt, während man noch Ammoniakgas in einem schnellen Strom darüber hinstreichen läßt, und zwar so lang, bis sich kein Wasser mehr bildet. Durch sehr verdünnte Salpetersäure läßt sich das etwa noch darin enthaltene Queckſilberoxyd auflösen. Das Azot-Queckſilber ist ein Pulver von dunkelbrauner Farbe, beym Erwärmen fulminirt es mit großer Heftigkeit, ebenso detonnirt es durch den Schlag mit dem Hammer und durch Berührung mit concentrirter Schwefelsäure. Vermittelst verdünnter Schwefelsäure und Salzsäure wird es langsam zersetzt und aufgelöst, wodurch Queckſilbersalze und Ammoniaksalze gebildet werden. Daß der Calomel durch die Chlorüre der Alkalien und durch Salmiak zum Theil in Sublimat umgewandelt wird, ist eine in Deutschland seit vielen Jahren ganz bekannte Sache; da nun aber die Veränderung, welche der Calomel durch Salmiak erleidet, vor Kurzem von Mialhe und Selmi bestätigt wurde, so werden natürlich auch diese französischen Chemiker als die Entdecker jener Erscheinung bezeichnet, ohne von den früheren Arbeiten über diesen Gegenstand Notiz zu nehmen. Der in der Natur vorkommende Cinnober wird als rother und schwarzer bezeichnet, beyde sollen jedoch ganz die nämliche Zusammensetzung haben, und die Unterschiede nur in 2 verschiedenen isomerischen Zuständen bestehen. Daß der in Idria

vorkommende Cinnober (Queckſilber Lebererz) eine ſchwarze organiſche Subſtanz (Idrialin) = $C^3 H^2$ enthält, ſcheint den Verf. nicht bekannt geworden zu ſeyn.

Das Silber iſt an ſich wenig flüchtig, wird aber bey einem anhaltenden Luftſtrom mehr verflüchtigt, vorzüglich durch ein Löthrohr mit Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas. Beym Glühen des Silbers in einem heſſiſchen Tiegel werden oft kleine metalliſche Kügelchen am Deckel wahrgenommen, welche von der Verflüchtigung des Silbers herrühren. Das Silberoxyd = AgO iſt eine kräftige Baſis, löſt ſich etwas in Waſſer auf, welches dadurch alkaliſche Eigenſchaft erhält, und den Veilchenſaft grün färbt. Da einer der Vf., Pelouze, in der Münze angeſtellt iſt, ſo ſind die Silberproben mit vieler Umſicht beſchrieben, beſonders die Beſtimmung des Silbers auf trockenem und auf naſſem Wege. Der Blick oder dieſer plötzliche Glanz, welchen man am Ende der Cupellation wahrnimmt, wird dem aus dem Silber bey ſeinem Feſtwerden entwickelten Sauerſtoff zugeſchrieben, welcher nun an das Kupferoxydul der Cupelle übertritt. Obgleich durch die Cupellation eine abſolute Sicherheit hinſichtlich des Gehaltes an Silber nicht erreicht wird, ſo kann ſie doch durch einen geſchickten Probirer geleitet, eine Genauigkeit von 2 bis 3 Tauſendtheilen Verluſt geben. Das Probiren auf naſſem Wege iſt darauf gegründet, daß die zu unterſuchende Legirung in Salpeterſäure gelöſt und nun mit einer Kochſalzlöſung vermengt wird, wodurch ſich das Silber vollkommen herausſchlägt, ohne auf die übrigen Metalle einzuwirken. Durch die hiezu verwendete Menge der Kochſalzlöſung wird der Gehalt des Silbers beſtimmt. Da die Silberſalze durch Aldehyd und andere organiſche Subſtanzen zu glänzenden Metallſchichten reducirt werden, welche feſt auf Glas adhaeriren, ſo hat der engliſche Chemiker Drayton ſtatt des Amalgams aus Zinn und Queckſilber das ſalpeterſaure Silber mit Ammoniak, Weingeiſt und ätheriſchen Oelen verſetzt zur Spiegelfabrikation verwendet. In Paris befindet ſich eine ſolche Anſtalt, aus welcher mit Silber belegte Spiegel von der größten Schönheit hervorgehen.

Zur Bereitung des Goldpurpurs ſind nur die allgemeinſten Vorſichtsmaaßregeln angegeben, mit Umgehung der zahlreichen in Deutſchland über dieſen Gegenſtand angeſtellten Verſuche. Die Bereitungsmethode eines ſchönen Goldpurpurs wird einem Hrn. Buiſſon zugeſchrieben.

Die galvaniſche Vergoldung haben Elkington und zum Theil Ruolz zu einem Gegenſtand der Induſtrie erhoben, indem ſie dazu die Golddoppelſalze, Kali oder Natron enthaltend, mit Erfolg anwendeten. Auch für die Verſilberung hat Elkington einen wichtigen Fortſchritt herbeygeführt, da es ihm gelang dazu eine Auflöſung von Chlorſilber in Cyankalium mit Vortheil zu benützen.

Dieſer zweyte Band ſchließt mit kurzen Angaben über den Gang der qualitativen Analyſe und den Gebrauch des Löthrohrs bey vorläufigen Unterſuchungen.

Wenn wir nun zum Schluße unſere Meinung über den Werth des vorliegenden Werkes ausſprechen ſollen, ſo läßt ſich zwar nicht verkennen, daß in demſelben vorzüglich in praktiſcher Beziehung viel Gutes und Brauchbares enthalten iſt; beſonders kann dieß geſagt werden von der Darſtellung der Metalle, welchem Gegenſtande die Verf. eine lobenswerthe Aufmerkſamkeit zugewendet haben. Betrachten wir aber andrerſeits die Literatur und überhaupt die mehr wiſſenſchaftliche und gründliche Durchführung in den Umriſſen, ſo bleibt uns ſehr viel zu wünſchen übrig, und dieß um ſo mehr, da wir ein mit Literatur ſo reich ausgeſtattetes deutſches Werk in Leopold Gmelin's Handbuch der Chemie beſitzen, welches über das vorliegende franzöſiſche Werk in jeder Beziehung weit hervorragt.

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung.)

Um die absolute Empfindlichkeit eines Multiplicators zu messen, bedient man sich der Ermittlung der in bestimmter Zeit galvanoplastisch auf der negativen Elektrode niedergeschlagenen Metall-Mengen aus einer Metallsalzlösung, in welche die Elektroden aus dergleichen Metall tauchen, im Vergleich zu der Größe der durch den Strom hervorgerufenen beständigen Ablenkung der Nadel. Diese Gewichtszunahme der Elektroden ist natürlich in derselben Zeit um so geringer, je empfindlicher die Nadel ist; dabey ist das Constanthalten des Stromes, je länger es dauern soll, um so schwieriger, so daß auch das absolute Maaß der Empfindlichkeit für das Instrument nicht bestimmt werden konnte.

Als Hemmung wurden an dem 90° Punkte mehrfache Kokonfäden durch Löcher der Theilung von dem Aufhängepunkt der Nadel aus durchgezogen, und unterhalb des Spielraums der unteren Nadel mit Platindrähtchen beschwert.

Außer diesem beschriebenen Multiplicator dienten zu einzelnen Versuchen noch andere: der Eine mit einem 888^m langen in 4100 Windungen aufgewickelten ebenso dicken Draht wie der vorige, und ein zweyter mit einem Draht von 38^m Länge, $0{,}24^{mm}$ Durchmesser und 224 Windungen.

Der nächste Paragraph handelt von dem Verfahren, thierische Theile mittelst des Multiplicators auf Stromentwicklung zu untersuchen.

Die Aufgabe besteht darin, die thierischen Theile so in den Multiplicatorkreis einzuführen, daß dabey keine anderen Stromeswirkungen zum Vorschein kommen als die aus den thierischen Theilen selbst entsprungenen. Die Elimination anderer hängt somit erstens von der Herstellung möglichst gleicher Oberflächen ab. Vor allem bedarf man negativer Multiplicatorenden, also Platinplatten, um sie gleichartig zu machen. Dieß geschieht durch Abwaschen zuerst mit einem Gemisch von Alkohol und Aether, dann mit Kalilösung, endlich mit Königswasser; dazwischen werden sie reichlich mit destillirtem Wasser abgespühlt, und so viel als möglich jede Berührung derselben mit den Händen vermieden; schließlich glüht man sie etwa $\frac{1}{2}$ Minute stark und gleichmäßig, und walzt sie zwischen Fließpapier mit einem Glasstab aus. Dann ist zu empfehlen, 2 Paare Multiplicatorenden anzuwenden statt einem; ihre Größe sey unter 25 — 30^{mm} Breite bey 65^{mm} Länge. Man taucht dann die Platten in eine Flüssigkeit, und läßt sie zur Kette geschlossen immer auch in den kleinsten Zeiträumen (später auch noch z. B. zwischen je zwey Versuchen) stehen, bis sie darin nahezu gleichartig geworden sind. Nun kommt zweytens die Art und Weise in Betracht, die thierischen Theile mit den Multiplicatorenden in Verbindung zu bringen. Es gibt zwey Methoden dieß auszuführen. Die eine besteht darin, die Platten aus der Flüssigkeit, in der sie gleichartig geworden, herauszuheben, und

sie an die thierischen Theile anzulegen. Dadurch entstehen aber leicht durch Oberflächenveränderung neue Ströme, außerdem wirken die an der Oberfläche der thierischen Theile vorhandenen Ungleichartigkeiten stärker elektromotorisch, wenn sie unmittelbar mit den metallischen Multiplicatorenden in Contact gebracht werden, als wenn sie durch eine Schicht gleichartiger Flüssigkeit davon getrennt sind. Bey dem Wachsen der Widerstände an der Grenze fester und flüssiger Leiter, das im umgekehrten Verhältniß der Größe der benetzten Oberflächen steht, ist es nothwendig, die letzteren möglichst auszudehnen. Alle diese Anforderungen werden aber nicht durch jene Methode, sondern durch die zweyte erfüllt, welche darin besteht, die Platten in der Flüssigkeit stehen zu lassen, diese von vorn herein in zwey gesonderten durch einen feuchten mit der Flüssigkeit gleichartigen Leiter verbundenen Gefässen stehen zu lassen, bey dem Versuch den Leiter zu entfernen und die thierischen Theile an dessen Statt zu interpoliren. Diese letztere Methode hat auch noch den mechanischen Vortheil, daß man nach geschehenem Eintauchen die Hände zu weiteren Manipulationen vollkommen frey hat.

Unter den nothwendigen Vorrichtungen sind zuerst die Zuleitungsgefäße zu nennen. Das physikalische Princip bey ihrer Construction ist einen möglichst geringen Widerstand von Seiten der Flüssigkeit selbst und an den Grenzen derselben und der Multiplicatorenden bey dem Eintauchen der thierischen Theile zu erzielen. Dazu gehören Multiplicatorenden von beträchtlicher Ausdehnung, eine Flüssigkeitssäule von möglichst großem Querschnitt und eine möglichst große Annäherung der thierischen Theile an die Multiplicatorenden. Demgemäß besteht das Zuleitungsgefäß für je ein Multiplicatorende aus einem cylindrischen mit Bernsteinlack gefirnißten Glas von 76^{mm} Durchmesser und 61^{mm} Höhe in ein Brettchen eingefügt, welches ebenfalls gefirnißt und vorn abgerundet ist. Hinter dem Glas ist ein Stativ in dem Brettchen befestigt mit isolirter metallener senkrechter Stange, an welcher sich eine Querstange in horizontaler sowohl als vertikaler Richtung bewegen läßt. Am hinteren Ende derselben befinden sich die umsponnenen Drahtspiralen, welche zum Multiplicator führen, am vorderen Ende hängen mittelst Blechklemmen befestigt die Platinbleche in die mit ganz gesättigter Kochsalzlösung gefüllten Gefäße herab. Um das Anwogen dieser Flüssigkeit gegen die Platinbleche und damit „die Ströme wegen ungleichen Eintauchens“ zu vermeiden, werden dieselben mit einem dichten Mantel von schwedischem Filtrirpapier, aus dem sorgfältig alle Luftblasen ausgeschlossen sind, bis über die Oberfläche der Flüssigkeit eingehüllt, höher hinauf bis an die Blechklemmen hin sind die Platten gefirnißt. Dieser ganze Apparat wird, um den Uebelstand des Efflorescirens des Salzes zu vermeiden, der bey diesem Concentrationsgrad sehr leicht eintritt, außer der Zeit der Versuche in der sogenannten „feuchten Kammer“ aufbewahrt; dieß ist ein passender Glassturz über einem gefirnißten Brett, in dem eine mit Wasser gefüllte Rinne sich befindet, in welcher der Glassturz steht. Die Flüssigkeit in beyden Gefäßen ist durch einen feuchten, der metallische Theil der Vorrichtung mit einem metallischen Bogen geschlossen. Die Flüssigkeitsbrücke beyder Gefäße wird nicht durch getränkte Dochte und dergl. gebildet, sondern durch Glasröhren von größerem oder kleinerem Kaliber, um an dem Gesammtfrosch oder dem galvanischen Präparat zu experimentiren; diese Glasröhren sind ebenfalls mit gesättigter Kochsalzlösung gefüllt und mit thierischen Membranen geschlossen. Um das etwa zufällige Anspritzen der Flüssigkeit an die oberen Theile der Platinplatten zu verhindern, sind Sicherheitsplatten von Glas von oben über einen Theil der Platinplatten herabhängend angebracht.

Häufig müssen sehr nahegelegne Punkte einzelner Froschtheile auf ihr elektromotorisches Verhalten geprüft werden. Dazu sind Verlängerungen der zuleitenden Gefäße nöthig, welche durch „die Bauschen“ hergestellt sind: Compressen aus sehr vielen Lagen mit der Salzlösung getränkten Fließpapiers, welche im Innern der Gefäße auf kleinen hölzernen Vorsprüngen gestützt über den Rand derselben hervorragen; darüber wird dann statt des Schließungsrohres von Glas wiederum ein ebenso zugerichteter Bausch Fließpapier als „Schließungsbausch“ gelegt. Daß Luftblasen vollkommen ausgeschlossen seyn müssen, versteht sich von selbst. Bey dieser Vorrichtung liegen an den hinteren Flächen der Zuleitungsbauschen die Platinplatten compreß an. Das Anätzen der thierischen Theile durch die Salzlösung wird durch die „Eyweishäutchen“ verhindert: das sind am äußersten Ende der Bausche aufgelegte Stückchen sorgfältig gereinigter, getrockneter und dann in der dünnflüssigen Schicht des Hühnereiweißes vollkommen aufgeweichter Schweinsblasen.

Nachdem der Verf. einige Handgriffe angegeben, um die verloren gegangene Gleichartigkeit der Vorrichtung wieder herzustellen, geht er zu Matteucis neuerem Verfahren bey thierisch elektrischen Multiplicatorversuchen über, und rügt dabey unter Anderen seine Methode „des Anlegens,“ das Versäumen des Einhüllens reizbarer Theile mit Haut und Blase, die Methode durch Aufbauen von Froschsäulen nach dem Vorbild der Voltaischen couronne de tasses größere Ausschläge zu erhalten.

Der §. 4. handelt von der allgemeinen Erscheinungsweise der thierisch elektrischen Ströme am Multiplicator. Sie ist ganz die nämliche, die man bey Einschaltung einer Kette aus mehreren flüssigen Leitern von beträchtlichem Widerstand zwischen gleichartige Flüssigkeitsmassen, in welche bereits leicht polarisirbare Elektrodenflächen tauchen, oder eines Voltameters mit ziemlich ausgedehnten Platinenden in den Kreis einer schwachen Säure-Alkalikette, wahrnehmen würde.

Folgendes nun ist im Allgemeinen die Methode des Versuchs. Die Nadel wird durch den Berichtigungsstab auf Null gehalten. Die Zuleitungsgefäße oder Bausche durch Schließungsrohr oder Bausch geschlossen. Der Multiplicator eingeschaltet; höchstens ein gegen den zu beobachtenden Effekt verschwindende kleine Ablenkung der Nadel darf eintreten. Abheben des Schließungs-Bausches oder Rohres. Auflegen der Eyweishäutchen auf die Bausche. Abermaliges Schließen mit dem Schließungsbausch um sich von der Gleichartigkeit der Vorrichtung zu überzeugen. Abheben desselben und „Auflegen“ der thierischen Theile. Verzeichnen des Ausschlags der Nadel in Beziehung auf seine Größe und Richtung. Bey Beobachtung der „beständigen Ablenkung“ ist ein möglichst schnelles Stillstehen der Nadel mit dem Berichtigungsstäbchen hervorzurufen. Nach Vollendung der Beobachtung möglichst schnelles Entfernen der thierischen Theile, und letztes Auflegen des Schließungsbausches. Dabey erfolgt ein Ausschlag der Nadel im entgegengesetzten Sinn von dem ursprünglichen Strom, der von der Polarisation in den thierisch elektrischen Multiplicatorversuchen herrührt, wovon zunächst jetzt die Rede ist. Die Polarisation oder Ladung der Elektroden durch einen primären Strom, welcher durch sie hindurch geht, hängt von den Zersetzungsproducten ab, welche die Oberflächen der Elektroden selbst so verändern, daß hauptsächlich die negativen Metalle durch die Adhäsion des Wasserstoffgases positive Ladung bekommen; dadurch wird ein secundärer Strom erzeugt, welcher in Verbindung mit dem ersten diesen nur schwächen kann, der aber selbstständig auftretend an dem Multiplicator sich zu erkennen gibt, sobald der primäre aufgehoben wird. Dieses also findet auch bey den

thierisch elektrischen Versuchen häufig genug statt, um eine besondere Berücksichtigung zu verdienen.

Die dadurch bedingten Ausschläge der Nadel im entgegengesetzten Sinne nach Entfernung des thierischen Elektromotors und Auflegen des Schließungsbausches treten nach jedem auch dem schwächsten primären Strom auf. Dadurch gewähren sie große Vortheile bey der Controlle desselben. Ihr Auftreten an sich verräth schon die Gegenwart eines vorausgegangenen wirklich von den thierischen Theilen herrührenden Stromes. Diese selbst aber läßt sich mit Hülfe der secundären dadurch noch deutlicher machen, daß man im Momente der ersten Rückschwingung der Nadel die thierischen Theile „umlegt:“ also einen neuen primären Strom von gleicher Richtung mit dem vorher erzeugten secundären hervorruft, wodurch der Ausschlag der Nadel natürlich beträchtlich vergrößert wird.

Die durch solche Ladungen erzeugte stetige Abnahme des Stroms im Multiplicator darf natürlich nicht verführen, daraus auf eine entsprechende Abnahme der elektromotorischen Wirkung der thierischen Theile nach dem Tod zu schließen; um diese zu ermitteln, müssen die Ladungen möglichst verhindert werden. Das geschieht durch Vertauschen der Salzlösung mit einer geeigneten Metallsalzlösung, deren Metall sich gut auf Elektroden desselben Metalls galvanoplastisch niederschlägt, z. B. $\dot{Cu}\,\ddot{S}$ Lösung mit Kupferelektroden. Dabey wird der H zur Reduction des sich niederschlagenden, der O zur Oxydation des sich auflösenden Metalls verwendet; und so werden die zur Ladung Veranlassung gebenden Gase auf diese Weise unschädlich gemacht.

Zuletzt ist noch von der Methode der Compensation die Rede. Diese beruht darauf, daß man die zwey Ketten in ein und demselben Kreis aufeinander wirken läßt. Wenn beyde elektromotorischen Kräfte gleich sind, so bleibt die Nadel eines in den gemeinschaftlichen Kreis eingeschalteten Multiplicators auf Null; wenn sie dann in Folge einer neu eingeführten Bedingung, die nur den einen elektromotorischen Erreger trifft, ungleich werden, so ergibt sich aus der Richtung des Ausschlages leicht, auf welcher Seite die Oberhand ist. Diese Wirkung kann nie durch Veränderung des Widerstandes hervorgerufen werden. Dieser Vortheil der Compensations-Methode, nämlich der der Elimination des Widerstandes, ist der bey den thierisch elektrischen Versuchen wesentlichste. Die Methode der Compensation erleidet durch die Eigenthümlichkeit der thierischen Theile, daß kaum je zwey derselben sich als Elektromotore das Gleichgewicht halten, in diesem speciellen Fall eine Modification dahin, daß man eine muthmaßlich kraftverstärkende Bedingung auf den ursprünglich schwächeren, eine muthmaßlich schwächende auf den stärkeren Elektromotor einwirken läßt; dann wird bey einfachen Elektromotoren der Widerstand eben so sehr eliminirt, als wenn das Gleichgewicht vollkommen gewesen wäre. Da Schwankungen des Widerstandes die Nadel immer nur in Einem Sinne bewegen, können Veränderungen der elektromotorischen Kraft eine entsprechend wechselnde Richtung des Ausschlages der Nadel bedingen; so hat man, indem man die Bedingung bald auf den einen bald auf den anderen Elektromotor einwirken läßt, dadurch ein Hülfsmittel, die Folge dieser Bedingung von der des veränderten Widerstandes zu unterscheiden. Da nun aber die thierischen Erreger keineswegs einfachen Ketten oder Säulen analog sind, für welche diese Betrachtungsweise allein gilt, so muß diese Methode und das, was sie zu leisten im Stande ist, späteren Betrachtungen vorläufig überlassen bleiben.

(Fortsetzung später.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.
Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung vom 7. Juli las Hr. Hofbibliothekcustos Krabinger:

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

Die kyrenaische Pentapolis, die westlichste Landschaft des oströmischen Reichs, zwischen Marmarika und der großen Syrte in überaus anmuthiger und fruchtbarer Gegend Afrika's liegend [1]), einst mächtig und reich durch den ausgebreiteten und blühenden Handel, den sie mit den mannichfaltigsten Erzeugnissen des üppigen Bodens [2]) und des regen Kunstfleißes ihrer Bewohner trieb, so daß sie selbst mit der stolzen Karthago wetteiferte [3]), sank durch gewaltige Unruhen im Innern erschüttert [4]) und unter römischer Herrschaft in späterer Zeit ganz verwahrlost, immer mehr von seinem Wohlstande herab.

Ihre Hauptstadt, die alte und einst so berühmte Kyrene [5]), die Heimat der Karneaden und Aristippe [6]), war unter der Regierung des Kaisers Julianus, im J. 362. n. Chr., bereits verödet [7]). Noch unglücklicher war sie zu Ende des vierten Jahrhunderts daran [8]); denn sie wurde von Zeit zu Zeit durch die Einfälle der Ausurianer und an-

[1]) S. Thrige: Res Cyrenensium pag. 14. seqq. [2]) Besonders mit dem berühmten Silphion. Synesios Br. 134. S. 271. C. ed. Petav. 2.: *Τρύφωνι τὰ δῶρα παρεσκευάσαμεν, ὀπὸν σιλφίου πολύν· Βάττου γὰρ ἀκούεις αὐτὸ δήπου· καὶ κρόκον ἄριστον· ἀγαθὸν γὰρ ἡ Κυρήνη καὶ τοῦτον ἐκτρέφει.* Ausführlich handelt hierüber Thrige in dem angef. Werke S. 304 ff. [3]) Thrige S. 323. ff. [4]) Im Jahre 115. nach Chr. unter der Regierung des Kaisers Trajanus empörten sich in Kyrenaika die dort ansässigen sehr zahlreichen Juden unter der Anführung eines gewissen Andreas und mordeten nach dem Zeugnisse des Dion Kassius (LXVIII. 32.) 220000 Einwohner, sowohl Römer, als Griechen, so daß die Provinz ganz entvölkert wurde (Orosius VII. 12.). Um ihr wieder aufzuhelfen, schickte der Kaiser Hadrianus im Jahre 122. Pflanzer dahin. S. Euseb. Chronic. p. 211. mit Scaligers Anm. daselbst und Orosius a. a. O. Bey der gewaltigen Erschütterung, welche unter eben diesem Kaiser (im J. 133.) im ganzen Römerreiche durch die Juden, welche aus allen Ländern schaarenweise nach ihrer Heimath aufbrachen und den Römern großen Schaden zufügten, herbeygeführt wurde, dürfte es auch in Kyrenaika nichts weniger, als ruhig abgelaufen seyn. S. Dion Kass. LXIX. 12. und Euseb. Chronic. p. 81. u. 212. Vergl. Clausen de Synesio philosopho pag. 9. [5]) Synes. über das Königth. S. 2. C. [6]) Synes. Br. 50. S. 188. D.: *Ὀδύρομαι δὲ τὸ κλεινὸν ἔδαφος τῆς Κυρήνης, ὃ πάλαι μὲν εἶχον Καρνεάδαι τε καὶ Ἀριστιπποι.* [7]) Ammian. Marcell. XXII. 16. §. 4. [8]) Synes. Br. 103. S. 241. D.: *Εἰ λέγοιμι φιλοσοφίαν ἱκανὴν εἶναι τὰς πόλεις ὀρθοῦν, ἐλέγξει με Κυρήνη, κειμένη πολὺ δήπου τῶν ἐν τῷ Πόντῳ πόλεων ἀκρι-*

derer dieſen benachbarter Völker verwüſtet [9]), durch die unerſättliche Habſucht der Statthalter ausgeplündert [10]), durch gewaltige Schwärme von Heuſchrecken, welche, von dem Mittagswinde herbeygeführt, Saaten und Rinde der Bäume verzehrten [11]), durch Erdbeben, Hungersnoth, Peſt und Brand zu Grunde gerichtet [12]); ſie glich fürwahr einer großen Ruine [13]).

In dieſer drangvollen Lage ſandte ſie im J. 397. [14]) den edelſten und gelehrteſten ihrer Söhne, den Philoſophen Syneſios, an das Hoflager nach Conſtantinopel, um dem Kaiſer Arkadius eine goldene Krone zu überreichen [15]) und ihn um Nachlaß der Steuern zu bitten [16]).

Syneſios wurde wahrſcheinlich unter der Regierung des Kaiſers Valens zu Kyrene um das J. 375. [17]) geboren. Er ſtammte dort aus einem uralten Geſchlechte, welches von dem Herakliden Euryſthenes, der eine doriſche Colonie nach Sparta geführt hatte, und ſonach vom Herakles in ununterbrochener Folge ſeinen Urſprung ableitete [18]). Geſchmückt mit den herrlichſten Gaben des Geiſtes und Herzens, voll der regſten Wißbegierde [19]) und im Beſitze eines anſehnlichen Vermögens [20]) (ſein Vater ſcheint dort die Würde eines Senators bekleidet zu haben [21])) kannte er keinen andern Wunſch, als ſeiner Lieblingsneigung, den Wiſſenſchaften, zu leben [22]).

Nachdem er ſeine Vorbildung in ſeiner Vaterſtadt erhalten [23]), begab er ſich, noch ſehr jung, nach Alexandria, der berühmten Metropole helleniſcher und orientaliſcher Wiſſenſchaft [24]). Dort verlegte er ſich mit raſtloſem Eifer auf das Studium der Poeſie und Beredſamkeit, und brachte es in beyden zu einer bewunderswürdigen Vollendung [25]). In der Philoſophie und in den mathematiſchen Wiſſenſchaften genoß er des Unterrichts der geiſtvollen Hypatia, der Tochter des Mathematikers Theon, welche mit dem Philoſophenmantel bekleidet zu Alexandria nicht bloß in Hörſälen, ſondern auch durch die Straßen der Stadt wandelnd, platoniſche und ariſtoteliſche Philoſophie lehrte [26]) und wegen ihrer ausnehmenden Gelehrſamkeit, Schönheit und Tugend allgemein bewundert ward.

Ihre begeiſterte Vorliebe für Platon und Ariſtoteles [27]) theilte auch Syneſios [28]), ihr geiſtreichſter und berühmteſter Schüler [29]), welcher ihren gefeyerten Namen glanzvoll auf die Nachwelt hinabtrug. Die hohe Verehrung und innige Dankbarkeit, welche er gegen ſie hegte, und in allen Briefen, die er aus der Heimat an ſie ſchrieb und in andern Schriften auf die zartſinnigſte Weiſe an den Tag legte, zeigen uns ſeinen Charakter im ſchönſten Lichte [30]).

βέστερον. [9]) Syneſ. Br. 57. S. 193. A—B. Br. 78. S. 224. B. Catast. S. 299. B. 301. C. u. Br. 130. S. 265. A. Vergl. Clauſen S. 212 ff. [10]) Clauſen S. 199. ff. [11]) Syneſ. Br. 57. S. 192. B. 193. A—B. u. Br. 58. S. 201. B. Vergl. Plinius Naturgeſch. XI. 35. T. I. pag. 609. ed. Harduin. und Thrige S. 299. [12]) Syneſ. Br. 58. S. 201. B. [13]) Syneſ. üb. d. Königth. S. 2. D. [14]) S. unten S. 613. [15]) Syneſ. üb. d. Königth. S. 2. C. Vergl. Clauſen S. 14. [16]) Syneſ. ebendaſ. S. 2. D. u. 32. C. Vgl. deſſen Schrift üb. d. Vorſehung S. 113. B. [17]) S. Clauſen S. 3. f. [18]) Syneſ. Br. 57. S. 197. C—D. u. Catast. S. 303. A. [19]) Nikephoros Gregoras z. Syneſ. über d. Träume S. 353. ff. [20]) Syneſ. im Dion S. 59. C.: *Τί γὰρ ἂν καὶ χρήσαιτο* (näml. *ὁ Συνεσίου παῖς*) *τοῖς κτήμασι τοῖς πατρῴοις; τοὺς μὲν γὰρ ἀγροὺς ἐλάττους ἐποιησα, καὶ συχνοί μοι τῶν οἰκετῶν ἰσοπολῖται γεγίνασι, χρυσίον δὲ οὐτε ἐν φαλάροις ἔχω γυναικῶν, οὔτε ἐν νομίσμασιν· ὅ τι γὰρ καὶ ἦν, ἅπαν αὐτὸ, ὥσπερ Περικλῆς, εἰς τὸ δέον ἀνάλωσα· τὰ βιβλία δὲ πολλαπλάσια τῶν ἀπολειφθέντων ἀπέδειξα.* [21]) Nach dem in der vorigen Anmerkung angegebenen Vermögensſtande zu urtheilen. [22]) Syneſ. Br. 11. S. 171. A—B. Br. 57. S. 193. D. u. 194. A. Br. 91. S. 231. B. u. Br. 105. S. 247. C—D. [23]) Syneſ. Br. 60. S. 204. A. [24]) Wernsdorf. Dissert. I. de Hypatia philosopha Alexandrina p. 4. seqq. u. P. Erasm. Müller. de genio etc. aevi Theodos. P. I. p. 66. sq. [25]) Syneſ. im Dion S. 61. C. u. 62. [26]) Syneſ. in der Schrift an Päon. S. 311. A. Suidas unter d. Art. *Ὑπατία* u. Wernsdorf. Diss. I. p. 15. sq. Ueber das Folgende ſ. Wernsd. Diss. I. p. 10. [27]) Suid. a. a. O. [28]) Ueber d. Königth. S. 8. A. [29]) Wernsd. Diss. I. §. 13. [30]) Wernsd.

Durch die Macht seiner Beredsamkeit, durch seine vielseitige wissenschaftliche Bildung und seine liebenswürdigen Sitten erregte er bald die Bewunderung seiner Mitbürger in solchem Grade, daß sie das unbegränzte Vertrauen in ihn setzten, er werde die Interessen seiner unglücklichen Vaterstadt am Hofe zu Constantinopel mit der ihm eigenen Einsicht und Würde und mit allem Nachdruck vertreten [31]).

Synesios unterzog sich diesem ehrenvollen Auftrage mit der größten Bereitwilligkeit und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen [32]).

Nicht nach Art süßschmeichelnder Lobpreiser, sondern mit der edelsten Freymüthigkeit an dem kaiserlichen Hofe auftretend [33]), wagte es der feurige Redner, die Philosophie in den Pallast einzuführen [34]) und dem jungen Kaiser (Arkadius zählte damals zwanzig Jahre), wie einst Aristoteles seinem königlichen Zögling, dem zwanzigjährigen Alexandros von Makedonien [35]), die Grundsätze ächter Staatsweisheit in das Herz zu prägen.

„Mich sendet," spricht er [36]), „zu dir Kyrene, eine hellenische Stadt, ein alter und ehrwürdiger Name, und gefeyert in unzähligen Gesängen alter Dichter; jetzt arm, herabgesunken und eine große Trümmer, und eines Königs bedürfend, sollte sie etwas unternehmen können, was ihres alten Ruhmes würdig ist, damit ich mit Gold das Haupt dir kröne, mit Philosophie den Geist."

„Doch bedürfen jetzt die Reden nicht der Stadt, um frey zu sprechen und sich vertrauensvoll an den König zu wenden; denn Wahrheit ist der Rede Adel, und noch nie hat ein Ort einer Rede mehr Schande oder Ruhm gebracht. Laß uns also unter Gottes Geleitung fortfahren und die schönste der Reden, oder, um mich richtiger auszudrücken, das schönste der Werke beginnen! Denn wer für den Einen Mann, den König, sorgt, daß er recht gut werde, der geht den kürzesten Weg, um das Wohl aller Familien, aller Staaten und aller Völker, kleiner und größerer, naher und entfernter, zu gründen; denn auf alle diese hat der Geist des Königs, wie er immer geartet seyn mag, nothwendig Einfluß" [37]).

Synesios entwirft nun das Bild des rechtmäßigen Alleinherrschers oder des Königs [38]), den Principien des Platon und Aristoteles und anderer Weisen des Alterthums folgend, und macht besonders darauf aufmerksam, daß „eines Königs Sitte das Gesetz, eines Gewaltherrschers Gesetz hingegen die Sitte ist [39]); beyde aber die Macht mit einander gemein haben, wenn sich auch ihre Lebensweisen widerstreiten."

Dem vielgepriesenen platonischen Grundsatze [40]) huldigend, daß kein Staat glücklich seyn könne, so lange nicht in demselben die Freunde der Weisheit herrschen oder die jetzt sogenannten Könige und Machthaber wahrhaft und eifrig der Liebe zur Weisheit obliegen und Macht im Staate und Liebe zur Weisheit in der nämlichen Person vereint sind, ermahnt er den Beherrscher des Orients, vor allem nach Weisheit zu streben und Macht und Weisheit gehörig in Einklang zu bringen.

Diesen Gegenstand weiter nach aristotelischer und platonischer Weise durchführend, verlangt er, daß der irdische Herrscher den überirdischen sich zum Muster nehme, einer Seits die Staaten mit allem Guten überströme, anderer Seits jeden der Unterthanen mit Glückseligkeit so viel als möglich überhäufe [41]).

Diss. I. p. 16. und 21. und Clausen S. 64. [31]) Clausen 7. Anm. 7. [32]) Synes. über d. Träume S. 148. D. [33]) Ueb. d. Königth. S. 1. C. [34]) Ebendas. S. 1. B. [35]) In der verloren gegangenen Schrift *περὶ βασιλείας*. Ammonios oder Philoponos, wie Einige glauben, bemerkt vor seinem Commentar zu den Kategorien des Aristoteles S. 1. Z. 3. v. u.: *Τῷ δ' Ἀλεξάνδρῳ καὶ περὶ βασιλείας ἔγραψεν ἐν ἑνὶ μονοβίβλῳ, παιδεύων αὐτὸν ὅπως δεῖ βασιλεύειν.* Vgl. Diogenes von Laërte V. 22. [36]) Ueb. d. Königth. S. 2. C. [37]) S. 2. D. [38]) S. 5. C—D. u. 6. A. [39]) S. 6. D. Diotogenes der Pythagoreer bey Stobäos Serm. XLVI. S. 329, 48. sagt: *Ὁ δὲ βασιλεὺς ἤτοι νόμος ἔμψυχός ἐντι ἢ νόμιμος ἄρχων. Διὰ ταῦτ' οὖν δικαιότατος καὶ νομιμώτατος.* Vergl. Musonios ebendas. Serm. XLVI. S. 337, 47. ff., Themistios Red. V. S. 64. B. u. Red. XIX. S. 228. A. u. Cicero v. d. Gesetz. III. 1. u. üb. d. Staat I. 34. [40]) In d. Politeia S. 473 C—D. [41]) S. 9. C.

„Gottesfurcht," sagt er [42]), „sey fürs Erste die Grundfeste des Königthums. Demnach müsse der König unter Gottes Leitung zuerst sein eigner König seyn und eine Alleinherrschaft in seiner Seele errichten [43]), er müsse der Alles durchdringenden Mittelnatur, Vernunft genannt, folgen und die Pöbel- und Volksgewalt der Leidenschaften auflösen; denn so wird er recht eigentlich herrschen, da seine Herrschaft eine der Natur angemessene Grundlage hat" [44]).

„Das Erste und Königlichste ist, daß er sich selbst beherrsche [45]). Daher wird er, von sich selbst ausgehend, zuerst mit den ihm Nahestehenden und Freunden Umgang pflegen. Er wird sie aufrichtig Freunde nennen, nicht hinterlistig, wie Gewaltherrscher, mit ihnen umgehend, und sie wahrhaft glücklich machen. So wird er auch in der Ferne beliebt seyn und in Guten den Wunsch erregen, königlicher Freundschaft theilhaftig zu werden" [46]).

„Doch muß er vor allem mit ganzer Seele wachen, daß die Schmeicheley sich nicht unvermerkt einschleiche, in die Larve der Freundschaft gehüllt; denn sie greift den edelsten Theil der Könige, das Herz selbst an" [47]).

„Die zweyten Freunde seyen ihm die Krieger. Er gehe häufig mit ihnen um; er mustere sie und nehme Theil an allen ihren Waffenübungen, damit er sie zu lebendiger Freundschaft anziehe und ihr Wohlwollen sich erwerbe [48]); denn kein Königreich ist dauerhafter, als das, welches von der Liebe befestigt wird" [49]).

Dieß im Allgemeinen.

Auf die damaligen unheilvollen Zustände des Reiches übergehend, klagt der Redner zuvörderst [50]) über den asiatischen Luxus und die sklavische Adoration, welche, durch frühere Herrscher in den Römerstaat eingeführt, auf ihre Nachfolger sich fortpflanzten. Er räth dem jungen Kaiser, nicht träge zu weilen im Pallaste, wo er das Wenigste sieht und das Wenigste hört, wodurch man sich praktische Einsicht erwirbt; sich nicht unedlen Vergnügungen hinzugeben, noch Gauklern und Possenreißern den Zutritt zu verstatten, ihm zu Bedenken gebend, daß Alles durch die nämlichen Mittel errungen und vergrößert werde [51]); daß nur durch Mühen und Anstrengung jede Macht zur Größe hinaufgeführt worden und Alles durch das Gegentheil von Dem, wodurch es gegründet worden, untergehe [52]).

„Der Herrscher," sagt er [53]), „überschreite nicht der Römer Väterstitte. Für Väterstitte der Römer aber halte er nicht, was sich seit einiger Zeit in den bereits entarteten Staat eingeschlichen, sondern Das, wodurch sie die Herrschaft errungen haben."

Bitter tadelt dann der Philosoph [54]) den prunkhaften Anzug und die Ueppigkeit und Trägheit der damaligen Herrscher im Gegensatze zur einfachen und natürlichen Tracht und zur nüchternen und natürlichen Lebensweise der ältern, welche voll kriegerischen Muthes über den Euphrat setzten gegen den Parther und über den Ister gegen den Geten und Massageten.

„Du," spricht er dem Arkadius zu [55]), „führe den König zur Väterstitte zurück; denn ist das Leben geregelt und kehrt die Mässigkeit zurück, so muß auch der alte Wohlstand mit ihr zurückkehren und eine Umwandlung alles Entgegengesetzten eintreten. — Bey unserer Lage ist es nicht mehr möglich, der Trägheit nachzugeben, noch weiter darin fortzuschreiten; denn jetzt stehen Alle auf der Schärfe des Messers und es bedarf Gottes und Königs für die öffentlichen Angelegenheiten, um das schon lange kreißende Geschick des Römerreichs vor der Zeit wegzuscheiden."

(Fortsetzung folgt.)

---

[42]) S. 9. D. [43]) S. 10. A. [44]) S. 10. B. [45]) S. 11. A. [46]) S. 11. B—C. [47]) S. 12. A. [48]) S. 12. B—D. [49]) S. 13. A. [50]) S. 14. C. [51]) S. 15. C. [52]) S. 15. C—D. [53]) S. 15. D. f. [54]) S. 16. A. ff. [55]) S. 21. A—B.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

(Fortsetzung).

Der Verfasser hat hier die wirrsalvolle Lage, in die der Staat durch die unselige Aufnahme der Gothen oder Skythen in das Reich und durch das mit ihnen geschlossene Schutzbündniß [56]) versetzt worden, im Auge. So lange noch Theodosius, der Stifter dieses Bündnisses, der den Hochsinn und Geistesadel, wie Synesios sagt [57]), in Milde verkehrte, mit kräftiger Hand das Staatsruder lenkte, hielten sich die Barbaren ruhig. Kaum aber war er von dem Schauplatze der Welt abgetreten, so wurden sie durch ihre ungestümen Foderungen und fortwährenden Empörungen dem Reiche immer gefährlicher. Sie waren „der Stein des Tantalos, der über dem Staate an zarten Fäden hing [58])."

Der patriotische Redner fordert demnach den Arkadius auf [59]), ein einheimisches Heer auszurüsten, und, ehe man Skythen im Lande Waffen tragen läßt, die Ackerbauer aufzubieten, den Philosophen der Schule, den Handwerker der Werkstatt zu entreißen und den Krämer der Bude, und den Dronenpöbel, der vor lauter Musse in den Theatern lebt, aufzuregen, den Römergeist zu wecken und selbst Siege zu erkämpfen, keine Gemeinschaft mit den Barbaren duldend, sondern von jedem Posten sie entfernend. Er räth [60]), sie zuerst von obrigkeitlichen Aemtern und Senatorswürden auszuschließen. Als eine große Verkehrtheit tadelt er es [61]), daß jedes nur etwas wohlhabende Haus skythische Sklaven hält, als wenn sich dieses Volk vom Anbeginn geschickt und am würdigsten bewiesen hätte, den Römern zu dienen. Er erinnert sodann an den unglücklichen Sklavenkrieg, den einst Crirus und Spartacus erregten.

„Doch waren," setzt er bey, „ihre Aufruhrgenossen weder mit ihnen, noch mit einander verwandt; aber die Theilnahme an dem Geschicke machte sie einträchtig, weil sie einen günstigen Augenblick gefunden; denn von Natur sind alle Sklaven feindlich gesinnt, wenn sie Hoffnung haben, über ihre Herrn zu siegen. Verhält es sich bey uns ebenso, oder nähren wir durchaus in höherem Grade den Grundstoff des Unheils? Weder bloß zwey sind es, noch unangesehene Menschen, welche bey uns Aufruhr erregen dürften; große, verruchte und mit unsern Sklaven verwandte Heere, die durch ein unseliges Loos eingedrungen in das Römerreich, haben Feldherrn, welche das größte Ansehen besitzen bey ihnen selbst und bey uns durch unsere eigene Schuld. Hiezu werden sich auch, wenn sie es wünschen, unsere kühnsten und verwegensten Sklaven gesellen, um sich durch ruchlose Thaten an der Freyheit zu sättigen.

[56]) Vergl. Gibbon's Geschichte des Verfalles und Unterganges des röm. Weltreiches von Sporschil. S. 883. ff. [57]) S. 25. C. [58]) S. 22. B. [59]) S. 22. C. u. 23. B. [60]) S. 23. B. [61]) S.

Niederreißen müßt ihr also jenes Bollwerk [62]) und reinigen das Heer von dem Fremdartigen, bedenkend, daß ihr über Römer herrschet, welche, ausgezeichnet durch Tapferkeit und Einsicht, als Sieger einst die Welt durchzogen." „Wenn wir," spricht er [63]), an den Kaiser sich wendend, „eigene Heere haben, so gib du dem Reiche, woran es ihm gebricht." Homeros weihte es den Edelsten. „Furchtbar," sagt er [64]), „ist der Eifer der gottbeseligten Herrscher." Des Eifers also bedarf es gegen diese Menschen, und sie werden auf Befehl das Land bauen, wie einst die Messenier, nachdem sie die Waffen gestreckt, den Lakedämoniern Helotendienste leisteten, oder zurückfliehen den nämlichen Weg und Denen, welche jenseits des Stromes sind, verkünden, daß nicht mehr jene Milde bey den Römern herrsche, sondern ein Mann sie anführe, jung und hochherzig, „heftigen Sinns, der leicht Unschuldige selber beschuldigt [65])."

Hierauf geht nun der Redner zur Schilderung des friedlichen Königs über.

„Der kriegerische König," sagt er [66]), „wird vor Allem friedlich seyn; denn des Friedens zu genießen, ist nur Dem vergönnt, der im Stande ist, den Frevler zu strafen. Ich möchte behaupten, daß jener König durchaus mit allem zum Frieden Erforderlichen versehen sey, welcher, ohne ein Unrecht zufügen zu wollen, die Macht besitzt, das Unrecht abzuwehren; denn er wird bekriegt werden, wenn er nicht Krieg führen will. Doch ist der Friede seliger, als der Krieg, weil man sich auch des Friedens wegen zum Kriege rüstet. Als Zweck wird er billig dem Mittel vorgezogen."

„Nach den Kriegern gehe der König [67]) abwechselnd mit den Staaten und Völkern um, denen er durch die Krieger Ruhe für den Landbau und Sicherheit des Staats gewährt. Demnach bereise er häufig seine Staaten und sorge auch für Die, zu denen er der weiten Entfernung wegen nicht gelangt, sich der Gesandtschaften bedienend, durch die er nicht minder das Entfernte, wie das Nahe erfahren wird; er begränze nicht mit dem Sinne des Gesichts seine Obsorge für das Reich, sondern richte das Gefallene auf, ohne es zu sehen, gebe bedrängten Unterthanen Geschenke, erlasse den mit Staatsleistungen gedrückten die Staatsleistungen, beuge dem drohenden Kriege vor, tilge den ausgebrochenen und treffe sonst noch Fürsorge. Den Gesandtschaften sey er leicht zugänglich und freundlich, wie ein Vater, und zwar gegen Nahe und Entfernte [68])."

„Zuvörderst," heißt es, „sollen die Krieger beauftragt und unterrichtet seyn, sich schonend zu benehmen gegen Stadt- und Landbewohner und sie nicht im Geringsten zu belästigen, eingedenk der Mühen, die sie ihretwegen ertrugen; denn wahrer Friede herrscht nur dann, wenn die Krieger mit Wehrlosen, wie mit Brüdern umgehen, sich mit dem Festgesetzten begnügend [69])."

„Auch ist es nicht königlich," sagt er [70]), „die Staaten mit Abgaben zu drücken; denn ein Guter bedarf nicht des Ueberflusses, da er keinen unmässigen Aufwand macht, noch in die Nothwendigkeit geräth, viele und kostspielige Kriege zu führen. Habsucht sey fern von ihm und von seinen Unterthanen, damit er ein Guter über Gute herrsche [71]). Er erwecke den Tugendeifer und sey selbst hierin Wettstreiter und Kampfrichter. Wenn die Staaten dieser Gemüthsstimmung des Königs folgen, so werden sie jenes alte, goldene und gefeyerte Leben leben, nicht dem Bösen, sondern dem Guten huldigend, und vor allem der Gottseligkeit. Hierin leuchte ihnen der König selbst als Muster vor. Dadurch wird er sich Gott befreunden. Daher ist er außerdem, daß er gottliebend ist, ganz besonders menschenliebend, sich so gegen seine Unterthanen zeigend, wie er jenen überirdischen König findet. Ein Solcher aber wird jede Pflicht erfüllen."

„Die Hauptsache ist, daß er nicht ermüde Gutes zu thun [72]). Sich selbst in diese Lebensart einführend, ordne er selbst Alles, worauf sich seine Herrschaft erstreckt, und stelle die Nächsten am Throne so, daß sie, jeder nach dem Maaße der ihm zugetheilten Macht, den Menschen nützen. So breitet sich die Sorge für die Menschen sogleich weiter aus, wenn Mehrere sie handhaben."

„Ferner ist es nothwendig bey einer solchen Größe des Reichs, in die entferntesten Theile Statthalter zu schicken und sorglich Pfleger der Gerechtigkeit zu wählen, da diese Fürsorge göttlich und weitumfassend ist [73]). Der König verleihe die Würden den Gerechtesten und Besten, auf Verdienste, nicht auf Reichthum sehend [74]), und zeichne weise und tugendhafte Männer aus, wenn sie auch arm sind. So wird er ein Muster glücklicher Regierung der Nachwelt hinterlassen [75])."

„Möchte es mir vergönnt seyn," heißt es am

---

23. D. — 24. C. [62]) S. 24. C—D. [63]) S. 26. A. [64]) Il. II. 196. [65]) Il. XI. 654. [66]) S. 26. C. [67]) S. 26. D. f. [68]) S. 27. B. nach Homer. Il. XXIV. 770. u. Odyss. II. 47. u. 234. V. 12. u. XV. 152. [69]) S. 27. B—C. [70]) S. 27. D. [71]) S. 28. C. [72]) S. 29. B—C. [73]) S. 29. D. [74]) S. 30. A—B. [75])

Schluße [76]), „den Kaiser Philosophie mit dem Königthume vereinigen zu sehen [77]) und ihn so zu finden, wie ich den König geschildert, wenn ich über Das, um was die Staaten flehen, meinen Vortrag mache und Bescheid erhalte [78])."

Dieß und Anderes sprach Synesios, als er dem Kaiser vor versammeltem Rathe die goldene Krone überreichte, kühner, wie er selbst sagt [79]), als je ein Hellene, sich äußernd.

Ueber den Zeitpunkt, wann er diese Rede gehalten, sind die Gelehrten nicht einig. Mehrere stimmen für das Jahr 397 [80]), oder für das darauffolgende. Daß Synesios im Jahre 397. oder 398. nach Constantinopel gekommen, erhellt daraus, daß er unter dem Consulate des Aurelianos [81]), im Jahre 400., die Kaiserstadt verließ, nachdem er dort, wie er sagt, drey unselige Jahre [82]), die er so gern aus seinem Leben hätte austilgen mögen, zugebracht hatte. Die nämlichen Gelehrten sind der Ansicht, er habe seine Rede in demselben Jahre, in welchem er dort angekommen, gehalten. Doch muß man bedenken, daß den Abgeordneten der Provinzen unter der Regierung des Arkadius der Zutritt zu dem Kaiser sehr erschwert war, und die Praefecti Praetorio die Gesuche derselben nicht nur annahmen und prüften, sondern sich sogar erlaubten, ihnen Bescheid zu geben, da es ihren Absichten nicht zusagte, daß der Kaiser von dem kläglichen Zustande der Provinzen in Kenntniß gesetzt würde [83]), weßhalb Synesios, wie wir oben gesehen haben, dem Kaiser den Rath ertheilte, „er möchte den Gesandtschaften leicht zugänglich und freundlich, wie ein Vater seyn [84])." Auch gegen die Annahme, daß Synesios, wenn auch nicht in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Constantinopel (397.), doch im Laufe des nächsten Jahrs seine freymüthigen Rathschläge dem Kaiser zu Gemüthe geführt habe, ergeben sich nicht unerhebliche Bedenken. Wie hätte er es wagen dürfen, unter der Willkührherrschaft des Oberkämmerlings Eutropios, der es in diesem Jahre zu dem Range eines Patriciers [85]) gebracht und ein so gewaltiges Ansehen erlangt hatte, daß man ihn nächst Byzas und Constantinus als den dritten Gründer Constantinopels [86]) pries und für das folgende Jahr zum Consul des Orients [87]) bestimmte, die Gebrechen der damaligen Verwaltung, besonders den schändlichen Aemterverkauf und das ruchlose Erpressungssystem [88]) so unumwunden zu schildern, wie er es gethan, hätte er nicht den unversöhnlichen Haß des Verschnittenen auf sich laden und den Zweck seiner Sendung ganz vereiteln wollen? Dazu kommt, daß diejenigen Stellen, in welchen er die gefahrvolle Lage des Staates schildert, auf eine spätere Zeit hindeuten. Wir glauben demnach nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er im Jahre 399. nach dem durch die gothischen Häuptlinge Tribigild und Gainas [89]) bewirkten Fall des Eutropios [90]), als der edle Praefectus Praetorio Aurelianos an das Staatsruder kam, zur Zeit, während der verrätherische Gainas in Asien stand und aufs Neue auf

S. 31. A—B. [76]) S. 32. A. [77]) S. Anm. 40. [78]) S. 32. C. [79]) Ueb. d. Träume S. 148. D. [80]) Nämlich Fabric. Biblioth. Gr. Vol. IX. p. 191., Le Beau Hist. du bas-empire par Saint-Martin. T. V. p. 143., Gibbon Gesch. d. Verf. u. Unterg. d. röm. Weltr. S. 978., Ludw. Theob. Kosegarten Gesch. d. oström. Kaiserth. Bd. II. S. 146. u. Stolberg Gesch. d. Relig. Jesu Chr. Th. XV. S. 15.; für 397. od. vielmehr für 398. Petau z. Synes. Ausg. 2. S. 6., Gothofr. z. Cod. Theodos. L. IX. Tit. XIV. 3. T. III. p. 114. u. Tillemont Mémoires pour servir à l' hist. eccles. des six prem. siècl. T. XII. p. 509 u. 683.; für 399. Pagi Crit. in Annales eccl. Baron. Antwerp. 1727. T. II. p. 30., Saxe Onomast. T. I. p. 467. u. Clausen de Synes. p. 21. sq. [81]) Synes. Br. 61. S. 204. CD. [82]) Synes. üb. d. Träume S. 148. C. u. Hymn. III. 430. ff., Br. 101. S. 241. A. u. Br. 123. S. 260. A. [83]) Cod. Theod. T. IV. p. 632. sqq. u. 636. sq. u. Gothofr. das. [84]) S. Anm. 68. [85]) Claudian. in Eutrop. I. 109. mit Gesners Anm. u. Zosim. V. 17. [86]) Claudian. in Eutrop. II. 82. sq. [87]) Claudian. in Eutrop. I. 8. u. 284. sqq. [88]) Ueb. d. Königth. S. 30. B—D., Claudian. in Eutrop. I. 192. sqq., Zosim. V. 10., Suid. unt. d. Art. Εὐτρόπιος u. Gothofr. z. Cod. Theodos. T. III. p. 224. sq. u. 113. sq. [89]) Claudian. in Eutrop. II. 176. sqq., Zosim. V. 13. ff., Sokrat. VI. 6. u. Sozom. VIII. 4. [90]) Zosim. V. 18., Claudian.

Umsturzpläne sann, seine Rede vorgetragen habe. Damals konnte er mit Recht sagen: „Jetzt stehen Alle auf der Schärfe des Messers, und es bedarf Gottes und des Königs für die öffentlichen Angelegenheiten, um das schon lange kreißende Geschick des Römerreichs vor der Zeit wegzuschneiden [91]),“ und wieder an einer andern Stelle: „Man muß glauben, der Stein des Tantalos hänge über dem Staate an zarten Fäden; denn die Skythen werden heranstürmen, sobald sie glauben, der Versuch werde ihnen gelingen. Hievon haben schon einige Vorspiele Statt, und es sind einige Theile des Reiches, wie eines Körpers, entzündet, weil sich das Fremdartige nicht zu gesunder Harmonie mit ihm vereinigen kann [92]).“ Daß er in der Schlußstelle die von Tribigild in dem genannten Jahre in Phrygien erregte Empörung und seine Raubzüge durch Phrygien, Pisidien und Pamphilien, durch die er der Schrecken Asiens ward [93]), andeuten wollte, kann keinem Zweifel unterliegen.

War es auch dem Feuereifer des Synesios nicht gelungen, den Kaiser von der gewohnten Weise abzubringen und ihm Liebe zur Weisheit einzupflanzen [94]), so ward ihm doch der schönste Lohn in dem Beyfall der Einsichtvollen und Edelsten, und in der Bewunderung aller Zeiten [95]).

Zu gleicher Zeit schrieb er seine schöne Epistel an Päonios, einen Mann von gediegener Gelehrsamkeit, der bey dem Kaiser in großem Ansehen stand [96]). Päonios wußte die seit langer Zeit durch mächtige Schranken von einander geschiedenen Wissenschaften, Philosophie und Kenntniß des Kriegswesens, harmonisch zu verbinden [97]) und zeigte nicht minder Neigung für Astronomie [98]). Dieß bewog den Synesios, ihm ein Astrolabion von seiner eigenen Erfindung zum Geschenke zu machen und ihn für das Studium dieser hehren Wissenschaft zu begeistern [99]); und er war so glücklich, durch diese Schrift und dieses Geschenk der Pentapolis nicht geringen Nutzen zu verschaffen.

Wie man aus diesem Sendschreiben [100]) und aus der Schrift über die Träume [101]) ersieht, hatte er viel mit dem Neide und der Eifersucht der Sophisten oder geisterbeschwörenden Gaukler zu kämpfen; denn er war ihrem Treiben abhold und buhlte nicht um das Lob der Menge, sondern begnügte sich, im Bewußtseyn der Lauterkeit seines Strebens, mit dem Beyfall Weniger, aber einsichtvoller und geachteter Männer [102]). Doch gelang es ihm, ihre Anschläge zu hintertreiben und allen Gefahren zu entgehen [103]).

(Fortsetzung folgt.)

---

in libr. II. in Eutrop. Prolog. v. 52, 62, 72 u. 76., Cod. Theod. L. IX. Tit. 40. Leg. 17. T. III. p. 339. ed. Ritt. u. not. 342. u. L. X. Tit. 6. Leg. 18. T. c. p. 442., Sokrat. VI. 5. u. Philostorg. XI. 6. [91]) S. 21. B. [92]) S. 22. B. [93]) S. Anm. 89. [94]) Dem Arkadius fehlte es zu sehr an Hochsinn, Geistesregsamkeit und Willenskraft und er ließ sich meist von den Launen seiner gebieterischen Gemahlin und von ränkesichtigen Höflingen beherrschen. S. Zosim. V. 12. 14. 21. [95]) Man sehe hierüber Evagrios I. 15. Photios Cod. XXVI., Theodoros Metoch. Miscell. philosoph. Cap. 19., Nikephor. Kallist. Kirchengesch. XIV. 55.; unter den Neuern Petau's Anm. z. dieser Rede S. 6. f., Tillemont Mémoires pour serv. à l'hist. eccl. des six prem. siècl. T. XII. p. 509. Der Engländer Cave (Scritorum ecclesiast. histor. litter. Oxon. 1740. T. I. p. 389.) bedient sich des Ausdrucks: Oratio de Regno omni auro carior. Ausführlicher handeln darüber Le Beau Hist. du bas-empire T. V. p. 143. seqq., Gibbon a. a. O., Kosegarten a. a. O. u. Stolberg in d. angef. Werke Th. XIV. S. 51. f. Auffallend ist es, daß Evagrios annimmt, Synesios habe diese Rede an Theodosios (den Großen) gehalten; Nikephoros Kallist. hingegen dafür den jüngern Theodosios setzt, obgleich aus der Rede selbst zur Genüge erhellt, daß sie an Arkadios gerichtet ist; ein Irrthum, welcher sich nur daraus erklären läßt, daß beyde in der Aufschrift nach den Worten εἰς τὸν αὐτοκράτορα die nähere Bezeichnung Ἀρκάδιον, welche in mehreren Codd. nicht vorkommt, während andere sie haben, in ihren Handschriften nicht fanden. [96]) Synes. Br. 154. a. E. [97]) Serm. ad Paeon. p. 308. B. [98]) Ebendas. p. 310. C. [99]) Ebendas. p. 310. D. sq. [100]) Ebendas. P. 307. sq. [101]) S. 148. C. [102]) Serm. ad Paeon. p. 307. D. sq. [103]) S. d. Schrift üb. d. Träume a. a. O.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

(Fortsetzung.)

Wie anderwärts, ebenso kommt er auch hier wieder auf seine Lieblingsidee zurück, daß die Staaten nur dann glücklich sind, wenn ihre Lenker Liebe zur Weisheit und Macht mit einander verbinden [104]).

„Als einst," sagt er [105]), „in Italien die Zuhörer des Pythagoras die Staaten verwalteten, wurde es mit vollem Rechte die große Hellas genannt; denn damals gaben dort Charondas und Zaleukos Gesetze, Archytas und Philolaos führten Heere an und der größte Sternkundige, Timäos, stand an der Spitze der Staatsverwaltung, übernahm Gesandtschaften und bekleidete andere Aemter; und unter ihnen war von Pythagoras an bis zu dem neunten Geschlechte Italien glücklich. Fürwahr, auch die eleatische Schule zu Athen sorgte gleich ehrenvoll für Wissenschaft und Führung der Waffen." Hierauf der Großthaten Zenons, Xenophons und Dions, des Liebhabers und Lieblings des Platon gedenkend, setzt er bey: „So waren einst Philosophie und Staatsverwaltung vereint, und wenn sie zusammengetroffen, bewirkten sie Großes."

An dem vortrefflichen Päonios und besonders an dem Praefectus Praetorio und Patricier Aurelianos, dessen milde und segensvolle Verwaltung der so lange von Uebeln aller Art schwer bedrängte Orient freudig begrüßte [106]), hatte Synesios eine mächtige Stütze gefunden [107]). So sehr er sich aber wegen dieser Auszeichnung glücklich schätzen mochte, so wurde doch diese Freude bald in tiefe Trauer verwandelt. Denn was er in prophetischem Geiste vorausgesagt hatte, sollte jetzt in Erfüllung gehen.

Im Frühlinge des Jahrs 400. [108]), unter dem Consulate des Aurelianos, pflanzten Gainas und Tribigild gemeinschaftlich die Fahne des Aufruhrs auf, nachdem sie bey Thyatira in Lydien ihre Heere vereinigt hatten, und rückten gegen die Hauptstadt an. Gainas lagerte sich bey Chalkedon, Tribigild besetzte die Umgegend von Lampsakos. Constantinopel und das ganze Reich schwebten in der größten Gefahr. Gainas verlangte, daß der Kaiser selbst zu ihm komme; denn er könne, sagte er, mit keinem andern unterhandeln. Da Arkadius darauf eingieng, so fand die Zusammenkunft in dem Tempel der h. Euphemia vor Chalkedon Statt. Dort ward beschlossen, daß Gainas und Tribigild aus Asien nach Europa übersetzen und ihnen die erlauchtesten Männer des Staats, der Consul Aurelianos, der Consular Saturninos und der Comes Johannes, der Vertraute des Kaisers, ausgeliefert werden soll-

[104]) P. 309. B—D. [105]) P. 308. C. [106]) Synes. über die Vorsehung 103. A. u. C—D. f. [107]) Ebendas. S. 113. A—B. u. 114. B. [108]) S. Tillemont Hist. des empereurs T. V. p. 781.

ten. Arkadius willigte, zwar sehr ungern, aber nothgedrungen, in diese tyrannische Foderung [109]).

Bereit, für den Kaiser und das Reich ihr Leben zu opfern [110]), zogen nun die drey Männer, begleitet von Johannes Chrysostomos, nach Chalkedon, wo sie den Wütherich im Hippodromos trafen, und verdankten es nur der erschütternden Beredsamkeit des Chrysostomos [111]), daß der Barbar, nachdem er ihre Nacken mit der Schärfe des Schwertes berührt hatte, sie bloß mit der Verbannung strafte.

Laut des von den Empörern mit Arkadius geschlossenen und von beyden Seiten eidlich bekräftigten Vertrages sollten die Aufrührer die Waffen niederlegen, die Krieger in die Hauptstadt einziehen und Gainas Oberbefehlshaber der römischen Heere bleiben und mit der Consulwürde geschmückt werden [112]). Kaum aber war Gainas mit seinen Truppen triumphirend in die Hauptstadt eingezogen, als er sogleich seine Genossen und Günstlinge durch Ehrenstellen und Belohnungen auszuzeichnen suchte.

Unter den Einheimischen übernahm einer der Verruchtesten, welcher im Bunde mit den Gothen und durch die Ränke seiner herrschsüchtigen und verwegenen Gemahlin sich zu Macht und Ansehen emporgeschwungen hatte [113]), die Oberleitung der Staatsgeschäfte. Dieser, ein entschiedener Gegner und Hasser des Aurelianos, war ebenso verrätherisch und habsüchtig, wie Rufinus und Eutropios, und bemühte sich auf mancherley Weise, die Herrschaft des Aurelianos ganz aus dem Andenken der Menschen zu vertilgen [114]).

Da schrieb nun Synesios, um dem Drange seines Herzens freyen Lauf zu lassen, zur Verherrlichung seines edlen Freundes und Wohlthäters den ersten Theil seines ägyptischen Mythos über die Vorsehung. Diese merkwürdige Schrift, in welcher der Verfasser, Dichtung mit Wahrheit mischend, den Consul Aurelianos als Muster eines weisen Staatsmanns und als Wohlthäter der Menschheit unter dem Namen des Osiris, des Princips des Guten, aufführt; seinen verruchten Nebenbuhler hingegen als Typhos oder als Princip des Bösen bezeichnet [115]), ist um so wichtiger, als Synesios in derselben die damaligen Wirren, die dabey betheiligten Persönlichkeiten, das Treiben der Parteyen und die öffentlichen und häuslichen Zustände als Augenzeuge und großer Menschenkenner meisterhaft schildert und über so manches, worüber kein anderer Schriftsteller etwas berichtet, die erwünschtesten Aufschlüsse gibt, so daß sie von Seite der Geschichtsforscher und der Lebensbeschreiber des Synesios größerer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden verdient, als sie bisher gefunden.

Bemerkenswerth ist in Bezug auf die kyrenaischen Angelegenheiten, was der Vertreter derselben dort von den Verfügungen des neuen Gewalthabers erzählt.

„Sogleich," sagt er [116]), „wurden den Staaten weit größere Steuern auferlegt, nicht bestehende Schulden ersonnen, in Vergessenheit begrabene hervorgezogen. — Er schickte feile Statthalter und Beamte in die Provinzen, öffentlich die Staaten feilbietend."

Noch deutlicher bezeichnet er das traurige Loos, welches ihm zu Theil geworden, etwas unterhalb, wo er sich so ausdrückt [117]): „Den Gesandtschaften gab er (Typhos) andere Bescheide, und unter ihnen

n. 22. [109]) Zosim. V. 18.; vergl. Sokrat. VI. 6. u. Sozom. VIII. 4. [110]) Synes. üb. d. Vorseh. S. 111. A., Sokrat. a. a. O. u. Nikeph. Kallist. XIII. 5. T. II. p. 355. C. [111]) Auffallend ist, daß Synesios, nicht der Fürsprache des Chrysostomos erwähnend, die Verschonung mit der Todesstrafe der Ehrfurcht der Gothen vor der Tugend des Aurelianos zuschreibt (S. 111. B.), obgleich das Zeugniß des Chrysostomos selbst (Bd. III. S. 405. ed. Montfauc.) damit im Widerspruche steht. Sehr treffend bemerkt daher Neander in seinem Werke: Der heilige Johannes Chrysostomos. Bd. II. S. 90. nach d. 3. Aufl.: „Hier mag ihn wohl der Wunsch, seinen Freund Aurelian recht zu verherrlichen, verleitet haben, mehr Dichtung, als Wahrheit zu geben." [112]) Zosim a. a. O., Sozom. a. a. O. und Theodoret. V. 32. [113]) Synes. üb. d. Vorseh. S. 105. A—D. 107. C. ff.

[114]) Ebendas. S. 112. B. ff. [115]) S. Neander in dem angef. Werke Bd. II. S. 89. u. Clausen S. 27. Anm. 2. [116]) S. 111. C—D. f. [117]) S. 112. C. [118]) S. 113. A. Vgl. Clau-

galt Der als Feind, der von jener göttlichen Zunge (nämlich von Aurelianos) Nutzen gezogen; und er, sein Staat und seine Familie mußten mit dem Unglücke hausen."

„In mißlichen Dingen," fährt er dann fort, „gab es zwey Mittel, ihn zu gewinnen, wenn man entweder seiner Frau Geld darbrachte. Sie saß nämlich ganz öffentlich da, wie in einem Hurengemache, zur Befriedigung ihrer Lust und zu ihren Geschäften der Buhldirnen als Kupplerinnen sich bedienend, und machte die einst von den Aegyptiern sogenannte Gerichtsstätte zu einer Bude feiler Richtersprüche. Wer mit ihr gesprochen, fand Gnade bey Typhos; denn auch sonst war er zahm und folgsam den Frauen und wußte ihnen Dank, weil sie ihm die Herrschergewalt verschafft hatten. Dieß war in schwieriger Lage Ein Mittel für Diejenigen, welche ihn hart fanden; ein anderes, wenn man zu einem von Denen aus jener verruchten Schaar, nämlich von den Tischgenossen des Typhos, ging. Diese nannte man mächtig und beglückt, — armselige und heillose Menschen! Zu diesen also mußte man gehen und seinen Spott über Osiris ausgießen. So machten es Die, Denen ganz und gar nichts an der Tugend lag und die es nicht für Schande hielten, aus Allem Gewinn zu ziehen. Sogleich änderte sich ihr Geschick mit ihrer Gesinnung; denn der Spruch drang in den Pallast des Wütherichs und fand Beyfall bey Tische. Wer dem Typhos sich gefällig zeigte, Dem zeigte er sich wieder gefällig. Dieß that der Eine und Andere, und sie hatten Nutzen davon, obgleich sie wußten, daß sie sich bey den Göttern und edlen Menschen verhaßt machten; die Meisten aber blieben standhaft."

Zu diesen gehörte auch Synesios; denn kein Anderer, als Er ist jener Eine Unerschütterliche, aber von der Philosophie etwas ländlich Gebildete und städtischer Sitte Unempfängliche, dessen Persönlichkeit hierauf in ganz eigenthümlicher Weise den Lesern lebhaft vor Augen gestellt wird [118]).

„Dieser," heißt es, „hatte von Osiris, wie überhaupt alle Menschen, sehr viel Gutes erhalten, nicht nur, daß er selbst keine Leistungen zu machen hatte, sondern, daß auch seine Vaterstadt geringere zu machen hatte [119]). Als damals gar Viele, um Osiris zu

preisen, Gesänge dichteten und Reden verfaßten und ihm, so zu sagen, Wohlwollen mit Wohlwollen erwiederten, war auch er dankbar, wie jene, und verfaßte um so mehr Gedichte und Reden, je mehr er es im Stande war, und sang zur Lyra die dorische Weise, welche allein, wie er glaubte, die Tiefe der Empfindung und des Ausdrucks fassen konnte [120]). Doch machte er sie nicht öffentlich bekannt, sondern, wenn er ein für männliche Reden empfängliches Ohr fand, das sich nicht kitzeln ließ und durch Gänge bis zu dem Herzen durchbrochen war, diesem vertraute er seine Reden an. Er wußte zwar, daß Osiris der feinste Beurtheiler sowohl solcher Tagesaufsätze, als lange Dauer versprechender Reden sey; doch wollte er ihm nichts über ihn selbst vortragen, einerseits, weil er glaubte, die Rede gewähre keinen vollen Ersatz für die That, andererseits, weil er vor Ländlichkeit, in der er erzogen ward, den Schein der Schmeicheley scheute. Als aber Thyphos Aegypten mit Gewalt an sich gerissen hatte und den Wütherich spielte, da war er noch ländlicher; damals machte er seine Reden bekannt, damals trug er sie vor [121]), zum Schrecken aller Zuhörer; ja er hielt es für Frevel, wenn er nicht öffentlich als Hasser Derjenigen aufträte, welche seinen Wohlthäter mißhandelt hatten. Er stieß die grauenvollsten Flüche gegen Typhos aus, in Reden und Schriften; und zu Hause und auf dem Markte war er redselig, obgleich man ihm früher das Schweigen zum Vorwurfe gemacht hatte. In allen Reden sprach er von Osiris, in allen Versammlungen, denen er beywohnte, wurden Osiris Thaten gepriesen, und

sen a. a. O. [119]) Diese Stelle ist besonders merkwürdig, weil wir hier mit Bestimmtheit erfahren, daß er durch Aurelianos Einfluß für sich Befreyung von den Staatsleistungen (vgl. Br. 100. S. 238. C.) und für seine Vaterstadt eine geringere Besteuerung erlangt hatte. [120]) Als ächter Dorier (s. Br. 57. S. 197. C—D. u. Catast. S. 303. A.) wählte er in seinen Preisgesängen auf Aurelianos, wie in seinen Hymnen (I. 1—5.), die dorische Gesangsweise, als den Ausdruck der feyerlichen, ernsten und männlichen Gemüthsstimmung (s. Aristid. Quintil. de musica L. II. bey Meibom. Bd. II. S. 96. f.; vgl. Ast z. Plat. Politeia S. 454. f. u. Wyttenb. z. Plutarch. mor. Schriften Bd. I. S. 479. f.). Bemerkenswerth ist, daß er bloß hier dieser Erzeugnisse seiner schriftstellerischen Thätigkeit während jener Zeitperiode erwähnt. [121]) Vermuthlich in dem sogenannten Panhellenion, dem Sammelplatze der gelehrtesten Hellenen, wo der ehrwürdige Greis Markianos, das Musterbild der Gelehrsamkeit, alte und neue Geisteserzeugnisse, welche dort vorgetragen wurden, der

Denen, welche seine Erzählungen nicht ertragen konnten, drang er sie auf und achtete nicht der Warnungen der Greise und Freunde, noch schreckte ihn Furcht von seinem Eifer ab, und er, rasete offenbar, so zu sagen, eine edle Raserey. Er ruhte nicht, bis er dem Typhos selbst so nahe als möglich stehend, als gerade allenthalben her erlesene Männer bey ihm versammelt waren, eine lange Lobrede auf seinen Bruder gehalten und ihn ermahnt hatte, der ihm so nahe verwandten Tugend nachzueifern. Dieser aber entbrannte und war offenbar von Wuth ergriffen; doch enthielt er sich aus Scheu vor den Versammelten der Gewaltthat, nothgedrungen sich mäßigend. Aus seiner Miene konnte man seine Gesinnung errathen, die verschiedene Arten von Leidenschaften wechselte. So nahm er in kürzester Zeit alle Farben an. Seitdem nun war er ihm verhaßter und unglücklicher. Geschwunden war nicht nur das Gute, was ihm unter Osiris zu Theil geworden, sondern Typhos that ihm noch Anderes zu Leid, die Städte, für die er gesprochen [122]), drückend und ein besonderes Uebel für ihn aussinnend: daß er nimmermehr nach Hause käme, sondern bleiben müßte, unter dem Zwange [123]) seufzend, Diejenigen glücklich sehend, die er haßte.

In dieser Lage stärkte den Fremden [124]) die zuversichtliche Hoffnung, daß die beklagenswerthen Zustände nicht in die Länge andauern werden; denn der Uebermuth der Machthaber griff immer weiter um sich, und suchte sich über die bestehenden Gesetze und Einrichtungen hinwegzusetzen.

(Schluß folgt.)

---

sorgfältigsten Kritik unterwarf. S. Synes. Br. 101. S. 240. D. u. 241. A. [122]) D. i. die libysche Pentapolis, näml. Berenike, Teucheira (Arsinoe), Ptolemais, Apollonia und Kyrene. S. die Rede über das Königth. a. E., d. Schrift über d. Träume S. 148. C. u. Br. 154. S. 293. B. [123]) S. Anm. 82. [124]) S. 114. B. Daß unter τὸν ξένον Synesios, nicht der verbannte Consul Aurelianos, wie Neander in d. angef. Werke Bd. II. S. 90. (selbst in der neuesten Aufl. noch) annimmt, zu verstehen sey, hat Clausen a. a. O. gezeigt.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Académie des sciences, belles lettres et arts in Rouen:

Précis analytique des travaux, pendant l'année 1848. Rouen 1848. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants, Janvier — Avril 1849. Paris 1849. 4.

Von der Provincial Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Utrecht:

Verlag van het verhandelde in de algemeene vergadering voor het jaar 1847. 1848. Utrecht. 8.

Aanteekeningen van het verhandelde in de Sectievergaderingen, ter gelegenheid van de algemeene vergadering, gehouden in het jaar 1847. 1848. Utrecht 1847. 48. 8.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Wetzlar:

Wetzlar'sche Beyträge, von Dr. Paul Wigand. 3. Bd. II. Heft. Wetzlar 1848. 8.

Von der Academie of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. VI. u. VII. Philadelphia 1849. 8.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. I. II. III. Bd. auf das Jahr 1848. Göttingen. 8.

Nachrichten von der Georg-Augusts-Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Vom Jahre 1848. Nro. 1 — 14. Göttingen. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.
Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

(Schluß.)

Gegen Anfang des Monats May [125]) verlangte Gainas, der Arianer, auf Anstiften des Typhos [126]) von dem Kaiser eine Kirche für sich und seine Glaubensgenossen innerhalb des Bereiches der Stadt; denn „es sey ungerecht," sagte er, „und unziemlich für ihn, den Heerführer der Römer, außerhalb der Stadt sein Gebet verrichten zu müssen [127])." Arkadius hätte aus Furcht vor dem Zorne des Barbaren gerne nachgegeben; allein da trat Johannes Chrysostomos mit männlicher Freymüthigkeit der Forderung des Gainas entgegen, hinweisend auf die Verordnung des Kaisers Theodosius [128]), der er einst Treue geschworen, und die den Andersgläubigen verbiete, innerhalb der Mauern kirchliche Versammlungen zu veranstalten, und ermahnte den Kaiser, das von seinem Vater gegebene Gesetz in Kraft zu erhalten.

Synesios, ein erklärter Gegner des Arianismos [129]), den er als einen sehr argen Schlag des Aberglaubens und als eine Fälschung der gottesdienstlichen Feyer bezeichnet [130]), hielt diesen Neuerungsversuch für den größten Frevel und erwartete deßhalb, daß die Urheber dieses ruchlosen Wagstücks, von den Strafgöttinnen verfolgt, bald durch sich selbst werden entfernt werden [131]).

Nach Verlauf weniger Wochen, am 1. Juli [132]), trat wirklich der entscheidende Zeitpunkt ein, wo die Kaiserstadt durch besondere Fügungen der Vorsehung,

---

[125]) S. Tillemont Histoire des empereurs T. V. pag. 462. [126]) Synes. S. 115. B. [127]) Sozom. a. a. O. u. Theodoret. a. a. O.; vgl. Tillemont Mémoires pour serv. à l'hist. eccl. T. XI. p. 156. sq. [128]) Vom 10. Jäner des J. 381. S. Cod. Theodos. L. XVI. Tit. V. Nr. 6. T. VI. P. I. p. 130.; vgl. ebendas. Nr. 8. T. c. P. c. p. 136. [129]) Hymn. III. 253. stellt er ihn als das frevle Streben, das Unaussprechliche in das Zeitliche und Sinnliche herabzuziehen dar. Vgl. Br. 5. S. 167. C. u. Neander a. a. O. [130]) Ueber die Vorsch. S. 115. B. [131]) Ebendas. S. 114. D. [132]) S. d. Chronic. Pasch.

welche auch Synesios [133]) gleich den griechischen Kirchenhistorikern [134]) anerkennt, von ihren Drängern befreyt wurde. Sein Bericht [135]) über die Vertreibung der Gothen aus Constantinopel ist um so glaubwürdiger, als der Verfasser den Ereignissen am nächsten stand und als genauer Beobachter der Begebenheiten und zugleich als Vertrauter der angesehensten Männer des Staats von Allem am Besten unterrichtet war.

Bald darauf kamen, wie Zosimos [136]) erzählt, Aurelianos und die übrigen Verbannten, von Johannes Chrysostomos begleitet, ganz unerwartet nach Constantinopel zurück, wo sie sich dem Kaiser, dem Senate und allen Uebrigen vorstellten. Die Rückkehr des Aurelianos, des Lieblings des Volks, glich einem wahren Triumphe.

Da Typhos nach der Vertreibung der Gothen noch eine Zeit lang dem Scheine nach die Gewaltherrschaft besaß [137]), so dürfte die Zurückkunft des Aurelianos und seiner Leidensgenossen vielleicht gegen das Ende des Sommers Statt gehabt haben [138]). Daraus, daß Synesios in der Kaiserstadt hierauf noch eine Zeit lang verweilte, während welcher er, dem Wunsche der edelsten Männer entsprechend, den zweyten Theil seiner Schrift über die Vorsehung verfaßte [139]), läßt sich abnehmen, daß die Verhandlungen über seine vaterländischen Angelegenheiten, welche unter der Willkührherrschaft des Typhos eine unglückliche Wendung genommen hatten [140]), noch nicht geschlossen waren. Doch erhellt aus seiner Schrift über die Träume [141]), daß er den Zweck seiner Sendung glücklich erreichte.

Seine Abreise von Constantinopel fiel, wie es scheint, in den Spätherbst, weil er Br. 61. bemerkt, er habe, als er von dort abging, mit thrakischem Schnee zu kämpfen gehabt. Er verließ die Hauptstadt plötzlich während eines dort entstandenen heftigen Erdbebens [142]) und warf sich in ein Schiff, weil er die See für sicherer hielt, als das Land, ohne daß er bey seinem Freunde, dem Consul Aurelianos, Abschied nehmen konnte.

Faßt man das Resultat der Sendung des Synesios näher in das Auge, so muß man es in jeder Hinsicht als ein sehr günstiges und auch für die Zukunft folgenreiches bezeichnen. Mochte auch dem an sein voriges Stillleben gewöhnten Philosophen der Aufenthalt am Hoflager beschwerlich und drückend seyn, so bot er ihm doch die herrlichste Gelegenheit, mit den Staatsverhältnissen sich vertraut zu machen und die Lehren der Philosophie auf das praktische Leben anzuwenden. Dort war es ihm beschieden, sich das unschätzbare Wohlwollen der edelsten und angesehensten Männer, eines Aurelianos und Päonios, zu erwerben. Von dem traulichen Verhältnisse, welches zwischen ihm und Aurelianos bestand, zeugen die zwey schönen Empfehlungsschreiben (Br. 34. u. 38.), welche auf uns gekommen. Der an den nämlichen Staatsmann gerichtete Brief 31. athmet die innigste Dankbarkeit und die feu-

---

T. I. pag. 567. ed. Dindorf. [133]) S. 116. A. C—D. 120. C. 121. B. u. d. Proth. zu dieser Schrift. S. 88. B. [134]) Sozom. VIII. 4.; vgl. Sokrat. a. a. O. u. Philostorg. XI. 8. [135]) S. 116. B—C. u. 117. A. ff. [136]) V. 23. [137]) S. 121. D. [138]) Vergl. Clausen S. 26. Anm. 3. [139]) S. d. Proth. a. a. O. [140]) Ueb. d. Vorseh. S. 111. C. 112. B. u. 114. B. [141]) S. 148. C. [142]) Mehrere Schriftsteller nehmen zwar an, dieses Erdbeben sey zu Anfang dieses Jahrs (s. Le Beau du bas-empire T. V. p. 212. entstanden; doch ist zu erwägen, daß Constantinopel häufig den Erdbeben ausgesetzt gewesen und

rigsten Wünsche für das Wohl des ihm so theuren Hauptes. Außerdem knüpfte er dort mit den berühmtesten Gelehrten freundschaftliche Verbindungen an, welche für ihn von großem Nutzen waren. Unter ihnen müssen wir vor allen den Sophisten Troïlos nennen, an den ihn gemeinsame Studien fesselten. Dieser Troïlos war einer der weisesten und staatskundigsten Männer. Ihn zog, nach dem Zeugnisse des Sokrates [143]), der große Anthemios, der während der Minderjährigkeit des Theodosios des Jüngern mit ausgezeichnetem Ruhme das morgenländische Reich verwaltete, in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Synesios schrieb in der Folge mehrere Briefe [144]) aus seiner Heimat an ihn und bat ihn, wenn es das Wohl des Vaterlandes oder seiner Freunde galt, um seinen Beystand. Ersprießliche Dienste leisteten ihm in dieser Hinsicht außer Troïlos der Dichter Theotimos [145]), Tryphon [146]), den er von Kyrenaïka her kannte, und der Dichter Nikandros [147]); ferner Anastasios [148]), der Erzieher der Kinder des Arkadius und Simplikios [149]), der Vorsteher des Kriegswesens. Den stärksten brieflichen Verkehr aber unterhielt er mit dem Rhetor und Philosophen Pylämenes, an dem er einen eifrigen Fürsprecher für seine Angelegenheiten fand [150]).

Durch diese Verbindungen ward Synesios der bedeutendste Mann der Provinz, und er benutzte den großen Einfluß, den er besaß, auf eine Weise, daß man von ihm wahrhaft sagen kann, was Ammonios an Aristoteles rühmt [151]), er habe sich des Ansehens, in dem er stand, so bedient, wie es sich geziemte, um Jedem insbesondere und Allen insgesammt Gutes zu thun.

---

daß nicht alle von den Historikern aufgezeichnet worden. Ueber das Schwankende in diesen Zeitangaben sehe man Montfaucons Vorrede zu Chrysost. Homil. in Acta Apost. T. IX. p. VII. sq. [143]) VII. 1. u. 27. S. auch Synes. Br. 70. S. 220. A. Br. 118. S. 256. und Br. 47. S. 187. B. [144]) Der erste ist der Zeitfolge nach der hundert und drey und zwanzigste. Was Achilleus bey Homeros (Il. XXII. 389. f.) in Bezug auf Patroklos äußert, auf sich und Troïlos anwendend, rühmt hier Synesios an dem vortrefflichen Manne, daß er während seines Aufenthalts in Constantinopel einen wahren Vater an ihm gefunden habe. Gern, sagt er, würde er sich schwereren Kämpfen für das Vaterland unterziehen, wenn sich ihm eine neue Gelegenheit böte, dahin zu reisen, und ihn wieder sehen und umarmen zu können. An Troïlos gerichtet sind ferner Br. 26, 118, 73. u. 91. Der 111. sollte nach den Handschriften und ältern Ausgaben τῷ αὐτῷ d. i. τῷ ἀδελφῷ, näml. *Εὐοπτίῳ*) statt *Τρωΐλῳ* überschrieben seyn. Der 112. scheint unächt zu seyn. Auch haben mehrere Codd. ἄλλῳ für *Τρωΐλῳ*. Der 119. wird von den Handschriften und ältern Ausgaben dem Tryphon, nicht dem Troïlos zugeeignet. Vgl. Clausen S. 71. Anm. 1. [145]) Br. 49. u. 47. Vgl. Br. 99. [146]) Br. 134. S. 271. A—C. u. Br. 129. S. 263. D. [147]) Br. 75. Vergl. Br. 1. [148]) Br. 22, 43, 79 u. 46. Vergl. Br. 26. [149]) Br. 130. Vgl. Br. 134. S. 271. A. [150]) Unter den auf uns gekommenen Briefen des Synesios sind sechszehn an Pylämenes gerichtet. [151]) In dem oben Anm. 35. angeführten Leben des Aristoteles, wo es heißt: *Πολλὰ ἐδυνήθη παρὰ τῷ βασιλεῖ* (näml. *Ἀλεξάνδρῳ*) *καὶ τῇ δυνάμει δεόντως ἐχρήσατο, εὖ ποιῶν καὶ ἑκάστῳ ἰδίᾳ καὶ πᾶσι κοινῇ.*

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monate Juli 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der patriotisch ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen in Prag:

Verhandlungen und Mittheilungen. I. Band. Prag 1849. 8.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte der Akademie. V. Heft. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe. Jahrgang 1849. I. Heft. Jänner.

Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe Jahrgang 1849. I. Heft. Jänner. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. IV. V. Heft. Wien 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokaten in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 5. und 6. livr. Mai, Juin 1849. Paris 1849. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. No. 17. 18. London 1849. 8.

Von der Society of Natural History in Boston:

Boston Journal of natural history. Vol. V. No. 4. Boston 1847. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. May 1849. Berlin 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Kościakiewicz in Lyon:

Compte-rendu du service medico-chirurgical fait à l'hôpital de Rive-De-Gier pendant le premier trimestre de 1849. Lyon 1849. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Nachtrag zu Heft I. der Mittheilungen. Enthaltend: Meteorologische Beobachtungen, May bis December 1847.

Nachtrag zu Heft II. der Mittheilungen. Meteorologische Beobachtungen Januar bis December 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Albert Mousson in Zürich:

Die Land- und Süßwasser-Mollusken von Java. Zürich 1849. 8.

Von Hrn. Xavier de Quinto in Madrid:

Discursos politicos sobre la legislacion y la historia del antiguo reino de Aragon. Madrid 1848. 8.

Von der geographical Society in Bombay:

Transactions from February to December 1846. Bombay 1846. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 5. 6. Mai, Juin 1849. Paris 1849. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances No. 15 — 20. Tom. XXVIII. Avril — May 1849. Paris 1849. 4.

Von dem Lyceum of Natural History in New-York:

Annals. Vol. IV. No. 10. 11. 12. July 1847. Septbr. 1848. New-York 1847. 48. 8.

Von dem naturwissenschaftlichen Vereine in Hamburg:

Die Insel Helgoland. Untersuchungen über deren Größe in Vorzeit und Gegenwart vom Standpunkt der Geschichte und Geologie von W. M. Wiebel, Prof. Hamb. 1848. 4.

Von der Royal Observatory in Oxford:

Astronomical observations made at the radcliffe observatory Oxford in the year 1849, by Manuel J. Johnson. M. A. Radcliffe Observer. Vol. VIII. Oxford 1849. 8.

Von Hrn. Prof. Kittel in Aschaffenburg:

Skizze der geognostischen Verhältnisse der nächsten Umgebung Aschaffenburgs. Aschaffenburg 1840. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Auswahl aus ULFILAS' gothischer bibelübersetzung. Mit einem wörterbuch und mit einem grundriss zur gothischen buchstaben- und flexionslehre. Von K. A. Hahn. Heidelberg. Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 1849. VIII. u. 110 S. 8.

Dr. Hahn (in Heidelberg) ist bis jetzt nur auf dem Gebiete des Mittelhochdeutschen aufgetreten, dem er sich vorzugsweise zugewendet zu haben schien und das er durch mehr oder minder sorgfältige Ausgaben oder Abdrücke mittelhochdeutscher Gedichte, so wie durch eine sauber gearbeitete mittelhochdeutsche Grammatik bereichert hat. Auch eine neuhochdeutsche hat er neuerdings geliefert; auf dem Gebiete des Gothischen begegnet er uns hier zum ersten Male. Er spricht sich darüber in dem beygegebenen Vorworte in Bezug auf historischen Unterricht in der Muttersprache (auf Universitäten, Lyceen und Gymnasien) selbst so aus: „Hiebey pflegt der mittelhochdeutsche Dialect bevorzugt zu werden. Ich trage von Tag zu Tag mehr Bedenken, mich damit einverstanden zu erklären. So geneigt ich auch bin, wo es sich um die Geschichte unserer Literatur handelt, den Werken dieses Dialectes eine überwiegende Bedeutung einzuräumen, so scheinen sie mir doch für das Studium der Sprache keine solche Auszeichnung ansprechen zu können. Mehr Rücksicht verdient in dieser Beziehung schon der althochdeutsche Dialect, in welchem noch so viel der alten Kraft und Fülle aufbewahrt ist, daß die Sprachforschung durch ihn wesentlich gefördert wird. Nur eins ist dabey für den Unterricht allerdings störend: daß neben so vollen, klangreichen Formen häufige Spuren einer in späterer Zeit allgemein gewordenen Abgeschliffenheit und Eintönigkeit bemerkbar sind. Der Schüler, der aus dem Griechischen und Lateinischen an ein scharfes und festes Gepräge gewöhnt ist, kann hier keine volle Befriedigung finden. Er findet sie nur bey dem gothischen Dialect" (S. III. IV).

Indem wir, das ferner Gesagte (von der Stätigkeit des letzt genannten Dialectes in den Verhältnissen der Buchstaben und Flexionen, von der darauf begründeten Fülle und Unterscheidbarkeit der Formen, von seinen sinnlichen Vorzügen in der ungestörten Ordnung jener) gern unterschreiben, möchten wir jener Behauptung von dem scharfen festen Gepräge des Griechischen und Lateinischen nicht unbedingt unsere Zustimmung geben. Bleibt z. B. der Unterricht in ersterem nicht geradezu bey der leblosesten oder unlebendigsten Auffassung und Einprägung des mundartlichen Formenreichthumes stehen, welche alsdann nur dazu gemacht seyn würde, den Schüler zu verwirren und zu ermüden; geht die Berücksichtigung und Betrachtung jener Formenabweichungen vom attischen Dialecte vielmehr, wie der Verf. ja in seinem Vorworte selbst bedingt, auf historischem Wege vor sich, so werden alle jene disjecta membra, besonders in den älteren und kräftiger gebliebenen Mundarten, auch ohne weitergehende Sprachenvergleichung, gegenüber dem bereits sehr abgeschliffenen attischen Dialecte, im Durchschnitte wesentlich älter, ursprünglicher, or-

ganischer erscheinen. Viel fester, stätiger, ja spröder ist das Latein geblieben und doch auch hier — welche Lücken, welche Einbrüche schon in das Ebenmaß und das Gleichgewicht früheren Zustandes oder Zuschnittes!

Doch lassen wir das. Ist man vielmehr mit Dr. Hahn auch darüber einverstanden, daß man aus den oben und weiter von ihm geltend gemachten Gründen den gothischen Dialect im grammatischen Unterrichte an höheren Lehranstalten nicht nur synoptisch mit den beyden andern genannten Dialecten (des Alt- und des Mittelhochdeutschen) zusammenzustellen, sondern auch einer eigenen und unabhängigen Betrachtung zu unterwerfen habe (S. V), so liegt das von ihm ausgesprochene Bedürfniß einer geeigneten Ausgabe der gothischen Sprachdenkmäler oder auch einer „gothischen Chrestomathie" (S. V) nahe.

Unwillkürlich aber fällt jedem Beystimmenden dabey der erst im vorigen Jahre erschienene Abdruck des ganzen Ulfila von Ignaz Gaugengigl (Ulfilas Urschrift, Sprachlehre, Wörterbuch. Passau, gr. 8.) ein, über dessen Werth aber auch Jeder mit Dr. Hahn's Urtheile übereinstimmen wird, wenn dieser davon (S. V) sagt, daß „andrer Uebelstände zu geschweigen, der Text desselben so fehlerhaft sey, als ob man mit dem guten Willen des Schülers spielen wolle. Im ersten Cap. des Marcus sind allein 9 Fehler und zwar kein einziger davon verzeichnet. Der Leser soll sie selbst berichtigen." Dieß ist vielleicht ein absichtlich angewendeter didaktischer Kunstgriff (ein Stück der Passauer Kunst), den Dr. Hahn nicht angewendet hat, indem er uns bis auf einige theils von ihm selbst S. 110 nachgewiesene, theils später von uns aufzuführende Druckfehler einen guten, bereinigten Text liefert, der sich zugleich durch mäßige und im Allgemeinen besonnen angewendete Unterscheidungszeichen vor jenem Nachdrucke der Altenburger Ausgabe auszeichnet, während dieser nur den Punkt der genannten anwendet, der verwirrt und hemmt.

Dr. Hahn hat die im Gothischen sonst gebräuchliche Bezeichnung des die Wörter anfangenden i oder I durch zwey Punkte (ï. Ï), herbeygeführt durch das unabgesonderte Fortschreiten der Wörter in den Zeilen, fallen lassen in seiner lateinischen Schrift. Wir werden darüber mit ihm nicht rechten, obschon atïm anschaulicher für den Lernenden seyn würde, als atim; und wäre dem Herausgeber selber z. B. ïn vor Augen geschwebt, so würde diesem Joh. 15, 24 (oder S. 37 unten, das letzte Wort der Seite) nicht in (statt ni) entschlüpft seyn *). — Nach Grimm's Untersuchungen und Ergebnissen hat der Herausgeber auch dem u keine Länge mehr zugestanden und zugefügt, während er aber ê und ô bezeichnet. Da er jedoch dem áu und ái (vgl. S. 49 und 73) seine grammatische Bezeichnung nahm (nur aíh, aír – aúh, aúr behielt er bey und aí und aú in den fremden Eigennamen, während er air S. 86 und air S. 102 oder Thessal. 5, 3 schreibt), so wäre auch jene Hervorhebung der Länge in ê und ô nicht nöthig gewesen; über ihre Währung oder Geltung konnte und kann bey jenen Unterscheidungsmitteln kein Zweifel herrschen. Uebrigens ist uns nur ein Setzerverstoß gegen jene Längenbezeichnung vorgekommen: Mk. 14, 6. steht létith. — Ueber die Wahl des q für den gothischen Doppellaut qv oder qu möchten wir mit dem Herausgeber, obschon die Altenburger Herausgeber, Grimm und Schulze ihm darin Vordermänner sind, rechten, da er doch die andern beyden gothischen Zeichen für Doppellaute durch die Auflösungen *hv* und *th* wieder giebt. Wem das im Lateinischen gebräuchliche qu nicht behagt, der schreibe *kv*, was dem *hv* (neben hl, hr, hn) wie dem fv besser entspräche. Wollte aber Dr. Hahn q allein gebrauchen, so hätte er auch Löbe's w (für hv) sich aneignen sollen. Es ist sogar nicht zu läugnen, daß duhvê zu Irrungen Anlaß geben könnte (duh-vê, was freylich keinen Sinn gibt) und daß thatahvah (J. 15, 7. 16) eigen aussieht. Würde für *th* ein einfaches Zeichen (das bekannte Þ) angewendet worden seyn, dann würden Druckfehler stehen geblieben seyn, wie Mk. 9, 24 (mit tagram), während Mk. 1, 25. 26 *th*ahan und *t*ahida glücklich unterschieden wurden.

*) Ein andres in steht müßig S. 60, 8 v. unten.

In der Anwendung und Weglassung von Unterscheidungszeichen ist sich Dr. Hahn nicht allwegs gleich geblieben. Setzt er im Allgemeinen vor ith und ak, akei kein Komma, so er hat es doch in vielen andren Stellen wieder angewendet, selbst Semikolon (z. B. 1. Kor. 13, 8). Röm. 13, 12, wo ith zweymal erscheint, hätten wir auch das zweyte Mal ein Komma erwartet; auch bey niu (Luk. 15, 4). Huldigt der Verf. im Allgemeinen mit Recht dem Grundsatze, daß sich die Sprache und das Verständniß des Satzes, wo er leicht und licht ist, von selbst helfen werde, so müssen wir uns über Vorkommnisse übermäßiger Unterscheidung wie Mark. 10, 21 (jah hiri, láistjan mik; nimands galgan, wo das Altenburger Vorbild gar kein Zeichen hat), und Mark. 13, 21 (Jah than jabái hvas izvis qvithái: sai, hêr Xristus, aiththáu sai, jáinar, ni galáubjáith, wo Gabelentz und Löwe nur nach jáinar ihren Zwischenpunkt setzen) wundern. Mark. 14, 66 ist ein Punkt wenigstens unnöthig gesetzt. —

Im Abbrechen der Wörter am Ausgange der Zeilen bleibt sich der Herausgeber auch nicht gleich. Wir würden dieß nicht hervorheben, wenn er vorzugsweise dem gewöhnlichen Gebrauche gehuldigt hätte. Aber neben Vorkommnissen wie si-pônjôs, vi-tôda, galei-than, gara-thana, afaír-zidái, leih-vid, bligg-vandans, visan-dam, vi-sandein, thram-steins, unhul-thôno, val-dufni, gasal-bôdêdun, insan-didêdun, gablin-dida, gahausi-dêdun, rô-didêdi, lai-sida, usbauh-têdun, saúh-tim, attáitó-keina, Iakô-báus, galáu-beith, auhu-mist, thaúr-bun, gathor-sana, sei-namma, tham-mei, kun-nands u. s. w. zeigt der Druck auch gavalidêduth, andvasid-êdun, gagg-aima, gagg-ands, brigg-andei, sit-andans, grêd-andans, vis-andein, gahab-andans, inngagg-andans, stand-andans, gabind-andans, usvaírp-ands, bisaíhv-andans, nêhvjandans (oder ungalaub-jandans), qvist-andans; man-agáizê, brôthr-ahans, brôthr-jus, thiuth-eigs, vitôd-eigô, galaub-eins, fôd-einái, timr-einái, seináizôs, hlaib-an, blind-áim, unsar-amma, vaúrthanamma, thiud-an u. s. w., so daß in diesen Beyspielen die Absicht, nach den Bildungs- und Beugungssylben abzubrechen, nicht verkannt werden kann. Dann aber ist zweyen sich widerstrebenden Weisen gehuldigt oder der Noth, der Presse theilweise nachgegeben worden. — Die vereinende und doch wieder trennende Schreibung von uh oder uth than führt dem Auge eigene Bilder vor, z. B. bidjumuth than, bidjáithuth than oder gar thvaírháith than (Epheſ. 4, 26). —

Die Hahn'sche „Chrestomathie“ oder „Auswahl“ bietet uns größere und kleinere Abschnitte aus den vier Evangelien und den pauliniſchen Briefen, auch aus dem alten Bunde; dagegen aus der Skeireins nichts. Aus dem A. B. und den Briefen Pauli wurden nur kleinere Stücke aufgenommen, aus dem Evangelium Johannis die größeren Hauptstücke 10 und 15, aus Lukas Hptst. 6. 15. 18. 19, das Evangelium des Markus aber ganz, so weit dasselbe uns überkommen ist d. i. Hptst. 1 — 16, von denen Hptst. 12 zu 13, 13 zu 14, so wie dieses u. 16 u. 6 Lücken enthalten, welche der Herausgeber S. 22. 23. 27. 28 mit Sternen bezeichnet hat. Was S. 11 im Mk. 7 die Gedankenstriche am Ende der Verse 2 und 4 mitten im Texte bedeuten sollen, ist unklar. — Dem Herausgeber ist wesentlich erschienen, daß die Wahl der Textstücke reichlich genug ausfiele, um wenigstens das Bedürfniß „eines halbjährigen Curses“ zu decken. „Im Uebrigen (sagt er weiter S. VI) war ich der Ansicht, lieber auf wenige Abschnitte mich zu beschränken und darunter einen vollständig, wie er uns erhalten ist, mitzutheilen, als mich nach vielerley kleinen Proben aus den gesammten gothischen Ueberresten umzusehen. Ich habe mich also an die Ulfila'sche Bibelübersetzung gehalten, und zwar vorzugsweise an die Evangelien. Unter ihnen habe ich das von Marcus unverkürzt gegeben. Seine Einfachheit und der glückliche Zufall, daß es so wenig verstümmelt ist, sprachen für diese Bevorzugung. Darum steht es auch mit Recht voran.“ Die getroffene Auswahl — auf der einen Seite Markus, Matthäus und Lukas, auf der andern der geistigere Johannes und die schwierigeren Briefe Pauli trägt den beyden Hauptanforderungen des fraglichen Sprachunterrichtes Rechnung, der von einfacherem Satzbau in schlichter Geschichtserzählung aus-

zugehen hat, dann aber schon im schwierigeren Gebiete abgezogenerer Begriffe sich bewegen darf. Den auch hierin Geübten hätte aber dann wohl ein Theil der Skeireins, der kein griechischer Text zur Seite steht, zur selbständigeren Uebung hinzugefügt werden sollen. Freylich war und ist hier immer noch Manches schwankend und unsicher.

Oben ist bereits hervorgehoben worden, daß der Hahn'sche Text im Allgemeinen treu und rein wiedergegeben worden sey. „Beym Text (sagt der Herausgeber selber), der mir Hauptsache gewesen, bin ich vor Allem auf Genauigkeit ausgegangen, die bey grammatischen Uebungen, je älter und wichtiger eine Sprache ist, um so entschiedener verlangt werden darf. Ich hoffe, daß man meine Sorgfalt durch ein erfreuliches Resultat bestätigt und belohnt finden werde" (S. V).

Dr. Hahn hat sich streng an den allmählig einander gefolgten Vereinigungen des gothischen Textes durch seine Vorgänger gehalten. Wir finden daher Mth. 6, 30 gistradagis (für cras!) wieder, wo man aftra — oder *afar*dagis vermuthen oder wagen durfte, wie letztres auch Mk. 16, 2. anzunehmen sein wird, wo der Herausgeber es nur S. 85 im Wörterbuche wagt, während L. 7, 11 (in thamma afardaga) dazu das Recht gibt. — Mk. 3, 26. hat der H., ganz wie Joh. 13, 27. 2 Cor. 2, 11. 14 (u. Tit. 2, 18?), richtig satana; darnach hätte er aber Mk. 3, 23 satanas satanan wohl abändern sollen. Ueber die Mk. 10, 37 beybehaltene räthselhafte Form sitáiva für den Pluralis *καθίσωμεν* wollen wir nicht rechten, auch nicht in sitaiva in vulthâu ein Schreibversehen (statt sitaima) vermuthen, da das Gothische hier wie im folgenden Verse (38) bidjats und maguts (gegen das griechische *οἴδατε* u. *δύνασθε*) den Dualis verlangt, der in jenem sitáiva liegen muß S. 74, wie er auch im folgenden Verse (39) in magu (gegen *δυνάμεθα*) zu Tage tritt, das wie siju (Joh. 10, 30. 17, 22) ausgeht. Es ist überall von den beyden Brüdern Zebedäi die Rede. — Mk. 11, 1. hat der H. bithaniin beybehalten, da doch 11, 11. 12. wie 8, 22. béthaniin, béthania steht. Das wieder aufgenommene zweymalige béths sagein (s. S. 64) laßen wir unangetastet, da es Zeugniß für an's *s* anklingende Aussprache des gothischen *th* ablegt, wofür ich in den gothischen Urkunden von Neapel und Arezzo Sp. 24. ein bezeichnendes Beyspiel beygebracht habe und wofür auch die Völkernamen Vago*th*, Gáutigo*th*, Vinovilo*th* etc. bey Jornandes 3. (statt Vagós, Gáutigôs, Vinovilós), eben so Sehudericus (st. Theudericus) bey Muratori 412, 4, nicht minder Si*s*ewaldus (bey Aimoin. 2, 34) statt Sin*d*wald (bey Agathias 1, 20. 2, 7. 9. Evagr. H. eccles. 4, 24. Paul. Diak. H. langob. 2, 3. Sigebert. Gembl. u. s. w.) angeführt werden können, in welchem letzteren Beyspiele ein sächs. Si*th*wald zwischen liegen muß; dieß vielleicht auch schon in dem Namen des in Kaiser Leo's Diensten stehenden Gothen Si*d*imund (bey Malchus). — Mk. 16, 9. hätte ich zu atáugida unbedenklich sik gefügt: Dr. Hahn richtete sich nach dem löbeschen apparuit *ἐφάνη*, während er doch S. 88. im Wörterbuche einsetzt „*atáugjan*, vor augen bringen." Einer ähnlichen Herübernahme der vorgefundenen Deutung und Auslegung werden wir weiter unten zu erwähnen haben. — Auch bey gasatida grunduvaddjau (Lk. 6, 48) würde ich keinen Anstand genommen haben, das gleich im folgenden Verse richtige grunduvaddju herzustellen; nicht minder Mk. 7, 32 ei lagidedi imma handau zu ändern, so gut wie Dr. H. Röm. 13, 4. das richtige hairu der wolfenbüttler Hdschr. an Stelle des ambros. hairau aufnahm. Doch standen ihm die bey Gabelenz und Löbe zu Mk. 7, 32 und 1 Tim. 1, 16 gesammelten Stellen zur Seite, während von solchen Luk. 15, 17 (ufarasáu haband = Philipp. 4, 12) immer eher zu begreifen ist als 1 Tim. 1, 16 Xristaus Iêsus. Auch gegen fair*r*inôth Gal. 5, 15 würden wir nichts haben, wohl aber gegen na*ss*eináis 1 Thess. 5, 8, wo Cod. A. doch das richtigere oder reinere bot. Freylich hatten jenes die Altenburger auch aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Auswahl aus ULFILAS gothischer bibelübersetzung.

(Schluß.)

*H*alsagga (Mk. 9, 42) und vulthrizans (Mtth. 6, 26) hat der H. stillschweigend aufgenommen. Wagte er letzteres, so durfte er auch plapja, wenn auch nicht drauhsna ändern, so gut wie Nehem. 5, 18 (S. 46 u. 93) gaits. a. statt des ganz ungothischen gaitsa. Ueber das nicht minder seltsame un Biarja (Joh. 1, 12) erhalten wir kein neues Licht; Mk. 11, 45 ward ni qvam at andbahtjam, ak andbahtjan ruhig aufgenommen, dem Mtth. 27, 7 du usfilham (die Hdschr. hat usfilha˜) entspricht.

Die Stelle Luk. 9, 7 (*du* fravaúrhtis mans jaláith *in gard* ussaljan: *παρὰ ἁμαρτωλῶ ἀνδρὶ εἰσῆλθε παυλῦσαι*) hätte ich so ungeheilt nicht herübergenommen; entweder ist *du* falsch, oder *in gard* (Glosse?) mußte weichen; *du* mit dem Genitive (sc. garda) ließe sich wohl denken. Ich reihe hieran ein andres *du* in Mk. 10, 13: ïth thái sipônjôs ïs fôkun tháim báirandam *du*. 14. Gasaíhvands (*προσφέρουσιν. Ἰδὼν*), wo Dr. H. wieder Dugasaihvands aufnahm, obgleich ähnliches Nachschlagen der zum Verbum gehörigen Präposition nicht selten ist: Mk. 15, 36 galagjands *ana* | ráus, dragkida ïna (= Mtth. 27, 48), Mth. 9, 16 aththan ni hvashun lagjith *du* (*ἐπιβάλλει*) platafanan tharihis *ana* snagan fairnjana *), *at*gaggandei *du* (*προσελθοῦσα*) Luk. 8, 44 oder Mk. 8, 23 *at*lagjands *ana* | handuns seinôs (*ἐπιθεις τὰς χεῖρας*), wo freylich für das beystehende *αὐτῷ* wohl ana ïna gelesen werden müßte, wie Mk. 14, 16 *us*lagidêdun handuns *ana ïna* oder Mk. 4, 21 *at*lagidêdun *ana ïna* thaurneina vipja, Mk. 10, 16 lagjands handuns *ana thô* (barna). Die hier mitwirkende Präposition könnte man auch in ana lukarnastath*an* satjáidáu (*ἐπὶ τὴν λυχνίαν ἐπιτεθῇ:* Mk. 4, 21) vermuthen statt lukarnastath anasatjáidáu, wenn nicht Mtth. 5, 15 ak ana lukarnastath*an ja*h liuteith und gar Lk. 8, 16 ak ana lukarnastath*in* satjith (*ἐπὶ λυχνίας ἐπιτίθησιν*) stünde. Lukarnastath*a* widerstrebt freylich neben hunslastath*s*, môtastath*s*, hvairneins stath*s*, und der Unterschied der Bedeutung ist nicht so groß und wirksam, wie zwischen gard*s* (*οἶκος*) und gard*a* (*αὐλή:* Joh. 10, 1), wozu gaírda (*ζωνής*) sich gesellt. —

Nach dieser Abwägung des Textes wenden wir uns zu dem beygegebenen Grundrisse zur Buchstaben- und Flexionslehre (S. 49 — 82). Von ihm wie von dem Wörterbuche sagt der Vf. (S. VI) selbst aus, daß sie keinen andren Zweck hätten, als daß sie die nächsten und nöthigsten Bedürfnisse des Schülers befriedigen und gemeinschaftlich mit dem Texte ihm als bequemes Elementarbuch beym ersten Unterrichte im Gothischen dienen sollen. — Die „Grammatik“ (S. VI.) umfaßt die Buchstaben (S. 49), die Flexionen (S. 54) und zwar Declination (des Substantivs und Adjectivs sammt des letzteren Steigerung, der Participia, der Nominapropria, der Zahlwörter und Pronomina)

*) Sieh Gelehrte Anzeigen 1848, Sp. 569.

und Conjugation (S. 70). In einem Nachtrage ist der Zahlenwerth der Buchstaben angegeben, wo für 90 u. 900 leicht Zeichen hätten geschnitten werden können, wie denn auch das gothische ABC. hätte mitgetheilt werden sollen. S. 82. holt das Participium Prateriti nach. Aus Anlaß dieses Nachtrages können wir nicht umhin, eine eigenthümliche Breite der sonst knapp und klar gehaltenen Schreibart hervorzuheben! Von jenem heißt es S. 82. „Was das Participium Präteriti betrifft, so ist zu bemerken daß;“ ganz auf gleiche Weise heißt es S. 76. „Wir wollen jetzt die Abwandlung an Paradigmen nachweisen“ und „Von Verbis mit langer Wurzel braucht nur folgendes angegeben zu werden;“ eben so S. 74. „Wir gehen jetzt zu den Flexionen der starken Verba über,“ endlich S. 64. „Zuletzt ist zu erwähnen, daß.“ Man glaubt einer Vorlesung beyzuwohnen oder das Heft des Docenten zu hören. Dahin fallen vielleicht auch Unebenheiten oder Flüchtigkeiten des Styls, wie S. 72 die Ueberschrift „Das Participium des Präteritum“ und gleich darunter „Vor ihrem Ablautsvocal“ oder umgekehrt S. 61 „Steigerung der Adjectiva“ und unmittelbar darunter „Die Bildung desselben.“ Pedantisch klingt „das Präteritum des Verbum“ neben „Participium Präsentis und wieder Plurals, Singulars, Comparativ;“ sogar „adverbieller.“ Was S. 52 — 54 von der Lautverschiebung im Vergleich zum Lateinischen und Griechischen gesagt ist, gehört eigentlich streng genommen nicht an jenen Ort; am wenigsten aber ist der S. 53 gezogene Schluß ganz richtig, daß die „Lautverschiebung unsrer Sprache ursprünglich fremd gewesen.“ Gerade diese Verrückung oder Fortschiebung der Mitlaute, in Verbindung mit dem Ablaute der Selbstlaute gegenüber den urverwandten Sprachen drückt dem germanischen Wesen von Anfang an ein eigenthümliches Gepräge auf, indem hier zum Strome wird, was im Sanskrit schon, noch mehr im Zend ꝛc. aus Wohllautsgründen gesetzlich zu wirken begonnen. Wie anders hat darüber erst jüngst wieder Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache geurtheilt. —

Das in der Formenlehre Gesagte gibt uns wenig Anlaß zu Bemerkungen. Gut als zweyfache Präterita sind bezeichnet kann und kuntha (S. 78); S. 60 hätte skáuns zugefügt werden können; S. 54 fehlen unter den Beyspielen solche wie anabu'sns, usbei'sns, auch vei's(s); überhaupt fehlt die Wortbildung; S. 59 fehlt bisitands, eben so frumabaúr. S. 63 ist bey den nominibus propriis nicht an die ächt gothischen Stáins (für Petrus in der Skeireins) und die übrigen in der arezzischen Urkunde, ferner bey Marini, Jornandes, Procopius ꝛc. gedacht worden. — S. 65 hätte bajôths (statt baiôths) gedruckt werden sollen, wobey gelegentlich bemerkt sey, daß sich im Wörterbuche *adj.*, *adjectivisch*, *conj.* etc. eigen ausnehmen. — Nicht richtig scheint uns die Aufstellung des Comparatives als –iz, –oz; schon die Neutra sprechen dagegen (batis etc.). Andiz-uh ist doch andis; eben so hätte nicht riqviz angesetzt werden sollen, das Mth. 7, 22 freylich riqviz ist heißen muß, wie das Adjectivum rigvizeins; aber auch riqviz *h*van filu widerspricht nicht. — Eben so mußte wohl ais, nicht aiz, angesetzt werden, womit sich aizasmitha und áiz, *ak* (Mk. 6, 8. 9) so gut verträgt wie diz-uh than (Mtth. 16, 8), Filippauz-uh (Lk. 3, 1), dagegen richtig Filippaus jah (Mk. 8, 27), Alfaiaus jah (Mk. 3, 18).

Was das Wörterbuch betrifft, so ist solches in streng alphabetischer Folge gehalten worden, wodurch den Anfängern zwar unter die Arme gegriffen, nicht aber von Anfang an der Einblick in den Gliedbau der Sprache geweckt und gewährt wird. Meines Erachtens muß jedes solche Wörterbuch beyden Anforderungen genügen. Es ist in vorliegendem ein reiner Zufall, daß die zusammengehörigen airthei, airtheins oder aigan, aíhts, aíhtrôn, oder noch weiter band, bandi, bandvjan, banſts sich rasch folgen: von bindan aber stehen die letzteren schon weit ab; eben so werden von einander gerissen aiveins und aivs, avêthi und avistr; dazwischen stehen erst noch aviliud, aviliudôn. Verkümmert stehen unter A: afvagjan und afvandjan; von einem Zusammenhange mit vigan, vindan ist gar nicht die Rede; so sind entrückt *Ana*fulhanô, *Ala*tharba; *ga*vaírthi von vaírths (S. 119), *ga*batnan von batizô (zu geschweigen bôta, bôtjan);

vereinsamt stehen uslitha, usvêns und vêns sehnt sich fern ab nach ihnen. — Ganz im Gegensatze zu jener todten ABC-Ordnung sind sis und sik unter *seina*; is und ist unter *im*; sijum, sijuth, sijáu und selbst *sind* unter *siju* gestellt und sonst nicht aufgeführt. Wird die Kenntniß ihres Zusammenhanges beym Aufschlagen vorausgesetzt, so müßte dieß auch bey *saúra-ga*-Satjan, *saúra-ga*-Teihan u. s. w. geschehen, die aber unter F. stehen, während unter T. kein teihan zu finden ist. Dieser Fälle sind aber sehr viele. Auf solche Weise fehlt im Wörterbuche selbst *thata*, das nur unter sa steht, während aber thatei, thatein besonders aufgeführt sind. So fehlt uns(is) S. 107, während unsar da ist; Formen wie *himma* (daga), *hina* (dag) fehlen, weil ein nicht vorkommendes his S. 96 angesetzt ist, unter dem jene dienen. War dabey das vorausgegangene Lernen der S. 68 aufgestellten Formen vorausgesetzt? Und durfte darum vêhs st. vaihs (Mk. 5, 26. 27) S. 109 fehlen, weil es S. 51 aufgeführt wurde? Wurde aber uzôn (S. 68) besonders aufgeführt, warum nicht auch ganauh, mahta und alle ablautenden oder abweichenden Präterita? Sonderbar begriffsmäßig ist das Nominativ-s in der alfabetischen Buchstabenfolge nicht mitgezählt worden, so daß vars vor varei, varjan steht, zwischen die obenein erst noch vargitha sich keilt; eben so steht áivs vor áiveins, dem natürlich auch áivagêli-jô und áiviskôn vorhergeht. So steht abrs vor abraba, aglus vor agluba, áins und áinshun vor áinfaths und dieß vor áinfaithei u. s. w. u. s. w. Dann hätte wohl der gaugengigliſche Absonderungsstrich angebracht werden sollen. Ueber den Ansatz gewisser Formen ließe sich auch noch streiten: so midums (S. 200) oder miduma; hleidumei hätte ein midumei erwarten lassen. Faihugeirô und Vaggareis sind gleichfalls angestritten worden. Vgl. Gelehrt. Anz. 1848. Sp. 576. Mitadjô (Luk. 6, 38) neben mitaths im selben Verse wird man bestehen lassen müssen, obgleich das nachfolgende mitad, mitada auch einen Fehler enthält und weiteren Schreiberirrthum vermuthen läßt.

Was die Worterklärungen im Wörterbuche betrifft, so hätte S. 102 zu láun nicht nur das befragezeichnete Sühne gesetzt werden sollen. Die Bemerkung zu aftana (S. 85) ist nicht streng richtig; zu fastubni aber hat sich der H. bey seinen Vordermännern vergriffen: Gabelentz und Löbe führen nämlich in ihrem Wörterbuche S. 203 zwey Fastan und unter jedem fastubni auf; das Auge fiel auf das erste, wo Haltung (τήρησις: 1 Cor. 7, 19. Col. 2, 23) steht; bey der Stelle Mk. 9, 29 aber, um die es sich handelt, steht Fasten, jejunium (gleich Luk. 2, 37. 9, 43). — Tainjô, gleich auf táins folgend, hätte doch wohl durch „Korb aus Zweigen, Gerten“ erklärt werden sollen (wie snôrjô aus Schnüren, snôrim); bey assarjus aber könnte das gebrauchte „Kreuzer“ dem norddeutschen Schüler einen andren als den gewollten Sinn unterschmuggeln. Bey letztrem Worte, wie bey aurkeis, azymê, paraklêtûs, paúrpura, pistikeins, paskâ, psalmô, smyrn, spyreida, synagogê etc. fehlt der Beysatz „fremdes Wort,“ was bey praufêtês spaikulator, aípistaúlê steht, wie bey kaúrban, rabbauni, sabakthani „hebräisch Wort,“ bey taleitha „chaldäisch.“ Wenn aber letztres aufgeführt wurde, warum nicht kumei, das Mk. 5, 41 doch dicht daneben steht; eben so zu sabakthani (Mk. 15, 34) nicht aílôê und limá? Wenn auch die nicht gothischen Eigen- ond Ortsnamen nicht aufgenommen werden sollten, so hätte saurinofynikiska (Mk. 7, 26) mit seiner deutschen Endung (vergl. funisks Eph. 6, 16) es doch wohl so gut verdient, wie pistikeins, dem kein Taufschein mitgegeben worden ist, wie doch einigen andren Wörtern, denen H. kleine etymologische Bemerkungen beyfügen zu müssen geglaubt hat. So bey lithus, fráuja, bláuthjan, silba, aíhvatundja (vergl. amsa

und hveihts). Warum nicht auch bey váifaírhvjan, wo es so nahe lag? Silba war viel gefährlicher und verfänglicher, sey es nach Grimm-Schulze, sey es nach Wackernagel gedeutet, welche Gewährsmänner Hahn hier und einige andre Male genannt hat. Bey gáits hat er dieß unterlassen; wenn wir seine besondere Aufführung von hvaírneins staths (S. 97) richtig auffassen, so auch hier. Ich füge in Betreff dieses Falles zu dem in den Gelehrten Anzeigen des v. J. Sp. 578. 579 Gesagten noch hinzu, daß für meine dort gegebene Auffassung das ganz nahe stehende thaúrneina vipja (Mk. 15, 17 ἀκάνθινον στέφανον) spricht; daß aber von einem gleich gaírns (und viduv-aírns, thivaírna, Gugerni, Basternae) angenommenen hvaírns sich ableiten würden 1) hvaírni, n. Hirn, 2) hvairnei, f. Hirnschale (unterschieden wie barnisli und barnisker), 3) das Adj. hvairneins, schädelig. — Ferner halte man zu dem Sp. 580 der Gelehrten Anz. v. J. geltend gemachten bôkeinô bant in (Bucinobantes) auch die Caninufates: vielleicht ein haneinô fatha?

Außer den im Verlaufe dieser Beurtheilung bereits geltend gemachten Druckversehen wären nur noch zu bemerken lannê (Luk. 6, 34) und *us-táig* (Mk. 3, 13) statt usstáig, die S. 110 nicht aufgeführt stehen. Der Gebrauch eines langen ſ hätte letzteres Versehen vermieden: usstôditk, usstôth, usskavái, usstiuriba, disskreitandans, faúrstassjans nehmen sich häßlich aus. Beym Anwenden des langen Anfangs-ſ hätte man dann das oben besprochene nasseins eher dulden können. — Die S. 110 angegebene Verbesserung vaistins ist selber ein Druckversehen, da Mk. 2, 10 wie S. 118 richtig vaihst steht. Dem S. 110 zu Mk. 14, 5 bemerkten *s kattê* gesellt sich Mtth. 27, 4 *bl óth*. Bringith (Lk. 15, 22 = thankeith 14, 31, thank 17, 9. inqvis 19. 31) ist kein Druckfehler; eben so wenig aggêlê (Luk. 15, 10 = Joh. 9, 26).

Schließlich noch einige neuhochdeutsche Bemerkungen. Wer über Sprache schreibt, muß zu seinen Eigenthümlichkeiten historische Gründe haben. „Beim Unterricht," „mit einem Grundriß," „in ihrem Verfall," „beym Text," „von Erfolg ist" können wir uns denken; härter erscheint schon „aus einem andren Grund," „zu Grund legt." Bey „von Tag zu Tag" könnte man an mittelhochdeutsche Gesetze gedacht denken, aber es steht „ich trage von Tag zu Tag." Und wie ist „Plans, Testaments, Singulars, Plurals, Sprachgebiets, Begriffs" zu begreifen neben unseres, unsere?" Umgekehrt wieder „höhern, andern, letztern, ersterm, am weitsten?" Daneben aber wieder „vornen" (S. 73). In der Rechtschreibung lassen wir „léztern (S. 67), jezt, nötigsten" gelten; sogar „verwant" (S. 53); Manigfaltigkeit" (S. 58) aber steht nicht im Verhältnisse zu „betrifft," und zu „gibt" (S. 70) stimmt nicht „viel, dieser, dieß, erzielen." Eben so wenig paßt S. 96 „Loos" zu dem streng festgehaltenen und durchgeführten sz, das sich übrigens typographisch sehr häßlich ausnimmt; man erlaube zum Schluße eine Reihe solcher Mißgestalten vorzuführen: diesz, stoszen, grösze, bloszen, schlieszen, gleichmäszig, laszen, laszt, verfaszen, wiszen, bisz, dasz, *unpaszend*.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Matthias Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. II. Bd. Wien 1847.

Der vorliegende zweyte Band der Lebensgeschichte Khlesl's enthält 333 Seiten Text und 405 Seiten Documente. Diese sind eine wirkliche Bereicherung der Geschichte Oesterreichs und Deutschlands, und würden es noch in ungleich höherem Maße seyn, wenn es dem Hrn. Verfasser gefallen hätte, größere Sorgfalt auf die Correctur derselben zu verwenden. Nicht selten sind selbe bis zur Unverständlichkeit entstellt.

Was aber die Benützung des vorliegenden Materials betrifft, so müssen wir unsere in der Anzeige des ersten Bandes gemachte Aeußerung wiederholen, daß Text und Urkunde gar oft in entschiedenstem Widerspruche stehen, daß diese fast durchgängig mißverstanden, immer aber unvollständig benützt worden seyen.

Wir können uns hier um so kürzer fassen, da wir diese Beschuldigung früher weitläufig genug belegt haben. Wir erlauben uns nur einige Beyspiele, wie wir sie fast auf jedem Blatte finden, herauszuheben.

Am Schluße des Jahres 1606 ordnete der Kaiser den Bischof v. Olmütz Cardinal Dietrichstein und den Frhrn. v. Lamberg an seinen Bruder Matthias nach Wien ab. Die hierauf bezüglichen Documente verdienen die höchste Beachtung, indem sie über das Verhältniß beyder Brüder das hellste Licht verbreiten. Unter andern Fragen, deren Beantwortung dem Erzherzoge abverlangt wurde, war nach Hammer auch die: in wie weit es wahr sey, daß der Erzherzog die ungarische Krone wirklich angenommen habe? Worauf er diesem antworten läßt: Die Ungarn hätten ihm das Königreich angeboten und einige geheime Räthe des Kaisers ihn zur Annahme ermuntert. So Hammer.

Die Instruction der Abgeordneten hingegen besagt wörtlich: . . Sej uns glaubwürdig fürbracht, Das S. L. (seine Liebden) consentirt habe die Hungerische Cron von vns abzufodern. Hierauf entgegnet Matthias: „. . Seye Ja nit anderst, dan das die hungharn starkh darauf (auf die Krone) getrunghen und gleichsamb die ganze tractation sich deßwegen zerstoßen . . . dahero mit obgemelten Gehaimer räth . . Assens darein verwilligt.“ Da aber der Kaiser begehrt, „das bej Jr Mtst die Cron verpleibe“ habe er bewirkt, daß sich die Ungarn zur Ruhe begeben. — Es handelte sich also hier augenscheinlich um die materielle Krone, die Kaiser Rudolf mit sich nach Prag geführt hatte und Matthias nach dem Kriegszuge von 1608 nach Ungarn abführen ließ.

Nach Hammers Darstellung erwiederte der Erzherzog auf die Frage wegen des Geschäftes des Abts von Kremsmünster in Rom: „der Abt von Kremsmünster habe ein Brieflein an den Papst erhalten, um sich bey diesem zu entschuldigen, wenn bey der Verhandlung wegen des ungarischen Friedens

Etwas in Religionssachen versehen worden seyn sollte," während er zufolge der Relation Dietrichsteins die Antwort ertheilte: der Abt soll den Papst über den Gang des Ereignisses gehörig aufklären, da, wie der Erzherzog vernommen, Etliche ihm den Vorwurf machen, etwas vergeben oder übersehen zu haben.

Auf S. 21 ist fast jeder Satz unrichtig oder wenigstens sehr mangelhaft. Wir können uns nicht darauf einlassen, dieses in den einzelnen Fällen nachzuweisen.

Der Erzherzog hatte sich zweymal ausdrücklich gegen die Abgeordneten verpflichtet zur völligen Geheimhaltung des Gegenstandes, über welchen verhandelt wurde, oder vielmehr ohne Beyziehung irgend eines Dritten seine Antwort abzugeben. Hammer behauptet indessen ohne Bedenken, daß Matthias am 23. December von Lachsenburg, wo er sich damals aufhielt, nach Wien gekommen sey, um sich von Khlesl die mündliche und schriftliche Antwort ertheilen zu lassen. Für diese Anschuldigung eines doppelten Wortbruches sucht man vergebens einen Beweis, vielmehr kam der Erzherzog öffentlich in die Stadt, schickte seinen Kämmerer Cavriani mit einem Gruß an die Abgesandten und blieb überhaupt nur ganz kurze Zeit, um, wie Dietrichstein in der Relation bemerkt, Schriften abzuholen, deren er zur Verantwortung bedurfte.

Dietrichstein und Lamberg hatten den Auftrag erhalten, vom Erzherzoge die augenblickliche Entfernung Khlesls, Krenberg's und Cavriani's zu verlangen. Würde sich derselbe dessen weigern, oder würden diese selbst sich nicht sofort entfernen wollen, so haben sie ihnen ein Handgelübd bey Treuen und Ehren anstatt eines leiblichen Eides abzunehmen, daß sie sich jederzeit an dem Orte einstellen wollen, dahin sie berufen werden.

Der Erzherzog erklärte in Betreff Khlesls, daß er zwar des Kaisers Rath sey, aber zugleich auch das Predigtamt auf sich habe. Ohne in des Papstes Excommunication zu fallen, dürfe er ihn daher nicht wegweisen. Es gehe auch darum nicht an, weil eine solche Verweisung Infamiam auf sich trüge und den Privilegien entgegen sey.

Khlesl wurde daher ebenfalls vor die Abgesandten gefordert. Hammer läßt ihn denselben gegenüber sagen: es frage sich, ob sie diese Gesandten seyen? — Eine solche Rede aus Khlesl's Mund unter diesen Umständen überstiege denn doch alles Maß von Thorheit und Unsinn. Schon das hätte den Hrn. Verf. aufmerksam machen sollen. Die betreffende Stelle in der Relation lautet, wie folgt: fraget sich aber hoch, das wir dieselben (Abgesandte) wären und von uns Jr Mst. willen Er vernemme, weill er mich Cardinalen für sein Geistliche Obrigkheit erkhennet . . Es liegt hier auf der Hand, daß „fraget" ein Fehler ist, statt dessen gelesen werden muß „freuet." Nach Hammer sagt Khlesl ferner, schon vor zwey Jahren habe er sich nach Prag begeben wollen und würde sich davon nicht haben abwendig machen lassen, wenn ihn nicht Unverzagt durch ein Brieflein gewarnt hätte und wenn ihm nicht auch General Roßwurm die (Khlesl's Gewahrsam betreffenden) erhaltenen Befehle mitgetheilt hätte.

Die Relation sagt abermal das gerade Gegentheil. Dieser zufolge erklärte Khlesl, daß er ungeachtet der Warnungen von Seite der beyden genannten Herren sich eingefunden haben würde, wofern ihn nicht eine schwere Krankheit zurückgehalten hätte. Es geschieht ihm vollkommen Unrecht, wenn Hammer keinen Anstand nimmt, ihn des offenbarsten Ungehorsams gegen den Kaiser zu beschuldigen. Was man von ihm forderte und fordern konnte, das hat er ohne Zaudern versprochen und geleistet. Er erbot sich, jedesmal auf Erfordern zu erscheinen, wohin ihn der Kaiser berufen möge, wenn es nur nicht seiner geistlichen Jurisdiction zuwiderlaufe; er erbot sich ferner auf ein einfaches Briefchen des Cardinals hin: daß es der Kaiser gerne sehen würde, wenn er sich entfernte, Wien sogleich zu verlassen; nur wegweisen will er sich nicht lassen. Das wäre eine Infamie, die er nicht verdient. Wir werden in der Folge zeigen, daß sowohl Khlesl als Cavriani sich wirklich von Wien und vom Hofe des Erzherzogs entfernt haben. Uns scheint Khlesl, mit Hammers Erlaubniß sey es gesagt, genau so geantwortet zu haben, wie er sollte und mußte: In den Angelegenheiten, welche den kais. Dienst

betreffen und seine Unterthanspflichten, wolle er sich jederzeit und bereitwillig verantworten; in den Dingen aber, welche mit seinem Stand als Priester und seiner Lehre in Verbindung stehen, erkenne er nur seine geistliche Obrigkeit als competenten Richter an. Von Wien werde er sich freywillig nicht entfernen; er sey vom Papste in seinen Beruf eingeführt. Nur ein ordnungsmäßig geführter Proceß könne ihn hinweg bringen. Das sey Ehrensache, der Gewalt aber werde er weichen.

In wie ferne Khlesl's Schrift, welche er Namens der katholischen Stände dem Erzherzoge überreichte und worin die Anfänge und die Ausbreitung des Protestantismus in Oesterreich dargestellt werden, auch nur einigermaßen erschöpfend und richtig ausgelegt sey, überlassen wir der Beurtheilung jedes nur einigermaßen unterrichteten Lesers. Wir sind der Meinung, daß ein etwas einläßliches Eingehen auf diese wichtige Darstellung in einer Lebensgeschichte Khlesl's gefordert werden müsse.

Es wurde und wird auch noch gegenwärtig allgemein angenommen, daß vorzüglich Khlesl es war, welcher den unheilvollen Zwist zwischen den Brüdern Rudolf und Matthias anfachte und nährte. Darauf deutet Khevenhiller, dieses wirft ihm auch Herzog Maximilian von Bayern vor. Hr. v. Hammer nimmt die Sache als ausgemacht an, obgleich aus den von ihm mitgetheilten Urkunden das Gegentheil hervorgeht.

Gewiß ist, daß Khlesl und Cavriani auf Befehl des Kaisers im Anfange des Jahres 1607 kurz nach der Anwesenheit der kaiserlichen Abgesandten in Wien den erzherzoglichen Hof und Wien verlassen haben. Khlesl schreibt in einem zur Mittheilung an die Schwester des Matthias, die Erzherzogin Margaretha, bestimmten Briefe: „Daher Ir Kay. Mst. mich vnd den Ottavio (Cavriani) gar abgeschafft . . dann wären wier im Landt gewesen, so hetten Ir Kön. M. (Mathias) gewißlichen auf andere weeg Ir billich Intentum erhalten.“ *)

*) Urkunde Nr. 256.

Zum Kaiser selbst sagt er in einer Audienz am 14. März 1608: „Euer Mst. haben Uns bäde abgeschafft, was in unserer abwesenheit geschehen, gibt unserer Unschuldt Zeugnuß.“ Khlesl wurde wahrscheinlich nach Prag berufen. Gewiß ist, daß er zwischen dem 27. Jäner 1607, an welchem Tage er der Erzherzogin Maria in Grätz aus Wien schrieb, und dem Anfang des Juli, wo er in München auftaucht, in Prag war. Der Kaiser wies ihn weg. In der schon berührten Audienz spricht er vor den geheimen Räthen des Kaisers: „do (daß) mich Ir Mtt. unschuldig und ungehört abgeschafft, hette ich billich mit schmerzen empfundten; mit grösserem aber, als ich, vor Gott“ — hier muß etwas ausgefallen seyn — „do ich mich schon resolvirt und diesen spott überwundten, mit gwalt in patriam getriben worden.“

Khevenhiller meldet ebenfalls zum Jahre 1607 die Anwesenheit Khlesl's in Prag. Der Erzherzog habe ihn nach Wien berufen. Als der Kaisee hievon Kunde erhalten, habe er ihn festsetzen lassen wollen. Khlesl sey drey Tage bey einem guten Freunde im Versteck gelegen, dann verkleidet nach Regensburg entkommen und von da auf der Donau nach Wien gefahren. Das scheint wohl ein Mährchen zu seyn. Wir hörten ja eben aus Khlesl's Mund, daß er 1607 ausgewiesen wurde. Hammer behauptet zwar, daß dieses Ereigniß, welches Khevenhiller berührt, in das Jahr 1605 gehöre, lediglich aus dem Grunde, weil sich Khlesl in diesem Jahre einige Zeit in Passau aufhielt — auf der Rückreise nach seiner Flucht aus Prag, wie er meint. Allein damals kam Khlesl nicht von Regensburg nach Passau, sondern von Linz, welches er am 28. April verlassen hatte. Am 17. August treffen wir ihn noch daselbst.

Vor dem Ende des August 1607 kehrte Khlesl jedenfalls nicht nach Oesterreich zurück. Allem Anscheine nach begab er sich sogleich nach Neustadt. Gewiß war er nicht in der Umgebung des Erzherzogs, als die Vorbereitungen zum Kriege gegen den Kaiser getroffen wurden. Hätte er zum Kriege geschürt, wie hätte er im März 1608 vor den kais. Räthen in Prag, wo man gar wohl unterrichtet war, be-

haupten können, ohne Widerspruch besorgen zu müssen: daß er wider seine Durchlaucht und derselben Räthe gewesen und auch gegen das Kriegführen? Er war der Ansicht, „daß ihrer Durchlaucht Proceß wider ihre Majestät gar unrecht sey.“ Im Anfange des Jahres 1608, als eben die Verhandlungen zu Preßburg eingeleitet wurden und im besten Gange waren, berief der Kaiser Khlesln nach Prag. Er lag, als der Ruf zu ihm gelangte, krank darnieder in Neustadt. Kaum genesen begab er sich auf die Reise, ungeachtet zweyer Schreiben des Erzherzogs, welcher ihn wahrscheinlich zurückzuhalten suchte. Man empfieng ihn in Prag, wo er am 8. März eintraf, nicht wie einen Mann, welcher der Mitschuld an einer Empörung verdächtig ist, sondern um aus seinem Munde genaue Nachricht von dem wahren Stand der Dinge und Vorschläge zur Stillung zu vernehmen. Khlesl hat ein Tagebuch über seinen Aufenthalt in Prag hinterlassen, welches hier abgedruckt ist. Es ist dieses ein höchst merkwürdiges Actenstück und zugleich das glänzendste Zeugniß für Khlesl's Reinheit und Ehrenhaftigkeit. Khlesl bemüht sich, die Täuschungen am kais. Hofe zu zerstreuen, indem er die Sachlage mit einer Freymüthigkeit und Aufrichtigkeit schildert, die seinem Charakter zur Ehre gereicht. Freylich muß das Actenstück selbst gelesen werden, da aus der Darstellung Hammers manches in einem ganz falschen Lichte erscheint. So äußerte Khlesl nach Hammer: Wurmbrand sey der Rädelführer der Stände, aber auch Meggau, Khuen und Preiner hätten sich der Absicht des Kaisers widersetzt. Khlesl's Worte selbst aber besagen: Diejenigen aus den Protestanten, welche zu Prag gegen den Erzherzog Klage geführt, haben sich gegen diesen erklärt, daß, wenn er Religionsfreyheit bewillige, sie ihm das Land völlig übergeben wollen. „Es haben sich aber Herr Khuen, Meggau und Preiner ihrem Intent eifrig widersetzt.“

Eine schwere Versündigung gegen den Mann, dessen Leben zu beschreiben Hammer unternommen, hat er sich erlaubt, wenn er ihm am 14. März mit allerley Seitenbemerkung dem Kaiser gegenüber die Worte in den Mund legt: der Kaiser möge ihn an einen solchen Ort stellen, wo er sein aufrechtes Gemüth erzeigen und sich an seinen Feinden rächen könnte. Wir lassen Khlesl's eigene Worte folgen: . . . „bitte E. M. unterthenigst, weil ich mich an meinen Feinden nicht rächen kann und als ein Geistlicher nicht rächen darf, sie wollen mich an einen solchen Ort und an eine Spitze stellen, wo ich meine Treue und mein aufrichtiges Gemüth zeigen kann. Auf diese Weise werde ich meine Feinde zu Schanden machen und mich an ihnen rächen können.“ — Es bedarf wahrlich keiner weitern Auseinandersetzung, welches der wahre Sinn dieser Aeußerung sey.

Wie es Khlesl'n ganz um etwas anderes als um persönliche Rache zu thun war, beweist der Schluß seiner Ansprache an den Kaiser, worin er diesem zu Gemüthe führt, daß der Erzherzog von Natur aus gutmüthig sey und leicht versöhnlich, wenn ihm Rudolf nur einigermaßen entgegen kommen wollte, und daß in diesem Falle Cavriani, Meggau und Khuen redlich ihr Scherflein zur Erzielung einer Versöhnung beytragen würden.

Bey der Stimmung Rudolfs gegen seinen Bruder gehörte einiger Muth dazu, eine solche Aeußerung zu machen. Ueberhaupt aber verdienten solche Züge in der Geschichte Khlesl's wohl auch hervorgehoben zu werden, und nicht bloß jene, durch welche man seinem Charakter eine Mackel anhängen zu können glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias, Leben.

(Fortsetzung.)

Wohin sich Khlesl von Prag wieder begeben habe, wissen wir zwar nicht — aber unzweifelhaft ist uns, daß er sich ferne gehalten habe von dem Lager des Erzherzogs, welcher selbst in einem Briefe an seinen Abgesandten in Rom unter dem 2. Mai schreibt: a Kleselio . . nihil exspectandum est, cum nihil hactenus tractaverit neque nobis constat, illum aliquid ad tractandum in mandatis habuisse. Hammer macht ihn dessenungeachtet zum Verfasser des Manifestes, welches der Erzherzog am 26. April 1608 aus Znaim erließ, findet aber wenige Zeilen später in der Fernhaltung Khlesl's während dieses Zuges ein glänzendes Zeugniß der Klugheit und fügt ein Paar Seiten zurück noch hinzu: „Tags darauf beschwerte sich Mathias in einem Schreiben (das, wie alle in diesem Feldzuge von Mathias ausgehende Memoriale, nicht aus Khlesl's Feder floß) . . ."

Als nach dem Vertrage vom 25. Juni 1608 Mathias als König von Ungarn und regierender Fürst von Mähren und Oesterreich nach Wien zurückgekehrt war, trat ihm Khlesl wieder zur Seite, eifrigst sich bemühend, jene verderblichen Folgen der jüngsten Ereignisse abzuwenden, welche sich aus dem Gange derselben nothwendig entwickeln mußten.

Das Schreiben Khlesl's vom 11. October 1608 ist sicher nicht an K. Mathias, sondern an Erzherzog Ferdinand gerichtet, was schon aus der Titulatur „Euer Durchlaucht ꝛc." und dann aus dem Inhalte selbst erhellt. Gewiß ist der ganze Sinn verfehlt, wenn Hammer den Bischof sagen läßt: werde Mathias auf dem bevorstehenden Landtage in Wien in eine Verhandlung wegen der Religionssache gezogen, so hätten die Ungarn die Waffen in den Händen . . . Ist es dem Hrn. Verfasser gefällig, die Stelle nochmal anzusehen, so wird er ohne Zweifel diesen Sinn in ihr finden: Werden seine königl. Würde also verlassen d. h. hilflos gelassen *), so müssen sie von Land und Leut weichen oder sich eine ungarische Tractation gefallen lassen, d. h. mit den evangelischen Ständen Oesterreichs sich in eine Verhandlung einlassen, wie jene mit den Ungarn im J. 1606, wobey der König unbewaffnet, seine Gegner hingegen gerüstet sind.

Ganz mißverstanden vom Anfange bis zum Ende, zum Theile ganz willkührlich ergänzt ist die Urkunde 261 — nebst dem, daß sie auch noch sehr fehlerhaft abgedruckt ist. Nicht der Nuntius in Wien, wie Hammer meint, sondern der am Hofe zu Grätz hat sich einen Uebergriff erlaubt, wegen dessen sich der Erzherzog Ferdinand entweder beym Kaiser in Prag oder bey K. Mathias in Wien Raths erholte. Khlesl war damals in Neustadt. Auch sein Gutachten wurde eingeholt, welches dahin ging: Vorläufig soll der Erzherzog dem Nuntius bemerken, daß sein Benehmen den

*) Mathias hatte sich in Salzburg, München, Passau und Grätz um Unterstützung gegen seine rebellischen Stände vergebens beworben.

Rechten des Erzhauses zuwiderlaufe ꝛc. Indessen seyen die alten Acten genau zu durchsuchen und gründliche Berichte einzuholen beym Klosterrathe, der Regierung und Kammer. — Mit dieser Deutung fällt auch die wirklich ganz halsbrecherische Hypothese Hammers hinweg, auf welche bedeutendes Gewicht gelegt wird, daß Khlesl im Eifer den Mathias im Eingange Erzherzog genannt und sich erst gegen das Ende an die königliche Würde erinnert habe. Noch weit ärger ist die folgende Urkunde, ein Brief des Frhrn. v. Eggenberg an Erzherzog Ferdinand, mißhandelt. Der ganze Sinn ist mißverstanden.

Margaretha, an welche Khlesl's Brief Nr. 263 gerichtet ist, kann unmöglich die Gemahlin Philipps III. von Spanien, Erzherzog Ferdinands Schwester seyn. Diese würde Khlesl nicht mit „Euer Durchlaucht" angeredet haben. Zudem sagt Khlesl an einer andern Stelle Nr. 256, daß des Mathias Mutter auch die Mutter der Margaretha sey. Es ist also diese die Tochter Maximilian II., welche mit ihrer Mutter der Kaiserin Maria 1580 nach Spanien ging, wo sie sich mit dieser 1583 in das Kloster Des Calcas in Madrit zurückzog, in dem sie am 5. Juli 1633 starb. Man scheint sie, wie ihre Tanten, die Töchter Ferdinand I. zu Hall, im gewöhnlichen Leben „Königin" genannt zu haben. Sie war eine staatskluge Dame, bey der sich die beyden Khevenhiller, Johann und Franz Christoph, in schwierigen Umständen oft Raths erholten. An diese war der Brief Khlesl's gerichtet. Damit fällt auch die aus der Luft gegriffene Behauptung Hammers zu Boden, daß die Königin von Spanien auf das Ansinnen ihres Bruders Ferdinand von Steiermark den König Mathias mit Vorwürfen bestürmt habe. Khlesl beantwortet eigentlich einen Brief der Erzherzogin an K. Mathias in dessen Namen und ist bemüht, sowohl den König als auch sich selbst gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, welche man in Spanien beyden insbesondere der am 19. März 1609 geschlossenen Capitulations-Resolution wegen gemacht hatte. Um seiner hohen Wichtigkeit wegen und da Hammer diesen Brief, wie gewöhnlich, wieder eben so mangelhaft als unrichtig benützt hat, erlauben wir uns einige Stellen anzuführen.

Khlesl betheuert, daß der König katholisch sey und es bleiben werde; daß er seinen Beichtvater aus dem Orden des hl. Franz beständig um sich habe *). Nur weil der Kaiser die Unterthanen des Königs wieder zu verlocken getrachtet und man ihn von allen Seiten hilflos gelassen, habe er nothgedrungen jenen Vertrag eingegangen, der eigentlich auch nichts anderes als die Concession Maximilians II. enthalte, und bloß für die Lebensdauer des Königs Kraft habe. Dann wird die Geschichte der projectirten Heirath mit der Prinzessin Magdalena von Bayern sehr umständlich besprochen. Hammer würde sehr wohl gethan haben, wenn er die hier vorliegende Relation seiner Erzählung zu Grund gelegt hätte.

Verwandten Inhaltes und ebenso merkwürdig und inhaltsreich ist ein Schreiben Khlesl's an Anna Grünberger, eine Nonne im Kloster zur Himmelpforte in Wien. Es ist ebenfalls in der Absicht geschrieben, der Erzherzogin mitgetheilt zu werden, um die besorgte Schwester wegen der Rechtgläubigkeit des Bruders zu beruhigen, ungeachtet der den Protestanten Oesterreichs gemachten Zugeständnisse.

„Ungarn, Mähren und Oesterreich haben sich gegen den König verschworen, alle Sektischen im Reiche standen auf ihrer Seite und selbst die Böhmen fiengen zu rebelliren an. Der Kaiser selbst handelte gegen Mathias **). Aus eben diesem diesem Grunde wurde er überall, wo er Beystand suchte, abgewiesen. Geistliche und weltliche Fürsten des Reichs riethen ihm, unter diesen Umständen einen Vertrag zu suchen, wenn anders die katholische Religion nicht völlig ausgetilgt werden soll. Die Katholischen im Lande seyen verzagt, kalt, kleinmüthig und getrennt gewesen, nur der kleinste Theil habe sich dem König eifrig angeschlossen, während die Ketzer mit Volk und Obristen versehen stündlich bereitet gewesen seyen, über die schwächern Gegner herzufallen. Bey dieser Lage der Dinge haben die Räthe den König Tag und Nacht dermassen geängstigt, getrieben, belästigt und ihm weder zum Essen, Schlafen noch sich zu be-

*) Also nicht einen Jesuiten, wie Hammer behauptet.

**) Statt „vnd" muß wohl „wider" gelesen werden.

denken Zeit gelassen, sondern ihn bey diesen Beängstigungen also übereilt, daß er nach seiner eigenen Versicherung selbst nicht gewußt, wie ihm geschehen und was er unterschrieben. Auch Erzherzog Maximilian habe gestanden, keinen andern Ausweg zu wissen. Es sey übrigens die Absicht des Königs, Zeit zu gewinnen, sich mit dem Kaiser zu versöhnen, den Lutherischen die Waffen zu entwinden — und nach hergestelltem Frieden die Artikel zurückzunehmen.

In Anbetracht seiner selbst versichert Khlesl, daß er zwar einige Monate hindurch die erste Stelle im geheimen Rathe eingenommen und die Kanzley geführt habe *). Sobald aber durch die Räthe die Angelegenheit auf jene Spitze gebracht worden sey, haben sie gegen ihn Einwendungen gemacht und nicht mehr neben ihm sitzen wollen. Sobald sie den König allein gehabt und Niemand mehr auf seiner Seite gestanden, sey das Werk in drey Tagen beendigt worden.

In diesem Schreiben sagt Khlesl auch: daß die Mutter der Erzherzogin bey ihrem Abschiede ihn aufgefordert habe, ihren Söhnen treu zu dienen. Das habe er ehrlich gethan. Auch der Königin Margaretha soll dieser Brief mitgetheilt werden, die ihn wohl kenne und wisse von dem vertraulichen Verhältnisse, in welchem er zu ihrer seligen Mutter gestanden sey und jetzt zu ihren Brüdern stehe.

Wunderbar aufgefaßt ist eine Stelle aus der Rede, welche der berüchtigte aber talentvolle Wühler Erasmus Thernembl am 19. Jäner an die mährischen Stände zu Olmütz hielt. Nicht die steyrischen Stände hatten Intercession für die protestantischen Stände Oesterreichs bey den Mährern eingelegt, sondern sie suchten dieselbe für sich. Diese empfiehlt Tschernembl den mährischen Ständen. Mittels einer am 24. Nov. 1609 ausgestellten Credenz fertigte der Ausschuß der evangelischen Stände Innerösterreichs den Christoph v. Scherfenberg, Karl v. Egg und Dietrich v. Auersberg mit einer weitläufigen Schrift, welche in einer sehr heftigen Sprache eine große Anzahl politischer und Religionsbeschwerden enthielt, nach Wien ab, sowohl an den K. Mathias als auch an die Stände der augsburgischen Confession. Diese baten auch wirklich den König um Verwendung bey Erzherzog Ferdinand. Eine ganz ähnliche Beschwerdeschrift wurde am 4. Nov. dem in Preßburg versammelten ungarischen Reichstage übergeben ebenfalls mit dem Ersuchen um Verwendung bey K. Mathias. Indessen hatte der Erzherzog Ferdinand von diesen Umtrieben Nachricht erhalten. Auf seinen Befehl ddo. 12. Jäner 1610 mußten die Abgeordneten zurückkehren. Darauf spielt auch Tschernembl an.

Am 19. April 1610 hatte der Kaiser an die österreich. Stände ein Patent erlassen, worin er ihnen in Ansehung der Tücke, Hinterlist und Verführung, welche aufgewendet worden, um sie seiner Regierung zu entziehen, im Falle der Rückkehr nicht nur volle Vergebung, sondern auch Freylassung der Religion, einen Majestätsbrief nebst noch andern Begünstigungen verheißt. Schon im vorigen Jahre während der Verhandlungen mit den Ständen in Horn hatte er es an mancherlei Umtrieben nicht mangeln lassen. Das Kriegsvolk, welches der Kaiser durch den Erzherzog Leopold hatte werben lassen, bekannt unter dem Namen des Passauervolks, sollte den Planen des Kaisers Nachdruck geben. Es fragte sich also darum, ob K. Mathias sich in Gegenverfassung setzen oder ob er sich ohne Widerstand soll austreiben lassen?

Darüber begutachtete nun Khlesl: was unter den gegebenen Umständen dem Könige zu thun obliege und wie er sich den Umtrieben *) und Rüstungen des Kaisers gegenüber sicher stellen könne? Sein Gutachten faßt sich in dem Satze zusammen, daß sich der König zwar rüsten, aber nicht angriffs- sondern nur vertheidigungsweise verfahren dürfe.

*) Vor dem 19. März 1609.

*) Daß übrigens Mathias in den Ländern des Kaisers auch nicht müßig war, ist ersichtlich aus den Abhandlungen der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften IV. 163.

Wie man ihm deßhalb vorwerfen kann, er habe es in diesem Gutachten darauf angelegt den König gegen seinen Bruder „zu verhetzen“ ist uns nicht begreiflich. Vor zwei Jahren hatte sich Khlesl fern gehalten. Damals sah er das Unternehmen des Erzherzog gegen seinen Kaiser und Herrn als ein ungerechtes und verderbliches an. Gegenwärtig standen die Dinge anders. Der Kaiser hatte die Länder, welche er wieder an sich nehmen wollte, förmlich und feyerlich an Mathias abgetreten. Das Unrecht war in diesem Falle auf seiner Seite. Die seltsamsten Unrichtigkeiten kommen auch in Bezug auf das Document, das hier in Rede steht, wieder vor. Nach Hammers Darstellung soll unter andern Khlesl gerathen haben: Die Stände der abgetretenen Länder seyen aufzufordern, als redliche Leute bey ihrer Pflicht als treue Unterthanen des Königs zu stehen, ihre Antwortschreiben an den Kaiser dem Könige mitzutheilen. — Verstehen wir die Stelle richtig, so enthält sie folgendes: die böhmischen Landesofficiere und die Andern, welche den Vertrag (vom 25. Juni 1608) gesiegelt haben, seyen aufzufordern, über Beobachtung desselben zu wachen und den Kaiser zu seiner Erfüllung zu bestimmen. Hierüber soll man ihnen Antwort abverlangen. Die Länder aber — Oesterreich, Mähren und Ungarn — seyen zu veranlassen, dem Kaiser ebenfalls zu schreiben, d. h. ihm auf das an sie gerichtete Patent Antwort zu geben, damit sich der König nicht allein des Kaisers Unwillen auflade, doch sollen sie den Aufsatz der Antwort vor der Ausfertigung zur Durchsicht und Genehmhaltung mittheilen, so wie auch der König seine Entgegnung den Ländern vorlegen wolle. — Ebenso heißt es bey Hammer, daß vorzüglich Ernst v. Molart dem Kaiser zu den Waffen rathe. Khlesl aber sagt genau das Gegentheil: „daß Niemand aus den Räthen (des Kaisers) insbesondere Ernest von Molart die arma rathen werde.

Was Hammer den Verfasser des geheimen Memorials Nr. 269 über Breuner sagen läßt, klingt doch gar zu lächerlich: „er habe mit eigener Hand Marschrouten geschrieben —“ statt: er habe die Instruction dem Strassen (so) in optima forma von eigener Hand gestellt.

Uebrigens, wenn die Randglossen wirklich von Khlesl geschrieben sind, woran nicht zu zweifeln, so kann er unmöglich der Verfasser des Memorials sein. Die Glossen stellen bisweilen eine ganz entgegengesetzte Meinung auf, beschränken und berichtigen auf eine Weise, welche die Identität des Glossators mit dem Verfasser selbst mehr als bloß unwahrscheinlich machen.

Für die Behauptung Hammers, daß Wolf v. Hofkirchen und Georg Ehrenreich v. Pucheim an der Spitze derjenigen Katholischen gestanden haben, welche sich vom Kaiser gegen den König haben brauchen lassen, finden wir in dem Documente Nr. 272 keinen Beleg, wohl aber wird dort gesagt, daß der Kaiser diese beyden, welche Haupträdelsführer in der (evangelischen) Religion seyen, zu sich erfordert habe, während Mathias mit Aufwendung aller Kräfte stets bemüht war, die Resolutionen des Kaisers handzuhaben. Dem päpstlichen Nuntius ist dieses Memorial nebst den übrigen katholischen Fürsten, welche den Fürstentag zu Prag, der eine Aussöhnung zwischen den Brüdern bewirken sollte, besuchten, zweifelsohne gezeigt worden; die schlaue Vermuthung Hammers aber, da ßes Khlesl vornehmlich auf den Nuntius abgesehen habe, um den Wünschen seines Ehrgeitzes zuzusteuern, ist durch gar nichts gerechtfertigt. K. Mathias wollte dem Vorwurfe der kathol. Fürsten, daß er die Religion verrathen habe, begegnen. Das ist der natürlichste, vollkommen genügende Schlüssel zum Verständnisse der Schrift.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim. Alteram suam recensionem recognovit Dr. Jo. Nicolaus Madvig. Hauniae MDCCCXLVIII. Sumptibus F. M. Soldenfeldtii. VIII u. 246 S. 8.

Wenn es der Unterzeichnete unternimmt, die vorliegende neue Ausgabe eines Werkes, welches in der Kritik der Ciceronischen Reden Epoche gemacht hat, einer eingehenden Beurtheilung zu unterwerfen, so geschieht es weniger aus dem Grunde, weil die hohen Verdienste, welche sich Madvig um den Text dieser Schulreden erworben hat, noch immer nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben, als deßhalb, weil der Unterzeichnete zu mehreren der vorliegenden Reden neue handschriftliche Quellen benützt hat, und so besser als andere im Stande zu seyn glaubt, Madvigs Verdienste zu würdigen. Daß die reformatorische Kritik, die derselbe, mit allen Gaben eines großen Kritikers ausgerüstet, bis jetzt nur erst geringen Einfluß auf die Texte unserer Schulausgaben geäußert hat, darf um so weniger Wunder nehmen, da weder in der kritischen Gesammtausgabe der Reden von Klotz noch in den Spezialausgaben einzelner Reden, die seit der ersten Bearbeitung von Madvig erschienen sind, seinen Verdiensten die volle Anerkennung geworden ist, und der Text dieser Reden durch dessen Nachfolger fast nichts gewonnen, wohl aber unter den Händen Einiger bedeutende Rückschritte gemacht hat. Ref. kann es daher Herrn Madvig nicht als stolzen Eigendünkel anrechnen, wenn er über das Verhältniß der neuen Ausgabe zur zweyten Bearbeitung vom Jahre 1841 bemerkt: Alteram recensionem cum cura retractavi examinatamque libero animo, si perpauca excipias, eandem reliqui. Nam neque novi subsidii quidquam admodum interea accessit neque iudicii mei me rationisve aut in tota re aut in singulis locis poenituit. Ne aliorum quidem studia in has orationes his annis magnopere ulla collata sunt, quorum in scriptura recognoscenda ratio habenda videretur, nisi si quid disperse adnotatum, ut quaedam a Wesenbergio meo. Denn wie weit Ref. mit den handschriftlichen Quellen bekannt ist, so muß er Herrn Madvig das Zeugniß geben, daß er das Mögliche bey den vorhandenen Hilfsmitteln, und zwar bedeutend mehr als alle seine Vor- und Nachgänger geleistet hat. Sein Verdienst ist es, daß er mit dem sichersten Takte den Werth der bekannten Handschriften gewürdigt, mit beharrlichem Fleiße die zerstreuten Quellen der Kritik verfolgt und eine ziemliche Anzahl von verschollenen Lesarten aus ihrem Dunkel hervorgezogen, daß er endlich verborgene Schäden zuerst aufgedeckt und nicht wenige verderbte Stellen durch ganz sichere Verbesserungen geheilt hat. Dieses Verdienst wird erst dann vollständig anerkannt werden, wenn es, wozu freylich wenig Aussicht vorhanden ist, gelingen sollte, noch bessere handschriftliche Mittel zu mehreren Reden zu erhalten. Die zum Theil sehr guten Quellen, die dem Ref. zu einigen der vorliegenden Reden zu Gebote standen, sprechen alle dafür, daß der Weg, den Hr. Madvig eingeschlagen hat, der richtige ist, und daß die von ihm geschaffene Grundlage, wenn auch noch mancher

Nachbesserung im Einzelnen fähig, so doch kaum mehr eine völlige Umgestaltung erleiden wird.

Die erste Rede, mit welcher die Sammlung beginnt, die pro Sex. Roscio Amerino, gehört bekanntlich zu denjenigen, zu denen es an guten Handschriften völlig gebricht. Die vorhandenen stammen alle aus einer Quelle, wie aus den mehrfachen Lücken, besonders der großen in cap. 45, 132 hervorgeht, und diese Quelle ist sicherlich nicht so lauter, wie anzunehmen man sich einmal gewöhnt hat. Daß auch aus den Pariser-Handschriften für die Rede wenig zu gewinnen ist, hat die Ausgabe von Steinmetz gezeigt, wenn er auch in seiner bekannten Manier keine vollständigen Collationen gegeben hat. Unter diesen Umständen muß um so mehr bedauert werden, daß die Lagomarsinischen Collationen zu dieser Rede, der dreyzehn Handschriften verglichen hat, nicht bekannt geworden sind; denn Niebuhr bezeichnet (Orationum fragm. pag. 83) von diesen zwey als „ceteris longe praestantes“ und einen dieser Codices als den „optimus omnium, qui hactenus collati sunt.“ Ein Auftrag, den Ref. deßhalb nach Rom ertheilt hatte, traf unglücklicher Weise gerade in den Tagen ein, wo im vorigen Jahre der Sturm gegen die Jesuiten losbrach, so daß alle Bemühungen fruchtlos geblieben sind. Für eine kritische Bearbeitung dieser Rede war auch der Umstand bis jetzt nachtheilig, daß auch von den mittelmäßigen Handschriften, die man hat, nicht eine einzige in vollständiger Collation bekannt war. Denn daß sich aus genauen Collationen wenigstens ein kleiner Gewinn ziehen läßt, davon hat sich Ref. überzeugt, der zur Rosciana eine Vergleichung des jetzt in Wolfenbüttel befindlichen codex Helmstadtiensis Nr. 304. und die doppelte Abschrift dieser Rede in dem Salisburgensis aulicus Nr. 34. (jetzt Monac. cod. Lat. 17934.) besitzt. Durch beyde Handschriften oder eine derselben sind mehrere Emendationen Madvigs bestätigt worden, so vor allem die vortreffliche §. 8., die noch Jordan in der Zeitschr. f. Alterth. Wiss. 1845. S. 660 gänzlich verworfen hat: ut spoliis ex hoc iudicio ornati auctique discedant, wie wörtlich im Helmst. steht; ferners §. 70. a maleficio summoverentur für maleficio s. durch den Salisb. (ist Conjectur Wesenbergs); §. 77. ex iis quaereretur st. ex his (gleichfalls von Jordan a. a. O. angezweifelt); §. 82. ibi quoque nos für ibi nos quoque, durch den Sal. und Helmst. bestätigt; §. 108. iis gratias agi. So sind auch mehrere Lesarten, die Madvig bloß auf das Zeugniß einer einzigen Handschrift oder der editio Veneta von 1472 aufgenommen hat, jetzt gesichert. So fehlt im Helmst. §. 40. das zweyte placebat und §. 54. das zweyte cogitabat (beyde Verbesserungen von Jordan S. 661 f. verworfen); der Sal. hat §. 48. das richtige ac non modo für at non modo, womit wir noch verbinden, daß der Helmst. §. 110. deutlich aliqua fretus (nicht fretum) mora hat; ferners bestätigt der Sal. §. 113. die Umstellung von mandati nach negligentia, wie Putaanus und Graevius schreiben wollten; durch die Lesart desselben Codex §. 77. meministine T. Roscium recusare ist ein ganz sicheres Zeugniß für die treffliche Verbesserung Lambin's meministisne T. Roscium recusare gegeben, von der es uns Wunder nimmt, daß Madvig ihre Nothwendigkeit nicht erkannt hat, die dem scharfsinnigen Garatoni in seinen handschriftlich hinterlassenen Curae secundae nicht entgangen ist; vgl. auch Büchner p. 246. Eine nothwendige Verbesserung ist auch §. 11. talem te nobis et rei publicae hoc tempore impertias für et populo Romano, wie eine genaue Beachtung des Zusammenhangs deutlich lehrt. Auch diese hat Garatoni auf das Zeugniß des Grammatikers Arusianus Messius p. 237 ed. Lind. mit Recht geschützt; Ref. kann sie jetzt durch eine sonst sehr fehlerhaft geschriebene Handschrift, von der er eine Probe besitzt, den Gudianus Nro. 68. bestätigen.

Die bedeutendste Aenderung, die H. Madvig in der neuen Ausgabe der Rosciana vorgenommen hat, findet sich in der schwer verdorbenen Stelle c. 5, 11, in der er schreibt: Omnes hanc quaestionem te praetore e manifestis maleficiis quotidianoque sanguine dimissui sperant futuram. Die Aenderung ist so leicht als möglich, indem sie bloß in der Einsetzung von e nach praetore beruht; dimissui selbst liegt in den Handschriften deutlich zu Tage; 3 Pariser bey Steinmetz haben dimissm,

was man eben so gut dimissui lesen kann; der cod. St. Victoris dimissiui; der Helmst. und Sal. dimissius oder dimissuis (vor s!) und ähnlich die übrigen Handschriften. Auch der von Madvig in den Worten gesuchte Sinn entspricht völlig dem Zusammenhange, indem er dimissui erklärt: liberationi, d. h. ut aliquando ex his malis dimittamur et exsolvamur, welchen Gedanken schon frühere Erklärer in der Stelle gesucht, aber keine wahrscheinliche Verbesserung aufgefunden hatten. Madvig zeigt auch, daß das Wort wirklich im Gebrauche gewesen ist; es wird von Charisius II, 14, 23. mit ähnlichen Dativen angeführt, von denen Madvig mit Recht bemerkt, daß mehrere derselben sich äußerst selten finden, wie z. B. despicatui, das außer bey Plautus nur einmal bey Cicero vorkommt. Er verhehlt jedoch nicht, daß ähnliche Wortbildungen mit esse gewöhnlich nur so gebraucht werden, daß sie in passiver Bedeutung vom Subjecte zu verstehen sind, wie z. B. despicatui, irrisui, contemptui esse. Ref. fügt noch bey, daß auch der Begriff dimittere dem Gedanken nicht recht zu entsprechen scheint, glaubt jedoch, daß es weit leichter ist, die Möglichkeit dieser Verbesserung anzustreiten als einen besseren Ersatz dafür zu geben, weßhalb er dieselbe keineswegs geradezu verwerfen möchte. — Eine andere Vermuthung, die H. Madvig früher bloß in einer Anmerkung beybrachte, ist jetzt in den Text aufgenommen *).

(Fortsetzung folgt.)

*) Mit Recht bemerkt der Herausgeber p. IV: Uno in genere nonnihil hoc exemplum nostrae recensionis a superiore differt non sententiae varietate, sed quod quae vera esse iam antea sentiebam, nunc liberius secutus sum. Dixi enim iam alibi, scholarum discipulorumque rationibus non optime consuli mihi videri, si multa quae ut vera probaremus in interpretandoque ipsi sequenda putaremus, in marginibus adnotata relinquerentur. Itaque compluribus locis, quae antea illic posueram probarique mihi significaram, nunc in ipsa oratione posui . . . aliae tamen emendationes nunc quoque inferiorem illum tenent locum.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Matthias Leben.

(Schluß.)

Als Beleg der Leichtfertigkeit in Behandlung der Urkunden wollen wir zum Schlusse das Schreiben Khlesls an K. Mathias Nr. 347 etwas genauer besehen und herausheben, was Khlesls Person insbesondere betrifft. Auf den October des Jahres 1611 war ein Kurfürstentag nach Nürnberg angesetzt. Als Kurfürst von Böhmen und Competent für die Krone des deutschen Reiches mußte sich auch Mathias daselbst vertreten lassen. Unserm Khlesl ward in dieser Vertretung die erste Stelle aufgetragen. Indem er nun seinem Herrn die Bereitwilligkeit, das Geschäft zu übernehmen erklärt, sagt er unter andern: „Ungeachtet seines Alters und seiner Leibesschwachheit und selbst der Gefahr des Lebens an einem Orte, wo sich viele lutherische und calvinische Fürsten versammeln werden, denen er wegen der Religion, und viele kaiserlich Gesinnte, welchen er aus diesem Grunde äußerst verhaßt sey; ungeachtet der ihm so empfindlichen Winterkälte weigere er sich keinen Augenblick, das Geschäft auf sich zu nehmen. Sollte er während dieser Reise sterben, so bitte er noch vor seiner Abreise um die königliche Versicherung, daß, da er, wie alle nicht Klostergeistlichen, über sein Vermögen frey verfügen könne, K. Mathias seine letztwillige Anordnung handhaben, schützen und schirmen wolle, um so mehr, als sein Vermögen redlich und ehrlich mit Mühe und Anstrengung erworben, die Einkünfte seiner Pfründen hingegen zur Abzahlung der (auf ihnen haftenden) Schulden und zur Herstellung der in Verfall gerathenen Gebäude seyen verwendet worden. Der König wisse wohl, daß er sonst keine Gnaden empfangen habe.

Das Bisthum Neustadt habe er ganz verödet übernommen und hinterlasse es als zweyter Stifter. Die Stadt sey durch ihn zum katholischen Glauben zurückgeführt worden. Deßhalb erbitte er sich

die Bewilligung, einen Coadjutor ernennen zu dürfen, den sich der König auf den Fall seines Todes vor allen Uebrigen wolle empfohlen seyn lassen. Wenn er diese Kirche wohl versorgt wisse, werde er leichter sterben.

Auf dem Tage in Nürnberg soll er den höchsten der Könige, der zugleich Bewerber um die Kaiserkrone ist, vertreten. Diese Stellung fordert einen gewissen äußern Glanz. Wie er hoffe, werde man ihn mit Leuten versehen. Ihm selbst und seinen wenigen Dienern mangeln Winterkleider; er besitze nur einen alten Wagen. Wenigstens eine Carosse zur Auffahrt bey den Kurfürsten, zwey Kutschen für seine Leute und ein Heerwagen nebst einigen Reitrossen (für das Weiterkommen in unwegsamen Gegenden) seyen ihm nothwendig; ebenso bedürfe er eines guten Secretair's und einiger Personen zum Schicken (um sie als Boten verwenden zu können). Arzt, Barbier und Apotheker fordere er nicht, unerachtet er in Orte kommen werde, wo er Niemanden trauen dürfe. Gott sich empfehlend hoffe er das Nöthige zu finden, da so viele Katholische zugegen seyn werden. Der König wolle überzeugt seyn, daß kein Pfennig unnöthig ausgegeben werde, doch könne er selbst durch anderweitige Geschäfte gehindert sich mit der Verrechnung nicht befassen.

Zum Schlusse ermahnt er den König, das Erforderliche und Nöthige schleunigst zu veranstalten und schlägt vor, den Herren v. Meggau mit diesem Geschäfte zu betrauen. Er selbst könne es nicht thun, weil es sich um seine Person handle und weil er mit den Reisevorbereitungen vollauf zu thun habe." —

Hammer macht hiezu die ebenso hämische als unwahre Bemerkung: Dieses Schreiben . . . ist zugleich kein unwichtiges Zeugniß von Khlesl's eifriger Bedachtnahme auf die Interessen seiner Person. Er bedingt sich darin . . . den nöthigen Aufwand von Kleidern und Wägen, die Beygebung eines eigenen Secretairs, Arztes, Barbiers und Apothekers ꝛc.

Zugleich schlägt er dem Könige vor, während seiner Abwesenheit die Leitung der Geschäfte

dem Oberstkämmerer Freyherrn von Meggau anzuvertrauen.

Zum Schlusse müssen wir das im Eingange ausgesprochene Urtheil wiederholen, daß der Werth des Buches lediglich in den Urkunden liege; wir würden ihn noch weit höher anschlagen, wenn sie nicht gar oft durch Fehler aller Art bis zur Unverständlichkeit entstellt wären. Dem geschichtlich seynsollenden Texte können wir keinen Werth beylegen.

Von Verarbeitung des schönen Materials, von Uebersichtlichkeit, von irgend einer Sorgfalt findet sich nirgends eine Spur. Will sich der Herr Verfasser zu allgemeinen Betrachtungen, zu einem Zusammenfassen der gewonnenen Resultate erheben, so geschieht es in einer Weise, daß man um seinetwillen wünschen muß, daß er es unterlassen hätte. Am wenigsten begreift man warum das Werk den Titel: Khlesls Leben — an der Stirne trägt, da über dieses eigentlich nie verhandelt wird. Darauf, welchen Einfluß er geübt, in welcher Weise er an den Ereignissen Theil genommen habe, wird außer in allgemeinen und daher nichts sagenden Phrasen und kühnen Machtsprüchen nie insonderheit Bedacht genommen.

Wir müssen übrigens noch beyfügen, daß uns der Character Khlesls, je öfter er uns in seinen Schriften und Handlungen entgegen tritt, desto achtungswürdiger erscheint. Die Vorurtheile, welche wir bisher gegen ihn gehegt, verschwinden immer mehr. Hammer sieht in ihm nichts weiter, als einen schlauen, ehrgeitzigen Intriganten, der vom brennendsten Ehrgeitze beherrscht den Wünschen desselben alles unterordnet und über die zum Ziele führenden Mittel nie übermäßig verlegen ist. Den Nachweis hiefür ist er bisher noch schuldig geblieben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Fortsetzung.)

Er schreibt nämlich §. 81. qui non modo Romae non fuit, sed omnino, quid Romae ageretur, nescivit, wo in den Handschriften steht nescierit. Daß in der Verbindung von non modo — sed die verschiedenen Modi fuit und nescierit unvereinbar sind, ist klar; nur scheint dem Ref. in paläographischer Beziehung die Aenderung nescius erat (aus nesci'erat) leichter. — Hingegen können wir einer neuen Vermuthung, die §. 106. in der Anmerkung vorgebracht ist, keinen Beyfall schenken. Dort haben alle bekannten Handschriften die unlateinische Wendung: hic nihil est quod suspicionem hoc putetis. Daß sich Madvig mit der nichtssagenden Aenderung quod suspicionem hanc putetis nicht befriedigt hat, ist ganz zu billigen; allein was er neu vermuthet: hic nihil est quod suspicione occupetis, ist ein gesuchter Ausdruck, in dem Ref. auch das römische Colorit zu vermissen meint. Ref. ist überzeugt, daß hier ein tieferer Fehler versteckt liegt; er vermuthet, daß Cicero geschrieben habe: Hic nihil est quod suspicioni esse locum putetis, welche Aenderung auch in paläographischer Hinsicht nicht zu kühn erscheinen wird, indem suspicioni ēē locū von dem, was die Handschriften bieten suspicionē hoc nicht zu ferne liegt.

Eine genauere Besprechung wird Ref. der Rede pro Rege Deiotaro widmen, von welcher H. Madvig in der Vorrede p. VIII bey Gelegenheit bemerkt: Sed in Deiotariana non uno hoc loco dubitatio residet. Worin die Schwierigkeit der Kritik dieser Rede beruht, hat Madvig in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Orationes selectae pag. X. (wieder abgedruckt in den Opuscula altera p. 307) vortrefflich auseinandergesetzt. Durch die genauere Kenntniß der Handschriftenfamilie, zu welcher in dieser Rede der codex Erfurtensis gehört, die Ref. der Kürze halber die Familie A nennen will, während er die sogenannte deterior familia mit B bezeichnet, sind zwar mehrere Stellen der Rede richtig verbessert worden; allein die blinde Ueberschätzung der Familie A und der Mangel an Urtheil, den man hiebey an den Tag gelegt hat (wer möchte z. B. die treffliche Recension der Pompeiana im Erfurt. mit der Rec. der Deiotariana in demselben Codex auf gleiche Linie stellen?), hat anderseits so verderblich gewirkt, daß es keine zu harte Behauptung ist, wenn man sagt, daß die Kritik dieser Rede durch die Bearbeitungen von Klotz und besonders von Soldan nicht geringe Rückschritte gemacht hat. Denn der Text, den diese Kritiker geliefert haben, ist nicht viel mehr als ein bloßer Abdruck des in dieser Rede ziemlich stark interpolirten Erfurtensis mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, und kann auf den Namen einer Recension, bey welcher doch auch die ratio ein Wort mitzureden hat, kaum einen Anspruch machen. Es bleibt das Verdienst Madvigs, diesem einseitigen Verfahren durch die scharfe Kritik, die er in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Oratt. sell. geübt hat, wohl für immer den Stab gebrochen zu haben. Man ist dabey so blind gewesen, daß man selbst solche Lesarten der Familie B, die durch Zeugnisse alter Grammatiker und des Scholiasten bestätigt sind, verworfen, daß man dem

Erfurt. zu lieb auch die wenigen Lesarten, die Fr. Modius aus seinen zwey ausgezeichneten Kölner Handschriften bekannt gemacht hat, unbeachtet gelassen, daß man sich endlich wenig darum gekümmert hat, daß sich unter den Handschriften der Familie B ein Codex, der Gudianus 335 (Gud. I. bey Soldan) befindet, der an Alter wohl alle Handschriften dieser Rede, vielleicht mit einziger Ausnahme des noch unverglichenen Ambrosianus (s. Ang. Mai in Schol. Cic. Vol. II. p. 369 ed. Orell.) übertrifft. Und doch hat Klotz selbst den hohen Werth dieses Codex im Lälius (s. dessen Ausg. S. 210 ff.), wo er keinen Anstand nimmt ihn für den besten zu erklären, in vollem Maaße anrrkannt, wozu Ref. noch fügen kann, daß die Handschrift eben so vorzüglich auch in den zwey Declamationes in Ciceronem et in Sallustium ist. So lange man diesen trefflichen Führer hat, sind die Schwierigkeiten in der Kritik dieser Rede bey dem starken Abweichen der zwey Hauptfamilien noch erträglich; allein von dem Ende des §. 26., wo der Gudianus schließt *), häufen sich dieselben sehr bedeutend, wie sich Ref. zu Genüge überzeugt hat. Da er nämlich von der Ansicht ausging, daß dem Gud. in den §§. 1—26. der Rede der erste Rang gebühre, so hat er sich die Mühe gegeben, die Lesarten aller bekannten Handschriften, die in diesem Theile mit dem Gud. in entscheidenden Stellen übereinstimmen, für das im Gud. fehlende Stück vom Neuen zusammenzustellen. Das Resultat war, daß trotz der Menge von Interpolationen und Verderbnissen sich doch mehrere Stellen fanden, an welchen auch die geringeren Handschriften der Familie B einen entschiedenen Vorzug vor der anderen Familie verdienen; doch erscheint eine Entscheidung an mehreren Stellen überaus schwierig und um so bedenklicher, je schlechter dieselben Handschriften in andren Stellen sind. Was bey diesem Befunde der Quellen zu leisten war, hat Madvig geleistet; Ref. kann dafür insoferne ein Zeugniß ablegen, als er in jüngster Zeit durch einen glücklichen Zufall und die besondere Gefälligkeit des H. Professor Osann zur Benützung einer noch unverglichenen Handschrift gelangt ist, welche in dieser Rede von ganz besonderem Werthe erscheint. Diese Handschrift, ein sehr schön geschriebener Pergamentcodex aus dem 14. Jahrhundert, wurde erst kürzlich von H. Prof. Osann bey einem Antiquar in Frankfurt für die Bibliothek des philologischen Seminars in Gießen erworben. Sie stammt aus dem Nachlasse des bekannten Literaten Dr. Theodor Oehler, der sie 1839 auf seiner wissenschaftlichen Reise wahrscheinlich in England gekauft hat, wie sich wenigstens daraus schließen läßt, daß die Handschrift 1823 von einem englischen Buchbinder, dessen Namen eingeschrieben steht, neu gebunden worden ist. Dieser Codex zeichnet sich nun in der Rede pro Deiotaro dadurch auch, daß, während sich in den übrigen Handschriften die Familien A und B gewöhnlich schroff gegenüberstehen, und nur selten der Fall eintritt, daß richtige Lesarten der einen Familie durch einen und den anderen Codex der anderen Familie bestätiget werden, der codex Oehleri in den meisten Fällen die guten Lesarten der beyden Familien aufweist, und ganz unbe-

*) Wegen der Ungenauigkeit Soldans bemerkt Referent, der eine neue Collation des ganzen Codex seinem Freunde Alf. Fleckeisen in Weilburg verdankt, daß in dem Gud. die Rede mit den Worten ab ineunte aetate schließt, und zwar am Ende eines Blattes, nicht etwa auf der Mitte einer Seite. Wir haben also einen verstümmelten Codex, wie auch äußerlich noch zu sehen ist, welche Notiz aus dem Grunde für die Kritik von Belang ist, weil es mehrere Handschriften gibt, die an gleicher Stelle der Rede schließen, und somit als Abschriften oder Ausflüsse von diesem einen Codex auch nicht die mindeste Beachtung verdienen. Einen solchen Codex hatte z. B. P. Pithoeus, dessen mit dem Gudianus fast wörtlich stimmende Varianten Graevius mittheilt, was man aus der Ausgabe von Soldan freylich nicht ahnen kann, der, weil Graevius das Aufhören der Varianten nicht ausdrücklich angibt, durch die ganze Rede Lesarten des cod. Pithoeanus, ex silentio schließend, mittheilt. Ref. kann durch die eigene Benutzung des in Heidelberg befindlichen Pithöanischen Exemplares versichern, daß von den Worten an, wo der Gud. schließt, auch nicht eine einzige Variante von Pithöus mehr bemerkt ist, so reichhaltig dieselben auch in den früheren §§. sind. Einem andern Orte behält Ref. den Nachweis der von Pithöus benützten Handschriften vor, den er für die meisten, wenigstens für seine besten Handschriften ganz sicher geben kann.

streitbar unter allen bekannten Handschriften den Text der Deiotariana verhältnißmäßig am reinsten erhalten hat *). Daß die Handschrift bey dieser Eigenschaft in jenen Stellen, wo die Entscheidung zwischen den Lesarten der beyden Familien zweifelhaft erscheint, von ganz besonderem Gewichte ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung; sie bestätigt in den meisten Fällen die richtige Wahl und den feinen Takt des dänischen Kritikers. Nach diesen Vorbemerkungen über die Quellen der Kritik unternimmt es Ref. einige Stellen der Rede zu besprechen, wobey es ihn freut, auch aus dem ungedruckten Commentare Garatoni's, der für diese Rede ganz abgeschloßen in seinem Nachlaß vorliegt, einige treffliche Beyträge zur Kritik mittheilen zu können.

Cap. 3. §. 9. Quamquam cui sunt inauditae cum Deiotaro querelae tuae? Numquam tu illum accusavisti ut hostem, sed ut amicum officio parum functum, quod propensior in Cn. Pompei amicitiam fuisset quam in tuam: cui tamen ipsi rei veniam te daturum fuisse dicebas, si, cum auxilia Pompeio vel etiam filium misisset, ipse aetatis excusatione usus esset. Wenn hier Madvig die handschriftlich sehr schlecht begründete Lesart vel etiam aufgenommen hat, so beruht dieß vielleicht auf dem Grunde, daß er sich durch den sehr unverläßigen kritischen Apparat bey Soldan hat irre führen lassen. Dieser bemerkt nämlich, daß der cod. Erf., Gud. 2., Par. 11., 2 codd. Lamb. und der Oxon. S vel etiam ohne si, alle übrigen Handschriften vel si etiam hätten. Diese Angabe ist wenigstens von dem Erf. und Gud. 2. falsch, wie Ref. von dem letzterem nach ausdrücklicher Berichtigung seines Freundes Fleckeisen, dem er auch eine neue Collation dieses Gudianus verdankt, versichern kann; sie ist gewiß auch von dem Paris. 11., einem Codex der Familie A, unrichtig, und vielleicht eine falsche Folgerung ex silentio, womit man noch vergleichen möge, was Soldan selbst über die von ihm benützte Collation dieses Codex pag. XII. bemerkt hat. So bleiben für die Auslassung von si, was alle Handschriften in dem Apparate des Ref. haben, nur die 2 codd. Lamb. (woher weiß H. Soldan von zwey codd.?) und der eine Oxon. übrig, wozu wir noch eine von Muret in den Var. Lectt. II. c. 16. angeführte Handschrift fügen. Abgesehen von dieser geringen handschriftlichen Beglaubigung stößt sich Ref. in der aufgenommenen Lesart besonders an dem steigernden vel etiam, welches wohl in einem Conditionalsatze seine passende Stelle hat, nicht aber in einem Temporalsatze. Da nun cum vor auxilia noch weniger paßt, wenn man der fast einstimmig beglaubigten Lesart vel si etiam folgt, wiewohl sich Klotz auch gegen eine Verbindung dieser beyden Lesarten nicht gesträubt hat, so fand die Variante des Coloniensis Graevii si tantum auxilia den Beyfall vieler Herausgeber, wie man schon vor Kenntniß dieser Handschrift aus Conjectur schreiben wollte. Allein es ist dieß die einzige Handschrift, die so liest, deren Werth Ref., so vortreffliche Lesarten sie auch in der Ligariana hat, in dieser Rede deßhalb nicht so hoch anschlagen möchte, weil Grävius aus dem Codex nur Lesarten zu den 26 ersten Paragraphen mittheilt *), so daß in demselben der nämliche Theil

*) Ref. glaubt den Werth des Codex um so weniger zu überschätzen, als er selbst erklärt, daß in den übrigen Schriften, welche er enthält (Officia, Laelius, Cato maior, Paradoxa, or. p. Marcello und pro Ligario), sein Werth bey weitem nicht so hoch anzuschlagen ist, wiewohl er auch in mehreren von diesen, so besonders in den Paradoxa und in den zwey genannten Reden, trotz vielfacher Interpolationen als eine keineswegs verächtliche Quelle erscheint. Aber die Recension der Deiotariana ragt in dem Codex eben so sehr hervor, wie die der Cluentiana in dem Salisb. Nr. 34. (s. Classen pag. XIV) sich vor allen übrigen Reden derselben Handschrift auszeichnet.

*) In der Sylloge Var. Lectt. bey Graevius in dem Anhange seiner Ausgabe p. 142 sqq. erscheint zwar auch nach §. 26. noch hie und da ein Coloniensis; dieß sind aber, wie leicht zu erweisen ist, die Lesarten der von Gulielmius und Modius benützten Colonienses mit einziger Ausnahme der Variante posteaquam für postquam §. 36., wo sich Grävius offenbar in der Angabe des Codex geirrt hat, und es für Col. wahrscheinlich Dresd. heißen muß. Oder sollte Grävius in dem letzten Theil der Rede diese einzige Lesart aus einem Codex mitgetheilt haben, von dem er zu §§. 1—26. so überaus zahlreiche Varianten anführt?

der Rede gefehlt zu haben scheint, der in dem Gud. 335 vermißt wird. Die Mehrzahl der Handschr. hat nun allerdings cum, allein mehrere, wie 4 Pariser bey Steinmetz, 2 Münchner bey Soldan, mehrere Oxforder, ferners ein cod. Fuldensis, dessen Lesarten kürzlich Dronke veröffentlicht hat, tum, was die frühere Vulgata gewesen ist, gegen deren Richtigkeit sich kaum eine gegründete Einwendung vorbringen läßt. Wenn Cicero sagt: si tum auxilia Pompeio vel si etiam filium misisset, ipse aetatis excusatione usus esset, so liegt in diesen Worten ganz derselbe Sinn, als wenn man mit dem Colon. si tantum liest, indem das rhetorische Asyndeton so zu erklären ist: si tum auxilia ille quidem . . . misisset, sed ipse . . . usus esset. An der Verwechslung von cum und tum wird sich Niemand stossen, da es bekannt ist, daß die Buchstaben c und t in vielen Handschriften oft auch das geübteste Auge nicht unterscheiden kann, wozu an dieser Stelle noch kommt, daß cum auch durch Interpolation wegen des Conjunctivs misisset und des folgenden Asyndetons verderbt werden konnte. — Cap. 5, 13. Ad eum (Pompeium) igitur rex Deiotarus venit hoc misero fatalique bello . . . et venit vel rogatus ut amicus vel accersitus ut socius, vel evocatus ut is qui senatui parere didicisset, postremo venit ut ad fugientem, non ut ad insequentem, id est ad periculi, non ad victoriae societatem. Eine treffliche Verbesserung verdankt diese Stelle dem Scharfsinne Garatoni's, von der es zu wundern ist, daß sie der Aufmerksamkeit der frühern Kritiker entgangen ist. Er streicht nämlich nach den Spuren einiger Handschr. ut vor ad fugientem und vor ad insequentem, indem er bemerkt: Facillime ut, quia erat in superioribus, addi etiam ad haec potuit, quamvis non aeque quadret. Ut vor ad fugientem fehlt in einem cod. Barberinus, den Garatoni benützt hat, der zu den besseren der Familie B gehört; in dem cod. Oehl. ist es über der Zeile ergänzt: für non ut ad inseq. steht im cod. Erf., Col., Par. 11 und Mon. c, richtig non ad inseq.; der Gud. 335, Oehl., Bern. 256, Barberinus und noch einige andere Handschr. der Familie B haben das leichte Verderbniß non ut insequentem, so daß die treffliche Verbesserung der Stelle auf diese Zeugnisse hin keinem Zweifel unterliegen kann. — Cap. 6, 16. At, credo, haec homo inconsultus et temerarius non videbat. Quis consideratior illo? quis tectior? quis prudentior? Madvig hat sich an dieser vielbesprochenen Stelle für die Lesart quis tectior entschieden, die jedoch nur die sehr geringe handschriftliche Autorität von 2 Parisern, 2 Münchnern (worunter Mon. e, der ebenfalls nur bis §. 26. reicht) und dem Oxon. H für sich hat. Ist es Herrn Madvig auch gelungen das Unpassende der anderen Lesart quis rectior? in den Opusc. alt. p. 318 not. gegen deren neuesten Vertheidiger Stürenburg zu erweisen, so wird man doch auch den Gründen, welche die Gegner der Lesart quis tectior? geltend gemacht haben, Rechnung tragen müssen; wenigstens scheinen sie dem Ref. durch die Gegenbemerkungen Madvigs nicht erschüttert zu sein. So wird man durch die Widerlegungen der beyderseitigen Lesart von selbst darauf hingewiesen das Urtheil Ernestis zu billigen, der bemerkt: ego quis tectior (vel rectior) delendum puto: neutrum facit sensum h. l. aptum etc. Von früher bekannten Handschriften läßt nur der cod. Car. Stephani quis rectior aus; ein neues Zeugniß bringt dafür Garatoni aus einem von ihm als codex meus bezeichneten bey, der wie der Bern. 256 hat: quis consideratior? quis quis prudentior? dazu kommt jetzt noch das gewichtige Zeugniß des cod. Oehleri, in welchem das Glied quis rectior? gänzlich fehlt. Garatoni, der die Stelle ausführlich bespricht, bemerkt treffend: Cum antecedat „homo inconsultus et temerarius," satis est ad oppositionem „quis consideratior? quis prudentior?" ut quidquid adieceris plane redundet. — 6, 17. Cum, inquit, in castellum Luceium venisses et domum regis, hospitis tui, devertisses, locus erat quidam etc. Es ist zu bedauern, daß sich H. Madvig über die kritische Schwierigkeit, welche diese Stelle darbietet, nirgends näher ausgesprochen hat.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Fortsetzung.)

Erstlich ist der Name des Castells unsicher, da es bey Strabo XII, 5, 2. heißt: *φρούρια δ'ζαὐτῶν (τῶν Τολιστοβωγίων) ἐστι τό τε Βλούνιον καὶ τὸ Πήιον, ὧν τὸ μὲν ἦν βασίλειον Δηιοτάρου, τὸ δὲ γαφοφυλάκιον.* Es hat nun größere Wahrscheinlichkeit, daß man aus dieser Stelle im Cicero Blucium zu verbessern habe, wie Garatoni und Orelli wollen, als im Strabo aus Cicero *Λουκήιον* zu schreiben habe, wie Cramer Vol. II. p. 564. mit Groskurd vorschlägt, indem Blucium leichter in ein Wort römischen Anklangs Luceium oder Lucium, wie ein cod. Mureti liest, verderbt werden konnte. Die Stelle bietet aber auch noch eine andere Schwierigkeit. Die Worte stehen nämlich im Widerspruch mit §. 21., wo es heißt: In posterum, inquit, diem distulit, ut, cum in castellum Luceium ventum esset, ibi cogitata perficeret. Non video causam mutandi loci etc. Daß dieser starke Widerspruch, da ausdrücklich zwey verschiedene Orte angedeutet sind, den Herausgebern nicht entgangen ist, läßt sich denken; allein da die vorgeschlagenen Aenderungen in §. 17. von venisses in voluisses oder in venires ganz ungenügend waren, so ließen die späteren Erklärer und Kritiker die Sache hängen, bloß Matthiä hat durch eine nicht genügende Erklärung die beyden Stellen zu vereinbaren gesucht. Eine neue Verbesserung hat Garatoni versucht, der an der ersten Stelle ad castellum für in castellum lesen will, und sich so dann unter der domus regis nicht das eigentliche *βασίλειον*, sondern ein domus suburbana des Königs denkt. Allein mehr Wahrscheinlichkeit hat eine Vermuthung, die dem Ref. H. Director H. Sauppe mitgetheilt hat, daß an der zweyten Stelle in castellum peium aus der oben angeführten Stelle des Strabo zu schreiben sey. Denn wäre dasselbe Castell gemeint, so hätte Cicero wohl nicht ohne irgend eine Andeutung nochmals gesagt in castellum Luceium (Blucium); man hätte wenigstens in ipsum castellum erwartet. — §. 18 hat Madvig jetzt mit Recht mit dem Gud. 335 und anderen (so auch im Oehl.) geschrieben: Quid ait medicus? Nihil de veneno. At id fieri potuit primum occultius in potione, in cibo. Noch die zweyte Ausgabe hatte die falsche Lesart primo. Daß das aufzählende primum, um den ersten Punkt des Einwurfes einzuführen, herzustellen sey, hatte schon Wesenberg in den Observationes ad or. p. Sestio p. 24 not. bemerkt. Hingegen hat Madvig an derselben Stelle eine andere Lesart der Familie B, die sich auch in dem Gud. 335 und Oehl. befindet, nicht aufgenommen: in potione vel in cibo. Ref. möchte vel, wenn es auch den Schein einer Glosse trägt, oder vielmehr das ganze zweyte Glied in cibo etwas verdächtig macht, nicht geradezu verwerfen; denn liest man in potione in cibo, so erscheinen die beyden Glieder ganz parallel; tritt aber vel (oder auch) dazwischen, so wird die zweyte Art der Giftmischung mehr als die seltenere, die aber doch immer zur Wahl vorlag, bezeichnet. — 7, 20. Num quae trepidatio? num qui tumultus? num quid nisi

moderate, nisi quiete, nisi ex hominis gravissimi disciplina? Beachtung verdient die Lesart des Gud. 335, Colon., Mon. b, und von 2 Oxf., wozu jetzt noch das gewichtige Zeugniß des Oehler. kommt, welche für quae und qui quid haben, so daß vielleicht zu schreiben ist: num quid trepidationis? num quid tumultus? num quid nisi etc. — 8, 23. At misit ad Caecilium nescio quem (cod. Oehl. richtiger ad nescio quem Caecilium; Gud. 335 ad nescio quem Caelium), sed eos, quos misit, quod ire noluerunt, in vincula coniecit. Non quaero, quam verisimile sit, aut non habuisse regem quos mitteret, aut eos quos misisset non paruisse, aut qui dicto audientes in tanta re non fuissent, eos vinctos potius quam necatos. Es ist das Verdienst Garatoni's, daß er an dieser Stelle eine evidente Verbesserung, die ganz unbeachtet geblieben ist, zur Anerkennung gebracht hat, wie überhaupt wohl kein Herausgeber des Cicero mit größerer Gewissenhaftigkeit die Leistungen seiner Vorgänger verfolgt und gewürdigt hat. Heumann bemerkt nämlich zu den Worten aut non habuisse regem: Olim iam sensi, non hic eiiciendum esse. Nunc in ista sententia confirmor, cum video, etiam Cardenum in Comment. ad h. l. omissam velle negationem. Der Redner läugnet die drey Punkte der Thesis der Ankläger, 1) daß der König überhaupt habe Truppen schicken wollen, 2) daß wenn er solche geschickt, sie nicht gehorcht hätten, 3) daß wenn sie nicht gehorcht, man sie bloß verhaftet und nicht vielmehr hingerichtet habe. Was soll aber nun in der Erwiederung heißen: ich will die Unwahrscheinlichkeit nicht untersuchen, daß der König keine Leute zu schicken gehabt habe? der Redner konnte nur sagen aut habuisse, indem er die erste Thesis der Ankläger durch die Behauptung in Abrede stellt, daß Dejotarus, nachdem er zuerst dem Pompejus, später dem Cn. Domitius Calvinus, dann wieder dem Cäsar gegen Pharnaces seine Truppen gestellt hatte, noch so viel Macht sollte besessen haben, um einem Partheygänger des Pompejus eine Mannschaft zuführen zu können. Das non vor habuisse ist wahrscheinlich durch den folgenden Infinitiv non paruisse, wo die Negation nothwendig ist, eingeschwärzt werden. — Cap. 9, 26. schreibt Madvig in der neuen Ausgabe; Haec (frugalitas) in illo est ab ineunte aetate quum a cuncta Asia, tum a magistratibus legatisque nostris, tum ab equitibus Romanis, qui in Asia negotiati sunt, perspecta et cognita, während er in der zweyten Ausgabe quum a magistratibus geschrieben hatte. Ref. zweifelt, ob dieß eine Verbesserung ist, muß aber H. Madvig etwas entschuldigen, da er vielleicht die Aenderung im Vertrauen auf die Ausgabe von Soldan, die allein mit einem größeren kritischen Apparate ausgestattet ist, aufgenommen hat. Denn dieser liest gleichfalls: cum a cuncta Asia, tum a magistratibus, ohne zu tum auch nur eine einzige Variante in den kritischen Noten beyzubringen; daß es ihm jedoch an solchen nicht gefehlt hat, ist aus seiner eigenen Ausgabe S. 85. zu ersehen. Da auch Steinmetz und die Oxforder-Collatoren schweigen, so ist Ref. auf seinen Apparat gewiesen. In diesem haben 3 Handschr. cum — cum — tum, 2 an allen drey Stellen tum, so daß auch das Zeugniß der Handschriften gegen die Vornahme der Aenderung spricht. Ref. zweifelt überhaupt an sicheren Stellen für den Gebrauch von cum — tum — tum, der besonders durch die nicht seltenen Beyspiele, wo auf zwey oder drey Vorderglieder mit cum ein abschließendes mit tum vero folgt, sehr in Frage gestellt ist; vgl. die Stellen bey Stürenburg zur R. p. Archia ed. I. S. 174., der übrigens diesen Punkt in seiner bekannten Erörterung nicht berührt hat. Allein sollten sich auch sichere Beyspiele nachweisen lassen, so wird man doch an dieser Stelle nach dem Zeugnisse der Handschr. nur im dritten Gliede tum setzen und so dieses besonders hervorheben wollen, da diejenigen Römer, mit denen der König, wie es weiter heißt, res rationesque iungebat, d. h. die römischen Ritter es zumeist gewesen sind, welche Gelegenheit hatten, die Tugend der frugalitas am Dejotarus kennen zu lernen. Noch weniger kann es Ref. gutheißen, daß Madvig in der neuen Ausgabe dieselbe Aenderung auch p. Rosc. Am. §. 62. vorgenommen oder vielmehr dort die alte Vulgata zurückgeführt hat. Er schreibt nämlich: Quum multa antea commissa maleficia, tum vita hominis perditissima, tum singularis audacia ostendatur necesse est etc. Ab-

gesehen von dem Gedanken, der durchaus räth cum vita zu schreiben, so hat Ref. auch bloß für diese Lesart eine sichere handschriftliche Bestätigung; so steht nämlich in der doppelten (verschiedenen) Abschrift des Salisb., im Helmst. und in 5 Oxforder Handschr., während er die Lesart cum — tum — tum durch kein ausdrückliches Zeugniß einer Handschrift bestätigen kann, sondern sie bis jetzt nur in alten Ausgaben, wie z. B. in der Ascensiana vom J. 1511. und in der von Cratander vom J. 1528 gefunden hat. — 10, 29. schreibt H. Madvig in der neuen Ausgabe: Quum vero exercitu amisso ego, qui pacis semper auctor, post Pharsalicum proelium suasor fuissem armorum non deponendorum, sed abiiciendorum, hunc ad meam auctoritatem non potui adducere etc., während er früher quum . . . suasor fui geschrieben hatte. Allein warum hat er nicht auch qui pacis semper auctor fui mit den besten Quellen hergestellt? Denn wenn auch die Stelle nach der obigen Lesung, wie H. M. in der Vorrede pag. VII. mit Recht bemerkt, noch immer ihre Bedenklichkeiten darbietet, wozu wir namentlich auch die Wiederholung in den W. post Pharsalicum proelium rechnen, nachdem schon exercitu amisso vorangegangen ist, so dürfte doch dieß keinem Zweifel unterliegen, daß die Copula in dem Relativsatz qui pacis semper auctor unmöglich fehlen darf. Die Auslassung von fui ist hier eben so falsch, als was noch in der Rede p. Sulla §. 42 in den Texten steht: cuius generis in senatu facultas maxima, wo aus den neuen Collationen des Ref. cuius generis erat in senatu f. m. herzustellen ist. Aus demselben Grunde hat H. Madvig auch §. 36. nach der Conjectur von Lambin aufgenommen: Etenim si Antiochus Magnus ille, rex Asiae, quum, posteaquam a L. Scipione devictus est, Tauro tenus regnare iussus esset omnemque hanc Asiam . . . amisisset, dicere solitus est etc., wo est nach devictus in den Handschriften fehlt, und H. M. mit Recht die Ansicht derjenigen verwarf, welche die Zusetzung von est für entbehrlich ansahen. Allein bey dieser Stelle erhebt sich, da mehrere Handschriften, worunter auch der cod. Oehl., iussus est, nicht i. esset haben, die Frage, ob es nicht richtiger ist mit Garatoni zu schreiben: eum, posteaquam a L. Scipione devictus Tauro tenus regnare iussus est, omnem hanc Asiam . . . amisisset etc., welche Vermuthung durch Valerius Maximus IV, 1. ext. 9., der die Stelle fast wörtlich aus Cicero in seine Compilation aufgenommen hat, eine sehr große Wahrscheinlichkeit erhält. — 10, 29. Felix ista domus, quae non impunitatem solum adepta sit, sed accusandi etiam licentiam; calamitosus Deiotarus, qui ab eo, qui in iisdem castris fuerit, non modo apud te, sed etiam a suis accusetur! So schreibt H. Madvig im Texte; in der Note bemerkt er jedoch: quoniam codd. habent: qui et ab eo qui etc., excidit alterum membrum, quod huic responderit, ab et incipiens. Ref. hätte gewünscht, daß sich H. M. etwas deutlicher ausgesprochen hätte; denn nimmt er an, daß an der Stelle nur ein Satzglied ausgefallen sey, und sonst alles seine Richtigkeit habe, so kann Ref. nicht zustimmen, indem es schwer abzusehen ist, was für einen Gedanken der Redner noch weiter sollte angebracht haben. Richtiger ging Orelli von der Ansicht aus, daß der Text durch eine Glosse entstellt sey, und schlug folgende Verbesserung vor: qui non modo ab eo, qui in iisdem castris fuerit, apud te, sed etiam a suis accusetur. Gleicher Ansicht ist Garatoni in seinem ungedruckten Commentare, nur daß er mit größerer Wahrscheinlichkeit in non modo — sed etiam eine Erklärung von et — et erkennt und demnach lesen will: qui et ab eo, qui . . . fuerit, apud te et a suis accusetur. Allein Ref. glaubt, daß man einen Schritt weiter gehen und noch ein anderes Bedenken hinwegräumen müsse. Liest man nämlich die Stelle nach der Anordnung Garatoni's, so muß man sich von vornherein an der Stellung des an sich müßigen apud te stossen, das man als beyden Gliedern gemeinschaftlich angehörend entweder vor et ab eo oder hinter et a suis erwartet. Die beyden Worte erscheinen auch dadurch verdächtig, daß der Redner an dieser Stelle nicht wohl auch den Umstand als ein Unglück des Dejotarus geltend machen konnte, daß er vor dem Cäsar angeklagt werde; sein Unglück besteht darin, daß er von einem Manne derselben politischen Parthey und von einem Verwandten angeklagt wird. Auch wird es immer auffällig erscheinen, daß ein Abschrei-

ber auf den Gedanken sollte gerathen sein, eine so häufige Wendung wie et — et durch non modo — sed etiam oder umgekehrt erklären zu wollen. Die Entstehung der ganz offenbaren Glosse wird erst dann erklärlich, wenn man annimmt, daß an dem Rande nicht eine grammatische, sondern eine Sinnerklärung beygeschrieben war, die sodann in den Text gekommen ist und die richtige Lesart verdrängt hat. Ref. glaubt nämlich, daß zu den Worten: „qui et ab eo qui in iisdem castris fuerit et a suis“ die an sich unrichtige Erklärung beygeschrieben wurde: non modo apud te (vor dir, gegen den er die Waffen getragen) sed etiam a suis. Diese Annahme wird durch die Lesart des vortrefflichen cod. Oehleri unterstützt, der an dieser Stelle die Spuren des Aechten reiner als die übrigen Handschriften erhalten hat. In ihm heißt es nämlich: qui et at eo, qui in iisdem castris fuerit, et non modo apud te sed etiam a suis accus. Hier liegt die Glosse ohne weitere Entstellung des Textes zu Tage; man braucht nämlich nur die Worte non modo apud te sed etiam auszuscheiden, um den ursprünglichen Text in seiner Reinheit wieder zu erhalten. Das zweyte et vor non modo steht auch in dem cod. Helmstadt., der in dieser Rede sehr gute Lesarten hat, und in 3 Oxfordern, was jedoch kein Herausgeber beachtet hat; in der Familie A fehlt es bereits; noch weiter ist die Interpolation in den geringeren Handschriften gegangen, in welchen auch das erste et fehlt, und die ganze Stelle in folgender argen Verunstaltung vorliegt: qui ab eodem, qui in iisdem castris fuerit, non modo a peregrinis sed etiam a suis accusetur. — Cap. 11, 31. cum . . . Scauri servus ad cum clam domum venisset et crimina in dominum delaturum se esse dixisset, apprehendi hominem iussit ad Scaurumque reduci. Wir zweifeln nicht, daß H. Madvig zu der früheren Vulgata prehendi hominem iussit, wie man aus einem Coloniensis Guilielmii und dem cod. Dresd. geschrieben hat, zurückkehren werde, wenn er erfährt, daß diese richtige Lesart auch durch den cod. Oehl., der prendi hat, bestätigt wird. So hat derselbe Codex, um nur einige ausgezeichnete Lesarten desselben aus demjenigen Theile der Rede, in dem der Gud. 335 fehlt, anzuführen, §. 32 impotens . . . inhumanitas, §. 33. optimi viri mit Priscian, ebendaselbst te in invidia esse, tyrannum existimari, was man bis jetzt nur aus den codd. Modii *) kannte; §. 37. ab omnibus est enim iis ornatus, was H. M. nicht gewagt hat auf das bloße Zeugniß des einen Coloniensis aufzunehmen; man vergl. über die Stellung von enim Hand im Tursell. II. p. 399. Damit verbinden wir noch eine bedeutende Abweichung, die, weil sie nur auf einem unsicheren Zeugnisse beruhte, völlig unbeachtet geblieben ist. Es heißt nämlich c. 13, 35. in den bisherigen Texten: Nihil a me arbitror praetermissum, sed aliquid ad extremam causae partem reservatum. Id autem aliquid est, te ut plane Deiotaro reconciliet oratio mea. Zu dieser Stelle bemerkt Orelli, daß ein Gelehrter (vielleicht Cujacius oder Bongarsius) einem Exemplare der Lambinischen Ausgabe, das sich auf der Bibliothek zu Bern befindet, folgende Lesart aus einer Handschrift beygeschrieben habe: Nihil a me arbitror praeteritum, sed aliquid ad extremum causae reservatum. Id autem quid est? te ut plane D. rec. o. mea. Die Lesart praeteritum für praetermissum, die auch Lambin schon kannte, ist vortrefflich, da gerade eine Zeile vorher praetermissus vorangegangen ist, und wird sicher künftig in dem Texte Aufnahme finden, nachdem sie auch durch den cod. Oehl. bestätigt ist; dieser hat auch ad extremum causae, was gleichfalls schon Lambin aus einer seiner Handschriften beybrachte und auch in dem cod. Helmst. steht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber diese bemerkt Garatoni zu §. 29. mit Recht: Vellem Modius Colonienses diligentius excussisset, ex quibus unum suspicor eximium fuisse: nunc locis compluribus in hac oratione incerti sumus. Der Verlust dieser Handschriften ist jetzt großentheils für diese Rede durch den cod. Oehleri ersetzt; denn dieser bestätigt mit Ausnahme einer einzigen Lesart (§. 36. multam sustulerat) alle von Modius mitgetheilten Verbesserungen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Dr. Genth, Die Anämie in ihrer Beziehung zu den Mineralquellen Schwalbachs. Wiesbaden 1848.

Dr. Fr. R. Fählmann, Die Ruhrepidemie in Dorpat im Herbst 1846. Dorpat 1848.

Dr. J. W. H. Conradi, Bemerkungen über die Selbstständigkeit der Fieber. Göttingen 1848.

Dr. J. J. Cazenave, Choix d'observations sur le coryza chronique, la punaisie, sur quelques maladies des voies urinaires chez l'homme et sur la lithotritie. Par. 1848.

Dr. F. Th. Berg, Ueber die Schwämmchen bey Kindern. Bremen 1848.

Dr. R. Virchow, Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie. Berl. 1848.

Dr. J. Putzer, Die Erweichung des Magens, Gastromalacia, und deren Behandlung mit reinem Wasser. Dresden 1847.

Dr. H. Lebert, Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Chirurgie und pathologischen Physiologie. Berlin 1848.

N. Jovanovits, Zahn-Diätetik. Linz 1848.

Dr. C. Haas, Die Polypen und fremden Körper im Ohre und die Mittel zu ihrer Entfernung. Linz 1848.

E. Zeis, Die Abtragung des Gelenkknorpels bey Exartikulationen. Marb. 1848.

C. Brunner, Ueber die Wirkungen, welche verschiedene Substanzen durch Berührung auf nervenkranke Personen ausüben. Bern 1848.

N. Gräger, Die Aequivalentgewichte und zugehörigen Logarithmen und Formeln der einfachen und zusammengesetzten Körper. Halle 1848.

Dr. H. Saar, Die Heilquellen Böhmens. Prag 1848.

Robiano, Neururgie oder der thierische Magnetismus. Uebers. von W. Schöttlen. Stuttg. 1849.

Dr. L. Verhaeghe, Die Seebäder zu Ostende. Berl. 1848.

W. J. Merriman, Arguments against the indiscriminate use of Chloroform in Midwifery. London 1848.

Dr. G. C. Haubner, Die inneren und äußeren Krankheiten der landwirthschaftlichen Haussäugethiere. Anclam 1848.

Dr. E. Falke, Die veterinär-chirurgische Instrumenten-, Verband- und Operationslehre. Leipzig 1848.

Dr. H. Gerold, Die contagiöse Lungensucht des Rindviehes. Magdeburg 1848.

Dr. R. Schmid, Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts. Jena 1848.

A. Goßler, Von der Bedeutung der Jurisprudenz und der Philosophie. Breslau 1848.

Dr. C. H. L. Brinckmann, Das Gewohnheitsrecht im gemeinen Civilrechte und Civilprocesse und die Handelsüsancen. Th. 1. Heidelberg 1847.

Gesetze für den Kanton Luzern. Bd. 1. 2. Luzern 1841 — 1842.

Dr. C. F. Gerber, System des deutschen Privatrechts. Abth. 1. Jena 1848.

Dr. G. Geib, Die Reform des deutschen Rechtslebens. Leipzig 1848.

Dr. H. A. Meißner, Eine Gewerbeordnung für Deutschland. Leipzig 1848.

Dr. G. Emminghaus, Pandekten des gemeinen sächsischen Rechts. Lief. 1. Jena 1848.

Sammlung der Gesetze und Regierungs-Verordnungen für den Kanton Luzern. Band 1 — 6. Luzern 1831 — 1840.

Bibliographie administrative ou Nomenclature méthodique et raisonnée de lois et d'arrêts. Par. 1848.

de Lezardière, Théorie des lois politiques de la Monarchie française. Vol. 1 — 4. Par. 1844.

Dr. A. v. Daniels, System und Geschichte des französischen und rheinischen Civilproceßrechtes. Bd. 1, Berlin 1848.

Code civil du Canton de Vaud. Lausanne 1821.

Collezione completa dei moderni codici civili degli stati d'Italia. Disp. 1 — 6. Torino 1845.

E. W. Cox, The law and practice of the County Courts in England and Wales. Vol. I. London 1848.

H. Diestel, Das Problem der Todesstrafe. Königsberg 1848.

A. Baumgarten-Crusius, Das Forststrafgesetz für das Königreich Sachsen. Leipzig 1848.

Dr. A. O. Krug, Die Grundsätze der Gesetzauslegung in ihrer Anwendung auf die neueren deutschen Strafgesetzbücher. Leipzig 1848.

Strafgesetzbuch für das Großherzogthum Baden nebst dem Einführungs-Edikt. Carlsruhe 1845.

Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Carlsruhe 1845.

Dr. A. Möhl, Ueber das Geschwornengericht. Heidelberg 1848.

G. Mehring, Die Zukunft der peinlichen Rechtspflege aus dem Standpunkte der Seelenlehre. Schwäb. Hall 1848.

Dr. L. Lippert, Theoretisch praktische Anweisung zur Einführung und Anwendung des öffentlichen und mündlichen Strafverfahrens in Deutschland. Mainz 1848.

Dr. O. Elben, Zur Einführung der Schwurgerichte in Deutschland. Stuttg. 1848.

Dr. A. v. Daniels, Grundsätze des rheinischen und französischen Strafverfahrens. Berlin 1848.

Dr. A. H. Röbbelen, Zur geheimen Inquisition Deutschlands. Leipzig 1848.

Jaup, Ueber den Werth des Schwurgerichts. Darmstadt 1848.

Filangieri, Ueber den Anklageprozeß und das Geschwornengericht. Berlin 1849.

J. Zentner, Das Geschwornengericht mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Gerichtsverfahren. Heidelberg 1848.

C. Ph. Th. Schwenken, Die Amtsvergehen, ihre Untersuchung ꝛc. Herausg. von E. J. Kulenkamp. Abth. 1. Cassel 1848.

Dr. A. W. Heffter, Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalrechts. 4. Aufl. Halle 1848.

J. Horwitz, Die Verfassungen der constitutionell-monarchischen und republikanischen Staaten der Gegenwart. Lief. 1. 2. Berlin 1848.

Die Urkunden der Friedensschlüsse zu Osnabrück und Münster v. J. 1648 nebst den dazu gehörigen Aktenstücken. Nach offiziellen Quellen. Zürich 1848.

M. F. Blaunfeld, Staatsrechtliche Stellung des Herzogthums Schleswig und Einfluß einer Aufhebung der bisherigen administrativen Verbindung dieses Herzogthums mit Holstein auf schleswigische Zustände. Copenhagen 1848.

A. F. Krieger, Antischleswigholsteinische Fragmente auf Verfügung des akad. Senats zu Kopenhagen herausgegeben. Heft 1 — 6. Kopenhagen 1848.

Fr. Bülau, Wahlrecht und Wahlverfahren. Leipzig 1849.

Staatsrechtliche Bemerkungen über die Pensionsrechte der Staatsdiener nach deutscher und preußischer Verfassung. Berlin 1848.

E. M. Arndt, Reden und Glossen. Leipzig 1848.

Aktenstücke zur Schleswig-Holsteinischen Frage: insbes. zu dem Waffenstillstand von Malmö am 26. August 1848. Frankfurt 1848.

Aktenstücke zur neuesten Geschichte Deutschlands. Heft 1. Hannover 1848.

A. Ziegler, Republikanische Licht- und Schattenseiten. Leipzig 1848.

H. Wuttke, Deutschlands Einheit, Reform und Reichstag. Leipzig 1848.

C. M. Wolff, Ueber die Volkssouveränität und die Grundlagen der constitutionellen Staatsverfassung. Berlin 1848.

A. Vahlkampf, Ueber Heimathgesetze. Frankf. 1848.

J. P. Steverlys, Gespräche über Staat und Kirche. Herausg. von Dr. Sylvester Jordan. Frankfurt 1848.

L. Stein, La question du Schleswig-Holstein. Par. 1848.

Das preußische Postwesen. Elberf. 1847.

Fr. Hedde, Die Gefahren der dänischen Gesammtconstitution. Kiel 1848.

R. Heym, Die deutsche Nationalversammlung bis zu den September-Ereignissen. Frankf. 1848.

D. Hansemann, Die deutsche Verfassungsfrage. Frankfurt 1848.

Dr. Grävell, Die Volkssouveränität und der Reichsverweser. Frankf. 1848.

Dr. C. F. Wegener, Ueber die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark in staatsrechtlicher Beziehung. Copenhagen 1848.

Staatsgrundgesetz für die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kiel 1848.

Noten zur Beleuchtung der angeblichen Thatsachen in dem „Memoir on the constitutional Rigths of the Dutchies of Schleswig and Holstein by Bunsen." Kopenhagen 1848.

Dr. H. K. Briegleb, Rechtsfälle zum akademischen Gebrauche. Heft 1. Göttingen 1848.

E. A. Weimann, Beytrag zur Reform des Hypothekenwesens. Merseburg 1848.

Th. Fachtmann, Das außergerichtliche Sühneverfahren in Norddeutschland. Osnabrück 1849.

Dr. J. W. Planck, Die Lehre von dem Beweisurtheil. Göttingen 1848.

Dr. L. Höpfner, Entwurf einer bürgerlichen Gerichtsordnung für Deutschland. Leipzig 1848.

J. Dunton, Remains. Lond. 1684.

Dr. C. Tischendorf, Novum testamentum graece. Editio Lipsiensis secunda. Lips. 1848.

W. St. Gilly, The romaunt version of the gospel according to St. John. Lond. 1848.

J. B. Weigl, Theologisch-chronologische Abhandlung über das wahre Geburts- und Sterbjahr Jesu Christi. Sulzbach 1849.

H. W. Norman, The Anglo-Saxon Version of the Hexameron of St. Basil and the Saxon Remains of St. Basil's admonitio ad Filium Spiritualem. Lond. 1848.

Theodori Antiocheni quae supersunt omnia ed. A. F. V. a Wegnern. Vol. I. Berl. 1834.

Irenaei Episcopi Lugdunensis quae supersunt omnia. Ed. Ad. Stieren. T. I. 1. II. 2.

J. B. Malou, Das Bibellesen in der Volkssprache. Uebers. v. H. Stoeveken. Th. 1. Schaffhausen 1849.

Dr. Chr. F. Bellermann, Inhalt und Verfasser der einzelnen Bücher der heiligen Schrift. Berlin 1848.

H. A. Hävernick, Vorlesungen über die Theologie des alten Testaments, herausg. von H. A. Hahn. Erlangen 1848.

Fr. Chr. Oetinger, Biblisches Wörterbuch. Neu herausg. von Dr. J. Hamberger. Stuttg. 1848.

J. v. Gumpach, Ueber den altjüdischen Kalender zunächst in seiner Beziehung zur neutestamentlichen Geschichte. Brüssel 1848.

C. L. W. Grimm, Institutio theologiae dogmaticae evangel. hist. critica. Jenae 1848.

C. Agenor de Gasparin, Christianisme et Paganisme. Vol. 1. 2. Par. 1848.

H. W. J. Thiersch, Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. 2. verb. Aufl. Abth. 1. 2. Erlangen 1848.

Th. Walker, A vindication of the discipline and constitutions of the church of Scotland. Edinb. 1774.

Dr. P. J. Elvenich, Pius IX., die Hermesianer und der Erzbischof von Geissel. Breslau 1848.

Th. Gale, Theophilie. Lond. 1671.

Dr. K. F. Gaupp, Praktische Theologie. Th. 1. Berlin 1848.

G. Th. Dithmar, Beyträge zur Geschichte des katechetischen Unterrichts in Deutschland. Marburg 1848.

Dr. G. Baur, Grundzüge der Homiletik. Gießen 1848.

Dr. B. Hölscher, Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. Mit alten Melodien. Münster 1848.

Th. Campbell, Scriptures on the eccles. and literary history of Ireland. Lond. 1790.

Dr. J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. verm. Aufl. Bd. 2. Abth. 2. Bonn 1848.

Dr. L. Lange, Tabellen der Kirchen- und Dogmengeschichte. 2. verm. Aufl. Jena 1848.

Vinc. Gioberti, Apologia del libro intitolato il Gesuita moderno. P. I. Brussele 1848.

Abbé Leone, Conjuration des jésuites. Par. 1848.

Bar. de Reiffenberg, Etablissements de l'ordre des Jésuites aux Pays-Bas au commencement du dix-septième siècle. Bruxelles 1848.

H. Dorpius, Die Wiedertäufer in Münster. Magdeb. 1848.

F. G. E. Anders, Statistik der evangelischen Kirche in Schlesien. Glogau 1848.

Die Verhandlungen der Wittenberger Versammlung zur Gründung eines deutsch evangelischen Kirchenbundes im September 1848. Lief. 1. Berlin 1848.

D. Eaton, A narrative of the proceedings of the society of Baptists in York. Lond. 1823.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. XV. Hal. Saxonum 1848.

J. S. M. Anderson, The history of the church of England in the colonies and foreign dependencies of the British Empire. Vol. II. Lond. 1848.

Th. Stephen, The history of the church of Scotland. Vol. I — IV. Lond. 1848.

G. Schubring, Einführung der reformirten Confession in Anhalt. Leipzig 1848.

C. Hoffmann, Aussichten für die evangelische Kirche Deutschlands. Stuttgart 1849.

J. Szeberinyi, Corpus maxime memorabilium Synodorum evangelicarum Augustanae confessionis in Hungaria cum praefatione historica in singulas. Pesthini 1848.

Dr. E. R. Redepening, Vorschläge zu einer Kirchenordnung für das protestantische Deutschland. Göttingen 1848.

Dr. Th. Pressel, Zustände des Protestantismus in Frankreich. Tübingen 1848.

Dr. A. Neander, Der heilige Bernhardt und sein Zeitalter. 2. umgearb. Aufl. Gotha 1848.

A. O. Kunze, Praecipua patrum ecclesiasticorum testimonia quae ad mortem Pauli apostoli spectant. Gotting. 1848.

Dr. A. Neander, Der heilige Johannes Chrysostomus. 3. verb. Aufl. Bd. 1. 2. Berlin 1848.

Mar. Marini, Diplomatica pontificia. Roma 1841.

Zweytes Quartal. April — Juni.

L. Ilari, Indice per materia della biblioteca communale di Siena. Disp. 87 — 108. Ende des Werkes. Siena 1847.

Dr. O. Klopp, Die Reform der Gymnasien in Betreff des Sprachunterrichts. Leipzig 1848.

D. Nisard, Histoire de la littérature française. T. III. Par. 1849.

T. B. Shaw, Outlines of English Literature. Lond. 1848.

A. Vinet, Etudes sur la littérature française au dix-neuvième siècle. T. I. Mad. de Staël et Chateaubriand. Par. 1849.

E. G. Squier and E. H. Davis, Ancient monuments of the Mississippi valley. Lond. 1848.

Report of the 17. Meeting of the British association for the advancement of science, held at Oxford in June 1847. Lond. 1848.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der wetenschappen te Haarlem. Deel III. St. 2. Haarlem 1847.

Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. 17. p. 2. containing the Makerstoun magnetical and meteorological observations for 1843. Lond. 1847.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausg. von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der k. Akademie der Wissenschaften. Heft 1 — 3. Wien 1848 — 49.

Sitzungsbericht der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Heft 1 — 4. Wien 1848 — 49.

Petits traités publiés par l'Académie des sciences morales et politiques. Livr. 1 — 4. Par. 1848 — 49.

Westphälische Provinzialblätter. Verhandlungen der westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Bd. 1 — 3. Minden 1828 — 1843.

W. Cowper, Works, his life, letters and poems. Ed. by Grimshawe. Lond. 1848.

J. T. Krebsius, Opuscula academica et scholastica denuo recognita. Lips. 1778.

H. Welsford, Mithridates Minor or an Essay on Language. Lond. 1848.

R. K. Rask, Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandiske Sprogs Oprindelse. Kjöbenh. 1817.

H. J. Chavée, Lexicologie indo-europeenne. Paris 1849.

A. de Biberstein-Kazimirski, Dictionnaire Arabe-francais. T. I. II. Par. 1846.

J. J. Marcel, Vocabulaire Français-Arabe des dialectes vulgaires Africains d'Alger, de Tunis, de Marock et d'Egypte. Par. 1845.

J. L. Bresnier, Chrestomathie arabe vulgaire. Alger 1846.

Bled de Braine, Cours synthétique analytique et pratique de la langue arabe. Par. 1846.

J. H. Delaporte, Guide de la conversation française-arabe. 3. ed. Alger 1846.

C. A. Holmboe, Det Oldnorske verbum, oplyst ved samenligning med Sanskrit og andre sprog af samme aet. Christiniania 1848.

M. Harrison, The rise, progress and present structure of the English Language. Lond. 1848.

A. Moigno, Traité de Télegraphie electrique. Par. 1849.

Dr. A. Poppe, Die Telegraphie von ihrem Ursprunge bis zur neuesten Zeit. Frankf. 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1849.

(Fortsetzung).

Cherbonneau (A.), Définition lexicographique de plusieurs mots usités dans le langage de l'Afrique septentrionale. (Suite.) — Journ. asiat. 1849 Juin.

Peyron (Arn.), Grammatica linguae copticae. Taurini 1841. — Journ. des Savants 1849 Juillet.

Bibliothèque des classiques grecs, avec la traduction latine en regard, publiée par A. F. Didot. — Ebendaſ.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie méridionale. — Journ. asiat. 1849 Juin.

Ross (Sir James Clark), Notice of and citations from a voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions (Cont.) — American Journal of science and arts 1849 July.

Attempts to find a Northwest passage. — North American Review 1849 July.

Parkman (Francis), The California and Oregon Trail; being sketches of Prairie and Rocky Mountain life. New York 1849. — Ebendaſ.

Longpérier (Ad. de), Note sur les phalères et les enseignes militaires des Romains. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 5.

Benech, De l'influence respective des laboureurs ou des habitants de la campagne et des habitants de la ville sur les élections romaines. — Revue de législation et de jurisprudence 1849 T. II. Juillet.

Duchalais (A.), L'Apollon Sauroctone. (2 partie.) — Revue archéolog. Année VI. Livr. 5.

Mariette, Note sur un fragment du papyrus royal de Turin et la VI dynastie. — Ebendaſ.

Rénier (L.), Sur l'inscription de Corseul. — Ebendaſelbſt.

Layard (Austen Henry), Nineveh and its remains. New-York 1849. — North Amer. Review 1849 July.

Bazancourt, Histoire de la Sicile sous la domination des Normands. Par. 1846. 2 vols. — Ebendaſelbſt.

Barthélemy (A.), Lettre sur les armoiries et les monnaies des anciens comtes de Goello et de Penthièvre. — Revue archéol. Année VI. Livr. 5.

Pinard (T.), Villeneuve-Lès-Avignon et le mausolée d'Innocent VI. — Ebendaſ.

Cenac-Moncaut, Saint Bertrand de Comminges. Parallèle de la civilisation catholique et de la barbarie au moyen-âge. — Univ. cathol. 1849 Juillet.

Carlyle et Montlosier (sur la révolution française.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Juillet.

Caussin de Perceval (A. P.), Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, pendant l'époque de Mahomet etc. Par. 1847 et 1848. 3 vol. — Journ. des Savants 1849 Août.

Squier (E. G.), A monograph of the ancient monuments of the state of Kentucky. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Rosas and the Argentine Republic. — North Amer. Review 1849 July.

Louyet (M. P.), Life and writings of Berzelius. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Charles Lamb. — Blackwood's Mag. 1849 Aug.

The life and writings of Dr. Peabody. — North Amer. Review 1849 July.

Luce (J. B.), On the theorie of numbers. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Hargreave (Ch. Jam.), Analytical researches concerning numbers. — Philos. Mag. 1849 July.

Earnshaw (S.), On the transformation of linear partial equations with constant coefficients to fundamental forms. — Ebendaſ.

Cayley (A.), Note on the theory of permutations. — Ebendaſ. Suppl.

Appendix to Mr. Drach's paper on epicyclic curves. — Ebendaſ.

Struve (F. G. W.), Description de l'Observatoire astronomique central de Poulkova. Petersb. 1845. North Amer. Review 1849 July.

Regnault (V.), Note sur les températures d'ébullition de l'acide carbonique et du protoxyde d'azote sous la pression ordinaire de l'atmosphère etc. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Juillet.

— —, Note sur la chaleur spécifique du potassium. — Ebendaſ.

— —, Note sur la chaleur spécifique et la chaleur latente de fusion du brome et sur la chaleur spécifique du mercure solide. — Ebendaſ.

Acosta (F.), Observations udométriques recueillies sur divers points de la Nouvelle-Grenade. — Ebendaſ.

Bertin (A.), Note sur la mesure des indices de réfraction des lames transparentes et des liquides à l'aide du microscope ordinaire. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du moi de Mai 1849. — Ebendaſ.

Lorieux (Th.), Notice sur les explosions et ruptures d'appareils à vapeur, dont les procès-verbaux sont arrivés depuis l'année 1846 etc. — Annales des Mines 1849. Livr. I.

Daubrée, Notice sur la température des sources dans la vallée du Rhin, dans la chaine des Vosges at au Kaiserstuhl. — Ebendaſ. Livr. II.

Quetelet, De l'électricité de l'air. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Juillet.

Plucker, Des rapports magnétiques des axes optiques positif et négatif des cristaux. — Ebendaſ.

Norton (Will. A.), On the diurnal variations in the declination of the magnetic needle etc. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 July.

Rankine (Will. John Macquorn), On an equation between the temperature and the maximum elasticity of steam and other vapours. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Bunsen, On the colour of water. — Ebendaſ.

Martins (Ch.), On trees cleft by the direct action of electrical storms. — Ebendaſ.

Sturgeon (Will.), A description of several extraordinary displays of the Aurora borealis, as observed at Prestwich, during the winter of 1848 — 1849; with theoretical remarks. — Ebendaſ.

Fleming (John), On a simple form of rain-gauge. — Ebendaſ.

Boutigny, Quelques faits relatifs à l'état sphéroïdal des corps, épreuve du feu, homme incombustible. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Juillet. Philos. Mag. 1849 July.

Becquerel, On the développement of electricity in the act of muscular contraction. — Philos. Mag. 1849 July.

Despretz (M. C.), Note relative to the electricity developed by muscular contraction. — Ebendaſelbſt.

Bertin, On circular magnetic polarization. — Ebendaſ. Suppl.

Stokes (G. G.), On the theory of sound. — Ebendaſelbſt.

Phillips (Reuben), On the magnétism of steam. — Ebendaſ.

Challis (J.), On some points relating to the theory of fluid motion. — Ebendaſ.

Grove (W. R.), On the effect of surrounding media on voltaic ignotion. — Ebendaſ. August.

Glaisher (Jam.), On the weather during the quarter ending June 30, 1849. — Ebendaſ.

Guyot (Arn.), The earth and man: lectures on comparative physical geography in its relation to the history of mankind. Translated by Felton. Boston 1849. — North Amer. Review 1849 July.

Reynoso (Alvaro), Nouveau procédé pour reconnaître l'iode et le brome. — Annal. de Chim. et des Phys. 1849 Juillet.

Corenwinder (B.), Note sur la préparation de l'azote. — Ebendaſ.

Regnault et Reiset, Recherches chimiques sur la respiration des animaux des diverses classes. — Ebendaſ. Juill. Août.

Bull (B. W.), Some observations upon Emulsine and its composition. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Hunt (T. S.), On some principles to be considered in chemical classifications. — Ebendaſ.

Davy (John), Some remarks on the claims to the discovery of the composition of water. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Soubeiran et Mialhe, Note sur le chloroforme. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Juillet.

Strohl, Action de l'hyposulfite sodique sur le chlorure antimonique sous l'influence de l'eau. — Ebendaſelbſt.

Lefort, Analyse de l'eau minerale de l'enclos des Célestins, à Vichy. — Ebendaſ.

Girardin, Analyse comparative de plusieurs espèces de courges. — Ebendaſ.

Woehler, Sur quelques combinaisons de la série quinone. — Ebendaſ.

Summers (Eust. C.), On a simple apparatus for washing precipitates. — Philos. Mag. 1849 Aug.

Fresenius (C. Rem.), Practical application of the law pointed out by Dr. R. D. Thomson, of the proper balance of the food in nutrition. — Ebendaſ.

Blanchard (Émile), Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) Classe des Helminthes. — Annales des scienc. natur. (Zool.) 1849 Mars. Avril.

Quatrefages (A. de), Mémoire sur l'embryologie des Tarets. — Ebendaſ.

Dufour (Léon), Note sur trois espèces de genre Anthicus. — Ebendaſ.

— —, Note sur le Buprestis pulchra. — Ebendaſelbſt.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. IV. Mémoire. Monographie des Astréides. — Ebendaſ.

Hancock and Embleton, Account of a ribbon fish (Gymnetrus) taken off the coast of Northumberland. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 July.

Blackwall (John), Ornithological notes. — Ebendaſelbſt.

Clarke (W. B.), Notice of a bottle-nosed dolphin (Delphinus Tursio, Fabr.) upon the Suffolk coast. — Ebendaſ. Aug.

Gray Sandie and G. Padley, On entozoa found in the lungs of a sheep. — Ebendaſ.

Newport (Gl.), On the identification of the parasitic genus of insects, Anthophorabia. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Descriptions of four new asiatic species of the genus Pupa of Draparnaud. — Ebendaſ.

Clark (W.), On the animal of Kellia rubra. — Ebendaſ.

Westwood (J. O.), On the identification of a genus of parasitic Hymenoptera. — Ebendaſ.

Alder (Johsua), On the animal of Kellia rubra. — — Ebendaſ.

Orbigny (Alc. d'), On living and fossil molluscs. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Verneuil (Ed. de), The carboniferous Fauna of America compared with that of Europe. — Ebendaſelbſt.

Morton (Sam. G.), Account of a craniological collection, with remarks on the classification of some families of the human race. — Ebendaſ.

Oceanic infusoria, living and fossil. — Ebendaſ.

Wigand (Alb.), Sur le développement des Fougères. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Mars.

Tulasne (L. R.), De Aubletianis generibus Quiina et Poraqueiba. — Ebendaſ.

Spach (Ed.), Conspectus generis Hapophyllum. — Ebendaſelbſt.

Weddell (H. A.), Note sur le Cephaëlis ipecacuanha, son mode de végétation et son exploitation dans la province de Matto-Grosso, au Brésil. — Ebendaſ. Avril.

Planchon (J. E.), Observations sur les Ulex, et description d'une nouvelle espèce de ce genre, commune à la Bretagne et à la région sud-ouest de l'Angleterre. — Ebendaſ.

Kunth, Species novae horti regii botanici Berolinensis. — Ebendaſ.

Berkeley (M. J.) et C. Montagne, Sixième centurie de plantes vasculaires tant indigènes qu'exotiques. — Ebendaſ.

Description de plantes nouvelles, extraites des Catalogues de graines des Jardins botaniques pour 1848. (Delectus seminum horti botanici Monacensis, Halensis, Heidelbergensis, Göttingensis, Genuensis.) — Ebendaſ.

Ball (John), On odontites rubra, and the allied forms, including a notice of a new species. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 July.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ebendaſ.

Carter (H. J.), A descriptive account of the freshwater sponges (genus Spongilla) in the island of Bombay. — Ebendaſ. Aug.

Spruce (Rich.), The musci and hepaticae of the Pyrenees. — Ebendaſ. Aug.

Scott (Rob.), Remarks on the growth of Bambusa

arundinacea in the large Conservatory, Chatsworth. — Ebendaſ.

Voelker (A.), On the chemical composition of the fluid in the Ascidia of Nepenthes. — Ebendaſ.

Anderson (Thom.), On a new species of Manna from New South Wales. — Edinb. New philos. Journ. 1849 July.

Statistics of Nutmegs. — Ebendaſ.

Balfour (J. H.), Notice of plants which have recently flowered in the royal Botanic Garden (of Edinburgh.) — Ebendaſ.

Durocher (J.), Observations sur les gîtes métallifères de la Suede, de la Norwège et de la Finlande. P. 1. 2. — Annales des Mines 1849 Livr. I. II.

Damour et Descloizeaux, Notice sur l'arkansite. — Ebendaſ. Livr. II.

Chambers (R.), On ancient sea margins. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Bouvé (Thom. S.), Review of M. Tuomey's final report on the geological survey of South Carolina. — Ebendaſ.

Dana (Jam. D.), Observations on terraces. — Ebendaſelbſt.

Hunt (T. S.), Chemical examination of Algerite, a new mineral species. — Ebendaſ.

On the relations of trap-rocks with the ores of copper and iron, and the similarity of the schalstein of Dillenburg etc. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Hunt (T. S.), On the acid springs and gypsum deposits of the upper part of the silurian system (Onondaga salt group.) — Ebendaſ.

Giraud (Herb.), An account of two aërolites, and a mass of meteoric iron, recently found in Western India. — Ebendaſ.

Favre, On the geology of the German Tyrol and the origin of dolomite. — Ebendaſ.

Geological changes from alteration of the earth's axis of rotation. — Ebendaſ.

Collomb (Ed.), On the downward progress of the glaciers of the Alps. — Ebendaſ.

La Beche (H. de), The Flora of the Silurian system. Fossil plants, as illustrative of geological climate. — Ebendaſ.

Maclaren (Ch.), On grooved and striated rocks in the middle region of Scotland. — Ebendaſ.

New adamantine mineral from Brazil. — Ebendaſ.

Williams (D.), Cliff section of Lundy island, from the Sugar-Loaf to the Devil's Limekiln. — Philos. Mag. 1849 July.

Murchison (Rod. I.), Note on the geological structure of the Asturias, particularly in reference to the nummulitic eocene, and the carboniferous palaeozoic rocks of that province. — Ebendaſ.

— —, On the distribution of the superficial detritus of the Alps, as compared with that of Northern Europe. — Ebendaſ. Suppl.

Bryce (Jam.), On the lignites and altered dolomites of the island of Bute. — Ebendaſ. Aug.

Recent theories in geology. (Rob. Chambers. Charl. H. Davis.) — North Amer. Review 1849 July.

Phillips (John), Thoughts on ancient metallurgy and mining in Brigantia, suggested by a page of Pliny's Natural History. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Secrétan (Charl.), La philosophie de la liberté. 2 vols. Paris 1849. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.). 1849 Juillet.

Montegut (Émile), De la maladie morale du XIX. siècle. — Revue des deux Mondes 1849 Août.

Girardin (Saint-Marc), L'épopée chrétienne depuis les premiers temps jusqu'à Klopstock. (II. P.) — Ebendaſ.

Christus patiens, Ezechieli et christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ex cod. emend. Dübner. Par. 1847. — Journ. des Savants 1849 Août.

Henry Heine. — North Amer. Review 1849 July.

Texier, Statuaire chrétienne. (Monument funéraire du XIV siècle.) — Annales archéologiques 1849 Juillet — Août.

Laborde, Gisors (artistes des XV et XVI siècles en Normandie.) — Ebendaſ.

Didron, Iconographie des cathédrales. (Cinquième jour de la Création.) — Ebendaſ.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique (deuxième série.) — Ebendaſ.

Ozanam (A. F.), Les origines de la monarchie. — Correspondant 1849 Livr. 26.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Fortsetzung.)

Durch diese Beglaubigung zweyer Lesarten ist wohl aller Zweifel beseitigt, daß die von Orelli mitgetheilten Varianten wirklich aus einer Handschrift herstammen, so daß künftighin auch die dritte und wichtigste dieser Varianten quid für aliquid, die sonst aus keiner Handschrift bekannt ist, bey Feststellung des Textes in Frage kommen wird. Ref. kann nicht glauben, daß sich Cicero so unbehilflich sollte ausgedrückt haben: „Dieses etwas ist aber von der Art, daß dich meine Rede noch völlig mit D. ausföhne." Wie ganz anders lautet der Gedanke, wenn man der Lesart quid? folgt: „Was ist nun dieses? daß dich nämlich meine Rede noch völlig mit D. ausföhne.." — Eine andere unzweifelhafte Verbesserung aus Handschriften ist noch §. 41. vorzunehmen, wo in den gewöhnlichen Texten steht: Quod nomen hi reges ne amitterent te victore timuerunt: retentum vero et a te confirmatum posteris etiam suis traditu-ros esse confido. Schon Patricius verlangte, daß man eine von Lambin angeführte Lesart se esse confidunt herstelle; diese vortreffliche Verbesserung des Sinnes ist jetzt auch durch den cod. Oehl. und Helmst. gesichert, wozu noch 2 Handschriften von Garatoni kommen, der auch hier wieder das Richtige treffend erkannt hat.

Geringere Schwierigkeit bietet die kritische Behandlung der Rede pro Ligario, wiewohl es nicht an manchen noch streitigen Stellen fehlt. Auch in dieser Rede lassen sich mit ziemlicher Bestimmtheit zwey Familien scheiden. Der kritische Apparat des Ref. umfaßt die Varianten von sechs Handschriften, von denen je drey der einen Familie angehören. Dazu kommen noch Excerpte von Muret aus einem cod. Ursini, die Garatoni in Rom abgeschrieben hat. Dieser Codex stimmt gewöhnlich mit dem Erfurtensis, hat aber manches Eigenthümliche, so daß sehr zu bedauern ist, daß dieselben nicht reichhaltiger sind. Kann es nun auch keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Rede die Familie des Erfurt. (= fam. A) weit besser ist als in der Deiotariana und einen entschiedenen Vorzug vor der anderen Familie verdient, so darf doch auch diese keineswegs unbeachtet gelassen werden, wie sich schon aus den ziemlich zahlreichen Anführungen der alten Rhetoren und Grammatiker ergibt, die bald die Lesarten der einen, bald der andern Familie bestätigen. Der cod. Oehleri ist in dieser Rede nicht von gemischter Recension wie in der R. p. Deiot., sondern folgt mit ziemlicher Consequenz der Familie B; er hat aber bey starken Interpolationen einige vorzügliche Lesarten erhalten, von denen sich in anderen Handschriften nur spärliche Spuren vorfinden. Zwey der ältesten Handschriften der Rede sind noch unbenützt, nämlich ein Ambrosianus, den Ang. Mai (s. Schol. Cic. ed. Orell. II. p. 369.) in das 10. Jahrhundert setzt, und ein Mediceus XLV. Plut. L. angeblich aus den 11. Jahrh., aus dem sich eine Abschrift der Rede pro Marcello in dem Garatonischen Nachlasse befindet. Von letzterer Handschrift hat Ref. durch die Gefälligkeit des H. Dr. Leopold Schmidt aus Berlin eine Probe erhalten, die es wünschenswerth macht den Codex vollständig kennen zu lernen;

er folgt der Recenſion der Familie B. Wie weit man nun bis jetzt die handſchriftlichen Quellen kennt, ſo laſſen ſich zu der von Madvig gegebenen Recenſion, die auch in dieſer Rede von allen die beſte iſt, nur wenige Verbeſſerungen nachtragen. §. 3. ſchreibt H. Madvig: si tamen illud imperium esse potuit, wo Ref. an der Richtigkeit von tamen zweifelt, welches in den meiſten Handſchriften, ſo in den beſten der Familie A fehlt, und ſchon dadurch verdächtig wird, daß es einige Handſchriften vor illud, wie auch der cod. Oehl., andere nach illud, wie der Col. Graevii, haben. Es beruht ſicherlich auf Interpolation, indem man dem beſchränkenden si (wenn anders) eine Erklärung geben zu müſſen glaubte. — §. 7. nimmt es uns Wunder, daß H. M. in den Worten hoc ipso C. Pansa mihi nuntium perferente die Lesart des Colon. und einiger anderen Handſchriften, zu denen jetzt auch noch der Oehl. kommt, verſchmäht hat, die hunc vor nuntium einſchieben, wie die Stelle auch in dem Lemma des Gronoviſchen Scholiaſten angeführt wird. — Cap. 4, 11. ſchreibt H. M. nach der Conjectur von Modius und Wunder: externi isti mores, usque ad sanguinem incitari odio, aut levium Graecorum aut immanium barbarorum. Die Abweichungen der Handſchriften in dieſer Stelle ſind ſehr bedeutend; Modius bemerkt (der jedoch sunt nach isti nicht ausläßt), die Stelle ſtehe wörtlich ſo, wie er ſie hergeſtellt habe, in ſeinen drey Handſchriften; er habe bloß solent nach incitari geſtrichen. Der Erf., Gud. 2. und ein von H. Prof. Baiter verglichener Brüßler-Codex Nro. 5345. haben externi isti mores usque ad sang. incitari solent odio etc.; der Col. Graevii und Oehl. externi isti sunt mores, qui usque ad sang. incitari solent odio; in anderen Handſchriften finden ſich noch die Varianten odium und incitare und einige andere; alle bekannten aber halten an solent feſt. Wollte man nun auch die Richtigkeit der Emendation von Modius zugeben, ſo darf doch sunt nach isti in keinem Falle fehlen, was auch durch den Scholiaſten beſtätigt wird und bloß dann fehlen könnte, wenn der Satz einen allgemeinen Gedanken enthielte. Daß sunt in der Mehrzahl der Handſchriften fehlt, iſt von keiner Bedeutung, ſondern bloß eine ſichere Spur, daß die Stelle eine Interpolation erlitten hat; denn sunt wurde ſinnlos, nachdem einmal solent eingeſetzt war. So vielfachen Beyfall nun auch in der ſchwierigen Stelle die Verbeſſerung von Modius gefunden hat, ſo muß doch Ref. bekennen, daß er ſich mit folgendem Gedanken nicht recht befreunden kann: „dieß ſind ausländiſche Sitten, die du einführen willſt (isti), bis zum Blutdurſt von Haß geſtachelt zu werden, entweder von leichtfertigen Griechen oder unmenſchlichen Barbaren.“ Ein ſo ſchwerfällig ausgedrückter Gedanke ſcheint uns der klaren und durchſichtigen Darſtellungsweiſe des Cicero, die ſich gerne in behaglicher Breite und Fülle zu ergehen pflegt, wenig zu entſprechen. Da nun der Scholiaſt in dem Lemma bloß die Worte hat: externi isti mores sunt aut Graec. aut barbarorum, ſo dürfte vielleicht der ganze erklärende Zuſatz als eine Gloſſe anzuſehen und nur die Worte „externi isti sunt mores, aut l. Graecorum aut i. barb.“ als die Hand des Cicero zu erkennen ſein. Bey dieſer Annahme würden ſich dann auch am leichteſten die bedeutenden Abweichungen, die ſich gerade auf den angenommenen Zuſatz erſtrecken, erklären laſſen. — In demſelben §. heißt es in allen Ausgaben fehlerhaft: Non tu ergo hunc patria carere, sed vita vis. Was ſoll nämlich hier hunc, womit der abweſende Q. Ligarius bezeichnet iſt? das Pronomen hic wird von dem Q. Ligarius nirgends in der ganzen Rede angewendet, und Ref. kennt nur eine einzige Stelle, durch die es ſich zur Noth ſchützen ließe, näml. p. Deiot. §. 8. teque cum huic (dem abweſenden Dejotarus) iratum, tum sibi amicum esse cognoverant. Allein dieſe ganze Stelle hat Madvig (Opusc. I. p. 148 sq.) durch ſo gewichtige Gründe als Interpolation verdächtigt, daß man erſt dieſe widerlegen müßte, ehe eine Berufung auf dieſelbe könnte zugegeben werden. Indeſſen ſteht hunc in der R. p. Lig. nach dem Zeugniſſe der Handſchriften nichts weniger als völlig feſt. Das Wort wird ſchon dadurch etwas verdächtig, daß es einige Handſchriften nach, andere vor ergo haben; allein in mehreren fehlt es gänzlich, wie in dem cod. Oehl., dem Bruxell., im Monac. c. bey Soldan, in dem von Orelli benützten Leidensis, der ſonſt gewöhnlich wie auch der Salisb., in welchem hunc übergeſchrieben iſt, mit dem Erfurt. ſtimmt. Das durch den Sprachgebrauch verlangte eum hat

sich von bekannten Handschriften bloß in dem Helmstadt. erhalten, ist aber völlig gesichert durch die Anführung der Stelle bey Martianus Capella V. §. 520. pag. 447 ed. Kopp. und im Pseudo-Asconius zur Divin. in Caecilium §. 23. — Cap. 5, 13., wo in den Ausgaben steht: Res enim eo spectat, ut ea poena, in qua adhuc Q. Ligarius sit, non videamini esse contenti, ist es Herrn M. wohl nur entgangen, daß sein trefflicher Schüler Wesenberg in den Oservationes ad orat. p. Sestio p. 45. est für sit verbessert hat. Derselbe bemerkt richtig: Coniunctivum eo, quod verba in qua etc. sententiae effectivae (ut . . . videamini) interiecta sunt, non excusari notum est. — Cap. 5, 14. Quanto hoc durius, quod nos domi petimus, id a te in foro oppugnari et in tali misericordia multorum perfugium misericordiae tollere. Ref. muß es billigen, daß H. M. hier seine frühere Conjectur te (für et) in tali etc., der Orelli in den Orationes selectae gefolgt ist, zurückgenommen hat. Denn hätte Cicero tu wiederholt, so würde er es wohl beym Asyndeton in gleicher Form (a te — tolli) wiederholt oder et te geschrieben haben. Aber anderseits können wir auch die Wiederherstellung der Vulgata nicht gutheißen. Man ist zwar schnell mit Citaten bey der Hand, um zu beweisen, daß Cicero bey Infinitiven nicht selten vom Passiv in das Activ übergegangen ist; allein man sehe die reichste Sammlung dieser Art bey Madvig zu Cic. de finibus b. et m. pag. 178 s., und frage sich, ob nur ein einziges Beyspiel als ähnlich und das vorliegende rechtfertigend bezeichnet werden kann. Eine ferne Aehnlichkeit würde nur dann bestehen, wenn es in der Stelle ohne a te hieße: Quanto hoc durius . . . id in foro oppugnari et . . . . tollere. Dabey kommt auch noch der Umstand in Betracht, daß sich die philosophische Sprache gar viele Nachlässigkeiten und Unebenheiten erlaubt, welche im rhetorischen Stil unzulässig sind. Daher muß Ref., bis man zur Entschuldigung der harten Verbindung ein ganz ähnliches Beyspiel aus den Reden beygebracht hat, die Emendation Lambins id te . . . oppugnare für richtig erkennen. Denn te im zweyten Satze nach et einzuschieben wäre minder gefällig, und hätte auch das Lemma des Scholiasten gegen sich. — Eine vortreffliche Verbesserung ist Herrn M. Cap. 6, 17. entgangen, wo man bisher las: Ac primus aditus et postulatio Tuberonis haec, ut opinor, fuit, velle se de Q. Ligarii scelere dicere. Non dubito, quin admiratus sis, vel quod de nullo alio quisquam, vel quod is, qui in eadem causa fuisset, vel quidnam novi sceleris afferret. Für quisquam hat M. Haupt in Schneidewin's Philologus I. p. 389 quicquam vorgeschlagen, und wohl nur übersehen, daß so in einem Oxforder-Coder geschrieben steht. Ref. kann für quicquam jetzt auch das Zeugniß des cod. Oehl. anführen, und ist überzeugt, daß sich diese sichere Verbesserung auch noch in andren Handschriften vorfindet, und nur von den Collatoren übersehen worden ist. — Cap. 7, 20 steht in allen Ausgaben: Atque ille eo tempore paruit, cum parere senatui necesse erat: vos tunc (wohl richtiger tum) paruistis, cum paruit nemo qui noluit. Statt nemo qui noluit hat der cod. Ursini nemo nisi qui voluit, welche Lesart Soldan auch aus dem Monac. b, der in dieser Rede manche gute Lesarten hat, und aus einem cod. P. Victorii beygebracht hat. Daß durch Aufnahme dieser Lesart der Gedanke gewinnt, ist offenbar; denn Cicero will andeuten, daß wer nach dem Ausbruche des Bürgerkriegs noch einem Befehle des Senates Folge leistete, der freyen Eingebung seines Willens folgte und damit gewissermassen einen Partheyschritt that. — Die nach Ansicht des Ref. schwierigste Stelle der Rede, findet sich Cap. 7, 22, wo H. Madvig aufgenommen hat: Tardius iter fecit (L. Tubero): itaque in Africam venit iam occupatam. Hinc in Ligarium crimen oritur vel ira potius. Nam si crimen est ullum, voluisse, non minus magnum est, vos Africam, arcem omnium provinciarum, natam ad bellum contra hanc urbem gerendum, obtinere voluisse, quam aliquem se maluisse. Atque is tamen aliquis Ligarius non fuit. Die Schwierigkeit beruht in den Worten nam si crimen est ullum voluisse, bey welchen H. Madv. der Lesart zweyer Palatini (VI. et IX.) bey Gruter folgte. Statt ullum fand Modius in seinen Handschriften illam, woraus er illa voluisse zu schreiben vorschlug; andere Lesarten sind illum und illud voluisse, um derjenigen Handschriften nicht zu gedenken, in denen durch Interpolation prohibere nach crimen est eingeschoben ist. Gegen die von

Madvig aufgenommene Lesart, die seit Gruter fast allgemeinen Beyfall gefunden hat, hat Ref. zunächst die Einwendung, daß ullum mit crimen est verbunden hier ein ganz unnöthiger Zusatz ist; noch mehr befremdet das so nackt hingestellte voluisse, wofür wohl Cicero einfacher „si crimen est voluntas" geschrieben hätte; den größten Anstoß findet aber Ref. darin, daß der Gedanke „wenn der bloße Wille ein Verbrechen ist" durch das was vorausgegangen ist nichts weniger als motivirt erscheint. Denn wenn Cicero sagt „hinc in Ligarium crimen oritur," so wird dieß aus dem Umstande „quod Africa iam occupata erat" gefolgert. Wie kann aber dann Cicero fortfahren „nam si crimen est ullum voluisse," da ein solches Wollen in dem Vorausgehenden noch nicht angedeutet liegt? Eine eben so geringe Wahrscheinlichkeit hat die von Klotz aufgenommene, und auch von L. Jan (Jahns N. Jahrb. f. Philol. Bd. 23. S. 88.) vertheidigte Lesart illum voluisse, gegen welche sich der gleiche Einwand, daß eine derartige Folgerung nicht erwartet wird, erheben läßt, wozu noch der Umstand kommt, daß der Redner auch nicht bedingungsweise ein derartiges Zugeständniß vom Ligarius machen konnte, von dem er überhaupt läugnet, daß er sich in den Besitz von Afrika habe setzen wollen. Ref. weiß für die Stelle keine Hilfe, als daß man sich für die Lesart illud voluisse, die auch der cod. Ursini hat, entscheidet (illam zu lesen mit Ergänzung von Africam occupare scheint zu hart); so erhält man doch wenigstens eine richtige Folgerung durch Wiederaufnahme der Wort: in Africam venit iam occupatam. Tubero war darüber entrüstet, daß er seine Provinz bereits besetzt fand. Wenn es sich, sagt nun der Redner, tadeln läßt, dieß gewollt zu haben, so trifft der Tadel im gleichen Grade euch wie irgend einen anderen, der euch in diesem Wunsche zuvorgekommen ist. Doch will Ref. nicht fest behaupten, daß Cicero so, und nicht anders geschrieben habe; er kann sich nur nicht einreden, daß durch die Aufnahme von ullum oder von illum ein passender Sinn hergestellt sey, und wünschte sehr, daß die schwierige Stelle einer neuen Prüfung unterworfen würde. — Zu §. 25. bemerken wir, daß die treffliche Verbesserung Madvigs „Etiamsi . . . prohibiti estis" für essetis und Berichtigung der Interpunction ganz in gleicher Weise auch von Garatoni gemacht worden ist, von dessen Commentar zur Ligariana sich leider nur der erste Entwurf in seinem Nachlasse vorgefunden hat. — §. 28 schreibt H. Madvig: Quid? cum ista res nihil commovisset eius animum, ad quem veneratis, languidiore, credo, studio in causa fuistis; tantummodo in praesidiis eratis, animi vero a causa abhorrebant: an, ut fit in civilibus bellis, ** nec in vobis magis quam in reliquis; omnes enim vincendi studio tenebamur. Mit Recht hat an dieser Stelle Madvig (Opusc. I. p. 156 sq.) eine Lücke nach in civil. bellis angenommen; allein da gerade diese Annahme sehr unrichtige Erklärungen hervorgerufen hat, gegen die H. Madvig selbst in den Opuscula altera p. 326. sehr eindringlich protestirt hat, so hätten wir gewünscht, daß er sich in einer Schulausgabe nicht damit begnügt hätte in der Note zu bemerken „Exciderunt quae proprie de Tuberonum studio dicta erant," sondern selbst den Versuch einer Ergänzung gemacht hätte. Denn auch nach der längeren Erörterung, die Madvig zweymal in den Opuscula gegeben hat, bleibt es noch immer sehr schwierig zu bestimmen, wie etwa das ausgefallene Satzglied mochte gelautet haben. Ref. glaubt nur soviel sicher annehmen zu dürfen, daß dasselbe eine negative Fassung hatte, wie aus dem folgenden nec magis hervorgeht; er erwartete etwa den Gedanken: „oder fand, wie es in Bürgerkriegen zu geschehen pflegt, keine Nachgiebigkeit (keine Neigung zurückzutreten) statt, und zwar bey euch eben so wenig als bey andern?" — §. 30 schreibt Madvig mit allen neueren Herausgebern: Causas, Caesar, egi multas, et quidem tecum, dum te in foro tenuit ratio honorum tuorum; certe numquam hoc modo: Ignoscite, iudices: erravit, lapsus est etc. Ref. zieht jedoch die Lesart equidem, welches Wort so häufig in et quidem verderbt wurde, vor, indem er es passender findet, daß sich Cicero hier nur auf diejenigen Processe beruft, die er mit Cäsar geführt hatte, nicht auf alle überhaupt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. herausgegeben von Johannes Mathias Firmenich. Erster Band 544 und IV S. Großoctav. Zweyten Bandes Lieferungen 1 — 5, 416 S.

Zweiter Artikel.

(Der erste findet sich in den Nummern 11 — 13 dieses Jahrgangs.)

Geraume Zeit ist verflossen, seit jener erste Artikel niedergeschrieben wurde. Der Gedanke, welcher ihn hervorgerufen, der Gedanke an ein endlich einmal wieder einiges deutsches Vaterland legte es so nahe, sich mit dem, was mehr als alles Andere den Deutschen eben zum Deutschen macht, zu beschäftigen. Aber gerade dieser Gedanke wars, der dem Eingehen auf die in jenem Artikel angekündigten Einzelheiten störend in den Weg trat. Unter den zumtheil blutigen Kämpfen zwischen altem Hochmuth und jungem Uebermuth, die die Verwirklichung des großen Gedankens fort und fort, und am meisten als das Ende erreicht schien, in peinliche Frage, ja die ein zweytes Polen in Aussicht stellten, war es nicht leicht, den nöthigen Gleichmuth zu behaupten, der zu wissenschaftlichen, jenen Kämpfen gegenüber kleinlich erscheinenden Untersuchungen nöthig ist. Auch wenn, um auf Augenblicke die trübe Stimmung zu verscheuchen, ein in seine Stube Gebannter statt unter Gottes blauem Himmel sich unter diesen Völkerstimmen ergehen und da an den ihm neuen Blumen und Kräutern ergetzen mochte, er konnte keineswegs hoffen, draußen in der lesenden Welt sonderlicher Liebhaberey gleicher Art zu begegnen. Allerdings soll die Wissenschaft erhaben seyn über Fragen der Zeit. Aber wo ihr Gegenstand selbst und sein ganzer Werth fürs Leben so innig mit diesen zusammenhängt, versteht sich solch eine Ausnahme wohl von selber.

Damit hat Ref., als guter Deutscher, um die Verspätung zu entschuldigen, hier wieder anheben zu müssen geglaubt. Als ein solcher hat er ohne die Vorfrage, ob er den obern Landen oder den niedern angehöre, das Buch, um daraus zu lernen, in die Hand nehmen dürfen. Aber, um über das, was es in dem erwähnten Theile darbietet, über Niederdeutsches zu urtheilen, dazu möchte dem Oberdeutschen die Berechtigung beanstandet werden. Allein die ganze Sammlung kann nicht blos für Niederdeutsche, sondern eben so gut für Oberdeutsche und umgekehrt in ihrem oberdeutschen Theile nicht anders als auch für Niederdeutsche angelegt seyn. Ob sie ihrem Zweck entsprechend behandelt erscheine, wird gerade darin liegen, daß, wie umgewendet, so über das Niederdeutsche auch ein Oberdeutscher, bey dem es freylich auf einigen Beruf seinerseits ankommen wird, sie zum Gegenstand seiner Betrachtung machen könne. Jedenfalls ergibt sich bey solcher gegenseitigen Betrachtung der kleine Vortheil, den vor jedem selber in irgend einem Kreise Befangenen derjenige voraus hat, welcher außerhalb dieses Kreises steht, der Vortheil, daß

sich ihm manches auffallender, und darum bestimmter ausnimmt.

Wenn dem Oberdeutschen, der sich nicht allenfalls durch längern Aufenthalt in den niedern Landen dazu befähigt weiß, allerdings kein Urtheil zusteht über das thatsächlich Gegebene, und ob es treu und richtig dargestellt sey, so darf er sich doch berechtigt glauben, von seinem Standpunkt aus zunächst über die Mittel und Wege zu sprechen, auf welchen Niederdeutsches meist von Niederdeutschen auch ihm dem Oberdeutschen geboten wird, das heißt über die Bezeichnung der dialektischen Aussprache. Und diese, die besondere Aussprache ist es, was weit mehr als besondere grammatische Formen, und mehr als besondere Wörter und Ausdrücke die Verschiedenheit der deutschen Dialekte begründet.

Zwar werden Viele, wohl die Meisten, die das Buch zur Hand nehmen, über einiges Unbestimmte und Zweifelhafte in der Bezeichnung leicht hinwegsehen; aber immerzu wird es Einige geben, denen es nun einmal Bedürfniß ist, sich, mit Hinsicht auf ältere Sprachzustände und auf andre Dialekte, über jedes vorkommende Wort so viel möglich klar zu werden; und dieses Klarwerden fußt oft genug auf ganz geringen, obenhin genommen ganz müßig scheinenden Unterscheidungen.

Können nun solche dem Ohr so merkliche Unterscheidungen auch dem Auge dargestellt werden in Zeichen eines Alphabets, das nur für die Laute der gebildeten Gesammtsprache ausreicht, Zeichen, die selbst nicht durch alle Gegenden Deutschlands in ganz gleicher Geltung gebraucht und genommen werden.

Das hochdeutsche Alphabet bietet nur ein a für drey, ein e für vier, abgesehen von Länge oder Kürze, akustisch ungleiche Laute, deren bestimmtere Unterscheidung in der einen oder andern Mundart von der größten Bedeutung seyn kann. Aehnliches gilt von den übrigen Vocalen und den Vocalverbindungen oder Diphthongen, für deren einige gerade im Hochdeutschen den einzelnen Zeichen ganz unentsprechende Laute üblich geworden sind. Nicht gesicherter, auch unter Gebildeten, ist allen Consonantzeichen durch ganz Deutschland die gleiche Aussprache; so kommt z. B. das b unter drey, das g unter vier verschiedenen Geltungen vor.

(Fortsetzung später.)

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Schluß.)

Will man den Gedanken nach der gewöhnlichen Lesart ganz strenge nehmen, so konnte sich Cicero kaum so ausdrücken, indem es das Ansehen hat, als hätte Cicero, so lange Cäsar als Sachwalter thätig vor, alle Processe mit ihm, sey es als dessen Gegner oder als Vertreter derselben Parthey, geführt. Freylich darf man, wenn man der Lesart equidem folgt, dieses Wort nicht im Sinne vor „ich wenigstens, ich meines Theils“ fassen, sondern equidem steht im beschränkenden Sinne statt des einfachen quidem nach dem bekannten Sprachgebrauche, den Madvig so vortrefflich in den Opusc. altera p. 314 sq. erörtert hat. — Durch einen bedeutenden Fehler ist noch der Schluß der Rede §. 38 entstellt, wo in allen Ausgaben steht: Longiorem orationem causa forsitan postulat, tua certe natura breviorem. Anstößig ist hier zunächst die Verbindung von forsitan mit dem Indicativ, für welche aus Cicero noch keine sichere Stelle nachgewiesen ist. Hand führt zwar im Tursellinus II. p. 716. außer dieser Stelle noch drey andere an; aber in diesen ist die Lesart theils unsicher, theils entschieden falsch. Nämlich in den ep. ad Fam. I, 8, 4. liest Orelli ut forsitan quibusdam videar ohne Variante, und man darf so lange keinen Zweifel hegen, daß so auch im Mediceus steht, bis nicht das Gegentheil nachgewiesen ist. Im Brutus c. 13, 52 hat Ellendt in der 2. Bearbeitung aus Handschriften forsitan fuerint hergestellt; ebenso Zumpt in den Verrinen IV, §. 124. nimirum forsitan haec illi mirentur atque efferant, der dabey noch ausdrücklich bemerkt, daß so auch deutlich im Erfurt.

stehe. Hand sucht zwar dieses Zeugniß dadurch zu entkräften, daß er bemerkt Wunder führe keine Variante an, was er aus dem einfachen Grunde nicht konnte, weil auch in der Ernestischen Ausgabe, nach der Wunder den Erf. verglichen hat, der richtige Conjunctiv steht. Bey solchem Sachverhalt stehen wir nicht an, die Lesart des sehr guten cod. Ursini und Mon. b fortasse als die richtige zu erkennen, und zwar um so weniger, als durch dieselben Handschriften noch ein zweyter weit schlimmerer Fehler beseitigt wird. Ist es nämlich glaublich, daß Cicero fast in den letzten Worten der Rede sollte gesagt haben: tua certe natura breviorem orationem postulat? Eine solche Aeußerung war allenfalls am Eingange der Rede statthaft, aber nimmerhin am Schlusse derselben. Soldan hätte wenigstens diesen argen Fehler wegschaffen sollen, da außer dem Mon. b noch zwey Wienerhandschriften postulabat für postulat haben, wozu jetzt noch der cod. Ursini kommt. Wird aber das durch den Sinn nothwendig verlangte Imperfect aufgenommen, dann wird wohl Niemand mehr forsitan gegen fortasse in Schutz nehmen wollen.

Ref. hat bereits zu viel Raum in Anspruch genommen, um auch auf die übrigen Reden, welche die Sammlung des H. Madvig umfaßt, noch eingehen zu können; doch kann er nicht umhin, sich noch einige Bemerkungen über die Catilinarischen Reden zu erlauben. Unter allen Reden sind vielleicht keine häufiger abgeschrieben worden als diese; keine haben aber auch mehr Interpolationen erfahren, weil dieselben schon seit sehr früher Zeit im Mittelalter auf Schulen gelesen wurden, und so die Interpolation auch schon die ältesten der bekannten Codices mehr oder minder ergriffen hat. Allein unerachtet so viele Handschriften dieser Reden vorliegen, so fehlte es doch gerade in diesen noch bis auf die letzte Zeit an genauen und vollständigen Collationen, weil man wahrscheinlich meinte, daß die Kritik in diesen Reden, die jeder auf seiner Schule gelesen hat, schon längst eine abgeschlossene sey. Steinmetz hätte sich ein wesentliches Verdienst um die Feststellung des Textes erwerben können, wenn er bloß die Collation des alten Tegernseensis (jetzt Monac. cod. Lat. 17934.) und des Salisburgensis monast. ad D. Petrum (jetzt Monac. 15964.), diese aber vollständig mitgetheilt hätte; so aber hat er mit seinem eklektischen Verfahren, welches keine vollständige Einsicht in die von ihm benützten Quellen gewährte, selbst den Nachtheil gewährt, daß durch die Ueberschätzung eines der ältesten der von ihm benützten Codices, des Tegerns. theilweise wieder ein starker Rückschritt in der Kritik gemacht worden ist. Da nämlich Steinmetz, vielleicht geblendet durch die treffliche Verbesserung, welche der cod. Tegern. II. §. 27. durch die Lesart convivere possum gewährte *), diesem die erste Stelle unter den Handschriften der Catilinarien eingeräumt hatte, so hat Orelli die Handschrift **) neuerdings verglichen, und seine genauere Collation in den Orationes selectae XV nebst der eines cod. Rhenaugiensis und Parcensis mitgetheilt, wobey er aber auch an manchen Stellen den hohen Werth des Salisburg., durch welchen die ausgezeichneten Lesarten des codex Car. Stephani ihre volle Bestätigung erhalten haben, gebührend anerkannt hat. Weiter ist Klotz zurückgeschritten, der sich zwar an einigen Stellen genauer als Orelli den Handschriften angeschlossen, aber leider dem Tegerns. zu lieb die Autorität des Salisb. fast ganz auf die Seite geschoben hat; ein Verfahren welches in diesen Reden um so verkehrter ist, als Madvig (Opusc. II. p. 334.) mit Recht bemerkt hat: principatum in his orationibus potius ad Salisburgensem et Colonienssem videri deferendum esse quam ad Tegernseensem et Rhenaugiensem. Ref. ist fest überzeugt, daß wenn einmal seine vollständige Collation des

*) Ref. hat diese Lesart sonst nirgends gefunden als etwas verderbt in einem von ihm zuerst verglichenen cod. Windbergensis (Mon. lat. n. 22281), in welchem sie nebst der interpolirten steht: conuiuere uel consulere sibi possunt.

**) Auch diese läßt noch manches zu wünschen übrig; H. Prof. Prantl, dem Ref. eine nochmalige Collation verdankt, hat an nicht wenigen Stellen Gelegenheit zu Berichtigungen und Nachträgen gefunden.

Salisb. und eines zweyten Codex derselben Quelle, der zwar nachlässiger geschrieben, aber an einigen Stellen noch besser als der Salisb. ist, des von ihm zuerst verglichenen Monacensis 4611 *), bekannt gemacht sein wird, Niemand mehr in das richtige Urtheil Madvigs einen Zweifel setzen werde. Eben so richtig ist, was Madvig a. a. O. p. 331. bemerkt: Postremo haec interpolatio codices aetate et bonitate coniunctos ita alios aliis locis invasit, ut in magna similitudine tamen non leviter interdum discrepent nec uni aut duobus fidem addicere liceat, sed omnium, qui recentissimam depravationem aetate excludunt, testimonia conquiri et comparari debeant; in qua re molestum est, quod codicis praestantissimi Coloniensis, quo Modius et Gulielmus usi sunt, et Salisburgensis tot locis scripturae ignorantur. Ref. besitzt die genaue Collation von acht Handschriften, von denen er noch keine einzige wissen möchte, da auch Handschriften zweyten und dritten Ranges an mehreren Stellen allein das Richtige geben. Es würde zu weit führen, wollte Ref. durch genauere Besprechung einzelner Stellen eine durchgreifende Textesrevision dieser Reden anbahnen; einstweilen möge die Bemerkung genügen, daß auch in diesen Reden die von Madvig gelieferte Recension ganz entschieden den Vorzug vor allen übrigen verdient.

Zum Schlusse bemerkt noch Ref., daß die neue Ausgabe des H. Madvig leider nicht so correct gedruckt ist als die früheren; es ist uns eine ziemliche Anzahl von kleineren Druckfehlern aufgestossen, aber ein sehr schlimmer in der Rede p. Lig. §. 8., wo ein ganzer Satz vel quod eius ingenio studiisque delector ausgefallen ist.

Nachschrift. Durch den verzögerten Abdruck der schon vor ein Paar Monaten eingesendeten Recension ist Ref. in den Stand gesetzt noch eine kurze Mittheilung über eine reichhaltige unbenützte Quelle zur Kritik der Ciceronischen Reden zu geben. Er erhielt nämlich durch die ausnehmende Güte des H. Professor Dr. Classen zu Lübeck die sämmtlichen noch nicht benützten Abschriften, die Niebuhr von den Lagomarsinischen Collationen zu den Reden während seines Aufenthaltes in Rom gemacht hat. Dieselben erstrecken sich von den Reden de lege agraria bis auf die Planciana; die Varianten hat Niebuhr zu einigen Reden vollständig abgeschriebeu, zu anderen eine Auswahl aus den besseren Codices und bemerkenswertheren Lesarten geliefert. Vollständig hat der unermüdlich thätige Mann den Apparat unter anderen zu den Catilinarien abgeschrieben, zu denen Lagomarsini nicht weniger als 25 Handschriften verglichen hat, von denen mehrere von vorzüglichem Werthe sind, namentlich der Codex Num. 62, von dem Niebuhr in der kurzen Charakteristik, die er seiner Abschrift voranschickt, bemerkt: Codex 62 antiquissimam exhibet orthographiam et quod ad recensionem attinet una cum 10. et 22. praestantissimae indolis est. Der Codex folgt derselben Recension wie der oben erwähnte Salisburgensis und Benedictoburanus, so daß auch durch Niebuhr das Urtheil, welches oben Ref. über den Werth dieser besten Recension gefällt hat, vollkommen bestätigt wird. — Von der Rede pro Roscio Am. hat Niebuhr leider nur zu Cap. 1 — 9. die Varianten der von Lagomarsini benützten Handschr. excerpirt; der beste Codex (s. oben S. 667.) trägt die Numer 26, der §. 11. die wichtige Lesart hat: cum huic eidem quaestioni praeesses, wo die meisten übrigen Handschriften idem haben, alle aber iudex nach quaestioni einschieben.

Karl Halm.

*) So hat dieser aus dem Kloster Benediktbeuern stammende Codex allein von allen bekannten Handschriften in der or. IV. §. 12. mit dem Scholiasten die richtige Lesart purpuratum esse huic Gabinium für hunc Gabinium, und in demselben §. am Schlusse praebeo für praebebo, wie Madvig Opusc. II. p. 336 not. verlangt hat, und auch bey Arusianus Messius p. 241. in einer von Lindemann nicht nachgewiesenen Stelle steht. Es muß daselbst im Arusianus heißen: Cic. in Catil. IIII. statt III. — Die so reiche Münchnerbibliothek hat noch einen dritten unverglichenen Codex derselben Familie, von dem Ref. als Probe eine sehr genaue Collation der ersten Rede der Güte des H. Custos Krabinger verdankt; es ist dieß der Cod. lat. 7809 sec. XIII.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Fortsetzung).

Bey solcher Unzulänglichkeit und Mehrdeutigkeit der vorhandenen Zeichen durfte der Zusammensteller so vieler und verschiedener Mundarten auf den Gedanken kommen, durch Beigabe ganz neuer oder durch Modificirung vorfindlicher Zeichen ein bestimmteres sich allen Vorkommnissen anschmiegendes alphabetisches System in Anwendung zu bringen. Gewiß aber ist es, daß eine in der Art genaue Bezeichnung mehrerer Mundarten nicht wohl das Werk von mehrern Vereinzelten seyn kann, deren jeder nur sich selber hören wird und hören kann, sondern daß sie von einem Einzigen ausgehen müßte, der aller dieser Mundarten in eigner Person durch Ohr und Zunge ganz mächtig wäre. Wo fände sich dieser Einzige, oder wo Der, dem man, wäre er auch ein Moriz Rapp, ein Bindseil u. s. w., allgemein solche gesetzgeberische Berechtigung zugestehen würde? Oder wäre etwa seine Stelle durch einen Zusammentritt von lebenden Mustern aller Dialekte zu ersetzen? Welch ein seltsamer Congreß zu den vielen, die wir erleben! Gerade ihm wäre von allen leicht der am wenigsten dankeswerthe Erfolg zu prophezeyen.

Unser Sammler, sich wohl hütend, als solch ein Einziger auftreten zu wollen, hat sich weislich an das vorerst allein Mögliche gehalten. Er läßt seine zahlreichen Beitragspender jeden was er gibt und wie er's gibt, selber verantworten. Kein Zweifel, daß jeder derselben die einmal vorhandenen Zeichen in der Bedeutung nimmt, die ihnen eben unter den Gebildeten seines Landstriches eigen ist, und daß er damit seiner Aufgabe vollkommen genügt zu haben glaubt. Wer mit einer Mundart ohnehin vertraut ist, wird ja Alles, selbst was z. B. rein hochdeutsch geschrieben wäre, derselben entsprechend vorzutragen vermögen. Dieser Vortheil aber kann einem Fremden, in dem Maße als er ein entfernterer ist, weniger zu gute kommen. Darum, und weil, wie wiederholt werden muß, die vorhandenen Zeichen selber (auch unter Gebildeten, versteht sich) nicht in allen Gegenden die gleiche Geltung haben, hebt nicht einmal die kurze Anweisung, durch die mancher der Beyträge (S. 1. 22. 35. 45. 67. 71. 74. 93. 111. 182. 217. 323. 334. 340. 351. 390. 392. 394. 432. 447. 478. 496. 518. 534. 537) in dieser Hinsicht erläutert ist, alle und jede Schwierigkeit. Was bedeutet, so kann z. B. zu S. 1 der Mundartfremde fragen, „tiefgedehnt, flachgedehnt," was ist (zu S. 447) für ein Unterschied zwischen aam und ahm?

Am wenigsten können wir uns mit der Weise befreunden, auf welche in vielen, wohl den meisten dieser niederdeutschen Beiträge die Länge oder Dehnung der Vocale bezeichnet ist. Wenn, da einmal eigene, etwa circumflectirte Zeichen wollten vermieden werden, die Verdoppelung des Vocalzeichens, nach Vorgang der Holländer, wohl als das einfachste Mittel zu diesem Zwecke gelten kann, so ist die Nachsetzung eines e oder h nach einer leider im Hochdeutschen aus früherer Zeit beybehaltenen und wohl für immer gesetzlich bleibenden Mißschreibung bey Anwendung nicht wieder auf Hochdeutsches, sondern

auf bestimmt Dialectisches darum ungeeignet, weil im südlichen Deutschland, wenn von Dialecten die Rede ist, ein solches e in der Regel, und oft auch ein solches h nicht auch als ein an sich bedeutungs- und lautloses Zeichen genommen wird. Selbst einen nicht eben Oberdeutschen müssen Formen wie bieten, dienen, Lieb, Ries, wie, Wiede, Wien, Wiese einen Augenblick anstehen lassen, ob er gewöhnliche hochdeutsche Wörter oder die niederdeutschen Formen für beisen, deinen, Leib, Reis, wir, Weide, Wein, Weise vor sich habe. Ob z. B. in woher, Dah, Schauh (wahr, Tag, Schuh) das h auch einen Laut habe oder nicht, liegt dem Oberdeutschen gar nicht außer allem Zweifel.

Von diesem übertreuen Halten an der herkömmlichen hochdeutschen Schreibweise ist, und zum Anstoß freylich mehr des Sprachforschers abgegangen z. B. da, wo das b, welches man in ähnlicher Lage vor Vocalen wohl ohnehin allenthalben wie w ausspricht, also unnöthigerweise durch w, das dem Etymologen eine durchaus andre Geltung hat, ausgedrückt und mancher Wortstamm ohne Noth verdunkelt wird. Während man sich dieses w z. B. in Bruwwer 275. Fruwwe 250. stöwwen 284. schrewwen 250. röuwen 321 (Brauer, Frau, stauen, schreyen, ruhen) leicht erklärt, kann es in blüwen 99. lawen 59. Raiwen 321. 357. äwa 109. Auwen 118. laiwer 287. arweggen 269 (bleiben, loben, Rüben, über, Abend, lieber, arbeiten) kaum anders als stutzig machen. Den auf anderm Gebiete geltenden Regeln der Inclination und Attraction scheint gleichfalls ohne Noth und zum Nachtheil des Verständnisses gehuldigt durch Rattenkönige wie dattedicket 158. ickunnet 157. saueweent 161 (daß er dich das, ich konnte es, so geweint). Selbst für Fälle, wie issen, watten 157. junke 161. säe 160. wirte 157 (ist denn, was denn, gieng er, sagte er, wird die) gäbe es Mittel, die beyden Bestandtheile, ohne die Aussprache zu gefährden, erkennbar seyn zu lassen. (Findet doch auch der Franzose nicht für nöthig zu schreiben vousavez.)

Wir meinen, wo die Wissenschaft sich eines Stoffes annimmt, der bisher nur dem gemeinsten Leben überlassen war, müsse sie immer ihres Hauptstrebens eingedenk seyn, das im Leben Zerstreute, Zerfahrene für die Betrachtung möglichst zur Einheit zu bringen. Zerfahren sind wir Deutschen und sind unsre Dinge leider in erklecklichem Maße. Es kommt denn auch auf solchem Felde darauf an, nicht uns noch mehr von einander verschieden darzustellen, sondern auf alle Weise zu zeigen, daß auch unsre Zunge eines Fleisches, eines Blutes ist. Unter hundert Wörtern von denen, die z. B. eine solche Sammlung bieten kann, sind nicht zehn, die sich nicht auf ein uns allen noch jetzt gemeinsames oder doch gemeinsam gewesenes zurückführen ließen. Und diese Zurückführung auch dem Auge zu erleichtern, nicht sie ihm zu erschweren muß wohl mit eine Hauptrücksicht bey derley Unternehmungen seyn.

Wie Großes wir demnach auf eine genaue Bezeichnung des wirklichen Lautes halten, dennoch möchten wir sie fort und fort durch billige Rücksicht auf die Etymologie beschränkt und geregelt wissen. Dabei muß natürlich der Sprachstamm, in welchem eine heutige Mundart sich bewegt, in seinem frühern Zustand, noch mehr als etwa die jetzige aus zwei solchen Stämmen erwachsene und an mancher Inconsequenz leidende Schriftsprache zu Grunde gelegt seyn. Die vorliegenden niederdeutschen Dialecte haben in der Regel, was die langen Vocale i, u betrifft, noch die frühere einfache Form, ohne die im Oberland vor sich gegangene Auflösung in Diphthonge, bewahrt. Von den Consonanten werden, wo sie im Worte voranstehen, die weichen b. d noch bestimmt von den harten p. t unterschieden. g wird in der Aussprache vieler Gegenden gar zu j oder h erweicht. Das d ist noch nicht in t verhärtet, die harten p. k. t nicht in die pf. ch. z des hauchenden und zischenden Oberdeutschen vergröbert. Wie unrecht würde man diesen Dialekten thun, wenn man sie zunächst nach hochdeutschen jetzigen oder ältern Zuständen beurtheilen wollte. Das Richtmaß für sie liegt in ihrem eigenen ältern Bestande und in den, wenn auch wenigen, Denkmälern, die von diesen übrig sind.

Was demnach die Aussprache betrifft, diesen wirksamsten lebendigen Hebel, durch welchen die Spra-

chen fort und fort und mehr und mehr in Dialecte auseinander getrieben werden, so wird vielleicht durch fortgesetzte Bemühung dereinst eine schriftliche Darstellung zu erreichen seyn, die den beyden anscheinend sich entgegenstehenden Erfordernissen genügt, dem einer genauen Bezeichnung des wirklichen Lautes und dem einer möglichsten Evidenthaltung der geschichtlichen Wesenheit eines Wortes. Jeder Versuch solchem Ziele näher zu kommen, ist dankenswerth.

Nächst der Aussprache kann die, mitunter gerade durch sie bestimmte Haltung rücksichtlich der grammaticalen Formen als maßgebende Eigenheit betrachtet werden, wodurch die Sprachen in Dialecte auseinander gehen. Erst in dritter Reihe erscheint der Vorrath an ganz eigenthümlichen Wörtern und Ausdrücken.

Unsre Sammlung gewährt reichliche Ausbeute nach diesen drey Richtungen. Aber dieselbe zu gewinnen ist nicht ohne Mühe. Und kaum abweisen läßt sich unter solcher Mühe der Gedanke, ob es nicht möglich seyn sollte, dem Forscher das, um was es ihm zu thun seyn kann, in einer bequemen, leichter überschaubaren Weise zurecht zu legen, wenn auch der Leser, der blos auf Unterhaltung ausgeht, darüber etwas zu kurz kommen sollte. Denn ihm zulieb würde ein wissenschaftlicher Mann die wissenschaftliche Seite eines solchen Unternehmens schwerlich zur Rückseite machen wollen.

Wäre vor allem eine nach Obgesagtem für sämmtliche Dialecte wenigstens je eines Hauptstammes gültige genaue und zugleich wortgeschichtlichtreue Schreibung festgestellt, so müßte unsers Erachtens an eine Reihe von Muster-Aufsätzen gedacht werden, die dann in die verschiedenen Dialecte des Stammes von Wort zu Wort zu übertragen kämen. Diese Aufsätze, je inhaltreicher, sinniger, unterhaltender an sich, so besser, müßten, wie es bereits so manche in den gewöhnlichen praktischen Grammatiken sind, rein nach dialectologischen Rücksichten fortschreitend eingerichtet seyn. Zuerst müßten in hinreichenden Beyspielen alle bezeichnendern Fälle der Aussprache — der der Vocale kurzen, langen, doppellautigen —, dann der der Consonanten und ihrer Verbindungen Platz finden. Sofort käme die Reihe an die Formen, nach der Ordnung wie die Grammatik sie abzuhandeln pflegt. Endlich würde es auf eine onomastische Zusammenstellung von Ausdrücken für die besonders dem gemeinen Leben zunächst liegenden Dinge nach gewissen Kategorien ankommen, etwa wie der Orbis pictus sie aufführt. Form der Aufsätze könnte nach Gutdünken seyn die des Gesprächs, der Erzählung u. s. w. Besonders dankbar möchten Sprüchwörter und Sentenzen sich erweisen. Alles in einfacher Prosa; denn Gereimtes würde bey wörtlicher Uebersetzung doch meist in Ungereimtes ausschlagen müssen.

Zu unsrer vorliegenden und zu allen bisherigen Sammlungen der Art würde sich ein nach dieser im Allgemeinen ausgesprochenen Idee ausgeführtes Mundartenbuch verhalten wie zu einem Haufen ungeordneter Bausteine ein wirklicher Bau. Auch er wird, das hoffen wir, da die Wirren des Tages, wenn sie auch für den Augenblick die Einheit und Freyheit in Frage zu stellen scheinen, der deutschen Völker unversenkbarsten Hort, ihre Sprache, nicht gefährden können, auch er wird früher oder später seine Unternehmer finden. Einsweilen freuen wir uns billig der gerade in Firmenichs Sammlung so reichlich und einladend bereit gelegten Bausteine. Und wir können der Versuchung nicht widerstehen, eben mit Rücksicht auf solch einen Bau, einzelne derselben hier auszuheben, und sie, als Beyspiele I) besonderer Aussprache, II) besonderer Formen, III) besonderer Wörter und Ausdrücke geordnet, hier folgen zu lassen.

I. Aussprache. 1) Vocale auf die altniederdeutsche (altfächsische) Bezeichnung und Geltung derselben als maßgebend zurückgeführt *):

*) Die beygesetzten Zahlen gehen auf die Seiten des ersten Bandes der Firmenichschen Sammlung, deren Stücke darum auch in den Nummern 11—13 dieser Anzeigen verzeichnet sind. Diese Zahlen geben also zugleich den Dialectbezirk an, in welchen jedes Citat einschlägt. Angabe der übrigen Bezirke, denen irgend eine Eigenheit gleichfalls zukommt, also mehr als die eine Zahl anzusetzen, haben wir, des Raumes wegen, hier in der Regel unterlassen. Die in unsern eigenen Notaten in Form von Exponenten jeder Zahl beygesetzten auf die in

Altſächſ. a erſcheint als

e Weeter 4. 7 Waſſer, wett 234 was.
o wot 306 was.
u Lunn 7 Land.
au Waute 119 Waſſer.
iä Schiäd 539 Schatten.
oa Woata 127 Waſſer.
oi Noicht 541 Nacht.
ua wuat 336 was.

Altſächſ. â

ee Reed 1 Rath.
i Kihs 445. 462 Käſe.
o Roth 263 Rath.
ai naimen 288 nahmen.
au Jaue 119 Jahr.
ei neimen 278 nahmen.
(BM. oə?) Joher 305 Jahr.
oa Roath 371 Rath.

Altſächſ. e

a (BM. á?) Wata 112 Wetter.
i Minſch 42.
o rogt 1 recht.
ö Mönſch.
u numme 530 nehmen.
ü fülf 51 ſelbſt.
ai Fail 255 Feld.
ei (BM. êi?) Keïſſel 491.
ia iaben 274 eben.

Altſächſ. ê (althochd. ê)

î Sihl 446 Seele.
ö Öhre 173 Ehre.
ei (BM. êi?) Schnei 365.
eu (BM. êu? áü?) Euheſtand 264 Eheſtand.
oi Soile 341 Seele.

Altſächſ. ê (althochd. ei)

aa (BM. á?) Flaaſch 534 Fleiſch.
ii Biin 516 Bein.
o wofs 461 weiß (ſcit).
ö wöhnt 162 weint.
ai (BM. ái?) Bain 161 Bein.
ei (BM. êi?) Weite 114 Waizen.
eu (BM. êu? êü? áü?) Steun 263 Stein.
oi woit 340 weiß (scit).

Altſächſ. ē (althochd. ia. ie)

ee heel 78 hielt.
o foll 354 fiel.
ö lööt 250 ließ.
u full 20 fiel.
ai raip 343 rief.

Altſächſ. i

a (BM. á?) mat 537 mit.
e Feſch 541.
o mot 477 mit. vol 373 viel.
ö mött 111 mit. Föſch 110 Fiſch.
u vull 254 viel.
ü fück 15 ſich.
ei (BM. êi ái?) eich 528 ich. Feiſch 480 Fiſch.
eu (?) euch 532 ich.
oa Foanger 504 Finger.
ui muie 302 mit. mui 262 mich.
üö füöl 370 viel.

Altſächſ. î

e wett 399 weiß (albus). bee 500 bey.
i Winn 389. Rinn 394. witt 7 Wein, Rhein, weiß (albus)
ö wöl 506 weil.
ü Wüf 5 Weib. fün. bü 155 fein, bey.
ai (BM. âi? BM. ái?) laicht 537.
iei Briei 353 Brey.
oi ſchnoiden 324. lois 539 leiſe.
oui rouiden. Ouiren 324 reiten, Eiſen.
ui Wuif 342 Weib. frui 341 frey. Uis 349 Eis.

(Fortſetzung folgt.)

Firmenichs Anmerkungen bezüglichen Ziffern haben wir hier für eben ſo unnöthig gehalten. Gerne hätten wir als Beleg überall ein und dasſelbe Wort gewählt. Allein wir haben angeſtanden, was nicht im Buche wirklich zu finden, nach bloßer Analogie einzuführen. So iſt denn auch überall die Schreibung beybehalten, die, wie unbeſtimmt ſie mitunter erſcheine, im Buche gewählt iſt. Die Sigle BM. will auf den Verſuch über „die Mundarten Bayerns“ verweiſen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Fortsetzung.)

Doch es wäre unbescheiden, wollten wir hier einen Raum in Anspruch nehmen für Beyspiele auch der übrigen Vocale und ihrer Verbindungen, wie sie in Stammsylben sodann wie sie, besonders das e (BM. ə), in unbetonten Vor- und Nachsylben sich verhalten. Was

2) die Consonanten und ihre dialektischen Schicksale betrifft, wollen wir uns eben deshalb beyspielsweise auf einen, das d, beschränken. Die Belege sind natürlich in ihrer niederdeutschen Gestalt zu denken.

d am Anfang eines Wortes erscheint als

j jäpp. junk 14 tief, dunkel,

t tenk 1 denken. Tönner 11 Donner. toh 102 doch.

Es ist hier das ursprüngliche th, dessen eigenthümlicher Laut im übrigen nichtenglischen deutschen Sprachgebiet, nur noch nicht auf Wangeroog, verlernt ist, nicht in d, sondern auf dänisch-schwedische Weise in t (wahrscheinlich mit dem Nachhauch h) verwandelt.

d im Innern eines Wortes erscheint als

g Loage. Spoage 142 Lade, Spaten. Enge 322 Ende. Bengel 442 Bändel. Kingere 315 Kinder.

gg. k. ck. wögger 503 weiter. licke 469 leiden. stricke 473 streiten.

r Vaare. Broore. Moore 78 Vater, Bruder, Mutter. Frer 72 Friede. Stäär Stätte. grar 78 gerade. noirig 334 nöthig. baire 342 beide. Borrn 520 Boden. liäbre. kukre 338 lebte, guckte. flicker 350 flickte. frogeren 353 fragten. lürren 344 läuteten.

wird verhalten, verschwiegen

hüh 488 heute. Lü 343 Leute. Siy 496. 500 Seide. hau 489 hatte. spieh 492 späte. meu 492 müde. Loa. Spoa 142 Lade, Spaten. Rüe 367, Röue 300 Rüde. Raue 161 Ruthe. Free 159 Friede. Stee, Stie 142. 247 Stätte. Aal 250 Adel (Jauche). leeg, lieg 245 ledig (leer). iel, eil 88. 321 eitel, Tien 356 Zeiten. Keel 396 Kittel. Büül 341. 393 Beutel. Boom 403 Boden Aohm 288 Athem. Bliär 358 Blätter. Suerland 335 Süderland. Nearing 100 Niederung. Fieren 250 Federn. Währ 256 Wetter. Klohr 9 Kleider. Oijers 387 Adern. Mäken 367 Mädchen. Brügem 273 Bräutigam. lellik, quellik 392 häßlich (lèdlic), böslich (kwaedlic). Jaren 159 Garten. Here 182 Hirte.

wird dagegen unberechtigt eingefügt

eerder 60, eder 60. 484 eher. frööder 453 früher. myder 484 mehr. nöder 439 näher. Kerdel 100 Kerl. Talder 142 Teller. Schölder 167 Schüler. keender 142 keiner. Hohnder 444 Hühner.

d am Ende des Wortes wird verwandelt in

g bing 321 binden. Grong 446 Grund. Keng 446 Kind. Fröng 518 Freund.

k Tank. ronk 409 Zahn, rund. Lank 428 Land. Wink 429 Wind.

Stank uf 437 ſtehe auf. Verſtank 491 Verſtand.

Zick, Zöck 501, 505 Zeit. Löck 501 Leute. hock, hück 448, 505 heute. Krock 517 Kraut. Knick 417. 456. 510 Kreide.

d wird verhalten

kuul 2 kalt. hol 2 hold (gerne). ruh 493 roth. ree 45 ritt.

Häuv, Höhf 54. 474 Haupt. me. 1. 8. 311 mit.

harr 13 hart. Burr 13 Bord. Peer 134 Pferd. Lunn 9 Land. Senn 539 Sünde.

Der dialektiſchen Zunge wohnt faſt immer ein mehr oder minder deutliches Gefühl des Richtigern bey. Und dieſem zulieb corrigirt ſie ſich mitunter ſelbſt, des Guten gerne zu viel thuend. Daher z. B. Wingd, Wengd 112. 439 Wind. Hangd 416 Hand. Winkter 485 Winter. Hönkt 517 Hund. herd. harrde 351 hat, hatte.

II. Formen. Ueber dieſe konnten ſich aus den eben nur zufällig zuſammengebrachten Texten auch nur vereinzelte Ergebniſſe gewinnen laſſen. Hier nur ein paar Worte über die auffallendſten Vorkommniſſe.

Unter den Fürwörtern hat ſich das urſprünglich allen germaniſchen Dialekten gemeinſame für den Dual der zweyten Perſon, das uns, zwar auch für den Plural verwendet, nur aus der altbayriſchen und oberpfälziſchen Mundart bekannt geweſen, in gleicher Anwendung auch in einigen niederdeutſchen Bezirken lebendig erhalten. Dieſes bayriſche eß (BM. és) begegnet als at 4. gät, get 427—430. jit 366. git 372—3. jött 419. 423. gött 416; das bayriſche enk als enk 428. 430. ink 366. 368. 373. önk 416. 419.

Wir lernen übrigens aus S. 1., daß jener alte Dual und zwar noch ausſchließlich als ſolcher, ja ſogar an allen perſönlichen Fürwörtern noch heute unter den Frieſen der ſchleswigiſchen Inſel Sylt im Leben iſt, wo unterſchieden wird

zwiſchen Dual	wat	und Plural	wü	d. h.	zwiſchen wir beyde und wir mehrere,
unk	„	„	üüs	„	„	uns beyden und uns mehrern,
at	„	„	i	„	„	ihr beyde und ihr mehrere,
junk	„	„	ju	„	„	euch beyden und euch mehrern,
jat	„	„	ja	„	„	ſie beyde und ſie mehrere.

In Betreff des in den niedern Dialekten meiſt ſehr verkrüppelten Artikels heben wir aus die ſeltſamen 488—508 vorkommenden Formen: für der jen, gen; für dem jäm, jem, gen; für die (ſing.) jen; für der (fem. ſing.) jer, gen; für das jät, je, ge, gen; für die (plur.) jen, jän, gen; für den (plur.) jem, jen. Iſt hier das weſentliche d durch j erſetzt wie 14, oder wäre (wie im Isländiſchen und daraus im Schwediſchen, Däniſchen) das nachgeſetzte hinn, hin, hitt (jener. e. es, gothiſch jain-s) an die Stelle des einfachen Artikels getreten?

Einen Vortheil haben dieſe Dialekte, daß ſie das Neutrum ſingular. des Adjectivs von dem übrigens auch im Norden ſelten gewordenen Genitiv ſcharf unterſcheiden können. Soitet (nom. acc.). wat ſoites (gen.) 365 ſüßes. nix angeres (gen.) 313 nichts anders. deinet 533 tuum. Wenn 95 zu leſen iſt dynet Himels Huus, 316 Begrefniſs enet Buhrn, dat Lof det Koheren, 432 et morgens (ſtatt dines, enes, des), ſo könnte man verſucht ſeyn, den Beytrag jemanden zuzutrauen, der, des Dialekts noch nicht ganz ſicher, geglaubt habe, alle derley hochdeutſchen Endungen es in et umſetzen zu dürfen. Auch 109. 110 loot los, vielleicht auch blatt blaß laſſen eine ſolche Vermuthung zu.

Sehr beliebt iſt die Diminutivform. Es gibt ſogar ein dem franzöſiſchen Soleil entſprechendes

Sinnke, Sönnchen 101. 538, ja gar ein Gottke 106. Zu -ke verhält sich als noch vollere Form -kin, -ken: Lamkin 121. 143. Zärtlicher (dem schweizerisch-schwäbischen zweysilbigen ele, bayr. e-l entsprechend) scheint -ekin, -eken: Köppekin. Steinekin. Blömiken. Kingiken. Hönneken 124. 143. 290. Ob das nackte s vor dem -ken ähnliche Kraft verleihe z. B. in Bieksken, Klöcksken 289, Jüngsken 351 ist zweifelhaft, da darneben noch ein Jüngesken vorkommt. Dieses -sken geht mitunter in förmliches schen über: Vögelschen. Kendschen. Perdschen. Bötschen (Bischen). Schmettschen (Schmiedchen) 396—7. 428. Seltnere wohl nur durch die Aussprache vermittelte Diminutionen sind die auf -ing: Voagling. Beting. Oging. Mutting. Vading. Hanning 85—89, die auf -zien: Dierzien, Kniakelzien 358. Als Adjectiv-Diminutiv kann wohl gelten lütk 266. 268 klein, wie selbst schon das gothische leitil ein solches zu seyn scheint Gerne erscheint auch das Adverb in Diminutionsform: efkes 367. 377. 384. 387. 399 eben. nettkes. nettsches 293. 384. 416. 485. söötkes 286. 461. stillekes 399. höösches 472 hübsch d. h. leise (schweizerisch hübscheli). nökes 438 beynahe. glickskens 500 sogleich. fixkens 98. gröwche 458 grob. wachting 88.

Viel wäre natürlich zu bemerken über das Verbum. Hier erwähnen wir bloß der Eigenheit der friesischen Dialekte 2—7, dem Infinitiv, wo er nicht gleichsam als Substantiv auftritt, sondern von einem der Hülfsverbe: können, mögen, sollen, wollen, laßen ꝛc. abhängt, die Endung en, in oder doch das n derselben zu entziehen, eine Eigenheit, die sich weit oben am Main wieder findet, und gründlich verschieden ist von dem Wegfall des n, den in andern Bezirken jede Endsylbe -en erleidet. Dagegen zeichnen sich die Dialekte 503—540 dadurch aus, daß sie das Particip. präterit. ablautender Verbe ohne das schließende -en geben: zereſs zerrissen. verdroſs. jähs gegessen. wor geworden. gegrisch geweint. Seltsam erscheint 370—462 das Endungs-en statt e im Präterit. 1. und 3. Person singular nicht-ablautender Verbe: z. B. schödden schüttelte. söchten seufzte. fröten fragte.

Die Vorsilbe ge vor dem Präterit. particip., in vielen Landstrichen zu je verdünnt, wird in andern zum bloßen e: eschrebbn. eholln 166 geschrieben, gehalten. esungen. egan 171 gesungen, gegangen. emahkt 202 gemacht. ehat 312 gehabt, edohn 337 gethan; in manchen fällt es ganz und gar weg: wesen. leeft 7 gewesen, geglaubt. lehrt. makt 196 gelehrt. gemacht. storben 211. roopen 253 gerufen.

Wie am Ende andrer Wörter das d, so bleibt als Endung der 3. Person sing. das t oder d, und noch gewöhnlicher die Präterit-Endung de. d unablautender Verbe verschwiegen, wodurch diese Formen das befremdende Ansehn von Ablautverben erhalten: haff. häff 291 hat. laöp. fug. stig 289 läuft, saugt, steigt. liek 465 leidet. rick 469 reitet; lewe 202 lebte. wake 186 wachte. heure 263 hörte. brenn. säng 208 brannte, sengte. häüp 49 hoffte. back 58 buk. dach. soch 352 dachte, suchte; geloof. gerich 391 gelobt, gerichtet. gelehv 471 geliebt. Für machte findet sich make 187, aber auch mauk 91. meik 305. meuk 207. mok. mook 292. 299 möök 63. mick 398. miek 377 (was an das bayrische miech erinnert); für that: de. deh. dai. dei. döh. deu. deg. dog; für sagte säe. sä. see. sia. (Geht ja auch im gemeinen Schwedischen z. B. sa. plocka. skratta für sade, plockade, skrattade).

Doch wohl schon mehr als genug für diesen Ort über die Formen. Nun noch Einiges über

III. besondere Wörter und Ausdrücke.

Als anderswo, unsers Wissens mehr oder min der verschollene Wörter der bekannten ältern theil nieder- theils hochdeutschen Sprache heben wir unte vielen andern hier aus:

Uchte 283. 344 frühe Morgenzeit (altſ. u. angelſ.s uhta, goth. uhtwo, althochd. uohta. isl. otta).r

eckersch. eckesch. äckes. ocker 325. 439 etc. nur (althd. ekkorodo).

ialeng 7. 10 Feurung, Brennmaterial (wohl zum altſ. eld, agſ. äled, isl. eld-r vom goth. alan nähren gehörig).

en Negationspartikel, die sich vor das Verb stellt, 179. 452—3. — 5. 462—7. 473—5. 6. ꝛc.;

in ein bedeutungsloses Füllsel verschwommen 379. 448. 452. 458. 469 ꝛc.

blide 30. 52. 175. 177 froh (altf. blîthi. ahd. blîdi).

rike-dage, riekdag 58. 178 Reichthum. Wehdag 50. 240 Schmerz (auch noch bayrisch).

föihig 217 wenig (altf. fâh. althd. fôh. angelf. feaw. goth. fau-s).

gelp 407 geil (altf. gelp arrogantia).

hals 419 Mann, Mensch (blos figürlich, oder dem isl. hals zu vergleichen?).

heimaddel 517 Versammlung der Gemeinde beym Schöffen. (Dürfte dabey noch an das gothische mathl ἀγορά, mathleins Rede, und das Wort als heim-maddel, wie heim-gart, gedacht werden? Das sonstige niederländische heymaell Hegemahl liegt mindestens nicht näher).

kühmen 463. 469 seufzen (altf. cumian plangere, lugere).

kweer 179 kirre (noch ganz dem gothischen qwairrus ähnlich).

femm 8 Schnur (altf. simo Strick).

fköel 12 caterva, Haufe (altf. fcôla. agf. fcólu).

fwöögen 45. 78. 249 lärmen, rauschen (altf. fwôgan).

fwaar 49 geehrt, geachtet (wie das gothische swêr-s).

fwett 16 süß (altf. suôti d. h. fwôti. agf. fwête).

telg 410 Zweig (altf. telg. agf. telga).

wô, wau, wouh 52. 198. 249. 253 531 etc. wie. (altf. huô d. h. hwô. agf. hwu. hu).

Wrâke 174 Rache wie in den alten Dialekten noch mit dem wesentlichen w voran, das aber z. B. in Frasen 307 (der Rasen), frangeln 362 (sich balgen), frihven 498 (reiben) und andern als f gehört wird.

Wahnten 7. Handschuhe (spricht für die deutsche Abkunft der romanischen guanti, guantos, gants; auch dän. schwed. vante, isl. vöttr).

gewährden lafsen 465 gewähren lassen, in Frieden lassen mahnt an das gothische gawairthi Friede.

Wies werden 51—2. 207—8. 213. 232. gewahr werden, erkennen (altf. werthan wîs).

Wett 385—6 Gesetz, Sitte (altf. agf. goth. witod. witoth).

Diesen fügen wir kürzlich noch einige andre Ausdrücke bey, unter denen etliche, uns wenigstens, hinsichtlich ihres Ursprungs noch unklar sind.

Band, Bend, Bönd 418. 485. 490. 509 Wiese (etwa das alte biunda, bayr. Beund eingezäunte Wiese). — bören, büren heben. — Baas Meister. — verbafsen, -baftern, -bîftern verstören. — böten zünden, anstecken (mahnt an das span. franz. bota-fuego. boute-feu). — blicken 344. 444. 492 bellen, etwa durch Versetzung aus bälken, bolken (schreien) entstanden. — Blage (oft) Kind (etwa mittels Versetzung mit Balge, Balg zusammenhangend). — Brook 65. 105. 179 Hosen (vrgl. unten). — brüden, brüen (oft) necken, höhnen scheint das ältere oberdeutsche bräuten obscön genommen, vergl. heien im b. Wrtb. II. 132. — dauen 404. 455. 470—3. 506. 512—4. drücken (altf. dûhan. bayr. dauhen). — deg, dög, degt, wozu wohl auch deftig gehört (öfter) tüchtig. Vrgl. degano dechifto Hildebr. 26. (wohl zu dîhan. gedeihen gehörig). — dune 302. 308 326. 272 stramm, straff, dicht (vrgl. donen gespannt seyn). — Dörnse 175, Dönfse 191. 213, Dönz 208. 220, Dönsk 11 Stube (vrg. bayrisch Dürniz. Dinseltag). — Deert 83. 92. 96. 206—7. 213. 219. 228 Thier. — drammig 420 drückend schwül (vrgl. altf. thrimman). — driten 403. 405 407, drieſsen 432. 458 Ablautverb cacare. drit 288. engl. dirt. — faake. faaken 4. 94. 220. 340—375 oft (neben dickes, döckes, ä. Sp. dicke); 349 indessen sagt ein Sprüchwort: oft is nit fake. — felig 178 sicher. holländ. veilig. — verfeeren 48. 69. 159. 179 erschrecken. — fraud werden gewahr werden. unfraudig unachtsam 75 (vrgl. goth. frôd-s und oben wis werden. — gau. gawwe (öfter) schnell (gâhi?). — geben von 528 bis 543 öfter in der auffallenden Bedeutung werden. — Godd (das bair. Got) Pathe, auch 447. 459 üblich. — gelden, gäilen 431. 451. 461. 494. 516 kaufen. — Gören 63. 88. 178. 258 Kinder. — giffen 176. 249 vermuthen, rathen, engl. to gueſs, schwed. gifsa. — glad 32—3. 180 munter (altf. agf. glad, gläd). —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Schluß.)

Gröjen, gruien 384 — 5 wachsen, angelf. grôwan, engl. to grow. — griddig 267. 341 gierig altf. agf. grâdag, grädig — grummeln 291—2. 300, 371 rummeln donnern (vielleicht noch vom slawischen grom, hrom Donner). Auch für Palt-rock 159. 170. 426, Suek 46. 47. 64—5 vermuthen wir slawische Abkunft, die für Podwood 97 sicher ist. — Graane 382 Bart (alth. gran.., isl. grön.) — heel, heil 17. 21. 174. 219. 386. 449 ganz. — Halbe 158. 177. 169. 257. 264 Seite. — Hosen, Hossen, Heesen 7. 403—4. 5—7. 452—9. 497. 505 Strümpfe. — kiken, praeterit. keek, keik, kohk (öfter) sehen. — kören, küren (oft) reden, schwatzen. — kleien, kleggen, klöwwen (öfter) kratzen. — Kött 434 „coetus," wohl alth. cutti. — kregel, kriegel (öfter) munter, lustig. — kriten 20. 25. 400. 401. 412 schreien, weinen. Kreit 325 Streit. — luken 249—250 ziehen, rupfen (agf. lûcan, althd. liohhan). — leew, leeg, leig 44. 75. 188. 220 etc. schlimm, schlecht. — Log 23. 26. 27 Dorf, Ort, locus? — Lind, Lend, Ling 380. 445. 501 Band, Seil. — luuter 342. 358. 451—472. 514 immer. — moi 12. 16. 18. 33. 34. 229. 248. 375. 395—6 schön. — möten 25. 180. 210. 246. 255. 280 begegnen, antreffen, (agf. goth. altf. motian engl. to meet,). en de möte, meute, maite 220. 280. 553 entgegen. (Meute, Meuterei ein Meeting im übeln Sinn und eigentlich niederdeutsch und wohl auch in die romanischen émeute, mutiner, mutinare, amotinarse übergegangen). — Naun 347. 497 Mittag (hora nona, agf. engl. nôn. noon). — sellen 73. 202 verkaufen (goth. althd. altf. agf. saljan, sellan, engl. to sell). — Schirbel 505 Kopf, an das roman. testa, tête mahnend. — Smacht, smachten, smechtrig 174. 290. 309. 372 Hunger, hungern, hungerig. — schrah, schro, schriewwe 316. 325. 503. 522. 527 mager, häßlich. — Schruut, Schruute 251. 305. 355. 423. 451 etc. Truthahn, Truthenne. — tauen, zauen 429—514 sputen, beeilen. — tööben, teuben (oft) warten, verziehen. — Wicht, Wecht, Weet, Weit (oft) Mädchen. — wacker (öfter) schön (wie im Schwedischen). — Wiem 140. 217. 222. 316. etc. Querholz, Querstange.

Doch über diese wie für andre von uns gesammelten Ausdrücke findet sich wohl Auskunft in dem trefflichen bremisch-niedersächsischen so wie in andern niederdeutschen Wörterbüchern. Es galt hier bloß anzudeuten, daß und wo das vorliegende Buch sie in lebendigem Conterte darbietet.

Ansprechender ist eine onomastische und synonymische Zusammenstellung, aus welcher wir gleichfalls ein paar Beyspiele folgen lassen.

heute: hüh. 487. hück 475, van dag 46. 249. 340., dalling 8. 185. —

jetzt: jiz 456. gutz 322. gietfund 334. zund 133. eweil 502. naunt. naunder 532.

Kind: Blage. Göre. Krabbe 135. 178. Pook 185. Purre 363. Puut 465.

Kartoffel: Erdappel 276. 390. 410. 430; Jruanbir 505. Krumbeer 531; Nudel 128; Kartüffel 139. Kantüffel 58. 60. 214. Ketüffel 76. Tüffel 139. 375. 517. Tüfke 118. Tüfte 82.

Mädchen: Daat (Tochter?) 1. 6.; Deern, Däne.

Dänken, Deerken, auch dat Deer, 253. 324—328; Faamen. Famel 2—11; dat Lüd, Lüt 190. 241—254. 268—278; Mäken. Medschen. Meisje. Mächen (oft); dat Wicht. Wecht. Weht. Weit 236—267. 352—366. 421—464 (wie wir andre auch wohl sagen: das Ding.)

nur: man. men. mah. mant. ment 8. 17. 119. 133. 182. 258. 283. 335; mär. merr. mä 365. 368. 388. 412. 499; neme. numme 503. 537. 543; ocker, eckes 325. 439. noor. norens. noreſt. norz. 455. 221. 526. 530.

Taſche: Ficke 171. Fupp. 109. Kibbet 462. Skräpp. 7. Teſs 381.

weinen: granſe 101. grauzen 452. grînen 277. 338. 385. kaie 453. krîſchen 449. kriten 20. 400. 401. ſchregen 518. ſkrualli 4.

Manches wäre zu erwähnen über eigenthümliche Redensarten, deren das Volk mitunter ſo poetiſche und kräftige verbraucht.

An die alte Alliterationspoeſie mahnen z. B. folgende: dor Büſk un Brâken 300. dörch Pütt un Pööl; wie: über Stock und Stein, durch Dick und Dünn. Katt on Kogel 405, wie Kind und Kegel; reppen un rögen 452; füſſeln und ſanſen 37 hurtig arbeiten; beſonders das bezeichnende dütſch unn degen 89. deutſch und gediegen, tüchtig, rechtſchaffen.

Was ſich über Benennungen von Münzen, Kleidern, Speiſen u. ſ. f. über Gebräuche, Aberglauben u. drgl. zuſammenſtellen ließ übergehen wir billig.

Auf das Capitel von der Ausſprache würde uns wieder zurückführen die Zuſammenſtellung der verkürzten oder verzärtlichten Taufnamen, die der eigentlichen Form mitunter unähnlich genug, und in der entſtellten nicht ſelten zu Familiennamen geworden ſind, wie z. B. Görres, Harms, Tiſs, Georg's, Hermann's, Matthias' (nämlich Sohn). Ebenſo verhält ſichs mit den örtlich entſtellten geographiſchen Namen, von denen einige, in der als hochdeutſch betrachteten Geſtalt freylich keinen oder einen wunderlichen Sinn gebend, in die Schriftſprache aufgenommen ſind wie: die Haar, der Haarſtrang 340 (ſtatt Hard), Nehrung 100 (Niederung), Sauerland 335—340 (Suerland, Süderland), Holſtein (Holsten abgekürzt aus Holtseten Holzſaßen).

In dasſelbe wichtige Capitel gehören die entſtellenden Zuſammenziehungen wie barwes, barfst 74. 163. 533 barfuß. — Hoffel 410 Handvoll. — Bongt 514 Baumgart. — Huschert 500 Haushalt. — Scholles 528. Schultheiß. — Backes, Bräues, Duffes, Hoondesch, Rathes 475. 482. 451. 453. 314 Back-, Brau-, Tauben-, Hühner-, Rath-haus. — Mormet; Ommet, Ommelt; Naimet, Näimert, 410, 438—9 Frühſtück, Mittageſſen, Nachteſſen (altſ. mat. meti Speiſe), ſo wie Imbt, Immt 268. 275 Imbiß. — Hänſche 525. Holſk 249. 254 Handſchuh, Holzſchuh. — Kaſpel 36. 95 Kirchſpiel. — Bokesköch 486. 492 Buchweizenkuchen. — Mundrechter gemachte Fremdlinge wie Klör, Klür 463. 491 couleur. — Kloatſch 94. Collatie, Collation. — Krol 470 Choral. — Knönke, Knünch 377. 451 Canonicus. — Prüück 21 Perücke. — Schlot 468. 517 Salat. —

Wie die genaue Kenntniß und Beachtung der örtlichen Ausſprach-analogien bey Unterſuchungen auf dieſem Gebiete allem Andern voranſtehen müſſe, lehren Beyſpiele genug. Wer etwa hock 505 heute geradezu für das lateiniſche hoc (die) oder Krüx 446. 510 für das lateiniſche crux nehmen wollte, würde ſehr im Irrthum ſeyn, da erſteres nach dem oben über das Verhalten des d geſagten erſt aus dem freylich identiſchen hiudu, letzteres (wie Dücks 461 Deuz, Gicks 512 Geiz) erſt aus Cruci entſtanden iſt. Manches der jetzt kaum mehr zu erkennenden Wörter iſt mehrere Stufen ihresorts regelrechter Entſtellung (durch Weglaſſen, Verſetzen, Verwandeln, Anfügen v. Lauten) herabgeſtiegen. Vah, Moh 453. 455. 459. 466. 477. wie 370 ſind aus Vaar, Moor 222. 250. wier 488 (Vater, Mutter, wieder); Laut, fäit 420. 480. 419 aus Lucht, ſoft, Luft, ſanft; Boſch 452, Boſcht 421, Boſt 128. aus Borſch, Borſt 399, dies aus Bruſt; Göt 299 aus Gört, Gürt 232. 308, dies aus Grut, Grütze hervorgegangen. Auf dieſelbe Weiſe iſt döſchen 37. 93 aus dreſchen, banne 94 aus brennen, Gaſſe 55 aus Gerſte, foſch 416. 445 aus friſch entſtanden, während garſtig 185. 191. 325 als gaſtrig, fürchten 322 als frochten, darf, durfte etc. zwiſchen 187 und 341 oft als draf, draw, drofde etc. erſcheint. Hier mag auch, da Hoſen in der Regel Strümpfe bedeutet, der Ausdruck für

Beinkleid einschlagen, der als brook durch die meisten ältern Dialekte bis an die gallischen braccae hinaufreicht, aber in der Form Bocks, Böcks, Bücks, 20. 58. 135 195—6. 233. 265. 298. 359. 380. 391. 405. 486. 490. 526, wie er denn doch schwerlich zum gewöhnlichen Büchse gehört (obschon 326 Büsse steht), kaum anders als entstellt aus dem etwaigen Plural brooks zu deuten, noch weiter aber in die Form Botz, Boutz 452. 456. 472. 502. 509 ausgewichen ist. — Wenn in Oberdeutschland jetzt, wie schon bedeutend früher, der Ausdruck Fastnacht regelmäßig in der Form Fasnacht (selbst im schwäbisch-alemannischen Gebiet so, und nicht Fascht- oder doch Faschnacht) erscheint, so möchte man glauben, es sey gerade diese Form vom Niederrhein, besonders von der heiligen Stadt Köln aus, wo noch heutzutage das Fasnachtsspectakel am lebendigsten ist, und wo man ausspricht de Faafs 455 (wie Fauſs. fesſ. Geiſs. Keſs. Laſs. Loſs. Neſs. Faust, fest, Geist, Kiste, Last, Lust, Nest) mit der Sache auch anderwärts Mode geworden, wie denn ein gewisser Zeug nicht Kölnisch sondern auch in jenen Oberlanden ganz nach dem Dialekt seiner ursprünglichen Heimat Kölsch genannt zu werden pflegt.

Bey aller Sorgfalt mit der der Herausgeber jedes minder verständliche Wort zu erklären gesucht, haben wir doch bey einigen seine Führung ungern vermißt, z. B. bey Rüdt 249[57]. Haare 256[51]. Leugen 269[81]. Panzen 277[13]. Müske 290[7]. Bollen. leif. 300. [4–5]. [22]. snüewen 341[56]. Tär 365[14]. stöädig 372[19]. schonen 375[17]. Schranze 390[25]. Dingsegheit. pront. motsch 395[40]. [59]. [65]. Liedagsig. 396[72]. hieven 411[27]. geweden 413[21]. u. s. w.

Hei in dem Satz: Et ess hück esu 'nen Hei en der Looch 475 (es ist heute so ein H. in der Luft) ist erklärt als nasser fallender Nebel. In Betracht des alten und noch bayrischen hai, gehai, Hei-rauch (wozu wahrscheinlich das bekanntere vor ein paar Jahren viel besprochene Heerauch, Heerrauch gehört) möchten wir zweifeln ob diese Erklärung ganz richtig sey. Den Spruch: Spigge Kinner digge Kinner 269, Speie Kenger gedeihe Kenger 493 wiederholt und erklärt der bayrische Speiwə̃dé Kində̆ bleibə̃dé Kində̆. Nicht von Entwöhntseyn sondern von Speien (spiggen 300. 356, wie diggen gedeihen, friggen freyen, buggen bauen, truggen trauen) ist die Rede.

Omgarn wird S. 55 ein Lied überschrieben, das die Knaben im Holsteinischen Flecken Neumünster von Haus zu Hause absingen, um eine kleine Gabe zu erhalten. Dabey die Erklärung, daß es eigentlich omgaan (umgehen, von Haus zu Haus gehen) heißen müsse. Eine solche Einfügung des r scheint uns dem dortigen Dialekt nicht sonderlich gemäß, und wir können nicht umhin, hier noch einen Nachhall des ältern garten (niederd. garden) zu vermuthen, das eben auch nichts anderes bedeutete.

Doch wir lassen ab zu reden von Dingen, die Manchem, und von seinem Standpunkt aus mit Recht, überhaupt nicht vieler Rede werth dünken werden. Uns möge das bereits oben abgelegte Bekenntniß entschuldigen, welches ohne Zweifel auch das unsers unermüdeten Sammlers und seiner dankeswürdigen Beysteurer ist. Die Laute irgend einer Sprache, wie schnell sie verhallen, dennoch leben sie fort von Zunge zu Zunge, sind dauernder als der Mensch selber und sein Thun. Und aus solchen Lauten ist gewoben das unsichtbare Band, das, sollte auch jedes andre sich lockern, Alles was deutsch heißt, wo es da wohne, zusammenhalten wird nun und, so wünschen und hoffen wir, bis in die spätesten Zeiten *).

J. A. Schmeller.

*) Obschon sich in den zur Zeit vorliegenden fünf Heften des zweyten Bandes der mitteldeutsche Strich vom pfälzischen Westrich bis Schlesien, sodann von da rückwärts der oberdeutsche durch Mähren, Böhmen, nach Franken, hierauf einige Gegenden von Schwaben durch Sprachmuster vertreten finden, haben wir, unserm Vorsatze getreu, uns dennoch auf den ersten Band und sein wesentlich Niederdeutsches, das freylich am Niederrhein schon sehr gemischt erscheint, für jetzt beschränken zu müssen geglaubt. In der Zwischenzeit sind viel tiefer eingehende wohl geordnete Aufschlüsse gegeben über den bey Firmenich vorangestellten vom eigentlich niederdeutschen wesentlich verschiedenen Hauptdialekt, der bisher im Allgemeinen nur aus seinen ältern und zwar rechtsgeschichtlichen Denkmälern bekannt gewesen ist, und dessen Verzweig-

I. Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern ꝛc. Bamberg, 1848. 8.

II. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von E. C. v. Hagen. Vierter Band, erstes Heft. Bayreuth, 1848. 8.

I. Dem vom Hrn. Curatus Thiem erstatteten Bericht über den Stand des historischen Vereins zu Bamberg sind diesesmal nur zwey Beylagen hinzugefügt. Diese Beylagen sind aber, wie wir es denn bereits früher bemerkt haben, gerade die Hauptsache in jedem Bamberger Vereinsbericht. Die Beylage I. führt den Titel:

Das Copialbuch des Collegiatstiftes St. Jakob zu Bamberg in vollständigen Auszügen der Urkunden, von 1143 — 1557 mitgetheilt von dem Hrn. C. A. Schweitzer.

Hr. Schw. hat unsern in diesen Blättern ausgesprochenen Wunsch, die Copialbücher von St. Stephan, St. Jakob, St. Gangolph und des Domstiftes zu veröffentlichen, mit der Herausgabe dieses Copialbuches von St. Jakob zum Theile verwirklicht, und wir zweifeln nicht, daß der hist. Verein zu Bamberg bald auch die übrigen Copialbücher durch denselben sachkundigen und solcher Arbeit vollkommen gewachsenen Hrn. Schw. werde an das Tageslicht treten lassen.

Im Vorbericht wird die Beschreibung des Copialbuches, die Zeit seiner Fertigung (Beginn, Ende des 14. Jahrhunderts, etwa 1375, Fortsetzung, letzte Hand) und Vollendung angegeben. Mit Hinweglassung der bereits abgedruckten Diplome, z. B. jener die Immunitätsstreitigkeiten mit dem Stadtgerichte betreffenden, finden sich hier 100 Urkunden abgedruckt, deren Bedeutung für die Bamberger Geschichte dem Kenner keinen Augenblick zweifelhaft scheint. Die großen Dynasten-Geschlechter so gut, wie jene der Ministerialen und der Stadt, die geistlichen Würdenträger vom Papste abwärts bis zum letzten Vicarier sind darin reich vertreten. Da begegnet uns gleich in der 4. Urkunde vom J. 1217 Boppo major praepositus, welcher einer der Söhne des Markgrafen Berhtold von Andechs und der leibliche Bruder des Bamberger Bischofs Otto (II. † 1196), so wie jenes Berhtolds war, der zuerst den Titel eines Herzogs von Meran führte. Im Hause dieses major praepositus Boppo geschieht in Gegenwart seines Neffen (Vatersbrudersohn), des Bischofs Ecchebert von Bamberg, am 11. Juli 1217 die Resignation des bischöflichen Ministerialen Gottfrid von Klupesdorf (Kleusdorf im Itzgrunde) auf die Villen Misendorf und Zechindorf, welche der Domkirche und der Kirche des h. Jakobs zu gleichen Theilen überwiesen werden.

In der Urkunde Nro. 11 tritt Ludwig des Bayern älterer Bruder, der unglückliche Pfalzgraf Rudolf auf, mit seinem Arzt und Vertrauten (medicus et familiaris noster) Arnold am 11. September 1314, welcher Letztere zugleich Probst von St. Jakob war, und in dieser Eigenschaft seinen Herrn aus glaubwürdigen Instrumenten gar wohl belehren konnte, wie er bisher irrthümlich (per errorem) zwey Theile der Zehenten der Amberger Kirche empfangen habe, die doch der Probstey von St. Jakob in Bamberg gehörten, und zwar, wie wir aus der Urkunde Nro. 1 vom J. 1143, 28. October ersehen, seit alter Zeit (vergl. die Urkunde Nro. 100, vom J. 1557, 28. Januar). In der Stelle: „ut honorabilis et sapiens iurum magister Arnoldus — — demonstravit" scheint uns das mit gesperrter Schrift gedruckte Wort entweder im Copialbuche verschrieben, oder vom Hrn. Sch. kaum richtig gelesen zu seyn. Auch der Ortsname in der Urkunde Nro. 53 vom J. 1355, 3. Februar: „curia dicta Neithof, curia Neythof" scheint uns nicht so, sondern Reithof oder Reythof (heutzutage Rothhof, der Altenburg gegenüber) gelesen werden zu sollen.

Die erste urkundliche Erwähnung des Hugo von Trimberg (Verfasser des Gedichtes „der Renner") als rector scolarum S. Gangolfi unter den Zeugen aufgeführt, bietet uns die Urkunde Nro. 7 vom J. 1290, 21. März. — 1350, 4. Februar tritt Heinrich von Kulmenach (Culmbach), Pfleger und Werchmeister der Pharre zu unser Fraue zu Bamberg auf (Urkunde Nro. 44).

Es werden uns ferner in diesen Urkundenauszügen die Oertlichkeiten der Stadt und Umgegend mitunter auf eine überraschende Weise bezeichnet, wie dieß z. B. mit der Altenburg der Fall ist. Von den Waldungen, Gereuten, Baumfeldern und Weinbergen rings um diese Burg ist häufig die Rede, z. B. Nro. 21, zum Jahre 1330, 10. Mai, 1339, 7. Mai, 1352, Juni, 1355, 3. Febr., 1374, 15. December, 1406, 13. December. Ja! die Urkunde Nro. 5 vom J. 1251, 13. April läßt das ganze Castrum in Altenburch in fundo Sti. Jacobi gelegen seyn!

(Fortsetzung folgt.)

---

ungen, im Lauf der Zeit vom niederdeutschen mehr oder minder angegriffen, an der Nordseeküste und auf ihren Inseln von Flandern bis Jütland im Munde des Volkes kräftig genug fortleben.

Es geschieht dies in dem friesischen Archiv, einer Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache herausgegeben von H. G. Ehrentraut, wovon zur Zeit ein erster Band (Oldenburg 1849. 8.) erschienen ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace. Textum ad codicem Σ et novissimas editiones recognovit, harum discrepantiam et selectas aliorum suasque notas subjecit, duo excursus et tabulam chronologicam addidit Carolus Augustus Ruediger, Phil. Dr. gymnasii Friberg. rector emer. antiquitat. saxonicar. investigationibus Dresd. adscriptus. Editio tertia denuo apparata. Lipsiae libraria Weidmannia. MDCCCXLVIII. 8. VIII und 288.

Das Erscheinen der dritten Auflage eines Buches ist schon geeignet, es zu empfehlen, wenn es auch nicht ganz den Forderungen entspricht, welche die Wissenschaft stellt; man wird wenigstens glauben so viel daraus folgern zu können, daß kein brauchbareres vorhanden ist, daß es im Vergleich mit andern den Vorzug der bequemen Anordnung reichen Stoffes, der Faßlichkeit und Klarheit in der Darstellung schwieriger Probleme und neben diesen innern Vorzügen noch die äußern einer schönen typographischen Ausstattung und den der Wohlfeilheit hat. Mit solchen Voraussetzungen griffen wir zu dieser Ausgabe der Philippischen Reden, fanden uns aber in der Hauptsache getäuscht; so fleißig auch allerley zusammengetragen ist, um das Verständniß des Textes zu erleichtern. Denn an historischen Einleitungen, Argumenten und einer Masse grammatischer, lexikalischer, kritischer, geschichtlicher Noten hat der Herausgeber es nicht fehlen lassen, sogar die *ὑποθέσεις* des Libanius sind mit zahlreichen Anmerkungen versehen — und doch kann man nicht so gar viele Punkte bezeichnen, in welchen ein Fortschritt der Kritik und Exegese bemerklich wäre; sehr oft aber ist ein besserer bereits von Andern eingeschlagener Weg verlassen und was mit allem Recht aufgegeben war, wieder hervorgeholt worden.

Das schlagendste Beyspiel bieten für diese Behauptung die Prolegomena zur ersten Philippica dar, wo R. sich alle mögliche Mühe gibt, die Einheit der Rede gegen die evidentesten Beweise zu verfechten. Er glaubte hier vorzüglich die Autorität des Dionysius von Halikarnaß (VI, 725 ed. R.) verdächtigen zu müssen. Dieser sagt l. c. *μετὰ δὲ Θεόδημον ἦν Ἀριστόδημος ἄρχων, ἐφ' οὗ τῶν κατὰ Φιλίππου δημηγοριῶν ἤρξατο καὶ λόγους ἐν τῷ δήμῳ διέθετο περὶ τῆς ἀποστολῆς ξενικοῦ στρατεύματος καὶ τῶν δέκα Γαδικῶν* (?) *τριήρων**) *εἰς Μακεδονίαν*. Nichts Schwächeres konnte wider dieß Zeugniß vorgebracht werden, als vom Verf. p. 148: quod si verba *ἤρξατο δ.* et *τῶν δέκα τ.* ad nostram orationem referri possint, tamen mirum est, quod scriptor neque pro more suo initium orationis ipsum expresserit et *λόγους διέθετο* dixerit, non *λόγον*. In welcher Rede soll denn sonst noch derselbe Vorschlag gemacht worden seyn, zehn Galeren und ein *ξενικὸν στράτευμα* auszusenden? Und wenn Dionysius weiterhin bemerkt:

*) Daß dieß *Γαδικῶν* nur ein Schreibfehler ist für *ταχειῶν*, nicht *ταχικῶν*, was Böhnecke wollte, was aber gar kein griechisches Wort ist, sollte sich von selbst verstehen.

(l. c. 736) ἔπειτα Θεμιστοκλῆς ἄρχων ἐστιν, ἐφ' οὗ τὴν ἔκτην τῶν κατὰ Φιλίππου δημηγοριῶν ἀπήγγειλε Δημοσθένης περὶ τῆς φυλακῆς τῶν νησιατῶν (sic) καὶ τῶν ἐν Ἑλλησπόντῳ πόλεων, ἧς ἐστὶν ἀρχή· ἃ μέν ἡμεῖς, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, δεδυνήμεθα εὑρεῖν ταῦτ' ἔστιν. so iſt nur eine unnütze Oppoſition mit der Bemerkung at argumentum non satis quadrat in hanc alteram partem, etsi Boehnekio et Rankio concedam, τὴν φυλακὴν τῶν νησιατῶν ad §. 32. et τῶν ἐν Ἑλλησπ. πόλεων ad §. 42. pertinere posse verſucht, indem die eine Hand wieder gibt, was die andere genommen hat. Dionyſius wollte übrigens nicht den Inhalt, nur die Tendenz der Rede bezeichnen. Daß er ſich bedeutend in der Beſtimmung des Jahres irrt, muß zugeſtanden werden, ohne daß damit etwas gewonnen wäre für den Erweis des Zuſammenhangs beyder Theile. Denn Demoſthenes ſagt im zweyten Theil nichts davon, daß beyde von ihm verlangten Heere, das größere und das kleinere, zuſammen operiren ſollen; im erſten erklärt er ausdrücklich nur das größere geeignet einem Angriff des Philipp auf Olynth, Pylae, den Cherſones zu begegnen; das kleinere ſoll einen Guerillaskrieg führen und in einen ernſthaften Kampf ſich gar nicht einlaſſen. Die Verbindung beyder Expeditionen, welche etwas Neues war, meint Dem. mit der καινὴ παρασκευὴ §. 16., nicht die §. 16. beſchriebene Rüſtung. Von dem kleinern Heer allein ſpricht der Redner, wo er die Ausgaben beſtimmt; das §. 32. bezeichnete muß ein anderes ſeyn, welches dem Feind beſtändig die Spitze bieten ſoll (παρασκευὴ συνεχής). Aber auch von dem §. 16. gemeinten iſt es verſchieden, welches nur zu Athen in Bereitſchaft gehalten werden ſoll, im entſcheidenden Moment alſo leicht durch Paſſatwinde oder Sturm gehindert werden könnte. Können dieſe beyden nicht identiſch ſeyn und iſt auch an das kleinere dritte nicht zu denken, ſo ergibt ſich ohne Weiteres, daß Demoſthenes in derſelben Rede nicht zwey verſchiedene, ja ſich ganz widerſprechende Maaßregeln empfohlen hat; die zweyte ſogenannte Hälfte der Phil. I. gründet ſich auf Erfahrungen (vgl. §. 31.), welche in der erſten dem Rathgeber noch unbekannt waren. Der Einwand des Ulpian (notatu dignissima verba!) ἐντεῦθέν φησι Διονύσιος ἑτέρου λόγου εἶναι ἀρχήν· οὐ λέγει δὲ ἀληθῆ· ἐπειδὴ γὰρ ἄνωθεν ὑπέσχετο περὶ τοῦ πόρου χρημάτων εἰπεῖν, νῦν τοῦτο δεικνύει, καί ἐστιν ὥσπερ ἐπίλογος will gar nichts bedeuten, da er die Schwierigkeiten gar nicht im Mindeſten zu erkennen ſcheint; Hr. R. will ſie aber auch nach Seebecks trefflicher Auseinanderſetzung (Z. f. Alterth. 1838, 737 — 787) nicht erkennen; was ſeine aus Mißgriffen, die wir nicht weiter erörtern wollen, zuſammengeſetzte Entgegnung erweiſen mag: quas copias parandas esse priore parte dixerat orator, easdem jubet utrique officio satisfacere, ut et Philippi vim atque impressiones defendant et eum observantes, si tempus fert, adgrediantur. Quare addit §. 33. ἃ οὖν χρήσεται — βουλεύσεται. Ducibus enim liberam optionem dari vult, quomodo et quando copiis uti instituant. Accedit, quod §. 20. cavet, ne mercenariis solis rem permittant, sed e civibus eligant qui et adsint et praesint; in altera autem parte §. 32. abstinere Athenienses jubet a milite tumultuario *) et utantur perpetuo. Quis neget alterum altero confirmari? Neque vero etiam praetermittendum videtur, quod prior pars in eandem rem desinit, a qua altera orditur (das ſoll eben noch bewieſen werden): nempe justum hoc est et luculentum vinculum orationis in duas partes minime dirimendae; alioquin prior, quae quidem acrior est et vehementior, fine, secunda, quae sedatior et tranquillior, initio careret.

Mit ſolchen Argumenten vermag man etwa einen Anfänger zu verwirren, die Sache ſelbſt aber wird um nichts weiter gebracht, weil der Vf. einer unbefangenen Prüfung der gegen die Einheit vorgebrachten Gründe ausweicht und hartnäckig auf dem nun einmal gefaßten Vorurtheil beſteht. Dieſe Schwäche in der ſogenannten höhern Kritik beruht zunächſt auf der Unzulänglichkeit der hier geübten niedern oder ſpeciellen, wovon Rec. einige Belege aus den fünf vorliegenden Reden ausbebt.

*) Daß dieſer miles tumultuarius, die βοήθειαι, gar nicht auf die Söldlinge, ſondern die plötzlich aufgebotenen Athenienſer gehen, dieß ſollte keiner Erinnerung bedürfen.

Gleich in Ol. I, 2 vermögen wir dem Urtheil R.'s nicht beyzupflichten, wenn er *ὑπὲρ σωτηρίας αὐτῶν* schreibt, und dazu die Note macht: „Spir. asperum admiserat Bekk. 1816, sed nunc lenem, quem defendit Westerm. Qu. I, p. 23 intelligens Olynthios.“ At haec sententia: „Olynthiis subveniendum est, si quam eorum curam geritis“ non solum friget, sed ipso nexu improbatur. Imo haec est mens oratoris in omni oratione conspicua „nisi vos Olynthiis opem fertis, in vestram Macedo irruet terram.“ Es ist leicht, einen Gedanken zu verwerfen, den man vorher um seinen wesentlichsten Gehalt gebracht hat, wie hier in der lateinischen Uebersetzung das durch ein Hyperbaton nachdrückliche hervorgehobene *αὐτοῖς* nicht ausgedrückt ist. Der Redner meint, die Athener müßten, falls es ihnen mit der Beschützung Olynths wirklich Ernst sey, selbst an dem Feldzug sich betheiligen. Von der Gefahr des eigenen Vaterlands spricht er noch lange nicht. Erst nachdem die Vortheile eines Bündnisses mit Olynth auseinander gesetzt sind, deutet er die Nachtheile an, welche aus der Versäumniß eines solchen *καιρὸς* entspringen müßten; dieß zuerst in schonender Allgemeinheit des Ausdrucks §. 12.: „wenn wir, ihr Männer Athens, auch diese Leute Preis geben, und Philippus dann Olynthus besiegt, so sage mir einer, was ihn abhalten kann, vorzudringen wohin er nur will?“ (vergl. über diese *ἔμφασις* den Tiberius *περὶ σχημάτων* VIII, 543 ed. W.) — Dann etwas deutlicher §. 15.: „wer, um der Götter willen, wer von Euch ist so einfältig, um nicht zu begreifen, daß der Krieg von dort hieher kommen wird, wenn wir ihn vernachläßigen?“ und am bestimmtesten zuletzt §. 25.: „wenn aber Philippus sich der Stadt bemächtigt, wer soll ihn dann hindern hieher vorzudringen?“ Diese Steigerung würde im Voraus ihrer Wirkung beraubt, wenn Demosthenes schon in den ersten Sätzen darüber spräche, daß die Existenz Athens selbst bedroht sey. Jenes *αὐτῶν* ist übrigens nicht, wie häufig angenommen wird, Masculinum, sondern Neutrum, wie aus dem gleich folgenden *πρὸς αὐτὰ* erhellt (man vergleiche auch III, 21). Der Vulgata nimmt sich R. in §. 10. an, wo statt *ὑπηργμένων* der Cod. Σ *ὑπηρετημένων* hat; er entgegnet „at *ὑπηρετεῖν* est ministrorum Dem. XXVIII, 17, Xen. An. III, 5, 8. Aristoph. Plut. 980.“ Diese Stellen beweisen alle drey nur einen metaphorischen Gebrauch des Verbums, wobey der ursprüngliche Begriff ganz in den Hintergrund tritt. Wir werden also keinen Anstand nehmen dürfen, den gewählteren Ausdruck vorzuziehen. Da §. 11. *ὡς τὰ πολλὰ* sowohl in Σ pr. m. als bey Syrianus IV, 758 ed. W. und Anonym. in Stases VII, 365 fehlen, hat Voemel mit Andern gewiß Recht gehabt, die Phrase, der sich freylich Schnefer fast leidenschaftlich annimmt, zu streichen; wenn solche Autoritäten mit der besten Handschrift übereinstimmen, und der Gedanke selbst durch das Ausstoßen einer unnützen, ja störenden Restriction gewinnt, ist kaum ein Bedenken möglich; Dem. VI, 34 ist anderer Art. In §. 15. schließt R. *ἂν* vor *φανῶμεν* wenigstens ein, was Andere nach Dobrees Vorgang getilgt haben. Rec. vermag dafür keinen zureichenden Grund zu entdecken. Demosthenes setzt das Gleichniß fort mittelst der in *ἐπὶ πολλῷ* liegenden Beziehung; dem Participialsatz *ἐπὶ τοῖς μεγάλοις τόκοις μικρὸν εὐπορήσαντες χρόνον* steht ausführlicher gehalten der Nebensatz *ἂν ἐπὶ πολλῷ φανῶμεν ἐῤῥᾳθυμηκότες καὶ ἅπαντα πρὸς ἡδονὴν ζητοῦντες* gegenüber, wofür der Redner auch *ῥᾳθυμήσαντες — ζητήσαντες* setzen konnte, des Nachdrucks wegen zog er aber jene Form vor. Fällt *ἂν* weg, so muß *ζητοῦντες*, noch dazu ein unpassendes Tempus, von *ἐῤῥᾳθυμηκότες* abgerissen und zum Folgenden gezogen werden. Man hat sich an *φανῶμεν* gestoßen, welches nicht sowohl in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen ist, als es vielmehr zur Umschreibung dient, und den Gebrauch der Praesentia möglich macht. An einer andern Stelle hingegen §. 19. glauben wir einen ungehörigen Zusatz zu finden, welcher bisher noch nicht angezweifelt wurde — nämlich das erste *στρατιωτικά*.

(Fortsetzung folgt.)

I. Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Für mich, der ich dieses Copialbuch zuerst im J. 1835 in seiner Eigenschaft entdeckte und es alsdann dem histor. Vereine zuwies, war dieß Diplom vom 13. April 1251 schon deßhalb eine ungemeine Ueberraschung, weil ich bis dahin mit der Mehrzahl von Bambergs Bewohnern glaubte, die Altenburg sey wirklich das alte Castrum Babenberg Regino's und der Urkunde von 973. Beym Anblicke obiger Worte im Copialbuche jedoch wurde ich nach dem Zuhandnehmen aller hieher bezüglichen Quellenstellen zu einem ganz andern Ergebnisse geleitet, nämlich: auf dem Domberge sey ursprünglich das alte Castrum Babenberg der Markgrafen zu suchen, und auf diesem, dortselbst, sey auch von Heinrich II. das Bisthum gegründet worden.

Wer in Bamberg hat je gehört, daß bey St. Jakob eine Brücke bestanden? (domus prope pontem S. Jacobi. Siehe Vorbericht S. 6). — Nach der oben aufgeführten Urkunde Nro. 53, 1355, 3. Febr. hätte der vierte Theil des Waldes um die Altenburg 27 jugera (quartam partem nemoris predicti (vorher: super nemoribus et silvis ac decimis novalium confinantibus castro Altenburch), que est viginti septem jugera etc.); das Ganze mithin 108 Morgen betragen, eine Angabe, die von jener in der Urkunde Nro. 86 vom J. 1406, 13. December mitgetheilten um 28 Morgen abweicht; denn es heißt in letzterer: „de quodam nemusculo seu silva prope castrum Altenburg. cujus quantitas ad octoginta agros silvestres extenditur." Man s. auch Vorber. S. 5 „de nemusculo nostro seu silva prope castrum Altenburg, cujus spatium ad LXXX jugera se protendit.

Allerdings beabsichtigte Hr. Sch. mit Herausgabe dieses Copialbuches zunächst nur die Urkunden im eigentlichen Sinne des Wortes mitzutheilen und alles dasjenige hinwegzulassen, was nicht in diese Kategorie gehört; und so hat er denn die auf 20 Pergamentblättern enthaltenen Statuten des Stiftes, dann auf weitern Pergamentblättern die Stiftspräbenden und Fragmente, das Verzeichniß der an verschiedenen Festen den Kanonikern gereichten Geschenke, die Aufzählung der Zinsen, des Stiftes Jahrtage, des Dechants, Scholasticus, Custos und Kellners besondere Einkünfte ꝛc. nicht mit veröffentlicht. Und doch bietet das hier Angeführte so viel Interesse dar, daß wir wünschen, es möge Hr. Sch. im Auftrage des historischen Vereines zu Bamberg in einem der folgenden Hefte die eben angezogenen Gegenstände, vorzüglich jedoch die Statuta ecclesiae Sti. Jacobi, approbirt durch Bischof Leupold von Bebenburg (1352 — 1363) aus dem Copialbuche gefälligst mittheilen; denn nur auf solche Weise erhalten wir ein klares, anziehendes Bild von dem Leben eines unsrer vier großen Stifte. Der Einwand, daß bereits im Archive des Obermainkreises vom J. 1832, Bd. I. Heft 3 S. 61 ff. diese Statuten im Drucke mitgetheilt worden seyen, hebt sich im Hinblick auf diese Mittheilung selbst, die offenbar aus einer viel späteren Handschrift und nicht mit der diplomatischen Treue geschehen ist, welche dergleichen Documente erheischen. Wie kann man, um hier nur Einiges anzuführen, denken, daß es in den Statuten geheißen habe: (S. 69) Sobald der vernünftigere Theil des Kapitels nach gehöriger Berathung beschlossen hatte, einen Stiftsherrn in dasselbe aufzunehmen ꝛc.;" oder S. 70. „Zur Ermunterung der lustigeren und andächtigeren Stiftsherrn, alle Tage und Nächte die ihnen vorgeschriebenen Gebete zu verrichten, war der Kellner verbunden ꝛc.;" oder S. 75: „Brach irgend eine ansteckende Krankheit oder gar die Pest aus, gegen welche ein Stiftsherr die Flucht als das sicherste Mittel betrachtete, so durfte er weder aufgehalten, noch die Zeit seiner Abwesenheit an 6wöchentlichen Ferien abgezogen werden." — — „Eine gleiche Begünstigung hatte statt, wenn ein Stiftsherr an einem Kriege, besonders für die Religion, Theil nehmen wollte" (!!??). — — Jedermann begreift nach dem Vortrag solcher angeblich den Statuten von St. Jakob entnommenen Stellen, daß eine diplomatisch getreue Mittheilung der ältesten Statuten des Stiftes gewiß keine überflüßige, sondern eine wünschenswerthe Sache sey. Möge sich der hist. Verein recht bald zu deren Veröffentlichung, aber auch zu ferneren Mittheilungen der Copialbücher von St. Stephan, St. Gangolph und des Domstiftes entschließen! —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace.

(Fortsetzung.)

Weiterhin fingirt der Redner den Einwurf: *σὺ γράφεις ταῦτ' εἶναι στρατιωτικά.* Heißt aber das etwas Anderes als: „erklärst du wirklich die Kriegsgelder für Kriegsgelder?“ Darauf kann freylich kein Mensch Nein sagen, und doch antwortet Demosthenes: *μὰ Δί' οὐκ ἔγωγε.* Irren wir nicht ganz und gar, so sucht er vielmehr einer Definition auszuweichen, indem er im Allgemeinen auf zweckmäßige Verwendung der im Staatsschatz befindlichen Ueberschüsse dringt; solche gehörten in guten Zeiten der Kriegskasse (vergl. adv. Neaeram 1346), sie würden mithin dieser Bestimmung jetzt nur zurückgegeben werden dürfen. Demungeachtet wagt Demosthenes es nicht, geradezu der Bezeichnung „Kriegsgelder“ sich zu bedienen, sondern begnügt sich mit der Forderung, daß Soldaten ausgerüstet werden und der Genuß der Staatsmittel denen zukommen solle, die dem Vaterland nützliche Dienste leisten. Hiemit dürfte wohl auch Dobree, G. Hermann und Dindorf Recht behalten, wenn sie das *κόμμα* in §. 20. *καὶ ταῦτ' εἶναι στρατιωτικὰ* beseitigen (uns scheint es nur eine durch Versehen entstandene Wiederholung derselben Worte in §. 19.), eben weil der Redner nicht geradezu sagen will, daß die Theorika eine andere Bestimmung erhalten sollen und auch darum, weil dem Styl desselben eine große Härte zugemuthet wird, wenn sich diese Worte unmittelbar dem Satz *ἐγὼ μὲν — κατασκευασθῆναι* anreihen. In Ol. II, 3 ist schwerlich im Sinn des Schriftstellers *τινὰ* beybehalten, was Σ pr. m. wegläßt; diese Beschränkung schwächt den Eindruck der Antithese; auch der folgende Satz ist ja mit rückhaltsloser Offenheit, ohne mildernde Flickwörter ausgesprochen. Mit dergleichen wird hier öfters zu schonend umgegangen. So mit der Ueberfüllung §. 14. *νοσοῦσι καὶ στασιάζουσι καὶ τεταραγμένοις*, weil der Scholiast so gelesen und Schäfer die Lesart vertheidigt habe; als wenn das Urtheil des Letztern in der Kritik des Demosthenes auf richtigen Principien beruhte und der Scholiast dem besten Text gefolgt wäre. In §. 24. steht *ὑπὲρ τῶν Ἑλληνικῶν δικαίων*, während in derselben Sache *Ἑλληνικῶν* Phil. I, 3 in den codd. fehlt. R. durfte also es auch hier nach dem Vorgang Bekkers und Dindorfs übergehen. Ob hingegen §. 18. *τἀνδρὸς* so leicht wegbleiben könne, als es zwischen *φιλοτιμίαν* und *ἀνυπέρβλητον* leicht ausfiel, wäre noch zu überlegen; nach unserem Gefühl ist die Ellipse des Genitivs hier eine Härte. Eine andere Aenderung, die nicht als Verbesserung betrachtet werden kann, finden wir §. 13. *καὶ δὴ* (statt *καὶ δεῖ*), was in Σ die erste Hand geschrieben hat. Das ist, in Folge der vorausgegangenen Entschließung, offenbar matter als *καὶ δεῖ*; auch liegt hier kein Uebergang von der Einsicht des Nothwendigen zur Ausführung vor, sondern Demosthenes denkt sich die Athener bereits in der Thätigkeit begriffen, wodurch sie die Schwäche des Gegners gewahr werden sollen. Daß *δὴ* dem vorhergehenden *πολλὴν δὴ* entspreche, ist eine verfehlte Behauptung. Ueber das *οἷς* in O. III, 27 wird man sich nicht den Kopf zerbrechen dürfen: „latet nescio quid,“ bemerkt R. Dieß Wörtchen ist wahrscheinlich nur aus dem vorhergehenden *χρω-*

μένοις οἷς εἶπον herunter gerathen. Gern stimmen wir ihm darin bey, daß man die Schwierigkeit mit der Erklärung quorum in gratiam nicht hebe. In demselben §. ist Hermogenes Lesart (III 252, 350 ed. W.) ὑπὸ τῶν χρησιμων τούτων, die auch Ψ hat, ausdrucksvoller als τῶν νῦν, welches gleich nach νυνὶ δὲ ohnehin nicht wie eine wohl angebrachte Tautologie aussieht. Beydes zu verbinden, wie Schäfer rieth und Rüdiger billigt, hieße dem τούτων von seiner Wirkung nehmen, ohne daß τῶν νῦν dadurch erträglicher würde. Gleich darauf wird mit Ψ und mehreren andern codd. zu lesen seyn: ὁμοίως ἢ (nicht καὶ) παραπλησίως, wie de fals. leg. 439, 20 ἆρά γε ὅμοια ἢ παραπλησία, von welcher ganz übereinstimmenden Parallele R. absieht und dafür aus derselben Rede die Phrase καὶ θεάσασθε, εἰ παραπλήσιον καὶ ὅμοιον beybringt, was doch wesentlich verschieden ist. Weiterhin kann man kaum zweifeln, ob ἐξὸν ἡμῖν oder ἐξὸν δ' ἡμῖν zu lesen sey, da durch letzteres die mit ἐξὸν anhebende Antithese zum folgenden ἀπεστερήμεθα κτέ bedeutend geschwächt wird. In Bekkers Anecd. p. 136, 1 fehlt die Partikel, welche sehr leicht aus den vorhergehenden Adversativsätzen wiederholt werden konnte. Aus Ψ und andern Handschriften würden wir §. 29. ταχὺ πλούσιοι, was Chersones. §. 66. alle erhalten haben, herstellen: nicht das Reichwerden, sondern das Schnellreichwerden konnte einen Staatsmann verdächtigen. Sehr gewagt ist ibid. und Phil. I, 11 die Aufnahme der Lesart ἤυξηκεν aus Σ, da sonst überall nur das Passivum vorkömmt. Solche Fehler der Endungen sind äußerst häufig, wer sie in den Text einführt, läuft Gefahr, diesen durch Barbarismen zu entstellen. In §. 30. behält R. τὸ μὲν πρῶτον bey; aber der gemellus locus, Ph. II, 16 reicht wenigstens nicht aus, um die Vulgata zu vertheidigen, da dort τὰ πρῶτα die Bedeutung von „anfänglich" hat. Man wird also mit Sauppe τὸ μὲν πρότερον, oder, was noch näher liegt, τὸν μὲν πρὸ τοῦ corrigiren müssen. Verunglückt ist auch §. 26. die Vertheidigung von τῷ τῆς πολιτείας ἤθει μένοντες für ἐν τῷ, aus Sophocl. Antig. 169, da das ἐμπέδοις φρονήμασι nicht von Ferne dem Dativ hier verglichen werden darf. An Σ konnte der Herausgeber sich §. 17. anschließen, wenn diese Handschrift τοὺς αἰτίους, οἵτινες τούτων, ζητήσομεν hat und εἰσὶ nach τούτων weglāßt; vgl. §. 25. Phil. I, 12, wo R. ὑπάρξαι einklammert, „quamvis ferri possit" hat man die Wahl ὑπάρξαι stehen zu lassen und καὶ τοῦτ' ἐξεργάσαιτο zu streichen, oder ὑπάρξαι aufzugeben, aber καὶ τοῦτ' ἐξ. beyzubehalten; sonst sind drey Conditionalsätze εἴ τι πάθοι — καὶ τὰ τῆς τύχης ἡμῖν ὑπάρξαι — καὶ τοῦτ' ἐξεργάζοιτο gehäuft, die im Grund alle dasselbe besagen. Am liebsten möchte Rec. den letzten tilgen, weil nach ἡμῖν die Unterbrechung der Rede durch die Parenthese und die Verbindung mit καὶ τοῦτ' ἐ. sich nicht ungezwungen macht, auch schwerlich Demosthenes an einer Periphrase, wie τὰ τῆς τύχης τοῦτο ἐξεργάζεται für ἡ τύχη τ. ἐ. Geschmack fand. Ueberdieß ist ganz begreiflich, wie τοῦτο ἐξεργάσαιτο als Erklärung zu ὑπάρξαι beygeschrieben werden konnte. In §. 18. ist Niemand, so weit wir uns erinnern, an εὐκαταφρόνητόν ἐστιν angestoßen, und doch ist nicht einzusehen, wie der Redner von einer Vorkehrung, die erst noch getroffen werden soll, im Präsens sprechen kann. Unbedenklich würden wir ἔσται corrigiren. Dasselbe gilt von §. 22., wo Demosthenes sich selbst widerspräche, wenn er verlangte, daß athenische Bürger die einzigen Kämpfer in dem bevorstehenden Feldzug seyn sollen, oder was liegt anderes in den Worten πολίτας τοὺς στρατευομένους εἶναι? Er müßte sagen π. τῶν στρατευομένων εἶναι (vgl. adv. Mid. 133) oder π. τοῖς στρατευομένοις παρεῖναι (vgl. §. 23.). Sehr befremdet §. 41. die Verbindung ἀλλωθί ποι, welche durch die Note gerechtfertigt werden soll: „ἀ. π. ex optimo cod. dedi, nam, ut §. 24. per ἀλλαχοῦ (soll πανταχοῦ heißen) motus in locum significatur, vid. Herm. ad Eur. Suppl. 1236" (ist falsches Citat). Werden wir erst im Demosthenes lernen, was der Unterschied von ποι und που ist? Uebrigens versteht sich von selbst, daß nach ἐν χερρονήσῳ und ἐν Πύλαις hier aus που folgen darf. Von dem ἥττηται des Σ in §. 46. sind nach der Ausgabe Bekkers von 1816 alle andern abgegangen. R. meint sensus vero postulat ἡγῆται, quoniam ἀθλίων additum est, und fügt J. Chr. Jahns Ansicht (im Archiv f. Ph. 1835, p. 628) hinzu, der zufolge dieß ὅταν ἡττῆται nur bedeuten könne: „wenn der Feldherr noch schlechter ist als die armseligen unbezahlten Mieth-

soldaten, d. h. wenn er noch mehr raubt und plündert als diese.“ Warum soll aber das Verbum nicht ausdrücken, daß er schwächer ist als seine Soldaten und sich nach ihnen richten muß, wie oben §. 24., wo ganz derselbe Gedanke vorgetragen wird? Das Prädicat ἄθλιος thut vollends nichts zur Sache, denn eben darum kommt es den Miethlingen zu, weil der Sold ausbleibt.

In der Rede de pace §. 11. wird die Auslassung des ὅτι nach ἕτερον δὲ zwar von einigen Kritikern gebilligt, aber damit nicht sowohl eine concisa dicendi ratio, als vielmehr eine Störung des Zusammenhangs beliebt. Auch die besten Handschriften, wie Σ, sind nicht frey von allerley Fehlern. R. that nicht wohl daran, §. 15. (eben nach Σ) πρὸς ὑμᾶς αὐτοὺς wieder einzuführen; seine Erklärung, die diesen Text stützen soll: si bellum fiet cum vobis, nemine intercedente ist gleichfalls ein Mißgriff. Das will ja gerade der Redner sagen, kein anderer Staat werde, während Athen mit Philipp bloß in eigner Angelegenheit Krieg führe, sich einmischen, am wenigsten Theben, weil man dort einsähe, daß von einem solchen Unternehmen nur Philipp Vortheil ziehen würde. In §. 17. ist Dindorfs Ansicht, daß σῶς τε (für ὥστε) εἶναι καὶ κρατεῖν τῶν ἄλλων aus einem Glossem herrühre, sehr einleuchtend. Es gehörte zu ἄχρι τῆς ἴσης (sc. εὐνοίας): „sie sind nicht in gleichem Grad für uns interessirt, als wir selbst; denn wir wollen unsere Existenz sichern und zugleich eine Macht gründen, die der anderer Staaten überlegen ist; sie hingegen gönnen uns wohl unsere Existenz, aber keine Uebermacht, diese will jeder Staat sich selbst vorbehalten.“ Man sieht, wie mit ὥστε εἶναι κ. κ. τ. ἀ. der folgenden Erörterung nur vorgegriffen wird. Freylich versichert uns R. contra omnium librorum fidem nil mutandum. So hätte er wenigstens das Einschiebsel einklammern sollen, aber er zog vor, es mit einer nichtssagenden Erklärung zu vertheidigen: sunt duo enunciata, alterum simplex εἶναι καὶ κρατεῖν, alterum amplificatum σῶς εἶναι καὶ κρατήσαντας δεσπότας ὑπάρχειν. In illo dicit: nemo vult, nos esse et imperare (i. e. nos ita esse, ut imperemus) in hoc: omnes vero volunt, nos salvos esse, quin domini imperemus. Der Glossograph scheint τοὺς ἑτέρους unrichtig verstanden zu haben, indem er es von κρατήσαντας abhängen ließ und die ganze Phrase durch κρατεῖν τῶν ἄλλων explicirte.

Hiemit haben wir unsere wesentlichsten Einwendungen gegen das kritische Verfahren des Herausgebers vorgebracht. Viel seltner sind die Fälle, worin wir ihm beystimmen können. Dazu gehört Ol. II, 16, wo er der Lesart des Σ ποιήσωσι mit Hinweisung auf Dem. adv. Phaen. §. 20. den gebührenden Platz im Text eingeräumt hat. Die übrigen Ausgaben behielten bisher meistens πορίσωσιν bey, was durch Stellen, wie Phil. I, 19 und Menandr. ed. Meineke fr. inc. 5, 8 schlecht vertheidigt wird. Trotzdem beruft sich R. selbst auf das von ihm hier verworfene πορίσωσι zu Phil. I, 29, um den Gebrauch des activen προσπορισεῖ nachzuweisen. Ol. III, 16 nimmt er sich mit Recht der Vulgata πολεμήσαιεν gegen die von G. Hermann gebilligte Conjectur Reiskes πολεμηθεῖεν an; Demosthenes weist auf die vordem häufig ausgesprochene Meinung der Athener zurück, daß Olynth zum Krieg gegen Philipp gereizt werden müsse; nun wird es gar von ihm angegriffen; hatte man schon in dem Fall, wenn Olynth den Kampf eröffne, ihm Beystand zugesagt, um wie viel nöthiger ist er jetzt, da der verbündete Staat bedroht ist! Eine solche Fassung der Stellen entspricht gewiß dem Sinn des Redners besser, als wenn man πολεμηθεῖεν oder, wie andere wollen, nach Σ pr. m. πολεμοῦσιν für πολεμοῦνται liest. Auf ἐν τῇ γνώμῃ παραστῆσαι Ph. I, 17, was Francke aus Σ aufnahm, hat R. sich nicht eingelassen; er konnte für die sonst recipirte Lesart eine ähnliche Stelle, ibid. 49 anführen. Daß er nicht mit Funckhänel und Francke de Pac. §. 23. τοῦτο μέντοι, ὅτι τοῦτ' ἐστιν schrieb, ist ebenfalls zu billigen. Anderes übergehen wir, wo das Richtige leichter zu beurtheilen war, oder der Herausgeber dem Vorgang früherer Kritiker nur zu folgen brauchte.

(Fortsetzung folgt.)

I. Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Die zweyte Beylage, wenn gleich nicht als solche bezeichnet, enthält die

II. Baugeschichte der oberen Brücke und des Rathhauses zu Bamberg. Von Hrn. Jos. Heller.

Referent war seither und bis auf das Lesen der vorstehenden Abhandlung der Ansicht, es würde sich über eine Baugeschichte der oberen Brücke wenig mehr sagen lassen, als was Hr. geistl. Rath Haas in seiner Geschichte von St. Martin S. 243 — 251 aus Urkunden und Rechnungen darüber vorgebracht hat; allein Hr. H. hat aus seinen vaterländischen Sammlungen so Manches über diesen Gegenstand zu Tage gefördert, was noch wenig oder gar nicht bekannt war. Nach einem als Einleitung dienenden Lobe des 14. und 15. Jahrhunderts, vorzüglich des letzteren, in welchem vortreffliche Kirchen, bürgerliche Gebäude und höchst merkwürdige Brücken errichtet wurden, geht er auf seinen Gegenstand über und beginnt mit der Beschreibung dieser 240' langen und 30' breiten Brücke, welcher Beschreibung er sodann die eigentliche Baugeschichte anfügt. Anfänglich, sagt er, sey die obere Brücke von Holz gewesen und habe auf dem zweyten Pfeiler einen Wachtthurm mit einer Glocke gehabt; diese Glocke sollte nach einem Vertrage mit Bischof Lamprecht von Brunn 1398 nicht eher geläutet werden, als bis der Hofmeister (Minister) des Fürsten es erlaubte u. s. w. — Weßhalb hat Hr. H. für die frühere Geschichte der oberen Brücke die vom Hrn. Haas mitgetheilten Notizen nicht benutzt?

Die älteste urkundliche Erwähnung der nachmals sogenannten Ober-Brücke findet sich zum J. 1157, wo es heißt: „molendinum in capite pontis versus civitatem;" also eine Brücke so ziemlich an jener Stelle, wo später die Ober-Brücke erstand! — Im Jahre 1268 vertauscht Bischof Berthold an das Kapitel die Güter zu Steinberg für Mühlen und Läden der Bamberger Brücke (pontis bambergensis.) Im J. 1320, 21. Jänner wird auch bestimmt, wer die Aufsicht über die Glocke und den Thurm der Brücke haben soll. — Im Jahre 1386, 10. November erlaubt Bischof Lamprecht zu Babenberch seinen Bürgern auf ihre Bitte den Wiederaufbau des Thurmes auf der Brücke vorn am Rathhaus und des Häusleins daneben auf dem Pfeiler, welche vor Jahren (also nicht 1386, vielleicht eher 1342, 21. Juli, zu welchem Datum im Calendar von St. Stephan (Schweitzer Necrol. 219) verzeichnet steht: inundatio aquarum) in dem großen „Guze zevaren, zevallen vnd zebrochen" sind, weil ihre Glocke „nindert als wol hanckt als daselbenst." — Zum J. 1389, 17. Juli: Thürme und Thore der Stadt, auch den neuen Thurm der Brücke, besetzt und hat der Bischof. Jetzt erst kommt die Reihe an Hrn. H.'s Urkunde vom J. 1398, 9. September: der Bischof befiehlt den nenen Thurm auf der Brucken, darin die Glocke hanget und das Häuslein dabey, einem der 12 geschwornen Schöpfen ꝛc. — Alle hier angeführten Urkunden befinden sich im städtischen Archive und können dort ungehindert eingesehen werden. —

Die Notiz aus Haas, Gesch. v. St. Martin, S. 244, daß der Thurm am Rathhause in der Nacht vom letzten April auf den 1. Mai des Jahres 1411 vom Blitze getroffen und in Asche gelegt worden sey, so auch das Rathhaus, enthält einen Druckfehler. Es muß das Jahr 1440 statt 1411 stehen; wie es denn Hr. H. richtig angegeben. In der Handwerksordnung von 1499 Fol. 139b heißt es. „Item die öbserin, die bisher vor der wag vnd daselbst vmb feilgehabt haben, süllen furan nyrgent feil haben dann auf der hohen prucken ꝛc." Die Sage von der Empörung der Burger gegen den Fürstbischof Anton von Rotenhan bezeichnet Hr. H. mit Recht als „fabelhafte Erzählung." Im städtischen Archiv zu Bamberg befindet sich eine „Refutatio des falschen, bishero geglaubten Spargiments, so anno 1433 dem damaligen Bischof Antonio von denen 4 Burgermeistern geschehen Solle seyn ꝛc.," aus 6 Blättern in Folio bestehend.

Dieß wären so ziemlich diejenigen Nachrichten, welche wir mit Sicherheit über das frühere Bestehen der in Frage stehenden Brücke erheben konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace.

(Fortsetzung.)

Fast mehr als für die Kritik bleibt in diesen Reden noch für die Exegese zu thun übrig. Es scheint dem Erklärer oft zu mühsam gewesen zu seyn, neuere Forschungen zum Vortheil seines Commentars gehörig auszubeuten. Man sehe zum Beyspiel, was Ol. III, 11 über die *θεωρικά* bemerkt ist, und frage sich, ob so verwirrte und irrige Angaben den jungen Leuten „qui vel superioribus gymnasiorum ordinibus adscripti, vel philologorum castra sequuturi sunt" bey dem Studium des Demosthenes irgend einen Nutzen gewähren können.

Die lange Note wollen wir, als besonders charakteristisch, abschreiben: Ulpian. ad init. Olynth. I narrat, pecuniam publicam (militarem) a Pericle theatralem fuisse factam ita, ut, ingruente bello, haec pecunia in militum stipendia numeraretur. Jam quum deinde Apollodorus quidam has pecunias juberet in rem militarem converti, Eubulus, qui Demostheni adversabatur, capitalem poenam in eum constituit, qui pecunias theatrales populo adimi vellet. Idem Ulp. tradit, duos obolos pauperioribus fuisse datos ad spectacula, neque, quod Bremius putat, ut temporis jactura resarciretur. Jam si Harpocrat. quem vide s. *θεωρικά* coll. Hesych. s. *δραχμή* ex Philoch. tradit, drachmam spectandi causa impensam fuisse, hoc ad ditiores videtur pertinuisse. Wäre es nicht besser gewesen, einfach Boeckh, Becker, C. F. Hermann und Schoemann zu citiren, als solche Dinge vorzubringen, an welche jene Männer gar nicht gedacht haben? Kurz vorher nennt Demosthenes seinen Vorschlag, in Betreff der Theatergelder Nomotheten zu ernennen, im Voraus selbst paradox; denn diese sollten die Gesetze darüber nur einfach aufheben, ohne, was sonst immer erfolgen mußte, neue Verordnungen an die Stelle zu setzen. Darin lag das Paradoxe seiner Motion. Das hat R. ganz und gar nicht begriffen, wie seine Note erweist: absurdum videbatur (als ob der Redner etwas Absurdes sagen wollte) legislatores creari, quasi metus esset, ne respublica corrueret aut in paucorum veniret potestatem. Est haec *προδιόρθωσις*. Also ist es ihm unbekannt geblieben, daß diese Nomotheten jedes Jahr bestellt wurden; freylich fährt er fort: „*νομοθέτας*. horum, quos Solon instituerat, erat, ut et leges novas rogarent et viderent, ne qua lex contraria alteri exstaret. Numerus eorum mille et unus — sed novum et extraordinarium. Nomothetarum genus orator fieri vult, qui abrogent leges theatrales. Niemand wird verlangen, daß wir die Mißgriffe und Verwechslungen der Nomotheten mit den Thesmotheten sowohl als den Urhebern neuer Gesetze näher erörtern; daß der Anfänger dadurch nur eine confuse Vorstellung von diesem wichtigen Institut erhält, ist ja klar. Wie wenig R. die Autoritäten zu prüfen vermag, zeigt unter andern Phil. I, 36, wo er die lächerlich-fehlerhafte Notiz des Ulpian über die Trierarchie (in Mid. 681, G) erst vollständig copirt, und dann hinzufügt „Subtilissime de hac re disputat Wolf

Prol. in Lept. p. 6. seqq. Boeckh (Staatsh.) II, p. 92, sq. Idem Seewesen d. Ath. p. 166 u. s. w. In gleicher Weise sind die meisten antiquarischen Artikel behandelt. Bey der geringen Achtsamkeit auf Sinn und Zusammenhang des Ganzen kann es sich nicht fehlen, daß auch im Einzelnen oft die Meinung des Redners falsch gedeutet wird. So zu Anfang von Ol. I, lautet die Uebersetzung der Worte *εἰ φανερὸν γένοιτο κτἑ:* si apertum esset, ea, de quibus nunc deliberatis, e republica fore. Daran zweifelte aber Niemand; die Frage war nicht nach dem Ob, sondern dem Wie, d. h. nach dem Maaß der Unterstützung, die Athen den Olynthiern angedeihen laßen sollte. In demselben §. liest man zu *τῆς ὑμετέρας τύχης ὑπολαμβάνω:* „alludit. ad eorum *δυσβουλίαν*, monente Budaeo." Mit einer solchen Allusion würde sich Demosthenes sehr schlecht empfohlen haben. In Ol. II, 11. *ἢ τοὺς μὲν διδάξει ταῦτα, τοὺς δὲ παροξυνεῖ*, soll *ταῦτα* auf das *βοηθεῖν τοῖς Ὀλυνθίοις* bezogen werden, ut haec sit oratoris mens: alteros Thessalorum, qui vobis dissidunt, docebitis de apparatu bellico et auxilio proxime mittendo, alteros, qui Philippum metuunt, inflammabitis, ut suis freti viribus rem strenue gerant. Warum wird aber nur der eine Theil von den Rüstungen der Athener benachrichtigt, da denen, welche vor Philipp sich fürchten, eine solche Kunde noch angenehmer seyn mußte? Also haben die Erklärer recht, welche *ταῦτα* von der trügerischen Politik Philipps verstehen. Alle Thessalier sollen Feinde des Philipp werden, sowohl die, welche seinen Charakter noch nicht durchschaut haben und eine Belehrung bedürfen, als die, welche ihm schon mißtrauen, aber nicht den Muth besitzen, ihn anzugreifen. So betrachtete die Stelle schon Ulpian, aber „haec ratio et contortior est et naturae loci repugnat." Was Demosthenes §. 23 äußert, es sey weit leichter, das was man hat zu erhalten als es zu erwerben, scheint im Widerspruch zu stehen mit der Behauptung Ol. I, 23 „es schiene gemeiniglich schwerer, ein Gut zu bewahren als es in Besitz zu bekommen." Wenig wird dem Schüler mit der hier versuchten Lösung des Problems gedient seyn: ne Dem. I, 23. cum hac sententia dissentire videatur; alter locus est *τῶν ἀνοήτων*. Die Verbindung, in der beyde Sätze stehen, mußte vielmehr klar auseinandergesetzt und gezeigt werden, daß der Redner hier von leichtsinnigem Aufgeben des rechtmässigen Besitzes, dort von dem ungerechtem Gute spricht, was nicht gedeihen könne. Mißlungen ist die Interpretation von Ol. II. 29 *οἱ βοησόμενοι οἱ τριακόσιοι:* „totus Atheniensium coetus Nausinico archonte Ol. 100. 3 in XX symmorias dividebatur, quarum singulae sexagenis capitibus constabant. Hi mille ducenti in duas partes dividebantur et rursus hae in binas, ut essent quatuor (fürwahr ein complicirtes Rechnungsexempel!) unaquaeque trecentorum, qui re familiari antecellerent, et quibus onus conferendae in bellum aliosque publicos usus pecuniae demandatum erat. Hae ipsae summa potestate ornatae habebant suos duces (*ἡγεμόνας*). Man sieht, R. hat sich verleiten lassen, aus dieser Stelle auf 600 reiche und die Vorschüsse leistenden Bürger zu schließen, da doch Demosthenes anderswo z. B. adv. Phaenipp. 1046 nur 300 kennt; und dann diesen zwey eingebildeten Classen zwey Führer zu geben, von welchen kein Mensch etwas weiß. Der Redner meint, *οἱ βοησόμενοι* sollen durch ihren Zuruf den Ausschlag geben, indem sich die übrige Masse der einen oder andern Parthey blindlings anschließt; in der Note wird aber dieß Verhältniß umgekehrt: *βοησόμενοι* refer ad clamorem concionalem, qua vel huic (*τούτους*) vel illi (*ἐκείνους*) parti adhaeret. In Ol. III, 34 hatte Weiske de hyperbole III. p. 34 bereits die richtige Auffässung angegeben, wenn er das *αἰσχρόν τι ποιεῖν* von Kriegsdienst in fremdem Sold verstand; wozu hätte sonst Dem. nöthig gehabt *οἴκοι μένων* vorauszuschicken? Indeß macht das unserem Exegeten keinen Scrupel, er paraphrasirt: domi manens in meliore eris statu, non enim est, quod ab aliis largitiones accipias, itaque his, qui dent, pareas. Verhalf dazu das zu Haus bleiben? Dem entging man ja grade durch Entfernung aus dem Vaterland. Die Richtigkeit der Weiskeschen Erklärung erhellt auch aus der vorhergehenden Frage *οὐκοῦν σὺ μισθοφορὰν λέγεις*, welche Dem. seinen trägen Mitbürgern in den Mund legt, um ihnen dann den vergessenen Unterschied zwischen Kriegsdienst fürs Vaterland und Söldnerey

unter fremdem Oberbefehl desto stärker vorzuhalten. In Ph. I, 30 (ἃ ἄν. ὑμῖν ἀρέσκῃ, χειροτονήσετε, ἵνα μὴ μόνον ἐν τοῖς ψηφίσμασι — πολεμῆτε Φιλίππῳ, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἔργοις) kann man nur den Sinn finden: ihr werdet, was euern Beyfall hat, so beschließen, daß ihr es auch ausführt. Wegen des ἵνα vergleiche Lys. VII, 12. Was R. den Redner sagen läßt: quaecunque vobis placuerint, eligetis: quod si feceritis, fiet, ut non solum etc ist im ersten Theil eine Plattitüde, im zweyten ein Widerspruch gegen die bisherige Erfahrung; da bey den Athenern gewöhnlich auf treffliche Entschlüsse eine schwache Ausführung folgte. ib. §. 40 wird οὐδενὸς δ'ἀπολείπεσθε irrig durch nullo subsidio destituimini wiedergegeben, wodurch eine matte Wiederholung der Protasis πλείστην δύναμιν ἔχοντες entsteht: ihr habt eine sehr große Macht; verwendet sie aber nie zum Nöthigen, doch fehlt sie euch nicht. Demosthenes meint: ihr habt eine große Macht, die ihr zur euerem Vortheil nie anwendet, ohne doch unthätig zu seyn; ihr bekriegt aber den Philipp in einer Weise, wie sich Barbaren gegen einen geübten Faustkämpfer benehmen. Warum §. 50 οὐ γὰρ ἄττα ποτ' ἔσται δεῖ σκοπεῖν, ἀλλ' ὅτι φαῦλ' ἐὰν μὴ προσέχητε τὸν νοῦν bedeuten soll: non ea, quae Philippus pro nobis se facturum esse promiserat, sunt spectanda, sed in rebus strenue gerendis versandum est, ist nicht abzusehen, der einfache Sinn: „wir müßen nicht fragen, wie es gehen wird, sondern überzeugt seyn, daß es schlecht gehen wird, wenn wir uns nicht zusammennehmen," liegt ja klar genug vor. Bey der Erklärung von οὐσία φανερὰ (de pace §. 8) „haec terrenis possessionibus constabant" wird man zunächst an irdene Gefäße, Terracotten u. dgl. denken. Wollte R. zu §. 9 daselbst die Note Auger's benützen „haec duo ex his, quae ego dixi prius, recte et juste, qualia erant a me enunciata, testantur in gratiam orationum tunc habitarum" so wäre es doch zweckmäßig gewesen, die unrichtigen Ausdrücke dixi prius (statt praedixi) und testantur in gratiam orationum (statt confirmant orationes) vorher zu corrigiren. In §. 11 ist unter ἀλαζόνεια der Stolz der Wahrsager zu verstehen, welche häufig als Windbeutel betrachtet wurden; Hieronymus Wolfs Version arroganter praedicabo, die mehrere Interpreten und auch R. adoptiren, ist nicht zu billigen, weil sie jene Beziehung fallen läßt. Mit ὀρθὸν §. 12 ist in ähnlicher Weise das Bild der Waage, auf welches Dem. im nächsten Satz in deutlichern Ausdrücken zurückkömmt, anticipirt; also etwas zu arg die Explikation: commodum publicum, quod ex ipso rerum statu proficiscetur, perspectum habeo.

(Schluß folgt.)

I. Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Fortsetzung.)

Hr. H. wendet sich hierauf zu den Anstalten des durch die letzte Verwüstung nöthig gewordenen Brückenbaues, die bereits, laut Ausweis der Rechnungen, 1450 getroffen wurden. Zwey Männer vornehmlich haben sich beym Bau dieser steinernen Brücke hervorgethan, erstlich der vom Hrn. H. sogenannte Oberbaumeister des Raths, Konrad Scheßlitzer, und 2. der Steinmetzmeister Hans Vorchheimer, auf welch' Letzteren Hr. H. zuerst und zwar schon 1827, S. 22 seiner Beschreibung der bischöflichen Grabdenkmäler in der Domkirche zu Bamberg aufmerksam gemacht hat. Am Schlusse dieser Abhandlung theilt uns Hr. H. 2 Urkunden über diesen interessanten Mann mit, die eine vom J. 1452, worin Meister Hanns (von Vorchheim) „Aufnehmen zu einen der Statt Bawmeister" enthalten ist. Er soll, heißt es in der angezogenen Urkunde, „überseher vnd einrichter sein aller vnd iglicher gemeiner pewe in Bamberg vom Holzwergk vnd Steinwergk" u. s. w. Er erhielt zu einer jeden Goldfasten 35 Pfund gewöhnlicher Bamberger Werung als Gehalt; im Ganzen also 140 Pfund jährlich, nicht 35 Pfund alljährlich, wie Hr. H. sagt; sondern nach dem klaren Laut der Urkunde: „auf vnd zu einer yeden goltuasten besunders XXXV Pfund gewöhnlicher Werung ꝛc." Der Anfang mit dieser seiner Besoldung wurde gemacht auf Quatember vor Michaelis; denn es heißt: „vnd auf die goltuasten Crucis vor Michaelis schirft (nicht schrift) kommende zunechst seinde mit seinem solde Nemlichen XXXV pfund des ersten anheben zu nemen vnd Im von der Stat zu geben." An den folgenden Quatem-

bern bekam er jedesmal seine 35 Pfund. — Dazu erhielt er für sich und seine Frau im Stat Hofe (Burgershof) freye Wohnung und Holz und war frey von Abgaben und Leistungen u. s. w. So zufrieden war die städtische Behörde mit Vorchheimers Leistungen beym Bau der Brücke sowohl, als mit seinem Amte als Aufseher und Rathgeber über und bey den Baulichkeiten, daß er und seine Frau im J. 1464 auf ihr Lebtage gefreyt wurden, mit dem Vorbehalte, daß Er Rath und Unterweißung nach seinem Vermögen und Gewissen zu geben verbunden seyn soll (Urkunde No. II, S. 87).

Nachdem der erste Stein zum Brückenpfeiler 1453 gelegt worden war, wurde die Brücke selbst schon im 3. Jahre, also 1455 vollendet. Die letzte Arbeit an der Brücke beendigte 1456 der Maurermeister Fritz Windisch mit seinen Gesellen: Er schloß das Geseß (die Brüstungsmauern) und richtete die steinerne Tafel mit der Schlußermahnung auf:

„Dis sollt Ihr zum Exempel han,
Und greifet auch dergleichen an."

Zwar nicht mehr diese Originalinschrift, wohl aber eine Copie derselben vom J. 1715 gewahrt der von Osten über die Brücke schreitende zu seiner Rechten, ehe er an das Rathhaus gelangt. 392 Jahre lang widerstand diese Brücke dem Ungestüm der Wellen der Rednitz und den alljährlich wiederkehrenden Eisgängen; und nach den Reparaturen, welche an dem Grundbau des äußeren d. i. östlichen Bogens derselben durch das Cassiren der Fischmühle und die Regelung des Ludwigkanales in neueren Zeiten nöthig geworden sind, läßt sich wohl behaupten, daß sie auch fernerhin dem Andrange der Wogen und des Eises trotzen werde, ein solides Denkmal einträchtigen und kräftigen Zusammenwirkens unsrer Vorältern! —

Es werden hierauf vom Hrn. H. die auf der Brücke befindlichen Statuen der Heiligen und Crucifixe besprochen. Hier erfahren wir viel Neues. Das Holz mußte gleichfalls dem Steine weichen. Das noch heutzutage auf der Oberbrücke prangende steinerne Kreuz wurde nicht von Rosenzweig, der, wie Hr. H. nachweißt, gar kein Bildhauer gewesen ist, sondern von Leonhard Goldwitzer 1715 gefertigt. Folgen nun Beschreibungen der Figuren und Angaben der dabey befindlichen verschiedenen Inschriften u. s. w. Nochmals wird das Attentat auf den Fürstbischof Anton von Rotenhan in seiner Nichtigkeit dargestellt. Sodann kommt Hr. H. zum Rathhause selbst, welches schon vor dem Bau der Brücke größtentheils fertig gewesen ist. Gänzlich vollendet wurde es 1467 laut Inschrift am nördlichen Theil des Rathhauses. Nach Schilderung des Aeußeren dieses Hauses zu Ende des 15, im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts beschreibt er dessen Inneres mit seinen Merkwürdigkeiten, unter denen uns eine in Marmor hoch geätzte Schrift bemerkenswerth scheint, und zu welcher Hr. H. äußert: „diese Aetzungen in Stein, schon im 16. Jahrhundert angewendet, gaben die Veranlassung zur Erfindung der Lithographie." Der Fertiger derselben war der Landshuter Schönschreiber Sixtus Löblein, der sie im J. 1563, wahrscheinlich als eine neue Erfindung dem Bamberger Rath verehrte, von welchem er 3 Reichsthaler laut Rechnung erhielt, in der dieser Posten also aufgeführt ist: „Ein Werk mit geetzter Schrift auf Marmel." Sie ist über der Thüre des Rathhaussaales zu sehen. Hr. H. theilt die 6 lateinischen Distichen der Tafel mit. Das Rathhaus hat seine jetzige Form aus dem 18. Jahrhundert innerhalb der Jahre 1744—1756 erhalten. Die Frescogemälde an der Fläche der beyden äußeren Seitenwände sind vom Maler Johann Anwander aus Lauingen, für welche derselbe 1000 fl. erhielt. Nochmals danken wir Hrn. H. für seine Mittheilung, die für uns, wie gewiß für viele seiner Mitbürger, soviel des Neuen enthält! —

II. Archiv für Geschichte ꝛc.

Dieses I. Heft des IV. Bandes enthält eine einzige Abhandlung, betitelt:

Das Fürstenthum Bayreuth im dreißigjährigen Kriege. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen dargestellt vom Hrn. Dr. Johann Wilhelm Holle ꝛc. Mit (27) urkundlichen Beylagen. Erster Abschnitt (1618—1632).

Der Ausschuß des hist. Vereines zu Bayreuth faßte die Absicht, die ältere Geschichte der Stadt Bayreuth zu vervollständigen und eine Geschichte des Fürstenthums Bayreuth im 30 jährigen Kriege herzustellen. Er schickte, nach erfolgter Genehmigung der betreffenden Behörden, das Ausschuß-Mitglied Hrn. Holle an das Filialarchiv zu Bamberg zur Einsicht und Benutzung derjenigen Archivalien, welche auf die ältere Stadtgeschichte von Bayreuth und den 30 jährigen Krieg im Fürstenthume Bezug haben. Daselbst erhielt er sowohl von Seite des Reichsarchivsvorstandes, als auch des dortigen Archivars, des Hrn. Dr. Const. Höfler alle nur mögliche Unterstützung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Eine in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelesene Abhandlung von F. G. Welcker, auswärtigem Mitglied der Akademie. Berlin 1848. 4. Mit zwey Stahlstichen.

Unter den Beschreibungen antiker Kunstwerke, welche Pausanias gegeben hat, mag wohl die von den Gemälden in der Lesche der Knidier zu Delphi die wichtigste seyn; der Bedeutung des Gegenstandes entspricht die durch 7 Kapitel fortgesetzte im Vergleich mit andern ungewöhnlich ausgeführte Schilderung; sie hat daher auch seit dem Bestehen der Archäologie die Aufmerksamkeit der Gelehrten dieses Faches besonders in Anspruch genommen. Die rechte Benutzung derselben war freylich durch zwey Fähigkeiten bedingt, welche sich sehr selten in einer Person zusammenfinden. Sinn für Werke der alten Kunst würde vielleicht zum Verständniß jener Bilder ausreichen, wären sie uns gleich vielen Vasengemälden aus derselben Zeit noch erhalten; aber um dem Pausanias folgen zu können, ist nicht bloß eine allgemeine Kenntniß des Griechischen, sondern ein ganz specielles Eingehen in seine eigenthümliche Sprachweise, ja selbst in seine Fehler und Mängel erforderlich. Deßhalb würde nicht einmal Göthes Vorschlag in Bezug auf die Lesche zu einem befriedigenden Resultat führen; der nämlich, daß ein Kunstfreund sich zwischen den Gelehrten und Künstler in die Mitte stellen und aus den Schätzen des ersten für die Bedürfnisse des andern auswählen solle; denn jenen Eigenschaften ist nicht mit Vermittlung gedient, sie müssen durchaus sich durchdringen und gegenseitig auf einander einwirken können. Hiemit ist die Erklärung ausgesprochen, warum wir erst jetzt zu einer sichern und deutlichen Anschauung der Polygnotischen Schöpfung gelangt sind: bald entschied der Kunstkenner mit zu großer Willkühr und entfernte sich dadurch von der Idee und dem Verfahren des alten Meisters; bald hielt der Philolog zu streng am Buchstaben des Berichterstatters fest und schnitt sich so selbst den Weg ab, der zur wahren Auffassung jener Werke leitet.

Nachdem wir durch die vorliegende Schrift ein so erfreuliches Ziel erreicht haben, dürfte es nicht uninteressant seyn, auf die frühern Versuche zurückzugehen; das Verdienst der neuesten Restauration werden wir auf diese Weise um so besser verstehen lernen, indem uns die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens durch die Mißgriffe der Vorgänger klar werden.

Man kann nicht behaupten, daß die frühern Erklärer dieser Beschreibungen immer in dem Verhältniß der Zeitfolge auch einen Fortschritt des Verständnisses zeigen. So nahm Böttiger eine Zweytheilung des ersten Bildes an, und hielt die Rache des Neoptolemus (Paus. X, 26, 4) für den eigentlichen Gegenstand der zweyten Hälfte, dem alles Uebrige nur zur Einfassung diene. Durchaus gegen den Bericht des Periegeten ließ er den Odysseus (X, 26, 3) mit Akamas und Polypoetes ein Ge-

spräch führen, während die Atriden dem jüngern Ajax den Eid abnehmen, den Neoptolemos aber rückte er ganz in die Nähe des hölzernen Pferdes, indem er die Worte *παρὰ τῷ Νέστορι* strich (X, 26, 4). Das nennt mit Recht Siebelis (adnot. ad Paus. IV, pag. 248) eine mala consuetudo, quidquid non placuerit aut opinioni informatae repugnet, recidendi, verfällt aber auf der nächsten Seite in denselben Fehler, wo er *Ἀχιλλεὺς* glaubt tilgen zu müssen, uneingedenk der Homerischen Worte Il. ζ. 403. Anders, aber nicht besser verfuhr der Recensent von der ersten Ausgabe der Riepenhausischen Umrisse in der allgem. Jen. Litteraturzeitung 1805, July p. 3 (E. Meyer?), welcher auch eine eigene Zeichnung nach eigenem Plan hinzugefügt hat: da ragt das hölzerne Pferd gerade über dem von Nestor geführten empor, was einen sehr übeln Contrast hervorbringt, und doch meint der Kunstrichter: „Epeus, der die Mauer niederreißt, ist als Symbol höchst bedeutend; deßwegen sowohl, als weil ihn Pausanias gleich vor dem Polypoites und Akamas nennt, mußte er neben sie und in die unterste Reihe gesetzt werden, denn so entfernt, verkleinert, zu oberst in das Bild verwiesen und an der unendlichen Stadtmauer sich abmüdend, wie man ihn auf der Riepenhausischen Tafel erblickt, steht er dem Sinn der Sache zuwider, nicht weniger auch dem guten Geschmack."

(Fortsetzung folgt.)

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace.

(Schluß.)

Auf die rhetorische Erklärung hat R. ebenfalls wenig Sorgfalt gewendet und namentlich von den Technographen nicht den rechten Gebrauch gemacht. Nach dem Urtheil, das er p. 264 ausspricht, darf man das auch nicht von ihm erwarten „taedet sane argutas et exiles rhetorum graecorum observationes exceptis aliquot locis Hermogenis et Aristidis legisse, ut admirer diligentiam Walzii. Multo elegantius nostrates, quos statim nominabo, hac in re versati sunt, oratoris virtutes exponentes et exemplis probantes." Rec. ist dagegen überzeugt, daß an die Stelle vieler grammatischer und lexikalischer Bemerkungen bey weitem zweckmäßiger die Analysen jener Kunstlehrer getreten wären und die Leser von Demosthenes, welchen man nicht die Form von *κομεῖσθαι* (pag. 169) und den Unterschied zwischen *οὔπω* und *οὐκέτι* (pag. 232) erst noch exponiren muß, eine solche Zugabe mit Dank aufnehmen würden. Selten wird man bey Hermogenes, Apsines, Aristides u. A. über kleinliche Spitzfindigkeit zu klagen haben, ihre Bemerkungen zeugen vielmehr von gesundem Urtheil, von klarem Ueberblick der Reden, und feinem Gefühl für den oratorischen Ausdruck in seinen durch den Gegenstand gegebenen Abstufungen. Freylich darf man nicht einen Doxopater mit Hermogenes zusammenwerfen und die Autorität beyder auf eine Linie stellen, wie p. 138. geschieht. Wahrscheinlich hat sich der Herr Herausgeber von einem eindringlichen Studium der Rhetores Graeci, die erst durch Walz etwas zugänglicher geworden sind, durch die große Ausdehnung des vorliegenden Stoffes abschrecken laßen, und findet es daher bequem, mit einem Machtspruch sich darüber hinauszusetzen. Darum wird er vielleicht glauben, in diesem Stück eher zu viel als zu wenig geleistet zu haben, indem immer noch eine ziemliche Anzahl von Stellen der Rhetoren citirt oder ausgeschrieben sind. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß dieß eine selbst angelegte Sammlung sey; R. benutzt nur die Vorarbeiten von Reiske und Schäfer, und verfährt hiebey theils ohne die nöthige Prüfung, theils so nachläßig, daß die Citationen unnütz werden. Ein Mißgriff ist es z. B. wenn er zu Ol. I, 27 bemerkt: Minucianus apud Walz IX. p. 611 figuram hanc appellat enthymema a figmento, denn ein Enthymema, als Gattung der Beweise (*πίστεις*), kann kein Schema seyn; aber der Fehler rührt schon von Reiske her, welchen der Herausgeber nur copirt hat. Was unter dem Schema der *ἔμφασις* zu verstehen sey, wird man aus den §. 12 zur Hälfte nur mitgetheilten Worten des Tiberius (VIII 543) *ἐμφαίνει γὰρ ὅτι κωλύειν αὐτὸν οὐδενὸς βουλομένου τῆς Ἀττικῆς ἐπιβῆναι δυνήσεται* kaum errathen können, da die Definition weggeblieben ist: *ἔμφασίς ἐστιν, ὅταν*

μὴ αὐτὸ τις λέγῃ τὸ πρᾶγμα, ἀλλὰ δι' ἑτέρων ἐμφαίνῃ. ib. §. 14 εἰ δ' ὁ μὲν — ὑμεῖς δὲ κτέ. ist der Zweck der Bemerkung: rhetores laudant pulchram personarum distributionem schwer zu entdecken, sie mußte entweder unterdrückt, oder die ganze Theorie der περιβολή, wie sie Aristides IX, 361—376 im 3. Capitel der τέχναι ῥητορικαὶ vorträgt, entwickelt werden, was hier zum Verständniß der oratorischen Behandlung nicht gerade nöthig war. Unklar ist die Note zu Ol. I, 8 εἰ γὰρ ὅθ' ἥκομεν Εὐβοεῦσι κτέ. Reiskius rhetorum adfert sententias, qui hunc locum proponunt in argumentationis exemplo, quo demonstratur res praesens a simili olim gesta; man wird ihren Sinn nicht leicht errathen, daß nämlich das Paradigma hier in der Form des Enthymema erscheint, wie es Apsines (IX, 526) in wenigen Worten ausdrückt: παράδειγμα ἐνθυμηματικῶς εἰσάγεται. In §. 2 durfte der Uebergang von der zweyten zur ersten Person und die mildernde Fassung des Gedankens mit Hermogenes π. μ. δ. III, 410 sq. belegt werden (vgl. auch Greg. Cor. VII, 1182) wo die Feinheit des Textes ἡμεῖς δ' οὐκ οἶδ' ὅντινά μοι δοκοῦμεν ἔχειν τρόπον πρὸς αὐτὰ bey weitem besser entwickelt ist als in der Note: transit a secunda persona (φροντίζετε) ad primam, se ipsum suis hominibus immiscens, quod Grammatici ὑποπλοκήν s. involutionem vocant (welche Grammatiker?). Quod vero addit οὐκ οἶδα, evitandi periculi(?) causa reticet, quae dicturus erat: hyposiopesis. Zu andern Stellen ist kein Rhetor angeführt, wo es am Platz gewesen wäre, wie z. B. §. 12, wo Hermogenes (III, 299) auf die πυκναὶ καὶ δι' ἐλαχίστου ἐξαλλαγαὶ in der Aufzählung τὸ πρῶτον Ἀμφίπολιν κτέ aufmerksam macht. §. 21, 22 wo die Methode des Redners IV, 750 sqq. von Sopater und Marcellinus erläutert und zweckmäßig verglichen wird mit Thucyd. I, 141, §. 4, 5, wo Apsines trefflich erkannt hat (IX 505), daß Demosthenes den Olynthiern nicht recht traut, aber es vermeidet, seinen Argwohn auszusprechen. Etwas Anderes meint H. Wolf, weßwegen R. nicht sagen durfte: Reiskius confert Apsinis sententiam, quae convenit cum Wolfio supra laudato. Ganz unbekannt ist ihm Anaximenes geblieben, dessen Theorie doch (p. 16. ed. Spengel) fast wörtlich mit den Worten des Redners übereinstimmt in Ol. I, 8; sagt dieser hier οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον — παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι, so heißt es dort: προφάσεις μὲν οὖν εἰσι τοῦ πόλεμον ἐκφέρειν πρός τινας αὖται δεῖ πρότερον ἀδικηθέντας νῦν καιρῶν παραπεπτωκότων ἀμύνασθαι τοὺς ἀδικήσαντας ἢ νῦν ἀδικουμένους ὑπὲρ ἑαυτῶν πολεμεῖν ἢ ὑπὲρ συγγενῶν ἢ ὑπὲρ εὐεργετῶν ἢ συμμάχοις ἀδικουμένοις βοηθεῖν κτέ. Der ganze erste Theil von Ol. I ist eben eine Aufforderung zur gehörigen Benützung des καιρός, welcher von den Athenern oft versäumt, von Philipp dagegen nie außer Acht gelassen worden sey, und, wie er sich jetzt darbiete, wohl als eine Gabe der Götter betrachtet werden dürfe, mit deren Hülfe Athen Alles wieder gewinnen, durch deren Vernachläßigung es aber auch Alles verlieren könne. Darum sollte auch herausgehoben werden, wie die Rede immer wieder auf den καιρός zurückkömmt, nach §. 2 in §§. 8, 10, 11, 20, 24.

Wie im Einzelnen zu wenig gegeben ist für die Erläuterung des Technischen, so wird man auch eine richtige Darstellung der Grundideen, welche in diesen Reden durchgeführt werden und des Gedankengangs vermissen. Die Argumenta sind eher geeignet, den jungen Leser zu verwirren als zu orientiren. Als Beyspiel mag Ol. II dienen. Demosthenes beginnt hier nicht mit dem singulare beneficium divinum, quo occasio cum Philippo confligendi sit data, sondern mit dem Satz, daß die Athener an den Olynthiern sichere Bundesgenossen gewonnen haben, die sie sich gehörig zu Nutz machen sollen. Hierauf entwickelt er die propositio: seine Aufgabe sey keineswegs, zu zeigen, wie Philipp besonders durch die Fahrläßigkeit der Athener muthig geworden sey, oder seine Treulosigkeit zu beweisen, sondern er wolle seine schwachen Seiten aufdecken, und daraus seiner Herrschaft ein baldiges Ende prophezeyen. Ist dieß der Hauptgedanke, dann geht das argumentum fehl, wornach Dem. exponit non de Philippi opibus, quas sua opera sibi paraverit, sed de perfidia, qua in iis augendis sit versatus. Im Beleg dazu §. 6—8 Athenienses, Olynthios, Thessalos aliosque esse deceptos, ita ut, a quibus sint auctae

illius vires, ab iisdem debeant infringi ist auch ein Mißverständniß untergelaufen: διὰ τούτων geht nicht auf die betrogenen Staaten, sondern auf Philipps trügerische Politik, so setzt sich der Satz in Verbindung mit §. 5 ὅτι πάντα — ηὐξήθη. Die eigentliche συμβουλή ist in §§. 11, 12 zusammengedrängt: Man solle die Olynthier kräftig unterstützen, und die Thessaler gegen Philipp bearbeiten; sie würden sich bereitwillig zeigen, wenn Athen Ernst mache; dann werde sich herausstellen, wie wenig Philipp auf seine Bundesgenossen und selbst auf seine Unterthanen zählen könne. Diese Gedanken sind theils ganz übergangen, theils in Schatten gestellt, wenn es heißt: interposita adhortatione, ut Athenienses Olynthiis opem ferant ac strenue suis rebus praesint, pergit exponere etc. Philipps Macht, heißt es dann, ist nur in Verbindung mit andern von Gewicht, an und für sich nicht bedeutend, seine Unterthanen sind des Kriegens müde und möchten lieber in Ruhe ihre Geschäfte betreiben, woran er sie hindert; die fremden Soldaten in seiner Umgebung sind verworfene Creaturen, denn anständige Leute mögen das wüste Treiben des Hofes nicht mitmachen; diese sittliche Corruption wird bey einer schlimmen Wendung seines Geschicks ans Licht treten und dann die Haltlosigkeit seiner Herrschaft sich offenbaren. Wie vag, und verworren ist auch dieser Theil wiedergegeben, wenn R. referirt: pergit exponere, Philippum neque sociis uti fidis neque opibus sat validis (das gehört aber noch in die eigentliche συμβουλή und ist ihr Schlußsatz) — (§. 11—13), easque, nisi augeantur aliorum auxiliis, imbecilles esse (§. 14, 15). Studia enim ipsius et Macedonum diversissima esse (§. 16, 17), quippe qui ob illius immoderatam honoris cupidinem commercio prohibeantur: eos autem qui Philippi utantur consuetudine, vel rerum bellicarum peritos vel probitate ornatos amoveri, ceteros esse homines libidinosos, his regis opes niti fundamentis, ut facile corruant. Die zwey ganz verschiedenen Sätze: „Philipp ist nur darum glücklicher als die Athener, welche sich doch des göttlichen Wohlwollens erfreuen, weil er überall thätig ist, während sie unthätig bleiben," und „ihr habt früher Andern geholfen, warum wollt ihr euch jetzt

nicht selbst helfen," sind zusammengeworfen in dem einen: II cavet, ne deorum favore, quo gaudeant, abusi inferiores fiant Philippo (§. 22, 23) quum ipsi olim aliis praesidio fuerint — nicht minder confus und schief aufgefaßt ist die Inhaltsangabe von §. 24—26 nec cunctando vel accusando tempus terant, nec sperent fore, ut quemadmodum res ipsorum delapsae sint, ita facile crescant, und dann zum obigen cavet ganz verkehrt das III. rogat, ut pecuniam conferant etc. als Gegensatz herausgehoben, da doch das eine in dem andern enthalten ist. Weiterhin wird die ungeschickte Kriegführung und die mißliche Stellung der Feldherrn, welche das wesentliche Objekt der letzten §§. sind, ganz übergangen, daher, was Demosthenes gesagt hat, kaum zu erkennen ist in der Relation des Inhaltes: nec quemquam in judicium vocent, nisi suis satisfecerint officiis; hinc enim fieri, ut res privatorum bene, res publicae male cedant; denique ut ne privatis civitatem committant gubernandam, sed suum jus sibi vindicent.

Zu ähnlichen Ausstellungen geben auch die übrigen Argumenta Anlaß. Wie wenig die Latinität als Muster eines guten Styls dienen kann, ist aus den mitgetheilten Proben schon ersichtlich. Zum Schulgebrauch ist die Ausgabe demnach nicht zu empfehlen, der gelehrte Leser aber wird hie und da ein gutes Korn darin finden, weßhalb wir sie nicht durchaus verwerfen wollen.

L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi.

(Fortsetzung).

Merkwürdigerweise hat nun schon Caylus (1757) einige der von Böttiger begangenen Mißgriffe vermieden; insbesondere war ihm klar, daß zu gleicher Zeit die Abreise der Griechen vorbereitet und die Zerstörung der Stadt vollbracht werde, (Hist. de l'Académie des Inscriptions Tom. XXVII, 43.) beyde angeblichen Theile des Gemäldes demnach in einander übergingen; ebenso ließ er die Eidesscene in ihrem Zusammenhang bestehen. Freylich kommt derselbe Irrthum, in welchen Facius und Böttiger in Betreff des *δούρειος ἵππος* verfielen, auch hier vor, da Alle durch die lateinische Uebersetzung ex adverso illi equo, prope Nestorem, Neoptolemus conspicitur, irre gemacht wurden, wenn aber jene *παρὰ τῷ Νέστορι* tilgten, so wußte sich Caylus auf eine interessantere Weise zu helfen, er erklärt: „un autre faut (als der durch den Graveur verschuldete) est celle du texte de Pausanias, apparement altéré par les copistes; on voit ici Nestor auprès de Néoptolème, ce heros est déja sur le premier plan, à côté des captives. Il seroit injuste de mettre cette erreur sur le compte de Polygnote et même de Pausanias. Il faut, que ce nom soit corrumpu et que dans l'un ou l'autre endroit il s'agisse d'un autre guerrier que Nestor." Das einfache und so nahe liegende Mittel *τοῦ* vor *παρὰ* einzusetzen, hat erst Sibelis und ungefähr zu derselben Zeit Jacobs gefunden. Eine kleine Probe von der Hülflosigkeit der Archäologie, welcher keine Grammatik zur Seite steht!

Durch die ersten Versuche des Riepenhausen wurde Göthe auf Polygnots Werk aufmerksam gemacht und zu eigener Reproduction desselben veranlaßt, welche er aber anspruchlos in einem Bericht über „Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi nach der Beschreibung des Pausanias restaurirt von den Gebrüdern Riepenhausen" vortrug *). Er theilt die Idee Böttigers, daß das erste Gemälde in die Parthien: „Trojas Zerstörung" und „Verherrlichung der Helena" zerfalle. Ajax soll gar beschwören, daß er die Kassandra wider den Willen der Gottheit entführen werde, und die Atriden den Frevler abhalten wollen, „doch vermögen sie selbst die heilige Jungfrau nicht zu schützen." Zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gastfreye Antenor verschont mit den Seinigen. Nestor wird mit der Abfahrt des Menelaus in Verbindung gebracht als „Vorsteher einer mit Vorsicht vorzunehmenden Einschiffung." „Neben den gefangenen Frauen sieht man auch Männer meist schwer verwundet und unfähig zu widerstehen, Meges, Lykomedes und Eurvalos," welche ihre Schmerzen tragen müssen, damit Helena wieder erworben werde. Göthe muß sie für Trojaner gehalten haben. Wer sieht nicht, wie der Dichter hier sich seines Vorrechts, den Mythus nach seinem Belieben umzuschaffen, im vollsten Maaß bediente.

*) (Sämmtl. Werke, XXXI, 118 sqq. in der Stuttgarter Ausgabe 1840.)

In Vergleich mit diesen Bearbeitungen ist Wesentliches geleistet von O. Jahn in seinem Aufsatz „über die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi“ (Kieler philologische Studien 83 — 154.). Seinen Plan konnte er nur durch eine Tafel, auf der die Namen der Personen ihre Stellung zu einander andeuten, veranschaulichen. Namentlich Böttigers irrige Auffassungen hat Jahn an vielen Stellen der *Ἰλίου πέρσις* widerlegt und die richtige Vorstellung nachgewiesen. Er bemerkte gegen ihn, daß zu der Gruppe der Helena noch die mit Demophon sich besprechende Anthra gehöre (X, 25, 7); daß Odysseus im Gericht über Ajax sich nicht von diesem abwenden könne, um mit Akamas und Polypoetes in eine unnütze Unterhaltung sich einzulassen; daß die Todten (X, 27, 1) nicht unter der Badewanne liegen und Hekuba unmöglich dabey seyn könne, was Böttiger aus der gelegentlichen Erwähnung derselben geschlossen hatte; ferner daß Neoptolemus Stelle nicht neben dem equus Trojanus anzunehmen sey. Zuerst machte Jahn auf die Symmetrie aufmerksam (p. 99), welche in den Gegensätzen der äußersten Gruppen, Menelaus Abfahrt und Antenors Abzug, dann in dem einzigen noch stehenden Haus in Troja und den letzten Zelten der Griechen weiter der Mitte zu in den sich entsprechenden Gruppen der Todten und Gefangenen hervortritt. Nur eins fehlt in dieser Reihe, freylich auch das Wichtigste, der Mittelpunkt für die Bilder auf derselben. Nestor mit seinem Roß kann, als minder bedeutend, diesen Mittelpunkt nicht abgeben. Er wird auch nur bescheidentlich als „Gränze zweyer Abtheilungen, des Innern und Aeußern“ bezeichnet. Der Verf. empfand diesen Uebelstand, wenn er p. 104 schrieb: „Ein Blick auf die beygefügte Tafel A — zeigt neben der genauen Symmetrie der einzelnen Scenen, der strengen innerlichen, wie äußerlichen Beziehung derselben zu einander eine für uns höchst befremdliche Composition des Bildes, wenn man es als Ganzes betrachtet. Es zeigt sich nämlich, daß die Mitte des Gemäldes wohl der Scheidepunkt für die beyden sich entsprechenden Hälften, nicht aber der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Composition ist;“ und weiter unten: „wahrscheinlich ist dieß als eine Haupturſache anzusehen, weßhalb neuere Erklärer die angebliche Verwirrung des Pausanias zum Vorwand ihrer Willkühr machten.“ Diese zu weit getriebene Anhänglichkeit an Pausanias hat Jahn verleitet, dem Polygnot manche Fehler beyzulegen, hier aber ist eine Mißdeutung der Quelle selbst daran schuld, daß dem Künstler selbst ein so starker Verstoß zugemuthet wird. Jahn durfte nur die Bedeutung von *κατενθύ* gehörig erwägen und die Vorstellung von einem unmittelbaren Nebeneinander, welche jenes Wort nirgends ausdrückt, aufgeben; denn dergleichen zu behaupten, ist kaum weniger Willkühr, als wenn Böttiger um den Epeus neben Neoptolemus anzubringen, *τοῦ ἵππου* (X, 26, 4) vom equus Trojanus versteht und dadurch sich genöthigt sieht *παρὰ τῷ Νέστορι*, wie schon bemerkt, zu streichen. Wird auf diese Weise Neoptolemus an den rechten Platz gebracht gegenüber der Andromache und ihren Mitgefangenen, so ist dagegen die Stelle, welche jetzt die Gruppe des Ajax einnimmt, um so unstatthafter; die Eidesleistung kömmt dadurch unmittelbar hinter das Roß des Epeus, also beyde in eine ungehörige Beziehung zu einander. Nachdem aber so die Schwurscene in die obere Reihe gerückt war, mußten falsche und sonst nicht nachweisliche Responsionen der Gruppe entstehen: 1 und 4, 2 und 5 treten unter sich in Bezug statt 1 und 5, 2 und 4; nämlich Helenus und die drey übrigen Gefangenen zu der Ajaxgruppe und die gefangenen Trojanerinnen zu den erschlagenen Trojanern. Letztere entsprechen sich zwar an und für sich, keineswegs aber erstere, da der vereinsamte Wahrsager Helenus, welcher von den verwundeten Griechen sich abwendet, mit der im Gericht der griechischen Helden erscheinenden Kassandra nicht wohl verglichen werden kann, so beredt auch Jahn seine Annahme vorträgt, p. 94, wo er unter Anderem sagt; „gewiß mit weiser Absicht war es von Polygnotos so angeordnet, daß auf dem zweyten Plan seines Gemäldes Kassandros (l. Kassandra) und Helenos die hervorstechenden Personen waren, beyde in tiefen Schmerz versenkt, nachdenkend über das von ihnen schon so lange vorausgesehene Verderben des Vaterlandes und mit trüber Ahnung hinausſehend in die Zukunft, die ihnen die thränenreiche Erndte dieser entsetzlichen Unglücksaat nicht wie den übri-

gen verbarg. So hatte durch dieses Seherpaar der Maler schon an das, was da kommen würde, erinnert, und dem Beschauer den unermeßlichen Hintergrund seines Gemäldes eröffnet.“ Dieser eröffnet vielmehr das Gericht der Griechen, worin der Frevler ungestraft davon kömmt und Kassandra beschimpft wird. Die eben gerügten Uebelstände haben ihre Ursache noch in einem andern Fehler, dem, daß nur zwey Linien angenommen sind, da doch der Text des Pausanias auf eine höher sitzende Gesellschaft von gefangenen Frauen und die parallel liegenden Gerippe erschlagener Männer deutlich hinweist (X, 26, 1; 27, 1), in deren Mitte denn das hölzerne Roß als höchste Spitze des Ganzen hervorragte. Nach Jahns Anordnung sind die Gefangenen und Todten zu sehr gehäuft; nur mit drey Linien erhält man eine gefällige Pyramidalform des ganzen Gemäldes, welches gewiß nicht „durch eine unverhältnißmäßige Höhe“ das Auge beleidigte.

Inconsequent ist übrigens Jahn selbst in seinem Princip, daß die Beschreibung des Periegeten überall befolgt werden müsse. Obwohl er durch diese Abhängigkeit von der Autorität des Pausanias mehremale sich abhalten ließ, den Plan Polygnots unbefangen zu erforschen, erkennt er doch p. 98 an, daß im Text von der Gruppe des Anchialos und Sinon, die den erschlagenen Laomedon forttragen, der Uebergang zu dem Abzug der Antenoriden ohne die nöthige Angabe des Hinabgehens in die untere Linie gemacht werde. Gilt das hier, warum nicht eben so gut p. 93, wo Epeus und Ajax auf derselben Linie stehen sollen? Doch da heißt es: „will man dem Pausanias eine nachläßige verwirrte Beschreibung aufbürden, so muß man annehmen, daß diese Gruppe ebenfalls auf dem obern Plan dargestellt war.“ Bey dem löblichen Streben, den Fehler früherer Exegeten zu vermeiden, welche die Textesworte nach ihrem Belieben umdeuteten und umänderten, verfiel der Vf. in den entgegengesetzten, daß er es unterließ, die schon gefundenen Spuren von Unzuverläßigkeit im Bericht des Erzählers zu verfolgen.

(Fortsetzung folgt).

I. Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Schluß.)

Herr Holle hatte Gelegenheit, sich vom gegenwärtigen Zustande des vormals Plassenburger Archivs zu überzeugen, welches in den Jahren 1813—1818 dem Bamberger Archive durch Oesterreicher einverleibt, aber weder von diesem Herrn, noch von seinem Nachfolger (v. Hungerkhausen) geordnet worden war und sich deßhalb in einem trostlosen Zustand befindet, welchen zu heben die angestrengte Thätigkeit des jetzigen Hrn. Archivars in Anfertigung neuer Repertorien bey der Ueberhäufung der laufenden Geschäfte schwerlich im Stande seyn dürfte. Hr. Holle schlägt, zu unserem nicht geringen Befremden, als wirksamstes Mittel der Abhilfe die „Trennung des Bayreuther Archivs von dem Bamberger und die Zurückgabe des ersteren an die Kreishauptstadt Bayreuth“ vor. — Also, in die mit Aktenstücken ohnehin überfüllte Kreishauptstadt soll das vormalige Plassenburger Archiv zurück! In jenes Chaos von Papier, in welchem sich auch werthvolle Documente der Stadt und des Fürstenthums Bamberg auf eine Weise verloren haben, daß selbst die Möglichkeit ihres Wiederauffindens verschwunden ist! Ich erinnere Beyspielsweise nur an die Bamberger Landtagshandlungen, deren Akten durch den Bamberger Stadtkämmerer Rienecker nach Bayreuth abgeliefert werden mußten, die aber bis zur Stunde, allen angewandten Nachsuchungen zum Trotze nicht wieder gefunden werden konnten. In Bezug auf die Localität, welche das Plassenburger Archiv in Bamberg einnimmt, muß bemerkt werden, daß dieselbe von solcher Beschaffenheit ist, um besagtes Archiv vor jeder Zerstörung, insbesondere vor Feuer zu bewahren, und wo es in Bamberg in dieser Beziehung noch etwa einer Ausstellung bedürfte, da lassen sich bey der Geräumigkeit des Locales die nöthigen vortheilhafteren Umstellungen in das Werk richten. Wir fragen aber, ob dieß in Bayreuth der Fall ist und welche Garantien die dortigen Oertlichkeiten, gegen die von Bamberg gehalten, darbieten können? Dieß unsere Ansicht über des Hrn. H'.s Begehren.

Ein Theil der Ergebnisse seiner Forschungen in Bamberg über den 30jährigen Krieg im Bayreuther Fürstenthum, die Periode des unheilvollen Krieges von 1618—

1632 liegt nun vor uns. 14 Jahre kriegerischer, das Land verarmender Rüstungen und Durchzüge, dann die Kriegsfurie im Lande selbst hat Hr. H. auf den Grund archivalischer Forschungen zu Bamberg und mit Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger diplomatisch genau geschildert. Von den 27 urkundlichen Beylagen sind 24 dem Bamberger Archiv entnommen, dessen anderweitige Documente über diesen Gegenstand Hr. H. so benutzt hat, daß wir fast auf jeder Blattseite den Citaten aus demselben begegnen.

Wenn von noch mehreren Seiten her, wie man bereits angefangen (z. B. Scharold, Geschichte der schwedisch und sächsisch weimarischen Zwischenregierung, siehe Gel. Anz. 1844 Nro. 100 ff.), dieser Gegenstand unsrer vaterländischen Geschichte vermittels archivalischer Aufklärungen behandelt wird; so ist dieß zuverlässig als ein reicher Gewinn für die Geschichte der einzelnen deutschen Länder in dieser Periode zu betrachten. Alle Provinzen sind der Reihe nach von diesem entsetzlichen Kriege heimgesucht worden, und überall haben sich dieselben jammervollen Scenen wiederholt. Gänzliche Verarmung und schauderhafte Verödung der Bewohner und des Landes als Folgen der schonungslosesten Aussaugung durch eine wilde Soldateska, die Freund wie Feind zu Grunde richtete; Verwilderung des Bodens wie der Gemüther bis zu einem entsetzlichen Grad; Mißhandlungen der Einwohner, bey deren bloßer Erzählung schon das Haar sich sträubt, wie z. B. selbst die in Wälder, Moräste und Klüfte Geflüchteten durch eigens hiezu abgerichtete Hunde aufgesucht, gleich jagdbarem Wild und nach grausamen Peinigungen des Restes ihrer Habe beraubt, geschändet und gemordet wurden; der Schwedentrank und andre derartige Quälereyen, als da waren: das Aufschneiden der Fußsohlen und das Hineinstreuen von Salz oder Pulver, das Schinden der Menschen bey lebendigem Leibe u. s. w. Und so grausame Procedure wurden vom Feinde, der hiezu eine Art Recht zu haben glaubte, aber auch von Denjenigen vorgenommen, die sich des Landes und seines Fürsten Freunde und Vertheidiger nannten. Dazu noch das Wüthen ansteckender Krankheiten, welche die Bevölkerung ganzer Ortschaften hinwegraffte. Kam dann eine frische Horde ins Land, in dem des Krieges eiserne Hand gewaltet; so wurde mit denselben entsetzlichen Mitteln die Nachlese gehalten, und fiel sie, wie vorauszusehen war, unbefriedigend aus; so nannte der Krieger solche Striche „verderbtes Land." — Auch in der vorliegenden urkundlich treuen Schilderung 14 jähriger Drangsale des Bayreuther Fürstenthums beginnen die Züge des unnennbaren Jammers hervorzutreten; schon plündern und morden sich wechselseitig die nächsten Nachbarn in wilder Wuth. — Die Nachkommen derjenigen, die glücklich dem Unheil des Krieges und der Pest entronnen waren, können nun aus diesem Gemälde ersehen, an welchen Orten ihres Vaterlandes und auf welche Weise dort der Krieg getobt. Und dieß ist, zumal in unseren Tagen, nichts weniger als eine überflüssige oder unerhebliche Sache. Hier lerne unsre Generation die Greuel des Bürgerkrieges kennen, aber eben darum auch den Bürgerkrieg verabscheuen und Alles anwenden, denselben fern zu halten, doch nicht durch verdammliche Schwäche und Nachgiebigkeit, sondern durch festes Bestehen auf Gesetz und Ordnung. Denn einmal entfesselt werden wir seinen fürchterlichen Wirkungen eben so gewiß zur Beute werden, als unsere Väter im 30 jährigen Kriege es geworden sind. An die Stelle des religiösen Fanatismus von vormals tritt der politische unsrer Tage, und schon lassen die vereinzelten Ausbrüche des Bürgerkrieges erkennen, wessen wir uns von diesen fanatisirten und in solchem Zustande jegliches Entsetzen überbietenden Haufen zu versehen hätten. Darum Dank allen Jenen, die uns in dieser aufgeregten Zeit mit Treue und Gewissenhaftigkeit das Bild jenes Bürgerkrieges wiedergeben, der vor eben 200 Jahren in unseren Gauen zu wüthen aufgehört, der aber das ganze schöne Deutschland in eine Trauerstätte voll rauchender Trümmer verwandelt und unsre politische Größe durch die Einmischung des Auslandes vernichtet hat; denn dieß wird immer der Ausgang jedes deutschen Bürgerkrieges seyn, daß der — gerufene oder nichtgerufene — Ausländer auf den Ruinen unsrer Größe die seinige begründet und den unter sich Zerfleischten und Todesmatten sein „vae victis!" als Gesetz zuherrscht! —

Daß wir der Vollendung dieser Arbeit in den nächsten Heften mit Vergnügen entgegen sehen, bedarf nicht erst noch der Erinnerung.

Dr. G. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi.

(Fortsetzung.)

War aber einmal der rechte Weg zur Restauration nicht eingeschlagen, so konnten auch noch so scharfsinnige auf einer großen Belesenheit beruhende Vermuthungen nicht dazu verhelfen, daß uns Polygnots Intentionen klar wurden, im Gegentheil scheint es, als wären ihm hie und da Gedanken unterlegt, die er schwerlich gehabt hat. Ref. wenigstens bezweifelt sehr, daß dieser Antenors Familie Helena mit Gefolge gegenüberstellte, um daran zu erinnern, daß die Antenoriden mit jener zugleich absegelten (vgl. Pind. Pyth. V, 77) oder daß über Helena darum Helenos seinen Platz erhielt, um anzudeuten, daß beyde über Troja Verderben gebracht hatten; ebenso zufällig dürfte die Stelle von Nestors Pferd grad unter dem δούρειος ἵππος seyn. Eher kann eine bestimmte Absicht des Malers zu Grund liegen, wo die Gruppe Andromache zunächst auf die der Helena folgt (88). Unterbleiben dürfte die Bemerkung, daß durch die Kinder auf dem Schiffe die lange Dauer des unseligen Kriegs bezeichnet werde (86), da man unter den παῖδες Schiffsjungen zu verstehen hat.

Welckers Darstellung bestätigt die von Jahn in dem Vorwort seines Aufsatzes vorgetragene Bemerkung, daß jeder neue Versuch aus Beschreibungen Werke alter Kunst zu reproduciren, wenn er die Fortschritte der Wissenschaft treulich nütze, der Wahrheit näher komme, in so eminentem Maaße, daß man sich dem Hrn. Verf. zum innigsten Dank verpflichtet fühlen muß, der uns endlich über die Composition jenes Werks einen ganz befriedigenden Aufschluß gibt. Die Meisterschaft in der Behandlung des mythologischen und poetischen Stoffes, wie sie der Künstler an den Tag legte, konnte durch Pausanias Beschreibung allein nicht erfaßt werden; die ausgebreitetste Kenntniß jenes Stoffs verbunden mit dem feinsten Sinn für alte Kunst in Wort und Bild bedingte erst die zweckmäßige Benutzung des Schriftstellers, welche keinen Vortheil seiner Angaben übersieht, aber auch durch keine Ungenauigkeit und Flüchtigkeit desselben sich irren läßt. Pausanias war zu nichts weniger als zu einem Kunstkenner berufen; so viele Auskunft er auch über Anzahl und Stellung der Figuren ertheilt, reicht sie doch lange nicht hin, um daraus eine deutliche Vorstellung von der Composition des Ganzen zu gewinnen, eben weil diese ihm gleichgültig blieb, vielleicht auch nicht einmal gehörig einleuchtete. Er hat das Gemälde nur als Mythograph betrachtet und für seinen Kunstwerth keinen Sinn verrathen. Mit Recht urtheilte Caylus: „que cet auteur rempli d'erudition manquoit des connoissances necessaires pour rendre les ouvrages des grands maîtres. Quelle confusion, quelle sécheresse, quelle froideur dans sa description!“ Daher rührt es, daß die bloß auf seinen Worten beruhenden Entwürfe von einander so verschieden ausgefallen sind. Konnte der Erfolg ein anderer seyn bey der Unbestimmtheit und Zweydeutigkeit seiner Ausdrücke, und der Nachläßigkeit, mit welcher er die wichtigsten Bestimmungen ganz wegläßt? Nicht selten sagt er ἐφεξῆς oder μετά, ohne daß wir errathen können, daß er von einer

bisher eingehaltenen Linie zugleich auf die untere oder obere sich begibt; umgekehrt würde man sich irren, wollte man bey seinem ὑπὲρ und ἀνωτέρω immer auf eine höhere Reihe, und bey ὑπὸ und κατωτέρω auf eine tiefere schließen. Hier mußte neben den brauchbaren Angaben, die keiner Mißdeutung unterliegen können, die Symmetrie der Gruppen, welche aus der Beschreibung trotz der fast durchgängigen Achtlosigkeit ihres Urhebers hervorleuchtet, zur Ermittlung der Composition verwendet werden, und für die aequivoken Ausdrücke zum Regulativ dienen. Schon vor langer Zeit hatte Welcker sich in Polygnots sinniges Werk vertieft, und seine Auffassung desselben in der Trilogie (p. 512) wenigstens angedeutet*); die versprochene Entwicklung aber ist erst neulich mit Hülfe des jüngern der Gebrüder Riepenhausen verwirklicht worden; indem dieser ausgezeichnete Künstler sich dazu verstand, seine frühere Restauration in wesentlichen Punkten nach Welckers Andeutungen abzuändern. So empfangen wir jetzt den reinen Eindruck einer großartigen, tiefgedachten und doch klaren Schöpfung, eines Epos im Bild, worin sich eine Fülle von kleinern Gemälden zu einem beziehungsreichen und bedeutungsvollen Ganzen verbindet.

Den Gegenstand zum ersten Bild gab vorzüglich die kleine Ilias des Lesches her; Pausanias führte auf dieses Poem viele Theile des Kunstwerks zurück, natürlich war jenes nicht ohne weiteres zu übertragen: Polygnot mußte, um einige Gruppen anbringen zu können, mehrere Personen erst erfinden, wie Ithaimenes, Echoiax, Polites, Strophios, Alphios, Amphialos (X, 25, 3), Xenodike (26, 1), Metioche, Peisis, Kleodike (26, 2), Elassos (26, 4), Eresos (27, 3); auch konnte ihm die Zerstörung der Stadt selbst nicht Problem seyn, nur die Folgen derselben; allein Neoptolemus ist noch beschäftigt, die letzten Reste trojischer Mannschaft zu erschlagen und Epeus die Mauer der Stadt vollends niederzureißen. Da das Gemälde die lokale Bestimmung hatte, in der Nähe des Grabes von Neoptolemus sein Gedächtniß zu feyern *), mußte der Heros vor Andern ausgezeichnet werden, ohne ihn darum auch zum Mittelpunkt des Ganzen zu erheben. Dafür erscheint er zu sehr vereinzelt und von allen den Personen entfernt, mit welchen das Epos ihn in Beziehung setzte, wie Priamus, Astyanax, Helenus, Polyxena, welche in andern Kreisen auf dem Bild angebracht sind. Eben so wenig darf Helena als Mittelpunkt gelten, wie Jacobs in seinen brieflichen Mittheilungen an W. annahm, oder auch beyde, Neoptolemus und Helena zusammen, wie Schlosser in seiner Erklärung der Riepenhausischen Zeichnungen (1805, p. 42) glaubte. Sondern die Idee des Künstlers muß im Meineid des Ajax den Mittelpunkt der Composition erkannt haben, hier trifft der Untergang der Trojaner mit der Siegesfreude, aber auch der unheilvollen Ueberhebung der Griechen, welche die Gottheit in ihrer Priesterin und ihrem Altar verletzten, zusammen. Die Vorstellung aber, wozu Pausanias selbst veranlaßt, indem er als den Gegenstand des Gemäldes die Einnahme Ilions und Abfahrt der Hellenen bezeichnet (X, 25, 2), als wären hier, wie sonst oft, mehrere aufeinander folgende Zustände und Handlungen auf einem Bild vereinigt, ist abzuweisen; mit gleichem Recht würde Jemand Antenors Abzug als besondern Bestandtheil betrachten; überdieß sind hier nur gleichzeitige Begebenheiten zusammengestellt (p. 27).

Bey dieser Aufstellung so vieler weit von einander entfernten und doch gleichzeitig thätigen Personen konnte das perspectivische Verhältniß unter ihnen nicht festgehalten werden, und es bedurfte gar nicht der Erklärung dieses Umstandes „que la perspective étoit encore assez grossièrement pratiqué dans les temps, que Polygnote a vécu," welche Caylus beybringt. Nur leise Bezeichnung der Meeresküste durch Steinchen, der Burg durch einige Quader, des Lagers durch ein Zelt reichte hin, Ort und Thä-

*) Jacobs, dem der Verf. damals die Composition des ersten Gemäldes mittheilte, erklärte, daß ihm die Darlegung der Ordnung so klar und dem symmetrischen Geist der alten Malerey so angemessen scheine, daß er Einwendungen dagegen kaum für möglich halte.

*) Die Worte ὑπὲρ τοῦ Νεοπτολέμου τὸν τάφον (X, 26, 4) dürfen nur in örtlichem Sinn gefaßt werden, wobey es aber nahe liegt, den Zweck der Dedication hinzuzudenken.

tigkeit jeder Figur zu bestimmen, und was sonst erforderlich war, um den Ausdruck mancher Situationen hervorzubringen, wie das λουτήριον, welches Medusa in der Verzweiflung umklammert (X, 26, 9), „da keine lebendige Brust mehr ist, an die sie schutzsuchend sich werfen könnte.“ Vgl. Virg. Aen. II, 489, oder der Altar, den ein kleiner Knabe umfaßt hat.

Bildete die Eidesscene den Mittelpunkt, so mußte sie auch im Centrum des Gemäldes angebracht seyn, nicht in der zweyten kürzern Reihe, sondern in der untersten und längsten die Mitte einnehmen (p. 16, 20). An jeder andern Stelle würde sie auch durch die nächste Umgebung viel von ihrer Bedeutung verlieren. Daß sie sich aber in der That selbst nach der Angabe des Pausanias, aus welcher Jahn einen Schluß auf die mittlere Linie machte, vielmehr auf der untersten befand, ergibt sich daraus, daß Neoptolemus κατενθὺ τοῦ Νέστορος zu sehen war, gegenüber also von Nestor und gewiß nicht durch einen leeren Raum von ihm geschieden *). Im Begriff von κατενθὺ ist natürlich ein Oben und Unten ausgeschlossen, was wir gar nicht weiter einschärfen möchten, hätte nicht Siebelis erklärt (p. 148): „neque κατενθὺ indefinitae potestatis sit necesse est, ut de eadem linea accipiamus.“

Um den Mittelpunkt reihen sich symmetrisch Nestor und Neoptolemus, neben jenem erblicken wir drey edle Trojanerinnen, ihnen entsprechend neben Nestor drey andere Frauen (oder zwey und den Eunuch); vor dem Haus des Antenor liegen Todte; was sich nach beyden Seiten weiterhin befindet, ist im Abzug begriffen. Darüber ist deßhalb die mittlere und obere Linie leer geblieben; aber oberhalb der drey trauernden Personen Laodike, Medusa und der ältern Person mit dem Kind liegen zwey Reihen Todter, welcher auch gegenüber zwey Reihen Gefangener entsprechen. Wenn die Anzahl der Todten geringer ist als die der Gefangenen, namentlich der in drey kleinere Gesellschaften getheilten großen Gruppe der Helena nur die drey einzelnen Todten entsprechen, die vor Antenors Haus hingestreckt liegen, wird man darin nicht Fehler gegen die Symmetrie entdecken wollen, vielmehr den verständigen Gebrauch künstlerischer Freyheit erkennen, welcher den Schein des Zwangs und der Steifheit fern zu halten weiß. Absichtlich ist auch die Vereinzelung des Kindes, das sich zum Altar geflüchtet hat, womit die Hülflosigkeit vieler ganz verlassener Waisen ausgedrückt ist.

Die Anhänglichkeit an Athen, Polygnots Adoptivheimath verräth sich in der Zuziehung des Akamas nebst Polypoetes, dem Sohn des Busenfreundes von Theseus zur Eidesscene, wie auch aus dem Roß auf der athenischen Akropolis nur Menestheus, die beyden Thesiden und der Salaminier Teukros hervorschauten. In ähnlicher Absicht zeigt Laodike eine ruhigere Haltung als die übrigen Trojanerin-

*) Die Stelle lautet X, 26, 3 so: ἐπὶ τούτοις τὸν Αἴαντα ἐξορκοῦσι. κατενθὺ δὲ τοῦ ἵππου τοῦ παρὰ τῷ Νέστορι Νεοπτόλεμος — ἐστιν κτέ. Die auch noch von Welcker festgehaltene Erklärung des ἐπὶ τούτοις mit propter haec ist mißlich, da dieser Bezug über eine zu lange Parenthese zurückgreift. Ref. glaubte ehedem, daß Pausanias ἐπὶ τομίων δὲ geschrieben habe, vgl. Gel. Anz. 1847, p. 326, worin ihm Clavier vorangegangen war, welcher ἐπὶ σνὸς τομίων conjicirte, und darauf schien auch die Lesart des Moscov. und Vindob. 1. ἐπὶ τοῦ σνὸς zu führen. Aber Par. 1410 hat ἐπὶ τοὺς οἵ, Angel. und Lugd. 2 ἐπὶ τοῦ σοὶ, wornach die in Lugd. I. und Vindob. 2 enthaltene Vulgata vervollständigt werden kann. Schrieb nämlich P. ἐπὶ τούτοις, οἵ τὸν Αἴαντα ἐξορκοῦσι, κατενθὺ δὲ τ. N. so gab er für die wichtigste Stelle im Bild eine doppelte Bestimmung an, was hier, wie der Erfolg bewiesen hat, ganz zweckmäßig war. Zweifeln über diesen Gebrauch von ἐπὶ begegnen wir mit Belegen wie I, 15, 2 ἐπὶ δὲ ταῖς Ἀμαζόσιν Ἕλληνές εἰσιν ἡρηκότες Ἴλιον, III, 18, 13 ἐπὶ δὲ τούτοις Ἡρακλέους πεποίηται τῶν ἔργων τὸ ἐς τὴν ὕδραν (so möchte der Satz zu verbessern seyn), III, 19, 4 πεποίηται ἐπὶ τοῦ βωμοῦ καὶ ἡ Δημήτηρ καὶ Κόρη καὶ Πλούτων, ἐπὶ δὲ αὐτοῖς Μοῖραί τε καὶ Ὧραι. Ist unsere Lesung richtig (in X, 26, 3), so erhält damit Welckers Auffassung eine neue Bestätigung.

nen, Polygnot wollte nämlich dabey an die Sage erinnern, daß sie die Geliebte eines der Theſiden (Plutarch Thes. 34 nennt den Demophon) war. Vgl. Paus. I, 15, 2 mit Plut. Cim. über das Bild in der Poekile *), auf dem Laodike wieder erſchien mit den Geſichtszügen der Elpinike, alſo auch da gewiß nicht als Sklavin. Daß Eurybates vor Helena in Betrachtung ihrer Schönheit verſunken ſitzt und nicht, indem er ſich ſeines Auftrages entledigt, denn ſonſt müßte er vor ihr ſtehen, wird gegen die Auffaſſung des Pauſanias ſelbſt geltend gemacht. (X, 25, 4 und 8, ſiehe p. 18.)

Auch in der Nekyia ſtoßen wir mitunter auf die Bemerkung, daß von richtigen Anſichten Aelterer in den ſpätern Reſtaurationsverſuchen Umgang genommen wird. Göthe erkannte bereits die Dreytheilung des Gemäldes, wie Böttiger (Archäologie der Malerey, 346); Jahn aber, der hier ebenfalls ſich möglichſt ſtreng an Pauſanias anſchließt, hat herausgebracht, daß theilweiſe eine Vierzahl von Linien hier angenommen werden müſſe; dieſes Ergebniß iſt um ſo befremdlicher, da er ſich ſonſt ſehr bemüht, beyde Gemälde in Beziehung zu einander zu bringen. Er ſpricht es in folgender Weiſe pag. 121 aus: „während auf dem erſten Gemälde drey (oder im Grunde nur zwey) durch das ganze Bild durchgehende Figuren ſich ergeben, auf welchen ſämmtliche Linien vertheilt waren, zeigt ſich hier nicht nur eine bey weitem größere Anzahl über einander geordneter Linien, ſondern man bemerkt leicht, daß keine derſelben die ganze Länge des Bildes einnehme, vielmehr die untere ſtets durch die obere fortgeſetzt werde. Dieſes beſtändige Streben in die Höhe tritt in voller Deutlichkeit hervor, wenn man die einzelnen Gruppen in ihrem Zuſammenhange betrachtet, wo ſich ergibt, daß ein Kreis zuſammengehöriger Figuren ſich nicht auf einer und derſelben Linie abſchließt, ſondern daß man durch den innern Zuſammenhang immer in die höhere Linie hineingeleitet wird.“ Und doch beruht dieſes abſichtliche Aufſteigen der Gruppen auf den ganz unabſichtlichen Verſäumniſſen des Pauſanias, welcher nicht ſo oft die Bezeichnung der Localität unterlaſſen haben würde, hätte er ihre Wichtigkeit zu beurtheilen vermocht. Aber ſeine Darſtellung iſt hier noch ungenauer als im erſten Bild, und ſo verleitet er natürlich den ihm unbedingt Vertrauenden auch zu gewagten Annahmen: eine mehrfache Verſchiebung und Trennung des Zuſammengehörigen, wodurch viele ſonſt deutlich vorliegende Intentionen Polygnots verdunkelt werden, war alſo in Jahns Anordnung nicht zu vermeiden. So ſind in dieſelbe Reihe mit den Gefährten des Odyſſeus (X, 29, 1—3) Oknos nebſt Eſelin, dann Ariadne und Phädra gebracht. Dieß Paar wird nur darum aus der ſymmetriſchen Reihe der übrigen geſchoben, weil auf die Gefährten bey P. Oknos mit dem Thier, und dann jene Frauen ἐγγυτάτω folgen. Aber das μετὰ geht hier, wie kurz vorher ἐφεξῆς (28, 7) auf eine Folge in ſchräger Linie abwärts. Daß ferner Megara über der Klymene (29, 7) und über dieſer wieder Tyro und Eriphyle ſtehen ſollen, dann über dieſen auf einer höhern Linie Elpenor, bringt abermals eine vielfache verticale Reihe hervor. Doch iſt ἐσωτέρω, wie I, 15, 3 erweiſen kann, nicht von einer höhern Stellung der Klymene zu faſſen, es kann nur auf eine Vertiefung einwärts ſich beziehen „weiter hinein in das Bild.“ Wie auf dieſe Weiſe verſetzt wird, was in einer Linie ſtehen ſoll, wird umgekehrt auch Fremdartiges verbunden: z. B. die Töchter des Pandareus mit Agamemnon, und ſo die paarweiſe Compoſition der mittlern Reihe mit der Gruppirung von je fünf Perſonen zuſammengeworfen. Die Schuld davon trägt abermals das mehrdeutige μετὰ (30, 3).

(Schluß folgt.)

*) Böttigers Vermuthung, daß Polygnots Gemälde in der Poikile eine Beziehung auf die Troaden des Euripides gehabt habe, erſcheint nicht nur „ganz unwahrſcheinlich,“ ſondern geradezu unmöglich, wenn man erwägt, daß die Blüthezeit Polygnots ſchon Ol. 79 und überhaupt in die Cimoniſche Zeit fällt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Gai Plini Secundi Naturalis Historiae praefatio et liber XXXV, recensuit, commentario critico instruxit Julius Sillig. Dresdae, excuderunt CC. Meinholdus et filii, typographi regii MDCCCXXXXVIIII. LXVII und 115 S. gr. 8.

Der Unterzeichnete hat schon früher in diesen Blättern (1848. Nr. 116.) sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß die schon weit vorgerückten Arbeiten des Hrn. Sillig für die Kritik des älteren Plinius wegen der für den Buchhandel so ungünstigen Verhältnisse noch nicht veröffentlicht worden seyen. Leider dauern diese Verhältnisse auch jetzt noch fort, wofür das vorliegende Buch, so schätzbar auch das in demselben Enthaltene ist, einen wahrhaft niederschlagenden Beweis liefert. Die Bemühungen des Hrn. Sillig, einen Verleger für seine Ausgabe des Plinius zu finden, waren nämlich bisher fruchtlos, und es scheint fast, als sollte durch die äußeren Umstände die Vollendung eines Werkes verhindert werden, welches eines der schönsten Denkmale deutscher Wissenschaft zu werden versprach, und dessen Wichtigkeit für die Alterthumsstudien wie für die Geschichte der Naturwissenschaft von allen Seiten so anerkannt wurde, daß Hohe und Niedere sich in gleicher Weise zu den größten Opfern dafür bereit zeigten.

Bekanntlich geschah die erste Anregung zu diesem Unternehmen bey der im Jahre 1826 in Dresden Statt findenden Naturforscherversammlung von dem Hrn. Hofrathe Böttiger, welcher dabey eine gemeinsame Bearbeitung dieses Schriftstellers von einem Philologen und mehreren Naturforschern im Auge hatte. Im folgenden Jahre nahm Hr. Hofrath Thiersch, als die Naturforscher in München versammelt waren, den in Dresden gemachten Vorschlag wieder auf; rieth übrigens, wie jeder Sachverständige zugeben wird, mit vollem Rechte, sich für's Erste auf eine kritische Bearbeitung zu beschränken, und brachte als den Geeignetsten dazu Hrn. Sillig, der vorher bereits mit Hülfe der Pariser Handschriften viele auf die Kunstgeschichte bezügliche Stellen des Plinius in seinem Catalogus artificum verbessert hatte, in Vorschlag; worauf ihm denn auch von der Naturforschergesellschaft, oder vielmehr zunächst von der k. b. Akademie der Wissenschaften, diese höchst schwierige Arbeit übertragen wurde.

Nachdem so die Hauptsache in die besten Hände gelegt war, kam es darauf an, den nöthigen Apparat zusammen zu bringen. Dieß war bey der Kostspieligkeit der Sache durch Privatmittel nicht möglich. Um so dankenswerther war es anzuerkennen, daß Se. M. König Ludwig I. auf Verwendung des Hrn. Hofrathes Thiersch allergnädigst eine ansehnliche Summe verwilligte, um durch einen jungen Philologen die Handschriften des Plinius in Florenz und Paris vergleichen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi.

(Schluß.)

Die Vergleichung der in ihrer Jugendkraft gefallenen Helden mit den schönen Kindern, die ein Raub der Harpyien wurden, ist gewiß von dem Künstler nicht beabsichtigt worden, da der bärtige Agamemnon sich unter jenen befindet. Auffallend ist zuletzt die Beschränkung auf nur zwey Reihen, indem Sisyphus mit den ἀμύητοι auf die eine obere zu stehen kömmt, und Tantalus auf die untere. Diesem soll am Eingang gegenüber Tityus entsprechen, dann müßte er auch auf derselben Linie liegen; aber Jahn hat ihn in die Nähe von Odysseus Gefährten, mithin noch auf der Oberwelt angebracht, er befolgte also nicht den Rath, welchen Göthe (XXXI, 141) den Künstlern gibt: „Tityos etwas weiter herunter zu setzen als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Rücken frey gehalten werde.“

Im Allgemeinen würdigt Jahn mit anerkennenswerther Einsicht Polygnots Verfahren, welcher die Personen durch ausdrucksvolle Haltung und sinnig gewählte Symbole zu charakterisiren wußte und damit Normen aufstellte, von denen spätere Künstler abzugehen nicht für gut fanden. In der Deutung der von Pausanias geschilderten Figuren und Gruppen glaubt derselbe nicht zu weit gegangen zu seyn, und zu viel gesucht zu haben, er ist im Gegentheil überzeugt, eine genauere Untersuchung werde noch sehr vieles ans Licht fördern, was ihm entgangen sey. Desgleichen bescheidet er sich nicht überall das Richtige getroffen zu haben (127). Von beydem liegt jetzt in Welckers Schrift die Bestätigung in reichem Maaße vor. Wenig glaublich ist z. B., daß Polygnot bey Eriphyle an Phaedra dachte, oder bey der Tyro, welche im Gedanken den Enipeus umarmte, als Poseidon sie täuschte, an den Raub der Ariadne durch Dionysos; allerdings wäre die Ideenverbindung annehmlich, wenn Polygnot Eriphyle mit Phaedra statt mit Ariadne, und diese mit der Tyro, nicht mit der Phaedra gepaart hätte. Aehnlicher Art ist, wenn Klymene in der (nicht unmittelbaren) Nähe von Chloris sich befinden soll, weil sie beyde von Orchomenos herstammen, und Maera durch ihren Sohn Lokrus mit dem Thebaner Aktaeon in Beziehung gebracht wird, weil er mit Amphion und Zethus die Mauern von Theben gebaut hatte. Genügte hier nicht die gleiche Todesart vollkommen, um die Zusammenstellung zu rechtfertigen? Eher läßt sich der Gegensatz von Odysseus und Theseus hören — dieser in der Gruppe unmittelbar unter jenem und auch schon von Göthe angedeutet, da Odysseus auf Geheiß einer Göttin sich zum Hades begibt, Theseus aber gewaltsam eindringt. Viel weniger aber leuchtet die Verbindung des Palamedes mit Orpheus ein, die überdieß durch Marsyas und Olympus lokal getrennt sind, wenn „das Vorbild erfindungsreicher Weisheit und heilbrigender Klugheit“ dem Sänger an die Seite gestellt werden soll (114). Nur so viel Uebereinstimmung ist zugegeben, daß Orpheus, Olympus und Palamedes sämmtlich Spieler sind: Palamedes spielt Schach, Marsyas die Flöte und Orpheus hält die Cithar wenigstens in der Hand. Da Thersites bey jenem Spiel betheiligt ist, dürfen wir die Absicht einer solchen Vergleichung des Palamedes mit Orpheus bey Polygnot eben so wenig voraussetzen, als andrerseits die einer besondern Verherrlichung des Odysseus, wenn Palamedes, das Opfer seiner Intrigue, hier mit andern gerechter bekämpften Gegnern zusammentrifft. Am meisten wird man sich darüber verwundern, daß Antilochus dem Achilles die Nachricht vom Tod des Patroklus bringen soll (110), da dieser selbst zugegen ist. Dagegen hat Jahn die Hypothese von O. Müller, daß Orpheus für mehrere Gruppen den Mittelpunkt bilde, welche auf ihn hingerichtet seyen (Gött. Gel. Anz. 1827, p. 1314) mit Glück bekämpft (120). Trotz der von ihm angenommenen allzubunt sich kreuzenden Bezüge und Uebergänge der Gruppen aus einer Reihe in die andere darf man ihm das Verdienst nicht bestreiten, zum bessern Verständniß dieses Bildes wesentlich beygetragen zu haben.

Welckers Ansicht ist im Allgemeinen die, daß in der Nekyia keine so bestimmten Abtheilungen nach den Gegenständen möglich waren, wie im ersten, außer daß die beyden Enden Büßende darstellten, und dem Sisyphus (dem sich vergeblich abmühenden Menschengeist) Eurynomus, die personificirte Verwesung gegenüber Platz nimmt *); wie Tellis und Kleoboea, die Stifter von Mysterien auf Thasos den Nichteingeweihten im Hades gegenüber erscheinen. Eurynomus (eine vielleicht von Polygnot selbst erfundene Figur) liegt auf der Geierhaut, um auch hiedurch, wie mittelst seines Namens seine Natur als Leichenfeind auszudrücken. Passender wird er noch auf der Oberwelt, vor den Gefährten des Odysseus placirt, als wie von Jahn geschieht, zwischen Charons Nachen und die Auge geschoben, wodurch außerdem die in der Mittelreihe sonst durchgeführte Paarung der Personen eine Ausnahme erleidet. In ähnlicher Weise sah man auf dem untersten Plan vier in sich abgeschlossene Gruppen von je fünf Personen; diese Gruppen waren durch die büssenden von beyden Enden her eingeschlossen; die Mitte der zweyten Reihe hatte Achilles inne, als Vater des Neoptolemus; die Gruppe der Musiker trennte ihn von seinen Feinden Hektor, Sarpedon, Memnon, Paris und Penthesilea. Ebenso sind von Odysseus die ihm feindlichen Palamedes Thersites, nebst den beyden Ajas, zu welchen noch Meleagros sich gesellt, abgesondert durch Maera, Aktaeon und Autonoe. Den zwey Gefährten des Odysseus entsprechen die drey Arkadischen Heroinen Kallisto, Nomia und Pero. Die Todenbeschwörung in dieser dritten und höchsten Reihe darf nicht als Mittelpunkt des Ganzen betrachtet werden, obwohl Caylus, (l. c. 49) und Böttiger (l. c. 347) so meinten, und wohl auch Göthe, wie seine Ueberschrift des Bildes: „Besuch des Odysseus in der Unterwelt" verräth — sie ist nur aufgenommen wegen des Zusammenhangs mit der *Ἰλίου πέρσις* und weil Polygnot die Nekyia der Odyssee zu Grund legen mußte, um die Helden, welche vor Ilion gefallen waren, als die bedeutendsten Gestalten der Unterwelt vorführen zu können, wozu die Nekyia in der Minyas nicht verhalf.

Ueber die Bedeutung der einzelen Figuren gibt Welcker sehr willkommene Aufschlüsse. So über die Pharmakis, die dem Tempelräuber einen Trank reicht, der die Gesichtzüge entstellt, aus welcher Erfindung der Schönheitssinn des Volkes und sein starker Widerwille gegen das Häßliche hervorleuchtet; über die Eselin des Oknos, wobey auf die Jamben 43—49 des Simonides verwiesen und das verschwenderische Weib erkannt wird, welches den Erwerb des fleißigen Mannes aber unachtsamen Haushalters beständig aufzehrt. Zur Erklärung der sich schaukelnden Phaedra erinnert W. an das der Erigone gewidmete Schaukeln (Hygin. P. A. II, 4), welche sich ebenfalls erhängt hatte. Die Haltung der Thyia, welche ihr Haupt auf den Schooß der Chloris lehnt, ist durch das physische Verhältniß der Aura zur Flora viel sinnreicher gedeutet, als von Pausanias selbst und den von ihm abhängigen neuern Interpreten, welche nämlich ihre Freundschaft anführen und daß die eine von Poseidon, die andere von dessen Sohn Neleus umarmt worden sey. Das Spiel der Klytie und Kamiro soll nicht bloß blühende Jugend und anmuthige Heiterkeit, sondern auch die drohenden Gefahren des fröhlichen zwanglosen Lebens, welche den schönen Waisenkindern bevorstanden, vorstellen. Die Trauer des Antilochus erhält hier die richtigste Beziehung auf den frühen Tod des Achilles; daß dieser übrigens als König der Schatten, nicht gestanden habe, wie seine Umgebung, zeigt schon Pausanias, darum haben wir uns auch den Protesilaus nicht sitzend zu denken. Sehr sinnreich ist, was W. über Promedon vermuthet, daß er, wie Prometheus, Vorbedacht ausspreche, welchem gegenüber Orpheus der Epimedon = Epimetheus sey, der um die durch eigene Schuld verlorne Eurydice trauere. Die von den delphischen Exegeten ersonnene Deutung auf einen Freund der Musik, welcher dem Orpheus zuhöre, wird schon durch seine Stellung widerlegt, da Promedon indem er sich an die Kehrseite der Weide anlehnt, dem Orpheus den Rücken zuwenden muß. Orpheus kann übrigens auch nicht einmal spielen, denn er faßt mit der einen Hand die

*) Zu gräßlich stattet ihn Caylus l. c. 47 aus: „pour rendre ce texte, il faut représenter ce Dieu, inconnu d'ailleurs, environné de squelettes."

Weide an, wodurch eben seine Trauer ausgedrückt wird.

In der Wahl der Personen ließ sich Polygnot auch hier durch Athenische Sympathieen bestimmen, wenn er keine Thebanischen Heroen in seinen Kreis zog, wohl aber Delphische, wie den Phokos, Jaseus und Schedios, nebst dem Nachbar Pelias. Namensymbolik zeigte Schedios mit einem ἔγχος σχέδιον versehen, und Pelias, der altersgraue (πολιός); desgleichen Promedon; die Verwandlung des Aktaeon in einen Hirsch war durch das Hirschfell, die der Kallisto durch die Bärenhaut angedeutet.

Aeußerst wichtig ist die hier wie bey dem ersten Bild durchgeführte Nachweisung von der Nachläßigkeit des Schriftstellers in den lokalen Angaben und Bezeichnungen. Sie erhellt meistens durch Zusammenhalten vager Bestimmungen mit andern, die keinem Zweifel unterworfen sind. Auch manche andere Mißverständnisse des Textes, welche lange ganz unbefangen fortgepflanzt worden waren, sind endlich durch die schärfere Auffassung des Bildes beseitigt. Auf dem Nachen des Charon z. B. glaubte man immer noch andere Schatten außer Tellis und Kleoboea annehmen zu müssen (28, 3), verführt durch die Uebersetzung des Amasaeus, der damit ganz fehlgegriffen hatte, sie lautet nämlich: qui navi vehuntur, non satis internosci possunt, ita parum sunt evidenti specie. inter eos *) Tellis aetate puer et Cleoboea. Die richtige Bedeutung von ἐπιφανεῖς gibt erst Dindorf an, wiewohl die Correktur ad quosnam pertineant, omnino non est perspicuum, nicht ganz genügt; aber inter eos ist auch bey ihm noch stehen geblieben. Pausanias hatte nur die beyden genannten Personen im Sinn, wenn er anmerkte, daß ihre Genealogie nicht ganz im Reinen sey. Für entschieden fehlerhaft erklärt W. auch die in den letzten Ausgaben noch beybehaltene lat. Uebersetzung der Stelle X, 29, 7, wo die Rede von Eriphyle ist: τοῦ χιτῶνος δὲ ἐν τοῖς κολίοις εἰκάσεις τῶν χειρῶν ἐκεῖνον τὸν ὅρμον αὐτὴν ἔχειν: dieß heißt gewiß nicht facile vero conjicias intra tunicae sinus manibus eam occultare celebratum illud monile, auch verbargen nicht die Hände, sondern schon die tunica das Halsband. Da sie aber die Finger der einen Hand gegen den Hals aus dem Kleid hervorstreckte, kann sie nur mit der andern den Schmuck festgehalten haben. Ref. glaubt daher nicht, wie W., daß Pausanias sich erlaubte, die Präposition ἐκ zu εἰκάσεις wegzulassen, wenn er sagen wollte, daß man aus der Haltung der Hände errieth, was Eriphyle darinnen hatte; vielmehr scheint τῇ ἑτέρᾳ vor τῶν χειρῶν ausgefallen zu seyn; Beyspiele dieser Verbindung siehe II, 27, 2; X, 31, 5. Den entgegengesetzten Fehler, eine durch Unachtsamkeit der Abschreiber entstandene Wiederholung vermuthen wir X, 31, 11, wo der vorzügliche Lugd. 1 ἐπὶ τὴν πέτραν statt der Vulg. ἐπὶ τῇ πέτρᾳ hat; jenes τὴν π. scheint eben aus dem vorhergehenden Satz βιαζόμενος τὴν πέτραν repetirt zu seyn; dieselbe Handschrift hat ἡ μὲν nach γυναῖκες und läßt δὲ nach παρὰ weg; mit Benützung dieser Varianten und von Siebelis Conjektur νέα möchten wir schreiben: καὶ γυναῖκες ἡ μὲν νέα ἐστιν *), ἡ δὲ παρὰ τὸν πρεσβύτην ἐοικυῖα ἐκείνῳ τὴν ἡλικίαν. Denn ὑπὸ τῇ πέτρᾳ, wie p. 51 vorgeschlagen wird, dürfte nicht auf den Hügel, sondern nur auf den Stein bezogen werden, welchen Sisyphus hinaufschiebt.

Kayser.

*) Caylus hat daher auf seiner Zeichnung ein großes Publikum im Nachen versammelt, und bemerkt dazu halbrichtig: il y a dans la barque des hommes et des femmes, la plurpart inconnus et dont la famille est ignorée. (l. c. 46). Was Göthe über den Tellis sagt (l. c. 140), ist ganz aus der Luft gegriffen.

*) Ueber die Vertauschung von π und στ vgl. die Angaben in den M. Gel. Anz. 1847. p. 319.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Gai Plini Secundi Naturalis Historiae praefatio et liber XXXV.

(Schluß.)

Dieser ehrenvolle Auftrag ward dem Unterzeichneten zu Theil, der ein volles Jahr dazu verwandte, indem er auch die Schätze der Bibliotheken in Rom und Neapel ausbeuten zu müssen glaubte, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß ein nicht unbedeutender Theil der Reisekosten ihm selbst zur Last fiel. Zu dem so gewonnenen Apparate kam durch Vermittelung des Prinzen Johann von Sachsen eine im Aeußern eben so zierliche als genaue, wenn auch nicht bis in's Einzelne vollständige, Vergleichung des codex Toletanus, welche der König Ferdinand VII. von Spanien dem Oheime seiner Gemahlin, dem Könige Anton von Sachsen überschickte, der sie Hrn. Sillig huldreichst zur Benützung überließ. Von den damals bekannten wichtigen Handschriften fehlte nur noch die Vossische. Für die Vergleichung dieser wurden bey der Naturforscherversammlung in Berlin im Jahre 1829 die nöthigen Mittel herbeygeschafft. Böttiger lenkte in einem Vortrage die Aufmerksamkeit der Anwesenden darauf hin und auf Oken's Vorschlag schossen Naturforscher und andere Berliner Gelehrte das dazu Erforderliche zusammen. Was außerdem, namentlich von Paris, noch nöthig schien, verschaffte sich Hr. Sillig auf eigene Kosten. Endlich entdeckte im Jahre 1831 der Unterzeichnete in Bamberg die wichtigste aller Handschriften des Plinius, welche allein den Schluß des Werkes, im Ganzen aber leider nur die sechs letzten Bücher, enthält, und machte im Jahre 1835 in dem letzten Bande der Sillig'schen kleinen Ausgabe die vollständige Vergleichung derselben bekannt, wovon er später sein nach der Handschrift selbst verbessertes Handexemplar Hrn. Sillig zu Gebote stellte.

So ausgerüstet begann dieser, nachdem er in seiner kleinen Ausgabe den früher bekannten Apparat zusammengestellt hatte, sein schwieriges Werk, für dessen Ausführung ihm kein Opfer zu groß war. Er achtete nicht seiner oft wankenden Gesundheit, namentlich eines mitunter sehr bedenklichen Augenleidens, und schlug selbst, um ungestört fortarbeiten zu können, einen unter den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Dorpat aus. Allein es war ihm aus dem oben angeführten Grunde bisher nicht vergönnt, die Ergebnisse seiner unermüdeten Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben, und durch so viele vergebliche Anfragen muthlos gemacht, entschloß er sich endlich, auf eigne Kosten den vorliegenden Theil seiner Arbeiten als ein Zeugniß dessen drucken zu lassen, daß es nicht an ihm läge, wenn er sein Wort nicht löste.

Die Wahl des hier Gegebenen beruht natürlich auf der Ordnung, welche H. Sillig bey der Bearbeitung der einzelnen Bücher des Plinius eingeschlagen hat.

Dem weniger mit der Kritik dieses Schriftstellers Vertrauten könnte es auffallen, eines der letzten Bücher mit dem Anfange des ganzen Werkes vereinigt zu finden. Der Grund davon liegt aber nicht etwa darin, daß H. Sillig sich frühir aus-

schließlich mit der Kritik der letzten Bücher beschäftigt hat; er ist vielmehr in der Anerkennung der Vortrefflichkeit der Bamberger Handschrift zu suchen.

Ganz richtig sah nämlich H. S. ein, daß diese Handschrift, welche so viele Lücken allein ergänzt und für so viele verdorbene Stellen die alleinige Hülfe bietet, dem Urtexte des Plinius so viel näher als alle andern Handschriften läge, daß sie zur hauptsächlichen Richtschnur bey der Kritik desselben dienen mußte. Er begann daher, nachdem er alle Vorarbeiten vollendet hatte, mit den sechs letzten Büchern, welche diese Handschrift enthält, und ging dann erst zu dem Anfange des Ganzen über. Dadurch lernte er das Verhältniß der übrigen Handschriften zu der Bamberger bis in's Einzelne kennen, kam aber zu der traurigen Gewißheit, daß die Handschriften für die ersten 31 Bücher bey weitem keine so sichere Grundlage gewährten, als es bisher etwa scheinen mochte. Seine eignen Worte darüber sind in der Vorrede S. LII f. folgende: „Per Bambergensem scilicet codicem repertum omnis tractatio critica Plinii est immutata. Nam ut taceam illorum librorum emendationem, ubi Bambergensis nos destituit, ab ea perfectione, quae sex libris postremis per illum contigit, mirum quantum abesse, de ipsis prioribus libris eorumque emendatione rectius quidem quam ante Bambergensem repertum iudicare possumus; sed haec ipsa intelligentia confidentiam animi multum imminuat necesse est. Quodsi enim codex Bambergensis non detectus fuisset, per libros praestantiores . . id effici posse existimatum foret, ut naturalis historiae si non ad plenam sui integritatem, at certe ad eum nitorem reduceretur qui ab illa proxime abesset. Haec spes tota est concussa. Uti crisis Plinii per Bambergensem est facilior facta, quod nunc rectius de codicibus eorumque auctoritate iudicare licet, ita eadem multo quam antea difficilior evasit, quia a Bambergensi destituti prorsus dubii haeremus, quousque progredi liceat. Nam vel fortissimus membranarum assecla confiteri debebit per illos quos supra praestantiores dixi codices, si cum Bambergensi comparantur, non multum profici, . . et proinde in libris triginta *) prioribus permultos locos superesse dolebit, ubi corruptelam insanabilem latere ex codicum scriptura suspicari potest; idem vero, quod etiam durius est, plures fortasse exstare concedet, ubi ne suspicio quidem talis oritur.“

Demgemäß sollte nach dem ersten sofort der letzte Band erscheinen; daher sind aus diesen beyden hier Proben gegeben, welche zugleich die Verschiedenheit der Behandlung der in der Bamberger Handschrift vorhandenen und der in derselben fehlenden Bücher erweisen sollten. Von dem letzteren Theile wurde die Praefatio gewählt, weil diese ein nicht zu umfangreiches Ganzes bildet und eigenthümliche Schwierigkeiten darbietet, welche theils in dem hier vorzugsweise verkünstelten Ausdrucke des Schriftstellers, theils in den vielen in Handschriften und Ausgaben befindlichen Interpolationen liegen.

Außerdem ist die bereits im April des Jahres 1847 geschriebene Vorrede zu der vollständigen Ausgabe unverkürzt, als ein Nachweis über das, was Hr. S. bey dieser beabsichtigte, beygegeben. Sie enthält außer den nöthigen Notizen über das ganze Unternehmen eine genaue Beschreibung und Würdigung aller hier zum ersten Male oder früher schon benützten Handschriften, unter denen eine Vossische als die der erwähnten Bamberger dem Werthe nach am nächsten kommende bezeichnet wird, und zwar so, daß beyde durch verschiedene Mittelglieder in zweyter Linie, alle andern aber in vierter oder fünfter Linie von dem Urcodex abgeleitet werden; wobey ausführlich von den Lücken und den Interpolationen der einzelnen Handschriften gehandelt wird. Ferner sind die bey der Kritik befolgten Grundsätze dargelegt. Daß die Bamberger Handschrift, so weit sie reicht, als erste Autorität gilt, ergibt sich aus dem Obigen von selbst; doch ist dieselbe nicht als ein Orakel betrachtet, sondern der Madvig'sche Grundsatz befolgt: Codicibus bonis obtemperandum est, non serviendum. Für die übrigen Bücher erschien eine mehr eklektische Kritik noth-

*) Hier sind 30 statt 31 Bücher genannt, weil das erste außer der hier abgedruckten Vorrede nur die Inhaltsanzeige der übrigen enthält.

wendig; doch so, daß überall einzelne Handschriften zur Richtschnur genommen wurden, von denen nur abgegangen wurde, wo es die Sache selbst gebot. Der Conjecturalkritik wird der Zugang nur gestattet, wo gar keine Handschrift eine annehmbare Lesart bietet. In Betreff der Orthographie mußte die in dieser Beziehung auch am genauesten verglichene Bamberger Handschrift als maßgebend erscheinen, die in den meisten Fällen mit den von Wagner für Virgil festgestellten Grundsätzen zusammentrifft, an welche sich, wo die Handschrift sich nicht gleich bleibt, Hr. S. anschließt. Der Interpunction ist eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so daß nicht wenige Stellen dadurch deutlicher geworden sind oder erst ihre richtige Erklärung gefunden haben.

Der Commentar, über den sich die Vorrede noch weiter ausspricht, ist ein vorzugsweise kritischer. Die abweichenden Lesarten der benützten Handschriften, so wie der Dalechamp'schen und Brotier'schen Ausgabe finden sich, nach den Paragraphen abgetheilt, die einzelnen durch aufrecht stehende Striche geschieden, unter dem Texte. Mit Recht ist bey der Masse des Mitzutheilenden vorzüglich auf Raumersparniß gesehen.

Vor jedem Buche werden die genau verglichenen Handschriften mit Angabe derjenigen Theile desselben, über welche sich die Vergleichung erstreckt, oder an welchen die Handschrift lückenhaft ist, verzeichnet; an den einzelnen Stellen ist dann nur bemerkt, welche Handschriften von der aufgenommenen Lesart abweichen, und zugleich werden die Namen der frühern Kritiker angegeben, welche eine Conjectur zu einer Stelle gemacht haben. Diese Einrichtung ist in so fern unbequem, als man, um zu wissen, welche Handschriften die aufgenommene Lesart unterstützen, immer erst den Anfang des Buches aufschlagen muß. Dem würde abgeholfen, wenn, wie es bey dem Macrobius des Ref. geschehen ist, die Zeichen der Handschriften auf jeder Seite wiederholt würden. Der Raum wäre dabey nicht in Anschlag zu bringen, da zwischen Text und Commentar Platz genug wäre. Was die Zeichen selbst betrifft, so würde es die Uebersicht erleichtern, wenn sie gleichartiger, und namentlich von den Zeichen der Ausgaben auf den ersten Blick zu unterscheiden wären. Jetzt ist dieß nicht der Fall, da die beyden beygezogenen Ausgaben mit $\beta\gamma$, die Handschriften aber mit lateinischen und griechischen, theils großen, theils kleinen, Buchstaben bezeichnet sind. Ein Mißstand ist ferner, daß sich die beyden Zeichen für die zwey Ausgaben in der Vorrede neben den Siglen der Handschriften nicht verzeichnet finden, so daß man die Erklärung auf Seite XLV. der Vorrede suchen muß. Uebrigens ließe sich auch noch darüber mit Hr. Sillig rechten, daß er sich auf diese beyden Ausgaben beschränkt hat. Ref. hätte die Geschichte des Plinianischen Textes mehr berücksichtigt gewünscht, so daß etwa die Editio princeps, die Recension des Hermolaus Barbarus, ferner Dalechamp's, Harduin's und Brotier's beachtet worden wäre; doch ist nicht zu läugnen, daß diese Zugabe nicht wenig Platz in Anspruch genommen und bey der Umfänglichkeit des ganzen Werkes eine unverhältnißmäßige Mühe erfordert haben würde; da das Neue, was die einzelnen genannten Männer für die Berichtigung des Textes beygebracht haben, doch fast durchaus Aufnahme gefunden hat. Noch ist eine dem Harduinischen Index emendationum ähnliche, aber viel sachgemäßere Einrichtung zu erwähnen. Um nämlich die Stellen, welche entschieden als verdorben zu betrachten sind, ohne eine geeignete Berichtigung gefunden zu haben, oder welche nicht aus den Handschriften, sondern durch Vermuthungen des H. S. selbst oder Anderer verbessert worden sind, nicht mit Sternchen oder sonst wie bezeichnen zu müssen, hat Hr. S. am Schlusse alle diese Stellen in einen Index criticus vereinigt, und die noch verdorbenen mit einem Fragezeichen versehen, den Verbesserungen aber ein nos oder den Namen des Urhebers oder das Zeichen der Ausgabe, woraus sie entnommen sind, beygesetzt.

Schon hierin zeigt sich die Sorgfalt, mit welcher Hr. S. bey seiner Kritik zu Werke gegangen ist. Er hat dieselbe aber auch mit einer solchen Besonnenheit und Einsicht geübt, daß sich nur selten Veranlassung gibt, ihm zu widersprechen, wogegen Ref. an nicht wenigen Stellen keinen Anstand nimmt, seine früher ausgesprochene Ansicht gegen die hier vorgetragene aufzugeben. Die Besprechung des Einzelnen soll übrigens einer eigentlich philologischen Zeitschrift vorbehalten bleiben.

Eine Begründung der Wahl einer Lesart ist überall unterlassen, wo es dem Leser möglich ist, die Entscheidungsgründe selbst aufzufinden. Wo diese ferner liegen, sind sie oft nur mit wenigen Worten, öfters auch in ausführlichen Bemerkungen, vorgetragen, welche zum Theil nicht wenig zur Erklärung des Schriftstellers beytragen. Namentlich sind die Bemerkungen über den Sprachgebrauch des Plinius sehr schätzbar, da Hr. S. bey diesen immer alle Stellen angeführt hat, an welchen sich Aehnliches findet. Weiter konnte, dem Zwecke der Ausgabe gemäß, die Erklärung nicht ausgedehnt werden; die eigentliche Sacherklärung mußte ausgeschlossen bleiben. Freylich darf man sich kaum mehr der Hoffnung hingeben, daß das in Erfüllung gehen würde, was der ursprüngliche Plan des Unternehmens war, daß die einzelnen Theile von Männern des Faches commentirt und erläutert werden; doch, wer weiß, was die Zukunft bringt! Jedenfalls durfte die Schwierigkeit, welche die Veröffentlichung eines solchen Werkes in unsrer Zeit ohnedieß findet, nicht durch Beygaben erhöht werden, die nicht unumgänglich nöthig erscheinen, damit nicht auch die letzte Aussicht abgeschnitten werde, daß vielleicht England, was freylich dem deutschen Buchhandel nicht zur Ehre gereichen würde, die Hebung des auf deutschem Grund und Boden vergrabenen Schatzes möglich mache, oder in ruhigeren Zeiten hochherzige deutsche Fürsten, wie sie das Werk in seinem ersten Entstehen begünstigten, auch zu dessen Vollendung hülfreiche Hand bieten. Ein Weg, das ist wohl sicher zu hoffen, wird sich finden, ein Werk an das Licht zu ziehen, dessen Urheber man mit vollem Rechte das zurufen kann, was er in seinem Widmungsbriefe, mit allzugünstiger Beurtheilung der Leistungen des Unterzeichneten gegen diesen ausgesprochen hat: **Tantum de hoc scriptore meruisti, quantum nulli priorum grammaticorum qui in eo et emendando et illustrando versati sunt, ne Joanne Friderico Gronovio quidem excepto, merere contigit.**

L. v. Jan.

Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte von Julius Tittmann. Erster Theil. Die Nürnberger Dichterschule. Harsdörfer, Klaj, Birken. Beytrag zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Göttingen, Druck und Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 1847. 8. 252 S.

Eine durchaus objectiv gehaltene, wohl geschriebene Darstellung dessen, was die Stifter des gekrönten Blumenordens für die schöne Literatur geleistet haben; gegründet auf umfassende Studien, geleitet von sicherem ästhetischen Urtheil, die Schwächen der Schule ohne Spott anzeigend, ihre Verdienste mit Liebe hervorhebend, so daß man sie nicht ohne vielfache Belehrung und ein wohlthuendes patriotisches Gefühl durchläuft.

Indem der Verf. auf Gervinus deutsche Literaturgeschichte verweist, glaubt er dadurch der Nothwendigkeit, seinem Werk eine ausführliche historische Einleitung vorauszuschicken, überhoben zu seyn, und führt den Leser nach einer kurzen Hindeutung auf die fruchtbringende Gesellschaft sogleich in die Mitte der ersten Blumenhirten hinein. Wir deuten die Bekanntschaften an, die wir da machen.

In Harsdörfer lernen wir einen juristisch und weltmännisch gebildeten reichen Patricier Nürnbergs kennen. Auf einer fünfjährigen Reise in Frankreich, England, Holland und Italien mit Sprache und Dichtung unsrer Nachbarvölker bekannt geworden, sah er den Verfall der deutschen Literatur mit Betrübniß und beschloß, zur Abhülfe mitzuwirken. 1634 trat er mit einer Uebersetzung von Loredano's Diana auf; im J. 1642, demselben, in welchem er unter dem Namen des Spielenden in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen ward, erschien der erste Band seiner Gesprächspiele, eines encyclopädischen Werks, welches bestimmt war, durch Anleitung zu gesellschaftlichen Gesprächen zur Veredlung des Lebens beyzutragen, und ihm durch die darin niedergelegte mannichfaltige Gelehrsamkeit, die eingestreuten Dichtungen, die ausgesprochene Liebe zu vaterländischer Sitte und Sprache großen Ruhm erwarb.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Etymologicon magnum seu verius Lexicon saepissime vocabulorum origines indagans ex pluribus Lexicis, Scholiastis et Grammaticis anonymi cujusdam opera concinnatum. Ad Codd. Mss. recensuit et notis variorum instruxit Thomas Gaisford S. T. P. aedis Christi Decanus nec non linguae Graecae Professor Regius. Oxonii e typographeo Academico. MDCCCXLVIII. in fol. max. S. 1—5. I—lv u. 2470. Preis 42 fl.

Dieses etymologische Sammelwerk enthält einen solchen Reichthum nicht bloß etymologischer, sondern auch grammatischer, lexikalischer, historischer, mythologischer und anderer Notizen aus den berühmtesten griechischen Grammatikern älterer und späterer Zeit, nämlich eines Aristarchos, Apollonios, Herodianos, Methodios, Georg. Choeroboskos u. A., deren Werke entweder größtentheils oder ganz untergegangen sind, daß es kein gründlicher Alterthumsforscher entbehren kann.

Der unbekannte Verfasser oder Sammler bemerkt unter dem Wort ἤτοι S. 417. ed. Sylb. von seiner mühevollen Arbeit, daß er der bloßen Ueberlieferung gefolgt sey und, obgleich er von großem Unglück gedrückt war und an dem Nothwendigen Mangel litt, doch aus Liebe zu seinem Studium, Nächte durchwachend, an seinem Werke mit allem Eifer gearbeitet habe, um nicht nur selbst den größten Nutzen daraus zu schöpfen, sondern auch der Nachwelt etwas Denkwürdiges zu hinterlassen.

Daß er im zehnten Jahrhundert gelebt habe, darüber ist man ganz einig. Ob er ein Christ gewesen, muß dahingestellt bleiben, ungeachtet mehrere Stellen dafür sprechen, weil es ungewiß ist, ob diese nicht von späterer Hand herrühren. Daß dieses Werk von Zusätzen aus späterer Zeit nicht frey ist, unterliegt keinem Zweifel. Der gelehrte Bischof von Thessalonike, Eustathios, welcher im zwölften Jahrhundert lebte, erwähnt desselben öfter in seinen Commentaren zur Ilias und Odyssee, woraus abzunehmen ist, daß es damals schon eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte.

Die erste Ausgabe besorgten Markos Musuros und Zach. Kallierges aus Kreta zu Venedig im Jahre 1499. in Fol. Die zweyte veranstaltete ebendaselbst 1549. in dem nämlichen Formate F. Turrisanus mit Zusätzen aus andern Scholiasten, welche er durch besondere Zeichen geschieden. Die dritte von Hieron. Commelin zu Heidelberg 1594. in Fol. gedruckte verdanken wir dem Fleiße des gelehrten Friedr. Sylburg, der zwar keine handschriftlichen Hülfsmittel dazu benutzen konnte, aber durch die von ihm beygefügten schätzbaren Anmerkungen und einen sorgfältig ausgearbeiteten Index dem Werke einen besonderen Werth verlieh. Im Jahre 1710. erschien zu Venedig in Fol. die des Panagiotes aus Sinope. Dieser aber nahm die Zusätze des Turrisanus, ohne sie von dem Texte des Etymologen zu trennen, und die sylburgischen Verbesserungsvorschläge unbedenklich auf, ohne den Index zu beachten. Sylburgs Ausgabe ließ F. Wilh. Sturz zu Leipzig bey Weigel 1816. in Quartformat wieder abdrucken. Zwey Jahre

später folgten als Zugabe das Etymologicum Graecae linguae Gudianum et alia Grammaticorum Scripta e codicibus manuscriptis nunc primum edita, mit E. H. Barkers, Imman. Bekkers, Ludw. Kulenkamps, Amad. Peyrons und Anderer noch unedirten Anmerkungen zu dem Etymologicum magnum, von Sturz mit einem reichen und genauen Wort- und Sachregister besorgt. Daran reiht sich Orionis Thebani Etymologicon ed. Sturz. Lips. 1820. 4.

Für die eigentliche Textkritik des Etymologicon magnum war sonach bisher noch wenig geschehen. Erst dem englischen Kritiker gelang es, durch Benutzung mehrerer handschriftlicher Hülfsmittel einen gründlich verbesserten Text liefern zu können. Wir nehmen keinen Anstand, die Bearbeitung dieses umfangreichen Werkes als die glänzendste Leistung des Hrn. Gaisford nächst seiner Ausgabe des 1834. zu Oxford erschienenen Suidas zu bezeichnen.

In der Vorrede äußert der Herausgeber die Vermuthung, daß entweder Musuros oder Kalliergès diesem Etymologikon, um die Käufer anzulocken, den Beynamen „das große“ gegeben haben dürfte; denn daß es von dem eigentlich so genannten Etymologicon magnum verschieden ist, zeigen wenigstens acht Stellen in dem am Ende beygefügten Inder, wo der erste Herausgeber statt der Lesart der Handschriften *μέγα* listig *ἄλλο* setzte.

Der Sammler des auf uns gekommenen Etymologikons erkenne selbst an, daß er ein großes und ein anderes Etymologicum, wenigstens zwey Lexica, vielleicht das von diesen verschiedene Lexicon Rhetoricum, das Lexikon zur Ilias, den Diogenianos, Orion, Oros, die Scholien zum Homeros, Hesiodos, zu den alexandrinischen Dichtern, und, obgleich spärlicher, zu den Tragikern und zu Aristophanes und Pindaros; unter den Grammatikern Herodianos, Methodios, Georg Choeroboskos, Theognostos u. A. benützt habe.

„Quibus in alphabeti seriem redactis,“ bemerkt Herr Gaisford, „opus haud inutile, in cuius scilicet absentia non pauca gravioris leviorisve momenti hodie nos effugissent, composuit, nihil fere de suo adiiciens; nam phrases istas *οὕτως ἐγὼ, εὗρον ἐγὼ* et istis similes non excerptoris ipsius, sed magna saltim ex parte grammaticorum esse, quorum scripta compilat, jure, ut mihi videtur, suspicatur Sylburgius p. IX. E.“

Wenn er noch beyfügt: „Neque aliter statuendum puto de celebri loco, in quo de infelici studiorum suorum fortuna conqueritur v. *ἤτοι* (s. oben), so heißt dieß nach des Ref. Dafürhalten den Skepticismus zu weit treiben.

Die Handschriften, welche er benutzte, sind

1) die Dorvillische, jetzt in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford befindliche, auf Pergament, in Fol., aus dem XIV. Jahrhundert, welche wegen der vielen räthselhaften Abkürzungen zwar ungemein schwer zu lesen ist, wie man aus dem beygefügten Specimen ersehen kann, aber für die Textkritik besondern Werth hat.

2) Die, von dem Mönch Athanasios im Jahre 1273. vollendete Pariser Papierhandschrift Nr. 2654. Sie ist von vorn herein mank. Die Collation wurde mit der ersten Venediger Ausgabe, jedoch nicht mit gehöriger Genauigkeit, veranstaltet, so daß öfter eine Nachlese nöthig war. Diese stimmt meistens mit der Dorvillischen.

3) Die von C. G. Cobet verglichene Marcianische zu Venedig Nr. 530. auf Baumwollenpapier in Großquart aus dem XIII. Jahrhundert, welche Fol. 4—372. das Etymologicum magnum gibt. Die Aufschrift derselben lautet: *Ἀρχὴ σὺν θεῷ τῶν ἐτυμολογιῶν τοῦ σουΐδα.* Die letzten zwey Worte sind mit blässerer Dinte von neuerer Hand angefügt. Es beginnt: *Πόθεν ἄλφα; παρὰ τὸ ἄλφω.* Dieser Codex ist größten Theils von einer ältern Hand des dreyzehnten Jahrhunderts von *B—Ω.* Fol. 68—372. geschrieben; aber nicht ohne Lücken, welche von einer jüngern Hand des fünfzehnten Jahrhunderts aus einem Codex, der nicht das ganze Etymologikon, sondern nur einen Auszug enthielt, in welchem die meisten aus älteren beygebrachten Stellen mangeln, ergänzt wurden.

4) Die des Isaak Voß, welche jetzt in der Leydner Bibliothek aufbewahrt wird und zu den Zierden derselben gehört. Einst besaß sie Heinr.

Stephanus, von dem sie Sylburg vergebens zur Benutzung zu erhalten suchte, und führt sie in seinem Thesaurus Gr. L. öfter als Lexicon meum vetus an. Später brachte sie Isaak Voß an sich. Bekanntlich stritten sich in der Folge Voß und Marquard Gude, der Besitzer des nach ihm sogenannten Etymologicon Gudianum, wer von beyden wohl das vollständigere und bessere besässe, weßhalb der erstere mit seiner Handschrift sehr geheim that. Die Aufschrift des Vossischen Codex lautet so: *τοῦ θαυμασιωτάτου καὶ σοφωτάτου καὶ τεχνοπολυμαθοῦς σουΐδα.* Es finden sich in demselben zwey Reihen von Artikeln, von welchen die zweyte mit dem Worte *ἁρμάτειον μέλος* S. 145, 45. abbricht. Der Herausgeber deutete die erstere durch die Sigle Va, die andere durch Vb an, die einfache durch V. Die zweyte enthält sehr viele Ergänzungen von dem, was in der erstern vermißt wird.

Diese Handschrift wurde einst von Hemsterhuys, Valckenaer, Ruhnken und Andern öfter mit Nutzen zu Rathe gezogen. Auf Herrn Gaisfords Ansuchen verglich sie J. T. Bergmann mit der größten Genauigkeit nach einem Exemplare der Sylburgischen Ausgabe und schrieb überdieß für ihn sehr viele Zusätze besonders ab.

Die Wolfenbüttler, einst dem M. Gude gehörige, und die Brüsseler wurden dem Herausgeber mit der größten Liberalität nach England geschickt. Von der ehemaligen Sorbonischen, jetzt in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrten, deren Beschreibung Bast z. Greg. v. Kor. S. 289. gibt, und einer andern Pariser ließ er sich Abschriften machen. Eine Probe der Neapolitanischen, höchst fehlerhaft copirt, findet man p. XLV.

Von den Ausgaben wurde die erste Venediger vom Jahre 1499. sorgfältig verglichen; von der zweyten Venediger vom Jahre 1549. aber durchaus kein Gebrauch gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte von Julius Tittmann.

(Fortsetzung.)

Er kannte und liebte die Akademien, wie sie damals in jeder größern italienischen Stadt vorhanden waren, und da er von dem Sitz der fruchtbringenden Gesellschaft örtlich ziemlich entfernt war, so kam er bey einer großen Sehnsucht nach reichem geselligen und literarischen Verkehr auf den Gedanken, in seiner Vaterstadt einen Bund zu stiften, der seine persönlichen wie die nationalen Bedürfnisse befriedigte. Die Ausführung dieses Gedankens ward dadurch ermöglicht, daß im Jahr 1644 Johann Klaj, Theolog und gekrönter Poet, geb. 1616 zu Meissen, aus der Schule des Wittenberger Buchner, dessen Weihnachtsidyll Joab er übersetzt hatte, nach Nürnberg kam. Das gleiche Streben, der deutschen Sprache und Literatur zu dienen, brachte die beyden Männer einander bald nahe, sie wurden genaue Freunde und beschlossen, eine poetische Gesellschaft zu gründen, deren Zweck seyn sollte, „fortan unserer Muttersprache mit reinen und zierzeigenden Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig bedient zu seyn,“ und deren Formen und Bezeichnungen die einer idealen Hirtengenossenschaft waren. Das Zeichen des Einzelnen sollte ein weißes seidenes Band seyn, das an dem einen Ende mit einer Blume, am andern mit einem Schäfernamen bezeichnet wäre. Bald gewann die Gesellschaft einigen Umfang; schon 1645 trat der damals 18jährige Sigmund Betulius, eines Pfarrers Sohn, geb. zu Wildenstein in Böhmen, nach seiner Erhebung in den Adelstand v. Birken genannt, in sie ein und ward namentlich von 1649 an, wo er einen festen Wohnsitz in Nürnberg aufschlug, nächst den beyden Stiftern ihr einflußreichstes Mitglied. Der Bund entwickelte sogleich viel Thätigkeit; er gab dem Publikum von seinen Absichten Kunde, veröffentlichte kleinere Dichtungen und in rascher Folge erschien die Fortsetzung der erwähnten Gesprächspiele.

Für die Uebersichtlichkeit der Darstellung wäre es wohl gut gewesen, wenn uns der Verf. an dieser Stelle einen Blick auf das gesammte literarische Wirken der Blumenhirten, auf die Nacheinanderfolge ihrer bedeutendsten Werke hätte thun lassen; statt dessen gibt er nach einer Beschreibung der Gesprächspiele sogleich den Inhalt der zwey berühmtesten Poetiken des Ordens: des poetischen Trichters von Harsdörfer (1648) und der Teutschen Redebind- und Dichtkunst von Birken (1679) in zusammenfassender Weise an. Hiedurch erhält er zwar

den Vortheil, die Eintheilung der pegnesischen Dichtungen, welcher er folgt, durch die eignen Urtheile der Schule zu begründen; aber dieser Vortheil ist doch nur gering; und gewiß muß doch immer erst die Poesie eines Dichters zur Anschauung gebracht werden, ehe die Entfaltung seiner Aesthetik auf Interesse rechnen kann.

Der sonderbare Titel der Harsdörfer'schen Poetik gründet sich auf die Ansicht, daß die Kunst einem Jeden könne eingetrichtert werden. Wie kein Acker so schlecht, den man nicht mit Fleiß sollte fruchtbar machen können, so sey auch Niemand so unreinen Hirns, der nicht durch Nachsinnen auf vorher erlangte Anweisung eine gebundene Rede zusammenbringen könne. Zwar fließe ein Gedicht voll Feuer und Geist aus höherer Eingebung, allein die Natur thue allein nichts; es gehöre Uebung dazu. Der zukünftige Dichter sehe sich daher nach Unterweisung um, und zwar fasse er erstens einen kurzen Entwurf der Poeterey zu Sinn, studire zweytens guter Poeten Gedichte, versuche drittens Verse ohne Reim oder richte aufgelöste wieder ein, und überlasse viertens Alles Andern zur Durchsicht und Besserung.

Der Ursprung der Poesie sey in der religiösen Erhebung des Gemüths beym Anschauen des göttlichen Wesens, welches sich in Natur und Menschen offenbare, zu finden; zuerst sey sie von den Hirten geübt worden, die bey ihren Heerden müßiger als andere Stände seyen. Birken sagt noch bestimmter, sie sey geboren worden als Jubal und Jabal Trift- und Weidegenossen waren; der größte Dichter sey David gewesen, Satan aber habe die edle Poesie von ihm abgesehen und so sey sie zu den heidnischen Völkern gekommen. Ihr Zweck, sagt Harsdörfer, sey die Ehre Gottes, die Belustigung großer Herrn und gelehrter Leute, die Unterweißung der Unverständigen, sie wolle der Verständigen Nachsinnen üben, die Einfältigen lehren, die Betrübten trösten und der Fröhlichen Freude vermehren. Der Verf. macht die treffende Bemerkung, daß in dieser Zweckstellung allerdings das Moment liege, was die Schule vor dem unreinen Wesen der zweyten Schlesischen, sowie vor dem Mißbrauch der antiken Mythologie bewahrt habe, zugleich aber auch ein Hauptgrund der häufigen Ungenießbarkeit ihrer Erzeugnisse.

Reden die Poetiken vom eigentlichen Wesen der Kunst, so finden sie, daß Ein Band die Poesie und die übrigen Künste umschließen; sie ruhen auf dem Princip der Erfindung, dem natürlichen Vermögen der guten Einbildung. Nur sie, bemerkt Harsdörfer, gebe dem Dichter seinen Namen, und man müsse gestehen, daß sie Opitzen eigentlich abgehe. Später sagte er: die Poesie sey eine Nachahmung dessen, was ist und seyn könnte — ein Nachklang des aristotelischen Ausspruches über die Gegenstände der Poesie — und zwar eine idealisirende, indem der Dichter das Schöne schöner, das Abscheuliche abscheulicher mache. So erhebt man sich hier zum Versuch einer philosophischen Entwicklung. Aber es ist nur ein Versuch. Eigentlich, bemerkt der Verf., bedeute den Blumenhirten die Erfindung doch weiter Nichts, als schon Opitz: die sinnreiche Auffassung eines gegebenen Stoffes und das Benutzen der vorliegenden Gelegenheit, um irgend einen witzigen und interessanten Gedanken daran zu hängen, wobey dem Zufall sein Spiel bleibe. Halten wir dieß fest, wie ihnen der Begriff des Schönen ganz und gar fehlt, und fügen dazu das von der Zweckstellung Bemerkte, so haben wir die Hauptgründe genannt, die es bey den Pegnitzschäfern trotz ihres guten Willens und ihrer zum Theil außerordentlichen poetischen Gaben doch nicht zu etwas Klassischem haben kommen lassen.

Nach diesem Bericht von den Stiftern des Ordens und der Auseinandersetzung ihrer Kunstbegriffe, dem Gegenstand des ersten Kapitels, bespricht der Verfasser in vier folgenden Kapiteln ihre Leistungen im Schäfergedicht und den verwandten Gattungen, in der lyrischen, in der dramatischen Poesie und endlich in Metrik, Sprache und Ausdruck.

Es ist natürlich, daß wir den größten Antheil an den Gelungensten, erfreulichsten unter ihren Werken nehmen; nächst den für die Geschichte des Ordens speciell wichtigen möchten wir denn auch hier am meisten auf sie hindeuten.

Die drey ersten Hirtenpoesieen im engern Sinn sind das Pegnesische Schäfergedicht, in den berinorgischen (noribergischen) Gefilden angestimmt von Strephon und Clajus 1644; die Fortsetzung der Pegnitzschäferey durch Floridan und Clajus 1645 und die Nymphe Noris von Montano 1650; sie haben den Hauptimpuls zum Aufkommen der schäferlichen Manier gegeben und werden vom Verf. ziemlich ausführlich geschildert. Hirten, die einsam Berg und Thal, Auen und Flüsse und Bäche und Grotten besingen oder einander begegnen und nach gegenseitiger Mittheilung ihrer Geschichte gemeinsam in dergleichen Lieder ausbrechen, bilden die Ausstaffirung, gegebene Festgelegenheiten, Lobeserhebungen hoher Personen oder merkwürdiger Dinge den nächsten Zweck dieser Dichtungen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Etymologicon magnum seu verius Lexicon saepissime vocabulorum origines indagans ex pluribus Lexicis, Scholiastis et Grammaticis anonymi cujusdam opera concinnatum.

(Fortsetzung.)

In dem Commentar gab Herr Gaisdorf zuvörderst Sylburgs treffliche Anmerkungen; dann die von F. G. Sturz theils anderswoher, theils aus Kulenkamps Adversarien gemachten Auszüge, von welchen derselbe in der Vorrede zu dem Etymolog. Gud. handelt. Ferner die reichhaltigen Anmerkungen von Sturz in dem akademischen Programm zu C. D. Becks Jubelfeyer, welches zu Leipzig 1828. 4. erschien. Die noch unedirten des nämlichen Gelehrten erstand er von den Erben des Verstorbenen um einen ansehnlichen Preis.

Dazu kamen Orionis Thebani Etymolog. ed. Sturz., Ritschelii de Oro et Orione Commentat. et Meieri Commentatio de Lexicis Rhet., Crameri Anecdota Graeca aus Oxforder und Pariser Handschriften und G. Choerobosci Dictata in Theodosii Canones etc. ed. Gaisf.

Da er zu dem letztern Werke eine sehr fehlerhafte Handschrift gebrauchte, so fügte er aus dem Cod. Marc. 489., welche Cobet für ihn einsah, p. 7. Praef. noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Lesarten bey.

An die Praef. schließen sich die Vorreden der früheren Herausgeber und das Excerptum ex M. H. E. Meieri Commentatione de Lexicis Rhet., worauf das erwähnte Specimen Codicis Neapolitani 133. folgt. Diese aus 138. Blättern bestehende Papierhandschrift ist befleckt, durch Feuchtigkeit verdorben, zu Anfang und am Ende mank. Dem Texte des Etymologicon schließen sich die Indices und die Addenda und Corrigenda an.

Ref. sah eine aus dem XV. Jahrh. stammende Münchner Papierhandschrift Nr. 507., ein, welche, ohne Aufschrift, so beginnt: *Ἄλφα παρὰ τὸ ἄλφω, τὸ εὑρίσκω· πρῶτον γὰρ τῶν ἄλλων εὑρέθη· ἢ παρὰ τὸ ἄλεφ, πρῶτον τῶν Ἑβραίων στοιχεῖον, ὅπερ μάθησις ἑρμηνεύεται· ἄλφω, τὸ εὑρίσκω καὶ ἀμείβω*, und mit dem Art. *ἑμῶ* endet. Sie enthält zwar nur worterklärende und sehr abgekürzte Auszüge aus dem Etymolog. m. und gibt selten Citate aus den von dem Etymologen angeführten Schriftstellern; dessen ungeachtet aber bietet sie hie und da manche bemerkenswerthe Varianten.

So z. B. läßt sie p. 3, 55., wie der Cod. Dorvill., die von dem Herausgeber eingeklammerten Worte *ἵππος, ἤγουν ὁ* vor *πῶλος* weg, erkennt Z. 56. die Worte *τῶν πώλων τε καὶ μόσχων* nicht an und liest im Folgenden *γενόμενοι* statt *γινόμενοι*. P. 4, 44. hat sie *δύω τὸ εἰσέρχομαι* (für *ὑπεισέρχομαι*. P. 5, 35. läßt sie, wie D und Vb das eingeklammerte *πᾶν* weg. P. 6, 14. gibt sie, wie D, *Ἀγήγωρ*. Z. 20. hat sie die Art. vor *ὁμογάστρων* und *ἀδελφῶν* nicht. Z. 49. bestätigt sie die von D und Vb gebotene und von dem Herausgeber aufgenommene Lesart *ἐρεθισμούς*. P. 7, 3. hat sie *τύπτετε* nicht. Z. 7. gibt sie *καὶ ἀγα-*

λίζεσθαι τὸ λοιδορεῖσθαι Ταραντῖνοι λέγουσι und V. 25. ἀναδενδράδα. V. 27. hat ſie πρᾶος καὶ nicht. P. 8, 7. lieſt ſie ἀγέρμων f. ἀγύρμων. V. 29. hat auch ſie ἐφορᾷ. V. 30. läßt ſie, wie D, ἀθάνατον weg; eben ſo p. 10, 24. εἴρηται δέ. V. 26. bietet ſie ἁγιαστεία· ἡγίασται, ἁγιαστὸς, ἁγιαστεία, κατὰ συγκοπὴν ἁγιαστία, ἡ ἁγιωσύνη. V. 32. ἀγηλλομένη (ἀγηλαμένη), χαίρουσα. V. 35. lieſt auch ſie ἀττικίζειν. P. 11, 35. fügt ſie nach ἀγλαϊῶ noch ἀγλαϊοῦμαι hinzu, das darauffolgende καὶ weglaſſend. P. 135, 28. hat ſie, wie die Marc., Φιλίας und V. 30. abgekürzt σιμν ſtatt Σιμύλος. P. 195, 54. unt. d. W. Βεῦδος beſtätigt ganz vortrefflich die Lesart παρὰ Ἑρμησιάνακτι.

Am Ende des Etymologikons ließ Herr Gaisford den Aufſatz des Mönchs Anaſtaſios περὶ ἐτυμολογίας ganz nach Sylburg, dem er von David Hoeſchel aus einer Augsburger Handſchrift mitgetheilt wurde, abdrucken.

Da Ref. in dem Münchner Cod. 230. auf Baumwollenpapier in Quart, von der Hand des Mönchs Niphon im XIII. Jahrh. geſchrieben, bedeutende Abweichungen und Zuſätze fand, ſo hofft er den Freunden etymologiſcher Forſchungen keinen unwillkommenen Dienſt zu erweiſen, wenn er hier das Ergebniß ſeiner Vergleichung der Handſchrift mit der Ausgabe vorlegt.

P. 827, 5. gibt der Münchner Cod. fehlerhaft εἰρήκαμεν ſt. εἰρήνη. V. 8—9. διὰ τὸ τῷ σῶμα φρουρεῖν, wofür διὰ τὸ τὸ σ. φρ. hätte geſchrieben werden ſollen. Die folgenden Art. πορνεία — Ἅιδης mangeln hier. V. 20. fehlt der Artikel ἡ vor ἄνω στάσις. V. 21. iſt σήπεσθαι in σίπτεσθαι corrumpirt. V. 23. ſteht ἐστιν ἡ σῆψις (ſt. ἡ σῆψις ἐστὶ, wofür vielmehr ἡ σῆψίς ἐστι hätte verbeſſert werden ſollen). Dann ἡ σορός. V. 23. ſind die Worte ἤτοι καταῤῥεῖ weggelaſſen. Unten hat der Cod. κοινωνία, διὰ τὸ εἰς κοινὸν εἶναι (f. ἰέναι) τὰ μέρη. V. 25. erkennt er στᾶ εὖρος, στᾶσις καὶ εὖρος nicht an. V. 27. fügt er nach τηροῦν Folgendes ein: Κράνιον, ἐν ᾧ κρέμαται (fehlerhaft die Handſchrift κβέμμαται, das Etym. Gud. ed. Sturz p. 343, 3. κρέμεται) ὁ νοῦς, und hierauf die oben fehlenden Artikel bis auf Ἅιδης, den er ganz wegläßt. — St. πηρονεία (V. 10.) ſchreibt er πυρωνία und πυροῦν ſt. πηροῦν. Die Worte ἢ διὰ τὸ πηροῦν τὸν νοῦν und πάλιν fehlen. Ganz richtig ſodann unſer Cod.: Ἁγνεία, διὰ τὸ ἁγνὸν εἶναι πάντα τὸν βίον ſt. ἄγονον ἴεσθαι βίον. Unten gibt er: Ἀρετὴ, ἀρέσκειν θεῷ· τί ἡ ἀρετή; τοῦτ' ἔστιν φιλητή. Man vgl. d. Etym. Gud. p. 75, 10. St. πίπτει (V. 16.), welches ſowohl das Etym. m., als das Gud. s. v. Βάπτισμα anerkennt, lieſt der Cod. ῥίπτει. Im Folgenden hat er ἀγαπᾶν τὸν θεόν. Sodann θένετος ſt. θένωτος, wofür d. Etym. m. p. 442, 33. θενῶτος, das Gud. p. 254, 44. hingegen θείνωτος gibt. Von θνήσκοντα geht er auf ἱερεῖον über, wo er die W.: λοιπὸν ἱερεὺς — ἐκλήθη ἱερεὺς nicht anerkennt, ſondern ὦ μάλεοι (l. μέλεοι), ὦ ἄθλιοι einfügt, worauf er ſo fortfährt: Κύων διὰ τί; διὰ τὸ συχνῶς κύειν, ἤτοι γεννᾶν. Πόθεν καρδία; ὡς ἐκ τοῦ κραδαίνεσθαι, ἤτοι ἀπαύστως σαλεύεσθαι. Πόθεν τράχηλος; τῆς ῥάχης (l. ῥάχεως. S. Sylburgs Anm. z. V. 46.) ἦλος. Μηροί, διὰ τὸν μερισμὸν τοῦ σώματος. Γόνυ, ὡς εἰς γῆν νεύων (ſchr. νεῦον). Μᾶλλον (l. μάλαι), ἐκ τοῦ μάλλον τῶν τριχῶν (ſ. d. Etym. m. s. v. Μάλαι). Χεῖρες, διὰ τὸ χρεῖσθαι (ſchr. χρῆσθαι oder χεῖσθαι. Vgl. d. Etym. m. p. 810, 40. u. d. Gud. p. 564, 1.) ῥᾷον, καὶ διὰ τὴν χρείαν (ſt. διὰ τὸ τὴν χρείαν ὑπουργεῖν). Κοιλία, διὰ τὸ τὴν τροφὴν κύειν. Πνεῦμα (l. πνεύμων), ὅτι ἐν αὐτῷ τὸ πνεῦμα. Σακελλάριος Συριστὶ ἐπιδέχεσθαι· σάκελλον γὰρ τὸ δέχεσθαι. Κῆρος, ὅτι καιόμενος ῥεῖ. Νεφέλη, διὰ τὸ τὰ νεύματα (l. νάματα) φέρειν. Νεφροί, διὰ τὸ ἐν τῷ νότῳ (vielmehr νώτῳ) φέρεσθαι. Μετάφρενα, τὰ ὄπισθεν τῆς κεφαλῆς· ἐγγὺς γὰρ τὰ μετάφρενα ἐν τῇ κεφαλῇ. Μύσταξ, ἐν ᾧ οἱ μυκτῆρες στάζουσιν. Ὀδόντες, οἱ ἐπὶ δωδῇ (ſchr. ἐδωδῇ) ὄντες. Πόδες, διὰ τὸ παίειν τὸ ἔδαφος. Ἔντερα, διὰ τὸ τὰ ἐντὸς ῥεῖν. Νοτάριος Δωρικὴ (ſt. Ῥωμαία oder Ῥωμαϊκή. Vgl. d. Etym. m. u. d. Gud. s. v. Νοτάριος) λέξις· νότα γὰρ τὰ γράμματα. Δικανικός, διὰ τὸ τὰς δίκας νικᾶν. Κάπηλος, ὁ πωλῶν τὸν οἶνον. Ἔξόδιον, διὰ τὸ ἔξω εἶναι τοῦ βίου. Καλαμάριον, διὰ τὸ τοὺς καλάμους αἴρειν. Κῆπος, διὰ τὸ κεῖσθαι καὶ πίνειν.

Λύκος, διὰ τὸ λίαν κακός· ἢ διὰ τὸ λύειν τοὺς οἴκους. Λουτρὸν, διὰ τὸ λύειν τοὺς ῥύπους. Μονογενές (schr. *μονογενής*), *ὁ μόνος τῷ γένει ὤν. Νοτάριος, ἢ ὁ τὰ γράμματα, ἢ ὁ τὰ νοήματα τηρῶν. Ὀψάριον, ὄψον αἰρόμενον ἀπὸ τοῦ ὕδατος. Ὄφις, ἐκ τοῦ φῆσαι, ἤγουν λέξαι τῇ Εὔᾳ* (sic). *Πενθερός, ὁ τὸ πένθος αἴρων. Πόρτα, διὰ τὸ τὴν πόλιν* (*τὸν πόρον* haben d. Etym. m. p. 683, 57. u. d. Paris. Handschrift 2610. b. Koes z. Orion. Theb. Etym. ed. Sturz p. 182, 28.) *τηρεῖν. Πίγανον* (schr. *πήγανον*), *ἡ πίσουσα* (schr. *πήσσουσα*. S. d. Etym. Gud. s. v. *πήγανον* u. Koes a. a. O. Anm. 188.) *τὸν γόνον. Τρίχες, διὰ τὸ τριχῶς χέεσθαι πάρεξ τῆς ὄψεως, ἔνθα κἀκεῖσε καὶ ὄπισθεν* (vgl. d. Paris. Hs. b. Koes a. a. O. S. 184, 4—5). *Στέρνα εἴρηται τὸ στῆθος διὰ τὸ στέρρον. Τράπεζα, διὰ τὸ ἀεὶ τρέπεσθαι, ἤγουν συστέλλεσθαι.* So auch d. Paris. Codd. d. Orion b. Koes S. 184, 6.

(Schluß folgt.)

Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte von Julius Tittmann.

(Schluß.)

Immer und immer schwächere Nachahmungen sind ihnen gefolgt, bis endlich die ganze Schäferpoesie gegen das Ende des 17. Jahrhunderts auf Gratulationen und Genealogien hinausging. Unter den sogenannten Helden- oder Groß-Gedichten, auch Geschichtsgedichte genannt, in denen Birken Meister war, hebt der Verf. besonders den Ostländischen Lorbeerhain 1657 hervor, einen Preis des Hauses Oestreich, in welchem die Kaiserbilder von Rudolph von Habsburg an bis auf Ferdinand und neben ihnen die Büsten berühmter Zweige ihres Hauses von der Nymphe Noris erklärt werden. Der Ref. sagt darüber: „Wer sich die Mühe nehmen wollte, dieses Gedicht einmal genauer anzusehen, der würde erstaunen über die Menge des Vortrefflichen, welches ihm hier fast auf jeder Seite geboten wird. Das Einzelne ist oft so anziehend, daß wir darüber vergessen, wie wenig dasselbe in den Zusammenhang paßt.“ Klaj's schwedisches Fried- und Freudenmahl 1649, Irene 1650 und der Geburtstag des Friedens 1650 sind bald schwulstige bald platte Beschreibungen der Nürnberger Friedensfeyer; seine früheren Erzeugnisse, die freylich nicht ganz ihm angehörigen Weihnachtslieder sind dagegen einfach und zeichnen sich durch warmen und ansprechenden Vortrag aus. Harsdörfers Nathan, Jotham und Simson 1650, ein lehrhaftes Werk, welches 300 Fabeln und Parabeln, 300 geistliche Dichtungen und 200 Räthsel enthält, nennt der Verf. einen guten Fund in einer trostlosen Zeit; so tüchtige Gesinnung sey darin ausgesprochen, so scharf sey die zu Grunde liegende Beobachtung, so gewandt der Ausdruck.

In der lyrischen Poesie hat Harsdörfer, wo er die leidige Lehrhaftigkeit bey Seite legte, manches Ansprechende geliefert; am bedeutendsten ist er in der Beschreibung bestimmter Gegenstände. So ist ein vom Vf. angeführtes zu seiner Zeit sehr berühmtes Lied über ein Schöpfrad recht gut zu lesen und man wird es nicht ohne Interesse mit dem Gedicht eines neueren Dichters über denselben Gegenstand vergleichen. Bey Klaj liegt überall lebendige Anschauung der Natur und Reichthum der Phantasie zu Tage, aber seine Ruhelosigkeit läßt ihn selten zu einem in sich abgeschlossenen Gedicht kommen. Von Birken führt der Verf. einige Verse an den Grafen von Windischgrätz an, die sehr gelungen sind, und sagt von einer Reihe andrer Lieder, daß in ihnen des Guten viel enthalten sey. — Dem geistlichen Liede war die Schäferpoesie nicht günstig; Birkens Weihrauchkörner sind nicht erbauungskräftig; Harsdörfers hochbewegliche Sonntagsandachten trocken reflectirend; Klaj's Lieder spielend. Es ist ein hartes, aber wohl gegründetes Urtheil, daß der Streit wider Fleisch und Welt, der den Hauptinhalt ihrer Lieder ausmache, mehr rhetorisch angeeignet sey, als auf Ueberzeugung beruhe.

Durch das vorwaltende Streben, immer lehren zu wollen, sind auch die dramatischen Arbeiten der drey Freunde bezeichnet. Die phantasiereichsten sind die geistlichen Stücke Klaj's: der Engel- und Drachenstreit, Herodes der Kindermörder, die Weihnachtsfeyer, der leidende Christus u. s. w., alle zwischen 1644 und 1650 entstanden. Es sind wunderliche zwischen den mittelalterlichen Mysterien und den modernen Melodramen die Mitte haltende Spiele, die vom Dichter in eigner Person an kirchlicher Stätte nach beendigtem Gottesdienste aufgeführt wurden. Die Handlung begann mit Musik; dann erschien der Dichter, schaute das Drama, vermittelte es durch Vortrag der Gemeinde und ward dabey durch Chöre, welche die einzelnen Acte schloßen, oder durch Solo's, Duette und Terzette, welche die lyrischen Stellen durchführten, unterstützt. Wahrlich, die allermerkwürdigsten Versuche, die Einfalt des prote-

stantischen Cultus auszuschmücken; von denen Gervinus mit Recht sagt, daß wir bey ihnen gleichsam am Uranfang des Dramas stehen. Birken hat erfindungsvolle Festaufzüge aufgeführt: sein berühmtestes Werk dieser Art ist das Friedensschauspiel 1650, dessen Beschreibung man nicht ohne Verwunderung über das außerordentliche Talent des Dichters, öffentlichen Festen ein geistig anregendes poetisches Beywerk zu geben, lesen kann. Harsdörfers Schauspiele, meist fremden nachgebildet, haben die sonderbare Bestimmung, nebenbey ganz fremdartige Dinge, als Logik und Redekunst zu lehren und sind daran, obwohl sie manches Gute enthalten, natürlich verunglückt.

In der metrischen Kunst stehen die Freunde auf der Höhe ihrer Zeit; keines der damals bekannten Versmaße haben sie unversucht gelassen; eben so freylich auch keine denkbare Künsteley, wie z. B. die der gehäuften Reime und das sog. Bildgebäude, bey denen es auf die Länge und Kürze der Zeilen in der Art ankam, daß das Gedicht dem Auge des Lesers eine gewisse Gestalt, etwa einen Ambos oder einen Thurm vorstellte. Um die Sprache, deren Reinerhaltung man als Gewissenssache betrachtete, hat sich Harsdörfer wirkliches Verdienst erworben. Er trat dem maßlosen Widerstand gegen Fremdwörter, den man damals vielfach übte, ebenso als dem Mißbrauch derselben, den er wohl auch durch Spottlieder lächerlich zu machen suchte, — entgegen. Die lang eingebürgerten Eindringlinge, behauptete er mit Recht, müsse man dulden und dürfe unberufen nichts Neues erfinden. Auf allen deutschen Universitäten, verlangte er, sollten neben den Lehrern der alten Sprachen Lehrer der deutschen angestellt werden. Zur allgemeinen deutschen Schriftsprache müsse man die oberdeutsche erheben, die man aus Luther und den Reichsabschieden kennen zu lernen habe. — Auch im Ausdruck ist Harsdörfer tüchtig. Er kennt die Erfordernisse eines guten Styls und schreibt eine für seine Zeit gewandte Prosa, die von den langen einschachtelnden Perioden, die man damals liebte, ganz frey ist. Daß die Blumenhirten freylich aus dem edeln Metall der Sprache vielen Tand geschmiedet haben, um ihren Erzeugnissen durch Klang und Fall eine sinnliche Kraft zu geben, ist bekannt; hier gegebene Proben bezeugen, daß sich Harsdörfer darin die größte Fertigkeit erworben hatte, während Klaj durch die Sucht, seine Macht über die Sprache zu zeigen, bisweilen in das Reich des völlig Kindischen verschlagen ward. Dieß wäre indeß weniger von Bedeutung, wenn nicht der Aufwand an äußerem Prunk schon bey den ersten Blumenhirten mit jener Hypergenialität der Gedanken in Verbindung gewesen wäre, durch welche sich die Genossenschaft besonders in späterer Zeit zum Gegenstand des Spottes gemacht hat. Uebrigens ist Harsdörfer hier auf besserer Spur als seine Freunde; er will die gesuchten und gezwungenen Bilder und Gleichnisse eben so wenig zulassen als die abgenutzten. Gut wär's freylich, wenn man die seinem poetischen Trichter einverleibte wunderliche Floskelsammlung für angehende Poeten mit dem Verf. für eine praktische Satyre gegen die Poetaster halten dürfte; allein die Annahme einer so gesunden und glücklichen Gegenwirkung erscheint, wie sie denn ohne Beweise hingestellt ist, leider allzukühn.

Mit einem Blick auf das Spiel mit Emblemen, gemalten Gleichnissen, denen die nöthige Erklärung beygefügt war, und welche Harsdörfer so liebte, daß er sie der „stummen" Malerey vorzog, schließt der Verf. seinen Bericht über die Leistungen der Schule und gibt darauf einige kurze Andeutungen über die Frage, ob Verbindungen wie sie, der Literatur zum Vortheil oder Nachtheil gereicht haben. Er bemerkt, wie sich unter dem Schutz, den der Orden seinen Mitgliedern zu Theil werden ließ, selbst die elendesten Machwerke breit machen konnten, wie sich in allen jenen Gesellschaften nichts ursprünglich Deutsches fand, indem selbst die Bundesformen von den Fremden entlehnt waren und man bey aller Bemühung für deutsche Sitte und Sprache das Wesen der deutschen Poesie verkannte; anderseits, wie anerkennenswerth doch das Streben der Nürnberger Poeten im Ganzen sey, wie sie im Gegensatz zu der Verstandespoesie der ersten Schlesischen Schule die Rechte der Phantasie wieder erkannt und geübt haben und, hätten sie nicht die Würde der Poesie in der Lehrhaftigkeit gesehen, der im 18. Jahrhundert erreichten Stufe der deutschen Literatur nahe gekommen seyn würden.

Man wird aus dem Mitgetheilten erkennen, daß die Gabe des Verfassers eine recht dankenswerthe ist. Dürften wir einen Wunsch äußern, so wäre es der, daß er seine ausgezeichnete Kenntniß der Nürnberger Poesie dazu benutzen möge, die gelungensten ihrer Erzeugnisse in einer kleinen Sammlung herauszugeben; er würde damit ein wirkliches Bedürfniß befriedigen und das Verdienst seiner Arbeit wesentlich erhöhen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Etymologicon magnum seu verius Lexicon saepissime vocabulorum origines indagans ex pluribus Lexicis, Scholiastis et Grammaticis anonymi cujusdam opera concinnatum.

(Schluß.)

Damit schließt dieser Aufsatz in der Münchner Handschrift, welche Alles, was in der Ausgabe S. 828, 11. von d. W. εἴρηται an bis V. 50. vorkommt, mit Ausnahme des Art. *Νοτάριος* (V. 24.), weglässt.

Hierauf folgt in derselben Bl. 296, a. *Νείλου μοναχοῦ ἑρμηνεία τῶν παροιμιῶν* und Bl. 297, b. — 303, a. die *ἐτυμολογία τῆς ἑξαημέρου*.

Wann und wo dieser Neilos gelebt habe, ist unbekannt. Weder Leon Allatios in seiner Diatriba de Nilis (in Fabricii Biblioth. Gr. Lib. V. ed. Hamb. 1712.), noch Harleß in Fabricii Bibl. Gr. Vol. X. p. 1. seqq., noch Fabricius Bibl. Gr. T. X. p. 22—23., wo er die Graeca Etymologica inedita aufzählt, kennen diesen Etymologen.

Neilos Auslegung der Sprichwörter ist allegorisch. Sie enthält Bl. 296, b. bloß diese etymologische Bemerkung: *Λύχνος* (schr. *λύχνος*), *παρὰ τὸ λύειν τὸ νίχος* (schr. *νύχος*), *τοῦτ' ἔστιν τὸ σκότος, ἀφ' οὗ ἡ νύξ*. Vgl. d. Etym. m. u. d. Gud., wie auch das des Orion s. v.

Im Heraemeron stimmt der Verfasser oder vielmehr Sammler gar häufig mit dem Etym. Gud. zusammen und bestätigt auf diese Weise, daß diese Etymologien der Alten, wie schon Sylburg zu Anastasios bemerkte, gleichsam von Hand zu Hand gegangen, ungeachtet sie bisweilen mehr philosophisch, als grammatisch, d. i. mehr sach-, als worterklärend sind. Da in keinem Manuscriptenkatalog selbst der berühmtesten Bibliotheken dieser Etymologien gedacht wird, so erlaubt sich Ref. aus der Münchner Handschrift (schade, daß sie oft sehr fehlerhaft geschrieben ist!) hier einige Proben mitzutheilen.

Bl. 297, b. beginnt Neilos: *Πόθεν πνεῦμα; παρὰ τὸ παντὶ* (Bl. 298, a.) *γεύειν καὶ φυσῶν, ἤτοι πνίων* (wofür wohl *φυσᾶν — πνέειν* oder *πνεῖν* zu schreiben seyn dürfte). *Παρὰ τί ἀρχή; παρὰ τὸ κατὰ φύσιν πάντων τῶν μετ' αὐτῶν ἄρχειν. Πόθεν οὐρανός; παρὰ τὸ φέρειν τὸν νοῦν ἄνω, ἢ παρὰ τὸ ἄνω ὁρᾶσθαι τὸν νοῦν* (vgl. d. Etym. Gud. p. 442, 4—5.). *Πόθεν γῆ; παρὰ τὸ παγεωθῆναι, ἤγουν μὴ φαίνεσθαι* (richtig d. Etym. Gud. p. 125, 18—19. *φέρεσθαι*), *ἀλλ' ἀκίνητον ἔχειν τὴν βᾶσιν* (schr. *βάσιν*). *Πόθεν ἀήρ; παρὰ τὸ ἀραιὸν εἶναι αὐτὸν καὶ πᾶσιν ἀναπνευστικόν. Πόθεν πῦρ; παρὰ τὸ εἶναι ἀναφαίρετον καὶ πρὸς τὰ ἄνω ἐπαίρεσθαι. Ὕδωρ, παρὰ τὸ ὕειν καὶ δύειν, ἤγουν διατρέχειν καὶ διαχεῖσθαι καὶ ῥέειν. Φῶς, παρὰ τὸ πόῤῥωθεν φαίνειν καὶ καθοράν τοὺς ἅπαντας. Παρὰ τί λευκόν; παρὰ τὸ εἰρῆσθαι τὸ εὔκολον, ἤγουν αὐτὸ τὸ φῶς. Σκότος, παρὰ τὸ ἐντὸς φωτὸς εἶναι σκιάν. Βυθός, παρὰ τὸ εἶναι βάθος, ἢ παρὰ τὸ δύειν, τὸν δύντα λοῦ-*

σαι ἐν αὐτῷ καὶ εἰς σίδηρον καὶ μόλυβδον καὶ μὴ ὁρᾶσθαι (ſ. jedoch d. Etym. Gud. p. 117, 3 u. 5.).

Ἡμέρα δευτέρα.

Παρὰ τί στερέωμα; παρὰ τὸ εἶναι καθ' ὑπερβολὴν ἰσχυρόν· ἐπεὶ (richtig d. Etym. Gud. ἐπὶ) γὰρ τῶν κατ' ἰσχὺν ὑπερβαλλόντων τέτακται (τέταται d. Etym. Gud.)· διὰ (καὶ ſt. διὰ d. Etym. Gud.) γὰρ τὸ κραταιὸν καὶ ἀνένδοτον στερέωμα εἴρηται. Νεφέλη, παρὰ τὸ ἀφέλειν (ſchr. ἀφελεῖν) τὸ νάμα (sic), ἤτοι ἐφέλκεσθαι τὸ ὕδωρ. Βροντή, παρὰ τὸ βιαίως τελεῖσθαι, ἤτοι ὑπερμεγίστως ἐκρήγνυσθαι τὸν αὐτῆς ψόφον ἀπὸ πλείστων νεφῶν διακρούσεώς τε (ſchr. διακρούσεως τε. S. Spohn ad Isocrat. Panegyric. §. 89, 4. p. 57. ed. Baiter.) καὶ συγχύσεως. Ἀστραπή, παρὰ τὸ ἀστεροπή, καὶ Ὅμηρος ἐκάλεσεν ἀντὶ ὀφθαλμοῦ λάμποντος· ὤπα (ὤπες d. Etym. Gud.) γὰρ οἱ ὀφθαλμοὶ λέγονται, παρὰ τὸ φαίνειν τὴν ἀστραπὴν ὡς ὀφθαλμοὺς οὐρανίους, ἤτοι τοὺς ἀστέρας· διὰ τοῦτο γὰρ τὴν ὁμοιασίαν ἔχει, ἤτοι φῶς, ἀπὸ ῥοῆς· συγκοπῆς γὰρ γενομένης τῶν νεφῶν μετὰ τῶν ὑδάτων ἐν τῷ ἀέρει (l. ἀέρι) ἐκτελεῖται ἡ ἀστραπὴ ἅμα τῇ βροντῇ (vgl. d. Etym. Gud.).

Ἡμέρα στ.

Παρὰ τί ἄνθρωπος; παρὰ τὸ ἄνω θρεῖν τὴν ὤπαν (sic, θρεῖν τὸν ὤπα d. Etym. Gud. p. 58, 9. *)), ἤγουν βλέπειν, ἢ τὸ ὀρθῶς περιπατεῖν· πάντων γὰρ τῶν κτηνῶν κάτω βλεπόντων μόνος ὁ ἄνθρωπος ἄνω βλέπει. Παρὰ τί κεφαλή; παρὰ τὸ κύειν αὐτῇ (αὐτὴν d. Etym. Gud. p. 317, 57.) τὰ ὠφέλιμα, ἤγουν τὸ ἐν αὐτῇ ἔχειν τὰ ὠφελοῦντα τὸν ἄνθρωπον αἰσθητήρια. Παρὰ τί ἐγκέφαλος; παρὰ τὸ εἶναι αὐτὸν ἔσωθεν τῆς κεφαλῆς καὶ ἅμα τῇ κεφαλῇ. Παρὰ τί μέτωπον; παρὰ τὸ εἶναι αὐτὸν (l. αὐτὸ) ἐπάνω τῶν ὤπων, ἤγουν τῶν ὀφθαλμῶν. Κρόταφος; παρὰ τὸ εἶναι αὐτὸν τάφος τοῦ ὀνόματος (τοῦ ὀφθαλμοῦ d. Etym. Gud. p. 349, 28.). Παρὰ τί ὀφρύες; παρὰ τὸ φύρεσθαι αὐτὰς καὶ ἀλλοιοῦσθαι· ἐπὶ μὲν γὰρ ὀργῇ ἀνωφερὴς (ſchr. ἀνωφερεῖς) τινας καὶ ἀγρίας καὶ κυρτουμένας ἐπὶ τὰ ἄνω· ἐπὶ δὲ ἱλαρότητι (ſchr. ἱλαρότητι) εὐθείας καὶ ἡπλωμένας καὶ κατωφερεῖς (ſchr. κατωφερεῖς). Παρὰ τί ὀφθαλμός; παρὰ τὸ ὄπτω, τὸ βλέπω, ἢ παρὰ τὸ ὀφθελίαν (ſchr. ὠφθαι λίαν nach d. Etym. Gud. p. 444, 7.) καὶ τὸ μῶς (d. Etym. Gud. hat τόμως). Παρὰ τί βλέφαρα; παρὰ τὸ αἴρειν καὶ βλέπειν.

*) Vielleicht iſt in der fraglichen Stelle ἀθρεῖν τὴν ὤπα zu leſen.

So viel hierüber.

Was die äußere Ausſtattung des Etymologikons anlangt, ſo iſt ſie wahrhaft prachtvoll und vollkommen der inneren entſprechend. Nur können wir einen Uebelſtand nicht unberührt laſſen: wir meinen die enorme und für den Gebrauch des Werkes ſehr unbequeme Dicke des Bandes, welcher im Ganzen 2530 Seiten faßt und füglich in zwey Theile hätte getrennt werden können.

Der Preis iſt verhältnißmäßig gegen andere engliſche Werke wirklich ſehr billig geſtellt, und wir ſind dafür dem hochverdienten Herausgeber zu dem größten Danke verpflichtet, weil ſo auch Unbemitteltere in Stand geſetzt ſind, zur gründlichen Förderung ihrer Studien ſich dieſes höchſt ſchätzbare Werk anzuſchaffen.

J. G. K.

Der Söldnerkrieg der Karthager, ein hiſtoriſcher Verſuch von Valentin Seibel, Profeſſor am königlichen Gymnaſium zu Dilingen. (Programm zum Jahresberichte des Gymnaſiums zu Dilingen. 1848.)

Nach der unglücklichen Seeſchlacht bey den Aegatiſchen Inſeln blieb den Karthagern, obwohl ihr Feldherr Hamilkar noch unbeſiegt ſeine feſte Stellung auf dem Berge Eryx behauptete, bey der gänzlichen Erſchöpfung ihrer Kräfte Nichts übrig, als den Frieden von den erbitterten Gegnern zu ſuchen. War auch bey dem Verhältniß der beyden kriegführenden Mächte zu einander

vorherzusehen, daß es früher oder später noch zu einem heftigen Zusammenstoße kommen mußte, so war doch für die erste Zeit Waffenruhe und Stillstand der Feindseligkeiten dringendes Bedürfniß nicht minder für Rom, wie für Karthago; denn auch jenes hatte während der letzten Kriegsjahre nur durch die aufopferndste und uneigennützigste Hingebung seiner Bürger, von welchen die Reicheren aus eigenen Mitteln sogar eine Flotte bauten und ausrüsteten, den Kampfplatz behaupten können. Für die Karthager indeß brachte der abgeschlossene Friede, abgesehen von den härteren Bedingungen, die sie sich als die Besiegten gefallen lassen mußten, keineswegs die gehofften Segnungen. Ein Krieg im eigenen Lande, gegen aufrührerische Söldnerhorden und abtrünnige, durch langen Druck erbitterte Unterthanen wartete ihrer, gleich als hätte das Geschick sie durch Noth und Drangsale darauf hinweisen wollen, wo die verwundbarste Stelle ihres ganzen Staatslebens zu suchen sey und wie sie, wenn auch im ausgedehntesten Besitze aller materiellen Kräfte, dennoch gegenüber dem Patriotismus und Freyheitssinne, der den einzelnen Römer beseelte, bereits vor der Entscheidung durch die Waffen moralisch der unterliegende Theil waren.

Diesen Krieg, welcher von den griechischen Schriftstellern gewöhnlich der Libysche genannt wird, hat Polybius gegen das Ende des ersten Buches seiner Universalgeschichte, ziemlich in die Details eingehend, beschrieben, zuverlässig nicht sowohl aus einer gewissen Vorliebe für seinen Helden Barkas, wie Brandstäter meint (die Geschichten des Aetolischen Landes, Volkes und Bundes. S. 224), als weil eben die Begebnisse dieses Kampfes für die Auffassung des Zusammenhangs, der zwischen dem ersten und zweyten punischen Kriege Statt findet, von größter Wichtigkeit sind und überdieß einen tiefen Blick in das innere Leben und den Character der karthagischen Staatsverwaltung thun lassen, so zwar, daß manche Erscheinungen, welche uns in den punischen Kriegen begegnen, erst durch die ausführliche Darstellung des Libyschen Krieges, wie sie uns Polybius hinterlassen hat, ihre Beleuchtung und Erläuterung erhalten.

Hr. Seibel hat sich in der oben angeführten Gelegenheitsschrift der sehr verdienstlichen Arbeit unterzogen, die Geschichte dieses Krieges, welcher wegen der überwiegenden welthistorischen Bedeutung der ihm zunächst vorangehenden und nachfolgenden Ereignisse in den gewöhnlichen Geschichts-Compendien in den Hintergrund gedrängt und nur kurz abgefertigt wird, durch eine wohlgeordnete, lichtvolle Darstellung nach seinen Einzelnheiten zur Anschauung zu bringen. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Hr. Verf. mit einigen kräftigen Strichen den Leser in die Zeit der zu schildernden Begebenheiten versetzt und dessen Interesse durch einen vorläufigen Ueberblick der großartigen Eindrücke, welche sich an die Vorgänge dieses kurzen aber blutigen Krieges knüpfen, zu gewinnen weiß; wendet sich derselbe zunächst zu den Quellen und Vorarbeiten, welche ihm für seinen Zweck vorlagen. Hr. S. nimmt hiebey Veranlassung, Polybius und dessen historische Wahrhaftigkeit gegen ungerechte Verunglimpfung in Schutz zu nehmen. Man wundert sich in der That, wie wohlfeil hin und wieder die Beweisgründe sind, mit welchen man die Zuverlässigkeit des Polybius als Geschichtschreibers hat in Frage stellen wollen. So sagt z. B. Bekker (Vorarbeiten zu einer Geschichte des zweyten pun. Krieges. S. 13): „Außerdem beruft sich auch Polybius schon, um sich etwa vor dem Vorwurfe der Verfälschung historischer Facten zu sichern, auf die Verschiedenheit der Ansichten unter den Geschichtschreibern über die Veranlassung des Söldner-Krieges, und daher mag er es uns nicht übel nehmen, wenn wir seine Erzählung, die jedes Zeichen der Unächtheit an sich trägt, hier verwerfen und an andere Berichte uns halten.“ Als Beweisstelle für dieses absprechende Urtheil wird in einer Anmerkung Polybius I, 65, 9 citirt; kaum traut man aber seinen Augen, wenn man die ganz unverfängliche Stelle aufgeschlagen hat und nun nach Bekkers Zumuthung den Ausdruck ὑπὲρ οὗ auf den libyschen Krieg und nicht auf den unmittelbar vorher erwähnten Hannibalischen Krieg beziehen soll. Eine gerechtere und gründlichere Würdigung hat Polybius in der geistreichen Schrift von K. W. Nitzsch (Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Kiel 1842) gefunden, woselbst S. 107 ff. zu vergleichen.

Bezüglich der Vorarbeiten und Hülfsmittel, welche Hr. S. als bey seiner Darstellung benützt aufzählt, bemerken wir noch, daß eine ausführliche Erzählung des Söldnerkrieges sich bereits im 15. Bande der allgemeinen Welthistorie von Baumgarten vorfindet, welche indeß, wie wir gerne zugeben, dem Hr. Verf. keinerley Ausbeute geboten haben würde. Auch der neueste Erzähler dieses Krieges, Karl Haltaus (Geschichte Roms im Zeitalter der pun. Kriege. Leipzig 1846) beschränkt sich S. 489—505 auf eine ziemlich trockene Wiedergabe des Berichtes, wie er sich bey Polybius an Ort und Stelle findet.

Hr. S. ebnet sich den Boden für seine Erzählung der interessanten Thatsachen dieses Kampfes durch eine sehr eingehende Untersuchung über das Heerwesen und die Provinzial-Verwaltung der Karthager. In anschaulicher, lebendiger Sprache werden die verschiedenen Nationen, welche dem karthagischen Staate Söldnerdienste leisteten, mit ihren manchfaltigen Eigenthümlichkeiten in

Tracht, Bewaffnung, Kampfart u. s. w. gleichsam wie bey einer großen Heerschau vor unseren Augen vorübergeführt. Es leuchtet von selbst ein, wie schwierig es seyn mußte, solche Massen, die durch kein höheres Interesse, bloß durch den leidigen Gewinn bestimmt wurden, zu beherrschen und in Ordnung zu halten; wie ferner, wenn der Staat sey es aus wirklichem Mangel oder aus einem übelberechneten Sparungssystem gegen solche Schaaren mit den bedungenen Zahlungen im Rückstande blieb, die ganze Furchtbarkeit dieser bewaffneten Macht sich gegen dessen eigene Eingeweide kehren mußte. So sucht der Hr. Verf. weiterhin nachzuweisen, wie der finstere, despotische Geist, der die Karthager gleichwie in ihren Religionsgebräuchen, so in ihrem Staatsleben characterisirt, auch bey der Verwaltung der ihrem Regimente unterworfenen Provinzen sich geltend machte und keine Ungerechtigkeit scheute, wo sie nur dazu diente, Kassen und Magazine zu füllen; so daß man sich nicht wundern dürfe, wenn meuterische Söldnerhaufen in den Bewohnern dieser hartbedrückten Länder die nächsten und natürlichsten Bundesgenossen fanden, um an dem gemeinschaftlichen Feinde schwere Rache zu nehmen.

An diese erläuternde Vorbemerkung knüpft Hr. S. sehr passend gleichsam als historischen Beleg zu den eben angestellten Betrachtungen und als Uebergang zur Sache selbst die kurzgefaßte Erzählung eines Aufstandes der Libyer im Jahre 396 v. Chr., wo schmählicher Verrath, dessen sich der karthagische Feldherr Himilko gegen die Miethtruppen schuldig gemacht hatte, eine Empörung jenes Volkes hervorrief, welche gewissermassen als Vorspiel zu dem blutigen Drama gelten kann, das uns in der Geschichte des Söldnerkrieges vor Augen gestellt wird.

Was nun die einzelnen Begebenheiten und Thatsachen des Krieges, deren ausführliche Schilderung nunmehr in fünf Abschnitten folgt, anlangt, so war hier Hr. S. allerdings zunächst allein an Polybius gewiesen, da bey allen übrigen Historikern außer ganz dürftigen Notizen über diesen Gegenstand Nichts zu finden ist. Dieß war jedoch für den Hr. Verf. kein Hinderniß, bey dem Entwurfe und Colorite seines Bildes einen selbstständigen Weg zu gehen. Während bey Polybius bekanntlich Eleganz und Schmuck des Ausdrucks den geringsten Antheil an dem Interesse haben, welches seine Geschichte erregt; hat Hr. S. durch eine sehr belebte, überall von der eigenen Wärme für den behandelten Gegenstand zeugende Darstellung die Reihe der einzelnen Thatsachen zu einem

anziehenden und geschmackvollen Gemählde verbunden, ohne der objectiven Wahrheit Eintrag zu thun oder durch ein Uebermaß rhetorischer Zuthat seinen Stoff zu verfärben. Als besonders gelungen müssen wir in dieser Beziehung die Schilderung der Schlacht am Bakares, so wie die anmuthige Episode von dem jungen Numidierhäuptlinge Naravas bezeichnen.

Zum Schlusse bespricht der Hr. Verf. noch in einem Abschnitte die Folgen dieses Krieges, als deren nächste für die Karthager der Verlust der Insel Sardinien sich darstellt. Noch unheilvoller jedoch war, wie Hr. S. mit Recht bemerkt, der Same der Zwietracht, der zunächst von der feindlichen Stellung, welche in diesem Kriege Hamilkar und Hanno gegen einander annahmen, ausgehend, in den Reihen ihrer Parteygänger zu einer üppigen Saat emporschoß, die Kräfte des karthagischen Staates durch verderbliche Sonderbestrebungen schwächte und so zu dem nachmaligen Sturze desselben wesentlich beytrug.

Die Gränzen dieser Anzeige verstatten es nicht, noch näher auf die dem Texte dieser Abhandlung beygegebenen gelehrten Bemerkungen einzugehen, welche theils die Erklärung des Polybius, theils Gegenstände der karthagischen Staatsverfassung, theils Berichtigungen früherer Erzähler dieses Krieges betreffen. Wir begnügen uns, die Freunde historischer Studien, namentlich diejenigen, denen Polybius minder zugänglich seyn sollte, auf diese interessante Schrift aufmerksam zu machen; und hegen die Ueberzeugung, daß zur Erweckung des Interesses für die Geschichte, welches eigenthümlicher Weise ganz im Widerspruche mit den Forderungen der gegenwärtigen Zeitverhältnisse bey unserer studirenden Jugend fast mehr in Abnahme begriffen, als wachsen zu wollen scheint, die Methode, mit welcher Hr. S. seinen Gegenstand behandelt hat, vorzugsweise geeignet und ersprießlich seyn dürfte.

H.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Oeuvres de Macrobe. Traduction nouvelle par MM. Henri Descamps, N. A. Dubois, Laass d'Aguen, A. Ubicini Martelli. Tome III. Paris C. L. F. Panckoucke, Editeur. 1847. 608 S. 8.

Nach dem, was Ref. in den Gelehrten Anzeigen 1847. Nr. 153 — 155. über die beyden ersten Bände dieses Werkes ausgesprochen hat, möchte es kaum gerechtfertigt erscheinen, daß er dem dritten Bande eine eigene Besprechung widmet; allein es wird sich im Folgenden zeigen, daß wenigstens ein Theil desselben einer solchen nicht ganz unwürdig ist.

Dieser dritte Band zerfällt nämlich in zwey Haupttheile, von denen der erste (S. 4 — 180) die Ueberschrift trägt: Des différences et des rapports du verbe grec et du verbe latin. Traduction nouvelle par M. Laass d'Aguen, Membre de la Société Asiatique de Paris, der zweyte (S. 181 — 590): Le songe de Scipion. Traduction nouvelle par M. N. A. Dubois, Professeur de l'Université. Daran schließt sich dann (S. 594 — 603) eine Table analytique des matières grammaticales, philosophiques et historiques traités dans les oeuvres de Macrobe, und (S. 604 — 608) eine Table des matières du tome troisième. Von den genannten Uebersetzern ist uns Hr. Dübois bereits als Verfasser der dem ersten Bande vorausgeschickten Notice sur Macrobe bekannt. Die große Leichtfertigkeit, mit welcher jene abgefaßt ist, erweckt für dieses sein Werk kein gutes Vorurtheil; auch erhebt sich dasselbe nicht im Geringsten über das, was in der früheren Anzeige über die Art und Weise dieser Uebersetzungen gesagt worden ist. Die schwierigeren Stellen sind meistens so übersetzt, daß der Sinn der Hauptsache nach getroffen ist; öfters aber auch so frey, daß man kaum erkennen kann, welche Ansicht Hr. D. von den einzelnen Worten des Textes hat. Freylich fehlt es auch nicht an entschiedenen Unrichtigkeiten. So ist S. 243 (I, 6, 71), wo von den Stufen der Entwicklung des menschlichen Körpers die Rede ist, der Satz: Ideo et tutela puerili quasi virile jam robur absolvitur; de qua tamen feminae, propter votorum festinationem, maturius biennio legibus liberantur, übersetzt: les symptômes de force virile revèlent à l'adolescent l'époque de sa majorité, que les lois ont avancée de deux ans pour les femmes à cause de la précocité de leur organisation, wo das Wort vota, welches die Verheirathung bedeutet, offenbar mißverstanden ist. — S. 464 (II, 6, 7), wo davon die Rede ist, daß sich die Rundung der Erde auf der Fläche nicht darstellen ließe, heißt es im Texte: mutuati sumus altitudinis intellectum a circulo qui magis horizon quam meridianus videatur, d. h. die Kreislinie, welche die Figur einschließt, und welche einen Horizont darzustellen scheint, sey nicht als solcher zu betrachten, sondern als ein Meridian, d. i. als die Linie, welche durch unsern Wohnort selbst gezogen sey und also die Rundung unserer Hemisphäre angebe; in der Uebersetzung steht aber: nous avons du moins essayé de la faire comprendre (la sphéricité), en usant pour notre démonstration non pas des méridiens, mais de l'équateur et de

ses parallèles, par ce que ce dernier cercle est susceptible de remplacer l'horizon, was mit den angegebenen Worten des Schriftstellers ebenso wenig zusammenstimmt, als mit der dazu gezeichneten Figur, in welcher der Aequator und die Parallelkreise wie gewöhnlich wagerecht gezeichnet sind, so daß diese nicht den Horizont unsrer Hemisphäre bezeichnen kann. Die Schuld dieser Unrichtigkeiten fällt aber nur zur Hälfte auf Hrn. Dübois. Hat doch Hr. Mahül in der Nisard'schen Sammlung die erstere Stelle auch so übersetzt: les symptômes de virilité font entrevoir à l'adolescent l'époque de sa majorité, que les lois ont avancée de deux ans en faveur de la jeune fille à cause de la précocité de son organisation, und die andere: mais nous avons cherché à faire sentir cette sphéricité, en nous servant, pour notre demonstration, non des méridiens, mais de l'équateur et de ses parallèles, parceque ce dernier cercle peut remplacer l'horizon, und diesem hat Hr. Dübois treulich nachahmen zu müssen geglaubt. Er war auch hier der Ansicht, wie bey seiner Notice: „M. Mahul avoit fait si bien que nous n'avons pas cherché à mieux faire." Man sieht schon aus den angeführten Stellen, daß er der ganz freyen Uebersetzung seines Vorgängers Schritt für Schritt nachgeht; doch gleich einem Schüler, der das Abschreiben eines Aufsatzes ungeschickter Weise durch das Abändern einzelner Ausdrücke verhüllen will, eifrig bemüht, für die von jenem gewählten Ausdrücke andere ähnliche zu suchen; und so geht es durch das ganze Machwerk fort. Bis jetzt ist übrigens dem Ref. erst eine einzige Stelle vorgekommen, an welcher er den von H. Mahül eingeschlagenen Weg befolgt zu haben wünschte. Gleich im Anfange nämlich (I, 1, 8), wo davon die Rede ist, daß Plato seine Werke über den Staat mit seinen Ansichten von dem Leben nach dem Tode geschlossen, und Cicero dieselbe Ordnung befolgt habe, hat Ref. in seiner Ausgabe so interpungirt: Hunc ordinem Tullius non minore iudicio reservans quam ingenio repertus est: postquam in omni rei publicae otio ac negotio palmam iustitiae disputando dedit, sacras immortalium animarum sedes . . in ipso consummati operis fastidio locavit, und das Participium reservans als abhängig von dem auf Tullius bezogenen repertus est betrachtet. Dagegen hat Hr. Mahül übersetzt: Cicéron, qui montre, en adoptant cette marche, autant de goût que Platon a montré de génie en la traçant; établit d'abord u. s. w. und Hr. Dübois nach ihm: Cicéron, qui adopte cette méthode avec autant de goût que Platon a montré de génie en la créant, commence par établir u. s. w. Hier ist zu repertus est das Wort ordo ergänzt, und das Participium reservans mit dem Verbum locavit in Verbindung gesetzt; was Ref. jetzt selbst für besser hält, weil so ingenio auf den Erfinder Plato bezogen wird. Der Irrthum lag nahe wegen des unmotivirten Wechsels des Subjects, des nicht ganz passenden Gebrauchs des Wortes reperire, und des ungeeigneten Gegensatzes von non minore iudicio und quam ingenio. Man könnte statt des hier Gesagten etwa erwarten: Tullius, cuius non minus acre apparuit iudicium in hoc ordine servando quam Platonis in eo excogitando ingenium, oder etwas Aehnliches.

Auf die Uebersetzung folgt eine Reihe von Noten, über welche Hr. Dübois selbst bemerkt: Obligé de nous renfermer dans l'espace étroit de quelques notes nous bornerons aux détails les moins développés les annotations indispensables de ce savant et curieux Commentaire. Diese annotations indispensables, von denen 10 auf das erste und 9 auf das zweyte Buch kommen, und welche zusammen 28 Seiten einnehmen, stehen aber mit dem Verständnisse der Worte des Macrobius in keiner Beziehung. Sie enthalten in der oberflächlichsten Weise die Ansichten anderer alter Schriftsteller über die hier behandelten Gegenstände, wobey es vorzüglich auf Curiosa abgesehen zu seyn scheint. Zu den letzten Worten des Werkes: Nihil hoc opere perfectius, quo universa philosophiae continetur integritas, ist Folgendes bemerkt: Par ces derniers mots de son Commentaire, Macrobe fait le plus bel éloge du Songe de Scipion et paie à son auteur le tribut d'une admiration que les siècles ont ratifiée. Qu'il nous soit permis, à notre tour, d'appliquer à Macrobe lui-même les éloges qu'il donne à Cicéron. Rien de plus parfait dans son genre, que son curieux et sa-

vant Commentaire; on lui a reproché, mais à tort, un peu d'obscurité. Si l'on veut bien le considérer dans son ensemble, dans chacune de ses parties, on verra que ce reproche est réellement sans fondement solide. Il ne faut pas faire à Macrobe un crime de tout ce que nous ignorons. Pour moi je serai trop heureux si, avec l'appui de mes honorables collaborateurs, j'ai pu contribuer à faire connaître et apprécier davantage un auteur qui a trop longtemps langui dans l'oubli, et qui n'était connu que de certains érudits seulement. Je n'ose me flatter, dans ces quelques notes, d'avoir traité à fond, je ne dirai pas toutes les questions, mais seulement quelques unes des questions si intéressantes que soulève ce précieux Commentaire. J'ai essayé d'aborder, en quelques pages, les principales; l'indulgence et l'érudition du lecteur suppléeront à tout ce que je n'ai pas dit, à tout ce que je n'ai pu dire. On verra, du moins, que j'ai eu pour bout de faire de ces membres épars, dans mes notes, un corps à peu près complet: puisse-t-on ne pas avoir à me reprocher que c'est un corps sans âme!

Hierauf folgen einige Bemerkungen über die Vortheile der Philosophie, und die Anerkennung, welche sie bey allen gebildeten Völkern gefunden hat, und endlich ein kurzer Umriß der Geschichte der griechischen Philosophie.

Die Figuren sind in der bisherigen, mitunter dem Texte nicht entsprechenden, Form in schlechten Holzschnitten sowohl dem Texte als der Uebersetzung beygedruckt.

Weit erfreulicher ist der Eindruck, welchen die Arbeit des Hrn. Laaß d'Aguen macht, der nach dem Obigen die Fragmente des Buches De differentiis et societatibus Graeci Latinique verbi übersetzt hat. Sein vorausgeschicktes Avertissement beginnt zwar mit der allen Literarhistorikern gemeinsamen Unrichtigkeit, daß diese Fragmente im Jahre 1583 das erste Mal gedruckt worden seyen, welche vom Ref. in seinen Prolegomenis S. LIV dadurch beseitigt ist, daß er nachgewiesen hat, daß H. Stephanus im Jahre 1585 den Anfang derselben als etwas ganz Neues in seiner Vorrede anführt, mit dem Versprechen, sie bald ganz herausgeben zu wollen, was er dann dem J. Opsopöus überließ, der es 1588 drucken ließ. Ferner wird die gewöhnliche Ansicht, daß Joannes Scotus Erigena der Verfasser dieses Auszuges sey, als richtig angenommen, welche Ref. a. a. O. S. 4 als grundlos erwiesen zu haben glaubt. Dagegen haben die Wiener von Eichenfeld und Endlicher herausgegebenen Fragmente desselben Buches, und zwar auf den Rath des Hrn. Corpet, die verdiente Berücksichtigung gefunden, und Ref. hat hier zum ersten Male gelesen, daß schon M. Denis in seinem im Jahre 1799 herausgegebenen Kataloge der k. Bibliothek zu Wien diese Fragmente erwähnt hat. Dieselben sind auch in den Anmerkungen, doch nicht ganz vollständig, mitgetheilt.

Hieraus läßt sich abnehmen, daß der Hr. Verfasser die Absicht hatte, bey der Bearbeitung dieses Buches sich nicht in den Schranken des von den bisherigen Herausgebern Geleisteten zu halten, und dieß zeigt sich auch an seiner Arbeit selbst. Um so mehr ist zu verwundern, daß er die Editio princeps und die einzige in Paris aufbewahrte Handschrift nicht benützt hat. Von der ersteren glaubte Ref. Anfangs, sie sey hier benützt worden, da Hr. Pressel, der sie für ihn vergleichen wollte, bey zweymaliger Anfrage die Antwort erhielt, sie wäre ausgeliehen; allein S. 147 werden nur die zweyte Ausgabe des Pontanus, die Paduaner, die Zeune'sche und die Zweybrücker als benützt erwähnt; mit Handschriften lassen sich aber bekanntlich die meisten französischen Gelehrten nicht gerne ein.

Der Text ist zwar der Hauptsache nach der der früheren Ausgaben *); an einigen Stellen ist

*) So steht gleich Anfangs (1, 1.): Latini cum formis qualitatem posuerunt, statt in qualitate; S. 16. (de figuris; 2, 9.) συνήψας und συνήξας, statt συνῆψα und συνῆξα, was auch in der Ausgabe des Ref. durch ein Versehen stehen geblieben ist; S. 20. (de temp. praes., 4, 2 u. 3.) τιμοῦμαι und χρυσοῦ statt χρυσοῖ, ει statt οι; S. 26. (de praet. imp., 5, 9.) τὸ γὰρ ἧκαζον ἀττικόν ἐστι. Multo constantius manent statt: τὸ γὰρ ἧκαζον Ἀττικόν. Ω et H multo constantius manent; S. 30 (das. §. ult.) ceteri omnes

derselbe aber in den Noten verbessert, oder wenigstens eine Verbesserung desselben versucht. So ist S. 16, (de figur., 2, 9) ἀνωφερῆ, was noch im Texte steht, in ὀνοφερῆ verbessert; S. 34. (de temp. perf. 6, 10) ist zwar excepto γ im Texte unverändert gelassen, in der Note aber in Uebereinstimmung mit Hrn. Mottet, der diese Auszüge auch übersetzt hat, excepto ϱ vorgeschlagen, was Ref. bereits in den Text aufgenommen hat; doch ist dabey nicht ganz richtig die Form ς dem ϱ gegenüber-

---

modo statt modi; S. 34. (de temp. perf. 6, 6) mit einem eigenthümlichen Druckfehler: inveniestri syllaba minus statt: invenies trisyllabo minus; S. 36. (das. §. 14.) frigui statt frixi und acuit statt acui; S. 42. (de fut., 8, 6) φορέσω; (das. §. 7) contrarium statt in contrarium; (das. §. 8) fehlt στέφανος vor στεφανῶ, und statt ὁμῶ, ὁμοῖς, ὁμόσω statt ὀμῶ, ὀμοῖς, ὀμόσω; S. 48. (de temp. min. q. perf. pass, 10, 2) minorem syllabam statt syllaba; S. 50. (de perf. et pl. q. perf. pass., 11, 3.) quae ante α habent γ, κ statt γκ; S. 52. (de fut. pass. 21, 1.) λαληθήσηι und τιμηθήσηι statt — ση oder — σει; S. 56., (de indic. 13, 8) εἰ γὰρ, vielleicht für ἦ γάρ; S. 58. (das. §. 9.) ἀπὸ τοῦ λείβω . . ποιεῖ ἀόριστον ἔλειψα; S. 60. (de indic. 13, 13) si in praesens desinat statt si in Ω praesens desinat; S. 62. (de declin. ind., 14, 5) in tertio statt in tertia; S. 64. (das. §. 9. ἔσσιτ statt ἔστί; tertiam pluralis statt tertiam allein; und (§. 11.) ἀχρύσεον; S. 74. (de pass. decl. 15, 10) praeferunt für proferunt, und ποιήσωμεν für ποιήσομεν; S. 82., (de imp. modo, 16, 6.) θῖναι; S. 86. (das. §. 11.) ἡ μάχη πεπλήσθω, vielleicht statt πεποιήσθω; S. 94., (de opt. mod., 18, 5) et non nisi statt et activa non nisi; S. 100., (de inf. mod., 19, 8) a paremphatis statt aparemphatis; S. 112., (de impers. 20, 3) steht bene legitur liber statt bene legitur als Impersonale, und libri autem bene leguntur statt libri autem leguntur; S. 116., (de frequ. 21, 7.) erugit aquae vis statt erugit. Ennius: Exerugit aquae vis; S. 118., (de usurp., 21, 9.) participalem und aliquid . . quae statt quod; S. 118., (de gener. verb., 22, 5.) designare statt designantia, und (§. 8) habent statt habentia. Endlich einige Male ὑπὸ σου statt ὑπὸ σοῦ. — Dieß sind die hauptsächlichsten Verderbnisse des Textes der frühren Ausgaben.

gestellt. Es sollten vielmehr die großen Buchstaben *P* und *Γ* verglichen sein, da sich noch in der Pariser Handschrift solche finden. Zu S. 46. (de futuro 8, 15) ist tenuit ganz richtig gegen die Aenderungsversuche des Opsopöus und des Pontanus vertheidigt. Zu S. 62 (de declinat. indicat., 14, 7) ist für ἀλλήσομεν ἀλλήσουσι vorgeschlagen: ἀλληλίσομεν ἀλληλίσουσι; das Richtige ist aber wohl das vom Ref. Aufgenommene, λαλήσομεν λαλήσουσι. S. 76., (de pass. declin., 15, 15) in den Worten: In verbis passivis vel passivo similibus persona secunda pluralis addito ν ante τ quum (lies cum) primae personae penultima tertiam pluralem facit, λέγεται λέγονται ist der Fehler in der Note zwar angedeutet, aber, offenbar nur aus Versehen, persona secunda (statt tertia) singularis vorgeschlagen. Zu S. 112, (de imperson., 20, 2) ist richtig bemerkt, daß das zu den griechischen Worten συνέβη μοι ἡ ἐλπίς gehörige lateinische Beyspiel fehlt, und S. 122, (de gen. verbor. 22, 11.) wird die Conjectur Zeune's ὑπό σοῦ (sic) ἐγραψάμην gebilligt. Endlich ist in der Excerptoris monitio betitelten Nachschrift auf das räthselhafte ηρησυνην aufmerksam gemacht, doch ohne daß etwas anderes dafür vorgeschlagen ist. Einige griechische Wörter sind im Texte stillschweigend verbessert. So S. 26 (de praeter. iurp., 5, 9) ἠχῶ für ἐχῶ (wogegen das. §. 10. statt ὥρων ὥρον steht) und S. 36., de temp. perf. (6, 12.) φονεύω für φωνεύω; u. S. 18 (de coniug., 3, 3) nach der Paduaner Ausgabe διὰ καθαροῦ τοῦ (statt τῶν) ω. Mit einer Note, welche die Wiener-Fragmente als Autorität angibt, ist die zweifellos richtige Aenderung: S. 4 (de figur. 2, 4) *AB* movetur in *AY* auctore Cicerone statt des Sinnlosen in auctore, begleitet. — So wenig hierdurch in Wirklichkeit für die Textesverbesserung geleistet ist, so verdient doch das darin sich aussprechende Streben Anerkennung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej. By Joseph Davey Cunningham, Captain in the army of India. London 1849.

Die Geschichte der Sikh des Hauptmanns Cunningham ist ein neues abschreckendes Beyspiel für alle Historiker, welche glauben am sichersten zu gehen, wenn sie sich bloß oder doch wenigstens vorzüglich an amtliche Ausschreiben und Berichte halten. Die unwiderstehliche Tapferkeit der Engländer und der Sipahis, so wird uns in den vielen Depeschen der Oberstatthalter des anglo-indischen Reiches und ihrer Unterbeamten, des Feldzeugmeisters und seiner Generale erzählt, hätte den todesmuthigen Heerbann der Sikh geworfen und ein ganzes Reich mit $4\frac{1}{2}$ Millionen in eine englische Provinz verwandelt. Hr. Cunningham, welchem die Einsicht in alle geheimen Berichte der englischen Agenten gestattet war und der selbst acht Jahre lang in einer wichtigen amtlichen Stellung unter den Sikh lebte, gibt uns über die Erfolge im Fünfflußgebiete ganz andere, ganz neue Aufschlüsse. Zur Tapferkeit der Angloindier habe allenthalben der Verrath der Sikhhäuptlinge geholfen, welche sich unter der sichern Fremdherrschaft ihrer Güter und ihres Lebens in Ruhe erfreuen wollten. Diese Häuptlinge hätten ihr Vaterland, die Religion und den Heerbann verrathen, namentlich in der großen Schlacht, von den zwey kleinen Dörfern in der Nähe, die Schlacht von Sobraon oder richtiger Subrahan genannt. „Nur diejenigen Leute, welche bey den Unterhandlungen gebraucht wurden, könnten den Verrath und die geheimen Verträge des Golab und der andern Singh aus den vorsichtig abgefaßten amtlichen Depeschen herauslesen.“ Jetzt erst versteht man, warum die Angloindier, nachdem sie am Abend der Schlacht, am 10. Februar 1846 und den folgenden Tagen, die Satledsch überschritten hatten, nirgendwo mehr auf Widerstand stießen (History of the Sikhs 299, 321). Aehnliche Anklagen gegen die Sirdar hörte man auch von den alten Reitern Ranadschit's, als sie bey Rawil Pindi, einem Orte zwischen dem Dschelam und dem Indus, ihre Waffen niederlegten und sich, ohne weitern Widerstand zu leisten, den nachsetzenden Engländern ergaben. „Hätten uns die Anführer nicht treulos verlassen, niemals wäre es so weit gekommen. Jetzt erst, du großer Maharadschah, jetzt erst bist du in Wahrheit begraben. Doch das Ende der Zeiten ist noch nicht gekommen; wir begegnen uns einstens wieder im offenen Felde.“ Und in der That gehen in Indien allerley Gerüchte von Bestechungen. „Man habe auch jetzt wieder mit Gold erlangt, was das Schwert nicht vollbringen konnte.“ Auffallend bleibt das milde Verfahren gegen die beyden Hauptanführer. Schir und Tschattar Singh sind bloß auf ihre Güter verwiesen.

Eine erd- und völkerkundliche Uebersicht des Landes der Fünfflüsse eröffnet die Geschichte, welche der Verfasser in chronologischer Weise bis zum Ende des Jahres 1846 herabführt. Die Quellen aller Ströme Indiens und Chinas entspringen innerhalb oder an den Abhängen des Himalaja; ihre Richtung

nach den verschiedenen Weltgegenden wird durch die Lage und Steigung des Bodens und dessen mannigfache Beschaffenheit bedingt. Diese Ströme gehen bald in gerader Richtung nach Süden und Osten oder biegen auch um zu einem südöstlichen und selbst wie der Hoangho und Kiang zu einem nördlichen Laufe. Die Lamas, welche der Himmelssohn Kanghi nach Tibet sandte, um die Quellen des Ganges zu erkunden, hatten ganz recht, dem Strome, welcher der westlichen Seite des Sees Manasokowar entfließt, einen langen Lauf zuzuschreiben; es ist dieß aber nicht, wie jetzt allgemein bekannt, der Ganges, sondern der Satledsch, welcher hier Langtschu oder auch Langzing Lhamba genannt wird. Die westliche Quelle des Indus unfern Garu, nordöstlich der Chailaskette entdeckte zuerst (1815) Moorcroft; die Quelle des weiter von Osten herkommenden Flußes, der sich etwas oberhalb der zweyunddreyßigsten Parallele mit dem Sindh vereinigt, ist auch jetzt noch ganz unbekannt.

Auch die Quellen des Byas oder Wyasa, nach dem Rischi oder Weisen gleichen Namens, dem mythischen Ordner der heiligen Schriften der Hindu und dem Verfasser der Lehrbücher der Puranas so genannt, entdeckte zuerst dieser berühmte und unermüdliche Reisende in dem Längenthale Kulu zwischen dem zweyunddreyßigsten und dreyunddreyßigsten Breitengrade. Ein Bächlein ungefähr drey Fuß breit und einige Zolle tief, plätschert unter einem einsam stehenden Felsen hervor. Dieß ist der berühmte Wyasa. Das Erdreich um die Quelle ist weich und schwammig und von unzähligen Wässerchen durchschnitten. Hier ist auch das Bildniß des Wyas Rischi an dem Felsen angebracht, zu welchem jährlich eine große Anzahl Hindu Wallfahrten unternimmt. Unfern Firuspur geht der Fluß in die Satledsch und die vereinigten Wasser werden dann auf eine kurze Strecke ebenfalls Byas genannt; sie erhalten aber bald die neue Benennung Garrah.

In dem Distrikte Lahul innerhalb des Himalaja liegen zwey Seen auf einem Berge, aus denen Bächlein fließen, welche sich mit einem in der Nähe entspringenden Wasser vereinigen und so einen Fluß bilden, der in gerader Richtung nach Südwesten fließt. Er wird von den Einwohnern Raiwa, dann gemeinhin Rawi genannt und ergießt sich ungefähr acht deutsche Meilen oberhalb Multan in den Tschenab. Der Tschenab selbst entquillt bey Piti in Ladakh, läuft in westlicher, dann in südwestlicher Richtung und nimmt oberhalb des einunddreyßigsten Breitengrades den Dschelam auf, auch Behat oder Witasta, von den Griechen Hydaspes genannt. Es entspringt aber dieser Fluß einige Meilen nordöstlich des Passes Bannahal, welcher von Kaschmir nach Hindostan führt, bey einem Dorfe Wiranaya, wonach auch die Quelle ihren Namen erhält. Die meisten Flüsse Hindostans führen nämlich nahe an ihrem Ursprunge und innerhalb der Gebirge eigene Benennungen, welche sie nach ihrem Zusammenfluße mit andern Gewässern mehrmals verändern, was das Verfolgen der Flüsse der Ebene bis zu ihrem Quellgebiete in hohem Grade beschwerlich macht.

Das ganze Land, welches diese Flüsse, sobald sie aus dem Gebirge heraustreten, bis zu ihrer Vereinigung mit dem Indus durchziehen, wird das Pendschab oder Fünfflußgebiet genannt; jeder innerhalb zweyer Flüsse eingeschlossene Strich führt die besondere Benennung Duab, Zweyflußgebiet. Oestlich des Dschelam ist das Land flach und fruchtbar; es war zu alten Zeiten der Sitz blühender Staaten. Westlich des Flußes hingegen ist es gebirgiger Natur und bey dem Zusammenströmen der Gewässer sandig. Die Vegetation nimmt schnell ab und die Wüste beginnt, in einer Ausdehnung von ungefähr neunzig geographischen Meilen von Osten nach Westen. Nur am Ufergebiet des Indus und so weit durch die jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen oder durch künstliche Vorrichtungen sein Wasser reicht, ist das Land fruchtbar; links und rechts des Stromes ziehen sich dann Sandwüsten hin, gleichwie in Aegypten. Bevor er sich in das Meer ergießt, zertheilt sich sein langsam durch das Flachland Sindh ziehendes Wasser in viele Arme, innerhalb welcher fruchtbare, aber schlecht angebaute Deltas sich befinden. Eine Hügelreihe, Arawalli geheißen, in ihren flachen Theilen mit den westlichen Ausläufern der Windhyakette an den

Gränzen Gudscherats zusammenhängend, streckt sich über Adschmir in der Richtung nach Delhi; sie bildet die Landscheide zwischen der Wüste und der fruchtbaren Hochebene Mittelindiens, welche zu einer Höhe gleich der Altkastiliens emporragt. Alles Land westlich der Arawalli, von der Satledsch im Norden bis herab zum Meere, ist eine Sandwüste, aus welcher bloß einzelne bedeutende Oasen, wie Dschodpur und Dschesalmir hervorragen. Zwischen der Wüste und dem Meere zieht sich ein Moorland — dieß heißt Katsch in der Sprache des einheimischen Volkes — welches gleichsam die Brücke bildet von Gudscherat nach Sindh.

Diese weitgestreckten Gegenden von der Windhyakette im Osten bis zu dem Höhenzuge, der im Westen die große Salzwüste umsäumt, wurden von der Natur in jeder Beziehung zu Ländern des Uebergangs und Durchzugs bestimmt. Nirgendwo große fruchtbare Flächen oder entwickelte Stufenländer eines Flußgebietes, die sich selbst genug sind, die fremde Erzeugnisse und den Waarenumtausch leicht entbehren würden. Es konnte deßhalb auch in diesen Ländern keine selbstständige Kultur entstehen; es haben sich hier keine großen unabhängigen Reiche gebildet; und selbst die kleinen, welche im Laufe der Zeiten über einzelne Gauen herrschten, waren, zwischen zwey oder drey Kulturfystemen und großen Staaten eingeengt, nicht lange im Stande sich ihrer Unabhängigkeit zu erfreuen. Die gewaltigen Nachbarn bedurften des Landes zum Durchzuge und der schwache Gränzbewohner ward, sobald er es verschmähte als gehorsamer Freund und Bundesgenosse sich einreihen zu lassen, schnell über den Haufen geworfen. Die Bewohner dieses Ueberganglandes erfreuten sich jedoch andererseits, eben dieser Erdstellung wegen, großer Vortheile; sie waren niemals vollkommen der religiösen und politischen Sklaverey unterworfen, welche brahmanische Selbstsucht über alle Stämme Indiens verhängen wollte. Deßhalb werden sie auch Unreine gescholten, Verächter des heiligen Gesetzes, und wird ihnen alles Böse nachgesagt. Diese Leute, sprechen die erzürnten Dichter priesterlichen Sinnes, haben keine heiligen Schriften; sie bringen weder selbst den Göttern Opfer, noch lassen sie durch Andere deren darbringen. Schwelger sind die Einwohner dieser Länder, allen Lastern ergeben, Räuber und Mörder. Sie beobachten keinen Unterschied zwischen reinen und unreinen Speisen, noch achten sie der Kasteneintheilung. Der Priester wird bald ein Krieger oder Gewerbsmann, ein Sklave oder Bartscheerer, und darf dann wieder Priester werden. Sie berauschen sich, sind der Blutschande ergeben, morden ihre eigenen Kinder und rauben fremdes Gut. Wehe euch, ihr Bewohner des Fünfflußgebietes!

(Fortsetzung folgt.)

Oeuvres de Macrobe.

(Schluß.)

Für die Erklärung des Inhaltes wie der Sprache bieten die Anmerkungen nicht sehr viel; was dieselben aber enthalten ist meistens richtig. In Note 3 ist nach Opsopöus bemerkt, daß δομῶ eine Bedeutung für sich, außer der Zusammensetzung, habe, was aber nur für die spätere Zeit wahr ist. — Wenn in Note 35 es als auffallend bezeichnet wird, daß die liquidae (de infin. 19, 16) Halbvocale heißen, während sie an andern Stellen als Consonanten vorkommen, so hätte wohl noch mehr der Beachtung verdient, daß an der angeführten Stelle alle Zischlaute eben dahin gerechnet werden. Gut ist die S. 143 zu den Wiener Fragmenten gegebene Bemerkung über die von der unsrigen verschiednen Eintheilung der Conjugationen bey den Alten, und Note 30 die Bemerkung, daß item in diesem Buche keine Gleichartigkeit des dadurch Angereihten bezeichne, sondern nur als Fortsetzungspartikel gelte.

Die Uebersetzung ist von der Mahül'schen fast durchaus unabhängig, und schließt sich ziemlich genau an den lateinischen Text an. Unrichtigkeiten hat Ref. nur an solchen Stellen bemerkt, wo eine verdorbene Lesart den Sinn stört. So liest man gleich Anfangs (1, 1): modus, quem Graeci enclisin vocant. Latini cum formis qualitatem po-

suerunt, mit der Ueberſetzung: le mode enfin, que les Grecs appellent englisis (ſo!). C'est par la forme que les Latins ont déterminé la personne. Dieß ſcheint von Mahül entlehnt zu ſeyn, der überſetzt: les Grecs ont donné à ces derniers (aux modes) le nom de ἔγκλισις. Les Latins déterminent par la forme quelle est la personne qui parle; und es iſt ſelbſt S. 141 in die Ueberſetzung des hierher gehörigen Wiener Fragments übergetragen, wo nach vocant richtig ein Comma und ſtatt qualitatem beſſer in qualitate ſteht. Dort lieſt man nämlich de modes, que les Grecs appellent diathèse (ſo!); et que, comme les Latins ont déterminé la personne par la forme, les Grecs ont basé leur diathèse sur le genre. Der Sinn iſt aber offenbar: „der Modus, welchen die Griechen ἔγκλισις nennen, die Lateiner nebſt den verſchiedenen Verbalformen zur Qualität des Verbums gerechnet haben.“ Unter dem Ausdrucke formae vel species verborum verſteht nämlich Macrobius nach Kapitel 21 die meditativa, inchoativa, frequentativa und usurpativa, und ſie werden dort unmittelbar nach den Impersonalien, die, wie bey andern Grammatikern, der Lehre vom Modus angereiht ſind, und vor dem genus verbi behandelt. — Ferner S. 95 (de optativo modo, 18, 5) ſind die Worte: Sed quae in ην exeunt praecedente vocali, modo activa modo passiva sunt, et non nisi ex illis verbis veniunt, quae in μι exeunt: . . . Passiva autem et de iisdem verbis fiunt, . . . et de exeuntibus in ω *), überſetzt: ην, précédé d'une voyelle, appartient tantôt à l'actif, tantôt au passif, non-seulement pour les verbes terminés en μι: . . . car les passifs de ces sortes de verbes, au même temps, ont la même désinence: . . . mais encore pour ceux en ω. Mahül hat hier wörtlicher überſetzt: et ne viennent pas d'autres verbes, que des verbes en μι. Der urſprüngliche Text lautete hier wahrſcheinlich, wie oben bereits bemerkt iſt, et activa non nisi ex illis verbis veniunt quae in μι exeunt. — An einer andern Stelle iſt der Sinn mehr errathen, als aus dem lateiniſchen Texte abgeleitet, wenn es S. 42, (de fut., 8, 7) heißt contrarium (ſtatt in contrarium) non redeunte necessitate, und überſetzt iſt: le contraire n' ayant pas lieu nécessairement. Mahül hat hier ganz frey überſetzt: Le contraire arrive quelquefois. — S. 60 (de indic., 15, 13) ſind die ſinnloſen Worte si in (ſtatt in ω) praesens desinat in der Ueberſetzung ganz weggeblieben.

Aus dem Ganzen geht hervor, daß die Philologen Deutſchlands weniger als die in Frankreich dabey verlieren, daß der buchhändleriſche Verkehr zwiſchen beyden Ländern noch ſo ſchlecht beſtellt iſt; denn gerade die Didot'ſche Verlagshandlung, welche in dieſer Beziehung das Meiſte bietet, ſteht bekanntlich mit den deutſchen Buchhändlern durch Leipzig in directer Verbindung. Uebrigens benutzt Ref. die Gelegenheit darauf aufmerkſam zu machen, daß, ſo langſam auch die Sendungen nach Frankreich durch Buchhändler, außer auf dem angegebenen Wege, gehen, es dennoch ſehr im Intereſſe der franzöſiſchen Gelehrten, denen häufige Büchergeſchenke aus Deutſchland zugehen, liegt, daß dieſes durch Buchhändler, nicht durch gewöhnliches Frachtfuhrwerk (par le roulage), geſchieht; indem ſie in dem letzteren Falle oft den doppelten Werth eines Buches als Eingangszoll bezahlen und ſich ſelbſt zur Mauth begeben müſſen, um die ſo ankommenden Sendungen perſönlich in Empfang zu nehmen; wenn nicht etwa in den letzten Monaten eine Abänderung dieſer läſtigen Maßregel Statt gefunden hat.

L. v. Jan.

*) Die griechiſchen Beyſpiele ſind hier der Kürze wegen weggelaſſen, da ſie zweymal hätten angeführt werden müſſen. Die Beyſpiele ſtehen nämlich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in der Ueberſetzung wieder ebenſo; unter jeder Seite wird aber eine Ueberſetzung derſelben gegeben, was Mahül unterlaſſen hat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Fortsetzung.)

Sind auch die Bewohner Afghanistans, Balutschistans und des Pendschab in vielen ihrer Gauen mit mannichfachen Produkten zum eigenen Bedarf gesegnet, so bieten diese Landschaften doch wenige natürliche oder künstliche Erzeugnisse dar zum Austausche für fremde Waaren. Dagegen zogen sich theils über Peschawer und Kabal, theils über Kandahar nach Ghasnah und Herat, theils auch in andern Richtungen Jahrtausende lang die Königsstraßen des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande, und gossen eine Fülle des Reichthums aus über seine vorzüglichsten Stapelplätze. Kabal namentlich war der Sammelplatz, wo die geselligen Züge der Kaufleute aus den verschiedensten Gegenden Asiens sich vereinigten. Alle Karawanen aus Ferghana, Turkestan, Samarkand, Bochara, Hissar und Badakschan, so erzählt uns Baber, treffen in Kabal zusammen; jene aus Chorasan gehen nach Kandahar, welches ein sehr vortheilhafter Platz ist für Luxusartikel. Selbst wenn die Kaufleute ihre Waaren bis nach Chatai oder Rum führen, würden sie schwerlich mehr dabey gewinnen. In Kabal kommen jährlich sieben, acht bis zehntausend Pferde an; allein aus Hindostan werden jährlich fünfzehn bis zwanzigtausend Stücke Zeug dahin gebracht.

An die Kaufherrn schloßen sich die Sendboten der verschiedensten Kulturen und Glaubenssysteme Asiens und Europas, welche bey den rohen Stämmen leicht Eingang fanden. In diesen Gegenden blühten im Verlaufe der Zeiten Brahmanismus und Buddhaismus, Griechenthum und Feuerkultus neben und nacheinander. Nicht in friedlicher Weise, sondern mit Feuer und Schwert ward auch hier, wie beynahe allenthalben auf Erden, wo er verbreitet wurde, der Islam gepredigt und aufgezwungen. Die Bewohner dieser Gränz- und Durchzugsgebiete wurden aber zu keiner Zeit sämmtlich einem Kultursystem unterthan; es behauptete sich ein Theil der Bevölkerung bey der angebornen Weise der Gottesverehrung, und auch diejenigen, welche dem äußern Zwange sich fügten, bewahrten viele aus frühern Jahrhunderten stammende Sitten. Sie müssen es sich deßhalb gefallen lassen, von den Bekennern der verschiedenen Religionen der Lauheit und Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen beschuldigt zu werden. Auch die Sprechweisen der Völker und Stämme im Fünfflußgebiet tragen diesen Charakter des Uebergangs zwischen Ost und West, zwischen Sanskrit und Zend. Nur in diesem Mischlingslande konnte auch eine aus der Lehre der Brahmanen und des Koran zusammengesetzte Norm, die Religion des Nanak, Eingang finden und sich erhalten. Sogar die Schriftzeichen des auf Münzen und Inschriften gefundenen Alphabets bewahren diese aus der Natur der Dinge hervorgegangene Mischlings- und Verbindungsweise. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich auch keine selbstständige Literatur heranbilden. Die Männer, welche hier dichteten und schrieben, waren dem Geiste nach bald Hindu, bald Perser und Araber. Diese Stellung zwischen Ost

und West gibt hingegen den Ländern Afghanistans und des Pendschab eine große politische Bedeutung. Alle Eroberer, welche zu Land nach Indien zogen: Alexander, Muhammed Rahim und die Araber; Mahmud von Ghasnah und Mahmud der Ghorier; Tschinggis Chakan und seine Nachfolger; Timur und Baber; Nadir Schah und Ahmed Abdalli; sie mußten sämmtlich zuvor des Schlüssellandes Hindostans Meister werden, ehe sie weiter vorrücken und ihre Macht zwischen der Dschemna und dem Ganges entwickeln konnten.

Die große Masse der Bevölkerung des Fünfflußgebietes wird Dschet genannt, ein Name, welchen die Engländer Jat oder Jut schreiben. Ob diese Dschet zu dem von den Alten vielfach genannten weit verbreiteten Volke der Get oder Getä (spr. Dschet) (*Γέτας μὲν τοὺς πρὸς τὸν Πόντον κεκλιμένους καὶ πρὸς τὴν ἕω.* Strabo VII, 295) gehören; ob sie ein Zweig der bey den Chinesen häufig erwähnten Jueiti oder Jueitschi (spr. Jueit) und die Indoskythen der spätern Griechen sind; dieß wird niemals mit Sicherheit bestimmt werden können. So viel ist gewiß, daß die Dschet häufig in der Geschichte Timurs erwähnt werden, daß sie mit den Radschputen in Aussehen und Sprache innig verwandt sind (Tod Rajasthan I. 106) und zwischen diesen und den Afghanen den Uebergang bilden. Auch findet man deren heutigen Tages in Afghanistan und westlich bis Herat (Masson narrative of a Journey to Kalat. London 1843. 351), so wie in andern Gegenden Mittelasiens. Der Name bedeutet, wie die Völkernamen gewöhnlich, Stamm, Völkerschaft, und wird wohl auch, wie schon zu den Zeiten des Verfassers des Dabistan (II, 252), im Gegensatz zu einem Städter und Gewerbsmann in der Bedeutung von Ackerbauer genommen. Die große Masse der Sikh, d. h. der Schüler des Nanak, sind aus diesem Volke hervorgegangen. Nanak, von seinen Anhängern Baba und Guru, Vater und Lehrer, wohl auch Nirinkar, der Allgegenwärtige genannt, ward (1469) in dem Dorfe Talwandi, jetzt Rayapur an dem Ufer des Byas oder Hyphasis des Distriktes Bhatti, im Kreise Lahor geboren; er war der einzige Sohn seines Vaters Kalu, welcher gemeinhin nur in Verbindung mit dem Namen seines Klans genannt wird, Kulu Werdi. Nanak predigte eine Religion des Friedens. „Waffen lege an," sagt der treffliche Mann, „aber solche, die Niemand Schaden bringen; Vernunft sey dein Panzerhemd, wandle die Feinde in Freunde, Gottes Wort sey deine einzige Waffe; denn wie wundervoll sind nicht die Pforten, ist nicht der Pallast, worin die Gottheit thront und Alles regiert. Unzählig sind die Stimmen, die sie preisen: Luft, Wasser und Feuer; Iswara, Brahma und alle andern Gottheiten; die Propheten, Weisen und Einsiedler, Alle preisen sie! Er ist der Herr der Wahrheit, der Wahre und wahrhaft Gerechte. Er ist und war, er geht vorüber und geht nicht vorüber, er erhält Alles, das erhalten wird." In dieser Weise geht es noch lange fort in der Bibel der Sikh, im Adi Granth.

Der Adi Granth (d. h. das erste oder vorzüglichste Buch) enthält die Schriften Nanaks und seiner ersten neun Nachfolger, bis auf Teg Bahadur. Von dem 6. 7 und 8. Gueu sind keine Schriften vorhanden. Die Bibel der Sikh bildet einen Band von 1232 Seiten; jede Seite enthält 24 Linien und jede Linie 35 Buchstaben. Die Sprache ist das Hindi des nordwestlichen Indiens; nur die Lieder sind großentheils im Sanskrit. Die Schrift, eine aus dem Sanskritalphabet gebildete Form, soll Nanak selbst erfunden haben; sie wird deßhalb Gurumuchi, d. h. aus des Lehrers Mund, genannt. Die Form der Darstellung gleicht der in den Puranas; es sind Gespräche, wo der Schüler fragt und der Lehrer antwortet. Ein Porträt Nanaks, das wahrscheinlich unterschoben ist, findet man in Ousleys Oriental Collections. II 360.

Die friedlichen Sikhs wurden später durch Verfolgungen wüthende Löwen, Singh. „Thoren sind wir," so sprach der 10. Nachfolger Nanaks, der jugendliche Gowind zu seinen Genossen, „wenn wir jetzt noch dem verfolgungssüchtigen Muselman vertrauen. Was uns in Güte versagt wird, das soll uns das Schwert erringen. Behalten wir die Frömmigkeit für uns und kehren den Stahl gegen unsere Feinde." Diese Rede machte Eindruck auf die ta-

pfern verfolgten Genossen. Wie den alten Skythen, so ward auch den Sikh Eisen und Stahl von nun an eine Gottheit, zu der sie sich im Gebete richteten; und dieß um so lieber, da mancher tapfere Mann hoffen mochte, im Kampfe gegen seine Verfolger sich Hab und Gut und selbst eine Herrschaft zu erringen. Nanak wollte das indische Kastenwesen und den Religionsunterschied überhaupt abschaffen; alle Menschen sollten in der Anbetung des höchsten Wesens vereinigt werden. Gowind baute fort auf diesem breiten Fundamente. Die niedrigsten Glieder der untersten Kaste hieß es, seyen gleich den Brahmanen und Kschatrija; die Nation möge zu einem einzigen Körper zusammenwachsen, damit sie desto eher im Stande sey, das verhaßte Joch des Islam abzuschütteln. Gowind fühlte, daß, um so Großes zu vollbringen, um so tief gewurzelte Vorurtheile auszurotten, menschliches Zureden allein nicht ausreiche. Er wagte es deßhalb, nach dem Muster vieler seiner Vorgänger, eine Prophetenrolle zu spielen. Was menschliche Kraft und menschliche Einsicht auf den Menschen nicht vermag, das soll im Namen der Gottheit zu Stande kommen.

(Fortsetzung folgt).

Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Verfaßt von Dr. K. Klüpfel, Universitäts-Bibliothekar. Tübingen 1849. 531 S. 8.

Die Universitäten haben so bedeutend in den Entwicklungsgang der Wissenschaften, so wie des kirchlichen und staatsbürgerlichen Lebens eingegriffen, daß es von hohem Interesse ist, die Geschichte solcher Anstalten nach ihren bedeutendsten Momenten kennen zu lernen. Für die Universität Tübingen legt uns eine solche der dortige Bibliothekar Klüpfel vor; zwar nicht als die erste dieser Art, denn Böck und Eisenbach hatte er bereits zu Vorgängern, aber seine Geschichte der Universität ist in anderer Weise gehalten, denn wenn jene vorzugsweise eine literar-historische und biographische Geschichte der Tübinger Professoren beabsichtigten, so hat Klüpfel dagegen sein Hauptstreben darauf gerichtet, die wissenschaftlichen Zustände und Richtungen derselben, so wie die Sitten- und Verfassungsgeschichte zu schildern; eine Aufgabe, deren befriedigende Lösung seiner Arbeit einen besondern Werth verleiht.

Wir sind nicht gemeint in unserer Anzeige dem ganzen Gange der vorliegenden Geschichte zu folgen; wir werden uns begnügen hier hauptsächlich aus ihr nur hervorzuheben, welcher Art die ersten Einrichtungen dieser Universität gewesen sind, mit welch geringen Mitteln sie begonnen, und welche bedeutende Zuschüsse ihr im Laufe der Zeiten und insbesondere in den beyden letzten Decennien zu Theil geworden sind, um nunmehr unter den ersten Universitäten Deutschlands eine ehrenvolle Stelle einzunehmen. Mit Anerkennung wird daraus ersehen werden, wie Würtemberg's Fürsten und Stände sich seit drey Jahrhunderten ernstlichst bestrebt haben, ihrer Landes-Universität die von den Zeitverhältnissen geforderten Mittel zu einer gedeihlichen Wirksamkeit zu gewähren.

Die Universität Tübingen wurde im Jahr 1477 von dem Grafen Eberhard im Bart gestiftet; der Reihenfolge nach die fünfzehnte, die in Deutschland errichtet wurde. In der Stiftungsurkunde spricht er sich über seinen Entschluß folgendermassen aus:

„Er habe oft in Ueberlegung gezogen, wie er es am besten angreifen möge, ein dem Schöpfer wohlgefälliges und dem gemeinen Wesen und seinen Unterthanen nützliches Werk zu unternehmen. Da sey ihm der Gedanke gekommen, er könne nichts besseres und dem ewigen Gott wohlgefälligeres beginnen, als wenn er dafür sorge, daß gute und eifrige Jünglinge in schönen Künsten und Wissenschaften unterwiesen und dadurch in den Stand gesetzt werden Gott zu erkennen, zu verehren und ihm zu gehorchen. Das sey besser als prächtige Gotteshäuser erbauen und reiche kirchliche Stiftungen machen, denn der beste Tempel Gottes sey das menschliche Herz und der Schöpfer habe an der Sittlichkeit und Heiligung des Menschen größere Freude als an der Pracht der Tempel, die doch wenig zur Seligkeit beytrage; der Zweck der sittlichen Bildung und Veredlung werde aber durch nichts besser erreicht als durch wissenschaftlichen Unterricht. In diesem guten Glauben habe er beschlossen, eine Schule menschlicher und göttlicher Wissenschaften zu gründen."

Da die Universitäten eigentlich kirchliche Anstalten waren, so mußte die neue Hochschule in Tübingen die päbstliche Bestätigung erlangen und diese verwilligte überdieß die Einkünfte von 4 Pfarreyen, auf denen in Zukunft den Kirchendienst bloß Vikare versehen sollten. Die bedeutendste Fundation waren aber die Pfründen des St. Martinstiftes in Sindelfingen, welches deßhalb an die Georgenkirche zu Tübingen verlegt wurde. Die acht

Chorherrnstellen des Stiftes mußten die Besoldungen für die theologische und juridische Facultät liefern und die Professoren zugleich Chorherren des neuen Georgenstifts werden. Die kaiserliche Bestätigung erfolgte erst einige Jahre später, nämlich 1484.

Wie bey den meisten deutschen Universitäten findet sich auch die Tübinger in manchen Beziehungen der Pariser nachgebildet, das Regiment war wie bey letzterer in den Händen der Lehrer. Den Scholaren, die auf den italienischen Universitäten im Besitz der Gewalt waren, kam hier wie auf den übrigen deutschen Universitäten gar kein Antheil an der Vertretung der Universität zu. Aus der Mitte der Professoren wird alljährig an Philippi und Jakobi der Rector gewählt. Dieser führt den Vorsitz im Senat, leitet mit vier Deputaten die ökonomische Verwaltung, handhabt die Jurisdiction in peinlichen Sachen mit dem ganzen Senat, in bürgerlichen mit 5 Senatsgliedern. Ihm steht als Vertreter der Regierung und der päbstlichen Curie der Kanzler zur Seite, im Rang aber unter ihm. Dieser führt die Controle über die Verwaltung der Universität und bildet mit einigen Mitgliedern des Senats die Behörde, an die man von den Verfügungen des Senats appelliren kann.

Die 4 Facultäten stehen zu einander im Verhältniß der Rangordnung; die theologische als die erste. Sie bestand aus drey Doctoren der h. Schrift, die zugleich Chorherren des Georgenstifts waren, dessen Pfründen sie als ihre Besoldungen bezogen, die übrigens in der ersten Zeit nur je 100 fl. betrugen. Die zweyte Stelle nimmt die juridische Facultät ein, die aber wieder zwey Rangabstufungen enthält. Die erste bilden die doctores decretorum, die Lehrer des geistlichen Rechts, welche gewöhnlich Theologen und daher auch Chorherren sind. Der erste bezieht 100 fl., der zweyte 80 fl., der dritte, der Institutionen lesen soll, 30—40 fl. Für die dritte, die medicinische, waren nur zwey Lehrer bestimmt, wovon dem einen 100 fl., dem andern 60 fl. angewiesen sind. Diese drey Facultäten heißen gegenüber der philosophischen facultates superiores; die philosophische, ursprünglich Artistenfacultät genannt, steht gegen die übrigen in einem durchaus untergeordneten Verhältniß. Ihre Mitglieder sind nicht alle im Senate, sondern allein der Dekan mit zwey andern, und selbst diese werden in manchen Fällen von den Berathungen ausgeschlossen, auch können sie nicht zu Deputaten gewählt werden. Ordentliche Mitglieder zählt die Artistenfacultät 4, und zwar 2 vom alten Weg, Realisten, und zwey vom neuen Weg, Nominalisten; ein fünfter soll noch über oratoria und Poeterey lesen. Die vier ersten hatten 25 fl. und der letztere 20 fl. Besoldung; dabey hatten jedoch die ordentlichen Artisten freye Wohnung im Collegienhause, durften aber nicht heirathen. Die Unterordnung der philosophischen Facultät ist Tübingen etwas ganz Eigenthümliches, da sie auf keiner andern ältern Universität statt hatte; es war, als ob die Altväter es geahnet hätten, welche Gefahr dereinst den positiven Wissenschaften aus einer Emancipation der Philosophie erwachsen könnte.

Alle ordentlichen Professoren waren verpflichtet, täglich eine ordentliche Lection zu geben, worunter man solche verstand, die in einer Morgenstunde über vorgeschriebene Lehrfächer oder Lehrbücher gehalten wurden. Wer eine Lection ohne legalen Grund versäumte, mußte von 100 fl. Besoldung einen halben Gulden Strafe geben, wer weniger hatte, je nach dem Maaße seines Gehaltes. Alle Vierteljahre mußten sämmtliche Professoren von ihren Versäumnissen Rechenschaft ablegen. Außer den Besoldungen wurden wenigstens bey den öffentlichen Vorlesungen gar keine Honorare bezahlt. Eine Taxe für die Honorare, wie sie schon auf den ältern Universitäten z. B. Prag und Leipzig gebräuchlich war, finden wir hier erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo man sich durch Erfahrung überzeugt haben mochte, daß die Erlegung von Honoraren nicht bloß zur Deckung unzureichender Besoldungen nothwendig ist, sondern Lehrer und Zuhörer zugleich dabey ihrer Verpflichtung am sichersten nachkommen.

Als Nachbild der Pariser Collegien, d. h. der Pensionsanstalten, worin die Scholaren mit den Lehrern zusammen wohnten und speisten, bestunden in Tübingen ebenfalls zwey Collegien, die sogenannten Bursen, die für die Scholaren der Artistenfacultät bestimmt waren. Für die Kost wurde ein ermäßigtes Kostgeld bezahlt, und um dieselbe wohlfeiler liefern zu können, wurden von dem herrschaftlichen Kasten und der Universität je 100 Schäffel Dinkel gratis abgegeben.

Das Einkommen der Universität floß fast ganz aus kirchlichen Stiftungen und war höchst bescheiden. Der Verf. schätzt das jährliche Einkommen derselben höchstens auf 1000 fl., wobey freylich mit in Anschlag zu bringen ist, daß für wissenschaftliche Sammlungen und praktische Lehranstalten damals nicht das Geringste in Verwendung kam. Trotz dieser Beschränktheit der Mittel zählte doch die neue Universität mehrere tüchtige Lehrer, unter denen wir hier nur den Mathematiker und Astronomen Johannes Stöffler nennen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Fortsetzung.)

„Das höchste Wesen," erzählt Gowind, „befahl mir in dem Kali Juga zu erscheinen. Ich für meinen Theil wäre lieber ungeboren und in dem Anschauen der Allmacht versunken geblieben. Es sprach aber Gott: Ich habe dich zu meinem Sohne erkoren, damit du die vollkommene Religion den Menschen offenbarest. Tritt hinaus in die Welt, erhebe die Tugend und verfolge das Laster. Was nun der Höchste zu mir spricht, das verkünde ich den Menschen; ich bin der wahre Knecht Gottes; daran zweifelt nicht; darum werde ich sprechen und den Mund nicht verschließen. Ich spreche nicht eines Menschen Wort, sondern das Wort Gottes; ich kleide mich nicht nach der Norm eines Irdischen, sondern folge der Vorschrift des Höchsten; ich bete keine Steine an und ahme die Religionsgebräuche der Welt nicht nach. Ich spreche den grenzenlosen Namen aus und habe mich zum höchsten Wesen emporgeschwungen. Jeder der frühern Awatars hat eine besondere Religion gestiftet; aber sie erkannten nicht das höchste Wesen, sie erkannten nicht die wahren Grundsätze der Tugend und Gerechtigkeit. Alle frühern Lehren sind unnütze. Diese meine Lehre präge dir tief in die Seele ein; in keiner andern Lehre wird es dir wohlergehen; die meine nur erfasse mit ganzem Herzen. Siehe als ich bereits die Worte des Höchsten in dieser Weise einige Zeit verkündet hatte, da erschien mir Durga Bhawani, die Göttin des kriegerischen Muthes, in einem Traumgesichte, von wundervollem Glanze umstrahlt. Sie hielt ein strahlendes Schwert in ihren Händen, reichte es mir hin und sprach: Erobere die Länder der Muselman; es sollen viele derselben durch dieses Schwert erschlagen werden. Hierauf erwachte ich und rief begeistert aus: dieser Stahl diene mir und meinen Jüngern zum Schutze, denn in seinem Glanze strahlt mir immer die Majestät der Göttin entgegen. Drum sollt ihr immer Stahl *) an euch tragen: heilig sey auch der Stahl; der Schutz des Allstahles komme über euch. Ihr sollt nicht mehr Sikh, Jünger, sondern Singh, Löwen heißen. Wo immer ihr einem Muselman begegnet, erschlagt ihn, ihr habt das Recht dazu; wo immer ihr einem Hindu begegnet, prügelt ihn durch, beraubt ihn seines Gutes und theilt es unter euch; ihr habt das Recht dazu. Die Länder zu verderben, wo der Muselman herrscht, sey euer Sinnen, euer Trachten." Das Buch des Gowind, Desima Padischah ka Granth oder das Buch des 10. Herrschers genannt, aus welchem diese Stelle entnommen ist, wird von den Sikh für eben so heilig gehalten wie das Adi Granth selbst, dem es auch im Umfange nicht sehr nachsteht. Es ist ein Band von 1066 Seiten, jede Seite hat 23 Linien und jede Linie 38 — 41

*) Viele rohe kriegerische Völker haben bekanntlich ihren Waffen göttliche Verehrung erwiesen, wie noch heutigen Tags die Kalmüken zu thun pflegen. Pallas Samml. über die mongolischen Völker II 218. Oleg und seine Begleiter schworen, wie Nestor sagt (III 287 Schlözer), nach russischem Brauch, bey ihren Waffen.

Buchstaben. Der Inhalt ist großentheils mythologisch.

Die Lasten der Landbesitzer im Fünfflußgebiete waren nach dem Rückzuge des Schah Nadir (1740) unerträglich; die unglücklichen Unterthanen des großmongolischen Reiches sollten die ausgeleerten Staatskassen zu Delhi durch ihren Schweiß wieder anfüllen: man war unbarmherzig genug, ihnen, die ohnedieß so viel gelitten hatten, noch zuzumuthen, die Beute und den Raub des Eroberers zu ersetzen. Die Bewohner des Pendschab waren aber ärger gepeinigt als die anderer Provinzen. Da sie vermöge des Friedens Nadir gehörten, so verlangte man von ihnen, daß sie die Summen erschwingen, zu welchen Muhammed Schah sich verpflichtet hatte. Wird ihm die bürgerliche Gesellschaft unerträglich, so tritt der Tüchtigere hinaus, ergreift das Räuberhandwerk und wird der Feind aller derjenigen, die sich der bestehenden Tyranney fügen. Um sich von dem sklavisch gehorchenden Volke und den muselmanischen Herrn auch äußerlich zu trennen, schwang ein großer Theil die Fahne des Guru Gowind. Wah Gurudschi ki Fateh, Heil und Sieg den Jüngern des Guru, war das Losungswort, unter welchem sie zusammentraten und sich gegen ihre Tyrannen erhoben. Die Heiligkeit der Formel entschuldigte Mord und Raub; in ihrem Namen konnte man, wie so häufig in der Weltgeschichte, jede Schandthat begehen.

Die Bauern des Pendschab vertauschen jetzt die Pflugschaar mit dem Schwerte. Rottenweise ließen sie sich, vermittelst der Einweihungsceremonie des Waschtrankes, unter den Fahnen des Guru Gowind anwerben, wählten ihre Hauptleute, fielen Dörfer und Städte an, raubten und mordeten. Es waren dieß anfänglich Banden von zehn bis zwanzig Personen, in dem Hindidialekte des Landes Dscharwi, Straßenräuber genannt, welche ohne allen Zusammenhang unter sich selbst, auf eigene Gefahr und zum eigenen Vortheil auf Beute ausgiengen, wovon allen Genossen gleiche Theile gereicht wurden. Der Name eines kühnen, glücklichen Anführers ward bald, wie dieß zu geschehen pflegt, auf einer großen Landstrecke bekannt; er hatte nun am meisten Zulauf; zu ihm zogen die größten Waghälse. Der erste Raub ward gewöhnlich auf gute Interessen angelegt: man verschaffte sich bessere Waffen; man rüstete sich, um größere Züge unternehmen und reichere Beute machen zu können. Bald fühlte die Bande sich kräftig genug, ganze kleine Distrikte zu besetzen; hier wurden nun, zum Trotze der Statthalter von Lahor, offene Lager, Dehras geheißen, aufgeschlagen, aus welchen in der Folgezeit, wie aus den Lagern der römischen Legionen, mehrere größere Ortschaften und Städte hervorgegangen sind. Wenn der Heerbann der Semindare, wenn die ihnen an Anzahl überlegenen Reiterschaaren der Nawab sich versammelten, um die Banden zu umzingeln, so liefen die Räuber eilends in die verschiedensten Richtungen auseinander, zogen sich, wie vorher verabredet, nach einem bestimmten Vereinigungsplatz zurück, in die Moorlande des Nordens oder in die schwer zugänglichen Thäler der südlichen Abhänge des Himalaja. War die Gefahr vorüber, hatte sich die Landmiliz aufgelöst und waren die Truppen der Regierung in ihre Garnisonen zurückgekehrt, dann brachen die Sikh wieder aus ihrem Verstecke hervor und begannen das Räuberhandwerk von neuem. So verfuhren sie auch, sobald der Afghane Ahmed Schah ins Fünfflußgebiet einfiel; nur einigemal waren die Jünger Gowinds unvorsichtig genug, sich von den Durani überraschen zu lassen und wurden dann schonungslos niedergemetzelt. Eine Niederlage unfern Lodianah (1762) ist unter dem Namen Chalu Chara oder das Blutbad berühmt; es sollen nach einer Angabe fünfundzwanzig, nach einer andern viel wahrscheinlichern, zwölf tausend Mann auf dem Platze geblieben seyn.

Die zahlreichen Häuptlinge erkannten Niemand als Oberherrn; Niemand hatte das Recht sie zur Rechenschaft zu ziehen; es waren auch, nachdem die ursprünglichen Einrichtungen im Laufe der Zeit ihre Geltung verloren, keine allgemeinen Satzungen vorhanden, nach welchen eine Herrschaft eingerichtet und ein bürgerliches Regiment geführt werden konnte. Zu einem tüchtigen bewährten Häuptling schlugen sich Verwandte, Freunde und Abenteurer, welche sämmtlich auf ein gleiches Ziel losgiengen. Nicht um die Gunst des Herzogs noch um Sold diente und gehorchte man dem Führer; gleiche Theilung

alles Erworbenen, sey es liegende oder fahrende Habe, Menschen und Vieh, war die stillschweigende Bedingung. Das eroberte Land gehorchte gleichmäßig der ganzen Genossenschaft, Misal genannt; dem Herzog gebührte im Kriege die Anführung, und auch im Frieden hatte er, nicht durch ein Recht, sondern durch seine Stellung und sein Ansehen bey der Genossenschaft eine Art schiedsrichterlicher Gewalt. Man gehorchte ihm nur insoweit als es das eigene Interesse oder in gefährlichen Zeitläuften das Wohl des Ganzen erheischte. Jede Genossenschaft handelte übrigens in allen vorkommenden Angelegenheiten wie es ihr gut dünkte, ohne nach dem Treiben der Andern zu fragen. Doch fanden beym Beginne des Sommers und Winters, im April und Oktober, zu Amritsir Versammlungen aller Häuptlinge und Gaugrafen statt, wo über die allgemeinen wichtigen Interessen des Volkes, wie über größere gemeinschaftliche Kriegszüge der streitenden Kirche berathen und Beschluß gefaßt wurde. Bey solchen feyerlichen Gelegenheiten badete sich jeder zuerst in dem heiligen Weiher, gieng dann zu der Gurumata oder Versammlung und sprach, wie Einsicht und Vortheil es geboten.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Mit der Reformation erweiterten sich die Einkünfte der Universität, wenn gleich sie hauptsächlich nur der theologischen Facultät zu Gute kamen. Der wichtigste Zuwachs aber war das theologische Stift, auf eingezogenes Kirchengut fundirt; eine Anstalt, die später bedeutend sich vermehrte und aus der eine Menge ausgezeichneter Geistlicher und Lehrer hervorgiengen. Tübingen ward dadurch vorzugsweise eine theologische Universität. Der dreyßigjährige Krieg lastete zwar schwer, wie auf dem ganzen Lande, so insbesondere auch auf der Universität; doch mit der Wiederherstellung des Friedens war die Regierung fortwährend bemüht dieselbe wieder zu heben, wenn gleich die medicinische und philosophische Facultät aus Mangel an Mitteln immer noch nicht zu einigem Gedeihen kommen konnte. Erst die neuere Zeit brachte diese beyden Facultäten in Flor, indem zur Erreichung ihrer Zwecke nunmehr auch die nöthigen Anstalten und Sammlungen begründet und mit tüchtigen Lehrern besetzt wurden.

Die medicinische Facultät hatte über dreyhundert Jahre lang keine klinischen Anstalten zur Verfügung; selbst der anatomische Unterricht war durch Beschränktheit der Lokalität und Mangel an Leichen sehr nothdürftig bestellt. Erst im Jahre 1792 gelang es Clossius, der Universität zu den Anfängen eines Krankenhauses zu verhelfen. Zwar wurde er bald durch den Tod abberufen, aber nun trat an seine Stelle Autenrieth, eine der größten Zierden der Tübinger Universität, und sein Einfluß brachte es bald dahin, daß ein eignes Krankenhaus errichtet wurde, wozu die Regierung 40,000 fl. aus der Kirchenrathskasse anwies. Obgleich dasselbe, außer zwey Wohnungen für den Professor der innern Heilkunde und den der Chirurgie und Geburtshülfe, nur zwölf, zum Theil nicht sehr geräumige Zimmer mit je 1 bis 5 Betten enthielt, so schätzte man sich doch damals sehr glücklich, bereits so viel erreicht zu haben. Indeß bald zeigte es sich, daß nicht bloß dieses Gebäude nicht ausreichend sey, sondern daß für die medicinischen und naturhistorischen Wissenschaften noch eine Reihe anderer Institute begründet werden müßte, sollte anders die Landesuniversität den andern deutschen Universitäten gegenüber die Concurrenz aushalten können. Ein neues großes Anatomie-Gebäude war zwar bereits im Jahre 1835 vollendet worden; da indessen seit einer langen Reihe von Jahren nichts Erhebliches für Vermehrung der Lehrmittel geschehen war, so waren mancherley Bedürfniße unbefriedigt. Am lebhaftesten unter den Senats-Mitgliedern nahm sich Robert Mohl der Sache an und brachte eine Reihe von Verbesserungen und Erweiterungen der Institute in Antrag. Schon im Jahre 1833 lieferte er in einer eignen Schrift den Nachweis, daß die im Jahre 1828 auf 80,000 fl. festgesetzte Dotation der Universität nicht mehr genügen könne. Die Regierung, welche bereits 50,000 fl. jährlich zu den in 30,000 fl. bestehenden eignen Einkünften der Universität zuschießen mußte, zeigte sich anfangs nicht sehr willig auf diese Anforderungen einzugehen, so daß sie auf dem Landtage nicht die geringste Erhöhung der Exigenz für die Universität in Antrag brachte, und auf Vorschlag der Finanzkommission nur der Bibliothek zu ihrer Vermehrung ein Zuschuß von 3000 fl. bewilligt wurde. Bald aber gelang es Regierung und Stände zu größeren Anstrengungen zu bewegen, da sie sich auf wiederholte Vorstellungen des Senats überzeugten, daß zur Erhöhung geringer Gehalte, zur Errichtung neuer Lehrstühle und zur Verbesserung der einzelnen wissenschaftlichen Institute weitere Zuschüsse unumgänglich nöthig seyen.

Die Regierung brachte daher auf dem Landtage von 1836 eine Erhöhung des Universitäts-Etats von 12,000 fl. ein, die auch von den Ständen genehmigt wurde. Mit dieser Summe konnten nun auch die geforderten Verbesserungen zum großen Theile ausgeführt werden. Die Vermehrung der Dotation der Sammlungen brachte aber auch das Bedürfniß einer Erweiterung ihrer Lokalitäten mit sich, und so entstand das Verlangen ein neues Universitätsgebäude aufzuführen, um das alte zur Vergrößerung der Institute abtreten zu können. Der König und die Stände waren dem Antrage willfährig und auf dem Landtage von 1839 wurde die Summe von 180,000 fl. zur Erbauung eines neuen Universitätsgebäudes nebst 2 Seitengebäuden für den Unterricht in der Botanik und Chemie verwilligt. Im Herbste 1845 war bereits der neue Bau vollendet; ein schönes stattliches Gebäude, das durch die Größe und Harmonie seiner Verhältnisse einen würdigen Eindruck macht und von dem der Verf. mit Recht sagen kann, daß es mit mehr Luxus und in großartigeren Verhältnissen ausgeführt wurde, als man es sonst bey Staatsgebäuden in Würtemberg gewohnt ist. Das Universitätsgebäude enthält 14 Hörsäle, einen Prüfungssaal, einen Sitzungssaal für den Senat, Facultäts- und die erforderlichen Kanzleyzimmer, außerdem eine große, durch zwey Stockwerke reichende und schön verzierte Aula. Von den beyden Seitengebäuden ist das eine, welches unmittelbar an den botanischen Garten sich anschließt, zur Aufstellung des Herbariums und zur Haltung der botanischen Vorlesungen, das andere für den chemischen Unterricht bestimmt; beyde enthalten zugleich für die betreffenden Professoren die Wohnung, die jedoch von ihnen bezahlt werden muß.

Noch ehe das Universitätsgebäude vollendet war, dachte man an eine neue Baulichkeit. Das bisherige Klinikum konnte den größern Anforderungen an eine solche Anstalt durchaus nicht entsprechen; man wollte zwar vor der Hand die medicinische und chirurgische Klinik noch darin beysammen lassen, aber die geburtshülfliche daraus verlegen. Regierung und Stände bewilligten auch 60,000 fl. zur Errichtung eines neuen Gebärhauses; wie es aber, nach einem alten Sprichwort öfters zu gehen pflegt, daß die Rathsherren den besten Rath wissen, wenn sie von der Berathung heimgekehrt sind, so gelangte man jetzt erst zur Einsicht, daß es zweckmäßiger sey, das neue Gebäude für die medicinische und chirurgische Klinik, als der größten Räumlichkeiten bedürftig, zu bestimmen, den alten Bau aber ganz der Geburtshülfe zu belassen. Nun reichte freylich die verwilligte Summe nicht hin, sondern wurde fast um das Doppelte überschritten. Dafür besitzt aber jetzt auch die Universität ein schönes und zweckmäßig eingerichtetes Krankenhaus, in welchem 60, in dringenden Fällen auch 80 Kranke aufgenommen werden können. Der jährliche Staatszuschuß, welcher für die klinischen Anstalten geleistet wurde, betrug im Jahr 18$\frac{4}{5}$ die Summe von 17,000 fl. und ist für das folgende Jahr mit 23,000 fl. beantragt worden.

Die Erweiterung des Klinikums, die Beantragung der Vermehrung des Bibliothekfonds, die Errichtung zweyer neuen ordentlichen Professuren, für Anatomie und Physiologie und für Chirurgie, und die Vergrößerung der bestehenden wissenschaftlichen Sammlungen machten einen weitern Aufwand nöthig, den der Berichterstatter des Senats, Robert Mohl, auf 32,000 fl. berechnete, den aber die Regierung auf 18,000 fl. ermäßigte, was denn auch von Seiten der Ständeversammlung ohne erhebliche Beanstandung bewilligt wurde.

Wir wollen schließlich noch Einiges über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten der Universität beyfügen.

Die Bibliothek begann mit sehr dürftigen Anfängen und war geraume Zeit hindurch hinsichtlich ihrer Vermehrung nur auf Schenkungen angewiesen. Erst im Jahre 1601 wurden 100 fl. zu ihrer Vermehrung ausgesetzt, die aber nicht regelmäßig verwendet wurden; überdieß befand sie sich in einem höchst ungünstigen finstern Lokale, das nicht einmal ein heizbares Lesezimmer hatte. Wollte zur Winterszeit Jemand etwas darin suchen, so mußte er sich von dem Pedell mit einer Laterne hineinführen lassen und das nöthige Schreibzeug selbst mitbringen.

(Schluß folgt.)

Es wird gewünscht, daß Bestellungen auf diese Zeitschrift für das Jahr 1850 bey den k. Postbehörden um die Mitte Decembers l. J. gemacht werden mögen, damit man die Stärke der Auflage darnach zu bemessen im Stande sey.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung).

G. F. Nietzsche, Lehrbuch der Stenographie. Lief. 1. Dresden 1849.

Frähn, Indications bibliographiques relatives pour la plupart à la littérature historico-géographique des Arabes, des Persans et des Turcs. Pétersbourg 1845.

El-Senusi's Begriffsentwicklung des Muhammedanischen Glaubensbekenntnisses. Arabisch und deutsch mit Anmerkungen von Dr. M. Wolff. Leipzig 1848.

M. Defrémery, Voyages D'Ibn-Batoutah dans la Perse et dans l'Asie centrale. Par. 1848.

Rig-Véda ou livre des hymnes, traduit du Sanscrit par M. Langlois. T. I. Par. 1848.

Der Frühlingsgarten von M. Mewlana Abdurrahman Dschami. Aus dem Persischen übertragen von O. M. Fr. von Schlechta-Wssehrd. Wien 1846.

Vic. de Santarem, Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen age et sur le progrès de la géographie après les grandes découvertes du quinzième siècle. T. I. Par. 1849.

J. G. Kohl, Alpenreisen Th. 1. Dresden 1849.

Expédition du Général Cavaignac dans le Sahara Algérien, en Avril et Mai 1847. Relation du voyage, exploration scientifique, souvenirs etc. par le Dr. Felix Jacquot. Par. 1849.

Eug. Delessert, Voyage dans les deux océans Atlantique et Pacifique 1844 à 1847. Bresil, Etats-unis . . . . Par. 1848.

J. B. C. Lesueur, Chronologie des Rois d'Egypte; ouvrage couronné par l'Académie des Inscriptions etc. Par. 1848.

Ed. Lodge, The peerage of the British Empire. 18. edit. Lond. 1849.

Dr. M. Nägele, Studien über altitalisches und römisches Staats- und Rechtsleben als Vorschule der römischen Staats- und Rechtsgeschichte. Schaffhausen 1849.

Ed. de la Barre Duparcq, Considérations sur l'art militaire antique et sur l'utilité de son étude. Par. 1849.

W. A. Becker, Gallus oder römische Scenen aus der Zeit August's. 2. umgearb. Auflage von Dr. W. Rein. Leipzig 1848.

J. Arneth, Zwölf römische Militärdiplome. Wien 1843.

F. Wieseler, Das Orakel des Trophonios. Göttingen 1849.

G. Minervini, Novelle dilucidazioni sopra un antico chiodo magico presentato al VII congresso italiano dal Prof. Orioli. Napoli 1846.

— —, Descrizione di alcuni vasi fittili antichi della collezione Jatta. P. I. Divinità. Napoli 1846.

Ag. Gervasio, Osservazioni sulla iscrizione onoraria di Mavorzio Lolliano in Pozzuoli. Napoli 1846.

E. Braun, Artemis Hymnia und Apollon mit dem Armband. Rom 1842.

J. J. Bellermann, Ueber die Scarabäen-Gemmen. Stück 1. 2. Berl. 1820.

Bulletino Archeologico Napoletano, pubblicato da Fr. Avellino. Anno I — IV. Napoli 1843 — 46.

Ch. Texier, Description de l'Asie mineure. Livr. 45 — 49. Par. 1849.

W. Ternite, Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji. Heft. 7. Berl. 1848.

Ed. Gerhard, Zwey Minerven. Berl. 1848.

Dr. Frz. Fiedler, Die römischen Inschriften in Xanten erklärt. Wesel 1839.

F. de Pfaffenhofen, Essai sur les Aspres Comnénats ou Blancs d'argent de Trébisonde. Paris 1847.

H. P. Cappe, Die Münzen der deutschen Kaiser und Könige des Mittelalters. Abth. 1. Berlin 1849.

Dr. H. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte. 3. zum Theil umgearb. Aufl. Bd. 1. Halle 1849.

A. H. Layard, Nineveh and its Remains, with an account of a visit to the Chaldaean christians of Kurdistan and the Yezidis. Researches and Discoveries in ancient Assyria. Vol. 1. 2. London 1849.

Dr. Al. Kopstadt, De rerum Laconicarum constitutionis Lycurgeae origine et indole. Gryphiae 1849.

G. Grote, History of Greece. Vol. V. VI. London 1849.

P. Serafini, Degli abruzzesi primitivi. Monte-Cassino 1847.

K. Eynard, Lucques et les Burlamacchi. Souvenirs de la réforme en Italie. Par. 1848.

Sc. Ammirato, Istorie Fiorentine. Disp. 1 — 15. Firenze 1846.

J. Whiteside, Italy in the nineteenth century. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

Dr. L. Tosti, Storia della lega Lombarda. Monte-Cassino 1848.

Ferd. Ranalli, Storia degli avvenimenti d'Italia. Fasc. 1 — 6. Firenze 1846.

G. Dennis, The cities and cemetries of Etruria. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

v. Bechthold, Die Lombardei und ihre Beziehungen zu Deutschland. Darmstadt 1849.

Fr. A. A. Turriozzi, Memorie istoriche della citta Tuscania che ora volgarmente dicesi Toscanella. Roma 1778.

F. F. G. Dejean, Essai sur la question coloniale à la Guyane française. Par. 1848.

De Bussières, Le commerce extérieur et la politique de la France. Par. 1848.

V. de Vaublanc, La France au temps des Croisades. Vol. 1 — 4. Par. 1844 — 47.

J. B. A. D'Aldéguier, Histoire de la ville de Toulouse depuis la conquête des Romains jusqu'à nos jours. Vol. 1 — 4. Toul. 1833 — 35.

Louis-Philippe d'Orléans, Mon Journal. Evénements de 1815. Vol. 1. 2. Par. 1849.

J. W. Pauli, Die Umtriebe der Demokraten in Paris. Leipzig 1849.

Alfr. Nettement, Les historiens de la revolution française. Etudes critiques sur les Girondins. Paris 1848.

M. Guizot, De la démocratie en France. Par. 1849.

E. Girardin, Avant la constitution. Par. 1848.

A. E. Douglas, The life and times of Louis Philippe, Ex-King of the French. Lond. 1848.

Helyon de Champ-Charles, Pièces inédites sur la guerre civile de l'Ouest. Par. 1847.

Ph. Breton, Théorie de la centralisation. Par. 1848.

P. Margry, De la démocratie en France. Réponse à M. Guizot. Par. 1849.

Th. Muret, Histoire des guerres de l'Ouest, Vendée, Chusannerie (1792 — 1815). T. V. Ende des Werkes. Par. 1848.

Atlas to Alison's history of Europe. By Al. Keith Johnston. Lond. 1848.

M. Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire. Vol. 7. 8. Par. 1849.

L. Blanc, La révolution de Février au Luxembourg. Par. 1849.

Discours de M. Thiers prononcés à l'assemblée nationale dans la discussion de la constitution. (Sept. et Octob. 1848.) Par. 1848.

Fr. Hundeshagen, Die deutsche Auswanderung als Nationalsache, insbes. die Auswanderung des Proletariats. Frankf. 1849.

Baden und seine Beziehung zur nationalen Erhebung Deutschlands. Mit einigen Urkunden als Beylagen. Karlsruhe 1849.

J. Gößmann, Beyträge zur Geschichte des geistl. Fürstenthums Fulda von der Zeit seiner Säcularisation bis in die neueste Zeit. Fulda 1849.

C. W. Reinhold, Hamburgische Chronik. Th. 1. 2. Hamb. 1820.

Dr. E. G. Steudel, Altbau und Neubau des Medizinalwesens in Württemberg. Eßlingen 1849.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500. T. X. Scriptorum T. VIII. Hannoverae 1848.

Fr. v. Reden, Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik. Berlin 1849.

Werner, Plan einer deutschen Auswanderung und Ansiedelung in den vereinigten Staaten Nordamerikas. Reutlingen 1848.

Das neue deutsche Reich und die kleinen deutschen Staaten. Frankf. 1849.

v. Peucker, Beyträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfassung Deutschlands. Frankf. 1849.

Dr. Chr. Fr. Harleß, Deutsche Bundeskriegshäfen als Bedürfniß für eine deutsche Kriegsmarine. Bonn 1848.

E. M. Arndt, Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland. Bonn 1849.

Silberstein, Geschichte der Aula der Wiener-Universität und der akad. Legion von März bis Ende October 1848. Mannheim 1849.

Dr. A. Pichler, Aus dem wälsch-tirolischen Kriege. Wien 1849.

Die österreichische Nationalbank. Wien 1848.

Dr. W. Wachsmuth, Geschichte des Illyrismus oder des südslavischen Antagonismus gegen die Magyaren. Leipzig 1849.

O. Jódál, Der Krieg in Ungarn. Mannheim 1849.

Der Feldzug der Oesterreicher in der Lombardei unter Graf Radetzky im Jahr 1848. Lief. 1. Stuttgart 1849.

Briefe an den Hof. 2. verm. Aufl. Wien 1848.

E. Braun, Oreste stretto al paricidio dal fato. Specchio Etrusco di Giuseppe Basseggio. Roma 1841.

A. Bauer, Die Sicherheitspolizey und das Armenwesen in Oesterreich. Wien 1848.

— —, Vergleichende und kritische Darstellung der neuen und alten Verfassung der österreich. Monarchie. Wien 1848.

K. Kreil, Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreich. Kaiserstaate. I. Jahrgang 1846. Prag 1848.

J. G. Wilkinson, Dalmatia and Montenegro. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

C. Grüner, Die Geschichte der October-Revolution in Wien. Leipzig 1849.

J. Gaisberger, Die Gräber bey Hallstadt, im österreich. Salzkammergute. Linz 1848.

Fenner von Fenneberg, Geschichte der Wiener-Octobertage. Th. 1. Leipzig 1849.

W. G. Dunder, Denkschrift über die October-Revolution in Wien. Heft 1. 2. Wien 1849.

Ad. Helfferich, Berliner Briefe. Heft 1. Leipzig 1849.

W. Dieterici, Ueber preußische Zustände, über Arbeit und Kapital. Berlin 1848.

Ueber Auswanderung und innere Colonisation mit bes. Beziehung auf Preußen. Eine Staatsschrift. Berlin 1848.

A. Lipski, Beyträge zur Beurtheilung der Ereignisse im Großherzogthum Posen im J. 1848. Heft 1. Berlin 1849.

H. von Hasenkamp, Die Reorganisation der Armee und die preußische Verfassung. Berlin 1849.

Zur Geschichte der höheren Militär-Bildungsanstalten in Preußen. Berlin 1849.

Frz. v. Florencourt, Frankfurt und Preußen. Grimma 1849.

v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte. Magdeb. 1849.

Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern. Schaffhausen 1849.

A. Sternfeld, Das öffentliche Verfahren vor dem Geschwornen-Gerichte, unter Zugrundlegung der französ. und bayer. Gesetzgebung. Zweibrücken 1848.

S. Vögelin, Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Zürich 1848.

Letters from Edinburgh, written in the year 1774 and 1775 . . . containing some observations on the diversions of the Scotch nation. Vol. 1. 2. Dublin s a.

J. A. Giles, The life and times of Alfred the Great. Lond. 1848.

Essays upon several subjects concerning British antiquities. Edinb. 1763.

D. Dalrymple, Annals of Scotland from the accession of Malcolm III, surnamed Canmore. Vol. 1. 2. Edinb. 1776.

Earl of Blessington, Observations on the state of Ireland. Lond. 1822.

Th. Bermingham, The social state of Great Britain and Ireland. Lond. 1835.

Codex diplomaticus aevi Saxonici opera J. M. Kemble. Vol. 4 — 6. Lond. 1845 — 1848.

Alfr. Suckling, The history and antiquities of the county of Suffolk. Vol. II. Lond. 1848.

Ed. Gibb. Wakefield, A view of the art of colonization with present reference to the British Empire. Lond. 1849.

Scriptores monastici. Galfridi le Baker de Swinbroke, chronicon Angliae temporibus Edwardi II. et Edwardi III. Nunc primum ex unico co-

dice manuscripto bodlejano edidit J. A. Giles. Lond. 1847.

Will. Bac. Stevens, A history of Georgia from its first discovery by Europeans to the adoption of the present constitution in 1798. Vol. I. New York 1847.

W. Sturch, The grievances of Ireland, their causes and their remedies. Lond. 1826.

J. M. Lappenberg, Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Helgolands. Hamb. 1831.

J. J. A. Worsaae, Danevirke, Der alte Gränzwall Dänemarks gegen Süden, ein geschichtlicher Beytrag zur wahren Auffassung der Schleswigischen Frage. A. dem Dänischen von A. Curländer. Kopenhagen 1848.

Die lievländische Reimchronik von Diettlieb von Alnpeke, in das Hochdeutsche übertragen und mit Anmerk. versehen von E. Mayer. Reval 1848.

O. Kienitz, 24 Bücher der Geschichte Livlands. Bd. 1. Lief. 1. 2. Dorpat 1847.

The state of religion in New-England. Glasgow 1742.

E. Pellisier, Annales Algériennes. T. 1 — 3. Par. 1839.

Gr. Altaroche, Plan sommaire de la colonisation complète de l'Algérie. Par. 1848.

J. Buchanan, Sketches of the history, manners and customs of the North American Indians. Lond. 1824.

Fr. Baader, Die Bundesverfassung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Berlin 1848.

G. Bl. Wilkinson, Handbuch für Auswanderer nach Südaustralien. A. d. Engl. Leipzig 1849.

W. Williams, The Middle Kingdom; a survey of the geography, government, education . . . of the chinese Empire and its Inhabitants. Vol. 1. 2. New York 1848.

F. E. Walther, Texas, als geeignetster Colonisationsplatz. Dresden 1848.

G. T. Poussin, De la puissance Américaine. 3. edit. revue et augmentée. Vol. 1. 2. Par. 1848.

Dr. C. Hartmann, Geograph. statistische Beschreibung von Californien. 1. Bericht. Weimar 1849.

Fr. Gerstäcker, Kaliforniens Gold- und Queckfilber-Distrikt. Leipzig 1849.

J. Fr. Lacrouts, Notes statistiques sur l'Algérie. Alger. 1848.

Die deutsche Auswanderung nach Südaustralien und Australia Felix. Berlin 1848.

W. Fr. Williams, An historical and statistical account of the Bermudas from their discovery to the present time. Lond. 1848.

D. Roberts, Some memoirs of the life of John Roberts. Lond. s. a.

Bar. de Reiffenberg, Godefroid de Bouillon, suite du chevalier au Cygne, avec des recherches sur la première croisade. Bruxelles 1848.

F. Fr. v. Tscharner, Leben und Wirken. Herausgeg. von Vinc. de Planta. Chur 1848.

St. Isaacson, The life and death of Lancelot Andrewes, late Lord Bishop of Winchester. Lond. 1829.

Dalton Barham, The life and remains of Theodore Edward Hook. Vol. 1 2. Lond. 1849.

Brustbilder aus der Paulskirche. Leipzig 1849.

Biographie de Mgr. M. A. D. Sibour, archevêque de Paris, par Bollier Par. 1848.

J. Martin, Some account of the life and writings. Lond. 1797.

Volksbibliothek. Bd. 5. Das Kriegsjahr 1813 von R. Schneider. Leipzig 1848.

J. Strack, Graf Radetzky während seiner 46jährigen Dienstzeit. Wien 1849.

Th. J. Pettigrew, Memoirs of the life of the late Vice Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

Notices sur J. A. Letronne. Par. 1849.

Al. de Lamartine, Les confidences. Par. 1849.

T. L. Hasse, Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des k. sächs. Bergrathes Werner. Dresden 1848.

Ch. Buxton, Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton. 2. edit. Lond. 1849.

Th. Campbell, Life and letters. Ed. by W. Beattie. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

E. F. Wuestemann, Friderici Jacobsii laudatio. Gotha 1848.

R. Tighe, A short account of the life and writings of the late rev. Will. Law. Lond. 1813.

A. Taillefumière, Détails curieux et jusqu'alors inconnus sur la mort de Mgr. l'archevêque de Paris. Par. 1848.

Dr. L. C. Schulz von Straßnitzki, Handbuch der besonderen und allg. Arithmetik. 2. verb. Aufl. Wien 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1849.

(Fortsetzung).

Renan (Ern.), De divers travaux relatifs aux études classiques au moyen âge pendant la période Carlovingienne. (Giesebrecht, de litt. stud. apud Italos etc. Kunstmann, Hrab. M. Maurus.) — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 71.

Newman (F. W.), On the verb „To Be" and its equivalents. — Classical Museum 1849 Oct.

Mohl (J.), Rapport sur les travaux du Conseil de la Société asiatique pendant l'année 1848 — 1849. Journal asiat. 1849 Juillet.

Renan (Ernest), Eclaircissements tirés des langues sémitiques sur quelques points de la prononciation grecque. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 54. 57. 58. 59.

Hickie (Wm. James), Contributions towards a metaphysics of greek syntax. — Classical Mus. 1849 Oct.

Wey (Francis), Histoire des révolutions du langage en France. — Journ. gén. de l'instruction publ. 1849 No. 25. 26.

Etudes sur la littérature byzantine II. Jean Cinname — Ebendaſ. No. 69.

Bonnycastle (H.), An attempt to restore the text and the scansion of Homer upon an entirely new system and principle. — Classical Museum 1849 Oct.

Hamilton (W. J.), Address to the royal geogr. Society of London. (Sketch of the progress of Geography during the past year 1848.) — Journ. of the r. geograph. Soc. 1849 P. I.

Bodichon, Projet d'une exploration politique, commerciale et scientifique d'Alger à Tombouctou par le Sahara. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1849 Juillet et Août.

Davies (Eb.), Un tour en Amérique et l'esclavage en pays chrétien. (Cont. et fin.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Août. Sept.

Lafond de Lurcy, Rapport sur l'ouvrage de J. Acosta. (Compendio historico del descubrimiento y colonisacion de la Nueva Granada.) — Bull. de la Soc. de Géogr. 1849 Juillet et Août.

Gutzlaff, Frontiers of China towards Birmah. — Journ. of the r. geogr. Soc. 1849 P, I.

Thomson (Thom.), Successful journey to the Karakorum Pass in Central Asia. — Ebendaſ.

Leigh (T. S.), Mayotta and the Comoro Islands. — — Ebendaſ.

— —, A visit to the river Zambezi. — Ebendaſelbſt.

Ferry (G.), Scènes de la vie Mexicaine. Moeurs judiciaires. — Revue des deux Mond. 1849 Sept.

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. — Ebendaſ. Sept. Oct.

Roman names. By C. B. — Classical Museum 1849 Oct.

Grégoire (Ern.), De la condition civile et politique des descendants des affranchis dans l'ancien droit romain. — Revue de législation 1849 Août.

Longpérier (A. de), Figurine antique de bronze représentant Hercule Ogmius. — Revue archéol. Année VI. Livr. 6.

Quatremère, Observations sur la ville de Ninive. — Journ. des Savants 1849 Sept.

Langlois, Lettre sur quelques monnaies monogram-

matiques de cuivre d'Éraric, roi des Ostrogoths. — Revue archéol. Année VI. Livr. 6.

When did Greece become a Roman province? By C. K. W. — Classical Museum 1849 Oct.

Desprez (H.), Les Polonais dans la révolution européenne. — Revue des deux Mondes 1849 Août.

Dumont (Ed.), Origines historiques de la souveraineté temporelle du Saint-Siège. — Revue de Brux. 1849 Mai — Août.

Génin, Rapport sur la situation des travaux entrepris pour la publication des documents inédits relatifs à l'histoire de France. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 33.

Laborde, Les ducs de Bourgogne, études sur les lettres, les arts et l'industrie pendant le quinzième siècle etc. Paris 1849. — Ebendaſ. No. 52. 61. 62.

Forcade (Eug.), L'historien et le héros de la révolution de Février. — Revue des deux Mondes. Revue de Brux. 1849 Juillet.

Ozanam, Études germaniques pour servir à l'histoire des Francs. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 68.

Sur la construction du pont du Rhin, établi par Jules César. — Revue archéol. Année VI. Livr. 6.

Phillips (Thom.), Wales: the language, social condition etc. Lond. 1849. — Blackwood's Mag. 1849 Sept.

Saint-Priest (Al. de), Études diplomatiques sur le XVIII. siècle. III. Le partage de la Pologne en 1772. (I. Partie.) — Revue des deux Mondes 1849 Oct.

Bertrand-Bocandé, Note sur la Guinée portugaise ou Sénégambie. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1849 Mai — Août.

Cruttenden (C. J.), Memoir on the western or Edoor tribes, inhabiting the Somali Coast of N. E. Africa etc. — Journ. of the royal geograph. Soc. of Lond. 1849. P. I.

Beke (Charl. T.), On the sources of the Nile; being an attempt to assign the limits of the basin of that river. — Philos. Mag. 1849 Aug.

Châteaubriand, Mémoires d'outretombe. T. V. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Sept. Blackwood's Mag. 1849 Sept.

Anciens écrivains français. IV. Guillaume Colletet. — Journ. gén. de l'instruction publ. 1849. No. 12. 13. 15.

Feugère (Léon), Essai sur la vie et les ouvrages d'Etienne Pasquier. Paris 1848. — Ebendaſ. No. 41.

Rumelin (Charl.), Notice biographique sur Charles Otfried Müller. — Ebendaſ. No. 46. 53.

Kossuth. — Westminster and for. quart. Rev. 1849 Oct.

Eynard (Charl.), Vie de Madame de Krüdener. — Revue des deux Mondes 1849 Sept.

Scudo (P.), Angelica Catalani. — Ebendaſelbſt. Oct.

Hamilton (Will. Rowan), On quaternions etc. (Contin.) — Philos. Mag. 1849 August.

Morgan, On anharmonic ratio. — Ebendaſ. Sept.

Forbes (J. D.), On the alleged evidence for a physical connexion between stars forming binary or multiple groups, arising from their proximity alone. — Ebendaſ. Aug.

Cornill Woestyn (A.), Note sur les aimants. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Août.

Observations météorologiques du mois de Juin 1849. — Ebendaſ.

— —, du mois de Juillet. — Ebendaſ. Sept.

Becquerel, Considérations générales sur la théorie électrochimique. — Ebendaſ. Sept.

Morlet, Sur les aurores boréales. — Ebendaſ.

La Provostaye (E. de) et B. Desains, Mémoire sur la polarisation de la chaleur. — Ebendaſ.

Matteucci, Nouvelles expériences sur l'arc voltaïque. Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Sept. Ann. de Chim. et de Phys. 1849 Sept.

— —— (Ch.), Mémoire sur la propagation de l'électricité dans les corps solides isolants. — Ebendaſelbſt. Oct.

Antoine (J.), Resonnance multiple et phénomènes optiques produits par les corps vibrants. — Ebendaſelbſt.

La Provostaye (F. de) et P. Desains, Rotation du plan de polarisation de la chaleur produite par le magnétisme. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Août 1849. — Ebendaſ.

Fischer-Ooster et C. Brunner, Recherches sur la température du lac de Thoune à différentes profondeurs etc. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Sept.

Wartmann (Élie), Sur les ombres atmosphériques. — Ebendaſ.

Regnault, De la mesure des températures par les courants thermoélectriques. — Ebendaſ. Août.

Avogadro, Note sur la necessité de distinguer les molécules intégrantes des corps de leurs équivalents chimiques dans la détermination de leurs volumes atomiques. — Ebendaſ.

Faraday, De la polarité cristalline du bismuth et d'autres corps et des rapports qu'elle présente avec la direction et la nature de la force magnétique. — Ebendaſ. Oct.

Carl'ess (T. G.), Remarks on the course of the Hurricane which occurred on the Malabar-Coast in April 1847. — Journal of the royal geograph. Soc. of Lond. 1849 P. I.

Radcliff (W.), On the production of lightning by rain. — Philos. Mag. 1849. Sept.

Brice Bronwin, On the theory of the tides. — Ebendaſ.

Schunck (Edw.), On colouring matters. — Ebendaſelbſt.

Figuier (L.), La télégraphie aérienne et la télégraphie électrique en Amérique, en Angleterre et en France. — Revue des deux Mondes 1849 Août.

Deville (H.), Études sur l'essence de térébenthine. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Sept.

Usiglio (J.), Analyse de l'eau de la Méditerranée sur les côtes de France. — Ebendaſ.

— —, Études sur la composition de l'eau de la Méditerranée et sur l'exploitation des sels qu'elle contient. — Ebendaſ. Oct.

Marignac (C.), Sur les poids atomiques du cérium, du lanthane et du didyme. — Ebendaſ.

Kosmann (C.), Mémoire sur l'action de quelques acides et de quelques sels acides sur le chlorure amidomercurique (précipité blanc des Allemands). — Ebendaſ.

Weddell, Histoire naturelle des quinquinas. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Sept.

Blondeau (Paul), Études sur les extraits de quinquina. — Ebendaſ.

Serres et Figuier, Nouvelles observations sur la source thermale de Balaruc. — Ebendaſ.

Esprit, Mémoire sur l'absorption des substances salines par le charbon. — Ebendaſ.

Dumas, Rapport sur un mémoire de M. Wurtz, relatif à des composés nouveaux analogues à l'ammoniaque. — Ebendaſ.

Morière, Note sur un cas remarquable de production du sulfate de chaux naturel. — Ebendaſ.

Desfosses, Observations sur la préparation de l'éthiops martial. — Ebendaſ. Août.

Depaire, Citrate ferrique modifié par l'ammoniaque. — Ebendaſelbſt.

Dominé, Note sur la préparation de l'huile de croton tiglium. — Ebendaſ.

Recluz, Sur la préparation de l'amadou et nouveaux renseignements concernant le baume du Péron noir. — Ebendaſ.

Hoefer (Ferd.), Histoire de la chimie (4 art.) — Journ. des Savants 1849 Sept.

Clark (Will.), On the animal of Caecum trachea and C. glabrum. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Sept.

Benson (W. H.), Characters of Diplommatina, a new genus of terrestrial mollusks belonging to the family of Carychiadae etc. — Ebendaſ.

Walker (Francis), Description of Aphides. — Ebendaſelbſt.

Lafresnaye (F. de), Sur quelques synonymies nouvelles à appliquer à des espèces d'oiseaux de proie anciennement connues. — Revue et Mag. de Zoologie 1849 Août.

Recluz (C. A.), Description de l'animal du Tugonia Tugon, et comparaison de ce mollusque avec celui des Anatines et des Myes. — Ebendaſ.

Signoret, Description de quelques Cigales voisines de la Cicada Atrata. — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Essai sur les Coléoptères de la Polynésie. — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Sept.

M'Coy (Fred.), On the classification of some british fossil crustacea. — Ebendaſ.

Morlot (A.), Considérations sur les cailloux roulés dans les Alpes orientales. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.). 1849 Oct.

Knox (Rob.), Lectures on the races of men. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 Oct.

Koenigswarter, Études historiques sur le développement de la société humaine. II P. La vengeance et les compositions. — Revue de législation 1849 Août.

Ferrucci (Cat. Franceschi), Della educazione intellectuale. Torino 1849. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Oct.

Neglect of industrial science. — Westminster and foreign quart. Review 1849 Oct.

German philosophers on the soul. (Ennemoser, Der Geist des Menschen in der Natur. Stuttgart 1849.) — Ebendaſ.

Rapport du droit avec l'état économique. (2 art.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Oct.

Reason and faith; their claims and conflicts. — Edinb. Review 1849 Oct.

Villemain, Tableau de l'éloquence chrétienne au quatrième siècle. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 60.

Las papillotos (the Curl-papers) de Jasmin, Coiffur, de las academias d'Agen et de Bordéou. Agen 1845. — Westminst. and foreign quart. Review 1849 Oct.

Schools of design. — Edinb. Review 1849 Oct.

Analyse du traité de metrique et de rhythmique de Saint Augustin, intitulé: De musica. — Journ. gén. de l'instruction publ. 1849 No. 17. 18.

Sudre (Alfred), Histoire du communisme ou réfutation historique des utopies socialistes. Par. 1849. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Août.

Unsound social philosophy. — Edinb. Review 1849 Oct.

French ideas of democracy and a community of goods. — North American Review 1849 Oct.

Grimke (Fred.), Considerations upon the nature and tendency of free institutions. Cincinnati 1848. — Ebendaſ.

Vogien, Problèmes sociaux. — Revue de Bruxelles 1849 Août.

Malthus, An essay on the principle of population. — Westminst. and for. quart. Rev. 1849 Oct.

Pisacane (C.), Sulla scienza della guerra. — L'Italia del popolo No. 2. 1849 Settembre. No. 3. Ottobre.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

Nachtrag zur Anzeige der Büchergeſchenke aus Nordamerika.

Von dem in Nro. 85. des heurigen Jahrgangs dieſer Blätter Sp. 701 — 704 erörterten Prachtwerke:

„United States exploring expedition. During the years 1838 — 1842. Under the command of Charles Wilkes“

ſind der k. Hof- und Staatsbibliothek im Laufe dieſes Monats zwey weitere Bände zugekommen, nämlich

1) Die nachträglich erſchienenen Abbildungen zum ſiebenten Bande *), mit dem Titel:

Atlas. Zoophytes. By James D. Dana, Geologist of the Expedition. By authority of Congress. Philadelphia: C. Sherman, printer. 1849. gr. Fol. 12 Seiten Text (Verzeichniß der Tafeln) und 61 Tafeln in Kupfer geſtochener und colorirter Abbildungen.

2) Der achte Band des Geſammtwerkes:

Mammalia and ornithology. By Titian R. Peale, one of the naturalists of the Expedition. Philadelphia: Printed by C. Sherman 1848. gr. 4. pag I — XXV. und 17 — 338.

Es kann mit dieſer Notiz zugleich die für die k. Hof- und Staatsbibliothek erfreuliche Nachricht verbunden werden, daß der genannten Anſtalt, welche bisher die erſten fünf Bände dieſes wichtigen Werkes nur in der Großoctav-Ausgabe beſaß, in Folge großmüthiger Verfügung Sr. M. des Königs Ludwig das ganze Allerhöchſtdemſelben von der Nordamerikaniſchen Regierung als Geſchenk beſtimmte, prachtvoll gebundene Exemplar der Quart-Ausgabe huldvollſt überlaſſen wurde.

*) Eine ausführliche Anzeige dieſes Bandes iſt Nro. 119 — 121 dieſer Blätter (15 — 19 Juni 1849) enthalten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Fortsetzung.)

Das Haupt der Genossenschaft hatte die Verpflichtung, die Länder, Städte und Dörfer, je nach dem Verdienste der Einzelnen und im Verhältniß zu den Rossen und Summen, die er zur Bande brachte, unter die Gesellen zu vertheilen. Dem Anführer ward zuerst sein Theil ausgeschieden, welcher natürlich den des gemeinen Freyen weit übertraf, und dann erst den Andern die Marken und Aecker des Landes angewiesen. Sie gehörten ihnen von nun an als freyes, keiner Abgabe unterworfenes Eigenthum; doch durfte Niemand sein Gut an einen fremden, zur Genossenschaft nicht gehörigen Mann verkaufen. Er konnte aber, wenn ihn die Noth dazu zwang, sein Loos versetzen und bestimmen, wem und unter welchen Bedingungen das Erbtheil zufallen solle. Stirbt ein Sikh, ohne einen letzten Willen zu hinterlassen, so wird mit dem Erbe nach dem verschiedenen Gewohnheitsrechte in den verschiedenen Klans verfahren. Bald wird alle liegende und fahrende Habe gleichmäßig unter der männlichen Nachkommenschaft vertheilt, nur daß der älteste Sohn ein doppeltes Loos erhält; bald wird das Besitzthum in gleiche Theile an die Mütter vertheilt, zum Besten ihrer Söhne; bald auch als Majorat betrachtet und ungetheilt dem ältesten Sohne überlassen. Es sind dann zum Unterhalte der jüngern Familienglieder eigene Landestheile ausgeschieden. Sind keine männliche Sprossen vorhanden, so erben die Wittwe oder Wittwen, der älteste Bruder oder dessen männliche Nachkommenschaft. Um den Streitigkeiten über die Hinterlassenschaft so viel als möglich vorzubeugen, wirft der männliche Erbe ein weißes Kleid über die Wittwe oder Wittwen, steckt ihnen einen Ring durch die Nase und sie werden jetzt als seine rechtmäßigen Frauen betrachtet. Sie müssen, so will es die Landessitte, dieser Nothwendigkeit sich fügen und in den Harem des neuen Besitzers wandern. Hat der Verstorbene weder Söhne noch Brüder und Neffen, so theilen gewöhnlich die Wittwen unter sich nach gleichem Maße; wie es aber bey ihrem Tode gehalten wird, finden wir nirgendwo angegeben. Unter solchen Erbgesetzen ward das Besitzthum nach und nach in viele Theile zersplittert; die Gemeinen verarmten und verloren bald einem mächtigen Häuptling gegenüber ihren ganzen Einfluß, — ein Umstand, welcher viel zur schnellen Erhebung der Macht des Tscharat Singh und seiner Nachkommen Maha und Ranadschit beygetragen hat. Die wenigen bedeutenden Familien der Muselman und Hindu, welche sich unter der eisernen Herrschaft der Sikh behaupten konnten, verließen deßhalb die Anordnungen ihrer Gesetzgeber, des Manu und Muhammed; sie haben besondere Erbgesetze entworfen, damit das Besitzthum des Hauses beysammen bleibe und sie nicht aller Macht, alles Einflußes in dem Gemeinwesen beraubt würden.

Selbstwehr und Selbsthülfe war die Norm in allen Streitigkeiten der Genossen unter einander; beyde, der Beleidigte wie der Beleidiger, forderten ihre Verwandtschaft, ihre Freunde und Mannen auf und es begann dann eine Blutfehde, Gaha ge-

nannt, welche so lange dauerte, bis sich die Parteyen zu einem Austrage oder einer Sühne verstanden. Aus diesem Grunde wurden alle Höfe mit Gräben und Schanzen umgeben und selbst die Häuser in den Städten, wie in den mittlern Jahrhunderten des Westens, burgartig gebaut. Die unterworfenen Provinzialen sind ganz zu Knechten herabgesunken und dem Willen ihres Herrn preisgegeben; er mag Geldstrafen über sie verhängen, sie einsperren und auf andere Weise mißhandeln; der Provinziale kann bey Niemand klagen, Niemand kann ihm helfen. In einem spätern Zeitraum der staatlichen Entwicklung des Sikhvolkes hatten die Sirdar die Macht errungen, zur Sühne grober Verbrechen und Vergehen Geldstrafen zu erheben, welche nach dem Reichthum des Schuldigen angesetzt wurden. Es ward und ist dieß heutigen Tags noch eine reiche Finanzquelle für die Häuptlinge und ihre habsüchtigen Beamten; es werden zu dem Endzwecke alle Mittel, alle Peinigungen angewendet, um wirkliche oder Scheinverbrechen zum Geständniß zu bringen. Zahlen muß Alles, der Gewinnende ein Geschenk, der Verlierende eine Strafe. Auch das scheußlichste Verbrechen kann das erstemal mit Geld gesühnet werden; wiederholtes Blutvergießen wird aber mit dem Verluste der einen oder beyden Hände, der Nase und Ohren bestraft. Die Todesstrafe kommt nur in äußerst seltenen Fällen zur Anwendung. Das gestohlene Gut muß die Gemeinde oder der Häuptling ersetzen; wollen sie sich nicht hiezu verstehen, so wird ihnen zur Vergeltung das Vieh fortgetrieben oder die Ernte weggenommen. Wenn die Fußstapfen des gestohlenen Viehs zu den Gemarken eines Dorfes nachgewiesen werden können, so muß die Gemeinde für das Gestohlene haften oder die Fußstapfen jenseits ihrer Gränzen nachweisen. Wegen dieser Gränzen entstanden aber, nach der Niederlassung der Sikh im Fünfflußgebiete, viele Streitigkeiten. Die frühern Ein- und Abtheilungen aus den Zeiten der Herrschaft der Padischah von Delhi, die von den Kanundschis oder Normgebern bestimmt wurden, waren aufgehoben; die Gemeinden suchten bald dieses bald jenes Land an sich zu reißen, und die Zwistigkeiten über Marken und Almende führten nicht selten zu Mord und Todtschlag. Obgleich später allenthalben Fünfmännergerichte angeordnet wurden, um das Recht zu finden, so gehören doch die Zwistigkeiten über die Marken heutigen Tags noch zu den am häufigsten vorkommenden.

Ueber und neben diesen gleichberechtigten Genossenschaften gab es noch drey andere, die aus den verschiedenen Verhältnissen der Häuptlinge, welche bereits bestanden, als sie sich ursprünglich zusammen fanden, hervorgiengen oder aus den Bedingungen, unter welchen einzelne Genossen aufgenommen wurden. Häuptlinge geringer Macht schlossen sich nicht selten an mächtige Misal an und erhielten zur Belohnung ihrer Dienste, je nach dem Gutdünken der Markgenossenschaft, mehr oder weniger Hufen Landes. Gefiel den Misaldar, wie diese Häuptlinge genannt werden, die Verbindung nicht, so konnten sie ihr Besitzthum veräußern und sich nach einem andern Gau begeben. Nicht selten waren die Sirdar auch von einem mehr oder minder zahlreichen Gefolge oder Gesinde umgeben, das den Befehlen des Herrn unterworfen war. Die Ländereyen, welche diesem Gefolge aus dem Allod des Herrn angewiesen sind, können aus diesem oder jenem Grunde wieder eingezogen werden; doch ist es auch dem Tabadar, so heißt dieser Stand unter den Sikh, gestattet, dem Häuptling den Dienst zu künden und hinzugehen, wo Vortheil oder Lust ihn zieht. Nicht selten verleiht der Sirdar kleine Theile seines Besitzthums an arme Verwandte oder dürftige Glieder der Genossenschaft, an Glücksritter oder Günstlinge, welche sich dafür zu allerley Dingen, namentlich zu Kriegsdiensten verpflichten müssen und deßhalb Dschagirdar heißen. Zieht der Häuptling zum Kampfe aus, so müssen sie aufsitzen, sich wohl gerüstet um ihn versammeln und auf eigene Kosten dienen; diese Lehen können zu jeder Zeit wieder eingezogen werden. Die Markgenossenschaft hat natürlich hiebey gar keine Stimme; denn es handelt sich ja bloß um das freye Eigenthum des Sirdars, welches er nach Belieben verwerthen kann. Es stand übrigens einem Jeden frey, einen Theil seines ächten Eigenthums für wohlthätige Zwecke, an Geistliche und Bildungsanstalten zu vermachen; die Hufen Landes gehörten dann diesen frommen Stiftun-

gen auf ewige Zeiten; Niemand ist, unter keinerley Vorwand, befugt sie ihnen zu entreißen.

Die spätere Geschichte der Sikh, seit der Begründung der Alleinherrschaft durch Ranadschit Singh, ist bereits in diesen Blättern (Gel. Anz. 1847) besprochen worden. Wir wollen deßhalb aus dem Werke des Hrn. Cunningham nur noch die wenig bekannte Gründung des Lehenstaates Dschamu (Jamoo bey den Engländern) hervorheben so wie die Bestrebungen des Fürsten Golab, seine Macht jenseits des Himalaja auf Unkosten des Himmelssohnes zu Peking, zu erweitern.

(Schluß folgt.)

Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen.

(Schluß.)

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an machte sich aber das Bedürfniß nach einer Vermehrung und bessern Aufstellung der Bibliothek immer dringlicher und man fing nun an mehr Geld auf sie zu verwenden; aber erst die neuere Zeit war es, die den größten Uebelständen gründlich abhalf. Im Jahre 1819 wurde ihr der schöne große Rittersaal im nördlichen Flügel des Schlosses eingeräumt und unter Robert Mohl's Leitung die regelmäßige, für Anschaffung von Büchern bestimmte Dotation allmählig gegen 8000 fl. erhöht, wozu noch zeitweise Zuschüsse kamen, so daß in einzelnen Jahren 12—15,000 fl. für Bücheranschaffungen verwendet werden konnten. Dadurch ist jetzt die Bibliothek auf etwa 200,000 Bände gebracht worden, wozu noch gegen 50,000 Dissertationen und Flugschriften kommen, so daß sie dermalen, nächst der Göttinger, wohl die größte der deutschen Universitäts-Bibliotheken seyn wird.

Die Sternwarte wurde 1752 unter Herzog Karl eingerichtet und genügt vollkommen den Bedürfnissen der Universität. Das physikalische Kabinet leitet seinen Ursprung von dem schon vorhin erwähnten Stöffler ab; aber erst unter Herzog Karl kam ihm eine ansehnliche Vermehrung zu, in der es fortgehalten wurde, so daß es mit andern derartigen Universitäts-Instituten concurriren kann.

Bis zum Jahre 1802 hatte die Universität keine eigne Naturaliensammlung; man hatte lange genug mit einer solchen gewartet, um nicht endlich einmal von ihrer Nothwendigkeit überzeugt zu werden. Dabey war aber auch Theilung der Fächer, mithin Errichtung neuer Professuren nothwendig, denn wenn Kielmeyer zum Lehrfach der Chemie, für das er zuerst angestellt wurde, später noch Botanik, Pharmacie, Anatomie, Physiologie und vergleichende Zoologie übernehmen konnte, so war es durchaus unmöglich nach seinem Abgange einen Lehrer zu finden, der diesen Complex von Wissenschaften sich hätte aufladen lassen. Noch Rapp hatte anfänglich Anatomie, Physiologie, Zootomie und Zoologie vereinigt, überzeugte sich aber bald, daß eines Einzigen Kraft nicht mehr ausreichend seo, um den verschiedenartigen Anforderungen dieser Fächer zu genügen und namentlich Sammlungen für alle vier neu anzulegen. Er gab daher die beyden ersten auf und behielt sich bloß die beyden letzten vor; dafür aber brachte er die zoologische und zootomische Sammlung in einen Schwung, daß man in Hinsicht auf den kurzen Zeitraum darüber staunen muß. Zählt doch die zootomische Sammlung allein an Skeleten bereits über 550, darunter von sehr seltnen Arten und alle höchst sauber gearbeitet. Zur Aufstellung wurde die alte Aula verwendet; eine große helle Lokalität mit wunderschöner Aussicht in das Neckarthal.

Die mineralogischen und palaeontologischen Sammlungen gelangten erst zur Bedeutung, seitdem im Jahre 1837 ein eigner Professor der Mineralogie und Geognosie in der Person Quenstedt's angestellt wurde. Mit seltener Rührigkeit und unermüdlichem Eifer bemühte er sich die oryctognostische, geognostische und palaeontologische Sammlung zu bereichern, und namentlich durch eignes Sammeln auf alljährlichen Reisen rasch zu vermehren. Besonders reich ist die Petrefaktensammlung, und sie gehört bereits zu den bedeutendsten in Deutschland. Die Saurier des würtembergischen Lias sind hier in zahlreichen Exemplaren repräsentirt und durch Quenstedt selbst mit großer Kunstfertigkeit ausgearbeitet.

Auch die botanische Anstalt liefert ein Beyspiel, wie spät und mühevoll sich in Tübingen das Studium der naturwissenschaftlichen Fächer Bahn brach. Es wurde zwar unter Kielmeyer's Direction im Jahre 1805—1809 ein neuer botanischer Garten angelegt, allein ein ganzes Menschenalter hindurch geschah nichts weiter. Da trat zur rechten Zeit der rechte Mann ein, Hugo Mohl, durch seine ausgezeichneten anatomischen und physiologischen Arbeiten in der Botanik eine der größten Celebritäten dieser Wissenschaft. Unter ihm wurde der Garten nicht bloß bedeutend erweitert, sondern auch zweckmäßiger angelegt,

das Gewächshaus ansehnlich vergrößert und ein anderes, das vorzugsweise zur Erziehung junger Pflanzen bestimmt ist, neu erbaut. So wurde der botanische Garten bald zu einem der ausgedehntesten und schönsten, dessen sich eine deutsche Universitätsstadt rühmen kann. Bey gänzlichem Mangel an Lokalitäten für wissenschaftliche Arbeiten und Aufstellung von Sammlungen erwirkte aber H. Mohl noch ferners, daß ein für botanische Zwecke bestimmtes Gebäude aufgeführt wurde; zugleich bewilligte der Staat eine nicht unbeträchtliche Summe zur Anschaffung des Hochstetter'schen Herbariums, welches in Verbindung mit einer vom Baron Ludwig geschenkten Sammlung von Kapyflanzen eine bedeutende Grundlage für die anzulegenden botanischen Sammlungen bildet. Durch Mohl's Thätigkeit wurde auf diese Weise ein Institut in's Leben gerufen, das sich zwar, wie der Verf. sich bescheiden ausdrückt, „in seinem gegenwärtigen Anfange den reich ausgestatteten Anstalten der großen deutschen Hauptstädte noch nicht entfernt an die Seite stellen läßt, welches aber, wenn nicht besondere Ungunst der Zeiten dasselbe in seiner Entwicklung hemmen sollte, nicht fehlen wird, einen ehrenvollen Platz unter den ähnlichen Anstalten der deutschen Universitäten einzunehmen."

Des für Chr. G. Gmelin neu aufgebauten chemischen Laboratoriums ist schon vorhin gedacht worden; zu erwähnen ist nur noch, daß auch das frühere Laboratorium auf dem Schlosse für Schloßberger neu eingerichtet wurde.

Es ist in der That staunenswerth, welche bedeutende Anstalten seit der gänzlichen Umgestaltung der Universitäts-Verfassung, die im Jahre 1811 erfolgte, den medizinisch-naturwissenschaftlichen Doctrinen durch die Munificenz der Regierung und der Stände zur Verfügung gestellt wurden. Ueberschauen wir dieselbe nochmals in der gedrängten Uebersicht, die der Verf. uns von ihnen vorhält.

„Im Beginn dieser Periode finden wir sehr schwache Anfänge eines Naturalienkabinets, ein kleines Gärtchen für die Botanik mit einem Gartenhäuschen für die exotischen Pflanzen und nicht das kleinste Herbarium, eine unheizbare Küche als chemisches Laboratorium, eine enge Kapelle als Anatomie, ein paar Stuben für den Ausnahmsfall, daß man einmal einen Kranken zu beobachten veranlaßt war. Gegenwärtig hat die Universität eine große Sammlung für Zoologie, ein Kabinet von seltner Schönheit und Ausdehnung für vergleichende Anatomie, mit Raum zu eignen Uebungen der Studierenden, ein großes Gebäude für die botanischen Sammlungen und Untersuchungen, einen der schönsten botanischen Gärten in Deutschland, zwey große chemische Laboratorien, ein stattliches Gebäude für die Anatomie mit Sammlungen, die bereits ansehnlich zu werden beginnen, ein gut eingerichtetes, geräumiges, wohlbesetztes Krankenhaus und ein eignes großes Gebäude für die Gebäranstalt."

So ist es jetzt nicht mehr die theologische Facultät allein, welche in Tübingen Jahrhunderte hindurch ausschließlich bevorzugt war, die medicinische und philosophische ist nunmehr auch in ihr lange vorenthaltenes Recht eingetreten. Aus kleinen Anfängen unter Graf Eberhard im Bart ist die Universität allmählig und insbesondere in den beyden letzten Decennien dermassen erstarkt, daß sie jetzt den ersten Deutschlands sich würdig zur Seite stellen kann. Es gewährt einen imposanten Anblick, wenn man von der alten Stadt her längs der nach Stuttgart führenden Landstraße dahin geht, und zu beyden Seiten die neuen Gebäude der Universität vor sich aufsteigen sieht. Zur rechten Seite schaut von einer kleinen Anhöhe das Anatomiegebäude herab, gegenüber auf der andern Seite das Krankenhaus, unterhalb desselben das neue Universitätsgebäude, das chemische Laboratorium und das für die botanischen Zwecke aufgeführte Haus, an welches sich der große botanische Garten anschließt. Denkmäler, die ein ehrenvolles Zeugniß davon ablegen, daß Würtembergs Fürsten und Stände den Werth geistiger Bildung über der Pflege materieller Interessen nicht aus dem Auge verloren haben; den kommenden Geschlechtern eine Mahnung, hinter dem gegebenen großartigen Vorbilde nicht zurückzubleiben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

I. Ueber die Veränderungen, welche in den bisher gebräuchlichen Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper durch neue Beobachtungen nothwendig geworden sind; von R. Clausius. — (Poggend. Annal. Bd. 76. 1).

II. Ueber die Natur derjenigen Bestandtheile der Erdatmosphäre, durch welche die Lichtreflexion in derselben bewirkt wird; von Demselben. (Ebenda, 76. 2).

III. Ueber die blaue Farbe des Himmels und die Morgen- und Abendröthe, von Demselben. (Ebenda, 76. 2).

Vorstehendes sind die Titel dreyer Abhandlungen desselben Verfassers, denen wir im 1. und 2. Heft von Poggendorf's Annalen, Jahrgang 1849, begegnen, und die uns auf gleiche Weise wegen des Interesses ihres Gegenstandes wie wegen der sorgfältigen und gründlichen Behandlung der Aufmerksamkeit würdig scheinen. Alle drey gehören in das Gebiet der mathematischen Physik, und haben den Zweck, durch analytische Untersuchungen bisher noch räthselhafte Naturphänomene aufzuhellen: nämlich die erste, durch geeignete Aenderung der der Theorie zu Grunde liegenden Hypothesen die, gegenwärtig nicht überall genügende, Uebereinstimmung herbeyzuführen zwischen Rechnung und Beobachtung in der Lehre von der Elasticität: die beyden andern aber, ebenfalls durch mathematische Deductionen, die wahre Ursache definitiv festzustellen, welcher die blaue Farbe des Himmels so wie die orangen Tinten der Morgen- und Abendröthe zuzuschreiben sind. Schon diese Tendenz fordert unsere Anerkennung, wir sehen den Vf. ausgehend als von seinem archimedischen Puncte von der Ueberzeugung, daß zwischen Theorie und Erfahrung Uebereinstimmung seyn muß, im Einen Fall mit rüstiger Hand an der weitern Festlegung der noch hypothetischen Basis des Gebäudes arbeiten; in dem andern den Versuch wagen, den traurigen Mangel beynahe aller Beobachtungen, aller gründlichen Erhebungen über ein Phänomen, das täglich vor Aller Augen liegt, durch ein kühnes Gebäude zu suppliren, welches auf schmaler Grundlage aufgeführt, von der Analysis allein seine Haltbarkeit empfangen soll. Manchen mag ein solches Unternehmen von vorn herein lächerlich erscheinen: solchen, die es Hochmuth nennen, zu erwarten, daß unsere Verstandesoperationen ihr treues Spiegelbild in der großen Ordnung des Kosmos finden. Für diese hat H. Clausius offenbar nicht geschrieben. Wir andern aber müssen seinen Versuch, schon um des darin dargelegten Muthes willen, selbst da willkommen heißen, wo der Verfasser uns allzurasch vorgegangen zu seyn scheint.

Wenden wir uns zu dem Einzelnen. Den Gang der Betrachtungen und des Räsonnements des H. Clausius in der ersten der 3 Abhandlungen glauben wir durch Folgendes in Kürze wiedergeben zu können:

Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Körper, etwa von der Form eines prismatischen Sta-

bes, wenn er longitudinal z. B. durch ein angehängtes Gewicht gedehnt wird, sich zugleich transversal etwas zusammenzieht. Diese Erscheinung ist auch durch die Theorie im Allgemeinen erklärt. Allein Beobachtungen, welche neuerlich von Wertheim, auf Regnault's Veranlassung, über den Betrag dieser transversalen Contraction, (oder eigentlich über die von ihr abhängige Volumvergrößerung) mit Sorgfalt gemacht worden sind, haben gezeigt, daß die Quantität derselben, im Verhältniß zu der longitudinalen Dehnung, merklich größer ist, als sie nach derjenigen Theorie der Elasticitätserscheinungen seyn sollte, welche von der Betrachtung der Kräfte ausgeht, die die kleinsten Theile des Körpers auf einander ausüben. Zwar hat Wertheim selbst dieß nicht bemerkt: er fand vielmehr, daß, wenn er ein gewisses Verhältniß zwischen den beyden Constanten der Formel voraussetzte (nahe das gleiche Verhältniß für Glas und für Messing, mit welchen er operirte) Rechnung und Beobachtung in genügende Uebereinstimmung kamen. Allein unser Vf. macht darauf aufmerksam, daß ein solches Verhältniß nicht statuirt werden kann, wenn man, wie erwähnt, von der Betrachtung der Molecularwirkungen ausgeht. Man erhält nämlich durch diese schon eine andere Bestimmung der Einen Constanten, mittelst der als bekannt anzunehmenden Spannungen der Theile. Die gewünschte Uebereinstimmung kann also nicht durch Verfügung über die Constanten erlangt werden, sondern die Abweichung zwischen Theorie und Beobachtung muß einen tiefer liegenden Grund haben und der Fall der Natur ein anderer seyn, als derjenige, welchen die Theorie bisher voraussetzt. Worin mag die Verschiedenheit bestehen? — Dieß ist die Frage, welche Clausius zu beantworten unternimmt.

Zunächst kann man gegründeten Zweifel dagegen erheben, ob diejenige Constitution des (als nicht krystallinisch angenommenen) Körpers, auf deren Annahme die Entwicklung der Gleichungen sich gründet, wirklich bey den natürlichen Körpern realisirt ist. Es ist nämlich in der Theorie ein hoher Grad von Symmetrie in der Gruppirung der benachbarten materiellen Theilchen um jedes einzelne ausgewählte herum vorausgesetzt: eine Art von Symmetrie, die z. B. gewiß nicht bestehen kann, wenn man glauben wollte, daß ein Körper, obgleich im Ganzen amorph, aus sehr kleinen krystallinischen Aggregaten zusammengesetzt seyn kann. So scheint es, daß wenigstens denjenigen aus der Verlegenheit geholfen wäre, denen es (wie wir gestehn, daß es bey uns der Fall ist) wider die Natur geht zu glauben, daß ein krystallisirter Körper und derselbe Körper in amorphem Zustand aus andern als denselben kleinsten Theilen bestehe. Diese, scheint es, haben gar kein Recht zu erwarten, daß Uebereinstimmung statt finde zwischen den Formeln einerseits, welche auf eine fingirte Constitution des Körpers gegründet sind, und andrerseits den Beobachtungen an physikalischen Körpern, die sich schwerlich eines gleichen Grades von durchgehender Homogenität erfreuen. Man kommt aber nicht so aus dem Dilemma. Denn trotz der Unwahrscheinlichkeit, welche darin liegt zu glauben, daß um jeden kleinsten Theil her volle Symmetrie in der Anordnung aller Einzelnen, die ihn umgeben, statt finde, muß man doch, gerade nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, bey nicht krystallinischen Körpern annehmen, daß im Ganzen die einzelnen Ungleichheiten sich wieder compensiren, daß also der mittlere Zustand des Ganzen wirklich dem fingirten sehr nahe kommt. Nur auf diesen mittlern Zustand kommt es aber an, weil in die mathematischen Ausdrücke nur die Summen (oder Integrale) über große Mengen einzelner Theile, in Form von Constanten, eingehn. Die Geltung dieser Formeln ist also allgemeiner als es nach der gewöhnlichen Ableitung scheint, und in der That nicht an die Voraussetzung symmetrischer Anordnung aller einzelnen Theilchen um jeden Punct her gebunden. Es bleibt daher, zur Erklärung des Räthsels, kaum ein anderer Ausweg als die Annahme, daß erst in Folge der innern Bewegung elastischer Körper selbst, die sie bey ihrer Dehnung oder Compression erleiden, auch die Symmetrie im Ganzen aufgehoben wird, also auch der mittlere Zustand, von dem man in der Ruhe des nicht krystallinischen Körpers annehmen muß, daß er der der Symmetrie ist, durch die Dilatation aufhört ein solcher zu seyn. In gewissem Sinn versteht sich dieß von selbst, weil z. B.

bey einseitigem Zuge von außen die Theile Verschiebungen erleiden, welche sie longitudinal von einander entfernen und transversal sich nähern: diese Verschiebungen können aber zur Erklärung des Phänomens nicht dienen, denn sie sind in den von der Beobachtung abweichenden Formeln schon berücksichtigt. Wir könnten also das Resultat, welches sich als wahrscheinlich aus diesem Räsonnement ergibt, mit den Worten des Vf. so aussprechen: Man wird annehmen müssen, „daß die Körper unter der Einwirkung fremder Kräfte eine innere Veränderung erleiden, welche in etwas Anderm besteht, als einer bloßen Verschiebung der Molecüle, — und daß dadurch die Körper für die Dauer der Einwirkung die als Bedingung gestellten Eigenschaften (einer im Mittel symmetrischen Anordnung) theilweise verlieren können."

Um diese Folgerung noch genügender zu begründen, bringt nun Herr Clausius das, was auf solchem Wege gewonnen ist, noch in Verbindung mit andern, ältern, Wahrnehmungen. Die Beobachtungen Wertheim's haben nämlich nicht den ersten Fall einer Abweichung zwischen der bisherigen Theorie und der Erfahrung constatirt: es sind auch andere Erscheinungen an elastischen Körpern wahrgenommen, von welchen die Analysis keine Erklärung gab, wiewohl man sie zum Theil auf Rechnung anderer Kräfte, namentlich der Wärme, setzen zu können glaubte, wie denn der Wärme, als einem sehr verbreiteten und doch oft schwer nachzuweisenden Agens, nicht selten die Rolle einer Art von physikalischem Vagabunden zugetheilt wird, auf dessen Rechnung man zunächst Alles setzt, wofür nicht gleich ein bekannter Thäter sich stellt.

Um die Feststellung der hieher gehörigen Thatsachen hat Weber das meiste Verdienst. Er machte bereits 1835 auf eine eigenthümliche, von ihm mit dem Namen „elastische Nachwirkung" bezeichnete Erscheinung aufmerksam, welche darin besteht, daß z. B. ein durch ein Gewicht gespannter Seidenfaden nicht bey derjenigen Dehnung stehen bleibt, welche er in Folge des Anhängens der Last beynahe momentan erhält, sondern daß man noch etwa 24 Stunden lang eine weitergehende, allmählich abnehmende, Verlängerung wahrnimmt, und zwar auch dann, wenn durch den Zug des Gewichtes die Grenzen der Elasticität des Fadens keineswegs überschritten sind, indem nach Entfernung der Last eine analoge Verkürzung, ebenfalls erst rasch dann allmählich, bis zu der ursprünglichen Länge wieder eintritt. An Metalldräthen hatte Weber dasselbe Verfahren schon früher bemerkt, doch war es da weit weniger auffallend (wahrscheinlich weil hier die „elastische Nachwirkung" viel schneller eintritt und sich daher für den Beobachter mit der primären Dehnung vermischt), und konnte daher Anfangs der Erkaltung allein zugeschrieben werden, welche Anfangs die Ausdehnung begleiten muß, und die dahin strebt der letztern entgegenzuwirken.

Noch weiteres Material zur Begründung seiner Schlüsse liefert endlich Herrn Clausius die Nichtübereinstimmung, welche bisher zwischen den Werthen der Elasticitätscoefficienten Statt fand, welche aus der durch Gewichte hervorgebrachten Verlängerung eines Stabes einerseits, und andrerseits aus den beobachteten Longitudinal- oder Transversaltönen gefunden wurden. Die beyden Arten von Tönen geben nahe gleiche Zahlen, von welchen aber die aus Dilatationsversuchen gefundene sehr merklich abweicht, und z. B. für Messing nach Wertheim's Versuchen 9 mal weiter von dem Mittel der andern beyden Bestimmungen abliegt, als diese selbst von einander entfernt sind. Noch viel größer fand Wertheim die Verschiedenheit bey Glascylindern: sie geht da so weit, daß im Einen Falle die beyden Zahlen, die man gleich zu finden erwarten sollte, in der That im Verhältniß 7 : 11 zu einander stehen *).

(Schluß folgt.)

*) Es scheint uns, auch für die weiteren Folgerungen des H. Clausius, nicht uninteressant zu bemerken, daß derjenige Elasticitätscoefficient, welcher aus den Tönen abgeleitet ist, bey fünf verschiedenen Glascylindern nahe gleich ist, während die fünf aus den Dehnungen gefundnen bis zum Verhältnisse 4 : 5 unter sich differiren. Es wäre offenbar sehr willkührlich, mit H. Wertheim anzunehmen, daß die ursprünglich so verschiedenen Zahlen, wie sie die Dehnung gibt, erst durch Mitwirkung der Wärme (deren Thätigkeit hier noch gar nicht experimentell nachgewiesen ist) gerade ausgeglichen würden; nimmt man hingegen nach der weiter zu entwickelnden An-

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Schluß.)

Ranadschit Singh hatte (1821) die Alpenlandschaft Dschamu, sogenannt nach der Hauptstadt an einem Nebenfluße des Tschenab (22° 31′ Br. und 74° 56′ L.), dem zur Sikhreligion bekehrten Radschputen Golab verliehen. Golab unterwarf in den folgenden Jahren die umliegenden Gebirgslandschaften, vereinigte sie mit seinem Fürstenthum und sah gierigen Blickes nach Leh. Ein Vorwand zum Krieg ist leicht gefunden. Die Sikh besetzten die Stadt (1834), rauben und plündern und belegen das Land mit einem Tribut, welcher jährlich dem Radschah nach Dschamu entrichtet werden muß. Dieser leichte Erfolg reizte zu neuen Angriffen, zu neuen Eroberungen. In der nächsten Zeit mußte sich auch Baltistan oder Iskardo fügen. Iskardo, Sargarochod von den Einheimischen genannt, ist eine unfruchtbare, dünn bewohnte Gebirgslandschaft, welche in frühern Jahrhunderten gleichwie Ladakh den Großmongolen Hindostans zinspflichtig war. Zur Zeit, als die britischen Reisenden und Kundschafter, Moorcroft, Burnes, de Vigne und Andere in diese Gebirgsgegenden vordringen, lernen sie einen muselmanischen Herrscher kennen, milder, wohlwollender Gesinnung, der sich Achmed Schah nannte. Aus Furcht, die fanatischen Sikh möchten auch sein Fürstenthum besetzen, suchte er vergebens die Engländer zu bewegen, ihn als Bundesgenossen oder Lehensträger einzureihen. Um diese Gunst zu erlangen, diente er ihnen als Kundschafter in Mittelasien; er sandte regelmäßige Berichte an Kapitän Wade über die Aufstände im chinesischen Turkestan. Achmed Schah, der sein Geschlechtsregister bis auf Joseph, den Sohn des Patriarchen Jakob, zurückführt, heißt gewöhnlich bloß Herr der Gebirge; die Unterthanen geben ihm den tübetanischen Titel Gelpho, König. Die Sikh bemächtigten sich (1840) seines Landes und zwangen Achmed zu einem bedeutenden Tribut. Der Fürst von Iscardo hat kein stehendes Söldnerheer. Bedarf er einer bewaffneten Macht, so wird wie in Ladakh der Heerbann aufgeboten, wozu alle größern Gutsbesitzer und Lehensträger gehören. Im Nothfalle kann der Gelpho selbst alles Volk zu den Waffen rufen. Die Statthalter des Fürsten von Dschamu drangen nun immer weiter gegen Mittelasien vor; Ghilgit mußte ihnen Zins entrichten, und selbst die Chinesen in Jarkand sollten nächstens ihre Macht fühlen. Der neue Gebieter von Ladakh und Balti verlangte die Herausgabe einer Anzahl Gränzlandschaften: es wären ehemalige Marken der eroberten Länder. Die Antwort der Chinesen war abschlägig und in beleidigenden Worten. Die Sikh machten jetzt den Engländern den Vorschlag, sich mit ihnen zu verbinden; sie wollten, vereint mit einem Hülfscorps Sipahis, die Chinesen aus Tübet und der kleinen Bucharei jagen. Dieß lag aber weder im Plane noch im Vortheile der indischen Regierung. Sie gebot dem Eroberungszug raschen Stillstand. Ein englischer Offizier gieng nach Tübet; es war Kapitän Cunningham, der Verfasser des vorliegenden Werkes. Garo und die andern Eroberungen sollten den Chinesen zurückgegeben werden. Diese hatten jedoch, von dem Klima und der Unbesonnenheit der Eindringlinge unterstützt, die Feinde bereits vollkommen geschlagen und (1842) selbst Leh eingenommen. Schnell sandte der Radschah von Dschamu neue Heerhaufen über den Himalaja; die Chinesen wurden zurückgeworfen und die Engländer vermittelten einen Frieden. Die alten Gränzen und Verhältnisse wurden wieder hergestellt. Die Friedensurkunde ist vom Großlama mit gelber und vom chinesischen Statthalter mit rother Dinte geschrieben, symbolisch andeutend, daß der eine Herr ist der gelben Erde und der andere über Tod und Leben.

Neumann.

---

sicht von Clausius an, daß wir eigentlich in der Dehnung das complicirtere Phänomen vor uns haben, so begreift sich die Verschiedenheit der aus ihr abgeleiteten Resultate, und die größere Harmonie der aus dem Schalle gefundenen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung.)

Das zweyte Capitel führt uns zu dem stromprüfenden Froschschenkel (dem physiologischen Rheoskope) und dessen Gebrauch.

Der stromprüfende Froschschenkel besteht aus dem enthäuteten Unterschenkel, dessen Nerv bis hinauf in den plexus ischiaticus frey präparirt ist, während alle anderen Theile entfernt sind. Bey der Anwendung dieses Präparates ist seine Isolation auf einer Glasplatte nothwendig. Es ist das einzige Rheoskop, dessen Anzeigen ohne Einschaltung von Metallen in den Kreis gewonnen werden können, doch sind dieselben wegen der verschiedenen, von Temperatur ꝛc. abhängigen Leitungsfähigkeit weniger sicher; noch mehr trifft dieses Rheoskop derselbe Vorwurf, wenn es auf Erkenntniß der Stromrichtung ankommt.

Der Froschschenkel zuckt (wenn nicht zu gewaltsame Ströme angewendet werden) nur beym Eintreten und Aufhören des Stromes, während er in der Zwischenzeit in Ruhe verbleibt, es sey denn, daß schnelle Schwankungen der Stromdichtigkeit während des Geschlossenseyns der Kette auftreten, durch welche diese Ruhe gestört wird. Daraus ergibt sich als erster Satz für die Nervenerregung durch den elektrischen Strom: „Nicht der absolute Werth der Stromdichtigkeit in jedem Augenblick ist es, auf den der Bewegungsnerv mit Zuckung des zugehörigen Muskels antwortet, sondern die Veränderung dieses Werthes von einem Augenblick zum andern, und zwar ist die Anregung zur Bewegung, die diesen Veränderungen folgt, um so bedeutender, je schneller sie bey gleicher Größe vor sich gingen oder je größer sie in der Zeiteinheit waren."

Aus der mathematischen Deduction dieses Satzes ergibt es sich, daß zwischen Elektricitätsmenge und physiologischer Wirkung keine wesentliche, sondern nur eine zufällige, durch Nebenumstände vermittelte Beziehung stattfindet, so daß also aus der Größe des elektrolytischen Aequivalentes nie auf das mechanische Moment der Contraction und umgekehrt geschlossen werden kann. Hierauf beruhen die Resultate einer Menge von Versuchen bey Anwendung der Reibungselektricität, bey dem Fallenlassen der thierischen Theile auf schwache Elektromotore, bey Nebenschließungen mit Substanzen, welche die Stromdichtigkeit in dem Nerven plötzlich verringern, endlich bey Erschütterungen der Schließungsdrähte, besonders wenn dieselben aus leicht polarisirbaren Metallen (Kupfer ꝛc.) bestehen. An eine weitere Zergliederung dieser Thatsachen, aus welchen eine Messung der durch den elektrischen Strom entwickelten Nervenkraft resultirte, ist bey unsrer Unkenntniß der Menge von variablen Größen in den organischen Gebilden, Muskel sowohl als Nerv, bis jetzt noch nicht im Entferntesten zu denken. Da nun trotz dem Mateucci es unternommen, eine solche Messung zu veranstalten, so unternimmt der Verfasser auch hier wieder eine Polemik gegen Mateucci, welcher die Menge Zinks wägt, die bey Entwicklung eines bestimmten Kraftmoments durch die sich contrahirenden Muskeln in der den elektrischen Strom er-

zeugenden Kette aufgelöst wird, was, wie oben erwähnt, keine direkte Vergleichung zuläßt.

(Fortsetzung folgt.)

I. Ueber die Veränderungen, welche in den bisher gebräuchlichen Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper durch neue Beobachtungen nothwendig geworden sind.

II. Ueber die Natur derjenigen Bestandtheile der Erdatmosphäre, durch welche die Lichtreflexion in derselben bewirkt wird.

III. Ueber die blaue Farbe des Himmels und die Morgen- und Abendröthe.

(Fortsetzung.)

Herr Wertheim hatte den Versuch gemacht, auch diese Erscheinung durch Zuhülfenahme der Wärme zu erklären, indessen zeigt H.-Clausius durch Zahlen, daß dieselbe hier keine so beträchtliche Wirkung haben kann. Dagegen hat bereits Seebeck auf den Zusammenhang mit Webers „elastischer Nachwirkung“ hingewiesen. Diese muß nämlich bey den akustischen Versuchen als (nahe) ausgeschlossen angesehen werden, weil sie hier während des raschen Schwingens der kleinsten Theile um ihre Gleichgewichtslage keine Gelegenheit zu ihrer Entwicklung findet, während sie bey der Dehnung mit ihrem ganzen Betrage eingeht, so daß in beyden Fällen wirklich verschiedne Dinge Gegenstand der Beobachtung sind.

Man sieht, wie auch diese älteren Wahrnehmungen, wenn sie einmal von dem von H. Clausius genommenen Standpuncte betrachtet werden, fast mit Nothwendigkeit darauf drängen, anzunehmen, daß in den Körpern, wenn sie längere Zeit im dilatirten Zustande bleiben, irgend eine innere Veränderung eintritt, welche sie im Einen Falle fähig macht, eine noch größere Ausdehnung allmählich zu erlangen, als sie Anfangs annehmen konnten, im andern Falle bewirkt, daß der Elasticitätscoefficient, wie er aus der gesammten Dehnung, gewissermaßen als Integral über die verschiednen Zustände von der ursprünglichen bis zur letzten Gleichgewichtslage des Körpers, gefunden wird, nicht derselbe ist, den man aus der Beobachtung von Schwingungen ableitet, bey welchen im Mittel der erstere Zustand immer erhalten bleibt *). Statuirt man Einmal eine solche Veränderung, so kann es nicht mehr befremden, eine Abweichung zwischen den Resultaten der bisherigen Rechnung (die auf dieselbe keine Rücksicht nahm) und der Beobachtung in den Fällen, und gerade nur in den Fällen eintreten zu sehen, wo bleibende Dehnungen oder Compressionen zunächst sie als die erste Wirkung, haben eintreten lassen. Dagegen möchte es schwer seyn, durch eine andre Hypothese die Erscheinungen eben dieser Fälle zu erklären, ohne zugleich auch das Fundament der Formeln für rasche Schwingungen zu berühren, welches nach den beynahe wunderbaren Bestätigungen, die besonders die Optik geliefert hat, unantastbar bleiben muß.

Fragt man jetzt weiter, welcher Art diese nach Allem, wie uns scheint, sehr wahrscheinlich gemachte, aber nicht in einer bloßen Verschiebung der kleinsten Theile bestehende innere Veränderung gedehnter oder zusammengesetzter Körper seyn mag, so verschwindet hier freylich dem Forscher der feste Boden unter den Füßen. Die Beobachtungen geben die Wirkung dieser Veränderung und weiter nichts: als letzter Führer, da wo der Verstand nicht mehr aufzutreten wagt, bleibt nur eine Art von Schönheitsgefühl; ein Gefühl, welches dem Naturforscher so unentbehrlich ist als dem Künstler; dasselbe, welches uns zwingt immer nach einfachen Gesetzen im Reiche der Natur zu suchen, welches uns das Einzige aber heilige Recht gibt, unter Millionen von mathematischen Ausdrücken, welche gemachte Beobachtungen gleich gut darstellen, Einen als den wahren herauszugreifen, trotz

*) Der Unterschied in den Resultaten beyder Arten von Versuchen ist in der That der Art, daß eine größere Dehnung beobachtet wird, als nach den Tönen zu erwarten wäre, wie dieß in Uebereinstimmung mit der Erscheinung der elastischen Nachwirkung ist.

der entgegenstehenden Wahrheit, die Nichts erschüttern kann, daß für das kalte Auge des Verstandes die Chance dieser Wahl allemal Null ist. Noch heute hat das Copernikanische Weltsystem keinen bessern Vertreter als dieses Gefühl, welches die Einfachheit bevorzugt; wir dürfen ihm vorläufig folgen wo wir müssen, auf die einzige Bedingung, daß wir stets wissen, wem wir gefolgt sind.

Den Einen mag nun allerdings in unserm Falle dieß Gefühl anders leiten als den Andern; er mag sich für die Eine oder die andere Art von innerer Veränderung in dem Körper erklären, je nachdem er eine Vorliebe für diese oder jene Naturkraft gefaßt hat. Doch scheint die ganze Richtung der neuern Naturwissenschaft die Wahl sehr einzuengen, — eine Richtung, die schon zu reiche Früchte getragen hat als daß man ihr ungestraft Hohn sprechen könnte. Sie geht, wie uns scheint, dahin, wo immer es angeht, keine andern Veränderungen anzuerkennen, als Aenderungen des Ortes, keine andern Kräfte, als solche, die diese erzeugen: Attractionen und Repulsionen. Diese räumliche Anschauung ist die wahre Leuchte des Forschers geworden; selbst das Licht ist aus jener Nacht der Imponderabilien an ihren Sonnenschein emporgezogen, — und wir sollten da noch, im zweifelhaften Fall, andere als räumliche Aenderungen vermuthen, wo es nur räumliche Wirkungen zu erklären gilt? Nein! Von den zweyerley Bewegungen aber, auf welche sich alle Ortsveränderungen der kleinsten Körpertheile — (wie aller absolut festen Körper) zurückführen lassen, der fortschreitenden nämlich und der drehenden, ist die erstere, die sich als parallele Verrückung der Molecüle äußert, schon in den Formeln enthalten: es bleibt also nur die Annahme einer Drehung der einzelnen Theilchen, eines jeden um seinen Schwerpunct, übrig. Eine solche hat nur einen Sinn und kann (ohne daß äußere Kräfte jedes einzelne besonders fassen) nur eintreten, wenn die Molecüle selbst sich nicht, wie eine Kugel, nach allen Seiten gleich verhalten, wenn sie Seiten haben, die entweder durch die Gestalt oder durch verschiedene Aeußerungen der dem Molecüle inwohnenden Kräfte sich auszeichnen. Nehmen wir dieß einen Augenblick an, so ist klar, daß die gewaltsame Verschiebung der Theile durch äußern Druck eine Drehung zur Folge haben muß, weil das anfängliche Gleichgewicht jedes Theilchens um seinen Schwerpunct durch die vergrößerte Entfernung einiger der Nachbarn gestört wird, — und auch, daß die Drehungen, wenn z. B. nur ein Zug von Einer Seite auf den Körper wirkt, im Allgemeinen die Tendenz haben müssen, die einzelnen Molecüle ähnlich zu orientiren, die vorher bey einem nicht krystallinischen Körper regellos gestellt waren. Damit hört die allseitige Symmetrie aber auf, von welcher wir gesehen haben, daß sie wenigstens im Ganzen Statt finden muß, wenn unsere Formeln giltig seyn sollen, und der Erklärungsgrund, weßhalb sie nicht mehr zutreffen, wäre gefunden.

Die Annahme hat noch dieß für sich, daß sie keineswegs zur Erklärung der hier besprochnen Phänomene von H. Clausius neu ersonnen ist. Bereits Poisson, dessen Ansicht mit der Laplace'schen im Wesen übereinkommt, hat, wie unser Vf. anführt, den kleinsten Theilen eines festen Körpers verschiedne Flächen und verschiedne Kraftäußerungen nach den verschiednen Seiten beygelegt, wiewohl er diese Annahme nicht weiter zu verfolgen brauchte, weil bey unkrystallinischen Körpern und, wie wir jetzt hinzufügen müssen, in ihrer natürlichen Gleichgewichtslage, doch im Mittel aus einer sehr großen Menge von Theilchen nach allen Seiten gleich viel Flächen jeder Art sich kehren. Daß bey krystallinischen die Voraussetzung einer bestimmten, nicht kugelrunden, Grundform sich von selbst darbietet, leuchtet ohnedieß ein, da es bekannt genug ist, daß in ihnen die Molecularkräfte nicht nach allen Seiten gleich sind. Wenn aber krystallisirtes Eisen aus kantigen Theilchen besteht, so wird man schwerlich glauben, daß das nicht krystallinische aus andern gebildet sey, während man weiß, daß rein physikalische Vorgänge, Anwendung hoher Temperaturen, fortgesetzte Erschütterung ꝛc. den Einen Zustand in den Andern überführen oder ihm doch nähern können. Uns scheint auch die einfachste Erklärung des Gesetzes der Multipla bey chemischen Verbindungen in der Annahme einer bestimmten Grundform der einzelnen Theile zu liegen.

Resümiren wir das Ganze, so halten wir demnach den Schluß des H. Clausius für wohl begründet, daß in Folge der Einwirkung fremder Kräfte auf einen Körper im Innern desselben eine Aende-

rung vor sich geht, die nicht bloß in einer Verschiebung der kleinsten Theile (bey der sie sich selbst parallel bleiben würden) besteht, — und für sehr wahrscheinlich auch seine Hypothese, daß diese Aenderung nichts anderes als eine Drehung dieser kleinsten Theile, eines jeden um seinen eignen Schwerpunct, ist, welche dann, da sie in den Formeln nicht vorgesehen ist, als secundäre Folge die Erscheinungen der elastischen Nachwirkung und die verschiedenen andern Phänomene erzeugen würde, die mit der bisherigen Theorie nicht im Einklang stehn.

Fragt man nun, was in Folge dessen mit unserer mathematischen Theorie der Elasticität zu machen wäre, so steht es mit derselben nicht so schlimm, als man nach dem Gesagten erwarten könnte. Was zunächst die Theorie rascher Schwingungen in elastischen Medien betrifft (bey weitem den wichtigsten Theil der hieher gehörigen Disciplinen wegen seiner Anwendung in der Optik), so ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß wir trotz des Gesagten uns nicht zu wundern brauchen, daß hier die strengsten Controlen nie einen Mangel der Theorie nachgewiesen haben. Denn hier kommt der bisherigen Theorie noch ein neuer ausgleichender Factor zu Gute, die Zeit. Wenn auch in jedem Momente die Anordnung aller umgebenden Theile um irgend ein gewähltes nicht symmetrisch seyn wird, so ist er in auf einander folgenden Momenten, um es so auszudrücken, auf entgegengesetzte Art unsymmetrisch, so daß in diesem Fall der mittlere Zustand abermals ein symmetrischer bleibt, und wenn die Zeit, welche zu einer vollen Schwingung nöthig ist, verschwindet gegen die, welche ein Molecül nöthig hätte, um den drehenden Kräften, die sich in jedem Augenblick ändern, zu folgen, so wird Alles bleiben, als ob sie gar nicht da wären. Dazu kommt noch, daß wir (wie jetzt die Sache liegt) überhaupt gar kein Mittel haben Drehungen der kleinsten Theile zu beobachten, sondern nur Verrückungen, die etwa in Folge der erstern entstehn, und zwar auch diese letztern nur darum, weil sie sich über den ganzen Körper summiren können (was bey jenen nicht der Fall ist) und dadurch unsern Sinnen wahrnehmbar werden. Bey langsamen Schwingungen wäre es also am ersten zu erwarten, die bisherige Theorie ungenügend zu finden, daher in der Akustik viel eher als in der Optik, wie denn auch schon Weber bemerkt hat, daß die elastische Nachwirkung die Ursache seyn könnte, weßhalb verschiedne Körper unter gleichen äußern Umständen verschieden lange tönen.

Was hingegen den Fall des Gleichgewichts elastischer Körper betrifft, so schlägt Clausius vor, sich für diesen der Formeln von Cauchy zu bedienen, welche ohne eine Annahme über die Anordnung der kleinsten Theile, für continuirliche Körper, abgeleitet sind. Die zwey willkührlichen Constanten, welche sie enthalten, und für welche man, wie Eingangs erwähnt, schon eine Gleichung a priori hat, wenn man von der Betrachtung der hypothetischen Anordnung der kleinsten Theile ausgeht, würden dann beyde durch Beobachtung, so wie Wertheim versucht hat, abzuleiten seyn: dabey wäre es aber klar, daß die so erhaltnen Formeln nur den Werth von Interpolationsausdrücken in Anspruch nehmen können, die nur gelten für solche Fälle, welchen sie durch gehörige Bestimmung der Constanten angepaßt worden sind. Will man hiermit nicht zufrieden seyn und in der Theorie ein wirkliches Bild des physikalischen Vorganges besitzen, so scheint es unerläßlich, im Fall der Statik wie in dem der Dynamik, die Grundentwicklungen dahin zu ändern, daß bey der Bestimmung der Spannungen nicht der momentan stattfindende Zustand des Körpers allein, sondern auch der vorausgegangne, berücksichtigt wird. Von solchen Formeln könnte man sich dann versprechen, daß sie außer der genügenden Erklärung der elastischen Nachwirkung ꝛc. noch Manches andere, in Uebereinstimmung mit dem Experiment, darstellen würden, was die jetzt gebräuchlichen nicht enthalten. Daß die Theorie damit bedeutend schwieriger als bis jetzt würde, liegt in der Natur der Sache, und ist das gemeinsame Loos aller Theorieen, die sich in demselben Maaße ausbilden müssen, in welchem die Beobachtung vervollkommnet oder erweitert wird.

(Fortsetzung folgt später.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung.)

Hierauf geht der Verf. zu einigen näheren Bestimmungen über, denen das Gesetz der Nervenerregung durch den Strom unterliegt, und handelt zuerst von der Erregung der Sinnesnerven durch den elektrischen Strom.

In diesen ist die Reaction eine dauernde, nicht bloß auf Anfang und Ende des Stromes beschränkte. Dieß scheint für den ersten Anblick bey den sensitiven Nerven eine andere Wirkungsweise als den motorischen vorausetzen zu lassen, erklärt sich aber ohne diese Annahme daraus, daß beyde Classen von Nerven in ihrer Substanz gleiche Veränderungen während der Dauer des Stroms erfahren, daß nebenbey aber eine besondere Veränderung des elektrischen Zustandes jedesmal Anfang und Ende dieser dauernden Veränderung begleitet.

Diese beständige Veränderung wächst mit der größeren Dichtigkeit des Stromes, springt aber mit großer Schnelle bey Unterbrechung desselben auf den natürlichen Zustand zurück. Durch diese gleichsam sprungweisen Uebergänge des einen Zustandes in den anderen bey dem Eintreten und Aufhören des Stroms erklären sich jene gerade in diesem Moment am wahrnehmbarsten weiteren physiologischen Effekte.

Nun ist es ferner eine von vielen Forschern constatirte Thatsache, daß der Winkel zwischen der Stromrichtung der Elektricität und dem Nervenverlauf auf die Größe der Erregung einen nicht unerheblichen Einfluß ausübt, indem bey senkrechter Richtung des Stromes auf die Längsachse des Nerven die Wirkung am geringsten ausfällt, wovon später ausführlicher noch gehandelt wird. Schließlich gedenkt der Verf. der Aehnlichkeit der Nervenerregung mit der Induction. Hier wie dort: Unabhängigkeit von der Elektricitätsmenge, Auftreten der Wirkung nur bey Beginn und Ende des Stroms, das gerade Verhältniß der Länge des der inducirenden Ursache gleichmäßig ausgesetzten Leiters zu der Intensität der Wirkung, die Wahrscheinlichkeit innerer Molekularveränderung der inducirten Leiter, Verschiedenheit der Richtung des Schließungs- und Oeffnungs-Stromes.

Der nächste 106 Seiten umfassende § handelt von dem Einfluß der Richtung des Stromes in den Nerven auf die Größe der Erregung und von der Bestimmung der Richtung eines Stromes mittelst des stromprüfenden Froschschenkels.

Als allgemeinster Ausdruck für das Gesetz der Zuckung gilt: daß in den meisten Fällen und auf der mittleren Stufe der Erregbarkeit die bey dem Schließen der Kette stärkere Zuckung (Schließungszuckung) dem Strom angehört, der von dem Ursprung der Nerven nach ihrer Ausbreitung gerichtet ist (dem „absteigenden"), die bey dem Oeffnen der Kette auftretende stärkere (Oeffnungszuckung) dagegen dem Strom, der von der Peripherie nach dem Centrum der Nerven gerichtet ist (dem „aufsteigenden"). Um nun aber zu zeigen, daß dieser Ausdruck des Gesetzes der Zuckung keineswegs diese absolute Gültigkeit besitzt, und daß hier gerade noch genug weiteren Forschungen zu thun übrig bleibt, läßt der Verf. eine ausführliche Geschichte der Erfahrungen über das Gesetz der Zuckung folgen, wel-

che zu umfassend ist, als daß wir hier mehr als die Schlußbemerkungen dazu berühren könnten.

Das Wesentliche nämlich des ganzen Ueberblicks über diese Geschichte ist, daß von den verschiedenen Forschern, welche sich mit dem hier in Rede stehenden Thema beschäftigt haben, (nämlich Pfaff, Ritter, Valli, Ermann, Marianini, Nobili, Pettier, Matteucci u. A.) gewisse Schwankungen in den Ergebnissen ihrer Experimente gefunden worden: so zwar, daß häufig eine völlige Umkehrung jenes an die Spitze gestellten Gesetzes auftrat. Die Theorien der Einzelnen gehen nun nach verschiedenen Seiten, je nach dem Stand oder der Richtung der gerade herrschenden physikalischen und physiologischen Ansichten, auseinander.

Unser Autor entscheidet sich mit Vorbehalt für die Richtigkeit der Ansicht, daß bey einem gewissen geringeren Grad der Erregbarkeit der Eintritt des absteigenden und der Austritt des aufsteigenden Stromes allein fähig ist Zuckungen hervorzubringen, während der Austritt des ersteren und der Eintritt des letzteren den Nerven anscheinend in Ruhe läßt. Auf höheren Stufen der Erregbarkeit hingegen büßt das Gesetz seine Geltung ein. Hier zucken die Schenkel in allen vier Augenblicken in gleicher Weise.

Betreffs des Vorkommens des verkehrten Gesetzes, das die Meisten, mit Ausnahme von Ritter, als eine bloße Unregelmäßigkeit betrachten, äußert sich der Verf. dahin: „Es gibt Fälle, wo das umgekehrte Gesetz vor dem gewöhnlichen Geltung hat. Oft sind diese Fälle mit außerordentlich hoher Erregbarkeit verbunden. Es läßt sich aber zunächst darum noch nicht mit Sicherheit behaupten, daß sie Normalfälle seyen, welche den dem unversehrten Leben am nächsten stehenden Zustand der Nerven offenbaren, sondern mehrere Umstände deuten darauf, daß dabey besondere Verhältnisse der Ernährung und Lebensweise oder der nachfolgenden Behandlung nach dem Tode (Versuche an Wurzeln und Rückenmarkssträngen) vorhanden und mit im Spiele waren. Nichts desto weniger ist beobachtet worden, daß Fälle dieser Art sich mit abnehmender Erregbarkeit in solche verkehrten, wo das gewöhnliche Gesetz statt fand; es ist daher bis auf Weiteres ein Auge darauf zu haben, ob nicht doch dieser scheinbar abnorme Zustand, wie Ritter behauptete, der normale dem Leben am nächsten stehende sey."

Das physiologische Rheoskop hat wesentliche Eigenthümlichkeiten, welche früher schon berührt, jetzt (§ 4.) weiter auseinander gesetzt werden. Bey den thierisch elektrischen Versuchen handelt es sich, um außerordentlich schnelle kleinere oder größere Schwankungen bemerklich zu machen. Bey dem Multiplicator ist nämlich die Größe des Ausschlagswinkel, welchen die Nadel macht, bey gleichbleibender Stärke des einwirkenden Stroms abhängig von der Dauer desselben; so daß bey einem Minimum der letzteren keine Wirkung auf die Nadel mehr wahrgenommen wird. Nun läßt sich allerdings durch Summation vieler so schwacher und so schnell vorübergehender Ströme eine Wirkung auf die Nadel erzielen, deren Trägheitsmoment auf diese Weise allmählich überwunden wird; allein dieses Verfahren nützt nichts mehr, wenn es sich, wie das häufig der Fall ist, darum handelt, gerade die einzelnen Stöße und nicht die Wirkung ihrer Summe zu unterscheiden. Dieses Trägheitsmoment scheint durch die Organisation in den Nerven unendlich klein zu seyn, und hier schon verspricht unser Autor im Verlauf der Untersuchung es wahrscheinlich zu machen, daß man sich in den Nerven Molekule denken darf, die nach verschiedenen Seiten hin mit verschiedenen elektrischen Eigenschaften begabt sind, und auf deren wechselnder Anordnung die verschiedenen Wirkungen der Nerven zu beruhen scheinen. Zugleich besitzen diese so wie die Muskelelemente ein unendlich geringes Trägheitsmoment selbst schwächeren elektrischen Strömen gegenüber, dem der unmittelbaren Träger der elektrodynamischen Kräfte nicht unähnlich, woraus eine Beweglichkeit derselben ins Unbestimmte resultirt. Diese Molekule sind zudem so geordnet, daß aus ihrem Zusammenwirken, nachdem jede einzelne erregt worden, vermöge ihrer Anzahl endliche wahrnehmbare Wirkungen hervorgehen. Wahrscheinlich wird es zuletzt aber auch hier noch eine Gränze der Wirkung geben, denn da vermuthlich die Erregung der Nerven durch den Strom auf der Elektrolyse beruht, so wäre die Gränze der denkbaren Nervenerregung dann gegeben, wenn der Strom nicht mehr Zeit fände, sich in dem feuchten Theile seiner Bahn herzustellen.

Hierauf also beruht der Vortheil des physiologischen Rheoskopes, bey welchem Betreffs der Erkennung der Stromrichtung die Schnelligkeit des erregenden Stroms fast ganz irrelevant ist.

Nach einigen Vorbemerkungen über elektrische Vorgänge in offenen Inductionskreisen, welche zuerst von Rieß mitgetheilt wurden, und darin bestehen, daß in einem Nebenleiter, auch wenn er nicht einen vollständig leitenden Ring bildet, doch ein elektrischer Vorgang statt finden könne, während in einem benachbarten Stromveränderung erzeugt ist, geht der Verf. zur Bestätigung dieser und Masson's so wie Breguet hieher gehörigen Untersuchungen mit Hülfe des stromprüfenden Froschschenkels über.

Als experimentum crucis stellt er folgendes an die Spitze: „Steht der Nerv des stromprüfenden Schenkels in Verbindung mit dem einen Ende eines offenen Inductionskreises, und ist entweder der Schenkel oder das andere Ende des Kreises nach dem Erdboden hin abgeleitet, so findet jedesmal Zuckung statt, wenn man in der Nähe des Kreises einen solchen Vorgang erregt, der, wenn der Kreis geschlossen wäre, einen secundären Stom in demselben zur Folge haben würde."

Die Versuche wurden auf doppelte Weise angestellt: einmal unter Anwendung reiner voltaelektrischer Induction, das andere Mal mit in die leere Rolle eingelegten Drahtbündeln. Hiebey wird das eine Ende der vollkommen isolirten Inductions-Vorrichtung mit einem isolirten Platinblech versehen, auf welchem der Nerv auflag. Oeffnen und Schließen der Kette rief Zuckungen hervor, wenn der Schenkel oder das andere Ende des Inductionskreises berührt wurde. Liegt der Schenkel statt des Nerven auf der Platinplatte, so entstehen keine Zuckungen mehr, wenn das andere Ende des Inductionskreises oder der Schenkel selbst ableitend berührt wird, nur wenn am Nerv dieses geschieht, entsteht Zuckung. Eine Ligatur um den Nerv kann nur dann das Phänomen stören, wenn sie dicht an der Einsenkungsstelle der Nerven in die Muskelsubstanz angebracht ist.

Schenkel auf dem geeigneten Erregungsgrad lassen auch die Stromrichtung erkennen. Zuckung entsteht nämlich immer nur bey absteigendem Strom im Schenkel. Die Theorie dieser Erscheinungen, welche denen an einer offenen Säule gleichzustellen seyn dürften, ist noch nicht vollkommen aufgeklärt; andere Erscheinungen, hier von größerer praktischer Bedeutung, sind denen an einer unvollkommen geschlossenen Säule vergleichbar. Diese bestehen in Folgendem. Sind beyde Enden der Inductionsrolle in leitender Verbindung mit Platinblechen, und diese durch den Nerv überbrückt, wobey jedoch um den letzteren außerhalb der Bleche eine Ligatur gelegt ist, so findet, so lange der Schenkel völlig isolirt ist, beym Oeffnen und Schließen des primären Kreises keine Zuckung statt, die äußerst lebhaft ist, sobald der Schenkel ableitend berührt wird, jedoch nur, wenn der Inductionsstrom im Nerv zwischen den Platinblechen aufsteigend ist. Die Erscheinung bleibt dieselbe, wenn der Nerv zwischen zwey befeuchtete Fließpapierbäuschchen gelegt ist, welche über die Platinenden hervorragen.

Wird aber eine vollkommne mäßig lange Brücke von Fließpapier über die Platinbleche geschlagen, so entsteht jedesmal Zuckung, mag der Schenkel ableitend berührt werden oder nicht. Nur dann tritt bloß bey ableitender Berührung des Schenkels in diesem Fall Zuckung ein, wenn erstens der Nerv unterbunden und zweytens nicht senkrecht auf die Längsachse des Streifens, die Länge desselben nicht halbirend gelegt ist. Hat der Nerv aber diese Lage, so bleibt Alles in Ruhe. Die Zuckung entsteht bey niederen Graden der Erregbarkeit nur dann, wenn der Nerv jenseits der Mittellinie auf der Hälfte des Streifens liegt, durch den der Strom zunächst eintritt. — Hieraus ergiebt sich für Reizversuche die praktische Regel: „daß bey dem Gebrauch einer Inductionsvorrichtung die thierischen Glieder sowohl als die ganze secundäre Strombahn stets auf das vollkommenste isolirt seyen, gleich als ob es sich um Reibungselektricität handelte."

Das dritte Capitel handelt von der elektrochemischen Methode, welche jedoch bey den hier in Rede stehenden Untersuchungen unter den bisher erwähnten am tiefsten steht. Durch sie kann höchstens nur die durch thierisch elektrische Ströme eingeleitete Zersetzung erwiesen werden, was von vorneherein von jeder den Strom fortleitenden zersetzbaren Flüssigkeit angenommen werden darf. Nur dann dürfte man hoffen, Nutzen von dieser Methode zu ziehen,

wenn damit ein absolutes Maaß der Stromstärke gewonnen werden könnte, wozu bis jetzt nur geringe Aussichten vorhanden sind. Der Verf. hat die zersetzende Kraft thierisch elektrischer Ströme dadurch nachgewiesen, daß er sich aus einem Jodkaliumstärkebrey von der Consistenz erstarrten Leims zwey dünne Scheiben schnitt, mit welchen er die auf die früher angegebene Weise gereinigten Platinelektroden bekleidete; dabey muß die Elektrode, aus welcher der Strom heraustreten soll, möglichst fein zugespitzt seyn, um durch die dabey vermehrte Dichtigkeit des Stroms größere Effekte desselben bewirken zu lassen. Dann bemerkt man nach Beendigung des Versuchs und Herausnahme der Elektrode die Wandung der Höhle unter der Loupe schwarz gefärbt.

Im vierten Capitel macht uns Du Bois mit einigen weiteren durchgängig gebrauchten Vorrichtungen bekannt.

Unter den Elektromotoren ist unentbehrlich 1) der einfache Bogen, ein dickerer an der Spitze amalgamirter Zinkdraht und ein dünnerer Platindraht, durch eine Schraubenklemme verbunden und in doppeltem Winkel gegeneinander gebogen. 2) Stärkere Ketten wurden mit der Grove'schen Einrichtung hergestellt, und 3) finden später noch weiter zu beschreibende Inductionsvorrichtungen eine häufige Anwendung. Außerdem bedarf man eines Unterbrechungsrades und eines Stromwenders.

Unter dem „allgemeinen Träger" ist ein Stativ verstanden, welches fest an den Tisch geschraubt werden kann, und an dessen nach allen Richtungen mittelst eines Kugelgelenkes verstellbaren horizontalem Arm sich eine Glasplatte befindet, die vorn zugeschärft ist, und auf der die thierischen Theile isolirt den Zuleitungsgefäßen genähert werden können.

Die „stromzuführende Vorrichtung für thierisch elektrische Versuche" hat zum Zweck, einem thierischen Theil in jeder Lage einen oder selbst auch zwey elektrische Ströme zuzuführen. Dieß geschieht mittelst 4 klingenartig geformten Platinenden, welche in den verschiedensten Lagen und Entfernungen von einander den thierischen Theilen genähert werden können, und mit den Drähten der Elektromotoren in Verbindung stehen. Von der Beweglichkeit des ganzen Apparates läßt sich ohne Abbildung keine genaue Darstellung geben, ohne daß wir zu sehr ins Detail eingehen.

Einer besonderen Vorrichtung bedarf es, um ganze lebende Frösche zu befestigen, wobey es auf vollkommne Unbeweglichkeit des Präparates vor Allem ankommt. Dazu ist ein Rahmen von altem trockenem lakirten Mahagonyholz verwendet worden mit einem Ausschnitt, wodurch die ganze eine Seite des Thiers anderen Apparaten zugänglich ist; seidene Schnüre durch Löcher im Rahmen geführt umschlingen das Kreuz, die Schenkel und die Arme und zwischen zwey Vorsprünge am hinteren Ende des Rahmens werden mit weiteren Schnüren die Füsse fest umwickelt und bewegungslos gemacht.

Um den Thieren zu heftige Schmerzen zu ersparen und zu weiteren Versuchen noch das Leben zu erhalten, werden, statt die Zuleitungsdrähte der Elektromotore in Hautschnitte einzuführen, Klemmen, die mit den Zuleitungsdrähten verbunden sind, benützt, in welche Hautfalten des Thieres gespannt werden.

Alle Versuche sind an Rana esculenta gemacht. Diese werden am besten in durchlöcherten Kisten überwintert, welche halb mit feuchtem Waldmoos gefüllt und häufig mit Wasser übergossen werden, dabey sollen nie mehr als 10 — 12 Stück in einem solchen Behälter sich befinden. Bey dem Zurichten der Thiere zu den Versuchen durchschneidet man den Halstheil des Rückenmarks und zerstört mit spitzem Instrument das Gehirn, um die beym Abschlagen eintretenden tetanischen Zuckungen zu vermeiden. Bey dem Enthäuten der Thiere ist es nothwendig, die Anheftungen an die Muskeln sorgfältig zuerst mit der Scheere zu lösen. Bey dem Versuch gebrauchte Muskeln müssen endlich stets von ihren natürlichen Oberflächen begränzt seyn. Zu Ligaturen werden mehrfach zusammengelegte Fäden roher Seide verwendet und zur Handhabung der thierischen Theile bey Multiplicatorversuchen und Auflegen derselben auf die Bäusche messingene mit beinernen Spitzen versehene Pinzetten benützt.

Dr. E. Harleß.

(Fortsetzung folgt später.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith by John Barrow. In two Volumes. London 1848.

In Dover sieht man noch jetzt, nahe am Seestrand, geeignet zur Einfahrt und Aufnahme der Boote ein Gebäude von seltsamer Bauart, das lange Zeit unter dem Namen Smiths Folly (man möchte fast das englische Beywort in: Smiths „Trotzwinkel" übersetzen) bekannt war. Dort lebte in den ersten Jahrzehnten der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein gewisser Capitän John Smith, in großer Abgeschiedenheit von der vornehmen, reichen Welt, mit welcher er früher in nahem Verkehr gestanden war; ein Mann, der allerdings einen anscheinenden Grund dazu hatte, mit dieser Welt zu zürnen und zu trotzen. Er war früher Hauptmann unter der Garde, und Ceremonienmeister bey der Königin Charlotte, so wie Adjutant bey Lord George Sackville Germain gewesen. Als er in der Schlacht bey Minden seiner Pflicht als Soldat gemäß einem Befehl seines Generals genaue Folge leistete, der mit dem Plane des Herzog Ferdinand von Braunschweig nicht übereinstimmte, wurde er von diesem Herrn auf eine Weise darüber herabgewürdiget, die sich mit der leicht verletzlichen Ehre eines englischen Offiziers von seinem Range nicht vertrug, er nahm deßhalb seinen Abschied. Aus gegenseitiger Neigung vermählte er sich im J. 1760 mit einer Tochter des Mr. Pinkney Wilkinson, eines sehr begüterten Kaufmanns in London. Aber sein Schwiegervater, unzufrieden mit dem gegen seinen Willen geschlossenen Ehebündniß seiner Tochter Marie mit einem abgedankten Offizier, enterbte diese fast gänzlich, und vermachte das Vermögen seines Hauses einer andren Tochter, der Lady Camel,ord. So war Herr John Smith auf das Besitzthum seines Boothauses in Dover beschränkt, und hatte von den frühern Gaben des Glückes nichts behalten als den unbescholtenen Namen eines Ehrenmannes und tüchtigen Offizieres, so wie in seinem ganzen Wesen den Ausdruck einer edlen militärischen Haltung und Würde.

Aus jener Ehe mit Marie Wilkinson wurde am 21. Juni 1764 der große nachmalige Seeheld, William Sidney Smith, der zweyte unter den drey Söhnen seiner Eltern geboren. Der Knabe wurde von seinem Vater sehr frühe in die Tunbridge Schule gebracht, eine treffliche Anstalt, welche damals unter der Leitung eines gewissen Dr. Knox stand. William hätte hier Gelegenheit gehabt, sich zu einem künftigen tüchtigen Gelehrten, geistlichen oder weltlichen Standes auszubilden. Aber sein mütterlicher Großvater, der alte Hr. Wilkinson dachte anders; er war, gleich wie von einem instinktmäßigen Blick in die Bestimmung des Enkels geleitet, die Veranlassung, daß der Knabe in eine Erziehungsanstalt nach Bath kam, aus welcher er, wenn auch nicht durch umfassendere Kenntnisse, doch durch die nun in ihm erwachte, lebhafte Neigung befähigt schon vor seinem 12. Jahre in sein eigentliches Lebeselement, den Seedienst eintrat. Er erwarb sich hier in kurzer Zeit eine solche Geschicklichkeit in dem praktischen Theil seines neuen Geschäftes, daß er schon in seinem 13. Jahre in die königliche Marine aufgenommen und sein Name in die Admiralitätsbücher eingetragen wurde. Nachdem er zuerst ei-

nige Monate auf der Tortoise gedient hatte, wurde er auf den Unicorn versetzt, ein Schiff von 20 Kanonen, das unter der Führung des Kapitän Ford stand, eines rauhen, dabey aber sehr tüchtigen Seemannes, der über seine Leute ein sehr strenges, oft hartes Regiment führte. Hier lernte er zuerst den Krieg zur See, mit seinen Schrecknissen und seinen siegreichen Thaten der Tapferkeit kennen. Es war bald nach dem Beginn des amerikanischen Krieges, der Unicorn, in Gesellschaft des Experiment, eines Schiffes von 44 Kanonen, befand sich in der Penobscott-Bay und beyde Schiffe setzten einer amerikanischen Fregatte, dem Raleigh nach, welche 32 Kanonen führte. Der Unicorn war ein besserer Segler als der Experiment, jener holte den Raleigh ein, und der Kapitän Ford mit seiner gewöhnlichen Kühnheit unternahm ohne Verzug den Angriff. Ein harter Kampf begann, der volle drey Stunden dauerte und bey welchem zuletzt beyde Schiffe sich so nahe rückten, daß ihre Raaen sich kreuzten. Der Raleigh, der dabey am meisten gelitten, mußte sich ergeben, und Kapitän Ford hatte die Prise bereits in Besitz genommen, ehe der Experiment ihm zu Hülfe kommen und einen einzigen Schuß thun konnte. Freylich hatte der Unicorn 13 Todte und eine ziemliche Anzahl Verwundeter, unter denen auch der junge Sidney war, aber dieser Sieg war eines englischen Seemannes würdig. Für den Knaben war sein Aufenthalt auf dem Unicorn, der noch mehrere solche glückliche Handstreiche ausführte, eine Schule der künftigen Thaten und er scheint sich durch sein Benehmen bey dem strengen Kapitän in solche Gunst gesetzt zu haben, daß dieser ihm, ohngeachtet seiner frühen Jugend, schon manche Geschäfte eines Offiziers übertrug. Bey einer solchen Gelegenheit rettete einst Sidney durch seine Entschlossenheit das Schiff und das Leben mehrer Hunderte von Menschen, die sich auf demselben befanden. Es waren damals, außer der eigenen Mannschaft, 200 Gefangene am Bord, da brach plötzlich einer jener furchtbaren Orkane von Nantucket her aus, welche in dieser Gegend des Meeres am meisten gefürchtet sind. William Sidney, als wachthabender Offizier, wurde mit einer Anzahl von Matrosen hinab in das Zwischendeck beordert, um ein Hülfssegel heraufzuholen, da warf ein Windstoß das Schiff auf die Seite, so daß schon seine Segelstangen das Wasser berührten. Eilig sprang der junge Seemann mit seinen Leuten zurück aufs Verdeck, man warf die Kanonen mit rascher Entschlossenheit über Bord und rettete so, durch Entlastung der abwärts gesenkten Seite, das Schiff vom Untergang.

Im Jahre 1779 wurde der damals 15jährige Sidney Smith auf den Sandwich, unter der Flagge des berühmten Sir George Rodney versetzt und hier war es, wo er im Jahre 1780 an dem glänzenden Siege der englischen Flotte über die Spanier Theil nahm. Der Herzog von Clarence, damals Oberadmiral der Flotte, erinnerte sich noch als König (Wilhelm IV.) im J. 1827 sehr lebhaft einer That des Sidney, bey welcher dieser einen Beweis von Muth und von einer imponirenden Macht über Andre gab, der für ein solches jugendliches Alter als etwas Außerordentliches erschien. Wie durch seine Tüchtigkeit, so wurde er auch durch seine Bescheidenheit der allgemeine Liebling aller Offiziere seines Schiffes. Dieß war auch der Grund, aus welchem er schon am 25. Sept. 1780 vom Admiral Rodney zur Stelle eines Lieutenants auf dem Alcide ernannt wurde, eine Ernennung, welche übrigens von der königlichen Admiralität erst im J. 1783 ihre Bestätigung erhielt, weil man keine zu auffallende Abweichung von der Regel machen wollte, nach welcher ein Seecadet erst im 19. Jahre den Rang eines Lieutenants erhalten durfte.

Es bedurfte indeß dieser formellen Bestätigung der Würdigkeit des Sidney für den höheren Offiziersrang nicht, denn ehe dieselbe erfolgte, gab er durch die That Beweise dieser Würdigkeit, welche in der öffentlichen Meinung mehr galten als alle Anstellungsdecrete der Admiralität. Der Jüngling erwies sich als künftigen Seehelden, namentlich in der großen, denkwürdigen Seeschlacht am 12. April 1782, in welcher Sir George Rodney über die französische Flotte bey den Leewards-Inseln einen so vollkommenen Sieg erkämpfte, daß nicht nur das feindliche Admiralschiff, das der Graf Grasse befehligte, sondern mit ihm noch vier andre französische Linienschiffe von den Engländern genommen, der übrige Theil der Flotte aber zerstreut und außer Stand gesetzt wurde das Meer zu halten. Das

furchtbare Treffen dauerte in anhaltender Stärke von früh sieben bis Abend nach halb sechs, bis der annahende Abend den Feindseligkeiten ein Ende machte und es gab da Gelegenheit genug, um sich neben den ältesten, muthigsten Seeleuten als ein ihrer würdiger Kampfgenosse zu zeigen.

Schon einige Wochen nachher wurde Sidney durch den Admiral Rodney zur Stelle eines Commandanten auf der Schaluppe Fury, im October desselben Jahres zu der eines Kapitäns auf der Alkmene ernannt, doch trat er diesen Posten erst im Mai 1783 an, wo er mit der Alkmene bey Antigua zusammentraf. Gerade jetzt, da sich ihm größere Mittel und freye Hand zu Unternehmungen auf eigenen Namen darboten, fand sich keine Gelegenheit zu solchen; sein Schiff erhielt Ordre nach England zurückzukehren, wo er am 25. Febr. 1784 bey Spithead landete.

Es war nicht das Sehnen nach äußerer Ruhe, so begreiflich dieses auch nach all den harten Mühen und Beschwerden der nächst vorhergehenden Jahre gewesen wäre, was unsren jungen Seemann bewog für einige Zeit den Marinedienst zu verlassen und sich aufs Festland zu begeben, sondern der bisher ungestillt gebliebene Drang nach Erweiterung und Begründung seiner Erkenntnisse, nach höherer Ausbildung des Geistes. Nur auf diesem Wege glaubte er sich vollkommen zum Dienst seines Vaterlandes befähigen zu können. Er wählte das für die verschiedenen Richtungen des Lebens fein und vielseitig gebildete Frankreich zum ersten Zielpunkt seiner Wanderjahre, und begab sich zunächst nach Caen in der Normandie, das damals ein Sammelplatz für viele vornehme Familien aus den verschiedensten Gegenden von Frankreich war. Ein Empfehlungsbrief führte ihn bey dem Herzog von Harcourt und seiner Familie ein, und in diesem Kreise lernte er das Leben und gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Nationalitäten des gebildeten Europas, so wie der Fürsten und Völker zu einander in einer andren Weise kennen, als ihm dieß im Kreise der seemännischen Beschäftigungen möglich gewesen war. Der vielseitige Stoff, der ihm in den Unterhaltungen des herzoglichen Hauses und der vielen Besuchenden, die er dort fand, im leichten Gewand und gleich wie spielend gegeben wurde, gestaltete sich in ihm zu einer großartigen Anschauung der Verhältnisse seiner Zeit und der bedeutungsvollen Aufgabe, welche seinem Vaterland Großbritannien für diese seine Zeit geworden war; mit der Fertigkeit, sich in der äußerlich gebildetsten Sprache, in der französischen gut und leicht auszudrücken, gewann er zugleich jene Macht und Leichtigkeit der Sprache überhaupt, die wir in seinen schriftlichen Arbeiten bewundern. Denn da bemerkt man nicht, wie bey andern Männern seines Standes, den einseitigen Seemann, sondern im besten Sinne des Wortes den vielseitig durchgebildeten Weltmann.

Er blieb zwey Jahre in der Normandie und lernte in dieser Zeit jene Buchten und Häfen der Westküste von Frankreich, die er während des Krieges oft vom Meere aus gesehen und selbst mit beschossen hatte, auch auf dem Lande und in der Nähe kennen. Bey Cancale betrachtete er mit besonderem Interesse die Löcher im Mauerwerk, welche das englische Geschütz gebohrt hatte, das zum Theil von ihm selber (damals auf dem Unicorn) nach diesem Zielpunkt hingewendet worden war. Fast jeden Tag geschah es ihm auf seinen Reisen an den Küsten hin so wie an der Tafel des Herzogs von Harcourt, daß er mit Offizieren zusammentraf, gegen die er in mancher heißen Seeschlacht gekämpft hatte. Die gewesenen Feinde waren jetzt die gefälligsten, höflichsten Freunde; man erzählte sich unverholen, welche Absichten und Pläne man auf jeder Seite verfolgt und was während der Action da und dort im Einzelnen sich zugetragen habe. Ohne allen Anstand erlaubte man es H. Sidney so wie andren Engländern, als Augenzeugen bey den riesenhaften Wasserbauten zugegen zu seyn, welche unter der Leitung der tüchtigsten Männer vom Fach zur Befestigung des Hafens von Cherbourg aufgeführt wurden; der Herzog von Harcourt selber, der die Oberaufsicht über das Werk führte, war bemüht seinen Gästen, den vormaligen und auch künftigen Feinden seines Vaterlandes Alles so genau als möglich zu zeigen, und sie fanden auch hiebey Gelegenheit, die Artigkeit der Franzosen eben so hoch achten zu lernen als ihre technische Geschicklichkeit und mathematische Bildung.

Im J. 1787 reiste Sidney Smith nach Gibraltar, besuchte dann die Küstengegenden und Häfen des Kaiserthums Marokko, mit welchem damals ein feindseliges Verhältniß für England unvermeidlich schien, und theilte dem Sekretär der britischen Admiralität einen genauen Bericht über seine gemachten Beobachtungen, so wie seine Ansicht mit über die vortheilhafteste Weise, wie bey einem etwa ausbrechenden Kriege zur See und zu Lande operirt werden könne.

Es war jetzt in dem jungen Seemann von neuem das Verlangen nach einem Feld der Thaten erwacht, und ein solches schien sich ihm in dem Kriege der Schweden und Russen zu eröffnen, bey welchem der Seemacht beyder Nationen das Meiste zu thun oblag. Als er jedoch im J. 1789 um Verlängerung seines Urlaubs zu einer Reise nach Stockholm und Petersburg nachsuchte, war es noch nicht seine Absicht in fremde Dienste zu treten. Die Versuchung hierzu wurde indeß bald nachher größer und überwältigender als er es erwartet hatte. Er fand bey König Gustav III. und dessen Bruder, dem Herzog von Sudermannland, eine solche ehrende Anerkennung und freundliche Aufnahme, daß er nicht anders als mit dankbarer Bereitwilligkeit ihren Wünschen begegnen und für die Dauer seines verlängerten Urlaubs das Anerbieten aufnehmen konnte, in der schwedischen Flotte als Freywilliger zu dienen. Er war in einem Auftrag des Königs Gustav an das englische Kabinet nach London gereist, fand dort für sich selber wie für seine königliche Botschaft eine unerwartet kalte Aufnahme, wurde viele Wochen lang aufgehalten ohne eine entscheidende Antwort zu erhalten, und sah sich endlich genöthigt ohne eine solche nach Schweden zurückzukehren, wo er nach einer langwierigen Seefahrt im Mai 1790 bey Karlskrona ans Land gieng. Während seiner Abwesenheit hatte bereits ein Zusammentreffen der schwedischen mit der russischen Flotte bey Reval statt gefunden, bey welchem die Schweden zwey Linienschiffe verloren. Der König selber, dem es an persönlicher Tapferkeit und kriegerischem Muthe durchaus nicht fehlte, hatte indeß nach mehreren siegreichen Gefechten Schwenskasund, wo sein Heer ein Jahr vorher eine große Niederlage erlitten, wieder eingenommen und in der dortigen Bucht auch seine Flotte zusammengezogen. Schon jetzt bemerkte der englische Seemann, daß ein großer Theil der Kriegsschiffe durch seinen schwerfälligen Bau und seine unverhältnißmäßige Belastung zur Ausführung mancher Aufgaben des Seekrieges nur unvollkommen geeignet seyn werde, zugleich aber wurde es ihm deutlich, daß die Macht Schwedens noch eine andre sey als die der Schiffe und der Kanonen; bey jeder Gelegenheit spricht Sidney mit hoher Achtung von der Haltung und Tüchtigkeit der schwedischen Soldaten und Seeleute: es liegt in diesem Volk eine Kraft, großartig wie die Natur seines Landes und seiner Felseninseln.

Nur zu dringend nothwendig erschien es, daß, wenn man einen günstigen Erfolg des dießmaligen Unternehmens zur See erlangen wollte, so schnell als möglich ein Angriff jenes Theiles der russischen Flotte geschehen müsse, der bey Cronstadt vor Anker lag, ehe sich mit ihm der andre Theil der feindlichen Kriegsschiffe, der bey Reval kreuzte, vereinigen konnte. Vergeblich war es jedoch, daß man endlich Anstalt zu diesem Angriffe traf; man brach auf gegen Cronstadt, beyde Flotten näherten sich, die russische suchte auf jede Weise ein entscheidendes Treffen zu vermeiden und ein Mißtrauen gegen die eigne Macht hatte sich in solchem Maaße der commandirenden Führer der schwedischen Flotte bemächtigt, daß diese kaum auf Schußweite sich der feindlichen Linie nahete und so lange mit der Ausführung eines ernstlichen Schlages zögerte bis die Flotte von Reval herbey kam und nun für die Schweden, die sich jetzt zwischen zwey Feuer gesetzt sahen, nichts mehr übrig blieb als mit der Landmacht des Königes bey Vyborg sich zu vereinen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Fortsetzung).

Dieser Rückzug, den vorzüglich Sidney geleitet zu haben scheint, geschah bey Nacht; die beyden russischen Flotten, die indeß eine Stellung eingenommen hatten vermöge der sie am Morgen die im Vergleich mit ihnen so viel schwächere schwedische Seemacht zwischen sich zu drängen und zu vernichten hofften, sahen nach Sonnenaufgang keinen Feind mehr, folgten demselben jedoch sogleich mit vollen Segeln nach. Sie fanden aber bey ihrer Ankunft vor Viborg die Schiffe ihrer Gegner schon in so kunstreicher Linie geordnet, daß ihnen der Eingang in die klippenreiche Bucht kräftig genug verschlossen war. Sidney wünschte auch jetzt nichts sehnlicher als ein entscheidendes Treffen, mit der immer näher sich herandrängenden feindlichen Seemacht; er hatte jedoch hier keine Türken unter seiner Leitung, welche wie später bey St. Acre, wenn auch mit einigem Widerstreben und oft mit großer Ungeschicklichkeit das thaten was er befahl, sondern hochgeborne Seeoffiziere, die es vielleicht unter ihrer Ehre fanden auf die Pläne eines jungen 26 jährigen Colonels der englischen Marine einzugehen, deßhalb stieß er überall auf offnen oder heimlichen Widerstand. Die Mehrzahl dieser Herren hielt es für besser einen Angriff der russischen Flotte abzuwarten, als selbst einen zu versuchen; die Feinde aber wußten wohl, daß der Vortheil, den die Nähe der Landmacht und ihrer Batterien gewährte, derselbe sey, der auch ihnen in einem frühern Seetreffen bey Reval den Sieg verschafft hatte und welcher nun ohnfehlbar der andern Seite sich zuwenden würde, wenn sie voreilig vorandrängen. Indeß hatten aber auch die Russen Zeit gewonnen auf mehreren Inseln Batterien zu errichten, die den Eingang zur Bucht umringten. Von diesen Haltpunkten aus faßte der Feind noch weiterhin festen Fuß; seine Stellung wurde immer drohender und es galt jetzt die Anstrengung aller Kräfte um die Absichten desselben, die sich auf seine große Uebermacht gründeten, zu vereiteln. Sidney, auf dem Fischerboot eines Bauern, untersuchte selbst bey Nacht eigen der Kanäle mitten durch die Felseninseln und Scheeren, durch welchen eine Abtheilung der schwedischen Flotte gegen den Feind vordringen sollte. In einer der folgenden Nächte rückte die schwedische Flotille nach drey Richtungen aus ihrer bisherigen Stellung gegen die russische See- und Landmacht aus. Es galt vor Allem den wichtigen Posten an der Küste des Festlandes, bey Actis Capel, den die Feinde stark besetzt hatten, ihnen zu nehmen. Sidney hatte diese schwerste Aufgabe des Unternehmens zu der seinigen gemacht. Um 1 Uhr nach Mitternacht war er mit seiner Yacht an die Stelle gekommen, die das Landvolk ihm bezeichnete. Eine vollkommene Stille herrschte am Ufer, es war keine Bewegung des Feindes zu bemerken bis dieser auf einmal seine Batterie aufthat und ein so furchtbares Feuer auf die Schweden, vor allem auf die Yacht eröffnete, an deren Bord er mit Recht die commandirenden Offiziere vermuthete, daß zwey von diesen, auf deren Beystand Sidney am meisten gerechnet hatte, und mit denen er so eben im Gespräch begriffen war, schwer verwundet zu Boden sanken. „Gott segne den Kö-

nig“ rief der ritterlich tapfre, treue Capitän Sillén, als er in seinem Blute da lag; Colonel Lillienhorn raffte sich sogar, als er wieder zur Besinnung kam, noch einmal auf, sprang ins Wasser und führte seine Kompagnie zum Sturm der feindlichen Batterie an. Der Weg der Stürmenden gieng über rolliges Gestein, jeder Schritt, den sie am Ufer hinanklimmend thaten, mußte von ihnen, den feindlichen Grenadieren gegenüber, die hinter den Bäumen aufgestellt waren, mit tapfrem Blute erkauft werden; ein Haufen von Bomben, deren Lunten schon entzündet waren, konnte nur durch schnellen, kühnen Anlauf umgangen werden, dennoch gelang das Unternehmen; die Feinde mußten nach einem schweren Verlust an Todten, an Verwundeten und Gefangenen, den blutbenetzten Felsen, sammt ihrer Batterie den Schweden überlassen. Erst jetzt gab sich Colonel Lillienhorn der tiefen Ermattung hin, die sein großer Blutverlust ihm zugezogen hatte und der zerschmetterte Fuß des Capitän Sillén wurde von Sidney, den mitten im stärksten Feuer der feindlichen Geschütze keine Kugel getroffen hatte, eigenhändig so gut als möglich verbunden, bis man den schwer Verwundeten nach dem Hospitalschiff unter die Hände der Wundärzte bringen konnte, die sich zur Amputation genöthigt sahen.

Mit der glücklichen Hinwegnahme der Batterie und des Felsenbodens der Insel Oransari, dem eigentlichen Haltpunkt der feindlichen Macht bey Actis Capel nahe gegenüber, war der Kampf keineswegs beendet, sondern hatte erst begonnen; der schwerste, heißeste Theil der Arbeit war noch zu thun. Hier im Angesicht und in der Mitte der feindlichen Macht, blieb dem an Zahl so ungleich kleineren schwedischen Heerhaufen zu Wasser und zu Lande kein andrer Ausweg als der, den sie mit den Waffen sich brechen konnten. Ueberdieß hatte man Hoffnung, daß der König mit seiner Macht von einer andern Seite her das Unternehmen unterstützen werde. Die Kanonenböte wurden in eine Linie gestellt, so rückte man vor Actis Capel hin; die russischen Wachtposten zogen sich von der Küste zurück, man landete ungehindert. Auf einer kleinen Ebene, in der Richtung gegen Trongsund hin fand man die Feinde in einer Linie aufgestellt, den Angriff erwartend, ihre Flanke stand in dem dichten Gehölz verborgen. Vergeblich erwartete jetzt Sidney von der Landseite her, wo der König mit seinem Heere lagerte, die gehoffte Hülfe; kein Kanonenschuß aus der Ferne ließ sich vernehmen, desto furchtbarer aber war der Kanonendonner der aus der Nähe von der feindlichen Artillerie kam, welche weniger durch die Kugeln ihrer Geschütze unmittelbar schadeten als durch Trümmer und Splitter der Bäume, die von den Schüssen umhergeschleudert wurden. Ganze Reihen des schwedischen Fußvolks lagen schon getödtet und hart verwundet am Boden, nur einmal ließ Sidney die Musketen gegen den Feind abfeuern, dann sein Kriegsvolk mit gefälltem Bajonet vordringen; die Russen wichen, und ließen ihre Kanonen zurück. Bald aber kam ihnen eine bedeutende Verstärkung von der Seeseite her; sie drangen jetzt in übermächtiger Anzahl auf die sehr zusammengeschmolzene, dabey auch aus ihrer Ordnung gekommene Schaar der Schweden ein und bald sahen diese sich nach allen Seiten hin von Feinden umringt, während das sich durchkreuzende Feuer der russischen Geschütze seine furchtbare Wirkung that. In diesem Augenblick fand sich Sidney von Allen verlassen, noch allein bey den erbeuteten Kanonen stehend. Da kam der jugendliche, heldenmüthige Graf Dohna, der sich alle Mühe gegeben die zerstreuten Schaaren der Seinen zu ordnen und mit Sidney das Loos des Todes oder der Gefangenschaft zu theilen. „Nicht uns ergeben, sondern muthig uns durchschlagen,“ so rief der englische Seemann und alsbald war der größere Theil der noch lebenden Schweden um ihn und Dohna versammlet und das Volk, von der Tapferkeit ihrer Führer dahingerissen, warf sich auf den Feind, der zwischen ihm und der Küste sich ausgebreitet hatte, und welcher, gegenüber einer solchen Macht des aufflammenden Heldenmuthes, allenthalben zurückwich, ja zum Theil den Männern, die doch jetzt nur um die eigne Rettung kämpften, sich zu Gefangenen ergab. Unten im Meer, in der Nähe der Küste standen die durch Sidney Smiths Vorsorge furchtbar ausgerüsteten schwedischen Kanonenböte mit ihren 24 Pfündern. Die Russen hatten schon einmal die Wirkung dieser schwedisch-englischen Geschützesmacht erfahren, sie wagten sich nicht mit dem Kern ihrer Truppen hinab bis zur Schußweite; Sidney und die Seinen standen ihnen unbesiegt, als eine ebenbürtige Macht

entgegen, in jedem Augenblick bereit den Angriff zu erneuern und anstatt sich selber gefangen zu geben, hatten vielmehr sie Gefangene mit sich an Bord gebracht. Man kann sagen, daß dieser blutige Kampf des 18. Juni, zum Theil den, für Schweden glücklichen Ausgang des damaligen Feldzuges entschied, oder doch vorbereitete. Der persönlich sehr tapfere König Gustav hatte, von einer falschen Ansicht ausgehend, nach welcher ihm ein Angriff der Feinde in dieser Stellung unmöglich schien, bereits einen Rückzug seiner Land- und Seemacht aus der Nähe der Bucht von Viborg und der an sie gränzenden Küstengegend beschlossen, Sidney, durch eigne Erfahrung, die er einer viermal stärkeren Macht der Russen gegenüber gemacht hatte und mit den Plänen der Feinde, so wie mit ihrer Stärke bekannter geworden, bestimmte den König zu einem andren Verfahren, dessen Folge der glänzende Sieg der Schweden bey Svenska-Sund am 9. July 1790 war, wobey die Russen 5 Fregatten, 15 Galeren, 2 schwimmende Batterien, 21 andre Schiffe, eine ungemeine Masse von Vorräthen und Provisionen für die Land- und Seemacht verloren und, außer den vielen Todten und Verwundeten 4500 Gefangene zurück ließen. Der tapfre Schweden König führte bey dieser siegreichen Schlacht in eigner Person das Obercommando an Bord der Galere Seraphine, mit Capitän Sidney Smith an seiner Seite. Der Monarch so wie Andre erkannten sehr gut, was dieser Bundesgenosse ihrer Waffenthaten in den Tagen jener schweren Kämpfe für sie gewesen war. Der junge, englische Seemann sah sich bey jeder Gelegenheit hier im fremden Lande durch zuvorkommende Gunst und Liebe geehrt. Namentlich bezeugt jedes kleine Handschreiben, das er von König Gustav erhielt, die herzliche Zuneigung, welche derselbe gegen Sidney hegte und mehr noch als die Worte, bezeugte dasselbe die That. Schon vor der so eben erwähnten entscheidenden Schlacht bey Svenska-Sund hatte es manches Seetreffen zwischen den Schweden und Russen gegeben, in denen Sidneys Muth und seemännisches Talent im höchsten Maaße sich kund gaben. In dem Seetreffen bey Svenburg war er es allein, der den Sieg auf die schwedische Seite neigte und den Uebermuth der russischen Seemacht brach. Am Abend nach diesem Treffen, da der Kampf schon fast ganz beendigt war, nahte sich Sidney dem Könige, um demselben Bericht zu erstatten über den glücklichen Erfolg des kühnen Angriffes, der von schwedischer Seite aus auf den Mittelpunkt der russischen Flotte, auf die größesten Kriegsschiffe derselben unternommen worden war und zugleich von der zweckmäßigen Verwendung der türkischen Kriegsgefangenen, die man von den russischen Galeeren befreit hatte. Der König stand so eben auf einer Felsenklippe und da er fürchtete Capitän Sidney könne nach den Mühen des heißen Tages in seiner leichten Uniform sich erkälten, rief er einem Soldaten aus seiner Garde, der zunächst bey ihm stand zu, er solle dem Capitän seinen Mantel geben. Der Soldat aber, mit der Naivetät, die dem schwedischen Landmann eigen ist, zog den Mantel enger um seinen Leib und sagte: „ich brauche ihn selber, Herr.“ Der König ohne sich in seiner guten Laune stören zu lassen befahl einem Pagen, er solle für den Capitän einen Mantel holen. Der Page brachte ihn, gab ihn Sidney um und der König bemerkte, daß an dem Mantel der Stern vom Serophinenorden befestigt war. Wohl, sagte seine Majestät, es gilt hier, obgleich es nur auf den Schutz gegen Erkältung abgesehen war, dasselbe, was in Spanien gilt, wenn der König einem befiehlt, er solle seinen Hut aufsetzen und ihm hiermit zugleich das Vorrecht und die Würde eines spanischen Grande verleiht. Ich ernenne hiermit den Colonel Sidney Smith zum Ritter vom Orden des Schwertes.

So unbedeutend dieser Umstand für sich allein gewesen wäre, wurde er dennoch in seinen Folgen für Sidneys weitre Zukunft wichtig. Als derselbe nach Abschluß des Friedens zwischen Schweden und Rußland nach England zurückkehrte, fand er im Vaterland eine Anerkennung wie sie ihm, wäre er nicht in fremde Kriegsdienste gegangen, so bald noch nicht geworden wäre. England hatte sich in den siegreichen Thaten, in dem Ruhme des Landsmannes selber geehrt gesehen, und als der dankbare König Gustav seinem Waffengenossen und Freunde die Insignien eines Commandeurs und Großkreuzes vom Orden des Schwertes nachsendete, da nahm der englische Hof in einer Weise an der Feyerlichkeit dieser Ehrenbezeugungen Theil, die einem seiner tapfersten Officiere wiederfuhr, welche selbst für einen Fürsten

geziemend gewesen wäre. Es war dieß nur der Anfang jener auszeichnenden Anerkennung, welche Sidney von jetzt an eine Reihe von Jahren hindurch auch in seinem Vaterlande erfahren sollte.

Das erste Geschäft, das man ihm hier übertrug, war das eines geheimen Botschafters an die hohe Pforte in Constantinopel, in Beziehung auf die deutlich gewordenen Pläne des französischen Directoriums durch Besetzung von Aegypten und Syrien den Weg eines kriegerischen Unternehmens anzubahnen, gegen die englische Macht und Besitzungen in Indien. Smith durchforschte bey dieser Gelegenheit die Küsten des schwarzen Meeres, den Bosporus, Propontis, die Dardanellen, den Archipelagus so wie die Jonischen Inseln, und die Folge zeigte, daß auch seine Unterhandlungen mit der Pforte nicht fruchtlos gewesen waren. Auf seinem Rückweg verfügte er sich zu der englischen Flotte, die unter Admiral Hood vor Toulon lag, und hier war es, wo er die Ehre der großbrittannischen Flagge gegen die Macht der Republicaner am 20. December 1793 in einer Weise rettete und den Feinden von jener durch das Verbrennen ihrer Flotte und des Arsenals einen so empfindlichen Schlag beybrachte, daß damals alle öffentlichen Blätter, am meisten die englischen, von den Berichten über die kühne Heldenthat voll waren.

Bey seiner Zurückkunft nach London im Januar 1795 wurde er mit Auszeichnung empfangen und Lord Spencer, damals oberster Vorstand der brittischen Admiralität, übertrug ihm das Commando der Fregatte Diamond, mit welcher er, in Begleitung mehrerer andrer unter seinen Befehl gestellten Schiffe, in Kurzem den Kanal von französischen Kreuzern säuberte und der Macht der Republikaner durch den Angriff mehrerer ihrer Küstenstädte, durch Zerstörung mancher ihrer festen Punkte bedeutenden Schaden zufügte. Doch auch dieses Glück eines tapfern Armes und frischen Muthes sollte nicht ohne Wechsel bleiben. Sidney lag mit seinen Schiffen vor Havre de Grace; dort in den Hafen, in den Schutz der daselbst vor Anker liegenden französischen Schiffe und der Batterien der Stadt hatte sich ein feindliches Fahrzeug geflüchtet, das ein vortrefflicher Segler und von einer seemännisch tüchtigen Mannschaft bedient war, so daß es den Engländern und ihren Kauffahrteischiffen schon manchen Schaden und Verdruß zugefügt hatte. Sidney faßte den kühnen Entschluß in der Nacht vom 18. zum 19. April 1796 mit einigen seiner Boote dem Hafendamm sich zu nahen, zunächst um die Stärke und Stellung der Feinde zu erforschen und bey dieser Gelegenheit das Fahrzeug zu nehmen. Der Anfang der That gelang vollkommen, die feindliche Schiffsmannschaft wurde um 2 Uhr des Nachts im Schlafe überrascht; die Offiziere, nach einem vergeblichen Versuch zum Widerstand, ergaben sich, da traf die Reihe des Gefangenwerdens den kühnen, englischen Seehelden selber; die eintretende starke Fluth trieb ihn mit seinen Booten an die Küste und in die Mündung der Seine unter den Bereich mehrerer mächtiger Batterien; die Franzosen entdeckten, als der Morgen kam, welcher bedeutende Fang ihnen zugekommen sey, Sidney mit seinen 8 Offizieren und 24 Matrosen mußte sich, wollte er das Leben seiner Begleiter retten, ergeben. Englischerseits hatte man eine Menge französischer Gefangener in Gewahrsam, welche von gleichem Range mit Sidney waren, man erbot sich zu jedem von den Feinden beliebten Austausch. Die Auslösung der andren Mitgefangenen unterlag auch keiner Schwierigkeit, von Sidneys Loslassung jedoch wollte man nichts wissen; sein Name war seit dem Verbrennen der Flotte und des Arsenals von Toulon in Frankreich so übel angeschrieben und durch seine späteren Kriegsthaten auf dem Diamond zugleich so gefürchtet, daß man diesen Feind der Nation in Paris selber vor Gericht zu ziehen beschloß. In Begleitung seines Secretärs und eines mitgefangenen französischen Emigranten von Adel, der seiner Sicherheit wegen als ein Diener angegeben worden war, setzte man ihn in einen offnen Wagen und führte ihn unter militärischer Bedeckung nach Paris. Er wurde hier nach einem mächtigen Gebäude, in altgothischer Bauart gebracht. Wohin führen Sie mich, fragte er den Offizier der Escorte. — In die Abtey, erwiederte dieser. — Ah, sprach Sidney, ein Ort, der in Ihrer neuesten Geschichte sehr bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Fortsetzung.)

Das düstere Zimmer, dahin man ihn einsperrte, wurde geschloßen, er sah sich darin mit einem Gensdarmen allein. Man ließ den Gefangenen, obgleich diesem als einem Mordbrenner und furchtbaren Feind von Frankreich von seinen Richtern im Directorium das Härteste zu drohen schien, keinen Mangel leiden, auch fand er bald eine Art von Unterhaltung durch eine seltsame Correspondenz mit 3 Frauenzimmern, welche in einem Hause wohnten, das den Fenstern seines Kerkers gegenüber lag. Die Correspondenz wurde in der Zeichensprache geführt und ihr Inhalt waren Pläne der Befreyung des Gefangenen aus seinem Kerker. Mag es nun seyn, daß man dieser stummen Correspondenz und der Absicht der freundlich gesinnten Nachbarinnen, welche nach andren Berichten auch zu einem wirklichen Versuch des Unternehmens führte, auf die Spur gekommen war, oder mag etwas Anders die Veranlassung dazu gegeben haben, man versetzte bald nachher die drey Gefangenen aus der Abtey in die Gefängnisse im Temple.

Das Erste, was sich Sidney hier zur Aufgabe machte, war die vollkommene Sicherstellung und Befreyung seines Freundes und Mitgefangenen, des französischen Emigranten. Dieser mußte unter erdichtetem Namen die Rolle eines Engländers und eines Bedienten spielen, welcher als solcher an den Gefechten keinen Theil genommen habe. Es wurde dieses dadurch erleichtert, daß derselbe das Englische ziemlich geläufig, obgleich mit einem eigenthümlichen Accente sprach, was indeß einem französischen Ohre nicht auffallend war. Nach einiger Zeit erhielt Sidney von dem Directorium die Weisung seinen Diener „John Bromley," weil derselbe an den Feindseligkeiten keinen Theil genommen, zu entlassen; er solle ausgewechselt und nach England zurückgesendet werden. Dieses geschah denn auch, aber der angebliche Bromley, der Pflicht gegen seinen Retter und Freund eingedenk, kehrte bald nachher unerkannt wieder nach Frankreich zurück und wurde hier ganz hauptsächlich ein Vermittler der Befreyung seines sogenannten Herrn. Denn da er fortwährend mit den königlich Gesinnten im Westen von Frankreich in Verbindung stand, bereitete er schon jetzt dem Sidney den Ausweg zur Flucht von Paris über Havre nach England, indem er auf der ganzen Strecke zwischen jenen beyden Städten vertraute Familien in den Rettungsplan zog, in deren Häusern jedenfalls der Fliehende einen sichern Bergungs- und Ausruheort finden konnte. Mehr noch als ihr Mann trug jedoch die Gemahlin des sogenannten John Bromley zur Befreyung des Gefangenen bey. Sie, wie ihr Gemahl, dessen eigentlichen Namen, so wie die Namen Aller, welche bey seiner Flucht vorzüglich thätig waren, Sidney nie anders als mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, gehörten zu jener nicht ganz unbedeutenden Zahl von Solchen, die der alten Ordnung treu ergeben, unbemerkt und unangefochten, selbst unter der Blutherrschaft von Robespierre und Seinesgleichen, in der Hauptstadt so wie in den Provinzen von Frankreich gelebt hatten. Der Haß und der Abscheu, welche die Tyranney hervorruft, sind ein Band, das Viele treu verbindet und zu

zuverlässigen Freunden macht, welche vorher durch Stand und Bildung weit geschieden waren und sie zu einer geheimen, so wie gegenseitig sich verheimlichenden Gesellschaft einigt. Die eben genannte, liebenswürdige Frau des treuen Bromley, mit ihrer scharfsichtigen Menschenbeobachtung fand bald noch einen andren Bekannten ihres Hauses auf, der ihr für den allerdings gefährlichen und schwierigen Rettungsplan geschickt und zuverlässig genug erschien. Es war dieß ein Offizier vom Geniecorps, der Oberst Phelypeaux, der zwar dem Vaterland in seiner damaligen republicanischen Verfassung seine pflichtgemäßen treuen Dienste nicht versagte, dabey aber die Gräuel- und Gewaltthaten der Machthaber der sogenannten Republik aufs Innigste verabscheute und hierin allerdings mit der Parthey der Royalisten sympathisirte. Der Oberst gieng alsbald auf den Plan ein, die Rettung eines Mannes zu versuchen, welcher auch da, wo er gegen Frankreich als Verbündeter der nach seiner Ueberzeugung rechtmäßigen königlichen Gewalt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln kämpfte, immer nur das gethan hatte, was der Pflicht und der Ehre eines brittischen Offizieres geziemte.

Eine ganz besondre Erleichterung seiner Lage gewährte dem Gefangenen das freundschaftliche Verhältniß, in welchem er fortwährend mit Herrn Boniface, dem Aufseher des Gefängnisses und mit seiner Familie stand. Jener wackre, redliche Mann hatte ein so unbegränztes Zutrauen zu Sidneys zuverlässigem Charakter, daß er ihm auf sein gegebenes Wort hin es gestattete Besuche in der Stadt und sogar in der Nachbarschaft von Paris, auf dem Lande zu machen, nur mußte der Gefangene jederzeit die genaue Angabe des Ortes, dahin er gieng und die Zeit, bis zu welcher er dort zu treffen seyn werde, ihm hinterlassen. Die damalige französische Republik war zu sehr damit beschäftigt in ihren eignen Eingeweiden zu wühlen; die Gewalthaber derselben hatten es zu sehr mit den Schreckbildern der Gefahren zu thun, welche aus der nächsten Umgebung der eignen Landsleute ihnen droheten als daß sie hätten Zeit finden können an einen gefangenen Ausländer zu denken, der sobald es ihnen beliebte ihnen zur Disposition stand. Sidney besuchte unerkannt selbst das Theater.

Eine Art von Erheiterung konnte dem Eingesperrten auch die große Theilnahme gewähren, die sein Schicksal mitten in der Hauptstadt des Feindeslandes erregte. Der wahre Heldenmuth findet überall Seelen, die ihn bewundern und an ihm sich erfreuen; der siegreiche Seeheld in den Kriegen seines Vaterlandes gegen Amerika, Schwedens gegen Rußland, der Kämpfer für Frankreichs alten Königsthron gegen die Anarchisten bey Toulon fand auch in Paris Viele, die seine Thaten priesen. Vor allem war es das zärtere Geschlecht, das sich für den heldenmüthigen englischen Seemann interessirte; er empfieng nicht selten Besuche von sehr geistvollen Damen, welche durch Madame Boniface oder andre Freunde bey ihm eingeführt wurden; eine Künstlerin nahm sein Portrait auf; dieses, so wie das Original selber wurden in Versen besungen; eine junge Dame von hohem Stande, die kaum dem Kindesalter entwachsen war, wurde von einer Theilnahme gegen den heldenmüthigen, gefangenen Ritter ergriffen, welche in ihrem jungen Herzen zur leidenschaftlichen Zuneigung sich steigerte, die sich in kindlicher Offenheit durch Briefe aussprach.

Sidney war nun volle zwey Jahre (vom Frühling 1796 bis Frühling 1798) als Gefangener in Paris gewesen. Er hatte durch seine Persönlichkeit so wie durch sein Betragen die öffentliche Meinung der Hauptstadt für sich gewonnen, ja selbst bey einigen Gelegenheiten durch sein Benehmen bey ordnungswidrigen Ereignissen in und vor dem Gefängniß dem Directorium Aeußerungen des Beyfalles und der Achtung abgenöthigt. Er hatte die Zeit einer ihm freylich gegen seinen Willen verliehenen Muse zu seiner weitren Ausbildung, wie dieß seine Briefe und Aufsätze aus jenen beyden Jahren bezeugen, sehr wohl benutzt. Ein seltsames schriftliches Vermächtniß von ihm entdeckte man einige Zeit nach seiner Befreyung im Zimmer des Temple, darin er gefangen gesessen; es fand sich an der Innenseite eines Fensterladens und war ein Brief an Buonaparte von wahrhaft prophetischem Inhalt. Sidney spricht es darin mit freudigem Vertrauen aus, daß sein Schicksal bald eine bessere Wendung nehmen, daß er wieder zur Freyheit gelangen werde. Indem er den beständigen Wechsel des Glückes mit der

Umwälzung eines bewegten Rades vergleicht und hierbey durch den Doppelsinn des Wortes Revolution auf die damaligen Zustände in Frankreich anspielt, deutet er darauf hin, daß der eine von ihnen beyden, nämlich er, Sidney selber in diesem Augenblick an der untersten, der andre an der höchsten Stelle des Rades sich befinde, dessen Bewegen, das keinen Stillstand kennt, das Obere wieder hinab, zugleich aber das Untere wieder hinauf bringen werde. Er kündigt dem jenesmaligen Günstling des Glückes, Buonaparte gleichwie ein Seher der Zukunft es an, daß auch er künftig einmal ein Gefangener seyn werde und erinnert ihn an den Ausspruch des Pausanias, daß der, welcher seine Hoffnung allein auf die Gunst der Menge setze, vor Unruhe und Verdruß nur selten bewahrt bleibe und fast niemals ein glückliches Ende nehme. Dieser Brief wurde, während Buonaparte in Aegypten war, in mehreren französischen Tagblättern abgedruckt, und kam durch eines derselben in Buonapartes Hände nach Kairo, gleich nachher als Sidney ihn aus Syrien vertrieben hatte. „Seltsam genug“ sprach er, nachdem er ihn gelesen.

Bey dieser Gelegenheit führt der Verfasser der vor uns liegenden Biographie eine andre Begebenheit an, bey welchem sich die Gabe der prophetischen Voraussicht an Sidney in einer noch auffallenderen Weise kund gab. Mehrere Jahre vorher machte er einmal eine Reise mit einem andren, ihm befreundeten Offizier; ein starker Regenguß trieb sie zur Einkehr in ein an der Landstraße gelegnes Wirthshaus. Gegen seine Gewohnheit versank hier Sidney plötzlich in ein tiefes Nachsinnen und Schweigen. Sein Freund klopfte ihm auf die Schulter und fragte ihn, was für ein Traum oder ernster Gedanke ihn doch beschäftigte? — „Mein lieber Freund,“ antwortete der Befragte heiter, „ich habe so eben auf den Schwingen der Phantasie eine wunderliche Fahrt durch Räume und Zeiten gemacht und wie oder woher mir es kam, das weiß ich nicht, aber es wurde mir auf einmal in meinem Innren zur Gewißheit, daß ehe 12 Jahre über mein Haupt dahin gehen ich die brittischen Waffen siegreich über das heilige Land führen werde.“ Damals als dem Jüngling dieses Vorausgesicht kam, hätte auch der schärfste Verstand jene politischen Verwicklungen und Combinationen nicht zu errathen vermocht, welche den zum Manne Gereiften Gelegenheit zu den siegreichen Waffenthaten in Palästina gaben.

Doch wir kehren zurück zu den Begebenheiten, welche in die Mitte jener Zeiten der Ahnung und ihrer Erfüllung fallen; zu dem Bericht über Sidneys Befreiung aus dem Gefängniß. Mancherley Pläne hierzu waren von seinen Freunden schon gemacht worden, endlich erschien der als am ausführbarsten, nach welchem man eine falsche Ordre der republikanischen Regierung anfertigte, vermöge der Smith aus dem Tempel in ein andres Gefängniß versetzt werden sollte. Das Document war in bewundernswürdiger Weise nachgemacht, man hatte sich sogar durch Bestechung den ächten Stempel zu der Signatur des Ministers verschafft. Mit der Ordre in der Hand traten zwey Herren, der eine in der Uniform eines Adjutanten, der andre in jener eines Offizieres der Garde in das Templegebäu herein und überreichten, im Namen der Regierung, dem Oberaufseher der Gefängnisse ihre Vollmacht. Der Aufseher prüfte genau die Signatur des Ministers und befahl dann dem Registrator den Gefangenen zu rufen. Dieser kam und schien über die Verordnung des Directoriums sehr beunruhigt. Seyn Sie ruhig, so versicherte ihn der Adjutant, die Regierung ist fern davon Ihnen die unangenehme Lage, darin Sie sich befinden, noch mehr zu erschweren; es wird Ihnen an den Ort, dahin ich Sie führen werde, ganz wohl ergehen. Der Registrator bemerkte jetzt, daß es nöthig seyn werde, daß wenigstens 6 Mann von der Garde den Gefangenen escortirten, der Adjutant fand diesen Vorschlag ganz in der Ordnung und gab Befehl die Escorte herbeyzurufen, doch plötzlich sich besinnend wendete er sich an Sidney und sagte zu diesem: „Commodore! Sie sind Offizier und ich bin es auch, Ihr Ehrenwort ist mir genug; geben Sie mir dieses und wir bedürfen keiner Escorte.“ — Sir antwortete der Gefangene, wenn dieß genügt, dann betheure ich Ihnen auf Treue und Ehre eines Officiers, daß ich mit Ihnen gehen werde, wohin Sie mich führen.“

Der Oberaufseher verlangte jetzt eine Erledigungs-Bescheinigung, der Registrator brachte das Buch und der Adjutant unterschrieb mit jenen Schnörkelzügen, die man an der Unterschrift hoher Staatsdiener zu sehen gewohnt ist, den Namen L. Oger, Adjutant-General. Indeß überhäufte der Gefangene alle Leute des Dienstpersonales im Gefängniß, mit denen er bisher in Verkehr gestanden, mit Versicherungen seiner Dankbarkeit und beschäftigte damit ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß sie keine Zeit gewannen an etwas Andres zu denken; der Registrator und der Oberaufseher begleiteten ihn und die beyden Offiziere bis in den zweyten Hof, das Thor wurde geöffnet und unter vielen gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen und Verbindlichkeitsausdrücken nahm man Abschied. Noch im letzten Augenblick vor seinem Fortgehen schrieb Sidney mit Bleystift an die Thüre seines Gefängnisses die Worte:

Qui a peur du mal
A déja le mal de la peur!
Qui espère le bien
A déja le bien de l'esperance.

In der That, sein Herz war mehr denn jemals von freudiger Hoffnung bewegt. Er fühlte es, eine höhere Hand öffnete gerade in dem Augenblick ihm die Pforten des Kerkers, in dem sein Vaterland eines kräftigen Entgegenwirkens der französischen Operationsplane am dringend nothwendigsten bedurfte.

Sidney trat, in seiner Hoffnung schon als ein Freyer, aus den alten Mauern, in die er so lange eingeschlossen gewesen, hinaus; ein Fiacre, den man von der nächsten Straßenecke genommen, stand bereit, Phelypeaux und der treue John erwarteten ihn. Die freudige Stimmung des Freygelassenen wurde alsbald auf eine Probe gestellt. Nicht fern vom Tempel rannte der eilende Fiacre mit seinem Wagen in der vollgedrängten Straße an eine Person an, es entstand ein Zusammenlauf, Phelypeaux gab Sidney einen Wink auszusteigen; er führte ihn zwischen dem Volksgedränge hindurch in ein befreundetes Haus, wo so eben der gewesene Präsident der Pairskammer, Pasquier, mit einer Parthie Whist sich unterhielt. Hier blieb unser Engländer über Nacht.

Man hatte die Einrichtung getroffen, daß zwey Reisende aus Nanterre kamen, deren Gespann in der nahen Vorstadt verweilte und von Sidney als Retourgelegenheit benützt werden sollte. Als man jedoch am andern Morgen aus der Stadt und ihrem Umkreis hinausfahren wollte, siehe da ein neuer Unfall; im Hofgarten brach die Axe des Wagens, Sidney und sein Freund Phelypeaux stiegen aus, und setzten unaufgehalten an der Barriere den Weg zu Fuße fort. Das Fuhrwerk kam nach, an der Barriere wurde es von den Polizeydienern angehalten und durchsucht, da sie es jedoch leer fanden und der Bursche, der es führte, ein Postknecht aus Nanterres war, ließen sie die leere Retourchaise unangefochten weiter fahren. In Begleitung seines Secretärs und des Freundes Phelypeaux kam jetzt Sidney ohne weiteren Anstoß nach Rouen. Hier, wo er den Landsmann und alten Bekannten, Capitän Wright fand, mußten beyde, bis zur Ausfertigung der Pässe, einige Tage verweilen. Während dieser Zeit gab Smith bey einer übrigens geringfügigen Veranlassung einen Beweis jener Geistesgegenwart und zugleich der angebornen Gabe Andern zu imponiren, durch die er so ausgezeichnet war. Er kam mit seinem Landsmann auf einem Spaziergang an eine Barriere, die mit Schildwachen besetzt war. Beyde wußten es, daß man sie hier nach den Pässen fragen werde, die sie nicht hatten, Sidney hieß den Landsmann vorangehen, und als die Schildwache diesen anhielt, trat er schnell hinzu und rief mit einem Ausdruck militärischer Würde: „ich verbürge mich für diesen Bürger da, denn ich kenne ihn.“ „Ganz gut, Citoyen,“ sprach die Schildwache und ließ sie beyde gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Fortsetzung.)

Ein gedruckter Bericht über die Geschichte von Sidneys Rettung aus der französischen Gefangenschaft erwähnt noch einige weitere, den letzten Theil der Heimreise von Rouen bis London betreffende Umstände. Der Postillon, welcher Sidney und seinen Freund Phelipeaux auf der letzten Station nach Honfleur fuhr, soll sich, nach der Gegend der Seinemündung hindeutend, an Phelipeaux gewendet und gesagt haben: „seht Bürger, das ist die Gegend, wo wir den Admiral Smith gefangen nahmen," dann, mit einem Seitenblick auf Smith, „aber wir haben ihn jetzt." Auch in einer Fischerhütte bey Honfleur, wo die beyden Flüchtlinge das Eintreten der Fluth erwarteten, soll einer aus den Leuten ihn erkannt und gegen Andre um ihn stehende seinen Namen genannt haben. In einem kleinen Fischerboot wagte sich Sidney mit seinen Begleitern aufs offene Meer hinaus, hatte da das Glück auf eines der damals beständig an der französischen Küste kreuzenden englischen Schiffe: die Fregatte Argo unter Capitän Bowen zu treffen, worin man ihn aufnahm und wohlbehalten nach Portsmouth brachte.

Es war am 8. Mai 1798, ein Jahr und drey Wochen nach seiner Gefangennehmung bey Havre, als Sir Sidney Smith in London ankam. Sein erster Besuch war bey dem obersten Lord der Admiralität, Spencer, der sogleich ihn zum König führte, bey welchem er den freundlichsten Empfang fand. Das Schicksal des Mannes hatte im ganzen Lande und vor allem in der großen Hauptstadt desselben eine solche lebendige Theilnahme erregt, daß man in allen Kreisen der Gesellschaft gleich als von einem Wunderthiere von ihm sprach und nach seiner Bekanntschaft sich drängte. Ein solches Leben zum Schauspiel Andrer erschien unsrem Seemann fast noch schwerer zu ertragen als die Gefangenschaft im Temple; er sehnte sich von ganzem Herzen hinaus in das Element seiner eigenthümlichen Lebensthätigkeit. Und die Gelegenheit hierzu lag in so unmittelbarer Nähe, daß Sidney, als sey er zu der Aufgabe herbeygerufen worden, alsogleich in die für ihn bestimmte Rolle eintreten konnte. Er war am 8. Mai nach London gekommen und hatte nur so eben in seinen vorigen Dienstverhältnissen sich wieder festgesetzt, da kam die Nachricht, daß am 19. Mai General Buonaparte mit einer bedeutenden Land- und Seemacht von Toulon ausgelaufen sey nach Aegypten. Man wußte es in England nur zu gut, daß der stürmische Angriff auf die Macht der Pforte in Syrien und Aegypten nur der Anfang seyn sollte zu einem Ueberwältigungskrieg gegen die brittische Herrschaft in Indien; „die Eroberung von Aegypten," so hoffte nach Montholons Versicherung Napoleon, „sollte den Verlust aller englischen Besitzungen in Amerika und am Ganges nach sich ziehen. Denn wenn nur erst Frankreich die Herrin der Häfen von Italien, Corfu, Malta und Alexandria wäre, dann würde das Mittelmeer bald wie ein französischer See zu betrachten seyn."

Vor allem mußte die Pforte zu kräftigen Schritten gegen den Eindringling in ihr Herrschergebiet bewogen und bey denselben unterstützt werden. Sidneys Bruder, Sir Spencer Smith, war bereits als englischer Gesandter in Constantinopel für diesen Zweck thätig, Sidney wurde als außerordentlicher Bevollmächtigter der brittischen Regierung eben dahin gesendet. Ein Kriegsschiff von 80 Kanonen, der Tiger genannt, ward unter seine Verfügung gestellt, und als Capitän dieses Schiffes erhielt er von dem Marineminister Lord Spencer die Weisung, sich den Befehlen des Admirals St. Vincent unterzuordnen, während ein andrer Ministerialerlaß ihm die unbeschränkte Vollmacht ertheilte, als brittischer Minister bey der hohen Pforte alle Schritte zu thun, die ihm zur Erreichung des Zweckes seiner Sendung förderlich schienen. Diese doppelte Sendung, von zwey verschiedenen Ministerien ausgegangen, brachte ihn ohne seine Schuld in ein Mißverhältniß mit dem Oberadmiral der englischen Flotten im Mittelmeere, St. Vincent und mit dem edlen, größten Seehelden seiner Zeit, Lord Nelson, dem Sieger bey Abukir, welches erst nach mehreren Monaten gehoben werden konnte, und das in den vor uns liegenden Briefen ohne Rückhalt vor Augen gestellt ist. Nelson, „der Held in hundert Schlachten," wie seine Landsleute ihn nennen, war im Umgang mit Andren eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten; in dieser Eigenschaft zeigt er sich auch gegen Sidney, indem er seine Empfindlichkeit, welche fast mehr noch der vermeintlich gekränkten Ehre seines alten Freundes St. Vincent als der eigenen scheinbaren Zurücksetzung galt, so bald wieder fahren ließ und mit neidloser Theilnahme das große Verdienst erkannte, das der Sieger von Jean d'Acre sich um die Säuberung des Orients von Englands gefahrdrohenden Feinden erwarb.

Sidney gieng am 20. November 1798 von Plymouth aus unter Segel, war am 11. Dec. in Malta, und kam gegen Ende des Jahres gerade noch zu rechter Zeit nach Constantinopel, um einer Anzahl französischer Gefangener das Leben zu retten, an denen die Türken Rache nehmen wollten für die unverantwortliche, mit allem Völker- und Kriegsrecht in Widerspruch stehende That des Buonaparte in Jaffa, wo derselbe die Garnison und bewaffnete Mannschaft, die sich ihm als Gefangene übergeben hatten, ohne Pardon hinschlachten ließ. Nur so lang als zum Ordnen der Verhältnisse mit der Kriegsmacht der Pforte nöthig war, verweilte Smith in Constantinopel, dann eilte er im März 1799 nach Jean d'Acre, wo indeß sein Freund Phelipeaux, der seit der gemeinsamen Flucht nach England sein Waffengenosse geworden war, mit großer Einsicht das Geschäft eines Ober-Ingenieurs versehen, und die Festungswerke in bestmöglichen Stand gesetzt hatte. Buonaparte war im Februar mit seiner Heeresmacht aus Aegypten ausgerückt und ohne einen kräftigen Widerstand zu finden in Palästina bis an den Jordan vorgedrungen, hatte durch Klebers Tapferkeit am Fuße des Tabor über eine türkische Heeresmacht gesiegt, und gedachte jetzt durch die Einnahme und Besetzung von Jean d'Acre, welche ohne Dazwischenkunft der Engländer leicht gelungen wäre, Syriens Besitz für die französische Herrschaft zu sichern. In der Nacht vom 17. März langte die erste Abtheilung der französischen Garden am Fuße des Carmel an und schlug ganz nahe am Meere ihr Lager auf. Die Franzosen hatten gar keine Ahnung davon, daß eine feindliche Seemacht in der Nähe sey; diese aber machte sich ihnen nur zu bald bemerkbar, denn die Wachtböte des Tiger hatten sie gleich bey ihrer Annäherung entdeckt und eröffneten ein so heftiges Kartätschenfeuer auf die dicht gelagerten Haufen, daß diese alsbald auf die Seite des Berges sich zurückziehen mußten. Der Verlust, den ihrer Mannschaft das feindliche Geschütz hier am Lande zufügte, war jedoch nicht der größte, den sie bey dieser Gelegenheit erlitten, denn am andren Tag nahmen ihnen die Engländer zur See 6 Kanonenböte, welche mit dem Belagerungsgeschütz, der Ammunition und den Provisionen beladen waren, die zur Bestürmung von Acre dienen sollten. Die Hauptmacht des französischen Heeres, als sie die Küstengegend durch die englischen Geschütze für ihren Vorübermarsch verschlossen fand, rückte von Osten (von Nazareth her) gegen Acre vor und setzte sich an dieser Seite vor den Mauern der Festung.

Am 20. März eröffneten die Feinde die Laufgräben und setzten ihre Anfangs nur aus 32 Kanonen bestehenden Batterien in gehörigen Stand. Es fehlte an Kugeln, erzählt der französische Berichterstatter Montholon, aber mit diesen versorgte sie Sidney Smith, indem er, sobald ein Trupp französischer Reiter sich dem Bereich seiner Geschütze nahte, augenblicklich all seine Batterien spielen ließ, welche Kugeln in Menge ausstreuten, die von den französischen Soldaten mit leichtsinniger Geringachtung der Gefahren, öfters noch während der Kanonade aufgelesen und dem Director der Artillerie gebracht wurden, der für jedes Stück 5 Sous an den Ueberbringer zahlte. Die Franzosen, zu solchen Selbsttäuschungen geneigt, hofften ganz sicher in 3 Tagen die Einnahme der Stadt zu vollenden, denn, so sagten sie, Jaffa war eine viel stärkere Festung und hatte 8000 Mann Besatzung, Acre ist schlecht verwahrt und nur von 2000 bis 3000 Mann besetzt. Diese Rechnung erwies sich allerdings als eine sehr irrige, aber die Tapferkeit des französischen Heeres, das zugleich an Zahl der Armee der kleinen Macht seiner Gegner weit überlegen war, zeigte sich auch hier in einem so glänzenden Licht und ihr gegenüber war die Unbeholfenheit der Türken so groß, daß nicht viel daran fehlte, Buonaparte wäre Besitzer von Acre geworden. Die französische Artillerie, verstärkt durch das Herbeyschaffen der in Jaffa zurückgebliebenen Geschütze, that an den meist ganz schlechten Festungswerken ihre Dienste, denen die großentheils sehr geschickt angelegten Minen zu Hülfe kamen; wie Verzweifelte, welche den Tod in seinem Versteck hinter den Mauern aufsuchen wollten, drangen Buonapartes kriegsgewohnte Soldaten bey den mehrmal wiederholten Stürmen durch die Breschen und über die Mauertrümmer vor; sie hatten die Gräben mit den Leichnamen ihrer eigenen gefallenen Leute und mit Sandsäcken ausgefüllt. Bey dem neunten Sturm, den sie, von Napoleon selbst angeführt, auf die hart bedrängte Stadt unternahmen, setzten sie alle ihnen zu Gebote stehenden Kräfte in Bewegung, weil eine Verstärkung der Belagerten durch ein türkisches Truppencorps schon nahe am Ausschiffen war. Die Gefahr für die Stadt stieg jetzt aufs Höchste und wurde nur dadurch noch abgewendet, daß ein Theil des englischen Seevolkes, geführt von Sidney, sich selbst in die Bresche begab und durch sein kräftiges Mitwirken den Muth der Türken neu belebte. Hatte doch selbst der alte Pascha Djezzar sich endlich dazu bequemt, den Garten an seinem Harem, den er lange gegen alle solche Zumuthungen behauptet hatte, einem Theile der Vertheidiger der Stadt einzuräumen, und das ganze Volk der Stadt, selbst Frauen und Kinder nahmen nach Kräften freudig an der Abwehr des Feindes Theil. Noch mehrere Male ließ Buonaparte die Stadt stürmen, zuletzt weigerten sich selbst seine tapfersten Soldaten über die faulenden Leichname, die in den Gräben als Ausfüllungsmasse aufgehäuft lagen, hinüber zu rücken vor die zertrümmerten Mauern, denen sie niemals ohne großen Verlust sich genaht hatten. Endlich am 20. Mai sah Buonaparte sich genöthigt, die Belagerung von Acre aufzuheben, dessen Besitz er so hartnäckig hatte ertrotzen wollen. Zwey Monate lang waren sich die beyden Streitmächte fast bis zur Entfernung eines Steinwurfes, die einen in der Stadt, die andren hinter ihren Erdwällen und in ihren Laufgräben gegenüber gestanden; Tag und Nacht hatte der Kampf fortgedauert, auf der einen Seite wurde derselbe von einem berühmten Feldherrn an der Spitze von einer wohlgeübten Armee geführt, deren Stärke sich beym Anfang des Unternehmens auf 16,000 Mann belief; auf der andern Seite durch einige Tausend ungeübte Türken und die Mannschaft von drey Kriegsschiffen, geführt von einem jugendlichen Seeoffizier, der als solcher nur den Rang eines Capitäns besaß. Napoleon hatte vor Acre fast die Hälfte seines Heeres, darunter 8 Generale, mehr denn 80 seiner tapfersten Offiziere und sein ganzes schweres Geschütz verloren, welches er bey seinem eiligen Abzug zurücklassen mußte. Auch die Engländer hatten manchen tapfern Mann verloren, und vor allen Andren beklagte Sidney den Tod seines Freundes und Begleiters auf so manchem Wege der Freude und des Leides, den tapfren Phelipeaux. Der edle Nelson war einer der ersten, denen Sidney die glückliche Beendigung des entscheidenden Kampfes meldete. „Die göttliche Vorsehung," so schrieb er an diesen, „hat sich in wundervoller Weise durch ihre

Hülfe an uns verherrlicht; die französische Heeresmacht ist geschlagen und zum eiligen Rückzug gezwungen worden, obgleich die Kräfte, die wir ihr entgegen zu setzen hatten, in gar keinem Verhältniß standen mit jenen riesenhaften, welche sie in ihrer trefflichen, tapfren Armee gegen uns in Bewegung setzte. Es scheint, die Feinde hatten das Maaß ihrer Ungerechtigkeiten erfüllt, als sie ihre türkischen Kriegsgefangenen, drey Tage nachdem sich dieselben ergeben hatten, mit kaltem Blute ermordeten, und die Ebenen von Nazareth waren der äußerste Zielpunkt von Buonapartes seltsamer Expedition." Und in einem andern Briefe an einen Freund, aus Nazareth datirt, schreibt er: „Ich komme so eben aus der Grotte der Verkündigung, wo ich im Stillen und allein Gott dem Allmächtigen meinen Dank brachte für den wundervoll günstigen Ausgang, den er unsrem Unternehmen gab. Wohl kann man sagen, zu dem Siegpreis in der Laufbahn gelangt nicht immer der Schnellste, zu jenem der Schlachten nicht immer der Stärkste."

Sidneys wohlgelungene Kriegsthat fand in so wie außer England die verdiente Anerkennung. Das Haus der Gemeinen sprach in einer Addresse vom 24. Septbr. 1799 dem Manne seinen Dank aus, der mit einer Handvoll seiner Landsleute den kriegerischen Geist der Türken weckte und zu einem erfolgreichen Widerstand gegen den Andrang der französischen Heeresmacht anführte und stärkte. Zugleich wurde auch dieser Dank den Offizieren, Marinesoldaten und Seeleuten ausgedrückt, die unter jenem Führer kämpften. Und am 2. October ward auch im Hause der Lords beschlossen, daß, obgleich es ungewöhnlich sey, selbst den tapfersten Thaten einer kleinen Schaar von brittischen Kriegern aus der Mitte dieses Hauses einen besonderen Dank zukommen zu lassen, dennoch hier ein Fall vorliege, der eine Ausnahme verdiene. Allerdings seyen die brittischen Streitkräfte, über welche Sir Sidney Smith bey der Vertheidigung des wichtigsten Postens in Syrien zu verfügen hatte, nur sehr gering gewesen, desto größer aber die Dienste, welche er durch die Vertheidigung jenes Postens seinem Vaterland geleistet habe. St. Jean d'Acre sey, als der Kampf begann, gar keine regelmäßige Festung, seine Besatzung entmuthigt und zur Vertheidigung eines an sich unhaltbaren Platzes gegen den Angriff europäischer Waffen durchaus ungeeignet gewesen; ein Heer der Belagerer sey ihr entgegen gestanden, das sich durch fortwährende Uebung der Waffen, durch seine Siege in verschiedenen Ländern von Europa, im nördlichen Afrika und in Asien als eines der furchtbarsten und mächtigsten bewährt habe, und dieses Heer sey durch eine kleine Macht brittischer Marinetruppen zwey Monate lang in seinem Siegeslaufe vor einem türkischen Schutthaufen aufgehalten, ja zuletzt zu einem unerwünschten Rückzug genöthigt worden. Auch von der Compagnie der Levante erhielt Sidney ein besondres Danksagungsschreiben, und auf Anregung aus dem königlichen Kabinet ward ihm auf Lebenszeit aus dem Haus der Gemeinen eine Pension von 1000 Pf. St. zuerkannt. Hinter diesen Bestrebungen der brittischen Behörden für den Vertheidiger und Retter von Syrien aus den Händen der französischen Gewaltthäter wollte selbst die hohe Pforte nicht zurückbleiben: der Großsultan sendete für die beyden Helden bey Abukir und Acre, für Nelson und Sidney Smith, jene mit Diamanten und Perlen reich verzierten Ehrenzeichen, womit man in Konstantinopel die höchsten Verdienste um das Reich, die herrlichsten Siege zu lohnen pflegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Schluß.)

Doch alle diese Gaben des Glückes reichten nicht hin, um den Drang und das Sehnen des Helden von Jean d'Acre nach einer endlichen, gründlichen Vollendung seiner That zu befriedigen. Diese That konnte nur dann erst als eine ganz gelungene betrachtet werden, wenn die Franzosen völlig aus dem Besitz von Aegypten vertrieben waren. Napoleons Kraft und kriegerischer Muth waren durch den unglücklichen Ausgang seines Feldzuges gegen Syrien keineswegs erloschen. Wie eine Kanonenkugel, wenn sie zuletzt scheinbar kraftlos am Boden dahinrollt, noch immer stark genug ist, den Fuß, der sich ihrem Laufe entgegensetzt, hinwegzureißen, so hatte er nach seiner Rückkehr in Aegypten am 25. Juli 1799 eine türkische Armee unter dem Pascha von Rumelien bey Abukir geschlagen und fast ganz vernichtet; Sidney Smith, der mit der englischen Flotille an der ägyptischen Küste kreuzte und von dem, wie er meinte, sicheren Erfolg der türkischen Waffen die Eröffnung einer Zufuhr von Provisionen aus dem reichen Nilthal erwartet hatte, mußte, als diese Hoffnung fehlschlug, nach Cypern segeln, um sich dort mit den nöthigen Vorräthen zu versorgen. Diese Zwischenzeit hatte der französische Feldherr, dessen Lebensaufgabe noch eine andre, weitere war, mit eben so viel Glück als Geschick benutzt, um am 23. August 1799 nach Frankreich zurückzukehren. Er hatte seinem Nachfolger in der Führung des französischen Heeres und der kriegerischen so wie politischen Verhältnisse in Aegypten, dem heldenkühnen und heldenkräftigen Kleber, keinen Sous in der Kasse, sondern eine Schuldenlast von 12 Millionen Franken hinterlassen; ein Heer von Soldaten, welche fast nackt einhergingen, weil man ihnen lange Zeit weder Kleider noch Sold gegeben, ein Land, dessen Ruhe eine nur scheinbare, durch Furcht vor den französischen Waffen erzwungene war, und das durch jede unvorsichtige Erhöhung der Auflagen zu einem mörderischen Aufstand gereizt werden konnte. Deßhalb ließ Kleber sich geneigt finden, mit dem Commodore Sidney Smith zu El Arisch einen Vertrag abzuschließen, in welchem den Franzosen freye Ueberfahrt mit Waffen und Gepäck zugesichert wurde. Aber der Admiral Keith, der hochgebietende Eroberer des Kaplandes und von Ceylon, welcher dem Lord St. Vincent im Oberbefehl über die brittischen Flotten gefolgt war, verweigerte die Vollziehung des Vertrags, den sein Unterbefehlshaber Sidney Smith mit den Franzosen abgeschlossen hatte; eine Kränkung für den menschlich gesinnten, hierbey ganz nach dem Willen der Pforte handelnden Sidney, die zu den schwersten gehörte, welche er jemals in seinem Leben erfahren hatte. Kleber, dessen Soldaten bereits in der Uebergabe der von ihnen besetzten festen Plätze an die Türken begriffen waren, hierüber aufs Aeußerste erbittert, raffte alle seine noch übrigen Streitkräfte zusammen, schlug am 20. März 1800 bey Heliopolis die ganze weit überlegene türkische Armee, unterwarf sich Kairo von neuem, bestellte daselbst einen Verwaltungsrath und machte sich wie-

der zum Herrn von ganz Aegypten. Das, was ihm eine christliche Macht versagt hatte, war jetzt nahe daran, von einer mohamedanischen erfüllt zu werden, aber mitten in den Vorbereitungen zum Abschluß eines Separatvertrages mit den Türken starb der merkwürdige Mann (am 14. Juni 1800) zu Kairo unter den Mörderhänden eines fanatischen Muselmannes, und der vom Glauben abtrünnige General Menou (seit seinem Uebertritt zum Islam Abdallah Jakuff genannt) trat an seine Stelle. Als im J. 1801 der Oberadmiral Keith eine englische Kriegsmacht unter General Abrecromby nach Aegypten geführt hatte, machte endlich die siegreiche Schlacht der Britten am 21. Mai 1801 (abermals bey Abukir), in welcher unter Sidneys Leitung die Seemacht ausgezeichnete Dienste that, der Herrschaft der Franzosen in Aegypten ein Ende. Menou mußte sich nach Alexandria zurückziehen und sich mit dem Rest seines Heeres den Siegern ergeben.

Sidney Smith war bey seiner Rückkehr in England am 10. Nov. 1801 mit gebührender Anerkennung seiner Wirksamkeit empfangen worden und durch seine Wahl ins Unterhaus eröffnete sich für ihn, wenigstens für kurze Zeit, eine neue, politische Laufbahn. Aber schon im J. 1803 brach Napoleon den Vertrag von Amiens und erklärte im Verein mit Holland und Belgien, an England den Krieg. Ganz gewaltig waren die Zurüstungen, welche Frankreich und Holland zur See und zu Lande zu dem Angriff auf England trafen. Sidney Smith erhielt abermals von seinem Ministerium den Auftrag, dem bey Acre besiegten Gegner entgegen zu treten; ein Schiff von 50 Kanonen, die Antilope, wurde mit einem leichten Geschwader unter sein Commando gestellt, um die Unternehmungen des tollkühnen Feindes in der Nordsee und an ihren Küsten zu beobachten und zu hemmen; er führte diesen Auftrag mit seiner gewohnten Einsicht und Tapferkeit aus, wurde im Jahre 1805 zum Contreadmiral ernannt und erhielt als solcher einen geheimen Auftrag zu einer Expedition nach Sicilien und Neapel, weil die Franzosen unter Joseph Buonaparte in diesem Königreich eingerückt waren. Der günstigste Erfolg schien dem brittischen Unternehmen gewiß, da wurde Sidney plötzlich von dem Werke, das er so kräftig begonnen, abgerufen und auf ein ganz andres Feld der Thaten versetzt. Der Stand des Krieges theilt darin mit dem Pfeil, den er von seinem Bogen schnellt, das gleiche Loos, daß er nicht nach eigner Wahl und Absicht jetzt nach diesem, dann nach andrem Ziel sich lenken, sondern dahin die Schärfe seines Eisens richten muß, wohin die Hand seines Lenkers es ihm befiehlt. Sidney mußte jetzt auf Befehl seines Kabinetes die Waffen gegen seine alten Bundesgenossen und Freunde, die Türken führen. Der Großsultan Selim schien geneigt zu Gunsten seines Neffen Mustapha auf den Thron der hohen Pforte zu verzichten; diesen Zeitpunkt benutzte Frankreich, um das neue Kabinet zu seinen Gunsten zu gewinnen und dasselbe von seinen bisherigen Verbindungen mit Rußland und England loszureißen. Napoleon hatte schon früher den General Sebastiani nach Constantinopel gesendet und diesem war es gelungen den Divan allmälig so umzustimmen, daß er gegen die gewesenen Bundesgenossen, namentlich gegen Rußland in eine feindliche Stellung trat und auf Frankreichs Pläne eingieng. Es schien nöthig diese Bewegungen in ihrem Keime zu ersticken und gegen die Pforte eine drohende Stellung einzunehmen. Lord Colingwood war an St. Vincents Stelle Oberadmiral der Flotten geworden, dieser gab dem Admiral Duckworth Befehl mit einer Seemacht durch den für uneinnehmbar gehaltnen Engpaß der Dardanellen in den Propontis einzudringen und mit seinen Schiffen die türkische Hauptstadt zu blockiren. Zugleich ergieng an Sidney der Befehl sich selber unter Duckworths Commando, sein Schiff zur Verfügung von diesem zu stellen. Diese Ordre war vom 13. Januar 1807 und schon am 19. Februar war die verhältnißmäßig zu ihrer schweren Aufgabe nur kleine, schwache Seemacht durch die furchtbar verwahrten Dardanellen unter Begünstigung eines frischen Südwindes ein-

gelaufen. Am Tag darauf, nachdem die Türken zuerst die Feindseligkeit begonnen, hatte Sidney durch einen meisterhaften Streich seiner großen seemännischen Kunst die bey Point Pasquins oder Nagara Burun vor Anker liegende mächtige türkische Flotte, die durch eine Batterie vom Lande her geschützt war, besiegt und zerstört und am 21. Februar wehte die brittische Flagge im Angesicht der osmanischen Kaiserstadt. Sidneys so über alles Erwarten gelungene Heldenthat vor allem hatte den Divan in Schrecken gesetzt. Ein türkisches Linienschiff von 64 Kanonen, 4 Fregatten, 3 Corvetten, 1 Brigg, 2 Kanonenböte hatte er verbrannt, 1 Corvette und 2 Kanonenböte genommen und dieser glänzende Erfolg war um so überraschender, da die Türken nicht bloß an Zahl der Kanonen, die bey ihnen 53 mehr betrug, den Engländern überlegen, sondern auch durch eine bedeutende Landmacht, die zu ihrer Hülfe bereit stand, verstärkt waren und überdieß mit großer Tapferkeit kämpften. Der Großsultan, im Angesicht der brittischen Flotte, hatte den General Sebastiani zu sich rufen lassen und ihm erklärt, daß seine Hauptstadt ihm mehr werth sey als das Bündniß mit Frankreich; wäre Duckworth auf das heldenmüthige Anerbieten Sidneys eingegangen, der in eigner Person beym Großsultan Audienz suchen wollte, dann hätte Englands Diplomatie einen leichten Sieg über den französischen Einfluß davon getragen. So aber hatte Duckworth den großen Fehler begangen vor den Prinzeninseln zu ankern, von wo aus er nur mit einem sehr starken günstigen Wind zur Hauptstadt überfahren konnte; 10 Tage waren mit Unterhandlungen verloren gegangen und diese Zeit hatten die Türken unter Sebastianis Leitung so gut benutzt, um ihre Festungswerke und furchtbaren Batterien an den Dardanellen in einen bessern Stand zu setzen, daß die englische Flotille nur mit Mühe und nicht ohne bedeutende Beschädigung und Verluste wieder hindurchkam in das freye Meer. England hatte durch jenes fehlgeschlagne Unternehmen an der türkischen Macht für längere Zeit eine gefährliche Feindin bekommen; die blutigen Niederlagen der brittischen Truppen in und bey Rosette waren die nächste Folge davon.

Noch vor Ende des Jahres 1807 erhielt Sidney den ehrenvollen Auftrag die königliche portugiesische Familie, deren Thron durch den Gewalthaber Napoleon erschüttert war, nach Brasilien zu begleiten, wo er bis zum Herbst 1809 verweilte. Dann als Befehlshaber über die brittische Seemacht an den Küsten von Südamerika leitete er das Unternehmen gegen die französischen Besitzungen in Cayenne ein.

Sidney hatte als Seemann nur zu oft mit Windstille und ungünstigem Winde zu thun gehabt; er sollte, in der zweyten Hälfte seines Lebens auch in der Laufbahn seiner Thaten und seines äußern Glückes etwas Aehnliches erfahren. Einige sagen, daß jene menschenfreundlichen und ehrerbietigen Dienste, welche er der unglücklichen Königin Caroline, in einer ihrem Stande so wie ihrer Lage gebührenden Weise, bey ihren Reisen in dem Continent erwiesen, Veranlassung gegeben haben zu einer Ungunst bey Hofe, deren Wirkung er von nun an öfters erfahren mußte. Man vertraute ihm kein bedeutendes Unternehmen mehr an, er schien bey den Machthabern seiner Nation wie vergessen und es waren nur die philanthropischen Vereine seines Vaterlandes, die ihn im J. 1814 zu dem Congreß nach Wien sendeten, um dort für die Abschaffung des Sklavenhandels und die Aufhebung der Barbareskenstaaten zu sprechen.

Von Brüssel aus, wo er einige Zeit sich aufhielt, traf Sidney mit dem großen Helden seines Vaterlandes, mit Wellington auf dem Schlachtfeld

von Waterloo zusammen. Der Sieg war errungen, der Seeheld, der dieses Geschäft nach mancher seiner blutigen Schlachten an Freunden und Feinden geübt hatte, nahm sich der Verwundeten, ohne Unterschied der Nationen, an und sorgte freygebig für Linderung ihrer Noth, für Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Wie bey dieser Gelegenheit, so war es auch bey jeder andren früheren seine Gewohnheit gewesen, da, wo es Pflichten der Menschlichkeit, der Ehre des eignen Standes und des Vaterlandes und die Förderung eines bedeutenden Unternehmens galt, die eignen Mittel nicht zu sparen, sondern freygebig aus seiner Privatkasse, so wie auf seinen Credit dahin zu geben, was ihm erfoderlich schien. Nicht ohne Sorgen sah er deßhalb dem angehenden Alter entgegen. „Möchte ich," so schrieb er in vertraulicher Mittheilung, „nach so manchem Dienst, den ich meinem Vaterlande geleistet, nur so viel haben, als ich haben würde, wenn ich müssig zu Hause sitzen geblieben wäre und mein Besitzthum, ehe es so verschuldet war, in eine Lebensversicherungs-Anstalt gegeben hätte. So wie es jetzt mit mir steht, habe ich weder in meinem Vaterlande eine Heimath, noch auch die Mittel außer demselben zu leben."

Sidney glaubte sich in solchen trüben Stimmungen, wie es scheint, von seinem Vaterland und von der Welt vergessen; er war dieses keineswegs. Bald nach dem siegreichen Einzug der verbündeten Heere in Paris, die er dahin begleitete, empfieng er aus der Hand des Herzogs Wellington und durch dessen Vermittlung das Commandeurkreuz des hohen Bath-Ordens, wurde zum Großmeister des Ordens der Tempelritter, deren bedeutendste Mitglieder in Paris verweilten, erwählt, erhielt aus der Staatskasse seines Vaterlandes eine Vergütung seiner, namentlich in Sicilien gemachten Auslagen von 4500 Pf. St. und eine Zulage zu seiner lebenslänglichen

Pension von 1000 Pf., welche ihm vom J. 1814 an zugerechnet wurde.

Paris, dessen erste Bekanntschaft er als Gefangener in der Abtey und im Temple gemacht hatte, war ihm nach einem mehrjährigen Aufenthalt daselbst ganz besonders lieb geworden. Seine wahrhaft liebenswürdige Persönlichkeit, sein großes, geselliges Talent, sein wohlwollendes Gemüth hatten ihn dort zu einem Liebling aller Kreise der Gesellschaft gemacht; selbst die Offiziere, welche im Orient gegen ihn gedient hatten, waren jetzt die herzlichsten Freunde des Mannes geworden, den sie bereits achten gelernt, als er ihr Feind war.

Sidney erreichte, im Genuß eines innren und äußren Friedens, ein Greisenalter von 76 Jahren. Er starb zu Paris am 26. Mai 1840. Seinem Wunsche gemäß wurden seine irdischen Reste in demselben Grabe beygesetzt, dahin man im J. 1826 die seiner treuen Gemahlin gelegt hatte; noch vor seinem Ende hatte er seine 3 Töchter glücklich vermählt gesehen. Alle Bewohner von Paris aus den höchsten und höheren geselligen Kreisen, alle in dieser Hauptstadt anwesende fremde Offiziere ehrten das Andenken des großen Seehelden durch Theilnahme an seiner feyerlichen Bestattung. Im Kirchhof von Père la Chaise erinnert ein Monument, das die Landsleute und Freunde ihm setzen ließen, an den Mann, der in den Siegen über die Feinde seines Vaterlandes eben so groß war als in den Siegen über sein eignes Fleisch und Blut, über alle Regungen des Hochmuthes, der Eitelkeit und der liebloſen Härte gegen alle Die, welche ihm in seinem Leben am meisten wehe gethan.

S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen. I — IX Theil. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1841 — 1848.

Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Drescher. Erster Band. Vertheidigung des Sokrates. Kriton, Phaidon. Das Gastmahl. Gießen. J. Rickersche Buchhandlung. 1848.

Bekanntlich ist man trotz aller theoretischen und praktischen Versuche noch keineswegs im Reinen über die Anforderungen, die man an eine gute Uebersetzung, zumal eines alten Classikers der Griechen und Römer, zu machen hat. Wer demnach eine Leistung auf diesem Gebiete zu beurtheilen unternimmt, ist vor Allem verpflichtet, sich über die Grundsätze, welche ihm den Maaßstab der Beurtheilung bieten, vorher auszusprechen. So viel darf übrigens als ausgemacht gelten, daß die Aufgabe eine sehr schwierige und complicirte ist. Die nöthige Kenntniß der fremden Sprache und das allseitige Verständniß des Schriftwerkes, das man in die Muttersprache zu verpflanzen gedenkt, soll als gleichsam vor der Aufgabe des Uebersetzers liegend und sich von selbst verstehendes Erforderniß dabey gar nicht in Rechnung kommen; obwohl auch der gründlichste Sprachkenner bey dem Versuche der Uebertragung immer noch auf Schwierigkeiten stoßen wird, die er vorher kaum geahnet und die ihm vielleicht zum Theil unlösbar erscheinen werden. Und doch ist dieser Anspruch der Richtigkeit immer nur das Geringste, was man von einer Uebersetzung fordern kann, und erfüllt noch kaum zur Hälfte die ungleich höhere Pflicht der Treue. In diesem einen Worte könnte man freylich alles zusammenfassen, was die deutsche Uebersetzungskunst als ihren eigenthümlichen Beruf erkennt und worin denn auch die besonderen Schwierigkeiten begriffen sind, die der deutsche Uebersetzer vor anderen zu überwinden hat. Denn diese Treue ist es, welche ebenso die bloß wörtliche genaue Uebertragung wie die freye, dem Genius der eigenen Sprache unbedingt folgende Nachbildung ausschließt. Die Treue verlangt außer der vollständigen und richtigen Wiedergabe des Inhaltes auch die Bewahrung der dem Originale eigenthümlichen Form und Schreibart, und will sogar den individuellen Geist des Schriftstellers, der in der Urschrift ausgeprägt ist, auch in der Uebertragung wieder erkennen lassen: und dieß Alles natürlich mit dem Vorbehalte, daß die Muttersprache selbst keiner Beeinträchtigung oder Mißhandlung unterliege! Denn wie sollte in einem verrenkten und verzerrten Bilde der Geist eines Schriftstellers zur Erscheinung kommen, der selbst ein Meister in seiner Sprache nach dem Urtheile seines Volkes und der Gebildeten aller Zeiten Werke von künstlerischer Schönheit und Vollendung hervorgebracht? Daß diesen vielseitigen und sich steigernden Anforderungen nicht auf dem Wege der einfachen und so zu sagen mechanischen Nachahmung genügt werden kann, dieß haben Kenner und Meister des Fachs längst wahrgenommen und ausgesprochen. Scheinen sie ja doch sogar, ebenso wie sie innerlich verknüpft sind, in der Ausführung

zum Theil einander hartnäckig zu widersprechen! Die Aufgabe des Uebersetzers ist es, das Mittel zu finden, diesen Widerspruch zu versöhnen, um ein Ganzes hervorzubringen, das ein würdiges Ebenbild seines Urbildes sey. Gewiß keine leichte Kunst! Nichtsdestoweniger wäre es ein übereilter Schluß, die Uebersetzungskunst denjenigen Künsten beyzuzählen, deren Hervorbringungen wir vorzugsweise Kunstwerke nennen. Auf diesen Namen hat eine Uebersetzung, und sey sie auch die gelungenste, keinen Anspruch. Der Gründe hiefür sind mehrere. Denn erstens gehört es zu dem Begriffe der Kunst in diesem hohen Sinne, daß der Künstler die aus seinem Geiste geborene Idee mit frey schaffender Thätigkeit in der Form der Schönheit zur äußeren Darstellung bringe. Dieß ist nicht Sache des Uebersetzers, dem der fremde Urheber Gehalt und Form überliefert; sein Werk hat nicht wie das Kunstwerk Maaß und Gesetz in sich selbst, sondern in dem fremden Gebilde, dessen möglichst vollkommenes Abbild es werden will. Aber wollte man selbst davon absehen; wollte man die Aneignung der dargebotenen Idee und Form auch als eine Art schöpferischer Thätigkeit gelten lassen und sie der des Künstlers selbst gleich setzen, und zwar aus demselben Grunde, weßwegen die griechischen Philosophen auch das künstlerische Schaffen als μίμησις bezeichnen, weil nämlich ja auch der Künstler nur den Spuren des großen Urbildners nachgehe: so würde sich doch auch unter diesem Gesichtspunkte eine Uebersetzung nie zu der Würde eines Kunstwerkes erheben, und zwar gerade um der Schwierigkeiten willen, die dem Uebersetzer entgegenstehen. Diese sind, gerade herausgesagt, unüberwindlich, sobald es gilt, nicht bloß ein zeit- und bildungsverwandtes Werk von wenig künstlerischer Eigenthümlichkeit, zu dessen Uebertragung schon das Geschick des Dolmetschers ausreicht, sondern ein wirklich erotisches Gewächs von eigenthümlichem Bau und Gehalt in den vaterländischen Boden zu verpflanzen. Einem heimischen Gewächse, das frey aus dem mütterlichen Boden aufgewachsen, wird es nie gleich sehen. Darum fehlt einem solchen Werke vor Allem das Gepräge der Ursprünglichkeit und inneren Nothwendigkeit; zwischen dem Gehalte und der ihm ursprünglich fremden Form ist eine solche Harmonie, wie sie das charakteristische Merkmal des ächten Kunstwerkes ist, undenkbar. Darum gibt es wohl Gedichte, Bild- und Tonwerke, an denen man kein Wort, keinen Zug, keinen Ton anders wünschen mag als er ist; wo jede Aenderung Verschlechterung wäre, weil sie die innere Harmonie, den Charakter der Vollendung stören würde: eine Uebersetzung, an der nichts zu bessern wäre, gibt es nicht und wird es nie geben; es liegt in der Natur der Aufgabe, welche eigentlich das Unmögliche fordert, daß nur eine relative, nie eine absolute Vollkommenheit zu erreichen ist.

Sollte darum die Bemühung des Uebersetzers, von der wir mit Schleiermacher das Geschäft des bloß handwerksmäßigen Dolmetschers durchaus unterscheiden, selbst eitel und werthlos seyn? Gewiß nicht! am wenigsten aber für das deutsche Volk, dessen — soll man sagen Schicksal oder Beruf! — es zu seyn scheint, das Große und Schöne aller Nationen in seine eigene Bildung zu verarbeiten. Ist von dieser Seite das Uebersetzen eine Sache des Bedürfnisses, des höchsten und edelsten freylich, des wissenschaftlichen, das die Deutschen nicht ruhen läßt in dem Bestreben, ihre Sprache zur wissenschaftlichen Weltsprache zu erweitern: so ist anderseits auch jede Uebersetzung ein Werk der Liebe und Hingebung an das Schöne, also eines wirklich künstlerisch schaffenden Triebes. Darnach könnte man die Frage, für wen man übersetzt, für den der fremden Sprache Kundigen oder für den derselben Unkundigen, getrost dahin beantworten: für beyde und noch drittens für sich selbst. Der Uebersetzer will das in seinem Werth erkannte und lieb gewonnene Werk sich völlig aneignen, indem er es versucht „in sein geliebtes Deutsch zu übertragen.“

Wenden wir uns nach dieser vorläufigen Erörterung, welche uns den Maaßstab zur Beurtheilung der vorliegenden Leistungen bietet, zu diesen selbst und fragen wir nach den Grundsätzen, zu welchen sich die Verfasser bekennen, so begegnen wir in dem Vorworte der Leipziger Uebersetzung einer theoretischen Ansicht, die nach unserer Ueberzeugung alle billigen Forderungen überbietet. Der Vf. meint nämlich, die Aufgabe des Uebersetzers „sollte es seyn,

das Original dem Volke, in dessen Sprache er jenes zu übertragen gedenkt, so vor Augen zu stellen, daß dieses glaubt, der Schriftsteller, den es übersetzt erhält, gehöre nicht einem an Geist und Sprache fremden Volke, sondern ihm selbst an.“ Man sieht leicht, daß dieser Aeußerung nur in einer andern Wendung dieselbe Ansicht zu Grunde liegt, welche für eine Uebersetzung den Begriff eines Kunstwerkes zuläßt, und die, sollten wir meinen, in dieser übertriebenen Form die innere Wahrheit am besten durchscheinen läßt. Glücklicher Weise verlangt der Verf. auch gar nicht, nach diesem Maaßstabe beurtheilt zu werden. Er gesteht nicht nur selbst zu, daß dieß höchst selten und „fast nie, zumal bey einem Philosophen oder Dichter“ zu erreichen ist — wir tilgen dieses selbsttäuschende „fast,“ und halten es für eben so unmöglich als theoretisch unwahr — sondern steigt in den Ansprüchen, die er an seine eigene Leistung macht, ausdrücklich noch tiefer herab, indem er es als sein Hauptbestreben zu erkennen gibt, „das Griechische so genau und wörtlich als möglich im Deutschen wiederzugeben, ohne jedoch das Verständniß des Philosophen zu beeinträchtigen.“ Diese Fassung stimmt denn auch besser überein mit der ziemlich nahe liegenden Vermuthung, daß diese Uebersetzung wie so viele andere ihren Ursprung einem buchhändlerischen Unternehmen verdankt, welches zunächst das Bedürfniß der studierenden Jugend in wohlwollende Berücksichtigung zu nehmen für gut befunden.

Ein günstigeres Vorurtheil erweckt die Uebersetzung des Hrn. Drescher, die keinen Zweifel aufkommen läßt, daß sie aus reiner Liebe und Bewunderung für den Schriftsteller hervorgegangen ist. Damit soll nicht gesagt seyn, als verdiene sie darum in allen Theilen den Vorzug vor der erstgenannten; vielmehr scheint diese, wie sie leichter gearbeitet ist, so in manchen Stücken den besseren Wurf gethan zu haben. Allein die gewissenhafte Sorgfalt und die treue Bemühung, mit welcher nach allen Wahrnehmungen Hr. D. zu Werke gegangen, sichern ihm unbedingt den Anspruch auf eine eben so gewissenhafte Prüfung und rücksichtsvolle Beurtheilung. Wir werden darum auch seine Arbeit dieser Besprechung zu Grunde legen, und die Leipziger Uebersetzung nur vergleichungsweise beyziehen.

(Fortsetzung folgt.)

A History of Virginia from its discovery and Settlement by Europeans to the present time. By Robert R. Howison. Vol. I. Philadelphia 1846. Vol. II. Richmond 1848. gr. 8. (Vgl. G. A. Bd. V Nr. 246.)

Virginien, der älteste Pflanzstaat in Nordamerica, und der einflußreichste unter allen, hat mehrere Beschreiber seiner Schicksale gehabt, jedoch alle in Vergessenheit gerathen lassen. Den Verfasser des vorliegenden Werkes verdroß die Unbekanntschaft mit der Geschichte der Heimath; um ihr abzuhelfen schrieb er dieses gute, nur etwas zu weitläufige Buch, zu welchem er nicht nur Druckschriften, die zum Theil schon selten geworden waren, sondern auch zahlreiche Urkunden hatte benutzen können

Das Land wurde unter der Königin Elisabeth entdeckt und in Besitz genommen, erhielt auch von ihr den Namen. Allein die erste Ansiedelung mißrieth gänzlich. Erst zwanzig Jahre darauf, unter Jacob I., wurde die zweyte unternommen. Sie war nicht, gleich der nicht viel späteren in Massachussets, das Werk von Flüchtlingen, die das Mutterland aus Unmuth über den Druck, welchen sie da erlitten hatten, verließen, in die neue Welt aber nicht nur ihre Freyheitsliebe sondern auch ihre fromme Gesinnung, strenge Sitte und Arbeitsamkeit brachten. Im Gegentheile bestand der zweyte Zug nach Virginien fast ganz aus Leuten, vornehmen und geringen, die an Vermögen oder Ruf herabgekommen waren, und nun in dem fernen Lande, wo man Gold zu finden meynte, neue Mittel zu sammeln hofften, womit sie nach England zurückgekehrt, die vorige Lebensweise wieder aufnehmen könnten. Der Vf. bemerkt, daß dieser große Unterschied zwischen den ersten Bestandtheilen der Bevölkerung beyder Pflanzstaaten bis auf diesen Tag noch in mehrfachen Wirkungen erkennbar sey.

Die neue Ansiedlung traf, großentheils durch eigne Schuld, so vieles und schweres Mißgeschick, daß die Pflanzer, da ihre Zahl durch Krankheit und Mangel sehr vermindert war, verzweifelnd an dem Unternehmen, das Land verlassen wollten, als ein Geschwader aus England eintraf, das nicht nur Vorräthe sondern auch neue Ein-

wanderer, zum Theil besserer Art, brachte. Nun wurde der Ackerbau ernstlicher betrieben und gewährte bald, vornehmlich durch reiche Erndten an Tabak, der bis auf diesen Tag das Haupterzeugniß ist, einen Ertrag, der für die getäuschte Hoffnung auf Gold entschädigen konnte. Wohlstand folgte jedoch erst auf die Beseitigung der Anfangs getroffenen Einrichtung, daß der Ertrag aller Arbeit Gemeingut der Pflanzer seyn sollte, wodurch die Trägen begünstigt und die Arbeitsamen entmuthigt waren. Neue Ankömmlinge vermehrten die Bevölkerung, darunter eine Zahl unbescholtener Weibspersonen aus England, die auf Heirath kamen und dazu alsbald gelangten; aber auch schon Negersklaven, und, was noch schlimmer war, Uebelthäter, deren das Mutterland sich entledigte. Schaden brachte jedoch dieser unreine Zuwachs dem jungen Pflanzstaate darum weniger, weil er um dieselbe Zeit eine Verfassung erhielt, die ihm viel Selbständigkeit in seiner Verwaltung gewährte.

K. Jacob I. hatte nämlich sein Kronrecht auf Virginien für einen bestimmten Zeitraum einer großen Gesellschaft von Edelleuten und Bürgern zu London, mit wenig Vorbehalten, übertragen. Von dieser Gesellschaft wurde die Regierungsform des Pflanzstaates dahin bestimmt, daß die Verwaltung zwar, wie zuvor, von einem Statthalter mit einer Anzahl Beysitzer geführt, zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten aber jährlich einmal eine Versammlung von frey erwählten Abgeordneten, zwey aus jedem Bezirke, gehalten werden sollte. Diesem Landrathe, in welchem der Statthalter selbst mit seinen Beysitzern Platz zu nehmen hätte, sollte die Gesetzgebung zustehen. Vorbehalten wurde zwar für die zu beschließenden Gesetze nicht nur die Genehmigung des Statthalters, sondern auch die Bestätigung durch die Londoner Gesellschaft, dagegen aber auch zugestanden, daß keine Verfügung dieser Gesellschaft für den Pflanzstaat verbindlich seyn sollte, wenn dessen Landrath nicht zustimmte. So alt ist in Virginien das Wesen einer freyen Verfassung.

K. Jacob entzog der von ihm gestifteten Gesellschaft die Rechte, die er ihr eingeräumt hatte, ließ aber ihre Anordnungen bestehen. Carl I. bestätigte die dem Pflanzstaate gegebene Verfassung ausdrücklich, und gewann damit eine Anhänglichkeit desselben, die sich weder durch einzelne Beschwerden stören, noch durch das Unglück, welches den König traf, erschüttern ließ. Der Macht Cromwell's konnte jedoch nicht widerstanden werden; aber die Bedingungen der Unterwerfung waren glimpflich. Nicht allein blieben dem Landrathe seine Befugnisse; einen großen Zuwachs erhielten sie dadurch, daß nun der Landrath selbst den Statthalter wählen durfte. Gleichwohl zeigte sich die Zuneigung zu dem Königshause ungeschwächt, als Carl II. den wiederaufgerichteten Thron bestieg; allein ihr wurde übel vergolten. Die Schiffahrtgesetze, die das Parlament annahm, drückten und verminderten den Handelsverkehr, und mit schweren Lasten war das Grundeigenthum durch eine Vergabung bedroht, womit der König die noch sehr unbestimmten Kronrechte in Virginien auf 31 Jahre an zwey seiner Günstlinge abtrat. Der Unwille darüber brach in einen Aufstand aus, der zu Anfang solches Waffenglück hatte, daß Unabhängigkeit zu erringen nicht unmöglich schien, den aber der Tod des Anführers und die darauf eingetretene Uneinigkeit lähmte, dann aus England gerufenes Kriegsvolk unterdrückte. Nun war der Pflanzstaat so gedemüthigt, daß er sich alles gefallen ließ, was die Inhaber der Kronrechte, von denen der eine als Statthalter auftrat, ihm auferlegten. Unter Jacob II. wurde es nicht besser, drohte vielmehr noch härterer Druck. Aber Englands Befreyung durch Wilhelm III. kam alsbald auch dem Pflanzstaate zu gut. Zwar behielt der König die Ernennung des Statthalters, nachdem er die Kronrechte wieder an sich genommen hatte, wählte aber zu diesem Amte, dessen Inhaber gewöhnlich in England blieb, und sich in Virginien durch einen Unterstatthalter vertreten ließ, nur untadelhafte Leute. Die hergebrachten Befugnisse des Landrathes wurden so geachtet, daß, als dieser ein Ansinnen der Krone, zur Erbauung kleiner Burgen an der Westgrenze zu steuren, ablehnte, die Regierung ihre Forderung aufgab. Bereitwillig übernahm der Landrath dagegen eine Auflage auf die Ausfuhr von Tabak und Häuten nach anderen Pflanzstaaten, bestimmt, den Aufwand auf eine Hochschule zu decken, die unter dem Namen: Wilhelm und Marie 1691 errichtet wurde. Zur Ergänzung der Ausstattung dienten freywillige Beyträge der Pflanzer, vornehmlich aber eine Schenkung der Krone, 20,000 Tagwerke des besten Landes.

Unter den folgenden Regierungen blieb dieses gute Vernehmen mit dem Mutterlande sehr lange ungestört. Der Pflanzstaat nahm an Bevölkerung und Wohlstand in raschem Fortschritte zu. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts traf ihn die Geißel des Krieges. Mit den Ureinwohnern hatte zwar schon zuvor oft gekämpft werden müssen, und mehrmals hatten dabey die westlichen Bezirke viel gelitten. Jetzt aber, da England im Kriege mit Frankreich war, der auch Nordamerika zum Schauplatze nahm, wurde Virginien von dem französischen Gebiete im Westen aus mit Hülfe der Ureinwohner angegriffen. Dem englischen Kriegsvolke stand virginische Landwehr, an ihrer Spitze Georg Washington, mannhaft bey; nach manch schwerem Verluste, hauptsächlich durch grausame Einfälle der Wilden, behauptete zuletzt der Pflanzstaat seine weit vorgerückte Grenze.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen.
Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Dreścher.

(Fortsetzung.)

Daß es keine Ilias post Homerum ist, nach Schleiermacher eine Uebersetzung des Platon zu versuchen, muß unbedingt zugegeben werden. In diesem Zugeständnisse liegt durchaus keine Geringschätzung der großartigen und in gewissem Betrachte genialen Leistung Schleiermachers. Worin beyde Uebersetzer einen solchen Vorgänger zu übertreffen glauben, das ist, außer der natürlich immer möglichen Berichtigung einzelner Stellen, besonders das Bestreben, dem Ausdruck mehr Gelenkigkeit und ein deutscheres Gepräge zu verleihen. Daß es nicht darauf ankommt, der Sprache jede Spur eines fremdländischen Aussehens zu benehmen — ohnedieß ein vergebliches Bemühen! — hat Schleiermacher richtig eingesehen, ist aber in der absichtlichen Bewahrung desselben gewiß zu weit gegangen, so daß die Klarheit und Lebendigkeit und Anmuth des Ausdruckes im Originale oft allzusehr in dem Abbilde verdunkelt ist. Diesen Vorwurf hat bereits Ast gegen ihn erhoben und sich in seiner Verdeutschung zweyer Schriften, des Phädros und Gastmahls, abgesehen von einzelnen Nachläßigkeiten, allerdings als einen besonders befähigten Uebersetzer Platons kund gegeben. Herrn Dreschers Uebersetzung, die nach einer Bemerkung in der Vorrede aus wiederholter Vergleichung zweyer zu verschiedenen Zeiten und unabhängig von einander gefertigten Ausarbeitungen hervorgegangen, hält in der für erlaubt erachteten Freyheit des Ausdrucks gewissermaßen die Mitte zwischen Schleiermacher und Ast, ohne es jedoch dahin gebracht zu haben, daß seine Rede frey erscheine von Härte und Schwerfälligkeit — Eigenschaften, die, wie jeder weiß, der platonischen Sprache am allerwenigsten zukommen. Die Schwierigkeit, diesen Fehler zu vermeiden, ist freylich außerordentlich groß, wenn nicht zugleich auch manches von der eigenthümlichen Kunstform des Originals aufgeopfert werden soll. Diese, die edelste Blüthe der hellenischen Redekunst, in welcher die attische Prosa ihre höchste Vollendung erreicht hat, der nichts weder vor noch nach ihr im griechischen Alterthum an die Seite zu stellen, findet bekanntlich auch in der modernen Literatur kein ihr vergleichbares Muster der sprachlichen Kunstbildung. Zwar fehlt es gerade der deutschen Literatur nicht überhaupt an Meistern, die auch den Dialog zur philosophischen Darstellung trefflich zu handhaben wußten; man denke nur an Lessing und Jacobi! An diesen Schriftstellern mag der Uebersetzer des Platon immerhin seine Sprache zu bilden suchen, um sich das innere Leben und die eigenthümliche Tugend der Gesprächsform möglichst zu eigen zu machen; für die äußere Nachbildung der platonischen Dialoge hat er damit noch keine große Erleichterung gewonnen. Darf ja doch Schleiermacher, der sich in verschiedenen Formen der wissenschaftlichen und künstlerischen Darstellung versucht hat und dessen eigenste Naturanlage eine innere Verwandtschaft mit der dialogischen Form besitzt, unbedingt zu den Meistern der Sprache gezählt werden; und doch ist es

ihm nach dem Urtheil der Kenner nicht gelungen, ein würdiges Abbild der platonischen Darstellung hervorzubringen. Diese besitzt manche Eigenthümlichkeiten, welche dem Uebersetzer fast unüberwindliche Schwierigkeiten verursachen. Wir erinnern nur an die diegematische Form, in welcher viele der schönsten Werke des griechischen Philosophen abgefaßt sind, mit ihren zahlreichen abwechselnden ἔφη und ἦ δ' ὅς und ἦν δ' ἐγώ, die bekanntlich dem platonischen Sokrates selbst einmal lästig werden, so daß er sich ausdrücklich dieser Fesseln entschlägt. Am complicirtesten erscheint diese Form im Gastmahle, das eine Wiedererzählung einer erzählten Unterhaltung ist, in der noch überdieß Sokrates abermals mit einem erzählten Gespräche auftritt, wodurch noch manches ἔφη εἰπεῖν und φάναι hinzukommt. Für den Uebersetzer bleibt nun nur die Wahl, entweder, wie Ast thut, sich nach Gutdünken darüber hinaus zu setzen, oder der Rede ein viel schwerfälligeres Gepräge zu geben, als sie im Griechischen hat, das diese Wendungen der Gesprächserzählung mit der biegsamsten Leichtigkeit handhabt. Hr. D. scheint uns nicht immer das Beste getroffen zu haben, wenn er z. B. die Worte: τὸν οὖν Ἀγάθωνα — τυγχάνειν γὰρ ἔσχατον κατακείμενον μόνον — Ἀεῦρό, ἔφη φάναι, Σώκρατες, παρ' ἐμὲ κατάκεισο folgendermaßen ausdrückt: „Agathon nun (denn der habe gerade zu unterst allein gelegen), hätte nach seiner Angabe geäußert: hierher, o S., neben mir lasse dich nieder" — oder in der Rede des Phädros: Τὸ γὰρ ἐν τοῖς πρεσβύτατον εἶναι τὸν θεὸν τίμιον, ἦ δ' ὅς übersetzt: „Denn daß der Gott zu den ältesten gehört, ist ehrenvoll, wie jener bemerkte;" und so an vielen Stellen, deren noch mehrere aufzuzählen unnöthig, da sie dem Leser leicht von selbst in die Augen fallen. In der ersten Stelle ist „nach seiner Angabe" eine viel zu pedantische Wendung, und „geäußert" ist gar nicht das richtige Wort, um die Anrede des A. zu bezeichnen; auch würde man in dem eingeschlossenen Satze das „gerade" — ein Lieblingswort des Verfassers, das bey den verschiedensten Gelegenheiten wiederkehrt, gerne und nicht zum Nachtheile vermissen. Ein ander Mal ist zwar der Ausdruck fließend, entfernt sich aber ohne Grund vom Urtexte, z. B. in der Einleitungsrede des Eryximachos: καὶ δι' οἵων λόγων, εἰ βούλεσθε, ἐθέλω ὑμῖν εἰσηγήσασθαι. Φάναι δὴ πάντας καὶ βούλεσθαι καὶ κελεύειν αὐτὸν εἰσηγεῖσθαι — was Hr. D. so übersetzt: „und wenn ihr es verlangt, so bin ich bereit euch vorzuschlagen, durch welche Gespräche. — Alle hätten nun erklärt, daß sie es zufrieden wären, und ihn aufgefordert, Vorschläge zu thun." Hier ist einmal der Wechsel des Wortes „verlangt" und „zufrieden wären" zu tadeln, da im Urtexte dasselbe nicht ohne Absicht gebraucht ist; dann ist die Construction unrichtig, indem κελεύειν nicht von dem gedachten ἔφη, sondern von φάναι abhängt, wie das καὶ vor βούλεσθαι zu erkennen gibt. Auch Schleiermacher construirt diese Worte falsch, indem er alle drey Infinitive gleichmäßig von ἔφη abhängig denkt und φάναι durch „hätten es bejaht" übersetzt, ohne jedoch einen grammatischen Fehler zu begehen.

Eine große Schwierigkeit bietet dem Uebersetzer bekanntlich auch die Nachbildung von Wortspielen in all ihren Arten und Abstufungen. Hier tritt nämlich die Incongruenz der Sprachen recht augenscheinlich hervor. Man bewundert Schlegels Uebersetzung des Shakespeare auch wegen der gelungenen Uebertragung der mitunter zahlreichen Wortspiele. Allein weit schwieriger ist die Aufgabe bey einem philosophischen Schriftsteller, wo der Inhalt leicht jedes Quid pro quo und jede Umbildung verbietet, wie z. B. in dem bekannten Wortspiel mit σῶμα und σῆμα im Gorgias, um gar nicht zu reden von der verdoppelten Schwierigkeit im Kratylos und der ganzen Fluth von halsbrechenden Etymologien in demselben Dialoge, welche mit Recht „ein Kreuz des Uebersetzers" zu heißen verdienen. Da darf denn mancher Nothbehelf als ein willkommenes Geschenk des Zufalls gepriesen werden, z. B. in der schwierigen Stelle des Phädros 238 C, wo Schleiermacher mit Rücksicht darauf, daß der ἔρως in demselben Satze als ἐπιθυμία ἀχθεῖσα ἐπὶ σωμάτων κάλλος bezeichnet wird, die Worte ἀπ' αὐτῆς τῆς ῥώμης ἐπωνυμίαν λαβοῦσα, ἔρως ἐκλήθη, übersetzt: „erhält von ihrem Gegenstande, dem Leibe, den Namen, und wird Liebe genannt;" und noch

näher an den Urtext sich anschließend Ast und ihm folgend die Leipziger Uebersetzung: „hat von eben diesem gewaltigen Triebe den Namen erhalten und heißt Liebe.“ Dagegen konnte an einer andern Stelle desselben Gespräches die im Uebrigen sehr glücklich von Schleiermacher nachgebildete Ableitung der *μαντική* und *οἰωνιστική* von *μανική* (*μαίνεσθαι*) und *οἰονοϊστική* (*οἴεσθαι* — *νοῦς* — *ἱστορία*) nicht ohne Beeinträchtigung des Sinnes und Sprachgebrauches im Deutschen wiedergegeben werden, und wenige Zeilen vorher mußte jeder Versuch unterbleiben, das Spiel mit *Πυθοχλῆς* und *Εὔφημος* und *Ἱμεραῖος* nur einigermaßen nachzubilden. Auch das Gastmahl entbehrt dieser Kunststücke nicht zur Plage des Uebersetzers. Hr. D. scheint uns dabey nicht immer das glücklichste Loos gezogen zu haben, wenn er z. B. *Παυσανίου δὲ παυσαμένου*, durch die wohlfeile Gelegenheit verführt, übersetzt: „Als nun Pausanias eine Pause gemacht hatte,“ was eine offenbare Verdrehung des deutschen Sprachgebrauches ist und darum einen schiefen Sinn bietet. Besser wäre es gewesen, das Auskunftsmittel zu ergreifen, welches Ast bereits gewählt: „Nachdem P. endlich geendet,“ oder den Gleichklang, da der eingeschaltete Satz den völligen Wegfall nicht duldete, mit Schleiermacher abgeschwächt wiederzugeben: „Als nun Pausanias ausgesagt hatte,“ wofür der Sprachgebrauch nur „ausgeredet“ verlangte. Das weitere Spiel mit *παύειν* und *παύεσθαι* durfte füglich in die Brüche gehen.

Ein würdiges Schaustück aller Art rhetorischer Kunst bietet die Rede des Agathon, des siegfeyernden Dichters, deren Schluß wir, um auch die Kunst des Uebersetzers an einem größeren Beyspiele erkennen zu lassen, nach dem Texte des H. D. hersetzen. „Unter diesen Umständen, o Phaidros, scheint mir Eros für's Erste selbst der schönste und beste, und dem zunächst auch für andere der Urheber anderer Dinge der Art zu seyn. Unwillkührlich kommt mir hierbey der Gedanke, etwas aus einem Gedichte anzuführen, daß er es ist, welcher bewirkt

„Unter den Menschen Fried' und spiegelnde Glätte dem Meere,
Schweigen der Stürm' und erfreuliches Lager und Schlaf für die Sorgen.“

Er gerade benimmt uns die Entfremdung und erfüllt uns mit Vertraulichkeit, indem er es anordnet, daß wir alle Verbindungen der Art mit einander eingehen, und bey Festen, bey Chören, bey Opfern unser Führer wird; Mildheit anschaffend, Wildheit fortschaffend; freygebig mit Wohlwollen, unfreygebig mit Uebelwollen; huldvoll den Guten, gern gesehen von den Weisen, bewundernswerth den Göttern; beneidenswerth den Unbegabten, wünschenswerth den Wohlbegabten; des Wohllebens, der Ueppigkeit, der Sinnenlust, der Anmuth, des Sehnens, des Verlangens Vater; sorgsam für die Guten, unsorgsam für die Schlechten; im Streben, im Beben, im Verlangen, in Gedanken der beste Leiter, Begleiter, Hülfeleister und Retter, aller Götter und Menschen Zierde, als Führer der schönste und beste, dem jeder Mann folgen und den herrlichsten Lobgesang dazu anstimmen muß, wenn ihm die Gabe eines schönen Gesanges zu Theil ward, durch dessen Anstimmung er aller Götter und Menschen Sinn bezaubert.“

Diese an den Virtuosen Hariri erinnernde Stelle gibt uns Anlaß zu einigen Bemerkungen, welche in näherer Beziehung zu der strengeren Pflicht der Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks stehen, gegen welche sich nach unserer Ansicht H. D. mehrfach verfehlt hat. Erstens hätte „Andere“ und „anderer“ nicht getrennt werden sollen durch ein dazwischengesetztes Wort, dessen Nachsetzung die poetische Färbung der ganzen Stelle wohl verstattet hätte; dann verdreht H. D. den Sinn der Worte, mit welchen die beyden Verse eingeleitet werden, ungeachtet sie sowohl Schleiermacher als Ast als auch die Leipziger Uebersetzung richtig wiedergeben, letztere so: „Es wandelt mich hier auch etwas metrisches zu sagen an.“

(Schluß.)

A History of Virginia from its discovery and Settlement by Europeans to the present time.

(Schluß.)

Die Anhänglichkeit an England war in Virginien stärker als in den anderen Pflanzstaaten; gleichwohl ging

es in dem Widerstande gegen Besteuerung von England aus voran. Die Erklärung seines Landrathes wider die Einführung des Stempels bewirkte hauptsächlich das Aufgeben derselben. Noch entschiedener verwarf der Landrath die bald darauf begehrten Abgaben von der Einfuhr von Thee und andern Waaren, indem er das Recht des Pflanzstaates wahrte, nur von ihm selbst beschlossene Auflagen zu tragen. Der Statthalter löste die widerspenstige Versammlung auf. Nun aber traten die Mitglieder derselben beyseit als Convention zusammen, faßten jedoch keinen anderen Beschluß, als, der Waaren, die mit Abgaben belegt werden sollten, sich gänzlich zu enthalten. Einmüthig stimmte das Volk auch in den übrigen Pflanzstaaten diesem Beschlusse bey. Vergebens beschränkte die englische Regierung ihre Forderungen darauf, daß nur von Thee eine mäßige Abgabe Statt finden sollte. Als darüber im Norden der Aufstand ausbrach, waffnete auch Virginien seine Landwehr und vertrieb den Statthalter. Im Jahre 1776 erklärte es sich unabhängig von England. Die Convention, die an die Stelle des alten Landrathes getreten war, beschickte den Congreß der Pflanzstaaten, und trat in den Bund ihrer Selbständigkeit. Sie war die erste, die, in Folge einer Erklärung von Grundrechten (bill of rights), ihrem Staate eine neue Verfassung gab, in welcher die gesetzgebende Behörde, abgetheilt in einen Senat und ein Haus der Abgeordneten, von dem je auf ein Jahr zu wählenden Statthalter unabhängig gestellt wurde. Diese Verfassung besteht noch jetzt; nur ist fünfzig Jahre später das Stimmrecht sehr erweitert worden. Größere Aenderung trat in der Gesetzgebung ein. Zwar ging der Vorschlag, ein neues Gesetzbuch zu entwerfen, nicht durch, sondern man beschloß, das alte Recht aufrechtzuhalten und nur so viel daran zu ändern, als die neuen Verhältnisse forderten. Dieß aber griff sehr tief ein. Nicht nur wurden alle Fideicommisse, mit welchen bisher ein sehr großer Theil des Grundeigenthums gebunden war, trotz heftigem Widerspruche, aufgehoben; auch die Behandlung der Erbschaften nach Erstgeburtsrecht traf die Aufhebung. Der englischen Kirche wurde das Vorrecht einer Staatskirche entzogen, und allen Glaubensbekenntnissen gleiche Berechtigung dem Staate gegenüber eingeräumt. Später wurde selbst das liegende Vermögen der bischöflichen Kirche, die als aufgelöst betrachtet wurde, eingezogen und verordnet, daß keine Kirchengesellschaft auf das Recht einer von dem Staate anerkannten Körperschaft Anspruch haben sollte. Den größten Antheil an diesen Aenderungen, wodurch der Pflanzstaat sich erst gründlich von dem Mutterlande schied, hatte Thomas Jefferson, damals ein junger Mann, der später als Präsident der Vereinigten Staaten die demokratische Richtung zur herrschenden erhoben hat. Zu dem Kriege, der Anfangs meist im Norden geführt wurde, stellte Virginien den Anführer, Georg Washington. Erst in der Folge des Kampfes hatte es in den eigenen Grenzen Angriffe zu bestehen, die ihm zuerst viel Nachtheil brachten, aber auch den Anlaß gaben, daß auf seinem Gebiete der entscheidende Schlag fiel, der England bestimmte, von dem Kriege abzustehen, und die Unabhängigkeit seiner Pflanzstaaten anzuerkennen.

Der Bund, in welchen diese während des Krieges getreten waren, hatte nicht die Kraft sie so eng als nöthig war zu verbinden; ja er kam bald in Gefahr sich aufzulösen. Dieß abzuwenden wurde 1787 unter Washington's Vorsitz eine Versammlung Abgeordneter aus allen Pflanzstaaten gehalten, wobey abermals Virginien besonders thätig war. Aus deren Verhandlungen ist der Bundesstaat, welcher jetzt besteht, hervorgegangen. Der Verf. betrachtet es mit Recht als eine Auszeichnung seines Vaterlandes, daß die einzelnen Staaten, namentlich Virginien, bereitwillig, ohne daß irgend eine Nöthigung obwaltete, sehr große Rechte, die ihnen seit ihrer errungenen Unabhängigkeit zustanden, auf die Bundesbehörden übertragen haben. Mit diesen gerieth Virginien seitdem nur einmal in Zwist. Im Jahre 1798, da der innere Friede durch Ränke von Sendlingen der französischen Republik und durch die Frechheit von Blattschreibern gefährdet war, traf der Congreß Anordnungen zur Sicherung auf zwey Jahre; er ermächtigte den Präsidenten, Fremde aus dem Gebiete der vereinigten Staaten auszuweisen, und setzte auf den Mißbrauch der Preßfreyheit namhafte Strafen. Das brachte in alle Pflanzstaaten eine große Aufregung. Viele Stimmen erhoben sich, weniger gegen die Anordnungen selbst, (denn wie man aus Jefferson's Memoiren ersieht, hielt auch er Maßregeln wider den Mißbrauch der Preßfreyheit keineswegs für unzuläßig, nur aber nicht den Congreß sondern die einzelnen Staaten für dazu berechtigt,) als gegen die Gewalt, vermöge welcher die Bundesregierung hier gehandelt hatte, und die von sehr Vielen ihr nicht zugestanden wurde. Virginien legte Verwahrung dagegen mit der Erklärung ein, die beyden Anordnungen seyen verfassungswidrig. Doch blieb man dabey stehen, und verwarf den Vorschlag, der von den hitzigeren Köpfen verfochten war, die Anordnungen für null und nichtig zu erklären. Allein die übrigen Pflanzstaaten, einen ausgenommen, stimmten der Verwahrung nicht bey; von einigen wurde sie scharf gerügt. Dabey beruhigte sich Virginien, und versuchte keinen Widerstand, als es zur Vollziehung kam, indem ein ihm angehöriger Blattschreiber wegen groben Unfuges zur Strafe gezogen wurde.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1819.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen.

Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Drescher.

(Fortsetzung.)

Ueber die Verse, deren Uebertragung Hr. D. von Schleiermacher entlehnt, wollen wir nicht rechten, da die Reinheit des griechischen Textes selbst zweifelhaft ist; dagegen gleich darauf das eingeschwärzte „gerade" keine Gnade verdient. „Benimmt" und „erfüllt" drücken den Gegensatz von *κηροῖ* und *πληροῖ* schlecht aus, und der Anklang in *ἀλλοτριότητος* und *οἰκειότητος* hätte auch nicht so ohne Weiteres geopfert werden sollen. Feiner als Hr. D. bildet Schleiermacher das Spiel mit *πορίζων* und *ἐξορίζων* nach: „Mildheit dabey verleihend, Wildheit aber zerstreuend," wofür sich, wenn der Verf. auf unnöthige Veränderungen ausging, noch manche brauchbare Variation darbot. Besser wäre es gewesen, der Vf. hätte mit Weglassung des „dabey" und „aber," das ungebräuchliche „Mildheit" in „Sanftheit" verwandelt, da ja auch im Griechischen der Gleichlaut sich nicht weiter als auf die Endung erstreckt. „Gern gesehen von den Weisen" unterbricht störend die Aehnlichkeit der Construction mit dem Dativ, wie auch *θεατός* neben *ἀγαστός* und den übrigen Verbalien mit derselben Endung hätte ausgedrückt werden sollen. Am Schluße fällt der Vf. aus übermäßiger Scheu vor der Anwendung des Particpiums zu sehr aus dem hymnologischen Ton, besonders mit dem prosaischen „durch dessen Anstimmung." Diese Uebersetzung genügt weder dem Princip möglichster Wörtlichkeit, da die Abweichung von der Construction des griechischen Textes nicht geboten war, noch dem Princip der möglichsten Verdeutschung, da dieses statt des Verbums eine Präposition gefordert hätte, wie es die Leipziger Uebersetzung richtig ausdrückt. Daß die Worte: „wenn ihm die Gabe eines schönen Gesangs zu Theil ward," schwerlich die Meinung des Schriftstellers richtig wieder geben, bringen wir deßhalb gar nicht in Anschlag, weil der griechische Text selbst unsicher ist und sich noch keine Ansicht allgemeine Geltung verschafft hat.

Schon an dieser Probe läßt sich einigermaßen wahrnehmen, in wie weit es dem Verf. gelungen ist, was er als sein Hauptbestreben bezeichnet: „möglichst treu und möglichst lesbar zu übersetzen, ohne weder zu sehr von dem Urtexte abzuweichen, noch der deutschen Sprache Gewalt anzuthun." Verstöße gegen die eine oder die andere dieser Anforderungen sind uns fast auf jeder Seite mehrfach begegnet. Wir heben einzelne Beyspiele aus dem Gastmahle aus, und zwar aus verschiedenen Theilen, wie sie uns gerade in die Augen fallen. Der Anfang des Gespräches, das in eine Erzählung des Apollodoros eingekleidet ist, lautet bey H. D.: „Ich glaube auf das, wonach ihr da fragt, nicht unvorbereitet zu seyn. Denn neulich erst, da ich eben zufällig aus meiner Wohnung im Phaleron nach der Stadt hinaufging, rief mir einer meiner Bekannten, der mich von hinten gewahr geworden war, von Wei-

tem zu und sagte, Scherz mit seinem Zurufe verbindend, höre Apollodoros, du Phaleraier, wirst du nicht warten? — Da blieb ich stehen und wartete. — Darauf sagte er: ja erst kürzlich suchte ich dich auf, weil ich mich erkundigen wollte nach der Zusammenkunft des Agathon, des Sokrates, des Alkibiades und der andern damals bey dem gemeinsamen Mahle versammelt gewesenen, wegen der Gespräche über die Liebe, worin sie bestanden." Vergleicht man diese Uebersetzung mit der von Schleiermacher, so wird man schwer den Vorzug der jüngeren vor der älteren erkennen oder auch nur die Gründe einsehen, welche den Vf. zu den mehreren Aenderungen bewogen, nachdem er sich ausdrücklich zu dem Grundsatze bekannt, welchen Böckh in der Vorrede zur Antigone ausspricht: „Nur Eines kann das Beste seyn; und dieses darum, weil es ein Anderer gefunden, mit Eigenem vertauschen zu wollen, wäre Thorheit und eitle Selbstgefälligkeit." Denn wollte man den Grund der schwerfälligen Phrase: „Scherz mit seinem Zurufe verbindend" in dem Bestreben der Wörtlichkeit vermuthen, so ließe sich wiederum nicht einsehen, warum der Verf. in dem folgenden Zurufe selbst von der gegebenen Wortstellung abweicht. Diese Abweichung ist um so tadelnswerther, als sie das Verständniß eher erschwert als erleichtert. Bekanntlich ist man noch nicht im Klaren, worin man den Scherz finden soll. Für den Uebersetzer war es darum das gerathenste, sich möglichst genau an den Urtext anzuschließen. Hätte dieß Hr. D. gethan und etwa übersetzt: „Du Phalereer da, Apollodoros," so hätte sich der deutsche Leser unter einem solchen Zurufe in dem Munde eines erbgesessenen athenischen Bürgers, als welchen er sich den Glaukon immerhin vorstellen durfte, doch etwas denken können. Ob damit das Rechte getroffen wäre, ist, so lange eine bessere Erklärung nicht zur Hand ist, ganz gleichgültig. Eine Verführung des Lesers wäre es keinen Falls, was der Uebersetzung in Schillers Thalia vorzuwerfen ist, der die Vermuthung von Schütz zu Grunde liegt: „He da, gestrenger Hr. Apollodorus, Bürger und Zünft'er von Phaleron!" Am übelsten macht es der Leipziger Uebersetzer, der die unglückliche Vermuthung Ast's in der abentheuerlichen Ausstaffirung von Hommel dem Leser unter dem Titel einer erklärenden Anmerkung auftischt! Im Folgenden soll „ja" wohl das griechische *καὶ μήν* ausdrücken, gibt aber dem Satze nur eine geschraubte, unverständliche Form, wie Hr. D. überhaupt in der Uebersetzung der Partikeln — freylich vielleicht die schwierigste Aufgabe für die Verdeutschung eines griechischen Schriftstellers und namentlich des Platon! — wenig Glück hat. Und nun gar die Construction: „weil ich mich erkundigen wollte nach der Zusammenkunft des A. ꝛc. . . . wegen der Gespräche . . . worin sie bestanden!" Wer vermag darin so wie in der schönen Participialconstruction! „der andern bey dem Mahle versammelt gewesenen" noch das Bestreben zu erkennen, nirgends der deutschen Sprache Gewalt anzuthun? Weit besser hätte Hr. D. hier diesem Bestreben entsprochen, wenn er Schleiermachers Uebersetzung beybehalten hätte, der doch grundsätzlich seiner Sprache ein fremdländisches Gepräge geben wollte, und es auch gethan hat, nur in milderer Form als Hr. D., dem es zustand, das von Schl. Dargebotene etwa folgendermaßen umzubilden: „O Apollodoros, glaube mir, schon neulich suchte ich dich, weil ich etwas Näheres zu erfahren wünschte von der Unterhaltung (dieses drückt das griech. Wort *ξυνουσία* besser aus als „Zusammenkunft") des Agathon und Sokrates und Alkibiades und der übrigen, die damals bey dem Gastmahl zugegen waren, besonders welche Reden über die Liebe dabey vorkamen." Ein solches „besonders" oder „namentlich," welches im griech. Texte nicht steht, ist doch keine Fälschung desselben, sondern drückt den Sinn der eigenthümlichen griechischen Struktur richtig aus. Bald darauf folgt eine Stelle, in welcher Hr. D. die Meinung des Schriftstellers gänzlich verfehlt, indem er den Apollodoros sagen läßt: „Vordem aber trieb ich mich umher, wohin mich eben der Zufall führte, und glaubte etwas auszurichten, fühlte mich aber unglücklicher, als irgend ein Anderer, nicht minder als du jetzt, der du eher alles Andere treiben zu müssen glaubst, als zu philosophiren." Jeder aufmerksame Leser muß sich hier fragen: Wie? derjenige, der etwas auszurichten glaubt, fühlt sich unglücklich? Man sollte das Gegentheil denken. Und sicherlich ist dieß auch

nicht Platons Meinung. Das „fühlte mich“ ist ihm vom Uebersetzer untergeschoben. Platon sagt: „war unglücklicher als irgend wer,“ d. h. so unglücklich als nur einer seyn kann. Dieß ist ein ganz angemessener Sinn. Es kann jemand in den Augen eines andern oder nach richtiger Schätzung höchst unglücklich seyn, der sich selbst für glücklich hält. Auch das Folgende: „nicht minder als du jetzt“ u. s. w. hätte den Verf. auf das Rechte führen können. Fast komisch lautet in dem Munde des Apollodoros die Aeußerung: „denn wirklich auch sonst, wenn ich entweder selbst gelegentlich Vorträge über Philosophie halte, oder Andern zuhöre, freue ich mich, abgesehen von dem Nutzen, den ich davon zu haben glaube, ganz außerordentlich.“ Nichts zu sagen von den stilistischen Mängeln dieses Satzes, so ist es doch höchst geschmacklos, ja verkehrt, den Nachtreter des Sokrates in solchen Kathederausdrücken reden zu lassen. Und was soll das „gelegentlich?“ Ob dieß vielleicht zur Milderung eingeschaltet ist? Hätte doch Hr. D. sich mehr an Schleiermacher gehalten! Dieses als Beyspiel für mehrere solche Ungehörigkeiten des Ausdrucks, die sich der Uebersetzer hat zu Schulden kommen lassen.

Verstattet die deutsche Sprache eine solche Nachahmung griechischer Brachyologie wie S. 185: „Ich zum wenigsten vermag nicht anzugeben, was für ein größeres Gut es gleich für den Jüngling giebt, als einen redlichen Liebhaber, und für den Liebhaber einen Liebling?“ Der gleiche Anstoß wegen undeutscher Wortfügung ergibt sich S. 194: „wenn es dahin kommen soll, für schön zu gelten, daß ein Liebling seinem Liebhaber willfahre.“

Was soll sich der deutsche Leser denken, wenn er in der Rede des Aristophanes liest: „Es ist demnach zu befürchten, daß wir, wenn wir uns nicht sittsam gegen die Götter betragen, noch einmal auseinander gespalten werden, und so herumgehen, wie die auf Säulen im Profil ausgehauenen Figuren, mit durchschnittenen Nasen, indem wir aussehen wie gespaltene Würfel.“ Freylich nimmt der Scholiast und Suidas zur Erklärung des dunkeln Ausdruckes λίσπαι das Wort: ἀστράγαλος zu Hülfe. Mag die Erklärung richtig seyn oder nicht, in keinem Falle ist hier die Würfelgestalt die Hauptsache, sondern vielmehr der Begriff der Halbirtheit, des Getrenntseyns zweyer zusammengehöriger Stücke, die der gegenseitigen Ergänzung bedürftig sind. Am übelsten aber wird dem originellen Einfall des Komikers mitgespielt durch die Uebersetzung des griechischen γεγονότες. Wie soll man sich vorstellen, daß menschliche Gestalten im Reliefdurchschnitt aussehen wie gespaltene Würfel? Nicht um das Aussehen, sondern um das Seyn handelt es sich. A. sagt: solche durchschnittene Menschen sind gleichsam Markenstücke oder halbirte Wahrzeichen, die, indem sie genau aufeinander passen, als zusammengehörige Theile eines Ganzen erkannt werden. Auch Ast und die Leipziger Uebersetzung bieten nichts besseres, und Schleiermacher hat sich ein gar sonderbares Quid pro quo ausgesonnen.

Unangemessen und der Anschauung widersprechend ist auch der Ausdruck S. 211, wo mit Bezug auf die bekannte homerische Stelle über die Ate von Eros gesagt wird: „denn nicht auf der Erde wandelt er einher, noch auf Hirnschädeln, die eben nicht sehr weich sind, sondern in dem Weichsten, was es nur giebt, wandelt und wohnt er.“ Abgesehen davon, daß der Ausdruck „Hirnschädeln“ in einer solchen Stelle unedel erscheint, stört er auch das Bild, dem das einfache und dem Griechischen entsprechende „Schädel“ so wohl zugesagt hätte. Merkwürdig, daß sich auch Schleiermacher jenes ungeeigneten Wortes bedient, das außer Hrn. D. auch die Leipziger Uebersetzung beybehält. Eben so wenig können wir es billigen, daß beyde Uebersetzer mit Schleiermacher die vorangehenden homerischen Verse in der Vossischen Uebersetzung anführen. Diese ist an sich nicht sonderlich gelungen, erscheint aber vollends unbrauchbar hier in dem Zusammenhang der Rede des Agathon, die, an dem Worte ἁπαλός fortspinnend, einen solchen verschwemmenden Ausdruck, wie: „leicht schweben die Füß' ihr“ für das griechische: τῆς ἁπαλοὶ πόδες nicht verträgt.

Wir haben schon gelegentlich eine Stelle angeführt, wo die Uebertragung nicht nur in Hinsicht auf die künstlerische Nachbildung des Originals unbefriedigend ist, sondern geradezu den richtigen Sinn verfehlt. Solche Fälle sind uns noch mehrere begegnet. Wir erwähnen die Stelle 178 B in der Rede des Phädros, welche Hr. D. in folgender

Weise wiedergibt: „denn daß der Gott zu den ältesten gehört, ist ehrenvoll, wie jener bemerkte. Ein Beweis dafür aber ist dieses: Eros hat keine Eltern, noch werden deren von irgend einem Prosaiker oder Dichter genannt, sondern Hesiodos sagt, zuerst sey das Chaos gewesen:

— — aber nach diesem
Breitgebrüstet die Erde, für all' ein sicherer Wohnsitz,
Dann auch Eros.

Er sagt also, nach dem Chaos wären diese beyden entstanden, die Erde und der Eros. Parmenides aber sagt von seinem Ursprung:

Und sie gedachte des Eros zuerst von den übrigen Göttern."

Daß diese Uebersetzung unverständlich ist, wird jeder Leser zugeben, der sich umsonst nach dem Worte umsehen wird, auf das er in dem Verse des Parmenides das „sie" beziehen könnte. Ein Blick in den griechischen Text freylich kann es ihn lehren, wenn ihm der gar nicht seltene protaktische Gebrauch des Accusativus bekannt ist, worüber sich schon Vigerus (S. 188 der vierten Ausg. von Hermann) in aller Naivetät ausläßt. Offenbar nämlich ist das Subject zu *μητίσατο* enthalten in dem vorausgehenden *τὴν γένεσιν*, welches nicht den Ursprung des Eros, sondern die Schöpfung bedeutet, wie dieß unwiderleglich aus der Stelle des Aristoteles (Met. A. S. 13. edt. Brand.) hervorgeht, der denselben Vers des Parmenides einleitet mit den Worten: *οὗτος γὰρ κατασκευάζων τὴν τοῦ παντὸς γένεσιν „πρῶτον μέν" φησιν κτέ.* Wahrscheinlich hätte Hr. D., selbst wenn ihm diese Stelle nicht beygefallen wäre, schon aus Platon das Richtige herausgelesen, wenn er sich nicht mehr in die Anmerkung von Stallbaum als in den griechischen Text vertieft hätte. Erst aus jener kann man seine Verdeutschung begreifen, wenn man sieht, daß St. vermittelst einer falschen Combination mit einer spätern Stelle sich als Subject zu *μητίσατο Ἀνάγκη* oder *Λίκη κληδοῦχος* denkt, und *τὴν γένεσιν* als unächten Zusatz betrachtet, weil es ihm in dem Sinne von *περὶ τῆς γενέσεως αὐτοῦ* doch aus grammatischen Gründen, die ihn aber auf das Rechte hätten führen sollen, mit vollem Recht mißfällt. Merkwürdig, daß außer Stallbaum auch Schleiermacher und Ast so gänzlich die Construction und den Sinn verfehlen konnten. Diesen gibt die Leipziger Uebersetzung richtig wieder: „P. aber nennt die Genesis, welche vor den sämmtlichen Göttern zuerst erzeugte den Eros," obwohl wir weder die Beybehaltung des griech. Wortes noch das „nennt" und „welche" billigen können.

In derselben Rede (S. 186 Z. 1 = 179 A) ist wahrscheinlich durch ein Versehen das sinnstörende „nicht viel" vor „weniger" — im Griech. heißt es einfach *ἧττον* — in den Text gekommen. Auf derselben Seite aber findet sich noch eine Stelle, die gleich sehr dem griechischen Original wie der deutschen Sprache widerspricht, indem von der Alkestis gesagt wird: „diese (die Aeltern des Admetos) übertraf (sic!) sie auch eben wegen ihrer Liebe so sehr an zärtlicher Hingebung, daß sie deutlich zu erkennen gab, als wären dieselben (mit ihr verglichen) dem Sohne ganz fremd und nur dem Namen nach mit ihm verwandt." Erstens ist es eine unnatürliche Verbindung, nach dem Ausdrucke: „deutlich zu erkennen gab" einen solchen Conjunctiv mit „als" folgen zu lassen; und zweytens heißt *ἀποδεῖξαι* hier nicht: „zu erkennen geben," sondern: „durch die That beweisen, so daß es sich offenbar zeigte." Lobenswerth dagegen scheint uns die Uebertragung von *φιλία* durch „Hingebung" — das „zärtliche" nämlich möchten wir lieber weglassen — ein Ausdruck, welcher den Begriff des griechischen Wortes an dieser Stelle besser wiedergibt als Schleiermachers „Freundschaft" und selbst als Ast's „zärtliche Neigung." Man vergleiche nur 183 C. die Worte: *τὸ ἐρᾶν καὶ τὸ φίλους γίγνεσθαι τοῖς ἐρασταῖς.* Uebrigens bietet das Wort *ἔρως* und *Ἔρως* selbst in dieser Doppelheit nicht nur in diesem, sondern auch in andern Werken Platons einen reichlichen Beytrag zu der Behauptung, daß es aus innern Gründen unmöglich, einer Uebersetzung solcher Werke des Alterthums ganz die Spur des fremdländischen Ursprungs abzustreifen und das volle Bürgerrecht in der deutschen Sprache zu erwerben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen.
Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Drescher.

(Schluß.)

Einem allgemeinen Mißverstande unterlag in der Stelle 187 D das Wort *παιδεία*, welches Schleiermacher und mit ihm die Leipziger Uebersetzung durch: „Ausübung," Hr. D. durch „Kunstübung" wiedergibt. Allein Eryximachos will hier gar nicht im Gegensatz mit der *μελοποιΐα* die Kunst der Musikvirtuosen, deren Regiment der modernen Zeit angehört, sondern, was das Wort auch sonst bedeutet, die Erziehung bezeichnen, deren Geschäft es nach den Begriffen der hellenischen Staatspädagogik ist, aus den vorhandenen Gesängen und Melodieen diejenigen zu wählen, die zur Bildung der Gesinnung und des Geschmackes tauglich schienen. Ast läßt in seiner Uebersetzung die Worte: *ὃ δὴ παιδεία ἐκλήθη* ganz weg.

Ganz unverständlich für den deutschen Leser muß in der Rede des Aristophanes die Stelle seyn (192 C), wo der Komiker nach seiner Ansicht von der früheren Beschaffenheit der menschlichen Natur die Seligkeit schildert, welche zwey als Hälften einer ursprünglichen Wesenseinheit zusammengehörige Menschen empfinden, wenn sie sich im Leben begegnen, da sie selbst kaum wissen, was sie von einander wollen. „Denn," fährt der Dichter nach Herrn Dreschers Uebersetzung fort, „die Gemeinschaft des Liebesgenusses scheint doch wohl keineswegs darin zu bestehen, daß Einer etwa deßwegen mit so großem Eifer gern mit dem Andern zusammen ist, sondern offenbar verlangt die Seele eines jeden von beyden nach etwas Anderem, was sie gar nicht (mit Worten) ausdrücken kann, sie ahnet im Gegentheil das nur, wonach sie verlangt, und läßt es errathen." Hier sind die Worte: „darin zu bestehen" eine durchaus unrichtige Verdeutschung von *τοῦτ' εἶναι*, wodurch die wahre Beziehung des *τοῦτο* auf das Vorhergehende ganz verwischt wird und die Bedeutung des Satzes mit *ὡς ἄρα* als einer eperegetischen Ausführung des *τοῦτο* nicht mehr zu erkennen ist. Ganz richtig hat Schleiermacher die Worte und den Sinn wiedergegeben: „und die ihr ganzes Leben lang mit einander verbunden bleiben, diese sind es, welche auch nicht einmal zu sagen wüßten, was sie von einander wollen. Denn dieß kann doch wohl nicht die Gemeinschaft des Liebesgenusses seyn, daß um deßwillen jeder mit so großem Eifer trachtete mit dem andern zusammen zu seyn." Auch die Leipziger Uebersetzung ist nicht klar und richtig gefaßt.

In dem Gespräche des Sokrates mit Agathon ist der Ausdruck *τῶν πολλῶν* (194 C) falsch wiedergegeben: „als um gewöhnliche Menschen," da es vielmehr die Menge bedeutet, deren Beyfall Agathon geringer anzuschlagen versichert, als den der Verständigen, wenn es auch nur wenige sind." Kurz vorher übersetzt der Leipziger Anonymus *θεάτρου μεστόν* ganz falsch: „für das Theater eingenommen," da es vielmehr bedeutet: „von dem Theaterbeyfall berauscht," oder, wie Schleiermacher es

gut ausdrückt: „die Bühne habe mir den Kopf so eingenommen," was Hr. D. lieber ganz unverändert hätte beybehalten sollen, wenn er nicht etwa dafür die ganz wörtliche Uebersetzung Ast's adoptiren wollte.

Durch einen unrichtigen Gebrauch des Conjunctivs im Deutschen entstellt Hr. D. den Sinn der Stelle 196 C., indem er übersetzt: „denn allgemein wird es zugestanden, Mäßigung sey die Herrschaft über die sinnlichen Lüste und Begierden, keine Lust aber sey stärker als der Eros. Wenn dieselben nun schwächer seyen, so würden sie natürlich von dem Eros beherrscht, und er sey Herrscher. Als Herrscher aber über die sinnlichen Lüste und Begierden muß Eros in hohem Grade mäßig seyn." Hier sind im mittleren Satze alle drey Conjunctive falsch, weil sie den Leser verleiten, auch diesen Theil der Beweisführung noch abhängig von dem vorausgehenden: „allgemein wird es zugestanden" zu denken, während sie nach dem griechischen Texte und der inneren Nothwendigkeit des Gedankenganges bereits zu der sophistischen Folgerung des Agathon gehören. Daß Hr. D. den so überaus gewöhnlichen Gebrauch des Optativs mit ἄν verkennen und darum fälschlich auch zu εἰ δὲ ἥττους einen Optativ ergänzen konnte, ist um so mehr zu verwundern, da er doch das gleich darauf folgende ἂν σωφρονοῖ so entschieden durch: „muß mäßig seyn" übersetzt, und er überdieß das Richtige bey Schleiermacher vorfand.

Diesen Bemerkungen und Ausstellungen, die leicht um eine beträchtliche Zahl vermehrt werden könnten, lassen wir noch eine größere Stelle im Zusammenhange folgen, um dem kundigen Leser, dem Schleiermachers Uebersetzung zur Hand ist, eine Gelegenheit zur Vergleichung mit derselben zu bieten. Wir wählen eine Stelle, worin das in der platonischen Kunst so wichtige Moment der sokratischen Ironie sich auf's schönste ausdrückt, nämlich jene Aeußerung, womit Sokrates seine Kritik der Rede des Agathon und seine eigene Erörterung über das Wesen der Liebe einleitet. Die Stelle lautet nach Hr. Dreschers Uebersetzung: „Nachdem Agathon seine Rede geendigt hatte, sagte Aristodemos, hätten alle Anwesenden lauten Beyfall darüber bezeugt, daß der junge Mann auf eine ihm selber und dem Gotte so angemessene Weise gesprochen hätte. Darauf habe nun Sokrates auf den Eryximachos hinblickend gesagt: Glaubst du denn nun also, Sohn des Akumenos, daß ich vorher eine ganz ungegründete Furcht gehegt, und nicht vielmehr das, was ich sagte, weissagend gesprochen habe, daß Agathon erstaunlich gut reden, ich selbst aber in Verlegenheit kommen würde? — Das eine, habe Eryximachos erwiedert, scheinst du mir weissagend gesprochen zu haben, daß A. gut reden werde, das andere aber, daß du in Verlegenheit kommen werdest, das glaube ich nicht. — Und wie doch, o Glückseliger, habe S. bemerkt, soll denn nicht ich, ebenso wie jeder Andere, in Verlegenheit kommen, wenn er, nachdem eine so schöne und reichhaltige Rede vorgetragen worden ist, nun das Wort nehmen soll? Und wenn auch nicht alles Uebrige in gleichem Grade bewundernswürdig war, wer ist nicht, wenn er am Ende die Schönheit der Ausdrücke und Gedanken hörte, in Staunen gerathen? Ich zum wenigsten wäre in Erwägung dessen, daß ich nicht im Stande seyn würde, auch nur im Entferntesten etwas Schönes zu sagen, vor Schaam beynahe davongelaufen, wenn ich wo hinaus gewußt hätte. Ja sogar an den Gorgias hat mich die Rede erinnert, so daß mir recht eigentlich das, was Homeros erzählt, begegnet ist: mir ward bange, A. möchte am Ende seiner Rede das Haupt des Gorgias, des gewaltigen Redners, gegen meine Rede loslassen, und mich selbst zum Steine verstummen machen. Und da habe ich denn nun auch eingesehen, wie gar lächerlich ich mich benahm, als ich euch die Zusage gab, in der Reihe mit euch eine Lobrede auf den Eros zu halten, und als ich behauptete, in Liebessachen erfahren zu seyn, da ich doch auch gar nichts von der Sache verstand, wie man einen Gegenstand verherrlichen müsse. Ich dachte nämlich in meiner Einfalt, man müsse von allem, was gepriesen wird, die Wahrheit sagen, und dieses müsse die Grundlage bilden; eben daraus nun müsse man das Schönste auswählen und auf das Angemessenste zusammenstellen. Auch bildete ich mir gar zu viel darauf ein, wie gut ich reden würde, als wüßte ich die wahre Art, jeden beliebigen Gegenstand zu loben. Das war aber wohl, wie es scheint, gar nicht

die rechte Weise irgend etwas schön zu loben, im Gegentheil besteht sie darin, dem Gegenstande das Wichtigste und Schönste beyzulegen, mag er sich nun wirklich so verhalten oder nicht. Wenn dasselbe aber auch falsch ist, so thut es ja gar nichts zur Sache. Das war ja auch, wie es scheint, im Voraus bestimmt worden, daß jeder von uns sich das Ansehn geben möge, eine Lobrede auf den Eros zu halten, nicht daß er ihn wirklich verherrlichen solle. Deßwegen setzt ihr denn nun, glaube ich, alles, was sich nur irgend sagen läßt, in Bewegung, und legt es dem Eros bey und behauptet, er sey ein solcher, und der Urheber von so Vielem, damit er als der Schönste und Beste erscheine, versteht sich denen, die ihn gar nicht kennen; gewiß aber doch denen nicht, die darum wissen. Schön und herrlich ist wenigstens das Lob. Allein ich kannte diese Art des Lobes noch gar nicht, und eben weil ich sie nicht kannte, gab ich auch die Zusage, auch für meine Person, wenn die Reihe an mich käme, ihn zu loben. Die Zunge also versprach es, das Herz aber nicht. Es mag also unterbleiben. Denn nun halte ich keine Lobrede mehr nach dieser Weise; ich könnte es ja auch nicht, in der That nicht. Die Wahrheit indessen, wenn ihr wollt, bin ich bereit, nach meiner Weise, nicht nach Art euerer Reden zu sagen, damit ich mich keinem Gelächter aussetze. Sieh demnach zu, o Phaidros, ob man auch eine solche Rede brauchen kann, worin man die Wahrheit über den Eros vortragen hört, in solchen Ausdrücken und in einer solchen Reihenfolge der Gedanken, wie sie eben der Zufall gerade darbietet. — Darauf, sagte er, hätten ihn Phaidros und die Uebrigen aufgefordert, gerade so zu reden, wie er sprechen zu müssen glaube. Verstattet mir daher noch, habe er gesagt, o Phaidros, den Agathon einiges Wenige zu fragen, damit ich, wie ich mich mit ihm verständigt habe, so nun rede. — Wohlan ich gestatte es, habe Phaidros erwiedert, frage nur zu. — Hierauf habe denn nun Sokrates, nach seiner Angabe, ohngefähr folgendermaßen damit begonnen." Wir enthalten uns, auf die Mängel, welche auch hier sich finden, näher einzugehen, und glauben, daß die oben angeführten Beyspiele vollkommen hinreichen, unser Urtheil über die Leistung des Herrn Drescher zu begründen. Einen über Schleiermachers Theorie und Praxis hinausgehenden wesentlichen Fortschritt vermögen wir in derselben nicht zu erkennen, ja in gewissem Betrachte scheint uns jene einen unbestreitbaren Vorzug zu besitzen. Das ist nämlich die Seite des Verdienstes, durch welche Schleiermachers Arbeit trotz der wohl erkannten und vielgetadelten Mängel dennoch großartig und achtungswürdig auf diesem Gebiete der Literatur dasteht. Ihm ist es gelungen, ein so umfassendes Werk in einem einheitlichen Geist und Ton hervorzubringen und seine Sprache zu einem wirklichen Stil auszubilden, wodurch selbst die Mängel und Gebrechen im Einzelnen nicht mehr vermögen, den Charakter einer gewissen Meisterschaft zu verlöschen. Schleiermachers Arbeit reiht sich in diesem Verdienste an Vossens Leistungen an, deren Werth ebenfalls unverringert bleibt, selbst wenn es bereits gelungen wäre, wozu aber immer nur erst Anfänge und Versuche vorhanden sind, eine ähnlich umfassende Leistung mit dem Charakter höherer Kunstvollendung zu Tage zu bringen. Auch zu einer Uebersetzung Platons in diesem Sinne gibt es bereits einzelne theils mehr theils minder gelungene Versuche und Ansätze. Wenn wir auch Herrn Dreschers Uebersetzung, soweit sie jetzt vorliegt, nur zu letzteren rechnen können, so würden wir es doch bedauern, wenn er sich durch etwaigen Mangel an Beyfall von der Fortsetzung des mit sichtlicher Liebe unternommenen Werkes abschrecken ließe. Nur einen Rath erlauben wir uns auszusprechen. Hr. D. hat vorläufig ganz darauf verzichtet, auch mit dem andern Theile der Leistung Schleiermachers in die Schranken zu treten, nämlich soweit sie den Versuch betrifft, die Werke des Philosophen nach ihrer ursprünglichen Aufeinanderfolge und in ihrem inneren Zusammenhange vorzuführen. Hr. D. bekennt sich vorläufig mehr zu den Ansichten von Hermann und Stallbaum, welchen letzteren hauptsächlich er zum Führer zu nehmen erklärt, und dieß sogar auch in der Reihenfolge beobachtet, nach welcher Stallbaum die platonischen Schriften — nicht anordnen zu müssen glaubt — sondern zufällig herausgegeben hat. Durch die Aneignung dieser zufälligen Reihenfolge hat sich Hr. D. aber eines Vortheils begeben, der seinem redlichen und gewissenhaften Streben höchst

willkommen hätte seyn müssen — nämlich an den kleineren Werken sein Verständniß und Vermögen zu bilden — ein Gewinn, der den größeren dann ohne Zweifel zu gut gekommen wäre. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht wäre es nicht unverdienstlich gewesen, durch eine nach dem Plane Hermanns oder Stallbaums gearbeitete Uebersetzung in dieser Reihenfolge die Schriften des Philosophen vorzuführen und auf solche Weise die Prüfung dieser in neuerer Zeit mehr und mehr durchdringenden Ansicht zu befördern. Hr. D. zog es vor, sich gleich an zwey der bedeutendsten und vollendetsten Werke des Philosophen zu wagen, und auch die Vertheidigung des Sokrates ist ein Werk von so eigenthümlicher Trefflichkeit, daß man dem Uebersetzer wohl etwas mehr Meisterschaft wünschen möchte. Hr. D. hätte bey der Uebertragung dieser Schrift noch manchen Nutzen aus der Uebersetzung des ehrwürdigen Wandsbecker Boten ziehen können.

Also — *νύχῃ ἀγαθῇ!* Dieß unser Gruß und Wunsch zur Fortsetzung.

Cron.

Oeuvres de M. Victor Cousin quatrième série. Littérature. T. I — III. Nouv. Edit. Paris 1849.

Der erste Band dieser Sammlung handelt allein von Pascal, dessen Pensées der Vf. aus Handschriften neu und vermehrt herausgegeben und deßhalb viel Anfechtung erfahren hat; der zweyte von Pascal's Verwandten, hauptsächlich von seiner Schwester Jacqueline. Im dritten Bande finden sich mehrere Amtsreden des Verf. und andere kleine Stücke, darunter: Kant dans les dernières années de sa vie, ein hübsches Bild, bey welchem nur auffällt, daß ein mit Plato so befreundeter Schriftsteller, wie der Verf., große Aehnlichkeit zwischen Kant und Sokrates als bekannt voraussetzt. Königsberger, welche den Aufsatz lesen, werden sich wundern, daß darin ihre Stadt, welche größer als Straßburg ist, petite ville genannt wird. Den Ref. hat zu gegenwärtiger Anzeige nur ein, in dem ersten Stücke der Lobrede auf den großen Mathematiker Fourier, gefundenes Kleinod bestimmt.

Joseph Fourier war schon in seinem 21. Jahre Lehrer der Mathematik an der Militärschule zu Auxerre. An die polytechnische Schule zu Paris versetzt, erlangte er durch seine Vorträge die Achtung und Zuneigung der Ersten seines Faches. Diese empfahlen ihn, als einen ihres gleichen, dem General Bonaparte in sein Geleit von Gelehrten auf dem Zuge nach Aegypten. Dort wurde Fourier Generalsecretär des Instituts und lieferte eine Menge gründlicher Arbeiten. Da er auch in der Verwaltung sich hervorgethan hatte, so gab ihm Bonaparte, nach seiner Heimkehr nach Frankreich, eine Präfectur. Die verlor er unter Ludwig XVIII.; bald hernach aber wurde er an die Spitze der mathematischen Classe der Akademie der Wissenschaften gestellt, später auch in die französische Akademie aufgenommen. Hier lernte ihn der Vf. näher kennen, und erfreute sich mancher vertraulichen Mittheilung.

„Es giebt, sagte er oft, keine größeren Barbaren als gewisse Mathematiker, die nichts außer der Mathematik schätzen, und gern sähen, daß man die jungen Leute sogleich darauf wiese. Dieß ist eine ganz falsche Ansicht, ganz entgegen dem philosophischen Geiste und dem Bedürfniß der Gesellschaft und der Menschheit. In den Schulen muß das Studium der alten Sprachen, der griechischen und der lateinischen, sorgfältig gepflegt werden. Lernt man Latein, so macht man sich nicht bloß eine schöne Sprache eigen, sondern man tritt in ein inniges Verständniß mit reifen und vortrefflichen Leuten, einem Cicero, Virgil, Horaz, Livius, Seneca. Wie viel schönes und gutes lernt man da! Unmerklich geht es in die Seele über und schafft eine andere Natur in uns, die eigentlich menschliche."

„Bonaparte, sagte er ein ander mal, hatte nach Aegypten auch Werke der Dichtung mitgenommen, und las sie in den seltenen Mußestunden. Einst, da er mit Fourier zu Cairo am Nilufer spazieren ging, zog er einen Lucan aus der Tasche, und las ihm einige Stellen daraus vor. Er bewunderte sie, ob er sie gleich nicht ganz verstand; Fourier suchte nachzuhelfen, war aber darin nicht ganz glücklich. Bonaparte warf endlich das Buch auf den Sand, indem er klagte, daß man ihn als Jüngling nicht besser Latein gelehrt hätte. Er beneide, sagte er, Garat, Arnault und andere, denen es ein Leichtes sey, den Lucan zu lesen. Auf Fourier's Bemerkung, es möchte diesen Männern wohl nicht leichter seyn als ihm, sagte Bonaparte: Man versteht also in Frankreich kein Latein mehr? Nun das will ich einst zurecht bringen."

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.
Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1849.

Zur Vorfeier des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern hielt d. z. Vorstand Hr. Hofrath Fr. Thiersch nachstehenden Vortrag.

Die Akademie der Wissenschaften ist versammelt, um zum zweytenmal das hohe Fest der Geburt unseres Monarchen, und in diesem Jahre durch eine Vorfeyer zu begehen.

Wie das erstemal fühlen wir uns verpflichtet vor Allem der Vorsehung zu danken, daß sie Ihn mit Kraft und Muth ausgerüstet hat, die Kämpfe und Gefahren eines Jahres zu bestehen, das, wie für das Ganze, so für die Einzelnen an schweren Ereignissen und getäuschten Hoffnungen reich, aber doch nicht im Stande war, nach allen Enttäuschungen das Vertrauen ganz zu vernichten, es werde den vereinten Anstrengungen der deutschen Monarchen und Völker in nicht zu ferner Zukunft gelingen, aus dieser Verwirrung und Zerwürfniß unser deutsches Vaterland und in ihm Bayern als ein mächtiges Glied seines großen Organismus in einen Zustand gesellschaftlicher Ordnung und politischer Einigung hinüberzuführen, durch welchen allein unsere Wohlfahrt gegründet und unsere Zukunft gewährleistet werden kann.

Es geschieht für die Lösung dieser großen Aufgabe, der größten, die einer edlen Gesinnung und bewährten Thatkraft auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens gestellt werden kann, daß wir auch in dem beginnenden Jahre Stärkung und Hilfe dem Könige, seinen Räthen und Allen, die zur Gründung der öffentlichen Wohlfahrt berufen sind, da suchen, wo sie allein und in reichem Maaße zu finden ist, von der Hand, die mächtig über das menschliche Geschick ausgebreitet ist, und auch in dem Sturme, dem Untergang und der Rettung der nächsten Vergangenheit als diejenige erkannt worden ist, welche die Zügel unserer Schicksale hält und sie dem Ziele entgegen führt, das sie allein kennt, wie sie es allein aufgestellt hat.

Wie aber die Wohlfahrt der Einzelnen und des Ganzen im bürgerlichen und im öffentlichen Leben, so ist in gleicher Weise das Gedeihen der Wissenschaft an die Erfolge geknüpft, welche wir für die Gründung der neuen Ordnung unseres öffentlichen Lebens erwarten, denn es ist über allen Zweifel gestellt, daß wissenschaftliche Forschung und Wissenschaft nur da erblühen und edle Früchte tragen, wo die öffentlichen Dinge von weiser und starker Macht geführt werden und die Wohlfahrt des Ganzen auf Freyheit des Geistes gegründet ist. Anderer Seits aber hat ein jedes auf jene Güter gerichtetes Bestreben keinen treueren und mächtigeren Bundesgenossen als den forschenden Geist, dem allein die ewigen Gesetze der Wahrheit und des Rechtes die Schranke stellen, und der bey seiner Vertiefung in die Wesenheit der Dinge diese Gesetze wahrnimmt, deutet und für den Gebrauch aller Zeiten als den

größten und bleibenden Gewinn aller menschlichen Thätigkeit zur Anerkennung und Geltung bringt.

Zu keiner Zeit hat sich Macht und Würde der Wissenschaft auch für das allgemeine Gedeihen entschiedener bewährt, als in der unsrigen, welche der tiefsten Forschung die größten Erfolge verdankt. Diese Forschung hauptsächlich ist es, welche durch ihre Resultate die Umgestaltung zum Bessern und Größern, in der wir die Völker begriffen sehen, herbeygeführt hat und vermittelt.

Eben darum aber ist auch die Wissenschaft berechtigt, ihrer Seits zumeist Schutz und Hülfe von der großen Ordnung des öffentlichen Lebens und von den Staaten zu erwarten, in deren Innern ihre Alles durchdringende Kraft und Wirksamkeit beschlossen ist. Je einsichtsvoller der Schutz, je nachdrucksamer die Hülfe ist, welche sie findet, desto reicher wird das Gedeihen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Staates seyn, das sich noch zu allen Zeiten als ein beyden gemeinsames und ein sich gegenseitig bedingendes erwiesen hat.

Von dieser Ueberzeugung ist auch in unserm Reiche schon die Regierung des ersten Königs Maximilian ausgegangen, durch welche die Akademie der Wissenschaften als eine alte Zierde des Landes neu belebt, mit reichlichen Mitteln ausgestattet und mit einer Reihe wissenschaftlicher Anstalten umgeben wurde, die seit ihrer Gründung sich dem Unterricht und der Bildung förderlich und dem öffentlichen Wohle heilsam erwiesen haben. — Die darauf folgende Regierung König Ludwigs I. hat jene Anstalten zwar administrativ von der Akademie getrennt, aber darum nicht das innere Band gelöst, welches sie und jene verknüpft. Sie hat mit ihm auch die große Anstalt des öffentlichen Unterrichtes zu ihrem höheren Gedeihen umschlungen, als diese in die Nähe des Thrones verlegt ward, und bey mehr als einer Gelegenheit Bedacht genommen, unsere Thätigkeit zu fördern und wie Zahl, so Umfang der ihr bestimmten Institute zu mehren. Dadurch ist der Gang bestimmt, in welchem auch unter der dritten königlichen Regierung von Bayern unsere Thätigkeit sich bewegen wird, so wie Schutz und Hülfe derselben gewährleistet.

Ist aber Umfang und Gedeihen unserer Arbeiten wesentlich von den Mitteln bedingt, die uns zur Verfügung stehen, so darf am wenigsten an diesem Orte verschwiegen werden, daß diese in keiner der drey Classen der Akademie für das hinreichen, was wir zu leisten berufen sind, und durch die in unserer Mitte vereinigten Kräfte zu leisten im Stande wären, obwohl eine jede gewußt hat, durch Fortsetzung ihrer geordneten Thätigkeit und die Bekanntmachung ihrer Resultate dem Vertrauen zu entsprechen, welches das Vaterland auf sie gesetzt hat. Die erste Classe war in Folge jener Unzulänglichkeit fortwährend gehindert, den in ihrer Sphäre beschlossenen wissenschaftlichen Arbeiten und Unternehmungen auf dem Gebiete der deutschen, der altklassischen und orientalischen Literatur die Hülfe zu leisten, welche dieselbe ihrer Natur nach und bey der gegenwärtigen Beschränkung des Verkehres von dem Staate zu suchen genöthiget ist, und welche die Akademien mächtigerer Staaten zu Paris, Berlin, St. Petersburg und nun auch zu Wien zu finden gewohnt sind.

Die zweyte Classe hat die ihr durch unsern Monarchen aufgetragene naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches im Laufe des letzten Sommers zwar mit Muth und Entschlossenheit, aber mit Mitteln angefangen, welche, wie gleich die ersten Unternehmungen auf dem Gebiete der meteorologisch-magnetischen Beobachtungen, der geognostisch-mineralogischen, der botanischen und zoologischen Arbeiten und Untersuchungen noch deutlicher gezeigt haben, zu dem großen und umfassenden Unternehmen ganz außer Verhältniß stehen und gegen diejenigen fast verschwinden, die anderwärts darauf verwendet werden.

Dieselbe Beschränktheit der Mittel tritt der Bereitwilligkeit der dritten Classe entgegen, der schon in frühern Jahren die Aufgabe gestellt wurde, ein möglichst vollständiges und genaues topographisch-historisches Lexicon von Bayern zu liefern, und gelänge es auch mit dem Wenigen, was wir haben, das Material für diese sämmtlichen Aufgaben zu gewinnen, so würde Bearbeitung und Veröffentlichung desselben auf gleiche Hindernisse stoßen, wenn nicht reichlichere Hülfe gewährt wird, da zumal bey

der gegenwärtigen Lage des literarischen Verkehrs wissenschaftliche Unternehmungen solchen Umfangs und Belangs nur auf Kosten des Staates zu realisiren sind. Dasselbe gilt bezüglich der Fortführung des Organes, durch welches die drey Classen der Akademie über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der von ihnen vertretenen Wissenschaften und und ihrer eigenen Thätigkeit mit dem ganzen Vaterlande verkehren. Wir sind in Gefahr, die gelehrten Anzeigen das Schicksal der Wiener Jahrbücher der Literatur, der Hallischen Literaturzeitung und anderer ähnlicher Institute theilen zu sehen, welche der Sturm der letzten Jahre vernichtet hat, oder mit Vernichtung bedroht, wenn ihnen die öffentliche Hülfe entzogen bleibt, durch welche sie bis dahin allein bestehen konnten.

Nicht weniger mannichfaltig sind die Bedürfnisse der wissenschaftlichen Anstalten des Staates, welche der Akademie als ein Feld ihrer Thätigkeit geöffnet und für die Universität eine große Hülfe und eine reiche Quelle des Gedeihens sind.

Zwar haben Umfang und Zahl derselben sich vermehrt, aber die Hülfsmittel sind sich gleich geblieben, ja sie haben sich vermindert, da aus dem Etat derselben der öffentlichen Bibliothek seit ihrer Trennung von unsern übrigen Instituten in einer Reihe von Jahren die Summe von jährlich 10,000 fl. auf Unkosten der andern mehr zugewendet wurde. — Wir sind weit entfernt zu verkennen, daß die reichlicheren Mittel der Bibliothek durch die damit ermöglichte Bereicherung derselben zuletzt allen Wissenschaften und wissenschaftlichen Anstalten zu Gute kommt, dürfen aber auch nicht verbergen, daß durch diesen Abzug unsere übrigen wissenschaftlichen Anstalten des Staates, die ihn erleiden, zumal bey ihrer Erweiterung und Vermehrung in mannichfache Bedrängnisse gerathen, zum Theil selbst der Verkümmerung ausgesetzt sind.

Dazu ist die wichtige Reserve der Akademie und der wissenschaftlichen Anstalten, bestehend in dem unter dem Churfürsten Carl Theodor uns zugewiesenen Vermögen der Mannheimer Akademie und bekannt unter dem Namen des Mannheimer Reservefonds, dessen Erträgniß die Bestimmung hat, vorzüglich zur Vermehrung der wissenschaftlichen Sammlungen verwendet zu werden, durch die Ungunst der Zeiten und die Maaßnahmen früherer Administrationen von ihrem ursprünglichen Umfang von 123,798 fl. in diesem Augenblicke auf 54000 fl. fruchttragenden Kapitals herabgekommen, und der Ertrag auch dieser beschränkten Summe wird fast gänzlich von Leistungen verzehrt, die dem Zwecke der Stiftung größtentheils fremd sind.

Diesen Stand unserer Arbeiten und Bedürfnisse und das Mißverhältniß der zu ihrer Befriedigung verfügbaren Mittel bey der gegenwärtigen Gelegenheit darzulegen, werden wir vorzüglich dadurch bewogen, daß jetzo gerade die Vertreter des Volkes mit den Organen der Regierung zum Behuf der Ordnung des Staatshaushaltes für die nächste Periode vereiniget und in dem Falle sind, über unsere Lage und die Mittel ihrer Erleichterung Beschluß zu fassen.

Wir bescheiden uns gern, daß Bayern als ein deutscher Staat zweyten Ranges nicht mit den Großmächten deutscher Nation im Umfange wissenschaftlicher Mittel und Leistungen wetteifern kann, wir sind ferner lebendig überzeugt von den Schwierigkeiten, in welche die Ereignisse und die Bedrängnisse der letzten Jahre den Staatshaushalt auch unseres Reiches verwickelt haben. — Die Akademie der Wissenschaften, sammt den mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Anstalten des Staates wird aber auch eine nur theilweise Hilfe mit Dank begrüßen, und in Gewährung derselben einen mächtigen Antrieb finden, auf ihrem Wege thatkräftig vorzuschreiten und das wissenschaftliche Capital zu vermehren, zu dessen Pflege sie berufen ist und das einem jeden, der ihm vertraut, noch zu allen Zeiten reichliche Zinsen getragen hat. Die Hoffnung, welche wir mit dieser Darlegung verbinden, gewinnt an Stärke durch die Bereitwilligkeit, welche die Vertreter des bayerischen Volkes seit mehr als 30 Jahren für Unterstützung der Wissenschaft und des Unterrichts gezeigt haben, durch die Gesinnung der Staatsmän-

ner, denen unsere Pflege zunächst empfohlen ist und deren Geneigtheit zu helfen, wir auch in diesem Jahre mehr als einmal erfahren haben, endlich durch den Geist und den Willen des Monarchen, dem die Geschicke von Bayern vertraut sind, und der Gedeihen, Bedeutung und Größe seines Reiches von Pflege und Entfaltung der Intelligenz wesentlich bedingt weiß.

Nicht in würdigerer Weise aber können wir die Feier des hohen Festes seiner Geburt einleiten, als indem wir auf die Bedingungen jenes reichen Gedeihens in unserer Sphäre hinweisen und ihn als den Hort unserer Hoffnungen und als den hochherzigen Beschützer unserer Thätigkeit preisen.

Die Akademie hat im Laufe des Jahres mehrere ihrer hier residirenden Mitglieder zwar nicht durch Tod, wohl aber durch Berufung in andere Dienstesverhältniße verloren, ist aber so glücklich verkündigen zu können, daß nach einem heute eingegangenen Allerhöchsten Rescript Seine Königliche Majestät huldvollst geruht haben, an die Stelle unsers nach Wien berufenen Amtsgenossen Dr. Steinheil, den Rector der polytechnischen Schule zu Nürnberg, Simon Ohm, unser auswärtiges Mitglied der Akademie, zu ernennen und durch diese Berufung eines auf dem Gebiete der Mathematik und Physik so hoch verdienten Gelehrten in unsere Mitte reichen und vollen Ersatz für den Verlust zu gewähren, den wir durch den Abgang seines Vorgängers erlitten haben.

Durch den Tod verloren wir unter unsern auswärtigen Mitgliedern den berühmten Chemiker Döbereiner in Jena, dessen Andenken und Verdienst in dieser Sitzung durch besondern Vortrag wird gefeyert werden, und den Nestor der deutschen Botaniker, Herrn Wilhelm Daniel Joseph Koch zu Erlangen, der während seines langen und thätigen Lebens bemüht war, die Charaktere der in Deutschland wachsenden Pflanzen zu bestimmen und die Pflanzenkunde von willkührlichen oder irrthümlichen Annahmen zu reinigen und eine gesunde Kritik und feste Methode in seiner Wissenschaft geltend zu machen. — Es bleibt späterer Gelegenheit vorbehalten, die Verdienste näher zu bezeichnen, durch die er sich unter den

Gründern einer wissenschaftlichen Botanik unter uns einen ruhmvollen Platz erworben hat.

Die Akademie hat gesucht durch neue Wahl ihren Verlust zu ersetzen, und die Zahl der Männer zu vermehren, mit denen sie zu gemeinsamen Zweck in Verbindung steht.

Nachdem jene Wahlen zu Folge Allerhöchster Entschließung vom 14. Oktober l. J. genehmigt worden sind, werden sie bey dieser Feyer unserm Gebrauche gemäß durch Vorlesung der königlichen Entschließung proclamirt.

I. Als Ehrenmitglied der k. Akademie der Wissenschaften Jos. Freyherr von Laßberg zu Mersburg am Bodensee;

II. als ordentliches Mitglied für die historische Classe Dr. Thomas Rudhart, Vorstand des Reichsarchivs und Professor der Geschichte an der k. Universität München;

III. als außerordentliche Mitglieder der mathematischphysicalischen Classe

1. Christoph Ludwig Treviranus, Professor der Botanik in Bonn,
2. Sir Joh. Herschel in London,
3. Dr. von Baer in St. Petersburg;

IV. als correspondirende Mitglieder der mathematisch-physikalischen Classe

1. Dr. M. J. Weber, Professor der Anatomie in Bonn,
2. Dr. von Tschudi, Zoolog in Wien,
3. Dr. A. Breithaupt, Professor der Mineralogie zu Freiberg in Sachsen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.
Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1849.

Hr. Prof. Dr. August Vogel jun. hielt folgende

Denkrede auf Johann Wolfgang Döbereiner.

Döbereiner's fruchtbares Wirken als Lehrer und Gelehrter sowohl, als seine liebenswürdige Persönlichkeit haben ihm einen so großen Kreis von Freunden und treuen Anhängern erworben, daß die Darstellung der wichtigsten Lebensmomente des zu früh dahin geschiedenen Naturforschers von vielen Seiten schon zum Gegenstand ausführlicher und belehrender Betrachtung gemacht worden ist. Wer sollte auch nicht mit Bewunderung der Lebensgeschichte eines Mannes folgen, der ohne wissenschaftliche Schulbildung — diesem mächtigen Hebel geistiger Entwicklung — die gewöhnlichen Unterrichtsformen in genialem Fluge kühn überspringend, als Autodidakt im eigentlichsten Sinne des Wortes sich zu einem hervorragenden Führer der Wissenschaft emporgeschwungen hat? Die Akademie der Wissenschaften konnte es sich daher nicht versagen, dem großen Gelehrten, der ihr seit 1818 als Mitglied angehörte, eine gerechte Huldigung darzubringen, indem sie an seine Verdienste um die Wissenschaft erinnert. Daß neben würdigeren und geübten Rednern einem jüngeren Fachgenossen die Ehre zu Theil wird, einige Worte der Erinnerung an Döbereiner vor dieser hochansehnlichen Versammlung sprechen zu dürfen, möge seine Entschuldigung finden in dem persönlich befreundeten Verhältnisse des Dahingeschiedenen zu dem Redner.

Johann Wolfgang Döbereiner ward am 15. December 1780 geboren. Sein Vater, damals Rittergutsverwalter zu Bug bey Hof in Oberfranken, beabsichtigte den Sohn zu einer ähnlichen Laufbahn vorzubereiten und gab daher seiner Erziehung eine rein praktische Richtung. Wenn schon Döbereiner in den ihm gebotenen ökonomischen und landwirthschaftlichen Unterrichtsgegenständen keine Befriedigung seiner geistigen Thätigkeit finden konnte, so wurde doch durch die specielle Kenntniß der Gewerbe und Handwerke in ihm eine bestimmte mechanische Fertigkeit ausgebildet, welche dem späteren Chemiker bey der Construction complicirter Apparate so sehr zu statten kam. Durch die zufällige Theilnahme an einigen chemischen Operationen in einem pharmaceutischen Laboratorium erwachte in ihm zuerst das Interesse an der Wissenschaft, die ihm in der Folge so Vieles zu verdanken haben sollte. Da in der damaligen Zeit das Studium der Chemie nicht wohl in anderer Weise, als durch die Schule der Pharmacie möglich war, so widmete sich Döbereiner nun in seinem 15. Jahre ausschließlich der pharmaceutischen Laufbahn und brachte eine Reihe von Jahren (1795 bis 1802) in verschiedenen Apotheken des In- und Auslandes als praktischer Pharmaceut zu, stets aber mit besonderer Vorliebe chemischen Studien anhängend.

Familienverhältnisse bestimmten Döbereiner in dieser Zeit von Straßburg, wo er einer pharmaceutischen Stelle vorstand, in seine Heimath zurückzukehren, woselbst er in verschiedenen Fabrikunternehmen, namentlich in Errichtung und Leitung von Essigfabriken und Bierbrauereyen die nothwendigen Erwerbsquellen suchte. So sehr auch Döbereiner's praktische Richtung und Bildung ihn zu einer ersprießlichen Führung dieser technischen und ökonomischen Anstalten befähigte, so fehlte ihm doch der zu solchen Unternehmungen nöthige mercantilische Sinn, und nachdem er diese weder durch Umstände noch Zeitverhältnisse begünstigte Thätigkeit aufgegeben hatte, gelang es ihm durch Vermittlung von Freunden, sich während eines Zeitraumes von fünf Jahren ungestört dem Studium der theoretischen und Experimentalchemie zu widmen. In diese Epoche fallen seine ersten chemischen Arbeiten, wie „über die Gährungsfähigkeit des Stärkmehls, die entfuselnden Eigenschaften der Chlorverbindungen" und andere, welche schon so unverkennbar den Stempel der Genialität und Vollendung an sich trugen, daß Döbereiner bald die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog. Namentlich interessirte sich Gehlen für diese ersten Arbeiten, und Gehlen war es auch, welcher durch seine Empfehlung nach Göttling's Tode zu seiner Berufung als Professor der Chemie in Jena Veranlassung gab.

Die Vocation nach Jena bildet den wichtigsten Abschnitt in Döbereiner's Lebensgeschichte. Jetzt war es ihm nach so manchen Kämpfen und düsteren Erfahrungen vergönnt, sich mit ungetheilter Kraft der Wissenschaft hinzugeben, welche von jeher ihn mächtig angezogen hatte; hier betrat er den schönsten und der Entwicklung der in ihm gelegenen hohen Kraft vollkommen angemessenen Schauplatz; hier genoß er jene sorgenfreye Muße, welche allein der geistigen Thätigkeit zusagt; hier sah er sein ganzes Streben gewürdigt und ehrend anerkannt; hier lebte er im gemüthlichen Vereine mit Männern, denen er mit Liebe und Achtung zugethan war.

Döbereiner's erstes Wirken in Jena fällt in die Glanzperiode des Weimar'schen Hofes, da sich um den strahlenden Thron eines Karl August die Fürsten im Reiche des Geistes versammelt hatten. Die Aufnahme in diesen Kreis, dessen unvergängliche Namen in jedem Deutschen das Bild der sinnvollsten und reichsten Zeit hervorrufen, konnte nicht verfehlen, den günstigsten Einfluß auf seinen lebhaften, aller Eindrücke empfänglichen Geist auszuüben. Hier war es auch, wo er zuerst Göthe kennen lernte und bald standen beyde verwandte Geister in der engsten Verbindung. Wenn es an Belegen für Döbereiner's Geistesgröße mangelte, — sein inniges Verhältniß zu dem genialsten deutschen Dichter giebt uns Bürgschaft für den Werth und die Originalität des Mannes. Denkt man sich ihn in der schönsten Zeit seiner Manneskraft, voll Kenntniß und Anlagen in solcher Weise an Göthe gesellschaftlich gebunden, durch das Zutrauen des großen Geistes zum Ideenaustausch aufgefordert, — so muß man gestehen, daß ihm sein günstiges Geschick hier die Seligkeit eines Genußes bereitet habe, wie er nur wenigen Auserwählten zu Theil geworden.

In dankbarer Anerkennung gedenkt Göthe in siner Farbenlehre *) der wichtigen Beyhülfe Döbereiner's, dessen eingreifende Erfahrung zur Verbesserung und Bereicherung des Werkes wesentlich beygetragen hat. Einen besonderen Berührungspunkt mit ihm bildete des Dichters bekannte Vorliebe zur Geognosie, wobey ihm der Beystand des Chemikers stets von großem Vortheil war **). Ja so sehr fühlte sich Göthe von der klaren Anschauungs- und Darstellungsweise seines Freundes angezogen, daß er sich mit ihm zu regelmäßigen Unterrichtsstunden vereinigte und dankend rühmt, von ihm „in die Geheimnisse der Stöchiometrie eingeführt worden zu seyn" ***).

*) Nachträge zur Farbenlehre 1833.

**) Göthe's Mineralogie und Geologie „Produkte böhmischer Erdbrände." Band XI. S. 150.

***) Göthe's Tag- und Jahreshefte 1807 — 1822. S. 100.

Betrachten wir Döbereiner's Wirksamkeit als Universitätslehrer, so muß es hier vor Allem auffallen, daß er, der nie einen wissenschaftlichen Unterricht in der Chemie erhalten, der niemals eine Vorlesung über Chemie zu besuchen Gelegenheit hatte, sogleich bey seinem ersten Auftreten als Lehrer mit dem ungetheiltesten Beyfall aufgenommen wurde. Sein angebornes Lehrtalent führte ihn mit Leichtigkeit über die Schwierigkeit des Katheder-Vortrags hinweg, an der nicht selten auch die Begabtesten zu scheitern pflegen. Außer Chemie las Döbereiner noch Pharmacie und Technologie. Sein Vortrag war klar und anziehend; streng wissenschaftlich und in gleichem Gange mit den Fortschritten der Wissenschaft wußte er Sinn und Liebe für chemische Forschung in seinen Zuhörern zu erwecken und sie zum ernsten Studium anzuregen. So waren denn seine Vorlesungen auch stets zahlreich und gern besucht.

Wenden wir uns jetzt von Döbereiner's großen Verdiensten als Lehrer zu seiner Thätigkeit als Gelehrter, so können hier nur in den allgemeinsten Zügen seine hervorragendsten wissenschaftlichen Leistungen angedeutet werden, da eine gründliche Entwickelung seiner wissenschaftlichen Bedeutung den dieser Betrachtung zugemessenen Zeitraum weit überschreiten würde. Seine Arbeiten stehen in so innigem Zusammenhange mit der Entwicklung der Chemie, sie haben so wesentliche Bereicherung an Thatsachen geliefert, daß in der Geschichte dieser Wissenschaft selbst, ja in einem jeden chemischen Compendium die beste und unvergänglichste Darstellung seiner Leistungen enthalten ist, indem wir fast kein Capitel der Wissenschaft aufschlagen können, wo uns nicht Döbereiner's Name begegnet.

Am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts trat bekanntlich für die Chemie die wichtigste Periode ein, da Lavoisier ihr eine neue und wissenschaftliche Richtung zu geben suchte; der alte Phlogiston sollte durch die Einführung der Waage verdrängt werden. An diesem heftigen Kampfe nahm Döbereiner lebhaften Antheil, und mit sicherem Takt und großer Vorsicht stets die erwiesene Thatsache von der Hypothese unterscheidend, erscheint er als ein glücklicher Vorkämpfer der antiphlogistischen Theorie.

Seine ausgezeichneten physikalischen Kenntniße befähigten ihn zu einer fruchtbaren Anschauungsweise der Chemie in ihrer Verbindung mit der Physik; der Zusammenhang zwischen chemischen und galvanischen Prozessen war es vorzüglich, welchem er mit Vorliebe seine Thätigkeit widmete und somit zur Consolidirung der elektrochemischen Theorie wesentliche Beyträge lieferte.

Unter den zahlreichen Arbeiten Döbereiners, auf die specieller einzugehen uns hier nicht gestattet ist, machte vor allen große Epoche in der Wissenschaft seine merkwürdige Arbeit über das Platin. Er fand zuerst, daß der Rückstand von der Erhitzung des Platinsalmiaks, schwach erwärmt und mit Alkohol an der Luft in Berührung gebracht unter Verbrennung des Weingeists erglüht, und kurze Zeit darauf, daß fein zertheiltes Platin einen Strom von Wasserstoffgas, welcher auf dasselbe bey Zutritt der Luft geleitet wird, entzündet. Von welcher Wichtigkeit diese Entdeckung für die Wissenschaft gewesen, welchen Vortheil die Technik aus der praktischen Anwendung dieses Faktum's zu der so verbreiteten Döbereiner'schen Zündlampe gezogen, ist bekannt. Und hier zeigte sich Döbereiners durchaus noble Natur von der schönsten Seite. Während ihm von England die glänzendsten Anerbietungen, welche ihn in Besitz eines unabhängigen Vermögens versetzt hätten *),

*) Der englische Fabrikant Robinson hatte Döbereiner für seine Entdeckung eine große Summe geboten.

für die Mittheilung seiner Erfindung gemacht wurden, zog er es vor, seinem Vaterlande ein Geschenk damit zu machen. Fremd jener niedrigen Ansicht von der Wissenschaft, welcher das Wissen um des Wissens willen gleichgültig ist, verschmähte er es, persönliche Vortheile aus seiner glücklichen Entdeckung zu ziehen. Wenn man bedenkt, wie oft die weit weniger praktische Anwendung wissenschaftlicher Entdeckungen als Privatspeculation zur Erwerbung von Reichthümern genützt, mit welch' dringender Aengstlichkeit für kleine Leistungen Belohnung gefordert wird, so können wir diesem seltenen Beyspiele edler Uneigennützigkeit unsere Bewunderung nicht versagen.

Die organische Chemie, welche sich gerade zur Zeit, als Döbereiner seine Laufbahn betrat, zu einem selbständigen Theil der Wissenschaft erhob, gibt ein reiches Zeugniß von seiner talentvollen Thätigkeit, und nur ungern versagen wir uns hier das Eingehen in seine speciellen Leistungen in dieser Richtung. Den wenigen Beyspielen, die man schon früher über die künstliche Erzeugung natürlich vorkommender organischer Substanzen kannte, reihte Döbereiner ein neues und höchst interessantes an in seiner Darstellung der künstlichen Ameisensäure durch Oxydation der Weinsteinsäure vermittelst Manganhyperoxyd und Schwefelsäure.

Durch Begründung der mikrochemischen Methode hat Döbereiner den chemischen Operationen nicht nur einen hohen Grad der Eleganz in ihrer Ausführung verliehen, sondern auch der Genauigkeit chemischer Experimente überhaupt, einen wesentlichen Vorschub geleistet.

Von Döbereiner's größeren schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: Lehrbuch der allgemeinen Chemie 1811, Elemente der pharmaceutischen Chemie 1819, Anfangsgründe der Chemie und Stöchiometrie 1826, Handbuch der pharmaceutischen Chemie, welche sich alle der beyfälligen Aufnahme des gelehrten Publikums zu erfreuen hatten.

Im 68. Lebensjahre wurde Döbereiner seiner Familie, in welcher er den Mittelpunkt seines Glückes gefunden hatte, durch den Tod entrissen. Er starb am Abend des 27. März nach kurzen aber schmerzvollen Leiden an einer krebsartigen Zerstörung des Schlundes und des oberen Theils der Speiseröhre mit vollkommenem Bewußtseyn bis zum letzten Augenblick. Seine kräftige Constitution hatte wohl längere Zeit schon mit diesem schleichenden Todesübel gekämpft und mußte ihm endlich erliegen.

Sein Leben war ein thatenreiches und ruhmvolles, sein Charakter ein wahrhaft edler — dieß Zeugniß ertheilt ihm die Wissenschaft und das ganze Vaterland.

Die Lebensgeschichte eines Mannes, welcher in treuer Anhänglichkeit an seinen Landesherrn einen so glänzenden Wirkungskreis gefunden, dürfte wohl auch geeignet seyn in uns Gefühle zu erwecken, welche mit dem frohen Tage, zu dessen Vorfeyer wir heute versammelt sind, in schönem Einklang stehen, — Gefühle der Dankbarkeit und Liebe zu unserem Könige, unter dessen weiser Regierung in einer bewegten Zeit ruhig und ungestört die Wissenschaften emporblühen, unter dessen Aegide wir voll Hoffnung, unverzagt der Zukunft entgegensehen, wie sie sich auch sowohl im weiteren, als engeren Vaterlandsverbande für uns gestalten möge. —

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849

M. Tulli Ciceronis orationes. Cum commentariis editae consilio atque studio Caroli Halm. Vol. II. part. I et II. Lipsiae. Prostat in libraria Koehleri (Ad. Winter.). gr. 8.

Auch unter dem Titel:

1. M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina. Recensuit, scripturae varietatem adiecit, prolegomenis instruxit, annotationibus cum superiorum interpretum tum suis explanavit Dr. Carol. Adolph. Jordan, gymnasii regii Halberstadiensis professor. MDCCCXLVII. XII. u. 304 S.
2. M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei. Commentario critico instruxit et adnotationibus superiorum interpretum suisque explanavit Carolus Halm. MDCCCXLVIII. VI. u. 224 S.

Welches Verdienst sich Hr. Halm durch die vorliegende Ausgabe um die Reden Cicero's erworben hat, ist von dem Unterzeichneten schon bey der Besprechung der verschiedenen Theile des ersten Bandes (vgl. Gel. Anzeigen 1845. Nr. 139—144 und 1847. Nr. 181—184) nachgewiesen worden. Alle Reden in gleicher Weise zu bearbeiten ist aber offenbar einem Einzelnen nicht möglich; darum sah er sich nach Mitarbeitern um, welche das Unternehmen in der begonnenen Weise mit ihm weiter zu fördern bereit wären; und er that, so weit es wenigstens dem Ref. bekannt ist, nirgends eine Fehlbitte, indem es sich jeder der Aufgeforderten zur Ehre anrechnete, an einem Werke sich zu betheiligen, welches von allen Seiten mit so vielem Beyfalle begrüßt wurde, und sich diesen auch in dem weiteren Fortgange zu erhalten wußte. Hier liegt uns der erste Beytrag eines Andern vor; mehrere würden in nicht langer Zeit gefolgt seyn, wenn nicht äußere Umstände störend eingewirkt hätten, welche leider befürchten lassen, daß für's Erste wenigstens eine weitere Fortsetzung nicht erscheinen wird. Herr Halm sah sich nämlich veranlaßt den Bearbeitern der zweyten Auflage des Orelli'schen Cicero seine Unterstützung zuzusagen, was ihm natürlich für seine Person dieses Unternehmen weiter zu führen unmöglich machte, und die ungünstigen Verhältnisse des Buchhandels blieben auch hier nicht ohne Einfluß, so daß der Verleger trotz aller Anerkennung, welche demselben in literarischen Zeitschriften, wie bey jeder sich ergebenden Gelegenheit, zu Theil wurde, sich für jetzt wenigstens nicht getraute, dasselbe mit Hülfe der dafür gewonnenen Mitarbeiter fortzusetzen. Uebrigens darf man wohl die Hoffnung noch nicht aufgeben, das so glücklich begonnene, nun aber unterbrochene Werk wieder aufgenommen zu sehen.

1. Fassen wir zunächst die von Hrn. Jordan besorgte Ausgabe der Rede pro Caecina in's Auge, so erfahren wir in der Vorrede, daß er eine selbständige Ausgabe dieser Rede veranstalten wollte, und dieselbe bereits fast vollendet hatte, als ihm Hr. Halm das Anerbieten machte, sie seiner Gesammtausgabe der Ciceronischen Reden einzuverleiben. Daher schreiben

sich einige, jedoch nicht bedeutende, Verschiedenheiten von der ursprünglichen Anlage der Halmischen Ausgabe, indem der kritische Apparat vollständig mitgetheilt ist, was übrigens von Hrn. Halm in den später bearbeiteten Reden auch geschehen ist, und der Commentar im Ganzen etwas ausführlicher gehalten ist. Die reichhaltigen Prolegomena sind auch dem ersten Bande gegenüber etwas Neues; doch werden wir im Folgenden sehen, daß Hr. Halm die Rede de imperio Pompeii mit ähnlichen versehen hat.

In dem ersten Kapitel dieser Prolegomena handelt Hr. Jordan von den Handschriften, unter denen er den Turiner Palimpsesten und die Erfurter nach Gebühr hervorhebt, und von der von ihm angenommenen Orthographie, in Betreff deren er sich hauptsächlich an die letztgenannte Handschrift angeschlossen hat. Das zweyte Kapitel ist einer Untersuchung über die recuperatores gewidmet *), in welcher erst die ursprüngliche Bestimmung derselben dargethan wird, daß sie nämlich die Streitigkeiten zwischen Römern und Fremden zu schlichten hatten, was natürlich schneller als bey den gewöhnlichen Gerichten geschehen mußte, und daraus, wie aus einigen Stellen des Cicero, abgeleitet wird, daß in den Fällen Recuperatoren aufgestellt wurden, wo eine Proceßsache schleuniger, als es vor den gewöhnlichen Richtern geschehen konnte, erledigt werden sollte. Im dritten Kapitel, welches de interdicto de vi armata überschrieben ist, wird nach Niebuhr und Savigny gezeigt, daß die interdicta zuerst sich nur auf den ager publicus bezogen, dann aber auch auf Besitzstreitigkeiten in Bezug auf Privatbesitzungen übergetragen wurden; und von dem vorliegenden Interdicte, welches als ein restitutorium bezeichnet wird, und der Formel desselben ausführlich gehandelt. Im vierten Kapitel, de iure causae Caecinianae Tuliique defensione, findet sich alles dahin Gehörige zusammengestellt, was sonst, an verschiedene Orte des Commentars vertheilt, diesen allzusehr angeschwellt hätte, ohne die nöthige Uebersicht zu gewähren. Zum Schlusse wird die Vermuthung ausgesprochen, daß Cicero, da sich Cäcina (ad Fam. VI, 7, 4) einen alten Klienten desselben nenne, und Cicero selbst (Orat. 29, 101 sq.) diese Rede unter den Mustern der Beredtsamkeit aufführt, den Proceß gewonnen habe, und die Ansicht Keller's (vgl. Semestr. in M. T. Cic. lib. II. p. 427 sq.) gebilligt, daß der Redner, so fern er sich auf die Formel und die Worte des Interdikts de vi armata stütze, eine gerechte Sache vertheidigt habe; was eine Erwiderung des Hrn. Dr. Zeyß in Reval, in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1848. N. 109 ff. hervorgerufen hat, welche den Sieg Cicero's mindestens zweifelhaft erscheinen läßt.

Unter dem Texte der Rede selbst ist der kritische Apparat, sofern er aus Handschriften geschöpft ist, vollständig angegeben; die Lesarten der alten Ausgaben dagegen, wie auch die Conjecturen, sind in die Noten verwiesen. Etwas störend ist es für den Gebrauch, daß man die Bedeutung der Siglen, welche nicht an einen Platze zusammengestellt sind, in jedem zweifelhaften Falle aus dem Texte des ersten Kapitels der Prolegomena heraussuchen muß. An Raum hätte übrigens auch gespart werden können, wenn nicht überall die Lemmata angeführt, die Handschriften aber alle mit einzelnen Buchstaben bezeichnet worden wären, welche ohne dazwischen gesetzte Punkte hätten neben einander gestellt werden können.

*) Der Name ist nach Huschke von re cis parare abgeleitet, was von Rein in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1847. 1. S. 131, als aller Analogie entbehrend getadelt wird, weil sonst kein mit cis zusammengesetztes Verbum aufzuweisen wäre. Die Verba vituperare und aequiperare, (wie man auch für aequiparare geschrieben findet) führen allerdings auf das Verbum parare hin; doch müßte, wenn recuperare diesen entsprechen sollte, in recu oder reci eine nominale Wurzel liegen, während die Erklärung des Varro L. L. V, 5, 95. reciproca est, quum unde quid profectum, redit eo, auf re und cis führt. Indessen steht es auch bey der andern Erklärung, vermöge deren reciperare ein Intensivum von recipere ist, mit der Analogie nicht zum Besten; man müßte denn desiderare von desidere und deliberare von delibare ableiten wollen. Jedenfalls ist die Sache als noch schwankend zu betrachten.

Der Text ist ganz selbständig festgestellt, und zwar mit genauer Beachtung der handschriftlichen Lesarten, welche hier nur an wenigen Stellen, wo Klotz sie durch ziemlich gezwungene Erklärungen festzuhalten versucht hat, aufgegeben sind. Die entschieden verdorbenen Stellen sind durch Kreuze bezeichnet. So c. 12 §. 35. Quid denique ad ius civile? † aut ad actoris notionem atque animadversionem ages iniuriarum. In den Anmerkungen wird eine Menge von Conjecturen angeführt; Hr. J. selbst vermuthet: quid denique ad ius civile? At ad notionem atque animadversionem ages iniuriarum. Ref. möchte lieber lesen: Quid denique ad ius civile aut ad actionem? Notionem atque animadversionem ages iniuriarum? Dieß paßt wenigstens ganz gut zu dem Vorhergehenden: quaero . . quid acturus sis? Monet amicus meus te L. Calpurnius, ut idem dicas, quod ipse antea dixit, iniuriarum. Außerdem vergleiche man §. 39. Huius rei vos statuetis nullam esse actionem, nullum experiundi ius constitutum, und §. 40, ut vos iudicetis huius rei ius atque actionem in mentem maioribus nostris non venisse. Bey Vernachlässigung der Interpunktion nach actionem konnte dieß leicht in actionis und dann in actoris verwandelt werden.

P. 26 §. 74 liest man: Quid enim refert aedes aut fundum relictum a patre aut aliqua ratione habere bene partum, si incertum sit † quae cum omnia tua iure mancipii sint, ea possisne retinere, si parum sit communitum ius, si civili ac publica lege contra alicuius gratiam teneri non potest? Hier muß in der Lesart der Handschriften vor allem cum nach dem correlativen quae auffallen. Ref. vermuthete daher, noch ehe er die Anmerkungen las, es sey communita zu lesen, und dieß scheint ihm noch das Richtige zu seyn. Im Commentar ist es unter andern Vermuthungen als Conjectur des P. Faber aufgeführt, und Keller, dessen Note Hr. J. ohne weitere Bemerkung anführt, spricht sich auch billigend darüber aus, ohne sich jedoch für diese oder eine andere Verbesserung zu entscheiden. Außerdem fallen die drey Sätze mit si auf, wovon in zweyen der Conjunctiv, in einem der Indicativ steht. Wesenberg hat daher incertumst und parumst zu lesen vorgeschlagen, was Hr. J. belobt, doch ohne es für durchaus nothwendig zu halten. Uebrigens schließen sich auch logisch diese drey Sätze nicht zum Beßten an einander an. Es fragt sich daher, ob nicht mit Annahme der Conjectur Wesenberg's das Fragzeichen nach retinere zu setzen, und dann zu lesen sey: Scilicet parumst communitum ius u. s. w. So würde wenigstens communita und communitum so kurz nach einander nicht auffallen. Daß scilicet, wenn es sc. geschrieben war, hier namentlich wegen des vorausgehenden und folgenden si in diese Partikel verwandelt werden konnte, liegt am Tage. Dieselbe Verderbniß läßt sich auch c. 27. §. 76. vermuthen an der mit drey Kreuzen bezeichneten Stelle: † tu res. si equos vestes. si vim non in caede solum sed etiam in animo libidinis. Nisi cruor appareat, vim non esse factam: † iniuris delictum esse, qui prohibitus sit libidinis: nisi ex eo loco, ubi vestigium impresserit, deiici neminem posse. † Juris retinet sententiam et aequitatem plurimum valere oportere, libidinis verbo ac littera ius omne torqueri vos statui te, recuperatores, et viliores esse videantur. Madvig hat in seiner Ausgabe der Bücher de finib. p. XLVIII. sq. die der Hauptsache nach gewiß richtige Conjectur mitgetheilt: Juris haec vox est, esse vim non in caede solum, sed etiam in animo, lubidinis, nisi cruor adpareat, vim non esse factam; iuris, deiectum esse qui prohibitus sit, lubidinis, nisi ex eo loco, ubi vestigium impresserit, deiici neminem posse; iuris, retineri sententiam et aequitatem plurimum valere oportere, lubidinis, verbo ac littera ius omne torqueri. Vos statuite, recuperatores, utra utilior esse videatur. Hr. J. billigt dieselbe im Allgemeinen, wendet aber dagegen ein, daß der ganze Gedanke ohne gehörige Vermittelung an das Vorhergehende angereiht sey. Dieser Anstand würde wenigstens theilweise gehoben, wenn man lese: Juris scilicet haec vox est.

Die schwierige Stelle (c. 27 §. 79): Quare permagnam a nobis initis gratiam, cum eum auctorem nostrae defensionis esse dicitis. Illud autem miror, cur vos † aliquid contra me sentire dicatis cum eum auctorem pro me appelletis, nos-

trum nominetis. Verumtamen quid ait vester ille auctor? ist auch unerledigt geblieben; doch ist mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß contra me und pro me bey jedem Erklärungsversuche in Gegensatz zu einander gebracht werden müßte. Am Einfachsten scheint es zu seyn, daß man vor nostrum interpungirt, und zu sentire aus dem Vorhergehenden oder dem Folgenden cum ergänzt, so daß die ganze Stelle den Sinn erhält: „Darum (weil Aquilius, von dem die Rede ist, ein so trefflicher Mann ist) danken wir es euch sehr, daß ihr sagt, er sey der Gewährsmann unsrer Vertheidigung. Darüber aber wundre ich mich, daß ihr glaubt, er stimme in etwas gegen mich, da ihr ihn für mich zum Gewährsmann aufruft. Nennt ihn nur den unsrigen. Doch was sagt jener euer Gewährsmann?“ Dagegen ist kaum etwas einzuwenden, wenn man annimmt, es bezöge sich auf eine Stelle der Rede des Gegners, in der er gesagt habe, er könne hier den Aquilius, der doch der Gewährsmann des Cicero sey, zu dem seinigen machen, und dessen Worte gegen ihn anwenden. Cicero zeigt nämlich im Folgenden (§. 81 ff.), daß er die Worte: Quibus quidque verbis actum pronuntiatumque sit auch für seine Sache geltend machen könnte.

Wie die jedenfalls verstümmelte Stelle (c. 30 §. 87): † unde deiecisti? ab urbe, herzustellen sey, ist schwer zu entscheiden. Unter den vorgebrachten Conjecturen verdient aber die auf Livius II. 51. beruhende Buttmanns: unde deiecti Tusci den Vorzug. — Die Stelle (c. 33. §. 96): Perspicis hoc nihil esse † et ea teris quae inter mag wohl, wie Hr. J. vermuthet, lückenhaft seyn. Was den Worten noch nahe läge: et ea teris quae item (nihil sunt) möchte sich der Ausdrucksweise des Cicero gegenüber nicht rechtfertigen lassen. — Bey der letzten hieher gehörigen Stelle (§. 97 f.) † Dubium esse nemini vestrum? Certo quaeri hoc solere me non praeterit u. s. w. billigt Hr. J. unter den frühern Conjecturen am meisten die Garatoni's, der Certo in credo verwandelt zum vorhergehenden Satze zieht; er selbst schlägt in ähnlicher Weise certo scio vor. Im Folgenden könnte man aber statt: Aut sua voluntate aut legis multa profecti sunt, vermuthen: At aut sua voluntate u. s. w.

Betrachten wir außerdem die Stellen, an denen Hr. J. von der von Klotz in seiner Vorrede verfochtenen Lesart abweichen zu müssen glaubte, so begegnet uns zuerst die Stelle c. 9. §. 25, wo Klotz aus der Lesart der Erfurter Handschrift saepissimi gemacht hat: se ipse, während Hr. J. sed etiam se pessimi facinoris nach der Conjectur Garatoni's geschrieben hat, also der handschriftlichen Lesart treuer geblieben ist. — Das. §. 35. hat Hr. J. aus der Lesart der Erfurter Handschrift quo nicht, wie Klotz, quom, sondern quoniam gemacht. — C. 12. §. 34. hat Hr. J. das von Klotz beybehaltne ut vor hoc genus in Klammern eingeschlossen. — C. 13. §. 37. ist Hr. J. nicht auf die Ansicht Klotz's eingegangen, vermöge deren er omnino zur Bestätigung des Vorhergehenden zwischen zwey Punkte setzt. — Ferner finden sich mehrere Stellen (c. 15. §. 42; c. 26. §. 57; c. 16. §. 47.), an welchen Klotz nach den Handschriften eine Abwechslung zwischen Präsens und Futurum zugelassen hat, während Hr. J. die Gleichheit der Zeiten festhielt. Es möchte hier allerdings schwer seyn, diesen Wechsel zu rechtfertigen, c. 19. §. 55. möchte aber Ref. lieber mit Klotz die Lesart der Handschriften: intelligitis beybehalten, als mit Hr. J. intelligetis schreiben, da jenes eine größere Zuversicht in Betreff der Einsicht der Richter andeutet, ebenso c. 26. §. 75. dimittetis statt dimittitis, da das Futurum wohl den möglichen Fall bezeichnen kann. — C. 17. §. 50. ist Ref. der Ansicht des Hr. J., daß verbo in dem Turiner Palmipsesten nur verschrieben ist, statt vero. — C. 24. §. 67. hat Klotz nach der Erfurter Handschrift probasse quod defendes geschrieben, Hr. J. aber probasse quod defendit; das Richtige aber möchte seyn probasse quod defenderet. War das letzte Wort defendet geschrieben, so konnte leicht defendes daraus werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tulli Ciceronis orationes.

Auch unter dem Titel:

1. **M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina.**
2. **M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei.**

(Fortsetzung.)

Daſ. §. 69 würde Ref. mit allen Handschriften das non vor potius weglassen; denn die Einwendungen des Hrn. J. gegen die dann nöthige Frage sind nicht recht stichhaltig. — C. 29. §. 85 kann die Lesart fast aller Handschriften deinde huius rationis non modo nunc inventorem sed ne probatorem quidem esse me, gegen non modo non was Hr. J. aufgenommen hat, höchstens so vertheidigt werden, daß man nunc mit inventorem enge zusammen faßt, was wegen des in diesem Worte liegenden verbalen Begriffs wohl möglich ist, und sich den Gegensatz denkt: sed etiam antea inventae probatorem.

Die Interpunktion ist sehr sorgfältig beachtet, und so eingerichtet, daß sich Weniges dagegen einwenden läßt. Das Komma ist nicht im Uebermaße angewendet, aber in Relativsätzen u. dgl. doch an manchen Stellen, wo es Ref. weggelassen haben würde. Die Orthographie ist so ziemlich die gewöhnliche.

Der Commentar ist ähnlich eingerichtet, wie bey den von Hrn. Halm bearbeiteten Reden; doch ist verhältnißmäßig, namentlich wenn man in Anschlag bringt, daß Vieles, was außerdem hier zu besprechen gewesen wäre, schon in den Prolegomenis behandelt ist, mehr von dem Herausgeber selbst in ausführlicher Rede vorgetragen, während das aus den frühern Commentaren Mitgetheilte mehr in den Hintergrund tritt. Einmal, S. 261., paßt das Lemma Non vereor nicht zu der Bemerkung P. Fabers, welche sich auf vereor bezieht. Unbequem ist es jedenfalls für den Gebrauch, daß die Werke, welche im Commentar benützt sind, nicht wie in den Halmschen Ausgaben am Anfange desselben angegeben sind. Uebrigens wird der Leser, namentlich in Betreff der mitunter schwierigen sachlichen Verhältnisse, nirgends rathlos gelassen, und es finden sich auch einige schätzbare grammatische Bemerkungen, so S. 138 über die Form des Gerundiums auf u bey Cicero, u. S. 142 f. über den Gebrauch von quoniam; S. 224 über den Gebrauch von ita, in dem Sinne: „unter der Bedingung.“ S. 240 über inermus und inermis und ähnliche Adjective. Einiges Bedenken erregt dem Ref. die Bemerkung zu den Worten (c. 19. §. 54): Lex usum et auctoritatem fundi iubet esse biennium; denn Usus biennium statt per biennium möchte kaum lateinisch seyn.

Im Allgemeinen ist aber die Arbeit des Herrn Jordan als eine sehr verdienstliche zu betrachten, und zwar um so mehr, als wir hier zuerst eine Einzelausgabe einer Rede erhalten haben, welche durch die Eigenthümlichkeit des ihr zu Grunde liegenden Rechtsfalles ein besonderes Interesse bietet. Auch hat er seine Aufgabe in jeder Hinsicht gut gelöst. Wir haben hier einen mit genauer Beachtung und besonnener Erwägung der handschriftlichen Lesarten verbesserten Text nebst dem kritischen Apparate,

und in den Prolegomenis und dem Commentare eine ausführliche Erörterung alles dessen, was zu dem Verständnisse der Rede nöthig ist; und dabey tritt uns überall eine selbständige und ernste Forschung entgegen, deren Ergebnisse in einer klaren, in keiner Weise nach Prunk haschenden, Darstellung vorgetragen sind.

2. Wenden wir uns zu der Halm'schen Ausgabe der Rede de imperio Gn. Pompei, so können wir uns im Allgemeinen auf das berufen, was wir früher über den ersten Band der beabsichtigten Gesammtausgabe der Ciceronischen Reden ausgesprochen haben; doch hat die Bearbeitung der genannten Rede manches Eigenthümliche. Vor allem finden wir hier statt der bloßen Inhaltsangabe und Disposition der Rede ausführliche Prolegomena. Das erste Kapitel ist überschrieben: De rebus a Gn. Pompeio gestis, antequam bello Mithridatico praeficeretur. Das zweyte: De bellis Mithridaticis. Hier sind die historischen Thatsachen, auf welche sich die Rede bezieht, mit Benützung der Quellen und der neueren Schriften bis in's Einzelne erörtert. Das dritte Kapitel, welches überschrieben ist: De lege Manilia et oratione a M. Tullio Cicerone pro ea habita handelt von der politischen Bedeutung des Gesetzesvorschlags und der Stellung des Redners zu demselben. Jener wird als unnöthig und verderblich für den Römischen Staat dargestellt, und von Cicero das Urtheil des Dio Cassius 36, 26, angeführt, daß er nur deßhalb dafür gesprochen habe, weil er wohl eingesehen habe, daß er auch ohne seine Unterstützung durchgehen würde, und weil ihm dieß eine erwünschte Gelegenheit gegeben habe, sich den Schein zu geben, daß es für die Entscheidung der wichtigsten Zeitfragen von Bedeutung sey, auf welche Seite er sich hinneige. Diesem Urtheile schließt sich übrigens H. Halm nur theilweise an, und folgt vielmehr in der Hauptsache der Schrift: Versuch einer Würdigung der Rede Cicero's für den Manilischen Gesetzesvorschlag von Christ. Wilh. Haun, Merseburg 1827, nach welcher sich Cicero einerseits dem Volke für seine Ernennung zum Prätor dankbar beweisen, und dadurch zugleich sich den Weg zum Consulate bahnen wollte; andrerseits aber auch sich durch die Interessen des Ritterstandes veranlaßt sah, diesen Gesetzesvorschlag zu unterstützen, was ihn in eine gewisse Opposition zum Senatorenstande brachte, dem er übrigens bey dieser Gelegenheit zeigen konnte, was er bereits auch ohne denselben vermöchte. Doch führt Hr. Halm noch zur Entschuldigung des Redners an, daß die scheinbare Mäßigung, welche Pompejus damals bey seinen außerordentlichen Leistungen für den Staat an den Tag legte, wohl auch ihn, wie so viele Andere, getäuscht haben mochte. Ferner wird nachgewiesen, welchen Einfluß diese Lage der Dinge auf die Gestaltung der ganzen Rede ausüben mußte, und zum Schlusse wird außer dem sehr günstigen Urtheile des M. Cornelius Fronto über diese Rede der Schluß jener Schrift Haun's mitgetheilt, den Ref. hier ganz wiedergeben will, da die Rede offenbar sehr richtig darin charakterisirt ist: „Da die Schilderung des Pompejus die Hauptsache ausmacht, so ist die ganze Rede mehr eine Unterhaltung für's Volk über seinen Liebling, den es auf diese Art einmal herrlich schildern hörte, als eine Rede für den Manilischen Gesetzesvorschlag. Was der Rede aber (als Staatsrede betrachtet) an innerer Gründlichkeit der Behandlung abgeht, sucht ihr Cicero durch den rhetorischen Werth dem Zwecke gemäß, welchen er hatte, zu ersetzen. Die Rede zeichnet sich nämlich durch eine leicht zu überblickende Anlage des Planes, durch natürliche und deutliche Zergliederung in einzelne, stets interessante Punkte, durch eine glückliche und Eindruckmachende Benutzung aller Momente und durch klare Verbindung der Gedanken aus. Sie unterhält ferner durch die stete Anschließung an die Geschichte der Zeit und ihre Deutung, durch die lebendigen Schilderungen der Kriege, durch die biographischen Skizzen und Charakterschilderungen des Lucullus, Mithridates, Tigranes, und vorzüglich Pompejus, den er in seiner ganzen Laufbahn, wie in einer Reihe von Gemälden, darstellt, und dadurch zugleich ein Bild eines vollkommnen Feldherrn entwirft. Dazu kommt die vorzügliche Sorgfalt, die er auf die mannigfaltige Wendung und Verbindung der Gedanken, auf die Fülle und Kraft des Ausdrucks und auf den Wohllaut der Sprache wandte. Das ist ihr rhetorischer Werth, der sich ihr, wenn man gerecht seyn will, nicht absprechen läßt. Er spricht

selbst obiges Urtheil über sie aus im Orator c. 29. und hat durch sie einen praktischen Beweis für die de orat. I, 48 f. aufgestellte theoretische Behauptung gegeben, daß ein Redner über einen Feldherren Staatsmann, Rechtsgelehrten, Philosophen, eine gute Rede halten könne, ohne selbst das zu seyn, weil nur eine bis zu einem gewissen Grade genaue Kenntniß einer Sache dazu gehöre, um sie, wenn man Redner ist, zweckgemäß darzustellen."

Das vierte Kapitel, De codicibus orationis, gibt zuerst über die früher verglichenen, dann über die von Hr. Halm zuerst benützten Handschriften Auskunft. Hierbey ist besonders zu beachten, was über die codices Jani Gulielmii mitgetheilt ist. Er hatte nämlich nach seiner eignen Angabe drey Handschriften: 1. Turingicum (d. i. die Erfurter Handschrift), 2. Vuerdensem 3. Coloniensem basilicanum. Oefters kommt außerdem ein codex Hittorpianus vor, der aber kein andrer ist als der Coloniensis basilicanus, wie aus den Angaben Gruter's zu ersehen ist, der zu §. 6 bemerkt: manuscriptum Hittorpii Coloniense, und zu §. 21 Coloniensis liber Hittorpii. Dieß hat Steinmetz richtig beachtet, aber Benecke führt zu §. 30 die 3 Namen derselben Handschrift wie drey verschiedene Handschriften an: codd. Hitt. Basil. Colon., und §. 5 erwähnt er außer der Erfurter und Kölner, welche beyde nach Obigem zu den Handschriften des Guilielmus gehören, noch tres codd. Gult., so daß aus dreyen fünf werden. Hr. Halm hat den bisherigen Apparat durch eine aus den Papieren Garatoni's von Hrn. Theodor Mommsen in Ravenna abgeschriebenen Collation einer jetzt verlornen Tegernseer Handschrift vermehrt, welche aber nur einen Theil der Rede enthielt, ferner durch die Collation einer Berliner Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, welche er von Zumpt erhielt, und einer andern aus dem 14. Jahrhundert, welche im Besitze des Advocaten Phil. Senesio zu Perugia ist, und von Tycho Mommsen verglichen worden ist. Das erstgenannte Fragment gehört der bessern Familie an, welche von Hrn. Halm als familia Germanica bezeichnet wird, die beyden andern Handschriften gelten als Probe der schlechteren Familie. Außerdem sind noch 6 alte Ausgaben benützt, doch sind nicht alle Lesarten derselben mitgetheilt, weil sonst der kritische Apparat ohne einen Vortheil für die Sache allzusehr angeschwellt worden wäre, der ohnehin schon weit reicher ist, als bey den früher bearbeiteten Reden.

Der Text der Rede ist nämlich mit Benützung der erwähnten Hülfsmittel neu durchgesehen, und der kritische Apparat mit Anwendung von Siglen, welche am Anfange der Rede zusammen gestellt sind, darunter gesetzt. Zur Erleichterung der Auffindung der verzeichneten Lesarten sind die Zeilen des Textes auf jeder Seite von fünf zu fünf numerirt, was bey den andern Reden nicht der Fall ist. Der gewählte Titel: De imperio Gnei Pompei ist durch die beßten Handschriften, wie durch die Grammatiker beglaubigt, und auch durch das, was oben über das Wesen der ganzen Rede gesagt worden ist, bestätigt; die Schreibung desselben kann zugleich als Beleg der Orthographie gelten, sofern Hr. Halm mit Benecke zwar das einfache i im Genitiv, aber nicht das n in inperio gemein hat. So schreibt H. Halm auch (c. 9.) reliquium, collectio, maximum afflictum, cuius, tentandas, numquam est, illud und Aehnl.; nicht, wie jener: relicum, conlectio, maxumum, adflictum, quoius, temptandas, numquamst, illut.

Die Interpolationen, welche Benecke an verschiedenen Stellen angenommen hat, sind hier nicht anerkannt. Daß dieß Ref. nur billigen kann, ergibt sich aus seiner Beurtheilung der Benecke'schen Ausgabe in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Band XXIII. Heft I, S. 70. ff., auf welche Hr. Halm, wie wir im Folgenden sehen werden, mehrfach Rücksicht genommen hat. Ebenso ist auch mit triftigen Gründen die schon früher (vgl. ed. Ald. 1519) ausgesprochene, neuerdings von Madvig und Orelli gebilligte Vermuthung widerlegt, daß die ganze Stelle von §. 64 Atque in hoc bello bis §. 68 cum exercitu venisse gaudeant, welche eine nichtssagende Wiederholung des in den früheren Theilen der Rede Ausgesprochenen enthalte, einem späteren Declamator zuzuschreiben sey. Sehr schätzbar ist hier die ausführliche Mittheilung der von Bloch in seiner im Jahre 1828 in Kopenhagen erschienenen Ausgabe vorgebrachten Gründe, auf welche sich die beyden genannten Gelehrten berufen, ohne sie mitzutheilen.

Berücksichtigen wir im Uebrigen vorzugsweise die Stellen, welche Ref. am angeführten Orte besprochen hat, so ist c. 1. §. 2 wo Ref. die Vulgata censuerunt vertheidigt hatte, hier mit Wunder und Madvig aus der Erfurter Handschrift duxerunt aufgenommen, wogegen sich nichts von Bedeutung einwenden läßt. C. 3. §. 7 ist aus derselben Handschrift concepta (macula) statt des in allen andern stehenden suscepta aufgenommen; ebenso das. tota in Asia, mit Anführung der Ansicht des Ref., daß die Präposition dem an sich allgemeinen Ausdrucke einen distributiven Sinne verleihe: „an so vielen einzelnen Orten." Daselbst ist die Lesart der meisten Handschriften denotavit, nicht die der Erfurter: curavit, mit Recht aufgenommen; dagegen ut se non Ponti neque Cappadociae latebris occultare velit, nach dieser statt Ponto, was jedenfalls nicht ganz unhaltbar ist; c. 4. §. 10 steht oratione nostra, ohne Berücksichtigung des in jener Handschrift allein sich findenden Pronomens mea, was sich allerdings nicht besonders empfiehlt. C. 4. §. 9 hat Hr. Halm mit Verwerfung des von Madvig gebilligten Vorschlages Benecke's, statt posteaquam wegen des folgenden Conjunctivs postea quum zu schreiben, die Construction also erklärt: „Propterea autem Cicero coniunctivum singularem usurpasse videtur, ut statum rerum, in quo Mithridates legatos miserat, audientium animis vividius subiiceret, cum quasi diceret: misit legatos ad duces imperio Rv. infestos, itque ita eum fecisse cogitatote, posteaquam aedificasset etc. Qui autem coniunctivum post posteaquam ferendum esse negarunt, semper miratus sum, quod non item in coniunctivo quibuscunque ex gentibus potuisset offenderunt, qui mihi in eadem causa esse videtur, in qua alter ille in dubium vocatus. Ut enim statuas Tullium scripsisse postea cum aedificasset, non continuo conficitur etiam potuisset ei scribendum fuisse, nisi alia causa accederet, quae extra particulam cum posita coniunctivum afferret." Ref. würde ohne Anstand für die Beybehaltung von posteaquam stimmen, wenn nicht das Imperfectum simularet folgte, welches H. Halm ganz unberücksichtigt gelassen hat, obgleich es offenbar mit posteaquam schlecht zusammenstimmt. Was aber den Conjunctiv potuisset betrifft, so kann er nicht gegen quum sprechen, da er neben diesem aus denselben Gründen stehen kann, als neben posteaquam; es läßt sich aber dafür die Wiederholung der Handlung in Anspruch nehmen (vgl. Krügers Gramm. §. 645 Anm. 2 u. §. 627 b.), wenn man den Satz nicht subjectiv als Gedanken des Mithridates auffassen will, und postea ist keineswegs so müssig, als es Hrn. H. erscheint. Der Sinn ist nämlich: „Er rüstete sich zu einem neuen Kriege; und dieß zeigte er später, als er sich hinlänglich gerüstet glaubte, und den erwünschten Vorwand erhielt, daß er gegen die Bosporaner zöge." — C. 4. §. 11 ist es nicht zu tadeln, daß das von der Erfurter Handschrift allein gebotene Präsens statt negligetis keine Aufnahme gefunden hat. — C. 5. §. 11 ist mit Recht die Lesart Maiores nostri aufgenommen. Im Commentar spricht sich H. Halm mehr für die andre Lesart Maiores vestri aus, namentlich wegen des Folgenden: patres vestri; allein wenn man mit der Erf. Handschr. mercatoribus aut navicularibus nostris liest, so ist wohl keine Frage, daß auch Maiores nostri als richtig anzuerkennen ist; da vestri und nostris in demselben Satze einen ungeeigneten Gegensatz hervorrufen würde. Uebrigens ist zu vermuthen, daß nostris, was bey Maiores nostri als am Rande der Cratander'schen Ausgabe stehend angeführt ist, vielmehr zu dem Folgenden mercatoribus aut navicularii gehört, wo gewöhnlich nostris fehlt. — C. 6. §. 14 heißt es von dem Versuch des Ref., die Lesart der Erfurter Handschrift multitudine earum rerum quae exportentur, dem Indicativ gegenüber zu rechtfertigen: At vereor, ne hoc subtilius quam verius dictum sit; und allerdings möchte Ref. selbst jetzt wegen des vorausgehenden Pronomens earum dem Indicativ den Vorzug geben; c. 6. §. 15 findet sich die von Servius empfohlene Lesart pecua relinquuntur, wofür die Handschriften pecora haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

M. Tulli Ciceronis orationes.

Auch unter dem Titel:

1. **M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina.**
2. **M. Tullii Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei.**

(Fortsetzung.)

Uebrigens scheint es dem Ref. immer noch geeigneter, sich nach einem Ausdrucke umzusehen, der nicht sowohl das Vieh selbst als die Orte bezeichnet, wo man das weidende Vieh einzustellen pflegt, die Sennereien, denn diese werden in Kriegszeiten verlassen, nicht das Vieh selbst. Vergleicht man demnach die Stellen des Varro R. R. II, praef. §. 6: ipse pecuarias habui grandes, in Apulia ovinarias et in Reatino equarias, und II, 1, §. 3: non quo ego pecuarias in Italia habeam, so könnte man pecuariae vermuthen, was, wenn pecuarie relinquantur geschrieben war, sowohl in pecua als in pecora verwandelt werden konnte. — C. 6. §. 16 ist mit Recht Quo tandem igitur animo geschrieben, nicht mit der Erfurter Handschrift quo tandem animo. Dagegen ist c. 7. §. 17 wohl eben so richtig die Wortstellung certe id quidem nach jener Handschrift aufgenommen; und eben daselbst amiserant und fortunae plurimorum coniunctae cum re publica defendantur; dagegen c. 8. §. 21 nach dem cod. Hittorp. studio atque odio, wo es sich fragt, ob der Zusatz nicht aus al. odio entstanden ist. — Etwas länger müssen wir bey einer andern Stelle desselben Paragraphen verweilen, wo Hr. Halm die Vulgata beybehalten hat: Sinopen atque Amisum, quibus in oppidis erant domicilia regis, omnibus rebus ornatas ac refertas ceterasque urbes Ponti et Cappadociae permultas uno aditu adventuque esse captas. Die Handschriften haben insgesammt clausas und Hr. Halm bemerkt in den Prolegomenis S. 17 ganz richtig, daß in den Worten uno aditu adventuque esse captas eine historische Unrichtigkeit liege. Ref. hatte früher vermuthet esse reclusas, was von Italienern leicht hätte falsch abgetheilt werden können essere clusas und so in esse clusas oder clausas verwandelt. Dagegen bemerkt Hr. Halm nicht ohne Grund, esse reclusas sey zu poetisch, und passe mit uno aditu adventuque nicht zusammen. Es fragt sich aber, ob nicht die Lesart der Handschriften clausas selbst haltbar sey? Vielleicht so, daß man dazu ergänzte regi? Es wäre dieß freylich etwas undeutlich; doch wäre so die historische Wahrheit gerettet, und eben der Umstand, daß diesen Städten gegenüber kein Sieg des Lucullus zu verkünden war, konnte die etwas geschraubte Ausdrucksweise herbeyführen. Für diese Ansicht läßt sich geltend machen, daß es vorher von Sinope und Amisus heißt: quibus in oppidis erant domicilia regis; und daß unmittelbar auf unsere Stelle die Worte folgen: regem spoliatum regno patris atque avito. Auch gäbe dieß einen guten Gegensatz zu dem Vorausgehenden patefactumque nostris legionibus Pontum, den man freilich entschiedener ausgesprochen wünschte. — C. 9. §. 24 sind die Worte ut his nomen regale magnum et sanctum esse videatur richtig nach der Erfurter Handschrift

aufgenommen, und so erklärt: „woraus man zu der Folgerung berechtigt ist, daß diesen Leuten der Königsname als groß und heilig gilt.“ Dieß trifft zusammen mit der Erklärung des Ref. „so daß man annehmen darf, daß“ u. s. w. — Das. §. 25 ist richtig geschrieben ad aures Luculli imperatoris. — Zu den schwierigsten Stellen der ganzen Rede gehören c. 10. §. 28 die bey der Aufzählung der verschiedenen von Pompejus geführten Kriege vorkommenden Worte: mixtum ex civitatibus atque e bellicosissimis nationibus. So hat Hr. Halm nach den Handschriften geschrieben, aber eine schon früher (in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1838 S. 160) ausgesprochene Vermuthung dabey wiederholt; nämlich daß zu lesen sey: ex civibus incitatis. In dem Commentare lesen wir u. a.: „Addit Benecke notionem verbi mixtum talem esse, ut hic necessario nomen requiratur, quo plane dissimile significetur: id quod de civitatibus et nationibus inter se oppositis dici non possit,“ und: „Quid sit bellum mixtum, facile cognoscitur ex Tac. Hist. I, 2, trina bella civilia plura externa ac plerumque permixta: et IV, 22: mixta belli civilis externique facies. Est enim tale, in quo cives Rom. vires suas cum externae nationis coniunxerunt. Neque illud dubitationem movere debuit, quod orator soli bello Hispaniensi aliquid addendum putavit. Cetera enim bella, quae nominantur, ipso nomine propriam suam naturam prae se ferunt, non item Hispaniense, quod non cum uno hominum genere gerendum erat.“ In Betreff der ersteren Bemerkung verdient die früher schon von dem Ref. beygezogene Stelle (de off. I, 11, §. 35) Berücksichtigung, wo es heißt: qui civitates aut nationes devictas bello in fidem recepissent, so daß der verlangte Gegensatz, wie es scheint, in dem Sinne ausgesprochen ist, daß civitates die in civilisirten Staaten und Städten vereinigten Völker im Gegensatze zu den andern (nationes), welche, ohne politische Bedeutung, sich nur mit Krieg (daher hier bellicosissimae) oder Viehzucht u. dgl. abgeben. Dieß paßt aber freylich nicht recht mit der in der zweyten Bemerkung enthaltenen Erklärung von bellum mixtum zusammen. Indessen muß diese, so richtig sie an sich ist, doch nicht auf alle Fälle, wo ein bellum mixtum genannt wird, ihre Anwendung finden. Uebrigens muß Ref. auf seine frühere Auseinandersetzung dieser Stelle zurückkommen, welche Hr. Halm als zu weitläufig, und, wie es scheint, nach seiner Ansicht ohne Bedeutung, nicht aufgenommen hat. Ref. kann sich nämlich noch nicht überzeugen, daß unter dem bellum mixtum hier der vorhergenannte Spanische Krieg gemeynt sey. Er bezieht diese Worte vielmehr auf das Folgende: servile, navale bellum, und beruft sich dabey auf die Recapitulation und weitere Erörterung unserer Stelle in dem folgenden Kapitel, wo es von dem Spanischen Kriege nur heißt: testis est Hispania, quae saepissime plurimos hostes ab hoc superatos prostratosque conspexit; darauf auch von servile und navale bellum; testis est iterum ac saepius Italia, quae cum servili bello tetro periculosoque premeretur, ab hoc auxilium absente expetivit, . . . 31 testes nunc vero iam omnes orae atque omnes exterae gentes ac nationes: . . . XII. Sed quid ego tam longinqua commemoro. Fuit hoc quondam, fuit proprium populi Romani longe a domo bellare et propugnaculis imperi sociorum fortunas non sua tecta defendere. . . . 33 . . . cum vestros portus atque eos portus quibus vitam ac spiritum ducitis, in praedonum fuisse potestatem sciatis? . . . Nam quid ego Ostiense incommodum . . queror, cum prope inspectantibus vobis classis . . a praedonibus capta atque oppressa est? . . . ut vos, qui modo ante ostium Tiberinum classem hostium videbatis, nunc nullam intra Oceani ostium praedonum navem esse audiatis? . . 35 . . . Ita tantum bellum, tam diuturnum, tam longe lateque dispersum, quo bello omnes gentes ac nationes premebantur, Gn. Pompeius . . . confecit. Gewiß ist nach dieser Schilderung der beyden Kriege vorne eher ein Zusatz zu der Erwähnung dieser, als zu der Erwähnung des Spanischen Krieges zu erwarten; allein das Wort civitatibus findet auch hier keine gehörige Erklärung; dagegen ist bey dem Seeräuberkrieg wiederholt von der Nähe desselben um Rom die Rede, und welcher Krieg war den Römern nä-

her, als der mit ihren eignen Sclaven? Deßhalb hat Ref. früher schon für civitatibus vermuthet vicinitatibus, was diplomatisch dadurch empfohlen wird, daß de fin. V, 23, 65 für vicinitatibus mehrere Handschriften haben in civitatibus, woraus dann auch die Lesart des cod. Parcensis, incitatis hätte entstehen können. . . Daß aber die Feinde in beiden Kriegen den bellicosissimis nationibus angehörten, ist wohl kein Zweifel.

(Schluß folgt.)

Joannis Friderici Gronovii Notae in C. Annaei Senecae Naturales Quaestiones. Primus edidit Carolus Rudolphus Fickert. Pars II. (40 S. in 4.)

Diese Schrift, welche zu Ostern 1848 als Programm des Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau erschienen ist, dem der Verfasser als Rektor vorsteht, ist dem Unterzeichneten erst vor Kurzem zugekommen; er würde sich sonst schon früher erlaubt haben, dieselbe hier zu besprechen, da er den ersten Theil derselben als ein Supplement zu der Fickertschen Ausgabe des Seneca bereits im Jahre 1846 (Nr. 187) in diesen Blättern angezeigt hat. Aus jener Anzeige geht hervor, daß diese Bemerkungen zu Seneca's Untersuchungen auf dem Gebiete der Naturkunde von einem Schüler J. F. Gronov's nachgeschrieben worden und von Hamburg aus an Hrn. Fickert gelangt sind, der sich entschloß dieselben herauszugeben, da sie, wenn auch für die Kritik der Bücher, auf welche sie sich beziehen, ohne große Bedeutung, manchen schätzbaren Beytrag zu der Erklärung derselben liefern, indem sie theils den Zusammenhang, theils die von Seneca besprochenen Gegenstände erläutern. In der ersten Abtheilung sind die Bemerkungen zu den drey ersten, in dieser die zu den vier letzten Büchern mitgetheilt; und zwar schließen dieselben mit dem 21. Kapitel des 7. Buches, so daß sie nur zu den 11 letzten Kapiteln fehlen.

Der Inhalt dieser zweyten Abtheilung gibt zu keinen besonderen Bemerkungen Anlaß, wenn man nicht den Irrthum hierher rechnen will, daß IV, 3, 3, wo von der runden Form des Hagels und der Wassertropfen die Rede ist, bey den Worten in poculis sparsis, an das Ausgießen der letzten Tropfen bey den *Κότταβος*-Spiele gedacht wird, während doch in speculis und in omni laevitate zeigt, daß es sich um die außen an dem Becher hängenden Tropfen handelt. Die Worterklärung ist bey weitem vorherrschend; übrigens fehlt es auch nicht an geeigneten Sacherklärungen. Die ungenauen Citate sind durch Hrn. Fickert insgesammt vervollständigt oder berichtigt. Im Ganzen ist uns dabey nur Weniges aufgefallen, was vielleicht zum Theil dem Drucker zur Last fällt. So ist in der Vorrede zum 4. Buche §. 7. zu Demetrium bemerkt: Cyrem familiarem. Da der von Seneca öfters erwähnte Cyniker darunter gemeynt ist, so ist wohl eine Hindeutung auf seine philosophische Sekte darin zu suchen; etwa Cynem statt *Κύνα*, wo freylich die lateinische Casusendung sehr auffallend wäre. — Das. §. 10 ist zu abducit bemerkt: demeret vel demeretur, delevit, wo ohne Zweifel das Richtige delenit ist. — Kap. 2. §. 2, wo es von den Aegyptern heißt: nemo aratorum adspicit coelum, lautet die Erklärung: aptat tempestivos imbres, wahrscheinlich statt optat: — Zu §. 3 ist bemerkt: Urbem] Nilus. Dieß ist rein unverständlich, so daß man vermuthen könnte, es sey Nilus in Folge eines Irrthums des Nachschreibenden an die Stelle des hieher passenden Namens Philas getreten, welcher bezeichnen würde, daß die Stadt denselben Namen trug, als die Insel.

Zu dem Satze (IV, 11, 5): Ubi ad collationem immensi corporis ventum est, nihil interest, quanto alterum altero sit maius: quia, etiamsi magno discrimine, tamen minima vincuntur findet sich die am Schluße unverständliche Bemerkung: Etsi multis partibus ista respectu totius pusilla se invicem vincant, etsi multo maius ex iis alterum sit altero, tamen id, quod vincitur minimum est respectu totius eoque vincens eam ob causam non potest magnum aestimari. Hr. Fickert vermuthet hier, die Worte: eam ob causam seyen zu tilgen; allein es wäre wohl geeigneter, nach totius ein Kolon zu setzen, und statt eoque zu schreiben aeque, um so das Folgende vincens mit dem Vorausgehenden id quod vincitur in Parallele zu setzen. Aehnlich braucht Gronov die Partikel aeque in einer Bemerkung zu cap. 9. §. 1. Das Lemma zu dieser Note lautet übrigens nur: minima, was mit der Bemerkung nicht recht zusammen paßt. So sind in der Regel nur einzelne Worte angeführt; mitunter so, daß sich Lemma und Note, wenn man den Text nicht zu Hülfe nimmt, nicht zusammen reimen lassen. So zu IV, 2, 4. vincitur] sive cedere sibi cogit saxa, sive iisdem cedit, wo es heißen sollte: vincit aut vincitur. Man könnte von dem Herausgeber verlangen, daß er zu größerer Erleichterung des Gebrauches diese Lemmata mit Angabe des von ihm Hinzugesetzten vervollständigte; doch ging dieß hier deßhalb

nicht gut an, weil Hr. Fickert schon die Abweichungen seiner Ausgabe in Klammern beyzusetzen hatte.

Außerdem ist noch anzuführen V, 18, 7: parum per Joniam statt per ironiam; — zu VI, 11: ferveant] sub terra sc. redeant wahrscheinlich statt ardeant. Wenigstens ha· sich dieses Wortes Gronov auch VII, 1, 5. zur Erklärung bedient. — VI, 19, 1. zu der Erklärung der Worte in dolio findet sich dreymal die unrichtige Schreibart pythaulae, vielleicht absichtlich aus dem Original so wiedergegeben. — VI, 27, 4. findet sich zu den Worten: oves vero mollioris naturae quo propiora terris ferunt capita, corruptas esse non miror, die sonderbare Bemerkung: quia nempe aliis cruribus capita gerunt in terram prona, wo es sich fragt, ob nicht etwa altis cruribus zu lesen ist, in dem Sinne: „da doch ihre Beine hoch sind." — Zu VII, 15. ist wohl auch Sedetes absichtlich gelassen statt Sidetes, was bekanntlich der Beyname des Antiochus, des jüngern Sohnes des Demetrius Soter ist, (welcher dort erwähnt wird), da er in Side einer Stadt Pamphyliens erzogen worden war.

Was sich sonst der Art noch anführen ließe, übergehen wir absichtlich; da es, an sich unbedeutend, wahrscheinlich nur auf Druckversehen beruht.

Nachdem aber nun das Ganze vor uns liegt, ist zwar allerdings anzuerkennen, daß der für die Wissenschaft daraus hervorgehende Gewinn gerade nicht bedeutend ist; allein schon der Name des Urhebers bürgt dafür, daß die Bemerkungen nicht ohne Werth sind; und man darf sie nur mit dem dickleibigen Köler'schen Commentare vergleichen, um sich zu überzeugen, daß der Sinn des Schriftstellers hier oft mit wenigen Worten deutlicher dargelegt ist. Jedenfalls müssen wir es Hrn. Fickert Dank wissen, daß er die Mühe nicht gescheut hat, sie durch die Herausgabe der Vergessenheit zu entziehen.

L. v. J.

Zoologia typica, or Figures of new and rare Mammals and Birds described in the Proceedings, or exhibited in the collections of the Zoological Society of London. By Louis Fraser. London 1849. fol.

L. Fraser, bekannt als Theilnehmer an der unglücklichen, in den Jahren 1841 und 1842 ausgeführten Niger-Expedition, der er als Naturforscher beygegeben war, hatte nach seiner Rückkehr den Plan gefaßt, von allen neuen und seltnen Säugthieren und Vögeln, die in den Verhandlungen der zoologischen Gesellschaft beschrieben wurden, colorirte Abbildungen zu liefern. Da er jedoch seit dem Beginn dieses Unternehmens zweymal auf zoologischen Excursionen in Nordafrika abwesend war, so gerieth die regelmäßige Herausgabe der Lieferungen in Stockung, und nachdem er auch seine Stellung als Curator der Londner zoologischen Gesellschaft aufgegeben hatte, beschloß er mit der 70. Tafel seine Zoologia typica zu beendigen, um in Knowsley einen wissenschaftlichen Katalog von den herrlichen zoologischen Sammlungen des Earl of Derby zu machen: Sammlungen, von denen er sagt, daß sie von keinen privaten übertroffen und nur von wenigen öffentlichen, wenn überhaupt, erreicht werden dürften.

Die Zoologia typica — ein Titel, der ohnedieß zu viel aussagte — ist demnach vor der Zeit geschlossen worden; ein Ereigniß, das über kurz oder lang doch eintreten mußte, da außerdem ihr Schlußtermin eben so unbegränzt gewesen wäre als die neuen Entdeckungen in der Zoologie ebenfalls so lange, als diese Wissenschaft noch fortcultivirt werden wird, ins Unbegränzte fortdauern. Bey einem Werke, wie der Zoologia typica, ohne allen innern organischen Zusammenhang, kann man aber auch abbrechen, wo man nur will; genug, wenn die gelieferten Abbildungen gerechten Anforderungen entsprechen. Und dieß ist in der That bey den vorliegenden der Fall, indem sie sowohl an Richtigkeit und Nettigkeit der Zeichnung, der lithographischen Ausführung und des Kolorits mit den besten Leistungen auf diesem Gebiete concurriren können, ja hinsichtlich der Richtigkeit des Kolorits bey den Säugthieren die meisten andern englischen Werke übertreffen.

Unter den 70 Foliotafeln, die in dieser Zoologia typica enthalten sind, gehören 28 den Säugthieren und die übrigen den Vögeln an. Außerdem ist noch der überflüßige Raum auf 21 Tafeln benützt, um 21 Arten von Pflanzen zur Darstellung zu bringen. Die Beschreibungen sind übrigens nicht immer so vollständig, als sie seyn sollten und der Raum es erlaubt hätte.

Der Preis dieses Prachtwerkes beträgt 8 Pfund Sterling.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tulli Ciceronis orationes.

Auch unter dem Titel:

1. **M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina.**
2. **M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei.**

(Schluß.)

Auf die Kritik weiter einzugehen findet sich Ref. um so weniger veranlaßt, als er im Uebrigen sich fast nur zustimmend zu äußern haben würde. Was aber die Erklärungen betrifft, so bietet diese Ausgabe abgesehen davon, daß die darin enthaltene Rede eine der am häufigsten in Schulen gelesenen ist, was auf die Haltung des Commentars keinen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, in so fern eine neue Seite der Betrachtung dar, als hier eine ausführliche Specialausgabe, nämlich die von Benecke, vorlag, welche Hrn. Halm, wie er selbst in der Vorrede ausgesprochen hat, Gelegenheit gab, durch die That zu zeigen, wie er es mit solchen Vorarbeiten zu halten gesonnen sey. Hierüber hatte er sich in der Vorrede zum ersten Bande S. IX. also ausgesprochen: „Recentiorum operibus ita utar, ut et religiose caveatur, ne qui commentarius totus in meum transisse videatur, et tamen intelligatur, quid a quoque viro docto de locis difficilioribus et obscurioribus disputatum sit.“ Und dieser Grundsatz ist hier treulich befolgt. Die Resultate der meistens ziemlich ausführlichen Bemerkungen Benecke's sind mit möglichst wenigen Worten angegeben; in Betreff der Untersuchungen selbst aber wird der Leser auf die Ausgabe jenes Gelehrten verwiesen, so daß er keine Ursache hat sich über Verletzung des Eigenthums zu beschweren. Im Uebrigen ist wenig von Bedeutung zu erinnern. Eine Stelle, die ohne die nöthige Erklärung gelassen wäre, ist dem Ref. nicht aufgefallen, und er nimmt keinen Anstand, sich in den meisten Fällen der hier gewählten Erklärungsweise ohne Weiteres anzuschließen. Nur höchst selten möchte die Form einer Erklärung Anstoß geben, wie zu c. 7. §. 17 **Magnas pecunias** i. e. multas, da das Letztere bekanntlich unlateinisch ist. Auch wäre besser Krebs Antibarbarus (u. d. W. multus) citirt als Oudendorp. et Hildebrand. ad Apul. VII, c. 9, p. 552, da dort offenbar Verschiedenartiges vermengt ist, wenn magnis talentis und magnis pecuniis geradezu nebeneinander gestellt erscheint. Pecunia bezeichnet nämlich doch an sich eine unbestimmte Geldsumme, so daß es sich bey multae pecuniae nicht fragt, wie viele einzelne Summen zu verstehen sind, sondern wie groß die gesammte Summe ist, oder, wenn man es mit dem Pluralis genauer nehmen will, wie groß die einzelnen Summen anzunehmen sind, aus denen man sich die ganze Summe bestehend denkt; dagegen ist talentum an sich eine bestimmte Summe, deren Größe nicht in Frage steht, so daß man nur in Folge einer rhetorischen Figur, zunächst nur im Singular oder mit einem Zahlwort, wie Virgil Aen. V, 248 u. IX, 265, sagen kann magnum talentum oder duc magna talenta, während magnis talentis bey Apulejus u. a. O. offenbar zu erklären ist: compluribus talentis quorum unum quodque magnum est. Diese

Erklärungsweise bey magnis pecuniis anzuwenden wird aber niemanden einfallen.

In einzelnen Fällen hätte sich vielleicht noch etwas hinzufügen lassen, um das zu Erklärende mehr hervorzuheben. So würde Ref. bey der Erklärung von te ipse c. 13. §. 38, das Griechische αὐτὸς ἑαυτόν beygesetzt haben, worauf Nägelsbach an der dort citirten Stelle hinweist.

Etwas schärfer hätte sich zu c. 18. §. 55 der Unterschied zwischen escendere und ascendere bestimmen lassen. Denn es ist zwar im Allgemeinen richtig, was sich hier findet: „Si etymologiae rationem habemus, in verbo escendere magis locus ex quo in alium scanditur, in ascendere, ad quem scanditur, spectari videtur, ut illud sit proprie nostrum aufsteigen, hinaufsteigen von einem Orte, hoc emporsteigen, heransteigen zu einem Orte;“ allein es ist bey escendere noch hervorzuheben, daß nicht sowohl auf den Ort, von welchem als auf die Umgebung Rücksicht genommen wird, aus welcher man sich erhebt. So sagt man escendere in rostra, in tribunas, in concionem, in currum, in equum, von demjenigen, welcher sich über die, unter denen er bisher stand oder saß, empor hebt, aus ihnen heraustritt; es ist also escendere dem surgere oder ἀναστῆναι verwandt, als Gegensatz zu sedere oder καθῆσθαι; dagegen ist bey ascendere wirklich von dem Orte die Rede, zu dem man emporsteigt, so daß man eben so gut ascendere als escendere in rogum sagen kann; der bloße Accusativ bey escendere gehört aber begreiflicher Weise nur der spätern Zeit an.

Zum Schluße wollen wir noch eine Stelle besprechen, bey welcher Hr. Halm erklärt, er könne die Ansicht des Ref. nicht recht verstehen. Es sind dieß c. 19. §. 59 die Worte: neque me impediet cuiusquam inimicum edictum, quo minus vobis fretus vestrum ius beneficiumque defendam, wo davon die Rede ist, daß, wenn die Consuln nicht die Ernennung des Gabinius zum Legaten des Pompejus bey dem Senate beantragen würden, Cicero als Prätor es selbst thun würde. Hr. H. versteht nun mit Hofman unter ius beneficiumque nichts anders als das Recht, einen solchen Antrag als Prätor bey dem Senate zu stellen; so daß also der Sinn wäre: „und wenn man mir das nicht erlauben will, so werde ich es vermöge meines Rechtes als Prätor schon durchzusetzen wissen, daß ich den Antrag stellen darf,“ und das Verbum defendam denselben Sinn hätte, als tuear. Ref. bezog dagegen diese Worte auf den Inhalt des zu stellenden Antrages, durch welchen das bezweckt werden sollte, daß Pompejus nicht dadurch, daß man ihm die, welche er zu Legaten zu haben wünschte, nicht gäbe, in der Ausführung des ihm vom Volke gegebenen Auftrages gehindert wurde; er bezeigt also vestrum ius beneficiumque auf die vom Volke verliehene Feldherrnstelle des Pompejus, von der es kurz vorher heißt: in hoc imperatore atque exercitu quem per vos ipse (Gabinius) constituit.

Die Entscheidung hierüber wollen wir Anderen überlassen, und nur noch im Namen aller Freunde des großen Römischen Redners den Wunsch aussprechen, daß, wenn die beabsichtigte Herausgabe der übrigen Reden desselben in der hier besprochenen Weise auch für's Erste noch unterbleiben muß, doch die Zeit nicht ferne liegen möge, in welcher der wohl durchdachte und bis hierher trefflich ausgeführte Plan wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden wird. Uebrigens können wir von dem mit allseitigem Beyfall gekrönten Werke auch für jetzt nicht scheiden, ohne, wie bey dem Beginne der vorigen Anzeige, die persönlichen Verhältnisse des Verfassers mit einigen Worten zu berühren. Damals hatten wir es zu beklagen, daß der Bayrische Gymnasiallehrerstand durch seinen Austritt einer seiner schönsten Zierden beraubt worden war; jetzt ist es uns vergönnt, unsere innige Freude darüber auszusprechen, daß er demselben wiedergegeben, und zwar unter Umständen wiedergegeben ist, welche seinen Wiedereintritt in jeder Hinsicht als einen Lichtblick an dem leider immer noch trüben Horizonte erscheinen lassen. Denn wenn die Königliche Staatsregierung das Verdienst des Einen so zu lohnen wußte, daß sie sich durch die im Allgemeinen durch die Verhältnisse gebotenen Schranken nicht beengen ließ, so hat sie allen damit die freudige Zusicherung gegeben, daß diese Schranken sobald als möglich fal-

len sollen, und daß wenigstens die Zeit vorüber ist, in welcher man eine Verbeßerung der Lage des Einzelnen, selbst wenn die Mittel dazu vorhanden wären, nicht zuließ. Gewiß werden für die Zukunft die nicht Recht behalten, welche behaupten, daß, wenn ein Lehrer zu einer Anerkennung gelangen wolle, er nur erst Bayern verlassen müsse. Zeigt doch ein jeder ähnlicher Fall, was bey uns geschehen muß, um das Gleichgewicht selbst mit den kleineren deutschen Staaten herzustellen; und sollte es wirklich denen zum Nachtheil gereichen, die unausgesetzt ihre Kräfte dem Lande widmeten, in welchem sie geboren und gebildet sind? Dieß können und wollen wir nicht glauben, und begrüßen daher die Heimkehr des verehrten Freundes mit doppelter Freude als eine Verheißung beßerer Tage.

L. v. Jan.

Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig. Dresdae 1849. 28 S. gr. 8.

Ueber den ersten Theil von Sillig's Quaestiones Plinianae, welcher dazu bestimmt war, zu zeigen, was von dem in der Pariser Bibliothek befindlichen und früher schon von Salmasius benützten Anecdoton unter dem Titel: Appuleii Platonici de remediis salutaribus für die Kritik des Plinius zu hoffen sey, hat Ref. in den Gelehrten Anzeigen 1839. No. 206 f. berichtet. Der vorliegende zweyte Theil, welcher, wie jener, als Programm des Dresdner Gymnasiums erschien, steht mit jenem nur äußerlich in Zusammenhang; seinem Inhalte nach schließt er sich enge an die kürzlich in diesen Blättern besprochnen Ausgabe der Vorrede und des 35. Buches der Naturalis Historia des Plinius an, so daß Ref. beyde Schriften in einer Anzeige zusammen behandelt haben würde, wenn ihm diese nicht zu spät zugekommen wäre.

Hr. Sillig hat nämlich die sich ihm darbietende Gelegenheit dazu benützt, eine weitere Probe von dem bereits vollendeten Theile seiner Ausgabe des Plinius zu geben, und hat dazu die ausführlichen Bemerkungen zu den bereits fertigen Büchern, mit nur wenigen Ausnahmen gewählt. In diesen hat er sich, wie er selbst sagt, zur Aufgabe gemacht, den eigenthümlichen Sprachgebrauch des Plinius zu erörtern, den Sinn schwieriger Stellen aufzuhellen und die Ansichten der bedeutendern frühern Bearbeiter und Erklärer entweder durch neue Beweise zu bestätigen, oder, wenn jene irrig zu seyn schienen, sie zu verbessern, und so die vorkommenden Schwierigkeiten in grammatischer, kritischer und historischer Hinsicht zu beseitigen. Er verwahrt sich auch hier wieder vor dem Vorwurfe zu großer Weitläufigkeit; indessen kann Ref., wenn diese hier zusammengestellten alle ausführlichen Bemerkungen zu 10 Büchern sind, seine früher ausgesprochene Ansicht, daß ihm durchaus nicht zu viel geschehen scheint, hier nur wiederholen. Hr. S. will diese Bemerkungen als Excurse betrachtet wissen, und erklärt, es seyen nur wenige, meist grammatische übrig, die er anderswo, hoffentlich in der Ausgabe selbst, mitzutheilen gedenke. Daher kann es um so weniger auffallen, daß die Kritik in den hier gegebenen Bemerkungen ein so bedeutendes Uebergewicht hat.

Dieser sind, nachdem die Bezeichnungen der Handschriften kurz erklärt worden sind, 34 Bemerkungen gewidmet, von denen die 3 ersten solche Stellen behandeln, bey welchen Hr. S. bemüht war, die richtige Lesart nach seinen Handschriften herzustellen, oder unnöthige Conjecturen Anderer abzuweisen, die 11 andern aber bedeutendere Aenderungen vermittelst Conjecturen enthalten. Von den erstern sind 5, von den andern 2 mehr oder weniger gegen den Referenten gerichtet, der übrigens an keiner dieser Stellen seine früher ausgesprochene Ansicht noch für vollkommen richtig ausgeben möchte, wenn er gleich nicht überall so mit Hr. Sillig einverstanden ist, wie bey der zuerst behandelten Stelle, welche Hr. S. selbst als die bedeutendste bezeichnet. Die Bamberger Handschrift hat in derselben (36, 25) statt der sinnlosen Vulgata: Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis, duasque chametaeras circa eam die Lesart duosque campteras, woraus Ref. wegen der Feuergöttinn Vesta duosque lampteras machen zu müssen glaubte, was Hr. S. auch in seine kleinern Ausgaben

aufgenommen hat, der jedoch bey genauerer Untersuchung zu der Ueberzeugung kam, daß campteras hier ganz richtig sey, indem die sitzende Vesta die Erde, die campteres oder metae aber die Pole des Himmels bedeuten, welche als die Wendepunkte der Sonnenbahn (vgl. Homer Od. 15, 403 τροπαὶ Ἡελίοιο) betrachtet werden; womit noch ganz passend die Worte des Plinius selbst longissimas distantiae metas verglichen werden.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir alle einzelne Stellen durchgehen wollten; wir bemerken daher nur im Allgemeinen, daß, wie es in der Natur der Sache liegt, die Stellen ersterer Art, bey welchen die Lesart der Handschriften, mit alleiniger Abänderung der Interpunktion bey einigen derselben, festgehalten oder zuerst zur Geltung gebracht wird, mehr auf allgemeine Anerkennung Anspruch machen können, als es bey den andern der Fall ist, bey denen H. S. die Conjectur zur Hülfe genommen hat. Nur bey zweyen von jenen, wo Hr. S. nicht seinen Handschriften sondern dem im 12. Jahrhunderte veranstalteten Auszuge, Roberti Canuti Crikeladensis defloratio Pliniana, gefolgt ist, ist Ref. mit der Gestaltung derselben nicht einverstanden; d. i. 2, 114, wo Namque e fluminibus ac nubibus et e mari videmus . . . consurgere (ventos) geschrieben werden soll, während nach den Handschriften das von Harduin aufgenommene sinubus in nivibus, d. i. „durch Schneeflächen" abzuändern ist; und 3, 123., wo nach demselben: oppidum Eporedia Sibyllinis libris a populo Romano condi iussum geschrieben werden soll, während die Handschriften auf Sibyllinis a p. R. conditum iussis hinführen. An einer andern Stelle (37, 119) ist Ref. nur mit der hier gewählten Interpunktion nicht einverstanden, indem er statt: Adulteratur (cyanos) maxime tinctura, idque in gloriam regum Aegypti; adscribitur et qui primus tinxit, schreiben möchte: idque in gloriam regum Aegypti adscribitur; an einer andern (2, 11) nur mit der hier vorgeschlagenen Erklärung, indem Ref. die Worte: eandemque (terram) universo (oder universi) cardine stare pendentem so erklärt, daß cardine pendentem zusammen bezogen wird, während Hr. S. aus den Vorhergehenden die Worte imam atque mediam in (universo cardine) herabgenommen wissen will.

Von den durch Conjectur geänderten Stellen heben wir hier nur die eine (5, 59) hervor, in welcher Hr. S. est ex adverso insula eius (Nili) Philae zu schreiben vorschlägt, statt et ex adverso insulae IV Philae, und verweisen wegen der übrigen auf die Z. f. A. W.

Erklärende Bemerkungen finden sich nur zwey, von denen die eine (zu 2, 92) den Aufruhr unter dem Consulate des Octavius, welchen Harduin auf das Jahr d. St. 711 bezieht, auf 667 verweist, wo Cn. Octavius mit Cinea und nach dessen Vertreibung mit L. Cornelius Merula Consul war; die andere (zu 36, 46.) den Scherz des Cicero über die von Marmor erbauten Mauern von Chios so erklärt: „ich würde sie noch mehr bewundern, wenn ihr nicht so von der Natur dabey unterstützt worden wäret, sondern sie aus geringen Steinen erbaut und durch Kunstwerke ausgeschmückt hättet."

Von den grammatischen Bemerkungen, welche Hr. S. wie bereits angeführt worden ist, auf eine andre Gelegenheit aufgespart hat, ist hier zum Schlusse nur eine einzige, über die Formen auf um im Genitiv des Plurals der 2. Declination beygegeben, welche sich in der Bamberger Handschrift findet.

Das Ganze gibt einen neuen Beweis von dem vielen Trefflichen, welches die Sillig'sche Ausgabe des Plinius zu bieten verspricht. Möge es bald aus dieser selbst ersichtlich seyn!

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

W. A. H. Faselius, Berechnungen der Ablösungs-Kapitalien. Weimar 1849.

A. Burg, Compendium der populären Mechanik und Maschinenlehre. 2te verb. Auflage. Mit Atlas. Wien 1849.

U. Vitry, Le propriétaire architecte. Vol. 1. 2. Par. 1827.

B. Woodcroft, A sketch of the origin and progress of steam navigation. Lond. 1849

Jer. de La Lande, Bibliographie astronomique avec l'histoire de l'astronomie depuis 1781 jusqu'à 1802. Par. 1803.

H. Koeler, Beobachtungen über die Temperatur der See-Oberfläche im nordatlant. Meere. Göttingen 1849.

C. Hartmann, die neuesten Entdeckungen und Forschungen in der Geologie. Weimar 1849.

Th. Schramm, Examinatorium der Chemie. Th. 1. Unorganische Chemie. Tübingen 1848.

Dr. M. Perty, die Bewegung durch schwingende mikroskopische Organe im Thier-Pflanzenreiche. Bern 1849.

B. H. Hodgson, Catalogue of the specimens and drawings of Mammalia and Birds of Nepal and Thibet. Lond. 1846.

G. R. Waterhouse, A natural history of the mammalia. Part 12 — 19. Lond. 1848.

Acheta Domestica, Insect Life, wars, infusions, slavery ... Episodes of Insect Life. Lond. 1848.

Dr. J. Poech, Enumeratio plantarum hucusque cognitarum insulae Cypri. Vindobonae 1842.

D. Lindley, An introduction to Botany. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Dr L. Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamen-Flora. Bd. II. Abth. 3. Moose. Leipz. 1848.

C. J. v. Klinggräff, Flora von Preußen. Marienwerder 1848.

Ch. König and Sim, Annals of Botany. Vol. 1. 2. Lond. 1803.

L. Chr. Treviranus, Bemerkungen über Führung von botanischen Gärten, welche zum öffentlichen Unterricht bestimmt sind. Bonn 1849.

Dr. M. J. Schleiden; Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. 3. umgearb. Aufl. Th. 1. Leipzig 1848.

W. P. Schimper, Recherches anatomiques et morphologiques sur les mousses. Strasb. 1848.

E. Fries, Symbolae ad historiam Hieraciorum. Upsaliae 1848

Dr. A. Gras, Description des oursins fossiles du département de l'Isère. Par. 1848.

W. Cockburn, A new system of Geology. Lond. 1849.

Dr. C. A. Menzel, der Bau des Eis-Kellers sowohl in wie über der Erde. Halle 1848.

Dr. Lindes, Gründliche Anleitung zur prakt. Ausführung der wichtigsten agronomisch-chemischen Untersuchungen. Berl. 1849.

Dr. K. Göriz, die im Königreiche Würtemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen. Tübingen 1848.

L. v. Beckedorff, Gesammelte landwirthschaftliche Schriften. Lief. 1. Berl. 1849.

F. E. Bochmann, Ueber die Benützung der Roßkastanien und Eichen. Bautzen 1848.

E. W. Uhde, Die Grundzüge der Nationalökonomik oder socialen Physiologie nach ethischer Anschauung. Abth. 1. Berlin 1849.

Dr. E. Falke, Die Hippologie. Leipz. 1849.

Verhandlungen des Congresses von Abgeordneten deutscher landwirthschaftlicher Vereine, gehalten in Frankfurt a. M. vom 6. — 14. November 1848. Darmstadt 1849.

Dr. L. Müller, Die Fabrikation des Papieres, insonderheit des auf der Maschine gefertigten. Berlin 1849.

A. Fülepp und F. Marquardt, Geschichte des gewerkschaftlichen Metallbergbaues im Banate. Wien 1848.

F. Reinhard, Die Sicherstellung des Bergbaues durch einen festen Rechtsboden. Koblenz 1849.

A. Samter, Die gegenwärtige Finanz-Krisis. Königsberg 1848.

Handels-Archiv. Red. R. Delbrück, J. Hegel. Berlin 1848.

Handels-Lexikon oder Encyklopädie der gesammten Handelswissenschaften. Bd. 1 — 5. Leipz. 1849.

Entwurf zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland. Frankf. 1848.

A. Duckwitz, Der deutsche Handels- und Schiffahrts-Bund. 2. Aufl. Bremen 1848.

K. Arnd, Der Freyhandel, List und das Memorandum. Frankf. 1849.

Statistische Uebersichten über Waaren-Verkehr und Zoll-Ertrag im deutschen Zollvereine für das Jahr 1847. Berlin 1849.

Für und Wider Schutz- und Differenzialzölle. Berlin 1848.

Dr. G. W Oehlrich, Deutschland zur See, seine Schiffahrt und sein Handel. Hamb. 1849.

Dr. K. E. Morstadt, Commentar über das Handelsrecht Deutschlands und Frankreichs. Th. 1. Heidelberg 1849.

J. J. Altmeyer, Histoire du comptoir Hanséatique d'Anvers Bruxelles 1848.

Mor. Evans, The commercial crisis 1847 and 1848. Lond. 1848.

Zoll-Aphorismen. 1 Heft. Frankf. 1848.

Ch. Zoeppritz, Der Rückschritt des Zollvereins. Frankf. 1848.

H. Weise, Der seitherige Blanco- und Acceptations-Credit der Bankiers und als Ersatz dafür der Vorschlag eines Credit-Vereines. Aachen 1848.

Acta Latomorum ou chronologie de l'histoire de la Franche-Maçonnerie française et étrangère. T. 1. 2. Par. 1815.

Dr. K. Schwenk, Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. Bd 4. Mythologie der Semiten. Frankf. 1849.

Dr. E Beneke, Die Reform und die Stellung unserer Schulen. Berlin 1848.

Pensieri sull' educazione. Frammento inedito. Lugano 1845.

R. W. Portius, Ueber den Ursprung der Begriffe Leipz 1848.

O. Rucellai, Saggio dei dialoghi filosofici. Firenze 1823.

J. Bucher, Philonische Studien. Tübingen 1848.

V. Cousin, Philosophie populaire. Par. 1848.

J. N. Oischinger, Philosophie und Religion. Schaffhausen 1849.

J. Forbes, The danger of superficial Knowledge. Lond. 1849.

Dr. G. F. Taute, Der Spinozismus als unendliches Revolutionsprinzip und sein Gegensatz. Berl. 1848.

Dr. H. F. W. Hinrichs, Geschichte der Rechts- und Staatsprinzipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart. Bd. 1. Leipz. 1848.

H. C. A. Eichstadius, Opuscula oratoria. Fasc. IV. V. Finis. Jenae 1849.

M. A. Titmarsh, Doctor Birch. Par. 1849.

Schelmuffsky, Wahrhaftige Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande. Leipz. 1848

A. Hafner, Des Pilgrim's letzte Fahrt. Ein Opfer an Byrons Manen. Winterthur 1848.

O. F. Gruppe, Königin Bertha. Berlin 1848.

H. Feussner, Die ältesten alliterirenden Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache. Hanau 1845.

Deinhardstein, Gesammelte dramatische Werke. Bd. 1 — 3. Leipz. 1848.

Speculum regale. Konungs-Skuggsja. Konge-Speilet et philosophisk-didaktisk skrift, forfattet i Norge mod slutningen of det tolfte aarhundrede. Christiania 1848.

P. A. Munch og C. R. Unger, Fagrskinna. Kortfattet Norskkonge-Saga. Christiania 1847.

P. A. Munch, Den aeldre Edda. Samling af norrone oldkuad, indeholdende nordens aeldste gudeog helte-sagn. Christiania 1847.

Rich. Fanshaw, Original letters during his Embassies in Spain and Portugal. Lond. 1702.

E. Devrient, das Nationaltheater des neuen Deutschlands. Leipz. 1849.

G. Rosini, Storia della pittura italiana. T. VII. p. 1. 2. Pisa 1849.

Raccolta di incisioni sul disegno delle migliori statue pubbliche e private essistenti in Firenze. Disp. 8. 9. Firenze 1848.

G. Schilling, Musikalisches Conversations-Handwörterbuch. Stuttg. 1849.

L. Reybaud, Jerome Paturot à la recherche de la meilleure des republiques. Vol. 1 — 4. Par. 1848.

P. J. Proudhon, Resumé de la question sociale. Par. 1848.

J. Mac gregor, Sketches of the progress of civilization and public liberty, with a view of the political condition of Europe and America in 1848. Lond. 1848.

P. Leroux, Projet d'une constitution démocratique et sociale, fondée sur la loi même de la vie . . Par. 1848.

— —, De la Ploutocratie ou du gouvernement des riches. Par. 1848.

— —, De l'égalité. Par. 1848.

J. B. Richard de Radonvilliers, Les causes d'une révolution. Par. 1848.

Dr. Chr. Weiß, Das reinmenschliche Interesse des constitutionellen Staates an der religiösen Bildung durch Schule und Kirche. Eisleben 1848.

J. J. Roßbach, Die Grundrichtungen in der Geschichte der Staatswissenschaft. Erlangen 1848.

Solution définitive d'un problème fort compliqué ou moyen d'affranchir le travail de l'exploitation du capital individuel. Leipz. 1848.

J. G. Oelsner, Ueber die Abschätzung des Einkommens. Bautzen 1848.

C. Junghanns, Die Volkswirthschaftslehre. Leipz. 1848.

L. Fr. v. Groß, Allgemeine progressive Grund- und Einkommensteuer, gleiches Maaß und Gewicht für Deutschland. Jena 1848.

L. Faucher, Du système de Louis Blanc. Par. 1848.

Ar. de Melun, de l'intervention de la société pour prévenir et soulager la misère. Par. 1849.

Lüchow, Die Organisation der Arbeit und deren Ausführbarkeit. Berl. 1848.

H. Klemm, Spezielle Erörterungen und Vorschläge zu einer durchgreifenden Reform des Gewerbewesens und der Arbeiterverhältniße im Allgemeinen. Leipz. 1848.

F. v. Wick, Abhandlungen aus dem Gebiete der Gefängnißkunde. Heft 1. Die Isolirung der Sträflinge. Schwerin 1849.

G. L. Martens, Tagebuch eines Freywilligen des von der Tannschen Corps. Hamb. 1848.

C. Balbo, Studii sulla guerra d'indipendenza di Spagna e Portogallo. Torino 1848.

W. v. Willisen, Theorie des großen Krieges. Th. 3. Der italienische Feldzug des Jahres 1848. Berlin 1849.

Dr. Rucco, L'esprit de la médecine ancienne et nouvelle. Bruxelles 1849.

Dr. F. Reiche, Ueber den ärztlichen Stand und die nothwendige Reform der ärztlichen Verhältniße. Magdeburg 1848.

Dr. F. Grävell, Notizen für praktische Aerzte über die neuesten Beobachtungen in der Medizin. Jahrg. I. Abth. 1. Leipz. 1848.

Dr. G. Roß, Handbuch der chirurgischen Anatomie. Abth. 2. Leipz. 1848.

Dr. A. A. Berthold, Lehrbuch der Physiologie. 3. Aufl. Göttingen 1848.

Dr. E. Mathieu, Etudes cliniques sur les maladies des femmes appliquées aux affections nerveuses et utérines. Par. 1848.

R. Carswell, Pathological anatomy. Illustrations of the elementary forms of disease. Lond. 1838.

Dr. J. Ennemoser, Was ist die Cholera. 2. verb. Aufl. Stuttg. 1848.

Dr. J. Bierbaum, Die Diagnose des hitzigen Wasserkopfes. Berl. 1848.

C. J. Leviseur, Die Cholera und der methodische Gebrauch des Camphors gegen dieselbe. Berl. 1848.

Dr. Th. Wendt, Die Lustseuche in allen ihren Richtungen. 3. Aufl. Breslau 1825.

C. G. Th. Ruete, Beytrag zur Physiologie des Fiebers. Göttingen 1848.

Fr. A. Kiwisch, Ritter von Rotterau, Klinische Vorträge über spezielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Abth. 1. Prag 1847.

Dr. L. Griesselich, Handbuch zur Kenntniß der homöopathischen oder specifischen Heilkunst. Carlsruhe 1848.

Dr. Thore, Etudes sur les maladies incidentes des aliénés. Par. 1847.

Dr. C. Sedillot, De l'insensibilité produite par le chloroforme et par l'éther et des opérations sans douleur. Par. 1848.

Th. Pr. Teale, Lehrbuch der Unterleibsbrüche, von Dr. H. Hölder. Stuttg. 1848.

Dr. E. Romershausen, Der einfache Galvano-elektrische Bogen als Heil- und Schutzmittel. Halle 1849.

Dr. A. v. Gräfe, Ueber das Tannin als Choleramittel. Berl. 1848.

Dr. Fel. de Billi, Sulla J. R. Scuola di ostetricia ed annesso ospizio delle partorienti in Milano e sulle cose, notabili osservatesi nella clinica ostetricia. Milano 1844.

F. X. Körber, Die Krankheiten des Rindviehs und die wichtigen Krankheiten der kleineren Hausäugethiere. 2. Aufl. Berl. 1849.

Dr. T. Brackenhoeft, Reform von Grundeigenthum und Erbrecht. Heidelb. 1848.

Dr. J. H. Hillebrand, Lehrbuch des deutschen Privatrechts mit Einschluß des Handels- u. Lehenrechts. Abth. 2 und letzte. Leipz. 1849.

E. Wolff, Die Handwerke und ihre Innungen nach den Anforderungen unserer Zeit. Berl. 1848.

G. A. Stenzel, Beyträge zur Geschichte der Landemien in Schlesien. Breslau 1848.

Foelix et Henrion, Traité des rentes foncières. Par. 1820.

G. A. Chambellan, Etudes sur l'histoire du droit français. P. I. Par. 1848.

Assises de Jérusalem ou recueil des ouvrages de jurisprudence composés pendant le XIII siécle dans les royaumes de Jérusalem et le Chypre. Publiés par le comte Beugnot. T. 1. 2. Paris 1841 — 1843.

E. Fr. von Völderndorff-Waradein, Die Grundgliederung des kontradiktorischen Vortrages in der äußeren Form als Lösung des Problems, die Dauer und die Kosten der Civilprozesse zu vermindern. Nördlingen 1849.

F. Schrader, Goswin Krackrügge und sein Prozeß. Jena 1848.

M. Müller-Jochmus, Ueber die Todesstrafe. Leipz. 1848.

J. v. Kettenacker, Die Verbrechen des neuen Strafgesetzbuches für das Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1848.

Die strafrechtlichen Fragen der Gegenwart. Von einem süddeutschen Juristen. Stück 1. Heidelb. 1848.

A. Faber, Darstellung der gerichtlichen Organisation und Kompetenz in Rhein-Preußen. Wien 1848.

Dr. E. Trummer, Entwurf eines Criminalgesetzbuches für die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen. Hamburg 1848.

K. von Steinbach, Das deutsche Reich und seine Staaten. Leipzig 1848.

Dr. J. Stahl, Die Revolution und die constitutionelle Monarchie. Berl. 1848.

L. E. Schmidt, Die Aufhebung der Feudalrechte der Rittergutsbesitzer wider die Landbauern ohne Entschädigung. Breslau 1848.

U. R. Schmid, Die Bedeutung der constitutionellen Monarchie. Jena 1848.

Dr. P. Pfizer, Beyträge zur Feststellung der deutschen Reichsgewalt. Frankf. 1848.

Dr. D. Mohr, Verfaßungsurkunde des Bremischen Freistaats. Bremen 1848.

Dr. M. Meinhold, Die babylonische Sprachen- und Ideen-Verwirrung der modernen Presse. Leipzig 1848.

Die sogenannte Mediatisirungs-Frage. Frankf. 1848.

Ch. Maier, Die Bezirkskörperschaften und Amtsversammlungen in Württemberg. Stuttg. 1848.

H. Künßberg, Das deutsche Verfaßungswerk im Jahre 1848. Frankf. 1849.

K. W. Krüger, Zur Charakteristik der gestürzten Verwaltung in Preußen. 1. Beytrag. Berl. 1848.

Ueber gemeinsame materielle Interessen im deutschen Bundesstaate. Frankf. 1848.

G. F. Hüttner, Die Centralisation der deutschen Posten. Leipzig 1848.

Dr. Hellmar, Der Untergang der Civilisation, eine Folge der Revolution. Halle 1848.

Dr. J. Heine, Politische Betrachtungen eines Unpolitischen. Heidelb. 1848.

Dr. H. Gräfe, Die Verfassungsurkunde des Kurfürstenthums Hessen. Cassel 1848.

A. Gossler, Zur Verfassungsfrage. Breslau 1848.

Dr. G. A. Fricke, Zur Verständigung über Republik, constitutionelle Monarchie und deutsches Erbkaiserthum. Leipz. 1848.

—, Woher kommt das anarchische Treiben und wie ist ihm abzuhelfen? Leipz. 1848.

Frankfurt und Berlin. Ein Wort zur Verständigung. Frankf. 1848.

Dr. J. Fehr, Ueber die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseyns u. d. deutschen Nationaleinheit. Tübingen 1848.

E. Diederichs, Der deutsche Staat. Frankf. 1848.

Dänemark und die constitutionelle Verfassung. Kopenhagen 1848.

Ch. C. J. Bunsen, Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft. 2. Sendschreiben. Frankf. 1848.

Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berl. 1849.

Dreizehn vertraute Briefe eines berühmten deutschen Diplomaten an einen ehemal. Minister. Weimar 1849.

Dr. Ch. J. Braniß, Die deutsche Nationalverfassung und die Preußische Constitution. Breslau 1848.

Fr. von Blittersdorff, Einiges aus der Mappe. Mainz 1849.

K. Albrecht, Absagebrief eines Subjectivisten an A. Ruge. Leipz. 1848.

Politische Aktenstücke des deutschen Fürstenbundes unter der Leitung des Fürsten Metternich. Leipz. 1848.

O. Abel, Das neue deutsche Reich und sein Kaiser. Berl. 1848.

v. Wydenbrugk, Die Neugestaltung des deutschen Vaterlandes. Weimar 1848.

Dr. C. Ullmann, Einiges für Gegenwart und Zukunft. Hamburg 1848.

Verfassungs-Urkunde für den preußischen Staat. Berl. 1848.

Ueber die vertragsmäßige Vereinbarung der deutschen Verfassung mit den Fürsten. Frankf. 1848.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1849.

(Schluß.)

Montégut (Emile), De la littérature en Europe et en Amérique. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 2.

Latham (R. G.), Remarks upon the general principles of philological classification and the value of groupes, with particular reference to the languages of the indo-european class. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Saulcy (Fr. de), Recherches analytiques sur les inscriptions cunéiformes du système médique. — Journ. asiat. 1849 Août—Sept.

Beke (Ch. T.), On the geographical distribution of the languages of Abessinia and the neighbouring countries. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

The Bengali language and literature. — Calcutta Review 1849 June.

Dubeux (L.), Note sur un passage du CCLXIV chapitre de la chronique catalane d'En Ramon Muntaner. — Journ. asiat. 1849. Août—Sept.

Philostratorum et Callistrati opera. Recognovit A. Westermannus. Paris 1849. — Journ. des Savants 1849 Octob.

The works of Qu. Horatius Flaccus: illustrated chiefly from the remains of ancient art. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 Octob.

Low (Jam.), A translation of the Keddah annals termed Marong Mahawangsa. (VI). — Journ. of the Ind. Archip. 1849 May.

Le livre des pays, par Abou Isaac el-Farsi el-Istakri; traduit de l'arabe par A. D. Mordtmann. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Octob.

Lowenstern (Isid.), Note sur une table généalogique des rois de Babylone dans Ker-Porter (Travels in Georgia, Armenia, ancient Babylonia.) — Revue archéol. Ann. VI. Livr. 7.

On comparative physical geography. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Souvenirs de trois mois en Italie pendant l'année 1848. (Suite et fin.) — Correspond. T. XXV. Livr. 2.

Rigg (Jon.), Tour from Sourabaya, through Kediri, Blitar, Antang, Malang and Passuruan. — Journal of the Ind. Archipel. 1849 May.

Chopard (J. M.), A few particulars respecting the Nicobar islands. — Ebendaſ.

Five days in Nanking. II. — Ebendaſ.

Bargès, Excursion à Sebdou, poste français sur la frontière du Maroc, extraite des souvenirs de la province d'Oran, ou voyage à Tlemcen. — Journ. asiat. 1849 Août—Sept.

Lyell (Sir Charl.), A second visit to the United States of North America. 2 vols. Lond. 1849. — North Amer. Rev. 1849 Oct.

Lanman (Ch.), A summer in the wilderness, embracing a canoe voyage up the Mississippi and around Lake Superior. New York 1847. — Ebendaſelbſt.

Pavie (Théod.), Scènes de la vie anglo-hindoue. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 2.

Mitchell (Th. L.), Journal of an expedition into interior of tropical Australia, in search of a route from Sydney to the Gulf of Carpentaria. Lond. 1848. — Ebendaſ. Livr. 3.

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. Le Sahara et le grand désert. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 3.

Grellet-Dumazeau, Etudes sur le barreau romain. Procès de Clodius. — Revue de législation et de jurispr. 1849 Sept.—Oct.

Notice sur quelques débris de constructions romaines, conservés dans la commune de Herten. — Messag. des scienc. histor. 1849. Livr. 2.

Joly (E.), Antiquités celto-germaniques et gallo-romaines, trouvées sur le territoire de Renaix etc. Appendice. — Ebendaſ.

Maury (A.), Du Musée de Leyde, des richesses archéologiques dont s'est augmentée sa collection. — Revue archéol. Ann. VI Livr. 7.

Congrès scientifique de France, seizième session tenue à Rennes. — Ebendaſ.

Laran (Th.), Le monastère espagnol de Las-Huelgas. — Annal. archéol. T. IX. Livr. 5.

The revolution of 1848 in Sicily. — North Amer. Review 1849 Octob.

Rome. (Gli ultimi sessanta-nove giorni della Republica Romana. Roma 1849). — Quart. Review 1849 Sept.

Moreau de Jonnès, Statistique sommaire de la France. III. La production agricole. — Journ. des Econom. 1849 Octob.

Deloye (Aug.), Des Edenates et de la ville de Seyne, en Provence. — Biblioth. de l'Ecole des Chart. 1849 Juillet—Août.

Troche, Détails historiques et archéologiques sur le Palais de Justice à Paris. — Revue archéol. Année VI. Livr. 7.

Pinard (T.), Monographie de l'église Notre-Dame de Sommevoire. — Ebendaſ.

Le Payen de Flacourt, Essai historique sur la ville de Saint-Valery. — Ebendaſ.

Nouvelles observations sur le sceau capitulaire de Saint-Chéron de Chartres. — Ebendaſ.

What has revolutionising Germany attained? — Blackwood's Mag. 1849 Octob.

Boni (F. de), Studii sopra la Svizzera. — L'Italia del popolo. No. 2. 1849 Settembre. No. 3. 1849 Ottob.

Gaillard (V.), Anciennes institutions commerciales. L'étape des grains à Gand. — Messag. des scienc. histor. 1849. Livr. 2.

Maitland (S. R.), Essays on subjects connected with the Reformation in England. Lond. 1849. — Dublin Review 1849 Octob.

Mac Cabe (W. B.), A catholic history of England. P. I. England before the Reformation. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Maitland (S. R.), Essays on subjects connected with the Reformation in England. Lond. 1849. — English Rev. 1849 Sept.

Warburton (E.), Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers. 3 vols. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Methodism in Wales. — Quarterly Review 1849 Sept.

Tours in Ireland. — Ebendaſ.

Forcade (Eug.), Cavaliers et têtes-rondes. (Robert Bell's memorials of the Civil War. Lond. 1849.) — Revue des deux Mondes 1849. T. IV. Livr. 2.

Historical memorials of Greenland. Edited by the Royal Society of Northern Antiquaries. 3 vols. Copenhagen 1838—45. — Dublin Review 1849 Octob.

Saint-Priest (Al. de), Etudes diplomatiques sur le XVIII siècle. III. Le partage de la Pologne. (Fin). — Revue des deux Mondes 1849. T. IV. Livr. 2.

Quatremère, Observations sur la ville de Ninive. Deux. art. — Journal des Savants 1849 Octob.

Williams (G.), The Holy City. Historical, topographical and antiquarian notices of Jerusalem. 2 ed. by R. Willis. 2 vols. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 Octob. English Review 1849 Sept.

Martin (J. R.), On the re-occupation of Negrais. — Calcutta Review 1849 June.

Paunchkouri Khan, The revelations of an Orderly. Being an attempt to expose the abuses of administration . . . in the Mofussil Courts. Benares, 1848. — Ebendaſ.

Cunningham (Jos. Dav.), A history of the Sikhs. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Madden (R. R.), The island of Cuba: its resources, progress and prospects, considered in relation especially to the influence of its prosperity on the British and West India colonies. Dublin 1849. — Dublin Review 1849 Octob.

The conquest of Canada. By the author of „Hochelaga." 2 vols. Lond. 1849. — English Rev. 1849 Sept.

Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England. Lpz. 1847. — North Amer. Review 1849 Octob.

Cucheval-Clarigny, La société américaine et les écrivains américains. — Rev. des deux Mond. 1849. T. IV. Livr. 4.

New South Wales and the crisis of 1844. — Calcutta Review 1849 June.

Guignard, Mandement de Philippe le Long, relatif aux juifs de Froyes (1309.) — Biblioth. de l'École des Chart. 1849 Juillet—Août.

Foisset (Th.), Biographie de M. Riambourg. — Correspond. T. XXV. Livr. 1.

Blanche (De), Jacques Balmès. — Ebendaſ. Livr. 2.

Hodgkin (Thom.) Biographical sketch of James Cowles Prichard. — Edinb. new philos. Journal 1849 Octob.

Diary and correspondence of Samuel Pepys. With a life and notes by R. Lord Braybrooke. 3 ed. Lond. 1849. — Blackwoods Mag. 1849 Oct.

Biography of Palestrina. — Christ. Remembr. 1849 Octob.

Braybrooke (Richard Lord), Diary and correspondence of Samuel Pepys, Secretary to the Admiralty in the reigns of Charles II and James II. 5 vols. Lond. 1848—49. — Edinb. Rev. 1849 Octob.

Buckminster Lee (El.), Memoirs of Rev. Joseph Buckminster and of his son, Jos. Stevens B. Boston 1849. — North Amer. Review 1849 Octob.

Fairbairn (W.), General description of the Britannia and Conway tabular bridges on the Chester and Holyhead railway. Lond. 1849. — Quart. Review 1849 Sept.

Comets. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

La Provostaye et Desains, Mémoire sur la polarisation de la chaleur. (Fin.). — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Octob.

Sturgeon (W.), A description of several extraordinary displays of the Aurora borealis, as observed at Prestwich during the winter of 1848—1849. (Concl.) — Edinb. new philos. Journal 1849 Octob.

On the fall of rivers, especially that of the Jordan in Palestine, the Thames, Tweed, Clyde and Dee in Britain, and the Shannon in Ireland. — Ebendaſelbſt.

Challis (J.), On the views of the Astronomer royal respecting the modification of sounds by distance of propagation. — Philos. Mag. 1849 Octob.

Brice Bronwin, On the theory of the tides. (Cont.). — Ebendaſ.

Matteucci, Observations on the voltaic arc. — Ebendaſelbſt.

The electric telegraph. — Edinb. Rev. 1849 Octob.

Davy (John), On carbonate of lime as an ingredient of sea-water. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Macquorn Rankine (W. J.), On a formula for calculating the expansion of liquids by neat. — Ebendaſ.

Soubeiran, Observations sur la composition du miel et sur quelques propriétés des sucres. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Octob.

Esprit, Mémoire sur l'absorption des substances salines par le charbon. (Suite et fin.). — Ebendaſ.

Recherches sur la chinoïdine. — Ebendaſ.

Lassaigne, Sur l'emploi du phosphate d'argent sesquibasique dans l'analyse minérale et organique. — Ebendaſ.

Thorel, Modification de l'emploi de l'amidon pour déceler les plus legères traces d'iode. — Ebendaſelbſt.

Hofer, Histoire de la Chimie etc. (5 art.) — Journ. des Savants 1849. Octob.

Collins Brodie (Benj.), An investigation on the chemical nature of wax. — Philos. Mag. 1849 Octob.

Rose (H.), On the inorganic constituents of organic bodies. — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. IV. Mém. Monographie des Astréides. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Mai.

Van Beneden (P. J.), Recherches sur l'organisation et le développement des Linguatules (Pentastoma, Rud.), suivies de la description d'une espèce nouvelle provenant d'un Mandrill. — Ebendaſ.

Dobie (W. Murray), Description of two new species of Floscularia, with remarks. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Octob.

Morris (John), Observations on Mr. Hancock's paper on the excavating sponges. — Ebendaſ.

Alder (Joshua), On the branchial currents of the bivalve mollusca. — Ebendaſ.

Gray (J. E.), Description of three new genera and species of snakes. — Ebendaſ.

Nilsson, On the extinct and existing bovine animals of Scandinavia. — Ebendaſ.

Arlidge (J. T.), Observation of some of the phases of development of the Trichodina pediculus. — Ebendaſ.

On the geographical distribution and uses of the common oyster (Ostrea edulis.) — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

On oceanic infusoria, living and fossil. — Ebendaſ.

Edmonds (Richard), Notice of land-shells found beneath the surface of sand-hillocks on the coasts of Cornwall. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Owen (R.), Instructions for collecting and preserving invertebrate animals. — Ebendaſ.

Knox (A. E.), Ornithological rambles in Sussex, with a systematic catalogue of the birds of that County etc. Lond. 1849. — Quart. Review 1849 Sept.

Lafresnaye (F. de), Melanges ornithologiques. — Revue et Mag. de Zoologie 1849 Sept.

Des Murs (O.), Notice et considérations zoologiques sur le genre ornithologique Poule-Sultane, Fulica Porphyrio (L.). — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Essai sur les Coléoptères de la Polynésie. Suite des Taxicornes. — Ebendaſ.

Bocandé (Bertr.), Description d'un nouveau genre de Carabiques (Camaragnathus) de la Guinée portugaise. — Ebendaſ.

Jussien (Adr. de), Rapport sur le Mémoire de M. Weddell, intitulé: Histoire naturelle des Quinquinas. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Mai.

Weddell (A.), Rectification à la revue du genre Cinchona. — Ebendaſ.

Desmazières (J. B. H. J.), Dixseptième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), Exposition chronologique des périodes de végétation et des flores diverses qui se sont succédées à la surface de la terre. — Ebendaſelbſt

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1849 Oct.

Logan (J. R.), Sago, in the Moluccas, in Sumatra etc.; note on the mode of growth and productiveness of the Sago tree. — Journ. of the Ind. Archip. 1849 May.

Balfour (J. H.), On the Aconitum ferox (Wall.) which has recently flowered in the Garden of the Edinb. horticult. Soc. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Oct.

Levol (A.), Analyses de quelques composés formés d'or et d'argent. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Nov.

Mayer (J. E.) and J. S. Brazier, An analysis of Plate-glass. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Strachey (R.), On the snow-line in the Himalaya. Ebendaſ.

Agriculture and science. — Edinb. Review 1849 Octob.

Fontenelle on the signs of death. — Quaterly Review 1849 Sept.

Chaudruc de Crazannes, Dissertation sur les rapports qui existaient entre le Taurobole et quelques cérémonies du culte de Mithra et de ses mystères. — Revue archéol. Ann. VI. Livr. 7.

Physical errors of Hinduism. — Calcutta Review 1849 June.

Allard, De l'influence de l'instruction sur la moralité des populations. — Journ. des Econom. 1849 Octob.

Broglie (Alb. de), De l'instruction publique en France. II P. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 4.

Aytoun (W. Edmondstoune), Lays of the Scotish Cavaliers. Edinb. 1849. — Dublin Review 1849 Octob.

Lequette, Orfévrerie du XIII siècle. — Annal. archéol. T. IX. Livr. 5.

Mit dieſem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des achtundzwanzigſten und neunundzwanzigſten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1849, Band XXVIII. und XXIX.

Die römiſche Ziffer verweist auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Acta of the Governement of *India*, from 1834—1848. London 1849. XXIX. 457.

Agassiz, L., lectures on *Embryologie*. Boston 1848 u. 1849. XXVIII. 581.

— —, nomenclatoris *zoologici* index universalis. Soloduri 1848. XXVIII. 272

Angas, Georg French, savage life and Scenes in *Australia* and *New Zealand*. 2 Vols. London 1847. XXVIII. 545.

Apsinis et Longini Rhetorica recens. Ioh. *Bakius*. Oxonii 1849. XXIX. 105.

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausg. von E. C. v. Hagen. Bd. 4. Heft 1. Bayreuth 1848. XXIX. 74.

Ariſtoteles, die Metaphyſik des Ariſtoteles. Grundtext u. ſ. w. von Dr. Albert Schwegler. Bd. 1—4. Tübingen 1847 u. 48. XXIX. 89.

Bache, letter from Prof. Bache to D. Patterson 1849. XXIX. 9.

Barrow, John, the life and correspondance of Admiral Sir William Sidney Smith. Vol. 2. London 1848. XXIX. 913.

Benfey, Th., die perſiſchen Keilinſchriften mit Ueberſetzung u. Gloſſar. Leipzig 1847. XXVIII. 121.

Bericht, eilfter B. über das Beſtehen u. Wirken des hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg. Bamberg 1848. XXIX. 743.

Bois-Reymond, Emil du, Unterſuchungen über thieriſche Electricität. Bd. 1. Berlin 1848. XXIX. 393, 585, 897.

Brandt, J. F., Unterſuchungen über die Verwandtſchaften u. ſ. w. des Dodo. XXVIII. 577.

Breithaupt, Dr. A., die Paragenesis der Mineralien. Freiberg 1849. XXIX. 388.

Brooke, James, the expedition to *Borneo* of H. M. S. Dido, extracts from the journal of J. B., by Cpt. Henry Keppel. Edit. 3, 2 Vol. London 1847. XXVIII. 709.

Bulletin de la classe phys. mathem. de l'Académie de Petersbourg. Vol. VII. XXVIII. 577.

Bydragen tot de *Dierkunde*. Uetgegeven door het Genootschap Natura artis magistra te Amsterdam. aflever. I. Amsterdam 1848. XXVIII. 113.

Campbell, John Lord, L. L. D., the lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England etc. Vol. VI u. VII. London 1848. XXVIII. 833.

Ciceronis, M. T., orationes — studio Car. Halm. Vol. II, part. 1 u. 2. Lips. 1847. XXIX. 1001.

— —, M. Tullii C. orationes selectae XII — recogn. Jo. Nicol. Madvig. Havniae 1848. XXIX. 665.

Clauſius, R., drey mathematiſch-phyſikaliſche Abhandlungen. 1848. XXIX. 889.

Codex diplomaticus *fuldensis*. Herausgeg. von Ernſt Friedr. Joh. Dronke. Lief. 1—3. Caſſel 1847. XXIX. 49.

Collection orientale de Bhâgavata Purâna ou histoire poétique de Krichna traduit et publié par Eugène *Bournouf*. Tom. III. Paris 1847. XXVIII. 209.

Cnnningham, Jos. Davey, a history of the *Sikhs*. London 1849. XXIX. 841.

Cousin, Victor, oeuvres, quatrième série. Litérature. Tom. 1—3. Nouv. ed. Paris 1849. XXIX. 983.

Cyrilli, S. Patris nostri C. — opera quae supersunt omnia — ed. Guilielmus Carol. Reischl. Vol. I. 1848. XXVIII. 449.

Daunou, P. C. F., cours d'études *historiques* etc. Tome XIII. Paris 1846. XXVIII. 70.

Deycks, D. Ferdin., Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoßen, beſonders zu Göthe. Frankf. a. M. 1848. XXVIII. 246.

Demosthenes, ausgewählte Reden des D. zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz. Heft 1. Halle 1848. XXVIII. 393.

— — —, die erſte olynthiſche Rede des D, überſetzt von Dr. Ludwig Döderlein. Erlangen 1848. XXVIII. 393.

— — — Olynthiacae III. etc. — edidit Carol. Aug. Rüdiger. Editio 3. Lips. 1848. XXIX. 745.

Dionysii Halicarnassensis fragmenta — edidit Angel. Majus etc. XXVIII. 70.

Duncan, John, travels in *Western Africa* in 1845 and 1846. London 1847. Vol. 1 u. 2. XXVIII. 321.

Eble, über den Soſus des Antiochus von Ascalon. 1847. XXVIII. 721.

Eigenbrodt, Carl, über die Leitungsgeſetze im Rückenmark. Gießen 1849. XXVIII. 982.

(Eilers), zur Beurtheilung des Miniſteriums Eichhorn. Berlin 1849. XXVIII. 989.

Elliſſen, A., zur Geſchichte Athens. 1847. XXVIII. 721.

Erskine, Lord, the speeches of the r. h. L. E. With a prefatory memoir by the r. h. Lord Brougham. London 1847. 4 Bde. XXVIII. 1055.

Etymologicon magnum — recens. Thomas *Gaisford*. Oxonii 1848. XXIX. 809.

Ewald, Heinrich, die Alterthümer des Volkes Iſrael. Göttingen 1848. XXVIII. 849.

Excerpta e *Polybio*, *Diodoro*, *Dionysio*, *Nicolao Damasceno* — edidit C. Aug. L. Feder. Lips. et Darmstad. 1848. XXVIII. 70.

Firmenich, Joh. Matth., Germaniens Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten u. ſ. w. Berlin 1848. XXVIII. 70. XXIX. 713.

Floto, Hartwigius, de S. *Annone*. Berol. 1847. XXIX. 129.

Forbes, James D., the danger of superficial *knowledge*. Lond. 1849. XXIX. 13.

Fragmenta *Historicorum Graecorum* collegit etc. Carolus *Müllerus*. Vol. II. Paris 1848. XXVIII. 761. XXIX. 257.

— — partim inedita, in Atho morte a Mynoide Mina e codice descripta edidit Carol. *Müllerus*. Paris 1847. XXVIII. 65.

Fraser, Louis, *Zoologia* typica. London 1849. XXIX. 1024.

Frisch, Paul., comparatio critica *Lamberti Schafnaburgensis* analium cum aliquot ejusdem aevi chronicis. Monach. 1830. XXIX. 129.

Fritſch, Carl, Vegetationsbeobachtungen zu Prag. Prag 1847. XXIX. 25.

Geppert, Dr. C. E., über den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik. Leipzig 1847. XXVIII. 233.

Gmelin, Leop., Handbuch der organischen Chemie. Bd. 4 oder Bd. 1 der organischen Chemie im Allgemeinen. 4. Aufl. Heidelberg 1848. XXVIII. 257.

Göttinger Studien. Jahrg. 1847. XXVIII. 121, 415, 721. — — —. Jahrg. 1848. XXIX. 473.

Grisebach, A., über die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands. Ein Beytrag zur Geographie der Pflanzen. 1847. XXVIII. 121.

Gronovii, Joa. Frid., notae in C. Annaei *Senecae* naturales quaestiones — edidit Carol. Rudolph. *Fickert*. Pars II. XXIX. 1021.

Hahn, K. A., Auswahl aus Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Heidelberg 1849. XXIX. 633.

Hammer-Purgstall, Khlesl's des Cardinals Leben. Bd. 2. Wien 1847. XXIX. 649.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Thl. 3. Herausgegeben von Dr. L. Boumann. 1847. XXIX. 297.

Hermann, K. Fr., über die Studien der griechischen Künstler. 1846. XXVIII. 721.

Herschel, Kr. John F. W., results on *astronomical* observations made during the years 1833—38 at the Cape of Good Hope. Lond. 1847. XXIX. 529.

Howison, Rob., a history of *Virginia*. Vol. 1, 2. Philadelphia and Richmond, 1846. 1848. XXIX. 958.

Hundertpfund, Liberat, die Malerei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt. Augsburg 1847. XXVIII. 121.

Journal of the Royal *Asiatic society*. Vol. X, part. 1—3. XXVIII. 121.

— —, the J. of the *Indian Archipelago* and *Eastern Asia*. Singapore. Jahrgang 1847 u. 48. XXVIII. 865.

Kalpasûtra, the K. and Navatatva, translated from the Mâgadhi — by the Rev. J. *Stevenson*. Lond. 1848. XXVIII. 893.

Karsten, Dr. G., Fortschritte der Physik im Jahre 1845 u. 1846, dargestellt von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 1 u. 2. Berlin 1846, 48. XXVIII. 118.

Kleinschrod, L. Th. v., die neue Armengesetzgebung Englands u. Irlands. Augsburg 1849. XXIX. 503.

Klüpfel, Dr. K., Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen 1849. XXIX. 853.

Knapp, Dr. F. C., die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen. Braunschweig 1848. XXVIII. 297.

Kreil, C., magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Jahrg. 1—7. Prag 1841—47. XXIX. 25.

Kreyssigii, Jo. Theoph., annotationum ad T. *Livii* libros XLI—XLV a Sim. Grynaeo editos Pars I. Misen. 1848. XXVIII. 217.

Krische, Bernh., über Platon's Phädros. Göttingen 1848. XXIX. 473.

— —, A. B., über Cicero's Akademika. 1847. XXVIII. 721.

Layard, Austeen Henry, *Ninive* and its remains. London 1849. Vol. 1, 2. XXIX. 209.

Leben des heil. Anno, Erzbischof's von Köln, herausgegeben von Dr. Karl Roth. Heft 1. München 1847. XXIX. 129.

Leibniz und der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel ꝛc. Herausgeg. von Chr. von Rommel. Frankf. a.M. 1847. 2 Bde. XXVIII. 497.

Leonhard, K. C. von, und Dr. H. G. Bronn. Neues Jahrbuch für Mineralogie u. s. w. Jahrgang 1848. Stuttg. 1848. XXIX. 369.

Liebig, Justus, Untersuchung über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus. Braunschweig 1848. XXVIII. 273.

Macaulay, Thomas Babington, the *history* of *England* from the accession of James II. Vol. 1, 2. London 1849. XXVIII. 385, 537.

Macrobe, Oeuvres de M., traduction nouvelle par Henri *Descamps*. etc. Tom. III. Paris 1847. XXIX. 833.

Maere von *Sente Annen* Erzebiscove ci Celne bî Rîni. Herausgegeben von Dr. H. E. Bezzenberger. Quedlinb. 1848. XXIX. 129.

Mémoires de l'*Académie* royale de *Bruxelles*. Tom. 15 — 21. Bruxell 1841 — 47. XXIX. 25.

Naumann, Jacob, Nordamerika, sein Volksthum u. seine Institutionen. Leipzig 1848. XXVIII. 158.

Nordamerican Review, the Jan. 1849. XXVIII. 1053.

Oppert, Dr. Jul., das Lautsystem des Altpersischen. Berlin 1847. XXVIII. 121.

Owen, Prof., osteological contributions to the natural history of the Chimpanges. 1848. XXIX. 561.

Panzer, Friedr., Beytrag zur deutschen Mythologie. München 1848. XXIX. 225.

Pelouze, J., cours de *Chimie* générale. Paris 1848. XXIX. 596.

Perthes, Clem. Theodor, Friedrich Perthes Leben. Bd. 1. Hamburg u. Gotha. 1848. XXVIII. 253.

Platon's Werke, griechisch und deutsch. Thl. 1 — 9. Leipzig 1841 — 40. XXIX. 953.

— — —, übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Drescher. Bd. 1. Gießen 1848. XXIX. 953.

Plinii, C. P. Sec. Historiae naturalis praef. et lib. XXXV recens. etc. Julius Sillig. Dresdae 1849. XXIX. 793.

Proceedings of the *American philosophical Society*. Vol. V. L. March. 1849. XXIX. 9.

Quetelet, A., observations des phénomènes periodiques des *plantes*. Bruxell. 1847. XXIX. 25.

— —, sur le *climat* de la *Belgique*. Bruxell. 1846. XXIX. 25.

Rawlinson, H. C., the Persian *Cuneiform inscription* at Behistun, decyphered and translated etc. Lond. 1846 u. 47. XXVIII. 121.

Richardson, James, travels in the great Desert of Sahara in the years of 1845 and 1846. Two Vol. Lond. 1848. XXVIII. 305.

Ruxton, Geo., adventures in *Mexico* and the rocky mountaines. Lond. 1847. XXVIII. 913.

Rückert, Friedrich, Hamasa oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmam. Theil 1 u. 2. 1846. XXVIII. 185.

Sartorius von Waltershausen, W., physisch geographische Skizze von Island. Göttingen 1847. XXVIII. 415.

— —, Atlas des Aetna. 1. Lief. Göttingen 1848. XXIX. 559.

Savage, Thomas S., notice of the external characters and habits of *Troglodytes* Gorilla. 1847. XXIX. 561.

Schneidawin, F. W., die homerischen Hymnen auf Apollon. 1847. XXVIII. 721.

Schwegler, Dr. Albert, Geschichte der Philosophie im Umrisse. Stuttg. 1848. XXIX. 81.

Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo *Majo*. Tom. II, historicorum graecorum partes novas complectens. Romae 1827. XXVIII. 70.

Seibel, Valentin, der Söldnerkrieg der Karthager. Dillingen 1848. XXIX. 828.

Sillig, Julius, quaestionum Plinianarum specimen II. Dresdae 1849. XXIX. 1029.

Stallbaum, Godofr., de primordiis Phaedri *Platonis*. Lips. 1848. XXIX. 473.

Strickland, H. E., and A. G. *Melville*, the *Dodo* and its kindred. Lond. 1848. XXVIII. 577.

Sturt, Capt. Ch., narrative of a expedition into *Central Australia*, during the years 1844 — 1846. 2 Vol. Lond. 1849. XXIX. 185.

Sukow, G., die Verwitterung im Mineralreiche. Leipzig 1848. XXVIII. 281.

Tacitus, die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des T., von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann. XXVIII. 953, 1009.

Tittmann, Jul., kleine Schriften zur deutschen Literatur und Kulturgeschichte. Theil 1. Göttingen 1847. XXIX. 805.

Trendelenburg, Adolf, Historische Beiträge zur Philosophie. Bd. 1. Berlin 1846. XXVIII. 481.

United States exploring expedition, during the years 1838 — 1842. Under the command of Charles *Wilkes* U. S. N. Vol. 6 u. 7. 1846. XXVIII. 969.

Vorländer, Franz, Wissenschaft der Erkenntniß. Marburg 1847. XXVIII. 145.

Wagner, Moritz, der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843 — 46. Bd. 1 u. 2. Dresden 1848. XXVIII. 353.

Walker, Report made by M. Sears C. Walker of the Results of the *telegraphic* operations of the U. S. coast survey. 1849. XXIX. 9.

Weitbrecht, C. G., die Gliederung oder Logik der Geschichte. Stuttg. 1847. XXVIII. 905.

Welcker, F. G., die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Berlin 1848. XXIX. 769.

Wieseler, Friedr., das Satyrspiel. 1847. XXVIII. 721.

Wilson, Horace Hayman, the history of British *India* from 1805 — 1835. London 1845 — 48. 3 Bde. XXIX. 233.

Wyman, Jeffries, osteology of Troglodytes Gorilla. 1848. XXIX. 5.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1849. Vortrag des Vorstandes Hofraths Friedrich v. Thiersch zur Feyer des Stiftungsfestes. XXVIII. 585.
Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium, von Professor Leonhard Spengel. XXVIII. 598.
Oeffentliche Sitzung am 27. November 1849. Rede des Vorstandes Hofraths von Thiersch zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes S. K. Majestät Max II. XXIX. 985.
Vogel jun., Denkrede auf Johann Wolfgang Döbereiner. XXIX. 993.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 2. Dezember 1848:

Prantl, über Humes Skepticismus. XXVIII. 53.

Sitzung am 3. Februar 1849:

Spengel, über des M. T. Varro Bücher de lingua Latina. XXVIII. 993.
Haneberg, über die jüdische Gnosis. — 993

Sitzung am 7. Juli:

Krabinger, über Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel, 397 — 400. XXIX. 601.

Historische Klasse:

Sitzung am 18. November 1848:

Höfler, über Ritter Ludwig von Eyb, den Verfasser bisher unbekannter Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten. XXVIII. 9.

Koch-Sternfeld, von, Wallenstein und der Fürsterzbischof Paris von Salzburg. XXVIII. 21.
Höfler, urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrads von Böhmen Versuch, die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen, 1460 — 1461. XXVIII. 33.

Sitzung am 20. Januar 1849:

Rudhart, die Schlacht bey Tulbiacum und ihre Folgen. XXVIII. 433.

Sitzung am 15. Mai:

Höfler, über die älteste politische Urkunde des erl. Hauses Hohenzollern. XXVIII. 994.

Sitzung am 20. Juli:

Koch-Sternfeld, von, über zwey dringliche Anträge des platten Landes. XXIX. 443.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 9. December 1848:

Pettenkofer, über die Trennung der Phosphorsäure von den alkalischen Erden. XXVIII. 417.

Sitzung am 13. Januar 1849:

Sendtner, Bericht über die Bereicherungen der oberbayerischen Moosflora seit den zwey letzten Jahren. XXVIII. 429.

Sitzung am 10. Februar 1849:

Wallich, Nathaniel, Auszug aus einem Schreiben. XXVIII. 428.

Sitzung am 10. März 1849:

Kobell, von, über den Skolopsit, ein neues Sulfatsilicat. XXVIII. 637.
— —, Krystallographische Notizen. — — 646.
Pettenkofer, vorläufige Notiz über einen neuen Körper, welcher im sogenannten Harnextractivstoff enthalten ist. XXVIII. 649.

Sitzung am 21. April 1849:

Kobell, v., über die Bestimmung des Arsenik's mittels schwefelichter Säure. XXVIII. 652.
— — —, über die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen und über die Moleculargemenge. XXVIII. 657.
Wagner, Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters. XXVIII. 664.
Pettenkofer, Betrachtungen über die neueste Gährungstheorie. XXVIII. 681.

Sitzung am 14. July:

Schafhäutl, über die mächtig auftretenden oolithischen Bildungen im südbayerischen Gebirgszuge und über die Nothwendigkeit einer bestimmten Charakterisirung der versteinerungsleeren Felsarten. XXIX. 409.

Schafhäutl, chemische Analyse der grünen porphyrartigen Wacke vom Sillberge bey Berchtesgaden. XXIX. 417.

— —, chemische Analyse einiger gypshaltiger bituminöser Bittererde-Mergel der Steinsalzformation von Berchtesgaden. XXIX. 425.

Pettenkofer, über die Unterschiede zwischen den deutschen und englischen hydraulischen Kalken. XXIX. 429.

Will, über die Drüsen an den Haaren der Processionsraupe. XXIX. 441.

Verzeichniß der vorgelegten Büchergeschenke:

bey der philosophisch-philologischen Classe, XXVIII, 63, 679, 1006. XXIX, 422, 440, 624, 631;

bey der historischen Classe, XXVIII, 48, 655, 679, 1006. XXIX, 422, 440, 624, 631;

bey der mathematisch-physikalischen Classe, XXVIII, 423, 432, 679, 1006. XXIX, 422, 440, 624, 631.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Büchergeschenke auswärtiger Regierungen;

von Seite deutscher: XXVIII. 341.

— — Englands: — 343.

— — Toscana's: — 524.

— — der vereinigten Staaten Nordamerika's: XXVIII. 701. XXIX. 173, 880.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs

im Jahre 1848, April bis Juni XXVIII. 169, 329.

Juli bis September XXVIII. 513, 689.

Oktober bis December XXVIII. 695, 873, 1049. XXIX. 161.

im Jahre 1849, Januar bis März XXIX. 165, 345, 513, 689.

April bis Juni XXIX. 695, 1033.

Uebersicht der ausländischen Journale

im Jahre 1848, Oktober bis December XXVIII. 177, 337, 521.

im Jahre 1849, Januar bis März XXVIII. 697, 881, 1065.

April bis Juni XXIX. 169, 353, 521.

Juli bis September XXIX. 697, 873, 1041.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Dreyßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1850.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 17. Nov. 1849.

Historischer Ueberblick der Versuche ein slavisch-magyarisches Reich zu begründen von Dr. Constantin Höfler.

Auf jene furchtbaren und verheerenden Züge, welche die Awaren und nach ihnen die Magyaren von den Theißsteppen gegen den civilisirten Osten und Westen zu unternahmen, auch nur im Vorübergehen zurückzukommen, dürfte nicht bloß aus dem Grunde überflüßig seyn, weil byzantinische und deutsche Geschichtschreiber von ihnen sattsam berichten, sondern auch von dem Viktorienbühel bey Lienz bis zu den 3 Kreuzen auf dem Lechfelde der deutsche Boden noch gegenwärtig die Kunde hievon wach erhält. Allein weniger wird beachtet, daß durch das Eindringen dieser räuberischen Horden in die Nähe der Germanen, Slaven und Romäer die aufkommenden deutschen Reiche selbst wenn auch um hohen Preis von einer Gefahr befreyt wurden, die aus eigenen Kräften zu überwinden sie schon im neunten Jahrhunderte zu schwach waren, der eines allgewaltigen slavischen Ostreiches, an der Stelle, wo nachher aus den bescheidenen Anfängen eines Markgrafenthums ein deutsches Oesterreich sich erhob. Schon das großmährische Reich, welches kurz nach dem Sturze der Awaren gebildet wurde, war mächtig genug, dem deutschen Könige Arnulf einen Widerstand zu leisten, der nur mit Hülfe der Magyaren überwältigt werden konnte. Allein auch später unter den Böhmenherzögen Boleslav I. und II. 936—999 erneute sich die Gefahr, und waren die Grundlagen eines großen Slavenreiches gelegt, das jedoch bey dem nachdrücklichen Auftreten K. Heinrichs II. sich mehr gegen den Osten als gegen den Westen wandte und in dieser Richtung durch Boleslav Chrabri den Polenherzog bestärkt wurde, der sich seit 999 an die Spitze der Panslavischen Bewegung schwang. Wäre es den Westslaven gelungen, sich auch mit den Südslaven in Verbindung zu setzen und diese mit ihnen zu einem großen Reiche zu vereinigen, die ganze Zukunft Deutschlands wäre eine andere geworden. Allein drey Umstände verhinderten eine derartige Vereinigung; die christliche Kirche, welche die West- und Südslaven von den Deutschen erhielten, so daß sie sich seitdem in allen Angelegenheiten des Glaubens, welche mit denen der Civilisation gleich bedeutend waren, unwillkührlich an Deutschland gekettet sahen, eine bloß nationale Bewegung somit auch so lange nicht stattfinden konnte, als diese Bande kräftig waren; 2. die in dem slavischen Charakter liegende Unbeständigkeit und Zerfallenheit, welche eines äußeren Vereinigungspunkts bedarf, um eine Richtung consequent zu verfolgen. 3. Endlich und hauptsächlich das wie ein Keil zwischen Süd- und Westslaven hineingedrungene Magyarenreich, welches sich seit 1035 der Südslaven ganz zu bemächtigen anfing und somit ein slavisch-magyarisches Reich in dem Momente zu werden begann, als es aufhörte die Geißel der Nachbarstaaten zu seyn. — Ehe sich aber entschied, ob das Magyarenreich im Besitze der südsla-

vischen Länder auch mit den Westslaven in nähere Verbindung treten werde, war das Markgrafenthum Oesterreich zu einem selbstständigen Herzogthum und somit zu dem Keil, welchen das Magyarenreich gegen die Slaven bildete, ein neuer von deutscher Seite gegen Slaven und Magyaren dazu gekommen, deren Andringen an diesem Schilde des Reiches, wie Oestreich in der Fridericiana so richtig bezeichnet wurde, abprallen sollte. Darin findet denn auch die Losreißung Oestreichs von Bayern, der gewöhnliche Weheruf und Schmerzenslaut bayerischer Historiker, ihre volle und tiefe Begründung. Ja man war von der Nothwendigkeit Oestreich zu heben im nachfolgenden Jahrhunderte so völlig überzeugt, daß selbst von der Begründung eines Königthums Oestreich, offenbar Böhmen gegenüber, kurz vor dem Aussterben der Babenberger (1246) die Rede war. Um so mehr suchte der kräftigste Fürst aus dem alten böhmischen Königsstamme der Przemysl Ottokar II. durch Bande der Verwandtschaft mit dem letzten babenbergischen Hause wie durch die der Gewalt das erledigte Oestreich mit Steyermark, Kärnthen und Krain an sich zu ziehen, und die in den letzten Herzogthümern wohnenden Südslaven mit den Czechen unter einem Scepter zu vereinigen, dessen consequente Führung Oestreich mit nichts Geringerem als der Slavinisirung bedroht haben würde. Die Schlacht auf dem Marchfelde, Ottokars Tod und die Erhebung der Habsburger auf den österreichischen Thron zerstörte die Träume eines von Böhmen ausgehenden panslavischen Reiches, aber nicht die Realisirung eines großen slavisch-magyarischen Staates, der durch die Vereinigung der Kronen von Böhmen und Polen unter Wenzel II. 1300 und der von Ungarn für Wenzel III. vollendet zu seyn schien, als erst Wenzel II. seinen Sohn aus Ungarn zog, dann dieser Leben und Krone durch die Hand eines Meuchelmörders verlor (4. August 1306).

So wurde die erste von Böhmen aus erstrebte Bildung eines großen slavisch-magyarischen Reiches schnell wieder vereitelt; allein die Idee blieb, und mehr wie einmal, namentlich aber im XV. Jahrhundert wurde bald von slavischer bald von magyarischer Seite der Versuch erneut. Es lohnt der Mühe, sich diese für Deutschland, insbesondere aber für die Häuser Hohenzollern, Habsburg und Wittelsbach gefahrvollen und bedeutsamen Versuche zu vergegenwärtigen, durch die das Uebergewicht Deutschlands über den Osten vernichtet, und nachdem das Kaiserreich durch die fortwährende Lockerung der Bande mit Italien um seine europäische Bedeutung im Süden gekommen war, Gefahr lief, auch im ganzen Osten von der preußischen Küste bis zur Dalmatischen, wie dort an die Romanen so hier an Slaven und Magyaren die politische Errungenschaft von Jahrhunderten zu verlieren. Gerade während in Deutschland die Kämpfe zwischen den Häusern Wittelsbach und Habsburg, Wittelsbach und Luxemburg um die Königskrone entbrannten, erlangten Romanen, Anjou's aus Neapel, das Magyarenreich, das unter ihnen mit siegender Gewalt über die Slaven sich ausbreitete und selbst die Erwerbung von Süditalien mit Glück versuchte, während in Böhmen das luxemburgische Haus seine weithingreifenden Wurzeln schlug, in Polen aber Casimir der Große (1333 — 1370), der als ultima ratio gegen die Tyranney des polnischen Adels die Bauern zwar nicht an Sensen, aber doch an Steine und Knüttel wies, über das 1370 erlöschende Piastenreich den letzten glanzvollen Schimmer warf. Als nun der letzte und größte unter den Angiovinen, Ludwig der Große (1342—1382), nebst der Moldau und Walachey, Bulgarien und Roth-Rußland auch Polen mit dem großen magyarischen Reiche vereinigte, erlangte dieses einen Umfang und eine Macht, daß die großartigste Zukunft für dieses Gränzland gegen moskowitisch-tatarische Barbarey, gegen jeden Einbruch der Türken und jeden Uebergriff hochmüthiger Byzantiner zu erblühen schien. Mit richtigem Takte suchte auch Ludwig der Große, als der Mannstamm seines Geschlechtes mit ihm zu erlöschen drohte, das Ganze zusammenzuhalten und den ungeheuren Ländercomplex ungetheilt seinem Schwiegersohn Sigmund von Luxemburg, Markgrafen von Brandenburg, Gemahl seiner ältesten Tochter Maria, zu hinterlassen. Welcher Zuwachs von Macht für das luxemburgische Haus, welches schon Brandenburg, Böhmen, Mähren besaß; welcher Gewinn für das deutsche Reich, wenn die Chur Brandenburg Polen und Ungarn erlangte? Es war dieß

eine Lebensfrage für Polen und Ungarn, für Böhmen und Deutsche. Aber nur in Ungarn vermochte sich die Herrschaft des Luxemburgers und da noch mühsam und unter den heftigsten Anfeindungen festzusetzen. Allein gelang es ihm auch nicht, sich bey den ihm widerstrebenden Großpolen Eingang zu verschaffen, so schien doch Polen noch immer für die Deutschen bestimmt, da die jüngere Tochter Ludwigs, Hedwig, dem Herzog Wilhelm von Oestreich in erster feuriger Liebe zugethan war, und somit Habsburg zu erreichen, was dem Luxenburger nicht vergönnt war. Allein wie das habsburgische Haus im Jahre 1307 durch den frühen Tod H. Rudolfs, K. Albrechts Sohnes, die 1306 erlangte böhmische Krone wieder verlor; wie dasselbe Haus in dem nämlichen Jahrhunderte die schweizerischen Vogteyen verlor und aller Anstrengungen ungeachtet sie nicht wieder zu erlangen vermochte, so erging es jetzt aufs Neue mit der deutschen habsburgischen Bewerbung um Polen. Wollte Hedwig den Thron der Lechen erlangen, so mußte sie dem Großfürsten von Litthauen ihre Hand reichen, der beynahe zugleich die Taufe, die Hand der Tochter Ludwigs und die polnische Krone erlangte, 1386. Die Union Polens mit Ungarn war zerrißen, dafür die mit Litthauen angeknüpft. Anstatt aber seitdem nach dem Osten sich zu wenden, wohin das Reich durch Vereinigung mit Litthauen von nun an angewiesen war, blieb dieselbe bis 1569 ungeordnet, ließ Polen ruhig das moskowitische Reich bis zur furchtbaren Größe anschwellen und spannte es, wie Ungarn, das seine natürliche Aufgabe im Kampfe gegen die Türken hatte, aber nicht erfüllte, die Netze seiner ehrgeizigen Politik gegen Böhmen und den germanischen Westen aus. Drey deutsche Fürstenhäuser waren bis dahin als die Competenten um die Kronen von Ungarn, Böhmen und Polen aufgetreten, die Wittelsbacher, als Erben der Arpaden, die Luxemburger als Nachfolger der Premysl und Angiovinen, und die Habsburger. Das Vorrecht des Alters kam jedenfalls den Ansprüchen der Herzoge von Bayern, wenn nicht auf Polen oder Böhmen, — deren Kronen erst später Wittelsbachern angeboten oder von ihnen erstrebt wurden — doch auf Ungarn zu. Jahrhunderte lang Gränzhüter gegen Awaren und Magyaren hatten die Bayern jeden Fuß breit Landes von der Isar und dem Inn an bis zur Enns und der Leitha diesen barbarischen Völkerschaften abgerungen, viermal die niedergemetzelte Bevölkerung wieder hergestellt und den Ungarn selbst ihre Gesetze und die Wohlthat der christlichen Civilisation gespendet, wie sie ihnen von den Franken überkommen war. Nahe daran, nach dem Aussterben der Babenberger das erst 1156 entrissene Oestreich wieder zu erlangen, war der Versuch erst an dem unglücklichen Antheil gescheitert, den seit Otto dem Erlauchten die bayerischen Herzoge als Vorkämpfer der ghibellinischen Partey in den deutschen Wirren nahmen, insbesondere aber an der sich über Oestreich, Steyer, Kärnthen und Krain ausbreitenden Herrschaft Premysl Ottokars II. Als dieser durch Rudolf von Habsburg besiegt und erschlagen worden war, so wurde zwar die Trennung Oestreichs von Bayern durch die Verleihung an das Haus Habsburg — 102 Jahre nachdem die Grafen von Wittelsbach das welfische Herzogthum Bayern erlangt hatten — aufs Neue bestätigt, aber auch durch die Herstellung der Selbstständigkeit Oestreichs (mit Steyer und Krain) wie durch die Verbindung Kärnthens mit Tirol (1286) das einzige Mittel ergriffen, durch welches diese deutschen aber von den Slaven und Magyaren in die Mitte genommenen Länder, dem Kaiserreiche erhalten werden konnten. Allein obwohl von nun an Familienbande die Häuser Habsburg und Wittelsbach aneinander ketteten und der Besitz der Rheinpfalz wenigstens den älteren Zweig dieses Hauses in unmittelbare Berührung mit dem lebensvollsten Theile von Deutschland setzte, blieb in Altbayern der Stachel wegen des Verlustes von Oestreich um so mehr in der Wunde, als die Habsburger gewandt und glücklich seitdem alles aufboten, die benachbarten slavischen und magyarischen Länder in ihren Bereich zu ziehen. Von dem 14. Jahrhunderte an, wo Herzog Otto von Niederbayern den unglücklichen Versuch machte Erbe der ungarischen Macht zu werden, 1308, kehrten daher bis zu den Tagen K. Karls VII., der Böhmen und Oestreich dem Hause Lothringen vergeblich zu entreißen suchte, bayerischer Seits regelmäßig die Versuche wieder, in Ungarn oder Böhmen festen Fuß zu fassen; im XV. wie im XVII. Jahrhunderte wurden mit Polen Bande der Freundschaft ange-

knüpft und so, wie das Haus Habsburg durch Tirol und die vorderösterreichischen Herrschaften Bayern zu umklammern strebte, von wittelsbachischer Seite aus versucht, Oestreich zwischen 2 bayerische Kronen in die Mitte zu nehmen.

In Mitten von diesen Bestrebungen, den deutschen Einfluß auf die Geschicke der slavisch-magyarischen Staaten zu gewinnen, fällt nun die hussitische Bewegung in Böhmen, welche sich ebenso gegen das Deutschthum als gegen die katholische Kirche richtete, die den Böhmen von den Deutschen zugekommen war und welche nebst der churfürstlichen Würde, die aber eigentlich nach dem Schwabenspiegel ein Deutscher zu versehen hatte, das Hauptband war, durch welches das Czechenland mit dem Kaiserthum zusammenhing. Allein war auch der Anfang der Bewegung rein national und gegenkirchlich, so zeigte sich in nächster Entwicklung der Kern in seiner wahren Gestalt. Das Königthum wurde abgeschafft und somit zur Erhebung der Schweiz gegen das Haus Oestreich und den damit verbundenen Adel ein Gegenbild im Osten aufgestellt, welches zwar seinen entsprechenden Widerhall erst 200 Jahre später an der Entthronung Philipps II. durch die Niederlande fand, aber auch für die Geschichte Böhmens nicht ohne Beyspiel blieb. Gelang es nun den hussitischen Freyschaaren, unter deren Banner so viele Polen sich befanden, auch das große Cechische Blachfeld in ihren Bereich zu ziehen, so war es um den größeren Theil von Deutschland geschehen. Schon war das Herz der hohenzoller'schen Herrschaft, das Frankenland, eine Beute der Hussiten; noch wenige Jahre Sieg und das Centrum von Europa verfiel den Slaven, der Revolution, Anarchie und Barbarey. Glücklicherweise waren die hussitischen Doctrinen so ausschweifender Natur und so gegen die Elemente jeder gesellschaftlichen Ordnung gerichtet, daß sie selbst ihr Gegengift mit sich führten; war die von Böhmen ausgehende Bewegung ebenso social als antikirchlich, so daß Bürger und Adel, welche so lange es nur dem Clerus galt, mitgeholfen hatten, nun der Bewegung selbst entgegenzutreten suchten. Es gelang ihnen durch ein ächt slavisches Strategem. Sie lockten die im Streit, Feldlager und wildesten Communismus erzogene Generation in Scheunen, machten sie trunken und verbrannten sie. Seitdem ward allmählig Ruhe und konnte von einer Wiederherstellung Böhmens die Rede seyn. Gerade dadurch wurde aber die Nothwendigkeit, die böhmische Krone mit der Deutschen vereinigt zu sehen — eine Meynung, welche im 17. Jahrhundert bey der Entthronung Ferdinands II. bereits vorherrschend war — mehr und mehr einleuchtend, ward Böhmen förmlich die Braut, um die sich Polen und Magyaren, Brandenburger und Sachsen, Wittelsbacher und Habsburger bewarben. Nichts schien demjenigen, welcher die böhmische Krone besaß zu hoch oder zu schwer, nicht die Krone des Abendlandes noch die des byzantinischen Reiches, *) nach welchen beyden K. Georg Podiebrad, der Hussitenfreund, strebte. Kein Land besaß aber auch von Natur aus eine einflußreichere Stellung, auf Völker der verschiedensten Abkunft, kein anderes vermochte so sehr nach Polen und Ungarn, nach Preußen, Brandenburg, Sachsen, Bayern, Oestreich einen Einfluß geltend zu machen und diese Länder in Spannung zu erhalten, als dieses. Keines hat auch dieses Talent in höherem Grade geübt und heilsame Reformen beharrlicher aufgehalten und verzögert, als — Böhmen.

*) Nach einem Briefe des Bamberger Decan Hertried von Stein an Peter Knorr v. 22. März 1466 unterhandelte Herzog Ludwig von Oberbayern bey dem römischen Stuhle durch seinen Gesandten Bernbeck: primo quod regi (Georgio) dari deberet titulus imperialis Constantinopolitanus et ipse deberet evincere Constantinopolin. denegatum fuit.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historischer Ueberblick der Versuche ein slavisch-magyarisches Reich zu begründen.

(Fortsetzung).

Von allen deutschen Fürstenstämmen schien jedoch nur der habsburgische auserlesen, die Braut wirklich heimzugeleiten. Ihm gelang im entscheidenden Momente, jedoch im Vereine mit den Hohenzollern, den Miterben der Luxemburger, ein kühner Wurf, der, wie an einem andern Orte *) bemerkt worden, den Aufschwung beyder Häuser für die nächste Zukunft entschied. Mit unsäglicher Mühe hatte sich K. Sigmund auf dem ungarischen Thron erhalten, die deutsche und böhmische Krone dazu erlangt und so eine Vereinigung slavischer, magyarischer und deutscher Staaten bewirkt, die zwar nur in die Kategorie der Personalunion gehörte, aber gegenüber den Bestrebungen, ein slavomagyarisches Reich mit Ausschluß der Deutschen aufzurichten, von der größten Bedeutung seyn mußte. Die natürlichen Erben dessen, was der Luxemburger Sigmund gesäet und gesammelt, waren in Betreff Deutschlands, Böhmens und Ungarns der Habsburger Albrecht, in Bezug auf Niederdeutschland der Hohenzoller Friedrich I., welchen sein Geschlecht gleich dem Churfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Beynamen des großen Churfürsten zieren durfte. Allein die Erhebung Albrechts war nicht nur ein wichtiger Abschnitt für das Haus Habsburg, das von nun an die deutsche Kaiserkrone beynahe erblich besaß, sondern auch ein entscheidendes Moment in Bezug auf die Idee der Realisirung eines großen slavisch-magyarischen Reiches *). Eine mächtige Partey an Sigmunds Hofe hatte das Complott geschmiedet, sey es den hochbetagten Kaiser zu entsetzen, sey es ihn ganz zu beseitigen, um bey einer jedenfalls schnell zu erwartenden Thronerledigung durch die Vermählung von Sigmunds Wittwe, Barbara, mit dem Polenkönige Wladislaus, Polen, Böhmen und Ungarn unter einem nichtdeutschen Hause zu vereinigen **). Es war dieß eine der Früchte der hussitischen Doktrinen, welche, wie sie es von Anfang an gethan, so fort und fort nicht aufhörten ihre Spitze gegen Deutschland zu kehren, das durch seine kirchlichen Bande die Uebertreibungen slavischer Nationalität beynahe allein niederzuhalten vermochte. Jetzt aber vereitelte Sigmund, indem er auf dem Todbette die Anerkennung Alberts als Königs von Böhmen und Ungarn betrieb, den hinterlistigen Plan, und als nun Casimir, des Polenkönigs Bruder, von den Hussiten als Böhmenkönig ausgerufen wurde, zwang ihn Albert zur Rückkehr und sicherte so die Vereinigung von Böh-

*) Einleitung zu Ludwig von Eyb.

*) Schon der ältere Wladislaus von Polen hatte während der Regierung K. Sigmunds Alles aufgeboten, ihm Ungarn zu entreißen. Cureus (ann. Siles.) nennt ihn deßhalb in Betreff Ungarns flabellum turbarum.

**) Sieh darüber Aschbach, K. Sigmund Bd. IV. S. 391.

men und Ungarn unter dem Deutschen, dem Habsburgischen Scepter. Während dieser Sieg durch die consequenten Bestrebungen der luxemburgisch-habsburgischen Politik errungen wurde, hatte sich ein anderer, welcher von Seite des hohenzollerischen Hauses erstrebt wurde, nach mehrjährigem Schimmer wieder verzogen. Wladislaus Jagiello, Gemahl der jüngeren Tochter K. Ludwigs von Ungarn-Polen, hatte dem zweyten Sohn des Churfürsten Friedrich I. von Brandenburg, welchem später die Churwürde seines Vaters zukam, mit der Hand seiner Tochter Hedwig die Anwartschaft auf Polen und Litthauen zugesichert, und da um dieselbe Zeit durch die Anträge der Hussiten dem Polenkönige auch die böhmische Krone in Aussicht gestellt, die Bezwingung von Preußen aber durch die vereinten Kräfte von Brandenburg und Polen mehr als wahrscheinlich war, so war dadurch dem hohenzollerischen Hause die Hoffnung gegeben, nicht bloß ein ungeheures Reich zu erlangen, sondern auch namentlich den Kern der Slavenmacht an sich zu ziehen, und dasjenige zu erreichen, was das Geschick dem Hause Habsburg erst vorgehalten, dann verweigert hatte. Selbst als die Braut des jungen Markgrafen Friedrich starb, trübte sich diese Aussicht nicht. Friedrich wurde zu Krakau als Pole erzogen und da Wladislaus auch von der dritten Gemahlin keine Kinder hatte *), die Successsion durch gemeinsame Uebereinkunft der Polen und Litthauer, wie der brandenburgischen Stände bestimmt worden war **), so blieb M. Friedrich II. Erbe bis Wladislaus zur vierten Ehe schritt und um 1425 Wladislaus II. seinem hochbetagten Vater geboren wurde. Dieser Fürst schien denn nun bestimmt, nicht nur dem Hause Hohenzollern die Aussicht auf die Erwerbung von Polen zu benehmen, sondern auch zunichte zu machen, was K. Sigmund für Anstalten getroffen hatte, das slavisch-(czechisch)-magyarische Reich dem Hause Habsburg zu erhalten. Der frühe Tod des K. Albert II. (27. Oktober 1439) hatte nämlich die 3 Reiche, deren Kronen er getragen, in neue Verwirrung gestürzt. Erst

*) Ch. Andr. Cricius chron. Polonorum p. CCLXXV. CCCI etc.

**) Fischer Gesch. der brandenburgisch-preußischen Staaten. Bd. I. S. 241. 242.

am 22. Februar 1440 wurde sein Sohn Ladislaus geboren; schon am 6. März desselben Jahres *) nahm der Polenkönig, dessen Geburt den Hohenzollern Friedrich vom lechischen Throne ausgeschlossen hatte, die ihm unrechtmäßig angebotene Krone an und schloß so die Deutschen auch von dem ungarischen Throne aus. Ob auch von Böhmen, schien bald nicht mehr zweifelhaft, als eine mächtige Partey sich auch hier für den Polen entschied. Dennoch sollte Böhmen den Deutschen erhalten werden, da aus Gründen, welche eine hohe Berücksichtigung verdienten, erst Markgraf Friedrich eine überwiegende Anzahl von Stimmen erhielt, dann H. Albrecht der Wittelsbacher von Bayern München erwählt wurde, und als des erstern Wahl selbst wieder aufgegeben worden, der andere die Wahl ausgeschlagen, so wurde dieselbe noch zu Gunsten M. Albrechts von Brandenburg fortgesetzt, bis endlich durch einen überraschenden Umschwung der Dinge dem Rechte seine Ehre widerfuhr. Denn nicht nur wurde Böhmen dem in aller Schönheit des Geistes und Körpers heranblühenden Ladislaus von Oestreich erhalten, sondern als König Wladislaus seine Treulosigkeit gegen Deutsche und Türken durch einen frühen Tod in der Niederlage bey Warna gebüßt hatte (1444), wandte sich Ungarn gleichfalls dem Sohne K. Alberts II., Ladislaus von Oestreich, Polen aber seinem früheren Erben, dem Markgrafen Friederich II. von Hohenzollern zu. Das Schicksal des Jahrhunderts ruhte in den Händen der Habsburger und Hohenzollern, deren vereinigte Macht stark genug war, dem Andrange der Türken Widerstand zu leisten und Europa für immer von der Gefahr, durch Barbarenhorden überschwemmt zu werden, zu befreyen. M. Albrecht hatte, wie es scheint, in Bezug auf die böhmische Krone im J. 1446 seine Zustimmung unter Bedingungen ausgesprochen, wie sie sein Interesse klug gebot, und zwar unbekümmert um die Rechte des jugendlichen Ladislaus, die H. Albrecht von Bayern ehrte, K. Friedrich nach Kräften schützte. Mit größerer Besonnenheit und dem Geiste des Vaters gemäß verfuhr M. Albrechts älterer Bruder M. Friedrich, welcher erst die Krone von Böhmen aus-

*) Chmel K. Friedrich IV. II. S. 16. 17.

schlug *) und dann sich auch weigerte die polnische Krone anzunehmen, zu welcher des getödeten Wladislaus Bruder Casimir größere Rechte hatte. Mag ihn hiezu eigene Anschauung von dem Mangel an Zucht und Ordnung in Polen, von dem Trotze und dem Uebermuthe des Adels, welcher schon K. Ludwig unleidlich erschienen war, von der Bedrückung der Bauern und dem tiefen Verfalle des königlichen Ansehens **) bewogen haben; die Zustände Böhmens waren auch nicht viel lieblicher und reizten dennoch den Markgrafen Albrecht zum Vertrag mit den Unterthanen, welche die Krone ihres Herrn feil boten. M. Friedrich II. aber verlangte erst Abtretung von Podolien und Wolhynien; dann als die Polen auf diesen Preis der Verzichtleistung auf die Krone nicht eingehen wollten, daß der Großfürst Casimir von Litthauen feyerlich auf seine Thronrechte Verzicht leiste; veranlaßte aber dadurch nur, daß dieser ungeachtet der 1446 erfolgten feyerlichen Wahl Friedrichs zum Polenkönige, im nächstfolgenden Jahre die Krone annahm. Wurde so das Haus Hohenzollern durch eine rücksichtsvolle Politik um Polen, das Haus Wittelsbach durch die ehrenvolle Weigerung H. Albrechts III. zur Entthronung des K. „Lassla“ die Hand zu bieten um Böhmen gebracht, so verfolgte unerwarteter Weise ein noch härteres Geschick das Haus Habsburg, dessen hoffnungsvollster Sprosse, der Erbe dreyer Kronen, K. Ladislaus, in der Frühlingsblüthe seines Lebens (18 Jahre alt) nach kaum 36 stündiger Krankheit am 21. November 1457 in das Grab sank. Noch einmal und zwar auf die schmerzlichste Weise, man könnte sagen durch ein beyspielloses Spiel des Schicksals wurde so die wohlbegründete Aussicht der Herrschaft der Deutschen über die Slaven, der Begründung eines slavisch-magyarischen Reichs durch Germanen zunicht gemacht. Eine ungewöhnliche Reaktion des slavisch-magyarischen Elements erfolgte und entriß für 68 Jahre unserer Geschichte den Deutschen jeden Zugang zu slavischen oder magyarischen Thronen. Es war die verhängnißvolle Zeit, in welcher in Betreff des Kaiserreiches die Lebensfrage, ob Reform oder Revolution entschieden wurde; in welcher, durch die unabläßlichen Kämpfe der Czechen, Magyaren und Lechen um ausschließliche Herrschaft, den Türken der Eintritt in das Abendland eröffnet und der Untergang Ungarns vorbereitet, das Vorrücken Rußlands gegen die Ostsee erleichtert, Preußen in Abhängigkeit von Polen gebracht, der ganze Osten in chaotische Gährung versetzt wurde, bis endlich die Thatsache sich herausstellte, daß Polen ohne Fürsten germanischen Stammes der Anarchie rasch entgegeneilte, Böhmen und Ungarn aber nur durch den Anschluß an Oestreich vor ähnlichem Verderben gerettet werden konnten. Die Uebermacht der Slaven und Magyaren in der Zeit der Krise von Europa bereitete dem Erdtheile jahrhundertlanges Uebel, sich selbst aber das Verderben.

*) Sieh das wichtige Document über seine Wahl im I. Bd. des kaiserl. Buches. Vgl. auch Fischer I. S. 241.

**) Ueber die traurigen Folgen, welche die Erhebung Wladislaus auf den ungarischen Thron für Polen selbst gehabt hat, die schauderhafte Willkühr des Adels, die Verschleuderung der königlichen Einkünfte und die Bedrückung der Privaten durch die Polen, sieh Chmel K. Friedrich IV. Bd. II. S. 210. N. 1.

Die Idee eines gemeinsamen slavisch-magyarischen Reiches trat vorerst in den Hintergrund, und die Selbstsucht der Polen, die unabläßig theils Böhmen, theils Ungarn zu gewinnen suchten, der Deutschenhaß der Böhmen, welche die Kaiserkrone auf ein slavisches Haupt setzen wollten, die Ländersucht der Ungarn, welche Oestreich und Böhmen zu bezwingen suchten, in steigender Verwirrung der Zustände in den Vordergrund. In Böhmen ergriff erst ein Eingeborner, Georg Podiebrad, die Zügel der Regierung, endlich, nachdem er die Schwäger des verstorbenen Königs als nächst berechtigte Kronprätendenten, Casimir von Polen und H. Wilhelm von Sachsen beseitigt, unter dem für ihn verhängnißvollen Versprechen, der katholischen Kirche und nicht dem Hussitenthum anzuhängen, selbst die Krone. Er half dem Sohne des Türkenbesiegers Matthias Hunyad aus dem Kerker auf den ungarischen Thron und wußte bald auch dem deutschen Reiche gegenüber als oberster „wertlicher“ Churfürst bey dem Zwiespalte der Häuser Hohenzollern und Wittelsbach, und bey dem Zerfalle des letzteren mit dem Kaiser eine Stellung einzunehmen, daß die Leitung

der deutschen Politik in seinen Händen war. Bald begünstigte er die aufrührerischen Unterthanen des Kaisers in Oestreich wider ihren Herrn, bald unternahm er für diesen einen Kriegszug gegen jene; bald schien er ganz Herzog Ludwig von Bayern Landshut zugewandt, dann war er auf das Innigste mit M. Albrecht von Brandenburg befreundet und verschwägert. Sein Versuch deutscher Kaiser zu werden, wozu der erste Band des kaiserlichen Buches die für die Geschichte der damaligen Zustände Deutschlands so sehr merkwürdigen Dokumente liefert, wird immer als Beleg, wie hoch die Verwirrung bey uns stieg, bis an eine Abhilfe gedacht wurde, und wie dringend eine durchgängige Reform des Reiches war, endlich dessen, was man im deutschen Reiche wagen konnte, und ein Slave wagte, von bleibendem Interesse seyn. Als es nicht gelang, wollte K. Georg den Titel eines byzantinischen Imperators erlangen, offenbar um dadurch das Ansehen des Ungarnkönigs Matthias zu schwächen. Es war wie es Eschenloer in seinen Denkwürdigkeiten von 1440—1470 beschreibt: „Girsick (Georg) durch seine List itzo diesem Fürsten, morgen jenem günstig; alle suchten sie Hülfe bey ihm, die er konnte und wußte zusagen, die Fehde zünden, wieder auslöschen. Von welchem Theile er oblag mußte das andere unterliegen.“ Die Kunst das Reich und seine Nachbarstaaten in Spannung zu erhalten hat K. Georg meisterhaft verstanden und geübt. So lange es in Deutschland darunter und darüber ging, der Reichskrieg zwischen den Wittelsbachern und dem Kaiser andauerte, die Fürsten und der Adel mit den Städten in nichtswürdigem Kampfe lagen, und die Gelegenheit anhielt, im Trüben zu fischen, stand die Macht des Slaven fest; er glaubte sie unerschütterlich und täuschte sich. Halb Europa hatte daran gearbeitet, den Brand des Hussitenthums zu löschen und Böhmen aus der Aggressivstellung herauszureißen, in die es durch sein wuthentbranntes, Kirche und Königthum zugleich zerstörendes Auftreten gekommen war. K. Georg glaubte seines Versprechens ledig zu seyn, als er sich stark genug hielt, es ungestraft brechen zu können. Er hatte jede Reform aufgehalten, da sie, wie er wollte, mit der Entthronung des Kaisers beginnen d. h. der Revolution mit Hülfe der Fürsten den Sieg bereiten sollte. Statt die kirchlichen Fragen zur Lösung zu bringen, ohne welche jede politische Reform in der Geburt ersticken mußte, entzündete er den alten Streit aufs Neue, brachte aber dadurch nur Polen und Ungarn wider sich in Schranken, und dem Kaiser Gelegenheit das gesunkene Ansehen wieder herzustellen. Jetzt entwickelte sich gegen Böhmen ein neues System, da der römische Hof als Wächter der katholischen Kirche nach einer beyspiellosen Verletzung des Völkerrechtes durch Girsick an jenen beyden Staaten Stützen fand und nur die vermittelnde Stellung, welche, wie das kaiserliche Buch lehren wird, die deutschen Fürsten in diesem Streite behaupteten, da ihnen wie M. Albrecht an den König schrieb, ein Böhme als Churfürst doch noch genehmer war als ein Ungar, hielt von rascheren und entscheidenden Schritten ab. Damals war es, daß M. Albrecht sich stärker an K. Georg anlehnte als früher und nicht nur seine Tochter Ursula mit Georgs zweitältestem Sohne Heinrich Herzog von Münsterberg vermählte, sondern auch die Hoffnung nähren mochte, mit dem Rathe und der Leitung des geschäftsgewandten Gregor Heimburg seinen Schwiegersohn einst mit der böhmischen Krone geziert zu sehen. Ein neues Gewebe vielfach verschlungener Fäden zog sich über Böhmen zusammen, zu dessen Auseinandersetzung die Briefe des M. Friedrich an seinen Bruder Albrecht, wie die Correspondenz des letzteren mit dem scharfblickenden aber von Groll und Leidenschaft erfüllten Gregor Heimburg nicht wenig beytragen. Darf man den Behauptungen des letzteren unbedingten Glauben schenken, so war schon unter P. Martin V. der Plan entworfen worden, Böhmen in eine Anzahl Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften aufzulösen, die Churwürde aber mit dem Kaiserthume zu vereinigen und wurde dieser Plan auch jetzt wieder hervorgeholt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historischer Ueberblick der Versuche ein slavisch-magyarisches Reich zu begründen.

(Schluß.)

Der Kaiser gedachte offenbar mittelst Böhmens sich Ungarns und mittelst Ungarns sich Böhmens zu entledigen, während M. Albrecht durch böhmische Hülfe seinen Haß gegen die geistlichen Fürsten von Bamberg und Würzburg auszulassen gedachte, Bayern aber den Böhmenkönig nicht sinken lassen wollte, sondern zu seinen Gunsten selbst in Rom unterhandelte. Zugleich betrieb K. Casimir von Polen den Sturz Georgs wie des nicht minder schlauen und energischen Mathias von Ungarn, von denen er den erstern durch den polnischen Prinzen Wladislaus, den zweyten durch jenen Casimir ersetzen wollte, welchem später eine schönere Krone als jede irdische zu Theil wurde. Allein den Polen kann der Ungar zuvor, welcher von der katholischen Parthey in Böhmen begünstigt, schon 1469 den Titel eines Königs von Böhmen annahm. Doch hob der Uebermuth des neuen Königs, der vergeblich M. Friedrich auf alle Weise auf seine Seite zu ziehen und dadurch von seinem Bruder zu trennen suchte, so wie die Uneinigkeit seiner böhmischen Partey die sinkende Wagschale K. Georgs aufs Neue. Polen und Böhmen schlossen sich an einander an, Wladislaus sollte K. Georgs Nachfolger werden und Mathias so von Böhmen ausgeschlossen seyn. Schon war Mathias durch diesen Bund der Westslaven gegen die Magyaren so sehr in Besorgniß gerathen, daß er den gefangenen Herzog Victorin, Georgs ältesten Sohn, frey gab und wenn nur er Girsicken nachfolgen würde, dessen Nachkommen als seine Erben ansehen zu wollen erklärte, als im entscheidenden Augenblicke die polnische Gesandtschaft, welche wegen Anerkennung Wladislaus, als Böhmenkönig nach Rom reiste, in Prag eintraf, und eine Suspension der weiteren Verhandlungen mit Mathias bis auf ihre Rückkehr erwirkte. Unterdessen starb König Georg und nun erklärte sich die hussitische Parthey *) für M. Albrechts Schwiegersohn, H. Heinrich, die katholische für Mathias, dessen Gesandten auf die schon dreymal stattgehabte Union Böhmens mit Ungarn hinwiesen; indem aber beyde einander die Wage hielten, wurden ihre Candidaten entfernt, nicht minder der Kaiser, Friedrich der Habsburger, Herzog Albrecht von Sachsen, Schwiegersohn K. Georgs, wie dessen andere Söhne, und zuletzt der 15 jährige Pole Wladislaus wirklich als Böhmenkönig anerkannt.

Rücksichtslos verfolgten nun die siegreichen Slaven ihre Pläne. Es galt Ungarn zu erobern, dessen König bereits 1463 dem Kaiser der Deutschen die Succession zugesichert hatte, und dann eine slavische Dynastie, nicht von zweifelhaftem Anrechte, wie Gir-

*) Et hi maxime, sagt Hugossus, quibus haeretica labes potior catholica puritate videbatur. Vgl. auch Curei ann. Sil. p. 178.

fikas, sondern aus königlichem Geblüte herrschend zu machen, wenn auch vorderhand dreyfach getheilt, in Polen, Ungarn und Böhmen. Je näher die Türkengefahr dem Westen rückte, je mehr den christlichen Reihen der allgemeine Feind drohte, desto mehr verdoppelten die Slaven ihre Thätigkeit, hierin von dem Gefühle getragen, daß das an Männern und Kräften erschöpfte ungarische Reich allein den Türken nicht widerstehen könne, während Mathias das vorwurfsvolle Bewußtseyn in sich trug, nur seine gegen Oestreich und Böhmen gewandte Politik gestatte den Osmanen ihre Eroberungszüge gegen den christlichen Westen.

Allein dem kriegerischen und gewandten Ungarnkönige kamen weder Böhmen noch Polen gleich. Der Plan, den polnischen Prinzen Casimir zum Könige von Ungarn zu erheben, mißlang und der Polen- wie der Ungarnkönig suchten nun den deutschen Kaiser zur Gemeinschaft der Waffen zu vermögen. In den deßhalb geführten Unterhandlungen spielte wieder M. Albrecht eine bedeutende Rolle. Er war es, welcher den von den Oestreichern bedrängten Kaiser, als dieser wirklich mit den beyden Slavenkönigen ein Bündniß gegen Mathias abschloß, warnte, sich zu hüten, daß er sich nicht zwischen zwey Stühle setze und Freund und Feind zum Widertheile gewinne. Wirklich kam es auch so. Erst vertrugen sich, wie es scheint hinter dem Rücken K. Friedrichs, der czechische und magyarische König in der Art, daß Wladislaus ganz Böhmen mit den beyden Lausitzen und den schlesischen Herzogthümern Schweidnitz und Java, Mathias aber Mähren und das übrige Schlesien erhielt. Wechselseitige Succession im Falle des kinderlosen Todes des einen oder andern wurde zugestanden; wer Kinder habe, sollte das Erworbene gegen eine Entschädigung von 200000 Goldgulden an den andern wieder herausgeben. Vier Jahre später erlangte Mathias ganz Schlesien und die Lausitz, nebst dem böhmischen Königstitel (14. Dezember 1479); die Pläne der Polen wurden zerrissen, bald nachher auch der Successionsvertrag des Ungarnkönigs mit dem Hause Habsburg aufgehoben, endlich der Krieg siegreich in die habsburgischen Erblande gewälzt und mit einem beträchtlichen Theile von Steiermark, Kärnthen und Krain selbst Wien und Neustadt erobert. Das Uebergewicht Ungarns über Polen, Böhmen und Oestreich war entschieden, als Mathias fast plötzlich starb (16. April 1490), und aufs Neue einer jener unerwarteten Zufälle eintrat, in welchen das Walten einer höheren Hand als der bloß menschlichen sichtbar ist. Das innerlich morsche, nach Aussen hin glänzende Reich zu erhalten, wurde nun von der nationalen Partey die Wahl Wladislaus von Böhmen betrieben, auf daß im Innern die Ungebundenheit durch Capitulationen gesichert, die von Mathias eroberten lausitzischen, schlesischen, mährischen, östreichischen, steyerischen, kärnthischen und krainischen Lande aber Ungarn ganz einverleibt würden. Wladislaus willigte in alles ein, heirathete auch Beatrix von Neapel, des Mathias Witwe, die seine Erhebung beförderte, bis, sey es aus Liebe, sey es aus Interesse er sich zu Barbara von Brandenburg hingezogen fühlte, und bey Lebzeiten Beatricens diese heirathete. So kam denn zum letzten Male diese Vereinigung Böhmens und Ungarns durch Nichtdeutsche zu Stande; die gewaltsame Weise, in der es wie so oft auch dießmal mit Ausschluß der Näherberechtigten geschehen war, trug aber auch ihre Früchte. Unaufhaltsam ging Ungarn seiner Auflösung und seinem Verderben entgegen. Der Stern Habsburgs ging auf. Die österreichischen Eroberungen mußten 1491 zurückgegeben, das Successionsrecht der Linie Maximilians von Habsburg für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie des Königs Wladislaus anerkannt werden; auch Schlesien, Mähren und die Lausitz, ein Theil von Dalmatien und die Moldau trennten sich von Ungarn; endlich um das Unglück voll zu machen, starb der König mit Hinterlassung des unmündigen Ludwig II., der, zu früh geboren, als Jüngling schon einem Greise glich und nach einer zehnjährigen Regierung voll Jammer und Noth in der Schlacht von Mohacz (29. August 1526), der letzte seines Stammes, sein kummervolles Leben endete. Damit schloß sich denn auch, zwar nicht die Reihe der Versuche ein slavisch-magyarisches Reich zu begründen; aber die nun erfolgte Aufrichtung der österreichischen Monar-

chie ließ wenigstens keinen mehr zu einer andern Gestaltung kommen, als unter einem deutschen (habsburgischen) Centrum, nicht im Anfange des XVII. Jahrhunderts, *) nicht — 1848.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. Dezember 1849.

1. Herr Hofrath von Schubert theilte aus einem Briefe des Hrn. Dr. Barth in Calw Folgendes mit:

Mein Correspondent in Hoffenthal in Labroder schreibt: „Wir haben einen langen und harten Winter gehabt. Von Anfang December bis im April war es mit wenig Abwechslung ÷ 15 bis 24° R., im März 29°. Erst Anfangs Juli trat Sommerwitterung ein. Die Gärten stehen arm und wenn nicht der September sehr gelind ist, so ist nicht viel zu erwarten. Von dem Ausschlagen der Bäume habe ich Folgendes angemerkt. Johannisbeeren den 6. Juni. Birken den 8. Juni. Lerchen den 2. Juli. Tannen und Fichten den 6. Juli. Alles später, als ichs früher gesehen habe.“

---

2. Hr. Prof. Wagner las eine Notiz:

Ueber die erste Abbildung des in der hiesigen zoologischen Sammlung aufgestellten Nashorns aus Abyssinien.

Unter den mancherley seltenen Thieren der hiesigen zoologischen Sammlung hatte gleich beym Erstenmale, als ich sie besichtigte, das in derselben aufgestellte und aus dem ehemaligen mannheimer Kabinet herstammende Nashorn, dessen Heimath unbekannt war, meine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich gezogen. Es vereinigte seltsamer Weise Merkmale der bekannten einhörnigen und zweyhörnigen Arten dieser Gattung in sich: mit jenen den Harnisch und Faltenwurf, mit diesen die Anzahl der Hörner theilend. Schon Wagler hatte gedachtes Nashorn als besondere Art erkannt und eine kleine Zeichnung anfertigen lassen, die aber nicht zur Publication gelangte. In meiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere lieferte ich im Jahre 1835 eine ausführliche Beschreibung dieses Exemplares, dem ich den Namen Rhinoceros cucullatus beylegte, und fügte eine Abbildung desselben bey, welche ich für die erste, die davon ins Publicum kam, ansah.

Ich hatte zwar schon damals darauf hingewiesen, daß unser Nashorn vielleicht mit dem von Bruce aus Abyssinien beschriebenen überein kommen könnte, zugleich aber auch daran erinnert, daß die von ihm gegebene Versicherung, als ob er seine Abbildung dieses Thieres nach dem Leben entworfen hätte, nicht richtig sey, indem dieselbe nur eine Kopie der Buffon'schen Figur des einhörnigen Rhinoceros ist, dem aber der englische Reisende 2 Hörner aufsetzen ließ. Trotzdem hatte ich Bruce's Nachrichten von dem Vorkommen eines mit faltigem Panzer versehenen Nashorns in Abyssinien für glaubwürdig erklärt und daran die Vermuthung gereiht, daß unser Exemplar ebenfalls aus Abyssinien stammen möge, von wo es durch katholische Missionäre nach Mannheim gebracht worden seyn dürfte.

Diese Vermuthung hat sich denn auch vollkommen bestätigt, indem unser Collega, Herr Dr. Roth, eben dieselbe Art in Schoa aufgefunden hat. Von ihm bin ich aber auch darauf aufmerksam gemacht worden, daß meine Abbildung keineswegs die einzige sey, sondern daß die erste, und noch dazu von unserem Exemplare, schon im Jahre 1791 von Blumenbach publicirt wurde.

Gedachte Abbildung findet sich in Volkmann's Uebersetzung von Bruce's Reisen, welche Blumenbach mit einer Vorrede und Anmerkungen versehen hat, und zwar im fünften Bande auf Tab. 45.

*) Wie auch den anscheinend nur religiösen Spaltungen im XVI. und XVII. Jahrhunderte in Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen ꝛc. eine ähnliche Idee zu Grunde lag, soll in einem größeren Aufsatze über die Entwicklung des demokratischen, aristokratischen und absolutistischen Elementes im deutschen Staatsleben gezeigt werden.

fikas, sondern aus königlichem Geblüte herrschend zu machen, wenn auch vorderhand dreyfach getheilt, in Polen, Ungarn und Böhmen. Je näher die Türkengefahr dem Westen rückte, je mehr den christlichen Reihen der allgemeine Feind drohte, desto mehr verdoppelten die Slaven ihre Thätigkeit, hierin von dem Gefühle getragen, daß das an Männern und Kräften erschöpfte ungarische Reich allein den Türken nicht widerstehen könne, während Mathias das vorwurfsvolle Bewußtseyn in sich trug, nur seine gegen Oestreich und Böhmen gewandte Politik gestatte den Osmanen ihre Eroberungszüge gegen den christlichen Westen.

Allein dem kriegerischen und gewandten Ungarnkönige kamen weder Böhmen noch Polen gleich. Der Plan, den polnischen Prinzen Casimir zum Könige von Ungarn zu erheben, mißlang und der Polen- wie der Ungarnkönig suchten nun den deutschen Kaiser zur Gemeinschaft der Waffen zu vermögen. In den deßhalb geführten Unterhandlungen spielte wieder M. Albrecht eine bedeutende Rolle. Er war es, welcher den von den Oestreichern bedrängten Kaiser, als dieser wirklich mit den beyden Slavenkönigen ein Bündniß gegen Mathias abschloß, warnte, sich zu hüten, daß er sich nicht zwischen zwey Stühle setze und Freund und Feind zum Widertheile gewinne. Wirklich kam es auch so. Erst vertrugen sich, wie es scheint hinter dem Rücken K. Friedrichs, der czechische und magyarische König in der Art, daß Wladislaus ganz Böhmen mit den beyden Lausitzen und den schlesischen Herzogthümern Schweidnitz und Java, Mathias aber Mähren und das übrige Schlesien erhielt. Wechselseitige Succession im Falle des kinderlosen Todes des einen oder andern wurde zugestanden; wer Kinder habe, sollte das Erworbene gegen eine Entschädigung von 200000 Goldgulden an den andern wieder herausgeben. Vier Jahre später erlangte Mathias ganz Schlesien und die Lausitz, nebst dem böhmischen Königstitel (14. Dezember 1479); die Pläne der Polen wurden zerrissen, bald nachher auch der Successionsvertrag des Ungarnkönigs mit dem Hause Habsburg aufgehoben, endlich der Krieg siegreich in die habsburgischen Erblande gewälzt und mit einem beträchtlichen Theile von Steiermark, Kärnthen und Krain selbst Wien und Neustadt erobert. Das Uebergewicht Ungarns über Polen, Böhmen und Oestreich war entschieden, als Mathias fast plötzlich starb (16. April 1490), und aufs Neue einer jener unerwarteten Zufälle eintrat, in welchen das Walten einer höheren Hand als der bloß menschlichen sichtbar ist. Das innerlich morsche, nach Aussen hin glänzende Reich zu erhalten, wurde nun von der nationalen Partey die Wahl Wladislaus von Böhmen betrieben, auf daß im Innern die Ungebundenheit durch Capitulationen gesichert, die von Mathias eroberten lausitzischen, schlesischen, mährischen, östreichischen, steyerischen, kärnthischen und krainischen Lande aber Ungarn ganz einverleibt würden. Wladislaus willigte in alles ein, heirathete auch Beatrix von Neapel, des Mathias Witwe, die seine Erhebung befördert, bis, sey es aus Liebe, sey es aus Interesse er sich zu Barbara von Brandenburg hingezogen fühlte, und bey Lebzeiten Beatricens diese heirathete. So kam denn zum letzten Male diese Vereinigung Böhmens und Ungarns durch Nichtdeutsche zu Stande; die gewaltsame Weise, in der es wie so oft auch dießmal mit Ausschluß der Näherberechtigten geschehen war, trug aber auch ihre Früchte. Unaufhaltsam ging Ungarn seiner Auflösung und seinem Verderben entgegen. Der Stern Habsburgs ging auf. Die österreichischen Eroberungen mußten 1491 zurückgegeben, das Successionsrecht der Linie Maximilians von Habsburg für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie des Königs Wladislaus anerkannt werden; auch Schlesien, Mähren und die Lausitz, ein Theil von Dalmatien und die Moldau trennten sich von Ungarn; endlich um das Unglück voll zu machen, starb der König mit Hinterlassung des unmündigen Ludwig II., der, zu früh geboren, als Jüngling schon einem Greise glich und nach einer zehnjährigen Regierung voll Jammer und Noth in der Schlacht von Mohacz (29. August 1526), der letzte seines Stammes, sein kummervolles Leben endete. Damit schloß sich denn auch, zwar nicht die Reihe der Versuche ein slavisch-magyarisches Reich zu begründen; aber die nun erfolgte Aufrichtung der österreichischen Monar-

chie ließ wenigstens keinen mehr zu einer andern Gestaltung kommen, als unter einem deutschen (habsburgischen) Centrum, nicht im Anfange des XVII. Jahrhunderts, *) nicht — 1848.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. Dezember 1849.

1. Herr Hofrath von Schubert theilte aus einem Briefe des Hrn. Dr. Barth in Calw Folgendes mit:

Mein Correspondent in Hoffenthal in Labroder schreibt: „Wir haben einen langen und harten Winter gehabt. Von Anfang December bis im April war es mit wenig Abwechslung ÷ 15 bis 24° R., im März 29°. Erst Anfangs Juli trat Sommerwitterung ein. Die Gärten stehen arm und wenn nicht der September sehr gelind ist, so ist nicht viel zu erwarten. Von dem Ausschlagen der Bäume habe ich Folgendes angemerkt. Johannisbeeren den 6. Juni. Birken den 8. Juni. Lerchen den 2. Juli. Tannen und Fichten den 6. Juli. Alles später, als ichs früher gesehen habe.“

---

2. Hr. Prof. Wagner las eine Notiz:

Ueber die erste Abbildung des in der hiesigen zoologischen Sammlung aufgestellten Nashorns aus Abyssinien.

Unter den mancherley seltenen Thieren der hiesigen zoologischen Sammlung hatte gleich beym Erstenmale, als ich sie besichtigte, das in derselben aufgestellte und aus dem ehemaligen mannheimer Kabinet herstammende Nashorn, dessen Heimath unbekannt war, meine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich gezogen. Es vereinigte seltsamer Weise Merkmale der bekannten einhörnigen und zweyhörnigen Arten dieser Gattung in sich: mit jenen den Harnisch und Faltenwurf, mit diesen die Anzahl der Hörner theilend. Schon Wagler hatte gedachtes Nashorn als besondere Art erkannt und eine kleine Zeichnung anfertigen lassen, die aber nicht zur Publication gelangte. In meiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere lieferte ich im Jahre 1835 eine ausführliche Beschreibung dieses Exemplares, dem ich den Namen Rhinoceros cucullatus beylegte, und fügte eine Abbildung desselben bey, welche ich für die erste, die davon ins Publicum kam, ansah.

Ich hatte zwar schon damals darauf hingewiesen, daß unser Nashorn vielleicht mit dem von Bruce aus Abyssinien beschriebenen überein kommen könnte, zugleich aber auch daran erinnert, daß die von ihm gegebene Versicherung, als ob er seine Abbildung dieses Thieres nach dem Leben entworfen hätte, nicht richtig sey, indem dieselbe nur eine Kopie der Buffon'schen Figur des einhörnigen Rhinoceros ist, dem aber der englische Reisende 2 Hörner aufsetzen ließ. Trotzdem hatte ich Bruce's Nachrichten von dem Vorkommen eines mit faltigem Panzer versehenen Nashorns in Abyssinien für glaubwürdig erklärt und daran die Vermuthung gereiht, daß unser Exemplar ebenfalls aus Abyssinien stammen möge, von wo es durch katholische Missionäre nach Mannheim gebracht worden seyn dürfte.

Diese Vermuthung hat sich denn auch vollkommen bestätigt, indem unser Collega, Herr Dr. Roth, eben dieselbe Art in Schoa aufgefunden hat. Von ihm bin ich aber auch darauf aufmerksam gemacht worden, daß meine Abbildung keineswegs die einzige sey, sondern daß die erste, und noch dazu von unserem Exemplare, schon im Jahre 1791 von Blumenbach publicirt wurde.

Gedachte Abbildung findet sich in Volkmann's Uebersetzung von Bruce's Reisen, welche Blumenbach mit einer Vorrede und Anmerkungen versehen hat, und zwar im fünften Bande auf Tab. 45.

*) Wie auch den anscheinend nur religiösen Spaltungen im XVI. und XVII. Jahrhunderte in Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen ꝛc. eine ähnliche Idee zu Grunde lag, soll in einem größeren Aufsatze über die Entwicklung des demokratischen, aristokratischen und absolutistischen Elementes im deutschen Staatsleben gezeigt werden.

Bey meiner schon vorhin erwähnten Bearbeitung des Schreber'schen Werkes hatte ich bloß die englische Originalausgabe von Bruce verglichen und darüber die deutsche Uebersetzung unberücksichtigt gelassen, obwohl sie durch die trefflichen Bemerkungen Blumenbachs einen besondern Werth vor dem Originale voraus hat. Auch meine Vorgänger scheinen alle die Abbildung von Blumenbach übersehen zu haben, indem ich mich nicht erinnere, sie irgendwo citirt gefunden zu haben. Um so mehr halte ich es für Pflicht mein früheres Uebersehen wieder gut zu machen, indem ich mir erlaube, Blumenbachs Abbildung von unserem Thiere in Erinnerung zu bringen. Zur Anfertigung dieser Abbildung veranlaßte ihn die von Bruce vorgelegte; denn dem kritischen Scharfblicke unsers berühmten Landsmannes konnte es nicht entgehen, daß mit letzterer eine Fälschung vorgegangen sey. Um nun zu verhindern, daß seine Leser nicht eine falsche Vorstellung von dem zweyhörnigen Nashorn erhalten möchten, sorgte er für eine richtige Abbildung, worüber er sich (a. a. O. S. 284) folgendermassen äußert: „Es hat die Verlagshandlung auf mein Anrathen für eine ächte Zeichnung des zweyhörnichten Rhinocers gesorgt (Pl. 45), die sie in Mannheim nach dem in dasigem Naturaliencabinet befindlichen gut ausgestopften Exemplar, das ich vor einigen Jahren daselbst genau besehen, verfertigen lassen. Es ist ein Weibchen, das jetzt nach dem Austrocknen ꝛc. ꝛc. 3 Fuß 8 Zoll hoch, und 7 Fuß 8 Zoll lang ist. Das vordere Horn ist 16 Zoll, das hintere 5 Zoll hoch." Mehr sagt Blumenbach von diesem Thiere nicht; die von ihm gelieferte Abbildung ist ganz naturgetreu ausgefallen und daher um so mehr der Vergessenheit zu entziehen.

---

3. Herr Prof. Vogel jun. las:

Ueber einige Reagentien auf Chinin- und Cinchoninsalze.

Ein sehr charakteristisches Reagens auf schwefelsaures Chinin ist schon von Brandes angegeben worden. Es besteht darin, daß man eine Auflösung von schwefelsauren Chinin mit Chlorwasser versetzt und dann kaustisches Ammoniak hinzufügt, wodurch eine smaragdgrüne Färbung der Flüssigkeit erfolgt.

Von diesem Versuch ausgehend ist es mir gelungen durch Anwendung einiger anderer Reagentien sehr auffallende Farbenveränderungen in der schwefelsauren Chininauflösung hervorzubringen.

Bringt man zu einer mit Chlorwasser versetzten Auflösung von schwefelsaurem Chinin statt des Ammoniaks einen Ueberschuß von einer concentrirten Kaliumeisencyanürlösung, so entsteht sogleich eine dunkelrothe Färbung, welche einige Stunden anhält, dann aber namentlich durch Einwirkung des Lichts in's Grüne übergeht. Diese Reaktion eignet sich als sehr charakteristisch für Chinin, namentlich zu Vorlesungsversuchen. Wird Kaliumeisencyanid statt des Kaliumeisencyanürs angewendet, so tritt die rothe Färbung nicht ein. Wird statt des Ammoniaks kaustisches Kali angewendet, so färbt sich die Lösung schwefelgelb. Statt des Chlorwassers kann auch vortheilhaft eine mit Salzsäure versetzte Chlorkalklösung genommen werden, in welchem Falle sich dann auf Zusatz von Ammoniak ein grünes Pulver niederschlägt. Da die angegebenen Reaktionen mit dem Cinchonin nicht statt finden, so können sie als Unterscheidungsmerkmale beyder Alkaloide betrachtet werden.

Da nach den neuesten Berichten französischer Chemiker die künstliche Darstellung der Pflanzen-Alkaloide direkt aus den Elementen in Aussicht gestellt wird, so wäre es sehr zu wünschen, daß auf diese Substanzen charakteristische, besonders Reaktionen mit Farbenveränderung aufgefunden würden, welche zur Beurtheilung der künstlichen Produkte wesentliche Anhaltspunkte bilden würden.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 1. Dezember 1849

wurde unter andern Büchergeschenken vorgelegt ein auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gedruckter stattlicher Band „Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts aufgefunden im Chorherrenstifte Vorau und mit Einleitung und Anmerkungen zum ersten Male herausgegeben von Joseph Diemer Scriptor an der k. k. Universitätsbibliothek in Wien.“ Unter gerechter Anerkennung des werthvollen Inhalts, der nun auch einem in der deutschen poetischen Nationalliteratur bisher nahezu unvertretenen Jahrhundert, dem eilften, seine Ehre sichert, und der Verdienste des Finders und sorgsamen Herausgebers, wurde diese Erscheinung mit als Zeuge begrüßt, daß die alte Ostmark, wie diese Dichtungen ohne Zweifel gerade von ihr ausgegangen sind, so in allem was höheres nationales Leben und Streben betrifft, sich fort und fort als unabtrennbaren Bestandtheil des großen deutschen Vaterlandes fühlt und fühlen wird.

Der Vorstand der Akademie und des Generalconservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates Hr. Hofrath v. Thiersch gab antiquarische Erläuterungen über eine jüngsthin für das k. Antiquarium erworbene, in ihrer Art seltene Sammlung von 58 altrömischen und griechischen Glasgefäßen.

Bibliothekar Schmeller hielt Vortrag über einige seines Erachtens minder bekannte und der Mittheilung würdige kleinere Textstücke aus Handschriften der Königlichen Hof- und Staats-Bibliothek, wie folgt.

1.

Ein kirchenrechtliches Gutachten über einen für die Sittengeschichte der Vorzeit bezeichnenden, in unserm nächsten Vaterlande vorgekommenen Fall, enthalten in einer ehmals Fürstenfeldischen Handschrift des XV. Jahrhundert (Cod. lat. monac. 7087), in welcher sich mehrere ihrer Zeit wirklich ergangene Schreiben, gerichtliche und andre Instrumente zu einer Art Formularbuch *) gesammelt finden, lautet auf Bl. 125 also:

Universis praesentes literas inspecturis Johannes divina permissione praepositus et Erhardus decanus ecclesiae Frisingensis salutem in Domino.

Accedens ad praesentiam nostram Seckel Judaeus Monacensis nobis exponit, qualiter et anno et tempore pestilentiae, cum Judaei in Germania per Christianos inmaniter cremabantur, Dulcza mulier, pro nunc uxor ipsius Seckel, se in quandam cameram cum quibusdam aliis Judais includens et in ea comburi volens, ne a Christianis baptizaretur, igne camera huius (sic) per eam et Conjudaeos incensa et ardente aliqui

*) Vergl. Palacky „Ueber Formelbücher“ und die Ergiebigkeit mancher derselben auch für die Geschichte, in den Abhandlungen der k. böhm. Gesellsch. d. W. V. Folge 2. u. 5. Band. Auch besonders abgedruckt.

Christiani tunc astantes, qui pulchritudinem ipsius compatiebantur, ne sic morte horrenda periret, eam dimissis duobus infantulis igne semivivam et aliqualiter combustam extraxerunt, et ne per alios Christianos occideretur, sic amentem baptisarunt. Quae convalescentia aliquali recuperata et captata oportunitate fugit a consortio Christianorum ad Judaeos et demum se praedicto Seckel matrimonialiter copulavit et per plures annos sicut Judaea eum Judaeo conjugaliter vixit.

Unde utrum huiusmodi mulier sit Christiana censenda vel Judaea et huiusmodi contractus valeret an non, a nobis petivit edoceri.

Nos igitur, judicio meliori salvo, ad hoc deperitorum tamen concilio sic credimus respondendum: quod huiusmodi mulier, quae semper reclamavit et adhuc reclamat baptismum, non est christiana, nam ad fidem nullus cogendus est ... Folgt nun eine Reihe kirchenrechtlicher Beweisstellen und Erörterungen, aus welchen weiter hervorgeht: igitur clare patet matrimonium inter ipsos postea contractum firmum manere .....

Datum Frisingae ultima die Februarii nostris sub sigillis.

Das Jahr ist, wie man sieht, nicht angegeben. Ob dieser Mangel dazu berechtige, das ganze Product als bloße Fiction zu nehmen, mag dahingestellt bleiben. Da es aber in diesem Formularbuch eben als Vorbild und Muster für ähnliche Ausfertigungen seinen Platz gefunden, so behält es selbst auch in diesem Falle seine Bedeutsamkeit als Zeugniß über die Zustände und die Denkart jener Zeit.

Indessen sprechen für die wirkliche Ausstellung die ausdrücklich voranstehenden Namen des Domprobstes und des Domdekans. Eine solche nun vorausgesetzt käme es, ihren Zeitpunkt zu bestimmen, darauf an, den der genannten beyden Dignitäre auszumitteln, wozu ohne Zweifel das nunmehr erzbischöfliche Archiv die erforderlichen Daten liefert. Aus sonstigen Quellen ergibt sich ein Domherr Erhard unter dem Probst Johannes (v. Kamerberg) zum J. 1359, ein andrer auch nur als Canonicus aufgeführter Erhard (Märinger) unter dem Probst Johannes (dem Mosburger) zum J. 1382. Als Zeitpunkt der Pest und unchristlicher Judenverfolgung sind die auch für unser Jahrhundert, freylich in ganz andrer Hinsicht, merkwürdigen Jahrgänge 48—50 des vierzehnten (1348—50) bekannt. In diese müßte verlegt werden was dieser Dulcza begegnet ist.

Meister Chunrad von Megenberg Domherr zu Regensburg, der erste naturhistorische Schriftsteller in deutscher Sprache (er schrieb gerade in dieser Epoche, 1349) sagt (Ausg. v. 1478 Bl. 68), da er die damaligen Urtheile über den Grund der eingebrochenen Calamität aufzählt; die dritten sprachen dass die Juden alle prunnen hätten vergifft vnd wolten die Cristenheyt töten, vnd vand man secklin in vil prunnen mit vergifft, vnd tötet man jr on zal vil an dem Reyn, in Francken vnd überal in teutschen landen. Werlich ob etlich Juden das thäten das weiss ich nicht. Yedoch weiss ich wol, dass jr als vil zu Wyen waren als in kainer statt in allen teutschen landen, vnd dass sy do also fer sturben, dass sy jren Kirchhof vil weiteren mussten vnd heuser darzu kaufft hätten. Nun hätten sy jn selbs vergeben, das wär ein torhait gewesen. Yedoch will ich der Juden poshait nit verben, wann sy seind Unser Frawen veind vnd allen Cristen."

Auf diese vorsichtigen Worte des frommen Naturforschers sich beziehend schreibt der gute Aventin in seiner Chronik (Ausg. v. 1566 Bl. 502): Der gemein Mann gab den Jüden die schuld, die solten zu Aufstilgung der Christenheit die Brunnen vergifft haben, von welches wegen wurden in viel Stätten und Flecken die Juden verbrennt. Man hat aufgeschriben, dass in Teutschland wol zwölf tausent Jüden dermassen verbrennt seind worden on alle barmherzigkeit.

Da nun aber von dergleichen Märtyrerscenen, die in den fraglichen Jahren auch zu München statt gehabt hätten, die Geschichte dieser Stadt nichts erzählt, so müßten sie entweder mit Stillschweigen übergangen seyn, oder unsre schöne Jüdin wäre nicht gerade in München selbst auf solche Weise den Flammen entrissen worden.

Die ausdrückliche Erwähnung der Pestzeit gestattet nicht wohl, die ganze Begebenheit über ein gutes Menschenalter weiter bis ins J. 1285 hinaufzurücken, in welchem allerdings der unchristlichste Fana-

tismus sich in der dermaligen Gruftgasse ein ähnliches Denkmal gesetzt hat. Den auch anderwärts beym niedern und wol auch hohen Pöbel zur stehenden Beschuldigung gewordenen Mord eines Christenkindes durch die Juden als erwiesene Thatsache nehmend, schließt noch im XVII. Jahrhundert seine Erzählung dieser Münchner That in einer Gesinnung, die an Christlichkeit hinter der des obgenannten frommen Naturforschers, auch hinter der unsers Freisingischen geistlichen Gutachtens weit zurücksteht, ein sonst ehrenwerther vaterländischer Historiker, der Canzler Adlzreitter (wo nicht der Jesuit P. Fervaux) mit den Worten; In Judaeos urbs tota saeviit, concursu undique facto ad consceleratae gentis excidium. Comportatis lignis subjectae faces sanguinario olidorum verporum larario, et quidquid contra niterentur senatus urbici stipatores, non ante accensae plebis furor posuit quam centum octoginta putidissimae nationis latrones flammis ultricibus essent exusti.

II.

Auf der letzten Seite einer ehmals Benedictbeurischen Handschrift des IX. Jahrhundert mit Homilien von Kirchenvätern (Cod. lat. 4547) findet sich von einer Hand des XI. Jahrhundert eingeschrieben folgende an einigen Stellen leider etwas unlesbar gewordene Notiz:

(Hec fam)ilia fugerat . . tempore famis de hoc monasterio Puronensi in honore S. Benedicti constructi (sic).

de villa Puron Perolf cum uxore et VII filiis. — Adalpero cum uxore et filiis. — Regin . . . cum uxore et IIII filiis. — Regino cum uxore et filio. — Reginperht cum filio. — Reginhart filius Meg. . presbyteri cum uxore et VII filiis. — Reginfrit cum uxore et VII filiis. — Gundram cum uxore et filiis. — Engilram cum uxore et filiis. — Engilmar cum filiis V. — Reginhalm cum uxore et filiis. — Reginperht cum uxore et filiis. — Adalger.

Isti iuvenes de Puron et Puhila. — Diotrih. — Fridirih filius Meginhart. E(c)iman. — Filius et filia Reginperti nigri. — Reginhart furcifer. — de villa Allinga Diotrih cum uxore et filiis VII. — de Hemeheringa Maginhart cum uxore et III filiabus. — de Tumindorf Adalperht cum uxore et fil. — de Trupinga Reginperht cum uxore et filiis. — de Sehhiringa Reginperht cum uxore et fil. —

Item de alia villa Sihhir . . . Reginperht cum uxore et filiis. — de Pol . . wanc Hatto cum uxore et fil. — de Puron Livto. — de Solon Trutmunt cum VII filiis. — de Sigipoldisperc Engilperht cum uxore et fil. — de . . . . . enpurc cum viro et filiis. — de . . . . . Gvntpolt. — de Puron Adalperht filius Chuñ. cum uxore. — de H . . . . . filii Adalperti. — de Puron Adalhert fil. M . . ad Veronam civ. — de Pivbirbahc Fridirihc cum uxore et fil. — de . . . . . cum uxore et filiis. —

Darf ich an den Bericht erinnern, den ich über eine Wanderung zu den Deutschen der VII. und XIII. Communen in Oberitalien im März 1834 an die Klasse erstattet habe (den über eine zweyte Reise eben dahin gehörig auszuarbeiten hat mir noch immer nicht die nöthige Muße werden wollen), so wird sie es natürlich finden, wenn einige Aufmerksamkeit meinerseits immerdar auf Vorkommnisse gerichtet geblieben ist, die etwa beytragen könnten, den Schleier zu lüften, der auf der Herkunft jener merkwürdigen deutschen Sporaden liegt.

Daß diese, wie sie selber lange und gerne geglaubt, Reste der von Marius geschlagenen Cimbern seyen, ist nun so ziemlich als eine aus der Gelehrtenstube auch ins Volk gedrungene Grille erkannt. Die Sprache, diese Führerin in manchem Dunkel, in das sonst keiner Art Licht fällt, nöthigt entschieden genug, diese neuern sogenannten Cimbern, statt auf jene alten Weltstürmer, auf die, so viel bekannt, von jeher viel frömmern und friedlichern Bayern zurückzuführen.

Wird die in jenem Bericht aufgestellte Vermuthung eines früherhin überhaupt noch gar nicht unterbrochenen Zusammenhangs jener Bergbevölkerung mit ihren deutschen Nachbarn im Norden ausreichend gefunden, so bleibt der Gedanke an ein späteres Zuströmen von weiter her gekommenen Ansiedlern keineswegs ausgeschlossen. Sollte sich aber jene Vermuthung nicht stichhaltig erweisen, so wäre

nichts übrig, als bestimmte Einwanderungszüge und zwar aus den später Tirol genannten Thälern oder aus dem eigentlichen Bayern anzunehmen.

Nun scheinen mir in dieser wohl nur gelegenheitlich auf das leere Blatt des alten Buches gerathenen Notiz von besonderer Bedeutung die Worte: „tempore famis“ und „ad Veronam civitatem.“

Von der Hungersnoth die von 1053 an zehn Jahre lang in Bayern geherrscht, ist auch in einer andern gleichzeitigen ehmals Benedictbeurer Handschrift (Cod. lat. 4588) die Rede in einem Bericht *) des dortigen Mönches Gotschalk über die Art und Weise, wie er Reliquien der h. Anastasia aus dem Kloster seines Ordens Sta. Maria ad Organa in Verona nach Benedictbeuern gebracht.

Der damalige Bischof von Verona Walther (v. 1036 an), selber aus „Alemannia“ gebürtig, war ein Freund des Abtes zu Beuern Gotahelm, und zu ihm sandte dieser seinen Mitbruder Gotschalk, sich Lebensmittel zu erbitten, oder mit den Worten des letztern, der von sich immer in der dritten Person redet: „Abbas Gotahelmus misit quendam presbyterum suum nomine Gotscalcum in civitatem Veronam ad eundem pontificem cum aliis suis nuntiis petens solatium victualium, quia fames tunc temporis coepit esse in terra Bauvvariorum per decem annos et maxima multitudo cruciabatur fame illis temporibus.“

Nachdem Gotschalk, naiv genug, erzählt hat, wie er zu Verona im besagten Kloster, dessen Abt Engelbero, früher selbst ein Benedictbeurer Mitbruder, ihn beherbergte, heimlich eines Theiles der erwähnten, eines zu führenden Baues wegen einsweilen an einem minder zugänglichen Orte aufbewahrten Reliquien „quantum sub sua cuculla potuit portare“ habhaft geworden, thut er, um gleich wieder auf den, wie es scheint, da die Gelegenheit lockte, auf eigene Faust gewagten frommen Diebstahl zu kommen, den Erfolg seiner eigentlichen Sendung mit den Worten ab: „Venit Gotscalcus ad episcopum . . . et susceptus est ab eo benigne in castello Piscina (dem heutigen Peschiera), mansitque apud illum tres dies et totidem noctes. Aperiens itaque causam pro qua venerat et rogans solatium victualium, dimissus est ab illo in pace accepto beneficio non parvo.“

Der Ueberbringer der h. Reliquien spricht nun freylich von ganz Anderem als einer Auswanderung, zu der ja nicht schon dieses erste Hungerjahr 1053 sondern erst mehrere nachfolgende mögen gezwungen haben, aber doch deutlich genug von dem Anlaß zu einem verzweifelten Schritte der Art, wie denn aus seinen Angaben auch die Beweggründe klar werden, die die Fortziehenden gerade Verona und sein Gebiet konnten wählen lassen.

Die Zahl der in dieser Notiz namhaft gemachten Auswanderer von Angehörigen (de familia) des Klosters Beuern allein (wie viele andere mögen dasselbe Rettungsmittel ergriffen haben!), falls alle dieselbe Richtung nahmen, war groß genug, eine artige Ansiedlung zu gründen. Zwar nur vor den paar letzten Namen steht „ad Veronam civitatem.“ Allein, da dieselbe Noth im ganzen übrigen Bayern herrschte, so ists wohl nicht so ganz fehlgegriffen, wenn man annimmt, daß sich die Hungernden nicht wieder nach Norden, sondern südwärts nach dem glücklichern Lande jenseits der Berge werden gewendet haben, wohin ja von jeher, und nach ganz anderm Maßstabe, die Züge deutschen Volkes gerichtet waren.

Das auf jenen Bergen bey Verona, Dank der Abgeschlossenheit vom übrigen Deutschland, bis jetzt bewahrte Alterthümliche in der Sprache erinnert lebhaft an die Formen, die uns in den schriftlichen Ueberresten deutscher Sprache aus jenem Zeitpunkt, d. h. dem XI. Jahrhundert begegnen.

(Schluß folgt.)

*) Abgedruckt in Meichelbeck's Chronicon Benedictoburanum I. 54 — 72.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

(Schluß.)

Diese meine Vermuthung, die übrigens nur gemeint seyn könnte, einem kleinen Theile, nicht jener ganzen deutschen Bevölkerung der XIII., oder gar auch der in manchem wieder eigenthümlichen VII. Communen ihre Herkunft nachweisen zu wollen, würde freylich erst dann einen festen Boden gewinnen, wenn auch in Archiven Verona's, Venedigs Entsprechendes aufgefunden werden sollte, was bey dem besonders für Italiener geringen Belang der Frage wohl nur vom Zufall zu hoffen seyn würde. Bis dahin mag sie, wie so manche andere, in die — historische Luft gehängt bleiben.

III.

Ist in dem eben Beygebrachten gelegenheitlich eine Entführung von Reliquien, und zwar eine heimliche und durch einen armen Mönch, berührt worden, so kann das folgende vielleicht mit einen Anhaltspunkt bieten, den wahren Helden und die Zeit einer andern zu bestimmen, die von einem Mächtigen der Erde und mit offener Gewalt vollbracht worden ist. Es handelt sich um die irdischen Ueberreste des Apostels Bartholomäus, dessen Wirken im Leben und nach dem Tode sich in der großen Acta Sanctorum V. Bande des Augustmonats Fol. 7—108 des ausführlichsten beschrieben findet.

Nach der, wie in diesen Actis geschieht, überall auf ältere handschriftliche Autoritäten gegründeten Erzählung, wie des Märtyrers Leichnam zuerst nach Anastasiopolis, dann auf die Insel Lipari, von da im IX. Jahrhundert nach der Stadt Benevent gekommen, folgt auf 24 Folioseiten eine auf alle Zeugnisse für und wider eingehende Untersuchung, ob sich dieß Heiligthum auch jetzt noch wirklich in dieser Stadt oder aber ob es sich in Rom befinde, da es hier wie dort als vorhanden angenommen und in hohen Ehren gehalten wird. Es finden sich nämlich ältere Zeugnisse z. B. das des Eadmerus, des Sugerius, der h. Brigitta, wie auch päbstliche Bullen und dergl., die für Benevent, andere nicht minder alte, die für Rom sprechen. Die Hauptschwierigkeit aber liegt darin, daß von den beyden ältesten in dieser Sache aufbringbaren Zeugen der eine, Leo Ostiensis († 1116) im Chronicon Cassinense libr. II cap. 24 (Muratori script. rer. ital. IV. 354) erzählt, wie Kaiser Otto und zwar der dritte den Beneventern den Leichnam ihres Apostels abverlangt, und da sie ihm statt dieses, hinterlistiger Weise, den eines Geringern, des Paulinus v. Nola, ausgeliefert, sie, um den verlangten zu erzwingen, vergebens belagert habe, während Otto v. Freising († 1158) libr. VI. cap. 15 und nach ihm Gotfrid v. Viterbo libr. V. cap. 25, und Martinus Polonus zum J. 979, wissen wollen, Otto der zweyte sey es gewesen, der jene Stadt wirklich eingenommen und den gewünschten Schatz sofort nach Rom gebracht habe.

Wie ersichtlich, greift hier die Heiligen-Geschichte in die profane ein; und es kommt darauf an, zu bestimmen, welchem unsrer Ottonen jene der auch

in unsern Tagen wieder öfter genannten alten Stadt Benevent, sey's aus diesem oder irgend einem andern Grunde, widerfahrene, unsanfte Begegnung, ob dem zweyten (⊙ 983) oder dem dritten (⊙ 1002) zuzuschreiben sey. Nicht entscheidend zwar, aber jedenfalls von einigem Gewichte in dieser Streitsache möchte eine metrische Darstellung von 90 Versen seyn, die wieder auf dem letzten Blatte einer ehmals Oberaltacher handschriftlichen Heiligenlegende (Cod. lat. 9564) im Laufe des XII. wo nicht schon des XI. Jahrhunderts niedergelegt ist, und aus welcher, ohne jede Absicht, den guten Beneventern ihren heiligen Schatz irgend streitig zu machen (sie hatten sich ihn ja, wie auch die Bollandisten der vermittelnden Meinung sind, wenigstens theilweise klüglich vorbehalten können), hier wenigstens die wesentlichsten Stellen Platz finden mögen.

Militis alma Dei translatio Bartholomaei.

Otto teutonicus Caesar virtutis amicus
Vi, sensu, dextra praeclarus et intus et extra
Ecclesiam clarae fabricae coepit fabricare.
Quaerere sedit ei sacra pignora Bartholomaei
Sub titulo cujus vox ecclesiae foret hujus.
Caesaris oblitus bene Caesar cordeque tritus
Fit supplex genti, supplex populo Beneventi,
Qui rogat ut sancti dent ipsius ossa roganti.
Hic petit, hi praebent, sed non sacra qualia debent.
Sancti Paulini, quo tendunt jurgia fini,
Donant corpus ei pro corpore Bartholomaei.
Iratus multum non linquit Caesar inultum
Se sic delusum . . .

Pro corpore Bartholomaei

Urbs expugnatur, ferit ira, furor dominatur.
Sic Beneventigenis caesis, victis et egenis
Praecipit ossa vehi sacra Caesar Bartholomaei.
Caesar laetatur, Beneventica gens lacrymatur,
Qui, dum non quaerunt unum, binos tribuerunt.
Corpora dilecta Remi sub moenia vecta
Ecclesiae sanctae medio quam struxerat ante,
Taliter hos partus Caesar tum collocat artus.
Insula pulchra satis, requies peramoena beatis
Christo dante datur Lycaonia *) quae vocitatur.
Congere lamentum, da planctum tu, Beneventum,
Effunde ventum, corpus dicendo retentum.
Roma tenet corpus, tu famam, tu modo tumbam.
Tempora nota noto: sic Caesar tertius Otto
Membra favore Dei transvexit Bartholomaei
Post Beneventenses ad sedes Lateranenses.

*) Jetzt Insel San Bartolommeo in der Tiber.

IV.

Daß unser deutscher, und als geborner Lauinger wie als Bischof von Regensburg (von 1260 bis 1263) noch näherer bayerischer Landsmann Albertus Magnus in seinem Jahrhundert nicht allein auf dem Gebiete der Theologie, sondern auch dem der (aristotelischen) Philosophie und besonders auf dem der durch ihn wieder auflebenden Naturforschung als eines der Hauptlichter gegolten, daß er, wie wohl wenige nicht ausschließlich theologische Gelehrte, sogar unter die Seligen und Heiligen im Himmel gezählt wird, darf als weltbekannt vorausgesetzt werden.

Groß ist die Zahl der von ihm verfaßten oder, was einem gefeyerten Namen in früherer Zeit leicht widerfahren konnte, ihm zugeschriebenen Werke; und auch unsre Bibliothek enthält das eine oder andere, das in der vor 200 Jahren gedruckten, 21 Foliobände starken Sammlung derselben vermißt wird.

Von derley umfangreichern Ineditis soll hier nicht die Rede seyn, wohl aber aufmerksam gemacht werden auf eine seiner gewiß kleinsten, wahrscheinlich auch letzten Schriften, auf sein Testament.

Diese Urkunde, die zu der bisher mit so viel Abenteuerlichem verbrämten Geschichte Alberts, dem von Neuern nicht ohne Grund auch der sinnreiche Entwurf zum Kölner Dom zugeschrieben wird, gewissermaßen den Schlußstein bildet, ist, so viel wenigstens die Umschau in der zunächst einschlagenden Literatur ergibt, noch nirgends benutzt oder auch nur erwähnt. Daß das Original in Köln selbst noch vorliege, darf einigermaßen bezweifelt werden, da die Kirche der ehmaligen Dominicaner daselbst, welche Alberts Grab enthielt, abgetragen und das Klostergebäude zur Artilleriecaserne benutzt ist.

Sollte daſſelbe, wie zu wünſchen, auch wirklich wo immer noch vorhanden ſeyn *), ſo bleibt wohl dennoch in ihrer Art beachtenswerth die Abſchrift, die Narcissus Pfister, ein gelehrter Benedictiner aus dem Augsburger St. Ulrichskloſter, vor fünfthalbhundert Jahren an Ort und Stelle davon genommen und einer handſchriftlichen Summa Naturalium Alberti Magni (jetzt Cod. lat. monac. 4384 v. 1385) hinten angehängt hat.

Teſtamentum domini Alberti.

Universis praeſentes literas inſpecturis frater Albertus epiſcopus quondam Ratisponensis ordinis fratrum praedicatorum in Colonia ſalutem cum plenitudine caritatis. Cum ſit omnibus manifestum et non poſſit in dubium aliquatenus devenire me posse in rebus temporalibus propria poſſidere **) ratione exemptionis ab ordine a ſummo pontifice mihi factae et pro voluntatis meae arbitrio possessa prout mihi placuerit diſpensare, cogitavi et ſtatui de rebus meis vivens ſanus et incolumis ordinare, ne poſt mortem meam cuiusquam auctoritate vel ordinatione ad usus alios transferantur quam ad quos ego ipſe concepi a multo tempore deputare.

Quia igitur fratres domus coloniensis apud quos mansi et docui pro maiori tempore vitae meae erga me proméruerunt beneficiis et obſequiis pluribus et diversis, ut ipſorum affectum pariter et officium merito proſequi debeam ſpeciali gratia et favore, quapropter etiam apud ipſos eligo ſepulturam, universa quae habeo do et lego conventui memorato ipſa tripharie dividendo, scilicet libros meos univerſos librariae communi, ornamenta mea omnia ſacriſtiae, aurum vero et argentum et gemmas quae poſſunt in argentum commutari ad perficiendum chorum domus eiusdem quem ego de pecunia mea fundavi et a fundo erexi *), nec volo quod ad usus alios convertantur. Volo tamen quod tribus claustris ſororum, videlicet ad ſanctum Marcum apud Erbipolim et ad ſanctam Katherinam in Augusta et in Gamundia apud Ezelingam nonaginta librae hallensium de dictis bonis meis dentur, triginta cuilibet aequaliter dividendo. Si vero aliquis, quod abſit, poſt mortem meam hanc ordinationem meam attemptaverit inmutare, maledictionem omnipotentis dei se noverit incursurum et mihi in die iudicii coram ſummo iudice de violentia reſponſurum. Exſecutores autem teſtamenti mei ordino provincialem Teutoniae priorem Colonienſem, fratrem Hainricum priorem herbipolenſem fratrem meum carnalem, fratrem Godefridum phyſicum et fratrem Godefridum de Dusburg **), ut omnia ſupradicta ſicut eis confido fideliter et inmutabiliter exſequantur. In cuius rei teſtimonium praeſens ſcripſi, ſigilli mei appoſitione unacum ſigillo prioris ibidem decrevi munimine roborandum, et ad maiorem firmitatem omnium praedictorum, ſigilla duorum militum civium Colonienſium videlicet domini Brunnonis dicti Hartfuſt procuratoris fratrum et domni Danielis dicti Judaei praeſentibus volui applicari quos ambos etiam ſtatuo exſecutores praemiſſo-

*) Worüber Herr Franz Joſeph v. Bianco, Verf. einer Geſchichte der Lehranſtalten und Studienſtiftungen in Köln (1833), der dem Vernehmen nach auch eine Geſchichte Alberts vorbereitet, wohl die beſte Auskunft wird geben können.

**) Ueber dieſe Stelle zu vergleichen Vincentius Justinianus ord. praedicatorum in der Vita Alberti M. vor deſſen Biblia Mariae. Köln 1625. S. 14: Albertus Teutoniae provinciam Lubeccam usque pedes obibat aeris nihil secum circumferens sed victum ostiatim emendicans. Canonis religiosi deligentiſſimus exactor quae aliis praecipiebat primus servabat, et in delinquentes graviter animadvertebat. Unde et quendam conversum deprehensum sine licentia pecunias quasdam tenuisse extumulari jam sepultum et ſacro projici loco jussit, quod etiam proprietatis vitium adeo exhorruit, ut et libros propria manu conscriptos relinqueret in coenobiis cum abiret, ne tamquam suum aliquid poſſidere videretur.

*) Chorum ecclesiae fratrum praedicatorum Coloniae civitatis tamquam optimus architectus juxta normam et verae geometriae leges in hanc quam hodie cernimus formam erexit ſagt der obige Biograph S. 18.

**) Godefridus de Duisburch wird an a. O. S. 20 als Alberts Beichtvater angeführt.

rum cum fratribus supradictis. Actum anno domini 1278 mense Januario *).

Istam copiam rescripsi Coloniae de litera originali de verbo ad verbum nec addendo nec demendo sub anno domini 1402 4 kl. Februarii quae dies tunc fuit dominica in sexagesima.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Verein für Hessische Geschichte und Länderkunde in Kassel:

Zeitschrift Bd. V. Heft 2. Kassel 1849. 8.

Periodische Blätter. No. 12. Januar 1849. Kassel 1849. 8.

Von dem historischen Verein für Niedersachsen in Hannover.

Archiv. Neue Folge. Jahrgang 1848. I. Doppelheft. Hannover 1848. 8.

Zwölfte Nachricht über den historischen Verein. Hannover 1849. 8.

Von dem Museum Francisco-Carolinum in Linz:

Zehnter Jahresbericht. Linz 1848. 8.

Von dem K. Professor Herrn Dr. Karl Prantl hier:

Aristoteles über die Farben. Erläutert durch eine Uebersicht der Farbenlehre der Alten. München 1849. 8.

Die Bedeutung der Logik für den jetzigen Standpunkt der Philosophie. München 1849. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. VI Bd. I. Heft. Darmstadt 1849. 8.

Periodische Blätter für die Mitglieder der beyden historischen Vereine des Großherzogthums und Kurfürstenthums Hessen, April, July 1849. 8.

*) Alberts Tod erfolgte im Jahre 1280. 15. November.

Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau. 1. Heft. Darmstadt 1849. 8.

Von der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Berichte. 1—12. Heft v. J. 18$\frac{48}{49}$. 1—6 Heft v. J. 1848. Leipzig 8.

Berichte über die Verhandlungen der historisch-philosophischen Classe. I. II. III. Leipzig 1849. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein für Bayern hier:

Centralblatt, August, September, Oktober 1849. München 1849. 8.

Von dem Hrn. Dr. Rudolph Roth in Tübingen:

Jâska's Mirakta sammt den Nighantavas. II. Heft. Göttingen 1849. 8.

Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Stiftungs-Urkunde der k. k. Akademie. Wien 1847. 8.

Geschäfts-Ordnung derselben. Wien 1847. 8.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe, Jahrgang 1849, Februar, März und April Heft. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe Jahrgang 1849. Februar, März u. Aprilheft. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Jahrgang 1849. II. III. IV. Heft. Wien 1849. 8.

Von der Roy. Asiatic Society in Madras:

Madras Journal of litterature and science, Januar—Decbr. 1848. Madras 1848. 8.

Von der American Academy of Cambridge:

Memoires. Vol. III. New Series. Cambridge 1848. 4.

Proceedings. Vol. I. Cambridge 1848. 8.

Von der Cambridge Observatory.

Astronomical Observations by George Biddell Airy. Esq. Vol. I. VIII incl. 1828—1845. Combridge. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Klasse der K. Akademie d. W. am 10. December 1849 hielt Hr. Prof. Dr. Thomas folgenden Vortrag zur Erklärung des Thucydides Bch. VI. Cap. 9 ff.

Die Reden bey Thucydides haben für uns ein doppeltes Interesse: erstlich hat der Geschichtschreiber des Peloponnesischen Krieges in ihnen glänzende Beyspiele jener Kunst aufgestellt, welche damals durch die Sophisten ihre größte Ausbildung oder besser gesagt ihre normale Vollendung erreicht hatte, denn die Regeln der Rhetorik waren bekanntlich mehr als dieses, sie waren Gesetze, bestimmt und strenge, wie in der Metrik; wie sich denn der Grieche überhaupt in allen seinen geistigen Schöpfungen gerne oft scheinbar beschränkenden Forderungen unterwarf; ihm wurde es ja leicht sich in jeder Form zu bewegen, mochte diese auch, wie es eben in der Rhetorik später statt hatte, mehr eine künstliche als künstlerische seyn. Neben diesem literarisch-ästhetischen Interesse ist es aber das historische, welches für die Auffassung des ganzen großartigen Werkes, für die Einsicht in den innern Gang aller damaligen Verhältnisse, für die pragmatische Erkenntniß jener merkwürdigen Periode der griechischen Geschichte weitaus in den Vordergrund tritt.

Wenn in den Chorgesängen der Tragödie dem von der Entwicklung des Drama fortgerissenen Zuschauer die Möglichkeit und gleichsam die Aufforderung gestellt war, über die Verkettung der Schicksale und Leidenschaften der handelnden Personen sich selbst ins klare zu setzen, und weder vom menschlichen Gefühl des Mitleids noch von der Gewalt erschrecklicher Schläge, welche den schuldlosen treffen, sich zu falscher Theilnahme oder zu bangem Verzagen und Verzweifeln an einer höheren Leitung im Laufe der Dinge fortführen zu lassen, so gewährt uns in ähnlicher Weise der Historiker in seinen reichlich eingewebten Reden allemal lichtvolle Durchblicke in die manigfache Verflechtung der eigenthümlichsten Verhältnisse, so daß wir bey aller Ferne der Thatsachen mit ruhiger Besonnenheit erkennen und fühlen, theils wie aus gewissen vorhandenen Umständen nothwendig das erfolgen mußte, was uns Thucydides nachher berichtet, theils wie oft der Plan der Klügsten, die Ansicht der Redlichen durch die Zukunft sich als eitel oder irrig erweist. „Das gehört eben, sagt Niebuhr (Vorträge über alte Geschichte, II, 2, 48), zu seiner bewunderungswürdigen Kunst, daß er durch diese Reden uns des weitern Nachfragens überhebt. Er legt uns die gemüthlichen Zustände aller Personen dar, die im Handeln begriffen sind; wir sehen die Leute, wie sie den Entschluß fassen, wir sehen sie in dem Zustande in dem sie sind, ehe sie den Entschluß gefaßt hatten, sehen was sie sich dabey dachten. Er läßt sie reden, nicht wie sie reden sollten, wie mancher es thun würde, sondern wie sie wahrscheinlich geredet haben. Dieß gehört zur größten Meisterschaft der historischen Kunst. Bey Thucydides redet der Athener, Corcyräer, Korinthier nicht so, wie man Sachen beurtheilt, wenn sie einmal geschehen sind und die Erfahrung belehrt

hat, sondern wie man redet in der Zeit, wo man eine Entscheidung fassen muß, wo man noch im Irrthum ist und die Zukunft noch im Dunkeln liegt. Ich habe gelesen und gehört, daß Männer von Urtheil sagen, dieß sey ja falsch, der Ausgang habe die Sachen ganz anders gezeigt; wie er dieß habe sagen können? Darum versucht man Emendationen u. s. w. Diese aber tadeln sehr mit Unrecht: Thucydides wußte das wenigstens 10 mal oder 100 oder 1000 mal besser als wir, wußte aber auch, daß man anders sprach als die Sachen entschieden werden sollten, anders nachher, und daß man sich vor der Entscheidung täuschen konnte."

Das Studium dieser Reden gewährt daher demjenigen, welcher ein reines Interesse für historische und psychologische Wahrheit hat, einen unaussprechlichen Reiz; und obwohl sie uns ganz in die Anschauung alter und längst entschwundener Verhältnisse, in die besondre, der modernen Moral und Staatsweisheit nicht selten entgegengesetzte Denk- und Sinnesart der Koryphäen jenes Zeitalters einführen und unsre lebhafteste Sympathie erregen, so erheben sie uns doch zugleich eben wegen der Treue ihrer Charakteristik auf den allgemein menschlichen Standpunkt. Auch aus den Reden und Gegenreden von Corcyräern und Corinthiern, von Platäern und Thebanern, von Kleon und Diodotus rechtfertigt sich das Wort des sich seiner Größe bewußten Meisters: *ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι, ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει. κτῆμά τε ἐς ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ξύγκειται* (I, 22, 3). Wer sich eine solche Aufgabe gibt, verlangt von dem Leser eine nicht gewöhnliche Bildung, unbestochenes Urtheil und vor allem die lauterste Liebe zur Wahrheit, die offenste und entschiedenste Hingebung für das Gute, Edle und Rechte. Wer diese mehr angebornen als erwerbbaren Tugenden nicht besitzt, vermag ebenso wenig in die Tiefen des Thucydideischen Geistes zu folgen, als er im Stande ist überhaupt über Geschichte ein würdiges Urtheil zu fällen. Die Schwierigkeit des Verständnisses aber erhöht sich bey einem Schriftsteller, welcher, abgesehen davon, daß er für ein Publikum schrieb, das bisher kein andres an Aufklärung, Intelligenz und Geschmack übertroffen hat, seiner eigenthümlichen Natur gemäß und wohl zum Theil der Richtung seiner Zeit nachgebend das kurze, gedrängte und dunkle des Stils einer leichteren, durchsichtigeren und breiteren Schreibart vorgezogen hat. So ist denn namentlich in den Reden des Thucydides noch gar vieles zweifelhaft und schwankend, vieles manigfach gedeutet: es ist aber, um hier Bahn zu brechen und Licht und Verständniß zu erschließen, vielmehr der hermeneutischen als der kritischen Kunst anheim gegeben, und ist auch manches einzelne Wort noch eine crux interpretum, scheint auch hie und da ein diplomatischer Fehlgriff der oft geschmähten Abschreiber zur Conjecturalkritik zu zwingen, so liegt doch die bey weitem größere und schwierigere Arbeit in der klaren Durchsicht des Zusammenhangs, in einer logisch strengen Syntheſe der in körniger und gedrungener Sprache niedergelegten Gedanken. Sey es mir gestattet hierorts zeitweise ein Scherflein von einst mit Liebe und Ausdauer gepflegten Studien darzureichen, wenn man anders das noch Studien nennen kann, was in karger Muße bey banausischer und dankloser Schulmeisterey nicht von eines reichen Herrn Tische fällt. Ich wähle für dießmal die Reden, welche Thucydides im VI. Buche dem Nicias und Alcibiades in den Mund legt.

Zuerst tritt Nicias auf: obwohl der Ehre theilhaft mit unter den erwählten unumschränkten Oberfeldherrn bey dieser Unternehmung zu seyn, verleugnet er seine an ihm bekannte Natur eines ruhig berechnenden, besonnenen Mannes nicht, die ihm bey seinen Gegnern nicht selten als Feigheit und Zaghaftigkeit ausgelegt worden ist. Wie ängstlich und altgläubig macht ihn deßhalb Aristophanes, namentlich in den Rittern!

Die Rede des Nicias Cap. 9 — 14 sucht vor allem die Athener, welche bereits den Entschluß zur Ausrüstung gefaßt haben, zu überzeugen, daß die ganze Sache ein gewagtes Spiel sey, gefährlich vom Anfang an, ungewißen Ausgangs und selbst im Fall des Gelingens nutz- und erfolglos. Ehe man an das Wie gehe, solle man das Ob noch bedenken: es seyen weder die Zeitumstände geeignet noch das Ziel ein leicht erreichbares, cap. 9. — Wir haben hier also jene Art politischer Rede repräsentirt, welche bey den Rhetoren *εἶδος ἀποτρεπτικὸν* genannt wird;

über die Art und Weise der Durchführung eines solchen Vorwurfes vgl. Anaximenis ars rhet. ed. Spengel p. 5—7 und dessen Note p. 111. — Nicias beweist nun zunächst das erste, die Zeitumstände mißrathen eine solche Unternehmung: denn die Athener sind zu Hause noch nicht sicher, die Ruhe ist nur ein Waffenstillstand, sie ließen, falls sie auszögen, zweyerley Feinde hinter sich, die einen, welche nur auf ein Unglück der Athener paßten, um wieder loszubrechen, und andre die noch nicht gebändigt wären; statt dieser sich zu erwehren, wollten sie entfernten Bundesgenossen beystehen. c. 10. Würde den Athenern dort auch der Sieg zu Theil, so wäre er nutzlos; denn Sicilien zu behaupten wären sie nicht im Stande, ein solches Beginnen aber sey eine Thorheit (*ἀνόητον*). Ja vielmehr räthlich sey es Syracus unangefochten sich ausbreiten zu lassen: denn erstlich würde es sich als herrschender Staat wohl hüten die Peloponnesier gegen Athen zu unterstützen und die Athener selbst würden von der Ferne stets furchtbar bleiben; zweytens aber hätte man dabey den Vortheil die immer wachen Lacedämonier im Auge zu behalten und die drohende oligarchische Umwälzung im Innern zu verhindern. c. 11. Kaum erst habe man angefangen sich aus großem Unglück zu erholen; nun wolle man das vorhandene statt auf sich auf fremde und unzuverlässige Leute verwenden, welche im Siege keinen Dank brächten, besiegt aber ihre Freunde mit ins Verderben zögen? Der Herrschsucht und dem Ehrgeiz kühner junger Männer dürfe man nicht Vorschub leisten, c. 12; man müße selbst auf den Verdacht hin, bey solchen als feig und schüchtern zu gelten, angesichts des handgreiflich erwachsenden Nachtheils, die Sicilianer ihre Angelegenheiten selbst ordnen lassen und die alten Verträge mit ihnen aufrecht halten. c. 13. Nicias schließt mit einer Mahnung an den Prytanen, die Wohlfart des Ganzen nicht einer Formalität zu opfern und trotz des bereits gefaßten Volksbeschlusses die Sache einer abermaligen Berathung zu unterstellen.

Dagegen erhebt sich nun c. 16—18 Alcibiades, von je ein politischer Feind des Nicias, von ihm durchaus verschieden, rasch zu kühnen Entschlüßen, voll Ehr- und Herrschbegierde, reich nach Englischem Maß, zugleich hochgeachtet bey seinen Mitbürgern, eine Persönlichkeit von fast unwiderstehlichem Einfluß, ein Mensch jener seltenen Art, von dem Wohl und Wehe eines ganzen Volkes abhängt — so charakterisirt ihn Thucydides selbst in dem Capitel, welches der Rede des Alcibiades vorausgeht — *ὧν γὰρ ἐν ἀξιώματι ὑπὸ τῶν ἀστῶν ταῖς ἐπιθυμίαις μείζοσιν ἢ κατὰ τὴν ὑπάρχουσαν οὐσίαν ἐχρῆτο ἔς τε τὰς ἱπποτροφίας καὶ τὰς ἄλλας δαπάνας· ὅπερ καὶ καθεῖλεν ὕστερον τὴν τῶν Ἀθηναίων πόλιν οὐχ ἥκιστα.*

Alcibiades weist zunächst c. 16 die persönlichen Angriffe des Nicias zurück und zeigt, wie er sowohl durch seine Privatleistungen als durch seine politische Thätigkeit seinem Vaterlande schon als Jüngling Ehre und Vortheil bereitet habe. Die Athener sollten sich deßhalb — c. 17 — nicht an ihm irre machen lassen und seine Kraft verbunden mit Nicias benützen. Hierauf widerlegt er die Hauptbedenken des Nicias, daß das Unternehmen durch Zeit und Umstände gefährlich sey (*ὡς δὲ οὔτε ἐν καιρῷ σπεύδετε οὔτε ῥᾴδιά ἐστι κατασχεῖν ἐφ' ἃ ὥρμησθε ταῦτα διδάξω*, so Nicias c. 9 am Ende). Er wählt dabey den umgekehrten Weg und verweilt länger dabey darzuthun, daß die Schwierigkeiten von Seite der Syrakusaner nur eingebildete seyen. Sicilien wäre schwach, von Factionen zerrissen, jeder suche für sich die glücklichste Conjunctur; die Streitmacht aber werde wie immer übertrieben angegeben. So stehe es jenseits des jonischen Meeres. In Hellas aber sey nicht mehr als früher zu befürchten. Hätten doch die Athener vorher trotz derselben Peloponnesier und zugleich im Kriege mit den Medern ihre Macht gegründet! das einzige, was man zu fürchten habe, sey ein Einfall der Peloponnesier und darauf müßten die Athener auch außerdem gefaßt seyn. Uebrigens hätten sie eine Seemacht, welche sie dagegen ausreichend schütze. Warum sollten wir also, fährt er c. 18 fort, von einem Beschluße abstehn, dessen Durchführung sowohl unser gegebenes Wort als die Sorge für unsere eigene Macht und deren Fortbestand gebietet. Athen könne seiner Stellung nach nichts anderes als entweder seine Herrschaft ausdehnen und vergrößern oder diese selbst andern preißgeben. Jugend und Alter müße zu gemeinsamem Handeln sich verstehn, durch Thatenlosigkeit würde

mit der alten Sitte die alte Kraft und Würde schwinden.

Vergleicht man die hier skizzirten Reden des Nicias und Alcibiades mit einander, so ist darin nicht nur mit großer Kunst die Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer politischen Richtung wieder gegeben, sondern wir fühlen durch ihren Eindruck schon im voraus, daß Alcibiades mit den Lockungen seiner vielverheißenden Sprache über den Ernst des kalt berechnenden Nicias den Sieg davon tragen werde. Alcibiades spricht gerade so, wie es dem damaligen Athenervolk lieb und genehm seyn mußte, das ja schon früher bestimmte Plane auf Sicilien gehabt hatte, 3, 86, 2; Nicias so wie wir wünschen — aus Theilnahme für Athens Größe und seinen Fortbestand — daß es möchte gehandelt haben.

Nicht zu übersehen ist es, wie ich glaube, daß Thucydides den Alcibiades einen Punct aus der Rede des Nicias gar nicht berühren läßt: es ist dieß gerade der wunde Fleck im Staatshaushalt der Athener, welcher wohl erwogen und beherzigt, nothwendig der Ansicht des altrepublikanischen Nicias das Uebergewicht hätte verschaffen müßen: nämlich die große Erschöpfung der Finanzen und der physischen Kräfte, welche Athen im ersten Kriege erlitten und die Nicias c. 12 so dringend hervorgehoben hatte. Darüber bahnt sich nun Alcibiades eine leichte Brücke, indem er gleichsam bescheiden herabsteigt und mit feiner Wendung auf den damit verbundenen Vorwurf jugendlicher Unbedachtsamkeit übergeht: die Athener sollten nach Sitte der Väter auch jetzt die Kraft der Jugend mit dem Rathe der Alten verbinden.

Gleich der Anfang der Rede des Nicias bietet einiges Bedenken. C. 9 §. 1 heißt es: *ἐμοὶ μέντοι δοκεῖ καὶ περὶ αὐτοῦ τούτου ἔτι χρῆναι σκέψασθαι, εἰ ἄμεινόν ἐστιν ἐκπέμπειν τὰς ναῦς, καὶ μὴ οὕτω βραχείᾳ βουλῇ περὶ μεγάλων πραγμάτων ἀνδράσιν ἀλλοφύλοις πειθομένους πόλεμον οὐ προσήκοντα ἄρασθαι.* Die Ausleger stimmen, soviel ich sehe, alle darin überein, daß sie den Comparativ elliptisch fassen und zum angereihten Satze *καὶ μὴ* aus dem vorhergehenden *χρῆναι* ergänzen. So wenig gegen diese Structur an sich einzuwenden wäre, so scheint mir doch eine andre einfacher und natürlicher, und keiner Ellipse bedürftig. Thucydides verwechselt bloß zwey Formen desselben Gedankens und geht unmerklich von der einen zur andern über, weil sie sich wirklich ohne Härte combiniren lassen; entweder nämlich konnte man sagen: *δοκεῖ — ἔτι χρῆναι σκέψασθαι, εἰ ἄμεινόν ἐστιν ἐκπέμπειν τὰς ναῦς ἢ μὴ οὕτω βραχείᾳ βουλῇ πόλεμον οὐ προσήκοντα ἄρασθαι* oder *εἰ συμφέρει (ἀγαθόν ἐστιν) ἐκπέμπειν τὰς ναῦς καὶ (ἅμα) οὕτω ἄρασθαι*, wie auch der Lateiner sagen könnte: etiam nunc deliberandum videtur num praestet naves emittere nec tam brevi consilio bellum inopportunum suscipere. Aehnlich auch im Deutschen: z. B. es ist besser zu handeln und nicht länger zuzuwarten. Dieses Hereintreten des copulativen *καὶ* in den Comparativsatz erklärt sich um so leichter, wenn wir Verbindungen in Parallele setzen, wie sogleich in §. 3 ein Beyspiel vorliegt: *ἀσθενὴς ἂν μου ὁ λόγος εἴη, εἰ τά τε ὑπάρχοντα σώζειν παραινοίην καὶ μὴ τοῖς ἑτοίμοις περὶ τῶν ἀφανῶν καὶ μελλόντων κινδυνεύειν:* denn auch hier läßt sich in *παραινοίην* eine Art Comparativ denken, wie . . . *μᾶλλον σώζειν βουλεύομαι ἢ τοῖς ἑτοίμοις κινδυνεύειν.* Häufiger tritt mit Lebhaftigkeit, wie Krüger richtig bemerkt (Gramm. §. 49, 2, 6) ein adversativer Satz ein; so II, 43, 3. *οὐ γὰρ οἱ κακοπραγοῦντες δικαιότερον ἀφειδοῖεν ἂν τοῦ βίου — ἀλλ' οἷς κ. τ. λ.* Bezieht sich die Zusammenstellung zweyer Personen oder Gegenstände nur im allgemeinen auf gleiche oder verschiedene Beschaffenheit (Kritz Gramm. der lat. Spr. S. 460), so ist bekanntlich die copulative Verbindung mit atque und *καὶ* die gesetzmäßige; denn wenn es heißt: aliter atque ostenderam facio, so liegt eben nichts andres zu Grunde als: aliter ostenderam atque aliter facio oder wenn man will: aliter facio atque aliter ostenderam.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.
Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Klasse der K. Akademie d. W. am 10. December 1849 hielt Hr. Prof. Dr. Thomas folgenden Vortrag zur Erklärung des Thucydides Bch. VI. Cap. 9 ff.

(Fortsetzung.)

Im folgenden ἡ. ist auf die Partikelstellung wohl zu achten: Nicias hebt seinen Einwurf gegen die ganze Unternehmung besonders dadurch hervor, daß er auf seinen persönlichen ehrenhaften Antheil sowohl als auf seine Aufopferungsfähigkeit hinweist — dieß gibt ihm Anlaß auszusprechen daß auch der ein nicht minder guter Bürger sey, welcher strebe sich und sein Vermögen zu erhalten, weil dieß ja nur mit der Rettung des allgemeinen geschehen könne — trotz der individuellen Ehre aber würde er nicht gegen sein bestes Wissen sprechen; in καίτοι liegt also: atqui ego quidem — und ich sage dieß der doch dabey gewinnt, in ὅμως δὲ verumtamen, gleichwohl werde ich sprechen; die Worte νομίζων — ὀρθοῦσθαι sind gleichsam parenthetisch zu nehmen, und Arnold hat dieß geradezu gethan.

Am Ende des Cap. hält Krüger ῥᾴδιά ἐστι κατασχεῖν ἐφ' ἃ ὥρμησθε für ῥᾴδιον gesetzt. Uns scheint es wenn auch nicht nothwendig doch durch das Gesetz der Congruenz bedingt, hier ῥᾴδια zu schreiben, in genauem Anschluß an ἐφ' ἅ, letzteres steht allerdings häufig absolut, im Sinne von: wozu was zu verlangen, zu bezwecken, allein damit ist der eigentlichen Relation nicht der Raum genommen: ebenso würde der Römer hier vorziehen zu sagen: non facilia esse obtentu (ad obtinendum) ad quae nitimini. So bey Seneca: multa incidunt dura toleratu. Man vgl. auch Viger. ed. Herm. p. 187.

Cap. 10. Φημὶ γὰρ ὑμᾶς πολεμίους πολλοὺς ἐνθάδε ὑπολιπόντας καὶ ἑτέρους ἐπιθυμεῖν ἐκεῖσε πλεύσαντας δεῦρο ἐπαγαγέσθαι. So die Herausgeber, obwohl die meisten und besten Handschriften statt δεῦρο δεύτερον bieten. Bey genauerer Prüfung wird dieser Lesart ihr Recht werden müßen. Gewöhnlich sucht man hier eine Antithese zwischen ἐκεῖσε und δεῦρο, dabey aber übersieht man unseres Bedünkens erstlich den bereits obwaltenden Gegensatz von ἐνθάδε ὑπολιπόντας und ἐκεῖσε πλεύσαντας und zweytens, daß ja die Sicilianer durch eine Expedition in ihr Land (ἐκεῖσε) nicht sofort nach Athen (δεῦρο) gelockt werden; die Athener erhalten nur auf solche Weise zu den alten und langen Feindschaften, die sie in Hellas selbst zurücklaßen, noch einen zweyten Feind, ziehen sich noch einen zweyten Gegner auf den Hals (ἑτέρους — ἐπαγαγέσθαι). Dieß und nichts andres liegt in den Worten selbst; δεῦρο wäre nicht bloß überflüßig, sondern sogar unstatthaft. Es fragt sich also nur, wie die andre Lesart δεύτερον zu fassen ist: die Antwort ist leicht, da nur eine Bedeutung paßt, nämlich jene, wonach in diesem Worte nur die Wiederholung eines Zustandes oder Verhältnisses ausgedrückt wird; δεύτερον ist iterum, rursus, abermals. In diesem Sinn hätte Poppo das Wort für unsere Stelle vindiciren können, während er mit vollstem Recht die von Kampe aufgestellte Erklärung von statim post sowohl hier

als bey Soph. Oed. Col. 327 zurückweist. Nicias sagt dieß mit einem Rückblick auf die bereits früheren Verwicklungen und die thatsächliche Einmischung der Athener in die Händel der sicilischen Städte, vgl. Thuc. III, 86. IV, 1.

Am Schluß des Capitels heißt es: ἡμεῖς δὲ Ἐγεσταίοις δὴ οὖσι ξυμμάχοις ὡς ἀδικουμένοις ὀξέως βοηθοῦμεν, ὑφ' ὧν δ' αὐτῶν παλαὶ ἀφεστώτων ἀδικούμεθα ἔτι μέλλομεν ἀμύνεσθαι; Bekker bemerkt einfach αὐτῶν] immo αὐτοί. So schon Reiske, wie Krüger angibt und auch in den Text genommen hat; auch die übrigen Herausgeber scheinen alle für diese Correctur eingenommen, nur Arnold schützt die Lesart der Codd. und sagt: „and the antithesis is thus (nämlich wenn wir αὐτῶν lesen) much more forcible; but otherwise ὑφ' ὧν δ'αὐτῶν resembles IV, 126, 3 προηγώνισθε τοῖς Μακεδόσιν αὐτῶν, and αὐτῶν seems to be required as well as αὐτοί." Die angezogene Stelle bietet nun freylich kein Analogon, allein die zweyte Bemerkung daß αὐτῶν gleich nothwendig erscheine ist ganz am Orte. Allerdings ist der eine Gegensatz zwischen den Segestanern und Athenern rücksichtlich der jeden von beyden zugefügten Injurien jener, welcher sich zunächst aufdrängt: „wir Athener helfen den Segestanern gegen ihre Beleidiger, jene aber, welche uns selbst kränken, wehren wir nicht ab;" allein ein zweyter, obwohl feiner und versteckter, aber nicht minder bedeutsamer ist der: wir Athener übersehen unsere directen seit alter Zeit abtrünnigen und fortwährend thätigen Gegner und kümmern uns um die Beleidigungen gegen Bundesgenossen, deren Urheber uns gar nicht berühren, die also eigentlich selbst nicht unsere Feinde sind. Dieß Motiv sich um das Näherliegende zuerst und einzig zu bekümmern wird in den Worten des Nicias eben dann stark und mächtig hervortreten, wenn wir die Lesart αὐτῶν unangetastet lassen, das voranstehende ἡμεῖς genügt das Subject zu markieren. Der Sinn ist also: nos Segestanis sociis utpote injuria affectis acriter succurrimus, a quibus vero ipsis, i. e. reapse dudum desertoribus etiamnunc offendimur eos ulcisci cunctamur, wir Athener leisten unsern Bundesgenossen den Segestanern als wären sie beleidigt eifrigen Beystand, die aber, von denen wir unmittelbar und thatsächlich durch ihren langen Abfall annoch gekränkt werden, zaudern wir zu ahnden. Nicht umsonst heißt es ὡς ἀδικουμένοις, wodurch ein stillschweigendes Bedenken in die Wahrheit der Segestanischen Relation ausgedrückt scheint, wogegen dann in ὑφ' ὧν δ' αὐτῶν das wirkliche Factum unzweydeutig vorgelegt ist. Uebrigens stimme ich Krüger bey, welcher ἔτι mit ἀδικούμεθα statt mit μέλλομεν verbindet und am Schluß ein Fragezeichen setzt. Wie hier ἡμεῖς so ist c. 11, 3 ἡμᾶς emphatisch vorangestellt. So minutiös eine solche Debatte über scheinbar gleichgültige Schreibarten gewissen Leuten scheinen mag, so unabweisbar ist sie die Pflicht genauer Interpreten.

Cap. 11, §. 2. Σικελιῶται δ'ἄν μοι δοκοῦσιν, ὥς γε νῦν ἔχουσι, καὶ ἔτι ἂν ἧσσον δεινοὶ ἡμῖν γενέσθαι, εἰ ἄρξειαν αὐτῶν Συρακόσιοι. Die meisten Erklärer folgen hier dem Scholion: οὔτε νῦν εἰσὶ δεινοὶ καὶ ἔτι ἧττον ἔσονται δεινοί. Arnold bemerkt: the sense seems to be „Looking at the actual state of Sicily, I should say that the island would be even less formidable to us if the Syracusans were to conquer it all" . . . . Had Thucydides meant to say „Sicily is not formidable and would be even less so, should the Syracusans conquer it all" the particle γε would wholly lose its meaning. Dieß ist ganz richtig: denn im folgenden zeigt Nicias eben nichts anderes, als daß die Sicilianer zwar jetzt immerhin durch einzelne Hilfeleistungen an die Lacedämonier den Athenern gefährlich werden könnten, hingegen wenn sie insgesammt den Syracusanern unterthan wären kaum mehr von jener Seite aus politischen Gründen (corvi con corvi non si cavano mai gli occhi) ein Nachtheil zu befürchten wäre. Nicias widerlegt damit die von den Segestanern zumeist hervorgehobenen Beweggründe, durch die sich die Athener zur Expedition sollten bestimmen lassen, vgl. C. 6, 3: λέγοντες ἄλλα τε πολλὰ καὶ κεφάλαιον εἰ Συρακόσιοι . . . τὴν ἅπασαν δύναμιν τῆς Σικελίας σχήσουσι, κίνδυνον εἶναι μή ποτε μεγάλῃ παρασκευῇ Δωριῆς τε Δωριεῦσι κατὰ τὸ ξυγγενὲς καὶ ἅμα ἄποικοι τοῖς ἐκπέμψασι Πελοποννησίοις βοηθήσαντες καὶ τῶν ἐκείνων δύναμιν ξυγκαθέλωσιν. Auch Heilmann hat dem Sinn nach richtig übersetzt: „wie die Sachen jetzo stehen, so halte ich dafür die Sicilianer würden uns minder furchtbar seyn, wenn

die Syracusaner sich dieselben unterwürfig machten.“ Das Scholion sollte also etwa so lauten: *Σικελιῶται εἴπερ δεινοί εἰσιν νῦν ἂν δοκοίησαν καὶ ἔτι ἧττον* etc.

§. 3. *ᾧ γὰρ ἂν τρόπῳ τὴν ἡμετέραν μετὰ Πελοποννησίων ἀφέλωνται, εἰκὸς ὑπὸ τῶν αὐτῶν καὶ τὴν σφετέραν διὰ τοῦ αὐτοῦ καθαιρεθῆναι.* Krüger setzt zu *ἀφέλωνται ἀφέλοιντο* mit? und die Modalität der angereihten Sätze ließe allerdings auch in diesem Relativsatz den Optativ als Ausdruck rein subjectiver Vorstellung erwarten. Durch den Conjunctiv jedoch wird die gedachte Bedingung bestimmter und ihre Consequenz gleichsam als fait accompli dem Zuhörer vor Augen gestellt, damit aber das Ganze stärker und eindringlicher ausgedrückt, was hier ganz am Platze ist. Der Gedanke ist der: Gesetzt die Sicilianer haben im Verein mit den Peloponnesiern unsere Macht vernichtet, so müßten sie gefaßt seyn daß der nämliche Vorwand von eben diesen gegen sie selbst zu gleichem Endzweck vorgebracht würde: läse man *ἀφέλοιντο*, so wäre es: gesetzt die Sicilianer hätten ꝛc. Der nämliche Unterschied ergäbe sich im Lateinischen: quo forte modo nostram potestatem subjunxerint oder subjunxissent, eodem par est etc. Im folgenden scheint die Verbindung von *δι' ὀλίγου* mit *ἀπέλθοιμεν* die natürliche und einfachere: denn in *δείξαντες τὴν δύναμιν* liegt ohnehin schon der Begriff des sich näherns, um gesehen zu werden.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Herrn M. Gust. Seyffarth, Professor der Archäologie an der Universität in Leipzig:

Beyträge zur Prüfung der Hieroglyphensysteme. Leipzig 1846. 8.

Archäologische Abhandlungen. No. XXXI. Leipzig 1849. 8.

Von der deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift III. Bd. II. und III. Heft. Leipzig 1849. 8.

Von dem Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Archives. Tom IV. Paris 1849. 8.

Von dem Hrn. Professor Christian Lassen in Bonn:

Indische Alterthumskunde II. Bd. Bonn 1849. 8.

Von dem Hrn. Dr. Félix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger, Tom. VI. 7—10 livrais: Juillet—Oktober 1849. 8.

Von dem Hrn. J. G. De Block, Profess. à la faculté de médecine de l'Université de Gand:

Le Choléra-Morbus. Gand 1849. 8.

Von dem historischen Verein in Osnabrück:

Mittheilungen. I. Jahrgang 1848. Osnabrück 1848. 8.

Von der Société Voudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 19. Lausanne 1848. 8.

Von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monats-Berichte, Juny—August 1849. Berlin 1849. 8.

Abhandlungen aus dem Jahre 1847. Berlin 1849. 4.

Von der Société de l'histoire à Paris:

Bulletin No. 7. u. 8. Juillet—September 1849. Paris 1849. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXVIII. No. 21—26. Mai—Juin 1849. Tom. XXIX. No. 1—9 Juillet—Aout 1849. Paris 1849. 4.

Von dem historischen Verein von Oberfranken in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. IV. Bd. II. Heft. herausgegeben von v. Hagen, Bürgermeister und Vorstand des Vereins. Bayreuth 1849. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den K. Preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen XIX. Bd. 2. Heft. Berlin 1849. 4.

Von dem Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift II. Bds. II. Heft.

Von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Westfalen in Münster:

Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde. Neue Folge I. Bd. Münster 1849. 8.

Von der Royal Asiatic Society in London:

Journal Vol. XI. Part. I, Vol. XII. Part. I. London 1849. 8.

Von dem Verein der fünf Orte, Luzern, Uri ꝛc. in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen aus dem Jahr 1847. Luzern 1848. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz:

Abhandlungen III. und IV. Bds. I. und II. Heft. V. Bds. I. Heft. Görlitz 1840—1848. 8.

Statuten der naturforschenden Gesellschaft. Görlitz 1848. 8.

Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der Gesellschaft. Görlitz 1849. 8.

Protokolle der Hauptversammlung der Gesellschaft, April, Oktober, December 1847 und April 1848. 8.

Protokolle der Oekonomie-Sektion vom Februar, December 1847. Mai, August 1848. 8.

Protokolle der ärztlichen Sektion vom 5. Oktober 1847. 8.

Von dem Hrn. Professor der Physik Hofrath Kastner in Erlangen:

Handbuch der angewandten Naturlehre, 1—3 und 6—21. Lieferung 1835—1849. Stuttg. 8.

Von dem Hrn. Professor Zantedeschi in Florenz:

Elenco delle principali opere scientifiche. Venezia 1849. 8.

Dello sviluppo della ellettricitá nell' atto della contrazione muscolare. Venezio 1849. 8.

Cenni di alcuni studi sperimentali fatti nell' Agosto e Settembre del 1848 in Firenze. Firenze 1848. 8.

Von dem Hrn. C. Wartmann, Professor der Physik in Genf:

Deuxième mémoire sur le daltonisme ou la dyschromatopsie. Genève 1849. 4.

Von dem Smithsonian Institut in Washington:

Smithsonian Contributions to Knowledge. Vol. I. Washington 1848. 4.

Reports etc. of the Smithsonian Institution. Washington 1849. 8.

Von der Société des antiquaires de France à Paris:

Mémoires. Nouvelle Série. Tom. IX. Paris 1849. 8.

Annuaire 1849. Paris 1849. 8.

Von dem Hrn. Professor Asa Gray in Cambrigde.

Genera florae Americae boreali-orientalis illustrata. Vol. I. Boston 1848. 8.

Memoirs of the American Academy. I. Plantae Fendlerianae Novi-Mexicanae. Cambridge 1848. 4.

Von der real Academia de la historia in Madrid:

Memoria historico-critica sobre el gran disco de Theodosio encontrado en almendralejo por su anticuario Don Antonio Delgado. Madrid 1849. 4.

Von der Société d'Archéologie et de Numismatique in St. Petersburg:

Mémoires. VII. VIII. St. Petersburg 1849. 8.

Von der Reale Accademia delle scienze in Napoli:

Rendiconto delle adunanze e de' lavori. No. 37—40. Tom. VII. Napoli 1848. 4.

Von dem historischen Verein von Oberbayern hier:

Jahresbericht für d. J. 1848. München 1849. 8.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 11. Bd. 1. Heft. München 1849. 8.

Von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen derselben vom Jahre 1848. Breslau 1849. 4.

Von der Académie des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique in Brüssel.

Bulletin. Tom. XVI. I. Partie 1849. Bruxelles 1849. 8.

Mémoires. Tom. XXIII. Bruxelles 1849. 4.

Annuaire 1849. Bruxelles 1849. 8.

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles à Quetelet. Tom. VII. Bruxelles 1849. 4.

Annuaire de l'observatoire royal, 1849. 16. année. Bruxelles 1848. 12.

Rapport adressé A. M. le ministre de l'Intérieur, sur l'état et les travaux de l'observatoire royal, pendant l'année 1848 par le directeur A. Quetelet. Bruxelles 1848. 8.

Sur le climat de la Belgique par Quetelet. Tom. I. Bruxelles 1849. 4.

Mémoire sur la fertilisation des landes et la Campine et des Dunes par A. Cenens. Bruxelles 1849. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Klasse der K. Akademie d. W. am 10. December 1849 hielt Hr. Prof. Dr. Thomas folgenden Vortrag zur Erklärung des Thucydides Bch. VI. Cap. 9 ff.

(Schluß.)

Etwas dunkel ist der innere Zusammenhang in den folgenden §§. 4 und 5. Nachdem Nicias angerathen hat, das beste wäre sich ganz der Sache zu entschlagen und zu Hause zu bleiben oder doch nur seine Macht in der Nähe zu zeigen, ohne das wechselvolle Kriegsglück zu versuchen, fährt er fort: *τὰ γὰρ διὰ πλείστου πάντες ἴσμεν θαυμαζόμενα καὶ τὰ πεῖραν ἥκιστα τῆς δόξης ὄντα. ὅπερ νῦν ὑμεῖς ὦ Ἀθηναῖοι ἐς Λακεδαιμονίους καὶ τοὺς ξυμμάχους πεπόνθατε· διὰ τὸ παρὰ γνώμην αὐτῶν πρὸς ἃ ἐφοβεῖσθε τὸ πρῶτον περιγεγενῆσθαι καταφρονήσαντες ἤδη καὶ Σικελίας ἐφίεσθε. χρὴ δὲ μὴ πρὸς τὰς τύχας τῶν ἐναντίων ἐπαίρεσθαι, ἀλλὰ τὰς διανοίας κρατήσαντας θαρρεῖν.* Der erste Satz schließt sich von selbst grammatisch und logisch dem vorhergehenden an: die in ihm ausgedrückte allgemein menschliche Erfahrung, daß man vor einer fernen und unerprobten Größe den meisten Respect hat — wie Tacitus sagt (Ann. I, 47) maior e longinquo reverentia — dient dem Nicias zur Begründung seines Vorschlages. Mit dem nächsten Satz *ὅπερ – πεπόνθατε* gibt nun Nicias offenbar einen historischen Beweis und zwar aus der jüngsten Vergangenheit: dieß, sagt er, o Athener, habt ihr eben gegenüber den Lacedämoniern und ihren Bundesgenossen erfahren. Daß *ὅπερ – πεπόνθατε* auf das früher gesagte *ὑπεριδόντες – ἐπίθοιντο* zu beziehen und der Satz *τὰ γὰρ – δόντα* als Parenthese zu nehmen sey, wie Bauer thut, geht durchaus nicht: denn gerade der Schlagsatz würde so seiner Geltung beraubt. Auch Göller's Erklärung ist zu künstlich und weitschweifig. Krüger glaubt, es möchte ein Satz ausgefallen seyn, etwa: jemehr man frühere Ueberschätzung bemerkt, desto größere Mißachtung pflegt einzutreten. Liegt aber dieser Gedanke nicht schon implicite in dem Ganzen? Denn was haben denn die Athener an den Lacedämoniern für sich kennen gelernt? daß diese wegen ihrer Landmacht in größerem Ruf standen, als sie wirklich verdienten, daß sie also besser gethan, wenn sie diesen Glauben genährt und sich nicht zum Kriege hätte verlocken lassen. Die Athener haben mit ihrem unerwarteten Sieg die frühere Furcht abgelegt und statt derselben ist Mißachtung eingetreten, so zwar daß sie sogar die Sicilianer angreifen wollen, als wäre von den Lacedämoniern gar nichts mehr zu befürchten. Diese Folge von Gedanken gibt Nicias in den Worten *διὰ τὸ . . . . θαρρεῖν*, während er aber die Thatsachen vor Augen stellt, ist er zugleich wieder der Lehrer und Mahner seines rasch entschlossenen, unvorsichtig handelnden Volkes: darum sagt er in schneller Wendung der Rede *χρὴ δὲ μὴ . . ἐπαίρεσθαι κ. τ. λ.*

Fassen wir das Ganze nochmals zusammen, so werden wir folgendes in den Worten des Nicias ausgeprägt finden. Das beste, Athener, scheint mir,

die Sicilianer gar nicht anzugreifen oder nur unsre Macht in der Nähe zu zeigen; ein kleiner Unfall wäre von den bedenklichsten Folgen, denn mit dem Glauben an die Unbesiegbarkeit oder Größe einer Macht schwindet auch die Furcht vor derselben; je größer also der Ruf einer noch unerprobten Staatskraft ist, um so mehr muß man ein leichtsinniges Spiel vermeiden. Dieß habt ihr Athener jüngst erfahren; unerwartet habt ihr die gefürchteten Lacedämonier besiegt; nun aber begeht ihr denselben Fehler wie diese; ihr überschätzt eure Stärke, indem ihr Sicilien angreift, das eure Seemacht annoch fürchtet und habt nicht einmal noch Ruhe und Sicherheit in eurer Nähe; denn nicht nach den Wechselfällen des Glückes darf man sich über den Feind erheben, sondern seiner Absichten muß man Herr werden; auch die Lacedämonier denken an nichts anderes als die alte Scharte auszuwetzen u. s. f. Die Mittelglieder, welche wir eingelegt haben um die Kette der Gedanken sichtbar zu machen, läßt Thucydides weg und verleiht eben dadurch seiner Rede jene Gediegenheit und Schwerkraft, welche wie der alte Wein nur einem gewissen Alter zusagt. Er wird daher von Cicero (de orat. II, 22) jenen beygezählt, qui sententiis magis quam verbis abundant; ita creber est rerum frequentia ut verborum prope numerum sententiarum numero consequatur: ita porro verbis aptus et pressus ut nescias, utrum res oratione an verba sententiis illustrentur, wie er ihn denn selbst (Brutus c. 83) mit altem Falerner tamquam Anicianae notae vergleicht.

Die letzten Worte der angezogenen Stelle *τὰς διανοίας κρατήσαντας θαρρεῖν* werden noch verschieden gedeutet, namentlich verdient Arnolds Erklärung erwähnt zu werden; er sagt nach Abweisung der Göller'schen und Dobrei'schen Interpretation: is not the sense rather „subduing or getting the better of their minds? i. e. our best security is in getting the better of our enemy's mind and making him feel our superiority." Compare Livy IX, 6: habere Samnites victoriam non praeclaram solum sed etiam perpetuam; cepisse enim eos non Romam sicut ante Gallos, sed, quod multo bellicosius fuerit, Romanam virtutem ferociamque. So trefflich der Gedanke an sich wäre, so paßt er doch weder zum Zusammenhang noch gestatten die Worte *τὰς διανοίας κρατεῖν τινος* eine Parallele mit virtutem ferociamque capere oder superare alicujus; nach dem folgenden: *μηδὲ Λακεδαιμονίους ἄλλο τι . . . . σκοπεῖν* etc. können die *διάνοιαι* nur auf die Lacedämonier, wie schon der Scholiast thut: *δηλονότι τῶν πολεμίων* und zwar in dem gewöhnlichen Sinne von consilia, studia, Plane, Absichten bezogen werden.

Cap. 12. *καὶ μεμνῆσθαι χρὴ ἡμᾶς ὅτι νεωστὶ ἀπὸ νόσου μεγάλης καὶ πολέμου βραχύ τι λελωφήκαμεν, ὥστε καὶ χρήμασι καὶ τοῖς σώμασιν ηὐξῆσθαι. καὶ ταῦτα ὑπὲρ ἡμῶν δίκαιον ἐνθάδε εἶναι ἀναλοῦν καὶ μὴ ὑπὲρ ἀνδρῶν φυγάδων τῶνδε ἐπικουρίας δεομένων, οἷς τό τε ψεύσασθαι καλῶς χρήσιμον καὶ τῷ τοῦ πέλας κινδύνῳ αὐτοὺς λόγους μόνον παρασχομένους ἢ κατορθώσαντας χάριν μὴ ἀξίαν εἰδέναι ἢ πταίσαντάς που τοὺς φίλους ξυναπολέσθαι.* Mit vollem Recht läßt Krüger die Worte *καὶ - δίκαιον - εἶναι* von *μεμνῆσθαι* abhängen, denn aus *μεμνῆσθαι* ergibt sich der allgemeinere Begriff von *ἡγεῖσθαι* von selbst; auch Poppo hätte besser gethan *νομίζειν* hier zu ergänzen als *εἶναι* für *ἐξεῖναι* gesetzt zu denken und dadurch die Sprache schwülstig zu machen. Auch Arnold stimmt, was uns wundert, dieser Erklärung bey. Allerdings hat der Gedanke *δίκαιον* (sc. *ἐστὶ*) *εἶναι ἀναλοῦν* an sich nichts tadelnswerthes oder wie Arnold sich ausdrückt, *δίκαιον εἶναι ἀναλοῦν* „it is just that we should be permitted to spend" is surely no unjustifiable construction, allein abgesehen davon, daß die beyden Sätze *καὶ μεμνῆσθαι χρὴ καὶ ταῦτα - ἀναλοῦν* schon durch ihre äußere Form zu einer Verbindung einladen, wem erscheint es nicht überladen oder wenigstens gesucht, also zu reden: dabey müßen wir bedenken daß wir erst jüngst von einer schweren Krankheit und vom Kriege in etwas uns erholt haben, so daß wir an Geld und Mannschaft wieder zugenommen, und gerecht ist es, daß es uns freysteht selbes für uns hier zu verwenden und nicht für diese landflüchtigen Leute u. s. w. Wozu hier des Umschweifes, statt: und daß es gerecht ist selbes für uns hier zu verwenden u. s. w. Dazu kommt, daß allerdings *εἶναι* für *ἐξεῖναι* auch von Thucydides gebraucht wird, allein die von Poppo ange-

führten Stellen 4, 24, 3. 5, 40, 2 und auch 7, 11, 3 unterscheiden sich bey genauer Erwägung doch von der unsern, die erstern indem εἶναι den Dativ der betheiligten Person bey sich hat, die letztere durch die natürliche Folge der Worte. Daß aber ἐνθάδε zwischen δίκαιον und εἶναι eingeschoben ist, hat nicht nur keinen Anstoß, sondern dient unserm Gefühl nach zur Hervorhebung des in ihm liegenden Begriffes.

In dem nun folgenden Relativsatz hat nicht nur die Verbindung der angereihten Gedanken etwas Eigenthümliches, sondern auch der überlieferte Text gerechte Bedenken. Statt *αὐτοὺς λόγους μόνον παρασχομένους* geben mehrere Handschriften *αὐτῶν*, woraus Bekker *αὐτῶν* gemacht hat. Dieß billigen die meisten Herausgeber; Arnold bewahrt die Vulgata und wie wir glauben und nachher sehen werden mit Recht. Statt *ξυναπολέσθαι* schlug schon Reiske *ξυναπολέσαι* vor und dieß ist seitdem als nothwendige Correctur beybehalten worden. Was nun vor allem die grammatische Einkleidung der vorliegenden Periode anlangt, so zeigt sich in dem Gefüge: *οἷς τό τε ψεύσασθαι καλῶς χρήσιμον καὶ . . . αὐτοὺς λόγους μόνον παρασχομένους, ἢ κατορθώσαντας . . . . εἰδέναι ἢ πταίσαντάς που ξυναπολέσαι* ein doppeltes Abspringen vom strengerem Gesetz; denn einmal verlangte *οἷς τό τε . . χρήσιμον* im zweyten Glied *καὶ . . . παρασχομένοις* etc. — freylich ein Wechsel der auch von andern Autoren nicht gescheut wird; — da aber die folgenden Infinitive, welche von *χρήσιμον* abhängig gedacht werden müßten, diesem Worte seiner Bedeutung nach nicht untergestellt werden können, so hat hier Thucydides, wie er öfter thut, seinen Gedanken nachgebend, in eins zusammengefügt, was ein andrer Schriftsteller sicherlich in seine regelmäßigen Theile gesondert hätte. Es ist also eine wahre Anakoluthie, und zwar, wie mir scheint, so zu erklären, daß Thucydides statt den Gedanken so abzuschließen: *οἷς τό τε ψεύσασθαι χρήσιμον καὶ τῷ τοῦ πέλας κινδύνῳ αὐτοὺς λόγους μόνον παρασχέσθαι* durch den Uebergang ins Participium den sich anschließenden Disjunctivsatz sofort anreiht, der eigentlich eine andere Construction verlangt hätte, wie etwa *καὶ ὅμως ἢ κατορθώσαντες . . . . οὐκ εἴσονται ἢ πταίσαντες . . . ξυναπολοῦσιν.*

Setzen wir dieß voraus, so wird auch *αὐτοὺς* in directem Bezug auf *τοῦ πέλας* ungeändert bleiben können; man braucht dann ferner weder wie Arnold zu *τῷ τοῦ πέλας κινδύνῳ χρωμένους* zu ergänzen noch, was uns ganz unpassend erscheint, es mit den Schlußworten *ἢ κατορθώσαντας* etc. zu verbinden. Deutsch würden wir die Stelle ohngefähr so geben: (sollen wir unser Geld für Leute ausgeben), welche mit ihren schönen Täuschungen gewinnen und, während sie auf Kosten des Nachbarn selbst nur Worte hergeben, doch wenn's gut geht ihren Freunden schlechten Dank wissen oder wenn's mißlingt sie mit ins Unglück stürzen. — Solche und ähnliche Perioden müßen wir uns bescheiden zu erklären, nicht aber sie entschuldigen; denn hätte Thucydides die letzte Hand an sein Werk legen können, würde er sicherlich selbst in einzelnen geholfen haben. Gleichwohl behält das seine Richtigkeit, was Bernhardy (Wiss. Synt. d. gr. Spr. p. 453) sagt, daß uns in den Reden der Staatsmänner bey Thucydides „eine ganz vereinzelte Behandlung" begegnet, „welche sich der Sätze als eines untergeordneten Werkzeugs bedient, welche durch einen langwierigen selbst schleppenden Gang bezeichnet wird, dessen Glieder sich häufig nur durch ein τε zusammenhalten, wiederum rasch von einander abspringen und mit Verwischung der früheren Structur und ohne sonderlich klare Abscheidung im Drängen einer lebhaften Gedankenfolge forteilen."

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen der Gesellschaft VII. August 1844. — Juli 1846. VIII. August 1846 — Juni 1848. Basel 1849. 8.

Von dem Hrn. Baron Jules de Saint-Génois in Gent:

Catalogue méthodique et raisonné des manuscrits de la bibliothèque de la ville et de l'université de

Gand (1. Cahier. Histoire et Sciences auxiliaires). Gand 1849. 8.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 25 Bd. I. Heft. 26 Bd. I. Heft. Görlitz 1849. 8.

Von dem Hrn. Dr. August Schultze, Prof. der Anatomie in Freiburg:

Mikroskopische Untersuchungen über des Hrn. Robert Brown Entdeckung lebender, selbst im Feuer unzerstörbarer Theilchen in allen Körpern und über Erzeugung der Monaden. Carlsruhe und Freiburg 1848. 4.

Systematisches Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. 1. Abth. Berlin 1828. 8.

Von dem Hrn. Professor Ludwig von Jan in Schweinfurt:

Macrobii Ambrosii Theodosii opera. Vol. I. Quedlinburg und Leipzig 1843. 8.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIX. No. 10—13. September 1849. Paris 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. III. Bd. IV. Heft. 1849. Leipzig 1849. 8.

Von dem Hrn. Professor Eduard Gerhard in Berlin:

Ueber Agathodämon und Bona Dea.

Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg:

Bulletin de la classe historico-philologique. Tom. III. IV. V. St. Pétersburg 1847. 1848. gr. 4.

Bulletin de la classe physico-mathématique. Tom. V. VI. VII. St. Pétersburg 1847—1849. gr. 4.

Mémoires. Sciences mathématiques, physiques et naturelles; Tom. VI. 3me u. 5me u. 6me livrais. St. Petersburg 1849. gr. 4.

Mémoires par divers savants et lus dans ses assemblées. Tom. VI. 2 und 3 livrais. St. Pétersburg 1848—49. 4.

Von der Royal Society in London:

Philosophical Transactions. Part. I. II. 1848. Part. I. 1849. London gr. 4.

Proceedings. No. 69—72. 1847. 1848. Ebenda. 8.

Fellows of the Society 1847. 1848. Ebenda. 4.

Address of the most noble the Marquis of Northampton etc. etc. 1848. 8.

Elements of electro-biology, or the voltaic mechanism of man; of electro-pathology, especially of the nervous system and of electro-therapeutics by Alfred Smee. London 1849. 8.

Von dem Royal observatory in Edinburgh:

Astronomical observations. Vol. III. for 1842. Edinburgh 1849. gr. 4.

Von dem Hrn. Joseph Diemer, Scriptor an der K. K. Universitäts-Bibliothek in Wien:

Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts. Wien 1847. gr. 8. Prachtexemplar.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVIII. Heft V. VI. Mai, Juni 1849. Landau 1849. 8.

Von der Geological-Society in London:

Quarterly Journal. No. 19. August I. 1849. London. 8.

Von dem K. Sächsischen Verein für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer in Dresden:

Mittheilungen. V. Heft. Dresden 1849. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 9. October 1849. Paris. 8.

Von der Académie of natural sciences in Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. IX. X. Philadelphia 1849. 8.

Von dem Hrn. Marquis de Resende d. Z. hier:

Souvenirs de Coimbre. Munich. 8.

Von der Chemical-Society in London:

Quarterly Journal. October I. 1849. No. VII. London 1849. 8.

Von dem Hrn. Karl Kreil, Director der K. K. Sternwarte in Prag:

Magnetische und geographische Orts-Bestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. II. Jahrgang 1847. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

A. History of the Royal Society, with Memoirs of the Presidents. Compiled from authentic documents by Charles Richard Weld, Esq., Barrister-at-law; Assistant-Secretary and Librarian to the Royal Society. In two volumes. London 1848. I. Band 527 S.; II. Band 611 S. 8.

Von der Königlichen Societät in London wird uns hier durch einen ihrer Beamten eine Geschichte derselben vorgelegt: die vierte, welche seit ihrem Bestande erscheint. Wie diese Gesellschaft unter allen wissenschaftlichen Institutionen eine der bedeutendsten ist, so ist sie auch eine der eigenthümlichsten und trägt noch heut zu Tage den Stempel ihrer alten Abkunft an sich. Um uns diese Eigenthümlichkeit in wenig Zügen zu vergegenwärtigen, dürfen wir uns nur an das erinnern, was Cuvier in den Mémoires de l'Institut (1826. p. 219) hierüber sagt.

Die Königliche Gesellschaft von London, die älteste unter den Akademien der Wissenschaften, die gegenwärtig bestehen, und ohne Widerspruch eine der ersten durch die Entdeckungen ihrer Mitglieder, erhält keine Unterstützung von der Regierung und erhält sich lediglich und allein durch die Beyträge derer, welche sie zusammen setzen; daher ist es nothwendig geworden, daß sie sehr zahlreich ist, und durch eine nicht minder nothwendige Consequenz üben, wie in allen politischen Vereinen, wo die Theilnahme der Bürger an der Regierung im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Anzahl steht, die Männer, welchen sie ihre Verwaltung anvertraut, auf ihre Arbeiten und bis auf einen gewissen Punkt auf den Gang und die Fortschritte der Wissenschaften einen beträchtlicheren Einfluß aus, als wir es uns in unsern Akademien auf dem Continent denken können.

Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, von denen der Geschichtschreiber der Königlichen Gesellschaft auszugehen hat, sind in diesen Worten von Cuvier bereits angedeutet: außer der Geschichte der Gesellschaft und der Schilderung ihrer wissenschaftlichen Leistungen muß noch der Geschichte ihrer Präsidenten eine ganz besondre Berücksichtigung zu Theil werden, wie dieß auch in der That vom Verf. geschehen und schon auf dem Titel bemerklich gemacht ist.

Der Ursprung der Königlichen Gesellschaft ist in einige Dunkelheit gehüllt, denn obwohl das Jahr 1660 als das Datum ihrer Begründung betrachtet werden kann, so ist doch kein Zweifel, daß eine Gesellschaft gelehrter Männer schon mehrere Jahre vorher Versammlungen zur Erörterung wissenschaftlicher Gegenstände hielt, zum Theil damals schon im Gresham-Collegium. Aus diesem Vereine gieng endlich die Königliche Gesellschaft hervor, als im Jahre 1660 nach zwanzigjährigen Bürgerkriegen die Restauration des Hauses Stuart in England erfolgte. M. Erskins, Sir Robert Moray, Sir Gilbert Talbot und Andere, die dem König Karl II. in die Verbannung gefolgt und in derselben besonders mit den Naturwissenschaften sich befaßt hatten, machten den Vorschlag einen festen Verein zur Beförderung der physikalisch-mathematischen Experimental-Studien zu gründen und sicherten demselben den königlichen Schutz zu. Der Vorschlag wurde angenommen, im Jahre 1660 die Gesellschaft constituirt und R. Mo-

ray zu ihrem Präsidenten erwählt. Bey dem großen Einfluße, den dieser auf den König hatte, konnte es nicht fehlen, daß ihr der Schutz des Monarchen auch wirklich zu Theil wurde und daß sie zwey Jahre später unter dem Namen der **Royal Society** als öffentliche Corporation privilegirt und ihr im darauffolgenden Jahre ein reichvergoldeter silberner Scepter zum Gebrauche bey den öffentlichen Sitzungen verliehen wurde. In der Incorporations-Akte erscheint als Präsident nicht mehr Moray, sondern Lord Brouncker aufgeführt; ein Mann, der sowohl durch seine hohe Stellung im Staatsdienste, als durch seine ausgezeichneten mathematischen Kenntniße die Gesellschaft ehrenvoll zu leiten und nach Außen zu repräsentiren verstand, so daß er auch bis zum Jahre 1677 durch die jährlichen Wahlen immer wieder auf den Präsidentenstuhl berufen wurde.

Die Auszeichnung, welche der König der Gesellschaft durch das ihr verliehene Privilegium erwiesen hatte, trug zwar bey ihr Ansehen nach Außen zu vergrößern; einer Fundation zur Bestreitung ihrer großen Ausgaben aber hatte sie sich von ihm nicht zu versehen. Wohl hatte er die Gesellschaft bey der damals vor sich gehenden Vertheilung von Ländereyen in Irland auch bedacht, aber der Societät gelang es durchaus nicht in deren Besitz zu kommen. Sie mußte sich also ganz aus den Beyträgen ihrer Mitglieder erhalten und wenn diese nicht reichlich oder richtig flossen, so geschah es mehrmals, daß sie dadurch in peinliche Verlegenheit gerieth. Seinen guten Willen gegen die Gesellschaft gab der König jedoch noch durch die Bestimmung zu erkennen, daß kein Patent für eine naturwissenschaftliche oder mechanische Erfindung ausgestellt werden sollte, wenn sie nicht von der Societät geprüft worden wäre.

Wie die Stiftungsurkunde besagt, war die Gesellschaft zur Förderung der Naturkenntniß (for improvement of natural knowledge) errichtet worden und dieser Zweck wurde auch von ihr in weitester Ausdehnung, sowohl nach seiner theoretischen als praktischen Seite, verfolgt. Besonderes Gewicht legte sie darauf in ihren Sitzungen Experimente veranstalten zu lassen, und schon im Jahre 1662 bestellte sie Hooke zum Curator mit der Verpflichtung bey jeder Zusammenkunft 3 oder 4 ansehnliche Experimente zu machen, wobey er so lange auf irgend eine Entschädigung verzichtete, bis die Gesellschaft im Stande wäre, eine solche ihm zukommen zu lassen. Zu dieser Zeit war Hooke erst 27 Jahre alt und Assistent des großen Naturforschers Robert Boyle, der ihn edelmüthig an die Societät überließ, für welche er als ingeniöser und geschickter Experimentator von außerordentlichem Werthe war. Bald gelangte auch Hooke zu fixer Besoldung, indem John Cutler im Jahre 1664 eine Professur der Mechanik gründete und für Hooke ein jährliches Stipendium von L. 50 festsetzte. Bald darauf bewilligte ihm auch die K. Societät einen Jahresgehalt von L. 30, nebst Wohnung im Gresham-Collegium und ertheilte ihm die Licenz zum Druck seiner **Micrographia**.

Schon in den ersten Zeiten nach ihrer Gründung dachte die Gesellschaft auf Herausgabe von Denkschriften. Am ersten März 1664 ertheilte sie ihrem Sekretär Oldenburg den Auftrag, die Herausgabe der **Philosophical Transactions** zu veranstalten, was auch sogleich erfolgte. Hiemit trat die Gesellschaft aus ihren stillen Sitzungsräumen in die volle Oeffentlichkeit hinaus und ihre Wirksamkeit erstreckte sich von nun an soweit als sich die Naturwissenschaften selbst Bahn gebrochen hatten.

Im Jahre 1665 wurde eine Schenkung von L. 100 benützt, um eine Sammlung von Raritäten, die früher im Besitze von Hubbard war, anzukaufen. Wie diese den Stock zum nachherigen Museum abgab, so legte Howard's Schenkung der Bibliothek von Arundel-Haus den Grund zur Bibliothek. Diese Arundel'sche Büchersammlung hat ein besonderes historisches Interesse, indem sie ehemals einen Theil der Bibliothek des Königs Mathias Corvinus von Ungarn ausmachte, dann in den Besitz von Wilibald Pirkheimer kam, bis sie zuletzt von Howard's Großvater, Thomas Graf von Arundel, angekauft wurde.

Die Königliche Gesellschaft hatte in wenig Jahren festen Grund und Boden gewonnen und galt als die erste wissenschaftliche Corporation in ganz Europa. In England vereinigte sie in sich alle Männer, die in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern sich einen Namen erworben hatten, und die berühmtesten auswärtigen Naturforscher, wie z. B. Malpighi und Leuwenhoek, legten ihr ihre Arbeiten und Erfindungen vor. Für England gab

sie den Impuls an in diesem ganzen Bereiche des wissenschaftlichen Lebens, und dieser Einfluß wurde um so bedeutender, seitdem einer der größten Geister aller Zeiten, Sir Isaac Newton, ihr Präsident wurde und in dieser Eigenschaft 24 Jahre lang ihre Interessen mit dem lebendigsten Eifer leitete; die Societät war sein Schooßkind bis zum letzten Augenblicke seines Lebens. Es war eine schwere Aufgabe für die Gesellschaft, den Präsidentenstuhl nach einem solchen Vorgänger wieder würdig zu besetzen; sie traf indeß eine glückliche Wahl, indem sie hiezu den berühmten Sir Hans Sloane berief, der schon als Vice-Präsident zur Seite Newtons gestanden hatte und nun 14 Jahre lang die Angelegenheiten der Societät eifrig und ehrenvoll leitete. Als er im Jahre 1753 starb, vermachte er seine großen Sammlungen, darunter auch eine Bibliothek von 50,000 Bänden und 3566 Manuskripten, der Nation, mit der Bedingung, daß seiner Familie 20,000 L. bezahlt werden sollten; eine Summe, die kaum den Metallwerth der Gold- und Silbermedaillen und der Gold- und Silbererze, sowie den Werth der Edelsteine in seiner Sammlung überstieg. Das Parlament nahm unter der erwähnten Bedingung das Vermächtniß an und hiemit war der Grund zum British Museum gelegt.

In diese Zeiten fällt auch die Stiftung der Copley-Medaille. Sir Godfrey Copley, ein vieljähriges Mitglied der K. Gesellschaft, vermachte ihr bey seinem Ableben im Jahre 1709 die Summe von hundert Pfund, um von ihr zu Experimenten oder in anderer beliebiger Weise verwendet zu werden. Anfangs wurde sie auch für Experimente bestimmt; von 1736 an aber wurden die Interessen zur jährlichen Verleihung einer Medaille für eine der ausgezeichnetsten Leistungen im Gebiete der mathematisch-physikalischen Wissenschaften verwendet; die größte Auszeichnung, welche die Gesellschaft erzeigen kann, und die zugleich den Namen Copley's für alle Zeiten verewigt hat. Sie wird an Inländer und Ausländer vertheilt; die deutschen Gelehrten, die mit ihr im Laufe dieses Jahrhunderts beehrt wurden, sind Gauß, Liebig, Sturm, Ohm und Schwann.

Wenn auch die Regierung der Societät keine ständigen Zuschüsse zu ihrem Finanzhaushalt aussetzte, so war sie doch von nun an stets bereit, ihr außerordentliche Mittel zur Ausführung großartiger Unternehmungen, welche die Geldkräfte der Gesellschaft überstiegen, zu gewähren, besonders seitdem im Jahre 1760 König Georg III. den Thron bestiegen hatte, dessen Achtung der Wissenschaften und ihrer Institute sich bald thatkräftig erwies.

Eine solche Gelegenheit, der Gesellschaft kräftig unter die Arme zu greifen, bot sich dar, als sie 1760 beschlossen hatte, thätigen Antheil an der Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne, der sich nach Halley's Berechnung im folgenden Jahre ereignete, zu nehmen. Sie erhielt zu diesem Zwecke von der Regierung die Summe von 1600 L., wovon die eine Hälfte auf die Expedition nach St. Helena, die andere auf die nach Benkulen verwendet werden sollte. Vom Verwaltungsrath der Societät wurde für erstere Maskelyne, für die andere Mason und Dixon bestimmt und von der Admiralität ein Kriegsschiff (der Sea Horse) zur Verfügung gestellt. Maskelyne indeß segelte in einem andern Schiff ab, während die beyden andern Astronomen das Mißgeschick hatten, daß ihr Schiff bald nach der Abfahrt von einer französischen Fregatte angegriffen wurde, wobey zwar letztere in die Flucht geschlagen, jedoch die englische auch so übel mitgenommen wurde, daß ihr 11 Mann getödtet, 37 verwundet und das Schiff selbst so stark beschädigt wurde, daß es zur Ausbesserung wieder in den Hafen zurückkehren mußte. Die überstandene Gefahr hatte aber den wissenschaftlichen Eifer der beyden Astronomen dermassen abgekühlt, daß sie sich weigerten nach Benkulen zu reisen. Allein der Verwaltungsrath verstand keinen Spaß, sondern sandte ihnen einen ernstlichen Verweis zu, und indem er sie auf die Schande aufmerksam machte, die sie hiemit der englischen Nation, der Societät und sich selbst zuziehen würden, fügte er zuletzt die nachstehende Drohung hinzu:

> Im Falle Sie auf Ihrer Weigerung bestehen und eigenmächtig den Endzweck hintertreiben und die Absicht ihrer Reise vereitely oder irgend einen Versuch sie zu durchkreuzen machen sollten, so mögen Sie sich versichert halten, von dem Verwaltungsrathe mit der unbeugsamsten Ahndung und der äußersten Strenge des Gesetzes verfolgt zu werden. Um jede Möglichkeit eines Zweifels, ob Sie Ihre Reise antreten sol-

len oder nicht, abzuschneiden, fordert der Verwaltungsrath Sie unbedingt und ausdrücklich auf, an Bord des Sea-Horse zu gehen und Ihre Reise anzutreten, mag der Erfolg seyn, welcher er wolle.

Diese energische Drohung brachte die verzagten Astronomen zur Besinnung und sie führten nun ihre Aufgabe aus, zwar nicht in Benkulen, weil dazu die Zeit nicht mehr ausreichte, wohl aber am Vorgebirg der guten Hoffnung. Es sind dieß dieselben Astronomen, denen die Gesellschaft später die Messung eines Breitengrades in Nordamerika auftrug.

Da mehrere Umstände sich vereinigt hatten, die Beobachtungen über den Durchgang der Venus im Jahre 1761 unsicher zu machen, so war die Aufmerksamkeit der Astronomen um so mehr auf den nächstbevorstehenden im Jahr 1769 gerichtet, zumal da eine solche Erscheinung von da an über hundert Jahre lang sich nicht mehr ereignen wird. Die Societät wandte sich deshalb abermals an den König und dieser verwilligte zu gedachtem Zwecke die Summe von 4000 L. Lieutenant Cook wurde in die Südsee mit dem Schiffe Endeavour geschickt und ihm Green, Assistent von Bradley auf dem K. Observatorium, beygegeben; Dymond und Wales waren nach der Hudsonsbay und Call nach Madras bestimmt. Als Freywilliger begleitete Banks die Expedition in die Südsee und als ein Mann von großer Liebe zu den Naturwissenschaften und beträchtlichem Reichthum — er hatte über 30,000 L. jährliche Einkünfte — richtete er sich auf's Beste ein und nahm mit sich den berühmten schwedischen Botaniker Solander, 2 Zeichner und 4 Diener. Die glänzenden Erfolge dieser Expedition sind zu bekannt, als daß sie hier in weitere Erörterung zu kommen brauchten. Zu erwähnen ist nur, daß Banks sich durch die Resultate seiner Reise einen solchen Ruf erwarb, daß er bald hernach zum Präsidenten der Societät erwählt wurde und über vierzig Jahre in dieser eben so ehrenvollen als einflußreichen Stellung verblieb.

Alle die nun rasch sich folgenden großartigen Unternehmungen in England, welche im Interesse der Naturwissenschaften in Ausführung kamen, wurden von der K. Societät entweder beantragt oder von ihr doch mit Rath und That unterstützt. Sie sind zu offenkundig, als daß wir nöthig hätten sie hier besonders aufzuzählen; dagegen wollen wir noch über einige Stiftungen berichten, mit denen sie in letzterer Zeit bedacht wurde.

Zuvörderst wurde im Jahre 1775 die Bakerianische Vorlesung begründet. H. Baker vermachte nämlich der Gesellschaft ein Legat von 100 L., dessen Zinsen dazu bestimmt waren, daß jährlich eines der Mitglieder einen naturwissenschaftlichen Vortrag halten solle. Dieß ist seitdem auch geschehen, indem entweder ein ausgezeichnetes Mitglied zur Ausarbeitung einer Vorlesung oder zur Bezeichnung einer Abhandlung in den Philosophical Transactions, als Vorlesung für das laufende Jahr, aufgefordert wird. Dieser Art sind die vortrefflichen Abhandlungen von Davy in den Jahren 1807 bis 1811.

Im Jahre 1796 vermachte der berühmte Graf Rumford der Gesellschaft 1000 L., mit der Bestimmung, daß die Zinsen davon alle zwey Jahre zur Austheilung eines in 2 Medaillen, einer goldnen und silbernen, bestehenden Preises für die beste Arbeit aus dem Kapitel der Wärme oder des Lichtes, verwendet werden sollten. Im Falle binnen dieser Zeitschrift keine preiswürdige Arbeit vorliege, sollten die Zinsen zum Kapital geschlagen und damit dessen Betrag, so wie der der Preise vermehrt werden. Es war nicht blos ein gut angebrachtes Compliment von Seiten der Gesellschaft, daß sie den ersten Preis, den sie 1800 austheilte, dem Stifter der Medaille selbst verlieh, sondern Anerkennung der großen Verdienste, die sich der Graf Rumford durch seine Entdeckungen auf diesem Gebiete der Physik erworben hatte. Da übrigens dieser Preis seitdem nur noch 12mal verliehen wurde, so ist das Kapital bereits auf 2430 L. angewachsen, und der Preisträger erhält demnach dermalen eine goldene Medaille im Werthe von 60 L., eine silberne von 4 L. und den Ueberschuß an Geld im Betrag von ohngefähr 80 L.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Monographia Heliceorum viventium, sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Auctore L. Pfeiffer Dr. Cassellano. II. Vol. Lips. Brockhaus 1848.

Erst seit ziemlich kurzer Zeit werden die Land-Mollusken einer näheren Betrachtung gewürdigt, und schon ist eine erstaunliche, schwer zu überblickende Zahl von Arten bekannt geworden, welche noch immer in raschem Zunehmen begriffen ist. Eines Theils die frühere Vernachlässigung, andern Theils die Leichtigkeit des Sammelns und Conservirens wenigstens der Schalen, die große Zahl der Individuen, welche man gewöhnlich beysammen trifft, die ganz bestimmten Wohnplätze derselben, die auffallenden Formverschiedenheiten der Gehäuse sind die Ursachen hievon. So leicht es aber ist, neue Arten aufzustellen, ebenso schwierig ist es, engere Gattungscharaktere aufzufinden, und so kommt es, daß wir in der größten Familie der Land-Mollusken, der der Heliceen, eine Gattung (Helix) mit der monströsen Zahl von 1132 Arten, eine andere (Bulimus) mit 632, eine dritte (Clausilia) mit 222 antreffen, welche Zahlen wahrscheinlich in wenigen Jahren um ein Drittheil werden erhöht werden, trotz der bevorstehenden Reduktion unhaltbarer, unter die Varietäten aufzunehmender Arten. Die Untersuchung der inneren Theile ist freylich noch lange nicht so weit gediehen, daß man die Hoffnung ganz aufgeben dürfte, durch dieselbe einst engere Gattungen abgrenzen zu können; ja von den meisten außereuropäischen Arten kennen wir den äußeren Habitus des Thieres eben so wenig wie von den fossilen. Alle bis jetzt versuchten Eintheilungen nehmen ihre Hauptmerkmale von dem Gehäuse ab, ohne weiter die Bewohner zu berücksichtigen.

Die Familie der Heliceen bietet noch besondere Schwierigkeiten: auch an den Gehäusen sind keine sehr festen Anhaltspunkte für engere Gattungen aufzufinden, und die jetzt allgemeiner angenommenen sind zum Theil nicht natürlich. Eine Verrückung der Are in den letzten Windungen (bey Streptaxis) oder eine Aufwärtsdrehung der Mündung (bey Anostoma) sind doch nicht Momente gleicher Geltung, wie das Daseyn eines besonderen Schalenstückes (des Clausilium bey Clausilia). Die großen Gattungen Helix, Bulimus, Achatina gehen unmerklich ineinander über, und sind daher nicht natürlich.

Die vorliegende Monographie, trefflich in der Artbeschreibung, hilft diesem Uebelstande nicht ab, im Gegentheile sie macht ihn erst recht fühlbar durch die Aufstellung einer überraschend großen Zahl von neuen Arten zu den früher bekannten. Unter 17 Gattungen, von welchen einige mit weniger als 10 Arten, werden 2500 Species ihren Gehäusen nach beschrieben und eingetragen. Wir wollen, dem Verf. folgend, einen kurzen Ueberblick über die Familie versuchen, und daran einige nothwendige Bemerkungen knüpfen.

Die Familie der Heliceen unterscheidet sich von der der Limaceen nur durch das Vorhandenseyn ei-

ner spiralförmigen Schale, des Gehäuses; beyde zusammen bilden die Abtheilung Tetracera der Gastropoda Coelopnoa Gymnostoma, d. i. der ungedeckelten Lungen-Schnecken; parallel stehen diesen Familien die der Auriculaceen und Limnäaceen, oder die Abtheilung Dicera derselben Classe. Eine Helicee ist ein Thier zwitterhaften Geschlechtes, durch Lungen athmend, mit einem Kopf und vier zurückziehbaren Tentakeln versehen, auf einer breiten Sohle kriechend, seine Eingeweide in einem gewundenen, mehr oder weniger erhöhten, mit einer spiralförmigen Schale versehenen Rücken-Kegel tragend. Diese allgemeine Beschreibung kann nur für wenige der nachfolgenden Gattungen enger gefaßt werden.

I. Daudebardia. Hartm. Gehäuse durchbohrt' hornartig, niedergedrückt, mit wenigen Umgängen' welche horizontal und schnell zunehmen; letzter Umgang sehr groß; Mündung schief, sehr weit. — Diese Gattung bildet den Uebergang von den Limaceen zu den Heliceen; nur der geringste Theil des Leibes wird von dem Gehäuse bedeckt, und kann nicht in dasselbe zurückgezogen werden. Zwey Furchen auf dem Rücken und eine jederseits am Fuße, welcher sehr kurz ist, zeichnen dieses immer in der Verborgenheit, tief unter altem Laube lebende Thier aus. Drey Arten aus Mitteleuropa.

II. Vitrina. Drap. Gehäuse undurchbohrt, sehr dünn, niedergedrückt; Gewinde kurz, letzter Umgang groß; Mündung mondförmig oder rund, Spindelrand halb eingebogen, oft häutig eingefaßt. — Auch den Limaceen verwandt, wie die vorige Gattung, aber von dieser durch verhältnißmäßig größeres Gehäuse, welches das ganze Thier aufzunehmen vermag, und durch eine Verlängerung des quergerunzelten Mantels nach vorn unterschieden. Eine ähnliche Bildung des Mantels, aber zerschlissen und zurückgeschlagen, bey übrigens ganz helixartiger Beschaffenheit des Gehäuses, wurde an Helix citrina, laevipes und anderen asiatischen Arten beobachtet, und daher für sie ein neues Genus Ariophanta Desmoul. oder Nanina Gray vorgeschlagen, welches der Verf. für ein mehr auf das Thier Rücksicht nehmendes System gelten läßt, aber in das seinige, welches sich mehr auf die Gehäuse gründet, nicht aufnimmt.

Ein und sechzig Arten, wovon 9 in Europa, 22 in Asien, 15 in Afrika, 7 in Australien und die übrigen in Amerika zu finden sind. Sie halten sich nur unter feuchtem Laube und Moose auf; die Gehäuse sind daher, wie bey der vorhergehenden und nachfolgenden Gattung, und bey jenen Arten von Helix und Achatina, welche ähnliche Wohnplätze haben, von durchsichtiger Hornfarbe ohne Zeichnungen und Bänder.

III. Succinea. Drap. Gehäuse undurchbohrt, dünn, eiförmig oder länglich, Gewinde klein, Mündung weit, schief eiförmig; Spindel einfach, scharf, gerade; Mundsaum einfach, scharf. — Thier helixartig, die oberen Tentakeln angeschwollen, kegelförmig. Sie leben am Rande des Wassers, am liebsten an den über das Wasser emporragenden Theilen von Wasserpflanzen. Acht und sechzig Arten, wovon 8 in Europa, 2 in Asien, 3 in Afrika, 19 in Australien und die übrigen in Amerika. Der Verf. wagt nicht zu entscheiden, ob alle diese, so wie die Arten von Vitrina, lauter gut begründete seyen; eine Prüfung der vorgefundenen Beschreibungen war ihm bey einer beträchtlichen Anzahl nicht möglich wegen Mangels an Original-Exemplaren in seiner sonst sehr reichhaltigen Sammlung von Heliceen.

IV. Helix Lin. Gehäuse genabelt, durchbohrt oder undurchbohrt; scheibenförmig, kuglig-niedergedrückt oder kegelförmig; Mündung quer, schief, mondförmig oder fast kreisförmig; Mundränder unterschieden, getrennt oder durch eine Wulst verbunden. — Diese Gattung geht in alle übrigen der Familie fast ohne Grenzen über, zunächst einerseits in Daudebardia und Vitrina, andererseits in Bulimus. Die 1132 Arten, deren Beschreibung fast den ganzen ersten Band dieser Monographie einnimmt, sind nach den in der Gattungsbeschreibung hervorgehobenen Merkmalen, also nach der Beschaffenheit der Axe, der Spira, der Mündung und der Mundränder in 79 Unterabtheilungen gebracht worden, welche nach dem eigenen Geständnisse des Verf. nur das Auffinden einer einzelnen Art erleichtern sollen und keinen Anspruch auf eine natürliche Anordnung machen können. Wie in jedem künstlichen Systeme werden hier manche nahe verwandte Arten

weit von einander getrennt, bey anderen ist man vollkommen in Zweifel, unter welche Abtheilung sie zu bringen seyen. Die Gattung Helix ist über die ganze Erde verbreitet; die in Mitteleuropa lebenden Arten haben viel weitere Verbreitungsbezirke als alle übrigen. *) Mit der Zeit werden freylich auch noch weitere Fundorte für so viele Arten bekannt werden, von welchen wir jetzt nur einen einzigen, oft sehr beschränkten wissen.

(Schluß folgt.)

A. History of the Royal Society, with Memoirs of the Presidents.

(Schluß.)

Die Verleihung eines dritten Preises wurde der Societät durch die Munificenz Königs Georg IV. möglich gemacht, indem er ihr im Jahre 1825 wissen ließ, daß er ihr jährlich 2 goldene Medaillen, jede im Werthe von 50 Guineen, zukommen lassen wolle, um damit zwey der besten Arbeiten aus den Wissenschaften, zu deren Förderung die Gesellschaft begründet sey, zu belohnen. Dieser Preis ist seitdem regelmäßig unter dem Namen Royal Medal vertheilt, seit 1834 aber, obwohl dem Statut gemäß die ausländischen Leistungen ebenfalls in Concurrenz kommen sollen, nur an Engländer verliehen worden.

Eine schätzbare Stiftung machte auch Wollaston, indem er im Jahre 1828 der Societät eine Summe von 2000 L. in 3 procentigen consolidirten Bank-Annuitäten überwies, unter der Bestimmung, daß die Dividenden nach seinem Tode zur Förderung experimenteller Untersuchungen oder in anderer Weise verwendet werden sollten. Der Stiftung gab er den Namen: Donation Fund, in der sichern Erwartung, daß andere Mitglieder seinem Beyspiel folgen würden, was auch durch Gilbert, Hatchett, Warburton u. A. geschah, so daß jetzt das Kapital bereits 4843 L. beträgt.

Ein Beweis des großen Ansehens, dessen sich die Gesellschaft erfreut, war auch der Umstand, daß der Earl of Bridgewater, der im Jahre 1829 starb, dem zeitigen Präsidenten der Societät freye Hand ließ, in Auswählung der Männer, denen er die Ausarbeitung der Bridgewater-Treatises anvertrauen wolle, und daß er ihm zu diesem Behufe 8000 L. zur freyen Verfügung stellte. Bekanntlich ist dieses Vertrauen glänzend gerechtfertigt worden.

Die Achtung, welche sich die Societät durch ihre eminenten wissenschaftlichen Leistungen in der ganzen Welt erworben, ist es auch, welche ihren Bestand bisher gesichert hat und ferner sichern wird, obwohl sie von der Regierung gar keine andere Vergünstigung als die Einräumung der ihr nöthigen Lokalitäten genießt. Sie erhält sich lediglich durch die Geldbeyträge ihrer Mitglieder und einiger Renten aus Kapitalien; hierin ganz das Gegentheil aller Akademien des Kontinents, deren Existenz nur von dem Wohlwollen ihrer Regierungen abhängig ist. Um deßhalb aber auch ihr Bestehen zu sichern, muß die Londoner Societät darauf bedacht seyn, die möglich größte Anzahl von Mitgliedern aufzunehmen, was bisher immer geschehen konnte, ohne dadurch die Reputation der Gesellschaft zu beeinträchtigen. Im November 1847 betrug die ganze Anzahl der Mitglieder 821, nämlich 13 Patrone und Ehrenmitglieder, 47 auswärtige Mitglieder, 260 inländische, die jährlich 4 L., und 18, die jährlich 2 L. 12 S. zahlen, ferner 483, die sich abgefunden haben. Hinsichtlich letzteren Punktes besteht die Bestimmung, daß diejenigen Mitglieder, die vor dem 11. December 1834 der Gesellschaft angehörten, ihrer jährlichen Beyträge enthoben werden, wenn sie auf einmal 40 L. erlegen. Die Mitglieder aber, die nach diesem Zeitpunkt eingetreten sind, haben 60 L. zu bezahlen, was auf 40 L. reducirt wird, wenn von ihnen eine Abhandlung in den Philosophical Transactions abgedruckt ist. Außerdem hat jedes Mitglied bey seiner Erwählung 10 L. Eintrittsgeld zu erlegen. Als eine durchaus freye Gesellschaft werden alle ihre Beamteten, mit Einschluß des Präsidenten, durch Wahl bestimmt. Der

*) Vergl. „Ueber die geographische Verbreitung der Heliceen von Dr. Pfeiffer" in der Zeitschrift für Malakozoologie. Jahrgang 1846.

Präsident übt einen bedeutenden Einfluß aus, wie denn auch zum Zeichen seiner Würde und Macht vor ihm, sobald er die Kanzel besteigt, der Scepter auf einem Tische niedergelegt wird. Da es nicht uninteressant seyn wird, die Reihenfolge der Präsidenten kennen zu lernen, so mag sie im Nachstehenden aufgeführt werden.

	Zeit der Erwählung.	Jahre im Amt.
Sir Robert Moray (vor der Incorporation)	1660—1	2
William, Lord Viscount Brouncker	1663	14
Sir Joseph Williamson, Kt.	1677	3
Sir Christopher Wren, Kt.	1680	2
Sir John Hoskyns, Bart.	1682	1
Sir Cyril Wyche, Kt.	1683	1
Samuel Pepys, Esq.	1684	2
John, Earl of Carbery	1686	3
Thomas, Earl of Pembroke	1689	1
Sir Robert Southwell, Kt.	1690	5
Charles Montague, später Earl of Halifax	1695	3
John, Lord Somers	1698	5
Sir Isaac Newton, Kt.	1703	24
Sir Hans Sloane, Bart.	1727	14
Martin Folkes, Esq.	1741	11
Georg, Earl of Macclesfield	1752	12
James, Earl of Morton	1764	4
James Burrow, Esq.	1768	—
James West, Esq.	1768	4
James Burrow, Esq.	1772	—
Sir John Pringle, Bart.	1772	6
Sir Joseph Banks, Bart.	1778	41
William Hyde Wollaston M. D.	1820	—
Sir Humphry Davy, Bart.	1820	7
Davies Gilbert, Esq.	1827	3
Der Herzog von Sussex	1830	8
Der Marquis von Northampton, noch im Amte	1838	

Die Sitzungen werden Nachmittags gehalten und nach dem Schluße begeben sich die Mitglieder mit ihren Freunden nach der Bibliothek, wo Thee auf Kosten des Präsidenten gereicht wird. Diese Einrichtung rührt von Davy her und ist sehr zweckmäßig, da sie Gelegenheit zu angenehmen und interessanten Unterhaltungen giebt, so wie zu näherer Bekanntschaft der Mitglieder unter sich und mit ausgezeichneten Fremden, die dabey häufig eingeführt werden. Die Conversation dauert in der Regel bis gegen eilf Uhr.

Die Bibliothek der Societät besteht dermalen aus mehr als 40,000 Bänden und ist außerordentlich reich an den besten Ausgaben wissenschaftlicher Werke. Ein sehr vollständiger Katalog von ihr ist im Jahre 1841 publicirt worden.

Von den Philosophical Transactions sind von ihrem Anfange an (im Jahre 1665) bis zum Jahre 1847 incl. 137 Bände publicirt worden; die darin enthaltenen Abhandlungen classificirt der Verf. in folgender Weise:

Mathematik	285
Astronomie	621
Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik und Akustik	461
Optik	206
Chemie, Pneumatik und Meteorologie	929
Electricität, Galvanismus und Magnetismus	416
Geognosie und Mineralogie	384
Botanik und Landwirthschaft	280
Zoologie	420
Anatomie, Physiologie und Medizin	1020
Geographie und Topographie	77
Archaeologie	117
Miscellaneen	120
Summe:	5336

Ein ansehnlicher Beytrag zur Förderung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien, sowohl nach der Zahl der Abhandlungen als nach deren Gehalt.

Eine schätzbare Beygabe des Verfassers zu seinem Werke ist es, daß er in 3 besonderen Listen die Verleihungen der Copley-Medaille, der königlichen Medaille und der Rumford-Medaille aufgeführt hat, mit Bezeichnung des Namens des Preisträgers, der preiswürdigen wissenschaftlichen Leistung und des Jahres der Verleihung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Ueber das atomistisch-chemische Mineralsystem und das Examinationssystem der Mineralien. Von Nils Nordenskiöld. Helsingfors, bey A. W. Gröndahl. 1849.

Das neue System ist auf den atomistischen Bau der für die Mineralien aufgestellten chemischen Formeln gegründet. Es zählt sieben Hauptklassen, nämlich:

1) Haploiten, enthaltend die chemischen Grundstoffe.
2) Diploiten, enthaltend die Verbindungen zweyer Grundstoffe.
3) Bidiploiten, enthaltend die Verbindungen der Diploiten untereinander.
4) Tridiploiten, enthaltend die Verbindungen der Bidiploiten mit Diploiten.
5) Tetradiploiten, enthaltend die Verbindungen der Bidiploiten untereinander.
6) Pentadiploiten, enthaltend die Verbindungen der Tetradiploiten mit Diploiten.
7) Heradiploiten, enthaltend die Verbindungen der Tetradiploiten mit Bidiploiten.

Für die Ordnungen und Genera wird einzig und allein auf den atomistischen Bau der chemischen Formeln, nicht aber auf die chemische Verschiedenheit der Elemente Rücksicht genommen und zwar entstehen die Ordnungen durch die Mannigfaltigkeit, welche die Diploiten entweder unter sich darbieten oder in welcher sie untereinander ohne Rücksicht auf numerische Verhältniße zu mehr zusammengesetzten Verbindungen zusammentreten; die Genera aber durch die Verschiedenheiten der numerischen Verhältniße, nach welchen die Verbindungen der Diploiten stattfinden. Erst bey dem weitern Zerfallen der Genera in Species kommt die chemische Beschaffenheit der Elemente in Betracht und zwar zerfällt ein Genus in so viele Species, als wir chemisch-verschiedene Elemente enthaltende, aber nach einer atomistischen Formel gebaute Mineralien kennen.

Chemisch gleich zusammengesetzte, aber dimorphe Mineralien bilden im Systeme nur verschiedene Formen einer und derselben Species und der Verf. ist der Ansicht, daß alle Mineralien, sowohl einfache als zusammengesetzte, in so vielen verschiedenen Formen vorkommen können, als es verschiedene Krystallsysteme giebt. Daß alle diese Formen, sagt der Verf., nicht wirklich vorkommen, liegt darin, daß die Entstehung jeder derselben von eigenthümlichen Bedingungen abhängt und daß die Bedingungen, welche bey der Bildung der in der Erdkruste vorkommenden Mineralien stattgefunden haben, meistens nur die Entstehung einer einzigen Form begünstigt haben. So nur könne man die bey einzelnen Grundstoffen beobachtete, entweder natürlich oder künstlich hervorgebrachte Dimorphie oder Polymorphie mit den gleichen Erscheinungen bey den zusammengesetzten Körpern in Einklang bringen.

Wir können diese Ansicht nicht theilen, denn verhielte es sich so, so müßten wir wenigstens den kohlensauern Kalk, der gewiß unter den verschiedensten Umständen und Einflüßen gebildet wurde, in mehreren Krystallsystemen kennen und nicht immer nur auf die Formen des Kalkspaths und die des Arragonits beschränkt sehen. Es scheint uns ziem-

lich gewagt, in der Naturforschung geltend machen zu wollen, daß die Erfahrung der Theorie nur darum nicht entspreche, weil die günstigen Bedingungen nicht vorhanden gewesen; mit diesem Grundsatze haben sich namentlich geologische Hypothesen auf die unfruchtbarste Weise herumgeschleppt und thun es noch. Zur Zeit ist uns kein einziger Körper bekannt, welcher in den verschiedenen Krystallsystemen beobachtet wäre.

Zur weitern Ausbildung seines Systems stellt der Verf. Schemata auf, welche auf die Zusammengruppirung der Atome gegründet und sechs an der Zahl sind, nämlich:

$$\dot{H} \; ; \; Mn \; ; \; \ddot{Al} \; ; \; \ddot{C} \; ; \; \ddot{Sb} \; ; \; \ddot{Si}$$
$$I \; ; \; II \; ; \; III \; ; \; IV \; ; \; V \; ; \; VI.$$

Der Werth dieser Zahlen läßt sich dadurch sehr leicht dem Gedächtnisse einprägen, daß alle ungeraden Zahlen Doppelatome des Radicals enthalten, verbunden mit der durch die Zahl direct ausgedrückten Anzahl von Atomen eines electronegativen Elementes (Sauerstoff, Chlor, Schwefel ꝛc.) und daß alle geraden Zahlen nur ein einfaches Atom des Radicals enthalten, verbunden mit nur halb so viel Atomen eines electronegativen Elements, als die Zahl ausdrückt.

Für die Klasse der Diploiten bilden diese Zahlen unmittelbar die Schemata für die Ordnungen. Bey den Bidiploiten werden die Schemata für die Ordnungen durch die Combination der obigen Zahlen auf die Weise gebildet, daß, ganz nach Analogie der chemischen Formeln, die den electropositiven Diploiten bezeichnende Zahl jederzeit der des electronegativen vorangesetzt wird ꝛc.

Die Genera werden durch Angabe der gebräuchlicherweise in den Formeln vorkommenden Exponenten x, y; x', y' ꝛc. und der Coefficienten n, n', n'' charakterisirt, so daß sich folgende Formeln ergeben:

für die Bidiploiten . . . . $\frac{x}{y}$

„ „ Tridiploiten . . . . $\frac{x}{y}$; n ; n'.

für die Tetradiploiten . . . $\frac{x}{y}$; $\frac{x'}{y'}$; n ; n'

„ „ Pentadiploiten . . . $\frac{x}{y}$; $\frac{x'}{y'}$; n ; n' ; n''

„ „ Heradiploiten . . . $\frac{x}{y}$; $\frac{x'}{y'}$; $\frac{x''}{y''}$; n ; n' ; n''.

Durch die Hinzufügung des aus den chemischen Formeln ersichtlichen Werthes der einzelnen Glieder zu diesen Formeln entstehen die Schemata für die einzelnen Gattungen.

Für die Aufeinanderfolge der Genera wird als Regel angenommen, daß stets die Exponenten $\left(\frac{x}{y}\right)$ den Coefficienten (n) vorangestellt werden, wobey die kleineren den größern vorgehen.

Nach dem Gesagten gehört, um ein Beyspiel anzuführen, der Cyanit $= \ddot{Al}^3 \, \ddot{Si}^2$ zu den Bidiploiten, zu der Ordnung III . VI und zu dem Genus $: \frac{x}{y} = \frac{2}{3}$. Dieselbe Ordnung enthält folgende in systematischer Reihenfolge angeführte Genera:

1. Genus $: \frac{x}{y} = \frac{1}{3}$ . . . Marcellin . . . . $\dot{H}n^3 \, \ddot{Si}$
2. — $= \frac{1}{2}$ . . . Staurolith . . . $(\ddot{Al} \, \dot{F}e)^2 \, \ddot{Si}$
3. — $= \frac{2}{3}$ . . . Sillimanit . . . $(\dot{F}e \, \ddot{Al})^3 \, \ddot{Si}^2$
   (2. spec.) Cyanit . . . . $\ddot{Al}^3 \, \ddot{Si}^2$
4. — $= \frac{3}{4}$ . . . Andalusit . . . . $\ddot{Al}^4 \, \ddot{Si}^3$
   (2. spec.) Chiastolith $(\ddot{Al} \, \dot{F}e)^4 \, \ddot{Si}^3$
5. — $\frac{x}{y} = 1$ . . . . . Zirkon . . . . $\ddot{Zr} \, \ddot{Si}$
   (2. spec.) Xenolith . . . $\ddot{Al} \, \ddot{Si}$
6. — $= \frac{3}{2}$ . . . . . Bamlith . . $\ddot{Al}^2 \, \ddot{Si}^3$
7. — $= 2$ . . . . . Chromocker $\ddot{Cr} \, \ddot{Si}^2$
   (2. spec.) Phenakit . . $\ddot{Be} \, \ddot{Si}^2$
8. — $= 3$ . . . . . Agalmatolith $\ddot{Al} \, \ddot{Si}^3$

Wenn man das System im Einzelnen durchgeht, so ergeben sich mancherley Anstöße gegen die Foderungen, die an ein solches gemacht werden können. Zunächst ist es ein Uebelstand, daß in der ersten Klasse nur ein einziges Genus möglich ist, in welchem Schwefel, Kohlenstoff und sämmtliche gediegene Metalle vereinigt sind, so daß es 17 Species umfaßt, daß dagegen die Zahl der Genera zunehmen muß, je mehr die Exponenten und Coefficienten ihrer Schemata verschieden sind, so daß die zweyte Ordnung der vierten Klasse fünf Genera, jedes nur mit einer Species enthält, die dritte Ordnung dieser Klasse zehn Genera, wovon auch neun nur mit einer Species. Die sechste Ordnung hat wieder neun Genera dieser Art, die neunte und zehnte haben bis 25 dergleichen, meistens wieder mit einer Species. In der sechsten Klasse sind in den verschiedenen Ordnungen über 100 Genera, worunter nur 13 mit 2 Species und nur 3 mit 3 — 6 Species; in der siebenten Klasse ist auch fast jede Species ein Genus. Ein solches System kann unmöglich genügen und es ergiebt sich von selbst die Nothwendigkeit, die Aehnlichkeit, welche der Bildung des Genus zum Grunde liegt, in einem andern Princip zu suchen als in dem gewählten.

(Schluß folgt.)

Monographia Heliceorum viventium, sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum.

(Schluß.)

V. Anostoma. Fisch. Gehäuse kreisrund, Gewinde conver, abgestumpft; Mündung nach oben gedreht, mit oder ohne Zähne. — Drey Arten, wovon zwey in Brasilien, eine in Indien.

VI. Tomigerus. Spix. Gehäuse horizontal geritzt, kugelig-kegelförmig, zusammengedrückt; Mündung vertikal, sehr verengert. Der Gattung Scarabus aus der Familie der Auriculaceen ähnlich, aber im Thiere weit verschieden. 2 Arten aus Brasilien.

VII. Streptaxis Gray. Gehäuse fast kugelig, Helix-artig, unregelmäßig durch Verrückung der Are in den letzten Umgängen; Mündung mit oder ohne Zähne. Drey und zwanzig Arten aus Südamerika, Westafrika, Südasien.

VIII. Proserpina. Guild. Gehäuse niedergedrückt, Helicina-artig, an der Basis mit einer glänzenden Schwiele wie bey Rotella überzogen; Mündung innen gezahnt; Mundsaum einfach, scharf. Sechs Arten aus Amerika.

IX. Bulimus. Scop. Gehäuse eiförmig, länglich oder thurmförmig, Mündung in die Länge gezogen, mit ungleichen Rändern, mit oder ohne Zähne; Spindel vollständig, nach außen umgeschlagen, oder fast einfach, Mündung einfach oder wulstig. Diese Gattung, eine der wandelbaren, muß nur aus dem allgemeinen Habitus erkannt werden wollen. Die typischen Arten werden leicht unterschieden von den Helix-Arten durch die eiförmige oder längliche Gestalt und in die Länge gezogene Mündung; von den Pupa-Arten durch die in ungleicher Höhe stehenden Mundränder, und von den Achatina-Arten durch die nie eingerollte und nicht wirklich abgestutzte Spindel; schwierig aber ist es bey vielen zwischenstehenden Formen. Der Verf. stellt für die 632 bekannten Arten 34 Unterabtheilungen auf, in ähnlichen Merkmalen begründet, wie bey Helix. Wir müssen ihm Dank wissen, daß er nicht, wie von anderer Seite schon geschehen ist, es versucht hat, neue Namen für diese künstlichen Unterabtheilungen zu schöpfen.

X. Achatinella. Swains. Gehäuse undurchbohrt, Bulimus-artig; Spindel an der Basis oder in der Mitte mit einem kräftigen, manchmal gewundenen, lamellenförmigen Zahne versehen; Mündung in die Länge gezogen, mondförmig; Mundsaum einfach oder mit einer Lippe; Mundränder ungleich hoch. — Scheint eine gut abgeschlossene Gattung zu seyn. Auf die Sandwich- und Marianen-Inseln beschränkt, mit 28 Arten, von welchen ein Theil immer links gewunden ist.

XI. Achatina. Lam. Gehäuse undurchbohrt, Bulimus-artig; Spindel eingerollt, gegen die Basis der Mündung abgestutzt; Mündung eiförmig oder länglich, nach oben winklig; Mundsaum einfach, scharf. — Steht in demselben nahen Verhältnisse zu Bulimus, wie diese zu Helix. 157 Arten, außer 9 europäischen fast alle Tropenbewohner.

XII. Gibbus. Montf. Gehäuse quer und tief geritzt oder durchbohrt, dreyeckig, seitlich zusammengedrückt; der der Mündung entgegen gesetzte Seitenrand in eine scharfe Leiste erweitert; Mündung etwas viereckig oval, Mundränder parallel, fast gleich; Mundsaum verdickt. — Eine monströse Abänderung von Pupa, wie Tomigerus und Streptaxis von Helix und Bulimus. Zwey Arten von den Maskarenen.

XIII. Pupa Drap. Gehäuse geritzt oder durchbohrt, cylindrisch, eiförmig oder Bulimus-artig; Mündung fast unregelmäßig, halboval oder fast rund, mit oder ohne Zähne; Mundsaum fast einfach oder erweitert; Mundränder gleich hoch, fast parallel, getrennt, gewöhnlich durch eine Wulst verbunden. Der Verf. zieht zu dieser Gattung auch Vertigo Müll., weil die Gehäuse der letzteren von Pupa generisch nicht unterschieden werden können; das Thier von Vertigo hat zwar nur zwey wirklich sichtbare Tentakeln, jedoch wird eine ähnliche Verkümmerung des vorderen Paares auch bey unzweifelhaften Arten von Pupa, jenen welche Vertigo am nächsten stehen, beobachtet. 156 Arten, wovon etwa die Hälfte europäisch.

XIV. Cylindrella. Pfeiff. Gehäuse cylindrisch oder Pupa-artig, mit vielen Windungen, gewöhnlich oben abgebrochen; Mündung fast kreisrund; Mundsaum ausgebreitet, vollständig oder in einigen etwas unterbrochen. 50 Arten, fast ganz auf Westindien beschränkt.

XV. Balea. Prid. Gehäuse Clausilia-artig, oder keulenförmig, mit vielen Windungen; Mündung halboval oder fast birnförmig; Mundsaum verbreitert; Mundränder ungleich; Mündungswand mit einer Falte; Spindel einfach oder quer gefaltet. — Dieser Gattung fehlt das Clausilium und die zwey wesentlichen Lamellen der Mündungswand, sonst würde sie zu der nächsten zu ziehen seyn; von Pupa unterscheiden sie die ungleichen Mundränder. Sieben Arten, wovon drey in Europa.

XVI. Tornatellina. Beck. Gehäuse undurchbohrt, eiförmig oder in die Länge gezogen; Mündung halbmondförmig, Mundränder ungleich, getrennt; Spindel gewunden, abgestutzt; Mündungswand mit einer Lamelle. — Von der vorigen Gattung fast nicht zu unterscheiden. Eilf Arten von Opara, Juan Fernandez, Chili, Cuba.

XVII. Clausilia Drap. Gehäuse spindelförmig, gewöhnlich links gewunden; Mündung elliptisch oder birnförmig, immer von zwey Lamellen an der Mündungswand verengert, und durch ein besonderes Schalenstück, das Clausilium, im Innern verschlossen. Dieß ist in der Familie bis jetzt die einzige natürliche, in sich ganz abgeschlossene Gattung, welche neben Helix unbestreitbar bestehen kann. Sie zählt jetzt 222 Arten, welche meistens europäisch sind, bis auf 47 asiatische, 4 afrikanische und drey amerikanische. An die Stelle von Clausilia tritt in Amerika offenbar Cylindrella, für welche hoffentlich noch schärfere Gattungsmerkmale aufgefunden werden.

Gleichzeitig mit dieser Monographie hat der Verf. die Bearbeitung der Heliceen für Küster's neue Ausgabe von Chemnitz Conchylien-Kabinet unternommen, in welcher alle Arten bildlich dargestellt werden sollen. Ein sehr namhafter Theil davon ist bereits erschienen und läßt nichts zu wünschen übrig. Diese, so wie jede andere kenntliche Abbildung und Beschreibung wird bey der betreffenden Art in der Monographie sorgfältig citirt, auch die oft unglaubliche Zahl von Synonymen, genaue Messungen, deutliche Varietäten, hauptsächlichste Fundorte angeführt. Wir haben das Werk, selbst bey Mangel von Abbildungen, ausnehmend brauchbar gefunden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. Ueber die Veränderungen, welche in den bisher gebräuchlichen Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper durch neue Beobachtungen nothwendig geworden sind; von R. Clausius. (Poggend. Annalen Bd. 76. 1).

II. Ueber die Natur derjenigen Bestandtheile der Erdatmosphäre, durch welche die Lichtreflexion in derselben bewirkt wird; von Demselben. (Ebenda, 76. 2).

III. Ueber die blaue Farbe des Himmels und die Morgen- und Abendröthe, von Demselben. (Ebenda, 76. 2).

(Fortsetzung.)

Die beyden unter Nr. II u. III angeführten Abhandlungen desselben Verfassers haben ein gemeinsames Ziel. Zusammen sind sie bestimmt den Beweis zu führen, daß die blaue Farbe des Himmels, in ihren verschiedenen Nüancen, der Reflexion des Lichtes an der Oberfläche dünner Bläschen (am wahrscheinlichsten von Wasser) ihren Ursprung verdanke, das Orange der Morgen- und Abendröthe aber den seinen der Refraction an eben diesen Bläschen. Aehnliche Vermuthungen, namentlich was das Roth betrifft, sind schon öfters ausgesprochen, zum Theil auf Experimente gestützt worden, die im Grunde wenig erklärten; denn was war damit gewonnen, wenn z. B. durch einen Versuch nachgewiesen war, daß weißes Licht, welches durch einen Dampfstrahl geht, ebenfalls geröthet wird, während man die Ursache des letztern Phänomens selbst nicht zu nennen wußte. Hingegen geht unser Verfasser um eine Stufe tiefer: er zeigt mathematisch, wie im Allgemeinen bey jeder Reflexion von Licht an einem dünnen Blättchen die blaue, bey jeder Transmission durch ein solches die orange Farbe begünstigt werden muß. Durch diesen Nachweis, der den Hauptinhalt des Aufsatzes Nr. III macht, wird die Ansicht des Verf. über die Ursache beyder Farben am Himmel gewiß schon sehr annehmbar; er ist aber (und hier scheint er uns die Götter ein wenig versucht zu haben) damit nicht zufrieden, und bemüht sich in Abhandlung Nr. II seiner Hypothese dadurch den Triumph zu sichern, daß er beweisen will, daß jede Ansicht, die man außer der seinigen etwa wählen möchte, mathematisch verfolgt auf Consequenzen führen würde, die mit den täglichen Wahrnehmungen im Widerspruche stehen. Gegen diesen Beweis, welcher mit nicht unbedeutendem analytischem Apparate versucht wird, scheinen uns aber ziemlich eben so viele begründete Einwendungen vorzuliegen, als Stücke da sind, woraus er besteht, so daß wir trotz des unverkennbaren Scharfsinns, der dabey angewendet worden ist, nicht umhin können, dem positiven Beweis in Nr. III, obgleich er nur eine Wahrscheinlichkeit herstellt, nur zeigt, daß das Phänomen, so weit es bisher beobachtet ist, durch die Hypothese des H. Clausius erklärt werden kann, — ein ungleich größeres Gewicht beyzulegen, als dem indirekten, durch welchen gezeigt werden soll, daß jede andere zu verwerfen ist. Da wir deßhalb bey der Abhand-

lung Nr. II am längsten zu verweilen haben, so wenden wir uns zuerst zur nähern Anzeige an Nr. III, obwohl dieß unsere Aufgabe in so fern unangenehmer macht, als wir dadurch genöthigt werden, mit der Beurtheilung desjenigen der drey Aufsätze, der am wenigsten unsern Beyfall hat, von dem Verf. zu scheiden.

Es ist schon eben angedeutet worden, daß in dem Aufsatze Nr. III unser Verfasser zu zeigen beabsichtigt, daß bey Annahme dünner in der Luft suspendirter Bläschen (etwa von Wasser) die beyderley Arten von Farben des Himmels von selbst auftreten müssen. Die Grundlage des Beweises bildet die Theorie von den Farben dünner Blättchen, mit welchen, wie Hr. Clausius selbst anführt, bereits Newton durch eine kurze Stelle in der Optik, die Farbe des Himmels in Verbindung gebracht hat. Er weist dort darauf hin, daß, da Blau unter den Farben seiner Reihe die erste ist, Dämpfe, die sich zu condensiren anfangen, zuerst Körperchen solcher Dicke bilden müssen, welche dieses Blau zeigen, welches deßhalb dem völlig klaren Himmel eigen seyn müsse, wie sich dies wirklich zeige. Er erklärt sich aber nicht näher, ob er sich diese sich bildenden Wasserkörperchen als hohle Bläschen oder solid denke, das Letztere scheint nach seinen Worten wahrscheinlicher. Hr. Clausius hat also die Hypothese näher specialisirt, indem er (in Nr. II) den Beweis führen zu können glaubt, daß solide Körperchen nicht angenommen werden dürfen. Da uns dieser Beweis verfehlt scheint (wie wir bey der Besprechung von Nr. II ausführen werden), können wir hierin keine Verbesserung, nur eine Beschränkung der ältern Betrachtungsweise sehen. Wenn wir also dem Verf. in die von ihm eingeengte Arena willig folgen, geschieht es nicht in der Ansicht, daß Untersuchungen auf anderer Grundlage nicht zu gleich genügendem Resultat führen könnten, sondern weil bey Versuchen solcher Art nothwendig die Vorstellung auf einen bestimmten Punkt fixirt werden muß. In der That betrachtet Hr. Clausius, streng genommen, selbst keine kugelförmigen hohlen Bläschen, sondern dünne von parallelen Ebenen begrenzte Blättchen, mit welchen die ersteren, wenn ihre Dicke im Verhältniß zum Halbmesser sehr klein ist, in der Hauptsache einerley Wirkung hervorbringen müssen. Auch werden wir bey Besprechung von Nr. II sehen, daß der Verf. eigentlich nur dadurch auf seine Bläschen geführt wird oder ihre Annahme doch nur dadurch begründet, weil er dieselbe für die physikalisch annehmbarste unter allen hält, welche mathematisch betrachtet, wesentlich mit der Voraussetzung parallel begrenzter Blättchen übereinkommen.

Dieß zugestanden haben wir es also mit der Theorie der Lamellen zu thun. Untersucht man nach derselben die Gesammtintensität des Lichtes, welches an einem dünnen Blättchen zurückgeworfen wird, und dessen Schwingungen sich zusammensetzen aus Wellen, die in Allem 1mal, 3mal, 5mal, 7mal u. s. f. zurückgeworfen sind, also mit Rücksicht auf alle möglichen Interferenzen derselben u. s. w., so erhält man, wie natürlich, einen Ausdruck, der, wenn die ursprüngliche Intensität zur Einheit genommen wird, noch abhängig ist von dem Brechungswinkel, von der Dicke des Blättchens und von der Wellenlänge im Innern desselben. Analog ist auch der Ausdruck für die endliche Intensität des transmittirten Lichtes, und zwar sind beyde zusammen immer der anfänglichen Intensität gleich, (welches Resultat in Analogie mit dem Princip von der Erhaltung der lebendigen Kraft steht). Da nun die Wellenlänge für die verschiedenfarbigen Strahlen des Spectrums nicht gleich ist, sondern für das äußerste Roth im Verhältniß 8 : 5 größer, als für das äußerste Violet, so werden sie nicht in demselben Verhältniß zurückgeworfen oder durchgelassen, in welchem sie aufgefallen sind; weißes Licht wird also gefärbt werden, und zwar kommt bey der Reflexion an sehr dünnen Blättchen die am stärksten brechbare Seite des Spectrums in Vortheil, und so entsteht Newton's „Blau der ersten Ordnung". Nimmt die Dicke allmählich zu, so verschiebt sich die bey der Reflexion am meisten begünstigte Stelle im Spectrum, und die resultirende Farbe selbst durchläuft in Folge dessen die Newton'sche Scala: blau, weiß, gelb, orange, roth u. s. f. Es macht aber der Verf. mit Recht darauf aufmerksam, daß man deßhalb doch nicht erwarten darf, unter Umständen, wo die vorhandnen Dämpfe schon mehr condensirt sind, alle diese Farben der Reihe nach

auftreten zu sehen, denn wenn z. B. bey feuchter Luft sich bereits Wasserbläschen von derjenigen Dicke gebildet haben, welche zur Erzeugung der gelben Farbe nöthig ist, so werden doch gleichzeitig auch kleinere vorhanden seyn, die blaues und weißes Licht reflectiren, so daß der Himmel in der Mischungsfarbe, einem milchig getrübten Blau erscheinen wird, die zuletzt in völliges Weiß übergehen kann und sich am leichtesten in der Nähe des Horizontes, wo Dünste sich am meisten condensiren, so zeigt. Alles dieß ist offenbar der Erfahrung conform.

Was nun denjenigen Theil des Lichtes betrifft, welcher nicht reflectirt, sondern durchgelassen wird, so muß er, da er den zuerst betrachteten zum ursprünglichen Weiß ergänzt, die complementäre Färbung annehmen, also eine in's Orange fallende. Dieß verträgt sich sehr gut mit der Erscheinung der Morgen- und Abendröthe, aber warum sehen wir nicht auch bey Tage die Sonne, wenn sie hoch steht, entschieden in gleicher Farbe, während doch das Blau des umgebenden Himmels so ausgesprochen ist? Hr. Clausius gibt darauf eine sehr genügende Antwort, welche etwa so ausgesprochen werden kann: die Quantität des überschüssigen Orange im transmittirten Licht muß in der That eben so groß seyn, als die des überschüssigen Blau im reflectirten; durchgelassen wird aber bey weitem der größte Theil der Strahlen von allen Farben, obwohl die der rothen Seite des Spectrums in stärkerem Verhältniß, das überschüssige Orange mischt sich also mit sehr vielem weißen Licht (möglicherweise überdieß auch noch mit solchem, welches allen reflectirenden Körperchen vorbeygegangen ist) und kann demselben nur in besonders günstigen Umständen mehr als einen leichten Stich in's Gelbliche geben. Reflectirt wird hingegen überhaupt viel weniger Licht, solches von manchen Farben möglicher Weise gar nicht; obgleich daher die Quantität des überschüssigen Blau nicht größer ist als die des Orange im andern Fall, so herrscht sie doch bey der geringeren Menge des Weiß, mit welchem sie sich mischt, viel mehr vor. So sind ja auch, wie bekannt, die Newton'schen Farbenringe im transmittirten Licht viel minder sichtlich als im reflectirten. Es kann demnach nicht auffallen, daß die Färbung des durchgelaßnen Lichtes hauptsächlich nur dann hervortritt, wenn bey tiefem Stande des Gestirns, von welchem sie kommen, die Strahlen eine möglichst dicke Schicht der Atmosphäre zu durchdringen haben, also besonders beym Auf- und Untergang der Sonne, welche zu dieser Zeit den ganzen Horizont mit ihrem gefärbten Lichte vergolden kann.

Bey der schönen Uebereinstimmung, worin sich Alles dieß mit der Natur befindet, wird die vorgeschlagene Erklärung gewiß sehr wahrscheinlich. Doch darf man nicht übersehen, daß der größte Theil der Phänomene am Himmel mit jeder Erklärung in eben so guter Uebereinstimmung ist, welche überhaupt annimmt, daß Blau und Orange als complementäre Farben, das Eine bey der Reflexion, das Andere bey der Transmission in der Luft begünstigt werden, ohne daß es absolut nöthig wäre, an einen Zusammenhang mit dem Wassergehalte zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das atomistisch-chemische Mineralsystem und das Examinationssystem der Mineralien.

(Schluß.)

Zugleich ist klar, daß dieses Princip die heterogensten Mineralien zusammenstellt, die in nichts ähnlich sind als in der Zahl und Gruppirung der Elemente. So kommen das Eis und das Rothkupfererz zusammen in ein Genus, der Quarz und Molybdänocker, das Mennig, Magneteisenerz und Uranpecherz, der Pyrochlor und das kohlensaure Silberoxyd, der Vauquelinit und Tafelspath, das Rothbleierz und Kalisulphat, Skapolith und Axinit ꝛc.

Da man an ein System wohl auch die Forderung macht, daß die Klassen, Ordnungen und Genera so charakterisirt werden, daß wenigstens die bekannten Mineralspecies bis zu gewissen Gruppen durch die gegebenen Charaktere aufgefunden werden können, so wäre dieses bey dem vorliegenden Sy-

stem nur durch eine genaue Analyse eines zu bestimmenden Minerals möglich und selbst, wenn diese gegeben wäre, würde noch die Ansicht über die entsprechende chemische Formel verschieden seyn können.

Alle Zusammenstellungen dieser Art haben übrigens ihren Werth und auch bey der gegenwärtigen bilden sich mancherley interessante Gruppen, welche für weitere Forschungen zu Vergleichungen ꝛc. dienen können.

In einem Anhange folgt das Examinationssystem der Mineralien. Es sind 6 Tabellen für die krystallisirten Mineralien und 2 für die krystallinischen und amorphen.

Die bestimmenden Charaktere sind bey denen, von welchen man Krystalle kennt, das Krystallsystem, die Härte und das spec. Gewicht, bey den übrigen bleiben nur die letztern Kennzeichen anwendbar. Es ist leicht einzusehen, daß man mit solchen Tabellen auf eine Gruppe weniger Mineralien geführt werden kann, unter welchen sich das zu bestimmende befindet, wenn nämlich an dem fraglichen Stücke die geforderten Eigenschaften auch nachzuweisen sind. In dieser Bedingung aber, so nothwendig sie ist, liegt die Schwierigkeit. Es wird z. B. ein Schüler aus einer mit geeigneten Exemplaren versehenen Mineraliensammlung zur Bestimmung einer Species mit einiger Uebung gelangen können, die Tabellen werden ihn aber in hundert Fällen der Praxis verlassen, weil er an den Stücken, welche bestimmt werden sollen, die Kennzeichen nicht ausmitteln kann, auf welche die Tabellen gegründet sind.

Gediegen Arsenik, Rothnickelkies, Kupferkies, Pyrolusit, Brauneisenerz und Malachit gehören zu den gewöhnlichen Erzen, wer hat aber bestimmbare Krystalle von ihnen gesehen? Die Natur bringt sie nur als außerordentliche Seltenheiten hervor und es nützt natürlich für praktische Mineralbestimmung gar nichts, daß z. B. in einer reichen Sammlung eine klinorhombische Combination von Malachit zu sehen oder daß vom gediegenen Arsenik rhomboedrische Krystalle angegeben werden. Es ist auffallend, daß die erwähnten Erze nicht wenigstens auch in der Tabelle der krystallinischen Mineralien vorkommen, in welchen aber nur diejenigen angeführt sind, an denen noch gar keine äußern Gestalten beobachtet werden.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Kennzeichen des spec. Gewichtes. Es wird dazu immer ein Material von wenigstens 25 Gran an Gewicht erfordert und da dieses rein und ohne Beymengung seyn soll, so ist es in vielen Fällen nicht leicht zu erhalten und manche Stufe müßte gänzlich in kleine Stücke zerschlagen werden, um dieses Kennzeichen auffinden zu können.

Der Verfasser ist mit chemischen Arbeiten wohl vertraut und muß den Werth der chemischen Kennzeichen hinlänglich selbst erfahren haben; um so mehr muß man sich wundern, daß derselbe seine Tabellen ohne allen, so nöthigen, Beystand der Chemie entwirft.

Wer sich mit Krystallen beschäftigt hat, der kennt die Schwierigkeiten ihrer Bestimmung und es ist gewiß leichter, Löthrohrversuche zu machen, als z. B. aus kleinkrystallinischen Massen die Spaltungsgestalten herauszufinden und richtig zu deuten, und gerade dieses mußte bey dem vorliegenden Examinationssystem oft vorkommen.

Ref. hat sich von den Vortheilen der chemischen Bestimmungs-Methode durch eine fast 20jährige Lehr-Praxis hinlänglich überzeugt und hat dazu Tafeln entworfen, welche übrigens dem Verfasser nicht bekannt zu seyn scheinen. Daß diese Tafeln ihrem Zwecke entsprechen, mag der Umstand beweisen, daß sie bereits vier deutsche Auflagen, außer einer französischen und englischen, erlebt haben und Ref. kann nur wünschen, daß Hr. Nordenskiöld, welcher die Mineral-Bestimmung zu erleichtern bestrebt ist, von diesen Tafeln Kenntniß nehmen und sie praktisch prüfen möge.

Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

I. Ueber die Veränderungen, welche in den bisher gebräuchlichen Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper durch neue Beobachtungen nothwendig geworden sind.

II. Ueber die Natur derjenigen Bestandtheile der Erdatmosphäre, durch welche dir Lichtreflexion in derselben bewirkt wird.

III. Ueber die blaue Farbe des Himmels und die Morgen- und Abendröthe.

(Fortsetzung.)

Um die Frage zu entscheiden, würde wohl das natürlichste seyn, Psychrometerbeobachtungen mit solchen über die Blaüe des Himmels zu verbinden. Wir werden hierauf am Ende nochmals zu reden kommen. Zur Unterstützung der Annahme, daß das Orange durch die Transmission des Lichtes durch die Atmosphäre immer entstehe, wollen wir noch die Bemerkung beyfügen, welche wir ausgezeichneten hiesigen Landschaftsmalern verdanken, daß auch Wolken, welche man weiß zu nennen gewohnt ist, in ihrer Farbe immer oder fast immer in's Gelbe oder Rothe stechen und von dem Maler, selbst bey Mondscheinbildern, so dargestellt werden müssen. Das blutrothe Licht, mit welchem man sehr häufig bey totalen Mondsfinsternissen den Mond fortwährend am Himmel sieht, und welches er der Brechung der Sonnenstrahlen durch die Erdatmosphäre verdankt, spricht ebenfalls dafür, doch können wir nicht verhehlen, daß es uns nicht ganz glaubhaft ist, daß diese Farbe allein dem Wassergehalte der Luft zuzuschreiben seyn soll. Soll man glauben, daß die Atmosphäre in ihrer ganzen Masse, auch in größern Höhen, zur Zeit solcher Wahrnehmungen so sehr mit Wasserbläschen gefüllt wäre, als nöthig ist, eine so intensiv rothe Farbe des Mondes, wie wir selbst sie mehrmals gesehen haben, zu erklären? Möglich ist es allerdings, doch wären hierüber noch weitere Untersuchungen wünschenswerth. So paßt uns auch noch eine andere Erscheinung nicht ganz in das übrigens so gut harmonirende System. Wir meinen die blaue Farbe entfernter Berge. Das von diesen reflectirte Licht sollte bey seinem Durchgang durch die Atmosphäre einen orangen Ton erhalten. Das Blaue kann nur dadurch erklärt werden, daß man annimmt die zwischen dem Beobachter und dem Berge befindlichen Dunstbläschen, welche blaues Licht reflectiren, bilden gewissermassen einen blauen Schleyer vor dem entfernten Gegenstand. Aber je mehr sie selbst Blau reflectiren, desto mehr sollten sie das vom Berge reflectirte Licht zugleich orange färben, und beyde Farben, sollte man meinen, müßten sich der Art zu Weiß ergänzen, daß man nicht wohl einsieht, wie es kommen kann, daß der Berg oft eben so blau erscheint als der Himmel selbst. Denn die oben angeführte Erklärung, weßhalb das Blau mehr als seine complementäre Farbe hervortritt, gilt nur da, wo es sich nicht mit noch anderm Lichte (hier dem vom Berge selbst reflectirten) zu mischen hat. Dieß Bedenken wollen wir jedoch nur andeuten: so lange keine Zahlen vorliegen, ist es unmöglich, richtig zu entscheiden, ob sie von Gewicht sind oder nicht. Uns selbst scheinen

die Gründe, welche für die entwickelte Theorie sprechen, doch im Ganzen überwiegend.

Wir wenden uns jetzt zu dem Aufsatze Nr. II, in welchem Herr Clausius zu beweisen sucht, daß jede Hypothese, außer der seinigen von den Dunstbläschen, die man zur Erklärung der Himmelsfarben ersinnen möchte, nebenher auf Consequenzen führen müßte, welche mit der Erfahrung im Widerspruch stehen. Ein kühnes Unternehmen, und, wie uns scheint, ein gescheitertes! Stellen wir zuerst, in einzelne Puncte gefaßt, das Netzwerk von Schlüssen auf, in welchem unser Verf. die Gegner zu fangen sucht, um dann in besonderen Bemerkungen zu zeigen, daß die Maschen desselben nicht allzufest sind.

Wir fürchten nicht, uns einer Entstellung schuldig zu machen, wenn wir die Phalanx des Herrn Clausius aufstellen, wie folgt.

Der Verfasser geht davon aus, daß das blaue Himmelslicht reflectirtes ist, eine Thatsache, welche, an sich schon kaum zweifelhaft, durch Polarisationsversuche zur Gewißheit erhoben wird. Die Frage ist also, an was für Flächen es reflectirt seyn mag.

1) Man könnte annehmen, an den, im Allgemeinen mit der Erde concentrischen, Flächen selbst, welche die Schichten der Atmosphäre von verschiedner Brechbarkeit trennen. Diese Annahme beseitigt Hr. Clausius durch die Bemerkung, daß hiernach das reflectirte Licht die Erde nie treffen könnte, also der Himmelsgrund schwarz erscheinen müßte.

2) Man muß demnach reflectirende Körperchen in der Atmosphäre voraussetzen, wobey sich aber die Annahme, daß dieselben undurchsichtig, (wie feiner Staub ꝛc.) seyen, so ziemlich von selbst ausschließt. Ueber diese geht daher der Verf., nach unserer Ansicht mit Recht, sogleich weg, mit der Bemerkung, daß von fremden Körpern in der Atmosphäre überhaupt nur Wasser in zureichender Menge wird vorhanden seyn können, um die zu erklärenden Phänomene hervorzurufen.

3) Nimmt man aber an, daß die reflectirenden Körperchen durchsichtig sind, so werden neben den Erscheinungen der Reflexion auch solche der Refraction eintreten müssen, ausgenommen, wenn die Grenzflächen der Körper parallel sind, in welchem Fall die Brechung beym Eintritt und beym Austritt sich aufhebt. Nimmt man parallele Flächen an, so führt dieß, als auf die einfachste Erklärung der Entstehung von solchen, auf die Bläschentheorie des Verf.; nimmt man sie nicht an, so soll das Folgende beweisen, daß die alsdann eintretenden Refractionen der Art sind, daß sie sich der Beobachtung nicht entziehen könnten, wenn sie Statt fänden; da sie gleichwohl nicht wahrgenommen werden, wäre man also mit Nothwendigkeit auf die erste Alternative zurückgetrieben.

4) Um dieß nun darzuthun, bemerkt der Vf. zuerst, daß man, wenn nicht je zwey Flächen sich parallel sind, wird annehmen müßen, daß im Ganzen alle Neigungen der Flächen gegen das auffallende Licht gleich wahrscheinlich sind, möge die Gestalt der reflectirenden Körper übrigens seyn, welche sie wolle. Denn wenn gewisse Neigungen vorherrschend wären, so müßten diese eigenthümliche und nur unter besondern Umständen wahrgenommene Lichterscheinungen hervorbringen, wie z. B. Höfe und Nebensonnen sich durch die Annahme von Eiskrystallen mit dem Neigungswinkel von 60° erklären lassen. Auch abgesehen davon meint der Vf. es würde die Unmöglichkeit solcher besondern Fälle ebenfalls einleuchten, wenn die erste Annahme, daß alle möglichen Neigungswinkel vorkommen, vollständig untersucht sey.

5) Vorausgesetzt also, es sey die Gestalt der in der Luft befindlichen reflectirenden Körper welche sie wolle, doch so, daß alle Neigungen gleiches Recht haben, so kann man nun weiter (nach H. Clausius) die Vorstellung dadurch fixiren, daß man an die Stelle der willkührlichen Körper nichts als Kugeln setzt. Denn nach dem Vf. gilt bey den Kugeln schon für jede einzelne, was bey den vorausgesetzten Körpern im Ganzen gilt, daß nämlich gleich viel Elemente von allen Neigungen den Strahlen dargeboten sind, weil gerade dieß das Wesen der Kugel ausmache. Nur hat die Kugel das Besondere (wie

jeder bestimmte Körper), daß die Hinterfläche, also die zweyte Brechung, schon mit der vorderen nothwendig fixirt ist. Dieß macht aber, wie ausgeführt wird, nichts sehr wesentliches aus: in Bezug auf die Reflexion ändert es fast gar nichts, in Beziehung auf die Brechung aber bewirkt es bey der Kugel eine (durchschnittlich und ungefähr) im Verhältniß $\sqrt{2} : 1$ größere Ablenkung des Lichtes von seiner Bahn, als bey ganz regellos geordneten Flächen; die Erscheinungen der Brechung werden also bey den letztern allerdings um etwas, aber nicht um etwas bedeutendes, weniger auffallend seyn, während ihre Natur im Ganzen bleibt.

6) Setzt man also jetzt Kugeln an die Stelle der ganz willkührlichen Körper, so muß für die weitere Untersuchung unterschieden werden, ob ihr Brechungsverhältniß von dem der Luft merklich verschieden ist, oder so wenig, daß nur die große Menge der aufeinander folgenden Spiegelungen und Refractionen eine wahrnehmbare Wirkung hervorbringt. Für den ersteren Fall geht der Verf. zunächst darauf aus zu ermitteln, wie viele Kugeln, z. B. von der Brechungskraft des Wassers, im Durchschnitt jeder Lichtstrahl treffen möge. Dazu geht er aus einerseits von den Fresnel'schen Formeln für die Intensität des reflectirten Lichtes, andrerseits von der Zahl, welche in einem Mittel aus den (stark unter sich abweichenden) Bestimmungen von Bouguer und von Lambert *) das Verhältniß des durch die Atmosphäre senkrecht hindurch gelassnen Lichtes zu dem auf sie auffallenden angibt. Nimmt man an, daß der gesammte Lichtverlust in der Atmosphäre (von 0,25) nur der Reflexion zur Last fällt, so findet sich, da der Vf. die Quantität des an Einer Kugel reflectirten Lichtes zu 0,12 berechnet, daß im Durchschnitt jeder Strahl auf zwey Kugeln gefallen seyn muß. Die erste von diesen wird bereits Licht, welches parallel auf sie gefallen ist, divergent weitergehn lassen, also bewirken, daß ein heller Punct, z. B. ein Stern, nicht mehr als solcher, sondern mit einem Durchmesser von gewisser Größe gesehen wird. Die zweyte Kugel wird im Ganzen die Wirkung der ersten nur verstärken. Der Vf. untersucht daher diese in Zahlen etwas näher, und kommt zu dem Resultate, daß die Intensität des von der ursprünglichen Richtung abgelenkten Lichtes, obwohl sie bey wachsenden Ablenkungswinkeln sinkt, doch nicht so rasch abnimmt, daß man nicht z. B. die Sonne, statt sie scharf begrenzt zu erblicken, als eine ungeheure Scheibe von über 60° Durchmesser und von nach außen ziemlich langsam abnehmendem Lichte sehen müßte. Nun wird dieß Verhältniß allerdings etwas dadurch geändert, daß in dem Raume, in welchem durchschnittlich jeder Strahl auf Eine Kugel treffen sollte, viele Strahlen auch ganz frey passiren, andere dagegen öfter als zweymal gebrochen werden: der letztere Umstand wird machen, daß die Scheibe, über welche das Licht sich vertheilt, noch größer wird, der erstere hingegen, daß die Intensität der Beleuchtung ihrer Mitte, im Verhältniß zu der der äußern Theile, ein etwas größeres Uebergewicht erlangt, so daß beydes sich entgegenwirkt. Die Wahrscheinlichkeit zeigt, daß in der That in einer Schicht von solcher Dicke, in welcher im Durchschnitt jeder Strahl Eine Kugel treffen sollte, ebenso viele frey vorbeygehende als solche seyn werden, die gerade auf Eine Kugel stoßen (nämlich $\frac{1}{2,7183\ldots}$ von allen), während die übrigen (etwas über ein Viertel von Allen) auf mehr als Eine Kugel treffen. Herr Clausius scheint anzunehmen, daß die öftere Brechung dieser letztern ungefähr compensirt, was das freye Passiren eines Theils der Strahlen zum Vortheil eines scharfen Bildes bewirkt hätte; da nun überdieß Strahlen, welche nicht senkrecht durch die Atmosphäre geh'n, noch öfter gebrochen, also noch mehr zerstreut werden müssen, als die betrachteten, deren Verfolgung eine mit der Beobachtung nicht vereinbare Dispersion gegeben hat, so ist er der Meynung, daß, die Annahme, als werde die Lichtreflexion an soliden Kugeln, etwa von der Brechungskraft des Wassers, bewirkt, gänzlich verworfen werden müße. Hiezu fügt unser Vf. noch die Bemerkung, daß wenn man den angenommenen Kugeln eine geringere Brechungskraft zuschreibt, dafür aber ihre Zahl vermehrt (um immer den gleichen Verlust

*) Neuere Versuche, welche in München zu gleichem Zwecke auf Beobachtungen von Sternen mit v. Steinheil's Photometer gegründet worden sind, haben fast genau die Bouguer'sche Zahl wieder gegeben. S. Gel. Anz. 1846. No. 130, 131.

durch Reflexion zu behalten) allerdings eine schwächere Zerstreuung sich ergibt, die aber doch immer zu groß bleibt, um statuirt werden zu können, so daß nur die Annahme eines überaus wenig von 1 verschiednen Brechungsverhältnisses übrig ist.

7) Um nun noch diese letzte Möglichkeit abzuschneiden, geht der Vf. in mathematische Entwicklungen ein, die wir hier näher wiederzugeben uns enthalten, da derjenige, welchen sie interessiren, sie doch im Originale nachsehen muß. Nur so viel über den Gang im Ganzen wollen wir, außer Einigem was wir hernach auch gegen diesen Punct einzuwenden haben, hier anzeigen. Der Vf. findet, indem er die Atmosphäre als durchaus gleich dicht voraussetzt, eine partielle Differentialgleichung, zwey Constanten enthaltend, welche zur Bestimmung der Erleuchtung des ganzen Himmels dient, wie dieselbe von einem Orte innerhalb der Atmosphäre gesehen wird, vorausgesetzt, daß sie befreyt vom Einfluße der Atmosphäre bekannt ist. Er integrirt diese Gleichung vollständig mittelst partikulärer Integrale, aus welchen nach einem Fourier'schen Satze das allgemeine folgt. Er wendet hierauf (nicht das allgemeine sondern) das particuläre Integral auf den Fall eines hellen Punctes (Sterns) auf dunklem Grunde an, und findet, daß derselbe als Scheibe gesehen werden muß, deren Lichtintensität v im Abstande r von der Mitte, diejenige der Mitte zur Einheit genommen, bey einem Zenitalstern wäre

$$v = e^{-\frac{rr}{4k}}$$

wo k eine Constante ist, zunächst von der zerstreuenden Kraft der Atmosphäre abhängig. Zwischen dieser und der andern Constante (h), welche das Reflexionsvermögen der Atmosphäre bestimmt, existirt ein theoretischer Zusammenhang, zu dessen Eruirung der Vf., überall mit Anwendung der Fresnel'schen Intensitätsformeln, die Wirkung in dem Elementarstücke der Atmosphäre untersucht, welches nur Eine Kugel enthält: die letztere Constante ist aber aus Bouguer's und Lambert's Bestimmung bekannt, wenn man (wie schon oben) voraussetzt, daß aller Lichtverlust in der Atmosphäre nur durch Spiegelung entsteht. Diese Voraussetzung macht Clausius (gegen etwanige Einwendungen bemerkt er, daß die Reflexion wenigstens einen bedeutenden Theil daran haben müsse, da uns der Himmel so viel reflectirtes Licht zusendet), und findet dann vermöge der aufgestellten Gleichung zwischen beyden Constanten, die übrigens auch noch das Brechungsverhältniß der Kugeln mit enthält, den Werth der ersten (k) für verschiedene Hypothesen über dieses Verhältniß, von welchem bisher nur vorausgesetzt ist, daß es sehr nahe = 1 sey; nimmt man nun als Grenze des Scheibchens, in welches sich uns der Stern verwandelt, etwa den Umring an, in dessen Peripherie die Helle noch $\frac{1}{10}$ von der der Mitte ist, so findet sich der scheinbare Halbmesser r desselben für die verschiednen Voraussetzungen, wofür H. Clausius folgendes Täfelchen berechnet hat, in welchem n das Brechungsverhältniß bedeutet:

n	r
1.0003	5°29′
1.00003	2°
1.00001	1°13′
1.000001	25′,7
1.0000001	8′,8
1.00000001	3′,01

Die erste der für n gesetzten Zahlen ist (nach Dulong's Versuchen) nahe die, welche dem Uebergang von Sauerstoff in Stickstoff entspricht; wollte man also dem öftern Passiren des Strahls aus einem dieser Bestandtheile der Atmosphäre in den andern seine Reflexion zuschreiben, so müßte hiernach ein Stern (wenn er anders hell genug wäre) etwa 21 mal größer im Durchmesser erscheinen, als die Sonne wirklich erscheint (ihr scheinbarer Radius ist etwa 16′); die letzten Zahlen werden nun allerdings viel kleiner, aber nach der Ansicht unseres Vf. „bleibt bey allen das Resultat gänzlich unvereinbar mit der Wirklichkeit, da ein Fixstern selbst durch ein stark vergrößerndes Fernrohr als Punct erscheint."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

I. Ueber die Veränderungen, welche in den bisher gebräuchlichen Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper durch neue Beobachtungen nothwendig geworden sind.

II. Ueber die Natur derjenigen Bestandtheile der Erdatmosphäre, durch welche die Lichtreflexion in derselben bewirkt wird.

III. Ueber die blaue Farbe des Himmels und die Morgen- und Abendröthe.

(Schluß.)

Wir wären demnach glücklich da angelangt, wo uns Hr. Clausius haben wollte, aber sollte hier wirklich kein Ausweg seyn als der von ihm angezeigte? Wenn alle die Schlüsse bindend wären, so würde uns selbst der Ausweg verrammelt erscheinen, welchen der Vf. wohlmeinend hat offen lassen wollen. Es wäre zu viel bewiesen, und wir würden unrettbar in Widersprüchen gefangen seyn. Dagegen ist es für ein Glück zu erachten, daß in der That zu wenig bewiesen ist. Dieß denken wir jetzt nachzuweisen.

ad 1.) Gleich den Schluß bey 1) können wir nicht zugeben. Gesetzt die Reflexion erfolge an Flächen, welche, der Erde concentrisch, die verschiednen Schichten der Atmosphäre von einander trennen, so kann mehrfach zurückgeworfenes Licht sehr wohl in das Auge gelangen. Diese Annahme bleibt also Jedem, der sie machen will, ganz unverwehrt.

ad 2 u. 3.) Will man sie jedoch nicht machen, so wird übrigens gegen 2) nichts einzuwenden seyn, so wenig als gegen 3) etwas zu sagen wäre, wenn der Vf. im darauffolgenden die dort vorausgesetzten Beweise wirklich lieferte.

ad 4.) Gegen 4) wäre vielleicht Manches zu bemerken, was wir jedoch unterdrücken, um nicht kleinlich in unsren Erinnerungen zu erscheinen.

ad 5.) Die Demonstration in No. 5) ist hingegen durchaus falsch. Von einem parallelen Strahlenbündel fällt ganz und gar nicht gleich viel Licht unter jedem Einfallswinkel auf die Kugel, trotz Allem, was man über das Wesen derselben sagen mag, sondern unter Winkeln, die zwischen $i - \Delta i$ und $i + \Delta i$ liegen, wird eine Quantität darauf fallen, welche proportional ist der nach der Richtung der Strahlen genommenen Projection der zwischen $i + \Delta i$ und $i - \Delta i$ liegenden Kugelzone, d. i. proportional der Größe $\sin 2\,i . \sin 2\,\Delta i$ *); es werden also die mittlern Richtungen ($i = 45^\circ$), wo $\sin 2\,i$ sein Maximum hat, am meisten begünstigt, und zwar sehr stark, denn für beyde Extreme ($i = 0$ und $i = 90^\circ$) wird der Ausdruck zu Null. Also gerade dadurch, daß der Vf. auf Kugeln überging, ist er von der Voraussetzung, daß alle Neigungen gleich wahrscheinlich seyen, ab, und zu einem der unter (4) bezeichneten besondern Fälle übergegangen, welche auch besondere Phänomene hervorrufen werden. Ein sol-

---

*) Herr Clausius hat selber weiter unten (S. 179 und 180) den Ausdruck abgeleitet, aber von einer zu philosophischen Betrachtung der Kugel verführt die obige einfache Folgerung daraus übersehen.

ches, durch die Kugelgestalt erzeugt, sind auch wirklich die im folgenden gefundenen starken Zerstreuungen des Lichtes über kreisförmige Räume eben so gut, als Höfe und Nebensonnen eines sind, zu dessen Entstehung kantige Krystalle Anlaß geben.

Von andern Bedenken abgesehen, die sich hier noch erheben ließen, gilt daher schon deßhalb Alles folgende nicht mehr für willkührliche Körper, sondern nur für Kugeln. In so ferne solche sich vielleicht leichter als andere Formen bilden mögen, behält das weitere ein selbstständiges Interesse, nur folgt daraus das nicht mehr, was gefolgert werden sollte.

ad 6.) Was nun den Beweis in No. 6) betrifft, so sind erstens bey Brechung des Lichtverlustes durch Spiegelung an den Kugeln die Fresnel'schen Formeln ganz einfach angewandt, ohne Rücksicht auf die Interferenzen, welche doch, wenn man sich die Kugeln sehr klein denkt, nothwendig eintreten müßen. Andrerseits scheint es uns höchst willkührlich, zu glauben, daß der Lichtverlust durch die Atmosphäre nur eine Folge der Reflexion ist; daher können wir auf die mittlere Zahl von 2 Kugeln, welche in Folge der Combination beyder Resultate jeder Strahl treffen müßte, gar keinen Werth legen. Auch würde, wenn diese Art zu schließen richtig wäre, daraus folgen, daß von den Wasserbläschen, welche Herr Clausius annimmt, jeder Strahl, der vom Zenith kommt, im Durchschnitt ein Einziges treffen würde, (welches schon vier reflectirende Flächen darbietet); es ist aber offenbar, daß, wenn man durch Reflexionen die blaue Farbe der Atmosphäre und die Absorption in derselben erklären will, dazu viel mehr reflectirende Körper nöthig sind, denn auch schon ziemlich nahe Objecte werden merklich blau gefärbt und erleiden starke Lichtabsorption, so daß wir überall nach jeder Richtung die Körper, welche dieß veranlaßen, ziemlich nahe haben müßen. Wie reimt sich ferner mit der Annahme, daß der Lichtverlust hauptsächlich durch die Spiegelung bedingt ist, die Thatsache, daß gerade, wenn die Luft sehr mit Feuchtigkeit erfüllt ist, alle Gegenstände besonders deutlich, die Sterne mit oft überraschendem Glanze gesehen werden? Alle diese Voraussetzungen können also nicht auf den Fall der Natur passen. — Endlich müssen wir noch ein Wort in Bezug auf die hier von dem Vf. angestellte Wahrscheinlichkeitsuntersuchung, oder vielmehr auf das, was er aus derselben folgert, beyfügen. Nämlich, obwohl er nicht verkennt, daß das Vorbeygehn eines Theils der Strahlen bey allen Kugeln die Erscheinungen der Lichtzerstreuung geringer machen muß, als er sie zuerst gefunden, scheint er doch zu glauben, daß die öftere Brechung, welche andere erleiden, dieß wieder ausgleicht. Dieß glauben wir aber nicht, denn indem durch fortgesetzte Refractionen ein Theil des Lichtes über einen immer größern Theil des Himmels ausgebreitet und zugleich durch die begleitende Spiegelung immer mehr geschwächt wird, wird es immer mehr gegen das gar nicht gebrochne und darum ungeschwächte zurücktreten, und für unser Auge zuletzt kaum, oder doch nur mehr als allgemeine Beleuchtung des Himmelsgrundes, sichtbar seyn, so daß in Folge davon der Stern, von welchem es kommt, doch wieder schärfer begrenzt scheinen wird, als bey einer einzigen Brechung, so daß die öftere Refraction einiger Strahlen und das ganz freye Passiren anderer nicht entgegen- sondern zusammenwirken. Daß man immerhin, wenn die unter unserer No. 6) von dem Vf. discutirte Voraussetzung angenommen wird, auf sehr starke Zerstreuungen des Lichtes kommen würde, wollen wir deßhalb nicht leugnen, sondern lieber bemerken, daß man in der That nicht selten bey nasser Luft einzelne oder alle Sterne mit einem oft plötzlich eintretenden und ebenso plötzlich wieder verschwindenden hellen Scheine um sich her sieht, der jeder Beobachtung sehr hinderlich ist.

ad. 7.) Was nun endlich die Ausführung unter 7) betrifft, so müssen wir dieser wieder jede Beweiskraft bestreiten. Abgesehen davon, daß die Voraussetzung einer durchaus gleichen Reflexions- und Zerstreuungskraft der Bestandtheile der Atmosphäre sehr gewagt ist, und daß man den Einfluß, welchen sie auf das Resultat hat, nicht kennt, so leidet die partielle Differentialgleichung an dem schlimmen Fehler, daß die darin vorkommenden Coordinaten gar keine bestimmte Bedeutung haben. Bey dem ersten Lesen des Aufsatzes scheint es, als sollten sie eigentlich Polarcoordinaten seyn, jedoch bey Betrachtung kleiner Bogenstücke wie rechtwinklige behandelt werden. Eine solche hermaphroditische Exi-

stenz ist aber mathematischen Größen am allerwenigsten erlaubt, und der Verf. ist in einen großen Irrthum gefallen, wenn er glaubt, sich hier nicht mehr erlaubt zu haben, als eine Vernachläßigung von Gliedern höherer Ordnung, die immer gestattet ist. In der That sind die Coordinaten x.y des Hrn. Clausius weder sphärische Polarcoordinaten (sonst könnte er nicht darnach in's Unendliche integriren, auch nicht die Größe eines Flächen-Elementes = dx dy setzen, u. s. w.) noch rechtwinklige, etwa in einer Ebene, auf welche die Kugel projicirt wäre (sonst würde nicht mehr durch jedes Element dy gleich viel Licht gehen u. s. f.). Eine Gleichung zwischen solchen kann daher überhaupt gar nichts sagen. Wäre aber auch hiegegen nichts einzuwenden und ließen wir uns den Ausdruck (Gl. 10.a oder 20 des Verf.) für die Erleuchtung des Himmels durch einen einzelnen Stern gefallen, wornach sie in der (scheinbaren?) Entfernung r vom Mittelpuncte, die der Mitte zur Einheit genommen, ist:

$$v = e^{-\frac{rr}{4k}}$$

so kommt nun hier Alles auf den Zahlenwerth k an, denn wenn dieser darnach ist, kann die Gleichung sehr wohl mit der Wahrnehmung übereinstimmen. Offenbar muß nun der Werth von k verschieden seyn, je nachdem r in verschiednen Einheiten ausgedrückt ist, weil v von dieser Einheit nicht abhängt. Hier rächt sich nun aber die Unklarheit über die Coordinaten. Der Ausdruck, welchen der Verf. für k findet (Gl. 18.), hängt von der Einheit von r im Mindesten nicht ab, man kann daher ganz und gar Alles aus der Form herausrechnen. Der Verf. hat sich unter r, auch ohne genügenden Grund, scheinbare Entfernungen gedacht, und sie in Theilen des Halbmessers ausgedrückt, wodurch er auf seine Zahlen gekommen ist, aber in seinem ganzen Gang liegt nichts, was verböte r in Graden oder in Minuten ꝛc. zu denken. Der Verf. scheint nur durch eine Art Instinkt geleitet worden zu seyn, weil man in vielen mathematischen Entwicklungen die Bogentheile so messen muß. Was aber dort aus einer Nothwendigkeit des Ganges folgt, gilt nicht auch da von selbst, wo keine Nöthigung vorliegt. Wo schon solche Einwürfe gegen die Zahlen des Verf. bestehen, ist es unnöthig, noch besonders hervorzuheben, daß auch hier wieder, da wo der Verf. den theoretischen Zusammenhang seiner beyden Constanten sucht, auf die öftern Reflexionen im Innern der Kügelchen und deren Interferenzen keine Rücksicht genommen ist, oder an die Einwendungen gegen seine Voraussetzung zu erinnern, deren er hier abermals bedarf, daß die Absorption in der Atmosphäre nur Folge der Reflexion sey. Daß die mathematische Verfolgung des Strahls z. B. bey öfterem Uebergang von Stickstoff in Sauerstoff und umgekehrt, wenn sie richtig geführt wird, auf keine der Natur widersprechende Folgerungen führen kann, wird auch schon dadurch mindestens höchst wahrscheinlich, daß man doch einen solchen Uebergang in der Atmosphäre wirklich zu statuiren schwerlich umhin kann, da sie ein bloßes Gemisch beyder Gasarten ist. Endlich müssen wir aber noch bemerken, daß die letzten Zahlenwerthe des oben für die scheinbare Größe der Lichtscheibchen, als welche die Sterne sich zeigen sollten, mitgetheilten Täfelchens, die aber freylich nach allem Gesagten gar kein Gewicht haben, mit der Wahrnehmung keineswegs in solchem Widerspruch stehen, als Herr Clausius zu glauben scheint. Z. B. ein Objectiv von 1 Pariser-Zoll Oeffnung bildet, nach Schwerd's Untersuchung, *) einen hellen Punct als Scheibe von 10″, 6 scheinbarem Durchmesser ab, nimmt man also 20fache Vergrößerung an (die es sehr wohl erträgt) so erhält man mehr als 3 Minuten Durchmesser, und gleichwohl ist es bey einem solchen Fernrohr gar nicht auffallend, daß die Sterne keine Puncte sind. So hat auch Bessel **) gezeigt, daß das vortreffliche Objectiv des Königsberger-Heliometers in Folge der für Puncte außer der Axe übrig bleibenden Kugelabweichungen einen 24′ von derselben entfernten Punct 1″, 7, einen 48′ entfernten 5″, 1 groß abbildet; mit der oft angewandten Vergrößerung von 280 mal gibt die letztere Zahl eine scheinbare Größe von 24′, die mit Hinzurechnung der Beugung an dem sechszölligen Objectiv (von 1″, 8) sogar auf 32′ oder mehr als den Sonnendurchmes-

*) Beugungserscheinungen, p. 72.

**) A. U. I. p. 106.

ser steigt: und dessen ungeachtet bemerkt man von diesen Unvollkommenheiten des Bildes fast nichts. Zahlen, wie die letzten des oben nach Clausius mitgetheilten Täfelchens könnte man daher, falls sie durch eine berichtigte Rechnung ebenso gefunden würden, gar nicht so ohne Weiteres, wie der Verf. thut, als „gänzlich unvereinbar mit der Wirklichkeit" bezeichnen; denn wenn wir die Fixsterne, wie er anführt, auch im stark vergrößernden Fernrohr als Puncte zu sehen glauben, so liegt das keineswegs daran, daß sie wirklich so abgebildet werden, sondern nur an der Constitution unseres Auges, welchem schwaches Licht dicht neben dem hellen durch den Contrast entgeht, und welches überhaupt einen Punct von einer kleinen Scheibe sehr schwer unterscheidet.

Wenn nach allem diesem der Beweis, welchen der Verf. unternahm, daß seine Hypothese die einzig mögliche zur Erklärung der Lichtreflexion in der Atmosphäre sey, nicht als geführt anerkannt werden kann, so glauben wir, daß das Mißlingen dieses Versuches in der Natur der Sache selbst fast nothwendig begründet ist. Es ist so schwer, alle Möglichkeiten, welche zu irgend einem Resultate führen könnten, zu erschöpfen, und der Wunsch selbst, sie erschöpft zu haben, wird leicht Ursache des Uebersehens. Weist doch selbst die Geschichte der Mathematik Beyspiele davon auf, wie mißtrauisch man gegen Beweise, daß irgend etwas nicht möglich sey, immer seyn muß. Indessen scheint es uns, daß Clausius die Ansicht, für welche er sich erklärt hat, viel gewichtiger durch den Nachweis (in der Abhandlung Nr. III) gestützt hat, daß sie die auffallendsten Phänomene der Himmelsfarben auf eine einfache und natürliche Art erklärt. Sie wird schon deßhalb in den Augen der Meisten so lange die probabelste seyn, bis von andern Ansichten — (wenn es anders möglich ist), der gleiche detaillirte Nachweis geführt ist. Bleibt noch etwas zu wünschen übrig, so glauben wir, daß es nur durch Verbindung messender Beobachtung mit dem Calcül ergänzt werden kann.

Ist die von unserem Verfasser verfochtene Ansicht über die Entstehung der beyden Farben des Himmels die richtige, so muß ein entschiedner Zusammenhang zwischen ihnen und zwischen dem Feuchtigkeitszustande der Luft Statt finden. An den Beobachtungen, des Psychrometers und irgend eines Cyanometers, wäre es, diesen Zusammenhang zur Evidenz zu bringen. Zwischen der Morgen- und Abendröthe und der Feuchtigkeit nimmt schon der Volksglaube, der aus deren Farbe auf das Wetter schließen will, eine Verbindung an. So müßte auch, wenn die Ansicht des Herrn Clausius richtig ist, daß der Lichtverlust in der Atmosphäre nur Folge der Reflexion eines Theils der Strahlen an Wasserbläschen ist, zwischen Feuchtigkeit und Durchsichtigkeit der Luft eine Beziehung nachzuweisen seyn, die aber der gewöhnlich angenommenen gerade entgegengesetzt wäre. Wahrscheinlicher möchte eine solche sich zwischen Durchsichtigkeit und Dichtigkeit der Luft herausstellen. Wenn auch die gebräuchlichen Diaphanometer wie Cyanometer viel zu wünschen übrig lassen, so müßten sie doch, sollte man denken, ausreichen, die Fragen zu entscheiden, ob derley Relationen bestehen oder nicht. Bedenkt man, daß die Theorie dieser Phänomene vergleichungsweise mit der anderer meteorologischer Erscheinungen ziemlich vorgeschritten ist, so wäre hier gewiß ein Feld, auf welchem die Mühe Vieler eine bessere Erndte tragen könnte, die jetzt ihre Zeit mit Beobachtungen verschwenden, welche, von gar keinem theoretischen Princip geleitet, erst einer spätern Zeit nützlich werden können, vorausgesetzt, daß diese das aufgehäufte Material bewältigen kann, und es nicht vorziehen sollte, durch neue Beobachtung sich direkter zu verschaffen, was sie aus der Masse der alten erst mühsam heraussuchen müßte. — Referent verdankt der Gefälligkeit zweyer hiesigen jungen Gelehrten, der beyden HH. Doctoren Schlagintweit, die Kenntniß von einigen interessanten und mit Umsicht angestellten Beobachtungen über die Bläue und die Durchsichtigkeit der Luft in sehr verschiedenen Höhen, von deren Fortsetzung er einen schätzbaren Beytrag zu der Beantwortung der oben bezeichneten Fragen hofft; er muß sich aber, weil dieselben nicht bloß mit ein paar Worten abzumachen wären, das Vergnügen versagen, dem Schluß dieses Aufsatzes, der sich bereits stark über die anfängliche Absicht verlängert hat, durch Mittheilung einiger Ergebnisse derselben ein mehr positives Interesse zu geben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen von Joseph Bergmann, k. k. Rathe, erstem Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinette und der k. k. Ambraser-Sammlung, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Mit einer Karte von Franz v. Hauslab, k. k. Oberst. Wien. Gedruckt bey Carl Gerold 1844.

Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau, sowie auch über das Erlöschen der alten Grafen von Bregenz im zwölften Jahrhunderte. Von Joseph Bergmann ꝛc. ꝛc. Wien. Gedruckt bey Carl Gerold. 1847.

Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort. Mit topographisch-historischen Erläuterungen von Joseph Bergmann. Wien 1849.

Tirols Alterthümer in dessen geogrgphischen Eigennamen. Von J. Thaler. (Im elften und zwölften Bändchen der Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1845 und 1846.)

Die Geschichte des Landes Tirol wartet mit stets wachsender Spannung auf ihren Verfasser. Die bisher angestellten Versuche, sie von Urbeginn bis zum letzten Menschenalter in einem Faden herabzuerzählen, sind kaum der Rede werth — theils höchst dürftige Abrisse, theils weitläufige, oberflächliche Compilationen. Freyherr von Hormayer hat diese Aufgabe seines Lebens bekanntlich schon frühzeitig aufgegeben; die Schriftsteller im Lande hatten früher die Censur, haben jetzt noch die herben Wirkungen geistlicher Empfindlichkeit zu fürchten; auch steht die historische Propädeutik noch nicht auf der Höhe, die ein gedeihliches Unternehmen verbürgen könnte. Deutsche Scribenten andrer Stämme haben das Land nur sehr abspringend in den Kreis ihrer Forschungen gezogen und wurden, wie die Tiroler behaupten, selbst bey diesen so seltenen Abstechern von einem providentiellen „Unstern“ dergestalt verfolgt, daß bey vielen jener wackern Leute bezüglich der Historie ihres Landes ungefähr dieselbe Ansicht eingewurzelt ist, wie wir sie bey Micali über die Geschichte Italiens finden, nämlich „daß sie von Barbaren nicht geschrieben werden könne.“

Mittlerweile hat man sich denn auf Verfertigung von Monographien geworfen, womit auch Graf Clemens Brandis, der frühere, um die Geschichte des Landes nicht unverdiente Gouverneur, gänzlich einverstanden war. Prof. Albert Jäger hat die bekannte Geschichte des Jahres 1703 mit eben so viel Freymuth als Gründlichkeit zusammengestellt, und gibt sich jetzt dem Studium der Geschichte Herzog Sigmunds hin. Seine Neigung scheint sich vor Allem auf die Erforschung des innern Verfassungslebens seit den Zeiten der Habsburger zu richten und gewiß ist auf diesem Felde noch viel Tüchtiges von ihm zu erwarten.

Nicht allein historisch, sondern auch ethnographisch gebärdet sich, wenigstens in den frühern Schriften, die in anderen Gegenden und unter anderen Umständen geborne Muse des Herrn Joseph Bergmann, k. k. Rath und Custos an der Ambraser Sammlung zu Wien. Dieser Gelehrte verlebte seine Jugend auf einem schönen Hofe des Bregenzerwaldes und bewahrte die Liebe für sein Heimathsland frisch und warm bis auf den heutigen Tag. Von einigen kleinern, zunächst durch Wiener Archivalien angeregten Aufsätzen über die Heimlichkeiten des „Waldes" gieng er vor etlichen Jahren auf die Walser über, die nächsten Nachbarn seines anmuthigen Vaterländchens. Die Untersuchungen über die Walser haben das Verdienst, die allerdings schon früher angenommene und geglaubte Abstammung dieser vorarlbergischen Aelpler von den burgundischen Bewohnern des obern Wallis außer Zweifel gesetzt zu haben. Ermuthigt durch das Ergebniß seiner Mühen, unterwarf Herr Bergmann sofort auch seine eigentlichste Heimath einer umfassendern Forschung und gab auf den Grund derselben die „früheste Kunde über den Bregenzerwald" ans Licht. Nach diesem breiteten sich seine Studien über das ganze Land von Vorarlberg aus und so erhielten wir denn in diesem Jahre die „Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort."

Die Manier des Hrn. Joseph Bergmann ist sehr angenehm und belehrend. Er sucht sich nach seiner Neigung ein Alpenthal heraus, gibt nach Möglichkeit die Geschichte desselben, legt nebenbey sehr großen Werth auf Abstammung, auf Sprache, frühere so wie jetzige, auf alte Einrichtungen, Sitten und Trachten. Denkt man sich nun noch die landschaftliche Basis hinzu, so ergiebt sich ein sehr dankenswerthes Bild der ganzen Thalschaft — so hell und klar, daß die Finsterniß, die auf so vielen andern ruht, nur um so bedauerlicher erscheint.

Was nun den neuern Arbeitern auf diesem Gebiete vor allem auffällt, das ist die Bewegung, der Wechsel in dem ältern Völkerwesen der rhätischen Alpenlande und in der Dislocation der Sprachen.

Frühere Forscher ließen diese Erscheinung so ziemlich außerhalb des Gesichtskreises und wenn ihr Auge sich auf irgend eine auffallende Thatsache dieser Art gerichtet hatte, so sah es in der Regel falsch. Und doch sind diese Fragen gerade auf diesem Boden um so anziehender, je bedeutsamer die auftretenden Völker für die früheste, wie für die spätere Geschichte Mitteleuropas geworden. Die Thaladern der Alpen sind nämlich in drey verschiedenen Jahrtausenden auch jedesmal mit verschiedenem Blute injicirt gewesen — mit rhätischem, römischem und germanischem. Rhätien ist das Land, in welchem die deutsche Gelehrsamkeit den Schlüssel zur Urgeschichte Italiens zu finden glaubt; die rhätischen Alpen sind vielleicht die einzigen, auf denen wir die kriegerischen Söhne Roms am Rand der Gletscher in friedliche Milchwirthschaft und poetisches Alpenleben versenkt sehen. Später als die rhätische Sprache vielleicht noch nicht verklungen, die römische erst seit ein paar Jahrhunderten lautbar geworden, drangen Gothen, Longobarden, Alemanen, Bojoaren ein. Die letzteren scheinen die großen Hauptthäler am Inn und an der Rienz (Pusterthal) in wenigen Jahrzehenten sehr gründlich gesäubert und sich Haus und Feld zu eigen gemacht zu haben, während in den Seitenthälern die romanischen Hirten noch lange unbehelligt blieben.

Auch am Eisack und in Passeyer, in der Gegend von Meran müßen sie schon frühe in größern Haufen aufgetreten, ja von da aus bis nach Verona und in das wälsche Gebirg gezogen seyn, wie dieß Schmeller dargethan. In Dietrichsbern und am Gardasee nahmen sie dann die alte Heldensage auf, von der so viele Episoden in Tirol spielen und deren Geographie zum Theil nur aus der Tirolischen erklärt werden kann. Von allen diesen Vorgängen vom frühen Rhätus an bis in die Jahrhunderte der neuern Zeit, wo der ethnische Prozeß zum Stillstand kam und die früher schwankenden und unsichern Umrisse fest werden, sind uns Wahrzeichen geblieben. Ueber die ältesten Zeiten haben sich neuerdings wieder unterirdische Zeugen gefunden — eine Anzahl von Alterthümern, die in der Nähe von Innsbruck ausgegraben wurden, durchaus etruskischen Styls, auch noch mit etruskischer Schrift versehen. Dieser Fund beweist allein schon den oft bezweifelten Zusammenhang Rhätiens (und zwar auch des nördlichen) mit Etrurien, denn da

die Gallier im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das Padusland einnahmen und den Verkehr der Länder am Inn mit denen am Arnus abschnitten und da später, als die Römer durch Unterwerfung der Gallier die Verbindung wieder hergestellt, etrurische Kunst und Schrift erloschen war, so muß die erste Schule jener Gebilde nothwendig jenseits des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt zu suchen seyn. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß deutsche Archäologen, welche die etruskischen Museen durchgeforscht haben, einmal auch einen wissenschaftlichen Blick auf diese Schätze zu Innsbruck werfen und dasjenige aussagen würden, was ihnen die Vergleichung mit dem in Italien Gesehenen eingibt.

Abgesehen von diesen metallnen Monumenten der ältesten Zeit wimmelt es aber auf rhätischem Boden von einer Unzahl kleiner Sprachdenkmäler und zwar aus allen Zeiten. Man stößt da nämlich auf tausende von Localnamen, die, so fern sie nicht deutsch sind, von Römern, Romanen oder Rhätiern herrühren müssen. Mit diesen Ortsnamen hat es nun eine sonderbare Bewandniß. Wer da auf altem deutschen Boden geboren ist, der ahnt wohl kaum, wie gut es ihm in dieser Beziehung geworden. Er steht z. B. wenn er eine Fußreise machen will, in Lauterbach auf, verrichtet in Waldkirchen sein Morgengebet, löscht in Hohenbrunn den ersten Durst, ruht in Grünwald aus und so kommt er von Stunde zu Stunde in Dörfer und Weiler, deren Namen ihm so heimlich klingen, als wenn er sie selbst gegeben hätte und die Minderzahl der halb oder ganz unverständlichen belästigt ihn nicht, da sie gewöhnlich auch wieder durch eine wohlbekannte Endsylbe wie ing, ach, au den erstern näher gerückt werden. Ganz anders ist es in den meisten Gegenden von Deutschtirol, wo wir keinen Schritt machen können ohne durch wildfremde wunderliche Namen überrascht zu werden. Schon die Spezial-Karten weisen deren viele hunderte auf — noch ungleich mehrere aber wird der Neugierige finden, welcher sich, um die Sache näher zu besehen, die Grund- und Saalbücher, die Detailverzeichnungen des Territoriums aufschlagen läßt. Er kann bey dieser Gelegenheit oft ganze Seiten durchgehen, ehe er einen Namen trifft, der ihm verständlich ist.

Diese räthselhafte Erscheinung ist von den Eingebornen bis in die neueste Zeit nur mit sehr sporadischer Aufmerksamkeit betrachtet worden und Herr Pfarrer Thaler von Kuens bey Meran sagt daher nicht mit Unrecht, es seyen dieß „Namen, welche die Einheimischen, weil von Jugend auf daran gewöhnt, lange unbeachtet ließen und auf die sie größtentheils erst durch Auswärtige, welche von deren fremdartiger Form gleich beym Eintritte in dieses Ländchen überrascht werden, aufmerksam gemacht werden mußten."

Hiemit haben wir denn einen weitern Forscher eingeführt und so sind es also, den Berichterstatter als Verfasser der Urbewohner Rhätiens mit eingeschlossen, gegenwärtig ihrer drey, die sich mit diesen im Detail unscheinbaren, im Endergebniß aber vielleicht nicht zu verachtenden Studien beschäftigen. Alle drey kommen darin überein, daß sie Dilettanten sind; ex professo ist keiner vergleichender Linguist, auch nicht Germanist oder Romanist. Selbst das Romaunsch in Graubünden und das Ladinische in Gröden und Enneberg, welche Idiome in vielen kleinen Fragen sich nützlich erweisen würden, kennen sie nur nach sehr dürftigen Quellen. Außerdem fehlen ihnen noch autoptische Kenntnisse mancher hieher gehöriger Gegenden, namentlich des mystischen Graubündens, das so viele Belege bieten könnte. Aus diesen und andern Gründen kommen sie auch darin überein, daß sie ihr Amt, welches sie nur mit Bescheidenheit üben, lediglich als Provisorium betrachten, immer spähend, ob nicht ein anderer in allen hieher gehörigen Kenntnissen tief und gründlich Bewanderter die Sache aufnehmen wolle — bisher umsonst, denn außer einem wohlverdienten Grollen, das die damaligen Recensenten über die Urbewohner Rhätiens laut werden ließen, hat sich die deutsche Wissenschaft mit dem ganzen ihnen lieb gewordenen Kram noch keine Minute verdorben.

Mit wenig Apparat, aber vielem guten Willen ausgerüstet, haben nun aber die drey Liebhaber doch schon manche Fortschritte gemacht. In der That gieng noch vor ungefähr zehn Jahren, was die romanischen Namen betrifft, das Verständniß über Pradell (pratello) und Fontanell (fontanella) nicht weit hinaus und schon für Puntleit und Petscheid

wollte man lieber in weit abliegende Irrthümer verfallen als an ponteletto und peceto (Fichtenwald) denken. Nunmehr aber hat man schon für eine lange Reihe anderer, auf den ersten Blick sehr befremdlicher Namen Urform und Bedeutung gefunden und ist dabey auf die Wahrnehmung gekommen, daß die Namengebung der Römer und der ihnen nachfolgenden Romanen durchaus appellativ, höchst einfach und natürlich war. Daher kommt es, daß die meisten Namen vielfach wiederkehren und die ἅπαξ εἰρημένα fast selten sind.

Wir finden dabey, daß, wie sich erwarten läßt, Wiese und Feld, Berg und Thal, Haus und Hof die erste Rolle spielen. Die Adjectiva, die dazu treten, beruhen auf schlichter sinnlicher Anschauung — schön, gut, lang, groß u. s. w. Sehr häufig ist der Gegensatz von oben und unten. Letzteres, ursprünglich wohl de sutt (di sotto), klingt jetzt sutt, zutt, zott, auch seit, zeit; — ersteres de sura (di sopra), lautet vermöge der verschiedenen Umwandlungen des u — auch sehr manigfaltig, wie etwa: zur, zür, zier, zeir, zêr, zör, zauer, auch tschur, tschier u. s. w. Viele sind mit Substantiven zusammengesetzt z. B. mit Thiernamen u. s. w. Im Ganzen sieht man, daß zu jener Zeit die vielen Derivativbildungen, die sich das Italienische erhalten hat *), während sie in den ladinischen Idiomen erstorben sind, noch in voller Lebenskraft blühten. Ueber die jetzigen Formen wollen wir uns hier nicht in Erörterungen einlassen; man wird finden, daß sie — unter verschiedenen Einwirkungen — sehr weit auseinander gerathen sind. Die folgenden Beyspiele werden näher in das Wesen dieser Nomenclatur einblicken lassen **).

*) Wie accio, ello, isello, one u. s. w.

**) Viele dieser Namen findet man auf Peter Anichs Karte von Tirol, und auf den neuern Specialkarten. Andre geben die neuern Handbücher, wie z. B. das von Staffler. Eine gute Anzahl habe ich aus alten Urbarien u. dgl. zu Innsbruck zusammengetragen und eine sehr schöne Sammlung aus Vorarlberg verdanke ich der Güte des Hrn. Kreishauptmann v. Ebner zu Bregenz. Die Namen erscheinen hier sämmtlich in jener Schreibweise, in welcher ich sie vorfand; es herrscht darin keine Rücksicht auf die — unverstandene — Herkunft, sondern nur das Streben, den jetzigen Laut möglichst getreu wieder zu geben. Sehr viele tirolische Familien, zumal aus der Bauerschaft, haben ihre Geschlechtsnamen von solchen undeutschen Hofnamen entnommen. Die Schreibung derselben hängt zunächst von Schullehrern, Geistlichen und Gerichtspersonen ab, welche nach Kräften deutschen Klang und Sinn hineinzubringen suchen. So schreibt man z. B. Bratelwarter, obgleich dieß von pra de la guardia kömmt, und daher besser Pradelwarder zu schreiben wäre. Der sehr oft vorkommende Name Petscheider (von peceto) wird sehr verschieden, Batt- Bett- Bitt- Buttscheider geschrieben. So auch Bitterschöller von petrisella; sogar Pfundneller, Pfungneller, Pfunglitter liest man von fontanella und ponteletto.

Pratum — Wiese — jetzt Pra, Par, Pre u. dgl.

Hievon trifft man Pragrand, Pargrand, (pra grande) was sehr häufig vorkömmt, ferner Parlung, Parlaun, Parglaun, pra lungo, Parbiel, pra bello, Prazera, Persur, Parseier, pra de sura, Prazott, Persutt, pra de sutt.

Abgeleitete Bildungen sind z. B. das sehr häufige Pardell, Pardiel, pratello, Pardatsch, prataccio, Pardaun, pratone, Prazell, Prazöll, pratisello.

Zusammensetzungen sind Pradefant, Prafand, pra de fundo; Pradelwart, pra de la guardia, Praggafall und Parpfienz im Montavon, pra de caval, pra de fienes (Heuwiese), Pramont, Pratmaun, pra de munt. Brederis, ein Dorf in Vorarlberg, ist wohl nichts anders als pra de rives, Bachwiese. So läßt sich auch der Name Brettfall erklären, welchen eine am Anfang des Zillerthales auf einem Felsenvorsprung gelegene Einsiedeley trägt. Er scheint von pra de val, Thalwiese zu kommen; nur muß dabey angenommen werden, daß der Felsen den Namen des anliegenden Thalgrundes an sich gezogen habe, was nicht auffallen darf, da sehr viele Berge Namen tragen, welche mit val zusammengesetzt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg.

Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau.

Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort.

Tirols Alterthümer in dessen geographischen Eigennamen.

(Fortsetzung.)

Es gibt nämlich bald der Hof seiner Flur den Namen, bald die Flur dem Hofe; bald der Berg dem Thal, bald das Thal dem Berge. — Ein Pradabahl findet sich bey Taufers, im Ober Vintschgau; ein Pratval im Domleschg.

Planum, Ebene, jetzt Plan, Pla, sehr häufig z. B. Plazera, plan de sura, Plandesott, Planzott, Plazott, Plasutt, plan de sutt. Plansell, planisello; Plaunwell, plan bello; Plawönn, plan bon; Planggeroß im Pitzthal, plan grosso. Dieser Name kommt sonst noch öfter vor und wird auf der Karte von Peter Anich Blank-Roß geschrieben, ein Zeichen, wie leicht man sich dazumal die Etymologien zu machen wußte. Plateriol, plan de rivolo; Plantafuß, plan de fossa: Plattei, plan d'aua (aqua).

Campus, Feld, jetzt Kamp, Gamp, Tschamp u. s. w.

Kompeid, campetto; Kansell, Gonsell, Gontschella, campisello; Kompatsch, campaccio; Ganzutt, Gantschör, Gantschier, campo de sutt, campo de sura; Gangaföhr, campo de fora; Tschamplöng, campo longo; Gandereu (bey Schnan), Tschonderei (bei Spiß), Gambrif (bei Kauns) campo de rivo; Gantebei, campo del bue; Kandelwahl, campo della valle. Das öfter vorkommende Gamperdon, Gamperdün, Tschamperton ist wohl campo rotundo. Gampenersch (im Montavon) erklärt sich jetzt, nachdem man das romaunsche nursa, Schaf, kennen gelernt, einfach als campo de nurses. Kammerschein bey Mühlbach im Pusterthale, campo ursino?

Hier mag auch jener Namen gedacht werden, die in verschiedenen Formen vom alten Verbum runcare, ausreuten, hergeleitet sind, und jene häufigen Reute und Greut des deutschen Gebirges ersetzen. Runk, Runtscha, Rungges, Rungad, Rungatsch, Rungatitsch, Rungal, Rungalin, Rungelatsch u. s. w. Auch Ranzauer und Ranzutt, runca de sura, runca de sutt. Randur, vielleicht runcatura?

Das romanische mont, munt für Berg ist verhältnißmäßig selten zu finden (Mombiel, monte bello; Mansaura, mont de sura, Monteplair im O. Vintschgau, monte de bell'aria?). Beliebter scheint collis, col gewesen zu seyn, jetzt Kol, Gol, Gal, mitunter auch Glo lautend, wie Galtschär in Langtaufers, Glosaier im Oetzthale, col de sura; Kolfusk, col fosco; Gallaferde (bey Brand in V. A. B.), col verde, Golmetz, Galmitz, col mezzo.

Vielfach finden sich Verbindungen, deren einer Bestandtheil das Adjectivum ruptus, rutto, rotto ist (wie in Kastelruth, urkundlich castellum ruptum). So entsteht dann Gallruth, Gallreide, Gloreut, Kohlraut, alles Namen für Gegenden, wo, wie

man jetzt sagt, „der Schrofen eingebrochen ist," ein Bergbruch stattgefunden hat.

Häufiger als alle diese kommt indessen Val, Thal, vor *), jetzt als Val — Vel — Vil — Vol — Vul — auch als Fl — (in manchen Namen wohl auch leicht mit villa zu verwechseln). Valletta, Valeid, Flitt; vallaccia, Flatsch, Flasch; vallettaccia, Viltätsch; vallone, Flon; val de sura, Walzur (in Paznaun), Valezera (im Walserthale), Falzauer (urkundlich Valsur). Letzteres ist der Name des Bergstroms, der durch das Ultenthal läuft. Dieses muß daher wohl nebenbey auch val de sura geheißen haben, welche Bezeichnung nunmehr an dem Bache hängen geblieben ist. Val nova, val bona, jetzt in den Familiennamen Wallnöfer, Wellponer übrig; auch Falbann findet sich. Val longa, Fallong, Flung. Val nera, Velnair. Falschgaier in Obervintschgau val oscura. Fallerschein im Lechthal scheint val ursina, Bärenthal.

Einige andre Deutungen sind bedenklicher so z. B. Valbaus im Kaunserthale, val de bues, Ochsenthal? Auch ein Balbey bey Naturns, wohl val de bue. Vergl. oben Gantebei. So vielleicht auch Falbanair, Berg in Vintschgau, val de bue nero, Schwarzochsenthal.

Die Silbe Ver —, die in so vielen Namen auftritt, hat den drey Liebhabern auch nicht wenig Mühe gemacht. Der Verfasser der „Urbewohner" schlug zuerst vor, sie als rasenisch gelten zu lassen, was sich denn auch Bergmann gefallen ließ. Thaler, bey seiner Vorliebe für das Keltische denkt an „das irische Appellativum fair (Hügel), verwandt mit dem gothischen fairun, Berg."

Der Berichterstatter hat nun zwar seine Ansicht, daß auch rasenische Derivate von Ver vorhanden, nicht aufgegeben, allein viele Namen, die er ehemals zu jenen zählte, darf er jetzt mit Sicherheit den romanischen zuweisen. Er wurde auf das Richtige zuerst aufmerksam, als er ein Dörfchen im Montavon, das auf den Karten Valcalda heißt, von den Einheimischen Vergalde nennen hörte. Val — kann also auch zu Ver — entstellt werden und sohin ist sicherlich auch Verwell und Verbeil nichts anders, als val bella. Das Gleiche wird Verwall seyn. Vernuer ist nun was Velnair, nämlich val nera, Vermala = val mala, Versetsch = val secca. Vergröß = val grossa, Vergötsch = val coccina (coccinus als cötschen, cuetschen ist das ladinische Wort für roth). So erklärt sich denn auch der Name Vermazon, Formazon, der drey oder vier Male in der Gegend von Meran vorkommt, als val mezzana, das Mitterthal, und ist dabey sicherlich nicht, wie Thaler meint, an formaggio zu denken. Selbst Firmisan, Firmisaun, der Gletscher im Oetzthale, ist nichts anders. So wird denn auch Versell, Versall, Versill klar (vallesella) und Versair stellt sich einfach als val de sura heraus.

Welches ist aber die Bedeutung von Vernaggt? Bekanntlich trägt diesen Namen eine der hintern, durch ihren Gletscher berühmten Schluchten des Oetzthales. Es scheint nichts näher zu liegen als val de nocte und Vernueg, Namen einer Bergspitze in Obervintschgau, ist wohl dasselbe. (Ein Tschandenott, campo de notte, findet sich auch bey Spiß).

Allerdings ist nicht ganz klar, was damit gesagt seyn soll — vielleicht ein düstres, im Schatten liegendes Thal. Deutlicher ist dieser Gedanke ausgedrückt in Falschgaier, das oben angeführt worden; auch Pardambles (bey Landeck) ist zu vergleichen, sofern dieß pra de umbres, Schattenweise heißen soll.

Den Gegensatz bilden wohl jene Verbindungen mit Sol, wie sie in Prazoll Partscholl, Pranzoll, Kampsol, pra, plan, campo de sole heraustreten. Wahrscheinlich war dieß sehr oft zu finden, da aber sol sehr leicht in söll, sell übergehen konnte, so ist bey Prazell Prazöll und ähnlichen Wörtern nicht sicher herauszukennen, ob ein pra de sole oder ein pratisello vorhanden war.

Von Casa, Haus, Hütte finden wir Gusamal, casa mala, Gußefaggl, casa de vaccula? Das nämliche vielleicht ist Gusafeil (oder casa bella). Gastpeneid ist deutlich casa de pineto.

Gewöhnlich bleibt aber von diesem Worte nichts übrig als Gs, Gsch. So gleich in casale (noch

*) Daß der Name Fallmerayer — bey Brixen zu Hause — von val de Maria kömmt, haben wir schon anderswo bemerkt.

jetzt im Italienischen gebräuchlich), was Gsal, Gsol lautet und in casettaccia, Gstatz. Sohin wird man auch Gspell, Geschwell, Gschleng verstehen und als casa bella, casa longa deuten. Gschnür und Gschneier (Gaschnera bey Nenzing in V. A. B.) sind daher casa nigra, nera: Gstalda = casetta alta. Gstrenga wäre vielleicht casa de runca, Gstaies, Gsteis casa d'aues (aua = aqua) Wasserhaus.

Ist man einmal an diese gewaltthätige Epuration der Vocale gewöhnt, so fällt es auch kaum mehr auf, wenn wir Fagschlung (ein Weiler in Stubai) für val de casa lunga (va' c' s' lung ansehen und Praxmar (ein Hof in Lisens) möchte dann pra de casa major, Proraufen aber (eine Wiese bey Gufidaun) pra de casa alba seyn? Kugstatsch (wovon der Familienname Kugstatscher in Bozen) könnte col de casettaccia (co' c' s' tacc) bedeuten. So hat am Ende — was freylich nur den keckſten Deutern gefallen wird — auch das Thal Paznaun, Baznaun seinen Namen von dem Bach Trisana, welcher durchströmt, so daß aus Val Trisanana va' t's'nana, Waznaun geworden, was dann bey dem oft wiederkehrenden Tausche zwischen w und b (was p geschrieben wird) Paznaun werden konnte.

Zum Schlusse sey uns noch gestattet einige Bemerkungen beyzugeben, die im Vorhergehenden nicht untergebracht werden konnten, unter anderm auch über Namen, in deren Auslegung die Mitarbeiter nicht das Richtige getroffen zu haben scheinen.

In Vorarlberg, im Süden von Rankweil, am Ufer eines kleinen Sees liegen die Trümmer eines alten Frauenklösterleins, genannt Valduna. Der Witz vorausgegangener Etymologen hat darin ein Vallis Dominarum zu sehen geglaubt, was indessen schon früher (Drey Sommer in Tyrol S. 151) beanstandet worden. Nunmehr bietet schon eine der Bergmannischen Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert Valrun (verschrieben für Valtun) und im 14. Jahrhundert findet sich abermals Valdun. So scheint sich denn der Name als ein vorrömischer zu erweisen, auf den wir hier nicht näher eingehen können.

In Bergmanns Urkunden S. 102 heißt es (v. J. 1391): der bach in Santanifer (Satteinser) holtz, den man nempt Anwanera." Es ist da gewiß Auwanera zu lesen = aqua nera.

Der Name Frommengärsch, Dorf an der Ill V. A. B., erklärt sich sehr dankenswerth durch eine Notiz, die wir bey Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 1015 finden. Fromageria, mittellateinisch: locus ubi casei fiunt vel asservantur, davon also der Plural fromageries = Frommengärsch.

Gurtibohl in Montavon scheint corte de val — der Hof des Thales.

In den „Untersuchungen über die Walliser" nimmt Bergmann auf Seite 11 u. ff. mehrere der vorarlbergischen Namen vor. Er sagt dabey unter anderm: „Dieses ca (von casa) hat sich in dem nun entromanisirten Montavon in ga — verdorben, z. B. Gampretz = ca en prez oder praz — Haus auf der Wiese; Gamplatsch = ca en plats, Haus auf der Platte; Gampletsch = ca en bletsch — Haus in der Näße, Feuchtigkeit." Warum nicht einfacher Gampretz für campereccio (vergl. Diez Grammatik der romanischen Sprachen, 225) und Gamplatsch, wofür Gampletsch nur andere Aussprache, für campellaccio wie Rungelatsch, Alplatsch u. s. f.?

So ist auch das oft gedeutete Pontlatz, Brücke im Oberinnthal, nicht pons latus oder pons lateris, sondern ganz sicher pontellaccio (Vgl. das ital. coltellaccio).

Blons, Plons (ebenda S. 18), Dorf im Walserthale, auch sonst noch in Tirol, soll von dem romaunschen pluna, Holzbeuge kommen. Beßer von planes, die ebenen sc. Plätze. Die Neigung, den Namen, wenn möglich, pluralisch zu fassen, ist überall ersichtlich.

Baziel (S. 18), Alpe bey Zürs, „von dem romaunschen baziel, Gelte." Möglich; kann aber auch val (pra) de sole seyn, wie Billzul, (so noch bey Peter Anich, jetzt Bizull) Alpe im Montavon und Bazuel bey Nenzing. In dieser Gegend auch Batzora, pra oder val de sura.

Was Tirol betrifft, so haben wir zunächst die Arbeit des Herrn Pfarrer Thaler anzusprechen, welcher dem Keltischen vielen Werth beylegt und

daraus manches verdollmetscht, ohne daß wir beystimmen können. Auch einige aus den romanischen Sprachen genommene Erklärungen dürfen vielleicht ohne Schaden wieder aufgegeben werden, insbesondere scheinen uns die Berufungen auf das Neufranzösische, das als natürliches Surrogat des Keltischen gelten soll, in den meisten Fällen unpaßend und Deutungen, wie Tschegot *) von scié coté u. dgl. ganz unannehmbar. Um nur Einiges herauszugreifen, nehmen wir:

Abesell (S. 66, 12. Bändchen der Zeitschrift des Ferdinandeums) weder abyssellus mit Beda Weber, noch aube (alpe) und selle, sondern avasella, Wässerlein, dasselbe was Agasella bey Gösis in Vorarlberg.

Andrian S. 68, wahrscheinlich antraeanum waldige Grotte — meint Herr Thaler, aber das ist es sicher nicht. In der schönen, weinreichen Gegend von Bozen (vina rhaetica) haben schon die Römer eine Anzahl Niederlaßungen gegründet, die noch jetzt fast dicht beyeinander stehen und alle noch das alte anum (wie bey Formianum, Tusculanum, Sirmianum) deutlich zeigen. So Girlan in Urkunden Cornulanum, wahrscheinlich Cornelianum, Prissian, Priscianum, Baßlan Bassulanum von einem Bassulus (oder Basilius?), Riffian, urkundl. Rufianum von Rufus, Lahna, Leonanum. Ferner Piglan, Missian, Grissian, Siffian, Sirmian. (Vergl. darüber die Urbewohner Rhätiens, S. 50 Note 4). So wird gewiß auch Andrian von einem Andrius (*Ἀνδρεῖος*) oder Andreas kommen.

Pasnagium (S. 74) pastionaticum, mlt. census vel tributum pro glandatione et jure pascendi porcos in silva Domini scheint Paßnatsch, Weiler im Patznaun, sehr gut erklären zu können — vielleicht auch Bschnagg und Bschnigg, Hofnamen, die öfter vorkommen. Guntschná bey Bozen heißt urkundlich campsnage, vielleicht so viel als campo de pasnagio?

Glamütz (S. 78) sicher col mezzo.

Luimas, Luitmes, hinterster Hof im Kalmthale in Paßeyer, (S. 89) weder von lo maso, noch

*) Tschegot, Berg bey Meran, vielleicht von cicada oder cicuta, Grillen- oder Schierlingsberg.

von franz. lieu — maison, sondern von ultimes — sc. cases. Ein Luimeshof auch in Stubai.

Neben Mattatz (S. 93) läßt sich auch Matschatsch erwähnen, ein Berg bey Kaltern, vom ital. maggiatico brachliegend (vergl. Grimm, G. d. d. S. S. 62).

Sprons (S. 105), Hochthal ober Meran „von pronus sc. clivus.“ Wohl eher von sopranes sc. cases oder prates.

Verschnaid scheint fraxinetum, frassineto (farsineto) zu seyn.

Im Uebrigen darf man Herrn Pfarrer Thaler für seinen Eifer, zu sammeln und zu sichten, um so dankbarer seyn, als sich bisher in Tirol kein anderer aufgethan hat, der in diesem Fache mit ihm wetteifern möchte.

Hiemit soll denn diese Besprechung von romanischen Sprachdenkmälern in Deutschtirol ihr Ende haben. Den Nutzen solcher Untersuchungen wollen wir nicht zu hoch anschlagen — aber ein Ergebniß scheint doch der Rede werth, daß sich nämlich der Romanismus auf jetzt deutschem Boden noch über ein halbes Jahrtausend nach der Völkerwanderung erhalten hat, nämlich zum Theil noch bis ins 12. u. 13. Jahrhundert, in einzelnen Gegenden auch noch länger. Was Vorarlberg betrifft, wo man namentlich im Wallgau (um Bludenz) und im Montavon noch im 16. Jahrhundert „wälsch“ gesprochen haben soll, so war dort diese Thatsache von Alters her bekannt; in Tirol dagegen wurde die romanische Vorzeit, und mitunter sehr hartnäckig, bestritten.

Wenn man nun auch gerne zugibt, daß die Deutung dieser Flur- und Hofnamen oft kaum mehr als ein Kirchspielinteresse hat, so war es doch unserer wissensdurftigen Zeit nicht angemessen, diesen Knäuel von sprachlichen Räthseln länger unversucht liegen zu lassen. Wer aber einmal begonnen, der wird immer finden, daß nur die Vergleichung zur Klarheit hilft und eben diese Vergleichung weist wieder an die Einzelheiten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

A narrative of the expedition sent by her Majestys Government to the river Niger in 1841; by Captain William Allen and H. Thompson. In 2 Volumes. London, 1848.

Das Gefühl, welches das Lesen des hier vor uns liegenden Reiseberichtes anregt, mag jenem vergleichbar seyn, das die Zuschauer in einem altrömischen Amphitheater erfaßte, wenn sie den Kämpfen kühner Gladiatoren oder schlecht bewaffneter Menschen mit Thieren zusahen, gegen deren furchtbaren Angriff Schild und Schwert, so wie der Muth des Mannes nur selten einen ausreichenden Schutz gewährten. Einzeln oder in ganzen Reihen traten die Kämpfer auf, nach wenig Augenblicken liegt da und dort der zerrissene Leichnam des einen in seinem Blut, während man andere, hart verwundet und zur Fortsetzung des grausamen Spieles unfähig, vom Schauplatz hinwegträgt.

Die Männer, welche unter dem Obercommando des Capitän Trotter am 12. May 1841 von der englischen Küste abfuhren, um die Flagge, nicht nur der englischen Nation, sondern der christlichen Gesittung in einem an seinen selbstzerschlagenen Wunden verblutenden Erdtheile aufzupflanzen, waren keine tollkühnen Gladiatoren, es waren keine Sclaven, welche die Laune eines Tyrannen zu ihrem Wagestück bestimmte, sondern zum großen Theil Solche, welche nur das vor Augen hatten, was die Pflicht des geistig beglückteren und gebildeteren Menschen gegen seine in thierischer Selbstvernichtung befangenen Mitmenschen ist.

Es war der Zweck der Expedition, deren Ausrüstung und Unterhaltung der englischen Regierung mehr als eine Million Gulden, und eine große Zahl seiner heldenmüthigen Jünglinge und Männer gekostet, auf einem, schon von Richard Lander erforschten Wege der Stromgebiete Afrikas, in diesen verschlossenen Welttheil einzudringen, der zu der Mitte seines Völkerverkehres führen könnte; dort eine Niederlassung zu begründen, an welcher die geistige Uebermacht des christlich civilisirten Europas allmälig zu einem Keim- und Kernpunkt werden sollte, der seinen Stamm und seine Zweige tiefer in das Innere des jammervollen Erdtheiles verbreitete. Hier galt es freylich keinen Kampf der Fäuste und des Schwertes mit Löwen, Leoparden oder Büffeln, sondern einen Kampf der ganzen Lebenskraft des europäischen Menschenleibes mit einer fremdartig übergewaltigen Natur, deren Einfluß auch die Stärksten und Vorsichtigsten erliegen; von den 62 Europäern, welche am Bord des Schiffes Albert das Unternehmen bestanden, wurden 55 vom afrikanischen Tropenfieber ergriffen, an welchem 23 starben; die Zahl der Weißen am Bord des Wilberforce betrug 56, davon 48 das Fieber bekamen, doch nur 7 ihm erlagen; von den 27 Mann im Sudan blieb kein einziger vom Fieber verschont und 10 starben. *) Dagegen waren von den 158 Negern, die auf den Schiffen dienten, nur 11 am

---

*) Bey der früheren, von Richard Lander und seinem Bruder geleiteten Expedition, waren von den 47 Offizieren und Seeleuten 39 von dem Fieber hinweggerafft worden.

Fieber krank gewesen, keiner aber gestorben. Dennoch, so abschreckend das Ergebniß auch dieses Versuches, auf der Wasserstraße des Nigers in die Mitte von Afrika einzudringen, erscheinen mag, wird Großbrittanien, so lange es ist was es ist, nicht ablassen neue Rüstungen selbst gegen die Gewalt der afrikanischen Natur zu versuchen, um dem zu genügen, was unter allen jetzigen Völkern der Erde seine Bestimmung ist.

Drey volle Monate hatte die Fahrt von Englands Küste bis zum Anfangspunkt der eigentlichen Entdeckungsreise, dem Cap Nun und zur Mündung des gleichnamigen Flußes, gedauert, welcher seit Landers kühner Entdeckungsreise allgemein als ein Arm des Nigerstromes erkannt war. Die beyden kleinern Fahrzeuge, der Albert und Soudan, giengen da zuerst, der Wilberforce, welcher schwerer beladen war, etwas später (am 15. August) vor Anker. Einer der ersten Gegenstände, welcher den Reisenden, als sie nach ihrer Landung am rechten Ufer des Flußes sich ergiengen, in's Auge fiel, war der Leichnam eines allem Anschein nach erst vor wenig Stunden getödteten Weibes, welchen der Fluß während der Fluthzeit an's Ufer geführt und beym Eintritt der Ebbe hier zurückgelassen hatte. Man befragte darum einige Eingeborne, die von der kleinen Halbinsel Akassa herüber gekommen waren, um wie es schien, alle Schritte der Fremden zu beobachten, und welche nothdürftig spanisch sprachen. Lachend erwiederten diese: das Weib sey eines von jenen, die man an einem stromaufwärts gelegenen Orte den Göttern zum Opfer gebracht habe. Bald überzeugte man sich auch, daß jenes Schlachtopfer der Fetischanbeter nicht das einzige seiner Art sey; man sah theils am Ufer, theils im Strome schwimmend mehrere menschliche Leichname und es war nur zu wahrscheinlich, daß man durch diese Opfer den Beystand der Götzen gegen die Fremden habe erkaufen wollen, deren Fahrzeuge man seit etlichen Tagen auf der Rhede kreuzend bemerkt hatte.

Den ersten Eindruck, welchen der Reisende hier, wo sich ihm die Pforte zu der Mitte von Afrika aufthut, von der Natur des Landes empfängt, ist keineswegs ein anziehender und gewinnender. Statt der Orangenhaine, der Weingärten und der hohen Cypressen, die man bey der Herfahrt in dem lieblichen Madeira, statt der Palmenwälder, die man an den Küsten des Festlandes gesehen, statt der Bäume und Gesträuche, deren vielartige Früchte man in Sierra Leone und in Liberia genossen, gab es hier längs dem sumpfigen Ufer hin nur ein Dickig von Manglebäumen, von denen jeder Zweig, mit seinem Ende sich hinabbeugend, zur Wurzel wird, und deren wunderlich gestaltete Frucht ungenießbar ist. Die Brust fühlte sich selbst im Schatten dieser Bäume beengt durch die dumpfig heiße Luft; der Fuß trat überall auf schlammig erweichten Boden, welcher stellenweis mit dürrem Sande wechselt, nur der große afrikanische Eisvogel (Halcyon Senegalensis) mit blauem und grauem Gefieder und eine Art von Ziegenmelker (Caprimulgus oder Macrodypterix) mit fahnenartig verlängerten Deckfedern an seinen Schwingen, gewährten dem forschenden Auge einige Unterhaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg.

Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau.

Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort.

Tirols Alterthümer in dessen geographischen Eigennamen.

(Schluß.)

Die geographischen Gränzen der Erscheinung sind stellenweise sehr scharf abgeschnitten, während sie anderswo allmälig verlaufen. Das Flußgebiet der Etsch und des Eisacks ist voll von Romanismen; an der Drau sind sie selten, im Innthale

verlieren sie sich in der Gegend von Imst; doch sind die Seitenthäler, namentlich Wippthal und Stubai nicht frey davon. In Vorarlberg nehmen sie mit scharfer Gränze den südlichen Theil des Landes ein, das ehemals sogenannte Capitulum Drusianum.

So sehr nun aber auch der Blick sich schärfen und die Geschicklichkeit in der Deutung durch Uebung sich ausbilden mag, so viel steht jetzt schon fest: Wenn aus dem Namenvorrath eines Bezirks — die deutschen Eigennamen vorher abgezogen — Alles ausgehoben wird, was romanisch ist, so ergiebt sich noch ein nicht unbedeutender Rest von Namen, der allen Deutungsversuchen widersteht und der daher von einer Sprache stammen muß, welche der römischen vorausgieng, also von der rhätischen.

Man darf dieß unsers Bedünkens als ganz sicher und verbürgt annehmen, weil es unmöglich ist, daß dasselbe Volk, das sich mit der oben besprochenen klaren, fast übereinfachen Nomenclatur begnügt, zugleich auch Namen geschaffen haben soll, die selbst in seiner Sprache gar keinen Sinn haben konnten.

Es ist übrigens zu bemerken, daß solche Namen zumeist auf die Wohnsitze der Menschen, auf Dörfer und Weiler fallen, während sie als Flurnamen in der Minderzahl sind *). Daraus geht hervor, daß die Romanen die Namen der bestehenden Ansiedlungen beybehielten, aus Feld und Wiese aber die fremden verdrängten, wie ungefähr nach ihnen die Deutschen den größern Niederlassungen, Dörfern und Weilern, ihre alten Benennungen gelassen haben, aber in der Flur — wenn auch langsam — die romanischen beseitigen.

Von diesen Namen handelt eine Schrift, die vor sechs Jahren an's Licht trat unter dem Titel: Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. Dieser Versuch, ohne genügende Vorstudien begonnen und in zu kurzer Zeit beendet, erscheint dem Verfasser schon lange nicht mehr als ein gelungener; namentlich macht die zerzauste, unordentliche Darstellung auch auf ihn alles eher, als einen angenehmen Eindruck. Allein wenn er auch Hunderte von Einzelheiten gerne preisgibt *), darauf wird er immer bestehen, daß zwischen jenen Namen und den etruskischen kein Unterschied sey.

Der Verfasser beruft sich hier auf eine kleine Abhandlung, welche früher in diesen Blättern erschienen ist **), und wiederholt aus derselben in aller Kürze nur den Fundamentalsatz:

Die etruskischen Städtenamen, deren raseníische Form wir kennen, fallen in ihrer grammatischen Form vollkommen mit den etruskischen Personennamen zusammen, z. B. Vulsuna, Velsina, der etruskische Name für Volsinii (früher auch für Bononia), ist auch ein Frauenname; ebenso stellt sich Vulturnum zu Vulturna u. s. w., (vergl. auch Pupluna, Vetluna für Populonium, Vetulonium, Capena, Fidena, Perusia u. s. f.). Da nun alle etruskischen Städtenamen so beschaffen sind, daß sie eben so gut, als Nomina propria von Personen vorkommen können, so müssen wir umgekehrt auch in den Eigennamen der Inschriften eben so viele facultative Städtenamen finden — und so ergibt sich denn, da die Zahl der uns erhaltenen etruskischen Grabinschriften sehr groß ist, ein reichliches Material zur Vergleichung.

Nun ist aber hiebey allerdings eine doppelte Operation nothwendig.

Einerseits müssen die jetzigen Namen theils mit Hilfe der Urkunden, theils durch Vergleichung unter sich auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückgeführt werden — anderseits hat ein Gleiches mit den

*) Die Gränzen dieser rhätischen Namen gehen zum Theil, z. B. im Innthal, über die romanischen hinaus, was wir aber hier nicht weiter verfolgen wollen.

*) Insbesondere sind dort noch eine große Anzahl von Namen, welche romanisch sind, für rhätisch angesehen worden.

**) Gelehrte Anzeigen v. J. 1843 Nr. 259 und 260, doch sind auch dort noch einzelne romanische Namen als rhätische behandelt.

etruskischen Namen zu geschehen, denn auch sie rühren aus verschiedenen Jahrhunderten und es sind ältere Formen und jüngere in einzelnen Fällen sehr wohl zu erkennen, wie das alte Vulsuna neben den jüngern Vuisuna und Velsina u. s. w. Bey dieser Gelegenheit glaubte der Verfasser zu finden, daß in den Ableitungssilben kein andrer Vocal stehen könne als a oder u, und daß das spätere i und e auf früheres u zurückweise. Vergl. Vulsuna, lat. Volsinii, ital. Bolsena.

Die Physiognomie dieser rhätischen Nomenclatur ist nun in Kürze folgende:

Es liegen einsylbige Stämme wie Vel, Cal, Car u. s. w. zu Grunde, an welche dann, durch einen jener beyden Vocale gebunden, die Ableitungsconsonanten treten. Am öftesten kommen als solche vor n, s und r, nach diesen l, dann t, c, v. So entstehen also von dem Stamme Cal die Namen: Caluna, Calusa, Calura (oder Calana, Calasa, Calara), die jetzt noch bestehen als Galina, Kalan, Glys, Tschölis; Galera, Glier u. s. w. Diese einfachsten Formen wachsen nun aber durch abermaligen und wiederholten Zutritt von Bildungssylben und so entstehen also Namen wie: Calunura, Calunusa, Caluruna, Calurusa, Calusuna, Calusura oder auch Calutuna, Calutura, Calutusa und mit weiterm Anwuchse Calurunusa, Calutunusa. Eben so ergeben sich mit l die Formen — uluna, ulura u. s. w., wobey, wie oben bemerkt, allenthalben a mit u abwechseln kann, also Calanara, Calanasa u. s. w.

Dieselben Reihen lassen sich, und zwar fast ohne Lücken, aus der etruskischen Epigraphik deduciren und so kann man denn ohne viele Mühe nachweisen, daß die häufigsten dieser Endungen wie — s, — eis, — ers, — els, — ens, — dein, — saun, — sein, (z. B. Läsis, Laveis, Labers, Vendels, Valens, Saldein, Galsaun, Galsein und hundert andere (rhätisch wohl Lavusa, Lavarusa, Venetalusa, Valanusa, Salatuna, Calasuna,) ganz zusammen fallen mit jenen Bildungen, welche in der etruskischen Epigraphik die häufigsten sind, nämlich mit usa, isa, arisa, alisa, unisa, insa, tuna, tina, suna, sina. Wer sich näher in Vergleichungen einläßt, wird sich immer fester von der vorzeitlichen Identität der beyden Sprachen überzeugen müssen. Beyspielsweise nennen wir hier nur Glaterns (urkundl. Clauturnis) *) und Claternä bey Bononia, Kardaun (urkundl. Cardun) und Cortona (etr. Cartuna), Ladurn und Liternum, Salurn und Salernum, Völlan und Volane, das urkundliche Vulsanum (jetzt Botzen) und Volsinii, Vuldera, Velthür und Volaterra (etr. Velathuria), Velthurns und Vulturnum. Wir fragen, wie diese Correspondenzen, denen sich noch eine weit längere Reihe beyfügen ließe, anders, als in der angegebenen Weise sich erklären lassen? Bleibt nun aber nichts übrig, als den alten Zusammenhang Rhätiens mit Etrurien anzuerkennen, so wird damit auch die Urgeschichte der Etrusker jenen festen Boden erhalten, dessen sie bisher so sehr ermangelt hat.

---

*) Herr Custos Bergmann verfolgt diesen mir sehr lieben Namen schon seit fünf Jahren mit der größten Pique, läugnet seine Existenz, nennt ihn „erträumt", sieht ihn triumphirend „in Staub zusammen sinken", während sich der Name meines Wissens noch keinem entzogen hat, der ihn auf Seite 62 von Eichhorns Episcopatus Curiensis aufzusuchen sich die Mühe nahm. Dort steht mit lateinischen Buchstaben ganz klar und deutlich: in Monte Clauturni und dieß kann nichts anderes seyn, als das spätere Glaterns, jetzige Laterns.

Dr. Steub.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

A narrative of the expedition sent by her Majestys Government to the river Niger in 1841; by Captain William Allen and H. Thompson. In 2 Volumes. London, 1848.

(Fortsetzung.)

Reicher als die des Landes war die Natur des Gewässers, denn über ihm zeigte sich zum ersten Male die schöne, dunkelschwarze Schwalbe mit weiß gebändertem Schwanze (Hirundo nigrita), die Bewohnerin des tropischen Afrikas, in ganzen Flügen, mit ihr in Gesellschaft der minder seltene orientalische Verkehrtschnabel (Rhynchops orientalis Rüppell) und noch viele andere Sumpf- und Wasservögel der heißeren Küstengegenden; ein Hauptbewohner des Gewässers war der Sägefisch (Pristis Serra).

Was jedoch auch hier der Boden, sobald er auf festerem Grunde selbst nur wenig über den Fluthspiegel sich erhebt, zu tragen vermöge, das bezeugt schon die Landzunge, auf welcher die kleine Niederlassung von Akassa liegt, in deren niederen, viereckigen Hütten etwa 200 Neger wohnen. Hier stehen Bäume von mehr denn 100 Fuß vollwüchsiger Höhe; Palmen breiten weithin ihr majestätisches Laubdach aus, an freyen Plätzen ist das Land mit Cassada, mit Bananen und indianischem Korn bepflanzt. Das hiesige Volk ist, abgesehen von der affenähnlichen Häßlichkeit des Gesichtes, kräftig und wohlgebaut, dabey schnell und gewandt, doch sieht man viele unter ihnen, die mit Hautkrankheiten, selbst mit Aussatz behaftet sind und welche ihr Leiden durch Bestreichen des Leibes mit einer eisenochrigen Erde zu lindern suchen. Die Sprache des Volkes ist der Braß- oder Oru-Dialect, mehrere der Männer, wie bereits erwähnt, sprechen, in Folge des früheren Verkehres mit den Sklavenhändlern, spanisch. Obgleich die Bewohner von Akassa und seiner Umgegend den Europäern bey deren Verkehr als Unterhändler behülflich waren und dafür vorzugsweise Tabak und Branntwein als Lohn bezogen, welche sie leidenschaftlich lieben, zeigte es dennoch die Furcht, mit der sie anfangs, als sie die Landenden für Spanier oder Portugiesen hielten, die Flucht ergriffen, daß sie solchen Menschenhändlern niemals sehr getraut hatten. Denn diese hatten öfters, wenn ihnen die volle Zahl der Ladung für ihre Sklavenschiffe fehlte, selbst an den Familien ihrer Unterhändler sich vergriffen. Jene Furcht verlor sich, sobald man inne geworden, daß die neuen Ankömmlinge keine Spanier, sondern Engländer seyen.

Der Häuptling des kleinen Küstendistriktes von Akassa, mit Namen Emmery, machte seinen Besuch auf den Schiffen. Der abgetragene Rock eines europäischen Tambours bedeckte den Obertheil, ein blaues, cattunenes Schnupftuch diente als Bekleidung für den unteren Theil des Körpers, ein alter, flachgedrückter, schwarzer Hut war die Zierde seines Hauptes. Obgleich sich Emmery gegen die mächtigen Fremdlinge so bescheiden benahm, wie sein Anzug dieß versprach, erschien er dennoch unter seinen Leuten als „ein Stern in der Mitte der Nacht.“ Dieser Stern jedoch mußte verbleichen, als der König der benachbarten Stadt Braß, der Mächtigste an beyden Ufern des unteren Nun, seinen jungen Prin-

zen und seinen Neffen mit dem Geschenke von 3 Schafen, für die geehrten Gäste, an den Kapitän Trotter sendete. Die Gesandten kündigten den König Boy von Braß *) als den Herrscher, hocherhaben über alle Schwarzen an, obgleich Boy mit seiner Stadt und ihrem kleinen Gebiet dem Könige Obi Ossai von Aboh zinsbar und unterwürfig ist. Nach ihrer Aussage wolle der König Boy fernerhin nicht mehr mit Sklaven, sondern er nebst seinem Bruder (und Mitregenten) dem Könige „Will" mit Palmenöl handeln. Die Macht dieser beyden Nebenkönige schien durch die Zahl der Frauen bezeichnet zu seyn, welche beyde zu ihrer Bedienung hatten; König Boy besaß deren 140, König Will nur 45. Ein Sohn aber des letzteren, Jack Fire genannt, bot sich den Fremden als Pilot für ihre Weiterfahrt, hinaufwärts den Nun, bis Aboh an, ein Ziel, welches nach seiner Aussage bey dem damaligen hohen Stand des Wassers in einem Ruderschiff in Zeit von 9, bey niederem Wasserstand in 5 Tagen erreicht werden könne.

Die nöthigen Vorbereitungen waren getroffen, freudigen Muthes traten die Reisenden am 20. August ihre Wasserfahrt stromaufwärts an. Als Lieutenant Levinge, der schon früher diesen Weg gemacht und jetzt die Schiffe als ortskundiger Führer begleitet hatte, von den Freunden Abschied nahm und nach seinem Posten in Siera Leone zurückkehrte, da empfieng er Grüße und Briefe aus manchem Mund und mancher Hand, welche bald nachher für immer verstummt und erkaltet waren. Die einförmige Ueberkleidung der Ufer mit der Wildniß der Manglebäume, welche selbst bey hohem Wasserstand alle Aussicht auf das Festland der beyden Ufer verdeckt, und bey niederm Wasserstand durch die fauligen Dünste, welche der Schlamm aushaucht, der sich an dem Gewirre ihrer unzähligen Wurzeln festsetzt, die Luft verpestet, nahm jenseits des Louis Creek ein Ende; die mittelafrikanische Pflanzenwelt zeigte sich in ihrer ganzen Herrlichkeit; Wälder, von unzähligen Affen und prachtvoll farbigen Vögeln belebt, zu beyden Seiten des Ufers. In der kleinen Ortschaft Paraboli fand man eine Art von Götzenhaus, darin das rohe, hölzerne Bild eines Krokodils als Fetisch verehrt wurde.

Für einen großen Theil der Reisenden war der Eindruck, den die meist durchwachte erste Nacht auf dem Niger auf ihre Sinne machte, etwas unvergleichbar Neues. Nur ein schmaler Strich des Sternenhimmels ergoß sein sparsames Licht zwischen den dichten Waldungen der hohen Bäume, die sich an beyden Ufern hinzogen und ihre Zweige weit herüberbreiteten, auf den Strom; heller aber als die Sterne leuchteten die unzähligen phosphorescirenden Käfer, die in der Luft schwärmten, und eine Musik, gleich jener der Cymbeln, ertönte aus den dichtgedrängten Zweigen, in denen die Schwärme der cicadenartigen Insecten ihre nächtlichen Vermählungsfeste feyerten. Mit dem Eindruck des Neuen mischte sich bey Vielen ein Vorgefühl der Furchtbarkeit der umgebenden Natur; der Schatten der Nacht hatte keine dem Europäer zum Bedürfniß gewordene Kühlung gebracht, das Haupt war schwer, die Brust beengt. Wer die ersten Vorboten eines annahenden Sumpffiebers an sich selber erfahren, der kann sich hineinfühlen in die Stimmung eines Europäers, welcher die erste Nacht auf dem Niger halb durchträumt, halb durchwacht.

Der anbrechende Tag zerstreute mit dem Dunkel zugleich die Sorgen der Nacht. Die Ufer des Flußes zeigten sich jetzt immer besser angebaut, man kam an mehreren Negerdörfern vorüber, in deren Nähe nur die Cocospalme stand, während die Oelpalme (Elais) auch fern von den Ortschaften überall in den Wäldern gesehen wird, ein Zeichen, wie dieß der junge deutsche Botaniker der Expedition: Dr. Vogel mit Recht bemerkte, daß die erstern hier nicht einheimisch wie die andern, sondern angepflanzt seyen.

Von den andern, bis dahin gesehenen Ortschaften am Flußе, war eine, Amazuma genannt, durch ihren größern Umfang und ihre bessere Bauart ausgezeichnet. Die Bewohner dieses Ortes be-

*) Es ist derselbe, welcher den kühnen Lander, als dieser auf seiner ersten Entdeckungsfahrt von Bussa stromaufwärts in die Gefangenschaft der Eggarahs gerathen war, vom König Obi auslöste, um dieses Lösegeld mit hohem Gewinn von den Engländern sich wieder geben zu lassen.

obachteten gegen die Fremden, die, wie die Neger schon in der stromabwärts gelegenen Gegend die Dampfer genannt hatten, „in Teufelsschiffen“ sich ihnen nahten, in so vornehmer Zurückhaltung, daß keine Lockung der bunten Tücher, die man ihnen von Ferne zeigte, sie vermögen konnte mit ihren Booten an die Fahrzeuge heranzukommen.

Zugänglicher für die friedlichen Absichten der Fremden zeigten sich die Bewohner einer weiterhin am jenseitigen Ufer gelegenen Ortschaft. Diese nahten sich in ihren Canoes den Dampfschiffen, die für einige Viertelstunden hier ihren Dampfmaschinen und Rädern Ruhe gestatteten, brachten Pisang und andere Früchte des Landes, die sie gegen Nadeln und leere Flaschen vertauschten. Hier (in Ibadi) wagte sich auch ein Häuptling an Bord eines der Fahrzeuge, empfieng hier einige europäische Kleinigkeiten zum Geschenke, die ihm große Freude machten und brachte eine Ziege so wie Früchte als Gegengabe. Der Ort ist wohlgebaut; vor einem der ziemlich ansehnlichen, aus Lehm errichteten Hause stand eine Stange, auf deren Gipfel eine Flagge wehte, darauf ein Fisch, zwey Vögel und drey Querbalken dargestellt waren.

Die Ufer zu beyden Seiten des an manchen Stellen gegen 1200, an andern 780 Yards breiten und damals bis 30 Fuß tiefen Stromes werden, je weiter landeinwärts, desto reicher an Pflanzenwuchs, und eine solche köstliche Augenweide, als hier, hatte unser junger Landsmann, der Botaniker Vogel, noch nie genossen. Die prachtvollen Blüthen einer Mucuna, womit die weit über den Strom herüberragenden Zweige bedeckt waren, und mehrere für die Pflanzenkunde noch neue Gewächsarten regten den Sammler zu einer Freude an, die sich auch Andern mittheilte. Ueber den reichgrünenden, dichten Urwald ragten in der Ferne die Höhen des Granitgebirges hervor.

In der Nähe von Alah, der Hauptstadt des Königs Obi, bey Oniah erhielten die Reisenden einen Besuch von einem Verwandten des Königs, mit Namen Ukasa. Dieser hatte die Häupter der vorigen englischen Expedition *) in dieser Gegend, den W. Allen und den verstorbenen Lander gekannt, er versicherte die Fremden, daß sein Vetter, der König, sie mit Sehnen erwartet habe und mit Freuden aufnehmen werde. Auch in dem Dolmetscher der Expedition, Granby fand dieser besuchende Gast einen alten Bekannten wieder; er hatte diesem Granby, als derselbe als Sclavenknabe bey seinem Bruder in Diensten stand, mancherley Wohlthaten erzeigt; beyde umarmten sich zärtlich und für unsere Reisenden war es nicht ohne wohlthätigen Einfluß, daß Granby seinem alten Wohlthäter eine so vortheilhafte Schilderung von dem großmüthigen Benehmen und der wohlwollenden Gesinnung der Engländer gegen die Neger machte und ihm die Versicherung gab, daß auch die jetzige Expedition keine feindliche, keine, die Rechte ihres Volkes beeinträchtigende Absicht habe.

Nach einer 3tägigen Fahrt von der Mündung des Nun gieng der Wilberforce am 25. August des Abends bey Aboh vor Anker. Sobald der andere Morgen dämmerte ließ sich Ukasa an's Land setzen, um dem König Obi die Ankunft seiner Gäste zu verkünden; der König jedoch war dieser Botschaft durch seine Höflichkeit zuvorgekommen, denn noch ehe dieselbe zu ihm gelangen konnte, hatte er bereits seinen Prinzen Ejeh in einen Canoë abgesendet, um die Fremden zu begrüßen. Dieser Prinz, damals noch Knabe, hatte bey Gelegenheit der vorigen Expedition den H. W. Allen kennen gelernt und mit kindlicher Ehrfurcht denselben bedient, seine Freude bey dem Wiedersehen dieses alten Bekannten war eine aufrichtige. Er war jetzt ein hochwüchsiger Jüngling geworden, in dessen ganzer Haltung und Weise sich ein edles, mit Wohlwollen gepaartes Selbstgefühl und nach seinem Maaße ein wahrhaft königlicher Anstand kund gab. Mit ernster Aufmerksamkeit nahm der Prinz an der Morgenandacht auf dem Wilberforce Theil, zu der er so eben gekommen war, dann auch mit kräftigem Appetit

*) Derselben, bey welcher Lander nach seiner glücklichen Rückkehr von der Entdeckungsreise, jetzt nicht in einem elenden Negerboot, sondern als ansehnlicher Führer von mehreren Schiffen, den Strom befuhr.

an dem Frühstück des Capitäns und seiner Offiziere. Er kehrte in Begleitung des Hrn. Roscher, des Mineralogen der Expedition, zurück zu dem Könige seinem Vater und nach einigen Stunden erschien dieser, in einem mächtigen, nach Landesart schön verzierten Canoë, das aus einem einzigen Baumwollen-Baumstamm gefertigt war. Seine Majestät war in einen scharlachrothen Rock gekleidet, an welchem einige Reste von schlechten Borden zu sehen waren; aus den weißen, baumwollnen Beinkleidern ragten die schwarzen, unbekleideten Füße weit hervor; die Zierde seines Hauptes bestand aus einem zuckerhutförmigen, schwarzen Mütze mit goldenen Quasten. Während sich das königliche Fahrzeug dem Wilberforce nahte, blies der Hofmusikant auf dem ausgehöhlten Fangzahn eines jungen Elephanten, in schnarrendem Tone, die Weise eines Liedes, welches als die königliche Ibu Arie benannt ist. Obi kam mit zweyen seiner Lieblingsfrauen, davon die eine kaum 13 Jahre alt schien und mit einer seiner Töchter an Bord des Wilberforce. Die jungen Damen waren nur mit einem schmalen Stück Zeuges um die Hüften und den Unterleib, bekleidet; man überreichte ihnen, als Geschenk einiger wohlwollender Damen in England, zwey Kleidungen von brennend rother Seide und eines von blumigem Kattun, sie bemühten sich sogleich sie anzulegen, schienen sich jedoch in diesen ungewohnten Schmuck nicht wohl finden zu können, in ihren Mienen sprach sich dabey ein Gemisch von Furcht und Freude aus.

Obi, ein rüstiger Fünfziger, von gutmüthigem, freundlichen Aussehen, dabey aber mit der Haltung eines Mannes, welcher zu herrschen gewohnt ist, begrüßte Hrn. W. Allen als seinen alten Bekannten. Er hätte gern etwas Näheres über den Zweck der jetzigen Expedition erfahren, Allen aber sagte ihm, daß der dießmalige Obercommandant ein Anderer als er, auf einem Schiffe sich befinde, das noch zurück geblieben sey, welches jedoch, in Begleitung eines dritten noch heute ankommen werde; jener, der Obercommandant, werde über Alles die gewünschte Auskunft geben. Während der König mit dem Capitän sich unterhielt, hatte sein Prinz Ejeh mit den jüngeren Officieren eine sehr warme Freundschaft geschlossen. Er und sein Oheim, ein Bruder des

Königes, hatten es sich beym Diner in der Kajüte ganz trefflich schmecken lassen und dabey mit ziemlichem Geschick der Messer und silbernen Gabeln sich bedient, nachdem sie vorher den Fremden die Weise abgesehen, wie man mit solchen Geräthschaften umgeht. Mehr als Alles, was sie am Tische sahen, schien diese Gäste ein Spielwerk in Staunen und sogar in Furcht zu setzen, das durch den Sand, mit welchem es gefüllt war, in Bewegung gebracht ward. Jede dieser Bewegungen erregte ihren Schrecken und sie konnten sich durchaus nicht entschließen den scheinbar lebenden Fetisch anzurühren, obgleich man sich bemüht hatte ihnen den einfachen Mechanismus begreiflich zu machen.

Gegen Abend kam zuerst das Commandeurschiff, der Albert, auf dem man sogleich zu Ehren des hohen Gastes im Wilberforce die königliche Flagge aufsteckte, bald nachher kam auch der Soudan. Zur großen Verwunderung des Königes Obi, der es nicht begreifen konnte wie fremde, noch niemals hier gewesne Schiffe den Weg auf dem Strome hatten finden können. Die Einladung auf den Albert nahm Obi für heute nicht mehr an, sondern kehrte unter dem Getöse der Trommeln und dem Spiel der Elephantenzahn-Flöte in seine Residenz zurück. Am 27. August in der Frühe kam Ali Here, welcher dem H. Landers als Pilot gedient hatte, mit ohngefähr einem Dutzend der jüngeren königlichen Prinzen an Bord des Wilberforce. Die Knaben schienen alle von fast gleichem Alter und giengen völlig nackt einher. Das viele Neue, das sie auf dem Schiffe sahen, setzte sie in hohes Erstaunen.

Einige der Officiere in Begleitung der Sammler waren indeß nach einer kleinen, im Fluße gelegnen, hoch mit Binsen bewachsnen Insel hinübergefahren, um dort nach Reinigung des Bodens die Operationen der Höhenmessung vorzunehmen. Schon die Namen der Gattungen der Süßwasser-Conchylien, die sie hier fanden, sind für jeden im Binnenland von Europa festsitzenden Sammler ein anlockend süßer Klang, was müßte erst der Anblick und die Besitznahme derselben seyn!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

A narrative of the expedition sent by her Majestys Government to the river Niger in 1841; by Captain William Allen and H. Thompson. In 2 Volumes. London, 1848.

(Fortsetzung).

Ein ganz eigenthümliches Interesse gewährt das Lesen des ausführlichen und zum Theil wörtlich treuen Berichtes über den feyerlichen Abschluß eines Vertrages zwischen der Königin von Großbrittannien und zwischen Obi, dem Könige des Ibu-Districtes. Obi war heute (den 27. August) in seiner höchsten Galla, in die abgelegte Uniform eines Serjeant Major, welche Lander ihm geschenkt hatte, gekleidet; er kam in Gesellschaft seines ersten Ministers, Amorama, der den Titel: Mund des Königes führt, so wie mehrerer seiner Verwandten und Großen des Reiches. Schon aus der Ferne hörte man die Stimme seiner Sänger und die laut schrillenden Töne seiner Musikanten, welche selbst dem Ohr des Königes als er in die Nähe des Albert kam so lästig fielen, daß auf seinen Wink der Steuermann des Canoë, der hierbey die Stelle des Ceremonienmeisters vertrat, den Mitgliedern des Musiccorps Schläge auf den Kopf versetzte, welche für jeden andren Schädel als den eines wollhaarigen Negers zu derb gewesen wären.

Als seine Majestät unter das hohe Officierscorps der englischen Expedition, das auch in seinem vollsten Glanze dastand, eintrat, war er etwas verlegen. Nach einigen gegenseitigen Begrüßungsceremonien eröffnete ihm Capitän Trotter als ältestes Mitglied der Commission, daß Ihre Majestät die Königin von England ihn und die drey andren, neben ihm stehenden Bevollmächtigten abgesandt habe, um die Herrscher der afrikanischen Volksstämme hier so wie in der Nachbarschaft zur Abschaffung des Handels mit lebenden Menschen zu vermögen; weil Ihre Majestät und die ganze britische Nation denselben für ein Unrecht gegen die Mitmenschen, für ein Verbrechen gegen Gottes Gesetze halte. Die Schiffe, welche er hier vor sich sehe, seyen keine Handelsschiffe, sondern ein Eigenthum der Königin von Großbrittannien, nur in der Absicht ausgesendet auch Afrika jene Wohlthaten zu bringen, deren alle Ihre Unterthanen sich erfreuten. Er, der Sprecher und Abgesandte seiner Königin, bäte deßhalb den König, daß er geduldig und aufmerksam das anhören möge, was sie, die Bevollmächtigten, ihm über den wichtigen Gegenstand zu sagen hätten.

Der König Obi dankte durch seinen Dolmetscher für den Besuch der Gäste, sagte, er verstünde Alles und versprach das, was man ihm sagen werde, aufmerksam anzuhören.

Die Erfüllung eines solchen Versprechens gieng jedoch über das Vermögen eines Negerfürsten, welcher niemals in einer Schule gesessen, wo man zuhören muß, was die Lehrer sagen, und welcher gewohnt war auch seine Räthe immer nur so lang und so viel zu hören als es ihm beliebte. Die nicht allzu lange Auseinandersetzung der Vortheile für Handel und Gewinn, welche die Verwendung der Sklaven zur Cultur des Landes und andern einträglichen Beschäftigungen bringen müsse, hörte er zwar

noch geduldig an, beantwortete die Fragen, die einer an ihn in Beziehung auf sein bisheriges Verhalten zum Sklavenhandel that, mit höchst naiver Aufrichtigkeit, als jedoch der Missionär Schön auf Befehl des Capitän Trotter den in europäischer Förmlichkeit und Ausführlichkeit abgefaßten Tractat abzulesen begann, da ergriff den Negerkönig ein Schauer der Ungeduld; er rief laut aus: ich habe es euch versprochen den Sclavenhandel aufzugeben, will aber nun nichts weiter davon hören. Dennoch ließ er es sich gefallen, daß Missionär Schön, von Capitän Trotter hierzu aufgefodert, in kurzen Worten die Hauptlehren des Christenthumes vortrug und als man ihn fragte, ob dieß nicht eine gute Religion sey, antwortete er Makka, „sehr gut."

Die für den damals wahrhaft ehrlich und aufrichtig erscheinenden König Obi peinliche Förmlichkeit war beendigt, er begab sich in seine Wohnung und einige Offiziere der englischen Expedition begleiteten ihn. Ein Ehrenplatz auf dem Thron des Herrn, einem alten, schmutzigen Ruhebett, das mit Matten bedeckt war, wurde ihnen angeboten; sie nahmen Sitz und wurden alsbald mit Palmenwein bewirthet. König Obi war jetzt in sehr gesprächiger Laune. Er erzählte seinen Frauen, die an den Thüren ihrer Gemächer in gedrängten Haufen standen (ihre Zahl ward auf 110 angegeben), was er Alles auf dem Schiff der weißen Männer gesehen und gehört, und was er mit ihnen dort verhandelt habe. Sein weibliches Auditorium hörte nicht nur mit gespanntester Aufmerksamkeit das alles an, sondern gab sein Staunen über all die Dinge, die da gesagt wurden, durch laute Ausrufungen und lebhafte Geberden zu erkennen. Diese Damen glichen sich alle darin, daß sie sehr fett waren. Eine eigene Klasse unter ihnen bildeten etwa 20, an einer besondern Thüre stehende, etwas ältere Frauen, deren Glieder unter der Last des Elfenbeinschmuckes sich fast beugten. Der Dolmetscher sagte von diesen, daß es die vom Schauplatz des Harems abgetretnen überjährigen Schönheiten seyen. Für sie alle aber, die weiblichen Zuschauer bey der Audienz, waren die englischen Offiziere, welche da in ihrer eignen Weise auf dem Bette sitzend Palmenwein tranken, ein Gegenstand der unausgesetzten aufmerksamen Beobachtung und Kritik und jede Bemerkung, die eine oder die andre über die seltsamen Weißen machte, ward von den übrigen mit einem lauten Lachen aufgenommen.

Obi zog sich jetzt zurück; seine Gäste giengen, um sich noch in der Stadt umzusehen. Der Ton einer Tom-Tom Trommel, die hier zu Lande statt der Glocken dient, leitete sie hin zu einem Hause, darin sie den Obi, beschäftigt mit seinen Ju-Ju-Gebräuchen, fanden. Er hielt in seiner Hand ein bloßes Schwert, mit welchem er das Ende eines großen Stabes berührte, welcher von eisernen Ringen umgeben war. Bey jeder Berührung des Stabes mit dem Schwert drehete er diese Ringe um, so daß man dabey an eine Art von Magnetisiren denken konnte. Zu gleicher Zeit verrichteten auch zwey von seinen Begleitern allerhand mysteriöse Gebräuche, indem sie mit großen, aus Palmenblättern gemachten Fächeln in der Luft herum schlugen, wahrscheinlich in der Absicht hierdurch etwas unsichtbar Böses zu verscheuchen. Der Eintritt der englischen Offiziere machte diesen Ju-Ju Beschwörungen ein Ende.

Bey einer andren Gelegenheit geriethen einige dieser Herren in eine Art von Hain, der sich in der Nähe von Obis Residenz-Hause befand. Sie bemerkten da im Schatten der hohen Bäume ein großes, aus Thonerde geformtes Götzenbild. Allem Anschein nach galt dieses dem dortigen Volk als ein besondres Heiligthum, denn einige gerade in der Nähe befindliche Männer wiesen die Fremden mit unwilliger Miene zurück, indem sie dabey die Worte Tschuku, Tschuku (der große Gott) ausriefen. Als jene dennoch einen Blick auf das Bild warfen, kam einer von den Ju-Ju Männern oder Priestern mit drohenden Blicken auf sie zu und um kein öffentliches Aergerniß zu erregen zogen sie sich zurück. Denn diese Ju-Ju Männer, die man sogleich an dem Ausdruck des Hochmuthes in Miene und Geberden und an dem Blick ihrer verschmitzt lauschenden Augen erkennt, stehen bey dem ganzen Ibu-Volke in einem Ansehen, das sich auf Furcht und Schrecken theils vor der eingebildeten, theils vor der wirklichen grausamen Macht der Priester gründet. Daß diese bloß bey Veranlassung der Menschenopfer, welche unläugbar auch bey den Ibus noch statt finden, so wie bey andrer Gelegenheit eine willkürliche

Macht über Leben und Tod üben, daß sie das Maaß der furchtbaren Kasteiungen und abergläubigen Strafen bestimmen können, welche öfters über Unschuldige verhängt werden, weiß das ganze Volk. Wehe der unglücklichen Mutter, welche Zwillinge gebiert oder auch nur in den Verdacht geräth als sey ihr dieses geschehen. Eines der Kinder oder beyde werden im Gebüsch den Hyänen zum Fraße hingeworfen; die unschuldige Mutter wird von den Ihrigen und aus der Stadt entfernt; in einer elenden Hütte muß sie Büßungen und harten Entbehrungen sich unterwerfen, welche meist ihrem Leben bald ein Ende machen; wenn sie aber auch wirklich diese Gefahren besteht ist sie für immer von ihrem Manne verstoßen und gleich einer Verfluchten, ein Gegenstand der tiefsten Verachtung. Es ist deßhalb der schwerste Schimpf, den im gemeinen Leben ein zankendes Weib dem andren anthun kann, wenn sie zwey Finger gegen ihre Widerpart aufhebt, andeutend du hast vielleicht heimlich einmal Zwillinge geboren. Auch solche kleine Kinder, bey denen der erste Zahn nicht in der Unter-, sondern in der Oberkinnlade hervorbricht, werden als ein Gegenstand des Hasses der Fetische betrachtet und ihnen zu Ehren ermordet.

Nächst den Ju-Ju Männern steht die höchste Macht in den Händen eines Rathes von 60 Aeltesten, davon 10 in der Hauptstadt, die übrigen vereinzelt in den andren Städten des Landes wohnen. Dieser Rath der Aeltesten hat eigentlich das Recht den König zu wählen, doch fällt die Wahl immer in der Regel auf den ältesten Sohn, oder wenn dieser durch sein hochfahrendes, unbeugsames Benehmen das Mißfallen der Wählenden sich zugezogen hat, auf einen andren Sohn des Königes. Der König kann über keinen Verbrecher das Todesurtheil verhängen, ohne daß der Rath der Aeltesten es bestätigte. Er selber, wenn er den Unwillen seines Rathscollegiums reizt, ist in Gefahr als ein heimliches Opfer der Rache, durch Vergiftung, zu fallen.

Das Reich des Obi, dessen Macht vorzugsweise in seinen Canoës besteht, von denen 15 jedes mit einer kleinen Kanone versehen sind, dehnt sich ziemlich weit hinanwärts an beyden Ufern des Niger aus. Namentlich gegen Osten erstreckt sich sein Gebiet auch etwas landeinwärts, doch stehen nur jene Städte und Ortschaften recht eigentlich unter seiner Macht, die er mit seinen Canoës zu erreichen vermag. Die Hauptstadt Aboh scheint nach der Schätzung unsrer Reisenden gegen 8000 Einwohner zu enthalten. Der Ibustamm ist im Durchschnitt von mittlerer Größe, so daß die Länge des Prinzen Ejeh (6 engl. Fuß) hier zu den seltneren Erscheinungen gehört. Die Männer sind von musculös kräftigem Gliederbau, die Frauen, denen man absichtlich, durch Einsperren der Mädchen und Ueberfütterung derselben, diesen vermeintlichen Reiz der Schönheit aufzuzwingen sucht, sind von unförmlicher Fettleibigkeit.

Die Vegetation des Landes ist ganz besonders reich an Arten aus den Familien der Palmen, der Orchideen, der Baumwollenbäume, Mimosen, Rubiaceen, Sapadaceen, Cucurbitaceen, Leguminosen und der Gräser. Die Gattungen Sterculia, Ficus, Malvinia, Ceratophyllum, Sarcocephalus, Pistia begegnen dem Auge fast überall, die letztere bedeckt in ganzen Massen das Wasser. Angebaut werden Reis, indianisches Korn, Cassava, Bananen, Orangen, Cocosnüsse, Yam von sehr guter Qualität, Erdnüsse (von Arachis hypogaea), Pappaws, Guinea-Pfeffer u. a. Die Viehzucht beschränkt sich fast nur auf die Arten unsers gemeinen Hornviehes.

Obgleich die sumpfigen und morastigen Ufergegenden selbst für die Eingebornen ungesund sind, sieht man dennoch in Aboh viele alte Leute. Die Arbeiten werden meist durch eine Menge von Sclaven verrichtet, deren Zustand übrigens hier zum Theil ein so erträglicher ist, daß die meisten von ihnen gern bey ihren Herren bleiben, wo man ihnen häufig Gelegenheit giebt für sich selber einen Erwerb zu machen, und ein eignes Hauswesen zu begründen. Wenn der letztere Fall eintritt dann ist der Sclave frey, hat aber an seinen gewesenen Herrn in jeder Erntezeit 40 Yams und einige kleine Abgaben von seinen Ziegenheerden, Hühnern u. dgl. zu bezahlen. Im Ganzen, so darf man sagen, erscheint der Stamm der Ibuneger unter ihrem verhältnißmäßig milden und verständigen Könige Obi zu vielen Hoffnungen für eine weitre geistige Entwicklung und sittliche Ausbildung zu berechtigen. Dabey ist das Volk mehr zur Selbstthätigkeit geneigt und gewerblustiger als die meisten seiner Nachbarn.

Nach wohl beendigten Geschäften fuhren die Schiffe am 28. August des Nachmittags von Aboh ab. Die ganze Reisegesellschaft war in freudiger Stimmung über das gute Gelingen des ersten Schrittes ihrer Unternehmungen. Auf der Weiterfahrt (am 30.) begegnete man den Handelsleuten aus Aboh und seiner Nachbarschaft, an ihrer Spitze ein Sohn des Königes, welche vom Eggarah-Markte zurückkehrten. Es waren gegen 60 Fahrzeuge, die theils dem Könige, theils Privaten angehörten. Der Prinz erzählte den Fremden, daß er einen sehr guten Markt durch Elfenbeineinkauf gemacht habe. Bald darauf kamen die Dampfboote an dem Orte vorüber, wo der Markt auf einer Sandbank an der Mündung des Nebenflußes Orenchah gehalten wird. Die Handelsleute von Benin kommen dahin zu Lande, das Eggarah Volk bringt die Naturerzeugnisse aus dem Innren, die Bewohner des nahen Berglandes führen Pferde herbey, die aus Aboh europäische Waaren.

Einige Tage hatte sich die Expedition vorzugsweise mit Untersuchung der Nebenarme und Zuflüsse des Stromes beschäftigt und hierbey es außer Zweifel gesetzt, daß der Fluß Edoh kein Arm sey, der wie man geglaubt hatte in die Bucht von Benin münde, sondern ein Nebenfluß von unbedeutender Stärke. Die Neger, welche an den sehr bevölkerten Ufern des Hauptstromes wohnen, nähren sich vorzugsweise vom Fischfang, bey welchem sie sich des Pulvers der getrockneten Blätter der Tephrosia toxicaria bedienen, das die Fische begierig verschlingen und dadurch in eine Betäubung gerathen, während welcher man sich ihrer leicht bemächtigen kann.

Es war am 3. September schon Abend, als zuerst das Dampfschiff Albert mit dem Soudan, etwas später auch der Wilberforce bey Iddah, einem der Hauptzielpunkte des Unternehmens, vor Anker giengen. Die Dampfschiffe gehen schnell, dennoch war die Kunde ihrer nahen Ankunft, während ihres Verweilens in Aboh und ihrer Nachforschungen über den Stromlauf des Niger, ihnen vorangegangen, denn Iddah ist von Aboh in gerader Linie nur gegen 18 geographische Meilen entfernt, eine Raumstrecke, welche durch die Krümmungen des Flußes noch um ein Drittel sich vermehren mag. Freudenfeuer, an verschiednen Stellen entzündet, begrüßten die aus weiter Ferne gekommenen Gäste, die hölzerne Trommel (der Tom Tom) und ein von Zeit zu Zeit sich wiederholendes Freudengeschrey ertönte die ganze Nacht hindurch; unter dem weit ausgebreiteten Zweigdach einer Adansonia sah man, beym Schein des Feuers, die Festtänze der Neger.

Schon in den letzt vorhergehenden Tagen hatte man, vom Verdeck der Schiffe aus, den Anblick des Williams-Gebirges (so hatten die früheren englischen Reisenden in diese Gegend es benannt) genossen; man war jetzt bey Iddah in seine Vorhallen eingetreten. Die Stadt selber, mit ihren etliche Tausende zählenden Hütten, in denen gegen 9000 Menschen beysammen wohnen, liegt auf einem von der Natur gebildeten, fast 200 Fuß hohen, malerisch schönen Fußgestelle von rothem, mannichfach gestreiftem Sandstein, an dessen gähen Wänden mehrere Arten der afrikanischen Windengewächse in langen Guirlanden herabhängen. Einige Mitglieder der Expedition, unter ihnen der sprachkundige Missionär Schön und ein Afrikaner als Dolmetscher, hatten es bey Anbruch des nächsten Tages übernommen, den Attah (den Herrscher des Landes) wenigstens mittelbar im Namen ihrer Reisegesellschaft zu begrüßen. Wo sie an den Hütten der Stadt vorüberkamen, traten die Bewohner derselben hervor, riefen ihnen den Gruß des Landes: Sinuh (ohngefähr gleich bedeutend mit dem Salam oder Glücks- und Friedensgruß der Orientalen) zu, und warfen sich dabey in anbetender Stellung zur Erde. Es war, dieß erfuhren die Bevollmächtigten bey dem Edina, dem Hauptmann der Garde, am Hofe zu Iddah die Sitte, daß man, um zum Attah zu gelangen, bey einem nahen Verwandten desselben sich melden mußte; sie wurden deßhalb zu der Schwester des Königes, zu der Prinzeß Amada Boue gewiesen. Der Weg zu dem Hause dieser Negerfürstin führte wohl durch ein Dutzend dunkle Negerhütten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

A narrative of the expedition sent by her Majestys Government to the river Niger in 1841; by Captain William Allen and H. Thompson. In 2 Volumes. London, 1848.

(Fortsetzung).

Endlich waren die Fremden mit den vorläufigen Begrüßungsgeschenken für den Attah, welche sie mit sich brachten, zu den bedeckten Vorhallen des Wohnhauses der Prinzessin gelangt. Sie hatten hier einige Minuten gesessen, da kam eine magere Weibsperson mit glatt abgeschorenem Haupte, auf Händen und Knieen aus der engen Oeffnung einer kleinen Hütte hervorkriechend, zum Vorschein; es war die Prinzessin selber. Ihr von Natur schwarzes Angesicht war an einigen Stellen durch ein noch dunkleres Schwarz gefärbt, ein schwarzes Tuch als Unterkleid umhüllte ihre Hüften, dieß Alles deutete darauf hin, daß sie in tiefster Trauer über den Tod eines nahen Verwandten (ihres Gemahles) sey. Auch Capitän Allen, der sie am andren Tage sah, hatte Mühe in ihr seine alte Bekannte von der früheren Expedition unter Lander wieder zu erkennen: das damals so muntre, liebenswürdige, den Engländern wohlgewogene Weib, das bey dem vorigen Könige Alles galt. Doch mit den äußeren Vorzügen hatte sie nicht die innren, ihren, für den Grad der Bildung, der ihr zu Theil geworden, bewundernswerthen Verstand, ihren Sinn für das, was ihr mit Recht als Vorzug der Christen erschien, verloren; sie begrüßte die fremden Gäste mit großer Freundlichkeit, nahm dankbar das kleine Geschenk in Empfang, das diese ihr mitgebracht hatten, und sendete sogleich eine Botschaft an den König, um bey diesem eine Audienz für die Fremden zu begehren. Diese, um keine Zeit mit Worten zu versäumen, sahen sich einstweilen in der Stadt um, kehrten aber nach einer Stunde zu der Prinzeß zurück, in deren Gesellschaft sich eine Tochter des Königes, ein wohlgestaltetes Mädchen von 17 bis 18 Jahren befand, welche zwar nicht durch einen Ueberfluß der Gewänder, wohl aber durch die Menge der dicken, messingenen Ringe, die sie an ihren Armen trug, so beschwert war, daß sie sich auf ihre Dienerinnen lehnen mußte. Ein Frühstück war indeß für die hungernden Gäste bereitet worden, bestehend aus gebratenem Hammelfleisch und Enten mit gestoßenem Yam, übergoßen von Palmenöl. Die freundliche Wirthin, nach der Sitte des Landes, welche der Furcht vor Vergiftung zuvorzukommen sucht, tauchte ihre Fingerspitzen ins Wasser und nahm dann von jedem der Gerichte ein wenig, worauf sie freundlich grüßend sich entfernte, um die Fremden, welche ohne Frühstück das Schiff verlassen hatten, beym Genuß der wahrhaft wohlschmeckenden Speisen nicht weiter zu stören.

Noch vor Mittag kam ein Verschnittener aus dem Palast des Attah oder Herrschers, um den Fremden zu sagen, daß der König sie empfangen wolle. Er führte sie zur Residenz desselben, die nicht aus nur einem Gebäude, sondern aus einer ganzen Menge von viereckigen und runden Hütten bestand, welche von einer Ringmauer umgeben waren. Man brachte sie in eine der runden Hütten, deren geräumiges Innre eine Art von Wart- oder Vorzimmer zu seyn

schien. Die Sitze, die man ihnen hier anwies, waren mit Decken von englischer Manufactur belegt: es waren dieselben, welche der verstorbene Lander dem vorigen Könige geschenkt hatte. Von da brachte man sie in einen länglich runden, rings von Hütten umgebenen Hofraum; sie saßen hier abermals zwey Stunden lang, da ließ der König ihnen sagen: „Gott möge sie segnen; er aber der König könne heute nicht zu ihnen kommen, denn es regne so eben und auf den Attah von Iddah dürfe kein Regen fallen.“

In den beyden Officieren regte sich jetzt, dem Negerkönige gegenüber, das nationale Selbstgefühl; sie ließen dem Attah sagen, er habe sie hierher zu einer Audienz beschieden; Engländer seyen nicht gewohnt sich durch so nichts bedeutenden Vorwand necken zu lassen; sie würden jetzt gehen, um dem Obercapitän Rapport zu erstatten. Gleich darauf kam wieder ein Verschnittener mit dem Bescheid, daß der Attah die Fremden sehen wolle, und zu gleicher Zeit wurde auf ein Gestell von Bambusrohr ein großes Stück scharlachrothes Tuch gebreitet, oben darüber aber ein türkischer Teppich gezogen und der Thron des Attah stund fertig da.

Gleich darauf hörte man das laute Getöse der Negertrommeln und der Blasinstrumente von Rohr; eine Thür an der entgegengesetzten Seite des Hofes ward aufgethan und acht kräftige Sklaven, denen man anmerken konnte, daß die Last, welche sie schleppten, keine leichte war, brachten auf einer Tragbahre die ganz verhüllte Gestalt des Attah. Dieser hatte auf seinem Throne Platz genommen, noch aber verbarg ihn vor dem Auge der Zuschauer ein tragbarer Vorhang. Derselbe ward nach einigen Minuten hinweggenommen und man sah nun die ungeheure Fleischmasse des Fürsten, dessen große, dabey aber mattblickende Augen in vornehm nichts sagender Weise auf die Fremden hinstarrten. Diese, durch ihren Dolmetscher, einen Eingebornen des Landes und vormaligen Sclaven, ließen ihm unter manchen Ausdrücken der Höflichkeit sagen, daß sie gekommen seyen ihm die Ankunft von einer Gesandtschaft ihrer Herrscherin, der Königin von England anzukündigen; diese Gesandten würden sich freuen den Attah auf ihren Schiffen zu bewillkommnen und ihm da zu sagen, wie sehr ihre Königin es wünsche mit dem Attah der Eggarahs und mit allen guten Negern in freundschaftliches Verhältniß zu treten. Zugleich übergab man dem Herrn ein kleines (vorläufiges) Geschenk, das die heutigen Bevollmächtigten, um nicht mit leerer Hand vor ihm zu erscheinen, mit sich gebracht hatten.

Der Attah, durch „seinen Mund“ den ersten Minister, der mit mehreren der Mullahs oder Oberrichter zu seinen Füßen saß, antwortete hierauf: Ich bin erfreut und danke zuvörderst Gott dafür, daß ich euch bey mir sehe. Wollt ihr meine Freunde seyn, dann habt nicht solche Eile, ich liebe es, daß meine Freunde etliche Tage mit mir essen und trinken. Ihr habt mich gegen meine Sitte bey Regenwetter zu sehen verlangt und ich bin gekommen, weil ich meinte, die Weißen hätten die Macht den Regen aufhören zu machen. Aber es regnet jetzt so stark als jemals. Ich bin König. Der Strom und seine beyden Seiten, weit hinauf gehören mein. Ihr habt mir ein Geschenk gebracht, das meines Anblickes nicht werth ist, es taugt nur für einen meiner Diener. Gott hat mich nach seinem Ebenbild geschaffen und ich selber bin Gott gleich. — Ihr verlangt von mir, ich solle auf eure Schiffe kommen, aber ein König dieses Landes besteigt nie ein Canoë. Sind weiße Leute hier, die mich sehen wollen, dann sollen sie zu mir kommen. Ich will sie nach ihrem Wunsche entweder allein oder öffentlich sprechen.“

Der älteste Officier unter den vorläufigen Botschaftern, Hr. Mc. William, antwortete hierauf durch den Dolmetscher: daß sie nur gekommen seyen, um im Namen ihrer Oberen, der königlichen Gesandten, ihn zu begrüßen, sie würden diesen seine Willensmeynung hinterbringen und er werde alle Ursache haben mit dem Benehmen derselben zufrieden zu seyn. Der Attah, indem er die Fremden entließ, wendete sich noch zu ihrem Dolmetscher, in welchem er einen Eggarah und selbst einen Verwandten seines Hauses erkannte, der vormals als Knabe von den Sclavenfängern hinweggeraubt und von den Engländern befreyt worden war. Er sagte zu diesem: „du kannst Gott danken, daß deine Familie jetzt auf dem Throne der Eggarahs sitzt.

Der Aufzug des englischen Offiziercorps und eines Theiles der Truppen und Seeleute aus den Schiffen der Expedition hinauf nach der Stadt und durch die Gassen von dieser am andern Tage, war ein so unvergleichbar prachtvolles, noch nie gesehenes Schauspiel für alle Bewohner von Jddah, groß und klein, daß die ganze Stadt von dem lauten Jubel wiederhallte, vor welchem man das Getöse der Negertrommeln und das unharmonische Getöne der Musikanten des Attah nicht hören konnte. Aus tausenden der Kehlen ertönte der Friedensgruß Sinuh, Sinuh; Aller Hände streckten sich grüßend nach den hochgefeyerten Fremdlingen hin. Der Zug bewegte sich zuerst durch einen langen, engen Pfad nach der Wohnung der Prinzessin hin, die den Capitän William Allen als einen alten Bekannten von der vorigen Expedition her freundlich begrüßte. Die Gäste wurden mit Palmwein, mit einer Art von Bier aus Guineakorn und mit den angenehm bitterlich schmeckenden Gura-Nüssen (den Früchten der Sterculia acuminata) bewirthet, welche letztere nicht mit Messern oder andren Instrumenten, sondern mit den Zähnen der zubereitenden Dienerschaft in kleine Stücken zertheilt werden. Auch die jugendliche Tochter des Attah war wieder bey ihrer Tante. Das Gespräch kam auf die Vorzüge des Christenthumes. Die beyden Damen hörten mit Theilnahme zu und die ältere äußerte den Wunsch, daß Lehrer des Christenthumes ins Land kommen möchten. Sie gestand es ein, daß neben der Religion des Islam, die durch die Mullahs in Jddah zum Ansehen gekommen sey, noch Menschenopfer und andre heidnische Gebräuche herrschen, jene namentlich bey dem Tod und bey der Thronbesteigung eines Attah, fügte aber hinzu, daß sie gern in solcher Weise ihrem Gemahl gefolgt wäre.

Der Nachmittag war schon halb vorüber, (die Gesandtschaft hatte erst um 2 Uhr nach Mittag sich nach der Stadt in Bewegung gesetzt!) man wartete keine Einladung des Attah ab, sondern zog in militärischer Ordnung nach seiner Residenz hin. Da stand noch der hölzerne Thurm, von welchem aus der vorige Herrscher des Landes die Schiffe der Engländer bey Landers Expedition beobachtet hatte. Noch waren keine Anstalten zum Empfang der Gäste getroffen; ein Hofdiener aber ermahnte dieselben, daß sie bedenken möchten, wo sie seyen und nicht so laut sprechen sollten. Allmälig versammelten sich die Großen des Reiches und die Dienerschaft des Hofes. Unter den ersteren zeichnete sich Lobo, der Oberrichter, aus, an welchem eine höhere Bildung und Gesittung als die gewöhnliche seines Volkes ist, unverkennbar war, ein Vorzug, welchen er sich durch Reisen und durch seinen Umgang mit den civilisirteren Stämmen der nordöstlichen Länderstriche erworben zu haben schien. Bey einer andern Gelegenheit trug derselbe ein weißseidnes Gewand, das ganz mit Sprüchen des Koran beschrieben war und man durfte vermuthen, daß er besser mit der Bedeutung der arabischen Schrift vertraut war als der alte Mullah, der die arabische Bibel, welche man ihm schenkte, aufmerksam, als lese er darin, betrachtete, dabey aber sie verkehrt hielt.

Das laute Getöse der Negermusik und das Geschrey des außen versammelten Volkes kündigte die Annäherung des Attah an, gleich darauf ward ein Vorhang hinweggenommen und der Attah zeigte sich in phantastischem Aufputz auf seinem Throne sitzend, neben ihm eine Anzahl von Dienern mit breiten Fächeln, womit man dem wohlbeleibten Herrscher nicht nur frische Luft zuwehte, sondern auch, so oft er sprach oder lachte, sein Gesicht vor den Versammelten verdeckte, weil niemand den Attah sprechen, lachen oder essen sehen darf. Ein Zeichen dieser seltsamen Ehrfurcht war es auch, daß die Hofleute sämmtlich so saßen, daß sie ihrem Könige den Rücken zu wendeten, mit Ausnahme der mohamedanischen Mullahs, die ihm das Angesicht zukehrten. Der König reichte den Fremden, deren einer nach dem andren dem Throne sich nahte, zur Begrüßung die Hand und schien sehr erstaunt, als bey dieser Gelegenheit der Caplan Schön ihm in der dortigen Haussa Hofsprache zurief: „Gott schenke dir langes Leben," worauf der Attah Amin, Amin sagte. Zuvörderst wurden die Fremden mit Palmenwein, einheimischem Bier und Guranüssen bewirthet. Der Attah bemerkte, daß einige der Offiziere schrieben; er äußerte sein Mißfallen darüber, als man ihm jedoch sagte, daß diese Herren seinen Hofstaat beschreiben wollten, lachte er, so daß die Fächerträger kaum schnell genug sein Gesicht verdecken konnten. Die Gesandten

wurden aufgefodert ihr Anliegen vorzutragen. Sie erklärten den Wunsch ihrer Königin mit dem Attah und seinem Volk in freundschaftliches Verhältniß und Verkehr zu treten. Der König durch seinen Mund (ersten Minister) sprach seine Freude darüber aus. Die Engländer gaben die Bedingungen, die sie hierbey machen müßten, an: Aufhebung des Sklavenhandels, Verkehr durch Austausch afrikanischer Landesproducte mit europäischen Waaren, wobey der Attah den zehnten Theil des Betrages der abgesetzten Güter als Abgaben erhalten solle. Abschaffung der Menschenopfer, Begünstigung und Unterstützung der Ausbreitung des Christenthumes, ein Stück Landes und eine Insel im Strome gegen Bezahlung, zur Anlegung einer Mustercolonie, welche den Eingebornen den Anbau der Naturerzeugnisse lehren solle, die für den Handel mit England sich eignen. Der Attah erklärte sich bereit, alle diese Forderungen und Bedingungen zu erfüllen. Es wurde hierauf die Liste der Geschenke vorgelesen, welche die Königin von England durch ihre Commissionäre dem König übersendet habe; diese wollte der Attah sogleich oder doch am andern Tage haben, da man ihm jedoch erklärte, daß morgen Sonntag, der Tag des Herrn sey, an welchem die englischen Christen kein Geschäft vornehmen, ließ er sich den Aufschub bis zum übermorgenden Tage gefallen. Man machte sich gegenseitig Complimente und da hierbey der Herrscherin von Großbritannien in hochehrender Weise gedacht ward, äußerte die Freude der Engländer sich in dem lauten Ausruf God bless the queen und die Trompeter bließen die beliebte Nationalarie, wobey alle anwesenden Britten mit entblößtem Haupte, der heißen Sonnenstrahlen im freyen Hofraume nicht achtend, dastanden.

Während die Gesandtschaft hier in Iddah ihre Angelegenheiten besorgte, war ein Theil der zurückgebliebenen Mannschaft im Wilberforce und im Soudan hinüber gefahren an das jenseitige Ufer des Stromes, um sich dort mit Brennholz für die Dampfschiffe zu versehen. Man hatte hier Eingeborne gefunden, deren Wildheit und Gehässigkeit gegen die Fremden in großem Widerspruche stand gegen das freundliche, höfliche Benehmen der Bewohner von Iddah. Alle waren mit Dolchen und Spießen bewaffnet, die meisten mit Bogen und vergifteten Pfeilen, einige mit Musketen. Sie ließen dennoch sich zum Frieden bewegen. Diese Leute gehören zum Volksstamme von Benin. Eine gute Stunde weit landeinwärts liegt die Stadt Wappa. Unter den Bäumen der Gegend zeichnete sich die Kohlpalme (Areca oleracea) und der Guranußbaum (Sterculia acuminata) aus; der grasige Boden und die Zweige waren belebt von schönen Francolins (Chaetopus Adansonii), Ochsenhackern (Buphaga africana), den grün- und blaufarbigen, rosenhalsigen Paläornis (Pal. terquastus), den grauköpfigen Senegal-Papageyen, carmoisinrothen Nußhackern, goldfarbigen Pirolen und einer Menge anderer, schönfarbiger Vögel; in dem dürren Gras gab es manche giftige Schlange, deren Geschlecht von den Eingebornen abergläubig geschont wird; Termitenbaue ragten hin und wieder hoch empor.

Es war heute am 5. Sept. erst der 16. Tag seit der ersten Nacht, die man auf dem Fluße zugebracht hatte, und schon ließ jene furchtbare feindliche Macht des Klimas, welche man als den gefährlichsten Feind des Unternehmens aus der Geschichte der früheren Nigerreisen kannte, sich merken. Es waren heute 2 von der Mannschaft des Albert, 2 von der des Soudan am Nigerfieber erkrankt, und an mehreren noch zeigten sich die Symptome, welche den nahen Ausbruch verriethen. Die Stille des Sonntags, am 6., mochte in manchen der Reisenden ernsten Betrachtungen Raum geben, doch blieb die Freudigkeit an dem so wohl begonnenen Unternehmen noch die herrschende Stimmung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

1. **Cornelius Nepos. Erklärt von Dr. Karl Nipperdey. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1849. XXXVIII u. 198 S. 8.**

2. **Collectaneorum ad Aemilium Probum specimen. Ed. Dr. Henr. Guil. Heerwagen. Baruthi, 1849. 22 S. 4.** (Als Programm des Gymnasiums zu Baireuth erschienen).

Unter den Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller, welche in der von Haupt und Sauppe begonnenen und mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Sammlung bereits erschienen sind, nimmt die Bearbeitung des Cornelius Nepos von Nipperdey eine sehr ehrenwerthe Stelle ein. Was diese Ausgabe vor allen bisher erschienenen Bearbeitungen auf das Rühmlichste auszeichnet, das ist der historische Commentar, der nach allen Seiten als ein erschöpfender betrachtet werden kann und von dem gründlichsten Quellenstudium des Herausg. auf dem Gebiete der alten Geschichte ein sehr ehrenvolles Zeugniß ablegt. Alle irgend abweichenden Ueberlieferungen anderer Schriftsteller sind mit der größten Sorgfalt gesammelt, die Quellenstellen, die Nepos übertragen hat, wörtlich angeführt und überall, wo es von Belang erschien, mit der Uebertragung des Nepos das Original verglichen und darnach beurtheilt. Besonders ist zu rühmen, daß bey jenen Biographien, wo Nepos nicht wie z. B. beym Datames Hauptquelle ist, mit Genauigkeit nachgewiesen ist, was er allein berichtet. Dabey hat sich der Herausg. nicht begnügt, die abweichenden Ueberlieferungen des Nepos bloß namhaft zu machen, sondern er hat stets auch seine historische Glaubwürdigkeit kritisch beleuchtet und so auch zur Beurtheilung des Schriftstellers ein ausreichendes Material an die Hand gegeben, wodurch die Ausgabe des Hrn. N. auch für den historischen Forscher zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden ist. Eine andere Frage ist, ob ein so genaues, selbst auf ganz unwesentliche Punkte sich erstreckendes Eingehen in das Detail, auch den Zwecken einer Schulausgabe völlig entsprechend erscheinen dürfte. Der Herausg. scheint diesen Mißstand selbst gefühlt zu haben, indem er in der Vorrede S. VII bemerkt:

„So wenig sich nun, wie mir scheint, gegen die Richtigkeit dieses Verfahrens etwas einwenden läßt, so bringt es doch bey der Masse der geschichtlichen Irrthümer des Nepos und durch den Umstand, daß es fast durchaus griechische Quellen sind, auf welche wir bey der Beurtheilung fußen müssen, besonders für den Schüler, für welchen unsere Ausgabe bestimmt ist, sehr große Uebelstände mit sich. Derselbe muß über eine Masse von Dingen belehrt werden, welche er für den Augenblick nicht lernen sollte, und die Beurtheilung kann nur vollständig herbeygeführt werden, indem ihm ganz unbekannte Gewährsleute genannt und Stellen in einer Sprache vorgelegt werden, welche er nicht versteht. Was folgt hieraus? Etwa daß wir anders verfahren mußten als geschehen ist? Dieß doch gewiß nur dann, wenn man uns beweist, daß der Commentar nicht die doppelte Aufgabe hat, sowohl zum Verständniß als zur Beurtheilung des Schriftstellers zu befähigen ꝛc.“

Wir zweifeln, ob der gelehrte Herausg. die Unfehlbarkeit seiner Ueberzeugung, die so weit geht, daß er eher den Nepos von der Schule ausschließen als in seinem Commentare etwas aufgeben wollte,

was ihm zur allseitigen Beurtheilung des Autors zweckdienlich erscheint, mit so großer Entschiedenheit ausgesprochen hätte, wenn er sich nicht die doppelte Aufgabe gestellt hätte seine Ausgabe der Art einzurichten, daß sie zugleich für die ersten Leser des Nepos und für Freunde des classischen Alterthums, die nicht gerade Philologen sind, passend wäre. Da Nepos derjenige Schriftsteller ist, der den Latein Lernenden zuerst in die Hände gegeben werden kann und muß (denn es ist ein Glück, daß die lateinische Literatur einen durch Inhalt und Sprache so ganz eigentlichen Jugendschriftsteller besitzt), so muß bey einer Interpretation desselben der Lehrer mehr als bey jedem andern Schriftsteller die Kunst des Schweigens verstehen und sich hüten, den Schüler über Dinge belehren zu wollen, die er für den Augenblick nicht lernen kann und auch nicht zu lernen braucht; und vernünftiger Weise kann auch bey einer Schulausgabe ein anderer Weg nicht eingeschlagen werden. Dabey soll nicht behauptet seyn, daß gröbere historische Irrthümer, wie z. B. was Hr. N. über die sogenannte Schlacht bey Zama S. VIII treffend bemerkt, nicht schon sogleich bey einer ersten Lectüre sollen berichtigt werden. Aber Ref. muß vom pädagogischen Standpunkte aus Verwahrung einlegen gegen ein zu tiefes Eingehen in das historische Detail und gegen Handhabung der historischen Kritik mit Knaben, die den Nepos lesen und sich an seinen wenn auch manchmal ungenauen und zu knappen Darstellungen weiden sollen, nicht aber schon in ihrem arglosen Alter von kritischer Zweifelsucht angesteckt werden dürfen. Soll die historische Kritik und Silbenstecherei, die an jeder Wendung mäckelt, ob sie den gegebenen politischen Beziehungen ganz entsprechend sey, schon auch bey der Lesung des Nepos ihre Anwendung finden, dann darf folgerechter Weise auch die sprachliche Kritik, da sie auch für die Beurtheilung eines Schriftstellers von dem wesentlichsten Belange ist, mit allen ihren Minutien nicht ausgeschlossen werden.

(Fortsetzung folgt.)

A narrative of the expedition sent by her Majestys Government to the river Niger in 1841; by Captain William Allen and H. Thompson.

(Schluß.)

Am Montag wurde die Unterhandlung mit dem Attah in feyerlicher Weise abgeschlossen und von ihm die Geschenke, welche für ihn den Werth seines halben Königreiches haben mußten, äußerlich zwar mit scheinbarer Gleichgültigkeit, innerlich aber mit großem Wohlgefallen angenommen, obgleich keine jener messingenen Trompeten darunter war, deren eine vorgestern der schwarze Monarch sich zeigen ließ und sie mit Mienen betrachtete, an denen das Verlangen nach ihrem Besitz unverkennbar war. Auch die vornehmsten Räthe, die Mollams und wichtigsten Hofdiener waren durch die Geschenke, die sie erhielten, sehr zufrieden gestellt. Einige Offiziere, welche noch einmal in den Palast zurückkehrten, um etliche Papiere zu holen, welche sie da vergessen hatten, fanden den Attah im tiefsten Negligé mit einigen seiner Hofleute beschäftigt, die schönen Geschenke der Engländer zu betrachten, wobey sich das Vergnügen des Herrn und seiner Diener durch unmäßig lautes Lachen kund gab.

Den Fremden, die hier mit ihren Schiffen vor Iddah lagen, war es freylich nicht mehr zum Lachen zu Muthe; es hatten sich heute im Albert, außer den beyden zuerst kranken, noch drey Mann am Fieber gelegt, im Soudan waren außer den beyden schon vorgestern Erkrankten, der Lieutenant Ellis und der Wundarzt Marschall ergriffen worden; im Wilberforce mehrere so unwohl, daß sie kaum sich aufrecht halten konnten. Schon am 7. starb einer der Kranken im Albert, und nach wenig Tagen folgten diesem Sterbefalle noch mehrere andere.

Wie gerne hätten die Reisenden, deren Geschäft in Iddah vollendet war, den ungesunden Landungsplatz, aus dessen morastiger Nähe ein ver-

pestender Aushauch sich verbreitete, verlassen, aber sie waren noch mehrere Tage hier gehalten, weil der schwer belastete Wilberforce auf dem schlammigen Grund so fest saß, daß alle Anstrengungen, ihn flott zu machen, würden unzureichend gewesen seyn, wenn nicht das Anwachsen des Stromes durch den Regen, welcher hier und noch mehr in den Gegenden des oberen Stromlaufes gefallen war, sie begünstigt hätte. Die Zeit des Verzuges wurde indeß von einigen der gesund Gebliebenen zur weitern Durchforschung der Stadt und ihrer Umgegend, so wie zum Bekanntwerden mit ihren Bewohnern, benützt.

Obgleich die meisten von diesen noch Fetischanbeter sind, hat dennoch der Islam und mit ihm die Verehrung nur Eines Gottes bey den Vornehmern und bey einem Theil des Volkes Eingang gefunden. Zugleich mit der Religionslehre des geistig höherstehenden Ostens sind auch andere Vorzüge desselben in dieses Negerland herüber gekommen, denn es muß jedem Europäer, der von der Küste her in das Land der Eggerahs kommt, auffallen, daß die Bewohner von Iddah an Bildung und bürgerlicher Gesittung unvergleichbar viel höher stehen als die Neger an der Mündung des Stromes und an der Westküste. Es liegt etwas Beschämendes für uns in diesem Vergleich. Das christliche Europa hat seit Jahrhunderten mit jenen Küstengegenden in Verkehr gestanden und einen ungeheuren Einfluß auf ihre Bewohner gehabt, diese aber sind Fetischanbeter und halbthierische Barbaren geblieben; der Mohamedismus hat mit ungleich größeren Schwierigkeiten und über viele Strecken des Binnenlandes her, namentlich seit etlichen Menschenaltern, seinen civilisirenden Einfluß bis nahe an die Küste verbreitet.

Die Häuser von Iddah sind meist von runder Form, jene der bemittelteren Bewohner blau oder weiß angestrichen. Eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechtes ist das Spinnen von Baumwolle in jener einfachen Weise, die man schon in Italien sieht. Man verwebt dieses Gespinnst und färbt dasselbe, wobey namentlich eine Art von Tephrosia die blaue Farbe giebt. Nächst dem Geschäft der Weber und Färber ist das der Schmiede am bedeutsamsten. Unsere Reisenden sahen mehrere Arbeiten dieser Art, denen eine gewisse Geschicklichkeit nicht abzusprechen war, obgleich die hiesigen Eisenarbeiter weder die Kunst verstehen, die in ihrer Umgegend so häufigen Eisenerze auszuschmelzen, sondern immer nur das Metall verarbeiten, das ihnen von der Küste her zukommt, noch auch schwerlich die wahren Meister jener in Damascenerweise eingelegten Klingen sind, deren einige unserer Reisenden hier sahen. Auch Leder wird in Iddah sehr gut verarbeitet und der Acker- wie der Gartenbau sind in gutem, einträglichen Zustand. Die Regierungsform des Landes ist unbeschränkt monarchisch, die Thronfolge erblich, doch so, daß nicht der älteste Sohn des Königs, sondern der älteste Sohn seiner Schwestern sein Nachfolger wird.

Endlich, am 9ten war Alles wieder zur Abfahrt in Bereitschaft. Es war jetzt die Hauptaufgabe der Expedition, die Begründung einer Colonie in einem vom Attah zu Iddah erkauften Landstrich, nahe am Zusammenfluß des Chadda (schwarzen Flußes) mit dem Niger (dem weißen Strom) ihrer Lösung nahe, denn der Abstand dieses Zielpunktes der Reise von Iddah beträgt kaum vier Fünftheile eines Grades der Breite. Aber mit dieser Annäherung zugleich wuchsen auch die Unannehmlichkeiten der Reise, obgleich das zunehmende Steigen des Stromes ihren Fortgang um vieles erleichterte. Nur noch ein kleiner Theil der Reisegesellschaft konnte an dem Anblicke der Konggebirge und der reichen Ufergegenden sich freuen. Fast die ganze Mannschaft des Soudan war fieberkrank und unfähig zur Arbeit, der Wilberforce mußte das Fahrzeug in's Schlepptau nehmen und auch im Albert war ein großer Theil der Mannschaft krank. Adda Kuddat, das schon die Mitglieder der früheren Expedition für die neue Niederlassung als tauglich bezeichnet hatten, war durch den feindlichen Ueberfall eines Nachbarstammes zur Ruine geworden, und das zerstörte Gemäuer bereits grün bewachsen. Die vormaligen Bewohner, warme Freunde der Engländer, hatten sich an's jenseitige Ufer geflüchtet. Die Zahl der Kranken hatte in allen Schiffen in erschreckender Weise zugenommen; die Sterbefälle mehrten sich fast von Tag zu Tage und zu der Plage des Fiebers kam

noch die von giftigen Schlangen, welche vorher auf den Sandbänken und Inseln lebend, die das anwachsende Wasser überschwemmt hatte, jetzt auf den losgerissenen Wassergewächsen sich befanden und an den Ankertauen sich emporwanden auf das Verdeck. Dennoch waren die Naturforscher der Expedition: unser Landsmann Vogel und Stanger, noch so eifrig in ihrem Geschäfte, daß sie, während die Schiffe hier in der Nähe der künftigen Niederlassung vor Anker lagen, das freylich nur 1200 Fuß hohe, bey der großen Hitze jedoch höchst schwer zu ersteigende Paddehgebirge besuchten, auf dessen Rücken sie viele Ortschaften und fast alle afrikanischen Fruchtarten in bestem Anbau fanden. Dr. Vogel ahnete damals noch nicht, daß auch er kurz darauf ein Opfer des tödtlichen Nigerfiebers werden würde.

Man fand, daß die oben genannte Höhe des Paddeh und die zu ihren Füßen gelegene Insel Barraga die günstigsten Punkte zur Anlegung englischer Forts seyen, unter deren Schutz die neue Niederlassung ihren Anfang nehmen konnte. Ein Stück Landes von fast 4 Stunden Länge, am Flußufer hin, und von einer Stunde Breite, wurde dazu bestimmt. Die Kaufsumme dafür betrug 700,000 Cauries (Cypraea moneta), welche kleine Seeschneckenart in ungeheurer Menge an den Maldivischen Inseln gefunden und von da nach London gebracht wird, wo man sie tonnenweise verkauft, so daß das Tausend auf etwa 50 kr. zu stehen kommt. Ein beyläufiges Fünftheil dieser Summe, 14 Säcke, in denen gegen 160,000 Stücke sich fanden, wurde sogleich an den Attah bezahlt, die andern vier Fünftheile sollten, wenn die Niederlassung zu ihrem Zwecke tauglich gefunden würde, nach einem Jahre bezahlt werden. Aber diese Frist war länger gestellt als die dießmalige Ausdauer der mit so vielen Kosten der Ausrüstung und mit so manchem Menschenleben erkaufte Ansiedelung. Die Schiffe waren zu Lazarethen geworden, man mußte bald mit den Kranken stromabwärts eilen, um sie großentheils zu ihrem Grabe zu geleiten, welches viele von ihnen

in Fernando-Po fanden. Der sehr tüchtige Oberaufseher der Colonie, Carr, ein Farbiger aus Westindien, wurde auf seiner Geschäftsreise nach der Küste wahrscheinlich von den Negern des Braß-Stammes mit Wissen ihres Häuptlinges Boy ermordet; der König Obi zu Aboh und manche andere vermeintliche Freunde der Engländer benahmen sich, gerade da als diese Freunde ihrer Hülfe am meisten bedurften, sehr zweydeutig gegen sie. England hat nur Eines bey diesem Unternehmen gewonnen: die bessere Kenntniß der Vorsichtigkeitsmaßregeln, unter denen das Eindringen in diesen Theil von Afrika und eine Colonisation desselben gelingen könnte, so wie die feste Ueberzeugung, daß für den äthiopischen Stamm die Stunde nahe sey, in der auch ihn ein höheres geistiges Licht durchleuchten wird. Der Plan zur Anlegung einer englischen Niederlassung am Zusammenfluß des Chadda und des Niger scheint übrigens keineswegs für immer aufgegeben zu seyn, und englische Handelsschiffe haben seitdem von Fernando-Po aus den Verkehr mit den Anwohnern des unteren Nigerstroms erhalten. Als die verhältnißmäßig günstigste, am wenigsten für das Leben der Europäer gefährliche Zeit zu den Stromfahrten auf dem Nun, hat man die Zeit der Stromschwellen und des Regens erkannt; eine europäische Niederlassung wird sich jedoch nur nach manchen vorbereitenden Schritten, zur Gesundmachung des Landstriches am Chadda und Niger, für längere Dauer begründen können.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

A. Tebeldi, die Auflösung der staatlichen Einheit der österreich. Monarchie durch die Nationalversammlung zu Frankfurt a.M. Leipzig 1848.

C. F. Roßhirt, Zur Lehre von den Wirkungen des Prozesses auf das materielle Recht. Heidelb. 1848.

J. C. Hagens, Ueber die Einführung der Geschwornen für Civil- u. Criminalsachen in Deutschland. Paderborn 1848.

Entwurf einer Civil-Prozeß-Ordnung für den Preußischen Staat, mit den Motiven. Berl. 1848.

Patres ecclesiae Anglicanae by Dr. Giles. Arnulfi Lexoviensis Episcopi epistolae ad Henricum II regem Angliae Sanctum Thomam Arch. Cant. et alios. Oxonii. 1844.

— — Sancti Aldhelmi opera quae extant. Jo. Saresberiensis postea Episcopi Carnotensis opera omnia. Vol. I — V. Oxonii 1848.

— — Petri Blesensis Bathoniensis Archidiaconi opera omnia. Vol. I — IV. Oxonii 1847.

Beda, Historia ecclesiastica gentis Anglorum cura Rob. Hussey. Oxonii 1846.

Ad. Schumann, Praktische Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testamentes. Berl. 1848.

B. Brückner, Epistolae ad Philippenses Paulo auctori vindicatae contra Baurium. Leips. 1848.

Dr. R. Stier, Die Weisheit Salomonis in Hiskias-Tagen. Bremen 1849.

A. Hilgenfeld, Das Evangelium und die Briefe Johannis nach ihrem Lehrbegriffe dargestellt. Halle 1848.

J. Gray, The Earth's Antiquity. In Harmony with the Mosaic Record of Creation. Lond. 1849.

J. Wh. Bosanquet, Chronology of the times of Daniel Ezra and Nehemiah, considered with the view of correcting an error of therty-three years in the received chronology between the capture of Jerusalem and the birth of Christ... P. I. Lond. 1849.

Free and candid thoughts on the doctrine of predestination. Lond. 1761.

A. Scott, The final perseverance of Saints. Lond 1825.

G. Kendall, Theokratia. Lond. 1653.

J. Chauncy, Neonomianism unmasked. Lond. 1692

H. Brooke, The tryal of the cause of the roman Catholics. Dublin 1761.

Rendu, Lettre a S. M. de roi de Prusse. Par. 1848.

Warnkönig, die katholische Frage im Sommer 1848. Tübingen 1848.

Dr. J. Helfert, Anleitung zum geistlichen Geschäftsstyle nach dem gemeinen und dem österreichischen Kirchenrechte. 6te Aufl. Prag 1848.

Dr. L. Snell, Geschichte der Einführung der Nuntiatur in der Schweiz und ihre dargelegte Politik. Baden 1847.

Artaud de Montor, La papauté et les émeutes romaines. Par. 1849.

Symeon, Libellus de exordio atque procursu Dunhelmensis Ecclesiae. Lond. 1732.

Trud. Neugart, Historia monasterii ord. S. Benedicti ad S. Paulum in valle inferioris Carinthiae Lavantina. Klagenf. 1848.

Th. Hagn, Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung. Linz 1848.

C. M. Curci, Una divinazione sulle tre ultime opere di Vincenzo Gioberti. Vol. 1. 2. Parigi 1849.

Richard, Lord Bishop of Cloyne, The present state of the church of Ireland. Lond. 1787.

F. Merewether, Thoughts on the present state of popular opinion in matters of religion, in England. Lond. 1824.

Entwurf einer neuen Ordnung für die evangelische Kirche von Würtemberg. Stuttgart 1848.

Dr. Chr. W. Spieker, Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden. Bd. 2. Abth. 1. Leipzig 1848.

Wodrow Society. Certaine Records touching the estate of the kirk in the years 1605 et 1606 by J. Forbes, Minister of Alford. Edinb. 1846.

Verhandlungen der Generalversammlung der neuen Kirche. Heft 1. Tübingen 1849.

Dr. H. Hellmar, Die Zukunft der evangelischen Kirche vom rechtlichen Standpunkte aus beleuchtet. Halle 1848.

Dr. J. Helfert, Handbuch des Kirchenrechts. 3te verb. Aufl. Prag 1848.

Dr. C. B. Meissner, Der Staat, die Kirche und die Schule. Leipz. 1849.

O. Mejer, De titulo missionis apud Catholicos. Regiomonti 1848.

Dr. C. Ullmann, Die bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Confessionen. Stuttg. 1848.

Dr. O. Krabbe, Die evangelische Landeskirche Preussens und ihre öffentlichen Rechtsverhältnisse. Berlin 1848.

J. F. Th. Wohlfarth, die Unantastbarkeit der Kirchengüter. Weimar 1849.

Dr. J. P. Lange, Ueber die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen dem Staat und der Kirche. Heidelberg 1848.

Dr. B. Gräfe, Kirche, Staat und Schule. Leipzig 1848.

Dr. J. F. Th. v. Wohlfarth, Die Trennung der Kirche vom Staate und der Schule von der Kirche. Weimar 1848.

Dr. W. Klee, Ueber den Abfall des Staates vom Christenthum. Berlin 1848.

M. Goebel, Die evangelische Kirchenverfaßungsfrage. Coblenz 1848.

Drittes Quartal. Juli — September.

Manuscripte.

Schwedische Kapitulation d. d. 24. Jan. 1629. Codex chartaceus in Fol.

Statuta Canonic. regularium S. Augustini Monast. S. Crucis August. denuo injuncta ab episcopo Augustano. 1693. Codex chartaceus in Fol.

Historica relatio de ortu et progressu haeresum in Germania praesertim Aug. Vind. Codex chartaceus in Fol.

Druckwerke.

M. Lerminier, De la liberté scientifique. Par. 1849.

Jul. Caesar, Beschlüße der Versammlung der Lehrer deutscher Hochschulen zu Jena, 21. — 24. September 1848. Cassel 1848.

W. Bäumlein, Die Bedeutung der klassischen Studien für eine ideale Bildung. Heilbronn 1849.

C. v. Kaltenborn, Staat, Gemeinde, Kirche, Schule insbesondere Universitäten und ihre Reform. Halle 1848.

Dr. Strümpell, Die Universität und das Universitätsstudium. Mitau 1848.

F. S. Merryweather, Bibliomania in the middle ages. Lond. 1849.

Dr. P. Henschel, Catalogus codicum medii aevi medicorum ac physicorum qui manuscripti in Bibliothecis Vratislaviensibus asservantur. P. 1. 2. Breslau 1847.

Repertorio universale delle opere dell' instituto archeologico dall' anno 1834 — 1843. Roma 1848.

Ch. Sumner, The scholar, the jurist, the artist, the philantropist. 2. Edit. Boston 1846.

Report on the medical departement of the university of Pennsylvania for the year 1847. Philad. 1847.

J. G. Toscam del Banner, Die deutsche Nationalliteratur der gesammten Länder der österreichischen Monarchie. Bd. I. Wien 1849.

S. René Taillandier, Histoire de la jeune Allemagne. Etudes littéraires. Par. 1849.

A report upon Phonotypy. Cambridge 1847.

A. de Reume, Notice sur les imprimeurs belges. Livr. 1 — 4. Bruxelles 1849.

M. Tailliar, Recueil d'actes des XII et XIII siécles en langue romane wallone du nord de la France. Par. 1849.

J. E. Wocel, Casopis ceského museum. Ročnik XXIII. W Praze 1849.

G. Soane, New curiosities of literature and book of the Months. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

Nowočeská Biblioteka wýdawaná nakladem českého Museum. Cislo X. Jana Swatopulka Presla, Počátkowé Rostilinoslowí. W Praze 1848.

S. T. Aufrecht und A. Kirchhoff, Die umbrischen Sprachdenkmäler. Heft 1. Berl. 1849.

Bar. Dal-Pozzo, Cenni intorno alla soppressione del dialetti del Cavaliere Pansoya e piano di un' associazione per la diffussione della lingua italiana. Alessandria 1848.

Frz. Spatny, Deutsch-böhmisches Wörterbuch. Heft 1 — 3. Prag 1849.

C. Oberleitner, die Runendenkmäler des Nordens. Wien 1849.

Bibliotheca philologica. Herausgegeben von Ruprecht. I Jahrgang. Die literarischen Erscheinungen von 1848. Göttingen 1849.

C. S. Matthiessen, Historia chalifatus Al-Motacimi ex Cod. Arabico nunc primum edita. Lugd. Bat. 1849.

Jáska's Nirukta sammt den Nighantavas. Herausg. von R. Roth. Heft 1. 2. Göttingen 1848.

Jomard, Extrait d'un mémoire sur l'uniformité à introduire dans les notations géographiques. Paris 1847.

C. Helmuth, Aphorismen aus dem Gebiete der physischen Geographie, Statistik u. vaterl. Geschichte. Mit Atlas. Magdeburg 1848.

Il viaggio al Chili del canonico Don Giovanni Maria Mastai oggi sommo Pontefice Pio Papa IX. Velletri 1846.

J. Tyrwitt, Four months among the Gold Finders in Alta California; being the Diary of an expedition from San Francisco to the Gold Districts. Lond. 1849.

R. Caillié, Journal d'un voyage à Temboctou et à Jenné dans l'Afrique centrale. Vol. 1 — 3. Avec Atlas. Par. 1830.

Capt. Edw. Belcher, Narrative of the voyage of H. M. S. Samarang, during the years 1843 — 1846. Vol. 1. 2. London 1848.

L. Schücking, Eine Römerfahrt. Coblenz 1848.

René de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise. T. I. Par. 1849.

A. Baumgarten-Crusius, die Bürgertugenden des klassischen Alterthums. Löbau 1849.

Will. Smith, Dictionary of Greek and Roman antiquities. 2 edition improved and enlarged. Lond. 1848.

Th. Panofka, Von einer Anzahl antiker Weihgeschenke und den Beziehungen ihrer Geber zu den Orten ihrer Bestimmung. Berlin 1840.

C. Grifi, Sulle iscrizione intorno a'teatri antichi e a' giuochi in essi rappresentati. Ragionamento I. Roma 1847.

G. R. Gliddon, Otia Aegyptiaca; Discourses on Egyptian Archaeology and hieroglyphical discoveries. London 1849.

J. K. Bailie, Fasciculus inscriptionum, Graecarum potissimum ex Galatia, Lycia, Syria et Aegypto. Dublin 1849.

F. G. Welcker, Die Composition der polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Berlin 1848.

A. H. Layard, The Monuments of Niniveh. Illustrated in one hundred plates. Lond. 1849.

L. Canina, Aggiunte e correzioni all' opera sugli edifici antichi di Roma dell' archit. A. Desgodetz. Roma 1843.

L. Canina, L' antica Etruria marittima. P. I. Atlas. Roma 1846.

P. V. Aldini, Intorno al tipo ordinario delle antiche monete librali Romane dissertazione. Torino 1842.

C. Cantu, Storia universale, settima edizione Torinese riveduta dall' autore. Disp. 1 — 15. Torino 1848.

A. Perdiguier, Histoire démocratique des peuples anciens et modernes. Temps anciens. T. I. Par. 1849.

A. P. Caussin de Parceval, Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, pendant l'epoque de Mohomet et jusqu'à la réduction de toutes les tribes sous la loi musulmane. T. I. Par. 1847.

Géographie ancienne des états barbaresques d'après l'allemand de Mannert, par Marcus et Duesberg enrichie de notes et de plusieurs mémoires par M. L. Marcus. Par. 1842.

E. v. Rechenberg-Linten, Westeuropa und Rußland. Mitau 1849.

J. Golovine, L'Europe révolutionnaire. Par. 1849.

P. de Bourgoing, Les guerres d'idiôme et de nationalité. Par. 1849.

Heeren u. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten.

— — Dr. E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich. Bd. 4. Hamburg 1848.

— — J. G. Mailath, Geschichte des österreich. Kaiserstaates. Bd. 4. Hamb. 1848.

G. Pisani, Sulla guerra dell' independenza. 2. ediz. Firenze 1848.

D. Tomacelli, Storia de' Reami di Napoli e Sicilia dal 1250 al 1303. Vol. I. Napoli 1846.

S. Ferrari, La révolution et les réformes en Italie. Par. 1848.

Ch. Didier, Question Sicilienne. Par. 1849.

D. Angel Saavedra, Insurrection de Naples en 1647 étude historique. T. 1. 2. Par. 1849.

Archivio storico italiano. Disp. 29. Firenze 1848.

Boucher de Perthes, Antiquités Celtiques et Antédiluviennes. Par. 1847.

E. Charrière, Negociations de la France dans le Levant ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques de France à Constantinople et des ambassadeurs à Venise, Raguse, Rome, Malte. T. I. Par. 1848.

Ed. Barthélemy, Notice historique sur les établissements français des côtes occidentales d'Afrique. Par. 1848.

Nain de Tillemont, Vie de Saint-Louis Roi de France. Vol. 5. Paris 1849.

V. Boreau, Histoire de France précédée de l'histoire des Gaulois. 3. edit. revue, corrigée et augmentée. Par. 1849.

E. de la Bedollierre, Histoire des moeurs et de la vie privée des Français. Vol. III. Par. 1849.

B. A. Maturé, Histoire des comtes de Toulouse. Castres 1828.

Ch. de Forster, Quinze ans à Paris (1832—1848). Paris et les Parisiens. T. II. Par. 1849.

M. Guizot à ses amis. Avril 1849.

Büchner, Die Auswanderuug und Ansiedelung in vereinigten Colonien. Dresden 1849.

X. Boyer, Un mot sur l'unité allemande. Par. 1849.

Th. Juste, L'Allemagne depuis 1815. Bruxelles 1849.

Dr. W. Klee, Der Dombau zu Köln und die deutsche Einheit. Berlin 1849.

Dr. J. D. Lang, Eine deutsche Colonie im stillen Ocean, Leipzig 1848.

F. Hénaux, Sur la naissance de Charlemagne à Liège, recherches historiques. Liège 1848.

Gegen die Signatura temporis. Berlin 1849.

Fr. L. Scheibe, Luther und die Aufrührer vom Jahre 1525. Erfurt 1848.

H. A. Oppermann, Hannoversche Zustände seit dem 24. Februar 1848. Bremen 1849.

Chr. G. Clostermeier, Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe. Lemgo 1848.

A. von Loewis, Die Gegend von Heidelberg. Berlin 1816.

Dr. G. Landau, Historisch-topograph. Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen. Heft 1. Kassel 1849.

L. Teleki, Die Ereignisse in Ungarn seit dem März 1848. Leipz. 1849.

O. Hübner, Oesterreichs Finanzlage und seine Hülfsquellen. Wien 1849.

A. Jäger, Die alte ständische Verfaßung Tirols. Innsbruck 1848.

F. W. Ebeling, Historische Darstellung und Kritik des österreich. Reichstages bis zu seiner Prorogation. Heft 1—3. Wien 1849.

E. Bruna, Geschichte Böhmens. Heft 1. Prag 1849.

Dr. E. Huhn, Das Königreich Preußen geographisch-statistisch und topographisch dargestellt. Bd. 1—4. Neustadt 1849.

Eilers, Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn. Berlin 1849.

Dr. Wollenhaupt, Ideen zur Reform des Militär-Medizinal-Wesens Preußens. Breslau 1849.

Grauvogl, Schedula über den ärztlichen Congreß in München. Erlangen 1848.

J. Lamont, Astronomischer Kalender für das Königreich Bayern auf das gemeine Jahr 1850. München 1849.

Materialien zur Geschichte der neuesten Politik. Stuttgart 1847.

Fr. W. Stahl, Kritik der socialen Reformen Frankreichs und ihre Folgen. Erlangen 1848.

Der Congreß bayerischer Aerzte in München. Freiburg 1849.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1849.

Théry, Histoire des opinions littéraires. 2 éd. Par. 1849. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849. No. 83.

Pressac, Histoire de la bibliothèque de la ville de Poitiers. Poit. 1848. — Bulletin du Bibliophile 1849. No. 3 et 4.

Pellissier, Premier rapport sur l'état de l'instruction publique en Égypte adressé à M. le Ministre de l'instruction publique et des cultes. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849. No. 84. 90.

Mission scientifique, en Italie, de M. M. Daremberg et E. Renan. — Ebendaſ. No. 89.

Etudes sur la littérature byzantine. II Jean Cinname. (2 art.) — Ebendaſ. No. 92.

Bargès (L.), Termes himyariques rapportés par un écrivain arabe. — Journ. asiat. 1849. Oct.

A translation of the Keddah annals. By James Low. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 June.

Reinaud et Favé, Du feu grégeois, des feux de guerre et des origines de la poudre à canon chez les Arabes, les Persans et les Chinois. — Journ. asiat. 1849 Octob.

Khalil-Ibn-Ishak, Précis de jurisprudence Musulmane, ou principes de législation musulmane civile et religieuse, selon le rite Mâlekite, trad. de l'arabe par Perron. — Journ. des Savants 1849 Nov.

Logan (J. R.), Five days in Naning. (Excursion from Sabang Ayer Panas to Malacca Pinda and Bukit Panchur.) — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 July.

Hébert-Duperron, Du droit de l'état dans l'antiquité. I article: La Chine. — Univ. cathol. 1849 Sept.

Köhne, Beiträge zur Geschichte und Archaeologie von Cherronesos in Taurien. III. Byzantinische Zeit. — Mémoires de la Soc. d'archéol. et de numismat. de St. Petersb. VII. (Vol. III. Livr. 1).

Muralt, Les colonies de la côte Nord-Ouest de la mer noire, depuis le Danube jusqu' au Boug. — Ebendaſ. VIII. (Vol. III. Livr. 2.)

Tchertkoff, Description de quelques objets antiques, trouvés dans le district de Zwénigorod. — Ebendaſ.

Duchalais, Apollon Sauroctone. (Suite et fin.) — Revue archéol. Année VI. Livr. 8.

Lowenstern, Lettre sur la deuxième écriture de Persépolis. — Ebendaſ.

Bartholomaei, Drachme inédite d'Artavasde, roi d'Arménie. — Mémoires de la Soc. d'archéol. et de num. de St. Petersb. VIII. (Vol. III. Livr. 2.)

Meynaerts, Médaille inédite en or, de la ville de Mégare en Sicile. — Revue de la Numismat. belge. T. IV. No. 4.

Piot (C.), De l'adoption des types des sceaux des souverains et des seigneurs sur leurs monnaies. — Ebendaſ.

— — Sur la signification des astres qui se trouvent sur les sceaux et les monnaies du moyen âge. — Ebendaſ.

Dumont (Éd.), Origines historiques de la souveraineté temporelle du Saint-Siège. — Revue de Brux. 1849 Sept. (T. VIII. Livr. 17.)

Albert-Montémont, La Hongrie. Sa situation géographique, ses idiomes etc. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1849.

The great Alfred: a familiar narrative of his life and times. — The Anglo-Saxon. Part. IV.

Ceremonies attending the funeral of the late king of Cochin China. — Journal of the Indian Archipelago. 1849 June.

Logan (J. R.), A general sketch of Sumatra. — Ebendaſ.

Willer (T. J.), The Battas of Mandheling and Pertibi. — Ebendaſ.

Senser St. John, The population of the Indian Archipelago. — Ebendaſ.

Riley (Edw.), Rough notes on the geological and geographical characteristics of the Tenasserim provinces. — Ebendaſ. July.

Dampier, Pulo Dinding in 1688. — Ebendaſ.

Abbadie (Ant. d'), Note sur le haut fleuve Blanc. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1849 Sept. et Oct.

Ord (G.), A memoir of Charles Alexander Lesueur. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 Sept.

Rumelin (Charl.), Notice biographique sur Charles Otfried Müller. Avec un aperçu historique sur ses principaux ouvrages. (4 art.) — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849. No. 74.

Le Nain de Tilemont, Vie de Saint Louis, roi de France, publiée pour la première fois d'après le manuscrit de la bibliothèque royale par J. de Gaulle. T. 1—4. Paris 1847—49. — No. 90.

Roux-Lavergne, M. Cousin et ses doctrines. — Revue de Brux. 1849 Sept. (T. VIII. Livr. 17.)

Secchi (A.), On the curve described by a movable pulley. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 Sept.

Balthasar, Notice sur l'église de Munster. — Revue archéol. Année VI. Livr. 8.

Chauvenet (W.), On the method of determining the geographical longitude by altitudes of the moon. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 Sept.

Person (C. C.), Recherches sur la chaleur latente de fusion. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Nov.

Observations météorologiques du mois de Septembre 1849. — Ebendaſ.

Leblanc (Fél.), Extrait d'un rapport relativement au volume d'air à assurer aux hommes de troupes dans les chambres des casernes. — Ebendaſ. Déc.

F. de la Provostaye et P. Desains, Mémoire sur les anneaux colorés. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Octobre 1849. — Ebendaſ.

Delesse (A.), Mémoire sur le pouvoir magnétique des roches. (Suite.) — Annal. des Mines 1849. Livr. 3.

Becquerel (Edm.), Abstract of an article on the conducting powers of the metals at different temperatures. — Amer. Journ. of science and arts 1849 Sept.

Norton (Will. A.), On the diurnal variations in the declination of the magnetic needle, and in the intensities of the horizontal and vertical magnetic forces. — Ebendaſ.

Locke (John), On the electro-chronograph. — Ebendaſelbſt.

Brice Bronwin, On the theory of the tides. (Concl.) — Philos. Mag. 1849 Nov.

Lubbock (J. W.), On shooting stars. — Ebendaſ.

Glaisher (James), Remarks on the weather during the quarter ending September 30, 1849. — Ebendaſelbſt.

Claudet (A.), Researches on the theory of the principal phaenomena of photography in the Daguerreotype process. — Ebendaſ.

Kosmann (C.), Mémoire sur l'action de quelques acides et de quelques sels acides sur le chlorure amidomercurique. (Fin.) — Ann. de Chim. et de Phys. 1849 Nov.

Melsens, Nouveau procédé pour l'extraction du sucre de la canne et de la betterave. — Ebendaſ.

Marignac (C.), Mémoire sur la composition et les formes cristallines des nitrates de protoxyde de mercure. — Ebendaſ.

Salvétat, Recherches analytiques sur les rouges employés dans la peinture sur porcelaine. — Ebendaſelbſt.

Roucher (C.), Recherches sur les oxydochlorures de mercure. — Ebendaſ.

— — Recherches sur les oxydochlorures de mercure. (Fin.) — Ebendaſ. Déc.

Braconnot (H.), Analyse des glands, suivie de considérations sur la présence du sucre de lait dans les graines des végétaux. — Ebendaſ.

Nicholson et F. Abel, Recherches sur la strychnine. — Ebendaſ.

Malacuti, Lettre à M. Dumas sur l'éther amylique. — Ebendaſ.

Cahours (Aug.), Recherches sur l'anisol et le phénétol. — Ebendaſ.

Sacc, Analyse des graines de pavot blanc. — Ebendaſelbſt.

Filhol, Lettre à M. Dumas sur les eaux sulfureuses thermales des Pyrénées. — Ebendaſ.

Rosé (H.), On the quantitative separation and estimation of phosphoric acid. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 Sept.

Soubeiran, De la fabrication de l'éther. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Nov.

Henry (O.), Nouveau procédé pour déterminer la proportion de sulfate de cinchonine dans le sulfate de quinine du commerce. — Ebendaſ.

Meurein, Erreurs resultant de l'usage d'apprécier le volume ou le poids des liquides d'apres le nombre des gouttes. — Ebendaſ.

Magnes-Lahens, Note sur le collodion. — Ebendaſelbſt.

Caventon (E.), Recherches chimiques sur le Cailcedra. — Ebendaſ.

Gladstone (J. H.), On the compounds of the halogens with phosphorus. — Philos. Mag. 1849 Nov.

Van Beneden (P. J.), Recherches sur l'organisation et le développement des Linguatules (Pentastoma, Rud.), suivies de la description d'une espèce nouvelle provenant d'un Mandrill. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Juin.

Lebert, Recherches sur la formation des muscles dans les animaux vertébrés, et sur la structure de la fibre musculaire, en général, dans les diverses classes d'animaux. — Ebendaſ.

Blanchard (Em.), Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) Classe des Helminthes. Gordiacés. Acanthocéphales. Nemertiens. Acanthothèques. — Ebendaſ. Juillet.

Hancock (Albany), Notice of the occurrence on the British coast of a burrowing Barnacle, belonging to a new order of the class Cirripedia. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Nov.

Clark (Will.), On the animal of Dentalium Tarentinum. — Ebendaſ.

Strickland (H. E.), Supplementary notices regarding the Dodo and its Kindred. Nos. 6. 7. 8. — Ebendaſ.

Nilsson, On the extinct and existing bovine animals of Scandinavia. — Ebendaſ.

Hancock (Alb.), Observations on Mr. Morris's paper on the excavating sponges. — Ebendaſ.

Nilsson, On the extinct and existing bovine animals of Scandinavia. — Ebendaſ. Decemb.

Clark (Will.), On two new species of testaceous Mollusca. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Dec.

Smith (Fred.), Observations on the synonymy of the genus Nomada of Fabricius, belonging to the family of Cuckoo or Parasitic Bees. — Ebendaſ.

Duvernoy, Leçons sur l'Histoire naturelle des corps organisés. — Revue et Mag. de Zool. 1849 Octob

Hartlaub (G.), Note monographique sur le sous-genre Pyrrhorhynchus. — Ebendaſ.

— —, Description de cinq nouvelles espèces d'oiseaux de l'Afrique occidentale. — Ebendaſ.

Orbigny (Alcide d'), Description de quelques genres nouveaux de Mollusques bryozoaires. — Ebendaſ.

Malherbe (Alfr.), Description de quelques nouvelles espèces de Picinées (Picus, Linn.). — Ebendaſ. Nov.

Orbigny (Alc. d'), Note sur la classe des Amorphozoaires. — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Essai sur les Coléoptères de la Polynesie. (Suite). — Ebendaſ. Octob. Nov.

Guerin-Meneville, Note sur la decouverte faite en France d'un insecte coléoptère d'assez grande taille, qui n'avait encore été observé qu'en Laponie. — Ebendaſ. Nov.

Biot, Note additionnelle aux articles sur la respiration des animaux. — Journ. des Savants 1849 Nov.

Brongniart (Ad.), Exposition chronologique des périodes de végétation et des Flores diverses qui se sont succédé à la surface de la terre. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Juin.

Desmazières (J. B. H. J.), Dix-septième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Gasparrini (G.), Nouvelles recherches sur quelques points d'anatomie et de physiologie relatifs au Figuier et au Caprifiguier. — Ebendaſ.

Hofmeister (Wilh.), Die Entstehung des Embryo, eine Reihe mikroskopischer Untersuchungen. Leipz. 1849. 4. — Ebendaſ. Juillet.

Twaites, Observations sur les Diatomées. — Ebendaſelbſt. Juillet.

Tulasne (L. R.), Études d'Embryogénie végétale. — Ebendaſ.

Henfrey (Arth.), Reports on the progress of physiological botany No. 5. On the phaenomena accompanying the germination of the spores of Ferns. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Nov.

Miers (John), Contributions to the botany of South-America. — Ebendaſ.

Hardy (Jam.), On the Primroscleaf Miner; with notice of a proposed new genus, and characters of three species of Diptera. — Ebendaſ. Dec.

Munby (Giles), On the botanical production of the kingdom of Algiers, followed by a short notice of the supposed Manna of the Israelits. — Ebendaſelbſt.

Asa Gray, Notice of Dr. Hooker's Flora antarctica. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 Sept.

Gannal, Preparation des plantes destinées à figurer dans un herbier. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Nov.

Morris (John), Note on the genus Siphonotreta, with a description of a new species. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Nov.

M'Coy (Fred.), On the classification of some british fossil crustacea, with notices of new forms in the University Collection at Cambridge. — Ebendaſ.

M'Coy (Fred.), On the classification of some british fossil Crustacea, with notices of new forms in the University Collection at Cambridge. — Ebendaſelbſt. Dec.

Noeggerath, Notes sur les cavités dites puits naturels ou orgues géologiques qui se rencontrent dans differentes formations calcaires. Trad. par Plisson. — Annal. des Mines 1849. Livr. 3.

Delesse, Mémoire sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Sur la pegmatite avec tourmalines de Saint-Etienne. (Vosges.) — Ebendaſ. Livr. 4.

Dufrénoy, Etude comparative des sables aurifères de la Californie, de la Nouvelle-Grenade et de l'Oural. — Ebendaſ.

Daubrée, Recherches sur la production artificielle de quelques espèces minérales cristallines, particulièrement de l'oxyde d'étain, de l'oxyde de titane et du quartz. — Ebendaſ.

Capman (Edw. J.), On the notation of crystals. — Philos. Magaz. 1849 Nov.

Sentis, Rapport sur l'explosion d'une chaudière locomotive employée aux terrassements du chemin de Chartres. — Annal. des Mines 1849 Livr. 4.

Crum (Walter), On a peculiar fibre of cotton which is incapable of being dyed. — Philos. Mag. 1849 Nov.

Frank (H.), Description des divers systèmes d'exploitation employés dans les mines d'anthracite de Lamotte d'Aveillans et du Peychagnard (Isère). — Annal. des Mines 1849. Livr. 3.

Pernolet, Notes sur les mines et fonderies du Midi de l'Espagne. — Ebendaſ. Livr. 4.

Saglio, Notes metallurgiques recueillies dans un voyage en Andalousie. I. P. — Ebendaſ.

Beugnot, Rapport au nom de la commission chargée d'examiner le projet de loi sur l'instruction publique. — Journ. gén. de l'instruct. publ. No. 86. 87.

Abaelardi opera, nunc primum in unum collegit Victor Cousin, adjuvantibus C. Jourdain et E. Despois. — Ebendaſ. 1849. No. 88.

Ayzac (Fel. d'), Sur quelques attributs des statues qui décorent le porche septentrional de la cathédrale de Chartres. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 8.

Clément (F.), Rapport sur l'état de la musique religieuse en France. — Annal. archéolog. T. IX. Livr. 5.

Nisard (T.), Etudes sur les anciennes notations musicales de l'Europe. — Revue archéol. Ann. VI. Livr. 8.

Coussemaker (E. de), Histoire de la harpe au moyen âge. — Ebendaſ. T. IX. Livr. 5.

Hennequin (A.), Études sur l'anarchie contemporaine. La Jeune-Allemagne et le communisme en Suisse. — Correspondant 1849. T. XXV. Livr. 1. 3.

Molinari (G. de), Les soirées de la rue Saint-Lazare. Entretiens sur les lois économiques et défense de la propriété. — Journ. des Économistes 1849. 15. Nov.

Peace agitators. — Quart. Rev. 1849 Sept.

Montégut (Em.), De la maladie morale du XIX siècle. — Rev. de Brux. 1849 Octob. (T. VIII. Livr. 19.)

Lamartine (A. de), La démocratie et la démagogie. — Ebendaſ.

Milly (A. de), Études sur les defenseurs de la propriété. — Univ. cathol. 1849 Août. Sept.

Raepsaet (H.), Essai sur la Loi salique (suite). — Messag. des scienc. hist. 1849. Livr. 2.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. Cornelius Nepos. Erklärt von Dr. Karl Nipperdey.

2. Collectaneorum ad Aemilium Probum specimen. Ed. Dr. Henr. Guil. Heerwagen.

(Fortsetzung.)

Referent hat sich absichtlich des Ausdruckes „für die Beurtheilung eines Schriftstellers" bedient, weil er auch nicht zugeben kann, daß eine solche dem nächsten Leserkreis des Nepos bereits erschlossen werden soll oder kann. Scheint man endlich auf dem Wege zu seyn, daß die bisherige Interpretationsweise, die bey vielen Lehrern wenig oder gar nicht über ein Regeln- und Phraseneinpauken hinausgegangen ist, allmählig einen vernünftigeren Gang annehmen werde, so soll man anderseits auch nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen, und höhere Saiten auch da schon anschlagen wollen, wo die Fassungskraft der Knaben noch nicht erlaubt über die Wort- und Spracherklärung viel hinauszugehen. Der für gründliches Wissen begeisterte Herausgeber hat bey seinem Verfahren auch einen andern Punkt außer Acht gelassen, welcher die Tendenz der ganzen mit so vielem Geschick und Glück begonnenen Sammlung betrifft. Irren wir uns nämlich nicht, so geht die Absicht der so umsichtigen Gründer der Sammlung nicht bloß dahin, eine vernünftigere, alles Unwesentliche abschneidende Interpretationsweise in den Schulen einzuführen und eine raschere Lektüre zu fördern, sondern auch darauf, die leidigen Fabrikarbeiten und Eselsbrücken von Schulausgaben, wie sie fortwährend die literarische Industrie zu Tage fördert, den Schülern aus den Händen zu winden. Deßhalb mußte eine Bearbeitung des Nepos auch der Art eingerichtet werden, daß der Schüler gerne nach derselben greift und sich nicht durch einen zu gelehrten und hohen Anstrich von ihrem Gebrauche abschrecken läßt.

Gerade weil Referent den Verdiensten des Hrn. Nipperdey alle Anerkennung zollen muß, kann er nicht umhin sein Bedauern auszudrücken, daß er des Guten zu viel gethan und so die Brauchbarkeit seiner Ausgabe für den hauptsächlichsten Leserkreis, für den sie dienen soll, geschmälert hat. Hingegen hat derselbe in einer anderen Beziehung offenbar zu wenig gethan und sich noch allzusehr auf dem alten Standpunkt gehalten. Da sich Hr. Nipperdey durch seine ausgezeichnete kritische Ausgabe des Cäsar und durch seine zahlreichen kritischen Beyträge zu Cicero und verschiedenen römischen Historikern bereits als einen sehr tüchtigen Kritiker auf dem Gebiete der römischen Literatur bewährt hat, so nahm Ref. dessen Ausgabe sogar mit einer gewissen Befürchtung in die Hand, derselbe möchte in seinem reformatorischen kritischen Verfahren das Maaß überschritten und der handschriftlichen Ueberlieferung gar zu geringe Rechnung getragen haben. Diese Erwartung ist getäuscht worden; wir finden vielmehr auch Hrn. N., wenn wir einige wenige gute Verbesserungen abrechnen, von dem alten Vorurtheile von der Lauterkeit des Textes des Nepos befangen, das endlich A. Fleckeisen in seiner gelehrten Abhandlung im Philologus IV S. 308 — 351 völlig zerstört hat. Von seinem Freunde und früheren Collegen auf die Schadhaftigkeit des Textes aufmerksam gemacht, hat Ref. mit Hilfe der Aus-

gabe von K. L. Roth, die bekanntlich allein einen ausreichenden kritischen Apparat besitzt, die Biographien des Nepos einem kritischen Studium unterworfen, und ist in nicht wenigen Stellen zu ganz gleichen Resultaten mit seinem Freunde gekommen, so daß die Vergleichung unserer beyderseitigen Versuche uns selbst überraschte, was Ref. nicht deßhalb bemerkt, um etwa den Emendationen seines Freundes und treuen Mitarbeiters auf einem andern Gebiete eine größere Beglaubigung zu verschaffen, sondern weil er überzeugt ist, daß jeder Kenner der Sprache, der den Nepos aus den Handschriften studiren und kritisch prüfen will, sich bald von der ungemeinen Verderbtheit des Textes und von der großen Leichtigkeit, mit der sich viele Schäden beseitigen lassen, überzeugen werde. Ist einmal der Text des Nepos zu einer größeren Reinheit gebracht, dann wird auch das Urtheil über seine Sprache und mancherley Paralogismen, die man in seiner Darstellung witterte, günstiger ausfallen, und sich herausstellen, daß vieles der Art allein auf Rechnung seiner Abschreiber fällt. So gläubig als unsere heutigen Bearbeiter sind die Kritiker des 16. Jahrhunderts, unter denen besonders der große Lambin hervorglänzt, nicht gewesen, denen der Text des Nepos viele treffliche Verbesserungen verdankt, die aber zum großen Theile unbenützt geblieben sind, bis endlich der Fleiß Fleckeisens diese reiche Quelle a. a. O. besonders S. 350 f. wieder eröffnet hat. Auf dem richtigen Wege finden wir auch Hrn. Heerwagen begriffen, der von seinen gründlichen Studien über Cornelius Nepos bereits in diesen Blättern 1846 Num. 28 ff. eine schöne Probe abgelegt hat. Ref. kann nicht umhin, aus dem trefflichen Vorwort, das Hr. H. seinen mit bescheidnem Titel eingeführten Collectaneen vorangeschickt hat, eine Stelle zu wiederholen, in der er mit gerechtem Unmuth ein nicht einzeln stehendes genus scripturae zeichnet, durch welches die Brauchbarkeit des Nepos für die Schullektüre auf ganz anderem Wege, als Hr. Nipperdey will, verkümmert worden ist.

„Huius scriptionis occasione praeter opinionem oblata nonnihil eorum quae ex perpetua Probi lectione cum discipulis instituta animadverti aliquantum utilitatis afferre ad notitiam illarum rerum, hisce litteris mandare statui. In quo non illud ago, ut ingentem et ipse augere videar numerum quotannis fere provenientium Probi editionum, quas ad usum studiosae iuventutis esse accommodatas et titulus praedicat, et ratio omnis comprobat. Quid quod ne illud quidem notarum fabricandarum genus, quod inertiae potius ac desidiae discipulorum quam utilitati servire merito dicas, nostra aetate cultoribus suis caruit; memorabile quidem tam futilis industriae exemplum nuper vidimus, cum vir quidam doctus Praeparationes, quas vocant tirones, ad Nepotis vitas sese daturum professus in hac re ita est versatus, ut Sincerum patrum memoria per scholas grassantem ex Acheronte excitatum esse crederes; adeo ille omnia, quae discipulorum diligentiae committi et possunt et debent, ipse subministravit neque quidquam pueris reliqui fecit, in quo mentis sollertiam exercere atque ostendere possint.“

Es wäre sehr zu bedauern, wenn sich Hr. Heerwagen durch die Menge der fabrikmäßigen Schulausgaben, Präparations- und Hilfsbücher zum Nepos abschrecken ließe, selbst mit einer Bearbeitung desselben hervorzutreten; in der Probe, die er in seinem die Vorrede und die zwey ersten vitae umfassenden Programm gegeben hat, hat er zur Genüge bewiesen, daß er wie wenige zu einer solchen Arbeit befähigt und gerüstet ist. Ueberraschend sind die zahlreichen neuen und feinen Bemerkungen, die Hr. H. auf kurzem Raume zusammengedrängt hat; sie dienen zugleich zum Beweise, wie trefflich ein strebsamer Lehrer, den die Verhältnisse zu einem langjährigen Verbleiben in unteren Schulen gebracht haben, selbst einen so einfachen und vielfältig bearbeiteten Schriftsteller als Nepos ist, zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung verwerthen kann.

Nach diesen Vorbemerkungen unternimmt es nun Ref., drey der bekanntesten Biographien besonders in kritischer Beziehung mit Rücksicht auf die Arbeiten der HH. Nipperdey und Herrwagen durchzugehen, und muß im Interesse der Wahrheit wünschen, daß es den Kennern des Nepos gefallen möge, ihn von seinem Vorurtheil von der großen Verderbtheit des Textes recht bald gründlich zu heilen.

Milt. 1. 2. Ex his delecti Delphos deliberatum missi sunt qui consulerent Apollinem, quo potissimum duce uterentur. Hr. N. bemerkt: „Die Worte qui consulerent Apollinem waren überflüssig. Eben so breit ist der Ausdruck Timoth.

3, 2 in consilium dantur — quorum consilio uteretur.“ Diese Stelle ist deßhalb nicht ganz ähnlich, weil die nach dantur noch folgenden Worte duo usu sapientiaque praestantes den Pleonasmus etwas erträglicher machen; doch bleibt immer auch für diese Stelle die Möglichkeit einer Randerklärung vorhanden. Eine solche für die Stelle der v. Milt. anzunehmen, ist Ref. bey den sehr zahlreichen Glossen in den vitae des Cornelius, die Fleckeisen a. a. O. S. 323 ff. Anm. 16 zusammengestellt hat, sehr geneigt, welche Annahme auch durch die ganz ähnliche Stelle Them. 2, 6. miserunt Delphos consultum quidnam facerent de rebus suis sehr unterstützt wird. Daß ein Supinum deliberatum eher einer Erklärung als consultum bedürftig erscheinen mochte, ist einleuchtend. — Zu Milt. 2, 3 bemerkt Hr. N. bey Gelegenheit mit Recht: „Bey Cic. pro Rab. Post. 2, 4 ist an der Richtigkeit der Lesart quamvis patrem suum numquam viderat um so mehr zu zweifeln, da für jene Rede noch keine Handschriften genau verglichen sind ꝛc.“ Das richtige viderit hat der cod. Oxon. H., welche Handschrift mitunter sehr gute Lesarten erhalten hat. Noch sicherer kann Ref. einen andern ähnlichen Zweifel des Hrn. N. aus seinem Ciceronischen Apparate beseitigen. Er bemerkt nämlich zu Tim. 4, 6: „gesta substantivisch. Ebenso Hann. 13, 3 und bey Cic. post red. in sen. 7, 16, für welche Rede aber sehr ungenügend Handschriften verglichen sind. Sonst sagt man in älterer Zeit res gestae.“ Die richtige Lesart tantis rebus gestis hat sich in der or. p. Red. in Sen. in dem besten Codex dieser Rede, dem Erlanger, erhalten und liegt auch in der verderbten Lesart der zweytbesten Handschrift, dem ausgezeichneten cod. Parisinus 7794, der tantibus gestis hat, deutlich zu Tage. — Milt. 3, 1. Eius pontis, dum ipse abesset, custodes reliquit principes quos secum ex Jonia et Aeolide duxerat; quibus singulis ipsarum urbium perpetua dederat imperia. Mit Recht verwirft Hr. Heerwagen die Erklärung, die Hr. N. von den Worten ipsarum urbium gibt: „der Städte selbst, nämlich aus welchen sie waren (Joniens und Aeoliens), also ihrer eigenen Städte,“ und bemerkt eben so richtig, daß es vergebliches Bemühen sey, die Lesart der Handschriften durch eine Erklärung halten zu wollen. Indeß können wir seiner Vermuthung ipse harum urbium (noch näher liegend und sprachlich richtiger hatte schon Günther ipse earum urbium vermuthet) deßhalb keinen Beyfall schenken, weil, wie sehr sich auch Hr. H. bemüht, die Bedeutsamkeit von ipse zu erweisen, dieses Pronomen in der gegebenen Verbindung immer als ein müßiger Begriff erscheinen wird. Was der Sinn verlangt „ihrer eigenen Städte,“ hat Hr. N. richtig erkannt, dieser kann aber nicht in der Lesart ipsarum liegen, sondern wird nur gewonnen, wenn man, worauf auch Rec. verfiel, mit Lambin q. s. ipsorum urbium p. dederat imperia schreibt. Wie nahe es für einen Abschreiber lag, ein solches ipsorum vor urbium in ipsarum zu verwandeln, bedarf nur der Andeutung. — Milt. 4, 3 heißt es, nachdem das Einrücken der Perser in Attika und ihr Marsch nach Marathon erzählt ist: Hoc tumultu Athenienses tam propinquo tamque magno permoti auxilium nusquam nisi a Lacedaemoniis petiverunt etc. Hier hätten wir eine Bemerkung über die Bedeutung von tumultus, wo Nepos einen echt römischen Begriff (Krieg in der Nähe der Stadt) auf griechische Verhältnisse anwendet, um so mehr erwartet, als schon Cicero sich bemüßigt fand (or. Phil. VIII c. 1), den engeren Begriff dieses Wortes fast wie ein Grammatiker näher zu bestimmen, und unseres Wissens das Wort in dieser Bedeutung bey keinem späteren Historiker nach Livius vorkommt. Die Stelle im Asconius zur Corneliana p. 73 ed. Bait. wird uns niemand entgegen halten wollen, da dort Asconius ein Senatsconsult aus den Zeiten des bellum Italicum anführt. Bey der Frage über die Entstehungszeit und den Autor der Vitae ist unseres Wissens diese Stelle noch nicht in Betracht gezogen worden. — Milt. 4, 4 inter quos magna fuit contentio utrum moenibus defenderent an obviam irent hostibus acieque decernerent. Hr. N. erklärt defenderent mit Heusinger im Sinne von abwehren und will aus dem Folgenden hostes hinzudenken, eine Erklärung, die Hr. Heerwagen mit Recht bestreitet, da Ref. wenigstens sehr zweifelt, daß ein römischer Schriftsteller je gesagt habe: hostes moenibus defendere. Ist die Lesart richtig, so kann

keine andere Erklärung Billigung finden, als die Hr. H. aufgestellt hat: „hinter ihren Mauern die Vertheidigung führen.“ Referent ist aber weit geneigter, die einfache Verbesserung Lambin's utrum moenibus se defenderent als das richtige zu erkennen, wie es v. Them. c. 4, 2 heißt: moenibusque se defenderent. — Ueber audere – dimicari 4, 5 s. Fleckeisen S. 308 und über die nach den Handschriften nicht feststehenden Worte 5, 4: qua pugna nihil adhuc est nobilius den Ref. ebendaselbst S. 309. — 6, 3 mußte die schon in alten Ausgaben (auch in der Ultraiectina) stehende Verbesserung namque huic Miltiadi, qui Athenas totamque Graeciam liberarat, talis honos tributus est für quia Athenas, ohne weiters aufgenommen werden. — Eben so nöthig scheint uns 7, 1 die Verbesserung quo in imperio plerasque (insulas) ad officium redire coegit, da hier weder ein instrumentaler noch ein temporaler Ablativ (zur Zeit dieses imp.) am Orte scheint. — 7, 6. Itaque quoniam ipse pro se dicere non posset, verba fecit frater eius Stesagoras. Zu posset bemerkt Hr. N. „Der Conjunctiv, weil dieß als Rede des Bruders referirt wird.“ Die Stelle, auf die sich Hr. N. bezieht aus Dat. 2, 3: Ad quem cum venisset sine praesidio, quod ab amico nullas vereretur insidias, paene interiit, ist nicht ähnlich, weil hier eine referirende Darstellung „er dachte sich nämlich, er habe nicht zu fürchten“ ganz am Orte ist, aber keineswegs in der des Milt., wofür schon das für solche Darstellungen ungewöhnliche quoniam spricht. Daher ist ohne Zweifel quum (quom) — posset herzustellen. — 8, 2: Miltiades multum in imperiis magnisque versatus. Hr. N. erklärt magnisque nämlich imperiis, während Hr. H. den Ausfall von rebus nach magnisque vermuthet; allein viel wahrscheinlicher ist die in die meisten Ausgaben aufgenommene Verbesserung magistratibusque, auf welche Verwechslung mit magnis sich Ref. deutlich entsinnt in einer seiner Ciceronischen Collationen gestoßen zu seyn.

Them. 1, 2: genügt zur Erklärung der Lesart sed ab initio est ordiendus die Berufung auf Alc. 11, 6 reliquos ordiamur nicht, weil hier der Accusativ leicht erklärlich ist, ohne zur Aushilfe einer abgekürzten Darstellungsweise für reliquorum vitas greifen zu müssen. Das richtige ordiendum hat sich in einigen geringeren Handschriften erhalten. Eben so wenig reicht in demselben Cap. die Anführung der Worte des Thucydides hin zur Erklärung der handschriftlichen Lesart: celeriter quae opus erant reperiebat, facile eadem oratione explicabat. Neque minus in rebus gerendis promptus quam (quam in?) excogitandis erat, quod et de instantibus, ut ait Thucydides, verissime iudicabat et de futuris callidissime coniciebat. Es mußte der causale Nexus zwischen der Gewandtheit des Themistokles und den Worten quod — coniciebat nachgewiesen oder die überzeugende Umstellung der Worte, die Dederich im rheinischen Museum II. S. 338 (1834) vorgeschlagen hat, aufgenommen werden. — Them. 2, 1: ad quod gerendum praetor a populo factus non solum praesenti bello sed etiam reliquo tempore ferociorem reddidit civitatem. Die Stelle läßt Hr. N. ohne Erklärung; die Schwierigkeit des Ablativ's tempore ist aber der Aufmerksamkeit des Hrn. H. nicht entgangen; nur können wir seiner Erklärung „concisa dicendi ratio pro: effecit, ut non solum praesenti bello, sed etiam reliquo tempore ferocior esset civitas:“ vor der einfachen Verbesserung Fleckeisen's tempori keinen Vorzug einräumen. Bedenkt man den Gegensatz praesenti bello, so ist es leicht erklärlich, daß durch Abschreiber der Dativ tempori gefälscht werden konnte. — Eben so nothwendig ist einige Zeilen später die Verbesserung qua celeriter effecta primum Corcyraeos fregit, statt quae etc.; vergl. Con. 4, 2. —

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. **Cornelius Nepos. Erklärt von Dr. Karl Nipperdey.**

2. **Collectaneorum ad Aemilium Probum specimen. Ed. Dr. Henr. Guil. Heerwagen.**

(Fortsetzung.)

In demselben Cap. §. 4. ist die Annahme eines Anacoluths, zu der N. und H. mit Roth und Klotz ihre Zuflucht nehmen, durch die sonst so einfache Schreibart des Cornelius, die mehr kommatisch als periodologisch ist, schwerlich zu rechtfertigen; vielmehr ist eine Lücke anzunehmen, die dem Sinne nach richtig in den geringeren Handschriften ergänzt ist. — Treffend ist 2, 6. die Bemerkung von N. über adventus; vgl. auch Bremi zu Iph. 2, 5. und Cic. de rep. II, 3. 6. — Ueber die Worte ac sacra procuranda §. 8. in demselben Cap. verweisen wir der Kürze halber auf Bremi. — Einen noch nicht aufgespürten Schaden hat Hr. H. 4, 2. in den Worten „idque Eurybiadi, regi Lacedaemoniorum, qui tum summae imperii praeerat, fore affirmabat“ 4, 2. aufgedeckt und überzeugend nachgewiesen, daß vor fore ein Dativ fehlt, wie z. B. crimini oder noxiae. Hingegen hat er sich unnöthige Schwierigkeit mit den Worten 5, 3 „haec altera victoria, quae cum Marathonia possit comparari tropaeo“ gemacht, in denen er nur den möglichen Gedanken erkennen will: haec est altera victoria, quam de Persis reportaverunt Graeci, et ea quidem, quae cum Marathonia victoria possit comparari:“ und demnach zu schreiben vorschlägt: quaeque . . . possit comparari. Allein warum sollte Nepos nicht gesagt haben: dieß ist ein zweyter, d. h. neuer Sieg, der dem Ruhme des marathonischen gleichsteht? Ob in demselben Cap. §. 2. Nepos sich der Form reversus est bedient hat für revertit, muß auch Ref. mit Fleckeisen S. 335. bezweifeln, da der stete Gebrauch der unclassischen Perfectform reversus sum im Mittelalter gar zu häufige Verwechslungen oder absichtliche Fälschungen in den Handschriften herbeygeführt hat. Zu den von Fleckeisen angeführten Belegen ist noch zu fügen Caes. b. Gall. II, 14, 1., wo eine Handschrift reversus erat statt der durch andere Hdschr. gesicherten Form reverterat hat. — Them. 6, 1. war durchaus zu schreiben: huius consilio triplex Piraei portus constitutus est iisque moenibus circumdatus, ut ipsam urbem dignitate aequiperaret, utilitate superaret,“ indem es wenigstens in einer Schulausgabe unthunlich wäre, die ächte alte Form isque als Ablativ, die der Römer in seiner Aussprache von dem Nominativ isque wohl zu scheiden wußte, mit den Handschriften festzuhalten; vgl. Dat. 6, 2. Eum. 4, 3. Attic. 9, 4. In der bisherigen Lesart isque ist eine Wiederholung des Subjectes portus durch is in einem durch que angeführten Satzgliede geradezu unerhört, während der folgende Satz mit ut eine nähere Bestimmung zu moenibus nothwendig macht: „mit solchen Mauern.“ Noch war in derselben Stelle mit den besten Handschriften Piraei herzustellen statt Piraeei, von welcher letzteren Form Niebuhr in den Vorträgen über röm. Gesch. II. S. 213 Not. bemerkt, daß es ein Barbarismus sey, der sich in keiner Handschrift finde. Die Form Piraeus steht bey Plautus und Terentius durch das

Metrum fest, in der Prosa durch das Zeugniß der Handschriften; vgl. Heusinger zu Cic. Offic. III, 11, 2. — Zu den Worten Them. 6, 2. „qua negarent oportere extra Peloponnesum ullam urbem habere“ bemerkt Hr. N. „Zu habere ist aus dem Vorhergehenden idem muros etc. das Object muros zu ergänzen. Dieß ist hart.“ Die Härte ist so bedeutend, daß man sie dem Nepos kaum zumuthen darf. Deßhalb ist wohl mit dem cod. Leid. und dem Sangall. von zweyter Hand ullam urbem muros habere herzustellen, wie auch Hr. H. schreiben will, nur daß er muros vor urbem einschiebt. Vgl. Thucyd. I. 90: *μήτε ἄλλον μηδένα τεῖχος ἔχοντα.* — Sehr scharfsinnig ist in demselben Cap. §. 5. Hrn. Heerwagens Verbesserung cum satis alti tuendo muri exstructi viderentur, über deren nähere Begründung wir auf das Programm selbst verweisen müssen. Eben so müssen wir ihm beystimmen, wenn er in den Worten neque ulli loco parcerent, sive sacer sive privatus esset sive publicus Anstoß nimmt, und die Aufnahme des Gliedes sive profanus aus den geringeren Handschriften empfiehlt. Gegen die Lesart der besseren Handschriften spricht auch die Stellung von esset in der Mitte von drey Gliedern, was man entweder nach dem ersten oder nach dem dritten Gliede erwarten sollte. Wird hingegen sive profanus nach sive sacer eingesetzt, so erscheint esset nach dem ersten Gliede des zweyten Gegensatzes, wo sich gegen seine Stellung kaum etwas Gegründetes einwenden läßt. — Cap. 7, 2. verlangt Hr. H. mit Recht die Wiederherstellung der alten Interpunction, wornach der Satz cum Lacedaemonii quererentur etc. noch zum Vorhergehenden gezogen und mit interim ein neuer Satz begonnen wird. Es möchte sich kaum ein Beyspiel finden, wo interim, so wie hier nach der gewöhnlichen Interpunction, eine Apodosis anfängt. Der Satz mit cum ist an das Vorhergehende angeknüpft, wie v. Lys. 1, 4. nihil aliud molitus est, — cum id se . . . facere simularet. — Them. 7, 4. Athenienses suo consilio, quod communi iure gentium facere possent, deosque publicos suosque patrios ac penates . . . muris saepsisse etc. Ueber que — que verweist Hr. N. auf Zumpt §. 338 und Madvig §. 454 a. Anm. 1. (§. 435 Anm. 1 der 2. Ausg.). Indeß des letzteren sehr richtige Bemerkung, daß diese Partikelverbindung nur bey einem doppelten Relativsatz vorkomme oder nur bey Verbindung einzelner Wörter, von denen das erste ein Pronomen sey (vgl. auch Dietsch zu Sall. Jug. 49, 2.), hätte davor warnen sollen, das doppelte que in den Text zu setzen, zumal da die Ultrajectina, über deren Bedeutung für die Kritik wir auf Fleckeisen a. a. O. S. 348 f. verweisen, bloß deos publicos hat, wie ohne Zweifel zu schreiben ist. Hr. Heerwagen billigt eine neulich von Nauck in dem Programm von Cottbus 1848 vorgeschlagene Aenderung in der Interpunction: deos publicos suosque, patrios ac penates, ohne jedoch der von Nauck gegebenen Erklärung, wornach einerseits dii publici und patrii, anderseits dii sui und penates identisch seyn sollen, beyzustimmen. Er meint vielmehr: Duo sententiae membra non per appositionem iunguntur; sed duplex fit divisio a diversis locis petita, ut supra c. 6, 5., worüber wir gewünscht hätten, daß sich der Verf. mit größerer Klarheit ausgesprochen hätte. Die herkömmliche Interpunction ist ohne Zweifel die richtige; denn abgesehen von der außerordentlichen Bezeichnung dii sui, die Ref. erst anderweitig nachgewiesen wünschte, ist bey der vorgeschlagenen Aenderung ganz übersehen worden, daß von griechischen und insbesondere attischen Verhältnissen die Rede ist. In dem Munde des Themistokles erscheint es nämlich ganz passend, wenn er folgende drey Classen von Göttern unterscheidet, die seine Mitbürger durch die Ummauerung ihrer Stadt haben schützen wollen: zuerst die hellenischen Nationalgottheiten (dii publici, *θεοὶ κοινοί*), denen in ganz Griechenland und natürlich auch in Athen Verehrung gezollt wurde, sodann speziell die Athenischen Staats- und Stammgottheiten, dii patrii, *θεοὶ πατρῷοι* (bekanntlich Athena, *Ζεὺς ἑρκαῖος* und *Ἀπόλλων πατρῷος*; sui ist hinzugesetzt, weil ein jeder griechischer Staat seine eigenen *θεοὶ πατρῷοι* hatte), und endlich die von den einzelnen Bürgern am Altar des Hauses verehrten *θεοὶ ἑφέστιοι*, dii domestici oder penates. Die richtige Erklärung gibt kurz Hr. Nipperdey. — In demselben Capitel heißt es §. 6: Quare si suos legatos recipere vellent, quos Athenas miserant, se remitterent; aliter illos numquam in patriam essent recepturi. Hiezu bemerkt Hr. N. „Es müßte heißen esse recepturos. Doch wird bis-

weilen im Fortgang der oratio obliqua in einem bedingten Satz (hier ist die Bedingung in aliter enthalten) statt des Acc. c. Inf. der Conjunctiv gesetzt, um das Bedingte stärker zu bezeichnen.“ Solcher Art ist z. B. die Stelle in Caes. B. Civ. III, 13: quod si esset factum detrimentum, in bonum verteret, die Haase zu Reisigs Vorlesungen S. 837 anführt, der über die Entstehung dieses abweichenden Sprachgebrauchs eine sehr gute Bemerkung macht. Allein in allen Stellen der Art, die man noch beygebracht hat, steht in der indirecten Rede die wirkliche Form des conditionellen Conjunctivs der direkten Rede, so in der Stelle des Cäsar verteret, nicht etwa versurum esset. So wenig es nun möglich ist, in direkter Rede recepturi essent statt reciperent zu sagen, ebenso unglaublich erscheint es, daß erstere Form in einem Hauptsatze einer indirekten Rede gebraucht worden sey. Der Gebrauch der periphrastischen Form, die allein den abhängigen Sätzen der indirecten Rede angehört, weist deutlich darauf hin, daß die directe Rede völlig aufgegeben ist. Auch Hr. Heerwagen ist von der Unhaltbarkeit der handschriftlichen Lesart in der Stelle des Them. überzeugt und glaubt, daß quoniam (richtiger wohl quod oder qui) vor aliter ausgefallen sey. Allein Ref. zieht die Verbesserung von Gronov zu Liv. 34, 29, 9 vor, der essent streicht, was ein leichteres Auskunftsmittel scheint, da essent leicht als eine Erläuterung zu dem Particip recepturi beygeschrieben werden konnte. — Eine vergebliche Mühe scheint es auch Them. 8, 2. die Lesart multas eius virtutes durch Parallelen rechtfertigen zu wollen s. Fleckeisen a. a. O. S. 335. — Einige Zeilen später heißt es: id ut audivit — Corcyram demigravit. Ibi cum eius principes animadvertisset timere etc. Hier möchte Hr. H. civitatis nach eius einsetzen; die Stelle wird aber geschützt durch Pelop. 5, 2: Itaque persuasit Thebanis, ut subsidio Thessaliae proficiscerentur tyrannosque eius expellerent. — Them. 8, 6. las man bisher: domino navis qui sit aperit. Ohne Zweifel ist quis sit zu schreiben, wie auch in Cic. or. Catil. III, 5, 12. herzustellen ist: Quis sim, scies ex eo quem ad te misi. Das richtige quis haben hier vier von dem Ref. selbst verglichene Handschriften und acht Lagomarsinische, worunter auch die beste von allen Num. 62; s. gel. Anz. 1849 Nro. 219. S. 720. Wie wenig man der Form qui in den Handschriften bey einem folgenden s trauen darf, davon kann Ref. ein recht in die Augen springendes Beyspiel mittheilen. In Cic. or. Catil. II. §. 6 heißt es: video . . . . quis habeat Etruriam, quis agrum Picenum, quis Gallicum, quis sibi has urbanas insidias . . . . depoposcerit. An dieser Stelle lesen vier sehr gute Handschriften des Ref. qui sibi, wiewohl die nämlichen in den drey vorangehenden Gliedern das richtige quis constant erhalten haben. — 9, 4. Ea autem rogo ut de his rebus quas tecum colloqui volo annuum mihi tempus des eoque transacto ad te venire patiaris. Dazu bemerkt Hr. N.: „ea, weil annuum — des und eoque — patiaris als zweyerley gefaßt werden.“ Zu solchen gesuchten Erklärungen muß man seine Zuflucht nehmen, wenn man ein ganz offenbares Verderbniß um jeden Preis fest halten will. Dasselbe hat Hr. H. richtig erkannt; indessen was er vorschlägt: interea autem liegt den handschriftlichen Zügen zu ferne. Da vor ea das Wort est vorangeht, so ist es unzweifelhaft, daß Fleckeisen das Richtige gefunden hat, der schreibt: te autem rogo. Gut aber ist die Bemerkung, die Hr. N. zu derselben Stelle über quas colloqui gibt: „Eigentlich durfte nur das Neutrum des Pron. zu colloqui im Accus. gesetzt werden; aber N. hat quas (res) gesetzt, weil es der Bedeutung nach dasselbe ist.“ Hr. H. vergleicht damit das plautinische rem confabulari cum aliquo. Noch ähnlicher ist das Fragment des Dichters Titinius bey Charisius p. 116 Lind. rem magnam aiebat velle sese mecum loqui. Ueber die Stelle Them. 10, 3., deren Schadhaftigkeit weder H. noch N. berührt hat, verweisen wir der Kürze wegen auf den Philologus a. a. O. S. 313.

Ref. berührt noch einige Stellen aus der vita des Epaminondas, deren Text verhältnißmäßig zu den reinsten gehört, die aber doch auch mit ihren Schäden behaftet ist. Daß c. 1, 4. „Quare dicemus primum de genere eius . . ., postremo de rebus gestis, quae a plurimis omnium anteponuntur virtutibus“ Hr. N. sich nicht mit der gewöhnlichen Erklärung, der gemäß omnium von virtutibus

abhängen soll, befriedigt hat, kann Ref. nicht anders als gutheißen; allein eben so wenig ist zu billigen was Hr. N. bemerkt: „plurimi omnium ist ein pleonastischer Ausdruck, der sich sonst nicht findet.“ Dem Ref. scheint eine solche Ausdrucksweise geradezu unmöglich, und in dem Umstande, daß omnium weder zu plurimi noch zu virtutibus paßt, ein sicherer Beweis zu liegen, daß das Wort verderbt ist. Vortrefflich ist die Verbesserung, die Köne in seiner zweyten Ausgabe vorgeschlagen hat: quae a plurimis animi anteponuntur virtutibus: eine Verbesserung, die Niemanden, der mit den Compendien der Handschriften bekannt ist, als zu kühn erscheinen wird. Das nächste Capitel beginnt mit den Worten: Natus igitur patre quo diximus, genere honesto, pauper iam a maioribus relictus, eruditus autem sic ut nemo Thebanus magis. Zu natus bemerkt Hr. N.: „Ueber das fehlende est s. zu Thras. 3, 2.“ Dort ist richtig bemerkt, daß Nepos nie in einfacher Erzählung die Tempora finita von sum ausläßt, sondern nur in Sentenzen oder in Schilderungen wie Epam. 2, 1. Att. 13, 5. Allein in dieser Stelle können wir keine Schilderung erkennen, da Nepos erst in diesem Capitel die eigentliche Erzählung beginnt. Wie so überaus häufig, so ist gewiß auch hier est nach der Participialendung us, und zwar nach relictus oder noch wahrscheinlicher nach eruditus ausgefallen; denn wir ziehen es vor natus, was nur eine bereits erzählte Sache wiederholt, als Particip zu fassen, relictus hingegen als Tempus finitum, was Hr. N. ziemlich gezwungen so erklärt: „als ein schon von den Vorfahren her als Armer zurückgelassen.“ — Unnöthig ist die Aenderung, die Hr. N. Epam. 2, 2. vorgenommen hat dimisit für dimiserit; aber sehr entsprechend eine andere 3, 4., wo man bisher las: Paupertatem adeo facile perpessus est, ut de re publica nihil praeter gloriam ceperit, amicorum in se tuendo caruerit facultatibus; fide ad alios sublevandos saepe sic usus est, ut iudicari possit omnia ei cum amicis fuisse communia. Hr. N. schreibt für fide — usus est: idem ad alios sublevandos saepe sic usus est, nämlich amicorum facultatibus. An derselben Stelle ist zu caruerit bemerkt: „caruerit, weil er sie nicht gebrauchen wollte,“ eine Bemerkung, die für die Fassungskraft der Schüler offenbar zu fein und auch zu kurz hingestellt ist. Es mußte wenigstens angedeutet werden, daß der Gedanke nicht carere, sondern abstinere erwarten ließ. — Epam. 4, 2. mußte auch in einer Schulausgabe die aufgenommene Lesart „At ille Diomedonti coram: Nihil, inquit, opus pecunia est“ eine Rechtfertigung oder Erklärung finden. Bald darauf heißt es: namque orbis terrarum divitias accipere nolo pro patriae caritate. Was hier pro heißen soll, läßt sich schwer denken. Es ist offenbar von einem Vergleiche die Rede: um alle Schätze der Welt möchte ich nicht die Liebe zu meinem Vaterlande hingeben. Diesen Sinn gewinnt man nur, wenn man prae p. caritate schreibt, von welcher nothwendigen Aenderung die Herausgeber des Nepos keinen Begriff zu haben scheinen, obwohl Zumpt eine ganz vortreffliche Erörterung über diesen Gegenstand zu den Verrinen S. 392 gegeben hat. Wenn dieser Gelehrte, dessen Tod jetzt auch die Wissenschaft zu betrauern hat, daselbst erklärt, daß auch in Ciceros Rede p. Mil. c. 2 trotz dem cod. Erfurt. zu schreiben sey: clamores maximos prae vestra salute neglexit, so bemerken wir, zunächst aus dem Grunde weil auch Madvig in der 3. Ausgabe der Orationes selectae die Sache übersehen hat, daß das Compendium für prae sich wirklich in dem Erfurt. befindet, wovon sich jetzt Jedermann in Freund's Ausgabe überzeugen kann. Ein noch älteres Zeugniß für diese Lesart kann Ref. jetzt aus dem Grammatiker Diomedes beybringen, der die Stelle der Miloniana p. 466 ed. Putsch. anführt, in welcher Ausgabe freylich auch pro salute steht; allein der vorzügliche cod. Emmeranus aus dem 9. oder 10. Jahrhundert, den die k. Hofbibliothek dahier besitzt, hat deutlich prae salute, und zwar prae ohne Compendium geschrieben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Herodiani scripta tria emendatiora. Edidit K. Lehrs. Accedunt analecta. Regimontii Prussorum impensis Ad. Samteri. A. MDCCCIIC. XI, 512. 8.

Von den immensen Leistungen des Herodian auf dem Gebiet der griechischen Formlehre ist uns kein vollständiges Werk erhalten außer dem Buch *περὶ μονήρους λέξεως*, in welchem die Wörter zur Sprache kommen, welche durch Einzelheit der Formation nach Beugung, Quantität, Accent und Buchstabenfolge (*σύνταξις τῶν στοιχείων*) sich isoliren. In so fern es also auf einer möglichst vollständigen Erforschung der Analogie beruht, besitzen wir in ihm, so beschränkt auch sein Umfang ist, die Quintessenz der Herodianeischen Grammatik. Dieses wichtige Werk liegt nur in einer Handschrift vor, und sein Text ist so corrupt, daß man Schritt vor Schritt im Verständniß sich gehemmt sieht, und für den Neuling im Studium der alten Grammatiker seine Lektüre geradezu eine Unmöglichkeit ist. Bloch, der diesen Schatz zuerst aus der Koppenhagener Bibliothek hervorzog, (es ist der Havn. 1965) und W. Dindorf, der ihn zuerst in Gesellschaft mit dem späten Varinus Kramers herausgab, haben Manches aufgehellt, doch blieb der Zustand desselben noch trostlos genug, und nur der lange fortgesetzten Bemühung eines mit dem Geist und Ausdruck Herodians ganz vertrauten Kenners der antiken Sprachforschung war es vorbehalten, die allenthalben darauf lastende Finsterniß fast durchaus zu verscheuchen.

Die Bekanntschaft mit Herodians Gedankengang und Verfahren berechtigte an vielen Stellen zu einer sehr kühnen Kritik, wie wenn ganze Zeilen eingeschoben werden, z. B. p. 112, wo ohne den Satz *οὐ φιλεῖ δὲ τὰ τοιαῦτα προϋπάρχειν τῶν εἰς ωρ* der folgende Schluß *τοῦ δὲ σημειοῦσθαι* als anerkennende Fortsetzung der doch nicht zugestandenen Annahme, *τέχμωρ* sey Nebenform von *τέχμαρ*, erscheinen müßte. Was p. 74 über *ἐλαύνω* gesagt ist, lautet so räthselhaft, daß man daraus allein nicht errathen kann, was der Grammatiker will, ein langer Satz muß hier ausgefallen seyn, dessen Inhalt Lehrs aus Arcadius 161 und 158 zusammensetzt, er bringt ihn aber nur in der Note an. An der Unerläßlichkeit einer solchen Ausfüllung ist gewiß nicht zu zweifeln: Herodian zeichnet nämlich *ἐλαύνω* aus, weil es unter den Verben, die auf *ανω* endigen, allein nicht den Circumflex hat und findet die Ursache davon in der Ableitung des Verbums von einem andern, während die übrigen auf *ανω* von einem nomen derivirt werden. Dieselbe Nothwendigkeit, einen Satz einzuschieben, ergibt sich p. 53, wo dem vorausgeschickten *πρῶτον μὲν* kein entsprechender Nachsatz folgt; dieser ist jetzt gegeben in den Worten *ἀλλ' οὐδὲ ὁμολογούμενον τὸ ζαῆνα*. Eben da ist alles auf *πρῶτον μὲν* Folgende in der Handschrift auf das Schlimmste zugerichtet, vom Herausgeber aber, dem hier Niemand vorgearbeitet hat, trefflich ins Reine gebracht. Kaum weniger stark sind die Veränderungen im Artikel *χαμαὶ*, der im cod. ganz sinnlos dasteht. Bey der Berichtigung desselben war Joh. Alexandrinus (36, 12) behülflich. Herodian muß gelehrt haben, daß außer den Interjektionen (*σχετλιαστικά*) kein mehrsylbiges Adverb auf *αι* oxytonirt sey, jene aber ent-

weder circumflektirt oder orytonirt würden. Diesen Sinn in den Worten (p. 95) *οὐδὲν εἰς αν λῆγον ἐπίῤῥημα ὑπὲρ μίαν συλλαβὴν ὀξύνεται λέγω δὴ τὸ χαμαὶ, τὰ δὲ τοιαῦτα περισπᾶται, ἀταταῖ κτέ.* zu entdecken war ohne Kenntniß jener Parallelstelle unmöglich, sie ist aber weder von Bloch noch von Dindorf benutzt worden. Anderswo, p. 66 ist Theognostus (60, 6) in einiger Uebereinstimmung mit Herodian in *πηλικός* und von Lobeck Prol. Path. 324 mit Vortheil verwendet, doch hat auch ihn die starke Corruption des Artikels nicht zu völliger Einsicht in seinen ursprünglichen Sinn gelangen lassen: ihm entging, daß auf das *ἤτοι προπαροξύνεται* der Gegensatz *ἢ ὀξύνεται* folgen muß, aus welcher Unterscheidung erst die isolirte Accentuation von *πηλίκος* hervorgeht. Ganz unverständlich ist der Text in der Handschrift p. 124: *τοιοῦτο δέ ἐστι καὶ τὸ μάκος, δάνος, πράγος* (so mit falschen Accenten) *τοιοῦτο δὴ καὶ τὸ ῥῆμα δοκεῖ ἔχειν μεταβολήν.* Aufschlüsse gibt die Stelle in der aus Herodian epitomirten Abhandlung *περὶ διχρόνων* (295, 16), wo das Attische *πρᾶγος*, das von dem gleichfalls langen *πράσσω* hergeleitet wird, unterschieden ist von dem Dorischen *μᾶκος*. Demnach muß *τὸ δὲ πρᾶγος ἤδη*, oder deutlicher *τοῦ δὲ πρᾶγος ἤδη* gelesen und *τοιοῦτο*, als bloße Wiederholung aus der vorhergehenden Zeile gestrichen werden. Auffallende Beyspiele solcher Dittographien sind aus dem cod. in der Note p. 126 zusammengestellt, wobey Verwechslungen und Versetzungen von Buchstaben mitunterlaufen, so im Arateischen Hemistich *καὶ σπίνος ἠῶα σπίζων*, die hier (p. 141) lautet *καὶ σπίνος ἐπινοήσω ἀσπίζων!* Der Schluß des Artikels *οἶδα* ist bey Dindorf noch total unverständlich, hier vollkommen klar, indem die Epimerismi Hom. p. 287 zu Rath gezogen worden sind; dort ist das zweysylbige *οἶκα* neben *οἶδα* und *εἶα* als zweysylbiges Perfekt notirt (*σεσημείωται*); Herodian, der von dem *οι* vor der Endung solcher Perfekte spricht, konnte also nur noch das nichtattische *οἶκα* im Sinn haben. Den Artikel *οὗς* hat Meineke zu Theocr. I 28 mehrfach verbessert, nur ein Punkt ist ihm entgangen, auf welchen doch der ganze Zusammenhang der Deduktion hinleitete; nämlich nachdem Herodian auseinandergesetzt hat, welche Metaplasmen an die Stelle von *οὗς* treten: *οὗας, ὅας, ὦας, ὧς*, endlich das in Theokrits *ἀμφωές* begriffene *ὦος*, das aber sonst nicht nachgewiesen werden kann *οὐκ εἰρημένον, συνεσχηματισμένον δὲ παρὰ Θ. τῷ ἀμφωές*, schließt er nach Meineke mit den Worten: *τοῦ μέντοι οὗς ζητητέον τὴν κλίσιν.* Wie kann man aber die Flexion eines nichtflektirten Wortes ausfindig machen wollen? Es muß heißen, wie Lehrs corrigirt: *οὐ ζητητέον τ. κ.* Im ersten Theils dieses Abschnitts hat sich ein *φησὶ* eingeschlichen, als wenn nur von einem Epitomator die Worte des Grammatikers angeführt würden. Aber dieser spricht ja selbst in der ganzen Schrift. Das veranlaßt zu einer ausführlichen Note über diese Citationsformeln, wie *εἶπε, πρόσκειται* etc., die mitunter plötzlich da erscheinen, wo es nicht eben leicht ist, die excerpirte Quelle zu errathen, wie z. B. in den Scholien zu N. 791 den Didymus. Häufig wußten die Spätern selbst nicht, wo ihre Weisheit eigentlich herstammte, oder wie Lehrs es witzig ausdrückt „his postremis scriptoribus, qui nil essent, nisi per eos, quos exscriberent et transscriberent, saepe idem fere accidisse opinor quod Helenae Goethianae nescienti, utrum ipsa sit an alia.“

Jene glückliche Kühnheit in der Behandlung eines so arg entstellten Textes beruht, wie wir sahen, auf der gründlichsten Kenntniß Herodianischer Lehre und Terminologie, die aus den überall zerstreuten Bruchstücken und Excerpten seiner Werke mühsam gewonnen werden mußte. Auf sie gestützt konnte Lehrs andrerseits auch conservativer verfahren als selbst die gelehrtesten Leser, die sich aber nicht so tief in die Individualität Herodians einstudirt hatten und daher corrigiren wollten, was ganz ächt ist. So kann man es sonderbar finden, daß Herodian 38, 34 nur die Singulare *Φύρον, Μύρον, Στύρον* citirt, die nicht vorkommen, statt der üblichen Plurale; doch läßt sich L. dadurch nicht bestimmen das Gewöhnliche dem Text aufzudringen, er erkennt eine Absicht im Gebrauch der Einzahl: posuit singularia hic commodiora, quae illis pluralibus necessario praestructa viderentur, cum observatum non esset in talibus pluralis et singularis formae accentum variari, ut in nonnullis urbium nominibus primae declinationis in *α* et *αι* observatum. Desgleichen konnte man versucht seyn, in 19, 31 zu schreiben

πολλά γάρ ἐστιν εἰς ος λήγοντα καθαρὸν τῷ ῐ παραληγόμενα καὶ παροξυνόμενα ὡς τὸ πλησίος κτέ statt καθαρῷ τῷ ῐ, lehrten nicht andere von dem Herausgeber beygebrachte Stellen, daß Herodian auch solche Vocale als καθαρὰ bezeichnet, welche die Sylbe schließen, wenn auf sie in der nächsten Sylbe kein Consonant folgt.

(Schluß folgt.)

1. Cornelius Nepos. Erklärt von Dr. Karl Nipperdey.

2. Collectaneorum ad Aemilium Probum specimen. Ed. Dr. Henr. Guil. Heerwagen.

(Schluß.)

Was Freund pag. 10 seiner Ausgabe über den Gegenstand trotz des Zeugnisses des Erfurt. bemerkt, ist sehr oberflächlich und ungenügend, wie sich aus einer eingehenden Behandlung der von ihm angeführten Stellen leicht beweisen ließe; (Cic. ep. ad Fam. V, 9, 1. wird freylich kein Verständiger neglexerit prae mea salute schreiben wollen); unter anderm beruft er sich auf die Rede p. Red. in senatu §. 38, um Zumpt zu widerlegen, wo es heißt: qui minas inimicorum meorum — pro mea salute neglexit. So steht freylich in allen Ausgaben außer in der von Lambin; allein drey Handschriften in dem Apparate des Ref. und gerade die besten, die bis jetzt bekannt sind, der cod. Erlang., Paris. 7794 und Bruxell. 5345 haben das richtige prae glücklich erhalten.

Epam. 4, 4. schreibt Hr. N. nach den Handschriften: Hunc Diomedon cum rogaret, ut tuto exiret suaque quae attulisset liceret efferre etc. Exiret wäre an und für sich im Sinne von „daß er fortgehen dürfe“ nicht zu beanstanden, wenn nicht das copulative Glied liceret efferre nachfolgte. So aber ist es schwer zu glauben, daß Nepos bey so naher Aufeinanderfolge den Begriff des licet in dem ersten Gliede durch den bloßen Conjunctiv ausgedrückt, in dem zweyten aber, statt in dem Conjunctiv fortzufahren, liceret selbst sollte eingesetzt haben. So erscheint es dem Ref. eine ausgemachte Sache, daß exiret dem nahen ut seine Entstehung verdankt und exire herzustellen sey. — Ep. 5, 3. haben die Hdschr. Huic ille: Fallis, inquit, verbo cives tuos, quod hos (eos?) a bello evocas, was man längst in avocas richtig verbessert hat. Hr. N. schreibt dafür revocas, gewiß nicht so gut, weil die Machinationen des Meneklides nicht bloß dahin abzielten die Thebaner aus einem bestimmten Kriege zurückzurufen, sondern überhaupt die kriegerische Richtung des Volkes zum Frieden umzustimmen. — In demselben Cap. §. 5. „habebat enim Meneclides suspicionem adulteri“ erkannte Fleckeisen in adulteri richtig die alte Genitivform für adulterii. Solche verkannte Genitive haben nicht selten zu Verwechslungen geführt. So las man früher im Livius 45, 28. missos a Baebio praeside, wo Kreyßig (s. dessen Annotatt. ad Livii libros XLI—XLIV. Misenae 1849. 4 p. 116) entschieden richtig aus der Lesart des cod. Laurish. praesidi hergestellt hat: a Baebio praesidii praefecto. — 7, 1. war aus dem besten Coder, dem Gudianus, herzustellen: Cum eum propter invidiam cives sui praeficere exercitui noluissent, wo sui in den bisherigen Ausgaben fehlt; ebenso aus demselben Cod. cap. 1, 1. priusquam scribimus für scribamus. — 8, 2. At ille in iudicium venit: nihil eorum negavit quae adversarii crimini dabant omniaque quae collegae dixerant confessus est, neque recusavit quo minus legis poenam subiret, sed unum ab iis petivit, ut in periculo suo inscriberent: Epaminondas a Thebanis morte multatus est, quod eos coegit apud Leuctra superare Lacedaemonios. Auch Hr. N. folgt hier der gewöhnlichen nichtigen Erklärung von periculo, was Protokoll heißen soll, wobey man sich auf Cic. Verr. III, 79, 183. beruft: Est vero (ordo scribarum) honestus, quod eorum hominum fidei tabulae publicae periculaque magistratuum committuntur. Wer will aus dieser Stelle beweisen, daß periculum je im Sinne von Protokoll ist gebraucht worden? Der gewöhnlichste technische Ausdruck dafür ist bey den Classikern der besten Zeit tabulae publicae, wozu in der obigen Stelle Cicero

noch erweiternd pericula magistratuum hinzufügt, um anzudeuten, daß mit den öffentlichen Urkunden dem ordo scribarum zugleich auch das Wohl und Weh der Magistrate anheimgegeben sey, indem diese Urkunden bey Gefahren und Anklagen öffentlicher Beamten als Hauptbasis der Beweise für und wider dienten. Um die Bedeutung Protokoll aus dem Begriffe periculum herauszusophisticiren, sollte man sich wenigstens auf Stellen von größerer Beweiskraft berufen. Die Annahme dieser Bedeutung, die nicht einmal in den Zusammenhang paßt, kommt dem Ref. in der vorliegenden Stelle ebenso wunderlich vor, als wenn man alles Ernstes den Schülern weiß machen will, daß Cornelius Nepos von einem Hause gesagt habe plus salis quam sumptus habebat (v. Attici c. 13, 2) und ein salziges oder witziges Haus auch ohne den geringsten Beweis zu einem geschmackvollen ummodelt. Vgl. über diese Stelle des Ref. Bemerkung im Philologus IV. S. 310. Was nun die Stelle in der v. Epam. betrifft, so ist Ref. überzeugt, daß daselbst in sepulcro für in periculo zu schreiben ist, womit übereinstimmt, was Appian Syriac. c. 41 den Epaminondas bey derselben Gelegenheit sagen läßt: *Αἰτῶ δ' ὑμᾶς, ἀντὶ τῶν προβεβιωμένων μοι κατὰ τὸν τάφον ἐπιγράψαι· Οὗτός ἐστιν ὁ περὶ Λεῦκτρα νικήσας* etc. Daß sepulcro in periculo oder periclo übergegangen ist, dafür gibt es ähnliche Beyspiele von Verwechslungen in ziemlicher Menge, wie z. B. die häufige Vertauschung der Sylbe rep und per (wie Tusc. IV §. 3. der alte Gud. Nro. 294 perperisse für repperisse, umgekehrt der Erf. p. Deiot. §. 37 repperisse für peperisse hat); noch stärker ist die Verwechslung in Cic. p. Sulla §. 21 wo das richtige repressum allein der cod. Pal. IX hat, die übrigen Handschriften permissum oder promissum. — Unmittelbar darauf heißt es: Epaminondas a Thebanis morte multatus est, quod eos coegit apud Leuctra superare Lacedaemonios, quos ante se imperatorem nemo Boeotorum ausus fuit aspicere in acie. Ueber ausus fuit beruft sich Hr. N. auf Madvig's lat. Gramm. §. 344, gewiß nicht im Sinne dieses Gelehrten, der in der besonderen Abhandlung über die Perfektformen amatus sum und amatus fui (Opusc. alt. p. 218 sqq.) gerade diese Stelle des Cornelius für corrupt erklärt und ausus est verbessert. Allein ebenso nahe liegt ausus sit, was Ref. wegen des Reflexivs ante se vorzieht. — 10, 1. Hic uxorem numquam duxit. In quo cum reprehenderetur, quod liberos non relinqueret, a Pelopida, qui filium habebat infamem, maleque eum in eo patriae consulere diceret, Vide, inquit etc. Auch an dieser Stelle sind die Herausgeber stillschweigend hinweggegangen, wiewohl die Wortstellung a Pelopida ganz unerträglich ist und in der sonstigen Darstellungsweise des Nepos schwerlich ein Analogon haben wird. Doch ist die verrenkte Darstellung einem früheren Kritiker, dem Puteanus, nicht entgangen, der dadurch helfen wollte, daß er das Satzglied, das die häßliche Zerreißung der Worte cum reprehenderetur a Pelopida veranlaßt hat, hinter consulere diceret einschieben wollte, worin ihm auch Fleckeisen a. a. O. S. 313 Anm. 5. beypflichtet. Die Stelle wird dadurch allerdings lesbar, wie auch die Aenderung selbst durch ähnliche Fälle hinlänglich gerechtfertigt erscheint; allein dem Ref. dünkt es doch noch wahrscheinlicher, daß das störende Glied als eine Glosse der Worte in quo cum reprehenderetur ganz aus dem Texte zu entfernen ist. Das male patriae consulere bedurfte für einen Römer keiner näheren Bestimmung, da der Grundsatz, daß der Bürger zur Ehe verpflichtet sey, um Kinder dem Vaterland zu hinterlassen, im ganzen Alterthum verbreitet genug war, als daß es mehr als einer bloßen Hindeutung auf das male consulere bedurft hätte. — Ueber die Verbesserung endlich, die Hr. N. Ep. 10, 3 pugna coepit unabhängig von Klotz schon früher vorgeschlagen hat, verweisen wir auf das richtige Urtheil Fleckeisens a. a. O. S. 308 Not. 1.

K. Halm.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Herodiani scripta tria emendatiora. Edidit K. Lehrs.

(Schluß.)

Ueberhaupt hat seine Ausdrucksweise viel Eigenthümliches, wie wenn er *παράδειγμα* im Singular setzt, auch wo mehrere Exempel angegeben sind (21) wenn er *σύνταξις* von der Verbindung zweyer simplicia braucht, wo die Entscheidung, ob Synthesis oder Parathesis statt finde, offen gehalten wird (87), ferner wenn dem *μετατίθεσθαι* im Gegensatz von *σχηματίζεσθαι* die Bedeutung zufällt, daß ein Wort ohne Abänderung der Form in einen andern Redetheil sich verwandelt, z. B. *χρείων* aus einem Particip in ein Substantiv; an dem Gebrauch von *ἀντίθεσις*, wo sonst *μετάθεσις* erwartet wird, (137) nahmen Dindorf und Meineke Anstoß, doch erkannte Letzterer in Com. 650, daß seine 16, 75 vorgeschlagene Aenderung unnöthig gewesen war. Vielmehr widerspricht *μετάθεσις* dem eben aufgestellten Begriff von *μετατίθεσθαι* und antithesis war auch bey den lateinischen Grammatikern im Sinn Herodians üblich; vgl. Cl. Sacerdos art. gramm. I. 98: antithesis est litterae pro littera commutatio, ut olli pro illi. Zu 14, 18 konnte Lehrs mit Hülfe jener umfassenden Beobachtung des Herodianischen Sprachgebrauchs eine leichtere Correktur angeben als Bloch, der *ἔχει* vor *ἠχέεις* einschiebt, da *παραλήγεσθαι* den Dativ wie den Accusativ regieren kann, mithin im ganzen Abschnitt über *Χαρίεις* entweder *τὸ ῑ παραλήγεται* oder *τῷ ι. π.* durchgeführt werden muß. In der Note 11, 15 warnt derselbe vor einer Aenderung der Worte *πεπλάνηται ἄρα ἡ νῆσος παρὰ τὸ γένος*. ähnliche Bemerkungen bey Apollonius und in den aus Herodian abgeleiteten Artikeln im Et. M. und bey Choeroboscus haben wohl *περὶ*, aber *παρὰ* ist bezeichnender und daher festzuhalten.

Eine besondere Wichtigkeit gibt dem Buch die große Anzahl der aus classischen Schriftstellern citirten Beyspiele, welche nur durch Herodians Anführung bekannt geworden sind. Natürlich sind hier die Verderbnisse nicht geringer als im Text des Grammatikers; aber auch diese hat Lehrs mit vorzüglichem Glück behandelt, wodurch den Fragmentensammlungen eine reiche Nachlese erwächst. Besonders gelungen erscheint die Emendation von dem Bruchstück aus dem Inachus des Sophokles, wo die Vorgänger nur die Bezeichnung *σατυρικῷ* den gräulich entstellten Worten entlockt haben, Lehrs aber, gestützt auf das allein unversehrt gebliebene *ἐπώμοσα* und richtig bemerkend, daß nicht das gleichfolgende *λαρὸς*, sondern *ναρὸς* durch den Vers des Tragikers belegt werden müsse, gewann mit Sicherheit: *ναράς τε πατρὸς κυμάτων ἐπιρροὰς ἐπώμοσα* mit der vorhergehenden Citation *ἔνθεν θηλυκὸν παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν Ἰνάχῳ σατυρικῷ* aus dem Chaos *ἔνθεν — ἐν Ἰνάχῳ καὶ σασχυτρίνων λαρὸς ἔνται᾽ ἐπὶ κῦμα ἐκροὰς ἐπώμοσα*. Für das Fragment von Aristophanes aus den Tageniſten ist gut geholfen mit *γενναία, Βοιωτὶς δ᾽ἦν ἐξ Ἀγχομένου*. Noch nicht ganz erledigt sind die fr. Sapph. 15 (Bkg.) obwaltenden Schwierigkeiten. Was Ahrens in den curis secundis zu Dial. Cp. II. (p. 547.) vorschlägt *δοκίμωμ᾽ ὀράνω δυσεπαύχεα*, suche man gern mit

einem Beyspiel des Gebrauchs von ἐπαύχης oder gar des zwiefachen Compositi bey den Lesbiern belegt. Mit Ausnahme von δοκίμωμι hält Lehrs an Hermanns οὐ δοκέομι δυσαπάχεα fest, was nach dessen eigener Erklärung (Op. VI, 113) heißen soll: ich möchte nicht glauben, daß ein Mistöne Singender an den Himmel reiche, Bergk endlich emendirt ψαύην δ' ἔπε' οὐ δόκημι ὠράνω δυσάχεα, wobey übersehen ist, daß Herodian die Stelle nur anführte, um den Gebrauch der Form ὀρανός bey der Sappho nachzuweisen. Ein wahrscheinlich von Alkman herrührendes Fragment lautet in der Handschrift (153) τῷ δὲ σκομύνθεα κατ' ἀν κάρραν μάβως ἐπίαζε, woraus Bergk (p. 28) τῷ δὲ καὶ ἄνθεα καλὰ κάραν ἁβρῶς ἐπίαζεν machte; bedenklich ist hier das durch die Verbindung des Adverbs mit ἐπίαζέν entstehende oxymoron. Alkman scheint, wie öfters, den Homer in Gedanken gehabt und dießmal Il. τ 93 nachgebildet zu haben. Lehrs liest in diesem Sinn τῷ δέσποινα θεὰ κατὰν κάραν ἀμβᾶσ' ἐπίαζε, sehr entsprechend. Für den Vers des Archilochus (64. Bgk.) ἤμβλαχον καὶ πού τιν' ἄλλον ἦδ' ἄτη κιχήσατο besteht er zu 42, 30 (148) auf Beyhaltung von ἄτη, was also die penultima auch kurz gehabt haben muß.

Nur an wenigen Stellen erlauben wir uns, eine eigene Bemerkung zu machen, und Nachträge zu liefern, welche freylich bloß Nebensachen betreffen, da der wesentliche Inhalt so gründlich und umsichtig behandelt ist.

In der Einleitung corrigirt Lehrs zu 3, 8 für τῆς ποσότητος τοῦ ἀριθμοῦ, was zu tautologisch ausgedrückt ist, τῆς π. τοῦ ὁρισμοῦ. Heißt das: die in der Definition angegebene Sylbenzahl? Sollte aber nicht ποσότητος genügen, nachdem eben der vollständige Ausdruck ποσότης τῶν συλλαβῶν vorkam? In 4, 11 vermuthet Ref. daß Herodian geschrieben habe ἐωμένη τὸ τοιοῦτον δ. κ. οὔσας π. τ. λ. d. h. um dieser Schwierigkeit zu begegnen, weist sie nach, daß δαιδάλεος eine verschiedene Formation habe. Für die Verbesserung κατὰ ποιητὰς εἴρηται in 7, 1 wünschte man einen Beleg, καὶ ἡ γὰς εἰ führt gewiß nicht so leicht darauf. Schrieb Herodian vielleicht καὶ ἡ γᾶ? Eine nähere Bestimmung die nicht in der κοινὴ gebrauchten Formen ist auch sonst unterblieben, vgl. 14, 30. Im Fragment des Dinias ist die Rede von einem Fluß Lachas in der Ebne von Tegea, welchen sonst kein alter Schriftsteller kennt, und keine Landkarte zeigt; es scheint daher, daß die Worte διὰ τοῦ πεδίον τὸν λαχᾶν ποταμόν eine versteckte Corruptel enthalten — „latet quid lateat."

Die hier unter dem Namen Χοίρα angeführte Heldin heißt auch bey Paus. VIII 48, 3 und 47, 2 in der guten Handschrift La. nicht Χήρα sondern Χώρα, was natürlich nur auf Χοίρα herauskömmt. Ueber sie hat auch Dindorf in der zweyten Vorrede zu Pausanias p. 2 gehandelt und sich natürlich auch für Χοίρα entschieden, in seinem Text steht aber noch Χήρα. In 38, 25 war es wohl nicht durchaus nöthig, die Erörterung des Grammatikers mittelst des Satzes Βρυσὸς πολὺς γὰρ ὁ σος χαρακτὴρ ἐπὶ πόλεων, ὧ καὶ τὰ τοιαῦτα zu erweitern, da dieselbe Sache genügend ausgedrückt war mit κύρια μὲν οὖν ἐστι τοιαῦτα Βρυσός, Δισὸς u. s. w. Das aus Sophokles in 40, 12 angeführte Bruchstück ist lyrisch und mag so anzuordnen seyn:

ἐν ᾗ παύσεθ' ἁμερίων
μόχθων τε καὶ δανότητος ⏑ — ⏑ —

die metrische Ausfüllung geben wir nach Aj. 609, 622, Tr. 845. Das ungewöhnliche δανότης wollte Herodian, wie seine Worte errathen lassen, nicht von δαν (δῆν), sondern von δανὸς ableiten. Der Satz 39, 22 ἐπεὶ παρὰ τὸ κνάφος erscheint nach der vorher gemachten Bemerkung ὠνομάσθη ἀπὸ τοῦ κνάφον als überflüssig und ganz tautologisch. Kurz vorher hat Meineke in der kleinern Ausgabe der Komiker gewiß richtig corrigirt ἐπὶ τοῦ ἐμβαλλομένου. — Ein noch nicht aufgeklärter Artikel ist ἀθροῦν 26, 24, der wohl nie hergestellt werden kann, wenn sich nicht neue Quellen aufthun. So viel über π. μ. λ.

Die meisten Bemerkungen, die in den Venetianischen Scholien über den Accent gemacht sind, rühren aus der Ἰλιακὴ προσῳδία Herodians her. Das war vor dem Erscheinen von Lehrs Werk de studiis Homericis so gut wie unbekannt geblieben, wie z. B. Spitzners Commentar zur Ilias zeigt, worin von Herodian nirgends die Rede ist, wenn

ihn die Scholiasten nicht ausdrücklich nennen *). Das Entlehnte wird gewöhnlich mit den eignen Worten des Autors wiedergegeben, bisweilen mit der Unterschrift οὕτως Ἡρωδιανός, oder auch, indem der Epitomator voraussetzt, daß man seine Quelle kenne, wird es mit einen einfachen φησὶ bezeichnet. Im Auszug ist leider Vieles weggeblieben, wie schon die aufrichtige Notiz παράκειταί τινα ἐκ τῆς Ἰλιακῆς προσῳδίας darthat, übrigens war der Verfasser desselben so nachläßig, auch Berufungen auf frühere Erörterungen stehen zu lassen, die er selbst übergangen hatte; vgl. *B* 427, *Θ* 355, *M* 205, *I* 648, *Λ* 385, 326, 409, *K* 67, *X* 347. Dem ungeachtet ist die Repetition derselben Regeln sehr gewöhnlich.

Lehrs, der diese Excerpte auf p. 193—336 zusammenstellt, hatte wohl seine guten Gründe dazu, nichts auszulassen. Man vergleiche z. B. *Λ* 75 mit *E* 759, *Φ* 141 mit *M* 379, *Φ* 588 und *X* 67 mit *Λ* 454, *Ψ* 254 mit *Σ* 352. Nichts Neues enthalten auch die meistens kurzen Bemerkungen zu *Λ* 239, 263, 270, 370, 413, 610, 627, *M* 260, *N* 52, 727, *O* 676, *Π* 41, 149, 483, 542, 768, 797, *Σ*. 64, 76, 162, 244, 352. In den Regeln und der Begründung des Accents stimmt Herodian fast immer Aristarch bey gegen Ptolemäus von Askalon, Alexion, Dionysius von Sidon, Pamphilus, Tyrannio, Tryphon, Philoxenus, welche Grammatiker neben Aristarch am häufigsten genannt werden. Nur in etlichen zwanzig Punkten findet man eine wohlerwogene und gegründete Differenz, wo er gegen jenen Recht behalten durfte, nur nicht in *X* 28; über ταγοὶ zu *Ψ* 160 scheinen beyde in Irrthum zu seyn. Einigemale stößt man auf Wiedersprüche, die verrathen, daß der Grammatiker mit der Zeit seine Ansichten geändert haben müße, vgl. *Π*. 390 mit *ω* 228 (Od.) auch über ἃ δείλ' erklärt er sich an drey Stellen *Λ* 160, 441, *P* 201 in verschiedenem Sinne. Wie weit er aber seine Vorgänger, denen doch von Aristarch schon die Bahn gebrochen war, an gesundem Urtheil und umfassendem Wissen hinter sich ließ, zeigen viele von ihm hier wiederlegten Sätze. So wollte zu *I* 384 Ptolemäus von Askalon οἱ αὐτοῦ d. h. den Genitiv mit dem Dativ und zwar mit Beziehung auf dasselbe Objekt verbinden und *K* 335 κρατὶ δ' ἔπι accentuiren, trotz der dazwischen stehenden Partikel, auch *K* 373 εὐξοῦ schreiben gegen die Analogie von εὔνον; Pamphilus wollte den Accent von ἠώων, παίδων, Τρώων nicht gelten lassen u. s. w.

Die Προσῳδία Ἰλιακὴ ist durch eine andere Vermittlung Bruchstückweise auch in die Lexica, wie das Etym. Magn. übergegangen, daher die Schol. Ven. aus ihnen, und sie umgekehrt aus den Scholien verbessert werden können. Lehrs, dem es zunächst darum zu thun war, den Antheil Herodians an den Schol. Ven. aus der relativ lautersten Quelle und mit vorsichtigem kritischen Verfahren herzustellen, hat die Benutzung des Herodian durch die Lexikographen an vielen Stellen, doch nicht an allen angegeben, z. B. nicht zu *Π* 57, woraus indeß Et. M. der Schluß des Scholion von τὰ εἰς ὃς an mit geringen Abkürzungen übertragen ist, ferner die Etymologie von ἠεροφοῖτις aus *I* 87 vgl. Et. M. 451, 54; das zu *Λ* 257 Gesagte erscheint ib. 627, 33 aber sehr verstümmelt. Auch die Artikel δῆμος und κατενῶπα können aus den Scholien *Θ* 240, *Σ* 320 corrigirt werden, der umgekehrte Fall gilt in *E* 256, I 336, *K* 109. Arkadius, Hesychius und die Schrift περὶ μον. λεξ. leisten einigemale ebenfalls gute Dienste.

Die Anmerkungen zu diesen Auszügen hat sich der Herausgeber meistens kurz gefaßt, da sie in der Regel auch nicht so verdorben sind, wie das Buch π. μ. λ. Oft genügte eine Hindeutung auf die Quaestiones epicae, wo die wichtigsten Fragen bereits behandelt sind, oder auch auf „de Aristarchi studiis Homericis. Die Emendationen sind dem Schlusse jedes Scholions angehängt, selten mit weiterer Motivirung. Wir zeichnen unter den längern Noten aus die über ἐσσεῖται zu *B* 393 gegen die

*) Er würde z. B. nicht geurtheilt haben, daß im Artikel λιτέσθαι wie Et. M. 567, 27 diversorum praecepta in unum conluerant, wo uns Herodians Auseinandersetzung zu *Π* 47 sehr flüchtig abbreviirt ist.

Und hier steht noch dazu am Schluß des Scholion Herodians Name.

von Ahrens gebilligte angeblich dorische Accentuirung *ἐσσείται*, über die Interaspiration zu *E* 76 (bey Gelegenheit von *Εὐαιμονίδης*), über den Accent von *λίχνος* und *λάγνος* zu *Ξ* 371, über *Ἄρης* zu *Σ* 521, vergl. noch *Φ* 262 und *Ω* 80, 235, an welchen zwey letztern Stellen eine Verfälschung des ursprünglichen Textes erkannt wird.

Nachträglich vermögen wir auch hier nur Weniges nachzutragen, etwa zu *A* 151, wo *ἀναγνῶναι ἢ φυλάσσοντες* keinen Sinn gibt, wenn man nicht *ἢ* tilgt, und zu *K* 292, wo man wohl schreiben muß *ὀξεῖα γὰρ μακρᾶς*, zu *M* 164, wo die Vollständigkeit verlangt, daß man lese *ἐραστὴς ἀντεραστὴς ἀθλητὴς φιλαθλητής*; vor *σαρὴς* ib. wird *οἷον* weggefallen seyn, oder der Satz *ὑπεσταλμένον τοῦ ἀληθὴς* muß nachtreten. In *O* 302 möchte zu lesen seyn *Χωρὶς εἰ μὴ εὑρέθη αὐτοῦ — ὅτε δὲ μὴ οὕτως ἔχει*. In *Π* 44 scheinen die Worte *μία συλλαβὴ — τοῦ ῆ* von einer spätern Hand herzurühren. *Π* 697 ziehen wir vor, *ἄλαδε* noch *ἄγραδε* zu streichen, als, wie hier geschieht, nach *παραγωγὴν* eine volle Interpunktion eintreten zu laßen. Diese Fälle gehören meistentheils unter die Rubrik, welche Lehrs in der Vorrede berührt, wenn er sagt: „in his non pauca rudia reliqui et aperte falsa ut erant: nec semper monui, lectorum prudentiae confisus, longam et ambiguam orationem perosus.“

Das dritte, kürzeste, aber mit größerer Ausführlichkeit behandelte Werk ist das in starker Abkürzung oder vielmehr Verstümmlung vorliegende zuerst von Cramer An. Ox. III, 282 sqq. edirte *περὶ διχρόνων*. (337 — 375). Sein Inhalt war theilweise schon aus Drakon de metris bekannt, wie auch aus dem ebenfalls von Hermann herausgegebenen, mit schlechten Zuthaten wie Drakon versetzten Traktat *περὶ συλλαβῶν ἐκτάσεως καὶ συστολῆς*. (vgl. de emendanda ratione Graecae grammaticae p. 422 sqq.). Wenn nicht Cramers Augen, doch dem Scharfblick von Lehrs mußte der in den genannten drey Stücken hervortretende Styl allein schon den wahren Verfasser errathen, während der Englische Gelehrte noch in der Meinung befangen war, daß magna pars horum canonum e Dracontis Stratonicei *περὶ μέτρων ποιητικῶν* tractatu desumta videntur.

Hieran schließen sich schon früher einzeln erschienene Abhandlungen unter der Gesammtüberschrift: Analecta grammatica: 1. de vocabulis *Φιλόλογος, γραμματικὸς, κριτικός*. 2. Drakon *περὶ μέτρων*. Herodianus *περὶ διχρόνων*. 3. Bedenken über Herodians Epimerismen. 4. de Asclepiade Myrbano. 5. Epimetrum A. *ἐπὶ*. B. Emendationes scholiorum Homericorum. (379—461), über welche wir uns nur in Kürze das Urtheil erlauben, daß sie zur Geschichte der griechischen Grammatik und zur Kritik der Homerischen Scholien unentbehrliche, unschätzbare Beyträge enthalten. In der dritten Dissertation werden die uns noch theils ganz, theils fragmentarisch, theils nur aus Citationen bekannten Schriften Herodians aufgeführt; wir vermissen darunter nur die zu *O* 309 von ihm selbst genannte Monographie *περὶ τοῦ Ἠριγένεια*.

Beygefügt sind Indices Vocabulorum, besonders zu jedem der drey Werke und ebenso Indices Auctorum, welche Dr. Friedländer gearbeitet hat, (463 — 511), sie beziehen sich aber nur auf den griechischen Text, für die eigenen Observertionen und Emendationen fehlt leider hier, wie in den übrigen Schriften von Lehrs das Register..

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

The middle Kingdom; a survey of the Geography, Government, Education, social Life, Arts, Religion etc. of the Chinese empire and its inhabitants. By S. Wells Williams. 2 vols. New York 1848.

Wenn der Nordamerikaner seine täglichen Berufsgeschäfte vollendet hat, so ergibt er sich nicht einem eitlen oder verschwenderischen Müssiggange in Wirths- und Kaffeehäusern. Der Abend des in mühesamer Arbeit verlebten Tages ist der Familie, der geistigen Erheiterung oder der Erwerbung von Kenntnissen gewidmet, welche mit den Geschäften zusammenhängen und zur Förderung derselben fähiger machen. Oeffentliche, für geringes Entgelt gehaltene Vorlesungen sind in keinem Lande auf Erden häufiger und allgemeiner als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine große Anzahl gebildeter und wissenschaftlicher Männer und Frauen finden auf diese Weise ein reichliches Auskommen; hervorragende Talente, wie Fanny Kemble, haben sich selbst große Reichthümer erworben. Solche Vorleser und Vorleserinnen reisen von einem Staat in den andern, von einer Stadt in die andere, ersetzen und ergänzen zum großen Theile die höhern Studienanstalten, welche jenseits des atlantischen Meeres in streng wissenschaftlicher Beziehung viel zu wünschen übrig lassen. In einer Beziehung leisten diese fahrenden Lehrer selbst mehr als die festen, von einem Staate, von einer religiösen Genossenschaft errichteten Akademie. Ihre Vorträge verbreiten mannigfache Kenntnisse und ungemeine Einsicht unter die ganze Bevölkerung, bis zu den untersten Schichten der Gesellschaft. Dieß ist wohl der vorzüglichste Grund, weßhalb unsere Auswanderer mit einer Art Verehrung und Bewunderung selbst zu dem gemeinsten Amerikaner emporsehen.

Haben sich diese fahrenden Lehrer einen ehrenvollen Namen erworben, so finden sie es später vortheilhaft, ihre mündlichen oder schriftlichen Vorträge zu sammeln und zu einem Buche zu verarbeiten. Auf solche Weise sind die meisten, die verbreitetsten Bücher in den Vereinigten Staaten entstanden. Auch diese neueste Beschreibung des chinesischen Reiches und seiner Bewohner beruht auf der Grundlage solcher Vorlesungen. Der Verfasser, Herr Wells Williams, ging, gleichwie der Engländer Thoms, welcher ebenfalls das Chinesische gründlich erlernte, als Buchdrucker im Dienste der amerikanischen Bibelgesellschaft nach China. Er verweilte hier zwölf Jahre lang im täglichen Verkehr mit den verschiedenen untern Klassen der Bevölkerung des Mittelreichs; der Zutritt zu den höhern wird keinem Fremden gestattet. Nach der Rückkehr in die Heimat hielt Herr Williams zu Utica, Cleveland, Buffalo, Neuyork und in vielen andern Städten zahlreich besuchte Vorlesungen über alle Verhältnisse und Zustände des chinesischen Reiches und seiner Bewohner. Sie wurden später geordnet, erweitert und unter dem Titel das Mittelreich dem Drucke übergeben. Herr Williams hat natürlich nicht bloß die eigenen Erfahrungen, seine besondern Beobachtungen den Zuhörern und Lesern mitgetheilt; es wurden in reichlichem Maße die zahlreichen Beschreibungen China's im Allgemeinen be-

nützt, so wie die Schriften, welche nach einzelnen Richtungen des chinesischen Lebens ein helleres Licht verbreiten. Das chinesische Archiv (Chinese Repository), welches der amerikanische Sendbote Bridgeman zu Kanton (1832) begründete und seit der Zeit in monatlichen Heften von drey bis vier Bogen — zwölf machen einen Band — regelmäßig fortsetzt, ist seine vorzüglichste Quelle. Ueberdieß schöpfte der Verfasser, wie uns das Vorwort belehrt, in reichlichem Maße aus dem „Geöffneten China, einem französischen Werk von bedeutendem Werthe und lebhafter Darstellung“ (The illustrations have been selected... chiefly from La Chine ouverte, a french work of considerable research and vivacity).

Ist das geöffnete China in der That ein ursprünglich französisches Werk und wer mag wohl der Verfasser solch' eines rühmlichen Buches seyn? Wäre es wohl nicht zu errathen gewesen, wenn sich Herr W. hätte der Mühe unterziehen wollen, darüber ein Kleines nachzudenken? Heißt es doch in der Schrift, (Herr W. ist ein gar frommer Mann) der Arbeiter ist seines Lohnes und demnach wohl auch der Verfasser eines guten Buches der Anerkennung werth. Es thut mir leid, den Buchdrucker der amerikanischen Bibelgesellschaft — man will sich eines milden Ausdruckes bedienen — der Hinterlist bezüchtigen zu müssen. Das geöffnete China ist, was H. Wells Williams so gut weiß wie der Schreiber dieses, kein ursprünglich französisches Werk, sondern ohne Zweifel eine Uebersetzung des bekannten in englischer Sprache geschriebenen, von dem Drucker nirgendwo erwähnten Buches unseres berühmten Landsmannes Gützlaff. *) Der Amerikaner jedoch läßt es nicht bey diesem Verschweigen Gützlaffs und seiner mannigfachen Verdienste um die Kenntniß des chinesischen Reiches bewenden; sondern er sucht überdieß, wie gemeine Undankbarkeit um ihre Schuld zu bemänteln zu thun pflegt, unsern Landsmann zu verkleinern, ihm theils mittelbar, theils unmittelbar einen Streich zu versetzen und zwar in wiederholten Fällen. Die Reisen des ersten chinesischen Schriftführers der englischen Regierung zu Hongkong längs der nordöstlichen Gestadelandschaften des Mittelreichs, seine Betheiligung bey dem chinesischen Magazin, er hat es beynahe allein geschrieben, die Bibelübersetzung, die geschichtlichen und andern zahlreichen Werke mußten freylich erwähnt werden. Dieß geschieht aber nur nebenbey und in Worten, welche so wenig als möglich zu bedeuten haben. Dagegen wird die Besoldung des Herrn Gützlaff von 800 Pfund, was gar nicht zur Sache gehört, hervorgehoben, und (II 375) behauptet, er habe sich von dem Missionsgeschäfte gänzlich zurückgezogen, was wie jeder weiß, der sich um solche Dinge kümmert, eine vollkommen grundlose Beschuldigung ist. Herr W. gibt nämlich an der angeführten Stelle ein Verzeichniß von 112 protestantischen Missionären, welche seit 1807 bey der chinesischen oder richtiger ostasiatischen Mission beschäftiget waren, wann sie starben oder ausgetreten sind. Hier wird nun bemerkt, G. hätte und zwar schon seit 1834 dem Missionswesen entsagt, dann an einem andern Orte angedeutet, Veranlassung wäre die einträgliche Stelle gewesen. Die Namen der vier andern deutschen Sendboten, wird hinzugefügt, von der rheinischen Gesellschaft ausgesandt, hätte der Verfasser nicht erfragen können (whose names we have been unable to obtain), was in der That höchst sonderbar klingt. Also ein Mann, der immer mit Missionären zusammenlebte, war nicht im Stande die Namen deutscher Sendboten zu erkunden! So sind wir Deutsche, wer längere Zeit im Auslande lebte, weiß davon zu erzählen, allenthalben im Nachtheile; selbst den deutschen Sendboten wird von ihren Genossen die verdiente Anerkennung vorenthalten.

Was nun das Werk selbst betrifft, so ist man gerne bereit, die Sachkenntniß und Umsicht des Verfassers anzuerkennen. Die Schreibart hingegen schien mir nicht selten ungebildet und in logischem Satzbau sehr mangelhaft. Die Beschreibung des Mittelreichs ist jedoch in jedem Falle ein brauchbares Buch für das zahlreiche, größere Publicum. Viele neue Thatsachen, Unbefangenheit des Urtheils und

*) Gützlaff Ch. China opened; 2 vols. London 1838. Die französische Uebersetzung, wenn eine vorhanden ist — in der Bibliographie francaise habe ich sie nicht gefunden —, steht mir nicht zu Gebote.

eine höhere Einsicht in den Grund der Dinge hat man vom Verfasser nicht erwartet und auch im Buche nicht gefunden. Herr Wells Williams beginnt, wie gewöhnlich, mit der äußerlichen Beschreibung der zahlreichen Länder und Völker des chinesischen Reiches; er schreitet, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, regelmäßig fort zur Darstellung der Regierung, Religion und Geschichte der Gesetze, Sitten und Literatur der ostasiatischen Menschheit, wobey es nicht an anziehenden Wahrnehmungen fehlt, welche sich einem europäisch gebildeten Gewerbsmann mitten unter chinesischen Gewerbsleuten in Masse darbieten mußten. Die Begründer und Ordner des chinesischen Gemeinwesens sind von dem allgemein Brauchbaren und Nützlichen, wie es dem gewöhnlichen, beschränkten Verstande erscheint, ausgegangen. Aus diesem von den Machthabern und Weisen des Landes späterer Zeiten in allen Gängen und Windungen des Lebens wie des Geistes durchgeführten Grundsatz hat sich das chinesische Volk zu der ganz besondern Eigenthümlichkeit und Wunderlichkeit herausgebildet, in welcher wir es seit Jahrhunderten und jetzt noch erblicken. Der Begriff des allgemein Brauchbaren und Nützlichen durchdringt die Religion und den Staat, die Wissenschaft und die Gewerbsthätigkeit des Mittelreiches. Das Nützliche soll aber nach dem Sinn des Jao und Schun, nicht in der Art die Herrschaft erringen, wie dieß zum Theil in unserer Zeit in den westlichen Theilen der Erde der Fall ist: es soll sich nicht als allgewaltige Industrie auf den Thron setzen, sondern ihm ist nur der Spielraum gestattet, den es innerhalb der auf Tugend und Gerechtigkeit begründeten Ordnung des Gemeinwesens einzunehmen vermag. Tugend und Gerechtigkeit sind nützlicher als alles Andere auf Erden: sie sind die Grundpfeiler der ganzen Menschheit, und in besonderm Grade des chinesischen Kultursystems.

Die einmal bestehenden Staatsformen und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens werden nun als die Ausflüsse dieser Grundelemente der Welt betrachtet, oder wenigstens dem Volke angerühmt; es wird nicht gestattet, von ihnen im entferntesten abzuweichen. Es ist eine in der Geschichte einzig dastehende Erscheinung, daß die mehr als zwanzig Herrscherhäuser, welche während der vielen Jahrhunderte im östlichen Asien aufeinander folgten, an diesem Prinzipe des Nützlichen und Unwandelbaren festhielten, daß sie es verstanden, jedes dem Menschen angeborne Bestreben nach Aus- und Fortbildung, nach Neuem und Ungewöhnlichem zu bannen und mit eiserner Folgerichtigkeit bis in's einzelnste entfernt zu halten. Man hat dem menschlichen Geiste nach jeder Richtung hin Fallstricke in den Weg gelegt und jede freye Bewegung in allen dem Anscheine nach noch so gleichgiltigen Dingen gehemmt. Die Schiffe dürfen nur in der alten, herkömmlichen, schwerfälligen Weise gezimmert und selbst die Segel blos nach der Ueberlieferung aufgespannt werden; die Häuser müssen in gerader Linie nach der einmal vorgeschriebenen Norm aufgebaut seyn — sogar im Haarschnitt und in der Form der Schuhe ist jede Abweichung von der eingeführten Norm verpönt. Das arbeitsame chinesische Volk würde sich vielleicht zu einer ähnlichen Höhe von Kultur, auf welcher wir heutigen Tages die europäische Menschheit erblicken, emporgeschwungen haben, wären ihm nicht diese Hemnisse von seinen Gewalthabern entgegengehalten worden. Der menschliche Geist ist im äußersten Osten der Erde zu denselben Erfindungen und Entdeckungen durchgedrungen und zwar bey weitem früher als dieß im Westen geschehen, welche die äußerliche und innerliche Bildungsform der neuern westlichen Menschheit bedingen. Es wäre jedoch auch bey einer freyeren Gestaltung des Staates und des Lebens immer noch eine große Kluft geblieben zwischen dem Osten und dem Westen der Erde. Die klare, seichte Verständlichkeit ist dem Begriffe abhold, sie verschmäht alle Tiefen des Geistes wie des Gemüthes, welche bey uns dem Gewerbs- und Industriewesen das Gleichgewicht halten und verhindern, daß die Menschheit verflache oder in der Gemeinheit des Alltagslebens untergehe. Diesem Mangel an Tiefe und Wissenschaft ist es wohl auch zum Theile zuzuschreiben, daß manche der wichtigsten Erfindungen im Mittelreiche so wenig ausgebildet wurden und im Laufe der Jahrhunderte wieder spurlos verloren gehen konnten.

Diese Verschiedenheit der Fähigkeiten und der auffallende Mangel an aller Entwicklung mag wohl

auch theilweise in den ursprünglichen Anlagen, in der Körperbildung und in dem ganzen leiblichen Wesen des Chinesen, in dem Unterschiede zwischen der kaukasischen und der mongolischen Rasse begründet seyn. Das Antlitz eines Eingebornen der Mitte ist breit; die Stirne niedrig und zusammengedrückt; Augen, Mund und Nase sind so klein, daß sie dem Gesichte keinen oder nur einen höchst unbedeutenden Ausdruck verleihen. Die widerlich hervorragenden Backenknochen geben ihm seine ganze einförmige Haltung, so daß der Bildhauer bey der Büste eines Chinesen nur einen Hammerschlag zu thun braucht, wo sonst wohl hundert erforderlich sind. Die Anzahl der mannigfachen Linien, die liebliche Abwechselung von Erhöhung und Vertiefung und dabey doch die harmonische Uebereinstimmung der Gesichtszüge, sowie die gefällige Vollendung eines europäischen Gesichtes treten uns niemals so sehr in ihrer vollen Bedeutung entgegen, als wenn wir die Gesichtsbildung eines Chinesen genau untersuchen. Wir fühlen dann erst recht lebendig, daß ein Antlitz voll wechselnder Wellenlinien und schönem Verhältnisse das äußerliche Siegel und Gepräge der innern geistigen Ueberlegenheit ist. Wird das mongolische Gesicht mit dem Ausdrucke des Wohlwollens belebt, wird es von dem Lächeln der Höflichkeit und der guten Laune erhellt, dann erst vermissen auch wir sehr wenig darin; es zeigt uns vieles Angenehme und wir finden sogar Manches zu bewundern. Der hervortretende Ausdruck des Gefühls nimmt jetzt den ganzen leeren Raum ein und verleiht der Büste zum Theil die lebendige Frische und Schönheit, welche die Kunst des Bildhauers ihr nicht aufzudrücken vermöchte.

Hindu und Chinesen, benachbarte Völker, verschieden sonst in jeder andern Beziehung, kommen in der Eitelkeit überein, daß beyde ihr Land Mittelreich nennen. Beyde sind dem Wahne hingegeben, sie, die Bewohner dieses Mittelreiches, ragen über alle die umwohnenden menschlichen Geschöpfe weit empor, gleichwie die Götterwohnungen in Meru und Kuenlun über alle an ihrem Fuße sich hinziehenden Gebirgsketten und Flachländer. Wie aber, wenn nicht freye Wissenschaft und selbstständige Bildung den Geist erleuchten, im Verlaufe der Jahrhunderte nur ein Wahn den andern verdrängt, ersieht man an dem folgenden denkwürdigen Beyspiele. Unser Land, sagt in voller Zuversicht der altgläubige Chinese, ist der Mittelpunkt der Schöpfung; nein, erwiedert mit gleicher Zuversicht der zum Buddhaismus Bekehrte, unser Vaterland wird irriger Weise das Mittelreich genannt; Tschinstan, das Landgen Osten — so heißt das Mittelreich in den chinesisch-buddhaistischen Werken — ist nicht der Mittelpunkt der Erde, sondern Indien die Heimat aller bereits erschienenen und künftig erscheinenden Buddhas. Mit Nichten, entgegnet beyden der chinesische Muselman, Arabien, von uns mit Recht Himmelswohnung oder Paradies geheißen, wo Adam erschaffen wurde und Muhammed erstand, dieß ist das Mittelland und Mekka der Nabelpunkt innerhalb der vier Enden der Erde.

Gleichwie zu den Zeiten Karls des Großen und Napoleons zwischen Franzien und dem Frankenreiche, zwischen Frankreich und dem französischen Reiche unterschieden wird, so auch während der meisten Zeiträume der Geschichte des östlichen Asiens zwischen der Benennung China und chinesisches Reich. Es standen nämlich und stehen noch unter der Herrschaft der Himmelssöhne zu Peking mehrere Völker und Reiche, welche nicht zu China im engern Sinne des Wortes gehören. Will man einen richtigen Begriff von der Macht und dem Einflusse des chinesischen Volkes und seines Kultursystems erlangen, so dürfen diese auswärtigen Besitzungen in seiner Beschreibung und Geschichte nicht übergangen werden. Reicht doch bald die unmittelbare Herrschaft, bald der mittelbare Einfluß Chinas, von dem südlichen und östlichen Meere nach Bochara und Samarkand, bis zu den Stromgebieten des Oxus und Jaxartes; ja fast bis zum Fuße des uralischen Gebirges und zur äußersten Gränze Ost-Europas.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

The middle Kingdom; a survey of the Geography, Government, Education, social Life, Arts, Religion etc. of the Chinese empire and its inhabitants. By S. Welles Williams. 2 vols. New York 1848.

(Fortsetzung.)

Wenn auch die staatliche Macht des Mittelreiches während der glänzendsten Zeiträume seiner Geschichte die Wasserscheide des Belur Tagh nicht überschritten hat, so wirkte doch sein Einfluß viel weiter gen Westen und Norden auf die benachbarten Grenzvölker, namentlich auf jene zahllosen Wanderer, welche diese unwirthlichen Ländergebiete durchstreifen, und zum Scheine bald diesem, bald jenem Reiche Gehorsam versprechen. Es sind dieß die Horden der Mongolen und Türken, welche bald ihren Heerdenreichthum friedlich weiden, bald plötzlich als Räuber die Nachbarländer heimsuchen und deren festgesiedelte Einwohner in Sorge und Bedrängniß versetzen. Von China aus hat die dreyfach getheilte tatarische Völkerfamilie, haben mehrere Stämme des medopersischen Volkes, bis auch hier der Islam vernichtend und umgestaltend eingreifen konnte, einzig und allein ihre Kultur erhalten. Diese großartige und welthistorische Bedeutung des chinesischen Kultursystems ist niemals von den Geographen noch von den Ethnographen und Historikern des Westens in ihrem ganzen Umfange erkannt und gewürdiget worden.

Alle Sagen der kultivirten Völker der Erde, die Sprachverhältnisse, so wie die ursprünglich einheitliche Bildung der arischen Völkerfamilie, weisen auf die Hochebenen und zerrissenen Bergländer Mittelasiens; sie scheinen die ursprüngliche Heimat eines sehr großen Theils der Erdbewohner gewesen zu seyn. In den geschichtlichen Zeiten finden wir dort freylich bloß wilde Horden, welche erst durch den Kultursamen, von Westen, Süden und Osten herbeygetragen, zur Menschlichkeit emporgerichtet wurden und werden. Es sind dieß leider nicht die einzigen Gegenden der Erde, welche einstens auf der Höhe der Menschheit standen und im Laufe der Ereignisse zur Barbarey herabsanken. Von dem westlichen Schneegebirge stieg in unvordenklichen Zeiten das Brahmanengeschlecht hinab zu den Ufern des Ganges und des Indus, drang bis zum Brahmaputra im Osten und zu den Inseln im südlichen Meere vor und unterjochte die anders redende eingeborne Bevölkerung. Allzu kühne Gelehrte wagen es sogar, das Land anzugeben, wo die Völker noch im brüderlichen Verbande miteinander lebten, bis sie sich in östliche und westliche Arier schieden. Es wäre dieß nämlich die heutigen Tags noch von den Hindu für heilig geachtete Gegend gewesen um die beyden großen Alpenseen Mapham und Langgo, nördlich der höchsten Gebirgsreihe des Himalaja. Von dem östlichen Himalaja, aus den Gegenden des Kuenlun, im Nordwesten des Mittelreichs, stiegen auch nach einer ausdrücklichen alten Sage der Geistesjünger, die Ahnen des chinesischen Staates und seiner Kultur hinab in die Gauen und Marken des äußersten Südens und Ostens des asiati-

schen Festlandes. Auch die westlichen Arier deuten auf das Ostland Baktrien — Bachter heißt Osten im Persischen — woher ihnen der Stern des Glanzes, Zoroaster, erschienen. Dieser gemeinschaftlichen Heimat der drey großen Kultursysteme Asiens, des medopersischen, des brahmanischen und chinesischen, entspricht auch die gemeinsame Grundlage in dem Aufbau des Landes. Die erhöhte Masse innerhalb des Himalaja und Altai, des Hindokuh, Kuenlun und Himmelsgebirges bildet den Kern des Erdtheiles, um welchen sich die Berglandschaften, die Hochebenen und Tiefländer lagern und nach allen Richtungen ausdehnen. Aber nur den drey ausgebildetsten Theilen des asiatischen Kontinents im Osten, Süden und Westen, China, Indien und Persien allein war es vergönnt, eine eigenthümliche Gesittung zu erzeugen und selbstständige Glieder zu bilden in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Das östliche Asien ward von der Natur zur Heimat einer unabhängigen in sich geschlossenen großen Menschenfamilie gebildet. Im Osten und Süden vom Meere, im Westen und Norden zum Theil von Bergen und Wüsteneyen eingeschlossen, konnten die Bewohner dieser Gegenden, sobald sie nicht zu sehr verweichlichten, mit leichter Mühe einen jeden fremden Einfall zurückschlagen. Es sind die Länder innerhalb dieser Grenzen fruchtbar und anmuthig in hohem Grade; auch werden die einzelnen Marken weder von unübersteiglichen Gebirgsketten, noch von Wüsten und Steppen durchzogen. Der Boden bringt Alles in Fülle hervor, was der Mensch zur Erhaltung, Erheiterung und Verschönerung des Lebens bedarf. Die zahlreichen großen und kleinen Flüsse, welche nach allen Richtungen das Land durchschneiden, erleichtern die Verbindung und den Austausch zwischen den südlichen und nördlichen Gauen. Deßhalb ist es auch wahrscheinlich, daß in diesen herrlichen Gegenden des asiatischen Festlandes viel früher als sonst wo auf Erden sich eine Menschenfamilie gesammelt und einen regelmäßigen Staat eingerichtet habe. In den westlichen Kreisen des heutigen Mittelreiches, auf dem Gebiete zwischen dem Hoangho im Norden und dem Kiang im Süden, in den gemäßigten dreyßigen Breitengraden wurden die Grundsätze der künftigen Reichsverfassung ersonnen, wenn sie die Urväter des chinesischen Volkes nicht bereits von den benachbarten Gebirgen mitgebracht hatten. Hier in diesem Zwischenflußgebiete des östlichen Asiens finden wir die von allen folgenden Geschlechtern hochgeachteten Herrscher der Vorzeit, Fohi und Hoangti, Jao und Schun. Sie bestrebten sich, die Kultur der Mitte nach allen Weltgegenden zu verbreiten, und die ringsum wohnenden rohen Haufen zum Bessern heranzubilden.

Diese Urahnen des Staates und der Bildung werden aber keineswegs für Wesen anderer höherer Art geachtet, als ihre Söhne und Nachkommen der spätern Jahrhunderte. Sie sind weder von einer übermenschlichen Kraft beseelt, noch steht ihnen eine Gottheit lehrend und warnend zur Seite. Die Erzeugnisse, welche sie der Nachwelt hinterließen, sind im Gegentheile ihrem eigenen Geiste, ihrem eigenen Herzen entquollen. Durch sich selbst, durch Arbeit und Entsagungen mancherley Art, so lehren die Weisen des Mittelreichs, ward von jeher und wird zu allen Zeiten der Mensch zu einem freyen Wesen herangebildet. In diesem Zustande moralischer Freyheit könnte er sich sogar zum Herrn über die Natur erheben; er verhindert alle Unordnungen in den Erscheinungen am Himmel wie auf Erden, und alle Körper bewegen sich in ihrem ewigen gesetzmäßigen Kreislauf. Nur diese Welt, die Welt unserer Leiden und Freuden soll dem Menschen am Herzen liegen; er forsche und frage nicht viel nach den Genien und Göttern. Mögen deren auch vorhanden seyn, so sind sie doch in jedem Falle so weit im Raume entfernt, daß unsere Hoffnungen und Wünsche nicht zu ihnen emporbringen können. Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen! — dieß war, seit dem Beginne der Geschichte, der Grundgedanke des chinesischen Lebens, sowohl in staatlicher wie in bürgerlicher Beziehung.

Dieser beynahe durchgängig herrschenden Ansicht stellte sich aber von Zeit zu Zeit eine andere entgegen, welche das Wohl und Wehe der Menschheit von eingebildeten Genien, von ersonnenen Zau-

bersprüchen abhängen läßt. Nach dieser Geistesrichtung, welche der buddhaistischen Anschauung innerlich verwandt ist, und höchst wahrscheinlich auch aus Indien stammt, ist das ganze Daseyn aus einem bösen Gelüste hervorgegangen und nicht werth, daß ein höherer Mensch sich damit befasse. Es sey vielmehr unsere Aufgabe, diese Außenwelt, das Trugbild der Erscheinung so viel als möglich durch Kasteiungen und Büßerkünste zu vernichten. Schon hienieden soll der Geist von der unglückseligen Materie, die ihn gefangen hält, befreyt und der ewigen Ruhe theilhaftig werden.

Diejenigen, welche der ersten Ansicht huldigen, nennen sich die nothwendigen Leute, die Gelehrten und Gebildeten. Ihre Aufgabe ist, die drey Gegenstände, Himmel, Erde und Mensch von Grund aus zu erfassen, die Lehren der ehemaligen Herrscher des Reiches zu ergründen und zu verbreiten. Diese Gelehrten erkennen Kongtse als ihren Lehrer und Meister. Ohne ihn, sagen sie, wäre die Quelle der Weisheit des Jao und Schun versiegt und alle folgende Geschlechter würden rathlos geblieben seyn. Ihre Gegner geben sich mancherley Ehrenbenennungen, wie Geistesjünger, die Vollkommenen des rechten Weges. Sie setzen sich zur Aufgabe, allen Geschäften des äußerlichen Lebens, allen Leidenschaften und weltlichen Bestrebungen zu entsagen, und einzig und allein dem Geiste zu leben und der Wahrheit. Diese Vollkommenen des rechten Weges erkennen Laotse als ihren Lehrer und Meister. Er habe die Urweisheit, welche aus den Jahrhunderten lange vor Jao und Schun stammt, zum Frommen der spätern Generationen erneuert, damit ihnen aus deren Befolgung Heil und Segen erwachse.

Diese zwey verschiedenen Geistesrichtungen haben auch zwey ganz verschiedene Literaturen hervorgerufen, welche in allen Jahrhunderten des chinesischen Volkes nebeneinander herlaufen und sich nur berühren, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Viele Thatsachen und Verhältnisse des östlichen Morgenlandes gestalten sich ganz anders, je nachdem man bey deren Darstellung die Schriften der einen oder andern Partey zu Grunde legt.

Die Menschen, so erzählen beyde, die Jünger des Kongtse wie des Laotse, lebten bey dem Beginne der Zeiten in Höhlen und in hohlen Baumstämmen mit dem Viehe zusammen, und waren nicht viel besser, als diese ihre Gefährten. Von einem Leben im Paradiese, von einem Zustande der Unschuld und des Sündenfalls, wie er in den ältesten Schriften der Hindu und der vorderasiatischen Völker erscheint, ist bey dem östlichen Kulturvolke der Erde keine Rede. Der Mensch ist bereits im Urbeginne seines Daseyns frey von jeder Vormundschaft, ein im Fortschreiten zur Vollkommenheit begriffenes Wesen. Es hausten die Fürsten wie das Volk, fährt die Ueberlieferung fort, während des Winters in natürlichen oder von Menschenhand verfertigten Höhlen; zur Sommerszeit in Hütten, welche aus Holz und Zweigen schnell auferbaut wurden. Man kannte den Gebrauch des Feuers nicht; man nährte sich von Pflanzen und den Früchten der Bäume, aß das rohe Fleisch des Geflügels und anderer Thiere des Feldes, die man zu erlegen vermochte, und trank das Blut der erschlagenen Genossen. Die Kleidung war aus den Häuten der Thiere und den Federn des Geflügels bereitet. Diese Menschen kannten wohl ihre Mütter, nicht aber ihre Väter; sie kannten die Liebe, den sinnlichen Genuß, nicht aber die Sitte, das Gesetz. Viele der noch bestehenden Gebräuche stammen aus dieser Urzeit der menschlichen Gesellschaft, wenn man das rohe Treiben so nennen darf und können nur dadurch ihre Erklärung finden. Vieler Jahrhunderte bedurfte es, bis diese Wilden aller der Künste theilhaftig wurden, die zu einem, nur einigermassen bequemen und civilisirten Leben nothwendig sind. In den Jahrbüchern des Reiches werden die Fürsten und ausgezeichneten Geister aufgeführt, welche nach und nach dieses Geschlecht die nothwendigen Künste und Fertigkeiten gelehrt haben. Der Eine unterrichtete die Menschen in dem Gebrauche des Feuers und Eisens, in der Weise Holz zu fällen und Häuser zu bauen; der Andere lehrte sie durch Beobachtung der Himmelskörper die Monate und Jahre — eine Eintheilung der Zeit in Wochen ist in China niemals gebräuchlich oder bekannt gewesen — so wie größere Zeitkreise zu unterscheiden.

Es scheint jedoch, daß die meisten angeblich aus der Urzeit stammenden Herrscher und Weisen aus bloß verhältnißmäßig sehr späten Verkörperungen der Erfindungen und Ereignisse hervorgegangen sind; denn ihre Namen bezeichnen gerade die Handlungen und Einrichtungen, welche ihnen in der mythischen Geschichte der Urzeit zugeschrieben werden.

Mehrere chinesische Annalisten sind deßhalb einsichtsvoll und unparteyisch genug zu erklären, daß man über die Zeiten vor Fohi gar nichts wissen könne, daß dieser als der erste Ordner einer Staatsgesellschaft im Mittelreiche betrachtet werden müsse. Andere überlassen selbst Fohi und seine Nachfolger der Mythe und finden erst mit dem Anfange des Annalenbuches, mit Jao und Schun, im vierundzwanzigsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, die ersten Spuren beurkundeter geschichtlicher Thatsachen.

Es wird nicht selten behauptet, das chinesische Volk habe sich aus hundert verschiedenen Geschlechtern oder Stämmen zu einem Ganzen herangebildet. Auch diese Annahme beruht auf keinem geschichtlichem Grunde. Es verhält sich mit dem Ursprung dieser Sage folgendermassen. Zu den Zeiten der großen Songdynastie (960—1280) hat ein Lehrer die meisten Familiennamen seiner Landsleute, unter dem Titel: die hundert Familiennamen, d. h. die Namen aller Geschlechter, zusammengetragen, und sie von der Schuljugend auswendig lernen lassen. Das Schriftchen fand bald so großen Beyfall, daß es von mehreren seiner Genossen, und in der Folge im ganzen Reiche als Schulbuch angenommen wurde. Mehrere Forscher des Westens wähnten, von der Ueberschrift des Büchleins verleitet, es gebe in der That bloß hundert solcher Namen im chinesischen Reiche, und stellten ohne durch irgend eine Angabe eines einheimischen Schriftstellers hiezu berechtigt zu seyn, die Vermuthung auf, das chinesische Volk habe ursprünglich in hundert Geschlechtern bestanden. Das Schulbuch enthält aber vierhundert achtunddreißig einfache und zweyunddreyßig zusammengesetzte Familiennamen.

Ueberdieß wird nirgendwo, weder in einer Vorrede noch in einer Einleitung, versichert, daß der Verfasser alle Familiennamen aufgeführt habe. Das Büchlein ist später in vielen Ausgaben, mit zahlreichen Anmerkungen versehen, erschienen, worin sogar der Grund und die Zeit der Entstehung der verschiedenen Namen angegeben wird. Man ersieht hieraus, daß diese Benennungen nicht ursprünglich vorhanden gewesen, sondern erst im Laufe der Jahrhunderte zufällig entstanden sind. Die chinesischen Namen sind nämlich wie die Zunamen des Adels und der herrschenden Geschlechter im europäischen Mittelalter, theils aus der Benennung der Länder und Städte, welche die Gründer der Familien im Besitz hatten, wie dieß bey den meisten Namen der Dynastien der Fall ist — theils auch aus zufälligen Begegnissen, aus den Eigenschaften, den Gewerben und den Thaten der einzelnen Personen hervorgegangen. Alle Personen desselben Familiennamens werden aber heutigen Tages noch als Verwandte betrachtet. So viele Generationen auch in einer Familie dahingegangen und so ausgebreitet sie seyn mögen, so dürfen sich doch Leute desselben Namens nicht heirathen. „Wenn Personen desselben Familiennamens“, heißt es im Gesetzbuch des Mittelreichs, „sich heirathen, so sollen sie selbst und diejenigen, welche dazu geholfen haben, sechszig Streiche erhalten: die Heirath sey aber als nichtig zu betrachten. Mann und Frau sollen getrennt werden und die Heirathsgeschenke dem Staate anheimfallen.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

The middle Kingdom; a survey of the Geography, Government, Education, social Life, Arts, Religion etc. of the Chinese empire and its inhabitants, By S. Welles Williams. 2 vols. New York 1848.

(Schluß.)

Das chinesische Reich hatte bereits in dieser frühen Zeit eine im Verhältniß zu den übrigen Staaten der Erde außerordentliche Ausdehnung: es reichte vom östlichen Meere bis zur Wüste Gobi, eine Strecke von mehr als zweyhundert fünfzig geographische Meilen; dann von den nördlichen Randgebirgen längs der großen Mauer bis zur Meiling-Kette im Süden, jenseits des Kiang, über mehr denn hundert und fünfzig geographische Meilen. Es umfaßte damals der Staat die heutigen Kreise Petscheli, Schantong, Honan, Schansi, Schensi, Kiangnan, Ssetschuen, Hukuang und noch einen Theil von Kiangsi. Diese Landschaften werden sämmtlich in der Steuerrolle des Ju, (ohne Zweifel das erste erdkundliche Denkmal der Weltgeschichte), so deutlich beschrieben, daß die gelehrten Sendboten, welche auf Befehl des Himmelssohnes Kanghi zwanzig Jahre lang mit der Aufnahme des Mittelreiches beschäftigt waren, alle darin erwähnten Berge, Flüsse und andere Oertlichkeiten wieder erkannten und genau bezeichnen konnten. Die großen Wasserbauten, von Ju ausgeführt, und die über hohe Berge geleiteten Kanäle, erregten das Erstaunen und die Bewunderung dieser kundigen Männer.

Ju hatte auf seinen wiederholten Reisen das Land genau kennen gelernt; er ließ nun die zahlreichen Waldungen lichten und theilte das Reich, nach der Richtung der Bergketten und der großen Ströme in neun Kreise, Tscheu oder Inseln genannt, deren Abgaben, so wie die größere oder mindere Anzahl derselben nach der Natur des Bodens und den jedesmaligen Erzeugnissen des besondern Landes bestimmt wurden. Man muß wissen, daß Gefäße mit drey Füßen im östlichen Asien für eben so heilig gehalten wurden, als der Dreyfuß bey den Griechen; es hängt nämlich die Zahl drey mit den drey Principien alles Daseyns zusammen, mit dem bereits erwähnten Inhalt aller Wissenschaft, der des Himmels, der Erde und des Menschen. Ju ließ neun solcher heiligen Gefäße gießen und hierauf die neun Kreise abbilden; es ist dieß bey weitem die älteste bildliche Darstellung eines Theiles der Erde, welche in der Geschichte erwähnt wird. Diese neun Dreygefäße galten später als das Palladium des Reiches; jede neue Familie, die sich der Herrschaft bemeistern wollte, suchte zuvor diese Heilmittel, diese Symbole der Macht zu erlangen, um dadurch die Ansprüche auf das Reich zu begründen; es wurde ihnen besondere Verehrung erwiesen; sie sollen sogar als Geister angebetet worden seyn. Diese Gefäße des Ju gingen aber im Laufe der Jahrhunderte verloren und wurden dann, wie dieß bey solchen heiligen Gegenständen allenthalben Sitte ist, durch nachgemachte er-

setzt, die sich heutigen Tages noch in der Schatzkammer zu Peking befinden und für die Dreyfüße des Ju ausgegeben werden.

Das Land der Mitte erscheint uns nach der Steuerrolle des Ju bereits in diesen frühen Jahrhunderten der Weltgeschichte in solch einem hohen Grade kultivirt, es werden hier eine solche Menge verschiedenartiger, natürlicher und künstlicher Erzeugnisse gewonnen, und als Abgaben dargereicht, daß man sehr geneigt wäre, die Aechtheit dieser ganzen Steuerrolle zu bezweifeln, wenn dafür nur irgend ein haltbarer Grund erdacht werden könnte, ohne das ganze chinesische Alterthum zu läugnen und alle seine geschichtlichen Denkmale als Lug und Trug zu bezeichnen. Die Abgaben bestanden in Gold, Silber, Stahl und Bley; in rohen und geschliffenen kostbaren Steinen; in roher Seide und Seidenstoffen verschiedener Farben, weiß, roth, violett, gestreift und schwarz, so wie in mancherley Gattung verschieden gefärbten Baumwollenzeugs. Ein Theil der Bewohner brachte Cypressen, Tannen und anderes Holz, um Häuser zu bauen und Barken zu zimmern; ein anderer die Häute der Thiere, der Bären und Füchse, der Tiger und andern Wildes zur Verzierung der Kleider, Wagen und Brustharnische, ein dritter, Holz von Feigenbäumen und klingende Steine für musikalische Instrumente; große Federn verschiedener Gattung für Fahnen und Standarten, dann Pflaumfedern für Betten und Kleiderfutter; Elfenbein, Muscheln, Schildkrötenschaalen, allerley steinernes Geräthe und Erzeugnisse des Meeres. Welch' eine große gewerbliche Kultur mußte nicht bereits in einem Lande herrschen, wo alle diese Produkte gewonnen wurden! Wie geordnet mußten die Staatsverhältnisse seyn, welche Ruhe und Ordnung mußte nicht in dem weitausgedehnten Reiche herrschen, wenn alle diese kostbaren Erzeugnisse von Jahr zu Jahr regelmäßig aus allen Gegenden des Landes an den Hof gebracht werden konnten! Selbst die Barbaren auf den Inseln des östlichen Meeres, die Bewohner Tongkings und Kochinchinas haben, wie es heißt, bereits in diesen frühen Zeiten ihren Tribut eingesandt.

Nach der eigenthümlichen Naturlehre des Mittelreiches sind die fünf Elemente: das Holz, das Feuer, die Erde, das Metall und das Wasser die Begründer alles Daseyns. Die fünf Geister dieser Urkräfte, so heißt es weiter, vorzüglich nach der Lehre der Geistesjünger, stehen den fünf Theilen, den vier Enden und der Mitte des Himmels vor und erheben im Laufe der Jahrhunderte alle die Dynastien, welche das Reich, im östlichen Sinne des Wortes, die Welt, beherrschen. Jedem dieser Elemente oder Elementargeister werden besondere Kräfte oder Tugenden zugeschrieben, so dem Holze, welches einem großen Theil der Bedürfnisse abhilft, die Wohlthätigkeit; dem Fruer, bey den Opfergebräuchen unumgänglich nothwendig, die heiligen Sitten; der festen Erde die Beständigkeit und der Glaube; dem Metall, das zu Strafen dient, die Gerechtigkeit, und dem Wasser, welches die Natur abspiegelt, die Einsicht und der Verstand. Man wird nun wissen, was es bedeutet, wenn man in den Geschichtswerken des Mittelreiches liest: diese Dynastie regierte durch die Kraft oder die Tugend des Holzes, jene durch die des Feuers. Diese Genien stehen überdieß, je nach ihrem Platze im Himmel, auch den Jahreszeiten vor und werden demgemäß mit einer entsprechenden Farbe bezeichnet. Der Geist des Holzes regiert den Frühling und ist grün, der des Feuers den Sommer und ist roth; der der Erde regiert die mittlere Jahreszeit, gegen Ende des Sommers wo bereits die Ernte beginnt, und ist gelb; der Geist des Metalls den Herbst und ist weiß; und endlich der des Wassers den Winter, von schwärzlicher Farbe. Wie in der Herrschaft der Jahreszeiten, so lösen sie sich auch in der Herrschaft des Reiches ab; sie folgen, nach bestimmten Zeiträumen regelmäßig auf einander, weßhalb alle erblichen Fürsten und Usurpatoren, sobald sie den Thron bestiegen, ihrem Elementargeist, Schangti oder der erhabene Richter genannt, Opfer darbringen und in den Ausschreiben sich gewöhnlich der Formel bedienen: Ich, welchem der Himmel in seinen Wandlungen das Reich gegeben hat. Die grübelnden Weisen oder Thoren des Mittelreiches gingen selbst so weit, die Dauer dieser Zeitabschnitte bestimmen zu wollen. Es wird der Herrschaft der Erde eine Dauer von fünfzig Geschlechtern und tausend

Jahren zugemessen, der des Feuers von neunundvierzig Geschlechtern und neunhundert Jahren und so immer in abnehmender Progression jedem folgenden Elemente. Fohi, behaupten diese mystischen Naturhistoriker des Mittelreiches, regierte durch die Tugend des Holzes; Hoangti durch die der Erde, und die Dynastie Tscheu erlangte die Herrschaft durch die Kraft des Feuers; deßhalb brachte Wuwang alsbald dem Elementargeist, durch dessen Tugend er die Regierung erlangt hatte, ein feyerliches Opfer dar, wobey erklärt wurde, roth sey von nun an die Farbe seiner Familie und des Staates.

Die Sitten und religiösen Gebräuche, die Gesetze und die Staatseinrichtungen der beyden ersten Dynastien des Mittelreiches sind aus den Bruchstücken ihrer Geschichte nur höchst unvollkommen bekannt. Es klagte bereits Kongtse hierüber, als er mit der Zusammenstellung der zu seiner Zeit vorhandenen Reste der alten Literatur beschäftiget war. Einen klaren Blick gestatten hingegen die zahlreichen Monumente aus den Jahrhunderten der Tschéu, namentlich dürfen wir den Sittenspiegel dieses Herrscherhauses als eine ächte Quelle betrachten. Jao und Schun, heißt es im Buche der Chroniken, haben die alten Gebräuche erforscht und dann hundert Beamte eingesetzt; während der Regierung der Hia und Schang bedurfte es aber der doppelten Zahl, um den Bedürfnissen des Landes abzuhelfen und es zu verwalten. Zu den Zeiten der Tschéu wurden drey Grafen an die Spitze dieser Beamten gesetzt; ihnen lag es ob, den andern Bediensteten den rechten Weg zu zeigen, Ruhe und Ordnung im Staate, und demnach eine vollkommene Harmonie zwischen den beyden bildenden Kräften der Natur aufrecht zu erhalten. Diesen drey Grafen wurden drey Beysitzer beygegeben, welche den besondern Auftrag hatten, das Volk zu unterrichten, Alles zu erklären, was sich auf die drey Mächte, auf den Himmel, die Erde und den Menschen bezieht, und dem Könige bey allen Vorfällen in der Verwaltung des Reiches Hilfe zu leisten. Der Staatskanzler steht an der Spitze der Verwaltung des Reiches, ihm sind alle Beamten untergeordnet und er sehe zu, daß der Friede innerhalb der vier Meere aufrecht erhalten werde. Der Staatskanzler steht an der Spitze der sechs Ministerien, welche die verschiedenen Verwaltungszweige überwachen, und ist zu gleicher Zeit selbst Präsident des Innern, unter den Tschéu, deßhalb Ministerium des Himmels genannt, weil von ihm alle Verwaltungsbeamten angestellt wurden und abhingen [1]). Die Finanzen des Staates, die Bestimmung der Abgaben und die richtige Vertheilung der Einnahmen und Ausgaben gehörte zum Geschäftskreise des Ministeriums der Erde [2]). Alles was die Religion und den Kultus, die Sitten, den Unterricht und die äußerliche Anordnung des Staates betraf, war dem Ministerium des Frühlings [3]) zugetheilt. Das Kriegswesen stand unter dem Ministerium des Sommers [4]), die Handhabung der Gerechtigkeit hingegen, die Bestrafung der Vergehen und Verbrechen lag dem Ministerium des Herbstes [5]) ob und die öffentlichen Bauten wurden von dem Ministerium des Winters [6]) besorgt. Die Vorsteher dieser verschiedenen Verwaltungszweige hatten besondere Ehrenbenennungen, welche sämmtlich in einem Abschnitte des Buches der Chroniken aufgezählt werden und sich auf ihre besondern Geschäfte beziehen. Die Regierung des Reiches sollte, wie aus dem Ganzen hervorgeht, ein getreues Abbild des Himmels seyn; sie sollte im Kleinen die Gesetze der Natur im Großen, das Entstehen und Zunehmen, das Abnehmen und Vergehen im Laufe eines jährlichen Kreises symbolisch ausdrücken. Aus diesem Grunde wurden auch einem jeden Ministerium sechszig Beamte untergeordnet, die zusammen mit ihren Präsidenten das Sonnenjahr von dreyhundert sechsundsechszig Tagen darstellten.

---

[1]) Heutigen Tages Lipu: Ministerium der Beamten.

[2]) H. T. Hupu: Ministerium der Finanzen.

[3]) H. T. Lipu: Ministerium der Sitten.

[4]) H. T. Pingpu: Ministerium des Krieges.

[5]) H. T. Hingpu: Ministerium der Strafen.

[6]) H. T. Kongpu: Ministerium der Bauten.

Die Lehensaristokratie maßte sich aber immer mehrere Regierungsrechte an und kümmerte sich wenig um die Befehle ihres obersten machtlosen Herrn; sie trat nicht selten mit den zahlreichen einheimischen barbarischen Völkerschaften, selbst mit den an den Gränzen lauernden Horden in Verbindung und spottete des Ansehens des Himmelssohnes; Suanwang soll sich dieß so stark zu Herzen genommen haben, daß er erkrankte und starb (782 v. u. Z.).

Das Reich gieng mit Riesenschritten seiner gänzlichen Auflösung entgegen. An die Stelle des Oberkönigs traten Fürstenbündnisse und Faktionen mancherley Art, welche des Ansehens des Himmelssohnes spotteten, und nach Gutdünken im Lande schalteten; es sind dieß die Jahrhunderte, welche von den einheimischen Annalisten die Zeiten der streitenden Reiche genannt werden. Das Mittelland zerfiel in einundzwanzig große Lehensstaaten, Königreiche genannt, wovon jedoch acht von Verwandten des Oberkönigs regiert wurden. Hätten die sich nun innig an einander und sämmtlich dem Himmelssohne angeschlossen, so wäre es ihnen wohl möglich gewesen, eine Art Oberherrlichkeit in dem großen Himmelsreich zu behaupten. Es mangelte ihnen jedoch sowohl die Einsicht, als die Selbstüberwindung, auf solch ein gemeinschaftliches Ziel hinzuarbeiten; sie vergaßen über persönlichen Zänkereyen und selbstsüchtigen Bestrebungen das allgemeine Beste des Landes und ihres Hauses, und eilten unrettbar ihrem Untergang entgegen.

Während dieser rastlosen Parteykämpfe schwangen sich bald diese, bald jene Fürsten zu solcher Macht empor, daß die andern Lehensfürsten und selbst der Himmelssohn ihnen eine Art Oberherrlichkeit im Lande zugestehen mußten. Unruhen und Wirren allerley Art nahmen Jahrhunderte lang kein Ende; Glück und Unglück, Siege und Niederlagen folgten schnell aufeinander. Das chinesische Volk verwilderte unter diesen unaufhörlichen Kämpfen; die grausamsten Thaten und schändlichsten Laster hatten einen freyen Spielraum in dem verwüsteten Lande gefunden. Man wich ab von der menschlichen einheimischen Sitte der Ahnen, und folgte der Weise umwohnender Barbaren, die ganze Marken an sich rissen und sie eine Zeit lang beherrschten. Hieraus entstand das widerliche Gemenge einer äußerlich feinen Bildung mit wilden unmenschlichen Gewohnheiten, deren Spuren heutigen Tages noch nicht ganz verwischt sind. Die edelsten Männer der Nation suchten nun diesem Unheil zu steuern; sie strebten, Fürsten und Volk zur Tugend und Menschlichkeit, zu vernünftigen Gesetzen und zur Ordnungsliebe heranzubilden.

Dieses Ziel verfolgten Laotse und Kongtse und ihre zahlreichen Jünger, unter denen Mengtse hervorragt, wenn auch auf ganz verschiedenen entgegengesetzten Wegen. Der denkende Leser wird wohl folgendes Bruchstück der Gespräche des chinesischen Weisen nicht ohne Interesse lesen.

Eines Tags besuchte Mengtse den König von Leang. Vater, sprach der König, tausend Meilen waren dir nicht zu weit und du kamst. Nun das wird wohl meinem Lande sicherlich zum Vortheile gereichen. Mengtse entgegnete und sprach: O Herr! welch' ein König wird nach Vortheil fragen? Ich bringe Menschlichkeit und Gerechtigkeit und das ist genug. Fragt der König, was wird meinem Lande zum Vortheil gereichen, so fragen die Großen, was wird unserm Hause zum Vortheil gereichen, so fragen die Beamten, was wird unserer Familie zum Vortheil gereichen, so fragen die Unterthanen, was wird uns zum Vortheil gereichen. Wenn nun die Hohen und die Niedern, die Herren und die Diener bloß auf Vortheil sehen, dann wird das Land, dann wird das Reich, dann wird der König sicherlich in Gefahr gerathen.

Neumann.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.
Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. Dezember 1849 las Hr. Prof. Rudhart, Vorstand des Reichs-Archivs, über

des Pfalzgrafen Georg Johann von Veldenz Plan, die südbayer'schen Flüsse vom Lech bis zum Inn durch einen Kanal zu verbinden. Jahr 1586.

Seitdem Karl der Große den Versuch gemacht, Donau und Rhein zum Behufe kriegerischer Zwecke mittels seines Fossatum zu vereinigen, hat kein Fürst im südlichen Deutschland bis in das 16. Jahrhundert herab daran gedacht, durch Kanäle die Flüsse des besagten Landes zu verbinden, um dadurch den Verkehr der Unterthanen zu erleichtern und der Industrie mittels der Wasserkräfte größeren Aufschwung zu verschaffen. Erst gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts, im Jahre 1586 tritt ein Fürst mit einem Plane auf, welcher derartiges bezweckte, und der denjenigen Regenten, auf deren Länder er zunächst gerichtet war, mit großer Bestimmtheit des Gelingens desselben vorgetragen, und von ihnen, wie nicht zu zweifeln, in ernste Erwägung gezogen wurde. Eben diesem letzteren Umstande verdanken wir die Kenntniß des Planes selbst: denn Herzog Wilhelm V. von Bayern, welchem er von dem Urheber in einem eignen, Beylage II hier mitgetheilten Originalschreiben vorgelegt wurde, hat ihn zu seinen übrigen wichtigen Documenten gelegt, die dann in späterer Zeit mit jenen auf die Kunstsammlungen des Herzogs Albrecht V. Bezug habenden Korrespondenzen, nach Jahren geordnet, in mehrere Foliobände zusammen gebunden wurden. Im fünften Bande, der die Aufschrift führt: „Continuatio der Correspondenz der Antiquitäten vnd Kunstsachen. De anno 1579: usque 1589" befindet sich Fol. 234 a et b zuerst eine Abschrift des vom Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck den 12. September 1586 ausgestellten Privilegiums, welches dem Pfalzgrafen Georg Hannsen wegen seiner neuen Wasserkünsten, Hebwerkhen und dergleichen für des Erzherzogs Land ertheilt wird (Siehe Beylage I), sodann aber Fol. 237 a et b und 238 a et b das Originalschreiben desselben Pfalzgrafen an den Herzog Wilhelm V., worin er ihm wegen des auch von ihm ertheilten Privilegium für die bayerischen Lande seinen Dank erstattet und hierauf den Plan zur Vereinigung der südbayerischen Flüße mit den Kostenvoranschlägen ausführlich vorlegt: Er will, sagt er in diesem Schreiben, mit seiner Kunst „wol zu wegen bringen, das man vom Lech durch die Iser und Ammer in den Inn kommen kann." — Während in der vorerwähnten Sammlung das österreichische Privilegium zu finden ist, fehlt dagegen, wie wir aus dem Originalschreiben sehen, — woselbst es zweymal erwähnt wird, — das von Bayern ertheilte ganz und gar.

Derjenige Fürst nun, welcher seinem Stammesvetter die Vereinigung der oberbayerischen Flüße so leicht ausführbar vorstellt, sowohl was den Kosten-

punkt, als was die technische Fertigkeit hiezu anlangt, war, wie bereits erwähnt, ein Wittelsbacher aus der ältern am Rheine regierenden Linie dieses erlauchten Hauses.

Georg Johann, der erstgeborne Sohn des Herzogs Rupert († 1544, 28. Julius), welcher Rupert ein Sohn des Pfalzgrafen Alexander von Zweybrücken war, — und der Tochter des Wild- und Rheingrafen Johann VII., Namens Ursula (gestorb. 1601), erblickte am 11. April 1543 das Licht der Welt. Er verlor jedoch zeitig seinen Vater und trat unter der Vormundschaft seiner Mutter und seines Vetters, Pfalzgraf Wolfgang von Zweybrücken, die Regierung an. Ueber seine Jugenderziehung ist sehr wenig bekannt; Pareus, hist. bavarico — palatina, ed. Joannis p. 206 nennt ihn einen frommen und gelehrten Fürsten (princeps pius et doctus), ohne jedoch nähere Nachweise zu geben, welcher Art diese Gelehrsamkeit gewesen, und wo er sich selbe erworben. Gleichwohl scheint aus dem Nachfolgenden sich ergeben zu sollen, daß der Pfalzgraf sich den Naturwissenschaften und vorzüglich jenem Zweige des Wissens zugewendet, welchen die Franzosen „sciences exactes" nennen.

Für des Pfalzgrafen Reise in die Niederlande und dessen längeren Aufenthalt dortselbst, wo die wahre Schule für Wasserbauten, Canäle, Schleußen u. s. w. gewesen ist, dürfte Johann Georgs Vorliebe für dergleichen Dinge sprechen. Es ist im Allgemeinen zu bedauern, daß über das Leben dieses, sowie gar vieler Pfalzgrafen, eben weiter nichts verzeichnet ist, als die dürftigsten genealogischen Notizen.

Im Alter von 19 Jahren vermählte er sich mit Anna, der Tochter des Schwedenkönigs Gustav am 13. Oktober 1562 *). Schon 1553 war durch Vertrag Lützelstein und Guttenberg an Pfalz Zweybrücken abgetreten, im Jahre 1566 aber unserem Pfalzgrafen Georg Johann, Beydes zur Hälfte überlassen worden. Das alte, aus Fridrichs des Siegreichen, — oder, wie den Gefürchteten seine Nachbarn nannten, — aus des bösen Fritz Kriegszügen wohlbekannte Einhartshausen wurde vom Pfalzgrafen Georg Johann in eine Stadt: „Pfalzburg" umgewandelt. Die Stadt Lützelstein hat er vergrößert und verschönert, da er daselbst seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Freylich war von ihm später, 1584, im Drange der Geldverlegenheiten Pfalzburg an Lothringen verkauft worden.

Das kleine Ländchen des Pfalzgrafen wurde als Durchgangspunkt an der französischen Grenze schwer heimgesucht mit Krieg und Durchzügen; auch hatte dem Pfalzgrafen die Erbauung der Feste Pfalzburg an einem so wichtigen Passe gegen Frankreich bedeutende Kosten verursacht, so zwar, daß er im Jahre 1575, 31. Oktober auf einem Kurfürstentag zu Regensburg (Häberlin, Neueste deutsche Reichsgeschichte Bd. IX. p. 328) die versammelten Kurfürsten um Verleihung neuer ergiebiger Zölle bat, ein Gesuch, bey welchem der Kaiser selbst für ihn intercedirte. Vornämlich war seine Absicht auf den Wasserzoll zu Dussemont in Lothringen und noch einen Zoll am Rheine gelegen gerichtet; allein diesem Begehren widersetzte sich der Kurfürst von Trier, indem er unter andern auch behauptete: die Schuldenlast des Pfalzgrafen rühre nicht vom Reiche her, oder sey demselben zu Gute gekommen, sondern sie sey von den Bergwerken und andern vergeblichen Kosten entstanden. Dieser Meinung schlossen sich die übrigen Kurfürsten an und der Pfalzgraf sollte eben abschlägig beschieden werden, als Kurmainz zu Gunsten des Pfalzgrafen Georg Johann, dessen Dürftigkeit sehr groß sey, weßhalb er ihn dem Kaiser selbst empfohlen, das Wort nahm. Bey des Pfalzgrafen letztem Aufenthalt in Wien habe denselben der Kaiser auf seine Kosten unterhalten müssen und jetzt sey er in so bedrängten Umständen, daß er ohne Beyhilfe schwerlich von Regensburg nach Hause würde reisen können. Aus diesen Rücksichten erhielt er bewilligt, seinen Landzoll um ein Leidliches zu erhöhen (Häberlin. a. a. O. Bd. IX. p. 408—410).

*) So Kaufmann Mst. Fol. 79b, init., woselbst auf den Heirathsvertrag vom selben Datum und Jahr und auf die Morgengabsverschreibung d. d. Stockholm, 21. December 1562, beyde im Mannheimer Archiv hingewiesen ist. Abweichend giebt Ludewig, Germ. princ., Buch vom g. pf. Hause Tab. G., 1563, den 26. Oktober, Zottmayr p. 50. den 20. December 1562 an.

Wie mußte sich ein Mann, dessen Seele umfaßende Pläne hegte, durch alle diese beengenden Verhältnisse niedergedrückt fühlen! Obenan ein kleines, ausgesaugtes Ländchen, zu welchem ihm seine Gattin bereits bis zum besagten Jahre 1575 3 Prinzen und 4 Prinzessinnen geboren, und der im Jahre, als er dem Herzoge Wilhelm V. seinen Plan der Flußvereinigung vorlegte, Vater von 11 (im Ganzen 12) Kindern war! Es scheint nicht, daß es ihm gelungen, dieweil er lebte, die lästigen Fesseln der Armuth abzuschütteln. Seine Bestrebungen, den Ansprüchen auf einen Theil von des Kurfürsten Ott Heinrich Verlassenschaft Geltung zu verschaffen, — wofür sich noch seine Söhne anstrengten, — waren von keinem Erfolge gekrönt; denn er konnte nicht zum Besitze gelangen (Wundt, Entwurf der Geschichte der Rheinpfalz p. 174. — das Ausführliche bey Häberlin l. div.).

In Bezug auf seinen Plan der Flußvereinigung findet sich Nichts weiter in den Akten, daß, ungeachtet des ertheilten Privilegiums, der Erzherzog Ferdinand oder der Herzog Wilhelm V. auf seine, wenn auch noch so annehmbar gemachten Vorschläge eingegangen wären. Georg Johann starb 1592, 26. März *) und fand die Grabesruhe in seinem von ihm verschönerten Lützelstein im Alter von erst 49 Jahren.

Daß sein Plan des Extravaganten Manches enthält, dürfte demjenigen, der der Gegenden kundig ist, in welchem die Flußverbindung vorgenommen werden sollte, aber auch dem, welcher sich auf die Erfordernisse der Canalisirung versteht, gar bald einleuchten.

Beylage I.

Aus den „Antiquitaeten vnd Kunsst-Sachen." Pars 5. (Tom V.) Fol. 234, a et b.

Copia 1586, 12. September 1 Bg. Fol.

Wir Ferdinand **) von Gottes genaden Ertzhertzog zu Össterreich Hertzog zu Burgundi Steyr Kärntn Crain vnnd Wirttemberg ꝛc. Graue zu Habspurg vnnd Tyrol ꝛc. Bekhennen vnnd Thuen Kund menigclich offentlich mit disem brief, das wir als Regierender Erbhere vnnd Lanndtsfürst vnnserer Ober vnnd vorder Ossterreichischen Lannden, dem hochgebornnen Fürsten Herrn Georg Hannsen Pfalzgrauen bey Rhein Hertzogen zu Bayrn Grauen zu Veldentz ꝛc. vnserm freundtlichen Lieben Ohaimen, auf Se. L. an vnns beschechens freundtlichs ersuechen disc freundtliche bewilligung gethan vergund vnnd zugelassen haben, thuen das auch hiemit wissentlich In Crafft diß briefs, Also. Wann vnnd wouerr auch was S. L. In vnnsern Fürstenthumben Landen vnnd gebietten mit vnnserm Vorwissen vnnd bewilligen an Neuen Wasserkünsten Hebwerckhen, vnnd dergleich auf S. L. aignen Cossten machen vnnd aufrichten lassen werden, das Sr. L. solches niemandt nachmachen, noch sich deren gebrauchen solle, es sey vnnd bescheche dann mit Wissen vnnd Bewilligung Sr. L. auch auf vorgeende vergleichung derselben, Das wir auch Se. L hierzue mit den fließenden wassern vnnd pächen, doch souil one schaden vnnd beschwerde vnnser vnnd vnnserer vnnderthanen sein kan. Vnnd auch auf gebürliche vergleichung, verholfen sein vnnd deswegen verordnung thuen wellen Vnnd gebietten hierauf allen vnnd yeden vnnserer Fürstenthumben vnnd Landen Oberkhaiten vnnderthanen vnnd getreuen Geistlichen vnnd weltlichen, was würden Standts oder Wesens die sein hiemit ernstlich vnnd wellen, das Jr Se. L. bey diser vnnserer bewilligung vnnd freihait ruebiegilich bleiben lasset Hier zue gebürende obhaltung vnnd Hanndhabung erzaiget darwider nit handlet, noch andern zuthuen gestattet, bey vermeidung vnnserer vngnad vnnd sondern straff, das ist vnnser entlicher willen vnnd main ung. Geben In vnnserer Statt Innsprugg den zwelffren Tag Monats Septembris Anno fünfzehen hundert Sechs vnnd Achziggckh.

Ferdinandt. mpr.

mi
Ad mandatum Ser. Dm.
Archiducis proprium.

Reichart.

Beylage II.

a et b. a et b.
Fol. 237 et 238

Original. 1586. 12. September. 2 Bg. Fol.

Dem Hochgebornen Fürsten vnserem freundtlichen lieben vettern, Bruder vnd Geuattern, Herrn Wilhelmen Pfaltzgrauen bei Rhein, Herzogen Inn Obern vnd Niedern Bayern ꝛc.

Unser freundtliche Dienst, vnd waß wir sonst mehr liebs vnd Gutts vermögen, alzeit zuuor. Hochgeborner

*) So Häberlin Bd. XVI. p. 371., Zottmayr setzt den 8. April 1592. p. 50.

**) Erzherzog Ferdinand von Tirol war der Sohn K. Ferdinands I., geb. 14. Junius 1529, † 24. Jäner 1595. 1. Gemahlin: Philippine Welser 1550. † 24. April 1580. 2. Gemahlin: Anna Catharina, Herzogin von Mantua, 14. Mai 1582, † 3. August 1621.

Fürſt, freundtlicher lieber vetter, Brueder vnd Geuatter. Wir thun vns gantz freundtlich, vetter vnd bruederlich auch trewhertzig bedancken, das E. L. vns dero Priuilegium, gleichförmig des Hochgebornen Fürſten vnſers freundtlichen lieben Herrn Oheims Ertzherzog Ferdinandts ꝛc. L. auch in dero Fürſtenthumb zugebrauchen, zugeſchickt, Damit wir als ein Liebhaber der Kunſt, ob Gott will, ſolche werckh anrichten wollen, die vormals in E. L. Fürſtenthumb nit geweſen, vnd dero Landen Zier vnd Nahrung an die Handt bringen ſollen, vnd ſo baldt wir zu Hauß kommen, wollen wir E. L. Chammer Secretario etliche Abriß zuſchicken, vnd bericht, was für Nottwendige Plätz vnd Gelegenheiten darzu vorhanden müſſen ſein, damit wir ſie an dieſelbige ortt ſetzen können, die den Wercken bequemlich, auch zum vertrib in der Landtſchafft, vnd bekommung der Materialien fürtreglich. Vnd haben ihme auch ſeithero nachgedacht, vnd auch auß der Bairiſchen Mappen *) ſouil befinden, das wir mit vnſre Kunſt wol wollen zu wegen pringen, das man vom Lech durch die Iſer vnd Ammer in den Inn kommen kann, dann nit mehr als drej grad **) darzwiſchen, vnd ſie, vermög der Mappa, auf gleiche Paralell ein gutte weil lauffen, vnd Ir vhrſprung ſo hoch in den gebürgen, das man, vermög vnſer newen Kunſt, die Waſſer Schiffreich zu machen, wol wurt fortkommen können, vnd wehre nit ein geringes, Wann E. L. ein Ortt an dem Lech, der E. L. gewaltig zu ſteur könde kommen, als Nemlich dem von Hochenechh ***) zuſtendig, Kaufs oder Tauſchweiß an ſich bringen könden, Alſo das, wie wir die Mappa beſehen, ſolcher Platz E. L. ſehr dienlich, auß vilen vhrſachen. Damit aber E. L. ſehen, das man keiuen vergeblichn uncoſten anwenden darf, man ſeie es dann gewiß, ſo haben wir genante regulen bſchriben, vnd ein tractatum dauon, drauß man geometricè beweiſen kan, wie man zwen Waſſer vber ein grad conjungiren kan, vnd beide waſſer auf beiden ſeiten auf vnd abſteigen könne machen.

*) Hier iſt wohl die große Apianiſche Landtafel von 1566 in erſter, oder 1568 in zweyter Auflage gemeint? Allein auf beyden fehlt jene Lechgegend, die der Pfalzgraf adquirirt haben will. Am Ende bezieht er ſich auf eine niederländiſche Charte dieſer Gegend? —

**) „Drey Grad" d. i. 3 Gebirgsrucken, welche die Waſſer ſcheiden, alſo jene nördlichen Ausläufe der tyroler Alpen, welche ſich zwiſchen Lech und Ammer, Ammer und Loiſach, und zwiſchen Iſar und Inn hinziehen.

***) „Ein Ort an dem Lech" u. ſ. w. „dem von Hohenecks zuſtändig." Sollte hier nicht auf den in einer Urkunde des Reichsarchivs d. d. München 24. Mai 1582 erſcheinenden Hanns Erhardt von Hohenegg angeſpielt ſeyn? (Beſtallungsbrief für H. Erh. v. Hohenegg zum Oberſten mit Verpflichtung, auf Erfordern mit 1000 wohlgerüſteten Schützenpferden anzureuten). Von den Hohenecken zu Vilseck und Schulzſchneid, die damals lebten, hätte wohl Albert, der Fürſtabt von Kempten (erwählt 1584, geſt. 1587, 22. December), der bey Herzog Ernſt, Kurfürſten von Kölln für ſeinen in Ungnade gefallenen Bruder, Walther von Hohenegg — am Leib zu einem Krüppel und lahmen Mann geworden — ſich verwendet, den Abſichten Wilhelms V. auf Erwerbungen oder Tauſch der Hoheneckiſchen Güter am beſten Vorſchub leiſten können. Schade, daß in dieſem Schreiben dieſer Ort vom Pfalzgrafen nicht näher bezeichnet worden iſt! — Ueber die Hohenecke ſiehe noch: Joſ. Seb. Kögl, Oberlehrer zu Reutte, geſchichtlich-topographiſche Nachrichten über das k. k. Gränz-ehemals Freyungsſtädtchen Vils in Tirol, mit einer lithographiſchen Anſicht (das Städtchen Vils nebſt Schloß Vilseck vorſtellend). Füſſen, 1831. kl. 8. 127 SS. p. 90. 91, eine Stammtafel der Hohenecke zu Vilseck und Sulzſchneid. —

Uebrigens verdienen folgende kurze Notizen, aus Documenten des Reichsarchivs entnommen, einige Beachtung:

„Am 13. März 1556 weigert ſich ein ſtiftkemptiſcher Rechtsgelehrter, die Führung eines von Roſina von Hohenegg zu Vilß, Wittib, ihm übertragenen Proceſſes zu übernehmen, weil er zu viele Geſchäfte, auch die Bewilligung des Abtes nicht habe, die doch nothwendig ſey, weil das Schloß Vilsegg und die Stadt Vils vom Stift zu Lehen und von Oeſterreich zu Afterlehen rühre."

„Hohenegg und Vilsegg, beyde Schlöſſer ſind Lehen von Kempten und gehören dermalen (1584) dem Erzhaus Oeſterreich zu." —

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Des Pfalzgrafen Georg Johann von Veldenz Plan, die südbayer'schen Flüsse vom Lech bis zum Inn durch einen Kanal zu verbinden. Jahr 1586.

(Schluß.)

Wann die vnderthonen ein Jar Sechs, Achte, nacheinandre, alle virtel Jar nuhr ein tag fröneten vnd Arbeitten, vnd die Fuhren Stein vnd Holtz herbej führten, so halten wir das mit hundert Tausendt gulden aufs allerhöchste E. L. die Wasser Ineinander richten köndten, Dann der graberlohn, den Newen Canal zu machen, auf Acht Tausendt gulden, eins Ins ander costen wurde, auf zweitausendt Nutten zurechnen, die Schleisen Materialien auf viertausendt gulden, Dreitausendt gulden macherlohn, vnd zweitausendt gulden die gutter zubezahlen vnd Tausendt gulden auf die neben Accidentalia die furfallen, Dorauß E. L. theils nuhr der Macherlohn vnd die gutter zu bezahlen, andresse, Welches der virte Theil vngefarlich wehre. Nun gebe es ein grosse commoditatem, Wann man kondte oben von E. L. Landt von einem wasser in das andre kommen. Die Kunst ist gewiß, vnd kan einem schlechten Steinmetzen vnd Zimreman dargethan werden, das er es versteht, So muß man es auch zuuor von Sechzehen schuhen zu Sechzehen schuhen, abwegen vnd Pfleckh schlagen, ehe man ein einig Ding anfangt, also das es nit vmb ein schuh fehlen muß, das mans gewiß seie, ehe mans anfangt zu graben vnd zu bawen, Nun Ist das furnembste auf dem gantzen Werckh, wann man die Feldt einteilet mit den (Fol. 238 a) graben, das man bey ein Jede Schleisen ohne schaden kan ein gehends werckh setzen, es seie mit Mülwerckhen, mit mahlwercken, mit Plechhämmern, mit Tradmühlen, mit Zänhämmern, mit walckmülen, mit Lohmülen, also das die gehende werckh einer Landtschafft gar wol zustatten kommen, vnd es mit der weiß, alzeit in einer virtel meilwegs ein zwej auch drei gehende Werckh, nach glegenheit, bekommen kan, vnd köndte man alßdann mit den verstendigen Flotzmeistern, wie es deren im Schwartzwaldt sonderlich hat, die mit dem Schnewasser fletzen, mit Clausen, E. L. zu den gehenden werckhen Holz vnd Kolen bekomen, vnd die handtwerchsleutt, so Jetzunder zu Nürnberg vnd Augspurg, von wegen der grossen beschwerungen, abweichen, an gemelte Orter mit glegenheit einteilen vnd setzen, an newe Plätz, so kan zu Zeiten ein gehendt werckh, als ein zänhammer, Item Palirmüllen, Schleiffmülen, ein Hauffen-Schlosser, Puchsenschmidt, Nagelschmidt, vnd dergleichen, ernehren, Wie wir dann deßwegen genante sonderbahre austeilung vnd Discurs druber haben, vnd vns etliche Diener zu Nürmberg druber gefencklich eingezogen worden, ehe wir Jre Handtwerchsordnung eines theils erfahren haben können. Wann nhun E. L. die wahren, die sie aus frembden orten Theure müssen kauffen, selbst in dero Landen machen können lassen, so mehren sie zum wenigsten die Landtschafften vnd zieren das Landt, vnd machen das gelt im Landt pleiben das sonst raußher kompt. Das haben wir also E. L. widerumb auß freundtlichem Threwhertzigen gemuett wollen andeutten, so zu einem Anfang, drauß sie schliessen können, wann wir weitter mit E. Ld. in Handlung schreitten werden, was für Glegenheiten wir E. L. vnd dero Landtschafften an die Handt geben können.

(Fol. 238 b.) Leßtlich thun wir nochmals E. L. zum freundtlichsten vnd Threwherzigsten Danckßagen, des Zugeschickten Priuilegij, vnd würt ob Gott will, E. L. nit gereuen, vnd sollen uns E. L. hergegen wider zu allen angenehmen, freundtlichen, vetter, vnd

bruederlichen Dienſten zum beſten haben, Wie wir vns auch nit weniger aller erzeigten freundt: vnd Bruderſchafft vnd gutter tractation, auch begleittſamung, zum freundtlichſten thun bedancken, vnd ſeindt ſolches gegen E. L. vnd den Irigen widerumb frundtlich zu verſchulden vhrbittig, E. L. ſampt allen deren geliebten dem Allmechtigen in ſeinen gnedigen vätterlichen ſchutz, zu aller Zeitlicher vnd ewiger wolfarth, wie wir vns ſelber wünſchen, beuelhendt, vnd pleiben E. L. Jeder Zeit mit freundtlichen vetter vnd bruderlichen Dienſten geneigt.

Datum Petmeſs den 12. September Ao:c. 86:c.

Georg Hanß von Gottes gnaden
Pfalzgraue bej Rhein, Herzog in
Beyern vnd Graue zu veldentz.

(eigene Unterſchrift) Georg Hanns pfaltzgraff.
vnd graff zu Veldentz mpr.

Mathematiſch-phyſikaliſche Claſſe.

In der Sitzung am 12. Januar l. J. las

1. Herr Prof. Dr. Buchner sen.:
Ueber das Eiſenpulver der Apotheken.

Hr. Hofrath Wöhler in Göttingen hat kürzlich die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß die ſchönen Titankryſtalle aus den Hochofen-Schlacken von Rübeland am Harzgebirge eine Verbindung des Titans mit Kohlenſtickſtoff ſind; er fand in 100 Theilen 78,00 Titan, 18,11 Stickſtoff und 3,89 Kohlenſtoff, und berechnete dieſe Verbindung auf 16,21 Procent Titancyanür und 83,79 Procent Titannitrür.

$$Ti\,C_2\,N + 3\,Ti\,N$$

Dieſes erinnert an die bekannte Entdeckung des Hrn. Prof. Schafhäutl *) während ſeines Aufenthalts in England (1839), daß das weiße Roheiſen, ſo wie der engliſche Gußſtahl außer Kohlenſtoff auch Stickſtoff enthält, den er quantitativ darin nachgewieſen und außer allen Zweifel geſetzt hat. Demnach iſt kaum zu bezweifeln, daß auch jeder mit thieriſcher Kohle erzeugte Cementſtahl Kohlenſtickſtoff enthalte.

Dieſes veranlaßte mich das Eiſenpulver zu unterſuchen, welches für den arzneilichen Gebrauch aus Tyrol bezogen wird. Da es nämlich höchſt ſchwierig iſt, weiches Stabeiſen im eiſernen Mörſer fein zu pulveriſiren, ſo beziehen jetzt die meiſten Apotheker das Ferrum alcoholisatum durch den Droguen-Handel aus Reute in Tyrol, wo es dadurch erzeugt wird, daß ein Mühlrad eine eiſerne Scheibe, die auf einer andern lauft, wie der Mühlſtein einer gewöhnlichen Mahlmühle, fortwährend um ihre Axe dreht, ſo daß das Pulver durch gegenſeitiges Abreiben des Eiſens entſteht.

Ich hatte mich ſchon früher überzeugt, daß dieſes Eiſenpulver der Apotheken bey der Auflöſung in Salzſäure einen nicht unbedeutenden kohligen Rückſtand hinterläßt, daß es alſo wahrſcheinlich aus einer Art Roheiſen erzeugt wird. Um nun zu finden, ob es außer Kohlenſtoff auch Stickſtoff enthalte, ſtellte ich folgenden Verſuch an.

240 Gran des Tyroler-Eiſenpulvers wurden mit gleichem Gewichte reinem kohlenſaurem Kali vermengt, wovon ich mich überzeugt hatte, daß es frey von Schwefelſäure, Chlor und Cyan war, und in einem Retörtchen anderthalb Stunden lang einer mäßigen Rothglühhitze ausgeſetzt. Der Hals des Retörtchens tauchte in Salzſäure, um die äußere Luft abzuhalten und zugleich das allenfalls entſtehende Ammoniak zu condenſiren. Es entwickelte ſich indeſſen nicht viel Ammoniakgas, deſſen Erſcheinen durch einen Streifen Curcumä-Papier im Halſe der Retorte beobachtet wurde, denn Platinchlorid fällte nach beendigter Operation aus der Salzſäure nur ſo wenig Platinſalz, daß es nicht der Mühe werth war, dasſelbe quantitativ zu beſtimmen.

Nach dem Erkalten trennte ich das Kali vom Eiſen durch Waſſer. Als ich die klarfiltrirte farbloſe Auflöſung mit Eiſenchlorid, ſo wie auch mit ſchwefelſaurem Eiſenoxyd, prüfte, bevor noch das Kali mit Salpeterſäure geſättiget war, erhielt ich ſogleich ſchöne blutrothe Tincturen bey alkaliſcher

*) Erdmanns Journ. f. prakt. Chem. XIX. 168. XX. 484. XXI. 138. 140 und 151.

Reaction der Flüßigkeit ohne Trübung. Ich sehe diese Erscheinung als Beweis an, daß das mit dem Eisenpulver geglühte Kali Schwefelcyankalium enthält. Einfaches Cyankalium oder Ferrocyankalium konnte ich nicht finden.

Es war also zu vermuthen, daß das Tyroler-Eisenpulver außer Kohlenstickstoff-Eisen auch Schwefeleisen enthalte. Davon überzeugte ich mich vollkommen, als ein Theil des Eisenpulvers in Königswasser kochend aufgelöst und die filtrirte Solution mit Barytchlorid geprüpft wurde; in der Ruhe setzte sich eine geringe Menge schwefelsauren Baryts ab.

Ich glaube, daß der Kohlenstickstoff und Schwefelgehalt des Eisenpulvers der Apotheken bey der arzneilichen Anwendung desselben ohne allen Einfluß sey, weil derselbe jedenfalls nur sehr wenig beträgt, denn die 240 Gran Eisen hatten nach sorgfältigem Auswaschen mit Wasser und scharfem Trocknen nicht nur nichts am Gewichte verloren, sondern sogar um 5,3 Gran zugenommen, weil eine Aufnahme von Sauerstoff beym Auswaschen und Trocknen nicht verhindert werden konnte.

Schließlich will ich bemerken, daß man in Frankreich ein Eisenpulver zum arzneilichen Gebrauche eingeführt hat, welches durch Reduction des Eisenoxyds mittelst Wasserstoffgas oder vortheilhafter nach Poumarede durch Kohlenoxydgas in pharmaceutischen Laboratorien erzeugt wird.

---

2. Hr. Professor M. Pettenkofer las:

Ueber die regelmäßigen Abstände der Aequivalentzahlen der sogenannten einfachen Radikale.

Seit man die Atomgewichte der einfachen Körper festzustellen bemüht ist, hat die Hypothese an den durch den direkten Versuch sich ergebenden Zahlen, welche erfahrungsgemäß auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch machen können, zu corrigiren gestrebt. Am allgemeinsten hat sich die Hypothese von Prout verbreitet, daß die Aequivalent-Zahlen aller einfachen Körper (und somit auch die zusammengesetzten) Multipla der Aequivalentzahl des Wasserstoffes mit ganzen Zahlen seyen. Es kann nicht befremden, wenn wir diese Hypothese weit verbreitete und tiefe Wurzeln fassen sehen, sobald man bedenkt, wie wahrscheinlich sie durch viele Beobachtungen, die damit übereinstimmen, werden mußte, und wie anziehend und verführerisch einfache klare Gesetze in der Natur für uns sind. Unerbittlich hat sich Berzelius dieser Hypothese gegenüber gestellt, und für das Resultat seiner bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Genauigkeit im Experimentiren die erste Stelle verlangt. Er hielt unerschütterlich bis zu seinem Tode an dem Grundsatze fest: Keine Correktion an den Aequivalentgewichten ist erlaubt, wenn sie nicht das Resultat des Experimentes fodert. Sein Ansehen hat so viel gewirkt, daß über zwanzig Jahre lang die Aequivalentzahlen, welche auf Berzelius Experimenten fußten, in der ganzen chemischen Welt als fixe Größen geachtet worden sind. Die rasche Ausbildung der organischen Chemie machte eine Revision der Aequivalentzahlen derjenigen Körper nothwendig, welche bey der Zusammensetzung der organischen Stoffe die größte Rolle spielen. Berzelius hatte das Aequivalent des Kohlenstoffs 6,13 mal größer, als das des Wasserstoffes festgesetzt, Dumas und Staß fanden dasselbe genau 6 mal größer, und Liebig und Redtenbacher, die einen ganz eigenthümlichen und neuen Weg der Untersuchung betraten, haben sehr nahe das Resultat von Dumas erhalten, nämlich 6,06. Anstatt der Zahl 8,01 für Sauerstoff wurde die gerade Zahl 8, anstatt 14,18 die gerade Zahl 14 für den Stickstoff angenommen, und zwar gleichfalls auf experimentelle Gründe gestützt. Der Glaube an die Prout'sche Hypothese war zwar nie mehr erloschen, aber dem Ansehen von Berzelius gegenüber wurde er wie ein Glaube gepflegt, dessen öffentliches Bekenntniß noch nicht zeitgemäß ist, und der selbst gefährlich werden konnte; nach solchen Erfolgen aber wagte man auch wieder öffentlich davon zu sprechen, man experimentirte dieser Hypothese zu Gunsten, man fand Zahlen, welche meist der durch Prout's Hypothese gefoderten viel näher standen, als die Berzelius'schen, ja oft mit jenen congruirten, und was das wesent-

lichste war, Berzelius selbst konnte in vielen Fällen nichts Erhebliches gegen die Richtigkeit der Experimente einwenden. Erdmann und Marchand haben vortreffliche Untersuchungen über mehrere Aequivalentzahlen ausgeführt, und die meisten der Prout'schen Hypothese sehr genähert.

Wo das Mittel der Versuche nahezu mit der Zahl der Prout'schen Hypothese zusammenfiel, haben sie keinen Anstand genommen, diese als die wahre Zahl anzunehmen, *) denn auch sie huldigen der Ansicht, daß alle Aequivalentzahlen durch ein gemeinschaftliches Band zusammenhängen, obwohl sie sich nicht gerade dahin aussprechen, daß sie damit die Prout'sche Hypothese meinen. Berzelius aber hat sich nie mit dem Gedanken befreunden können; er hält die Uebereinstimmung für etwas Zufälliges, und ereifert sich bey jeder Gelegenheit gegen das „Multiplenfieber", wie er es halb scherzend, halb ärgerlich nennt.

Diese entschiedene Haltung von Berzelius hat aber der Wissenschaft sehr viel genützt, und nichts geschadet, selbst wenn die Hypothese Prouts sich mit der Zeit vollständig bewähren sollte. Man muß bedenken, wie gefährlich für die jugendliche, kaum erst dem Keime entsprossene Pflanze der quantitativ experimentellen Chemie es gewesen wäre, wenn man gleich auf die ersten Beobachtungen hin einer Hypothese, die doch nur das Kind dieser Beobachtungen war, das Recht eingeräumt hätte, die Mutter unbedingt zu beherrschen. Es wäre die Verpflichtung weggefallen, nach besseren Methoden zu suchen; man hätte höchst wahrscheinlich alle Experiment-Zahlen in der Art corrigirt, daß man sie auf jene Zahl herab oder hinaufgesetzt hätte, welche der Prout'schen Hypothese am nächsten stand. Hiedurch hätten wir sicher eine vorlaute Speculation und viele unrichtige Zahlen erhalten. So fand z. B. Berzelius anfänglich die Zahl für das Eisen 27,2. Diese wäre sicher auf 27 herabcorrigirt worden. Aber später fanden Stromeyer und Wackenroder die Zahl von Berzelius zu niedrig, eben davon überzeugte sich Fuchs bey seiner Eisenprobe, welcher auf das Aequivalent des Kupfers gestützt die Zahl des Eisens auf 28 erhob. In neuester Zeit veranlaßte Berzelius selbst eine Revision seiner Zahl durch die Chemiker Svanberg und Norlin, welche sie zwischen 27,91 und 28,07 fanden. Fast ebenso fanden sie Erdmann und Marchand zwischen 27,97 und 28,05. Wäre die Prout'sche Hypothese als Wahrheit angenommen gewesen, hätte man sich schwerlich die Mühe gegeben, das Experiment so sehr zu vervollkommnen.

Hätte Berzelius das Ansehen des kunstgerechten Experimentes nicht so sehr aufrecht erhalten, wie nachtheilig hätte sicher die sogenannte Naturphilosophie unsers Jahrhunderts, die zugleich mit Berzelius in Blüthe kam, ihn aber nicht überdauerte, auf die Entwicklung der Chemie eingewirkt, wie viel Positives wäre durch das Negative jener Speculationsweisen hingehalten worden. Was fast in den meisten andern Naturwissenschaften zur Plage geworden ist, wurde in der Chemie kaum empfunden. Zudem befand sich Berzelius auf einem gewissen Rechtsboden, wenn er die Prout'sche Hypothese negirte, und die Wahrscheinlichkeit, welche in ihr liegt, als Zufälligkeit betrachtete. Erstlich liegt kein Grund vorhanden, warum alle Aequivalentzahlen gerade Multipla der Wasserstoffzahl seyn sollten, und dann widerstreben einige, wie z. B. das Chlor, hartnäckig jedem experimentellen Beweisversuche. Ueberdieß mußte die Annahme Berzelius, daß die Näherung an gerade Multipla von der Wasserstoffzahl etwas zufälliges sey, durch die Kleinheit dieser Zahl sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen. —

Wichtiger nun zur Entscheidung der Frage, ob den Aequivalentzahlen der sogenannten einfachen Körper gemeinsame Zahlenverhältnisse zu Grunde liegen, dürfte es seyn, wenn man nachweisen könnte, daß sie unter sich in Beziehungen stehen, die auf größeren Zahlen beruhen, als die Wasserstoffzahl, wodurch die Annäherungen an hypothetische Zahlen eine viel größere Wahrscheinlichkeit für diese gewähren würden.

(Schluß folgt).

*) E. u. M. fanden die Zahl für das Eisen z. B. 27,97 bis 28,05, sie nehmen aber 28 an.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.
Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die regelmäßigen Abstände der Aequivalentzahlen der sogenannten einfachen Radikale.

(Schluß.)

Interessante Andeutungen hiefür finden sich in Leopold Gmelins Chemie 4te Auflage, Bd. 1, Seite 52, wo es heißt: „Es gibt Gruppen von Elementen, welche ähnliche physikalische und chemische Verhältnisse zeigen. *) Die Atomgewichte solcher ähnlicher Elemente stehen meistens in einfachem Verhältnisse zu einander; bald sind sie sich fast ganz gleich, bald sind sie Multipla von einander nach einer ganzen Zahl, oder sie nehmen wenigstens in einer arithmetischen Ordnung zu. Es sind sich ähnlich und haben fast dasselbe Atomgewicht: Chrom 28,1, Mangan 27,6 und Eisen 27,2 **), Kobalt 29,6 und Nickel 29,6, Zink 32,2 ***) und Kupfer 31,8, Platin 98,7, Iridium 98,7 und Osmium 99,6. Beym Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur und Antimon sind die Atomgewichte 8. 16. 40. 64. 129, also 1. 2. 5. 8. 16 *). Die Atomgewichte des Fluors, Chlors, Brom's und Jods sind 18,7. 35,4. 78,4 und 126, also ungefähr 2. 4. 9. 14 **). Das Atomgewicht des Chlors + dem des Jods durch zwey getheilt gibt ungefähr das des Broms, $\frac{35{,}4 + 126}{2} = 80{,}7$, so wie auch das Brom nach allen seinen Verhältnissen zwischen Chlor und Jod gerade in der Mitte steht ***).“ Wie das Brom zwischen Chlor und Jod, so liegt das Natrium zwischen Lithion und Kalium, das Strontium zwischen Calcium und Baryum. Gmelin schließt diese Betrachtungen mit den Worten: „Wenn auch einige dieser Zahlenverhält-

*) Ich erinnere hier an die chemische Trias von Döbereiner.

**) Seit Gmelin dieses geschrieben, haben sich die Zahlen wesentlich geändert. Das Chrom finden Neuere zu 26 bis 26,3, das Eisen zu 28.

***) In neuerer Zeit wurde das Aequivalent des Zinks gefunden zu 33 von Favre, zu 33,12 von Jacquelin und zu 32,44 von Axel Erdmann.

*) Für das Antimon ist die Differenz zwischen Theorie und Versuch jedenfalls etwas zu groß, es gehört das Antimon auch in eine andere natürliche chemische Gruppe.

**) Wenn wirklich dieses Verhältniß zwischen den einzelnen Salzbildern existirt, so sind die Aequivalente, das des Chlors zu Grunde gelegt: Fluor 17,7, Chlor 35,4, Brom 79,9 und Jod 123,9, wo sich wieder in zwey Fällen zu bedeutende Abweichungen von den Versuchszahlen ergeben.

***) Als Gmelin dieses geschrieben, bestand für das Brom noch die Zahl 78,4; neuere Bestimmungen geben sie bereits zu 80; sie dürfte sich noch um eine Einheit erhöhen.

nisse zufällig seyn, und bey einer noch genaueren Bestimmung der Atomgewichte verschwinden mögen, so ist anderseits zu erwarten, daß hiedurch die meisten dieser Verhältnisse mit mathematischer Schärfe hervortreten werden."

Daß das Aequivalent eines Körpers zwischen zwey ihm sehr ähnlichen mitten inne liegt, ist gewiß nur etwas Zufälliges. Denn mit demselben Rechte, als man die Zahlen von Chlor, Brom und Jod, ferner von Calcium, Strontium und Baryum vergleicht, könnte man auch Fluor, Chlor und Brom, ferner Magnesium, Calcium und Strontium vergleichen, wo dann ein derartiges Zahlenverhältniß durchaus nicht zum Vorschein kommt, während doch auch hier die mittleren Glieder mittlere chemische und physische Eigenschaften zeigen.

Ein auffallendes Verhältniß aber gibt sich kund, wenn man die Differenzen der Atomzahlen einzelner natürlicher Gruppen der Metalle, und auch nicht metallischer Körper vergleicht, wo sich herausstellt, daß ihre Differenzen durchgehends sehr nahezu Multipla ein und derselben Zahl sind. Die Wahrscheinlichkeit für ein Gesetz wird dadurch so vielmal größer, als bey der Prout'schen Hypothese, als diese Differenzzahlen größer sind als die Zahl 1. Ich beschränke diese Ansicht vor der Hand auf die fixen Alkalien, die alkalischen Erden, die Chromgruppe und die Schwefelgruppe, wo die Zahl 8 die Differenzzahl ist. Eine andere Differenz-Grundzahl findet man bey Kohle, Boron und Kiesel, und bey den Salzbildern, wo sie 5 zu seyn scheint, ebenso bey Stickstoff, Phosphor, Arsen und Antimon, wo sie aus 5 und 8 zusammengesetzt scheint.

Das Lithion, dessen Aequivalent übrigens noch sehr wenig constatirt ist, führt gegenwärtig die Zahl 6,51, das Natrium 22,97, das Kalium 39,11. Die Differenzen sind 16,46 und 16,14.

Das Magnesium führt gegenwärtig die Zahl 12,07, das Calcium 20,00, das Strontium 43,92, das Baryum 68,54. Die Differenzen sind 7,93, 23,92 und 24,62.

Das Chrom hatte früher die Zahl 28,1, das Molybdän 48,6, das Vanadium 68,6. In neuerer Zeit wurden die beyden ersten bedeutend niedriger gefunden, das Chrom sank auf 26 bis 26,3, das Molybdän fanden Svanberg und Struve 45,96 bis 46,06. Da die Zahl des Vanadiums nicht revidirt worden ist, so bleibt es dahin gestellt, ob sie gleich den beyden anderen gegen früher um 2 niedriger seyn sollte. Nach den älteren Zahlen sind die Differenzen 20,5 und 20, mithin fast gleiche Abstände. Erniedrigt man die Zahl des Vanadiums um das Nämliche, um was durch neuere Untersuchungen das Molybdän erniedrigt werden mußte (um 2,6), so hat man Chrom 26, Molybdän 46, Vanadium 66; die Differenzen 20 und $20 = 8 \times 2\frac{1}{2}$. Den Zahlenverhältnissen $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{2}$ begegnen wir auch sonst in der Chemie sehr häufig. Die Zahl 20 ist übrigens auch ein gerades Multiplum der Zahl 5.

Der Sauerstoff hat die Zahl 8, Schwefel 16, Selen 39,62, Tellur 64,14. Die Differenzen sind 8. 23,62 und 24,52.

Die Zahl des Kohlenstoffes 6 ist von der des Stickstoffes 14 um 8 entfernt, die Zahl des Quecksilbers 100 ist von der des Silbers 108 um 8 entfernt. Es ist ferner das Eisen 28 (was mit 1 Aequivalent Sauerstoff verbunden eine natürliche Reihe mit Magnesium und Calcium bildet z. B. die rhomboedrischen Carbonate) von dem Calcium 20 um 8 entfernt, welches hinwiederum von dem Magnesium um 8 Einheiten absteht.

Das Wiederkehren von Differenzen zwischen den angeführten Aequivalentzahlen solcher Körper, die in eine natürliche Gruppe gehören, und welche nahezu durch 8 theilbar sind, ist zu häufig, als daß es für einen bloßen Zufall bey der Größe des Divisors gehalten werden könnte. Die Sache wird um so wahrscheinlicher, wenn man an den Zahlen so viel corrigirt, daß die Differenzen gerade Multipla der Zahl 8 werden, und dann diese Aequivalentzahlen mit denen vergleicht, welche sich aus den bisherigen Experimenten, die als die genauesten betrachtet werden können, ergeben, wobey es sich herausstellt, daß die Correcturen ganz innerhalb der bisher beobachteten Unsicherheit in Bestimmung der Aequivalentzahlen fallen. Eine halbe Einheit Unsicherheit

hat sich bey Körpern herausgestellt, die doch leicht rein zu erhalten sind. So ist das Magnesium von 20,7 auf 20,07, das Calcium von 20,48 auf 20,00 durch genauere Experimente gebracht worden u. s. w. Gerade mit den neueren genaueren Zahlen stimmt die Hypothese am meisten überein. Man muß natürlich in jeder Gruppe ein Glied als Einheit annehmen und davon auf- oder absteigen. Ich habe für die Gruppe der Alkalien das Natrium 23, für die der alkalischen Erden das Calcium zu 20, für die Chromgruppe das Molybdän zu 46, für die Schwefelgruppe den Schwefel zu 16 angenommen. Hienach ergeben sich folgende Zahlenverhältnisse:

	Hypothetisch.	Gefunden.	Differenz zwischen Hypothese und Experiment.
Lithium	7	6,51	0,49
Natrium	23	22,97	0,03
Kalium	39	39,11	0,11
Magnesium	12	12,07	0,07
Calcium	20	20,00	—
Strontium	44	43,92	0,08
Baryum	68	68,54	0,54
Chrom	26	26,00 bis 26,30	—
Molybdän	46	46	—
Vanadium	66	?	?
Sauerstoff	8	8	—
Schwefel	16	16	—
Selen	40	39,62	0,38
Tellur	64	64,14	0,14
Kohlenstoff	6	6	—
Stickstoff	14	14	—
Queckſilber	100	100	—
Silber	108	108	—

Die Grund-Differenzzahl kann bey andern Gruppen wieder eine andere seyn. Bey den sogenannten negativen Elementen scheint die Differenz 8 viel seltener zu seyn, als bey den positiven.

Es gehören in eine natürliche Reihe Kohle, Boron und Kiesel. Die Zahl des Borons, früher zu 10,89 festgesetzt, wurde neuerlichst von Laurent gerade 11 gefunden. Dieser Reihe scheint die Zahl 5 als Differenzzahl eigen zu seyn.

	Hypothetisch.	Gefunden.	Differenz zwischen Hypothese und Experiment.
Kohle	6	6	—
Boron	11	11	—
Kiesel	21	21,34	0,34

Die Differenzen der Aequivalente der Salzbilder sind gleichfalls Multipla einer andern Zahl als 8. Durch neuere Untersuchungen hat sich die Zahl des Fluors bereits über 19 erhoben. Sollte

diese noch etwas höher und die Zahl des Jods etwas kleiner seyn, so könnten die Differenzen als Multipla von 5, vielleicht 5×3 und 5×9 betrachtet werden, der nämlichen Zahl, welche der Kieselgruppe zu Grunde liegt.

Eine natürliche Gruppe bilden ferner Stickstoff, Phosphor, Arsen und Antimon, ihre Zahlen sind 14. 32. 75 und 129. Die Gruppe zerfällt in zwey natürliche Abtheilungen, in die erste gehören Stickstoff und Phosphor mit nicht metallischem Ansehen, in die zweyte Arsen und Antimon mit metallischem Ansehen. Die Differenz der ersten Abtheilung ist 18, die der zweyten 54 oder genau 3×18.

Daß diese regelmäßigen Abstände besonders bey mehrern der schweren Metalle nicht hervortreten, liegt gewiß vorzüglich daran, weil man bey vielen davon die wahre Constitution jener Verbindungen nicht kennt, aus deren Analyse die Aequivalent-Zahl abgeleitet worden ist. Als Beleg hiefür dient die Kieselgruppe. Fast über keinen Punkt waren bis in die neueste Zeit die Ansichten so gleichheitlich getheilt, wie über die Constitution der Kieselerde. Die Analyse sagte uns weiter nichts, als daß in derselben sehr nahezu auf 8 Theile Sauerstoff 7 Theile Kiesel sich befinden. Die einen betrachteten sie als $Si\,O_2$ die andern als $Si\,O_3$. Ja hie und da wollte man sie geradehin als $Si\,O$ betrachten. Nach diesen drey Betrachtungsweisen ändert sich das Aequivalent des Kiesels. Nach der ersten wäre das Aequivalentgewicht 14, nach der zweyten 21, nach der dritten 7. Neuerlichst hat nun Kopp auf eine ebenso leichte als geniale Weise durch Vergleichung der Siedepunkte des Siliciumchlorids und des Siliciumbromids die Zusammensetzung der Kieselsäure $Si\,O_3$ erwiesen, wornach das Aequivalentgewicht des Kiesels 21 ist. Diese Zahl allein steht mit den Zahlen der Kohle und des Bor's, der beyden andern Glieder dieser natürlichen Gruppe, in einem regelmäßigen Differenz-Verhältnisse.

Daß die Zahl 8, welche den meisten der oben angeführten Differenz-Verhältnisse zu Grunde liegt, gerade die Zahl des Sauerstoffes ist, das ist jedenfalls eine Zufälligkeit. Um dieses zu sehen, braucht man nur die zu einer natürlichen Gruppe gehörigen zusammengesetzten Radikale Methyl, Aethyl, Butyryl und Amyl zu wählen. Die Aequivalentzahl

des Methyls ist 15,
des Aethyls 29,
des Butyryls 57,
des Amyls 71.

Die Differenzen zwischen den Gliedern sind 14. 28. 14; mithin 14 oder Multipla von 14, welche Zahl dem Stickstoff angehört. Diese zusammengesetzten Radikale sind aber stickstofffrey, und die Differenz 14 entsteht durch $C_2\,H_2$.

Es ist überhaupt nichts weniger als unwahrscheinlich, daß in einiger Zeit die Theorien der organischen Chemie rückwirken werden auf die der anorganischen, woraus sie entstanden sind, und daß wir auch unsere Metalle als zusammengesetzte Radikale betrachten werden. Seit wir zusammengesetzte Körper kennen gelernt haben, welche sich genau so wie die einfachen verhalten, wie Ammonium und Cyan, haben wir die wissenschaftliche Garantie für die Unzerlegbarkeit unserer 62 oder 65 chemischen Elemente verloren.

Sollten sich die regelmäßigen Abstände der Aequivalentzahlen zwischen den Gliedern einzelner natürlicher Gruppen unserer Elemente durch das Experiment für die größere Anzahl genau constatiren lassen, so wäre dadurch ein leichtes Mittel gegeben, auch für jene Glieder einer Gruppe die richtigen Zahlen anzugeben, welche durch ihre Eigenschaften und ihr Vorkommen dem ganz genauen Experimente oft kaum zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg legen.

Ich habe mich mit meinem Freunde Prof. Seidel zu einer gemeinschaftlichen Arbeit verbunden, und wir wollen sehen, was sich von Seite des Experimentes und des Calculs für die hier ausgesprochene Hypothese thun läßt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Der Salomonische Tempel, mit Berücksichtigung seines Verhältnisses zu der heiligen Architectur überhaupt. Von Dr. Carl Chr. W. F. Bähr. Karlsruhe bey Ch. Th. Groos 1848. S. VIII. und 352.

Der verdienstvolle Verfasser der Symbolik des Mosaischen Cultus (Heidelberg bey Mohr 1837 und 1839, 2 Bände) behandelt in dem vorliegenden Werke einen damit nahe verwandten Gegenstand mit wahrhaft ausgezeichneter Klarheit und Gediegenheit. Er geht dabey so zu Werke, daß er nach einer Einleitung, in welcher er sich über das Ziel seiner Untersuchung und über die früheren Untersuchungen und Ansichten auf diesem Gebiete ausspricht (S. 1—11.), zuerst von dem Salomonischen Tempel im Ganzen und Allgemeinen (S. 22—65.), sodann von den Haupttheilen desselben (S. 91—146.), hierauf von den Tempelgeräthen (S. 159—212.), endlich von dem Verhältniß des Salomonischen Tempels zu den heiligen Gebäuden anderer Culte (S. 239—296.) handelt.

Wenn unter den Tempeln der alten Völker einer ist, der vor allen andern eine gründliche, vielseitige Forschung verdient, so ist es ohne Zweifel derjenige, den der Verf. zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht hat; denn er erhebt sich über jeden andern antiken Tempel eben so sehr, als das Volk, dessen Mittelpunct er war, sich über alle Völker des Alterthums, oder als der Gott dieses Volkes sich über die Götter der Völker erhob. In der That haben denn auch seit Villalpando's Apparatus urbis ac templi Hierosol. commentariis et imaginibus illustratus, der einen Theil seiner in Gemeinschaft mit Hieron. Pradi 1596—1604 zu Rom in drey Foliobänden herausgegebenen In Ezechielem explanationes etc. bildet, und in welchem der Salomonische Tempel mit verfehlter Anwendung des Vitruv als ein ungeheuerer Palast im Römisch-Griechischen Styl mit korinthischen Säulen construirt wird, viele treffliche Forscher sich zum Theil auf sehr sorgfältige Weise mit diesem Tempel beschäftigt. Im gegenwärtigen Jahrhundert haben besonders die Archäologen viel gethan. Die bekannte Arbeit von Hirt über den Tempel Salomo's (Berlin 1809), womit desselben Verfassers Geschichte der Baukunst im ersten Theil zu vergleichen ist, von rein kunstgeschichtlichem Interesse ausgehend, konnte ungeachtet des darin enthaltenen Verdienstlichen schon deßhalb nicht genügen, weil der Verf. sich nicht auf eine durchgreifende exegetische Vorarbeit stützen konnte, wodurch derselbe in den auf diesem Gebiet zum Herkommen gewordenen Fehler verfiel, dem Salomonischen Tempel den griechisch-römischen Character zuzuschreiben. Hierauf stellte Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst diesen Tempel als ein aus der Vermischung Phönicischer und Aegyptischer Architektur hervorgegangenes Product dar. Einen ganz andern Weg schlug der als gründlicher Exeget des A. T. geschätzte Dorpater Professor Dr. Keil in seiner 1839 erschienenen Monographie über den Tempel Salomo's ein. Er suchte nicht bloß „unter sorgfältiger Erwägung des hebräischen Textes das Gewisse von dem Problematischen streng zu scheiden," sondern er hob auch die von den neueren Forschern

fast ganz vernachlässigte religiös-symbolische Seite in einem eigenen Abschnitt hervor, der allerdings nicht umfangreich genug ist, um ganz in die Tiefe des Gegenstandes eingehen zu können, und gegen den auch in anderer Beziehung manches Gegründete zu erinnern ist.

Diesem letztgenannten Werke ist dasjenige, mit dessen Anzeige wir beschäftigt sind, ohne Zweifel am nächsten verwandt; doch wird Dr. Keil, der sich ohnehin nicht selten auf die früheren Arbeiten unseres Verfassers bezieht, schwerlich Anstand nehmen, denselben als den Meister auf diesem Gebiete anzuerkennen.

Zuerst stellt der Verf. seine Aufgabe mit vieler Bestimmtheit fest, indem er die Stellung des Salomonischen Tempels rückwärts zur Stiftshütte, die nur eine vorbereitende Wohnung Jehova's seyn sollte, und vorwärts zum Serubabelschen Tempel, dieser unvollkommenen, dürftigen Nachahmung des Salomonischen, ferner zum Herodianischen, diesem durch willkührliche Zuthaten und Modificationen entstellten Nachbilde desselben, als die des wahren israelitischen Gotteshauses zu seinem Vorbild und zu seinen unvollkommenen Nachahmungen nachweist. Schon hieraus geht hervor, daß der Verf. weit davon entfernt ist, den Tempel Salomo's bloß als architectonisches Kunstwerk zu betrachten; er sieht in demselben vielmehr mit vollem Recht „die Wohnung Jehova's," „die Centralstätte des israelischen Cultus," und, indem er zugiebt, daß der architectonische und archäologische Standpunct nicht vernachlässigt werden darf, sieht er doch eine genaue Kenntniß der religiösen Anschauung, aus welcher das Gebäude hervorgegangen ist, als die unerläßliche Bedingung, als den Schlüssel zum Verständniß desselben an. Er geht dabey von der Annahme aus, daß das heilige Gebäude nicht sowohl aus dem äußeren Bedürfniß, die religiösen Ceremonien ruhig vornehmen zu können, entsprungen und für dieses Bedürfniß zweckmäßig eingerichtet sey, sondern daß es selbst unmittelbar eine religiöse Seite habe, daß in seiner Anlage, Einrichtung, Structur, Ausschmückung sich religiöse Anschauungen ausprägen, daß es demnach einen symbolischen Character habe. Wir können dieser Annahme nur beystimmen. Denn daß diejenigen Gebäude, um mit dem Verf. zu reden, welche den sinnlichen Bedürfnissen der Menschen dienen, auch aus diesen Bedürfnissen hervorgegangen sind und mit der Idee nichts zu thun haben, wird Jeder gerne zugeben; aber es ist eben so unläugbar, daß diejenigen Bauwerke, welche den übersinnlichen, höhern, insonderheit religiösen Bedürfnissen der Menschen dienen, allerdings Manifestationen der Idee sind und seyn müssen. Ueberhaupt kann das Bauen, sobald es zur Kunst wird, selbst dann, wenn es den sinnlichen Bedürfnissen dient, sich der Idee nicht ganz entschlagen; ohne sie hört die Architectur auf Kunst zu seyn, und wird zum bloßen Handwerk. Nun ist es aber eine anerkannte Thatsache, daß die Kunst des Bauens, die eigentliche Architectur, sich gerade an denjenigen Gebäuden entwickelt und ausgebildet hat, welche nicht für die sinnlichen, sondern für die übersinnlichen, für die religiösen Bedürfnisse bestimmt sind. Dieß zeigt sich namentlich im Alterthum so entschieden, daß die Geschichte der eigentlichen Baukunst völlig mit der Geschichte des Tempelbaues zusammenfällt. Man wird also, wenn auch sonst nirgends, so doch jedenfalls beym Tempelbau, eine Manifestation der Idee anerkennen, d. h. zugestehen müssen, daß hier die Architectur zum Ausdruck religiöser Anschauungen und Vorstellungen diente.

Aus dem ersten Kapitel, S. 22. f. f., welches die allgemeine Beschreibung des Tempels enthält, möge hier nur angeführt werden, daß der Verf. sich gegen die zuerst von Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst aufgestellte Vermuthung, die Wände des Tempels, die man sich sonst auf Grund des biblischen Textes aus Quadern gebaut vorgestellt hatte, seyen aus Holzgespünde gewesen und nur der Grund habe aus Quadern bestanden, mit großer Entschiedenheit ausspricht, worin wir ihm um so mehr beystimmen, da jene Vermuthung nur aus der irrigen Voraussetzung entstanden ist, der Tempel, der allerdings von Phönicischen Baumeistern erbaut ist, müsse deßhalb den Character der Phönicischen Tempelbauten tragen. Ferner daß er mit vielem Scharfsinn die Vermuthung festzustellen sucht, die Höhe des Tempels, nicht bloß des Allerheiligsten, habe nicht 30, sondern nur 20 Ellen betragen.

Der Verf. beseitigt hiemit nicht bloß die Hypothesen über die Obergemächer im Tempel, von denen der Text nichts weiß, sondern vorzüglich die Frage, warum im Tempel das Verhältniß des Heiligen zum Allerheiligsten ein anderes sey, als in der Stiftshütte, da doch in allem Uebrigen die Maß- und Raumverhältnisse beym Tempel dieselben, wie bey der Stiftshütte, bleiben und nur einfach verdoppelt sind. Doch müssen wir gestehen, daß der Verf. uns von der hiedurch bedingten Nothwendigkeit einer Emendation des Textes keineswegs überzeugt hat. Denn was die Obergemächer betrifft, die allerdings etwas Störendes haben, so läßt sich ja, wenn das Heilige um 10 Ellen höher war, als das Allerheiligste, der Bau recht gut so construiren, daß man ihrer nicht bedarf; und was jene Frage betrifft, so möchte es räthlicher seyn, ihr eine Antwort zu suchen, als sie zu beseitigen. Der Verf. sagt: „Das Allerheiligste ist auch beym Tempel ein vollkommener Cubus, das Heilige ist auch hier doppelt so lang und eben so breit, als das Allerheiligste, wie in der Stiftshütte; warum soll nun gerade die Höhe des Heiligen um ein Drittheil vermehrt worden seyn? Ein triftiger Grund läßt sich dafür nicht angeben. Alles, was im Tempel anders ist, als in der Stiftshütte und von ihrem Typus abweicht, hat seinen Grund im Gegensatz des Hauses zum Zelt; nimmermehr kann aber daraus die Nothwendigkeit der größeren Höhe des Heiligen, oder überhaupt die Höhenungleichheit der beyden das Eine Haus bildenden Abtheilungen abgeleitet werden.“ Hiebey ist nur das Eine übersehen, daß wir nicht berufen sind, jenes erhabenste Bauwerk der alten Welt erst zu construiren, sondern daß wir es einfach zu nehmen haben, wie es sich giebt. Auf gewaltsame Weise werden wir ihm nichts abgewinnen. Und ließe sich denn so viel dagegen einwenden, wenn wir etwa sagten, das Allerheiligste sollte auch im Tempel, wie vorher in der Stiftshütte, ein vollkommener Cubus, und zwar ein verdoppelter, seyn, weßhalb seine Höhe nur auf 20 Ellen bestimmt werden konnte; der vordere Theil des Hauses aber, der das Heilige umschloß, sollte schon durch seine bedeutende Höhe sich als „Palast Jehova's“ ankündigen und deßhalb wurde dieselbe auf die dreyfache Decas bestimmt? Da die Zehn auch nach dem System des Verfassers in den Maßverhältnissen des israelitischen Heiligthums eine so bedeutende Stelle einnimmt, so würde sich diese Verdreyfachung derselben trefflich rechtfertigen lassen.

Aus dem zweyten Paragraphen (S. 47. ff.) geht hervor, daß der Verf. die in der Symbolik des Mosaischen Cultus vorgetragene Ansicht, nach welcher der Tempel ein Bild des Universums wäre, und zwar so, daß der Tempel selbst den Himmel, der Vorhof die Erde darstelle, — eine Ansicht, die wir schon bey Philo und Josephus finden — nunmehr aufgegeben hat, was wir für einen großen Gewinn erachten, da durch jene Ansicht das einfache Verhältniß der Sache, wie es in den heiligen Urkunden offen daliegt, verdunkelt wird. Die Entwickelung dieses Verhältnisses, welches darauf beruhet, daß Jehova inmitten des erwählten Volkes wohnen, eine Stätte der Offenbarung haben will, ist trefflich und wird überdieß durch eine gründliche Würdigung entgegenstehender Ansichten (§. 3.) noch mehr befestigt. Nur erwähnen wollen wir, daß der Verf. die Unhaltbarkeit der von Friedrich in seiner Symbolik der Mosaischen Stiftshütte aufgestellten Ansicht auf sehr schlagende Weise zeigt.

Im zweyten Kapitel, welches den Tempel im Einzelnen oder seine Haupttheile behandelt, geht der Verf. davon aus, daß die richtige Auffassung darauf beruht, daß man die Stellung festhalte, welche der Salomonische Tempel in der Reihe der israelitischen Gotteshäuser und damit zugleich in der Geschichte der Theocratie einnimmt. Sein Verhältniß zu dem früheren Gotteshaus, der Stiftshütte, bestimmt die biblische Urkunde selbst ausdrücklich als das des „Hauses“ zum „Zelt,“ der festen unbeweglichen Wohnung zur wandelbaren und beweglichen. Dieses so nahe liegende, einfache und unwidersprechliche Verhältniß ist, wie der Verf. mit Recht behauptet, der Schlüssel zur richtigen Auffassung des Tempelgebäudes, und nur aus ihm wird Vieles klar, was sonst ein Räthsel bleibt. Die Grundidee beyder, des Hauses wie des Zeltes, ist eine und dieselbe; beyde müßen daher Vieles mit einander gemein haben.

Weil aber beyde verschiedenen Perioden der Theocratie angehören, so ist die Ausführung jener Idee bey beyden eine verschiedenartige. Das Heiligthum, welches Repräsentant der mit der Regierung Salomo's eingetretenen Periode des festen Besitzes des verheißenen Landes war, mußte ein fester Bau, ein Haus seyn, und zwar insofern diese Periode zugleich die des Sieges, also auch der Macht, der Blüthe, des Glanzes war, ein herrliches, prächtiges Haus, ein Palast. Darum mußte vom Tempel Alles ausgeschlossen bleiben, was ihm den Character des Zeltes hätte geben oder daran erinnern können. Die Periode des unsteten Umherziehens, des unsicheren Besitzes, die Periode des Zeltes war durch Jehova's Macht und Treue vorüber; das nunmehr in der Mitte des Volkes zu errichtende Heiligthum, wenn es auch der Idee eines Israelitischen Gotteshauses überhaupt entsprechen und insofern der Stiftshütte gleich seyn mußte, durfte ihr doch nimmer in der Form und der Ausführung gleich seyn, sondern mußte eher einen Gegensatz zum Zelte bilden. Davon ausgehend behandelt nun der Verf. die einzelnen Theile des Tempels und seine Geräthe mit großer Klarheit und Gründlichkeit. Sehr beachtenswerth ist, welche bedeutende Stellung in den Maßbestimmungen des Heiligthums und seiner Geräthe der Zehnzahl gegeben ist. Im ganzen Grundriß kommt keine Zahl vor, die nicht irgendwie durch die Zehn näher bestimmt oder mit ihr verbunden wäre. Das Längen-, Breiten- und Höhemaß ist nach der Zehn bestimmt. Bey der Stiftshütte ist es die einfache Zehn, nach welcher die Breite und Höhe, und die einfache Drey in Verbindung mit der Zehn, nach welcher die Länge gemessen ist; beym Tempel ist es die doppelte Zehn und die doppelte Drey in Verbindung mit der Zehn, wonach die Maße bestimmt sind. Im Allerheiligsten sind die beyden neuen colossalen Cherubimbilder nach der Zehn gemessen; jedes hat zehn Ellen in der Höhe und durch Ausbreitung der Flügel zehn Ellen in der Breite. Im Heiligen stehen zehn Leuchter und zehn Tische. Im Vorhof umgeben den Altar zehn Waschbeckengestelle; der Altar selbst mißt zehn Ellen in der Höhe und die doppelte Zehn ist die Zahl der Ellen seiner Breite und Länge; das eherne Meer hat zehn Ellen im Durchmesser und dreymal zehn Ellen im Umfang, und von den Blumenknospen, die seinen Rand schmücken, kommen immer je zehn auf eine Elle; die ehernen Säulen tragen an ihren Capitälen zwey Reihen Granatäpfel, deren jede aus zehnmal zehn derselben besteht. Die Halle mißt zehn Ellen in der Tiefe und doppelt so viel in der Breite; die Stockwerke (Nebenbauten des Tempels) zeigen in der Breite und Höhe die Zehn gebrochen, die halbe Zehn, und sind eben damit so zu sagen als ein halber Bau, als Nebenbau des Hauses bezeichnet. Hiernach erscheint die Zehn als die dirigirende Hauptzahl, nach der Alles im ganzen Gebäude gemessen, gezählt, geordnet ist. Woher kommt das? der Verf. weist auf den Decalogus als auf die Offenbarungsurkunde für Israel, als auf die Bürgschaft für das Bestehen des Bundes, als auf das Israelitische Grundgesetz hin, auf dem alle religiösen und politischen Verhältnisse dieses Volkes beruhen. Derselbe sey auch die Wurzel des Offenbarungsgebäudes, der Thron und damit das Wohnen Jehova's unter Israel sey auf ihn gegründet; er sey die Seele und das Centrum des ganzen Baues. Wie nun ihm die Zahl Zehn aufgeprägt sey, so sey nichts natürlicher, als daß diese Zahl zur Grund- und Normalzahl des Ganzen geworden sey und sich möglichst in allen seinen Theilen wiederhole, so daß Alles im Bau wieder auf jene Grundlage zurückweise. Wir können nicht umhin, dem Verf. hierin unsere volle Beystimmung zu erklären und freudig anzuerkennen, daß jenes höchste, oder um bestimmter zu reden, einzige Heiligthum der alten Welt durch diesen einfachen Blick zu einer gewissen Durchsichtigkeit erhoben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Der Salomonische Tempel, mit Berücksichtigung seines Verhältnisses zu der heiligen Architectur überhaupt.

(Fortsetzung.)

In alles Einzelne geht der Verf. mit gleicher Gründlichkeit ein und überall, wo der Tempel etwas enthält, was in der Stiftshütte nicht zu bemerken war, sucht er den Grund davon zu erforschen. Auf überraschende Weise ist ihm dieß hinsichtlich der Palmengebilde, mit denen das Innere des Hauses geschmückt war, gelungen. Während die Stiftshütte nur mit Cherubim und Blumenwerk geschmückt war, kommen im Tempel noch Palmen dazu. Was sollen nun die Palmen im Tempel Jehova's? Welches ist ihre Beziehung zu den Cherubim und warum kommen sie erst im Tempel und noch nicht in der Stiftshütte vor? Die Palme, so antwortet der Verf., ist für den Orientalen der Baum κατ' ἐξοχήν, weil sich in ihr Alles vereinigt, was ein Baum nur seyn und haben kann. Keiner hat einen so schönen, majestätischen Wuchs und erreicht eine so bedeutende Höhe; keiner wird so alt; sie ist viel- und dickbelaubt, so daß sie reichen Schatten bietet; niemals verliert sie ihre frischen, schönen Blätter, sondern grünt beständig; daher man sich der Palmzweige als Zeichen des Heiles, der Freude, des Friedens nach erlangtem Sieg bediente. Die Frucht der Palme ist eine der herrlichsten Früchte; selbst das Holz derselben ist sehr werthvoll und dauerhaft. Noch in der neuern Zeit nannte Linné die Palmen die Fürsten des Pflanzenreichs und Humboldt erklärt sie für die edelsten Pflanzen, denen stets die Völker den Preis der Schönheit zuerkannt. Indem so in der Palme alle Fülle, Reichthum und Herrlichkeit des vegetativen Lebens zusammengefaßt ist, erscheint sie recht eigentlich als der Baum der Herrlichkeit und eignet sich deßhalb vor Allem als Schmuck für die Wohnung Jehova's, die eine Wohnung der Herrlichkeit heißt. Von Allem, was die Erde erzeugt und aus ihrem Schoße hervorbringt, kann nichts so sehr zur Verherrlichung des Schöpfers dienen, als die Palme. Durch sie gehen nun alle die Vorstellungen, die sich an sie knüpfen, auf die Wohnung Jehova's über. Die Stätte, die nach allen Seiten hin mit Palmen bepflanzt ist, ist damit als eine beständig grünende, die Fülle des Lebens in sich bergende bezeichnet; sie wird zu einer Stätte des Heiles und Lebens, des Friedens und der Freude. Indem aber diese Stätte vermöge ihrer eigentlichen und hauptsächlichen Bestimmung ein Ort der Heiligkeit und der Heiligung ist, theilt sich dieser Hauptcharacter des Ganzen nothwendig auch jenen durch die Palmen angedeuteten Ideen des Heils und Lebens mit; das Heil und das Leben, der Friede und die Freude, die von dem Hause der Heiligkeit ausgehen und in demselben wohnen, sind ethischer Art, denn sie gehen aus der sich offenbarenden Heiligkeit hervor und bezwecken Heiligung. Daß nun mit diesen Gebilden erst der Tempel geschmückt wurde und die Stiftshütte ihrer noch entbehrte, hat, wie jede Zuthat oder Weglassung, seinen Grund in dem Verhältniß des Hauses zum Zelt. Die Palme ist nämlich in dem Lande, das Jehova seinem Volke

verheißen und nach langen Kämpfen auch gegeben hat, recht eigentlich heimisch. Palästina ist ihr Heimathland und war wegen seiner Palmen im Alterthum berühmt; als hauptsächliches Erzeugniß dieses Landes und Bodens repräsentirt sie denselben auch andern Ländern gegenüber und wurde zu seinem natürlichen Symbol. Die Palme ist daher das Wappen und Wahrzeichen des Israelitischen Landes und Volkes, wie dieß aus Münzen der Maccabäerzeit hervorgeht, welche auf der einen Seite einen Palmbaum zeigen; auch auf phönicischen Münzen kommt er so vor, und auf den Denkmünzen, welche Titus aus der Beute von Jerusalem prägen ließ, steht ein Palmbaum mit der Umschrift: **Judaea capta.** Der Tempel war zugleich das Denkmal des Sieges Israel's über seine Feinde, der Bundestreue Jehova's und ein Unterpfand des festen Besitzes Palästina's. Die Stiftshütte, als die wandelbare Wohnung Jehova's, war als Zelt ein Zeichen, daß Israel noch wandern, noch nicht im festen, ungestörten Besitz des Landes sey. Daher konnte das Zelt nicht mit einem Symbol geschmückt seyn, welches dieses Land darstellte; erst das Haus konnte ein solches Symbol zeigen, ja vermöge der innigen und unmittelbaren Beziehung des Hauses auf das Land gehörte es recht eigentlich hieher u. s. w. Wir stimmen dieser Auseinandersetzung vollkommen bey, und vielleicht hätte nur noch die Analogie hervorgehoben werden sollen, in welcher der durch das Mosaische Gesetz für die Zukunft angeordnete Gebrauch der Palmzweige bey dem Hüttenfest zu den Palmengebilden im Tempel steht.

In sehr beachtenswerther Weise greift der Verf. die herkömmliche Annahme der Archäologen an, neben den Palmen seyen auch Coloquinthen oder wilde Gurken im Innern des Tempels an den Wänden dargestellt gewesen. Und allerdings ist es schwer zu glauben, daß neben den Cherubim und Palmen die Wohnung Jehova's auch mit wilden Gurken geschmückt war, die in der einzigen Stelle, wo die heilige Urkunde sie nennt, als ein giftiges, tödtbringendes Gewächs erscheinen.

In dem dritten Capitel, welches den Tempelgeräthen gewidmet ist, ragt die Behandlung der Cherubimstatuen, über deren Hinzukommen zur Bundeslade man bey den Auslegern und Archäologen sich sonst vergeblich umsieht, sehr hervor. Der Verf. entwickelt mit großer Klarheit, wie durch diese Statuen, unter deren bedeckende Flügel die Bundeslade im Tempel gestellt war, angedeutet wurde, daß der bisher bewegliche Thron Jehova's jetzt ein feststehender sey. Eben so wird die Bedeutung der Kapporeth trefflich entwickelt und gegen die entgegenstehenden Ansichten vertheidigt. Was aber über die Bedeutung der drey Geräthe im Heiligen gesagt wird, wonach der Altar mit seinen Wohlgerüchen den Odem Jehova's bedeuten soll, dann Leuchter und Tisch das von Jehova ausgehauchte Licht und Leben, so können wir nicht leugnen, daß uns dieß sehr gesucht erscheint, und überdieß ist dabey übersehen, daß der Altar mit seinen Nebengeräthen nicht etwas von Jehova Ausgehendes, sondern nur ein ihm Dargebrachtes bezeichnen kann. Wir können die Auffassung des Verf. nur als den Ueberrest der von ihm selbst schon aufgegebenen Ansicht ansehen, daß der Tempel mit seinen Vorhöfen ein Bild des Universums, insbesondere aber das Haus ein Bild des Himmels sey. Will der verehrte Verf. seine eigene Ansicht vom Tempel mit völliger Consequenz durchbilden, so wird er auch diesen Ueberrest, der sehr geistreich scheint, aber doch etwas Gemachtes hat, noch tilgen und die Sache viel einfacher nehmen müssen. Die von ihm bekämpfte Ansicht wird sich allerdings auch nicht halten können.

Zu den gelungensten Theilen unseres Werkes gehört die Behandlung der Säulen Jachin und Boas, die der Verf. als theokratische Sieges- und Bundesdenkmale darstellt. Daß sie in der Stiftshütte fehlen, versteht sich nach dieser ihrer Bedeutung von selbst; denn sie hätten unmöglich vor der beweglichen, wandelbaren Wohnung stehen können und erst durch das Haus waren sie hervorgerufen. Weit entfernt, daß durch sie etwas specifisch Neues, Heterogenes in den Plan des ganzen Heiligthums gekommen wäre, konnte gerade das Characteristische dieses Heiligthums nicht zweckmäßiger bezeichnet werden, als durch diese beyden riesenhaften Säulen, die vor seinem Eingang standen. Auch die Namen treten hiemit in das

rechte Licht. Sind diese beyden Säulen um des Hauses willen da, so bezieht sich der Name der einen, Jachin, sehr einfach auf dessen Gründung, der andere, Boas, auf dessen Bestand und feste Dauer. Mit siegender Kraft weist der Verf. sodann die neueren Ansichten, nach denen diese Säulen aus dem Heidenthum stammen, namentlich eine Nachahmung der Aegyptischen Obelisken, oder eine Nachbildung der Säulen des phönicischen Herakles, oder sogar Phallusbilder seyn sollen, zurück, indem er die bodenlose Oberflächlichkeit dieser Ansichten aufdeckt. Nicht minder trefflich ist die Art, wie der Verf. das eherne Meer behandelt. Man hatte auch dieses in neuerer Zeit aus dem Heidenthum ableiten wollen und namentlich hatte man auf ein eiförmiges, steinernes Riesengefäß von 30′ im Umfang, mit vier Henkeln und einem Stier als Zierde, welches bey Amathus auf Cypern liegt, als auf eine Parallele, oder wohl gar als das Original hingewiesen. Der Verf. zeigt, daß ein etwas tieferes Eingehen und genaueres Betrachten von der absoluten Verschiedenheit beyder Gefäße hätte überführen müssen, und klagt mit Recht darüber, daß man sich den Anschein einer gewissen historischen Kritik gebe, während man gerade ohne alle Kritik und mit möglichster Oberflächlichkeit Dinge für Parallelen ausgebe, die an sich nicht das Mindeste mit einander gemein haben und aus ganz entgegengesetzten Grundanschauungen hervorgegangen sind. —

Um den Gang der Untersuchungen nicht zu unterbrechen und die Entwicklung der Grundidee, welche das Ganze bis in seine letzten Einzelnheiten durchdringt, ungestört durchzuführen, hatte der Verf. bis jetzt jede vergleichende Zusammenstellung des Salomonischen Tempels mit den Tempeln anderer Culte vermieden. Am Ziele der Entwicklung angelangt, fand er mit Recht eine solche Vergleichung erforderlich; denn es hat nicht nur ein allgemeines kunstgeschichtliches Interesse, das Verhältniß des vollendetsten Israelitischen Gotteshauses zu den heiligen Gebäuden anderer Völker und Religionen kennen zu lernen, sondern es kann sich aus einer vergleichenden Zusammenstellung erst vollständig erproben, ob der Salomonische Tempel rein aus Israelitischen Ideen und Anschauungen hervorgegangen, oder ob er mit den heiligen Bauten anderer Völker verwandt und mehr oder weniger eine Copie derselben ist. Eine Untersuchung dieser Art war um so unentbehrlicher, da von derselben Seite her, die wegen des Aufenthaltes der Israeliten in Aegypten und wegen der Bildung, die Moses dort empfangen hatte, in den Israelitischen Cultusinstitutionen eine Nachbildung ägyptischer Einrichtungen zu sehen meint, die Behauptung aufgestellt worden ist, das Original des Salomonischen Tempels sey in Aegypten zu suchen; so wie man von anderer Seite zu beweisen versucht hat, der Salomonische Tempel sey die Nachbildung irgend eines phönicischen Heiligthums. Hiedurch sieht sich der Verf. veranlaßt, im vierten Capitel auf den ägyptischen, wie auf den phönicischen Tempelbau näher einzugehen. Der Verf. führt dieß auf eine so belehrende Weise aus, daß wir nicht anstehen, diesen Theil seines Werkes für einen höchst verdienstvollen zu erklären.

Von der bekannten Stelle bey Strabo über den ägyptischen Tempelbau ausgehend, weist der Verf. nach, daß vorerst hinsichtlich des Typus im Ganzen eine Verschiedenheit zwischen den ägyptischen Tempeln und dem Salomonischen vorhanden ist, die kaum größer seyn könnte. Das Israelitische Heiligthum bewegt sich in einem fest bestimmten Typus, welcher höchst einfach, klar und durchsichtig ist. Die hervorstechende Eigenthümlichkeit der ägyptischen Tempel dagegen besteht darin, daß sie einen festbestimmten Typus gar nicht haben und nichts weniger sind, als ein gegliedertes, in sich abgeschlossenes Ganzes, zu dem nichts hinzukommen und von dem nichts weggelassen werden darf. Sie sind nach Ottfried Müller's Urtheil Aggregate, die in's Unendliche vermehrt werden konnten, und da die Tempel anderer alten Völker, wie der Inder, Babylonier, Griechen, Römer, im Allgemeinen einen mehr oder weniger bestimmten Typus haben, so lassen sie in so fern noch eher eine Vergleichung mit dem Salomonischen Tempel zu, als die ägyptischen, die wegen der Unbestimmtheit und Planlosigkeit ihrer Anlage von allen gerade am wenigsten eine Parallele oder gar das Original dieses Heiligthums abgeben können.

Der Verf. geht sodann auf die einzelnen Haupttheile der ägyptischen Tempel ein und zeigt so schlagend, als nur immer möglich, daß sie den Haupttheilen des Salomonischen Tempels ganz unähnlich sind, was sich nach der Unähnlichkeit des Typus nicht anders erwarten ließ. Eben so zeigt sich hinsichtlich der Bauformen und des Baumaterials die größte Verschiedenheit. Das Characteristische des ägyptischen Bausthls besteht im Allgemeinen in der Aufhäufung ungeheurer Massen und in der Vorliebe zur Pyramidalform. Das Colossale fehlt dem Salomonischen Tempel, verglichen mit den ägyptischen Tempelbauten, deren Dimensionen ins Ungeheure gehen, und von der Pyramidalform läßt sich im Salom. Tempel nicht eine leise Spur entdecken. Im Aegyptischen Bausthl tritt sehr entschieden der Säulenbau hervor; nicht nur der eigentliche *πρόναος* war von einem Säulengang umgeben, sondern ein ganzer Haupttheil des Heiligthums bestand aus lauter Säulen, so daß er *πολύστυλος οἶκος* hieß. Auch diese Eigenthümlichkeit fehlt dem Salom. Tempel gänzlich. Das Baumaterial ist bey den ägyptischen Tempeln ausschließlich Stein; nirgends, nicht einmal an den Decken oder Dächern, geschweige denn im Innern findet sich Holz oder Metall; auch alle die Gebilde, Statuen, Säulen sind ausschließlich von Stein. Im Salom. Tempel treten dagegen die Metalle und das Holz sehr bedeutend hervor. Das Dach hat ein Gebälke von Cedernholz, das ganze Innere der Wohnung ist mit Holz überzogen. Metall findet sich an sämmtlichen Geräthen; das ganze Innere der Wohnung hat einen Goldüberzug; die beyden großen, dicken Säulen vor dem Tempel sind ganz von Erz. So zeigt sich von keiner Seite her im Salomonischen Tempel eine Spur von ägyptischer Architectur, und die Meinung vom ägyptischen Original des Salom. Tempels stellt sich als ganz unhaltbar dar.

Ungleich annehmlicher erscheint die zweyte Hypothese vom phönicischen Original unseres Tempels, da sie von der unbezweifelten Thatsache ausgeht, daß Salomo sich phönicischer Künstler bediente. Der Verf. geht daher auf diese Hypothese mit größter Gründlichkeit ein. Zuerst kommen hier die beyden Tempel des Herakles oder Melkarth in Betracht,

von denen der eine in Tyrus, der andere in Gades sich befand. Doch Grundriß, Anlage, Größe, Bausthl dieser Tempel ist völlig unbekannt und eine Vergleichung mit dem Salomonischen Tempel ist daher rein unmöglich. Sodann kommt der Tempel der Syrischen Göttin zu Hierapolis und der Tempel zu Paphos in Betracht, und auf diese hat man namentlich als auf Analogien oder Originale des Salom. Tempels hingewiesen. Der erstgenannte wird uns ausführlich von Lucian beschrieben; aber die Zusammenstellung desselben mit dem Salom. Tempel beruht schon im Allgemeinen auf einem offenbaren Versehen. Denn derselbe Lucian, dem allein wir die ganze Beschreibung verdanken, sagt ausdrücklich, Styl und Arbeit sey dieselbe gewesen, wie an den Jonischen Tempeln. Will man beweisen, der Salom. Tempel sey Copie eines phönicischen Heiligthums, so darf man sich doch nimmermehr auf einen Tempel berufen, der im Jonischen Styl und nach Jonischer Sitte gebaut ist. Kann man aus einem Jonischen Tempel unmöglich die phönicische Architectur kennen lernen, so kann man noch viel weniger aus ihm den Beweis führen, der Salom. Tempel habe ein phönicisches Muster gehabt. Ob der Tempel zu Hierapolis überhaupt phönicischen Ursprungs war, bleibt völlig ungewiß; als ihn Lucian sah und beschrieb, war er zum dritten Mal neu aufgebaut; ob in demselben Styl, wie zuerst und ursprünglich, wissen wir nicht. Kurz, er gehört gar nicht hierher, selbst wenn er einige Aehnlichkeit mit dem Salom. Tempel hätte, die ihm jedoch gänzlich abgeht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Der Salomonische Tempel, mit Berücksichtigung seines Verhältnisses zu der heiligen Architectur überhaupt.

(Schluß.)

Wo möglich noch schlimmer steht es mit dem Tempel der himmlischen Göttin zu Paphos. Die noch vorhandenen wenigen Trümmer sind für uns fast ohne alle Bedeutung. Dagegen finden sich auf Münzen mehrfache Abbildungen, aus denen man etwas über seine Beschaffenheit entnehmen kann. Als Stamm und Stock bezeichnet man den einfachsten und deutlichsten Abbildungen zufolge eine Basis, bestehend aus einem Holzbalken; auf ihr steht das kegelförmige Götterbild, zu dessen rechter und linker Seite sich ein hoher, schmaler, senkrechter Balken erhebt; oberhalb des Götterbildes sind diese beyden Balken durch einen Querbalken verbunden; unterhalb der Basis zeigen die Münzen einen Halbkreis mit einer gitterartigen Einfassung, offenbar eine Art Vorhof; den Raum außerhalb der beyden senkrechten Balken nimmt auf jeder Seite entweder ein brennender Leuchter oder auch ein Kegelgebilde ein. Wie man nun hiemit den Salom. Tempel zusammenstellen kann, ist ein wahres Räthsel, denn wo wäre auch nur ein Anknüpfungspunct zur Vergleichung? Man hat einen solchen erst dadurch gewonnen, daß man einerseits den Abbildungen auf den Münzen die willkührlichste Deutung gab, andererseits aus dem Salomonischen Tempel selbst Mehreres auf sie übertrug. Nach Münter sind die beyden senkrechten Balken hohe steinerne Säulen nach Art der Obelisken; er reißt sie von dem sie verbindenden Querbalken oder der Querwand völlig los, hält letztere für Bezeichnung des Tempeldaches und rückt die vermeintlichen steinernen Säulen vor den Tempel in den halbkreisförmigen Vorhof. Dem Tempel dichtet er dann zwey Abtheilungen an, ein dunkles Adyton mit dem Götterbild und ein vorderes Gemach, in das er jene beyden rechts und links von den senkrechten Balken befindlichen brennenden Leuchter stellt, die theilweise auch das mit offener Thüre versehene Adyton erleuchtet hätten. Das Tempeldach construirt er von Metall. Ein Architect hat hiernach eine Abbildung ausgeführt und dem Gebäude ganz ägyptische Bauformen gegeben. In diesem Bild das wieder zu erkennen, was die Münzen darstellen, ist rein unmöglich. Nachdem man so durch die willkührlichsten Combinationen und durch Zuziehung des Salom. Tempels ein phönicisches Heiligthum zusammengebracht und construirt hatte, haben Andere in demselben das unzweifelhafte Vorbild des Salomonischen Tempels gesehen.

Ist es nun klar, daß der Beweis für den phönicischen Ursprung und Charakter des Salomonischen Tempelbaues aus der phönicischen Architectur sich nicht führen läßt und geradezu unmöglich ist, so fragt sich noch, wie es mit der Behauptung stehe, daß jedenfalls die Geräthe und Gebilde des Tempels der phönicischen Symbolik angehören und namentlich im Cultus des phönicischen Sonnengottes vorkommen sollen. Dieß hat besonders Vatke geltend gemacht. Er sagt: „Die beyden an der Vor-

halle aufgestellten Säulen, deren Capitäle Kugeln umschlossen und mit bedeutsamen Granatäpfeln geziert waren, das eherne Meer, auf 12 Stieren ruhend und nach den vier Himmelsgegenden orientirt, die bedeutsamen Lilienembleme, die wahrscheinlich siebenarmigen Leuchter, besonders die übergoldeten Cherubim, welche die Lade verhüllten und deren Bilder außerdem an Thüren und Gestellen angebracht waren, alle diese Formen weisen auf phönicische Symbolik hin." „Granatäpfel und Palmen waren ihm (dem phönicischen Sonnengotte) heilig; aufblühende Lilien waren Symbole der zeugenden Naturkraft; das eherne Meer mit seinen 12 Stieren scheint Symbol der Zeit und der 12 Monate gewesen zu seyn; die Greifen waren ursprünglich auf dem indischen Götterberge und kommen auch in der griechischen Mythologie am häufigsten als Attribute des Sonnengottes vor; die Kugeln auf den Säulen, die wahrscheinlich schon damals angebrachten 7 Arme weisen auf Licht- und Planetendienst hin." Der Verf. hat sich das Verdienst erworben, die völlige Haltlosigkeit dieser Combinationen aufgedeckt zu haben. Fürs Erste kann man gar nicht beweisen, daß alle die genannten Dinge in der phönicischen Symbolik nur vorkommen, geschweige denn, daß sie in ihr die behauptete Bedeutung haben. Die 22 Ellen hohen, dicken, runden, mit großen Capitälen versehenen, ehernen Säulen, die vor dem Salom. Tempel standen, für Parallelen der beyden nur 1 Elle hohen, viereckten, ambosförmigen, goldenen und smaragdenen Heraklessäulchen, die im Tempel zu Tyrus standen, anzusehen, wird man für unmöglich halten. Die Behauptung, daß die Lilie Symbol der zeugenden Naturkraft gewesen sey, und als solches im phönicischen Sonnencultus vorkomme, steht ganz in der Luft, auch nicht eine leise Andeutung läßt sich dafür anführen. Dasselbe gilt von der Palme, die niemals im phönicischen Sonnen- oder Heraklesdienst vorkommt. Von einem siebenarmigen Leuchter in irgend einem phönicischen Tempel verlautet nicht das Mindeste; daß namentlich im Heraklestempel zu Tyrus, dem vorgeblichen Originale des Salom. Tempels, sich keiner befand, geht aus der Nachricht hervor, nach welcher jener Tempel durch die beyden den Gott selbst darstellenden Säulen erleuchtet worden seyn soll. Die beyden Leuchter auf den Abbildungen der Münzen, die den paphischen Tempel darstellen, sind nicht siebenarmig, sondern einfach, können also nicht Symbole der sieben Planeten seyn, noch weniger aber Symbole des Sonnengottes, denn dieser Tempel war nicht ihm, sondern der weiblichen Naturgottheit geweiht. Eben so verhält sichs mit dem ehernen Meer. Denn daß die Phönicier die Zeit, insbesondere das Jahr mit seinen 12 Monaten durch einen Wasserbehälter mit 12 Stieren symbolisirt hätten, davon weiß kein alter Schriftsteller etwas, es fehlte dafür an jeder auch nur leisen Andeutung. Die Fischteiche zu Paphos und Hierapolis, die überhaupt mit dem ehernen Meer sich nicht zusammenstellen lassen, waren, abgesehen von dem Fehlen der Zwölfzahl, in keinem Fall Symbole der Zeit oder des Jahrs, das überhaupt nirgends im Alterthum durch das Symbol des Krater dargestellt wurde. Nicht besser steht es mit den Cherubim. Denn selbst angenommen, sie wären identisch mit den Greifen, so fehlt es an jedem Beweis für das Vorkommen der Greifen im phönicischen Cultus; allein die Cherubim sind nicht einmal Greifen. Der Granatapfel endlich ist von allen Symbolen zwar das einzige, welches bey den Phöniciern vorkommt; allein es ist durchaus kein eigenthümliches phönicisches Symbol, sondern findet sich bey allen andern vorderasiatischen Völkern eben so häufig, als bey den Phöniciern, und kann schon darum nicht eine besondere Verwandtschaft gerade mit dem phönicischen Cultus und der phönicischen Symbolik begründen. Der Granatapfel war in den Ländern, wo er wächst, ein sehr natürliches und gewöhnliches Symbol; daraus, daß er auch bey den Israeliten als Symbol erscheint, folgt noch keineswegs, daß sie ihn von den Phöniciern erborgt haben und daß er dieselbe Bedeutung hatte, wie bey diesen. Die Israelitische Symbolik mußte sich oft derselben sichtbaren Dinge bedienen, wie die heidnische, die Bedeutung aber war von der heidnischen so weit verschieden, als die israelitische Religion von der Naturreligion. — Mit so schneidender Schärfe weist der Verf. jenes phantastische Unwesen zurück, das ein besonderes Genügen darin findet, die israelitische Archäologie durch

luftige Combinationen für die Unkundigen zu verdunkeln und die einfachsten Dinge durch den Schein tiefer Gelehrsamkeit zu verwirren.

Doch auch hiemit hat unser Verf. seinem ächt wissenschaftlichen Streben noch nicht genug gethan; er läßt noch eine Untersuchung über das Verhältniß des Salom. Tempels zum heidnischen Tempelbau überhaupt folgen. Während die Religionen der alten Welt, so verschieden sie auch unter sich seyn mögen, doch alle das mit einander gemein haben, daß sie Naturreligionen und darum nothwendig polytheistisch sind, unterscheidet sich von ihnen allen die israelitische Religion specifisch durch ihren supernaturalen, ethischen Monotheismus, der seinem Princip nach mit jeder Art von Naturreligion absolut unvereinbar ist. Jede Religion aber tritt im Cultus, welcher ihr Ausdruck, ihre äußere Gestalt ist, in die Erscheinung, und es muß sich daher auch jene Grundverschiedenheit zwischen den heidnischen Religionen und der israelitischen nothwendig im Cultus darstellen. Nun concentrirt sich aber aller Cultus bey und in der Cultusstätte, zumal wenn diese ein Centralheiligthum ist. Vereinigt sich bey diesem der ganze Cultus eines Volkes, so wird ein solches Heiligthum auch nothwendig den Character jenes Cultus und mittelbar also auch der in ihm sich darstellenden religiösen Anschauung haben. So gewiß demnach die Religion der Israeliten sich specifisch von den Religionen der andern alten Völker unterscheidet, so gewiß fand auch bey aller scheinbaren Aehnlichkeit zwischen dem israelitischen Centralheiligthum und den Tempeln des Heidenthums ein specifischer Unterschied statt. Diesen Unterschied nun sucht der Verf. in einem eigenen Abschnitt zu entwickeln. Wie wichtig eine solche Entwicklung für das volle Verständniß des Salom. Tempels ist, leuchtet ein. Jedoch eben so sehr, daß zu dem Ende nicht eine ausführliche Beschreibung des Tempelbaues bey allen alten Völkern nöthig war. Es kam nur darauf an bemerklich zu machen, worin das mehr oder weniger gemeinsam Heidnische gegenüber dem Israelitischen beym Tempelbau sich ausspricht. Hiernach beschäftigt sich der Verf. damit, zunächst das Princip nachzuweisen, welches dem heidnischen Tempelbau überhaupt zum Grunde liegt, und dieses mit dem Princip, aus welchem der Salom. Tempelbau hervorgegangen, zu vergleichen, sodann aber zu zeigen, wie mit diesem Princip Form, Einrichtung, Eintheilung, Ausführung und Ausschmückung zusammenhängen. Er führt diese Untersuchung in so gründlicher und klarer Weise, daß er uns ganz befriedigt hat. Zugleich dient dieser Abschnitt dazu, die Summe der ganzen Rechnung zu ziehen und auf diese Weise die Grundgedanken, die dem ganzen Werke zu Grunde liegen, in concentrirter Weise hervorzuheben und erst recht zur Anschauung zu bringen. Nur erwähnen wollen wir zum Schluß, daß auch der nächste Abschnitt über das Verhältniß zum christlichen Kirchenbau viel Vortreffliches enthält, worauf wir jedoch hier nicht eingehen wollen, da dieser Abschnitt für die Auffassung des Salom. Tempels keine Bedeutung hat.

Indische Alterthumskunde von Christian Lassen. Zweyten Bandes erste Hälfte. Bonn, bey König 1849. 518 S.

Ueber Art und Anlage dieses Werkes ist in den gel. Anz. 1848 No. 56 bis 59 berichtet worden. Der vorliegende Theil des zweyten Bandes bringt die Fortsetzung des zu einem unverhältnißmäßigen Umfang anschwellenden zweyten Buches, welches die äußere Geschichte der indischen Staaten und Völker behandelt. Da nun Lassen die indische Geschichte nur in zwey für eine indische Alterthumskunde übrigens ganz ungleich berechtigte Perioden, die Zeit bis auf die Muhammedaner und die Zeit von da an abwärts, vertheilt, so zählt auch der ganze zweyte Band seines Werkes noch zur ersten Periode, indem er die Geschichte von Buddha bis auf die Gupta Könige behandelt, und es wird sich immer deutlicher herausstellen, daß um der Uebersichtlichkeit und Präcision willen eine zweyte Periode hätte mit Buddha begonnen werden sollen.

Diese Abtheilung der ersten Periode, von Buddha bis auf die Guptas, zerschneidet Lassen in zwey Zeiträume; der erste reicht bis auf Wikramaditja, den Gründer der bekannten indischen Aera, welcher in Indien als

ein Pfleger der Wissenschaft gilt, 57 vor Chr. G., der zweyte geht von da an bis auf die Herrschaft der Gupta und Ballabhi Könige, 318 nach Chr. G. Es folgt alsdann noch ein dritter Zeitabschnitt bis auf die Muhammedaner. Die erste Hälfte des zweyten Bandes enthält nur die Bearbeitung des erwähnten ersten Zeitraumes bis auf Wikramaditja. Es war aber für diesen Zeitraum ein außerordentlich reiches und in der That noch wenig gesichtetes Material zu verarbeiten, die Geschichte der Ursprünge des Buddhismus, Alexanders indischer Feldzug, die griechischen, halbgriechischen, skythischen Herrschaften an den Gränzen und zum Theil in dem Gebiete Indiens, die Geschichte südindischer Reiche aus dortigen einheimischen Quellen.

Neben der Darstellung des indischen Krieges, mit welchem der große Makedonier seinen östlichen Siegeslauf beschloß, wird den Freunden des classischen Alterthums vorzugsweise die ausführliche urkundliche Darstellung willkommen seyn, welche von den griechischen Reichen in Baktrien und Indien gegeben wird. In der Erzählung jenes Krieges benützt Lassen Alles, was die Forschung seit dem Erscheinen von Droysens bekanntem werthvollen Werke gewonnen hat, und weiß insbesondere mit großem Glücke die gräcisirten Eigennamen in indischer Form herzustellen. Für die Geschichte dieser Herrschaften werden die reichen Münzfunde mit den dürftigen griechischen Nachrichten sorgfältig verarbeitet.

Ueber die Stellung der Griechen in Baktrien sagt Lassen zusammenfassend (S. 281): In keinem der andern asiatischen Länder, in welchen die hellenische Herrschaft durch Alexander gegründet worden ist, befanden sich die Griechen in einer eigenthümlicheren Lage, als in Baktrien. Sie waren hier am weitesten von der Heimath entfernt; von Norden her wurde ihre Macht von den barbarischen Reitervölkern bedroht, das innere Asien lud sie, wo nicht zu Eroberungen, doch zum Handel mit den fernen Serern ein; nach Süden bot ihnen Indien die ihnen schon bekannten reichen Schätze dar, in Baktrien selbst mußte ihre Religion mit der festgewurzelten einheimischen Lehre in eine feindselige Berührung kommen. Sie hatten hier die glänzendsten Aussichten, zugleich aber die größten Gefahren vor sich und mußten sich zur größten Anstrengung ihrer Kräfte angespornt fühlen. — Die Geschichte der griechischen Herrscher aber, soweit Lassen sie herzustellen vermag, ist in der That weniger ein Kampf hellenischer Bildung gegen barbarische Sitte, als ein Drängen und Raufen der Griechen unter sich, Söldnerherrschaften und Eroberungsgelüste, die im fernsten Osten wie im Westen Länder und Völker zerrütteten. Wenn aber im Westen mitten in diesem verderblichen Treiben Wissenschaft, Kunst und feinere Sitte

Wurzel schlagen konnten, so hat dieser indisch baktrische Osten zwar wohl die politischen Erschütterungen im Gefolge dieser Abenteurer verspürt und Erinnerungen daran bewahrt, der wohlthätigen Einwirkungen aber wenige empfangen. Lassen spricht darum die Ansicht aus, daß „weder in den ostiranischen, noch den indischen von den griechischen Königen regierten Ländern eine Verschmelzung der hellenischen und morgenländischen Cultur sich vollzogen habe, und daß, wenn es in einzelnen Bereichen geschah, dieselbe eine vorübergehende jedenfalls jetzt nicht mehr nachweisbare gewesen sey mit der einzigen Ausnahme der Münzkunst.“ Merkwürdig aber bleibt es, daß die Macht der Griechen, obwohl gänzlich abgeschnitten von ihrer Heimath, mitten unter mächtigen feindlichen Völkerschaften zwey Jahrhunderte hindurch sich zu halten vermochte.

Der letzte Abschnitt der vorliegenden Hälfte des zweyten Bandes gibt einen Umriß der indischen Culturgeschichte für den betreffenden Zeitraum, welcher die umfassendste Forschung und Belesenheit beurkundet. Die große Ausdehnung aber, welche das ganze Werk zu gewinnen sich anschickt, und das für Leute vom Fache allerdings höchst erwünschte Eingehen auf die Einzelheiten wird wohl die Folge haben, daß das Buch auf einen engen Kreis beschränkt bleibt und für die Richtigstellung der Begriffe über Indien nicht so viel wirken kann, als man wünschen möchte. Wenn Lassen sich entschliessen könnte, denselben Stoff in einem einzigen Bande übersichtlich und faßlich zu bearbeiten, so würde er damit sicherlich Vielen zu Dank arbeiten.

Der Verleger hat überdieß den Preis dieses Buches wie bey den meisten seiner indischen Publikationen übermäßig hoch gestellt und dabey sehr wenig für Correctheit des Druckes Sorge getragen. Diese Nachlässigkeit beschränkt sich keineswegs auf die indischen Wörter, bey welchen sie für den weniger Kundigen am störendsten ist, sondern geht durch alle Sprachen und Drucke.

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. **De Zenodoti studiis Homericis. Scripsit H. Duentzer. Gottingae, Dieterich. 1848. 200, 8.**
2. **Aristophanis Byzantii grammatici Alexandrini fragmenta collegit et disposuit Augustus Nauck. Accedit R. Schmidtii comm. de Callistrato Aristophaneo. Halis, sumptibus Lipperti et Schmidtii. 1848. VII und 337. 8.**

Es ist ein sehr dankeswerthes Unternehmen der Hrrn. Düntzer und Nauck, daß sie in den genannten Monographien zusammengestellt haben, was noch von den wissenschaftlichen Leistungen Zenodots und Aristophanes' sich erhalten hat. Zwar gibt F. A. Wolf einen Ueberblick ihrer gelehrten Thätigkeit (Prolegg. 199 — 237), besonders in so weit sich diese auf Homer bezog, wir haben ihn daher als Vorgänger namentlich Düntzers zu betrachten, da von Zenodot außer seiner Diorthose des Homerischen Textes äußerst wenig bekannt ist; doch lag es nicht in seinem Plane, eine vollständige Sammlung der Bruchstücke und Belege anzustellen, aus welchen eine relativ genügende Kenntniß des Verfahrens dieser Literarhistoriker und Kritiker hätte gewonnen werden können, diesem Bedürfniß wird erst jetzt durch die fleißigen Arbeiten beyder Verfasser entsprochen.

Die Bahn einer richtigen Benutzung und Beurtheilung der Hauptquelle für die Kunde von Zenodots und Aristophanes Verdiensten um Homer hat bekanntlich erst Lehrs in seinem Buch de Aristarchi studiis Homericis gebrochen. Erst ihm verdankt man die Einsicht in Entstehung und Composition der Scholien im berühmten cod. A. der Ilias; daß es nämlich Excerpte aus den Werken der Grammatiker sind, welche über die Recension Aristarchs schrieben, oder aus seinen Abhandlungen und Commentaren zu Homer theils Auszüge machten, theils sie zu weitern Forschungen benutzten. Er lehrte scheiden, was in dieser Compilation dem Aristonikus, oder dem Didymus, was dem Herodian und dem Nikanor gehört, oder anderswoher stammt. Darnach richtet sich jetzt Düntzer, indem er die Bemerkungen des Aristonikus, welche auf Zenodot zurückgehen, von denen des Didymus getrennt aufführt. Aus Herodians *Ἰλιακὴ προσῳδία* sollen nach seiner Angabe nur zwey Noten den Zenodot betreffen. Doch gehört außer *A* 567 und *N* 450 auch *A* 754, *M* 295, *Φ* 575 hieher, wo er freylich den Didymus erkennen will. Allerdings ist, auch nachdem Lehrs den rechten Weg gewiesen hat, die Unterscheidung nicht immer leicht. Zwar wo die Unterschrift *ταῦτα ὁ Δίδυμος* lautet, bedarf es keines Scharfsinnes, und der Ausdruck „a Didymo aperte profecta sunt Schol. B 111" etc. sagt noch zu wenig. Aber nicht nur sind die Noten beyder Grammatiker in einander geschoben und durch Corruption der Handschrift verwirrt, sondern der Epitomator mischt sich mitunter selbst ein; z. B. zu *H* 255 sq. gehört die Note *τοὺς στίχους — γράψαι* ihm ganz an, und nicht, wie Düntzer meint, bis *ἀλλὰ* dem Aristonikus. Es wäre auch eine sonderbare Form, eine Anmerkung mit *ἀλλὰ* zu eröffnen. Weil derselbe zu *Θ* 335 sagt, er habe die Note des Didymus nicht beygefügt, da er ganz mit Aristonikus übereinstim-

me, glaubt Düntzer das Scholion zu *O* 86 daraus berichtigen zu können, wo man liest: *ταῦτα ὁ Δίδυμος ὁ Ἀριστονίκῳ λέγει περὶ τῆς γραφῆς τῆς δέπασσι*, indem er emendirt *τὰ αὐτὰ Ἀριστόνικος ἃ καὶ ὁ Δ. λέγει*, übersieht aber dabey, daß Didymus hier nicht nur von der Lesart *δέπασσι*, sondern auch noch von einer andern spricht. Eher mag also der Verfasser geschrieben haben: *ταῦτα ὁ Δίδυμος· ὁμοίως* (vgl. Lehrs l. c. p. 32) *ὁ Δ. λέγει κτέ.* Neu ist unseres Wissens die Beobachtung, daß Aristonikus immer nur *ἀθετεῖ* und *ἠθέτηκεν* sage, Didymus aber nur *ἠθέτει*. Daher wird *Ξ* 95 die Stelle von *ἀθετεῖται* bis *φέρεσθαι* wohl von Aristonikus seyn; was nachkömmt, mußte Düntzer nach seiner eigenen Observation in *Ζηνόδοτος δὲ ἔγραψεν — προηθέτει* abändern.

Aristarch berücksichtigte den Zenodot vorzüglich da, wo er mit dessen Ansichten nicht einverstanden war und deßhalb das Zeichen der *διπλῆ περιεστιγμένη* anbrachte. Düntzer zählt die damit versehenen Verse auf. Einigemale ist durch ein Versehen das Zeichen jener *διπλῆ* statt des der einfachen gesetzt, wie A 58, 59, 65. Man würde übrigens irren, wollte man annehmen, daß wir damit eine complete Sammlung der von Zenodot kritisch behandelten Verse vor uns haben, denn in *E* 334 — 637, *P* 262 — 587, *T* 126 — 326, *Ω* 397 — 588 sind alle auf Zenodot bezüglichen Zeichen ausgefallen und Cod. A hat an diesen Stellen keine Scholien, zu den Büchern *T* und *Φ* enthalten die Scholien nur sieben den Zenodot betreffende Noten, zu *X* gar eine einzige. Es war mithin eine starke Uebertreibung, wenn ein Recensent von Villoisons Homer in der allgemeinen Literaturzeitung, 1791 p. 281 behauptete, wir lernten aus dieser Scholiensammlung den Text des Zenodot so genau kennen, daß uns wenig zu wünschen übrig bleibe.

Einiges im cod. A fehlende enthält der Victorianus, und noch geringere Ausbeute die codd. B (Marc. 453) und Lipsiensis. Unbedingt darf man sich auf die Angaben dieser Scholien nicht verlassen, da sie so viele grobe Irrthümer fortpflanzen, wie Lehrs l. c. p. 38 gezeigt hat; es bleibt deßhalb bey dem „severum judicium," das er ib. ausspricht, Düntzer aber nicht gelten lassen will. Hiemit ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß uns in ihnen wirklich Zenodoteische Lesarten und Urtheile aufbewahrt sind. Von den aus B bey D. aufgezählten muß indeß *B* 258 abgezogen werden, denn das Scholion in *A* lehrt, daß Aristarch das *κε* wenn auch als *περισσὸν* anerkannte; die Notiz des cod. B wird also umzukehren seyn und der Scholiast geschrieben haben *ὁ μὲν Ζ. εἰ δέ τι, ὁ δὲ Ἀρ. εἴ κ' ἔτι.* Dann ließ Zenodot freylich vs. 257 weg — ferner die Note zu *E* 906, wo Aristarch die *διπλῆ περιεστιγμένη* setzte, weil ihm der Vers aus *A* 405 irrig wiederholt schien. Dagegen bemerkt der Scholiast in B: *ὡς ἀλλοπρόσαλλος ἤδη ἐπιλέλησται ὧν πέπονθε· διὸ τὸ ἔπος Ζηνόδοτος ἀθετεῖ.* Das soll erstens heißen: *οὐκ ὀρθῶς ἀθετεῖ*, sodann ist aus der Note in VL: *Ἀρίσταρχος δὲ ἀθετεῖ* zu vermuthen, daß auch in B *Ἀρίσταρχος* gemeint sey, wie umgekehrt *O* 439 Aristarch für Zenodot steht. Was die Angaben aus V betrifft, so sind *N* 610 und *Φ* 242 falsche Citate, *Φ* 275 ist ihm mit *B* gemein, *O* 333 ist zu *Οἰλεύς* in den Scholien von A: *ἡ διπλῆ, ὅτι τὸ Οἰλεὺς σὺν τῷ ῡ*, die Lesart des Zenodot schon angedeutet, es muß aber wohl die *διπλῆ περιεστιγμένη* seyn; aus dem zu *N* 203, *M* 365 in A Bemerkten geht aber schon hinreichend hervor, daß Zenodot *Ἰλεὺς* schrieb. Seine Conjektur *ἔξ, ἀτὰρ ἑβδομάτην* in *I* 246 ist aus A zu *I* 131 bekannt. Der Lips. (L.) bietet nur drey in den übrigen fehlende Lesarten dar, denn in *B* 196 und *I* 131 stimmt er, was Düntzer nicht bemerkt hat, mit A — diese sind: *A* 559 *πολεῖς*, *B* 36 *ἔμελλεν*, *I* 660 *ἐγκονέουσαι*. Ebenfalls gering ist der Gewinn aus Cramers Aneck. Ox. I und Par. III aus Steph. Byz. und Eustathius. Im Etym. Magn. werden ziemlich häufig Excerpte aus Zenodot mitgetheilt, worin jedoch nicht Homerische Verse, sondern einzelne Wörter in der Weise des Herodian behandelt sind. Sollte Zenodot bereits so eindringlich mit der Formenlehre sich befaßt haben, oder dürfen wir einen spätern Grammatiker des Namens statuiren? Ersteres ist unglaublich, letzteres eine an sich nicht verwerfliche Auskunft, die aber alle Probabilität durch Hinweisung auf den Zenobius verliert, von diesem weist Düntzer ganz ähnliche Bruchstücke im Etym. M. nach, so daß entweder Zenobius im Zenodot, oder

dieser umgekehrt in jenem aufgehen muß; es ist keine Frage, was das Richtige sey, da der wenig bekannte Name mit dem weltberühmten so leicht vertauscht werden konnte.

Nicht so besonnen ist Düntzers entgegengesetztes Verfahren hinsichtlich des Zenodorus, welcher an drey Stellen der Scholien genannt wird, *P* 263, *Σ* 22, 356, und zwar an letzterer als Verfasser eines Buches *περὶ τῆς Ὁμήρου συνηθείας*. Dasselbe legt aber Suidas dem Zenodotus von Alexandria bey, von welchem er auch ein anderes betitelt *Λύσεις Ὁμηρικῶν ἀπορημάτων* anführt. Bey der Verwandtschaft des Inhaltes ist der Schluß auf Identität des Schriftstellers ohne Zweifel viel wahrscheinlicher. Die Bemerkung zu *P* 263 geht vielleicht auf die Glosse Zenodots zurück, und zu *δ* 477 haben wirklich Q und Harl. *Ζηνόδοτος* gegen E, wo *Ζηνόδωρος*, oder sollte hier eine Verwechslung mit Heliodor obwalten? Gewiß ist die Zuversichtlichkeit, mit der Düntzer die Autorschaft dem Alexandriner Zenodot entzieht, um sie dem sonst nicht genannten Zenodorus zuzuwenden, zu voreilig. Wolf hat in den Prolegg. (196) zwar auch für Zenodorus sich erklärt, aber ihm scheint die Uebereinstimmung der Scholien mit Apollonius s. v. *ζῶστρα* imponirt zu haben, wo jetzt Düntzer selbst erkennt, daß eine Erklärung von Heliodor angeführt ist.

Wie wir oben bemerkten, beruht unsere Kunde von dem Zenodotischen Homer auf den Excerpten aus Aristonikus und Didymus. Diese aber scheinen die Ausgabe Zenodots selbst nicht mehr in Händen gehabt zu haben, und gaben seine Lesarten daher aus secundären Quellen, besonders den Schriften Aristarchs an. Vgl. Düntzer p. 17 sq. und Wolf Prolegg. 211, not. 80. Mußte ja Didymus den seiner Zeit viel verbreiteteren Text des Aristarch aus einer Menge von gelehrten Hülfsmitteln eruiren, s. Lehrs l. c. 18 sq. Düntzer citirt mehrere Stellen, wo Aristonikus nur vermuthet, was bey Zenodot zu lesen war, z. B. *H* 127, *Ψ* 114, *Φ* 335. Eben so war Didymus darüber in Zweifel zu *A* 97, *A* 3; zu *B* 111 referirt er über eine Lesart des Zenodot aus einem Buch des Dionysius Thrax, ja schon Aristarch schreibt ihm zu *Ξ* 37 eine andere zu als Ptolemäus Epithetes. Jene beyden Berichterstatter sind öfters in ihren Angaben unvollständig, was z. B. in *Γ* 211, *Z* 226 nichts auf sich hat, wenn, wie dort, die Ergänzung des Fehlenden sich von selbst ergibt, wohl aber in Stellen wie *Θ* 128, *B* 520, wo man den Diorthoten aus mangelhafter Kenntniß seiner Recension falsch beurtheilen könnte; er wird auch in *Θ* 312 *Ἐρασιπτόλεμον* geschrieben haben, und *B* 520 *ἠδὴ Πανόπτεων*, auch kann er kein so großer Ignorant in der Prosodie gewesen seyn, daß er *B* 634 den Vers ausgehen ließ in *οἳ Σάμην ἀμφινέμοντο*, was man doch aus dem Scholion mit buchstäblicher Genauigkeit schließen könnte.

Zu dieser theils in den Schriften des Aristonikus und Didymus selbst, theils in der Nachlässigkeit der Auszüge und der fehlerhaften schriftlichen Fortpflanzung liegenden Ungewißheit über Zenodots *ἔκδοσις* kömmt noch der Umstand hinzu, daß er keine Commentare schrieb und nur seine *γλῶσσαι Ὁμηρικαὶ* die Motive entwickeln konnte, worüber es uns aber an Belegen fehlt. An die Stelle schriftlicher Belehrung trat die mündliche Tradition, z. B. durch seinen Schüler Aristophanes, der ihn, den Hochbejahrten noch als *παῖς* (so Suid.) hörte. Düntzers Behauptung argumenta Zenodoto adscripta grammaticos excogitasse ist daher keineswegs im Allgemeinen zugegeben, vielmehr, was von ihm als Ausnahme zugestanden wird: paucis locis traditionem a discipulis propagatam statuendam esse, muß mit Protest gegen den Beysatz „paucis locis" zur Regel erhoben werden; die *συγγράμματα* und *ὑπομνήματα* Aristarchs waren gewiß voll von Ueberlieferungen über Zenodots Maximen und Ansichten.

Sie viel ist als sicher anzunehmen, daß dem Zenodot, welchem der Auftrag geworden war, alle epischen und lyrischen Werke der Alexandrinischen Bibliothek zu ordnen, bey der Redaction seines Homer eine sehr reiche Auswahl von Texten zu Gebot stand. Er konnte sich an die ältesten Handschriften halten, und seine Recension lag gewiß der spätern zu Grund. Manche Citate früherer Schriftsteller und offenbare Beziehung von Archilochus, Stesichorus, Pindar, Antimachus liefern den Beweis, daß Ze-

nodot in seinem Apparat mehrere jetzt verworfene Lesarten vorfand. So das befremdliche *κυνλαγμὸν* Φ 575, was bey Stesichorus wiederkehrt. Schon Wolf hat auf diesen Punkt hingewiesen (Prol. 204), wozu Düntzer jetzt, ohne seines Vorgängers zu gedenken, einige neue Beyspiele hinzufügt, wie *οὐρανὸν αἰπὺν* in den Fragmenten von Pindar (24. ed. Schn.). Die Verschiedenheit der von Zenodot gebrauchten Ausgaben war sehr bedeutend, wie die Scholien zu *T* 76, 77 zeigen, wo gegen die übrigen der Massaliotica und Chia der Vorzug gebührt. Als älteste Quelle Zenodots betrachtet Düntzer den von Pisistratus festgestellten Homer. Die davon abgeleitete Vulgata machte, wie die Anekdote bey Plut. Alc. 7 zeigt, eine Diorthose bereits nöthig, womit aber schon der Conjektur einiger Spielraum gelassen war. Die übrigen sogenannten städtischen Ausgaben (*πολιτικαὶ ἐκδόσεις*), behandelt von Galen im comment. 2 zu Hippocr. Epidem. III (V, 412), waren demnach jünger als die Pisistratische, oder wenigstens nach D's. Vermuthung wurden mit dieser die früher geschriebenen Exemplare verglichen, wofür Rec. nicht einstehen möchte. Die in den Scholien mit den Prädikaten *ἡ κοινή*, *κατειθισμένη*, *συνήθης*, *τετριμμένη* oder gar *αἱ δημώδεις*, *φαυλότεραι*, *εἰκαιότεραι* citirten Texte stehen im Gegensatz zu den ältern Recensionen von Zenodot bis Aristarch. Soll aber auch die *κυκλική* nur eine andere Bezeichnung für *συνήθης* seyn, was Düntzer nach Heinrichs Vorgang behauptete, Böckh und Buttmann (Schol. Od. p. 574) läugnen?

Wir würden nun Zenodots Verdienste um Homer besser zu würdigen wissen, wenn über die ältern Exemplare, die ihm vorlagen, zahlreichere und genauere Data erhalten wären. Jetzt kennt man ihn hauptsächlich aus der Polemik des Aristarch gegen ihn, also mehr von seinen schwachen Seiten her; wie vortheilhaft sein Text durch Ausscheidung einer Menge unächter Verse und schlechter Varianten vor den frühern sich auszeichnete, kann man jetzt nur aus wenigen Proben muthmaßen. Von dem noch übrig gebliebenen Stoff würde D. durch einfachere Anwendung eine schnellere und leichtere Uebersicht gewährt haben, er durfte nur das seiner Ansicht nach Urkundliche und Richtige von dem trennen, was sich als unhaltbar darstellt, mag es nun, wie gewöhnlich, aus einer mangelhaften Anschauung Homerischer Denk- und Redeweise hervorgegangen seyn, oder auf ältern Autoritäten beruhen. Aber die Eintheilung des Buchs, wo z. B. unter c. III de formis grammaticis et dialecticis, c. IV de constructione grammatica, c. V de verbis synonymis, c. VI de varietate formarum grammaticarum sensum immutante und c. VII de varietate singulorum vocabulorum sensum immutante gehandelt wird (p. 50—143), wobey jedes Capitel wieder nach den Redetheilen in kleinere Abschnitte zerfällt, macht das Studium desselben ohne Noth mühsam. Hätte er die Summe des Brauchbaren, die weit geringer ist als das, was nur historischen Werth hat, besonders aufgeführt und auf beyden Seiten die bloß formellen Fragen von denen geschieden, wo tieferes Eingehen in das Epos die Kritik leiten muß, so würden wir über den Werth dieser lectiones Zenodoteae mit weniger Zeitverlust ein Urtheil uns zu bilden im Stande seyn. In einer besondern Rubrik konnten die Fälle erörtert werden, wo Zenodots Urtheil richtiger war als das von Aristophanes und Aristarch, wie z. B. über *ἔσκοντες* statt *εἴσκοντες*, *εὐποιητῇσι* staat *εὐποιητοῖσι*, *πρὸ φόωσδε* statt *φώσδε*; in einer Abhandlung über Zenodots Mißgriffe konnte ein Abschnitt die Vermischung des Nachhomerischen Sprachgebrauchs mit dem wirklichen usus des Dichters begreifen, welche sich entweder im Dulden schon eingerissener Fehler oder im Aufdringen unhomerischer Formen, Wörter und Satzbildungen manifestirte; ein anderer die Fälle sammeln, wo von Zenodot die heroische Sitte, wieder ein anderer, wo der epische Styl verkannt wurde, statt daß jetzt minder wichtige Eintheilungsgründe die Stelle bestimmen, in der die einzelnen Proben seiner Kritik auftreten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. De Zenodoti studiis Homericis.
2. Aristophanis Byzantii grammatici Alexandrini fragmenta collegit et disposuit Augustus Nauck.

(Fortsetzung.)

Wir gewinnen trotz aller Ausführlichkeit in der Besprechung fast jedes von Zenodot behandelten Verses doch keine klare Anschauung seines Verfahrens und seiner Urtheilsfähigkeit, und jener wohlgemeinte Eifer, mit welchem der Verfasser durch eigene Interpretation jedesmal darzuthun sucht, ob Zenodot mit Recht oder Unrecht einen Vers corrigirt, angezweifelt oder ausgestoßen habe, muß den Leser ermüden, um so mehr, als D. bey ihm oft gar zu wenig Vorkenntnisse voraussetzt.

Ob eine Lesart aus älteren Quellen herstamme, oder nur Zenodots Conjektur sey, kann man gewöhnlich ohne große Schwierigkeit erkennen, denn gewisse Normen scheint er überall durchgesetzt zu haben. Das augmentum syllabicum behielt er möglichst bey, vergl. *A* 68, 611, *O* 716, *π* 478, an welchen Stellen darum starke Aenderungen nöthig wurden. Freyere Constructionen, wie die *κατὰ σύνεσιν*, waren ihm anstößig, z. B. *φάλαγγες ἑλπόμενοι* in *Π* 281, der nom. absol. *Γ* 211 *ἄμφω δ' ἐξομένω*. Für den Dual hatte er eine besondere Vorliebe, er führte ihn an einigen Stellen ein, wo nur der Plural stehen kann, z. B. *Θ* 503, *δόρπον τ' ἐφοπλίζεσθον*, wogegen schon die Originalstelle *μ* 292 zeugen kann. Falsche Beurtheilung der Casus siehe *E* 155, *Ξ* 208, *O* 639, *X* 216. In der Formenlehre zeigte sein Text viele seither dem Homer abgesprochene Anomalien, z. B. *Αἰνειῶο, πολῦς* (für *πολεῖς*). Er liebte Jonismen wie *Ἀριήδνη, κρητός, ἔηξεν*. Das überall durchgesetzte *Ἰλεύς* stand so schwerlich allenthalben in den von ihm gebrauchten Handschriften, vielmehr mußte er einigemale, wie *A* 93, zu gewaltsamen Emendationen greifen. Sehr fremdartig lautet *ἄας* für *ἠοῦς* in *Θ* 470. Besonders in den Pronominen sind seine Abweichungen zahlreich und auffallend, wir verweisen der Kürze wegen auf Wolf Prol. 209, der das Meiste schon gesammelt hat. Starke Mißgriffe aus Unkenntniß der Homerischen Ausdrucksweise sind nicht selten, z. B. *A* 123, wo *αὐτὰρ ἐπειδὴ* etc. dem *νευρὴν μὲν μαζῷ πέλασεν* vorausgehen soll; Zenodot verstand nicht, was *κυκλοτερὲς* ist; eben so nahm er aus unbegründeten Motiven in *Θ* 52, *K* 522, *Ξ* 394 Versetzungen vor. Düntzer bezweifelt, daß derselbe *Φ* 538, 539 aus dem Grund gestrichen habe, weil er an *τεῦξαν φάος* ohne beygefügten Dativ Anstoß genommen (als wenn so der lächerliche Sinn entstünde, daß zu den Thoren das Tageslicht herein breche), er glaubt, wie Geppert, Zenodot habe es unpassend gefunden, daß Apollo warten mußte, bis sich ihm die Thore öffneten. Doch schieben sie ihm gerade damit einen fremden Gedanken unter. Lehrs that mit Andern wohl daran, wenn er „bono Aristonico" folgte, Zenodot erinnerte sich ja auch *A* 159 nicht daran, daß *τιμὴ* = *τιμωρία* sey, eben so gut konnten ihm bey *Φ* 538 sq. die Stellen nicht gegenwärtig seyn, wo *φάος* die Bedeutung von *σωτηρία* hat. Willkührliche Abänderungen, wie die *Z* 71, *I* 28, *Ψ* 114, 274, *X* 378, verursachten statt des vermeinten

Uebelstandes einen wirklichen. Er ging öfters so weit, selbstfabricirte Verse einzuschieben, wenn im Raum eines Verses die Emendation ohne das nicht ausgeführt werden konnte, wie *A* 404, wo er den Aegäon für einen Titanen nehmend corrigirte: *ὅ γὰρ αὖτε βίῃ πολὺ φέρτατος ἄλλων ὁππόσοι ναίουσ' ὑπὸ Τάρταρον εὐρώεντα.* Umgekehrt mußte er mehrere Verse corrigiren, weil die darauf folgenden ihm unächt schienen, vergl. *Λ* 88, *I* 14, *O* 377, *Π* 677. In *Π* 93 werden vier Verse ausgestoßen und dafür der einzige selbstgeschaffene *μή σ' ἀπογυμνωθέντα λάβῃ κορυθαίολος Ἕκτωρ* angebracht; *Λ* 219, 220 werden in einen zusammengezogen *ὣς εἰπὼν πάλιν ὦσε μέγα ξίφος οὐδ' ἀπίθησε.* Andere total veränderte Verse sind *Λ* 73, *B* 681, 718, *Z* 112, *K* 306, *P* 582, *Σ* 230, *Φ* 114, Hemistichien *Λ* 197, *Θ* 378, 501 *M* 230, 444, *N* 229, *μ* 15.

Offenbare Spuren früherer Redactionen erkennen wir dagegen in eigenthümlicher Orthographie, wie *κυδέστη*, *γ* 378, *κρείσσω*, *ἀμείνω Λ* 80, *H* 44 (als Nominativ), *Θέτις* als Vocativ *Σ* 385; vielleicht ist dahin auch *κομείτην Θ* 109, *καμέτην Θ* 448 zu rechnen, vollends gehören in dieses Fach Nachlässigkeiten wie *Αἴαντος Λ* 589, *παντός Π* 515, *μεθ' ὁμίλου P* 149. Richtig beybehalten ist *νῦν δὲ ἑκάς E* 791, *N* 107, *καιετάεσσαν δι.* Wir übergehen andere entsprechende Lesarten oder solche, die, wie *Σ* 385 *ἡμέτερον δὲ* eher einer ältern Tradition als der Wahl des Kritikers zuzuschreiben sind, was auch bey Vertauschung synonymer Ausdrücke, wie in *B* 119, *Λ* 139, *E* 128, *N* 447, 551 gelten dürfte.

Besonders stark war Zenodots Willkühr in den Athetesen, von welchen gewiß die wenigsten auf handschriftlicher Autorität beruhten. Er ging von der Norm aus, daß die Wiederholung derselben Verse vom Dichter vermieden worden sey. Darum strich er *Π* 141 — 144, ließ aber *T* 388 sq. stehen. Aristarch verfuhr umgekehrt. Der jüngere Scholiast in B verstand nicht die Absicht der von Aristarch zu *Π* 141 gesetzten asterisci, die das *διαφορούμενον* andeuten sollten. Auf keinen Fall kam der ib. angeblich von Zenodot herrührende Tadel *ποιῶν τι ἦν, ὡς μὴ δύνασθαι αὐτὸ αἴρειν τοὺς ἥρωας* von diesem ausgesprochen worden seyn, sondern vielleicht von Zoilus, der mit der Bemerkung widerlegt wird, daß dadurch nur Achilles vor andern Heroen ausgezeichnet werden sollte. Unnöthig ist auch die im Scholion von Düntzer vorgenommene Trennung der Worte *ἀστερίσκους ἔχουσι κακῶς*, indem er das Adverb zum folgenden *φησὶ* zieht *). Der Scholiast wollte sagen, die asterisci seyen nicht gut angebracht, da jener Tadel keinen zureichenden Grund habe.

Eine große Anzahl von Athetesen basirt auf der Voraussetzung des einen Homer, welchem man so grelle Divergenzen, wie sie sich oftmal in beyden Epopöen wiederholen, nicht zutrauen konnte. Geht man hingegen von der Annahme aus, daß verschiedene Dichter einzelne Theile der ursprünglich viel gedrängtern Ilias und Odyssee erweiterten, dann leuchtet ein, wie übel der Obelos auf relativ ächte Verse angewandt wurde und daß mit wenigen Ausnahmen, als z. B. der ganz sinnlosen Einschiebsel *Θ* 557, 558, *Λ* 708 ein conservatives Verfahren beobachtet werden muß. Nach diesem Maßstab werden wir die Verwerfung von Versen, wie *Θ* 371, 372, 493 — 496, *H* 443 — 464 zu beurtheilen haben; letztere stehen mit *M* 17 in keinem Widerspruch, es erscheinen vielmehr dieselben Gedanken hier und dort, wir tragen daher kein Bedenken, beyde Stellen derselben interpolirenden Hand beyzulegen. — Den Gebrauch des Buchs erleichtert ein Register der von Zenodot in den Scholien zur Ilias und Odyssee behandelten Verse.

Die Behandlung des Homerischen ist nicht der vorzüglichste Theil der sonst sehr schätzbaren Schrift von Nauck. Er hat sich zu wenig mit Homer selbst bekannt gemacht; das war aber nöthig, wollte er

*) Auch sonst begegnet man falschen Auffassungen der in diesen Scholien üblichen Terminologie. So glaubt z. B. der Verfasser, in der Note zu *B* 727 bedeute *τοὺς προειρημένους στίχους* so viel als „die vorhergehenden Verse" und zeiht deßhalb den Aristonikus eines Irrthums, da 726, welchen Vers Zenodot nicht angezweifelt hatte, nicht 724, 725, die er verwarf, dem vs. 727 unmittelbar vorhergehe.

die Verdienste des Aristophanes um ihn, so weit über diese uns ein Urtheil gestattet ist, darstellen.

Aristophanes schrieb, wie Zenodot, keine Commentare zu seiner ἔκδοσις, commentirte er aber, wie Aristarch, seinen Text mündlich, so wurde die von ihm gegebene Exegese durch nachgeschriebene Hefte der Zuhörer (ὑπομνήματα) bekannt. Den Aristophanischen Homer legte Aristarch in seinen Vorträgen anfangs zu Grunde; das ist in den Worten des Scholion zu *B* 133 ἐν τοῖς κατ' Ἀριστοφάνην ὑπομνήμασιν Ἀριστάρχου enthalten, worunter man nicht mit Nauck (p. 23) den von Aristarch selbst nachgeschriebenen Commentar zu verstehen hat.

Zuerst berührt Nauck die Athetesen des Aristophanes. Wie schon bemerkt, können wir es nicht gutheißen, wenn er, gleich Zenodot, aus Büchern wie *H*, *Θ* Einzelnes, was eben zur Charakteristik späterer Epik gehört, auswirft. N. scheint dieß ebenfalls (p. 28) gefühlt zu haben, doch vermissen wir die Anwendung derselben bey der Beurtheilung des von Aristophanes beobachteten Verfahrens. Dieser fand die Motive zur Verwerfung erstens in ungehöriger Anwendung anderswo gut harmonirender Verse (z. B. *Ξ* 95 aus *P* 173, *γ* 199 aus *α* 301) oder in offenbarer Tautologie. Hierin verfuhr Aristophanes mit einer logischen Strenge, die bey Homer übel angebracht ist, was aber die iterata betrifft, hatte er in den eben citirten Stellen gewiß Recht, aber über *ι* 253—255, was schon Aristarch einsah, und *λ* 399 sqq., wie jetzt Nitzsch zeigt, sich übereilt. Auch *Π* 237 ist nicht als male repetitus auszustoßen, oder eine Menge ähnlicher Verse in der Patrokleia müßten ebenso wegfallen, desgleichen sind die Wiederholungen in *K* 387 aus 343 und 397—399 aus 310—312 in ihrem Zusammenhang nicht anzutasten. Ein dritter Verwerfungsgrund ist die Unangemessenheit gewisser Angaben und Ausdrücke. Hier fällt die Verurtheilung von *Θ* 164—166 und 189 wieder in dieselbe Kategorie der die Eigenthümlichkeit neuerer Poesie bezeichnenden Belege, Anderes, wie *Θ* 235, *T* 327 muß freylich aufgegeben werden, weil es überhaupt dem Sinn oder der grammatischen Verbindung widerstreitet. Ein viertes Argument, die Abweichungen von der üblichen Redeweise, wie *Φ* 130—135, *Ω* 614—617 kann abermals nur die spätere Abfassung des Theiles, in welchem dergleichen vorkömmt, verrathen, oder Aristophanes hält etwas für νεωτερικὸν, was dieses Prädikat nicht verdient, wie *π* 49. Bekannt ist des Aristophanes und Aristarch Athetese von Od. *Ψ* 296 bis zum Schluß des Epos. Ueber die von *Υ* 306—308, welche Schol. Eur. Troad. 44 enthalten, werden wir jetzt von Welcker Epischem Cyklus Th. II, 223 sqq. eines bessern belehrt.

Hierauf spricht der Verfasser von den uns überlieferten Lesarten des Aristophanischen Textes, und zwar kommen die zuerst an die Reihe, welche er aus Zenodot Recension aufnahm. Natürlich fehlt es darunter nicht an solchen, die später allgemein Billigung fanden, wie *Ξ* 285, 400, *Γ* 57, 126, *ξ* 318; in Betreff von *A* 91, 598, *Γ* 18, *Ξ* 36, *Θ* 246 stimmte wenigstens Aristarch bey, nicht aber zu *N* 246, wo Zenodot und Aristophanes ΘΕΡΑΠΩΝΕΥΣ, wie Nauck annimmt, für ein Wort hielten, wenn sie dafür δουρὶ κλυτὸς setzen zu müssen glaubten; Düntzer hat an eine solche Ursache nicht gedacht. In der Beurtheilung von *Ξ* 177 καλοὺς καὶ μεγάλους, 259 μήτειραν, was aus Handschriften hergerührt haben mag und 299 τῶν ἐπιβαίης stimmt Nauck mit Düntzer überein, welcher überdieß die annehmliche Bemerkung macht, Zenodot habe wohl auch θῆκε aus *I* 238 in δῶκε abgeändert, indem ihm entgangen sey, daß θῆκε zugleich zu ἐπὶ νῆος und ἄγεσθαι gehöre. Durch Unkunde des Digamma und den horror hiatus, meint der Verfasser, wären die beyden ältern Kritiker bewogen worden *Ξ* 208 κείνων zu setzen für κείνῳ, aber warum hat dieß Motiv nicht gewirkt bey *N* 107 νῦν δὲ ἕκας, wo erst Aristarch νῦν δ' ἔκαθεν schrieb? Manche Varianten dieser Gattung glaubt er nicht näher behandeln zu dürfen „cum cavendum sit, ne praepropero judicio quaestiones audeamus dirimere, in quibus expediendis neque veterum testium recentiorumve numerus quidquam valeat, nec subsidia nostra validum ubique praestent auxilium" doch ist wenigstens *N* 245 das ἐνὶ στήθεσσιν ἔλαμπε gewiß nicht Homerisch, eben so we-

nig *B* 801 *μαχησόμενοι προτὶ ἄστυ*. In *Ψ* 461 hatte Aristarch offenbar Recht, *κεῖσε* herzustellen; ferner ist mit Zuziehung des Homerischen usus das Urtheil über *ἵπποισι* (*M* 66), *πεῖραρ* (*M* 79) *παρασταδὸν* (*N* 551) *ἐς πόντον* (*Ξ* 229) *μετόπεσθε* (*Ξ* 310) nicht schwer abzugeben. Nur *I* 158 wird man mit Nauck schwanken können, ob das frühere *καμφθήτω* nicht den Vorzug vor *δμηθήτω* verdiene, und *α* 31 ist die merkwürdige Lesart *πέμψαντε διάκτορον* gewiß urkundlich und der vulgata vorzuziehen; Buttmann durfte sich in seiner ausführlichen Sprachlehre *I*, 135, 340 auch auf diese Stelle berufen.

Weiterhin werden die Varianten besprochen, welche wenigstens in den Scholien nicht ausdrücklich auf Zenodot zurückgeführt sind. Dabey berührt Nauck die Schwierigkeiten, die durch häufige Vertauschung der Namen Aristarch, Aristophanes, Aristoteles ꝛc. und durch die Corruption der Scholien überhaupt entstehen, welche auch die Nachrichten über die lectiones Aristophaneae mehrmals entstellt haben. Indessen vermag man hier kaum irgendwo nachzuhelfen. Allenfalls in *Ψ* 421, wo der Verf. nicht ohne Schein vermuthet, Aristophanes habe *χῶμα ἔνερθεν* gelesen. Aber *ι* 155 sehen wir nicht ein, warum *κέκμητο* an die Stelle von *βέβλητο* (so Aristophanes für *δέδμητο*) treten soll, und wenig Glauben wird die Vermuthung finden, er habe *β* 123 *βιότους τε τεοὺς* corrigirt. Vollends *ν* 152 begreift man nicht, wie der griechische oder deutsche Kritiker auf den Gedanken gerieth *μηδέ σφιν ὄρος πόλει ἀμφικάλυψον* zu lesen. An diese meistens zweifelhaften Notizen reihen sich die sichern Lesarten von Aristophanes, welche zum Theil jetzt Gemeingut geworden sind. Wir können N. nicht beystimmen, wenn er bey dieser Gelegenheit *κατηφείη Γ* 51 für besser hält als den Accusativ, denn nicht Paris, sondern seine Handlung selbst war für Feinde eine Lust, für ihn selbst eine Schande, ebenso nicht, wenn er *ο* 134 die Conjectur *θεοῖς μέγα πῆμα*, die nur einer Nebenbestimmtheit im Ausdruck unnöthigerweise abhilft, billigt. Daß Aristophanes den Artikel in *Π* 25 nicht streichen durfte, lehrt die Vergleichung mit *λ* 519. Gut abgewiesen sind von Nitzsch im Commentar zur Odyssee die Aristophanischen Lesarten *ι* 329, *λ* 385, *κ* 124, *μ* 98, übersehen hat er *τοῖς* in *κ* 393. Unnütz ist *κ* 324 *καί με λισσομένη*, woraus Nauck gar *καὶ δέ με λ.* machen möchte. Kirke spricht aber hier gar keine Bitte aus, und die heftige Gemüthsbewegung, die nicht zu läugnen ist, kann *ὀλοφυρομένη* recht wohl ausdrücken. Als Accommodation zu einem beschränkten Fassungsvermögen sind Aenderungen zu betrachten der Art wie *δόλῳ*, *ϑ* 494, *στυγερὸν κ* 457. In *κ* 170 könnte schon *εἶχον* für *ἦεν* eintreten (N. bemerkt richtig, Aristophanes meine damit die erste Person, woran Nitzsch nicht gedacht hat,) doch wird *ἦεν* immer den Vorzug behalten und *εἶχον* sich als Correktur verrathen, wodurch das Homoioteleuton beyder Verse vermieden werden sollte. Zu der Rubrik der lectiones partim indubiae, partim praeferendae saltem vulgari scripturae et a posterioribus criticis editionibusque nostris male desertae vel neglectae rechnet der Verf. außerdem noch eine ziemliche Anzahl von Varianten, die unter Aristophanes Namen gehen. Darunter ist *ν* 273 *ἦϊα* und *ϑ* 163 *ἐπίστροφος*, vielleicht auch *ξ* 338 *δύη ἔπὶ πῆμα γένηται*, *A* 132 *φιλοκτεανέστατε* *M* 40 *ἐμαίνετο* mit Recht begriffen, keineswegs aber *μιν αὐτῷ*, *ν* 190 wie eine gründlichere Ansicht dieser Stelle lehren kann, oder *ψ* 81 *εὐηφενέων*, wo N. in der Note gar an der Existenz des Adjektivs zweifelt, indem er es für eine unrichtige Bildung erklärt (non recte formatum). Indeß hat es nicht bloß Theocrit XXVII, 41 sondern schon der homerische Hymnus auf Aphrodite 230, wo an eine Aenderung gar nicht zu denken ist. Der nativa Homerici sermonis infantia wird zu viel zugemuthet, wenn man mit Aristophanes *Ξ* 416 *τὸν δ'οὔτιν'* schreibt, *Π* 313 ist *ὑφορμηθέντα* gegen den Homerischen Sprachgebrauch, und *Υ* 188 konnte der Dichter gewiß nicht sagen *βοῶν ἔπι ὄντας*; es muß bey *βοῶν ἄπο* bleiben, von denen Achilles den Aeneas wegjagte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. De Zenodoti studiis Homericis.
2. Aristophanis Byzantii grammatici Alexandrini fragmenta collegit et disposuit Augustus Nauck.

(Schluß.)

Unnütz ferner sind Lesarten wie *Φ*, 1, *ῥόον* statt *πόρον*, 249 *φόνοιο* für *πόνοιο* (denn es folgt *λοιγόν* im nächsten Vers) 446 *πόλει* für *πόλιν*, nichts gewonnen ist *Λ* 142 mit *ἵππῳ*, *Z* 148 mit *τηλεθόωσα* *Π* 634 mit *ἀϋτή*. Der Vers *Ξ* 58 ist offenbar aus *E* 85 entlehnt, also an beyden Stellen *γνοίης* festzuhalten. Unglückliche Aenderung muß *K* 391 *παρὲκ νόον ἧπαφεν* heißen, sey sie nun erst von Aristophanes ausgegangen, oder schon früher gemacht worden: dem ε 138, vorkommenden *Διὸς νόον παρὲξ ἐλθεῖν* entspricht im causativen Sinn nur *παρὲκ νόον ἤγαγεν*. Demungeachtet wird in der Note *παρὰ νόον ἧπαφεν* vorgeschlagen. In *O* 451 weist N. auf das Aristophanische *πρόσθε* als das einzig Richtige hin; aber Teucer konnte den Klitus recht wohl von der Seite treffen und *ὄπισθε* wird seinen Platz behalten, ohne daß die neuere Kritik den Vorwurf der incredibilis securitas in vetustissimis lectionibus aspernandis auf sich lüde.

Ein anderes Verdienst des Aristophanes findet der Verf. in der richtigen Abtheilung und Lesung des Textes, was bey Stellen, wie *Φ* 127, *Λ* 686, *N* 92, *Ξ* 45, *α* 254 im Betracht kömmt. Es zeigt sich freylich mitunter auch eine falsche Ansicht der Vulgata, wenn er z. B. ε 357 *ὅ, τε* schrieb. Schwierig ist heute noch *E* 638, in welchem Vers das *ΑΛΛΟΙΟΝ* Parmeniskus und Nicias als *ἀλλ' οἷον*, Aristarch *ἀλλ' οἷον*, endlich Tyrannio als *ἀλλοῖον* auffaßte, welchem letztern N. beypflichtet. Aber das paßt schon wegen des in ganz widersprechender Beziehung widerholten *φασὶ* nicht. Wenn man das *θαυμαστικὸν*, von dem die Scholien sprechen, nicht angemessen findet, scheint noch ein Ausweg übrig zu bleiben, der nämlich, den Ausfall eines Verses wie *λ* 516 *πάντας δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω* anzunehmen, wodurch das *ἀλλὰ* seine gehörige Beziehung erhielte. Mit Unrecht wird *λ* 174 hier besprochen. Aristophanes ist bey diesem Verse, wie oft, prosaisch genau verfahren, indem er las *εἰπὲ δέ μοι πατρός τε καὶ υἱέος, ὃς κατέλειπον* statt *ὃν κ.* Nun vermuthet N. die alten jonischen Texte hätten *ΗΟΣ* = *ὡς* gehabt, was von Aristophanes dann falsch gedeutet worden sey, freylich muß er zugleich eine zweyte Hypothese aufstellen: pristinam ac fortasse ipsius Aristophanis lectionem fuisse *κατέλειπες*. Doch ist *ὃν κατέλειπον* nichts weniger als ein pleonasmus (?) cassus et iners, denn damit deutet Odysseus vorzugsweise auf Telemach als seinen Nachfolger im Haus und Reich hin, vgl. *Z* 213; was dafür stehen soll, fällt durch die ungewöhnliche Beziehung von *ὡς* auf, und ist dem Gedanken nach um nichts besser, da die folgenden Verse eben angeben, wie Antikleia den Mann und Enkel zurückließ *). Irrig ist auch die *N* 482 vorgeschlagene Aenderung *ὥς μοι ἔπειτιν* für *ὅς μ. ἐ.*, der Nachdruck ruht hier auf dem pron. personale, vgl. Nägelsbach zur Ilias p. 113.

*) Auch *ο* 347 kann beweisen, daß nichts zu ändern war.

Naucks eignes Urtheil über die Conjekturen des Aristophanes fällt nicht günstig aus, wird aber durch die Bemerkung gemildert, daß es jenen Gelehrten an durchgreifenden Vorarbeiten gefehlt habe: „hinc apparet, cur veteres grammatici sicubi locorum affectorum emendationem susciperent, nil fere intentatum reliquerint, neque cessarint pedem quem curare non possent, aut igni adurere aut ferro resecare.“ Man muß sich daher wundern, daß er gegen die oftgemachte Beobachtung von Zenodots Willkühr und ungemessener Kühnheit protestirt; dieser konnte nicht anderst, als der am wenigsten durch Vorgänger Unterstützte. Um sich noch mehr zu widersprechen, erklärt N. gleich darauf das Verfahren seines Aristophanes selbst für audacissimum, wenn er *H* 32 *ἀμφοτέρῃσι* schrieb, statt Zenodots *ἀθανάτοισι* und *K* 349 vor *ὣς ἄρα φωνήσαντε* den Ausfall eines Verses durch den eigens componirten: *ὣς ἔφατ'. οὐδ' ἀπίθησε βοὴν ἀγαθὸς Διομήδης* deckte. Düntzer legt diesen aber dem Zenodot bey, und wir haben oben gesehen, wie oft er selbstfabricirte Verse einschob. Daß Lücken der Art sogar bey Homer nicht fehlen, vermuthet auch der Verf. zu *Φ* 298 (p. 57). Lieber wird man sich eine solche Ergänzung gefallen lassen, als *K* 349 mit ihm abtheilen wollen: *ὣς ἄρα φώνησ'· ἄν τε παρὲξ ὁ. ἑ. ν. κ.* Ebenso verfehlt ist die Conjektur, welche er *Ξ* 474 an die Stelle einer ebenfalls nicht glücklichen von Aristophanes setzt: *αὐτῷ γάρ γε νεὴν ἀγχιστα ἐῴκει.* Das ist, sieht man nur auf die Buchstaben, recht gelind emendirt, aber was soll hier *γε* und wer brauchte je ein Substantiv *νεὴν* für *νέος*? Sehr zuversichtlich sagt freylich der Verf. *νεὴν* cur Homero vindicemus, nil obstabit, cum *νεῆγις* *Σ* 418 legatur, als wenn eine gewöhnliche Form den Gebrauch einer ganz verlegenen erweisen könnte. Aristophanes hat wenigstens den color Homericus nicht verwischt durch sein *γάρ ῥα φυήν*. Aber *γενεή*, welches hier in der seltnern Bedeutung von Familienähnlichkeit genommen werden muß, ist gewiß unverdorben.

Die Thätigkeit des Aristophanes war so vielseitig, daß man es ihm zu gut halten muß, wenn er hie und da im Homer sich vergriff. Wir dürfen glauben, daß die Methode, durch Induktion den Sprachgebrauch der Schriftsteller zu erforschen, nicht erst von Aristarch eingeführt wurde, sondern dieser vielmehr durch ihre specielle Anwendung auf Homer eine neue Epoche für Kritik und Exegese desselben begründete. Wie aber das größere Verdienst des Aristophanes in der Glossographie bestand, so ist auch Nauck in der Bearbeitung der Fragmente, welche aus seinem großen Glossenwerke erhalten sind, glücklicher gewesen, als in dem Capitel über die Aristophanische Diorthose des Homer.

Von den Glossen nun, die sich auf die Bedeutung der allgemein gebräuchlichen Wörter und synonymer Begriffe beziehen, ist uns mehr geblieben, als von der dialektologischen Sammlung, denn letztre wurde stärker benutzt und ging bald ganz in spätere Bücher über; erstere Gattung aber fand, wenige Grammatiker, wie J. Pollux abgerechnet, keine weitere Pflege mehr. Das Werk zerfiel in reale Abtheilungen, wie die Aufschriften *Συγγενικὰ*, *ἡλικίαι*, *βλασφημίαι*, *προσφωνήσεις* zeigen und in sprachliche, wie *Ἀττικαὶ λέξεις*, *Λακωνικαὶ γλῶσσαι*. Den reichen Stoff bereiteten für ihre besondern Zwecke Pamphilus und Didymus zu. Den Pamphilus excerpirte Hesychius, der sehr viel von Aristophanes hat, ohne seine Quelle zu nennen; Aelian und Athenäus scheinen diese nicht mehr gekannt, sondern ebenfalls sich an Pamphilus gehalten zu haben; Helladius, den Photius 865—875 ed. Höschel excerpirte, schöpfte aus Didymus, Eustathius wiederum verdankte seine Gelehrsamkeit dem Athenäus und einer reichen Scholiensammlung zu Homer; er nennt den Aristophanes noch am häufigsten, aber natürlich nicht aus Autopsie. Dieß zeigt sich gleich bey dem Capitel *περὶ ὀνομασίας ἡλικιῶν*, wozu noch Ammonius p. 35, und Et. Gud. 124 kömmt, vgl. Eustath. Il. p. 727, 14; 962, 8; 1692, 27. In den Anmerkungen dazu entwickelt N. große Belesenheit in der grammatischen Literatur und trägt gelegentlich gute Emendationen, besonders zu Hesychius *),

*) Wir führen davon an *ἄτμενον οἶτον* für *ἀτμενωνητον*, *ἄτμενος* für *ἀγόμενος* (194), *ἄγγαρον* für *ἄγλαρον* (172), *ἄποινα* für *ἄοινα* (96), *ἄρχηλος. ζῳόν* für *ἄρχηλα ᾠόν* (115) *ἐπικήκαστον* für *ἐπικήκατο* (203) *κηκάζει* für *κακήζει* (ib). Einigemale ist es ihm begegnet, daß er fremde Ver-

dann zu Suidas und den Etymologica, auch zu mehreren Stellen der classischen Schriftsteller vor. Der Abschnitt über die verschiedenen Benennungen der Thiere nach ihrem Alter beruht wesentlich auf einem Capitel aus Aelian de Nat. VII, 47; dieser Schriftsteller muß aber seine Quelle nachlässig ausgezogen haben, wenn wir nicht die Schuld mehrerer von Jacobs übersehenen Lücken den Abschreibern aufbürden wollen. So bemerkte er z. B. nicht, wie die jungen Hirsche von den ausgewachsenen unterschieden wurden, sondern begnügt sich die Synonymen anzugeben, welche auf das Alter keinen Bezug haben. Die von Suidas mit Berufung auf Aelian genannten *ἀετιδεῖς* und *πελαργιδεῖς* können bey diesem (178, 9 ed. Jac.) leicht ausgefallen seyn.

Das Wesentliche aus den Capitel *συγγενικά* hat Eustathius und in den einzeln, aber öfters corrupten Artikeln Hesychius, Einiges Photius und der Verfasser des Briefs *πρὸς Ἀλέξιον τὸν Κομνηνὸν περὶ τῆς ὁμαίμων φωνῆς ἐρωτήσαντα* (bey Cramer Anecd. Ox. III 192 sqq.). Außer Aristophanes ist nur noch Philistides als Verfasser von *Συγγενικά* sicher bekannt, vgl. Eustath. Il. p. 84, 41, denn Zenophanes scheint Herrn N. nicht sowohl ein *Συγγενικὸν* als ein *Συμποτικὸν* verfaßt zu haben, wornach er auch Athen. 424, c. corrigirt. Aber aus einer Stelle ist dieser Schluß wohl zu gewagt.

Der folgende Abschnitt ist *περὶ προσφωνήσεων* betitelt. Gerettet ist daraus durch Eustathius und Andere Weniges, über die *πρ. παιγνιωδέστεραι* und *ὑποκοριστικαί*, wie *ἄππα*, *πάππα*, *μάμμα*, *τεττα*, *ἄττα*, welche als Interjektionen der Kindessprache (*πρωτόθετα ἄκλιτα*) und nicht als Vokative von *πάππας* etc. betrachtet werden.

Die Abhandlung *περὶ βλασφημιῶν* betraf die Ausdrücke, welche ursprünglich ohne schlimme Bedeutung waren, und diese erst durch besondere eigenthümliche Veranlassungen erhielten, z. B. *παράσιτος*. Das sind die *ἄδοξα ὀνόματα*, worüber Polemo in einem Brief an Aristophanes gehandelt hat. Sie zerfielen bei A. in *β. ἀπὸ ἀριθμῶν* (wie *τρίπρατος*), *ἀπὸ ἐθνῶν* (wie *αἰγυπτιάζειν*), *ἀπὸ πόλεων* (wie *λεσβιάζειν*) und *δήμων* (wie *αἰξωνεύεσθαι*); andere Unterabtheilungen sind nicht bekannt. Die meisten Einzelheiten, freylich oft durch fremde Zusätze auch hier entstellt, hat wieder Eustathius. Die von Didymus und Juba abgefaßten Schriften *περὶ παρεφθορυίας λέξεως* hatten damit nichts zu thun, obwohl N. es vermuthet. Wahre *ἄδοξα* sind nun die Obscönes bezeichnenden: *κήλων*, *τιτὰν*, *μάχλος*, *πανδοσία*, *μισητία*, wovon wohl zu unterscheiden die schon in primitivem Sinn obscönen, wie *οἰφόλης ἄσωτος* etc. Ausdrücke der Dummheit sind in ähnlicher Weise die Vogelnamen *λάρος*, *κέπφος*, *ὦτος* die propria *Κόροιβος*, *Σάννας* etc.

Sehr wenig ist unter die schon citirten Titel *Ἀττικαὶ λέξεις* und *Λακωνικαὶ γλῶσσαι* unterzubringen gewesen. Was keinem der angeführten mit Sicherheit paßt, gibt die Sammlung der Fragmenta incertae sedis (191 — 228), worauf noch 229 —234 Fragmenta dubia folgen. Ein dürftiges Excerpt Aristophanischer Glossen, die aus den oben genannten Capiteln entnommen sind, hat Boissonade aus cod. 1630 bekannt gemacht, welches wenigstens dazu dienen kann, die ächte Herkunft mancher sonst namenloser Glossen zu erweisen, oder auch die Autorschaft des Aristophanes zu bestätigen. Nauck widmet deßhalb demselben eine besondere Aufmerksamkeit, vgl. p. 79 — 86 und kömmt im Verlauf des caput IV 69—228 häufig darauf zurück.

Hierauf ist von den *παροιμίαι* die Rede (235 —242). Aristophanes gab eine Sammlung von Sprichwörtern in 6 Büchern heraus, worunter in zweyen die metrischen, in den vier übrigen die prosaischen Sprichwörter begriffen waren. Bemerkenswerth ist bey jenen die große Freiheit in der metrischen Form, wie z. B. im Herameter *ἄλλα μὲν ὁ Λεύκωνος ὄνος φέρει, ἄλλα δὲ Λεύκων*. Daß hieher das bekannte *οὐ παντὸς ἀνδρὸς κτέ.* gehört, und der Vers nicht aus einem Komiker entnommen ist, scheint auch Strabo p. 379 anzudeuten.

Von größter Wichtigkeit muß der Commentar des Aristophanes zu den *Πίνακες* des Kallimachus gewesen seyn. Was Alexander, Lykophron und Ze-

besserungen, die schon in den Noten zu Hesychius unter den Namen von Vossius, Salmasius, Küster ꝛc. aufgeführt sind, als eigenen Fund producirt, vgl. Hes. *ν. ἀέλιοι, γέννας, γέννος, ἀχαιΐναι* mit p. 137, und 124.

nodot nach Gattungen geordnet hatten, stellte Kallimachus in seinem 110 Bücher umfassenden Katalog in chronologischer Folge zusammen mit Angabe der einzelnen Schriftsteller, ihrer Werke, deren Inhalt und Umfang. Die Erklärungen des Aristophanes *πρὸς τὰς Καλλιμάχου πίνακας* werden demnach sowohl viele nähere Bestimmungen, als auch, da die Bibliothek sich immer vermehrte, Supplemente enthalten haben. Darauf leitet wenigstens Athen. 336, e. In diesem Werk des Aristophanes fehlte es nicht an grammatischen Excursen, vgl. Athen. 408, f, aber auch schätzbare litterarische Notizen und Urtheile haben sich daraus erhalten, wie über die dem Hesiod irrig zugeschriebenen Scutum Herculis und *Ὑποθῆκαι Χείρωνος*, über die Zahl der ächten Dramen des Sophokles und der ihm untergeschobenen; über die Eintheilungen der Platonischen Dialoge, über den Styl Epikurs. Vielleicht bildeten auch die nichtmetrischen Argumenta von Sophokles Antigone und Euripides Medea einen Bestandtheil desselben Buchs; die metrischen, welche auch unter seinem Namen gehen, sind so schlecht gearbeitet, daß man sie mit größerem Recht irgend einem spätern Byzantiner zuschreibt, als dem Aristophanes Byzantius. Unter den prosaischen Inhaltsangaben ist die zur Sophokleischen Antigone besonders wichtig, weil wir daraus Einiges über die gleichnamige Tragödie des Euripides erfahren. Die Heldin war ertappt worden, wie sie den Polynices begrub und zwar in Gegenwart des Hämon (*μετὰ τοῦ Αἵμονος*), darum vermählte sie Kreon mit einem andern, wohl armen und gemeinen Mann, wie Aegisthus die Elektra. Aber sie blieb mit Hämon heimlich verbunden und gebar den Maimon. (Unnütz ist die aus Il. *δ* 394 geschöpfte Correktur *Μαίονα*.) Nauck konnte aus Welckers Tragödien p, 564 sqq. erkennen, daß die von ihm befolgte Conjektur W. Wolfs *μετὰ τοῦτο Αἵμονι δίδοται*, keine Berücksichtigung verdient.

Ein im Alterthum vielbesprochenes Thema behandelte die Schrift *περὶ ἀναλογίας*; leider reducirt sich, was davon übrig geblieben, außer einigen allgemeinen Citationen auf die von Charisius Instit. gramm. p. 93 gegebene Definition und Eintheilung. Von den Monographien betitelt *περὶ αἰγίδος* und *περὶ τῆς ἀχνυμένης σκυτάλης* sind ebenfalls nur isolirte Citate erhalten; von jenem bey Eustath. Il. p. 603, 28, von diesem bey Athen. III, 85, e. Umfänglicher muß das Buch *περὶ προσώπων* gewesen seyn, wofür wieder Athenäus der Gewährsmann ist, XIV 659 a, in der Nachricht über den Megarensischen Komiker Maeson, der zugleich Schauspieler war. Das besondere Interesse an der Geschichte der Komödie veranlaßte den Aristophanes auch zu dem Buch über die Athenischen Hetären, vgl. Athen. XIII 583, d, wo eine Nachlese zu dem Register von 135 Damen dieser Gattung, welche der Grammatiker verzeichnet hatte, angestellt ist.

Da er den Menander, wie der bekannte Ausspruch *ὦ Μένανδρε καὶ βίε, πότερος ἆρ' ὑμῶν πότερον ἐμιμήσατο* zeigt, besonders hochstellte, ist zu vermuthen, daß die Schrift *παράλληλοι Μενάνδρου τε καὶ ἀφ' ὧν ἔκλεψεν ἐκλογαὶ*, welche Porphyrius bey Euseb. Praep. Ev. X, 3. p. 465 d anführt, eher die Bestimmung einer Apologie als einer Anklage hatte. Das naturhistorische Werk *περὶ ζώων* soll Aristophanes nach Hierokles praes. Hippiatr. p. 4. aus dem entsprechenden des Aristoteles ausgezogen, und davon seinerseits Sopater (vgl. Phot. bibl. 104, b. 33) ebenfalls eine epitome gemacht haben. Die dem Ar. in der Vita Arati beygelegten *Φαινόμενα* werden von Nauck bezweifelt.

Ueber das Leben des Aristophanes enthalten die einleitenden Capitel p. 1—18 eine befriedigende Zusammenstellung der bis jetzt gewonnenen Data. Vier indices p. 285 — 306 nämlich I index fontium, II index rerum et verborum, III index scriptorum ab Aristophane laudatorum, IV index locorum emendatorum et explicatorum beschließen Naucks Buch, zu welchem R. Schmidtii commentatio de Callistrato Aristophaneo ein passendes corollarium bildet. Kallistratus bearbeitete, wie sein Lehrer, vorzugsweise den Homer, den Aristophanes und Menander, ferner war er, wie jener, mit Hesiod, Pindar und Euripides beschäftigt; er schrieb, gleich Aristophanes, über die Hetären; endlich scheint er im Charakter seiner Kritik viele Aehnlichkeit mit ihm gehabt zu haben.

L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Annali di Fisica dell' Abbate Francesco Cav. Zantedeschi. Fascicolo I e II. Padova co' Tipi di Angelo Sicca 1849 — 1850.

Diese Annalen, von welchen bis jetzt zwey Hefte erschienen sind, haben laut der Ankündigung zum Zweck, Abhandlungen italienischer Physiker in sich aufzunehmen und von den Arbeiten fremder Naturforscher eine Analyse in Verbindung mit eigenen darauf sich beziehenden Versuchen zu geben. Indem wir den Inhalt der beyden vor uns liegenden Hefte in gedrängter Kürze ausziehen, glauben wir unsern Lesern ein klarere Vorstellung von der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser Annalen beyzubringen als eine ausführliche Besprechung einzelner Stellen thun könnte.

Das erste Heft enthält folgende Aufsätze:

1) Ueber die Interferenz und Diffraction der strahlenden Wärme. Eine Abhandlung von dem Herausgeber.

Im Eingange wird an den vor Jahren von Matteucci an Arago über die Interferenz der strahlenden Wärme geschriebenen Brief und an die Bedenken erinnert, welche der französische Gelehrte gegen Matteucci's Versuche vorbrachte; hierauf wird darauf aufmerksam gemacht, wie Matteucci's Wahrnehmungen in neuerer Zeit durch Fizeau und Foucault vollkommen bestätigt worden seyen, bey welcher Gelegenheit Zantedeschi eigene deßhalb von ihm angestellte Versuche mittheilt, die mit denen Matteucci's übereinstimmen. In Bezug auf Diffraction der Wärme wird ein Umriß der hierüber von Knoblauch bekannt gemachten Versuche gegeben, die Zantedeschi sowohl durchs Thermometer, wie durch die thermoelektrische Säule bestätigend wiederholt, und vermittelst seines höchst empfindlichen Apparats noch erweitert zu haben glaubt.

2) Von der Elektricitätsentwickelung durch den Act der Muskel-Contraction. Neue Versuche von dem Herausgeber.

Nach einer geschichtlichen Einleitung, worin Thilorier's Versuch kurz berührt, so wie der von Dubois Reymond in einem Briefe an Humboldt beschriebene ausführlich angezeigt wird, auch Depretz's und Becquerel's negative Resultate, so wie de la Rive's Erinnerungen dagegen vorgebracht werden, zeigt der Herausgeber Bancalari's positive Ergebnisse an, denen er eigene bestätigende Versuche anreiht, deren Resultate er in 15 Sätzen ausspricht.

3) Ueber die durch Magnetismus hervorgerufenen Temperatur-Veränderungen. Versuche von dem Herausgeber.

Die von Grove gemachte Anzeige, daß durch Magnetisirung und Entmagnetisirung weichen Eisens Wärme entwickelt werde, veranlaßte den Herausgeber ähnliche Versuche anzustellen. Er ließ in den Anker eines starken Magnets drey Vertiefungen anbringen, die eine in der Mitte und die zwey andern jedem Pole gegenüber. In diese Vertiefungen versenkte er die Kugeln von drey sehr empfindlichen Weingeistthermometern und füllte die Zwischenräume mit Eisenfeile aus. Mit Hilfe dieser Vorrichtung beobachtete nun Zantedeschi wiederholt, daß bey ra-

schem Anrücken des Ankers an die Pole des Magnets das mittlere Thermometer seinen Stand nicht änderte, das dem Nordpol gegenüber befindliche aber um $\frac{3}{10}$ eines Centesimalgrades in die Höhe stieg, das dem Südpol correspondirende hingegen um $\frac{1}{10}$ Grad fiel, welche Resultate sich nach der Ansicht ihres Urhebers denen vollkommen anschließen, welche Beatson über magnetische Vibrationen erhalten hat.

4) Von den Dimensionen, welche erhitzte feste Körper annehmen, nachdem sie auf ihre Anfangstemperatur wieder zurückgebracht worden sind. Note von dem Herausgeber.

Es wird hier auf die alltägliche Erfahrung aufmerksam gemacht, daß sogenannte Stähle, die von vorn herein in Bügeleisen sich leicht einlegen lassen, nach längerem Gebrauche, ohne verkleinert zu werden, nicht mehr hineingebracht werden können.

5) Ueber die Erscheinung, daß mitten in siedendem Wasser befindliches Wasser nicht zum Sieden kommt. Note von dem Herausgeber.

Man hatte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein mit Wasser gefülltes Glasgefäß in Wasser, das in einem eisernen Kessel sich befand, eingehängt und mit Erstaunen wahrgenommen, daß wenn der Kessel über Feuer gesetzt wurde und das in ihm befindliche Wasser ins heftigste Sieden kam, das im Glasgefäß befindliche Wasser auf keine Weise dahin gebracht werden konnte, seinerseits ins Sieden zu gerathen. Zantedeschi bemerkt, daß dieser Ausgang Gay-Lussac's neueren Erfahrungen gemäß, wornach das Wasser in Metallgefäßen bey einer niedrigeren Temperatur ins Sieden kommt als das in Glasgefäßen, kein anderer seyn konnte; als er aber jenen Versuch mit Wasser in zwey kugelförmigen Glasgefäßen, deren Durchmesser sich zu einander wie 7 zu 4 verhielten, anstellte, zeigte sich ihm, daß das innere Wasser stets eine um nahe 8 Centesimalgrade niedrigere Temperatur als das siedende Wasser, von dem es umgeben war, hartnäckig behauptete. Indessen ist der Experimentator geneigt, diesen Umstand lediglich dem Verluste zuzuschreiben, den das innere Gefäß durch relativ größere Strahlung und in Folge von Bindung der Wärme erleidet; denn nachdem er die Dimensionen des innern Gefäßes sehr verkleinert hatte, kam das Sieden des Wassers darin zu Stande, wiewohl immer erst einige Zeit nachdem das Wasser im äußern Gefäß ins volle Sieden gekommen war.

6) Von der Repulsivkraft der Wärme und von dem sphäroidalen Zustand der Flüssigkeiten, vornehmlich in Bezug auf die daraus hervorgehenden chemischen Erscheinungen. Eine Abhandlung von dem Herausgeber.

Den Anfang in der Aufzählung der die abstoßende Kraft erhitzter Körper andeutenden Erscheinungen machen die von Fresnel und Perkins aufgefundenen isolirten Thatsachen, an welche die von Saigy und Belli gegebenen Zusatz-Erfahrungen, und der durch Forbes wieder in Erinnerung gebrachte Trevelyan'sche Versuch angereiht werden. Auf diese Thatsachen läßt der Herausgeber die systematischeren Versuche folgen, die von Powel über die durch Erhitzung bewirkten Veränderungen an den zwischen zwey Glasflächen entstandenen Farbenringen bekannt gemacht worden sind, und schließt sich der Bemerkung Bellani's an, daß auch die schon von Boyle gemachten Erfahrungen an pulverförmigen Körpern, die auf in Fluß gebrachte Metalle gestreut werden, zu dieser Art Erscheinungen gehören, wogegen er, mit Fusinieri einverstanden, die Talbot'schen Beobachtungen der Aggregationsweise von den aus der Destillation sich niederschlagenden Körpern, als nicht streng hierher gehörige, zur Seite legt. Zuletzt trägt er die mit den Powel'schen verwandten Versuche von Fusinieri vor und einen von ihm selbst ersonnenen, welcher mit einem der von Perkins mitgetheilten Aehnlichkeit hat, aber mehr den Anforderungen an Collegienversuche entspricht. In der zweyten Hälfte dieser Abhandlung bringt ihr Verfasser den von so vielen Naturforschern schon untersuchten sphäroidalen Zustand der Flüssigkeiten zur Sprache, den er in folgende Rubriken bringt: a) Besitzen nur einige oder alle Flüssigkeiten die Eigenschaft, den sphäroidalen Zustand annehmen zu können? b) In welcher Weise hängt die Temperatur, wobey dieser Zustand eintritt, von der Natur des Metalls und insbesondere auch von der Art der Flüssigkeit ab? c) Nach welchem Gesetze richtet sich die im sphäroidalen Zustande geschehende Verdampfung? d) Wer-

den die glühenden Metallgefäße von den sphäroidalen Flüssigkeiten in mehreren Punkten oder nur in einem berührt, oder findet gar keine eigentliche Berührung statt? e) Welche Bewegung nehmen die Flüssigkeiten in diesem Zustande an?

7) Von den Lichterscheinungen an den beyden Polen einer galvanischen Batterie. Versuche und Beobachtungen von dem Herausgeber.

Dieser Aufsatz dreht sich um jene Lichterscheinungen, welche unser Landsmann Neef an seinem besondern Apparate, da wo das Hämmerchen abwechselnd sich hebt und senkt, beobachtet und beschrieben hat. Matteucci, der diese Erscheinungen in der Frankfurter Versammlung an dem Apparate des deutschen Naturforschers gesehen hatte, giebt zu, daß Neef's Beschreibung der Erscheinungen völlig richtig sey, meint aber, daß sie eine einfachere Erklärung finden dürften, als die ist, daß von der positiven Elektricität Wärme, von der negativen Licht ausgehe; er nimmt in dieser Absicht die Untersuchung der Erscheinung aufs Neue mit einem so abgeänderten Apparate vor, daß der Funken immer nur zwischen zwey Spitzen aus den verschiedensten Metallen gebildet wird. Das Ergebniß dieser Versuche wird hier im Auszug mitgetheilt und daran die Bemerkung geknüpft, daß Matteucci's Ansichten mit denen von de la Rive vollkommen übereinstimmen, deren Hauptsätze wörtlich angezogen werden. Am Ende macht Zantedeschi Anspruch auf einen Theil der aus obigen Versuchen gezogenen Wahrheiten, den andern Theil aber vindicirt er den italienischen Physikern dal Negro und Fusinieri.

8) Von der Wärmeentwickelung an den Polen einer galvanischen Batterie. Beobachtungen und Versuche von dem Herausgeber.

Hier giebt Zantedeschi eine Zusammenstellung von verschiedenen Erfahrungen über diesen Gegenstand und hebt besonders die tiefen philosophischen Betrachtungen hervor, zu denen Neef's Scharfsinn gelangt ist.

9) Von der durch Muskel-Contraction erregten Elektricität, am präparirten Frosche nachgewiesen. Versuche von dem Herausgeber.

Depretz und Matteucci waren nicht im Stande, die Entstehung von Elektricität durch Muskelzusammenziehung mitelst des präparirten Frosches zu entdecken, wodurch Zantedeschi bewogen wurde, seinerseits diese Versuche aufs Neue vorzunehmen, und nach seiner Versicherung mit dem besten Erfolge. Indessen findet sich derselbe doch veranlaßt, gewisse Vorsichtsmaßregeln, der Zahl nach viere, aufzustellen, von denen der gute Erfolg abhängig seyn soll.

Das zweyte Heft enthält folgende Aufsätze:

1) Ueber den elektrischen Ton als Mittel, die Intensitäts-Aenderungen eines elektrischen Stromes anzuzeigen. Note von dem Herausgeber.

In dieser Note macht Zantedeschi Anspruch auf Priorität bezüglich der Wahrnehmung, welche von Matteucci in den Archives des Sciences physiques et naturelles niedergelegt worden ist, und die darin besteht, daß der den elektrischen Funken bey der Entladung einer galvanischen Batterie begleitende Ton durch seine Abänderung vorfallende Intensitätsänderungen in der Batterie zu bestimmen vermag.

2) Ueber die rotirende Bewegung des in der galvanischen Batterie erzeugten Lichtbogens. Neue Versuche von dem Herausgeber.

Bekanntlich hat H. Davy an der ihm zu Gebote stehenden großen Batterie von 2000 Elementen beobachtet, daß zwey an deren Polenden angebrachte Kohlenspitzen erst in der Entfernung von ungefähr $\frac{1}{50}$ Zoll zu einem Lichtstrome Anlaß geben; der aber, einmal entstanden, zu einem Lichtbogen von 7 Zoll Länge durch allmählige Entfernung der Kohlenstücke von einander verlängert werden kann. Davy bestätigte etwas später die von Arago ausgesprochene Vermuthung, daß Anziehungen und Abstoßungen zwischen diesem Lichtbogen und den Polen eines Magnets statt finden möchten. Zantedeschi giebt an, daß er diese Erscheinungen, so wie die Oersted'schen Abweichungen der mit dem Lichtbogen parallel gestellten Magnetnadel an einem aus 40 Elementen

bestehenden Daniell'schen Apparate ganz gut wahrgenommen und 1844 beschrieben habe. Ferner führt er an, daß Daniell 1839, als er die Einwirkungen des Magnets auf den Lichtbogen untersuchte, bemerkt habe, daß sich der Lichtbogen in eine drehende Bewegung versetze, und hier fügt der Verfasser der vorliegenden Annalen hinzu, wie er bey seinen im Jahre 1844 angestellten Versuchen beobachtet habe, daß die einzelnen Theilchen des Lichtbogens auch in Abwesenheit eines Magnets eine schraubenförmige Bewegung besitzen. Ueber diese letztere Eigenschaft des Lichtbogens verbreitet sich der Herausgeber weitläufig, als über eine für die Theorie des Galvanismus höchst wichtige Thatsache.

3) Ueber den Durchgang schwerer Massentheile in entgegengesetzter Richtung durch den Raum hindurch, welcher zwischen den Polen einer voltaischen Säule liegt. Versuche und Beobachtungen von dem Herausgeber.

In diesem Aufsatze giebt Zantedeschi einen kurzen Abriß dessen, was die Physiker der verschiedenen Länder vom Ende des vorigen Jahrhunderts an hinsichtlich des Transports der Materie durch die Luft und andere Körper hindurch wahrgenommen haben, wobey er die Bemühungen der italienischen Physiker in dieser Beziehung, insbesondere die Brugnatelli's hervorhebt, den er zum Vater der galvanischen Vergoldung macht und als Vorgänger der Galvanoplastik ansieht. Auch Fusinieri's Verdienste um diesen Gegenstand bringt er in Erinnerung. Gegen das Ende dieser Abhandlung beschreibt der Herausgeber einen von ihm selbst angestellten Versuch zur Aufklärung der Wirkungen bey der Endosmose, so wie er auch auf seine Wahrnehmungen über den Transport verflüchtigter Kohle zwischen zwey Kohlenspitzen aufmerksam macht.

4) Von dem zu Venedig in der Nacht vom 17. auf den 18. November 1848 beobachteten Nordlicht, und von den telluro-atmosphärischen elektrischen Strömen als Ursache dieses Meteors. Eine Relation von dem Herausgeber.

Hier wird nach einer kurzen Beschreibung des beobachteten Nordlichts die von de la Rive in Betreff solcher Phänomene aufgestellte Theorie ausführlich mitgetheilt und zuletzt auf das übergegangen, was von dem Herausgeber selber in dieser Angelegenheit geschehen ist.

5) Ueber die Einwirkung des Mondlichts auf vegetabilische und unorganische Körper und über dessen Erwärmungsvermögen. Neue Beobachtungen und Versuche von dem Herausgeber.

Diese Versuche erstrecken sich über das Grünwerden der im Finstern weiß gebliebenen Pflanzen am Mondlichte und über das Vermögen dieses Lichtes, die geschlossenen Blüthen der Mimosen zu öffnen und im Desmodium gyrans Vibrationen zu erregen. Ueberdieß veranlaßte Zantedeschi die Bestätigung des Schwarzwerdens einer photographischen Platte im Mondlichte. Am Schluße theilt derselbe die von Melloni unternommenen Versuche über die erwärmende Kraft des Mondlichts umständlich mit, an die der Herausgeber seine eigenen Ansichten und Erfahrungen anschließt, sich vorbehaltend hierüber später noch weitere Versuche anzustellen.

6) Ueber die Einwirkung des Magnetismus auf den galvanischen Lichtbogen. Note des Herausgebers.

Der Herausgeber führt die hieher gehörigen Versuche von de la Rive wörtlich an und fügt diesen eigene bey, die er in einem Kloster auf der Insel St. Lazaro anstellte, und aus denen neben andern noch hervorgeht, daß der Ton beym Oeffnen und Schließen der Kette, auch ohne daß ein Magnet einwirkt, gehört wird, wie derselbe schon früher beobachtet hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

De arteriarum notione, structura, constitutione chemica et vita, disquisitio critica, experimentis fulta, praemio ornata, autore Max. Joh. Sig. Schultze. Gryphiae 1849. 59 S. 8.

Indem ich dem Wunsche der hochlöblichen Redaktion nachzukommen mich beeile, erlaube ich mir das wissenschaftliche Publikum mit dem Inhalt dieser mit großem Fleiße und Umsicht ausgearbeiteten Schrift bekannt zu machen, ohne in den Punkten auf eine Kritik eingehen zu können, welche längere Zeit zu Nachuntersuchungen erforderte als mir gegönnt ist.

Das I. Capitel handelt „de notione nominis arteriae," worin eine kurze Geschichte und Kritik der Definition von Arterie gegeben wird, an deren Ende sich der Verfasser für die entscheidet, daß „alle dem Kreislauf dienenden Gefäße, in welchen das Blut von einem Stamm aus in Verzweigungen strömt, Arterien zu nennen seyen, ganz gleichgültig ob die Verzweigungen dem Herzen zu- oder abgekehrt sind. Ende oder Anfang der Arterien innerhalb des Capillarnetzes kann nicht mit Bestimmtheit bezeichnet werden. Eine Definition, welche besonders deßwegen anzunehmen nothwendig ist, weil die Gegenwart elastischer Fasern nicht ein spezifisches Eigenthum der im allgemeinen sogenannten Arterien ist, sondern sich auch in den Venenstämmen, wenn gleich nicht in so großer Masse als in den entwickelten Gefäßstämmen, vorfindet; so daß also nicht von histologischem Standpunkt aus ein Unterschied zwischen Arterien und Venen aufzustellen ist. Da endlich die Fortbewegung des Blutes in der Hauptsache in allen Gefäßen dieselbe Ursache hat, nämlich die Propulsionskraft des Herzens, sonst aber die Function der einzelnen Gefäße in den verschiedenen Provinzen sehr verschieden ist, so kann, wenn man überhaupt nur 2 Gruppen von Gefäßen unterscheiden und einander gegenüberstellen will, allerdings nur die allgemeine Anordnung und das Verhältniß von Stamm zu Verzweigung als unterscheidendes Merkmal benützt werden.

Das II. Capitel handelt „de structura arteriarum." Auch hier werden wieder die historischen Bemerkungen vorausgeschickt, die wir hier übergehen, um des Verfassers eigne Untersuchungen ausführlicher mitzutheilen.

Die aller Arterien innere Wandung auskleidende Gewebsschicht besteht aus Pflasterepithelium, an welchem er dreyerley Formationen unterscheidet: eine aus rundlichen, dann aus länglichen, endlich aus weiteren, zu platten Fasern ausgezogenen Zellen bestehende. Kern und Kernkörperchen sind überall die gleichen. Die Zellenwandung ist nur bey der dritten Formation zarter contourirt, so daß eine hie und da membranartige Verschmelzung der einzelnen Fasern gefunden wird, deren Umrisse nicht mehr zu erkennen sind.

Doch auch der Kern erfährt nach und nach eine Formveränderung, indem er länglich wird, endlich ganz verschwindet. Je mehr diese Kerne ver-

schwinden, um so zahlreicher treten aus der Zellenwandung sich entwickelnde äußerst zarte Fasern auf, bis die ganze Membran allein aus ihnen besteht. Sie sind in Essigsäure unlöslich; werden durch sie aber deutlicher und klarer, weßhalb sie für elastische Fasern gehalten werden. Bey ihrer Entstehung aus den Zellen huldigt der Verf. gleichwohl nicht Reicherts Ansicht, welcher behauptet, daß durch Verschmelzung der Zellenwände eine Membran gebildet werde, die viele Löcher dadurch behielte, daß die Zellenkerne aufgelöst und dort, wo sie den Wandungen adhärirten, Lücken gebildet wurden (Henle's „gefensterte Haut"), weil zwischen dieser Membran und dem Epithelium eben noch zahlreiche zarte elastische Fasern liegen. Die Kerne der Epithelialzellen wandeln sich nie in Fasern um.

Als innerste Haut wird von Henle die gefensterte beschrieben. Der Verf. dagegen fand als innerste die eben beschriebene zwischen Epithel und gefensterter Haut bald in mehr bald in weniger Schichten: ein ramificirtes enggewebtes, äußerst zartes elastisches Fasergewebe. Auf diese Schicht folgt eine bis zwey Lagen breiter, längslaufender, eng mit einander, jedoch hie und da Lücken lassender elastischer Fasern, die so die gefensterte Haut darstellen; auch sie sind verzweigt.

Die nächste, gewöhnlich „mittlere" genannte Schicht besteht aus Ringfasern mit wenigen, meist nach außen gelegenen Längsfasern vermischt.

Verf. unterscheidet an dieser Schicht drey Faserarten: elastische, contraktile Muskel- und Bindegewebfasern (Kernfasern). Die contraktilen Fasern finden sich in allen Arterien auf verschiednen Entwicklungsstadien, und geben sich durch ihre Form sowohl als ihre chemische Zusammensetzung als solche zu erkennen. Mit der Dicke der Arterienwand nimmt ihre Menge zu Gunsten der elastischen Fasern ab. In den größten Arterienstämmen findet man häufig eine solche Anordnung des elastischen Gewebes breiter Fasern, daß dasselbe einem System in einander steckender Röhren gleicht, zwischen denen sich dünne elastische Fasern in Menge vorfinden. Diese elastischen „Platten" fehlen in den Arterien der Unterleibseingeweide, den art. iliacis, femorali, poplitea. in den Zweigen der carotis und allen kleineren Arterien. Der Verlauf der elastischen Fasern ist immer dem der Platten entgegengesetzt.

Nach außen werden der elastischen Fasern immer weniger, um den Zellgewebsfasern Platz zu machen, welche in den verschiedensten Richtungen verlaufen.

Nach einigen Bemerkungen zu Donders und Köllikers Schriften über die Struktur der Arterienhäute geht der Verf. zu der chemischen Zusammensetzung der Arterienhäute über.

Die wichtigsten Resultate, welche nach Mittheilung des bereits vorliegenden Materials aufgezählt werden, sind folgende:

Die contraktilen Fasern der Arterien bestehen aus proteinhaltigen Substanzen, welche sich von den organischen Muskelfasern aller anderen Organe durch die große Menge Casein auszeichnen, welche im Wasserextrakt der Arterien gefunden wird. Diese Substanz zeigt sich vorwaltend in den Gefäßen, welche beynahe ganz aus contraktilen Fasern gebildet sind. Dieser den Arterien fast ausschließlich zukommende große Gehalt an Casein macht das Vorkommen dieses Stoffes zu einem charakteristischen Zeichen für die Gegenwart arterieller Gefäße. — Es herrscht dabey eine gewisse Aehnlichkeit mit den Fasern der Crystallinse, welche eine dem Casein sehr verwandte Substanz, das Globulin enthalten. Die elastischen Fasern geben Leim, aber erst bey einer die Siedhitze bey weitem übersteigenden Temperatur. Verschiedne Hitzgrade geben verschiedne Umwandlungen des Stoffs und damit manchfache Nuancirungen der chemischen Reaktionen, ehe die Auflösung in Leim vollkommen bewerkstelligt ist. Doch stimmen die letzteren mehr mit denen, welche Knochen- als Knorpelleim giebt.

Die Analyse der in Wasser löslichen Bestandtheile der mittleren Arterienhaut lieferte folgende Zahlen:

Wasser	69, 31
feste Bestandtheile	30 69
	100, 00

100 Th. trockne Subſtanz gab	
Faſermaſſen in Waſſer unlöslich:	60,66
Caſein	20,98
Albumin	7,40
extractive Materie	7,43
in Waſſer lösl. Salze	2,46
in Waſſer unlösl. Salze	1,07
	100,00

Das IV. Capitel handelt von den vitalen Kräften der Arterien. Ueber die Entwicklung der Arterien liefert der Verfaſſer keine neuen Beobachtungen und begnügt ſich mit Aufzählung der bisherigen hierüber entwickelten Anſichten.

Was den Antheil der Arterien an der Ernährung betrifft, ſo verwirft mit Recht der Verf. vor Allem die Anſicht derer, welche an das Austreten und unmittelbare Organiſiren der Blutkörperchen glauben; deutet dagegen auf die Wichtigkeit der ſeröſen Gefäße hin, welche keine Blutkörperchen mehr führen können, ohne jedoch dieſen eine ausſchließliche Function in dieſer Beziehung zugeſchrieben wiſſen zu wollen.

Bey der Betrachtung über den Antheil der Arterien an der Sekretion durchmuſtert der Verf. die Anſichten über den unmittelbaren und mittelbaren Zuſammenhang der Blutgefäße mit den ſecernirenden Drüſenſchläuchen, und entſcheidet ſich nach Zurückweiſung der erſtren dahin, daß Gefäße, Drüſenſchläuche (tunica propria) und zwiſchenliegendes Parenchym gleichzeitig auf die Modification des Sekrets, beſonders unter Mithülfe der ſecernirenden Drüſenzellen Einfluß habe, ohne dabey jedoch weiter auf das Wie? dieſer Modificirung einzugehen. Dann beſpricht der Verf. die Zuſammenziehungs- und Ausdehnungsfähigkeit der Arterien und ihren Einfluß auf die Blutbewegung und den Puls. Er ſchreibt den Arterien zuerſt eine phyſikaliſche Elaſticität zu, betrachtet ſofort die Controverſe über die Zuſammenziehungsfähigkeit der Arterien vom hiſtoriſchkritiſchen Standpunkt, und glaubt ſich durch eigene Verſuche berechtigt zu der Annahme einer Contractilität und Expanſibilität und zwar hervorgerufen durch elektriſche und mechaniſche Reize.

So ſehr ich auch ſelbſt von der Contractilität der Arterien durch elektriſche Reize überzeugt bin, ſo wenig kann ich auch jetzt noch an eine Ausdehnungsfähigkeit in aktiver Weiſe bey den Arterien oder irgend einem anderen organiſchen Schlauch glauben. Man mag ſich den Verlauf der Faſern denken wie man will; eine Thätigkeit derſelben kann ſtets nur Verengerung des Lumens herbeyführen. Erweiterung kann ſtets nur mit Verminderung der Thätigkeit der Faſern verbunden ſeyn, wenn man ſich nicht das Recht nehmen will den Uebergang des einen Zuſtandes (der Contraction) in den andern (den der Erſchlaffung) als gleiche Zeichen einer inneren Thätigkeit zu betrachten, was man am Ende könnte.

(Schluß folgt.)

Annali di Fisica dell' Abbate Francesco Cav. Zantedeschi.

(Schluß.)

7) Von den Bewegungen, welche die Mimosa pudica in einem finſtern Zimmer eingeht. Beobachtungen von dem Herausgeber.

Es wird hier zuvörderſt eine Wahrnehmung von Vaſalli in Erinnerung gebracht und eine Beſchreibung der de Candolle'ſchen Verſuche an ſolchen Pflanzen gegeben, worauf dann Zantedeſchi ſeine eigenen Beobachtungen beybringt, denen gemäß, ſelbſt wenn alles Licht dieſen Pflanzen entzogen wird, deren Stiele aufgerichtet und deren Blättchen offen bleiben während des Tages, die Perioden aber zwiſchen dem Schlafen und Wachen dieſer Pflanzen in der Dunkelheit eine andere Länge annehmen als im Freyen.

8) Von der Urſache und den Kennzeichen der Längenſtreifen im Sonnenſpectrum. Verſuche von dem Herausgeber.

Im Eingange begegnet Zantedeſchi den Einwendungen, die von Cavalleri und Knoblauch gegen ſeine Entdeckung gemacht worden ſind, und erklärt die von Letzterem ausgeſprochene Angabe, daß ſich

nämlich mit der nöthigen Vorsicht ein von allen Längenstreifen freyes Farbenbild erhalten lasse, für eine von allem positiven Nachweis entblößte Behauptung. Er vermuthet, daß sich diese Physiker bloß mit Zufälligkeiten, die sich der Erscheinung anschlossen, beschäftigten, während er mit dem Unvergänglichen der Erscheinung zu thun gehabt habe. Seine Längenstreifen seyen Wirkungen der Interferenz und unterscheiden sich von solchen, die von Fehlern im Apparate herrühren, in folgenden Punkten:

a) Seine Längenstreifen liegen unterhalb der Frauenhofer'schen, hingegen die von Fehlern im Apparate herrührenden oberhalb.

b) Seine Längenstreifen erscheinen gleich den Breitenstreifen wie mit Tusche gezogene Linien, während die falschen wie mit stark schwarzer Tinte gezogene Linien sich zeigen.

c) Seine Linien sind wie die Frauenhofer'schen scharf begrenzt und frey von allen farbigen Säumen, was bey den zufällig entstehenden nicht der Fall sey.

9) Von einem durch Alfred Smee angestellten neuen Versuche, wodurch die Entstehung eines elektrischen Stroms im Acte der freywilligen Muskelbewegung eines Kaninchens dargethan wird. Eine Parallele zwischen den elektrophysikalischen Versuchen der Italiener in den Jahren 1839 und 1840 und denen von Dubois Reymond im Jahre 1847, so wie den neuen 1849 in Italien angestellten.

Nach der Darlegung des Smee'schen Versuches drückt Zantedeschi seine Verwunderung darüber aus, daß P. Marchiandi bey Gelegenheit ähnlicher Versuche von Puccinotti und Pacinotti die Priorität von deren Entdeckung dem Berliner Dubois Reymond zuerkennt, noch mehr aber darüber, daß Puccinotti seine Ansprüche an diese Entdeckung aufgiebt, ohne der ähnlichen zu Ende 1840 von dem Herausgeber angestellten Versuche zu gedenken, denen doch jedenfalls die Priorität gebühre.

Soll Referent an diese Inhaltsanzeige noch die Gefühle anreihen, welche in ihm beym Durchlesen der beyden vorstehenden Hefte entstanden sind, so muß er sagen, daß ihn einerseits die lebendige Thätigkeit des Herausgebers verbunden mit seiner überall mit Leichtigkeit hinzutretenden Beobachtungsgabe, so wie dessen vielfache Heranziehung fremder Beobachtungen und geschickte Verknüpfung derselben mit seinen eigenen zu einem historischen Gemälde, angenehm berührt haben, daß aber auch andererseits Regungen der entgegengesetzten Art in ihm hervorgerufen worden sind, in Folge der fortwährend und zuweilen nicht ohne Gereiztheit sich geltend machenden persönlichen Ansprüche, die entweder den Verfasser selbst oder bestimmte Gelehrte seines Landes angehen und gewissermaßen den Vordergrund dieser Annalen herzugeben scheinen, obgleich dieß nicht in deren Ankündigung erwähnt worden ist. Schreiber dieses giebt indessen gerne zu, daß ein Theil der ihm aufgefallenen Stellen in den Landesgewohnheiten, mit denen sich bekannt zu machen er nie Gelegenheit hatte, seinen hinreichenden Grund haben mag, und ein anderer Theil liegt sicher in dem Umstande, daß alle Mittheilungen in den vorliegenden beyden ersten Heften von dem Herausgeber ganz allein herrühren, was eine stärker hervortretende subjective Anschauungsweise herbeyzuführen nicht verfehlen kann. Dieser letztere Umstand wird wegfallen, so wie mehrere seiner Landsleute an der Unternehmung des Herausgebers thätigen Antheil nehmen, was wir schon deßwegen wünschen wollen, weil außerdem die Arbeit für einen Mann zu groß werden dürfte.

G. Mohs.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

J. J. Leuthy, Neue Beyträge zur Schweizergeschichte. Nach Manuscripten bearbeitet. Heft 1 — 3. Zürich 1846.

G. H. Dufour, Allg. Bericht des eidgenössischen Oberbefehlshabers über die Bewaffnung und den Feldzug von 1847. Mit 6 Plänen. Bern 1848.

J. M. Rudolf, Die Geschichte der Ereignisse in der Schweiz seit der Aargauischen Klosteraufhebung 1841 bis zur Auflösung des Sonderbundes. Zürich 1848.

Meyer von Knonau, Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Heft 1 — 10. St. Gallen 1848.

Alph. Wouters, Le bombardement de Bruxelles en 1695. Bruxelles 1848.

L. J. F. Janssen, Drenthsche Oudheden. Utrecht 1848.

Histoire de Flandre. T. IV. Ducs de Bourgogne 1383 — 1453. Depuis l'avénement de Philippe de Hardi jusqu'à la bataille de Gavre. Bruxelles 1849.

Hansard's Parliamentary Debates. Third Series; commencing with the accession of William IV. Vol. 10 — 76 from February 1832 — Septbr. 1844. London.

J. H. Merle d'Aubigne, Le Protecteur ou la république d'Angleterre aux jours de Cromwell. Par. 1848.

Th. Erskine, The Specches with a prefatory memoir by Brougham. Collected by J. Ridgway. Vol. 1 — 4. Lond. 1847.

L. v. Orlich, Ueber einige Vereine in England zur Hebung des sittlichen und leiblichen Wohles des Volkes. Leipzig 1849.

S. Lysons, Magna Britannia being a concise topographical account of the several countries of Great Britain. Vol. 1 — 6. Lond. 1806 — 1822.

M. de Marlés, Histoire générale de l'Inde ancienne et moderne depuis l'an 2000 avant J. C. jusqu'à nos jours. T. I — VI. Par. 1848.

F. Gerstäcker, Nord- und Süd-Australien. Leipzig 1849.

The conquerors of the new world and their bondsmen. Vol. I. Lond. 1848.

America compared with England. The respective social effects of the American and english system of government and legislation, and the Mission of Democracy. Lond. 1848.

C. J. Cunningham, A history of the Sikhs. From the origin of the nation to the battles of the Sutlej. Lond. 1849.

Die Verfassung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Kreuznach 1849.

Report on the finances of the commonwealth of Pennsylvania for 1847. Harrisb. 1848.

M. Ch. Bouchacourt, Notice industrielle sur la Californie. Par. 1849.

O. Zirkel, Tagebuch geschrieben während der nordamerikanisch-mexikanischen Campagne in dem Jahre 1847 und 1848. Halle 1849.

Ch. B. Trego, A geography of Pennsylvania. Philadelphia 1843.

The American Almanac and repository of useful knowledge for the year 1849. Boston 1848.

S. Munk, La philosophie chez les Juifs. Par. 1848.

Ch. Vane, Memoirs and correspondence of Viscount Castlereagh, second Marquess of Londondery. Vol. 3. 4. Lond. 1849.

Leblanc, Histoire politique, militaire et privée du Prince Napoléon-Louis Bonaparte. Par. 1848.

Histoire du Ministère de G. Canning. T. 1. 2. Par. 1828.

O. Jahn, Gottfried Hermann. Leipzig 1849.

Dr. J. A. Marcus, Meine Erlebnisse in dänischer Gefangenschaft. Schleswig 1848.

Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry. Hamb. 1848.

Ph. H. Welcker, Worte zur Erinnerung an F. Jacobs. Gotha 1849.

M. Zacharias, Waldeck's Leben, Thätigkeit und Charakter. Berlin 1849.

Histoire de Thomas More, grand chancelier d'Angleterre sous Henri VIII par Th. Stapleton, traduit par Alex. Martin. Par. 1849.

Fr. J. A. Schneidawind, Das Leben des Erzherzogs Johann von Oesterreich. Schaffhausen 1849.

C. A. Schimmer, Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Oesterreich. Mainz 1849.

Dr. Ch. F. Reusch, Kant und seine Tischgenossen. Königsberg 1849.

Nekrolog auf J. C. von Orelli. Zürich 1849.

L. G. Michaud, Biographie ou vie publique et privée de Louis-Philippe d'Orléans. Par. 1849.

Th. M'Crie, The Life of John Knox. Lond. 1847.

M. de Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe. Vol. I. II. p. 1. Leipz. 1848 — 49.

E. Warburton, Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers. Lond. 1849.

D. Fr. Strauß, Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen. Bd. 1. 2. Berlin 1849.

J. A. Grunert, Loxodromische Trigonometrie. Leipz. 1849.

P. N. C. Egen, Handbuch der allg. Arithmetik. Th. 1. 2. Berlin 1846.

Dr. O. Schlömilch, Die allgemeine Umkehrung gegebener Functionen. Halle 1849.

— — Neue Methode zur Summirung endlicher und unendlicher Reihen. Greifswald 1849.

Dr. F. Minding, Sammlung von Integraltafeln. Berlin 1849.

Dr. F. Heinen, Das Dipleidoskop. Seine Theorie, Einrichtung und Anwendung. Düsseldorf 1847.

Dr. A. Wiegand, Der geodätische Meßapparat, 2. verm. Aufl. Halle 1848.

Dr. K. Klunzinger, Artist. Beschreibung der vormaligen Cisterzienser-Abtey Maulbronn. Stuttg. 1849.

Blömer, Zur Literatur des Kölner-Doms. Frankfurt 1848.

J. v. d. Orbach, Tuffstein, Traß und hydraulischer Mörtel. Coblenz 1849.

C. v. Damitz, Bau und Betrieb der Eisenbahnen. Leipzig 1849.

A. Belpaire, Theoretisch praktisches Handbuch über die Leistungen und Fahrbetriebskosten der Eisenbahnen. A. d. Franz. von L. Kastner. Wien 1849.

C. Rümker, Längen-Bestimmung durch den Mond. Hamburg 1849.

Dr. Fr. Schödler, Das Buch der Natur. Braunschweig 1849.

G. Bischof, Populäre Briefe an eine gebildete Dame über die gesammten Gebiete der Naturwissenschaften. Bd. 1. 2. Pforzheim 1849.

Scip. Gras, Considérations sur les anciens lits de déjection des torrents des Alpes et sur leur liaison avec le phénomène erratique. Grenoble 1848.

Alb. Mousson, Ueber die Wasserverhältnisse der Quellen von Baden im Aargau. Zürich 1848.

H. Mayo, Letters on the truths contained in popular superstitions. Edinb. 1849.

L. Casertelli, Die atmosphärische Luft, eine unerschöpfliche Urstoffquelle zur Erzeugung mehrerer der wichtigsten chemischen Producte. Quedlinb. 1849.

J. v. Liebig, Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Körper. Braunschweig 1848.

Dr. J. C. Strahl und N. Lieberkühn, Harnsäure im Blut und einige neue constante Bestandtheile des Urins. Berlin 1848.

E. Millon et J. Reiset, Annuaire de chimie, comprenant les applications de cette science à la médecine et à la pharmacie. Année 1849. Par. 1849.

Dr. C. Mayer, Beyträge zur Anatomie des Elephanten und der übrigen Pachydermen. Bonn 1848.

Dr. A. Wagner, Spatulariarum anatomia. (Bildet den Schluß zu J. Müller's System der Ganoiden.) Berlin 1848.

De Laporte, de Castelnau et H. Gory, Histoire naturelle et iconographique des insectes coléoptères. T. I — IV. Avec Atlas. Vol. 1 — 4. Paris 1837 — 1841.

L. v. Buch, Ueber Ceratiten. Berlin 1849.

Dr. W. F. Erichson, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1847. Berlin 1849.

A. Mousson, Die Land- und Süßwasser-Mollusken von Java. Zürich 1849.

J. Lindley, A glossary of technical terms used in Botany. Lond. 1848.

Jahresbericht über die Leistungen im Gebiete der physiologischen Botanik während des Jahres 1846 von J. Münter. Berlin 1849.

W. J. Hooker, The London Journal of Botany. Vol. I — VI. Lond. 1842 — 47.

C. Nägeli, Gattungen einzelliger Algen. Zürich 1849.

Dr. A. E. Reuß, Die fossilen Polyparien des Wiener Tertiärbeckens. Wien 1849.

Vic. d'Archiac, Histoire des progrès de la géologie de 1834 — 1845. T. II. p. 1. Par. 1848.

J. C. Rad, Der Rübenzucker. Wien 1848.

H. Cotta, Anweisung zur Waldwerthberechnung. 4te verb. Aufl. Leipz. 1849.

M. Becquerel, Des engrais inorganiques en général et du sel marin (chlorure de sodium) en particulier. Par. 1849.

G. v. Schultes, Der Streuwald. Coburg 1849.

Dr. F. Lüdersdorf, Der Maisbau mit Rücksicht auf die klimatischen und Bodenverhältnisse der Mark. Berlin 1849.

F. W. Böttcher, Die landwirthschaftlichen Vereine in den K. preuß. Staaten. Berlin 1849.

Amtlicher Bericht über die 11. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Kiel im September 1847. Altona 1848.

L. Schmidtbauer, Der luftleere Raum, der Luftdruck und die comprimirte Luft in ihrer Nutzanwendung in den Gewerben. Quedlinb. 1849.

G. R. Bauer, Ueber das Eigenthumsrecht an den unterirdischen Mineralschätzen und die Reformen, welche die Gesetzgebung in Ansehung desselben zu bewirken hat. Freiburg 1849.

S. Borchardt, Die allgemeine deutsche Wechselordnung. Berlin 1849.

Lübeck's nordischer Handel unter Berücksichtigung seiner Bedeutsamkeit für die deutsche Fabrikation. Lübeck 1845.

Entwurf eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland. Abth. 1. Frankf. 1849.

Dr. M. Neustaetter, Het duitsche Wisselregt. Amsterd. 1849.

H. M. Deinhardt, Die Schutzzölle und das Ausfuhrprämien-System. Jena 1849.

Bar. d'Eckstein, Recherches historiques sur l'humanité primitive. Par. 1847.

Dr. C. Kühner, Zur Organisation des Schulwesens namentlich in größern Städten. Heft 1. Frankfurt 1849.

The annual report of the board of directors of Pennsylvania institution for the deaf and dumb for 1846. Philad. 1847.

Dr. A. Werner, Gymnastik für die Volksschulen. Dresden 1849.

Dictionnaire des sciences philosophiques par une société de professeurs et des savants sous la direction de M. A. Franck. Livr. 1 — 7. Par. 1847 — 1849.

J. Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel. Ouvrage couronné. Vol. IV. Par. 1849.

Abhandlungen der Fries'schen Schule von Apelt, Schleiden, Schlömilch und Schmid. Heft 2. Leipzig 1849.

Dr. C. H. Bresler, Vatum praesagia et consilia. Danzig 1848.

Dante Alighieri's Osterfeyer im Zwillingsgestirn des himmlischen Paradieses. Eine Ostergabe von C. F. Göschel. Halle 1849.

Plaintes de la bibliothèque nationale au peuple français et à ses Représentants. Par. 1848.

J. B. Clerc, Pie IX., Rome et Italie. Par. 1849.

Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Uebers. und erläutert von Dr. K. Simrock. Bd. 1. 2. Stuttgart 1849.

H. L. Behrendt, Der Großstein auf der Insel Gristow bey Cammin in Pommern. Cammin 1849.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit. I. Abth. Bd. 4. Der kaiser und der kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik, herausgegeben von H. Fr. Maßmann. Th. 1. Quedlinburg 1849.

Oehlenschlaeger, Den Rige og den Fattige. Kiobenhavn 1846.

Briefe an Kaiser Karl V. von seinem Beichtvater geschrieben in den Jahren 1530 — 1532. Deutsch bearbeitet von G. Heine. Berlin 1848.

Epistolae virorum dextrorum de facinoribus contumeliosis saeculi XIX. Isleb. 1849.

H. W. H. Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte. Abth. 1. Mittelalterliche Kunstwerke in Hannover. Lief. 1. Hannover 1849.

Ch. Steinhauser, Description of the group of statuary representing Hero and Leander. Phhilad. 1848,

v. Quandt und Schulz, Beschreibung der im neuen Mittelgebäude des Pohlhofs befindlichen Kunstgegenstände. Altenburg 1848.

H. Holbein's Initial-Buchstaben mit dem Todtentanz. Nach H. Lutzelberger's Orig. Holzschnitten copirt von H. Lödel. Mit erläuternden Denkversen von A. Elissen. Göttingen 1849.

C. Bernale, La démocratie au XIX. siècle ou la monarchie démocratique, pensées sur les réformes sociales. Par. 1847.

E. Girardin, Etudes politiques. Par. 1849.

Barante, Questions constitutionelles. Par. 1849.

Alfr. Sudre, Histoire du communisme ou réfutation historique des utopies socialistes. Par. 1849.

Dr. J. B. Hirscher, Die socialen Zustände der Gegenwart und der Kirche. Tübingen 1849.

C. Endemann, Grundzüge einer zeitgemäßen direkten Steuer- und Kataster-Einrichtung. Cassel 1848.

F. v. Rast, Beleuchtung der seit 1836, 1837, 1842, 1844 kundgegebenen und veröffentlichten Ansichten über Finanz- und Staatsökonomie. Wien 1848.

Quelques notions élémentaires d'économie politique, théorique et appliquée. Lausanne 1848.

Th. Bernhardi, Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigenthum angeführt werden. Petersburg 1848.

M. M. v. Weber, Ueber die Principien der Verwaltung öffentlicher Verkehrsanstalten. Mit bes. Rücksicht auf Eisenbahnen. Leipzig 1849.

Gust. Du Puynode, Organisation du travail. Lettres économiques sur le prolétariat, Par. 1848.

G. M. Obermaier, Die Verhandlungen über Gefängnißreform in Frankfurt im September 1846 oder die Einzelhaft mit ihren Folgen. München 1848.

G. Bava, Bericht über die militärischen Operationen im lombardischen Feldzug vom Jahre 1848. A. d. Ital. Heft 1. Zürich 1849.

K. von Clausewitz, Hinterlassene Werke über Krieg und Frieden. Th. 1 — 10. Berlin 1823 — 37.

M. Thiroux, Réflexions et études sur les bouches à feu de siège, de place et de côte. Par. 1849.

Dr. J. Hoppe, Das Princip der geistigen Erhebung des Menschen in der praktischen Heilkunde. Bonn 1846.

Dr. K. G. Carus, System der Physiologie. 2. umgearb. Aufl. Heft 5 — 8. Schluß. Leipzig 1849.

Dr. C. Eigenbrodt, Ueber die Leitungsgesetze im Rückenmarke. Gießen 1849.

Dr. J. Kürner, Die Chlorose. Tübingen 1848.

Dr. E. Bouchut, Traité des signes de la mort et des moyens de prévenir les enterrements prématurés. Ouvrage couronné. Par. 1849.

Dr. K. H. Baumgärtner, Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre. 4. verm. Aufl. Lief. 7. 8. Schluß. Stuttg. 1849.

Dr. Fr. L. Kreysig, Die Krankheiten des Herzens im Allgemeinen und auf ihrer ersten Entwicklungsstufe. Berlin 1845.

Dr. Chr. G. Gruner, Scriptores de sudore anglico superstites. Ed. H. Haeser. Jenae 1847.

Dr. Bourguignon, Entomolog. und patholog. Untersuchungen über die Krätze der Menschen. Aus dem Franz. von Dr. Henoch. Berlin 1849.

E. Wilson, Ueber die Krankheiten der Haut. Aus d. Engl. von Dr. Schröder. Leipzig 1849.

Dr. Civiale, De l'urétrotomie. Par. 1849.

Dr. G. Andreä, Zur ältesten Geschichte der Augenheilkunde. Magdeb. 1841.

Malfatti, Neue Heilversuche. Wien 1847.

Dr. W. Löwe, Die Erkenntniß und Behandlung der Taubheit. Pasewalk 1849.

Will. Gibson, Lecture, correlative to a course on surgery in the university of Pennsylvania. Philadelphia 1848.

Dr. Fr. Chelius, Ueber das Staphylon der Hornhaut. Heidelb. 1847.

Dr. E. Blasius, Beyträge zur praktischen Chirurgie. Berlin 1848.

Dr. Sichel, Leçons cliniques sur les lunettes et les états pathologiques consécutifs à leur usage irrationel. P. 1. 2. Bruxelles 1848.

Dr. C. B. Ruete, Lehrbuch der Ophthalmologie. Braunschweig 1845.

H. de Lacy, Du galvanisme médical. Par. 1849.

J. Charpignon, Physiologie, médecine et metaphysique du magnétisme. Par. 1848.

Dr. C. Hoffmann, Erfahrungen über die Anwendung des dreyfachen Chlorkohlenstoffes bey der epidemischen Cholera. Frankf. 1849.

Dr. W. Hamburger, Ueber das Wesen der asiatischen Brechruhr. Leipzig 1849.

E. L. W. Winckler, Pharmakognostische Tabellen des Pflanzenreichs. Cassel 1849.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1849.

(Fortsetzung.)

Clef du Cymbalum mundi de Bonav. Des Périers. — Bullet. du Bibliophile 1849. No. 7.

Note sur les Bibliothèques des cathédrales de l'Angleterre. — Ebendas.

Pensées inédites de Marcus Terentius Varro, publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque d'Arras par J. Quicherat. — Bibl. de l'Ecole des Chart. 1849 Sept.—Oct. (III Sér. T. I. Livr. 1.)

Julien (Stan.), Concordance sinicosamskrite d'un nombre considérable de titres d'ouvrages bouddhiques, recueillie dans un catalogue chinois de l'an 1306. — Journ. asiat. 1849 Nov.—Déc.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie méridionale. — Ebendas.

Dugat (Gust.), Antar en Perse, ou les chamelles Açâfir. Traduit de l'arabe. (Suite et fin.) — Ebendaselbst.

Davis, On the Prime Meridian. — Amer. Journ. of science and arts 1849 Nov.

Lynch (W. F.), Notice of the narrative of the U. S. Expedition to the river Jordan and the Dead Sea. — Ebendas.

Seymour (Hobart), A pilgrimage to Rome. London 1849. — English Review 1849 Dec.

Les îles de la Manche. Jersey et Guernesey en 1848 et 1849. — Revue des deux Mondes 1849 Dec. T. IV. Livr. 24.

Piot (C.), Godefroi de Bouillon portait-il des armoiries? — Rev. de la Numism. belge. 1849 T. V. Livr. 1. 2.

Derome (Th.), Des preuves de l'état civil chez les Romains. — Revue de législation et de jurisprud. 1849 Nov.

Merimée (P.), Statuette d'argent trouvée à Tintignac (Corrèze). — Revue archéolog. Année VI. Livr. 9.

Longpérier (Ad. de), Inscription gallo-latine tracée à la pointe sur un vase de terre. — Ebendas.

Rougé (E. de), Lettre à M. Leemans sur une Stèle égyptienne (du Musée d'antiquités de Leyde.) — Ebendas.

Janssen, Note sur un cachet d'un médecin oculiste romain, trouvé dans les environs de Vervins. — Ebendas.

Leemans, Lettre à M. Prisse d'Avesnes, au sujet d'un nom égyptien mentionné dans une inscription romaine du Musée de Cologne. — Ebendas.

Langlois (V.), Lettre à M. de Saulcy, sur une monnaie de Constantin Pogonat frappée dans l'oasis d'Ammon. — Ebendas.

Meynaerts, Notice sur un aureus de la famille Julia. — Revue de la Numism. belge. 1849. T. V. Livr. 1. 2.

La Fontaine (De), Catalogue des monnaies des comtes et ducs de Luxembourg. — Ebendas.

Piot (C.), Notice sur un trésor de monnaies découvert à Betekom etc. — Ebendas.

Gaillard, Les légendes des anciennes monnaies belges. — Ebendaselbst.

Cuypers (Prosp.), Notice sur l'introduction de la presse dans la fabrication des monnaies aux Pays-Bas espagnols. — Ebendas.

Comptes des monnaies (registres) reposant aux archives du royaume à Bruxelles. — Rev. de la Num. belge. 1849. T. V. Livr. 1. 2.

Bruyelle (Ad.), Recherches sur les monuments religieux qui existaient à Cambrai avant la révolution de 1789. — Archiv. hist. et litt. du Nord de la France etc. T. VI. Livr. 1. 2.

Deux chartes inédites du VIII. siècle, relatives à l'abbaye de Saint-Maur des Fossés. — Biblioth. de l'École des Chartes 1849 Sept. Oct.

Bataillard (P.), Nouvelles recherches sur l'apparition et la dispersion des Bohémiens en Europe et sur l'origine de ce peuple. — Ebendaſ.

Une demi-reine. (Lettres de la comtesse Dönhoff, femme de Frédéric-Guillaume II et de Madame de Charrière. (1792—1802.) 2 art. — Biblioth. univers. de Genève (Litt.) 1849 Nov.

Ranke (Leop.), Memoirs of the House of Brandenburg, and history of Prussia during the seventeenth and eighteenth centuries. Translated by Alexander and Duff Gordon. In three volumes. Lond. 1849. — English Review 1849 Dec.

Note sur une porte de bronze, à Augsbourg. — Revue archéologique. Année VI. Livr. 9.

Lebeau (J.), Notice sur differentes communes de l'arrondissement d'Avesnes. (2 art.) Etroeungt, Larouillies, Féron. — Archives hist. et litt. du Nord de la France et du Midi de la Belgique. Tome VI. Livr. 1. 2.

Mathieu (Ad.), Manuscrits ayant rapport à l'histoire de la Belgique, reposant à la bibliothèque publique de Mons. — Ebendaſ. Livr. 1.

Dinaux (Arthur), Relation du premier voyage en Flandre de la reine Marie-Thérèse. (1667.) — Ebendaſ.

— —, Mariemont, ancient et nouveau château. — Ebendaſ.

Hachez (Felix), Le Béguinage de Mons. — Messager des sciences historiques de Belgique. 1849 Livr. 3.

Toilliez (Désiré), Des antiquités celtiques, germaniques et romaines, trouvées dans le Hainaut. — Ebendaſ.

Perreau (A.), Recherches sur les seigneuries de Vogelsanck et de Zolder, et sur leurs monnaies. — Revue de la Numism. belge. 1849. T. V. Livr. 1. 2.

Nisard, Les classes moyennes en Angleterre et la bourgeoisie en France. — Revue des deux Mondes 1849 Déc. (T. IV. L. 24.)

Our political relations with Persia. (Progress of Russia in the East. 2nd ed.) — Calcutta Review No. XXIII. Vol. XII. (1849 Sept.)

Ceylon and Lord Torrington's administration. (Lee's history of Ceylon.) — Ebendaſ.

The second Punjab war. (Buſist, Annals of India for the year 1848.) — Ebendaſ.

Mountstuart Elphinstone, The history of India. 2nd ed. 1849. — Ebendaſ.

Louis-Léopold Boilly. — Archiv. hist. et litt. du Nord de la France et du Midi de la Belgique. T. VI. Livr. 2.

William Wilberforce. — Bibl. univ. de Gén. (Litt.) 1849 Nov.

Soubeiran, Éloge de Jean-Pierre Boudet. — Journal de Pharmacie et de Chimie 1849 Déc.

Lettres inédites d'Aubert le Mire, par Léon de Burbure. — Messager des sciences historiques de Belgique. 1849 Livr. 3.

Kingsley (Charles), The saint's tragedy; or, the true story of Elizabeth of Hungary, Landgravine of Thuringia. With a preface by Professor Maurice. Lond. 1848. — English Review 1849 Dec.

Mignet, Notice sur la vie et les travaux de M. Rossi. — Revue de législation et de jurisprud. 1849 Nov.

Serrure (C. P.), Michel Mercator de Venloo, ciseleur de médailles du XVI siècle. — Revue de la Numism. belge. 1849. T. V. Livr. 1. 2.

Cockle (Jam.), On systems of algebra involving more than one imaginary; and on equations of the fifth degree. — Philos. Magaz. 1849 Dec.

Laborde (Léon de), Influence de l'Orient sur l'architecture du moyen âge. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 9.

Canals of irrigation in the N. W. provinces. — Calcutta Review 1849 Sept.

Lowe (Edw. Jos.), Remarkable solar phaenomenon seen at the Villa, Beeston near Nottingham. October 22, 1849. — Philos. Magaz. 1849 Dec.

Becquerel (Ed.), Second memoir on the conducting power of solid and liquid bodies. — American Journ. of science and arts 1849 Nov.

Norton (Will. A.), On the diurnal variations in the declination of the magnetic needle and in the intensities of the horizontal and vertical magnetic forces. (Cont.) — Ebendaſ.

Boutigny, Sur l'incombustibilité des tissus vivants et sur la constitution des corps à l'état sphéroïdal. — Journal de Pharm. et de Chim. 1849 Déc.

La Rive (De), On the vibratory movements which magnetic and non-magnetic bodies experience un-

der the influence of external and transmitted electric currents. — Philos. Magaz. 1849 Dec.

La Rive (Aug. de), On the cause of Aurorae borealis. — Ebendaſ.

Hunt (T. S.), Chemical examination of the water of the Tuscarora sour spring, and of some other mineral waters of Western Canada. — American Journal of science and arts 1849 Nov.

—, —, On the decomposition of aniline by nitrous acid. — Ebendaſ.

Calloud d'Annecy, Note sur la santonine et sa preparation suivant le procédé de M. Gaffard. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Déc.

Payen, Poinsot et Féry, Sur la composition et les applications du topinambour. — Ebendaſ.

Bontemps (G.), Inquiries on some modifications in the colouring of glass by metallic oxides. — Philos. Magaz. 1849 Dec.

Pring (James H.), Observations and experiments on the Noctiluca miliaris, the animalcular source of the phosphorescence of the british seas. — Ebendaſelbſt.

Berkeley and Curtis, Contributions to the mycology of North America. — Amer. Journ. of science and arts. 1849 Nov.

Dewey (C.), Caricography. Appendix. — Ebendaſ.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke aus Frankreich.

Mit Erlaſſen des k. Staatsminiſteriums des Innern für Kirchen- und Schul-Angelegenheiten vom 10. und 11. Januar l. Js. ſind der k. Hof- und Staatsbibliothek nachſtehende Werke als Geſchenke der franzöſiſchen Regierung zugekommen:

1) Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1846, présenté au Président du conseil des ministres, chargé du pouvoir exécutif, par le ministre de la justice. Paris. Imprimerie nationale. Août 1848. (Rückenaufſchrift auf dem Umſchlage des Bandes: Statistique criminelle. 1846. XXII. année.) XXXIV und 298 Seiten gr. 4.

2) Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France, pendant l'année 1846; présenté au Président du conseil des ministres, chargé du pouvoir exécutif, par le ministre de la justice. Paris. Imprimerie nationale. Septembre 1848. (Rückenaufſchrift des Umſchlages: Statistique de la justice civile et commerciale. 1846. XIII. volume.) XXXVIII und 381 Seiten gr. 4.

3) Négociations de la France dans le Levant, ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques des ambassadeurs de France à Constantinople et des ambassadeurs, envoyés ou résidents à divers titres à Venise, Raguse, Rome, Malte et Jérusalem, en Turquie, Perse, Géorgie, Crimée, Syrie, Égypte, etc. et dans les états de Tunis, d'Alger et de Maroc. Publiés pour la première fois par E. Charrière. Tome I. Paris. Imprimerie nationale. MDCCCXLVIII. CXXXV und 363 Seiten. 4. (Der Schmutztitel des Bandes lautet: Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par les soins du ministre de l'instruction publique. Première série. Histoire politique.)

Die zunächſt vorhergehenden Jahrgänge der beyden unter Nro. 1, und 2, aufgeführten Rechenſchaftsberichte (für das Jahr 1845) trafen mit k. Miniſterialreſcripten vom 22. Februar 1848, am Vorabende der neueſten Staatsumwälzung Frankreichs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek ein.

Was den Inhalt der erwähnten erſten zwey Berichte anbelangt, ſo iſt der praktiſche Werth, den derley ſtatiſtiſche Ueberſichten der Civil- und Criminalrechtspflege ſowohl im Allgemeinen als für das betreffende Land insbeſondere in ſich tragen, längſt anerkannt. Die franzöſiſche Regierung iſt in Aufſtellung deßfallſiger Muſter allen andern Staaten vorangegangen. Der Juſtizminiſter (Marie) weiß dieſes unbeſtreitbare Verdienſt Frankreichs in ſeinem, den ſtatiſtiſchen Ueberblick der Criminaljuſtiz für das Jahr 1846 (No. 1.), einleitenden „Rapport au Président du conseil des ministres“ (Cavaignac) gebührendermaſſen hervorzuheben und dabey aufmerkſam zu machen, wie dieſe Verwaltungsſtatiſtiken vorzugsweiſe dazu dienten, den ſittlichen Zuſtand eines Landes zu conſtatiren, und der Geſetzgebung das verläſſigſte Mittel zu verſchaffen, um die Wirkung der in Anwendung gekommenen Geſetze kennen zu lernen und legislative Verbeſſerungen vorzubereiten. Es wird hiebey namentlich auch darauf hingewieſen, wie es in Frankreich in der neuen, von der Februar-Revolution datirenden Periode mehr als je von hohem Intereſſe ſey, den Urſachen nachzuſpüren, welche auf die öffentliche Moralität einwirken und ſie modificiren, wie viel daran gelegen ſey, nach einer Staats-

umgestaltung, welche alle Grundvesten der gesellschaftlichen Ordnung tief erschüttert habe, die Resultate der neuen Institutionen und ihren Einfluß auf die Sitten, auf die Gewohnheiten und auf das Leben des Volkes nachzuweisen *). Um so mehr müssen wir es bedauern, daß uns weder die im Contexte des bemerkten Berichtes (pag. V.) als noch vor Ablauf des Jahres 1848 erscheinend bezeichnete Criminalstatistik für das Jahr 1847 noch jene vom Jahre 1848 selbst, deren Anfertigung freylich wegen der Ausserordentlichkeit der politischen Ereignisse jenes Jahres mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben dürfte, zu Handen gekommen, falls dieselben wirklich bereits erschienen seyn sollten.

Die den beyden Rechenschaftsberichten gegebene Eintheilung ist folgende:

1) Statistique criminelle.

I. Partie. Cours d'assises.
II. „ Tribunaux correctionnels.
III. „ Des récidives.
IV. „ Tribunaux de simple police.
V. „ De l'instruction criminelle.
VI. „ Cour de cassation.

Appendice, État des travaux du petit parquet du département de la Seine. Arrestations faites à Paris. Etat des morts accidentelles etc. Nombre de suicides. Grâces et commutations accordées à l'occasion de l'anniversaire de l'avénement du Roi au trône.

2) Satistique de la justice civile et commerciale.

I. Partie. Cour de cassation.
II. „ Cours d'appel.
III. „ Tribunaux civils de première instance.
IV. „ Affaires commerciales.
V. „ Justices de paix.
VI. „ Conseils de prud' hommes.

Appendice. Dispenses, pour mariage, d'alliance, de parenté et d'âge. Nominations dans l'ordre judiciaire etc. etc.

*) „Il importera," heißt es in obigem Berichte weiter, „de vérifier si les causes communes de la démoralisation ont perdu de leur activité; si les lois et les principes, nouvellement inaugurés, ont exercé une action moralisante sur les citoyens; si le flot de la criminalité s'est arrêté. Il est permis d'attendre un tel résultat du développement que la République doit imprimer à l'instruction générale etc." —

Auf eine Darlegung der mitgetheilten statistischen Ergebnisse selbst einzugehen, kann hier nicht der Ort seyn.

Die k. Hof und Staatsbibliothek bezog bisher, wie den Lesern dieser Blätter zur Genüge bekannt ist, unter gefälliger Vermittlung der k. b. Gesandten zu Paris ein Exemplar des unter dem Titel: „Collection de documents inédits sur l'histoire de France" erscheinenden großartigen Nationalwerkes. Seit dem Eintreffen der letzten deßfallsigen Sendung, welche den 40. bis 61. Band der Gesammtreihe enthielt, ist ein Zeitraum von vollen vier Jahren abgeflossen. Das mit den reichsten pecuniären Mitteln ausgestattete Unternehmen stand aber in der Zwischenzeit keineswegs still; denn selbst die Februar-Revolution vermochte nur eine kurze Verzögerung in den Arbeiten und Publicationen desselben herbeyzuführen. Der oben unter Nro. 3 aufgeführte neue Bestandtheil der Sammlung:

Négociations de la France dans le Levant. Publ. par Charrière. T. I.

steht daher gegenüber den inzwischen erschienenen, aber der k. Hof- und Staatsbibliothek nicht zugekommenen Bänden *) leider sehr vereinzelt da.

Das Werk selbst bildet den Anfang einer höchst werthvollen, von dem Herrn Herausgeber mit größter Umsicht behandelten Quellenschrift zur diplomatischen Geschichte des Verkehrs und der Verbindungen Europa's mit dem Orient überhaupt, und jener Frankreichs insbesondere.

Der vorliegende erste Band des Werkes umfaßt die Verhandlungen Frankreichs mit dem Orient unter der Regierung des Königs Franz I. (1515 — 1547). Der diesem Bande vorangestellten, allgemeinen Einleitung (p. I — LXIV) hat der Hr. Herausgeber (p. LXV — CXXXV) einen geschichtlichen Abriß der Verhältnisse Frankreichs im Orient vor der Regierung Franz des Ersten beygefügt, und sowohl die frühesten Zustände als namentlich die ereignißvollen Zeiten der Kreuzzüge in eben so gründlicher als lichtvoller Darstellung geschildert.

*) Ein übersichtliches Verzeichniß sowohl der in der k. Hof- und Staatsbibliothek vorhandenen, als ihr zur Zeit noch fehlenden Bestandtheile dieser Geschichtsquellensammlung wird später mitgetheilt werden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Zoologisch-anatomisch-physiologische Untersuchungen über die nordischen Wallthiere von D. F. Eschricht. Erster Band mit 15 Tafeln und 48 Holzschnitten. Leipzig. 1849. 205 S. Fol.

Der Verfasser ist seit vielen Jahren mit zoologisch-zootomischen, so wie physiologischen Untersuchungen über die nordischen Wallthiere beschäftigt. Bey der großen Schwierigkeit diese meist kolossalen Geschöpfe zu erlangen und aufzubewahren, gehören derartige Untersuchungen zu den beschwerlichsten und kostspieligsten, und es haben daher auch die größten Museen von den Riesenwallen nur wenige Ueberreste aufzuweisen, und die sichere Unterscheidung ihrer Arten und die genaue Kenntniß ihres innern Baues ist eben deßhalb bisher sehr mangelhaft geblieben. Durch seinen Aufenthalt in Kopenhagen, durch die Verbindung mit mehreren Beamten in den hochnordischen dänischen Besitzungen und mit anderen Freunden in Norwegen gelang es dem Verf., das bedeutendste Material an nordischen Wallthieren zusammen zu bringen, und eine Reihe ausgezeichneter Abhandlungen zur genauern Kenntniß dieser Thiere sind von ihm nach und nach in den Denkschriften der Akademie von Kopenhagen niedergelegt worden. Weil aber diese Abhandlungen in dänischer Sprache verfaßt sind, so haben sie im Auslande nur wenig Beachtung gefunden, und theils dieses Umstandes wegen, theils weil dem Verf. seitdem das Material sich bedeutend vermehrt hat und er nunmehr im Stande ist, seine Arbeiten im geordneten Zusammenhange vorzulegen, hat er sich zu einer neuen Bearbeitung und zwar in deutscher Sprache entschlossen, um damit derselben eine weitere Verbreitung zu sichern. Die Akademie in Kopenhagen hatte ihm hiezu mit anerkennungswerther Liberalität den Gebrauch sämmtlicher Steinplatten und Holzschnitte aus den dänischen Originalabhandlungen überlassen und Leopold Voß in Leipzig den Verlag übernommen. Wir haben hiemit ein Werk erhalten, das die Cetologie fortan zu ihren ausgezeichnetsten und fundamentalen Arbeiten zählen wird.

Der Verf. theilt sein Werk in sieben Abhandlungen, über deren Inhalt wir hier einen kurzen Bericht erstatten wollen.

1. Abhandlung. Ueber die Wallthierkunde im Allgemeinen.

Der Verf. bespricht hier in 7 Paragraphen folgende Punkte: 1) gegenwärtiger Stand der Wallthierkunde, 2) Quellen der Wallthierkunde, 3) verschiedene Ansprüche der Meeres- und Küstenfaunen auf die verschiedenen Wallthierarten, 4) Kenntnisse der Küstenbewohner von den Wallthieren, 5) Benützung der Küstenfangplätze für das Studium der Wallthiere, 6) Angabe der Küstenfangplätze für Wallthiere in den dänischen und norwegischen Besitzungen, und 7) Methode, um mit diesen Thieren bekannt zu werden.

Hinsichtlich ihrer Nahrungsweise ordnet der Vf. die Walle in folgender Weise an:

Sarkophagen:	Schwertfische, Orca.		Zahnwalle.
Teuthophagen (Dintenfischfresser)	Pottwalle, Physeter.		
	Schnabelwalle, Rhynchoceti Eschr. (Schlegel's zahnlose Delphine).		
	Narwalle, Monodon.		
	Weißfische, Beluga	Schlegel's Butsköpfe.	
	Grindwalle, Globiceps		
Ichthyophagen	Braunfische, Phocaena.		
	Delphine, Delphinus.		
	Gangesdelphin, Platanista.		
	Röhrenwalle, Ogmobalaena Eschr. (Balaenoptera Auct.)		Bartenwalle.
Pterodophagen:	Glattwalle, Leiobalaena Eschr.		

Die Wallthiere, die an den dänischen und norwegischen Küsten Gegenstand eines regelmäßigen Fanges sind, gehören wenigstens 9 verschiedenen Arten an. Unter diesen sind 3 Bartenwalle, nämlich der Grönlandswall, der Keporkak und der Vaagequal; unter den Teuthophagen: der Dögling (Entenwall), Narwall, Weißfisch und Grindewall; ferner der gemeine Braunfisch und endlich wahrscheinlich mehrere Arten der eigentlichen Delphine, welche Form jedoch überhaupt auffallend schwach in den nordischen Meeren vertreten ist. Carnivore Zahnwalle kommen an jenen Fangplätzen nur gelegentlich vor und sind, namentlich der Delphinus Orca, den Fischern bekannte Gäste.

II. Abhandlung. Die Schnabelwalle (Rhynchoceti) im Allgemeinen und der Entenwall (Chaenocetus rostratus) im Besondern.

Zu seiner Gruppe der Schnabelwalle zählt der Verf. nur 2 Arten, den Entenwall oder Dögling, der im System die Namen Delphinus edentulus, D. bidens, Hyperoodon u. s. w. führt, und den Delphinus micropterus, deren jede er einer besondern Gattung: Chaenocetus und Micropteron zuweist. Als gemeinsame Charaktere dieser Gruppe sieht er an: die Einengung beyder Kiefer, wodurch deren vorderer Theil eine Schnabelform annimmt; ein kleines Maul, anscheinend zahnlos wegen der rudimentären Entwicklung oder des verspäteten Ausbruchs der Zähne; Hornhöckerchen an der Mundhaut; eine fast gar nicht freye Zunge; der dritte Magen in etwa 7 — 9 Fächer getheilt; die Schleimfläche des Darmes in der Form complicirter Zellen gefaltet; die Zahl der Wirbel und Rippen überaus klein; die Flügelbeine sehr groß, flach, nicht ausgehöhlt, aneinander gelehnt, senkrecht gestellt; gesonderte große Thränenbeine; der Paukentheil des Felsenbeins in die Zusammensetzung der äußern Schädelwand eintretend; die Brustflossen winzig klein, tiefliegend; die Augen weit hinter der Mundspalte gelagert; 2 Paar Kehlfurchen.

Hierauf geht der Verf. zu einer ausführlichen Beschreibung des äußern und innern Baues des Entenwalls, so wie seiner Lebensweise und Verbreitung über. Er setzt dabey fest, daß der sogenannte Hyperoodon einerley ist mit dem Dögling, Anarnack, Andhavalur. Daß das Spritzloch eine der der übrigen Delphine entgegengesetzte Form habe, erklärt er für einen Irrthum. Die Unterscheidung mehrerer Arten von Entenwallen, wie sie Gray vorgenommen hat, billigt der Verf. nicht, sondern faßt sie unter einer und derselben Species zusammen.

III. Abhandlung. Ueber die äußern Formen zweyer nordischen Röhrenwalle: 1) des Keporkak, als Typus der Pflockfische oder Buckelwalle (Cyphobalaena) und 2) des Vaagequal, als Typus der Finnfische oder Finnwalle (Pterobalaena), mit vorzüglicher Rücksicht auf die Altersverschiedenheiten.

Der Verf. hatte schon früher nachgewiesen, daß der Keporkak nicht, wie Fabricius gemeint hatte, identisch mit Balaena boops Lin. sey, sondern mit Rudolphi's Balaena longimana. Daß aber auch der Vaagequal der Norweger, oder wie ihn der Verf. gewöhnlich nennt, der Vaagewall, eine

besondere und verhältnißmäßig kleine Art der Röhrenwalle ausmache, ist zwar schon früher vermuthet, aber doch erst durch ihn und Kröyer außer allen Zweifel gesetzt worden. Hier geht er nun in weitere Vergleichungen beyder Arten ein, wobey er zuvörderst sich an die Foetus hält, die bereits sehr deutlich die charakteristischen Differenzen aufzuweisen haben. Als solche bezeichnet der Verf. an zwey gleich großen Foetus von beyderley Arten folgende. 1) Der Kopf ist bey dem Keporkak weit dicker und plumper; 2) die Brustflossen sind fast nochmal so lang als beym Vaagewall und stellen bey jenem eine Art Schwertklinge, bey diesem mehr eine Lanzette dar, außerdem findet sich bey ersterem am Vorderrand dieser Flossen eine Reihe wellenförmiger Erhöhungen; 3) die Rückenflosse steht beym Keporkak gleich vor der Grenze zwischen dem zweyten und dritten Drittel der Körperlänge, beym Vaagewall etwas hinter derselben; 4) die Schwanzflosse ist bey jenem gabelförmig getheilt, bey diesem mit einem mehr geraden hintern Rande; 5) bey ersterem lassen sich nur etwa 24, bey letzterem über 60 Bauchfurchen zählen; 6) die Haare längs der Mundspalte am Ober- und Unterkiefer stehen beym Keporkak unregelmäßig in zwey Reihen, beym Vaagewall nur in einer, und bey jenem hebt sich die Haut um jedes Haar als ein Höckerchen empor.

Besondere Erwähnung verdient noch, was der Verf. für Resultate aus seinen Untersuchungen über das Vorkommen der Zähne bey den Bartenwallen erlangt hat. Zunächst bestätigt er Geoffroy's an einem Foetus des Grönlandwalls gemachte Entdeckung, daß wirklich bey demselben Zähne gefunden werden. Dann zeigt er weiter, daß sie nicht nur bey den eigentlichen Wallfischen, sondern auch bey den Röhrenwallen und zwar in beyden Kiefern in regelmäßigen Reihen gefunden werden. Bevor der Foetus noch die Hälfte seiner vollen Länge erreicht, sind die im Innern der Kiefer verborgenen Foetalzähne spurlos verschwunden und die Alveolarhöhlen werden mit Knochensubstanz von innen ausgefüllt. Alsdann beginnt die Bartenbildung, worüber der Verf. sehr interessante Bemerkungen mittheilt. Der mikroskopische Bau der Zähne wird von ihm durch ausführliche Beschreibung und herrliche Zeichnungen erläutert.

IV. Abhandlung. Ueber die Bauch-, Brust-, Nasen- und Mundhöhle mit deren Eingeweiden bey dem Vaagewall und dem Keporkak, als Typen der Finnwalle und der Buckelwalle; mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Alters- und Artverschiedenheiten.

Sehr reichhaltige Untersuchungen, die aber zu sehr ins Detail eingehen, als daß wir hier darauf näher uns einlassen könnten.

V. Abhandlung. Beschreibung des Skelets der Röhrenwalle, und namentlich des Vaagewalls, in Beziehung auf die Altersverschiedenheiten.

Welche beträchtliche Formverschiedenheit der Schädel der Bartenwalle mit dem Alter erlangt, davon geben die Abbildungen auf Tab. 9, 10 und 11 ein auffallendes Beyspiel, indem hier der Schädel des Vaagewalls von 2 Foetus verschiedenen Alters und von einem erwachsenen Thiere dargestellt ist. Kaum sollte man vermuthen, daß 3 so verschieden geformte Schädel Thieren einer und derselben Art angehören könnten. Ref. kann hiezu noch ein Beyspiel liefern, indem unsere Sammlung vor Kurzem das vollständige Skelet eines solchen Zwergwalls erhalten hat, das von einem offenbar noch nicht ganz erwachsenen Exemplare herrührt und dessen Länge (es ist noch nicht aufgestellt) mindestens 18 Schuh betragen mag. Hier hält der Schädel eine Mittelform zwischen den auf Tab. 9 und 10 dargestellten, indem insbesondere das Hinterhauptsbein vorn weder so spitz wie auf Tab. 10, noch so stumpf wie auf Tab. 9 ausläuft. Wie am ganzen Schädel, so ergeben sich auch an den einzelnen Theilen desselben mit dem Wachsthume große Veränderungen, die vom Verfasser sorgfältig beschrieben werden.

Vom Rumpfskelet soll hier nur Folgendes hervorgehoben werden. Das Rückgrath der Bartenwalle enthält immer mehr Wirbel als das der Schnabelwalle, ungefähr eben so viele — mitunter mehr — als das der übrigen teuthophagen und der sarko-

phagen Zahnwalle (52 — 54), immer aber weniger als das der ichthyophagen. Bey der Leiobalaena australis zählte Cuvier 59 Wirbel (bey dem von Kapt. Södring mitgebrachten Foetus findet Vf. nur 57, nämlich 7, 13, 11, 26), bey L. mysticetus 55 (7, 13, 11, 24), was der Verf. bey einem etwa 60′ langen Skelet gerade so wahrnimmt; der Keporkak hat 53 Wirbel; unter den Finnwallen hat der Vaagewall nur 48 Wirbel, die großen Arten bis 64; während der Braunfisch 65 — 67 Wirbel zählt, und die eigentlichen Delphine in der Regel über 70 zu haben scheinen, ja bey einer neuen Delphinart, der er den Namen Delphinus Ibsenii giebt, finden sich 94 Wirbel vor. Beym Keporkak theilen sich die Wirbel in 7 Hals-, 14 Brust-, 11 Lenden- und 21 Schwanzwirbel; beym Vaagewall in 7 Hals-, 11 Brust-, 12 Lenden- und 18 Schwanzwirbel. Hier hat Ref. Gelegenheit, eine kleine Berichtigung nach dem vorhin erwähnten Skelete des Vaagewalls in hiesiger Sammlung beyzubringen, indem er einen Schwanzwirbel mehr zählt als der Verf. angiebt, so daß also die ganze Wirbelzahl 49 ausmacht. Dieser letzte Wirbel ist freylich nur ein ganz kleines Knöpfchen von 4 Linien im Querdurchmesser, was also, ohne große Vorsicht, bey der Maceration leicht verloren gehen kann.

VI. Abhandlung. Vom Keporkak, als dem Repräsentanten der Humpback-Whales, Buckelwalle (Cyphobalaena) oder Pflockfische.

Nachdem der Verf. im Vorhergehenden die zur Artunterscheidung der Röhrenwalle in Betracht kommenden äußern und innern Theile des Keporkak im Vergleich mit denen eines Finnfisches, des Vaagewalls, erörtert und dabey die Foetusformen zum Ausgangspunkt genommen hat, kömmt er nun daran, das Bild des erwachsenen Thiers in seiner Gesammtheit darzustellen, größtentheils nach eignen Untersuchungen, für einzelne Punkte nach den Angaben von Fabricius und Holböll.

(Schluß folgt.)

De arteriarum notione, structura, constitutione chemica et vita etc.

(Schluß.)

Es müßten sich die Fasern der Arterie, welche hier in Betracht kommen, aber ganz anders verhalten als die anderer muskulöser Gewebe. Sie müßten nämlich die Fähigkeit haben bey gewissen Reizen oder zu gewissen Zeiten sich zu verkürzen, bey anderen sich zu verlängern. Die Ursachen des verschiedenen Erfolges zu ergründen wäre hiebey von größter Wichtigkeit und könnte vielleicht noch zu entscheidenden Resultaten in anderer Beziehung führen.

Demgemäß schreibt der Verfasser auch den Puls der Arterien vorzüglich der vitalen Erweiterung und Verengung der Arterien, nicht sowohl natürlich in Bezug auf seinen Rhythmus, der immer vom Herzen abhängen muß, als vielmehr in Beziehung auf seine Modalität zu. Indeß scheint mir der Verf. zu wenig Gewicht auf die doch offenbar ebenfalls sinnenfällige Krümmung der Arterien (die Wellenbewegung derselben) zu legen, wodurch eine große Reihe von Modificationen des Pulses bey wechselndem Elasticitätsmodulus der Wandungen sich ableiten läßt, ohne daß dabey die vitale Contractilität der organischen Fasern der Arterien wesentlich betheiligt ist.

So viel vorläufig über eine Schrift, welche in vieler Beziehung anregend, in jeder des ihr zuerkannten Preises würdig ist. Ich hoffe in einiger Zeit hieran anknüpfend selbst einige weitere Beyträge zu dem hier verhandelten Gegenstand in diesen Blättern liefern zu dürfen.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

United States exploring Expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes. Vol. VIII. Mammalia and Ornithology, by Titian R. Peale, one of the Naturalist of the Expedition. Philadelphia. 1848. 338 S. 4.

Im Anschluß an unsere früheren Berichte über die von den Vereinigten Staaten ausgerüstete und von Ch. Wilkes befehligte Weltumseglungsreise bringen wir den neuesten Band, der von derselben ausgeht, zur Anzeige. Er befaßt sich mit den von der Expedition gesammelten Säugthieren und Vögeln, und ist von T. R. Peale, einem der ihr beygegebenen Naturforscher, bearbeitet. Der dazu gehörige Atlas mit 84 Tafeln ist uns noch nicht zugekommen.

Als neue Arten aus der Klasse der Säugthiere werden folgende aufgeführt.

Handflügler: Pteropus vociferus von der Insel Mangsi in der Balabak-Straße und Pt. samoensis von den Samoan-Inseln. — Dysopes aurispinosus von der Küste Brasiliens. — Vespertilio semicaudatus von den Samoan-Inseln.

Robben: Halichoerus antarcticus von der Deception-Insel.

Walle: Phocaena pectoralis an der Hawaii-Insel, und Ph. australis an der Küste von Patagonien. — Delphinus albimanus an der Küste von Chili, D. albirostratus im stillen Ocean unter 2° 47′ s. Br., und D. lateralis eben da unter 13° 58′ n. Br. — Delphinapterus borealis im nördlichen stillen Ocean unter 46° Breite.

Nager: Arvicola montanus von Kalifornien, A. occidentalis vom Oregon, und A. californicus aus der Bai von San Francisco. — Mus exulans von den Koralleninseln, M. vitiensis von den Fidschi-Inseln, und M. peruvianus von Callao. — Cricetodipus (nov. gen.) parvus von Oregon. — Sciurus fossor ebendaher.

Weit größer ist unter den Vögeln die Anzahl der Arten, die vom Verf. als neu aufgeführt werden.

Raubvögel: Buteo solitarius von Hawaii. — Corvus (!) approximans von den Fidschi-Inseln. — Falco ferox von Neuseeland. — Astur rufitorques von Fidschi und A. bifasciatus von der Halbinsel Malakka. — Strix Lulu von den Samoan-Inseln; Noctua venatica von Neuseeland; Athene patagonica von Patagonien.

Singvögel: Colluricincla maculosa von den Samoan-Inseln. Ocypterus superciliosus von Neu-Südwallis und O. mentalis von Fidschi. — Turdus pallidus (ein schon vergebener Name) von Valparaiso; Mimus peruvianus von Callao., — Pitta coronata von Singapore. — Saxicola fumifrons von Callao. — Petroica coccinea von Sydney

und P. pusilla von den Samoan-Inseln. — Regulus plumulosus von Valparaiso. — Zosterops flaviceps von Fidschi. — Eospaltria flavifrons von der Insel Upolu, E. icteroides und E. albifrons, beyde von den Samoan-Inseln. — Rhipidura nebulosa von Upolu; Monarcha cinereus von Fidschi; Lepturus brevicaudus von Callao. — Corvus leptonyx von der Insel Madeira und C. hawaiiensis. — Lamprornis atrifusca und L. brevirostris von den Samoan-Inseln, L. fusca von Tonga und Fidschi. — Geospiza peruviensis von Peru, G. prasina von Fidschi und G. cyanovirens von Upolu. — Camarhynchus leucopterus von Callao. — Fringilla laciniata von Valparaiso; Pipilo cinerea ebendaher. — Entomiza? olivacea von den Samoan-Inseln und E. angustipluma von Hawaii; Myzomela nigriventris von den Samoan-Inseln und M. jugularis von Fidschi. — Hirundo ruficollaris von Callao.

Wiedvögel: Macropteryx spodiopygius von Upolu und M. leucophaeus von Tahiti. — Caprimulgus aequicaudus von Callao, C. conterminus von Valparaiso und C. bimaculatus von Singapore; Chordeiles peruvianus von Callao. — Dacelo nullitorquis von Tahiti, D. vitiensis von Fidschi, D. minima und D. coronata von den Samoan-Inseln, D. vagans von Neuseeland. — Buceros obscurus von der Insel Mindoro. — Platyrhynchus albiventris von den Samoan-Inseln.

Klettervögel: Platycercus splendens und Pl. atrigularis von Fidschi. — Meiglyptes fuscus von der malayischen Halbinsel. — Bucco rubritorques von Singapore. — Cuculus simus von Fidschi und C. fucatus von Mangsi; Centropus nigrifrons von Mindanao; Eudynamys cuneicauda von Fidschi; Phoenicophaeus nigriventris und Anadaenus ruficaudus von Singapore. — Harpactes rodiosternus von Mindanao.

Tauben: Columba castaneiceps von Upolu; Ptilinopus corallensis von den Paumotu-Inseln, Pt. furcatus von Tahiti, Pt. fasciatus und Pt. Perousii von den Samoan-Inseln; Carpophaga latrans von den Gesellschaftsinseln, C. Wilkesii von Tahiti, C. casta von den Sulu-Inseln. Peristera pectoralis von den Paumotu. — Didunculus (nov. gen. = Gnathodon Jard.) strigirostris von den Samoan-Inseln.

Sumpfvögel: Ardea patruelis von Tahiti. — Ibis brevirostris von Peru. — Porphyrio samoensis und P. vitiensis. — Rallus luridus vom Feuerland. — Fulica Alai von den Sandwich-Inseln. — Scolopax pectinicaudus von Singapore und Sc. meridionalis vom Feuerland. — Limosa Foxii von den Samoan. — Numenius femoralis von Paumotu. — Tringa parvirostris von Paumotu. — Totanus Polynesiae. — Charadrius vanelloides von Neu-Südwallis. — Glareola cuneicauda von Peru.

Schwimmvögel: Anser hauaiensis von Hawaii. — Aptenodytes flavilarvata von den Auckland-Inseln, A. longicauda aus der Nähe des südlichen Polareises, A. magnirostris vom Kap Horn und A. taeniata von Macquarie's-Inseln. — Carbo fucosus, C. purpureogula und C. flavigula von Neuseeland. — Sula rubripes aus dem stillen Ocean. — Sterna lunata von Paumotu, St. albifrons von Neuseeland, St. antarctica von der Südspitze Amerikas und St. rectirostris von Fidschi und St. (Megalopterus) plumbea von den Paumotou-Inseln. Thalassodroma lineata ebendaher; Procellaria brevipes und P. gularis aus den antarktischen Gewässern, P. rostrata von Tahiti, P. parvirostris von den Koralleninseln.

In wie weit alle diese neuen Bestimmungen begründet sind, läßt sich nur dann mit Sicherheit beurtheilen, wenn die uns zur Zeit noch fehlenden Abbildungen vorliegen werden. Der Text reicht wenigstens bey den Säugthieren allein nicht aus, da er viel zu kurz gehalten ist und gar keine Rücksicht auf die Unterscheidung der neuen Arten von länger bekannten verwandten Formen nimmt. Auch ist die Beschaffenheit des Gebisses viel zu wenig berücksichtigt worden, so daß dadurch selbst Irrungen herbeygeführt wurden. So z. B. gehört Halichoerus antarcticus nicht zu dieser Gattung, denn schon die

Angabe: four posterior molar teeth in both jaws double-rooted, their crowns manylobed, schließt die Gattung Halichoerus aus. Ferner wird Mus peruvianus eben so wenig als der neben ihm aufgeführte Mus leucopus zu Mus gehören, da diese Gattung in Amerika durch Hesperomys vertreten ist, wohin nach der uns genau bekannten Beschaffenheit seines Gebisses auch der Mus leucopus sich einreiht. Immerhin aber ist durch diese schöne Arbeit die Therologie und Ornithologie mit vielen neuen Arten bereichert worden.

Zoologisch-anatomisch-physiologische Untersuchungen über die nordischen Wallthiere von D. F. Eschricht.

(Schluß.)

Als die wesentlichsten Punkte, wodurch sich der Keporkak von den Finnwallen unterscheidet, können folgende angegeben werden. 1) Seine Länge beträgt 60′; das Junge soll bey der Geburt 18′, wohl richtiger 14′, lang seyn. 2) Der Körper ist oben schwarz; unten vorn am Unterkiefer ganz weiß, sonst weiß, schwarz marmorirt, in der Tiefe der Bauchfurchen rosenroth. Die Schwanzflosse ist oben schwarz, unten weiß, schwarz gesäumt; die Brustflossen an beyden Flächen rein weiß. 3) Der ganze Körper ist plumper und kräftiger als bey den eigentlichen Finnfischen. 4) Die Brustflossen, namentlich die eigentlichen Hände, sind auffallend lang, etwa $\frac{1}{4}$ der ganzen Körperlänge, dabey von eigenthümlicher Form. 5) Die Rückenflosse steht vor der Höhe des Afters, ist sehr niedrig, von verschiedner Form, in der Regel aber ihr oberes Ende nicht spitz, auch nicht zurückgebogen, sondern stumpf; bey Erwachsenen hat sie oft mehr das Ansehen eines Fetthöckers. 6) Auf dem Oberkiefer finden sich etwa 26, auf dem Unterkiefer 13 — 19 Höcker, aus deren jedem 1 oder 2 Haare hervortreten. 7) Die Bauchfurchen sind viel geringer an Anzahl. 8) An gewissen Stellen der Haut, zumal um die Geschlechtsöffnung herum, und auf den Brustflossen sitzen Cirripeden und zwar Diadema balaenare, auf diesem wiederum Otion auritum. 9) Die Barten sind ganz dunkel von Farbe.

Am Skelete sind besonders charakteristisch die Halswirbel, das Schulterblatt, die Hände, das Brustbein und die Zahl der Wirbel. — Als wesentlichste Eigenthümlichkeit betrachtet der Verf. die Form der Schleimfläche des Dünndarms, indem die Schleimhaut in lauter 1 bis 3 Zoll tiefe Taschen abgetheilt ist, deren blinde Enden dachziegelförmig zunächst an die Muskelschicht stoßen, sich aber zu 3, 4 oder 5 gemeinsam in großen viereckigen Oeffnungen auf der innern Darmfläche ausmünden.

Ein sehr interessantes Kapitel liefert der Verf. in seiner Darstellung der Lebensweise und Verbreitung des Keporkaks. Er zeigt hier, wie Ref. dieß auch schon gethan hat, dessen Uebereinstimmung mit dem Humpback der Südseefahrer und schließt daraus auf seine Verbreitung im ganzen atlantischen und stillen Ocean. Auch darin ist er mit dem Ref. einverstanden, daß bis jetzt keine der vorliegenden Angaben ausreichend ist, um mehrere Arten von Keporkak unterscheiden zu können.

VII. Abhandlung. Von den Zwergwallen, Pterobalaena minor.

In ähnlicher Weise, wie der Verf. vorhin den Keporkak selbstständig behandelte, geht er nun zur Betrachtung des Zwergwalls oder Vaagewalls (Balaena rostrata Fabr., Pterobalaena minor Eschr.) über. Er kommt zuerst nochmals auf die Differenzen zurück, welche den Zwergwall von den Buckelwallen unterscheiden und spricht dann noch von den Abweichungen, welche auch im Vergleich mit den übrigen Finnwallen charakteristisch für ihn zu seyn scheinen. Als solche bezeichnet er 1) die geringe Größe, indem die Weibchen bereits bey einer Länge von 23′ trächtig werden können, und bey 27 — 29′ vollständig erwachsen sind; 2) die geringe Anzahl Wirbel und Rippen, erstere zu 48, letztere zu 11 Paaren; 3) die weiße oder richtiger hellgelbliche Farbe

sämmtlicher Barten; 4) die weiße Farbe an der äußern Fläche der Brustflossen, am Oberarme scharf abgeschnitten, und dadurch sehr abstechend gegen die angränzende schwarze Farbe, unten weniger scharf von der schwarzen Spitze getrennt; 5) die Form des Brustbeins, ein langgezogenes Kreuz darstellend, dessen hinterer Ast bey weitem länger ist.

Mit dem Vaagewall (Vaagequal), der seit uralter Zeit regelmäßig in der Nähe von Bergen gefangen wird, ist, wie der Verf. zeigt, der grönländische Tikagulik und wohl auch der isländische Hrafn-Reidur identisch. Vom grönländischen Zwergwall wollte Holböll eine zweyte Art als Balaena microcephala unterscheiden, womit jedoch der Verf. nicht einverstanden ist.

Da die Artrechte des Vaagewalls erst in neuester Zeit allgemeine Anerkennung erlangt haben, so bemüht sich der Verf. nachzuweisen, daß er weit öfter, als man gewöhnlich meint, beobachtet, wenn gleich meist verkannt wurde. Zu dem Ende zählt er in einer Tabelle alle ihm einigermaßen sicher constatirten Fälle von Röhrenwallen auf, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts an den europäischen Küsten gestrandet sind, und zeigt, daß unter den 48 angeführten Fällen 11 Zwergwalle gewesen waren.

Aus dem Kapitel über die Verbreitung und Lebensverhältnisse des Zwergwalls ist Folgendes zu bemerken. Es läßt sich wohl als ausgemacht ansehen, daß diese Walle ihren Hauptaufenthalt im nördlichen atlantischen Meere haben, von wo aus sie im Frühjahr in die Davisstraße und ins nördliche Eismeer bis in die Baffinsbucht und bis an Spitzbergen hinaufsteigen, im October bis November aber sich wieder zurückziehen. Daß sie während des strengen Winters nicht gar weit von den Küsten entfernt sind, dafür sprechen zwey Fälle, wo solche Thiere im November und Februar um Schottland gestrandet sind. Die beyden Geschlechter halten sich meist getrennt, wenigstens die ganze Zeit über, wo sie an den nördlichen Küsten erscheinen, und die Weibchen sind es vorzugsweise oder ausschließlich, welche sich zur mildern Jahreszeit den nordischen Felsenküsten nähern und in die schmälern Eingänge derselben hineinwagen, daher der Name Vaagequal d. i. Meerbusenwall. Die Brunstzeit möchte etwa im November stattfinden.

Angehängt sind dem Werke noch sehr beachtenswerthe Beylagen von Kapt. Holböll. Die erste handelt von den Schwierigkeiten, in Grönland Walle zur Untersuchung zu erhalten, da die zahlreichen Haifische, so wie die Grönländer den todten Wallen allzusehr nachstellen. Die zweyte Beylage bespricht das sogenannte Wasserspritzen der Walle und erklärt es für ihren Athem, also für Luft mit Wasserdämpfen geschwängert: „der Athem des Thieres treibt vor dem Winde, wird nach und nach dünner, und verschwindet in der Luft durch die Abkühlung," fällt also nicht als ein Strahl herab. In der dritten Beylage werden die an der Westküste Grönlands vorkommenden Zahnwalle aufgezählt und wichtige Bemerkungen über ihre Lebensweise und Verbreitung beygefügt. Dasselbe gilt von der vierten Beylage, die von den Bartenwallen an der Westküste Grönlands handelt. Zuletzt folgen einige Notizen von Kaufmann Motzfeldt in der Kolonie Julianehaab.

Mit Auszeichnung ist schließlich noch der schönen Ausstattung zu gedenken, die Leopold Voß diesem Werke gegeben hat.

A. W.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des am 30. Juni 1817 in Dresden verstorbenen k. sächsischen Bergrathes Werner von T. L. Hasse. 1848.

Man ist in neuerer Zeit mit den lobenden Beysätzen zu der Erwähnung eines Mannes: „europäischer ja selbst außereuropäischer Ruhm“ so freygebig geworden, daß ein solches Lob von dem Goldwerthe, den es zu Is. Newtons, zu Boerhaves und zu Linne's Zeiten hatte, auf Kupferwerth herunter gekommen ist. Wenn wir von Abraham Gottlob Werner es aussagen, daß sein Name in den Sprachen aller gebildeten Nationen mit Achtung genannt war, und dieses noch fortwährend wird, dann ist die Aussage kein werthloses Schaustück aus Kupfer, sondern sie hat, wie bey Linne's Erwähnung, die Geltung eines ehrlicheren Metalles. Hat doch selbst der berühmteste unter allen seinen Zeitgenossen: Napoleon, dem schlichten sächsischen Bergrath Werner dasselbe Lob einer Berühmtheit, die weit über Europa hinaus gieng, mündlich zugesprochen, als der große Mineralog in Paris bey dem großen nachmaligen Kaiser zur Audienz kam, und in der That der Herrscher der Franzosen hatte keinen Grund dem Lehrer an der Bergakademie zu Freyberg eine Schmeicheley zu sagen.

Und dennoch war es der Lehrer, zunächst der Lehrer Werner, dessen tief eingreifendes Wirken für einen neuen Aufschwung der Naturerkenntniß gleich dem Zuge der Gebirgsketten, deren inneren Bau er ergründet hatte, von einem Welttheil zum andern hinüber gieng. Werner war durch und durch Lehrer; dem Berufe der Bildung seiner Schüler durch Wort und sinnliche Anschauung gehörten die besten Kräfte, gehörte die meiste Zeit seines Lebens an. Mit der Feder schrieb er nur wenig; er schrieb in und durch seine Schüler, die sein Ruf aus den verschiedensten Ländern und Nationen nach Freiberg gezogen hatte, schrieb mithin nicht nur in einer Sprache, sondern in vielen Sprachen zugleich.

Man muß den seltnen, viel verehrten Mann selber gekannt, muß, so wie der Schreiber dieser kurzen Anzeige, das Glück gehabt haben sein Schüler zu seyn, um das in seinem ganzen Umfang würdigen zu können, was Werner als Lehrer war. Dieser blieb unvermählt; ein alter treuer Diener sammt den Seinen sorgte für die Bedürfnisse des einfachen Haushaltes. Werners eigentliche Familie: seine Brüder, seine Kinder, das waren die Männer und Jünglinge, welche in ihm ihren geistigen Vater und Ernährer gefunden hatten. Bald von einzelnen, bald von mehreren Gliedern dieser großen Familie konnte man ihn öfters den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, in und ausser seinen Lehrstunden umgeben finden; in dem Kreise seiner Schüler speiste er gewöhnlich bey der mütterlich für alle ihre Gäste sorgsamen Wittwe: Madame Graf, und mehr noch von dem, was der freundliche Lehrer in seiner immer heitern, belehrenden Weise während des Essens sprach, als von den Speisen gestärkt und erquickt, stand man von der zahlreich besuchten Tafel auf. Wie Kinder, die mit besondrer Liebe an dem Vater hängen, zogen Schüler mit ihm durch die Straße nach seinem Hause, begleiteten ihn auf seinen klei-

nen, kurzen Ausgängen ins Freye, fuhren mit ihm aus und ein in die Gruben, verfolgten ihn sogar auf seinen Reisen, so daß er, wenn er in Dresden oder Karlsbad war, unversehens wieder sich von einzelnen seiner jungen Freunde umgeben sah. Sie konnten nicht anders; es war, als hätte er es ihnen angethan, sie mußten ihm mit solcher Liebe anhangen und er konnte auch nicht anders, er mußte diesem Zuge, der ja von ihm ausgegangen war, entgegen kommen. Erst da schien es ihm recht wohl zu seyn, wo er von seinem geistigen Reichthum geben und mittheilen konnte an Solche, von denen jeder Blick, jedes Wort ihm sagte, wie theuer werth ihnen das sey, was sie von ihm vernahmen oder unter seiner Weisung und Anleitung sahen.

War es denn etwa ein Gefühl von Vereinsamung oder wie vielleicht Manche sagen würden von Langeweile; war es ein Ueberfluß an Muse-Zeit und anderweitiger Geschäftslosigkeit, was diesen Mann bewog so sehr viel Zeit an den belehrenden, freundväterlichen Verkehr mit seinen Schülern zu wenden? In der That, nichts weniger als das. Es hat wenige Männer der Wissenschaft gegeben, welche so ohne Aufhören beschäftigt und thätig waren als Werner.

Auch wenn man, wie dieß je zuweilen geschah, schon am frühen Morgen zu ihm kam, wenn man aus der zutraulichen Mittheilung des Dieners es wußte, daß sein Herr einen großen Theil der Nacht mit der Ausarbeitung der Grubenberichte, in Beziehung auf die Inspectionsgeschäfte des vorhergehenden Tages zugebracht habe, und daß er nun beym Frühstück ausruhe, traf man ihn bey einer neuen Art des Ausruhens an, die ein Andrer nicht so würde genannt haben. Man fand ihn etwa bey einer Tabelle sitzend, die er mit eigner fleißiger Hand entworfen hatte und jetzt zu vervollständigen im Begriff stand; neben ihm lagen Wörterbücher der verschiedensten europäischen und asiatischen Sprachen. Der freundliche Mann ließ gern Jeden, den er für solche Belehrung empfänglich hielt, an der Freude seiner Ausruhestunde Theil nehmen. Er machte kein Geheimniß daraus, daß er damit umgehe, ein polyglottisches Wörterbuch nach einem großartig angelegten Plane und ein allgemeines Etymologicum zu schreiben; jene Tabellen, in denen er die ihrem Sinne nach verwandten Wurzelwörter der vornehmsten bekannten Ursprachen, so wie anderwärts die gleichlautenden zusammengestellt hatte, sollten zu diesem nie veröffentlichten Werke die Grundlage bilden.

Auffallender noch als die vielartig andren Beschäftigungen, denen sich der große Mineralog in seinen Ausruhestunden hingab, mochte Manchem, welcher Werner nicht näher und länger kannte, dieses mühselige und gründliche Forschen über die Verwandtschaft und gemeinsame Abstammung der Sprachen erscheinen; namentlich in einer Zeit, welcher im Vergleich mit der jetzigen noch so wenige Hülfsmittel, so wenig gründliche Vorarbeiten zu Gebote standen. Denn wenn man ihn in dem Lesen von Reisebeschreibungen vertieft oder mit der Betrachtung von Gebirgscharten, mit der Anordnung seiner kostbaren Münzensammlung beschäftigt fand, dann begriff man eher den Zusammenhang solcher Studien mit der Hauptaufgabe seines Lebens: mit Geologie und Mineralogie, als bey seinen langwierigen Excerpten aus Wörterbüchern und allerhand Werken, darin sich einzelne Worte aus den Sprachen der Neger oder Polynesier fanden. Und dennoch stand diese Richtung der geistigen Thätigkeit mit der andern, alltäglichen in einer sehr nahen und nothwendigen innern Beziehung. Denn wie sich in einem gesunden kräftigen Leibe das Bedürfniß regt nicht bloß ein Glied zu bewegen, nicht nur die eine Kraft zu üben, sondern abwechselnd hiermit auch die andern, so liegt in einem gesunden kräftigen Menschengeiste der unabweisbare Drang die einseitige Richtung, welche das Forschen und Wirken im äußern Beruf des Lebens nahm, durch eine andre, entgegengesetzte zu ergänzen. Nach einem anhaltenden Gebrauch der Beugemuskeln wollen die ausstreckenden auch ihr Recht haben und so umgekehrt; die Thätigkeit der einen ist ein wohlthuendes Ausruhen der andern. Darum suchte und fand der treffliche Sprachforscher Leonhard Frisch sein Ausruhen vom gewöhnlichen Berufsgeschäft in der Beobachtung und Beschreibung seiner lebenden Vögel; Locke und Leibnitz erholten sich von ihrer geistigen Anstrengung durch die Beschäftigung der Hände mit mechanischen Arbeiten, und der erstere schien seinen Erfindungen

und kleinen Kunstwerken der letzteren Art fast einen höheren Werth beyzulegen als seinen speculativen Forschungen. Der berühmte Büffon, welcher von Frisch nur die eine Seite seiner litterarischen Leistungen kannte, rühmt sein Werk: die Vögel Deutschlands, als eines der höchsten Meisterwerke im Gebiet der Zoologie, Gelehrte einer andren Richtung ehrten in Frisch den seltnen Meister und Lehrer im Gebiet der Sprachenkenntniß und Sprachenforschung.

Obgleich bey Werner nur die Meisterschaft in der einen der beyden Richtungen seines wissenschaftlichen Strebens zur öffentlichen, allgemeinen Anerkennung gekommen ist, mußte doch Jeder, der ihn in seinem Verkehr mit den jungen Ausländern beobachten konnte, welche sich in Freyberg um ihn versammelten, schon in jener Leichtigkeit, mit der er sich bey Gelegenheit in den verschiedenen Sprachen derselben auszudrücken wußte, sein seltnes Sprachtalent anerkennen. Den jungen Portugiesen wie den Spaniern, den Schweden und Dänen, den Russen und Ungarn, den Italienern wie den Engländern mochte es ganz besonders wohl thun, wenn der verehrte Lehrer, dem sie hieher in die Fremde zugezogen waren, ihnen nicht selten, wenn die gewöhnliche, gemeinsame Conversationssprache, die französische, bey der es freylich die jungen Franzosen am leichtesten hatten, von ihrer Seite nicht ausreichen wollte, in ihrer eignen Muttersprache aushalf und wenn er selbst, bis sie des Deutschen hierzu mächtig genug waren, zum Theil in ihrer Sprache ihnen Unterricht gab.

Denn, um dieses hier beyläufig zu erwähnen, die kleine Freiberger Bergakademie war zu Werners Zeit ein Ort des friedlichen Zusammentreffens und des gemeinsamen, wissenschaftlichen Verkehres von Männern und Jünglingen geworden, die sich wohl selten irgendwo anders in solcher Weise zusammengesellt finden. Es gab da Solche (aus Sibirien), denen die mongolische Abstammung in unverkennbaren Zügen aufs Angesicht geprägt war; neben dem blonden Norweger saß im Hörsaal der brunette Portugiese; der Engländer mit dem Magyaren, der Amerikaner von englischem oder spanischem Geblüt wetteiferten mit einander in dem Streben nach jener wissenschaftlich bergmännischen Erkenntniß und Tüchtigkeit, deren Erwerb der Zweck ihres Hierseyns war.

Man darf das jedem Reisenden in ferne Länder vorausversprechen, daß er noch jetzt überall da, wo der Bergbau in rationeller Weise betrieben wird, oder wo Freunde und tiefer gründende Kenner der Gebirgskunde und Mineralogie leben, wenn nicht einzelne, vormalige Schüler von Werner, doch solche treffen werde, die in ihm den großen Lehrer ihrer Lehrer anerkennen. In Brasilien wie in Peru und Mexico, in Ostindien wie in Sibirien finden sich Mineraliensammlungen, die nach dem Werner'schen System geordnet sind; die Bergwerke bey Adelaide in Neuholland, so wie in neuester Zeit die Goldwühlereien in Californien haben ihre tüchtigsten Arbeiter und Führer des Betriebes aus der freibergisch-wernerischen Schule empfangen. Namentlich hat sich, noch zu Lebzeiten unsers deutschen Geologen und Mineralogen in England eine Wernerian Society gebildet, die in ihren weit verbreiteten Zweigen noch jetzt kräftig fortblüht und durch ihre Leistungen den Namen unsers trefflichen Landsmannes ehrt.

Das, was Wernern eine solche noch immer fortlebende, liebevolle Beachtung in der Nähe und Ferne erwarb, haben wir schon oben angedeutet; wir erwähnen nun auch etwas ausführlicher jener eigenthümlichen Verdienste um die Wissenschaft, die seinen Ruhm als Urheber einer neuen Periode der Geologie und Mineralogie begründeten. Wie der Beruf zu diesem Tagwerk seines Lebens aus den natürlichen Anlagen und dem Einfluß der äußeren Verhältnisse hervorgegangen und durch die Anforderungen des damaligen Standes der Wissenschaft bekräftigt worden sey, das mag uns ein Blick auf die Jugendgeschichte des Mannes lehren.

Die Neigung zur Mineralogie und Bergbaukunde war ein uraltes Erbstück der Werner'schen Familie. Seit dem 16. Jahrhundert, das wußte man aus dem kleinen Hausarchiv, waren die Vorfahren unsers Mineralogen Besitzer von Eisenhütten-

und Hammerwerken gewesen, namentlich hatte der Großvater desselben das Dobrahüttenwerk zu Ludwigstadt bey Baireuth erbaut und besessen, der Vater aber hatte die ruhigere Stellung eines Inspectors über die gräflich Solm'schen Eisenhüttenwerke bey Wehrau in der Oberlausitz den Sorgen des eigenen Besitzes vorgezogen. Für die eigenthümliche Entwicklung seines nachmals so berühmt gewordenen Sohnes (der ihm am 25. Septbr. 1750 geboren ward) hätte keine günstigere Lage gefunden werden können. Selbst die Umgebung des Ortes mußte zur Erweckung des Talentes, das in dem Knaben schlummerte, das Ihrige beytragen; Werner erzählte seinen vertrauteren Schülern öfters, wie der Anblick eines Hügels, an dessen steil, gegen die vorbeyfließende Quais hinabstürzenden Wänden die schichtenweise Auflagerung der Massen sehr deutlich ins Auge fiel, ihn schon als Kind angezogen und ins Nachdenken über die Weise, wie dieses entstanden seyn möge? geführt habe. Die kleinen Stücke von Bleyglanz, Kupferkies, Zinnstein, die ihm sein Vater je zuweilen als Lohn des Fleißes schenkte, waren ihm Kleinode und die liebste Lust seiner Augen; was die Nachbarschaft von Fossilien darbot (es war freylich nur wenig), das lernte er bald unterscheiden und trug es eifrig zusammen. Wenn ihm der Vater seine Lieblingsgeschichten von Bergwerken erzählte, dann konnte er sich nicht satt hören und seine Fragen giengen oft weiter als die Erfahrungen und Anschauungen des Erzählers. Als er lesen gelernt hatte, gewährten ihm nächst der biblischen Geschichte jene Bücher seines Vaters die liebste Unterhaltung, die von Bergwerken und von seltnen Steinen handelten.

In seinem neunten Jahre brachte ihn sein Vater in die Waisenhausschule nach Bunzlau, wo er bis zu seiner Confirmation blieb, dann aber sogleich nach seiner Rückkehr ins väterliche Haus, im fünfzehnten Jahr seines Alters eine Hüttenschreiberstelle versehen mußte. Der Wunsch des Vaters und die Aussichten des Sohnes giengen damals nicht über den Kreis des väterlichen Geschäftes hinaus, der wohlwollende Graf Solms hatte dem letzteren bereits das Versprechen gegeben, daß er der Nachfolger seines Vaters im Inspectoramte werden solle. Drey Jahre hatte Werner beym Schreiben von Rechnungen und Berichten gesessen, that dieß aus Gehorsam und Liebe, daß er sich aber dabey nicht wohl befand, das gab sich durch eine allmählig zunehmende Kränklichkeit kund, die ihm zuletzt, nach dem Rathe der Aerzte, den Gebrauch des Karlsbades nöthig machte.

Weder er noch die Seinigen ahneten damals, welche bedeutende Folgen diese Kränklichkeit für sein ganzes künftiges Leben haben und was er schon auf dem Wege nach den böhmischen Heilquellen finden sollte. Dieser Weg führte über Freiberg. Als der Jüngling die dortigen Grubengebäude, die Pochwerke, die Schmelzhütten und alle andren kunstreichen Werke sah, die dem hochgediehenen Freiberger Bergbau dienten, da war es ihm wie einem, der aus Jahre langer Gefangenschaft im engen, dumpfigen und dunklen Zimmer heraustritt in das gesunde, naturgemäße Element der freyen Luft und des Sonnenscheins. Er fühlte sich da in seinem natürlichen Element, in seiner geistigen Heimath; ihm war es so wohl, daß er kaum noch der Reise nach dem Bade bedürftig schien. Die lebhafte, gründlich forschende Weise, in welcher der Jüngling all das Neue, das er hier sah, beachtete, seine bescheidnen, verständigen Fragen und treffenden Aeußerungen über Manches, das dem Kreis seiner Erkenntnisse nahe lag, erregten die Aufmerksamkeit mehrerer Beamten, die mit ihm zusammentrafen, sie erkannten in ihm den künftigen tüchtigen Bergmann, und ihrer Anerkennung hatte es Werner zu danken, daß sein Vater, bald nachdem der Sohn von der Badereise heimgekehrt war, sich geneigt finden ließ, dem Wunsche desselben nachzugeben und ihn auf die neu errichtete Bergakademie nach Freiberg zu senden, damit er dort vornämlich metallurgische Chemie studiren und dadurch für seine künftige Stelle in Wehrau sich besser vorbereiten solle.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des am 30. Juni 1817 in Dresden verstorbenen k. sächs. Bergrathes Werner.

(Fortsetzung).

Um Ostern 1769 zog Werner in der berühmten Bergstadt ein, die er schon damals vor allen Städten der Erde als eine geistige Heimath liebte, ohne zu ahnen, daß sie ihm dieses wenige Jahre nachher auch in leiblicher Hinsicht werden sollte. Mit einem Eifer und Fleiß, wodurch er ohne allen Vergleich weit über alle andren Zöglinge der Akademie hervorragte, benutzte Werner die zum Theil dürftigen Mittel der Belehrung, die sich ihm in den öffentlichen Vorträgen, noch mehr aber jene, die sich ihm durch das Befahren der Gruben, durch die Theilnahme an dem praktischen Betrieb der Metallurgie darboten.

Die eigentliche Seele der Anstalt war der Curator (und theilweise Begründer) der Bergakademie: Papst von Ohain, welchen Werner als den größesten der damaligen Mineralogen rühmt. Dieser gewann, aus innrer Verwandtschaft, eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu dem seltnen Jüngling; er hatte gesehen, mit welchem Eifer dieser die sehr unbedeutende Mineraliensammlung betrachtete und durchforschte, die dem Unterricht Preis gegeben war, er rief ihn zu sich ins Haus und verstattete ihm den Zutritt zu seiner eignen, für jene Zeit überaus reichen, wissenschaftlich vollständigen Sammlung. Wenn bey solcher Gelegenheit der junge Akademist seinem hocherfahrenen Gönner die Beobachtungen mittheilte, die er schon damals über die Structur der Gebirge und über die Lagerstätten der Fossilien gemacht hatte, so wie seine selbst entworfnen schematischen Anleitungen zur Prüfung und Beurtheilung des Betriebes, und zur wohlgeordneten deutlichen Beschreibung desselben, dann erwachte in dem Curator der Wunsch, daß Werner der Anstalt für immer erhalten werden möge. Zu diesem Zwecke trug er demselben schon damals Dienste bey den königlich sächsischen Bergwerken an, Werner jedoch fühlte sich durch die Wünsche seines Vaters gebunden und für jede feste Anstellung noch zu unreif, sein Verlangen nach weitrer Ausbildung führte ihn, mit Bewilligung seines Vaters, im J. 1771 auf die Universität Leipzig.

Auch hier erwarb er sich in Kurzem die Achtung und Zuneigung seiner Lehrer, unter denen wir nur Gehler (den Verfasser des physikalischen Wörterbuches), den Naturforscher Leske und den weniger bekannten, als Lehrer der Arzneikunde und als praktischen Arzt jedoch ausgezeichneten Gallisch nennen. Außer jenen Wissenschaften, welche im Kreise seines künftigen Berufes lagen, beschäftigte ihn vorzugsweise das Studium der Sprachen, obwohl zunächst nur der neueren.

Das freundschaftliche Verhältniß mit Gehler, so scheint es, gab unsrem jungen Mineralogen die erste Anregung zu einem Unternehmen, durch welches er auf eine neue Stufe seiner geistigen Entwicklung und Wirksamkeit gefördert und seinem Beruf zum Lehramt zugeführt wurde. Gehlers älterer Bruder hatte schon im J. 1757 eine lateinische Dissertation de characteribus fossilium externis geschrieben und seit 1770 hatten Hill und Wallerius durch ihre Schriften das Bedürfniß einer äußern Kennzeichenlehre der Fossi-

lien ausführlicher zur Sprache gebracht, ohne dasselbe hinlänglich zu befriedigen. Werner übersetzte die Dissertation ins Deutsche und wollte dieselbe durch Anmerkungen bereichern, da entschloß er sich auf den Rath einsichtsvoller Freunde, statt eines solchen Anbaues an ein fremdes, unvollständiges Werk, selber Hand anzulegen an die Bearbeitung einer ihrem Zwecke wirklich entsprechenden (gleichsam) Grammatik der Mineralogie: er schrieb seine Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Fossilien, die im J. 1774 im Druck erschien. In ihrer Art bildete diese kleine Schrift eben so die Grundlage für eine leichtfaßliche, großentheils naturgemäße systematische Anordnung der Mineralkörper als Linné's Beachtung der Sexualverhältnisse für das Reich der Pflanzen.

Diese ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeit, welche in kleinem Umfange den Keim einer großen Entwicklung enthielt, blieb von Werners wohlwollendem Gönner, dem Curator Papst von Ohain nicht unbeachtet und unbenützt. Jener war im Herbst 1774 von der Universität in seine Heimath zurückgekehrt und so eben mit den Vorbereitungen zu einer mineralogischen Reise begriffen, da erhielt er den Ruf zur Stelle eines Inspectors so wie Lehrers der Mineralogie und Bergbaukunde an der Bergakademie zu Freiberg. Einer solchen ehrenvollen, dem Talent wie den Neigungen seines Sohnes ganz angemessnen Aussicht mußten alle wohlgemeinten Pläne des Vaters weichen, Werner folgte mit Freuden und mit voller Zustimmung seines Vaters dem erhaltenen Rufe.

Welch andrer Ort, welch andre Stellung hätte auch günstiger gefunden werden können für die allmähliche Entwicklung der Gaben, die in dem Gerufenen lagen, für die kräftige, weit über die nächsten Schranken der Zeit und des Raumes hinausreichende Wirksamkeit desselben! Wer Freiberg und den Reichthum der verschiednen Gebirgsarten so wie der einfachen Gesteine, die das angränzende Gebirge der Sudeten enthält, näher kennt, der weiß es, daß nur wenige Gegenden der Erde sind, die in so engem Raum eine solche Mannichfaltigkeit der Formen des Mineralreiches zu Tage legen. Ein Weg von wenig Stunden oder Meilen führt den sachkundigen Wanderer über die verschiedenartigsten Gebirgsformationen; der Eingang in die verborgne Tiefe, zu den Lagerstätten der Erze und der sie begleitenden Fossilien ist nach allen Seiten hin durch die zahlreichen Grubengebäude geöffnet. Dieser Landstrich ist eine Mineraliensammlung im Großen, der Sammler, der diese zu benutzen weiß, kann schon durch Tausch allein auch vom Ausland her die meisten zur Ergänzung des Naheliegenden nöthigen Materialien eines Mineraliencabinettes sich verschaffen.

Werner wußte alsbald nach dem Eintritt in sein Lehramt diese Begünstigung, die ihm seine Umgebung darbot, wohl zu benutzen, und so entstand unter seinem Händen eine für den Unterricht höchst brauchbare Mineraliensammlung, zu deren Vermehrung er kein Opfer, keine Entsagung scheute; eine Sammlung, welche in der Folge durch seine treuen, von Mexico bis nach Nertschinsk, von Norwegen und Schweden bis an die Südspitze der iberischen Halbinsel verbreiteten Schüler, so wie durch andre Freunde des trefflichen Mannes so reichlichen Zuwachs erhielt, daß sie bald als eine in ihrer Art einzige dastand. Man konnte da, vom Demant an bis zum gemeinen Kalkstein die Abänderungen einer und derselben Fossilienart an Farbe, Glanz, Graden der Durchsichtigkeit, äußerer Gestaltung, in einer wahrhaft bewundernswürdigen Vollständigkeit neben einander sehen; die systematische Anordnung zeigte die Verwandtschaft der Familien, der Ordnungen und Klassen in einer unverkennbaren Weise.

Die Sammlung jedoch, ein Meisterwerk in ihrer Art, war nur das Instrument, auf dem sich der Meister im Lehren und Beschreiben dessen, das man da sah, vernehmbar machte. Welche Kluft lag bey dem Eintritt Werners in das Lehramt der Mineralogie zwischen dem Jetzt und Vormals, ja zwischen der Handhabung seines Systemes und dem in den damaligen Schulen eingeführten Nothbehelfe der Zusammenstellung der Fossilien, die man z. B. in Erden und Steine, in Metalle und Halbmetalle eintheilte. Als Werner, wenige Jahre vor seiner Anstellung, in Freiberg Mineralogie hörte, da bestand der Vortrag in nichts Weiterem, als daß man die Fossilien vorzeigte und ihren Namen dem Schüler nannte, einen Namen, der bey der damaligen Sucht neue Namen zu schaffen, öfters so ungereimt

und unpassend war, daß er bald mehreren specifisch verschiednen Arten gemeinsam ertheilt ward, bald aber auch solche, die zusammengehörten, als ganz verschiedene von einander trennte. Schwerlich gewann bey solchen Vorträgen der Zuhörer so viel, daß er selbst nur den Quarz, den kohlensauren Kalk, den Feldspath oder ein andres vielverbreitetes Fossil in all seinen verschiednen äußeren Abänderungen unterscheiden und erkennen lernte.

Bey Werners Vorträgen war dieses anders. Der Lehrer sagte da nicht nur, wie der Stein heiße, sondern er zeigte, was derselbe nach allen seinen Eigenschaften sey und wie derselbe durch die Gesammtheit eben dieser in die Sinne fallenden Eigenschaften oder äußern Kennzeichen von allen andern Steinen sich unterscheide. Obgleich in der überaus genauen Beschreibung, bey welcher ein einziges, sinnlich wahrnehmbares Kennzeichen übersehen wurde, jene Eigenschaften vorangiengen, welche zuerst noch vor der Berührung des Fossils ins Auge fallen: Farbe, Glanz, Gestalt, dann jene folgten, die sich nur durch nähere Prüfung und Berührung vom Gefühl, Geschmack oder durch Anwendung von Werkzeugen wie Messer, Feile, Feuerstahl, chemisch auflösende Mittel, Löthrohr, u. s. w. wahrnehmen lassen, blieb dennoch den wesentlicheren Kennzeichen z. B. der Schwere, Härte ihr gebührender Vorrang vor den minder wesentlichen, dergleichen die Farbe ist. Auch die künstliche Zergliederung, durch welche der innre Bau sichtbar wird, blieb von Werner nicht unbenutzt; er machte z. B. schon frühe auf die verschiedne Spaltbarkeit des Apatits und des Kalkspathes aufmerksam, zeigte am Flußspath jene Verwandtschaft der verschiednen Formen des regulären (tesseral-) Systemes der Krystalle, welches er schon vor Hauy nach allen seinen Uebergängen vollständig entwickelt hatte.

Wie diese Behandlungsweise der Mineralogie, im schriftlichen und mündlichen Vortrage, eine ganz andre und ungleich vollkommnere sey als die bis dahin im Gebrauch gewesene, das konnten alle Sachverständigen aus Werners Bearbeitung von Cronstedts Mineralogie ersehen, davon im J. 1780 der erste Band erschien. Unter allen Werken über Mineralogie hatte ihm das Handbuch von Cronstedt am meisten zugesagt, aus ihm hatte er auch die Eintheilung in die vier Classen der erdigen, salzigen, brennlichen und metallischen Fossilien so wie die chemische Grundlage des Systemes im Ganzen entnommen, er hatte dasselbe in der Uebersetzung von Wiedemann und Brünnich zum Leitfaden für seine Lehrvorträge gewählt. Dennoch genügte ihm Cronstedts Weise nicht ganz, weil bey ihr die Beschreibung nach äußern Kennzeichen öfters sehr vernachläßigt war; mit Leichtigkeit hatte er sich der schwedischen Sprache mächtig gemacht, er behielt in seiner Uebersetzung das Originalwerk als Grundtext bey, fügte jedoch die äußeren Beschreibungen der Mineralien nach der Methode seiner Kennzeichenlehre hinzu, wobey zum ersten Mal auf die Gestalt der abgesonderten Stücke Rücksicht genommen war. Bey der sorgfältigen Beachtung der sinnlichen Eigenschaften ergab sich dann von selbst eine naturgemäßere, richtigere Anordnung der Fossilien als selbst die von Cronstedt gewesen war, und zum ersten Mal ließen sich an jener Arbeit die Grundlinien jenes wohlgeordneten Systemes erkennen, welches eine lange Reihe von Jahren hindurch bey den Anordnungen der Sammlungen wie für die Lehrvorträge von Nertschinsk bis nach Mexico und Brasilien das beliebteste und herrschende wurde.

Jene tiefer gründende Betrachtung und Beschreibung der Fossilien, wodurch sich Werner um die Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erwarb, bahnte ihm zugleich den Weg zur Lösung einer andern, höheren Aufgabe seines Lebens: zu seinen Forschungen über die Geschichte des großen Ganzen, dessen einzelne Theile die Steinarten und Atmosphärilien sind. Was dieses bedeutungsvollste Gebiet von Werners wissenschaftlichen Wirken betrifft, so können wir dasselbe nicht würdiger und besser bezeichnen, als dieß der berühmteste Schüler (zugleich auch nächst dem nachmaligen Minister von Stein einer der ältesten) des Freiberger Mineralogen gethan hat. Dem Beyspiel des vor uns liegenden biographischen Abrisses folgend, führen wir hier wörtlich an, was Alexander von Humboldt in seinem „geognostischen Versuch über die Lagerung der Gebirgsarten in beyden Erdhälften“ von Werner als „dem Begründer der wahrhaften Geognosie“ gesagt hat.

„Werner, das geognostische Wissen schaffend, erkannte mit bewundrenswerthem Scharfsinn alle Beziehungen, die bey Betrachtung des Unabhängigen der Formationen aus dem Gebiete der Ur-, Uebergangs- und Flötzzeit beachtet werden müssen."

„Er lehrte was man zu beobachten habe, was man wissen müsse; er hat in Gegenden, deren Untersuchung ihm nicht vergönnt gewesen, einen Theil der Entdeckungen vorbereitet; er hat, möchte man sagen, einen Theil der Entdeckungen vorgefühlt, womit die Geognosie nach ihm bereichert worden."

„So kann irgend ein sehr beschränkter Raum der Weltfeste, eine Gegend von wenigen Quadratmeilen Ausdehnung, in welcher die Natur viele Formationen vereinigt hat, — gleich dem wahrhaften Mikrokosmos alter Philosophen — im Geiste eines bewährten Beobachters sehr richtige Gedanken erwecken über die Grundwahrheiten der Geognosie. So waren die meisten der früheren Ansichten Werners, selbst jene, die der berühmte Mann schon vor dem Jahre 1790 erfaßt hatte, von einer Richtigkeit, welche noch heutigen Tages Bewundrung erweckt."

— — „Die Gelehrten aller Lande, selbst jene, die frey sind von jeder Vorliebe für die Freiberger Schule, haben Werners Ansichten als Grundstütze ihrer Klassificationen beybehalten."

Seit dem Jahr 1775 hatte Werner Vorlesungen über die Gebirgslehre gehalten und darin auf die Verschiedenheit der größeren festen Massen, daraus die Erdrinde gebildet ist so wie auf die Reihenfolge aufmerksam gemacht, in welcher die Ablagerungen derselben in der Regel sich finden. Er hatte dabey, wie A. v. Humboldt in dem eben angeführten Zeugniß über die Verdienste seines Lehrers sagt, jene Anschauungen zu Grunde gelegt, die sich ihm in dem sehr kleinen Landstriche darboten, den er bewohnte und auf seinen Wanderungen von sehr geringer Ausdehnung kennen lernte. Es mußte ihm deßhalb eine große Befriedigung gewähren, daß der berühmte Pallas, ohne von Werners Ansichten etwas zu wissen, durch seine in Sibirien gemachten Beobachtungen auf ein Resultat gekommen war, das mit dem seinigen, in Beziehung auf die Auflagerung der Urgebirge und Flötzgebirge so nahe übereinstimmten. Pallas hatte die von ihm aufgefundnen Thatsachen schon im J. 1777 der Petersburger Akademie der Wissenschaften vorgelegt, im J. 1778 wurden sie in Deutschland bekannt. Auch Saussures Beobachtungen über die Gebirgsformationen der höchsten europäischen Alpen ergaben dasselbe Resultat, das unser deutscher Geognost in seinem kleinen Erzgebirge gefunden hatte.

Wenn sich jedoch auch viele, ja in einigen der wesentlichsten Grundzüge alle fremde, in sehr verschiedenen Weltgegenden gemachte Beobachtungen bestätigend an Werners Theorie der Gebirgsbildung anschloßen, so gab es doch auch andre, welche sich nicht in dieses System fügen wollten, ja welche damit in geradem Widerspruch zu stehen schienen. Es liegt jedoch außer dem Plane dieser kurzen Anzeige die Gründe, namentlich für und wider das relative Alter der verschiednen Gebirgsformationen, wie Werner dasselbe annahm, zu beleuchten. Gerade in dieser Hinsicht, in Beziehung auf die Einwürfe der Vulkanisten und Plutonisten, nach deren Ansicht das Aelteste zum Jüngsten, das Jüngste zum Aeltesten werden sollte, hat Werner einen Vertheidiger an einem seiner gründlichst forschenden, einsichtsvollsten Schüler, an J. N. Fuchs gefunden, auf dessen „Theorien der Erde", so wie auf die Abhandlung über „Morphismus und Amorphismus", mitgetheilt in dieser Zeitschrift, wir uns hier berufen. Werner suchte überall den sichren Weg der Schlüsse von dem Naheliegenden, genauer Bekannten auf das Fernerliegende zu gehen, und wenn er hierbey zuweilen in ähnlicher Weise irrte, als dieß einem Künstler geschehen würde, der mit der Wirkung des Lichtes im Daguerrotyp noch ganz unbekannt, über die Zeit entscheiden sollte, welche ein vermeintlicher Künstler zur Ausführung aller der Zeichnungen gebraucht habe, die der Lichtstrahl in wenig Secunden auf der Metallplatte hervorrief, dann trifft dieser Vorwurf nicht ihn allein, sondern eben so sehr, und noch mehr, seine Gegner. Zur Entscheidung über Ereignisse, welche unermeßbar weit über die Grenzen des Jetzt und unsere Anschauung hinausliegen, ist unsre Wissenschaft noch viel zu jung und unmündig.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

I. Die Enstehung des Embryo der Phanerogamen, eine Reihe mikroskopischer Untersuchungen von Wilh. Hofmeister. Leipzig 1849.

II. Botanische Beobachtungen von D. F. Unger. VI. Die Entwicklung des Embryo von Hippuris vulgaris. Bot. Zeitung 7. Jahrg. (1849) Stück 18.

III. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrnkräuter von J. Grafen Leszczyc-Sumiński. Berlin 1848.

IV. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrenkräuter von Dr. Albert Wigand. Bot. Zeitung 7. Jahrg. (1849) Stück 2—7.

V. Ueber die Fruchtbildung und Keimung der höhern Kryptogamen von W. Hofmeister. Ebend. Stück 45.

VI. Zur Fortpflanzung der Gefässkryptogamen. In Beiträgen zur Botanik von G. Mettenius D. Med. Heft I. Heidelb. 1850 *).

---

*) Der in den oben erwähnten Schriften behandelte Gegenstand ist so wichtig, daß er die Blicke der Botaniker in neuester Zeit vorzugsweise concentrirt. Bey der innigen Beziehung, in welcher die verschiedenen hier eingeschlagenen Richtungen zu einander stehen, schien es daher zweckmäßig, sie in Kürze vergleichend darzustellen.

I. Die Beschaffenheit und das Verhalten des Cytoblasten (Zellkerne) bey der Zellbildung, so wie die ursprüngliche Entstehung des Keimlings (Embryo) im Saamen der Phanerogamen sowohl, als an dem sogenannten Vorkeim der Gefäßkryptogamen, gehören zu den wichtigsten Fragen in der Pflanzenphysiologie. Das geheimnißvolle Dunkel, welches diese Bildungsakte umgibt, gestattete lange Zeit der Wissenschaft nur Vermuthungen. Der Verbesserung der Mikroskope und einer orientirteren Untersuchungsmethode war es vorbehalten, hier neue Bahn zu brechen. Durch Amici, Brongniart und Rob. Brown wurde festgestellt, daß die schlauchförmig erweiterte Pollenzelle (Blumenstaub) von der Narbe des Pistills durch den Griffelkanal in die Höhle des Fruchtknotens sich verlängere, und daselbst sich in den Knospenmund der Eychen begebe. In wie ferne nun die Bildung des Embryo innerhalb des Keimsackes mit diesem Verhalten des Pollenschlauches in Beziehung stehe, war die nächste Frage. Zwey Ansichten darüber bekämpften sich. Gemäß der einen bildet sich der Embryo aus einer schon vor dem Eindringen des Pollenschlauches im Keimsacke (der selbst wieder nur eine erweiterte Zelle im Gewebe des Eykernes ist) befindlichen Zelle, die aber, um zum Embryo werden zu können, der befruchtenden Einwirkung des sich ihr mittlerweile nähernden Pollenschlauches bedarf. Die andere Ansicht ist die, daß der Pollenschlauch in den Keimsack selbst dringe und daselbst vermöge einer in seinem blinden Ende stattfindenden Zellbildung zum Embryo werde.

Dieser letzteren Ansicht hat Schleiden durch zahlreiche, auch von andern tüchtigen Forschern con-

statirte Beobachtungen viele Anhänger verschafft. Seine Darstellungen des Vorganges, wie sich in dem Ende des Pollenschlauches, nachdem er im Keimsacke angelangt ist, das Keimbläschen, in diesem später das Keimkügelchen, und dieses endlich sich zum Embryo bildet, sind so sprechend *) und die Erklärung des ganzen Herganges so einfach und befriedigend, daß sich diese Entdeckungen zu den glänzendsten Erfolgen der wissenschaftlichen Thätigkeit unserer Zeit rechnen lassen. Durch sie hatte nicht bloß die Pflanzenphysiologie, sondern auch die Systematik einen neuen Standpunkt gewonnen; denn nun erschien das Verhältniß der sogenannten Kryptogamen zu den Phanerogamen völlig verändert, da die Analogie zwischen Pollenkorn und Spore hergestellt war.

Die erstere Ansicht, welcher Amici, der Entdecker des Pollenschlauches, Brongniart, Mirbel, Hugo von Mohl, C. Müller sich zugethan zeigten, hat nun auch an Hofmeister in der oben angezeigten Schrift einen kräftigen Vertreter gefunden.

Diese Schrift enthält die Schilderung der Entwicklungsgeschichte des Embryo von dem ersten Entstehen der Keimknospe (Gemmula, Eychen), ja selbst der Placenta an bis zur Bildung des Keimkörpers in einer Reihe Beschreibungen und sehr schön gearbeiteten bildlichen Darstellungen (14 Tafeln) seiner Beobachtungen, die er über den Befruchtungsact an Pflanzen aus neunzehn sehr verschiedenen Familien, so wie über den Zellbildungsproceß angestellt hat.

Es giebt kaum schwierigere Untersuchungen, als die Verfolgung der Entwicklungsgeschichte bey solchen Objekten, wo abgesehen von ihrer Kleinheit und der Schwierigkeit sie zu präpariren, ihre Isolirung aus dem organischen Zusammenhange immer nur eine einzige Bildungsstufe beobachten läßt, die in diesem Zustande der Fähigkeit beraubt ist, sich weiter zu entwickeln. Dieser Schwierigkeit ungeachtet legt uns H. die Geschichte deiser Entwicklungen in der ununterbrochenen Aufeinanderfolge ihrer verschiedenen Bildungsstufen vor Augen mit einer Ausführlichkeit, die Zelle für Zelle den Bildungsgang verfolgt.

Aus den Resultaten dieser Untersuchungen lassen sich folgende, in der Befruchtungsfrage wichtige Momente hervorheben.

1. Es entsteht in der Inhaltsflüssigkeit des Keimsackes eine Anzahl feiner Zellkerne, selten weniger, meist mehr als drey. Sie begeben sich vorzugsweise an das obere, der Mikropyle zugewandte Ende des Keimsackes. Entstanden mehr als drey, so pflegen sich die übrigen auch an das entgegengesetzte Ende desselben zu lagern und bey noch größerer Anzahl finden sie sich sogar in seiner Mittelregion. Um diese Kerne bilden sich freye sphärische Zellen. Die am Mikropyleende meist zu drey vorhandenen sind die Keimbläschen (im Sinne Amici's, vielleicht gleicher Bedeutung mit den Corpusculis R. Brown's).

2. Ihre Bildung hat sich häufig zu einer Zeit vollendet, ehe noch der Pollenschlauch sich dem Keimsacke näherte: z. B. bey Canna schon 36 Stunden vor dem Aufspringen der Anthere (S. 9).

3. Die Keimbläschen, nicht aber die Pollenzellen, sind die Grundlage der neuen Pflanze. Der Verf. hält sämmtliche Keimbläschen für gleich befähigt, sich zu Embryonen zu entwickeln, wenn auch bey der größern Mehrzahl von Pflanzen nur ein einziges zu dieser Entwicklung ge-

*) Schleiden hat selbst die Bildung einer Art von Embryo extrauterinus aus dem Pollenschlauche beobachtet und abgebildet (Grundzüge der wiss. Botanik II. Tab. IV. Fig. 6. 7.); ein sehr gewichtiges Argument gegen die Ansicht seiner Gegner! Der Pollenschlauch ist nämlich statt in den Nucleus, zwischen das äußere und innere Integument desselben gelangt und entwickelt sich daselbst zu einem rudimentären Embryo (a. a. O. S. 583). Ueberdieß hat Schleiden das Keimbläschen im Zusammenhange mit dem Pollenschlauche in unverletzter Continuität an verschiedenen Pflanzen frey präparirt.]

langt. Die übrigen werden dann wieder resorbirt und zwar bald vor, bald während, bald nach dem Antreten des Pollenschlauches.

4. Der Pollenschlauch erreicht endlich den Keimsack. Sein Verhalten daselbst ist verschieden und hängt von der Beschaffenheit der Membran des Keimsackes ab. Wenn diese derb ist, legt er sich außen um den Keimsack; wenn sie weich ist, stülpt er diesen etwas ein; bey noch größerer Zartheit durchbricht er die Membran desselben. „In allen Fällen aber bleibt das zu befruchtende Keimbläschen eine völlig geschlossene Zelle; ein directer Uebertritt eines Theils des Inhaltes des Pollenschlauches in das Innere des Keimbläschens ist schlechterdings unmöglich.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des am 30. Juni 1817 in Dresden verstorbenen k. sächs. Bergrathes Werner.

(Schluß.)

Von verschiednen Seiten her wurden unsrem tiefforschenden Geognosten zwey Vorwürfe gemacht, welche mit einander im vollkommensten Widerspruch standen. Einige sagten ihm nach, er habe in zu übergläubiger Weise die Grundzüge seines geologischen Systemes der heiligen Urkunde anzupassen gesucht, seine allzugewissenhafte Religiosität habe ihn in seinen Forschungen über die Bildungsgeschichte der Gebirge partheiisch und kurzsichtig gemacht. Andre, auf der entgegengesetzten Seite giengen so weit, daß sie ihm eben jenen wesentlichsten Zug seines innern Wesens: die Religiosität gerade zu absprechen wollten. Wir hätten beider Arten der Vorwürfe, namentlich des letzteren, kaum erwähnt, wenn nicht der Biograph, den wir in der oben erwähnten Denkschrift vor Augen haben, besonders diesen, aus Liebe zu dem Verstorbenen, mit solchem Ernst hervorgehoben hätte. Wer an Werner den tiefen religiösen Ernst, von welchem sein ganzes Wesen durchdrungen war, verkennen konnte, der hatte diesen Mann überhaupt niemals recht gekannt. Werners christgläubiges Gemüth sprach sich allerdings auch in seiner Ehrfurcht gegen die mosaische Urkunde, da wo er von dem Entstehen der Erdveste zu reden hatte, mehr aber noch und öfter in der Liebe zu Gottes Wort und Offenbarung aus, so wie in seinem kindlich frommen Urtheil über das ganze geistige Gebiet des Glaubens. Den nachmaligen Missionär in Persien, Dietrich, hatte er für seinen Beruf geweckt und erzogen; als derselbe noch Knabe war hatte ihn Werner, den er nachbarlich besuchte, um Bilder und schöne Steine zu sehen, biblische Geschichten erzählt, ihn zum Lesen der heiligen Schrift zuerst in der Muttersprache, späterhin im Hebräischen angeleitet. Dietrich dachte stets mit dankbarer Liebe an die (meist Sonntags-) Stunden, in denen er von dem berühmten Mineralogen ein Kleinod des innern Lebens empfieng, zu dessen Besitz die Vorträge der berühmtesten Theologen jener Zeit ihn schwerlich geführt hätten. Ueberhaupt pflegte Werner im Kreise seiner jungen Freunde und Zuhörer bey jeder Gelegenheit mit inniger Wärme und Ehrfurcht von der heiligen Schrift und von den ewigen Wahrheiten des Christenthumes zu reden; er that dieses öfters mit einer Begeisterung, der man es anfühlte, wie sehr diese Sache ihm Ernst sey, und dafür vor Allem zeugte auch sein Wandel und Leben. Wenn er aber Andre etwa zum fleißigen Besuch der Kirche ermahnte und hierin nicht mit seinem Beyspiel vorangieng, so lag der Grund davon theils darin, daß in ihm ein Suchen und ein reicher Besitz Dessen war, was er dort nicht fand, theils aber in einer leiblichen Verwöhnung, welche allerdings zu den Schwächen des großen Mannes gehörte. Werner, der in jüngeren Jahren öfters an den schmerzhaftesten Folgen von Erkältung gelitten hatte, pflegte namentlich die Vormittagsstunden in einer Zimmertemperatur zuzubringen, welche der des tropischen Klimas gleich kam. Selbst in den Sommermonaten wurde sein Ofen in den Frühstunden geheizt und alle seine Schüler und näheren Bekannten werden sich erinnern, welche Selbstüberwindung es kostete selbst in der Nähe des Fensters die russische Badewärme auszuhalten, die Werner mit einem sichtlichen Be-

hagen, ganz nahe am Ofen sitzend, aus der ersten Hand genoß. In dieser seltsam übertreibenden Selbstpflege hatte er sich durch das Lesen von allerhand medicinischen Schriften noch bestärkt, aus denen er sich vorzugsweise das herausnahm, was mit seinen Ansichten über die Gesundheitspflege einstimmte. Der liebe Mann hielt sich zuletzt für einen beständig Kranken, der sich vor der Möglichkeit jedes Luftzuges hüten müsse und sah sich deßhalb Manches nach, was Andre ihm als Pflicht des bürgerlichen Anstandes zumutheten.

Da wir hier einmal von Werners Schwächen reden, dürfen wir auch jene nicht unerwähnt lassen, welche selbst vor den Ohren der gelehrten Mitglieder des National-Institutes von Paris bey feyerlicher Gelegenheit zur Sprache kam und hier nicht wenig Verwunderung erregte. Es ist dieß jene Scheu vor dem Briefschreiben, welche Alle, die jemals mit ihm in Verkehr und näherem Umgang gewesen waren, an dem trefflichen Manne kannten. Er konnte Wochen lang mit dem Wunsch und Vorsatz sich abquälen irgend einen ihm dringend nothwendigen Brief zu schreiben, ohne zur Ausführung dieses Vorsatzes zu kommen; lieber kürzte er, in einem dem Schreiber dieser Anzeige wohlbekannten Falle, die Zeit seines Aufenthaltes an einem ihm sehr zuträglichen, angenehmen Orte, so leid es ihm that, um mehrere Wochen von dem ersten Plane ab, als daß er einen Brief in die Heimath schrieb, von welchem er gleich in den ersten Tagen wie von einer Aufgabe für die nächsten Stunden gesprochen hatte. Selbst das Schreiben von Quittungen in eigner Angelegenheit kam ihm so sauer an, daß er sich manche Verlegenheit durch das Nichtschreiben derselben zuzog. Als der berühmte Cuvier bey einer Versammlung des National-Institutes den Verdiensten des verstorbenen Werner eine wohlverdiente, warme Lobrede hielt, da führte er zum Schluß derselben auch diesen seltsamen Zug aus dem Leben des großen Mannes an und erzählte unter andrem in etwas übertreibender Weise, daß Werner einstmals einen Boten, den ihm seine Schwester sandte, 9 Wochen hindurch auf seine Kosten verpflegt habe, ehe er sich entschließen können, den Brief zu schreiben, der zur Abfertigung desselben gehörte. Die ernsten Zuhörer lächelten, ihr Lachen aber wurde zu einem lauten und allgemeinen, als der Redner hinzufügte: „Und nicht nur bey gewöhnlichen Briefen zeigte jener seltne Mann seine Scheu vor dieser Art des Schreibens, auch bey solchen that er es, wo man dieß am wenigsten zu erwarten pflegt; auf die Uebersendung des ehrenden Diplomes, das ihn zum Mitglied unsers Institutes ernannte, hat derselbe auch mit keiner Zeile des Dankes geantwortet.“

Was hier Cuvier in Beziehung auf die Zusendung des Diplomes des National-Institutes aussprach, darüber hatte nicht bloß eine oder hatten nur etliche jener vielen gelehrten Gesellschaften des Auslandes zu klagen, die ihm ähnliche Beweise von Anerkennung zukommen ließen. Er freute sich über alle, diese Freude aber mit der Feder auszusprechen, das war ihm unmöglich.

Werner, so sagten wir oben, lebt zwar nicht so sehr im todten, gedruckten Wort seiner (wenigen) Schriften, desto mehr aber in seinen Schülern und in den Schülern von diesen fort. Auf eine Weise, die ihres Gleichen nur selten hat, belehrt er aber auch noch selber seine Schüler, besser als dieß irgend ein lebender Lehrer durch seinen mündlichen und schriftlichen Vortrag könnte. Es geschieht dieß durch die in ihrer Art einzige Mineraliensammlung, welche er während der Reihe vieler Jahre zum Zwecke des Unterrichtes und der anschaulichen Belehrung aus allen Gegenden der Erde zusammengebracht, und welche er sammt seiner aus 16000 Bänden bestehenden kostbaren Bibliothek der Freiberger Bergakademie erblich hinterlassen hat. Ein ansehnliches Kapital ist dieser Erbschaft hinzugefügt, dessen Zinsen, dem Willen des edlen Gebers gemäß, jene Wohlthat an Bedürftige, jene Förderung wissenschaftlicher Zwecke fortsetzen sollten, welche er während seines Lebens sich so fleißig angelegen seyn ließ.

S.

Berichtigung.

In Nro. 45. der Gel. Anz. S. 312 Z. 13. von unten lies: Circus approximans statt Corvus approximans.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen von W. Hofmeister.

II. Botanische Beobachtungen von D. F. Unger.

III. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrnkräuter von J. Grafen Leszczyc-Sumiński.

IV. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrenkräuter von Dr. Albert Wigand.

V. Ueber die Fruchtbildung und Keimung der Kryptogamen von W. Hofmeister.

VI. Zur Fortpflanzung der Gefässkryptogamen von Mettenius.

(Fortsetzung.)

Den Abbildungen zufolge bleibt auch das Ende des Pollenschlauches stets geschlossen *).

*) Auch Amici ist von seiner frühern Ansicht, daß sich aus dem geplatzten Ende des Pollenschlauches dessen Inhalt in den Nucleus und durch diesen in den Keimsack ergieße, zurückgekommen. Hugo v. Mohl's Beobachtungen über die Befruchtung des Embryo der Orchideen stimmen mit der Darstellung Hofmeister's überein. Nach ihm erfährt das blinde Ende des Pollenschlauches nur in so ferne eine Aenderung, als sein Inhalt sich trübt und eine geronnene Masse darstellt (Botan. Zeitung 1847. S. 469). Amici's Ansicht (ebendaselbst mitgetheilt S. 364 ff.) aber weicht dahin ab, daß er in der Kernwarze (Mamilla nuclei) einen offenen Kanal gesehen zu haben glaubt, durch welchen der Pollenschlauch später den Weg gebahnt findet.

5. Nach dem Antreten des Pollenschlauches theilt sich das „befruchtete" Keimbläschen nach stärkerer oder schwächerer Längsdehnung in zwey senkrecht über einander geordnete Zellen. Dieß sind die ersten beyden Zellen des Vorkeimes oder Proembryo (Chorda embryonalis Endl. und Unger, Filament suspenseur Mirbel). Niemals wird das Keimbläschen selbst zum Embryo und nur selten schon die zweyte Zelle des Vorkeimes; gewöhnlich verwandelt sich der anfangs zweyzellige Vorkeim durch fortgesetzte Theilung seiner Endzelle in eine Zellreihe, oder durch Theilung der Endzelle mittelst geneigter Scheidewände von alternirend verschiedener Richtung und durch Vermehrung der Zellen zweyten Grades in einen Zellkörper. Die Endzelle eines gewissen Grades des Vorkeimes wird zu der ersten des Embryo.

Wenn man die ausführlichen Darstellungen dieses Herganges vor sich liegen hat, möchte man die Untersuchungen über diesen Gegenstand fast für erledigt halten. Unerklärt bleibt dabey freylich immer noch die Function des Pollenschlauches, d. h. sein eigentliches Geschäft bey dem Acte der Befruchtung; man müßte sich denn mit der Annahme endosmotischer Vorgänge begnügen.

Bezüglich des Zellbildungsprocesses verdient in dieser Schrift noch besonderer Erwähnung, daß H. auch über die Bildung des Zellkernes (Cytoblasten) eine von der Darstellung Nägeli's und Schleiden's abweichende Ansicht hat, gemäß deren der Zellkern eine wahre Zelle ist, dadurch entstanden, daß ein sphärischer Tropfen schleimiger Flüssigkeit sich nach außen mit einer zarten Membrane bekleidet, ohne

daß zu diesem Vorgange die Anwesenheit eines Körpers von dichterer Substanz (des Kernkörperchens, Nucleolus) inmitten der Schleimmasse erforderlich oder wesentlich wäre.

II. Der Verfasser dieser Abhandlung, welcher früher in seinem mit Endlicher herausgegebenen Compendium (Endlicher und Unger, Grundzüge der Botanik. Wien 1843) die Befruchtungsgeschichte der Phanerogamen nach Schleidens früherer (Einstülpungs-) Lehre dargestellt hatte, macht nun seine Beobachtungen über die Entwicklung des Embryo bey dem Tannenwedel bekannt, welche mit jenen frühern Ansichten keineswegs übereinstimmen. In 44 Figuren auf 2 Tafeln liefert er eine sehr vollständige Reihe von Entwicklungszuständen von der Bildung des Keimsackes angefangen bis zur Herstellung des Embryokügelchens. Die hauptsächlichsten Momente des seinen Beobachtungen zu Grunde liegenden Vorganges sind folgende.

1. Der Embryosack, aus einer Zelle des Nucleus entstanden, enthält vor Oeffnung der Antheren Zellkerne, um die sich Zellen bilden, die aber bald wieder verschwinden.

2. Gleich nach der Oeffnung der Antheren entsteht im obern (der Mikropyle zugewandten) Ende des Embryo- (Keim-) Sackes eine schlauchförmige Zelle, der Keimschlauch, ohne Einfluß von Außen, zugleich aber auch in dem mittleren und unteren Theile des Keimsackes das Endospermgewebe.

3. Bald darauf verlängert sich das untere Ende des Keimschlauches; es dringt in das Endosperm und bildet in seinem Innern die eigentliche Keimzelle, Cellula s. Vesica germinativa (das Keimkügelchen der Aut.), aus dessen Zellenvermehrung der Embryo unmittelbar wird.

4. Gleichzeitig geht auch in dem übrigen Theile des Keimschlauches eine Zellvermehrung vor sich, in deren Folge der Embryoträger, die Chorda embryonalis (Proembryo Hofm.) entsteht.

In diesem Momente liegt, vorausgesetzt, daß sich Unger's Keimschlauch und Hofmeister's Keimbläschen identisch erweisen, der wesentlichste Unterschied in den Darstellungsweisen Beyder. Während nämlich der Letztere das Keimkügelchen aus der End- oder letzten Zelle des Proembryo entstehen läßt, bildet sich dasselbe nach des Ersteren Beobachtung unabhängig von den Zellen des Embryoträgers und mit diesem gleichzeitig.

Das Verhalten des Pollenschlauches bey dem ganzen Vorgange, somit den Befruchtungsact übergeht U. mit Stillschweigen.

Als bezüglich zu dem Gegenstande der in den vorangehend besprochenen beyden Abhandlungen darf hier erinnert werden, daß in neuester Zeit Herm. Schacht, ein Schüler Schleiden's, die über die Befruchtungsfrage von dem Institut Royal des Pays-Bas des sciences, belles lettres et beaux arts zu Amsterdam gestellte Preisaufgabe in Ansehung der gelieferten Beschreibung, Abbildungen und mikroskopischen Präparate gelöst hat. Ueber seine Folgerungen, die zu Gunsten der Schleiden'schen Ansicht lauten, hat sich das Institut vorbehalten, indifferent zu verharren. Präparate, von Schacht gefertigt, welche Ref. vor Augen liegen, stellen den Zusammenhang des Embryokügelchens durch den Embryoträger mit dem (Pollen-?) Schlauche an den Keimknospen von Lathraea und Phormium sehr augenscheinlich dar.

Wir werden nicht ermangeln, über Schachts gekrönte Schrift sogleich nach ihrer bevorstehenden Veröffentlichung zu berichten.

In dem jüngst verwichenen Jahre hat sich die kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien durch die Wichtigkeit desselben Gegenstandes für Pflanzenphysiologie und Systematik veranlaßt gefunden, als Preisaufgabe die Frage zu stellen: Welchen Antheil hat der Pollen der phanerogamischen Gewächse an der Bildung des Embryo?

Es wird verlangt, daß der Arbeit neue mikroskopische Untersuchungen über eine größere Anzahl von Pflanzen aus verschiedenen Familien zu Grunde gelegt werden *).

*) Der Preis ist 600 fl. C. M., der Termin der Einlieferung der Concurrenzschriften der 31. De-

III. Daß dem Fortpflanzungsacte bey den sogenannten Kryptogamen ganz andere Erscheinungen zu Grunde liegen, als bey den Phanerogamen, war ein Umstand, den schon Linne gewürdigt hat, als er von ihm Veranlassung nahm, die seither übliche Bezeichnungsweise für diese beyden Hauptabtheilungen sämmtlicher Pflanzen einzuführen. Wie wir uns aus vorigen Berichten überzeugen konnten, ist die Wissenschaft noch keineswegs zu dem Abschlusse der Debatten über die Befruchtungsweise bey den Phanerogamen gelangt. Für die Kryptogamen ist in dieser Hinsicht noch weniger an Feld gewonnen.

Um sich in vorhinein nicht durch einen auf problematischen Verhältnissen beruhenden Ausdruck zu einer mangelhaften Vorstellung verleiten zu lassen, muß erinnert werden, daß die sogenannten Kryptogamen keineswegs eine Abtheilung des Gewächsreiches bilden, die, übereinstimmend in der eigenthümlichen Art ihrer Fortpflanzungsorgane und Geschichte, den Phanerogamen gegenüberstünden. Es sind vielmehr in der Abtheilung der Kryptogamen selbst wieder zwey scharf gesonderte Classen zu unterscheiden. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß in der Classe der Zellkryptogamen (Angiosporen Schleid.) die Fortpflanzung in einer andern Weise bewerkstelligt werde als in der morphologisch und histologisch höher gestellten Classe der Gefäßkryptogamen.

Während bey den Zellpflanzen (Pilzen, Algen und Flechten), wo noch keine Andeutung einer in centrale und peripherische Organe gegliederten Bildungsweise, also von Stengel und Blatt, noch eine Analogie von Gefäßen sich verräth, das Geschäft der Fortpflanzung entweder jeder Zelle des ganzen Organismus oder einigen besonders hiezu disponirten anvertraut ist, ohne daß dabey ein anderer Act als der die Zellvermehrung überhaupt begleitende erforderlich scheint, sehen wir bey den sogenannten kryptogamischen Gefäßpflanzen die Fortpflanzung bereits an Bedingungen geknüpft, die das Zusammentreten einer Art von Geschlechtsverschiedenheit voraussetzen lassen.

Man hat sich schon seit lange daran gewöhnt, bey gewissen Ordnungen dieser Pflanzenabtheilung männliche und weibliche Organe zu unterscheiden, ohne von den gegenseitigen Functionen Rechenschaft geben zu können. Als weibliche Organe wurden z. B. bey den Moosen die Archegonien oder die speciell zur Entwicklung der Fortpflanzungszellen ausersehenen Pflanzentheile verstanden. Die männlichen, Antheridien genannt, stellen Zellkörper dar, die in einem zelligen Schlauche später isolirt hervortretende runde Zellen bergen, die selbst wieder in ihrem Innern einen spiralig gewundenen, thierischer Bewegung fähigen Körper (Spirillum) enthalten. Diesen Körper hat Unger bey den Moosen und Nägeli bey den Farn entdeckt. Indessen zeigten sich die männlichen wie weiblichen Organe verschieden von denen der Phanerogamen.

Bey den übrigen Gefäßkryptogamen war die Sexualität noch problematisch. Bey den Farn fehlten die weiblichen Organe.

Die Nothwendigkeit jener männlichen Organe, wo sie vorhanden sind, zur Befruchtung, schien deßhalb einleuchtend, weil, wo diese den weiblichen Individuen nicht beygesellt sich vorfinden, der Erfolg der Befruchtung mangelt.

Auf diese Wahrnehmungen beschränkte sich alles Wissen über diese Organe. Der Akt des Einwirkens der Antheridien auf die Archegonien war ein Räthsel.

Nun erscheint des Grafen Leszczyc-Suminski angezeigtes Werk über die Entwicklungsgeschichte des Farnkrautes, geeignet Epoche zu machen in der Wissenschaft.

Der Verf. beginnt seine Darstellung mit dem Oeffnen der Sporenkapsel des Farnkrautes (die meisten Untersuchungen sind an **Pteris serrulata** und **Polypodium aureum** vorgenommen), das durch eine vorgebildete Spalte derselben bewerkstelliget wird. Durch sie entleert sich der Inhalt und die Sporen

---

cember 1851. Die Ertheilung des Preises erfolgt am 20. Mai 1852.

treten aus. Die Spore ist eine Zelle, die aus einem flüssigen, in der Regel mit drey Cytoblasten versehenen Inhalte und einer dreyfachen Hülle besteht. Die äußerste Schichte derselben ist die derbe graubraune Oberhaut, die er als eine secundäre Ablagerung betrachtet; die mittlere und innerste bestehen aus zarten Wandungen. Letztere (H. v. Mohl's Primordialschlauch) ist nach ihm die Tochterzelle der mittlern.

Nachdem durch eine Oeffnung der äußeren Hülle dem Inhalte Nahrung zugeführt worden, keimt die Spore. Aus jener Oeffnung dringt eine schlauchartige später gegliederte Wurzelfaser hervor, und allmählig erscheint auch die innere (mittlere) Zelle, die sich zu einem dickern, nach oben gerichteten Schlauche ausdehnt, und eine Menge kleinere und größere wasserheller bis blaßgelber Kügelchen nebst formlosem Chlorophyll enthält, welcher Inhalt sich nach und nach an dem dem Würzelchen abgewendeten Ende dieser Zelle sammelt. Hier geht sodann eine Zellbildung vor sich, in Folge deren sich ein anfangs keulenförmiger flacher Körper und dieser dann zu dem herzförmigen Vorkeim (Proembryo, Prothallium) entwickelt. Die zerrissene Spore bleibt längere Zeit hindurch an diesem Körper hangen.

In der Erklärung dieses Vorgangs scheint dem Ref. nicht einleuchtend, warum der Verf. das Würzelchen als eine „Ausstülpung der Tochterzelle," von der es durch eine „Scheidewand" getrennt ist, erklärt: nachdem derselbe doch als Tochterzelle Hugo v. Mohl's Pericordialschlauch anerkannt hat, der den körnigen Inhalt zunächst umgiebt, von der mittleren Sporenzelle umschlossen, aus welcher gemäß der Darstellung auf Tab. I. Fig. 22 das Würzelchen hervortritt, ohne mit jener im Zusammenhange zu stehen.

Der Vorkeim besteht. bis auf eine Stelle mitten unter der obern Einbuchtung aus einer einfachen Zellschicht. An seiner untern Fläche und am Rande befinden sich die als Geschlechtsapparat erklärten besondern Organe, nämlich die durch Nägeli bereits bekannten, die Spiralfadenzellen enthaltenden Antheridien und die von S. entdeckten „Saamenknospen."

Die Antheridien bilden sich aus der papillös hervorgetretenen Anschwellung einer Parenchymzelle des Vorkeims auf dessen untern Fläche, seltner am Rande, und bestehen aus einer kugelförmigen mit Zellen erfüllten Ausfackung jener Zelle.

Die Saamenknospe stellt einen nackten Nucleus dar, der sich gleichfalls auf der untern Fläche des Proembryo an der Stelle, wo sich unter der obern Einbuchtung das verdickte Zellgewebe befindet, um einen in diesem entstandenen, anfangs nach außen offenen Intercellularraum gebildet hat, und besteht erstens aus vier Reihen durchsichtiger zu 3 — 5 vertical übereinander gestellter Zellen, die einen in der Folge nach außen geschlossenen Canal umgeben (die Kernwarze, Mamilla nuclei mit dem Kernwarzen-Canal, Canalis mamillae nuclei s. nuclei); zweytens der Keimsackhöhle (Antrum nuclei), in welche dieser Canal mündet. Diese Höhle ist von den Zellen des Proembryo umgeben. Der Canal ist anfangs nach außen durch den Kernwarzenmund (Ostiolum mamillae nuclei) geöffnet. Dieser ist mit der Axe der Saamenknospe gegen den untern Rand des Vorkeimes (wo die Spiralfadenorgane sich befinden) gerichtet.

Die Antheridien platzen und entleeren ihren aus freyen Zellen bestehenden Inhalt. In jeder dieser Zellen ist ein beweglicher Spiralfaden, der die Zelle verlassen kann. S. hat die Bewegungsorgane dieses Fadens entdeckt in Gestalt einer Anzahl (6 — 8) Wimpern, die sich an dem vordern keulenförmig angeschwollenen Ende desselben bey scharfer Vergrößerung und wenn sie in der Ruhe sind, zu erkennen geben. Ihre Fibration vermittelt eine sehr rasche Bewegung des Spiralfaden.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

I. Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen von W. Hofmeister.

II. Botanische Beobachtungen von D. F. Unger.

III. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrnkräuter von J. Grafen Leszczyc-Sumiński.

IV. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrenkräuter von Dr. Albert Wigand.

V. Ueber die Fruchtbildung und Keimung der höhern Kryptogamen von W. Hofmeister.

VI. Zur Fortpflanzung der Gefässkryptogamen von Mettenius.

(Fortsetzung.)

Schon vor der Bildung der Kernwarze ist in dem Intercellularraume des Proembryo, der später die Keimsackhöhle darstellt, eine kleine durchsichtige runde Zelle sichtbar, der Keimsack. „Schon in derselben Periode finden sich in der Keimsackhöhle zwey bis fünf, ja oft noch mehr freye, niemals in Zellen gehüllte Spiralfäden. Aus den geplatzten Spiralfadenorganen nämlich bewegen sich zu dieser Zeit die Spiralfäden mit Hülfe ihrer Wimpern zu den Keimsackhöhlen hin und dringen in dieselben ein. Bey dieser Wanderung werden sie von dem zugleich mit ihnen entleerten Schleim und der auf der untern Seite des Vorkeims stets vorhandenen Feuchtigkeit unterstützt. — Die in dieser Zeit noch sehr weite Oeffnung der Höhle erleichtert ihren Eintritt.“ Dort begeben sie sich in den Keimwarzenkanal, einige gerathen bisweilen sogar in die Keimsackhöhle, gehen aber dort zu Grunde. Nur einer von den in den Kanal gelangten Spiralfäden erfährt dort weitere Entwicklung. Seine beyden Ende schwellen an: das größere (schon anfangs dickere, das die nun verschwundenen Cilien trug) ist gegen den Kernwarzengrund gerichtet; die kleinere Anschwellung wächst abwärts in den Keimsack hinein und bildet dort das Keimbläschen, und aus diesem wird endlich, nachdem sein Zusammenhang mit dem dickeren Ende aufgehoben ist, der Embryo.

Im Verlaufe dieses Vorganges hat S. bemerkt, daß sich die bereits geschlossene Kernwarzenmündung abermals öffne und die abgestorbenen Spiralfäden herauslasse. Es nimmt dann der Kanal eine braune Färbung an.

Die weitern Veränderungen, welche hierauf in der Saamenknospe vor sich gehen, betreffen die Entwicklung des Keimbläschens zu einem Arengebilde mit Blatt und Wurzel, die Entstehung der Gefäßbündel. Dieses Arengebilde nimmt eine transversale Stellung ein zu der Axe des Kernwarzenkanals, parallel mit der „Mittelrippe des Vorkeimes,“ dessen Bucht das obere oder Blattknospenende zugekehrt ist. Erst tritt der Gegensatz von Wurzel zu dem Stengel mit dem Blatte auf. Die primäre Wurzel kommt nicht zur Entwicklung, sondern nur Seitenwurzeln. Der Verfasser liefert hier eine sehr interessante Schilderung vom Bau und der Entwicklung dieser Organe. Der sich nun allmälig entwickelnde Embryo durchbricht die Keimsackhöhle, bleibt aber mit dem Vorkeim durch einen kurzen Stiel in Verbindung, bis jener endlich der Verwesung anheimfällt.

Der Verf. stellt also in der Schilderung dieses Vorganges bey der Bildung des Embryo aus dem Spiralfaden eine Analogie mit der Embryobildung aus dem Pollenschlauche nach Schleiden's Theorie dar. Er erklärt zugleich ausdrücklich die Spore als Blüthenknospe, den Proembryo erst als Blüthenboden, hierauf als Fruchtboden, sodann als Keimboden und endlich als Albumen (S. 21), ferner den Keim als Embryo heterotropus und die Farnkräuter als monokotyledonische Pflanzen.

Zu Bestätigung seiner Entdeckungen beruft sich der Graf Sumiński auf das Zeugniß Link's, Ehrenberg's und Münter's, denen er „die hauptsächlichsten Präparate im frischen Zustande vorgezeigt hat."

IV. Wigand's Schrift über denselben Gegenstand ist veranlaßt, wie der Verf. selbst sagt, durch die Ankündigung der Sumińskischen Entdeckungen, deren Richtigkeit zu prüfen er die ihr zu Grunde liegenden Untersuchungen vorgenommen hat. Es muß dabey nachdrücklich bemerkt werden, daß diese an andern Arten von Farn angestellt wurden, als Sumiński benützt hat. Unter seinen Resultaten können nun folgende hier Erwähnung finden als bezüglich zu dem Inhalte des vorgehend besprochenen Werkes.

Die Chlorophyllkörner in den Lagerzellen (d. h. in den Parenchymzellen des Vorkeimes, den W. „Lager" heißt), deren Beschaffenheit Sumiński dahingestellt seyn ließ, sind nach ihm wahre, von einer Membran aus Cellulose umschlossene Zellen. Der Verf. hat an ihnen eine Vermehrung beobachtet durch Bildung von Scheidewänden u. s. w.

Die Spiralfadenorgane (Antheridien) sind meist als besondere Zellen, als „Zweigzellen der Lagerzellen" zu betrachten. Doch kommen auch solche vor, die nur in einer Aussackung der Lagerzelle bestehen, oder sogar Lagerzellen selbst sind, nur durch die besondere Umwandlung des Inhaltes von diesen ausgezeichnet, der oft in Chlorophyll- und Spiralfadenzellen zugleich besteht.

Auch W. beobachtete das Bersten dieser Mutterzellen, das Hervortreten der mit dem beweglichen Spiralfaden begabten Tochterzellen. Die Spiralfäden sah er von verschiedener Gestalt und nicht immer an den Enden verdickt; er sah sie ferner nicht blos mit einzelnen peitschenförmigen Fortsätzen, sondern bey andern Arten der ganzen Länge nach mit zahlreichen Wimpern begabt. Obgleich auch W. die Bewegung der Wimpern beobachtet hat, läugnet er dennoch, daß diese die Ursache sey der Bewegung des Spiralfadens; er findet diese vielmehr mit Nägeli *) in der quaternären chemischen Zusammensetzung.

Sumiński's Saamenknospen, welche W. Eychen nennt — und zwar nicht ihrer Analogie wegen, sondern „weil wir ein Wort für jenes Organ brauchen und eben bis jetzt kein anderes da ist" (S. 54) — werden von ihm gleichfalls beobachtet. Ihre Entstehung ist ihm noch etwas dunkel, doch findet er wahrscheinlich, daß sie um vier freye Zellkerne stattfinde, die sich in gewissen Lagerzellen zeigen und einen fünften in der Mitte der Zelle haben. Ihre Entwicklung geschieht nach unten, d. h. die an der Spitze befindlichen vier Zellen sind die ältesten. Den Intercellularraum oder Kanal hält W. für eine besondere Zelle, erfüllt mit granulosem Inhalte, entstanden um den fünften Zellkern in der Mitte der ursprünglichen Lagerzelle **).

Indessen kommen diese Saamenknospen nicht bey allen Farnkräutern vor und sind immer später als die Spiralfadenorgane entstanden. Die Lage ihrer Spitze, welche S. gegen den untern Theil des Vorkeimes gerichtet sah, fand W. verschieden, am häufigsten aber in der Richtung nach der Einbuchtung des Vorkeimes.

Außer den Spiralfadenorganen und den Eychen hat W. noch eine dritte Art von Organen an der Unterseite des Vorkeimes entdeckt, „eigenthümliche

---

*) Zeitschrift für wissensch. Botanik 2. Heft. S. 22. 1. Hft. S. 180.

**) Nach andern Beobachtungen (s. u.) wird aus diesem der Keimsack resp. das Keimbläschen.

drüsenartige Bildungen," die sich in dem verdickten Polster zwischen den beyden Lappen des Vorkeimes und nach außen als kleine, meist vier-, häufig aber auch fünf- bis sechsseitige Oeffnungen zeigen, die sich in eine flaschenförmige, in die Zellmasse eingesenkte Höhle münden. Die diese Mündung umgebenden Lagerzellen haben ganz das Aussehen wie die der jungen Eychen. Bey manchen sitzt auf der Mündung sogar ein mehrzelliges eyförmiges, denselben sehr ähnliches Körperchen auf. Diese Aehnlichkeit ist jedoch nach W. eine zufällige und die beschriebenen Höhlen sind keineswegs als eingesenkte Eychen zu betrachten, da ihre Entwicklungsgeschichte verschieden sey. Sie wachsen nämlich von unten nach oben; außerdem ist die Höhle selbst ein Intercellularraum und keineswegs eine besondere Zelle.

Wenn nun auch die Darstellung Wigand's von der Bildungsbeschaffenheit der Spiralfadenorgane und Eychen von der Sumiński's im Wesentlichen kaum abweicht, so widersprechen doch seine Ansichten darüber denen des letztern.

W. stellt nicht bloß das Eindringen der Spiralfäden in die Eychen, sondern überhaupt die von Sumiński den Spiralfadenorganen und Saamenknospen beygelegte Sexualität in Abrede. Die Gründe, die ihn dazu bestimmen, sind folgender Art.

1. Der Umstand, daß er selbst nie Spiralfäden in den Eychen angetroffen hat.

2. Die Unmöglichkeit, das Wandern derselben dahin als einen gesetzmäßigen Akt zu betrachten, da die Schwierigkeiten, die sich der sichern Erreichung ihres Zieles in den Weg legen, nur ein zufälliges Eintreffen der Spiralfäden im Innern der Eychen gestatten. Der Spiralfaden kann sich nämlich nur in einer Flüssigkeit bewegen. Das Vorhandenseyn dieses Vehikels leugnet W. Ferner bieten die dichtgestellten Wurzelhaare Hindernisse dar. Endlich ist die Oeffnung der Eychen seiner Ansicht nach zu klein, und ihre Richtung dem Sitze der Spiralfadenorgane meist abgewendet.

3. Das gleichzeitige Auftreten der beyden Organe mit erfolgender Knospenbildung findet seltner statt als es fehlt; sey es, daß Knospen entstehen, ohne daß beyde Organe zugleich vorhanden sind, oder diese sind zwar vorhanden, aber die Knospenbildung unterbleibt. Dieses Verhalten hat W. nicht bloß an Exemplaren, sondern sogar Arten beobachtet, die fast niemals Eychen besitzen, andere wo die Spiralfadenorgane fehlen, ohne daß hiedurch die Knospenbildung unterdrückt wird. In der Hälfte von Fällen, wo diese wirklich statt fand, war sogar weder das eine noch das andere Organ vorhanden.

Zwar erklärt W. die Funktion der Spiralfadengebilde als unbekannt, andererseits aber auch die Bemühungen der Forscher sie zu erklären, für zwecklos. (S. 94, 96.)

Ueber den Verlauf des Entwicklungsganges der zweyten Lebensform des Farnindividuums mit Blättern, Stengel und Wurzeln gesteht W. nur einzelne mangelhafte Beobachtungen zu haben. Zwar sey es möglich, daß „in einigen Fällen" der Anfang der Knospenbildung von den Eychen ausgehe; allein ein solcher Zusammenhang der jungen Pflanze mit dem Eychen, wie ihn S. angiebt, finde nicht statt: es zeige sich vielmehr „der Zellenhügel, der als Grundlage für die sich später entwickelnden Organe dient, durchaus unabhängig von den Eychen." W. hält es sogar für unzweifelhaft, sowohl daß jener Zellenhügel zwischen den beyden Lappen des Vorkeims (den er aber in seinem Innern nicht untersucht zu haben bekennt) ein gewöhnlicher Auswuchs des Vorkeimes sey, als auch, daß erst an diesem Zellenhügel die Entwicklung von Blatt und Wurzel ihren Ursprung nehme.

Die weitere Verfolgung der Entwicklungsgeschichte der Blätter, der Wurzel und des Stengels ist nach der Darstellung Wigand's so wenig als sein Raisonnement geeignet, die Lehre des Grafen Sumiński als irrthümlich zu erweisen.

V. Derselbe Forscher, dessen ausgezeichnete Untersuchungen über die Entstehung des Embryo der Phanerogamen hier unter Nr. I besprochen worden, hat nun seine Beobachtungen auch auf die Kryptogamen ausgedehnt und kündigt das baldige Erschei-

nen der daraus hervorgegangenen größern Schrift an, deren Hauptresultate er in dem angezeigten Aufsatze in Kürze mittheilt. Da dieser selbst also schon Auszug ist, beschränken wir uns zu sagen, daß Hofmeister bey den Rhizocarpeen, bey Selaginella und Isoëtes eine große Uebereinstimmung in dem Baue der Befruchtungsorgane mit den Farnkräutern gefunden. Auch bey Isoëtes zeigten sich ihm die Zellchen mit dem beweglichen Spiralfaden. Bey allen, so wie auch bey den Moosen erkennt er eine Sexualverschiedenheit der Fortpflanzungsorgane an. Ueber die der Farn spricht er sich bezüglich der Sumińskischen Arbeit folgendermassen aus:

„Gewissenhafte Untersuchungen setzen mich in den Stand, den nach meiner Ansicht wichtigsten Punkt der Darstellung Sumiński's, die gesetzmäßige Entstehung einer jungen Pflanze, richtiger gesagt einer entwicklungsfähigen Stammachse, im Innern eines der von ihm Ovula genannten Organe, vollkommen zu bestätigen, wenn ich auch aus guten Gründen glaube, daß die von jenem Forscher geschilderte Umbildung des Endes eines der sich bewegenden Spiralfäden, welches sich in ein, in der großen Zelle am Grunde des „Ovulum" entstandenes „Albumen" *) dränge, zur jungen Pflanze, auf Selbsttäuschung beruhe. — — Die Möglichkeit, daß diese Spiralfäden (bey den Farn) zu den Ausführungsgängen der ersterwähnten Organe (Sumiński's Saamenknospen) gelangen, ist bey keiner beobachteten Art (namentlich auch bey Pteris serrulata nicht) im Mindesten zweifelhaft."

VI. Der Verf. hatte früher schon Untersuchungen bekannt gegeben über die Befruchtung der Rhizocarpeen, nach denen er sich Schleiden's Lehre hierüber anschloß. Er berichtigt nun seine Ansicht dahin, daß der Embryo bey diesen Pflanzen in dem Keimbläschen entstehe. Den gleichen Vorgang beobachtete er auch nach der Hand bey Selaginella und Isoëtes.

Was die Entstehung und den Bau der Befruchtungsorgane bey den Farn betrifft, so erklärt er seine Beobachtungen von denen Sumiński's nicht abweichend, wohl aber die Deutung der beobachteten Thatsachen.

So stellen seine Beobachtungen in der Entwicklungsgeschichte des Eychens dieses Anfangs schon als oben geschlossen dar, wie dieß auch die Abbildung Sumiński's, von der Erklärung abweichend, vorstellt. Er sah die Bildung der Eychen damit beginnen, daß sich eine Parenchymzelle durch zwey rechtwinklig sich kreuzende Scheidewände in vier Zellen theilt, sah häufig jede dieser Zellen mit einem Kerne begabt, schon constant aber unter ihrem Vereinigungspunkte einen trüben Körper, das Keimbläschen liegen (Sumiński's Keimsack). Er sah ferner übereinstimmend mit Sumiński, Wigand aber entgegen, die Eychen mit ihrem Scheitel gegen den Anfang des Proembryo gerichtet.

Die Keimsackhöhle und der Kernwarzenkanal zeigten sich ihm ebenso, wie sie von S. beschrieben worden. Hingegen schien ihm der nach S. im Kanal zur weitern Entwicklung gelangte Spiralfaden nichts anderes als eine zusammenhängende zähe Schleimmasse, die als Inhalt des Kanals vorhanden ist. Er sah im Keimbläschen eine Zellvermehrung eintreten, nachdem der Kanal an der Spitze des Eychens sich geöffnet hatte. Demgemäß, und weil in allen früheren Zuständen des Eychens der innere Raum desselben nach Außen abgeschlossen war, scheint ihm dieser Moment der Zeitpunkt der Befruchtung zu seyn, da erst jetzt die Möglichkeit des Eintrittes der beweglichen Spiralfäden gegeben ist.

(Schluß folgt.)

*) Ref. kann in der ganzen Abhandlung Sumińskis keine Stelle finden, welche die Anwendung dieses Ausdruckes für das von Hofmeister hier erwähnte Gebilde bestätigte. Dieses nennt S. vielmehr, wie bereits erwähnt „Keimsack" und für „Albumen" findet derselbe im Proembryo eine Analogie.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Q. Septimii Florentis Tertulliani Apologeticum et ad nationes Libri duo ex fide optimorum Codicum manuscriptorum aut primum aut denuo collatorum cum adnotatione perpetua et indicibus edidit Franciscus Oehler. Halae Saxonum sumptibus Eduardi Anton. MDCCCXXXXIX. 8. S. XII. u. 454.

Unter den eigentlich apologetischen Schriften des genialen Tertullianus nimmt die erste der hier gelieferten, welche sich durch Tiefe des Geistes, durch Scharfsinn, kaustischen Witz und kräftige und feurige Darstellung gleich vortheilhaft auszeichnet und durch die bewunderungswürdige, diesem Schriftsteller eigenthümliche Gelehrsamkeit nicht nur dem Philologen überhaupt, sondern auch durch die höchst schätzbaren Nachrichten über die damaligen Zustände des christlichen und kirchlichen Lebens besonders dem Forscher des christlichen Alterthums empfiehlt, unstreitig die erste Stelle ein *).

Tertullianus hatte es sich zur Aufgabe gemacht, wegen der ungerechten und grausamen Verfolgungen, welche die Willkühr der römischen Statthalter über die schuldlosen Christen, denen man die schändlichsten Laster und Verbrechen angedichtet hatte, verhängte, denselben das Widerrechtliche und Thörichte ihres Verfahrens vor Augen zu stellen.

Die Abfassung dieser Schrift fällt in das Jahr 201., in die Regierungsperiode des Septimius Severus, welcher das Gesetz wegen der unerlaubten Zusammenkünfte aufs Neue einschärfte und die Uebertritte zum Christenthum hoch verpönte. S. Bickels Kirchenrecht Bd. I. Lief. 2. 243.

Der neueste Herausgeber hatte bald nach der Bearbeitung des Arnobius, des Minucius Felix und anderer kleinerer lateinischen Apologeten, den Entschluß gefaßt, sich am Tertullianus zu versuchen und sein Hauptaugenmerk zunächst auf die Herbeyschaffung eines tüchtigen kritischen Apparates gerichtet. Während J. Ign. Ritter zu seiner Ausgabe des Apologeticus (Elberfeld 1828. 8.) und E. F. Leopold zur Besorgung der sämmtlichen Werke des Tertullianus (in der Bibliotheca Patrum eccles. Latin. select. ed. Gersdorf. Vol. IV—V.) auf die Hülfsmittel ihrer Vorgänger beschränkt

*) Von Seite des Styls und der Sprache hat sie jedoch für ein fein gebildetes römisches Ohr nichts sonderlich Anziehendes. Daher fällte Lactantius V. 1, 23., der reproducirte Cicero, wie er von Niebuhr in den histor. und philolog. Vorträgen Abth. I. Bd. 3. S. 291. genannt wird, über diesen Schriftsteller folgendes strenge, aber wahre Urtheil: **Septimius Tertullianus fuit omni genere litterarum peritus; sed in eloquentia parum facilis et minus comptus et multum obscurus fuit. Ergo ne hic quidem satis celebritatis invenit.** Denn Tertullianus und Arnobius sind unter den lateinischen Vätern die eigentlichen Repräsentanten des harten und dunklen africanischen Styls. Doch muß man, um gerecht zu seyn, wohl bedenken, daß Tertullianus als der Vater der lateinischen Apologeten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um sich für die neuen Gegenstände Bahn zu brechen und einen entsprechenden Ausdruck zu schaffen, und daß er sich als ehemaliger Sachwalter von der römischen Gerichtssprache und von Provincialismen nicht recht loszumachen wußte.

waren, kam ihm die Benutzung der Collationen der zwey ältesten und besten Codd., des auf Pergament geschriebenen und aus dem X. Jahrh. stammenden Puteanischen zu dem Apologeticum, und des ebenfalls auf Pergament geschriebenen und in das IX. Jahrh. hinaufreichenden Agobardischen*) zur Schrift ad nationes vortrefflich zu Statten. Diese beyden Handschriften hatte Etienne Baluze im Jahre 1686. mit musterhafter Genauigkeit verglichen und das Ergebniß seiner Vergleichung in sein Exemplar der zweyten Ausgabe Rigaults vom Jahre 1641., welches jetzt in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt wird, eingetragen **). Außerdem gelang es Hrn. Oehler drey andere noch ganz unbenutzte Handschriften zu dem Apologeticum zu erhalten, um sie selbst vergleichen zu können, nämlich die vortreffliche Gothaer, auf Pergament im XII. oder XIII. Jahrh. geschriebene, die meistens mit der Gothaer übereinstimmende und aus der nämlichen Quelle geflossene Erfurter auf Pergament aus dem XIV. Jahrh. und die Erlanger, ehemals Heilsbroner, auf Pergament, welche dem XV. Jahrh. angehört. Die Lesarten der letztern verrathen zwar eine spätere interpolirende Hand; doch zeugen sie meistens von Scharfsinn. Zur nämlichen Familie zu rechnen sind die von Haverkamp verglichenen zwey Leydner, welche jedoch von weit geringerem Werthe sind. Der Puteanischen, Gothaer und Erfurter nachstehend und mit diesen zu Einer Familie gehörend ist die Oxforder, von Montfaucon (Biblioth. Bibliothecarr. Tom. I. p. 660. C.) Codex Baliolensis genannt. Die Varianten derselben, von einer gelehrten Hand excerpirt, finden sich in einem Exemplare der Heraultischen Ausgabe des Apologeticus, welches in der Göttinger Bibliothek aufbewahrt wird und mit E. 6. bezeichnet ist. Dazu kamen noch die Lesarten des einst von Franz Modius mit der Barraeanischen Ausgabe mit der ihm eigenen Genauigkeit verglichenen und heut zu Tage vermißten Fuldaer Codex, welche Franz Junius am Ende seiner Ausgabe bekannt gemacht hatte. Die von Rigault und Haverkamp nicht sorgfältig benutzte Vergleichung des Modius gab Hr. Oehler zuerst genauer. Der Text dieser übrigens sehr guten Handschrift weicht jedoch von dem der übrigen bisher bekannt gewordenen öfter bedeutend ab.

Unter den vielen Ausgaben, in welchen das Apologeticum vorkommt, wurden zu Rathe gezogen: 1) die erste Rhenanische vom Jahre 1521., deren Text meistens mit der ältern Aldiner stimmt, 2) die Gagnéesche vom Jahre 1545., welche beynahe den Text der nach dem Cod. Gorz. verbesserten dritten Rhenanischen vom J. 1539. zugleich mit den Scholien des Beat. Rhenanus gibt, 3) die mit Hülfe des Cod. Masbur. verbesserte Gelenische vom Jahre 1550., 4) die Barraeanische vom J. 1580., 5) die Pamelische vom J. 1579., 6) die Heraultische vom J. 1613, 7) die Rigaultische von 1641. und 8) die Haverkampische von 1718. Auch blieben die Ausgaben eines de la Cerda, eines Franz Junius, Semler, Ritter und Anderer; ferner die gelehrten Abhandlungen le Nourry's zum Apologet., Wouwers Notae epidicticae, die Verbesserungen des Latinus Latinius und Anderer nicht unberücksichtigt.

Doch befremdet es, daß die ersten Ausgaben nicht beachtet wurden. Unter diesen ist die durch Bernardin. Benalius zu Venedig ohne Jahr in Fol. gedruckte offenbar einer Handschrift gleich zu schätzen. Ein Exemplar derselben befindet sich, wie Schönemann (Biblioth. histor. — litterar. Patrum Lat. T. I. p. 13.) berichtet, auf der Göttinger Bibliothek. Auch die Münchner Hof- und Staatsbibliothek besitzt ein solches. Beyde sind für sich bestehend. Schönemann aber meint, daß Bern. Benalius diese Ausgabe der des Lactantius angefügt habe. Ueberdieß besitzt die Münchner Hof- und Staatsbibliothek die zu Venedig von Bonet. Locatellus zugleich mit Lactantius im Jahre 1494. gedruckte, ferner die Venediger vom J. 1502. 1509. und 1521. in Fol., welche aus den Pressen des Jo. Tacuinus de Tridino hervorgingen und dem Lactantius angefügt sind, und die erste Aldiner vom J. 1515. 8.

*) Genauer, als der Verfasser des Catalogus bibliothec. Reg. Paris. T. III. p. 160. Nr. 1622., worauf sich Hr. Oehler in der Praefat. beruft, beschrieb den letztern Jacq. Godefroy, der erste Herausgeber der Schrift ad nationes, in den Prolegg. P. I — III.

**) Ref. hatte auf diese schätzbaren Vergleichungen in diesen gelehrten Anzeigen bereits 1842. Bd. XV. S. 102. ff. aufmerksam gemacht.

Die eigentliche Ed. pr., aus welcher die folgenden, so eben erwähnten, Ausgaben geflossen sind, bietet viele vortreffliche Lesarten und stimmt häufig mit den ältesten und besten Handschriften überein. An sie hält sich meistens die Aldiner; doch finden sich hier gar manche Aenderungen, welche sich der Besorger derselben, Giambat. Egnazio, bloßer Vermuthung folgend, erlaubte. Ueber seine Behandlung des Tertullianischen Textes äußert er sich in seiner Zuschrift an Gasp. Contarini auf folgende Weise: „Erat vero hic (näml. liber) praeter illam ab Afris omnibus usurpatam in scribendo affectationem lacer totus et mutilus, ut nulla in eo pars non foeda cicatricibus esset. Quas ita pertinaci studio pro virili sanavimus (!), ut citra aliam dotem forma ipsa commendari prodiens iam possit. Nam, si quis adhuc supererat naevus, illum aut veteri restituto colore obduximus, aut in ea corporis parte relictus est, ut ipsos pronubos fallere in perpetuum, maritis vero etiam diu placere possit.“

Die eigenmächtigen, oft kühnen Aenderungen dieses Gelehrten fanden später willfährige Befolger an Beat. Rhenanus und Andern. Daß der Text der ersten Rhenanischen Ausgabe von dem der ältern Aldiner nicht abweicht, bemerkt Hr. Oehler in der Vorrede S. VII.; von der ursprünglichen Beschaffenheit des gedruckten Textes aber und von der nachherigen Umgestaltung desselben erfahren wir nichts.

Doch genug hievon! Wir gehen nun zur Beurtheilung der Textrecension des Hrn. Oehler über.

Während Rigault und Haverkamp dem Ansehen der Fuldaer Handschrift zu sehr vertrauten, glaubte der neueste Herausgeber sich vielmehr an die Puteanische, Gothaer, Erfurter u. a., und an die bessern Ausgaben halten zu müssen. Vor allem hätten wir demnach gewünscht, daß die Abweichungen der Puteanischen Handschrift von dem Rigaultischen Texte mit möglichster Sorgfalt hätten angegeben werden mögen; denn bey genauer Vergleichung der Baluzeschen Collation mit den von Hrn. Oehler daraus angegebenen Varianten fiel uns Mehreres auf, was nicht beachtet wurde, aber bey einer so schätzbaren Handschrift, wenn auch das Eine oder Andere minder bedeutend scheinen mochte, nach unserm Ermessen allerdings Berücksichtigung verdient hätte, weil es zur Würdigung der Eigenheiten derselben unentbehrlich ist.

Zu diesen Versehen rechnen wir S. 8. Z. 9. *in*putent. S. 21. Z. 4. barbar*am*. S. 31. Z. 9. *in*petrato. S. 45. Z. 8. d*i*scribere. S. 55. Z. 2. i und S. 183. Z. 3. luxoriae. S. 58. Z. 9. dei. Ebendas. Z. 11. hat die Handschrift dei, Rig. dii. S. 63. Z. 2. poss*e*debat. S. 64. Z. 2. *in*perfectum. S. 69. Z. 10. dei, wofür Herr Oehler gegen seine Gewohnheit dii gibt. Sodann *in*pellimur. S. 72. Z. 7. *in*luditis u. Z. 11. contem*p*nitis. S. 76. Z. 1. Phryn*em* — *et* Dianas. S. 82. Z. 2. Despicite. S. 103. Z. 2. *protro*cinabatur (sic). S. 103. Z. 9. P*t*holomeo u. S. 104. Z. 4. P*t*holomei. S. 120. Z. 5. *in*pudicitia. S. 126. Z. 3. co*n*pescens. Ebendas. Z. 4. hat die Handschrift se esse verbum id est, *ΛΟΓΟΝ* illud ohne dei nach verbum. S. 127. heißt es in den Anm., der Cod. Put. biete dedi Jesum, während er umgekehrt Jesum dedi gibt. S. 132. Z. 5. wurde aus demselben stillschweigend Moysen f. Moysem aufgenommen. Ebendas. schreibt der Cod. Boetiae. S. 148. Z. 10 — 11. Quodcu*m*que. S. 150. Z. 2. subiciuntur und Z. 6. locuntur. S. 153. Z. 7. eologium. S. 156. Z. 1. hat Rig. Curris; ebenso vermuthlich die Handschrift, da Baluze keine Abweichung bemerkte, wie die Goth., Erfurter und die beyden Leydner. Hr. Oehler aber schreibt ihr Curis zu, was wir in der Ed. pr. fanden. S. 167. Z. 10. gibt der Cod. de*i*ciendam und Z. 12. pr*a*eliatur, nicht pr*o*eliantur. S. 168. Z. 4. und 9. *ob*pugnant. Ferner nu*m*quam. S. 169. Z. 10. h*is*dem statt *ii*sdem. Bald darauf *uti* (st. *ut*) nos. S. 172. Z. 5. subicimus. S. 176. Z. 9. quodcu*m*que. S. 178. Z. 10. degerare. S. 179. Z. 6 — 7. subicio. S. 185. Z. 5. Jupiter. So auch oben S. 161. Z. 2. und 14. S. 162. Z. 5. u. S. 217. Z. 4. — S. 190. Z. 1. rep*p*eriantur u. Z. 2. de*d*ita, nicht de*b*ita. S. 191. Z. 13. u. S. 192. Z. 2. wird von Baluze nicht bemerkt, daß der Cod., wie Hr. Oehler annimmt, quotiens liest. S. 213. Z. 5.

i

steht in der Handschrift dei. S. 221. Z. 6. et nos vobiscum et militamus. Ebenso die Ed. pr. und die Ald. S. 227. Z. 4. corrumptor. S. 238. Z. 1. u. S. 267. Z. 7. Diogenis. S. 240. Z. 1. purpora. S. 243. f. gibt die Handschrift nicht ad propria, sondern ad propria *opera*. Ebenso liest die Ed. pr.; die Ald. hingegen läßt opera weg, und ihr folgten Rhen., Gelenius, Herault, Rig. und Haverk. S. 245. Z. 1. schreibt der Cod. adseverant, nicht adserant u. S. 254. Z. 1. animatore, nicht animator. S. 259. Z. 2. wird aus der Handschrift praesumptio (so haben auch die Ed. pr. und die Ald.) angeführt. Dessenungeachtet aber steht im Texte praesumtio, ganz im Widerspruch mit S. 258. Z. 9., wo praesumptiones und mit S. 259. Z. 7., wo praesumptio gelesen wird. S. 263. Z. 3. gibt die Handschrift truces st. cruces.

(Fortsetzung folgt.)

I. Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen von W. Hofmeister.

II. Botanische Beobachtungen von D. F. Unger.

III. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrnkräuter von J. Grafen Leszczyc-Sumiński.

IV. Zur Entwicklungsgeschichte der Farrenkräuter von Dr. Albert Wigand.

V. Ueber die Fruchtbildung und Keimung der höhern Kryptogamen von W. Hofmeister.

VI. Zur Fortpflanzung der Gefässkryptogamen von Mettenius.

(Schluß.)

Auch Mettenius urtheilt, daß die Uebereinstimmung in der Fortpflanzung der Farn, Equiseten (bey welchen Thuret *) am Proembryo gleichfalls Anthe-

*) Annales des Sciences naturelles 1849. XI. pag. 10.

ridien entdeckt hat), der Rhizocarpeen, von Selaginella und Isoëtes nicht zu verkennen, desgleichen, daß bey allen diesen eine Sexualität höchst wahrscheinlich sey. Die Funktion der Spiralfadenorgane werde bey den letztern drey Familien von der kleinern Spore übernommen.

Von allen diesen Pflanzen bieten die Moose in ihrem Fortpflanzungsprocesse nur in so ferne eine Abweichung von dem der Farn dar, als der Proembryo der letztern einem Lebensabschnitte entspricht, welchen die Moose erst nach Bildung des beblätterten Stengels erreichen.

Schließlich glaubt hier Referent über diesen Punkt folgende Bemerkung äußern zu müssen.

Fassen wir die Ergebniße aller Arbeiten über die Befruchtung der Farnkräuter zusammen, so zeigt sich, daß aus den Eychen die Wedel hervorgehen, und zwar, wenn Wigands Beobachtung sich bestätigt, auch ohne Möglichkeit einer Befruchtung derselben durch die Spiralfadenorgane. Alle Untersuchungen haben sich darauf beschränkt, die Wedelbildung aus den Eychen nachzuweisen; nicht aber, unter welchen Umständen die Wedel fruchttragend werden oder steril bleiben.

Nicht bloß kommt bey der Behandlung dieses Gegenstandes die Beschaffenheit der Befruchtungsorgane und ihr Sitz in Betracht, sondern es frägt sich wohl auch: was aus der Befruchtung hervorgeht? Bey den Mooseu entschieden die Sporenfrucht; bey den Farn fixe Embryonen?

Dieß wäre wohl ein wesentlicherer Unterschied zwischen beyden, als der von Mettenius aufgeführte, (für welchen die Lebermoose Mittelstufen darbieten), wenn nicht vielleicht fortgesetzte Untersuchungen lehren, daß das Resultat der Befruchtung bey den Farn ebenfalls die Sporenfrucht (das Sporophyll) sey.

S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850

Q. Septimii Florentis Tertulliani Apologeticum etc.

(Fortsetzung).

Daß der Herausgeber die vielen im Texte Rigaults und Haverkamps vorkommenden Lücken fleißig ausgefüllt, nicht selten mit kritischem Tacte und mit Umsicht den Text glücklich verbessert und, auf das Ansehen der Handschriften gestützt, eine weit passendere und wohlklingendere Wortstellung eingeführt habe, muß dankbar gerühmt werden, wenn sich auch in anderer Hinsicht nicht verkennen läßt, daß er hie und da etwas eilfertig zu Werke gegangen und bisweilen nicht consequent genug verfahren sey.

In der Aufschrift würde Ref. unbedenklich Septimi statt Septimii gegeben haben, da auch S. 103. Z. 2. Demetri f. Demetrii aus dem Puteanischen Cod. aufgenommen wurde. Apologeticum für das bisherige Apologeticus hat das Ansehen aller Handschriften für sich, mit Ausnahme der Turiner, welche Apologeticon gibt, was wir vorziehen würden.

S. 5. Z. 4 — 5. Hanc itaque primam causam apud vos collocamus iniquitatis odii erga nomen Christianorum] Hier hat sich der Herausgeber offenbar durch die ältesten Handschriften verleiten lassen, die unrichtige Lesart zu wählen. Die richtige ist unstreitig nomen Christianum, welche von der Erlanger Handschrift und von den ältesten und andern Ausgaben anerkannt und durch den Sprachgebrauch des Tertullianus (s. die Schrift ad nat. I. 3. u. 4.) bestätigt wird. Wie so häufig bey den besten römischen Schriftstellern nomen Romanum, nomen Latinum, nomen Graium mit besonderem Nachdrucke gesetzt sind, ebenso steht hier nomen Christianum, zumal am Schlusse des Satzes.

S. 6. Z. 6. ff. Ex his fiunt Christiani, utique deo comperto, et incipiunt odisse quod fuerant, et profiteri quod oderant, et sunt tanti quanti et denotamur] Die erste und die Aldiner Ausgabe lesen, wie die Orf., die Erfurter und die Gothaer Handschrift denotantur, was wir unbedenklich vorziehen, da der Uebergang von der dritten Person zur ersten ganz unnatürlich ist. Die Wortstellung obsessam vociferantur civitatem bestätigt auch die Ed. pr.

S. 8. Z. 5 ff. Denique malefici gestiunt latere, devitant apparere, trepidant deprehensi, negant accusati, ne torti quidem facile aut semper confitentur, certe damnati maerent, dinumerant in semetipsos mentis malae impetus, vel fato vel astris imputant] So interpungiren auch die Ed. pr. und die Ald.; Rig. hingegen, Haverkamp und Leopold trennen mentis malae impetus von d. in semetipsos und verbinden es mit vel fato — imputant. Für diese Art zu construiren stimmt zum Theil auch Herr Professor Bernhardi in seinen Zusätzen zu Hrn. Oehlers Ausgabe (s. d. Vorrede S. IX.), wo er annimmt, daß vor mentis oder ipsos etwas ausgefallen sey, und ipsos mentis malae impetus mit dem Folgenden verknüpft. Unterdeß will er inter semetipsos gelesen wissen. Ganz anders faßte Jo. Fr. Gronov (in Senecae Lib. de vit. beat. Cap. XIX.) diese intricate Stelle,

welche er vortrefflich erläutert. „Dinumerare," ſagt er, „est verbum suffragiorum. Plinius in Panegyrico [C. 76. §. 2.]: Consulti omnes atque etiam dinumerati sumus, vicitque sententia non prima, sed melior. Seneca 4. [IV. 21. §. 4.] de benef.: Non numerat suffragia, sed una sententia vincit. Fabius Decl. 263. [Part. alt. p. 73. ed. Bip.]: Rogatio nondum erat recepta, nisi posteaquam dinumeratae sunt populi sententiae. Est igitur dinumerare in aliquem colligere sententias vel suffragia in aliquem et dictum, ut apud Ciceronem [pro C. Rabir. Post. Cap. V. §. 10.]: Modo vos iidem in A. Gabinium iudices sedistis. Ineunt quasi et dinumerant suffragia in causam suam: ipsi sibi iudices perpendunt scelus suum, variasque in semet ipsos sententias, pronuntiant: modo maius, modo minus supplicium decernunt meritis talibus, ut mos est inquietae et memoria atque imagine facinorum, tum metu instantium poenarum turbatae mentis. Cyprianus in epistola ad Donatum [p. 4. ed. Baluz.]: Iidem in publico accusatores, in occulto rei, in semet ipsos censores pariter ac nocentes, damnant foris quod intus operantur.

S. 11. Z. 2. quot incesta contenebrasset] Dieſe Lesart beſtätigt auch die Ed. pr. Concelebrasset iſt eine Conjectur des Giambat. Egnazio, welchem Rhenanus und Gelenius folgten. Coci erkennt ſowohl die erſte, als die Aldiner Ausgabe an.

S. 15. Z. 1—3.: Sic enim soletis dicere homicidae (:) NEGA, laniari iubere sacrilegum, si confiteri perseveraverit] Hier müſſen wir auf die geiſtreiche Conjectur des Mauriners Dom Maran aufmerkſam machen, welche dem Hrn. Herausgeber, hätte er die griechiſchen Apologeten, welche Tertullianus häufig nachahmte, ſorgfältig verglichen, wie man hätte erwarten ſollen, unmöglich entgangen ſeyn dürfte. Der gelehrte Benedictiner ſchreibt nämlich in ſeinen Anmerkungen zu Juſtinos d. Märt. Apolog. I. 4. S. 46.: — — soletis dicere: Homicida, nega: laniari iubeo te sacrilegum, si confit. perseveraveris.

— Z. 12 ff.: Suspecta sit vobis ista perversitas, ne qua vis lateat in occulto, quae vos adversus formam, adversus naturam iudicandi, contra ipsas quoque leges ministret] Ministret ſcheint, wie Maran vermuthet, für administret oder regat et incitet geſetzt zu ſeyn.

S. 16. Z. 3—4.: non tyrannica dominatio est] So auch die Ed. pr.; dominatio vestra est gab zuerſt Egnazio.

S. 21. Z. 7. Sed et cum perperam Chrestianus pronuntiatur a vobis] Fälſchlich die Ed. pr. Christianus — a nobis. Christianus ließ auch Egnazio ſtehen. Aehnlich gebraucht übrigens Tertullianus in d. Schrift ad nat. I. 3. S. 278.: etiam cum corrupte a vobis Chrestiani pronuntiamur. Man vergl. Juſtin. d. M. Apol. I. 4. S. 46. A. mit Marans Anm. u. Bünemann z. Lactant. IV. 7, 5.

S. 28. Kap. 5. z. A.: — vetus erat decretum, ne qui deus ab imperatore consecraretur nisi a senatu probatus] Daß Tertullianus nicht an die Kaiſerzeit gedacht haben konnte, wie Haverkamp annimmt, erhellt ſchon aus den Worten: vetus erat decretum. Demnach iſt ab imperatore hier ſo viel, als a consule, qui imperator fuit, cum voveret. S. Jo. Fed. Gronov. Diatrib. in Stat. Silv. p. 453. sq. ed. Hand.

S. 32. Z. 6 — 7. Hadrianus, quamquam omnium curiositatum explorator] Obgleich der Puteaner, der Gothaer und der Erfurt. Cod. omnium curiositatum bieten, ſo ziehen wir doch, weil ſo wegen des vorausgehenden quamquam die Wortſtellung höchſt ſchwerfällig wird, mit den übrigen Handſchriften und allen Ausgaben curiositatum omnium des Nachdrucks halber vor. Im Folgenden faßt Hr. Oehler inprimere in der Bedeutung einſchärfen, wie der deutſche Ueberſetzer von Besnard. Anders verſtand es Wakefield Silv. crit. P. V. p. 24. Dieſer erklärt es durch ἐνεσφράγισε: sigillo suo signavit, ut efficaciam daret veritatis atque auctoritatem.

S. 52. Z. 1. u. 3. würde Ref. nach dem Vorgang der Put. Handſchrift harena und S. 198. Z. 1. harenae, wofür auch die Ed. pr. ſtimmt, f. arena und arenae, wie zuerſt Egnazio ſchrieb, auf-

genommen haben. S. Wagner z. Virgil. Bd. V. S. 441.

S. 78. Z. 10.: Est et ille de lyricis (Pindarum dico), qui Aesculapium canit avaritiae merito, quia medicinam nocenter exercebat, fulmine iudicatum] So lieſt auch die erſte Ausgabe; in der Aldiner hingegen gab Egnazio vindicatum, welches faſt bey allen nachfolgenden Herausgebern Eingang gefunden und von Baluze z. Cyprian. de orat. domin. p. 558 und de idol. vanit. p. 568. der andern Lesart vorgezogen wird; und wenn auch die Bongarſiſche Handſchrift dafür ſpricht, ſo entſcheidet hier für iudicatum nicht nur das Anſehen der älteſten und beſten Codd., ſondern auch der Sprachgebrauch des Schriftſtellers, welcher ſich in der Schrift de anima K. XXXVII. S. 340. A. ſo ausdrückt: Nam et Moysis (Agobards Handſchrift bietet, nach Baluze, Mosei) lex tunc aborsus reum talionibus iudicat. So lieſt man bey Cicero de legg. III. 3.: Cum magistratus iudicassit für cum magistr. condemnaverit, wie Turneb. daſelbſt S. 699. ed. Creuz. et Moser. bemerkt, auf Livius I. 26. §. 5—7.: Perduellionem tibi iudico, und XXVI. 3. §. 8—9.: Quoad pecuniae vel capitis iudicassit privato ſich beziehend. Daß übrigens iudicare, indicare und vindicare oft mit einander verwechſelt worden ſind, zeigen Baluze z. Cypr. de orat. domin. a. a. O., Corte z. Salluſt. Jugurth. C. 31. §. 18. und Zumpt z. Curt. de gest. Alex. IX. 11. §. 32.

S. 85. Z. 5. sub isdem] Der Put. Cod. gibt sub hisdem, der Erl. sub eisdem, die übrigen sub iisdem. Ebenſo alle Ausgaben. Da nun hier isdem aufgenommen wurde, ſo hätte S. 68. Z. 12. und S. 169. Z. 10., wo die Put. Handſchrift ebenfalls hisdem hat, isdem ſt. iisdem der Conſequenz wegen gegeben werden ſollen.

S. 90. Z. 1—3.: Et tamen quanto distinguitur a crucis stipite Pallas Attica et Ceres Pharia, quae sine effigie rudi palo et informi ligno prostat] Weſſeling in d. Probab. C. 35. p. 309. ſtimmt für prostant, welches der Cod. Fuld. und Pamele's Ausgabe haben. Daß die Statue der attiſchen Pallas in der älteſten Zeit ganz roh und von unbearbeitetem Holze geweſen, erhellt aus der Plutarchiſchen Stelle bey Euſeb. III. 8. de praeparat. Evangel., wo es heißt: *ξύλινον δὲ τὸ τῆς Πολιάδος ὑπὸ τῶν αὐτοχθόνων ὑδρυθέν, ὅ μέχρι νῦν Ἀθηναῖοι διαφυλάττουσιν*, zur Genüge und dafür ſpricht ſchon das hohe Alterthum. Dieſe Darſtellungsweiſe reicht weit über Dädalos hinaus, der nach dem Zeugniſſe des Diodoros IV. 76. den Statuen zuerſt Augen gab, die Füſſe auseinander ſtehend und außerdem die Hände ausgeſtreckt bildete.

S. 94. Z. 4. f.: Aeque si diem solis laetitiae indulgemus, alia longe ratione quam religione solis secundo loco ab eis sumus qui diem Saturni otio et victui decernunt exorbitantes et ipsi a Judaico more, quem ignorant] Sehr paſſend ſchlägt Dom Maran in ſeinen Anmerkungen z. Theophilos an Autolykos S. 358. *ad* Judaic*um* mor*em* zu leſen vor. Man vergl. die Schrift ad nat. I. 13. S. 314.

S. 101. Z. 2—3. qui saeculum certis temporum dispositionibus et exitibus ordinavit] Statt exitibus vermuthet Th. Wopkens in d. Adversarr. critt. in Minuc. Felic. in Miscellan. Observatt. critt. in auctores veteres et recentiores Vol. X. T. I. p. 18. examinibus, dieſes Wort in der Bedeutung von ordinatio, dispositio erklärend.

S. 108. Sic quem audistis interim Moysen, Argivo Inacho pariter aetate est etc.] Handſchriften und frühere Ausgaben leſen si quem, was jedoch in d. Addendd. et Corrigendd. hergeſtellt iſt. Ueber die hier von Tertullianus beobachteten Zeitbeſtimmungen vergl. man die Zuſammenſtellungen bey Weſſeling in d. Probab. C. 35. p. 313. sqq. und Maran z. Theophil. S. 393.

S. 125. Z. 11—12.: Quem igitur solummodo hominem praesumpserant] Die Put. u. a. Handſchriften bieten hominem solummodo. Die erſte Ausgabe und die Aldiner quem igitur sol. hom. modo, was ſodann Rhenanus u. A. aufnahmen.

S. 148. Z. 10—11. Quodcunque ridetis] Der Put. Cod. hat ſowohl hier, als S. 176. Z.

9. kräftiger quodcumque und in der Schrift ad nat. S. 333. Z. 15. der Agobard. quaecumque, nicht quaecunque, wie man in den Anmerkungen lieſt. S. 285. Z. 4. wurde aus dem Agob. Cod. quantacumque aufgenommen. S. 318. Z. 5. hingegen ſteht wieder quodcunque. Doch merkte hier Baluze aus der Handſchrift keine Abweichung an. Ebenſo verhält es ſich mit nunquam, wie man S. 168. Z. 9. lieſt, ungeachtet der Put. Cod. numquam hat. Da die älteſten Handſchriften m vor q faſt durchweg anerkennen, ſo hätte unſeres Erachtens die kräftigere Lesart conſequent hergeſtellt werden ſollen, wie Silling z. Plin. natural. histor. Praef. et Lib. XXXV. p. LX. that.

S. 153. Z. 3—5.: Colat alius deum, alius Jovem, alius ad caelum manus supplices tendat, alius ad aram Fidei, alius, si hoc putatis, nubes numeret orans, alius lacunaria] Da in dieſen Sätzen immer Ein Verbum auf zwey Objecte ſich bezieht und numeret zu lacunaria nicht wohl paßt, ſo ſchlug Wakefield Silv. crit. P. IV. p. 92. ruminet vor, was dem Hrn. Herausgeber entging.

S. 175. Z. 9. ff.: — ut mirer, cum hostiae probentur penes vos a vitiosissimis sacerdotibus, cum cuivis praecordia potius victimarum quam ipsorum sacrificantium examinantur] Probentur leſen zwar die erſte und die Aldiner Ausgabe, denen ſich die dieſen zunächſt folgenden anſchloſſen. Da aber die Handſchriften mit Ausnahme der Fuldaer, über deren Lesart man im Ungewiſſen iſt, und die vorzüglichern Ausgaben probantur bieten, was dem Sprachgebrauche der africaniſchen Schriftſteller, welche die Cauſalpartikel cum häufig mit dem Indicativ conſtruiren, wie Hr. Oehler S. 5. unten zu cum — oderunt homines nachgewieſen hat, ganz angemeſſen iſt, ſo hätte probantur nicht verſchmäht werden ſollen. Im nächſten Satze haben die Handſchriften (nur die Fuldaer wird nicht erwähnt) und die erſte Ausgabe cum quibus. Dafür ſchrieben Egnazio und ſeine Nachfolger insgeſammt cur, und der erſtere ſetzte überdieß das Komma vor a vitios. sacerd.; Hr. Oehler hingegen conjicirte cum cuivis, da, wie er ſagt, cuivis ſehr leicht in quibus corrumpirt werden konnte. Doch will dem Ref. dieſe Aenderung nicht recht zuſagen. Sollte vielleicht cur ubivis zu leſen ſeyn? Der Indicativ examinantur, wofür Haverkamp lieber examinentur geſchrieben wiſſen wollte, darf bey Tertullianus in der indirecten Frage nicht befremden; denn darüber finden ſich bey ihm unzählige Beyſpiele, wie Hr. Oehler S. 221. gezeigt hat.

S. 176. Z. 6. ſteht im Texte unrichtig ubi veritas dei et devotio est ſt. ubi veritas et dei devotio est.

S. 185. Z. 5.: De nostris annis augeat tibi Juppiter annos!] Ueber dieſe und ähnliche Redeweiſen, durch die man im Alterthume ſeine Liebe und Anhänglichkeit auszudrücken pflegte, ſehe man Muretus Varr. Lectt. IX. 1., wo dieſer Vers ſo geleſen wird:

De nostris annis tibi Juppiter augeat annos.

S. 198. Z. 4. ff.: Sed reprobamus quae placent vobis, nec vos nostra delectant. Sed licuit Epicureis aliquam decernere voluptatis veritatem id est animi aequitatem, et ampla negotia Christiano] Dieſe Stelle machte den ältern Kritikern ſehr zu ſchaffen. An dem zweyten sed fand Herault mit Recht Bedenken und ſchlug dafür scilicet vor, was nicht ganz zu verwerfen iſt. In dem Folgenden ſchrieb Wouwer mit Zuſtimmung La Cerda's und Heraults voluptatis veritatem, ἀταραξίαν καὶ ἀπραξίαν, id est, animi aequitatem et a publicis negotiis requiem, bloſſer Vermuthung folgend; nicht, wie Haverkamp glaubt, und vor ihm ſchon Sam. Petit Miscellan. IV. 6. annahm, ex V. C. (d. i. ex vet. Cod.) ſchöpfend; denn er ſagt ausdrücklich: „Mutila haec et corrupta. Scripsit Tertullianus etc., während er, wenn er ſich auf handſchriftliche Auctorität ſtützt, immer V. C. beyzuſetzen pflegt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Q. Septimii Florentis Tertulliani Apologeticum etc.

(Fortsetzung.)

Nach ihm conjecturirte Petit am a. O. voluptati severitatem, *ἀταραξίαν καὶ ἃ πράξοιεν*, id est, animi aequitatem et ampla negotia, auf Seneca de vita beata C. 13. §. 1 — 2., wo es heißt: Voluptas illa (Epicuri) ad parvum et exile revocatur, et quam nos virtuti legem dicimus, eam ille dicit voluptati. Jubet illam parere naturae, und auf Cicero de finib. bon. et mal. I 11. §. 37., 13. §. 43. u. 18. §. 57. in f. sich berufend. Später setzten Rigault und Haverkamp, an die Fuldaer Handschrift sich haltend, die Worte: Licuit Epicureis aliquam decernere voluptatis veritatem, ohne sed vor licuit und ohne das glossematische Anhängsel: id est animi aequitatem, obgleich es die Fuldaer Handschrift anerkennt, oben zwischen nihil est nobis dictu, visu, auditu cum insania circi, cum inpudicitia theatri — cum vanitate xysti, und zwischen quo vos offendimus, si alias praesumimus voluptates? Da aber diese zwey in genauem Zusammenhang miteinander stehenden Sätze durch eine solche Umstellung getrennt werden, so wird man es ganz passend finden, daß der neueste Herausgeber die alte Satzordnung beybehielt, so sehr es andererseits befremdet, daß er weder an sed, noch an dem erklärenden Zusatze, welcher des Tertullianus unwürdig und offenbar von dem Rande in den Text geflossen ist, Anstoß nahm. Daß hier zwey Glosseme, von denen das eine: i. e. animi aequitatem, wie der Fuldaer Codex zeigt, zu aliquam voluptatis veritatem gehörte; das andere: ampla negotia Christianorum (Christiano ist offenbar sinnlos) oder, wie andere Handschriften lesen, Christianae factionis den Worten negot. Chr. fact. gegenüberstand, in Eines zusammengeschmolzen sind, liegt klar vor Augen. Ref. ist der Ansicht, daß mit der Oxforder Handschrift si (für sed; denn dieses konnte aus dem vorhergehenden Satze durch die Unachtsamkeit eines Abschreibers leicht an die Stelle des andern treten) licuit Epicureis aliquam decernere voluptatis veritatem, edam iam nunc ego ipse negotia Christ. fact. geschrieben werden müsse. Die Epikureer setzten nämlich das höchste Gut in die Schmerzlosigkeit oder Seelenruhe, *εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀταραξίαν καὶ ἀπονίαν* oder *εἰς τὴν ἡδονὴν καταστηματικὴν* d. i. in die ruhige Lust; nicht, wie die Kyrenaiker, *εἰς τὴν ἡδονὴν ἐν κινήσει*, in die bewegte oder aufgeregte Lust. Man sehe hierüber Diogenes von Laërte X. 129. und 136. und vergleiche ferner Asts Beleuchtung der Epikureischen Ethik. S. 6. f.

S. 207. Z. 8. f.: Si honesta causa est convivii, reliquum ordine disciplinae de causa aestimate quod sit: de religionis officio nihil vilitatis, nihil inmodestiae admittit] Die Ed. pr. hat fehlerhaft communium st. convivii. Ordinem hätte nicht in ordine umgewandelt werden sollen. Das nach einem Glosseme schmeckende de causa ließen Egnazio und seine nächsten Nachfolger mit Recht weg; ebenso Rigault und Haverkamp. Quod sit de rel. off. lesen der Put. Cod. und die meisten

andern und einige Ausg.; quid sit de r. o. die erste Ausgabe, die Ald., die Rhenan., die Gelen., Herault. mit einigen Handschriften. Daß aber quod sit nicht richtig ist, leuchtet ein. Wir stimmen demnach für die Lesart Rigaults und Haverkamps, welche qui sit, de r. o. schrieben. Im Folgenden bestätigen die erste und die Ald. Ausgabe capiunt. S. 213. Z. 7. gibt auch jene occupaverant, diese zuerst occupaverunt.

S. 215. Z. 1.: ut cognosceret requisitum] Ebenso die Ed. pr. mit der Ald. S. 216. Z. 2. führte Egnazio zuerst st. et lupanaribus operantibus, was auch die ältesten Ausgaben anerkennen, et lup. operati ein. S. 217. Z. 3. bestätigen die Ed. pr. und auch die Aldiner voluntates. S. 218. Z. 2., wo beyde an ne lesen, schrieb der neueste Herausgeber richtig at nae. S. 220. Z. 4. bewähren die erste und die Aldiner Ausgabe die Lesart quos separare deberent a meritis Christianorum. S. 221. Z. 5. haben auch sie cohabitamus in hoc saeculo. Unterhalb geben sie et mercamur: proinde miscemus artes, opera nostra publicamus. Z. 8. bestätigt die Ed. pr. videmur, was Egnazio in videamur umänderte. Sodann hat sowohl die erste Ausgabe, als die Ald. sed si cerimonias. S. 223. Z. 6. stimmt auch jene für liberius, während diese libentius bietet, und S. 230. Z. 2. für Moysi, was Egnazio in Mosis umwandelte. Ferner S. 241. Z. 2. für perseverant. Adeo quid mit der Ald. Unten, wo der Philosoph als rerum aedificator und der Christ als destructor (rerum) mit einander verglichen werden, hätte Neanders vortreffliche Conjektur (im Antignostikus S. 66. nach der 2. Aufl.) deorum (der Götzen) st. rerum Erwähnung verdient.

S. 255. Z. 10. ff.: Quae ratio universitatem ex diversitate conposuit, ut omnia ex aemulis substantiis sub unitate tecum constarent (,) ex vacuo et solido, ex animali et inanimali etc.] Da einige Handschriften cum vor constarent haben, glaubte Hr. Oehler tecum verbessern (!) zu müssen. Eher könnte man secum vermuthen. Die erste Ausgabe und die Ald. bieten, wie die Fuldaer und die Erlanger Handschrift, sub unitate constarent.

S. 259. Z. 1 — 2.: Falsa nunc sint quae tuemur et merito praesumtio, attamen necessaria] Der Put. Cod., der Gothaer, der Erfurter und der Erlanger lesen tuentur; ebenso die ältesten Ausgaben. Dafür verbesserte Egnazio tuemur, was auch die nachfolgenden Herausgeber aufnahmen und zwar mit Recht, wenn man diese Worte mit dem Vorausgehenden: Hae sunt quae in nobis solis praesumptiones vocantur, in philosophis et poetis summae scientiae et insignia ingenia, genau zusammenhält. Daher können wir nicht begreifen, wie Hr. Oehler von der Lesart tuentur sagen kann: quae scriptura est minime respuenda, siquidem Christianos cum poetis et philosophis eadem docere de aeterno supplicio dictum erat. Statt praesumtio hätte, wie schon oben bemerkt wurde, consequent praesumptio geschrieben werden sollen.

S. 263. Z. 4. cum in exitum tisanae pilo contunderetur] Statt in exitum, welches auch die erste Ausgabe anerkennt, gab zuerst Egnazio in exitium. Wenn sodann auch beynahe alle Codd. tisanae bieten, so hätte die Ableitung des Wortes von dem griechischen πτισάνη, welches von πτίσσω stammt (daher auch die Schreibung πτισσάνη) maßgebend seyn und ptisanae (so die erste und die Aldiner Ausgabe und die meisten der übrigen) geschrieben werden sollen. Rigault und Haverkamp gaben nach der Fuldaer Handschrift ptissanae. Die richtige Schreibung aber ist ptisanae, wie die Verse der Dichter zeigen. S. H. Stephan. Thesaur. L. Gr. ed. Hase et Dindorfii s. v. Auch der gelehrte Furlanetti, welcher in seiner Appendix ad Forcellini Lexic. tot. Latinitat. unter dem Worte ptisana die vorliegende Stelle des Tertullianus nach Rigaults Ausgabe anführt, zog ptisanae dem ptissanae vor. Doch hat sich dort durch ein Druckversehen Anaxagoras st. Anaxarchus und pila st. pilo eingeschlichen.

S. 265. Z. 4. inpassibilis flagellis tyranni obiectus] Impassibilis die erste Ausgabe, impassibilibus die Aldiner und sodann die nach ihr zunächst folgenden.

Hiemit die Bemerkungen zu dem Apologeticum schließend, wenden wir uns zu den zwey Büchern ad nationes, oder an die Heiden. Ihrem Inhalte

nach ist diese Schrift mit der vorigen genau verwandt; der Zeit der Abfassung nach aber geht sie ihr vor. Sie wurde bald nach der Beendigung des Krieges mit Albinus im Jahre 201. geschrieben. Ihre Aechtheit hat Jacq. Godefroy nach innern und äußern Gründen evident dargethan. Der Verfasser richtete sie im Allgemeinen an das heidnische Volk, wie schon aus der Aufschrift erhellt. Im ersten Buche widerlegt er die von den Heiden den Christen angedichteten Laster und die ihnen vorgeworfenen schändlichen Verbrechen; im zweyten zeigt er die Nichtigkeit der heidnischen Götter und sucht die Verehrer derselben durch Aufdeckung der Irrthümer, von denen sie befangen, von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums zu überzeugen. Manches, was hier kurz angedeutet wird, soll, bemerkt er öfter, in dem Apologeticum ausführlich erörtert werden.

Zu beklagen ist, daß sich diese Schrift bloß in dem uralten, aber sehr schadhaften Agobardischen Codex, aus dem sie zuerst der gelehrte Godefroy zu Genf 1625. 4. herausgab, erhalten hat. Von diesem Gelehrten kann man wahrhaft sagen, daß er in der Behandlung des Textes mit der größten Behutsamkeit verfuhr, indem er die in dem Codex unleserlichen Stellen in seiner Ausgabe durch Punkte andeutete und seine Vermuthungen, wie etwa die Lücken ausgefüllt werden könnten, in die Anmerkungen verwies. Freyer ging sein Nachfolger Rigault zu Werke, welcher die meisten Vermuthungen desselben und nicht selten seine eigenen in den Text setzte; Hr. Oehler aber überbot ihn noch, indem er nicht bloß die Conjecturen des einen oder des andern, sondern auch seine eigenen, oft sehr gewagten, geradezu in den Text aufnahm; ein Verfahren, welches Ref. durchaus nicht billigen kann; denn wohin sollte es mit dem Texte alter Schriftsteller kommen, wenn jeder Herausgeber seine eigenen Einfälle unbedenklich in denselben hineintragen will? Ein so dunkler und schwieriger Schriftsteller, wie Tertullianus, setzt vieljähriges Studium und eine innige Vertrautheit mit der Sprache und dem Geiste seiner Schriften voraus; um so gewagter aber ist es, bey einer so lückenhaften und verdorbenen Schrift, wie dieß bey der vorliegenden der Fall ist, mit nur einiger Gewißheit die Hand des Verfassers errathen zu wollen.

Um unsere Anzeige nicht zu weit auszudehnen, wollen wir den Hrn. Herausgeber nur auf einige Versehen und auf Marans Verbesserungen, welche ihm unbekannt geblieben, aufmerksam machen.

Da die Handschrift häufig cotidie gibt und Hr. Oehler dieser Schreibung folgte, so hätte auch S. 271. Z. 5. statt quotidie unbedenklich cotidie geschrieben werden sollen. S. 279. Z. 14. steht illudit, während Godefroy und Rigault inludit offenbar nach der Handschrift lesen, da Baluze keine Abweichung aus dieser anführt.

S. 283. Z. 1. ff.: Quot denique philosophi dicuntur, nec tamen philosophiae adimplent? Omnes nomen de professionibus gestant: seducunt nomen professionis praestantia qui superficie vocabuli infamant veritatem. Non statim sunt, qui dicuntur etc.] Seducunt schreibt vermuthungsweise Hr. Oehler statt seducant, welches die Handschrift und Godefroy und Rigault befolgen, und erklärt es durch dividunt, separant. Maran hingegen zu Justinos d. Märt. Apolog. I. 4. S. 46. B. suchte diese Stelle so zu verbessern: sed vacat nomen prof. praestantia. Qui superf. voc. inf. verit., non stat. sunt, qui dic.

S. 286. Z. 16. ff.: Oro vos, extraneis unde notitia, cum enim iusta et licita mysteria omnem arbitrum extraneum caveant? nisi inlicita minus spernunt. Atquin extraneis tam ignorare quam confingere magis competit. Aut domesticorum curiositas furata est per rimulas et cavernas. Quidum domestici eas vobis prodent res? Omnes a nullis magis prodimur, quanto magis, si atrocitas tanta sit quae iustitia indignationis omnem familiaritatis fidem rumpit, non potuerit continere, quod horruit mens, quod expavit oculus?] Arbitrum, was Godefroy vermuthete, billigte außer J. F. Gronov (Observatt. in Scriptoribus eccles. monobibl. Cap. XII. p. 121.) auch Maran zu Athenagoras Gesandtsch. für d. Christen K. 35. S. 312. Für minus spernunt schlägt dieser minus cernunt zu lesen vor, die Bemerkung beyfügend: Id est, nisi forte extranei in cernendis inlicitis

mysteriis minus curiosi sunt. Si retineatur illud spernunt, legendum erit magis pro minus. Im Folgenden conjicirt auch er, wie Gronov a. a. O. S. 122. (nicht XI. p. 120., wie Hr. Oehler angibt), ignorare st. des unpassenden honorare. Die vor domesticorum im Codex vorkommende unleserliche Stelle, welche der neueste Herausgeber durch aut zu ergänzen suchte, füllt er durch sed forte aus. Darauf schreibt er: Quid? cum domestici reos vobis prodant; a nullis enim magis prodimur st. der in der Handschrift vorkommenden Lesart: Quid, cum domestici eos vobis prodentes, omnes. Allein Herrn Oehlers Aenderung des quid, cum in quidum will uns keineswegs zusagen; und wie widrig und unnatürlich klingt eas vobis prodent res? Wir lesen demnach: Quid, cum d. reos v. prodant? Omnes a nullis m. pr. und unten mit Gronov rumpat.

S. 291. Z. 9—10. si quis es]. Der Cod. hat si quisses, was doch bemerkt hätte werden sollen. S. 292. Z. 8. ist plane vor tertium genus ausgefallen. S. 293. wird in d. Anmerkungen Z. 3—1. v. u. ganz unrichtig angegeben: „linguae caede . . . . udore Agob. et ed. Gothofr. Linguae caede sed pudore ed. Rig. ex coni. Gothofredi für linguae caede . . . udoris rubore. Denn so haben der Cod. und der Text des Godefroy; Rigaults Text hingegen l. caede, sed pudoris rubore.

S. 295. Z. 6. ff.: Si Tiberis redundaverit, si Nilus non redundavit, si caelum stetit, si terra movit, si vis nociva vastavit, si famis afflixit etc.] Godefroy's Ausgabe bietet allerdings: si Nilus non redundavit; ebenso die Rigaultische; die Handschrift aber hat, wie Baluze bemerkt: si Nilus non red . . . . verit, worüber Herr Oehler schweigt. Vergleicht man diese Stelle mit einer ähnlichen in d. Apologet. S. 210. Z. 1. ff., wo es heißt: Si Tiberis ascendit in moenia, si Nilus non ascendit in arva, si caelum stetit, si terra movit, si fames, si lues, so dürfte man es nicht unpassend finden, oben jedesmal redundavit zu lesen, wie schon Gronov Observatt. in Scriptores eccles. Cap. XII. p. 123. stillschweigend schrieb. Im Folgenden kann Ref. Herrn Oehlers Vermuthung: si vis nociva vastavit, nicht billigen. Die Handschrift hat movit, ... tiua vastauit. Erwägt man, daß in den vorhergehenden Sätzen und in dem darauffolgenden das Subject jedesmal ein einfaches Substantiv ist, so kann hier kein Substantiv mit einem Adjectiv gestanden haben. Er findet daher die Gronovische Conjectur: si Libitina vastavit, weit zweckmässiger. Uebrigens scheint auch der Schluß der Stelle in d. Apologet., wenn man ihn mit dem der andern zusammenhält, nicht vollständig zu seyn, indem movit wohl zu terra, aber nicht zu fames und lues paßt. Demnach ist zu vermuthen, daß adflixit nach fames und vastavit nach lues oder etwas Aehnliches fehlt, da jedes Subject der Symmetrie wegen sein ihm entsprechendes Verbum fordert.

S. 296. Z. 6. schrieb Herr Oehler pessumiere. Allein da der Cod. pessumhier hat, so hätte pessumierunt gegeben werden sollen, wie Godefroy's Ausgabe liest.

S. 297. Z. 2.: qui (näml. dei) propter contemptores etiam cultores suos adfligunt] In der Handschrift ist das Verbum erloschen. Godefroy vermuthete laedunt oder castigant. Ersteres nahm Rigault auf; wir hingegen möchten letzteres vorziehen.

S. 299. Z. 5—6. schreibt der Herr Herausgeber nach der Handschrift richtig contemptores, wie S. 295. Z. 10., S. 296. Z. 10., S. 297. Z. 1. (man vergl. S. 302. Z. 11. und S. 308. Z. 5., wo contemptu und S. 308. Z. 8., wo contemptis steht). Doch sehen wir keinen Grund, weßhalb er hier Z. 6. contemnit, Z. 7. contemni, Z. 10. contemnentes und Z. 12. contemnitis gegen das Ansehen der Handschrift, welcher Godefroy gewissenhaft folgte, st. contempnit, contempni, contempnentes und contempnitis setzte, obgleich er in ähnlicher Weise in d. Apologet. S. 30. Z. 8. temptaverat, S. 53. Z. 8. temptamenta, S. 291. Z. 15. temptantes gab.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theokrit's nebst einigen ausführlichen Abhandlungen über das Leben Theokrit's und die Authentie seiner Werke, über das griechische Idyll, über das alte und neue Syrakus, über die Knabenliebe der Alten u. A. von J. P. E. Greverus, Rector und Professor des Gymnasium zu Oldenburg, Mitglied der Archäologischen Gesellschaft zu Athen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. Oldenburg, Ferdinand Schmidt. 1850. 8. XXVI u. 167.

Rector commilitonibus certamina propositis praemiis in annum MDCCCXLIX indicit. Praemissa est (G. Hermanni) dissertatio de arte poesis Graecorum bucolicae. Lipsiae typis G. Staritzii, typogr. acad. 4. 16.

Befähigte die bloße Luft und Liebe zur Bearbeitung eines Schriftstellers, dann hätte gewiß Hr. Greverus allen Beruf zum Kritiker und Exegeten Theokrits, da es kaum möglich ist, sich eines Autors mit größerer Passion anzunehmen. Hören wir ihn, so geht Theokrit in Manchem über den Homer hinaus, welcher in der Wahl plastischer Gegenstände gar nicht glücklich war (p. 5) und nicht so gebildet, überdacht und planmäßig zu erzählen wußte, wie der Dichter des 24. Idylls. Theokrit ist in seinen Augen dergestalt Original, daß er mit dem Gedanken, er möge Einiges von Stesichorus und der Sappho entlehnt haben, sich nicht vertragen kann. „Sollte es wahr seyn," heißt es p. 130, „was der Scholiast behauptet, daß Mehreres in diesem Gedichte aus dem Epithalamium der Helena des Stesichorus entnommen ist (der Scholiast muß dieses also gekannt und verglichen haben), so würde dieser Umstand, verbunden mit der Bemerkung Fr. Jacobs, daß Einiges der Sappho abgeborgt zu seyn scheine, noch mehr auf einen andern Verfasser deuten. Ich wenigstens kann mir Theokrit nicht als Dieb, wäre es auch ein κηριοκλέπτης denken." Wird dadurch der Dichter um ein schönes Werk ärmer, so bereichert sich desto wesentlicher die Literaturgeschichte, indem Greverus l. c. uns die interessante Aussicht eröffnet, ein zusammenhängendes und längeres Stück aus einem beynahe verschollenen Epos zu gewinnen, er sagt: „Ist Theokrit aber nicht der Verfasser, so könnten wir vielleicht das Gedicht als das Fragment irgend eines alten größern epischen Gedichtes, etwa der Κύπρια ἔπη ansehen, welches letztere nach Herodot II, 117 sich besonders mit der Helena und ihren Abenteuern beschäftigt zu haben scheint." Wer wird für diese Entdeckung dem Verfasser nicht von Herzen dankbar seyn?

Die eifrige Vorliebe für den Poeten hindert jedoch nicht, daß hie und da Ausstellungen gemacht werden. Hieher zählen wir weniger den einzelne Verse betreffenden Tadel, da dieser meistens damit erledigt wird, ein Alexandrinischer Grammatiker habe hineingepfuscht, oder versificirte Glossen (drey nacheinander in XIII, 22 — 24) seyen in den Text

gerathen. Das 14. Idyll z. B. mag in Alexandria gedichtet seyn, wenn es nicht vielmehr von dortigen Philologen Veränderungen erfuhr, um Schmeichelhaftes für Ptolemäus Philadelphus anzubringen. In IX hingegen entdeckte er durchaus keine Spur von Grammatikern, wohl aber viele geistreiche ächt dichterische Einzelheiten. Auch das vierte Gedicht hat manche individuelle Züge, so daß es nicht von einem Grammatiker gefertigt worden seyn kann und am Schluß von XVI (p. 133) liest man: „diese schönen idyllischen Schilderungen, wie sie kein Grammatiker zu geben und einzuschieben im Stande ist, verrathen den Meister Theokrit.“ Hiemit ist die Unmöglichkeit, daß ein Sprachgelehrter auch dichterischen Geist besitze, wohl genugsam erhärtet und man muß sich um so mehr über die Dreistigkeit der Alexandriner ärgern, die den Theokrit nur deßhalb in die Hand nahmen, um ihn mit ihren garstigen Zuthaten zu verunstalten. Aber Greverus tadelt auch an Theokrit selbst nicht Weniges. Man höre ihn z. B. gleich über das erste Gedicht, um die streng scheidende Unpartheylichkeit zu erkennen. „Dieses Gedicht zerfällt in zwey Theile, die aus ganz heterogenen Elementen bestehen: der erste bis Vers 64 ist beschreibender, der zweyte lyrisch-elegischer Natur. Der erste ist reich an malerischen und plastischen Schönheiten — nicht leicht findet man in dieser Art etwas Schöneres bey den Alten; nur im Theokrit selbst gibt es noch mehr Stellen, die man dieser an die Seite setzen kann; und so spricht sich denn gleich von vorn herein der Charakter Theokrit's, ich meine seine Anschaulichkeit (Plastik) in diesem Theile aus. So klar, natürlich und ansprechend aber dieser Theil ist, so unklar, unmotivirt und wenig zusagend erscheint der zweyte Theil des Gedichtes, der aus einem Trauerliede auf den Tod des Daphnis besteht.“ Das wäre in der That ein sehr großer Fehler, denn der erste Theil ist ja nur die Einleitung und der zweyte enthält die Hauptsache: das tragische Ende des in Liebesnoth untergehenden Daphnis. Der Tadel wird p. 25 noch näher motivirt. Es soll diesem Theil durchaus an Klarheit und Correctheit mangeln, derselbe sogar nicht frey von Abgeschmacktheiten seyn, wozu der Verfasser rechnet, wenn vs. 85 Daphnis unglücklich in der Liebe und hülflos genannt werde, während doch 90 Priapus ihm den Vorwurf mache, er weine, weil er nicht mittanze in dem Chorreigen der Mädchen. Hierüber könnte ihn Döderlein (vergl. Lectiones Theocriteae, Erlang. 1843 p. 6) eines Bessern belehren, nämlich, daß δυσέρως — ἀμάχανος bey Theokrit (vgl. VI. 7) die Bedeutung von Gefühllosigkeit haben, wie letzteres Prädikat auch Hom. Il. π 29 vorkömmt. Auch vergießt Daphnis keine Thränen, sondern verzehrt sich im innern Kampf mit einem Gefühl, das er nicht auszusprechen wagt, welches man ihm aber an den Augen ansieht, und von Priapus nur falsch gedeutet wird. Zu den Abgeschmacktheiten gehört unserem Kunstrichter zufolge auch die Idee vs. 71, daß Wölfe, Schakale und Löwen um den Tod des Daphnis wehklagen und weinen. „Kann man sich etwas Alberneres denken, als daß diese Bestien, und dazu noch um den Tod eines Jägers trauern? Es ist schlechterdings kein Grund vorhanden, weßhalb sie klagen sollen, auch wenn die Trauer nicht überhaupt ihrem Charakter widerspräche, denn ihr Hirt und Wohlthäter war Daphnis ja nicht. Wenigstens fällt dem Dichter eine eckelhafte Hyperbel zur Last.“ Greverus dachte hier nicht daran, in Daphnis einen zweyten Orpheus zu erkennen, dessen zauberhafter Gesang jene Bestien zähmte. Wenn darunter auch Löwen figuriren, „die gewiß nie in Sicilien heimisch waren,“ wird man sich darüber nicht in dem Grad ärgern, wie der Verfasser, sondern gerne dem Dichter dergleichen Fictionen zugestehen. Die Verwünschungen, in welche 132 sqq. der sterbende Daphnis ausbricht: nach seinem Tod mögen Wachholderbäume Narcissen tragen und Dornsträuche Veilchen, bezwecken keine Veredlung, sondern Entartung der Natur, denn die Blüthen von Dornen und Disteln können nicht lieblich seyn; Greverus versteht das nicht, wenn er auch hier mit „unrichtig und abgeschmackt“ um sich wirft.

Den Mittelpunkt des Gesangs bildet, wie schon bemerkt, das traurige Schicksal des Daphnis, worüber Döderlein l. c. 5 die befriedigendste Erklärung gibt: Daphnis hat sich verschworen, nie eine Andere zu lieben, als Nais (vgl. VIII, 93). Dafür büßt

er der Aphrodite, welche ihm die heftigste Liebe zur Xenna (wenn dieß wirklich ihr Name, siehe VII, 73 und dazu Hermanns Bedenken in den Scholae Theocr. Opusc. V, 81) einflößt. Seinem Eide treu unterdrückt er die Leidenschaft gewaltsam, aber dieses Ringen mit ihr zerstört auch seine Lebenskraft, er stirbt, nachdem Aphrodite, die herbeygeeilt ist, um über ihn zu triumphiren, den vollen Ausbruch seines Zornes empfunden hat. So ist Alles klar und hängt gut zusammen, während Greverus' Auffassung offenbar fehl geht und in das Gedicht Mehreres hineinträgt, was man darin vergebens suchen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Q. Septimii Florentis Tertulliani Apologeticum etc.

(Schluß.)

S. 303. Z. 12.: si datum sit post mortem deos fieri; secundum quod tam libere atque manifeste coram populo non peieraret contemplator hominis in caelum recepti, nisi contemneret, quos deieraret tam ipse quam ei qui ei peierare permittant.] Statt si lesen wir quibus. Unten hat die Handschrift nach Baluze's Angabe contemplaret..... is; nach der Godefroy's hingegen contemplaret.... litis, weßhalb er contemplator caelitis gab. Rigault conjicirte contemplator Proculus. Sollte vielleicht contemplator iste hominis zu schreiben seyn? Permittant f. permittunt (so der Cod. und Godefroy's und Rigaults Ausgabe) scheint ein Druckversehen zu seyn.

S. 305. Z. 4—5: — nec eis cessat litteratura, quam ut et turpius aut vana aut falsa de deis inferat] Man schreibe vielmehr mit Rigault aut turpia.

S. 310. Z. 14.: Pars crucis equidem maius est omne robur quod derecta statione repraesentatur] Die Lesart der Handschrift ist et quidem. Für et quidem maior, was Godefroy vorschlug, stimmt Saumaise z. Solin. S. 94. Sehr sinnreich conjicirte, was dem Herausgeber unbekannt blieb, Wesseling in d. Probab. C. 35. p. 311.: Pars crucis est quidem malus et omne robur. „Solent enim," fügt er bey, „veteres Christiani in navi plenis impulsa velis formam crucis invenire. Arborem navis appellat partem crucis, unde mox antemnae meminit."

S. 313. f.: et ex diebus ipsum praelegistis, quo die lavacrum subtrahatis etc.] So Herr Oehler nach Rigault st. ipsorum, was Godefroy aus der Handschrift aufnahm. Diese Worte aber sagt der Mauriner Maran zu Theophil. an Autolyk. S. 358., sind nicht auf den Sonntag, sondern auf den Sabbat zu beziehen, und die Rede wird weit angemessener, wenn man et sex diebus ipsi praelegistis quo die u. s. w. liest.

S. 318. Z. 5—6.: quodcunque enim facimus (,) si volumus (,) suspicamur] Maran verbessert z. Justin. d. Märt. Apol. I. 27. S. 60. D. si velamus.

S. 321. wird in der Anmerk. z. Zeile 7. dem Cod. und der Godefr. Ausgabe nutrierant zugeschrieben, obgleich beyde ganz richtig nutrierat lesen.

S. 322. Z. 7.: Igitur dei voluntate, ut tanta saeculo macula exprobraretur, spiritus de die concludit] Die Conjectur concludit müssen wir geradezu als verwerflich bezeichnen; denn sie ist weder der Denk-, noch der Sprachweise des Tertullianus angemessen. Die Handschrift, Godefroy und Rigault haben concutit. Die richtige Lesart aber ist unzweifelhaft concutitur: denn daß in den Handschriften das über dem letzten Buchstaben angebrachte Abkürzungszeichen für die passive Ausgangsform ur von den Abschreibern häufig vernachlässigt worden, weiß jeder mit lateinischen Handschriften nur einigermaßen Vertraute. Auch läßt sich vermuthen, daß es in dem durch die Länge der Zeit so schadhaft gewordenen Agobardischen Codex erloschen ist. Andererseits spricht für concutitur der Sprachgebrauch des Tertullianus selbst. So lesen wir im Apolog. C. 31. a. E.: Cum enim concutitur imperium,

concussis etiam ceteris membris eius, utique et nos, licet extranei a turbis aestimemur, in aliquo casus invenimur, und C. 50. S. 267. Z. 10.: Illa ipsa obstinatio, quam exprobratis (näml. nobis Christianis), magistra est. Quis enim non contemplatione eius concutitur ad requirendum quid intus in re sit? Gerade das letzte Beyspiel hätte unseres Erachtens den Herrn Herausgeber eines Bessern belehren können und sollen.

S. 333. Z. 15. Daß die Handschrift hier nicht quaecunque, sondern quaecumque liest, ist schon oben erinnert worden.

S. 342. Z. 3. ff.: Aiunt quidam propterea deos fuisse appellatos quod *θέειν* et *σείεσθαι*, procurrere ac motari interpretatio est. Quod si verum, vocabulum istud non est alicuius maiestatis] „Edidi meo periculo," sagt Herr Oehler: „Quod si verum." Rigault vermuthete sane. Wir möchten lieber plane schreiben, dessen sich Tertullianus so oft zu Anfang des Satzes in ironischem Sinne bedient. Man vergleiche d. Apolog. S. 15. Z. 11. S. 186. Z. 2. S. 261. Z. 3. S. 320. Z. 8. u. die Schrift an d. Heiden I. 8. z. A., wo es vor tertium genus dicimur zu ergänzen ist, und anderwärts.

S. 381. Z. 2.: Aut Saturnus fuit, aut tempus. Quomodo Saturnus (,) si tempus? si Saturnus, quomodo tempus? Utrumque enim non potes corporale in eo uno existimare. Quid autem prohibuit tempus coli in sua qualitate? Quid corpus hominis aut fabulam hominis in sua specie, non in tempore coli? Quid sibi vult intellectio ista, nisi foedas materias mentitis argumentationibus colorare? Saturnum neque ideo, quia dicis hominem vis tempus, aut dum eum tempus facis, iam nec hominem vis fuisse.] Tertullianus hatte, wie so häufig, den Athenagoras C. 22. S. 299. C. vor Augen, wo es heißt: *Εἴτε χρόνος ἐστὶν ὁ Κρόνος, μεταβάλλει· εἴτε καιρός, τρέπεται· εἴτε σκότος ἢ πάγος ἢ οὐσία ὑγρά, οὐδὲν αὐτῶν μένει· τὸ δὲ θεῖον καὶ ἀθάνατον καὶ ἀκίνητον καὶ ἀναλλοίωτον· οὔτε ἄρα ὁ Κρόνος, οὔτε τὸ ἐπ' αὐτῷ εἴδωλον θεός.* Demnach verbessert Maran die vorliegende Tertullianische Stelle so: Quomodo Saturnus, si tempus? Aut si Saturnus, quomodo tempus? Sodann in eo confirmare *). Statt der Godefroyschen Conjectur quid corpus, welcher Herr Oehler beystimmte, setzt er et non in specie, für in tempore coli (so Hr. Oehler; vor ihm Godefroy in t. colere): in temporis qualitate und gegen das Ende adeo qui Deum dicis das esse st. ideo quia dicis hominem vis.

So viel über den kritischen Theil dieser Ausgabe. Der exegetische ist verhältnißmässig wenig bedacht worden, obgleich es sehr wünschenswerth gewesen wäre, daß ihm größere Berücksichtigung hätte zu Theil werden mögen; denn Tertullianus bedarf ganz besonders einer gründlichen Sacherklärung, sollte das Studium seiner so gehaltreichen Schriften mächtig angeregt und das Verständniß derselben wesentlich gefördert werden. Vortreffliche Aufschlüsse und Winke zur sächlichen Erläuterung der beyden vorliegenden und anderer Schriften des geistreichen Africaners gibt Mone in den lateinischen und griechischen Messen S. 74—84., wo er von der africanischen Messe am Ende des zweyten und Anfang des dritten Jahrhunderts handelt.

Nach der Schrift ad nationes folgen S. 406—411. Addenda et Corrigenda. Daran schließt sich eine Appendix variarum scripturarum ad novem priora Apologetici capita p. 411—413.; ferner S. 414—433. ein Index rerum und zuletzt ein Index grammaticus (S. 433—454), in welchem die von Tertullianus neu oder ungewöhnlich gebrauchten Ausdrücke erläutert werden.

Druck und Papier sind gefällig.

J. G. K.

*) Die Handschrift hat in eo . . . . .'mare. Demnach schrieb Godefroy in eo existimare, nicht in eo uno exist., wie Herr Oehler unrichtig angibt; denn uno ist lediglich seine Zuthat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theokrit's nebst einigen ausführlichen Abhandlungen über das Leben Theokrit's und die Authentie seiner Werke, über das griechische Idyll, über das alte und neue Syrakus, über die Knabenliebe der Alten u. A. von J. P. E. Greverus.

G. Hermanni dissertatio de arte poesis Graecorum bucolicae.

(Fortsetzung.)

Hören wir wieder seine eigenen Worte: „Daphnis, ein junger Hirt und Jäger, zeigte als eifriger Diener der Artemis, die ihn nach Diodor sogar ihrer Gesellschaft würdigte, große Spröde gegen die in ihn verliebten Nymphen, ja er verlobte die Liebe laut und öfter vs. 93. Kypris, erbittert, daß jemand ihrer und ihres Sohnes Macht zu trotzen wagt, weiß sein Herz in Flammen zu setzen, macht aber zugleich zur Strafe das Mädchen unempfindlich gegen des Jünglings Bewerbung. Die Göttin kann sich das Vergnügen nicht versagen, sich an den Qualen des Verliebten zu weiden und kommt mit den Göttern, deren Verwandter Daphnis durch seinen Vater Hermes ist, den Jüngling zu necken. Jedoch haßt sie ihn nicht, sie will ihn nur auf eine Zeit für sein loses Maul züchtigen. Allein die Liebe versteht keinen Spaß; die Züchtigung war zu hart, der Jüngling stirbt und der Göttin Mitleid kömmt zu spät.“ Ueber die Schmähredе des Daphnis, die er an sie richtet, hat Gr. kein Licht verbreitet, sondern eher sie in den vss. 102, 103 stark entstellt durch die Conjectur ἥδε γὰρ φράσδειν πάνθ' ἄδιον ἄμμι. δεδύκει Λάφνις, κεἰς Ἀΐδαν κακὸν οἴσεται ἄλγος Ἔρωτος, was heißen soll: „Angenehm ist mir jetzt Alles gerade herauszusagen, was ich gegen Dich auf dem Herzen habe; denn kein Scheltwort kann mir mehr schaden, ich bin nämlich verloren, und werde meine Liebesqualen mit mir in den Hades nehmen.“ Mit mehr Grund nimmt er an dem mehreremale übel angebrachten Refrain Anstoß und behauptet, die unzeitige Unterbrechung des Sinnes deute auf Improvisation, nicht auf Meditation; ein Dichter, wie Theokrit, der Zeit zum Denken und Ueberlegen habe, käme unmöglich in die Versuchung, auf diese Weise von ihm Gebrauch zu machen. Das durfte ihm aber nur ein Wink seyn, dieses ἄρχετε und λήγετε einigemale zu versetzen oder ganz zu streichen, wie es Haupt im Rh. Mus. IV, 260 gethan hat. So erhalten wir in 76—78, 80—83 und 84—88, 90, 91 durch zweymalige Tilgung des Refrain siebenzeilige antistrophica, und, indem er vor 92, 93 tritt, eine Art Epodus dazu; dann folgen, ohne daß eine Aenderung erforderlich wäre, zwey fünfzeilige antistrophica: 94 — 98; 99 — 103, und weiterhin drey dreyzeilige. Hier hat man die Wahl 108 — 110 entweder ganz auszustoßen, so daß nur Anchises und Diomedes, bey denen die Schwäche in ganz entgegengesetzter Weise offenbar wurde, stehen bleiben, oder die Paarung von Anchises und Adonis, zu welchen dann nur der eine Diomedes die Antithese bildete, gelten zu lassen. Ersteres hat Haupt in

der Anwendung seines Textes (l. c. p. 278) vorgezogen, in den Vorbemerkungen aber auch die Verschmelzung der Strophen 104 — 106, 108 — 110 in der Weise, daß die Rede von 105 unmittelbar zu 109 übergeht, gebilligt, indem er Ahrens Emendation *ὁπεὶ καλὰ* für *ἐπεὶ καὶ* zu Hülfe nimmt. Dieser Ansicht schließen wir uns lieber an, als der, daß 108 — 110 ganz ausfallen müsse, da 106 eben so gut aus V 45 herübergenommen zu seyn scheint, als 110 aus V 107. Einen andern Weg schlägt Hermann in der oben citirten Dissertation ein; er entdeckt hier keinen Ueberfluß, sondern Mangel: „quum hi poetae fere ubique paria paribus componere soleant, requirimus, ut si Daphnis duobus distichis Veneri amorem Anchisae et Adonidis, qui mortales fuerant, exprobrat, totidem versibus ei etiam, quas diis libidinis et ignaviae poenas dederit, in mentem revoces. Quare, nisi fallor, ut ex Iliade vulnus a Diomede acceptum memorat, ita ante haec verba ad Odysseam respiciens dixerat: recordare retis, in quo te Marti concubantem Vulcanus risui deorum exposuit.“ Gegen diesen interessanten Vorschlag kann man indeß einwenden, daß die Verwundung durch Diomedes und das Liebesabentheuer mit Ares in dem Verhältniß zu Anchises und Adonis keine symmetrische Parallele hat. Besser vergleicht sich Daphnis selbst mit Diomedes, beyde leisteten Widerstand, während jene der Göttin sich willfährig zeigten. Sonst aber verbessert Hermann Haupts Anordnung noch dadurch, daß er auch 73 beseitigt, woraus die fünfzeiligen antistrophica 64, 66 — 69; 70 — 72, 74, 75 hervorgehen. Ueber Vers 65 macht Gr. allerley unnütze Bemerkungen, aus welchen nur so viel zu lernen ist, daß jenen schon Eichstädt, wie jetzt Hermann, vor 64 placirte. Das, meint Gr., sey zum todtlachen, wenn Thyrsis sich selbst mit den Worten *Θύρσις ὅδ'* etc. einführt; kann aber ein solcher Eingang nicht recht wohl den bukolischen Volksliedern nachgebildet seyn? Natürlich muß er voranstehen, damit die Symmetrie in den bezeichneten Strophen hervortrete. Eine treffliche Verbesserung Haupts ist noch die, daß er 120, 121 nach 130 einschaltet, wodurch zwey sechszeilige Strophen 127 — 130, 120, 121; 131 — 136 vor der letztern hervorgebracht werden, die in Uebereinstimmung mit 122 — 126 wieder fünfzeilig ist. Somit wäre der Vorwurf der Unregelmäßigkeit beseitigt. Dieser Daphnisgesang besteht aus drey Parthien, von denen die erste das Präludium *ἄρχετε βωκολικᾶς, Μῶσαι φίλαι, ἄρχετ' ἀοιδᾶς* hat, die letzte an die Stelle des *ἄρχετε* ein *λήγετε* bringt; die mittlere aber variirt das Vorspiel der ersten dadurch, daß für *φίλαι* das *πάλιν* eintritt in 94, 99, 104, 111, d. h. wo der Dialog der Venus mit Daphnis berichtet wird; Haupt macht l. c. 261 auf diese Lesart der besten Handschriften, die das *πάλιν* nur nicht an der rechten Stelle haben, aufmerksam und zeigt ihre angemessene Benutzung.

Was in dem zweyten Idyll strophisch gehalten ist, hat eine ungestörte und nur einmal abwechselnde Symmetrie; in achtzeiligen Strophen beschwört Simaetha den treulosen Freund; in zwölf sechszeiligen erzählt sie den Verlauf ihres Liebesromans. Eingang und Schluß, wo die Leidenschaft der Verlassenen ungestümer losbricht, bewegen sich freyer 1 — 16, 135 — 166. Im Ganzen hat Gr. hier nichts auszusetzen, das Gedicht gehört nach seinem Gefühl zu den schönsten Resten des Alterthums und Sappho selbst brauchte sich dessen nicht zu schämen; nur eine Stelle mißfällt ihm: vs. 112. „so wie die Stelle dasteht, macht sie Theokrit keine Ehre; denn das *ἐπὶ χθονὸς ὄμματα πάξας* ist durchaus nicht motivirt, ja für den Jüngling albern und nur für das Mädchen passend — man vergleiche doch des jungen Athleten nachmaliges überdachtes gefaßtes Reden und Betragen, und sage, ob er eine Spur von Blödigkeit merken läßt, oder nicht vielmehr sich als vollkommen aimable roué zeigt! Aber, noch seltsamer! er schlägt die Augen nieder, nachdem er das Mädchen schon dreist angesehen hat, oder vielmehr er thut Beydes zu gleicher Zeit, was unmöglich ist.“ Um also keine Albernheit an dem Poeten haften zu lassen, versucht er zwey Aenderungen: *ἐπὶ χθονὸς ὄμμα, γελάξας* oder *ἐ χ. ὀ ταπεινᾶς*, womit der zu Boden geheftete Blick der Simaetha zugetheilt würde; doch Theokritus copirt nur einen Zug aus Homer Il. γ. 217, wo Odysseus ebenfalls die Augen niederschlägt, ehe er seine Rede beginnt.

Die absichtliche Imitation erhellt aus der fast gänzlichen Uebereinstimmung beyder Hemistichen. Eine übel angebrachte Bemerkung ist die zu 114: „ἔφθασας und 115 ἔφθαξα. „Aus dieser durch das Versmaß begründeten Dialektsverschiedenheit scheint hervorzugehen, daß Theokrit auf die dorischen Wortformen nicht so viel Werth legte, wie manche unsrer Philologen, die mit der größten Gewissenhaftigkeit alle möglichen nur aufzutreibenden Dorismen in den Text zu bringen streben.“ Denn gerade dieses ἔφθαξας ist ein Hyperdorismus, vergl. Ahrens de dialecto dorica, II, 91. Um in 146 die αὐλητρὶς zu vertheidigen, fällt Gr. auf die Idee, Simaetha möge eine Tänzerin seyn und deßhalb sich eine eigene Flötenspielerin halten. Ameis denkt, in ἀμᾶς könne der Sinn gelegt werden, daß Philista Nachbarin der Simaetha sey, welchen Hermann erst durch die Aenderung αὐλιστρίδος hervorzubringen suchte. Zu Anfang des Idylls hat Hermann ebenfalls eine sehr ansprechende Emendation gemacht, vs. 3. βραδὺν ἐόντα für βαρυνεῦντα, vergleiche Wiener Jahrbücher CXXIV, p. 212.

Was zum dritten Idyll über vs. 27 gesagt ist, konnte nach Gräfes und Bergks Bemerkungen wegbleiben; τεὶν hat freylich auch jener conjicirt und Ameis sogar aufgenommen, aber es ist nicht dorisch, vergl. Ahrens d. D. d. p. 252. Wichtig ist hier die von Haupt vorgenommene Versetzung von vs. 24 nach 20, welcher übrigens wegfällt als bloße Repetition von XXVII, 4. So wird die symmetrische Folge der dreyzeiligen Strophe gewahrt, die von vs. 12 an durch das ganze Gedicht fortgeht. Hermann stimmt bey (l. c. 10.).

Das Grundthema des vierten Idylls hat Gr. nicht begriffen, was nach Döderleins schöner Auseinandersetzung nicht anderst zu erklären ist, als aus der Gleichgültigkeit gegen die meisten neuern Leistungen auf diesem Gebiet. Man sollte denken, sein Wohnort liege weit ab von allem literärischen Verkehr, so wenig weiß er nicht bloß von der Literatur seines Lieblings, sondern auch von allen andern dahin einschlagenden philologischen Erscheinungen. Anstatt Gaisfords oder Leutschs Paroemiographien citirt er z. B. (p. 52) Adagia Clem. Schleichii et Petri de Zeter MDCCXXIX. fol. p. 13, um das Sprichwort sus Minervam zu belegen! Jene Unklarheit über den Gedanken des ganzen Gedichts mußte hier auch der Exgese einzelner Stellen nachtheilig seyn; über vs. 11 ist viel Abentheuerliches gesagt, wo der auf Aegon eifersüchtige Battus den Wunsch äußert, die Wölfe möchten über dessen Rinder während seiner Abwesenheit herfallen; Gr. will aus αὐτίκα machen αὖ τινα und das soll heißen: „Milon möchte in der Folge auch wohl einen überreden, wie Wölfe zu rasen.!“ Da ihn aber so τὼς genirt, sähe er lieber Μίλων γε καὶ ὥς im Text und geräth zuletzt auf den wunderlichen Einfall, dieses Verses Sinn mit dem Schicksal Milons in Verbindung zu setzen. Gleich darauf meint er, die Verse 12 und 14, worin das Verlangen der Heerde nach ihrem abwesenden Hirten geschildert wird, seyen dem Korydon nicht angemessen. Bey dem vs. 33 entgeht ihm, daß Amaryllis durch die gewaltige Stärke Aegons für ihn eingenommen ist, er mag nicht glauben, daß er Athlet war, so deutlich es auch im Gedicht ausgesprochen ist, und will wieder den Milon an Aegons Stelle bringen. Die Regelmäßigkeit der strophischen Anordnung ist auch in diesem Idyll erst von G. Hermann vollkommen erkannt und erwiesen worden. Durch die wichtige Bemerkung, daß nach 31 ein Vers ausgefallen sey, was freylich schon der auf ein vorhergehendes Correlat bezügliche Satz αἰνέω τάν τε Κρότωνα verrathen konnte; aber die Symmetrie der Verszahlen in den Reden des Korydon und Battus (vs. 44 — 53 gehören letzterem allein an, wie Hermann ebenfalls darthut) scheint umgekehrt der Anlaß gewesen zu seyn zur Auffindung des syntaktischen Fehlers: Battus spricht nämlich zehn Verse, Korydon im mangelhaft überlieferten Text nur neun.

Ueber einige Paradoxien, die der Verf. zum fünften und sechsten Idyll vorträgt, wollen wir stillschweigend hinweggehen, und nur anführen, daß Hermanns Scharfsinn in jenem das strophische Element l. c. erschöpfend nachweist (p. 5) und in diesem wieder auf eine bedeutende Lücke zuerst aufmerksam macht. Die Vergleichung nämlich der

hin und her schweifenden Galatea mit dem fliegenden Saamenkorn der Distel, wobey dem Dichter die Homerische Stelle Od. ε 328 vorschwebte, ist mangelhaft und διαθρύπτεται, ὡς ἀπ' ἀκάνθας ταὶ καπναὶ χαῖται unmöglich ohne Versündigung gegen den sens commun zu verbinden; daher Hermann gewiß wohl daran thut, die Sätze durch ὡς δ' zu trennen und dann nach φρύγει ein Lückezeichen zu setzen. Die Größe des Ausfalls ergibt sich nun aus der Vergleichung des Gesangs von Daphnis mit dem des Damoetas; da dieser zwanzig Verse hat, muß Daphnis eben so viele erhalten, es sind ihm aber nur vierzehn geblieben, also sechs verloren, deren muthmaßlichen Inhalt Hermann so andeutet: ὡς δ' — φρύγει sic Galatea huc illuc fertur, et modo apparet, modo se in profundum recipit, omninoque te petulanter ludit, worauf dann der Schluß folgte: καὶ φεύγει etc.

Was über die Lokalitäten, die im siebenten Gedicht erwähnt sind, Gr. beybringt, kann im Vergleich zu Hermanns Schol. Theocr. (Opusc. V 79) nur oberflächlich heißen. In vs. 6 will er ἐκ πέδω für ἐκ ποδὸς lesen wegen des folgenden ἐνερεισάμενος πέτρᾳ γόνυ. Aber gerade das πέτρᾳ läßt die gewünschte Aenderung gar nicht zu; die Quelle sprang wirklich aus dem Fuß des Chalkon hervor. Annehmlicher sind die Erklärungen über den nach Lab riechenden Schafpelz (16), über den Seetang, über den λανός und den Platz, welchen die Kelter heut noch bey den Neugriechen einnimmt (25). Ueberhaupt besteht der Werth des Buches hauptsächlich darin, daß der Verfasser manche auf seinen Reisen in Italien, Sicilien und Griechenland gewonnene Anschauungen für die Exegese Theokrits verwendet; man sehe unter andern, was er am Schluß des neunten Idylls von dem Kochen ἐν γαστέρι erzählt, was die Neugriechen ebenfalls beybehalten haben.

Das achte Idyll schließt zwey Wechselgesänge ein; der erste hat elegisches Versmaaß, welche Form sonst der bukolischen Gattung fremd ist; der zweyte, wie gewöhnlich, hexametrisch, gibt zuerst dem Menalkas, dann dem Daphnis vier zweyzeilige Strophen, ist also kein carmen amoebaeum im strengen Sinn des Wortes. Dort besingen Daphnis und Menalkas ihre Geliebten; hier sind sie noch kaum dem Knabenalter entwachsen und wissen nur von ihren Heerden zu sprechen. So starke Widersprüche vertragen sich in einem und demselben Gedicht auf keine Weise miteinander. Hermann schied deßwegen schon in den Schol. Theocr. die Districha aus und entdeckte, daß die Zusätze 31, 32; 61, 62 eben nur die Bestimmung hätten, ursprünglich Fremdes zu verknüpfen. Greverus dagegen will vor Allem den feinen Takt dieser Dichternatur nicht unbemerkt lassen, „die, ungeachtet der elegische Vers im Hirtenliede nicht gewöhnlich ist, dennoch unwillkührlich der elegischen Inhalte, den vorherrschenden elegischen Gefühlen gemäß, in dieses Versmaaß übergeht. So leise wurde von Theokritos der durch unsere Zügelstöße hartmäulige Pegasus gelenkt" etc. Der Vers 91, wo er natürlich nicht bemerkt, daß οὕτω κεν gelesen werden muß, gibt ihm Anlaß zu einer langen Betrachtung über das Urtheil des Ziegenhirten, welcher dem Daphnis partheyisch den Sieg zuspreche; Menalkas verdiene den Vorzug als Original, so erweise er sich im elegischen Wechselgesang.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theokrit's nebst einigen ausführlichen Abhandlungen über das Leben Theokrit's und die Authentie seiner Werke, über das griechische Idyll, über das alte und neue Syrakus, über die Knabenliebe der Alten u. A. von J. P. E. Greverus.

G. Hermanni dissertatio de arte poesis Graecorum bucolicae.

(Fortsetzung.)

Ein eigenthümliches Interesse gewährt dieser Excurs da, wo sich der Verfasser der Illusion hingibt, als sey, was jene beyde singen, wirklich auch das Werk verschiedener Poeten und erklärt: „die Ziegenhirten werden an mehr als einem Orte lächerlich gemacht und spielen so ziemlich die Rolle der Einfaltspinsel unter den Hirten; daß ihnen nicht ganz Unrecht geschah, sehen wir an diesem, der offenbar nicht den meisten Geschmack besitzt, und dessen Urtheil, wie er selbst, nach dem Bock riecht. — Das unsrige, mit den Entscheidungsgründen, lautet, wie folgt: Menalkas, der Vorsänger, ist Original und gibt Ideen an, während Daphnis meistens nur sein Echo ist und die ihm gegebenen Ideen ausspinnt, sich dabey aber oft sklavisch an sein Vorbild hält (vgl. 33 sqq. mit 36 sqq. 41 sqq. mit 45 sqq.). Ferner gehören die meisten artigen Gedanken und naiven Einfälle dem Menalkas an; nur um einen einzigen möchte man den Daphnis beneiden; er kommt jedoch eben so sehr der sikelischen Natur als dem Sänger zu Gute; das ist der Ausdruck des Gefühls für die Schönheit der Landschaft und der Natur im 55. und 56. Verse, in welchen er den Gedanken ausspricht: gegen keine Schätze der Erde vertausch' ich den Augenblick, wo ich aus der Felsengrotte, die Geliebte im Arm, zu meinen Füssen die Heerde, das sikelische Meer überschaue. Dieser einzige Gedanke enthält so viel Schönes, verräth so viel Gefühl und poetisches Talent, daß man unmöglich über Daphnis ein hartes Urtheil fällen kann" ꝛc. Wie man sieht, modernisirt Gr. die gepriesene Idee etwas, indem er dem Daphnis eine Geliebte in den Arm gibt, statt der *παιδικά*. Was dann weiter über den schwachen Natursinn der Alten, namentlich des Horaz, ja gar des Homer folgt, bedarf keiner Widerlegung, ist aber ganz amüsant zu lesen.

Im neunten Idyll stellt Hermann die Symmetrie her durch Entfernung von vs. 30, welcher nach X 20 seinen rechten Platz findet, und indem er mit Wordsworth annimmt, daß nach 33 ein Vers ausgefallen sey; dann tragen die drey Hirten jeder eine Strophe von sieben Versen vor. Zugleich wird so auch im folgenden Gedicht Ordnung geschaffen, wo sich durch die Restitution von IX 30 in 19 — 23 zwey tristicha entsprechen. Uns scheint außerdem in IX das Prooemium zu fehlen, denn da in vs. 22 sqq. erzählt wird, wie Daphnis und Menalkas vom dritten Sänger belohnt worden seyen, setzt dieser Bericht eine Einleitung voraus. In X bemerkt man bey Gr. nur den neuen Gedanken, daß ein Pflüger (*βουκαῖος* vs. 1) nicht auch Schnitter seyn könne, und die eigenthümliche Manier eine Conjektur vorzubringen, die er selbst sogleich wieder

zurücknimmt, wie hier vs. 37: „es ist wahrscheinlich für das im Text stehende τρύχνος — τρυσμός zu lesen. Was die Quantität betrifft, so ist sie entweder vernachlaßigt, oder das ἡ zu Anfang des Verses muß wegfallen und dafür gelesen werden φωνὰ δὲ τρυσμός.“ Nach einiger Ueberlegung mag er gefunden haben, daß beydes nicht angehe, statt aber seinen Mißgriff zu tilgen, läßt er das Gesagte stehen und fährt dann fort: „vielleicht kann τρυχνὸς auch bleiben, indem es wahrscheinlich (wiewohl es sonst nicht vorzukommen scheint) dasselbe wie τρυσμὸς bedeutet. So ist das Wort ein analoges Concretum zu ἀστράγαλος und ebenso vortrefflich.“ Aehnliche Beyspiele kritischen Wankelmuths und tadelnswerther Gleichgültigkeit gegen sein Publikum siehe zu I, 30, XV, 15, XXI, 50, XXVII, 27, 54.

Daß im elften Idyll Polyphem in Liebesgluth sich verzehrt und dabey noch singt, soll eine Ungereimtheit enthalten, weil die Gaben der Pieriden zu Anfang des Gedichts als Mittel gegen Liebeskummer angepriesen wurden. Ein Blick auf XIV, 26 konnte belehren, wie κατετάκετο zu verstehen sey, und von der Correktur γίνετ' ἐπ' ἀνθρώπους (vs. 4) statt ἀνθρώποις Hom. Od. V, 60., welche Stelle schon Meineke nachwies, abhalten. Weiterhin bewundert Greverus seine eigene Umstellung der Verse in der Folge 19—21, 25—29, 22—24. „trefflich schließt sich dann der 30. Vers dem Sinne nach so an: aber ich weiß wohl, weßhalb du mich fliehst. Eben so glücklich schließt sich dann der 25. an den 21. Vers und an die von der Nymphe gerühmten Eigenschaften.“

Damit, daß in zwey mit einander verbundenen Sätzen dasselbe Wort vorkömmt, erhalten wir noch keinen trefflichen Zusammenhang. Es ist nur wie Hermann gethan, 24 vor 22 zu setzen, wo dann die beyden folgenden zu diesen an ἀποβάλλῃ anknüpfenden Satz φεύγεις ὥσπερ ὄις die nähere Ausführung enthalten. Sehr treffend scheint außerdem Wassenberghs Vorschlag, das αὖθ' οὕτως mit εὐθὺς ἰοῖσ' seine Stelle vertauschen zu lassen. Die Verse 58 und 59 verwirft Gr. als alberne Glosse eines Grammatikers, der gern Randbemerkungen in Versen machte. Niemand sonst hat sie angezweifelt, auch Hermann nicht, der gleich darauf vs. 60. eine vorzügliche Emendation macht: νῦν αὖ δύπτειν γε μαθεῦμαν.

Was zum zwölften Gedicht über die immer noch in Griechenland grassirende Päderastie berichtet wird, mag zu den interessanten Novitäten des Buches gezählt werden. Die Conjektur im vs. 10 μετὰ πρότέροισι für μετ' ἀμφοτέροισι ist richtig — eine große Seltenheit, daß dieser Kritiker das Ziel trifft! — gehört ihm aber nicht allein an, er theilt sie mit Meineke, wie Gr. selbst bemerkt. Hier konnte er also von einem Vorgänger Notiz nehmen, warum nicht auch an andern Stellen? Hätte er z. B. zu XVII, 34 Meinekes Adnotationes nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, daß der dort genannte Antiochus ein Thessalischer Fürst und Liebhaber der Hetäre Thargelia war, nicht, wie er selbst meint, ein Sohn des Herkules (p. 131). Den Schluß des zwölften Idylls hat erst Wordsworth ins Reine gebracht durch die Conjektur μὴ φαῦλον ἔχῃ τύπον.

Vergebens hat man in XIII sich an εὖ ἔλκων (15) abgemüht; auch Gr. obgleich er einsieht, daß bey so viel Erklärungsmöglichkeit von einer Verbesserung der Lesart keine Rede seyn könne, will doch mit εὖ ἕλκων sein Scherflein beytragen. Aber der Fehler liegt in αὐτῷ und nicht in jenem aus Hom. Il. v 700 genommenen Bilde. Etwas wie σὺν δὲ οἱ mag ursprünglich hier gestanden haben. An dem Vorgreifen in 22—25 hat der Verf. wie schon bemerkt, großes Mißfallen, über die unerträgliche Wiederholung von λὶς in 61 und 62 aber schreitet er leichten Fußes hinweg. Durch eine einleuchtende Verbesserung Hermanns ist dieser Anstoß jetzt getilgt, er schreibt

ὡς δ' ὁπότ' ἠϋγένειος ἐν ὤρεσιν ὠμοφάγος λὶς
νεβρῷ φθεγξαμένας ὅπ' ἀπόπροθεν ἂς ἐσακούσας
ἐξ εὐνᾶς ἔσπευσεν ἑ. ἑ. δ.

Eine andere höchst corrupte Stelle vss. 68, 69 ist von Hermann schon in den Schol. Theocr. behandelt worden, aber nicht so glücklich, wie jetzt in dem vorliegenden Programm. Hier gibt er τῶν παρεόντων als absurdum alicujus scribae supplementum auf, wenn nicht mehrere Verse verloren gegangen seyen, welche diese Worte erklärlich machen,

und trifft dann eine capitale Verbesserung in vs. 69, der nun ganz anderst lautet:

εἰσέτι δ' ἠΐθεοι μεσονύκτιον ἐξεκάθευδον.

Von Greverus weitläuftiger Diatribe über 68—70 ist nichts weiter zu sagen, als was er selbst erklärt; daß er nichts besseres darüber wisse als Andere.

Was ihn bestimmte zu behaupten, das vierzehnte Idyll sey auf jeden Fall nicht so aus Theokrits Hand hervorgegangen und gehöre ihm vielleicht gar nicht an, vermögen wir nicht zu errathen. In vs. 11 will er *κατ' ἄκαιρον* lesen und wundert sich diese so natürliche Lesart von Niemanden vorgeschlagen zu sehen. Meineke hat indeß *παρ' ἄκαιρον* verlangt, was auf dasselbe herauskömmt, Hermann aber in der Recension der Meinekischen Ausgabe schon vor 12 Jahren gezeigt, daß der Sinn der Stelle sey: „du willst alles haben, wie es dir gelegen ist," also jede Aenderung unterbleiben müsse. (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1837, p. 229). Was sonst Gr. zu 22, 27, 30, 37, 38, 39, 43, 45, 56 bemerkte, entbehrt so sehr alles Grundes, daß eine ernstliche Entgegnung sich lächerlich machen könnte, wie wenn er zum Beweis, daß in 56 *ὁ* unrichtig sey, versichert, kein Beyspiel zu kennen, wo bey einem Substantiv *τις* mit *ὁ* verbunden stehe, also nicht merkt, daß *ὁ στρατιώτας* Subjekt, *ὁμαλὸς δέ τις* Prädikat ist, wie längst Hermann in den Schol. Theocr. l. c. p. 97 gezeigt hat.

In den Adoniazusen vs. 8 ist dem Verfasser auffallend, „daß *πάραρος* so schlechthin den Gatten bezeichnen soll, da von diesem noch gar nicht die Rede gewesen ist. Stünde das Wort wirklich in dieser Bedeutung, wie kann dann der kleine Zopyrion seinen Vater darin erkennen, der doch im Hause nicht unter diesem Namen bekannt war." Darum soll jenes Wort selbst die Bedeutung „Gatte" haben, was auf pg. 110, sq. umständlich demonstrirt wird. Unbemerkt blieb dabey nur, daß kein Mensch sonst die Wohnung gemiethet haben konnte, als der Mann der Prarinoa. In vs. 30 kennt, wie man erwarten darf, Greverus Hermanns Verbesserung *σμᾶμα* nicht und gibt von der ganzen Stelle eine Periphrase, die eher verdunkelt als aufklärt. Für *ἐρειοὶ* in vs. 50 will er mit Warton *ἀραῖοι* lesen; das Richtige scheint Hermann in den Wiener Jahrbüchern XXIV, 220 anzugeben: *ἐροιοί* = *κενοὶ* vgl. Hesych. s. v. *ἐριοί*, was eben nach der Folge der Buchstaben *ἐροιοί* heißen muß.

Wollte Theokrit im sechszehnten Gedicht sich eine Anspielung auf den Geiz des Hiero erlauben, so durfte er nicht in ebendemselben diesen Fürsten auch besingen. Eine solche Absicht darf ihm also nicht untergeschoben werden. In vs. 5 scheint *τίς γὰρ* allerdings keine befriedigende Erklärung zuzulassen, aber *τίς δ'ἄρα* dafür zu setzen, ist ein zu wohlfeiler Nothbehelf. Hier mag eher ein Vers ausgefallen seyn, oder mehrere, worin die Schattenseiten des Dichterlebens berührt waren. Die gegen Ende des Idylls gebrauchten Bilder von der Cicade und von dem Spinnegewebe im Helm sollen nicht Theokriteisch seyn, sondern schon bey Homer und Hesiod vorkommen. Letzteres wenigstens wird man da vergebens suchen, es rührt von Bacchylides her, vgl. Bergk Rell. P. L. p. 823.

Wahrhaft komisch ist, wie Gr. die Verse 40—42 in XVII mißversteht. Seine Note verdient eine wörtliche Wiederholung. „Eine durchaus verunglückte Stelle, die nicht nur das Zartgefühl und den Anstand auf eine gröbliche Weise verletzt, sondern auch keinen innern Zusammenhang hat: Der Lagide dürfe oder mochte (*ἐπιτρέποι*) seinen Kindern die Aufsicht des Hauses anvertrauen, wenn er mit seiner Gemahlin zu den *ἔργοις τῆς Κύπριδος* zu schreiten Lust hatte (*βαίνῃ*)! Hat man je dergleichen gehört! was war da anzuvertrauen, wenn er in seinem Harem sich vergnügte? Es war ja kein Feldzug, der seine längere Abwesenheit forderte! Und nun gar welche unzarte, widerliche, unnatürliche Vertraulichkeit mit seinen Kindern! — Nur ein Umstand würde diese Stelle entschuldigen oder doch mildern können, nämlich wenn hier die Rede wäre von den Söhnen erster Ehe (Berenike war nämlich des Soter zweyte Gemahlin) und von der Vermählung mit einer zweyten Gattin. Dann würde dieses so viel heißen: Da Soter (des Lagos Sohn) sich zum zweyten Male vermählte, trat er den Söhnen erster Ehe die Re-

gierung ab. Wirklich nahm Soter seinen Sohn Philadelphos zum Mitregenten an. Aber davon kann hier nicht die Rede seyn; denn Philadelphos, dem er Antheil an der Regierung gab, war eben aus der zweyten Ehe, von der hier erwähnten Berenike. Ferner ist die Rede nicht historisch, sondern bedingt (Optativ und Conjunctiv), wiewohl eben auch dieses etwas Sonderbares und Lächerliches hat; denn wie hätte es dem Lagiden einfallen können, zu solchem Zwecke seinen Kindern das Haus zu übergeben? Es möchten demnach hier nur zwey Wege seyn: Entweder dem Dichter auch diese Ungereimtheit gut zu schreiben, oder den 42sten Vers als eingeschoben zu betrachten. Wirklich schmeckt er stark nach dem Gewürz eines witzigen Grammatikers; auch stört seine Abwesenheit den (freylich ohnehin nicht ganz klaren) Zusammenhang nicht im Mindesten." Freylich ist der Gedanke dieser Verse Herrn Gr. ganz unklar geblieben, sonst hätte er seine edle Entrüstung wie die sinnreiche Conjektur, daß Pt. Soter bey seiner zweyten Vermählung in den Privatstand zurückgetreten sey, eine Conjektur, die er sogleich selbst über den Haufen wirft, unterdrückt. Der Dichter spricht, wie die folgenden Verse beweisen, im Allgemeinen von der Sicherheit, mit welcher ein von der Gattin aufrichtig geliebter Mann seine Kinder als wirkliche Nachkommenschaft betrachten dürfe. Einer solchen wird er mit aller Seelenruhe Haus und Hof vermachen. Das meinte der Verfasser dieser Verse, und hatte dabey gewiß H. Od. η, 149 *παισὶν ἐπιτρέψειεν ἕκαστος κτήματ' ἐνὶ μεγάροισι* im Auge. Für *θαρσήσας* möchte nur *θαρσῶν τις* zu setzen seyn.

Zum Epithalamium vs. 26 bemerkt Gr., daß er ihm trotz den bisherigen Herstellungsversuchen noch ganz im Argen zu liegen scheine. „Ungeachtet ich diese Stelle viele Jahre im Auge gehabt, ist es mir nicht gelungen, nur die Ahnung einer möglichen Verbesserung zu erhalten. Alle bisherigen Versuche genügen mir nicht." Auch nicht, was Hermann Zeitschrift f. Alt. 1837, p. 230 vorschlug:

πότνι' ἄτ' ἀντέλλοισα καλὸν διέφαινε πρόσωπον
ἀὼς, ἢ ἅτε λευκὸν ἔαρ χειμῶνος ἀέντος?

In dem zwanzigsten Gedicht werden vs. 7, 8 als Uebungen irgend eines Grammatikers bezeichnet, der den Dichter am Rand erweiterte oder commentirte. Wir möchten lieber den vs. 6 entbehren. Ueber 32 sq. ist, obgleich schon Bentlei *ἔλαννεν* las und Briggs in *Διόννσος* das richtige *Διὸς νἱὸς* erkannte, doch erst durch Hermann volles Licht aufgegangen, indem er p. 14 zwischen 32 und 33 eine vordem nicht geahnte Verbindung schafft: *κοὔποτ' ἄχονεν ὡς ὁ καλὸς Δ. νἱός.* Schön ist auch die Emendation desselben in 25 *λεῦσσε* statt *πολλόν*, welches „scribae inepto judicio debetur, male versum integrantis."

Was Gr. von seinen eigenen Versuchen, die er am ein und zwanzigsten Idyll gemacht habe, urtheilt, daß er sich nicht schmeicheln dürfe, hiebey glücklicher gewesen zu seyn, als seine Vorgänger, durch deren Scharfsinn die Correktheit desselben wenig gefördert sey, ist nicht zu bestreiten. Er will vs. 17 *πόντου δὲ παρ' ἀκτὰν* und 36 *ἄσμενον εἰν ἐρέμνῳ τό γε λύχνιον ἐν πρυτανείῳ* schreiben und erinnert gar an die im Prytaneion auf Staatskosten ohne Mühe und Arbeit Unterhalthabenden Staatspensionisten. Ueber *ῥέεν αἷμα* (46) brauchte er nicht zu erstaunen, denn was erzählt wird, ist eben ein Traum; also sind die Conjekturen *τρέμεν ἄλμα* und 51 *βρώματος* oder *κτήματος* für *τρώματος* unnütz.

Im zwey und zwanzigsten Gedicht ist gewiß dem Verfasser so wenig der Gedanke an Pindars 10. Nemeische Ode gekommen, wo die Tyndariden mit den Söhnen des Aphareus selbst um Rinder kämpfen, als im vier und zwanzigsten an desselben Nem. I, sonst hätte er gewiß nicht unterlassen, die Parallele zu berühren, vielleicht aber auch eingesehen, daß man dem Theokrit immerhin die Wahl eines Gegenstands zutrauen darf, welchen Pindar nicht verschmähte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

P. Virgilii Maronis carmina breviter enarravit Philippus Wagner. Editio altera auctior et emendatior. Lipsiae. In libraria Hahniana. 1849.

Die Gedichte des P. Virgilius Maro. Lateinischer Text mit deutschen Erläuterungen herausgegeben von Philipp Wagner. I — III. Heft. Leipzig, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung. 1849.

Der Veteran der Virgilischen Literatur in Deutschland, bekannt als Herausgeber der großen Heyne'schen Ausgabe, bietet den Freunden des Dichters, denen es nicht um die Kenntniß des ganzen gelehrten Apparates zu thun ist, in doppelter Gestalt eine bequeme, kurzgefaßte Handausgabe dar. Eine Vorbemerkung zu der zweytgenannten Ausgabe belehrt uns zwar, daß diese letztere nicht aus der Absicht des Herausgebers selbst hervorgegangen, sondern dem Wunsche des Verlegers ihre Entstehung verdankt, und daß auch nicht Hr. W. selbst, sondern der als rüstiger Herausgeber griechischer und lateinischer Classiker bekannte Dr. Koch in Leipzig die Umwandlung der lateinisch geschriebenen Erläuterungen in deutsche übernommen habe. Hr. W. erklärt, in diesem Geschäfte seinem Uebersetzer völlig freye Hand gelassen zu haben, und dieser scheint sich dabey dasselbe Gesetz, welches Hr. W. gegenüber dem Heyne'schen Commentar beobachtet, zur Richtschnur genommen zu haben — das entgegengesetzte von dem, welches nach der bekannten Ueberlieferung Virgilius seinen gelehrten Freunden, denen er sterbend sein noch nicht zur Vollendung gebrachtes Gedicht anvertraute, gesetzt haben soll: „ut, quae vellent, resecarent, nihil ipsi adderent." Und in der That bot das lateinisch geschriebene Original, vielleicht mit wenigen Ausnahmen in der Einleitung, die gegründetste Veranlassung zu dem von Hrn. K. beobachteten Verfahren, wenigstens bezüglich des negativen Theils. Denn wenn wir oben den Commentar als einen kurz gefaßten bezeichneten, so wollten wir dieses Wort im strengsten Sinn verstanden haben und glauben sogar, den Ruhm, welchen die berühmtesten griechischen Sophisten bekanntlich lieber in Anspruch nahmen als bewährten — *μηδένα ἂν ἐν βραχυτέροις τὰ αὐτὰ εἰπεῖν* — Hrn. Wagner mit vollem Rechte beymessen zu dürfen. Beweise dafür wird der Leser leicht auf jeder Seite finden. Diesen Charakter der möglichsten Kürze, der sich schon in der typographischen Einrichtung zu erkennen gibt, verwischt im Ganzen auch nicht die deutsche Uebersetzung, obwohl sie sich herbeyläßt, manches Wort und manches Sätzlein, welches das Original dem Leser selbst zu denken überläßt, des bequemeren Verständnisses wegen ausdrücklich zu setzen. Doch sind auch der eigentlichen Erweiterungen und Hinzufügungen nicht so gar wenige; sie betreffen meist grammatische Dinge mit Verweisung auf cursirende Lehrbücher, aber auch andere Bemerkungen z. B. ästhetischen oder antiquarischen Inhaltes.

Ueber die befolgte Methode der Erläuterung und die darauf gewendete Mühe äußert sich Hr. W.

in der Epistola ad Eichstadium folgendermaßen: „malo equidem librum aliquem veterem in usum doctiorum illustrare, quam talem, qualis haec est, editionem parare.“ Hr. W. zeigt durch diese Bemerkung, daß er von den Anforderungen, die an eine sogenannte Schulausgabe zu machen sind, keineswegs gering denkt und gewiß wird ihm jeder Einsichtige gerne beystimmen. Er versichert, an jeder Stelle wiederholt und reiflich erwogen zu haben, ob eine Erklärung nothwendig und in welcher Weise dieselbe zu geben sey, und verlangt daher auch mit Recht von seinem Beurtheiler, daß er den Gründen nachspüre, die ihn hier zum Reden und dort zum Schweigen veranlaßt. Besonders verwahrt sich Hr. W. dagegen, diese Ausgabe als einen bloßen Auszug aus der größeren Heyne'schen betrachten zu lassen, da sie vielmehr als eine ganz selbständige Arbeit in vieler Hinsicht zur Ergänzung oder Berichtigung jener dienen könne. Kritische Erörterungen glaubte der Herausgeber ganz ausschließen und sich lediglich auf das Amt eines Erklärers beschränken zu müssen; „idque munus,“ sagt er in der Vorrede, „mihi videor ita administrasse, ut nullam difficultatem, quae multae sunt et magnae, subterfugerim.“ Ob in dieser letzteren Beziehung Hr. W. wirklich den Ansprüchen vollständig Genüge leistet, welche — nicht „Träge und geistig verwahrloste,“ sondern gerade „Geweckte und Strebsame,“ die aus der nähern Bekanntschaft mit dem Dichter einen Nutzen und Genuß schöpfen wollen und können, an einen erklärenden Commentar zu machen sich veranlaßt sehen, dieß mag vorläufig als eine Frage bezeichnet werden, der wir bey der Besprechung einzelner Stellen unsere Beachtung zuzuwenden haben. Wir wählen zu diesem Zwecke die beyden ersten Bücher der Aeneide, die einen besonders reichen Stoff bieten, sowohl Maaß als Gehalt der gegeben Erläuterungen zu prüfen.

Die Bemerkung zu primus in v. 1. halten wir in Form und Inhalt für verfehlt; ersteres durch die Verweisung auf v. 24, was zwar für die große Ausgabe statthaft, die an dieser Stelle prima ebenfalls durch olim erklärt, nicht aber für die kleine paßt, in der Hr. W., seine frühere Erklärung verlassend, den Fall annimmt, den er bey der ausführlichen Verhandlung über die verschiedenen Bedeutungen von primus in den Quaestionibus Virgilianis unter Nr. 3. h. S. 508 bespricht: „de eo, qui prae ceteris aliquid facit, patitur.“ Und selbst die andere Verweisung auf Georg. I. 144 „Nam primi cuneis scindebant fissile lignum,“ scheint uns nicht angemessen, ungeachtet Hr. W. diese Stelle mit der unsrigen (Aen. I. 1.) in den Quaest. unter dieselbe Rubrik setzt, da die in jener enthaltene deutliche Beziehung auf die spätere Zeit, wo die Menschen sich zum Holzspalten des Beiles und der Säge bedienten, die Unterordnung derselben unter lit. d) verlangte, wo Hr. W. primus durch „prius, ante“ erklärt — vorausgesetzt, daß man überhaupt an dieser übermäßigen Besonderung der Bedeutungen eines Wortes, die nach unserer Meinung die natürlich richtige Auffassung namentlich des poetischen Ausdrucks eher erschwert als befördert, sein Gefallen findet. Auch hier hätte es Hr. W. dem Leser ruhig überlassen können, unbekümmert um alle gelehrten historisch-antiquarischen Bedenken, die man gegen primus erhoben und Großrau in seiner Ausgabe (Quedl. et Lips. 1846) mit gleicher Waffe zu widerlegen versucht hat, sich einfach an die natürliche Bedeutung des Wortes zu halten.

Die Erklärung zu vs. 78 ist durchaus ungenügend, und das, was da steht, genau genommen überflüßig. Denn über den Gedanken im Allgemeinen kann nicht leicht Jemand in Zweifel seyn, wohl aber über die Auffassung der Worte sceptra Jovemque, worüber sich Hr. W. mit keinem Worte ausspricht. Auch in der größeren Ausgabe findet man keine Auskunft, da die Erläuterung Heyne's sich ebenfalls in der Schwebe hält und es wie absichtlich vermeidet, mit der Sprache gerade heraus zu gehen. Was soll man sich unter sceptra denken? Das Regiment des Aeolus oder Jupiter? Großrau mein offenbar ersteres. Allein dieß ist ja durch quodcumque hoc regni ausgedrückt! Und ist es nicht angemessener, statt dieser Wiederholung die ja gar nicht ungebräuchliche Figur des ἓν διὰ δυοῖν gelten zu lassen, um so mehr, als für die Verbindung der Worte sceptra Jovemque zu einem Be-

griffe = Jovem Regem, die ganze Bildung des Satzes in der Wiederholung des tu vor sceptra zu sprechen scheint? Die Zweyseitigkeit in der Bedeutung von concilias in dieser doppelten Verbindung und der Gebrauch des Präsens hätten wohl auch in der kleinen Ausgabe eine kurze Erwähnung verdient; wogegen die Bemerkung zu dem Präs. jacet in v. 99 eher zu viel und beynahe einen Widerspruch in sich enthält.

Das Beyspiel aus Plat. Phaed. 61 D., welches zu v. 225 ein Herausgeber dem andern nachschreibt, ist gerade nicht glücklich gewählt zur Erläuterung des sic nach dem Participium despiciens, da in jener Stelle das οὕτως eine viel nachdrücklichere und augenfälligere Bedeutung hat als hier bey dem römischen Dichter und in vielen anderen Stellen griechischer Schriftsteller, wofür jede Grammatik hinreichende Beyspiele bietet. Doch wollen wir damit nicht der Auffassung des berühmten holländischen Herausgebers, der sic durch: „sine certo consilio, nescio quid meditans“ erklärt, das Wort geredet haben.

In den Worten: fatis contraria fata rependens (v. 239), nimmt Hr. W. nach Heyne's Vorgang contraria fata in der Bedeutung von Unglück; schwerlich richtig, da dann doch wohl auch das verheißene Glück durch einen Beysatz zu fatis ausgedrückt seyn müßte. Warum aber nicht contraria in seiner eigentlichen Bedeutung: entgegengesetzt nehmen, so daß eben nur ausgedrückt würde: „Schicksal gegen Schicksal wägend?“ Fatis ließe sich dann wohl am leichtesten als Dativ fassen in unmittelbarer Beziehung auf contraria.

Ganz unbefriedigend scheint uns die Bemerkung zu v. 268: „Ilus erat, dum res stetit Ilia regno.“ Diese, von Heyne der Unächtheit verdächtigten Worte, die Peerlkamp nur durch eine Conjectur retten zu können meint, schützt Hr. W. wohl mit Recht in ihrem durch alte Zeugnisse gesicherten Besitz; allein wie er sie versteht, ist aus der beygefügten Erläuterung durchaus nicht zu ersehen und nur durch Zusammenhalt mit der kritischen Note in der großen Ausgabe zu vermuthen, daß Hr. W. regno als Dativ nimmt, während man außerdem leicht versucht seyn könnte zu glauben, Hr. W. fasse in der angeführten Stelle des Livius (I. 3), der gewöhnlichen Ansicht zuwider, puero als Ablativ. Ob in jenem Falle Hr. W. das Richtige getroffen hat, mag jedoch immer noch zweifelhaft erscheinen. Wir halten die Auffassung von regno als Ablativ für natürlicher und sprachlich besser gerechtfertigt.

Der Ausdruck „regnabitur Gente sub Hectorea“ (v. 273) hätte wohl eben so gut eine Bemerkung verdient als v. 238: „Hoc equidem occasum Trojae tristisque ruinas Solabar,“ um so mehr als für diesen Gebrauch des Accus. bey solari, der sich am besten durch Vergleichung mit excusare morbum (s. Madvig § 223) erläutern ließ, das Lexikon, für jene eigenthümliche Anwendung der Präpos. sub aber weder Lexikon noch Grammatik leicht Auskunft gibt.

Die Bemerkung zu „remigio alarum“ v. 301 halten wir nach dem sonstigen Maaß der Erläuterung für überflüßig. Außerdem würde die von Hrn. K. beygefügte Verweisung auf Hom. Od. XI. 125 für einen studirenden Jüngling die angemessenste Belehrung bieten.

(Schluß folgt.)

Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theokrit's nebst einigen ausführlichen Abhandlungen über das Leben Theokrit's und die Authentie seiner Werke, über das griechische Idyll, über das alte und neue Syrakus, über die Knabenliebe der Alten u. A. von J. P. E. Greverus.

G. Hermanni dissertatio de arte poesis Graecorum bucolicae.

(Schluß.)

Er meint nämlich „Theokrits Zeitalter, so wie insbesondere er selbst, der seinem Zeitalter so

weit vorgeeilt war," seyen „reifer und weiter im feinern moralischen Gefühle, welches kein Dichter verletzen darf, vorgerückt, als daß sie hätten Gefallen finden sollen an so offenbarer Rohheit, die an eine barbarische Zeit erinnert. Ich möchte deßhalb die Abfassung des Gedichts höher hinauf ins Alterthum und der barbarischen Zeit näher rücken, wo Stärke und List, gleichviel zu welchem Zwecke angewandt, selbst den Göttern zur Ehre gereichten." Das soll wohl eine Charakteristik der classischen Epoche griechischer Literatur seyn, oder wie weit will Gr. die Abfassung dieses Werks zurückdatiren? Gegründet ist das Bedenken an ἔξω in XXII, 109, welches noch Niemand erklärt, oder auch nur zu erklären versucht hat. Wir dachten hier an ὀστέα, vgl. H. Od. 6, 95 ὁ δ' αὐχέν' ἔλασσεν ὑπ' οὔατος, ὀστέα δ'εἴσω ἔθλασεν. Aber gegen χροιῇ (114) und ἐπέμπεσεν ἰόμῳ war nichts einzuwenden. Die Emendation ἄλλοισιν (150) für ἀλλοτρίοισιν ließe sich schon hören, und Ameis hat jenes bereits in seinem Text, wenn nur der Vers überhaupt haltbar wäre. Da aber diese Dative mit dem vorausgehenden λεχέεσσι sich durchaus nicht reimen, und bloß eine Periphrase für δώροις abgeben, werden wir ohne Zweifel Meineke beypflichten dürfen, der den Vers streicht.

Ueber XXIII hat Gr. nichts Erhebliches beygebracht; in XXIV ist sein Anstoß an αὐτὸς ἀϋτεῖ (50) welches Amphitryon natürlich nicht von sich selbst sagen kann, längst gehoben durch Meinekes und Briggs Annahme, daß hier mehrere Verse verloren gegangen seyen, und der noch erhaltene keineswegs „unsinnige" ἦ ῥα γυνὴ Φοίνισσα μύλαις ἔπι κοῖτον ἔχουσα eben auf jenes αὐτὸς ἀϋτεῖ Bezug habe. Greverus kennt diesen zwar auch, rühmt aber, er sey hinterher fabricirt worden, um die sonst nicht erklärliche Phrase zu motiviren. Welche Akrisie!

In XXV kann er sich durchaus nicht mit παραστὰν ἐγγὺς ἀμέλγειν (103) befreunden, wahrscheinlich ist ihm auch das Homerische ἄγχι παραστὰς nicht correkt genug, daher er, kühn über alle Formenlehre sich hinaussetzend, vorschlägt παρεστότος ἐγγὺς ἀμόλγου „indem die Zeit des Melkens nahe bevorstand d. h. da war." Hiezu kömmt die höchst pikante Bemerkung: „diese Conjektur mag um so eher entschuldigt werden, als sich allerdings abweichende Lesarten in den Manuscripten finden."

Von dem sechs und zwanzigsten Idyll behauptet der Verf.: „dichterischer Gehalt findet sich gar nicht, wie denn überhaupt eine so gräßliche Scene, die alles menschliche Gefühl empört, kein Gegenstand einer ächt dichterischen Bearbeitung seyn kann." Merkts Euch, Euripides und Ovid. Zum Schluß heißt es dann „überhaupt gewinnt mir das Gedicht zu wenig Interesse ab, um meinen geringen Scharfsinn zu seiner Verbesserung in Bewegung zu setzen." Glücklicherweise dachten Hermann und Bergk anderst, denen wir das Verständniß von vs. 27 — 29 verdanken, die noch bey Ameis gar keinen Sinn gaben. Dieser hat wenigstens in seiner Praef. XXIII Bergks Verbesserung ἀπεχθομένου Διονύσῳ φροντίζοι μηδ' εἰ . . . εἴη ὅδ' ἐνναέτης κοινᾶς τ' ἀκάτω ἐπιβαίνοι aus der Zeitsch. f. A. 1838, p. 32 angeführt. Hermanns umfassendere Emendation lautet so:

οὐκ ἄν ἔγωγ' οὐκ ἄν ποτ' ἀπεχθοίμην Διονύσῳ
μηδὲ μοι, εἴ τις καὶ μετριώτερα τῶνδ' ἐμάτησεν
εἴη συνναέτης ἢ ὁμᾶς ἀκάτῳ ἐπιβαίνοι.

Die übrigen Gedichte XXVII, XXVIII, XXIX, XXX und die Epigramme hat Gr. auch mit einigen Noten bedacht, doch ohne den geringsten Vortheil für das Verständniß und die Berichtigung des Textes.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

P. Virgilii Maronis carmina breviter enarravit Philippus Wagner.

Die Gedichte des P. Virgilius Maro.

(Schluß.)

Verdiente der Wechsel in der Quantität von Sychaeus (v. 243) und Sychaeum (v. 348), um deßwillen P. eine Aenderung in ersterer Stelle nothwendig hält, nicht wenigstens eine Erwähnung und kurze Verweisung auf ähnliche Fälle? Ebenso mußte nach unserer Meinung auf die Verschmelzung zweyer Constructionen in den Worten: „scelere ante alios immanior omnis“ hingewiesen werden.

Zu v. 354 sollte die Verweisung auf Lucret. I. 124 nicht fehlen, um auf die richtige Verbindung von modis miris mit pallida aufmerksam zu machen.

Auch der Ausdruck Pygmalionis opes (v. 364), der verschieden gedeutet wird, bedurfte ein Wort der Erläuterung, besonders wenn Hr. W., wie aus der gr. Ausg. zu schließen, der Ansicht Heyne's beypflichtet.

Noch mehr zu verwundern ist, daß Hr. W. v. 377 den in dieser Verbindung durchaus schwierigen Ausdruck forte sua ganz ohne Erläuterung gelassen hat.

Die Erklärung der schwierigen Stelle v. 393—400, und besonders der Worte: nunc terras ordine longo Aut capere aut captas jam despectare videntur“ scheint uns durch die neue Ausgabe nicht sehr gefördert. Hr. W. versteht capere von den Schwänen, die den Zug beschließen und aus der Ferne einen Platz auf der Erde ausspähen, während der andere Theil, der die Spitze des Zuges bildet, diesem Ruhepunkte schon nahe ist (captas j. despectare) — eine Auffassung, die weder der Wortbedeutung noch dem offenbar entsprechenden Ausdrucke (v. 400): „Aut portum tenet, aut pleno subit ostia velo,“ noch dem geschilderten Vorgange selbst angemessen ist. Dieser erlaubt auch nicht, bey ordine longo an den geordneten Zug, wie bey der Wanderung, zu denken, sondern an die bloße Aufeinanderfolge, wie einer nach dem andern ankommt. Eben so wenig kann laetantes agmine nach dem Vorgange des Servius, den Hr. W. in der großen Ausgabe bekämpft, so verstanden werden: „nachdem sie der Gefahr entronnen und sich glücklich wieder auf einen Punkt oder zu einem Zuge vereinigt haben, sondern bezieht sich, wie Hr. W. es dort erklärt, auf das gesellige Verhalten der Schwäne als charakteristische

Eigenschaft. Terras capere müßte demnach, wie schon Heyne erkannt, von denen verstanden werden, die den Boden bereits erreicht, und captas despectare von denen, die sich eben niederzulassen im Begriffe sind. Eine Schwierigkeit macht freylich noch im Folgenden das cinxere polum, wofür man sich fast möchte Peerlkamps lacum gefallen lassen.

Unbegreiflich scheint uns, wie ein Erklärer, der den Bedürfnissen denkender Leser genügen will, so leichten Fußes über einen Vers wie 426 weggehen kann, ohne auch nur mit einem Worte der Schwierigkeit Erwähnung zu thun, welche derselbe in diesem Zusammenhange unverkennbar bietet. Fast das Gleiche gilt von dem Ausdrucke facilem victu gentem (v. 445), dessen Schwierigkeit Peerlkamp gründlich erörtert, Hr. W. dagegen ganz unberührt läßt.

Auch die Worte: „nec spes jam restat Juli“ (v. 556) bedurften eine Bemerkung in Rücksicht auf das richtige Verständniß des Genitivs; wogegen die zu v. 609 „Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt“ gegebene Erläuterung ziemlich überflüßig erscheint und gerade das unberührt läßt, was allenfalls zu erwähnen gewesen wäre, nämlich die Beziehung auf das folgende: „Quae me cumque vocant terrae.“

Hatte V. 626 nicht auf eine ähnliche kurze historische Erläuterung Anspruch wie sie V. 619 und 624 gefunden haben?

So unnöthig uns die lange grammatische Erörterung über libato (737) in der deutschen Ausg. scheint, so sehr, glauben wir, hätte der höchst auffallende aber von Hrn. W. ganz unberührt gelassene Ausdruck „summo tenus attigit ore“ eine Bemerkung verdient. Wer sich nicht versucht fühlt, wenigstens einen Theil der Peerlkampischen Conjectur anzunehmen, nämlich summa tenus attigit ora, der muß wenigstens zugestehen, daß die poetische Freyheit sich hier etwas viel gegen die Bedeutung der Worte erlaubt hat.

Zu II. 29 wäre im Zusammenhalt mit v. 7. und 415. eine kurze Bemerkung über Dolopes wohl um so mehr zu wünschen gewesen, als der im Homer bewanderte Leser leicht in Verlegenheit seyn kann, wie er sich das hic-hic denken soll.

Noch dringender aber bedurfte in V. 82 die Bezeichnung des Palamedes als Belides einer Erläuterung, und zwar nicht bloß einer prosodischen wegen des langen *i*, sondern einer sachlichen, über Grund und Ursprung dieser Benennung, weil darüber die gewöhnlichen Wörterbücher keine Auskunft geben und die Erwähnung des Belus im ersten Buche eine solche doppelt wünschenswerth macht; wogegen uns die Note zu 247 über Kassandra ganz überflüßig scheint; nicht minder eine solche Bemerkung wie zu v. 90 und Georg. III. 91. über die Genitive Ulix*i*, Achill*i*, da diesen Gebrauch leicht jeder aus seinem Cornelius kennt oder in den Grammatiken hinlänglich erläutert findet.

Für unrichtig halten wir die Deutung, welche Hr. W. der Stelle v. 101—103 gibt, namentlich den Worten: „si omnis uno ordine habetis Achivos, Idque audire sat est.“ Diese versteht Hr. W. so: „Warum halte ich euch durch meine Rede auf, da ihr aus diesem schmachvollen Benehmen des Odysseus auf die übrigen Griechen, wenn ihr sie ohne Unterschied gleichsam in einer Reihe zusammenstellt, schließen könnt!“ Diese Auffassung läßt sich aber

schwerlich mit der richtigen Bedeutung der Worte vereinigen noch entspricht sie der dargestellten Situation. Die Absicht des Sinon ist, durch das plötzliche Abbrechen seiner Erzählung die Trojaner nur desto neugieriger zu machen und sie zu bestimmen, ihn nicht als Griechen und Feind, sondern als ihren Schützling und Bundesgenossen zu betrachten. Demgemäß bedeuten jene Worte vielmehr: wenn ihr doch alle Griechen ohne Unterschied gleich achtet, nämlich als Feinde, und also auch mich als solchen ansieht und ich demnach nur vergeblich rede. Daß dieß der Sinn der Worte, zeigt deutlich das folgende: Jamdudum sumite poenas.

V. 139: „Quos illi fors et poenas ob nostra reposcent Effugia" will Hr. W. poenas als Appos. zu quos verstanden haben und beruft sich dafür auf VI. 20. Allein in dieser Stelle („tum pendere poenas Cecropidae jussi — miserum! — septena quotannis Corpora natorum) ist das Verhältniß ein ganz anderes: die sieben Paare Kinder bilden wirklich die Buße, welche den Athenern auferlegt wird; der Ausdruck ist so eigentlich als er nur seyn kann; dagegen dort nicht gesagt werden soll, daß Sinon um seine Kinder gestraft werden wird, sondern daß die Griechen die Strafe, die sie an ihm nicht vollziehen können, an seinen Kindern und seinem Vater vollziehen werden. Und das ist auch der natürliche Sinn von poenas reposcere aliquem, den man erst verlassen muß, um jene künstliche Deutung anzunehmen.

In der Erläuterung der immerhin etwas schwierigen Stelle v. 453—55. ist in der zweyten Ausgabe — durch Zufall oder Absicht? — gerade die Erklärung der schwierigsten Worte, die Wunderlich wegwünscht: „postesque relicti A tergo" weggeblieben; obwohl freylich auch die in der ersten Ausg. zu findende Erläuterung nicht ganz genügend ist, da Hr. W. nicht sagt, was er sich unter postes denkt. Auch Hr. Goßrau beobachtet darüber Stillschweigen, während Heyne das Wort durch porta erklärt. Hat es damit seine Richtigkeit, so möchte man freylich gerne die von Peerlk. vorgeschlagene Anordnung wünschen, welche „postesque relicti" unmittelbar hinter „caecaeque fores" bringt.

Warum will Hr. W. in V. 460 aus praecipiti den Begriff des Jähen entfernt wissen, da die Höhe ohnedieß durch sub astra eductam hinlänglich ausgedrückt ist? Und ist nicht für das folgende gerade jener Begriff wichtig?

„Scyria pubes" (v. 477) hätte mit einem Worte erläutert werden sollen.

Auch zu v. 648 wäre eine historische Bemerkung wünschenswerth für den nicht mit gelehrten Hülfsmitteln ausgerüsteten Leser, da die angedeutete Beziehung nicht in den Kreis der allgemein verbreiteten mythologischen Kenntnisse fällt. Auch Hr. Koch findet sich hier zu keinem Beytrage veranlaßt, obwohl er sonst in ähnlichen Fällen gerne erläuternd oder die vorhandene Erläuterung erweiternd eintritt, wie z. B. in der Note zu v. 788 über Cybele. Ein solcher selbständiger Beytrag Herrn Kochs, der vielleicht weniger durch das Bedürfniß des Lesers geboten war, ist die naturhistorische Erörterung zu V. 682 über die auf dem Haupte des Julus erscheinende Flamme. Denn wenn auch Bemerkungen von Lichtenberg und Ideler immerhin interessant und belehrend sind, so ist doch für das genießende Verständniß des Gedichtes die Seite der Betrachtung die maaßgebende, welche wohl jedem Leser des Virgilius aus den Beyspielen der römischen Geschichte hinlänglich bekannt ist.

Nur selten läßt sich Hr. W. selbst auf solche ausführlichere Eröterungen ein, wie die zu V. 690, welche nicht nur den Ausdruck: Aspice nos hoc tantum sprachlich zu erklären sondern zugleich kritisch zu rechtfertigen bestimmt ist, wenn Hr. W. es auch gleich vermeidet, diese Seite hervortreten zu lassen. Uebrigens, glauben wir, verdient seine Ansicht Beystimmung und den Vorzug nicht nur vor der Heyne'schen Interpunction (Aspice nos; hoc tantum), sondern auch vor der von Goßrau gewählten, nach welcher hoc tantum mit dem folgenden „si pietate meremur" zu verbinden wäre und et dem Gedanken nach vor hoc gehörte.

Wir begnügen uns mit diesen Nachweisungen, die wohl hinreichen werden, die befolgte Methode der Erläuterung an einzelnen Beyspielen kenntlich zu machen und den Wunsch zu rechtfertigen, Hr. W. möchte bey etwa eintretender Gelegenheit noch an mehreren Stellen, die dießmal übergangen sind, dem Bedürfniß des Lesers entgegenkommen. Peerlkamps scharfsinnige Bemerkungen enthalten in dieser Beziehung manche auch für den Erklärer beachtenswerthe Andeutung.

Sollte durch eine derartige Vermehrung der Noten eine dem Herausgeber unerwünschte Vergrößerung in dem Umfang des Buches hervorgerufen werden, so ließen sich zum Ersatz leicht manche Abkürzungen vornehmen in der vorausgeschickten Abhandlung über Virgils Leben und Gedichte, namentlich durch Ausscheidung gewisser paränetischer Ergiessungen, die ohne Schaden für den Leser ganz weggelassen werden könnten. Besonders möchten wir dieß für die deutsche Bearbeitung empfehlen, da für diese auch noch der Reiz, welchen die Reinheit und Schönheit des lateinischen Ausdrucks in der Sprache des Verfassers dem Leser gewährt, wegfällt. Weitläufig

ist in dieser Abhandlung auch das apologetische Element vertreten, dessen Absicht und Ausführung im Ganzen auch die Beystimmung des Lesers verdient.

In der Orthographie hat der Herausgeber zum Behufe einer richtigeren Schreibart auf den Grund diplomatischer Forschungen manche Veränderungen und Abweichungen von der gewöhnlichen Weise eingeführt, worüber ein Inder Auskunft gibt. Doch hat Hr. W. es für gut gefunden, in dieser Ausgabe zunächst nur ein transitorisches Verfahren einzuschlagen und einer solchen durchgreifenden Umgestaltung, wie sie der fünfte Band der großen Ausgabe zeigt unter dem Titel: Publi Vergili Maronis carmina ad pristinam orthographiam quoad ejus fieri potuit revocata," sich hier vorerst zu enthalten, weßwegen denn auch der Dichter unter dem Namen Virgilius nicht Vergilius auftritt.

Wer demnach den Wunsch hätte, von dem vollen Ertrage der kritischen und exegetischen Leistungen Herrn Wagners Gebrauch zu machen, der würde, nach der oben berührten Andeutung über das Verhältniß dieser kleineren Ausgabe zu der großen Heyne'schen, nicht umhin können, sich mit sechs theils mehr theils minder umfangreichen Bänden und einem dreyfachen, verschieden gestalteten Texte in denselben zu versehen. Sic Sosii voluere!

Cron.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.
Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 2. März l. J. las Herr General-Vicar ꝛc. Dr. Windischmann:

Ueber die große Keil-Inschrift des Königs Darius zu Bisutun.

Die großartigen Leistungen Rawlinsons für die Inschrift von Bisutun, welche uns durch die treffliche Handausgabe Benfey's zugänglich geworden sind, haben so allgemeine Anerkennung gefunden, daß es fast scheinen möchte, es sey eine weitere Besprechung dieses bewunderungswürdig entzifferten Monumentes überflüssig. Allein es enthält dasselbe einen so reichen Schatz von linguistischem und historischem Material, daß noch manche Arbeit nöthig seyn wird, um Alles an den Tag zu fördern. Heute soll zunächst die Aufeinanderfolge der in der Inschrift enthaltenen historischen Data den Gegenstand der Untersuchung bilden, welcher einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken sind.

Es ist vor Allem jedem, der die Masse von Ereignissen überschaut, welche auf dem Monument erzählt werden, von selbst einleuchtend, daß es eine beträchtliche Zeitperiode umfaßt. Die Dämpfung mehrerer Aufstände in Susiana, zwey Eroberungen Babylons, die Ueberwindung zweyer falschen Smerdis u. s. w. sind Dinge, die ihrer Natur nach in nicht unbeträchtlichen Zwischenräumen geschehen seyn müssen. Höchst auffallend ist es nun, daß die Inschrift, die, wie wir noch näher sehen werden, 5—6 Jahre bespricht, nirgends eine Jahreszahl angiebt, etwa nach den Regierungsjahren des Darius, wie es z. B. die gleichzeitigen Propheten Haggäus und Zacharias thun, während für jedes Ereigniß der Monatstag seines Eintreffens genau bestimmt ist. Zu vermuthen, daß in einer der größeren Lücken Jahresbezeichnungen enthalten waren, hat keine Wahrscheinlichkeit. Diese Erscheinung läßt sich wohl nur dadurch einigermaßen erklären, daß dem persischen Leser durch die Aufeinanderfolge der ihm geläufigen Monate die Anzahl der Jahre von selbst klar wurde, was uns bey der bisherigen völligen Unbekanntschaft mit den Monatsnamen freylich abgeht.

Eine zweyte eigenthümliche Erscheinung ist die Art des Datirens. Zuerst kommt der Name des Monats im Genitiv; sodann mâhyâ; hierauf die mit Ziffern ausgedrückte Zahl der Tage; dann rauća oder raućabish thakatâ aha; also z. B. Garmapadahyâ mâhyâ. 9 raućabish thakatâ aha. Die höchste Zahl der Tage, die vorkömmt, ist 27. Diese Formel nun bietet eine bedeutende grammatische Schwierigkeit. Denn wenn auch zugegeben werden will, daß mâhyâ eine Syncope statt mâhahyâ ist, so bleibt es verwunderlich, daß das Wort Tag nicht im Singular, sondern im Instrumental des Plurals steht, sonach das Zahlwort nicht als Ordinalzahl gefaßt werden kann; es heißt nicht: die nono mensis Garmapada, sondern diebus novem, eine Art des Datirens, die vermuthen läßt, daß ein gewisser Punkt im Monate bezeichnet worden, zu welchem oder von welchem ab das Datum ge-

rechnet wird, wie die Idus und Calendae der Römer. Die Formel hieße also: die thakatâ des Monats N. trat in so viel Tagen ein, oder war so viel Tage vorüber; thakatâ *) aber kann entweder ein Feminin im Singular seyn, oder ein Plural; im letztern Falle wäre es nicht unmöglich, daß auch mâhyâ der Plural von mâhya wäre, eine Annahme, die durch das Zend eine Stütze fände, wo das Wort mâhya die Monatsabtheilungen (Burnouf Yaçna p. 287) bedeutet, wie yâirya die Jahresabtheilungen; doch kann hiergegen eingewendet werden, daß mâhyâ I, 61 wohl nichts Anderes als Genitiv ist; thakatâ aber könnte nach der Analogie, die zwischen altpers. th und Sskr. ç besteht, dem Sskr. çakta mächtig, kräftig entsprechen und als Substantiv die Fülle, als Adjectiv voll bedeuten, und sich auf die Fülle des Mondes beziehen. Doch sey diese Vermuthung, die durch die sogenannte medische Uebersetzung so leicht ihre Widerlegung finden könnte, dahin gestellt; die grammatische Sonderbarkeit des Datums bleibt immerhin zu lösen.

Was die Namen der Monate betrifft, so gehören sie offenbar dem indogermanischen Sprachstamme an; es sind uns im Ganzen sieben sicher erhalten: Anâmaka, Atriyâtiya, Bâgayâdish, Garmapada, Thâigarćish, Thurawâhara, Viyak'hna.

Schon Rawlinson hat bemerkt, daß Anâmaka, der Namenlose, im Sskr. den Schaltmonat bedeute; es dürfte jedoch der Annahme, daß die Perser einen solchen Schaltmonat gehabt haben, theils die bisherige Tradition über ihre Schaltmethode nach Perioden von je 120 Jahren, theils der Umstand widersprechen, daß dieser Monat in der Inschrift viermal genannt wird und zwar bey Ereignissen, die wohl in verschiedene Jahre fallen, aber auch nicht so weit auseinander getrennt seyn können, als zwey Schaltmonate nach der Art des jüdischen Veadar differiren.

Atriyâtiya kommt zweymal vor I, 89 und III, 18; das erstemal schien Rawlinson der Name mit dem vor i geforderten d geschrieben, das zweytemal ist ein klares t vorhanden. Ist die erste Schreibung richtig, woran Rawlinson Supplem. Not. p. 179 zweifelt, so wäre der zweyte Theil des Wortes mit yâdish in Bâgayâdish verwandt; haben wir aber Atriyâtiya zu lesen, wie es Rawlinson (J. R. As. Soc. XI, 1. p. 13) nunmehr annimmt, so bleibt der Name noch unverständlich; nur so viel scheint deutlich, daß im ersten Theil z. âthro Feuer liegt, woran sich die Vermuthung knüpfen könnte, daß dieser Monat dem magischen Aber und dem jüdischen Adar gleicht. Allein daraus würde sich noch nicht dieselbe Stellung im Kalender folgern lassen. Rawlinson (l. c.) vermuthet, dieser Monat sey zwischen Garmapada und Anâmaka gewesen, von welch letzterem er p. 19 meint, er sey um die Herbstnachtgleiche zu setzen.

Bâgayâdish bezieht sich etymologisch auf die Götterverehrung, wie Benfey richtig bemerkt hat. Garmapada enthält im ersten Theil des Sskr. gharma, des Zend. garĕma Hitze; im zweyten pada, vom Sskr. pad, welches z. B. mit ut im Causativ producere, generare heißt. Vergl. übrigens Rawlinson l. c. p. 13 a. Der Monat ist also offenbar im warmen Theil des Jahres zu suchen, und hier begegnen wir in der Liste der Monate Jezdegherd's (Hyde de rel. vet. Pers. p. 197) dem Monate Gherma-aphzai oder Mai, dem Wärmevermehrer. Will nun auch zugegeben werden, daß jene spätern Monatsnamen eine königliche Erfindung des Schah's waren und sonach Garmapada und Ghermaaphzai historisch nicht zusammenhängen, so steht doch fest, welchen Monat die Perser nach ihrem Clima als Wärmemonat bezeichneten, und wir haben sonach einen Anhaltspunkt für die Stellung des Garmapada im Jahre.

Auch Thâigarćish ist dem Anscheine nach ein auf den Wärmevermehrer folgender Sommermonat; arćis Feuer ist ganz sanskritisch; die erste Sylbe thâig hängt wohl mit tij, tejas, tigma zusammen, und wie im Zend tijyarsti einen mit geschärftem Schwerte bedeutet, so Thâigarćish den Monat mit geschärfter Hitze. Freylich entspricht altpers. th gewöhnlich nur Sskr. th oder ç; allein zwischen t und ç scheint auch im Sskr. ein Wechsel nicht un-

*) Mit der Erklärung Rawlinsons (J. R. As. S. XI, p. 169 thakatâ = tunc kann ich mich nicht befreunden.

möglich; vgl. çigra schnell, welches wohl auch zum Stamme tij gehört. Rawlinson (l. c. p. 179) will zwar gerade das Gegentheil, nämlich einen Wintermonat im Thâigarcish vermuthen, allein etymologisch ist seine Erklärung nicht haltbar.

Thurawâhara gibt sich durch den zweyten Theil wâhara = N.pers. bahar, Gr. ἔαρ als Frühlings-Monat zu erkennen. Rawlinson stellt ihn zwischen Anâmaka und Garmapada (l. c. p. 180). Bey dem ersten Theile können wir entweder an das Sskr. çûra Held denken, oder an das vedische tura schnell (Benfey Glossar z. Samav. s. v.). Es entspricht also dieser Monat dem jezdegherdischen Naubahar, dem neuen Frühling oder ungefähr unserm April.

Der siebente Name endlich Viyak'hna hat zwar eine ganz zendische Form, da im Zend vyâkhna (von Burnouf mit sapiens erklärt) als Beywort des Genius Nairyô çanha vorkömmt (Vend. Sad. p. 506); allein er giebt keinen Anhalt für die Bestimmung seiner Stellung im Jahre. Möglich, daß der Name mit dem Verbum viyaka (I, 64): er ordnete an, zusammenhängt.

Nach dem Gesagten haben wir also mit Gewißheit von den Monaten Thurawâhara und Garmapada gefunden, daß sie etwa dem April und Mai entsprechen; Thâigarcish kann wenigstens wahrscheinlich als Sommermonat angenommen werden; von vieren ist aus der Etymologie für die Zeit nichts zu bestimmen. Gehen wir nun zur Betrachtung der Zeitangaben der Inschrift Col. I. über, so finden wir als erstes datirtes Ereigniß die Erhebung des Magiers Gaumata (bey Justin I, 9 Cometes, jedoch mit einer offenbaren Confusion der beyden Brüder), des falschen Smerdis, vom Berg Arakadrisch aus, am 14. des Monates Viyak'hna (I, 37); noch vor dem Tode des Kambyses fand sodann der eigentliche Regierungsantritt des Gaumata am 9. Garmapada statt (I, 42). Ich glaube nicht, daß wir den Zwischenraum zwischen jener Erhebung und der Thronbesteigung uns lange zu denken haben, und wir werden daher nicht weit irre gehen, wenn wir zwischen Viyak'hna und Garmapada höchstens einige Monate legen. Nun aber ist der unmittelbar vor Garmapada (Mai) zu setzende Monat Thurawâhara (April); so mag denn jener erste Aufstand in den Anfang unseres Jahres treffen.

Das dritte Datum ist der Tag der Ermordung des Pseudosmerdis am 10. Bâgayâdish. Hätten wir einen sichern Anhaltspunkt für die Dauer der Regierung des Usurpators, so würde sich auch dieser Monat bestimmen lassen. Und glücklicherweise bietet uns der durch so viele historische und ethnographische Angaben der Inschrift aufs glänzendste bewährte Herodot diese Hülfe. In seiner nicht sorgsam genug zu benützenden Geschichte der Erhebung des Darius sagt er nämlich: *ὁ δὲ δὴ μάγος τελευτήσαντος Καμβύσεω ἀδεῶς ἐβασίλευσε, ἐπιβατεύων τοῦ ὁμωνύμου Σμέρδιος τοῦ Κύρου, μῆνας ἑπτὰ τοὺς ἐπιλοίπους Καμβύσῃ ἐς τὰ ὀκτὼ ἔτεα τῆς πληρώσιος.* (III, 67.) Zählen wir also vom 9. Garmapada (Mai) sieben Monate weiter, so fällt die Entthronung des Magiers in den December, was ganz mit dem astronomischen Kanon übereinstimmt, der den Regierungsantritt des Darius an den Schluß des December setzt (Ideler Chronologie I, p. 530). Der Bâgayâdish entspricht also dem Schabaphzun des Jezdegherd, dem Schahriver der ältern Magier, dem Cislev der Juden. Eine Erwähnung verdient es, daß nach einer von Hyde (de rel. vet. Pers. pag. 244) angeführten Sage am 4. Tage des Monats Schahriver Darab d. h. Darius geboren seyn soll. In diesen Monat muß demnach auch das Fest der *μαγοφόνια* fallen, welches Herodot (III, 79) erwähnt.

Während Darius mit dem Sturz des Pseudo-Smerdis beschäftigt war, erhob sich nach der Inschrift (I, 73 sqq.) ein Aufstand in Susiana und empörte sich zu Babylon ein gewisser Naditabira, der sich für Nebucadrezar, den Sohn des Nabynetus, ausgab. Auch hier finden wir Herodot zweyfach bestätigt; er sagt (III, 150) von den Babyloniern: *ἐν ὅσῳ γὰρ ὅτε μάγος ἦρχε καὶ οἱ ἑπτὰ ἐπανέστησαν, ἐν τούτῳ παντὶ τῷ χρόνῳ καὶ τῇ ταραχῇ ἐς τὴν πολιορκίην παρεσκευάσαντο*, und er nennt den letzten König von Babylon, Labynetos; für einen Sohn des Nabunita gab sich aber nach der Inschrift der falsche Nebucadrezar aus, was offenbar

vorausſetzt, daß der letzte Monarch babyloniſchen Blutes Nabunita geheißen hat.

Die erſte Schlacht, die nach Beruhigung von Suſiana Darius auf dem Weg gen Babylon laut der Inſchrift dem Pſeudo-Nebucadrezar lieferte, fällt auf den 27. Atriyâtiya; die zweyte am Euphrat auf den 2. Anâmaka, und dann erſt folgt die Ueberwindung von Babylon. Dieſe Ereigniſſe gehören ins erſte Jahr des Darius und ſind ſo bedeutend, daß ſie mindeſtens dieſen Zeitraum ausfüllten.

In der zweyten Columne der Inſchrift werden von Z. 6 — 64 Dinge erzählt, die ſich zugetragen haben, während Darius in Babylon beſchäftigt war. Es hatten ſich nämlich Perſien, Suſiana, Medien, Aſſyrien, Armenien, Parthien, die Marger, Sattagyden und Saker empört, und der angeführte Theil der Inſchrift behandelt die Siege, welche Darius in Suſiana und ſeine Feldherrn in Medien und in Armenien erfochten, bis der König ſelbſt nach Medien ziehen konnte. Von dem Aufſtand in Medien weiß Herodot ſehr wohl, wenn er ſagt (I, 130): *ὑστέρῳ μέντοι χρόνῳ μετεμέλησέ τέ σφι ταῦτα ποιήσασι καὶ ἀπέστησαν ἀπὸ Δαρείου.*

Der erſte Sieg nun, den Vidarna, der Ὑδάρνης Herodots, einer der ſieben Mitverſchworenen, in Medien erfocht, fällt auf den 6. Anâmaka. Es iſt nicht unmöglich, daß dieß derſelbe Monat desſelben Jahres iſt, wo jener zweyte Sieg vor Babylon ſtattfand, den wir ſo eben erwähnten, und er gehörte ſonach ins erſte Jahr des Darius.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Januar 1850 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

Bulletin. No. III. IV. 1848. No. I. II. III. 1849. Moscau. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 10. November 1849. Paris. 8.

Von Hrn. Dr. Martini, Oberamtsarzt zu Saulgau in Württemberg:

Was iſt Cholera und auf welchem Wege iſt ihre Heilung möglich. Augsburg 1850. 8.

Von Hrn. Profeſſor Dr. Franz Zantedeschi in Padua:

Annali di Fisica. Fasc. II. Pad. 1850. 8.

Von der Académie royale des sciences in Stockholm:

Öfversigt af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. Femte Årgången 1848. Stockh. 1849. 8.

Handlingar för år 1847 u. 1848. Första Höftet. Stockholm 1849. 8.

Årsberättelser om botaniska arbeten och upptäckter för åren 1843 och 1844, af Joh. Em. Wikström (förra, sednare delen). Stokholm 1849. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi ander år 1847 af L. T. Svanberg. Stokh. 1849. 8.

Några reflexioner i anledning af Kemins studium och om denna vetenskaps ställning i staten, af Svanberg. Stokh. 1849. 8.

Årsberättelse om technologiens framsteg, af Pasch. Stockh. 1849. 8.

Von dem Vereine für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. XIV. Jahrg. Schwerin 1849. 8.

Quartalberichte. XIV. 2. 3. XV. 1.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwiſſenſchaften ꝛc. in Landau:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XIX. Heft I. II. III. Juli — Septbr. Landau 1849. 8.

Von der Royal astronomical Society in London:

Memoirs. Vol. XVII. London 1849. gr. 4.

Proceedings. Vol. VIII. No. 1—9. Lond. 1848. 8.

Von der geological Society in London:

Quarterly Journal. No. 20. Novbr. I. 1849. Lond. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Ueber die große Keil-Inschrift des Königs Darius zu Bisutun.

(Schluß.)

Hierauf folgen zwey Siege des Dadarschisch in Armenien am 6. und 18. Thurawâhara. Wir können bezüglich dieses Datums zweyerley vermuthen; entweder ist dieser Frühlingsmonat jener, welcher zunächst auf die Thronbesteigung des Darius folgte, und es gehörte sonach der Kampf in Armenien in das erste Jahr des Darius; dann fällt die dritte Schlacht in Armenien am 9. Thâigarćish, in den ersten Sommer des Königs Darius, und die vierte von Wumisa in Armenien gewonnene auf denselben Monat Anâmaka, welcher oben erwähnt wurde, und es wäre somit der Anâmaka des ersten Jahres des Darius mit drey Siegen, dem am Euphrat durch Darius (I, 96), dem in Medien durch Vidarna (II, 26) und dem in Armenien durch Wumisa bezeichnet. Oder wir müssen annehmen, daß der Thurawâhara (II, 36) und Thâigarćish (II, 46) Frühlings- und Sommermonate des zweyten Jahres des Darius sind, und daß der Anâmaka II, 56 von dem II, 16 und dieser wiederum von dem I, 96 ein volles Jahr entfernt ist; dann wäre die fünfte Schlacht in Armenien, die zweyte des Wumisa in den Monat Thurawâhara des dritten Jahres des Darius zu setzen. Auf jeden Fall ist aber aus der Inschrift klar, daß Darius sehr lange vor und in Babylon beschäftigt war, bis er nach Medien ziehen konnte. Das stimmt wiederum trefflich zu Herodot, nach welchem die Belagerung Babylons ein Jahr und sieben Monat gedauert, als Zopyrus seine Kriegslist ersann (III, 152, 153) und im 21. Monate wurde die Stadt genommen (155).

Wäre uns das Datum des ersten Sieges des Darius über Frawartisch in Medien (II, 96) in der Inschrift erhalten, so würden wir den Zeitpunkt des Abzugs von Babylon, welcher diesem Sieg vorausging, vielleicht näher bestimmen können. Soviel sehen wir indessen aus Rawlinson's englischer Uebersetzung, daß es ein achter Monatsname war, den er nach der medischen Uebersetzung zweifelnd Ask'hana nennt, und keiner der bekannten sieben; wahrscheinlich gehört er in den Herbst.

Die zweyte Columne schließt mit der in der persischen Schrift ganz verloschenen Erzählung von einem durch Hystaspes, des Darius Vater, errungenen Sieg in Parthien, der nach der medischen Uebersetzung auf den 22 Viyak'hna, mindestens einige Jahre nach dem Datum I, 37 fällt. Dann folgt ein zweyter Sieg des Hystaspes am 1. Garmapada, ein Sieg des Dadarschisch gegen die Marger am 23. Atriyâtiya, wahrscheinlich im 4. Jahre des Darius. Der hierauf erzählte Kampf gegen einen zweyten Pseudosmerdis, Wahjazdata, wird in mehreren Schlachten entschieden; die erste ist am 12. Thurawâhara, die zweyte am 6. Garmapada, die dritte am 13. Anâmaka; alle gehören ins fünfte Jahr des Darius; denn Garmapada II, 8 und Garmapada III, 46

sind doch wohl Monate verschiedener Jahre. Die letzte Schlacht, die gegen die Usurpation geliefert wurde, trifft auf den 7. Viyak'hna. Endlich schließt die Erzählung mit der zweyten Empörung Babylons, die durch den Meder Vidafra gedämpft wurde; leider fehlt hier der Name des Monats.

Zur bessern Uebersicht folgen hier die Daten den Columnen nach.

I. Columne.

522. 8tes Jahr des Kambyses.
- 14. Viyak'hna. Aufstand des Magiers.
- 9. Garmapada. Thronbesteigung desselben. Tod des Kambyses.
- 10. Bâgayâdish. Ermordung des Magiers. Thronbesteigung des Darius.

521. 1tes Jahr des Darius.
- Zug des Darius nach Susiana. Ueberwindung des Atrina.
- Zug gegen den Pseudo-Nebucadrezar in Babylon.
- 27. Atrĭyâtiya erster Sieg über ihn.
- 2. Anâmaka zweyter Sieg.

II. Columne.

520. 2tes Jahr des Darius.
- Eroberung von Babylon. Bekämpfung des zweyten Aufstandes in Susiana. Empörung in Medien.
- 6. Anâmaka. Sieg des Vidarna.
- 6 und 18. Thurawâhara. 9. Thâigarcish. — Siege in Armenien im Frühling und Sommer.

519. 3tes Jahr des Darius.
- 15. Anâmaka 1ter Sieg des Wumisa in Assyrien.
- ? Thurawâhara 2ter Sieg des Wumisa. Darius zieht hierauf von Babylon nach Medien und schlägt den Frawartisch.
- 26. Ask'hana (?) — Besiegung des Aufstandes in Asagartien. Sieg des Hystaspes am 22 Viyak'hna.

III. Columne.

518. 4tes Jahr des Darius.
- 1. Garmapada. Sieg des Hystaspes in Parthien.
- 23. Atrĭyâtiya. Sieg des Dadarschisch. Empörung des zweyten Pseudosmerdis.

517. 5tes Jahr des Darius.
- 12. Thurawâhara 1ter Sieg gegen ihn } durch Artawardiya.
- 6. Garmapada 2ter
- 13. Anâmaka 3ter Sieg } durch Viwana *).
- 7. Viyak'hna 4ter Sieg
- Zweyter Aufstand in Babylon und Einnahme der Stadt.

Uebersieht man diese Reihe von Begebenheiten, so drängt sich die Vermuthung auf, ob nicht vielleicht der oben berührten chronologischen Unklarheit der Inschrift, welche ohne Jahresangaben bloß die Monate und Tage der Ereignisse nennt, ihr Urheber dadurch begegnet ist, daß er auf der ersten Columne die Ereignisse des 8. Jahres des Kambyses und des ersten seiner eignen Regierung, auf der zweyten die der beyden folgenden Jahre, auf der dritten die des 4. und 5. zusammendrängte. Je-

*) Die fünfte Columne enthält noch einige Facta aber ohne Datum.

doch sey dieß nur ein hingeworfener Gedanke — möglich immer, daß mehrere Vorfälle der Inschrift, die hintereinander erzählt werden, nebeneinander geschahen, da von verschiedenen Feldherrn in verschiedenen Ländern gleichzeitig Kriegsoperationen gemacht werden konnten. Jedenfalls hätte dann Darius für die Evidenz seiner Geschichte schlecht gesorgt.

Die Reihe der Monate aber dürfte sich nach dem Gesagten am einfachsten so herstellen lassen: Viyakhna — Thurawâhara. Garmapada Thaigarćish. Atriyâtiya — Anâmaka. Ask'hana(?) Bâgayâdish.

Die vierte Columne enthält nur ein Resumé aller Facta der drey vorhergehenden und knüpft daran Bemerkungen über die Wahrheit der Relation und Mahnungen zum Schutz des Monumentes. Daß diese Columne ein solcher Abriß sey, scheint in einer bisher noch nicht genugsam erklärten Phrase derselben ausgedrückt zu seyn. Es wiederholt sich nämlich fünfmal (IV, 4, 41, 45, 53 und 60) die Formel hamahyâyâ thrada, welche dreymal mit dem Zeitworte akhunavam (41, 45, 60) verbunden ist; in der Lücke IV, 4 konnte möglicherweise auch diese Construction stehen. Nun heißt im Sskr. samasta compound, abridged; samasya to be collected together; hamahyâ könnte also Abriß bedeuten; thrada aber, dessen a am Ende keineswegs feststeht, möchte ich mit Sskr. çrat *), paralleliſiren, das in çraddhâ und Lat. credo steckt und mit den Wurzeln dhâ und krî (Benfey Glossar s. v.) glauben, glaubwürdig machen bedeutet; sonach hieß die Phrase: ich habe diesen Abriß meiner Geschichte beglaubigt. IV, 52. ist thrada mit dhuwartam verbunden, ein Wort, das offenbar mit dhuwarayâ (II, 75 und 89) und mit dhuwarthi (L. D. 12) derselben Wurzel ist. Rawlinson und Benfey übersetzen ersteres mit Thüre; man könnte aber auch an das Zendische dvar denken, welches nach Spiegels schöner Auseinandersetzung das schnelle Gehen des Dämonen bedeutet, und dhuwarâ sowie dhuwarthi auf den Siegeszug des Darius beziehen. Welcher Sinn aber dhuwartam hat, ist mir nicht klar.

Die große Zuverlässigkeit Herodots in der Geschichte des Darius wurde oben zum Motiv genommen, die Monate Garmapada und Bâgayâdish als durch sieben andere getrennt zu betrachten. Es sey mir vergönnt, noch einige andere auffallende Bestätigungen für den Vater der Geschichte anzuführen. Er sagt III, 30 von dem ächten Smerdis: *ἐόντα πατρὸς καὶ μητρὸς τῆς αὐτῆς*; die Inschrift (I, 29) wörtlich ebenso: dieser Cabujiya hatte einen Bruder Namens Bard'iya von demselben Vater und derselben Mutter (*Κασσανδάνης τῆς Φαρνάσπεω* III, 2) mit ihm. — III, 64. erzählt Herodot, daß Kambyses an einer durch eigne Unvorsichtigkeit sich beygebrachten Wunde gestorben sey; die Inschrift sagt: er sey uwamarshiyush gestorben, d. h. wie von Oppert richtig erklärt worden ist, sich selbst verwundend. Die Namen der sechs Mitverschworenen des Darius stimmen, soweit sie in der Inschrift lesbar sind, ganz zu denen Herodots *); ebenso die Stammtafel des Darius; die Satrapien sind im Ganzen von Herodot richtig bezeichnet.

In der Inschrift I, 14. heißt das Haus des Darius ein königliches, was jedoch vor Cyrus nur von einer mediatisirten Herrschaft verstanden werden kann; die Achämeniden waren eben Könige unter einem König der Könige. Das weiß auch Herodot (III, 70) wo er von Darius sagt: *παραγίνεται ἐς τὰ Σοῦσα Δαρεῖος ὁ Ὑστάσπεος, ἐκ Περσέων ἥκων· τούτων γὰρ δὴ ἦν οἱ ὁ πατὴρ ὕπαρχος.*

Der dreyzehnte Abschnitt der ersten Columne schildert den Zustand der Dinge unter dem Magier. Niemand wagte ihm zu widerstehen, bis Darius kam (I, 54). Genau so Herodot. Zwar sind schon Ver-

*) Diese seit Jahren gehegte Vermuthung hat, wie ich nun sehe, auch Rawlinson l. c. p. 174 gehabt. Es läßt sich dagegen nur der Umstand einwenden, daß nicht gewiß ist, ob in çrat t oder d wurzelhaft ist.

*) Im Vorübergehen sey hier bemerkt, daß in der Inschrift Vidafrana, der Intaphernes Herodots der erstgenannte ist, wie bey Aeschylus (Pers. 770.) Darius den *Ἀρταφρένης* als den bedeutendsten Mitverschwornen allein nennt.

schworene da, vordem Darius ankommt; allein sie sind unschlüssig und werden erst von letzterem zur raschen That getrieben (III, 71). „Das Heer fürchtete ihn“ heißt es weiter; als Grund der Furcht aber wird angegeben: „er möchte das Heer vernichten; dieses hat den andern Smerdis gekannt; deßwegen möchte er das Heer vernichten: damit es mich nicht erkennt, daß ich nicht Smerdis bin, der Sohn des Cyrus.“ Diese Uebersetzung gründet sich auf eine, wie ich nun sehe, auch von Rawlinson (l. c. p. 119) vermuthete Parallele zwischen k'hshnâç und Sskr. jijñas, welche durch das Zend bestätigt wird; vergl. Burnouf J. As. N. S. III, 10. p. 241. wo das Desiderativum zikhnaoghemanâo vorkommt; nur das ç statt h erregt Bedenken. Auch hier dient uns Herodot zum Commentar, der (III, 68) erzählt: *ὅτι τε οὐκ ἐξεφοίτα ἐκ τῆς ἀκροπόλιος καὶ ὅτι οὐκ ἐκάλει ἐς ὄψιν ἑωυτῷ οὐδένα τῶν λογίμων Περσέων;* diese *λόγιμοι* sind aber gerade das kâra der Inschrift; es bestand zwischen dem Magier und dem Heer eine gegenseitige Furcht. Hoffentlich wird die richtige Entzifferung der Inschrift über dem Grab des Darius N. R. l. 42. diese Erklärung bestätigen. An letzterer Stelle kehrt auch das in der Inschrift von Bisutun noch räthselhafte Substantiv azdâ (I, 32) wieder, welches Benfey mit Kinderlosigkeit übersetzt. Allein abgesehen davon, daß dieß etymologisch kaum zu rechtfertigen ist, so paßt es auch nicht zu kârahya; denn das Reich oder das Heer kann doch wohl nicht kinderlos genannt werden. Hier tritt das Armenische helfend ein, wo azd Kunde, azdel kundgeben, erzählen heißt. Die Stelle I, 32 ist also zu übersetzen: „dem Heer ward die Kunde, daß Smerdis getödtet worden sey;“ das mag denn auch in die obige Stelle N. R. l. 42 Licht bringen, wo wir vermuthungsweise übersetzen: „wenn du zu wissen begierig bist, so wird dir diese Kunde zu Theil eines persischen Mannes.“ Ueberhaupt bietet das Armenische mancherley interessante Parallelen: so entspricht dem Altpers. dhuruj lügen Arm. drjel betrügen; dem Altpers. didâ Warte, das Arm. ditak specula, ditel sehen (vielmehr didak, didel), das Altpers. patiya (s. Rawlinson l. c. p. 13) in Verbindung mit yad'iya dem Arm. pêt in Verbindung mit thê, thêpêt obgleich; âyastâ = Arm. ést secundum juxta. Dem in den Compositis paruzana und viçpazana vorkommenden zana = Sskr. jana Volk entspricht Arm. azn. u. s. w.

Die Inschrift meldet ferner bedeutende Veränderungen, die Pseudosmerdis im Heer und in der Staatsordnung gemacht und die Darius wieder zurückgenommen hat. Auch davon weiß Herodot III, 67: *ἐν τοῖσι ἀπεδέξατο ἐς τοὺς ὑπηκόους πάντας εὐεργεσίας μεγάλας — προεῖπε ἀτεληΐην εἶναι στρατηΐης καὶ φόρου ἐπ' ἔτεα τρία.* Vielleicht ist diese *ἀτεληΐη* wirklich ausgedrückt in der Inschrift I, 63; jedoch ist die Stelle sehr dunkel und auch durch Rawlinsons neuere Deutung (l. c. p. 26) nicht gelöst, gaitha kann wohl keinem andern Stamm angehören als das Zend. gaetha, Welt von gi Leben — sollte vielleicht der Sinn seyn; ich gab dem Heer wiederum seinen Dienst, seinen Lebensunterhalt und seine Ehre? Neben diesen Zügen der auffallendsten Uebereinstimmung Herodots mit der Inschrift kommen freylich auch solche vor, die sich hier nicht wieder finden und deren Colorit sagenhaft scheinen könnte; so die Geschichte vom Wiehern des Pferdes, von der List des Zopyrus u. s. w. Allein das argumentum a silentio ist überhaupt bey historischen Dingen ein mißliches, und hier sind die Gründe des Schweigens der Inschrift sehr klar. Darius will seine Herrschaft auf Abstammung vom Königsgeschlecht und nicht auf einen Zufall bauen, und wo er selbst im Felde ist, da treten die Großthaten seiner Feldherrn in den Hintergrund.

Schließlich muß bemerkt werden, daß Rawlinsons altpersisches Glossar (Journal of the Royal Asiatic Society. Vol. XI, 1. 1849) von mir erst am Ende dieser Arbeit benutzt werden konnte.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.
Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Februar 1850.

Hr. Classensekretär v. Martius las einen Auszug aus einem an ihn gerichteten Briefe des Hrn. Dr. Guyon, Corr. der Akademie d. d. Algier 20. Jan. 1850:

Ueber die Wurzel, welche von den Arabern in Algier Serghine genannt wird, und ihre Mutterpflanze.

Im ganzen Norden von Afrika und in der Levante wird durch den Handel eine Wurzel verbreitet, welche die Araber Serghine nennen. Bisher hat man sie in Algier ausschließlich aus den Provinzen südlich von Marocco bezogen, woher sie mit den Karavanen an die Küsten des Mittelmeers gelangt. Es ist eine spindelförmige Wurzel, höchstens von der Dicke eines kleinen Fingers, gewöhnlich am Wurzelhalse mit einigen Blattrudimenten versehen. Die Einwohner gebrauchen sie, um die Wäsche und die Zimmer zu parfümiren, indem sie sie pulverisirt auf glühende Kohlen werfen. (In den Städten wird von den Mauren zu diesem Zwecke das sog. Adlerholz, von ihnen Cou-marí genannt, angewendet, welches vom levantischen Handel eingeführt wird, und wahrscheinlich von Aquilaria malaccensis Lamarck abstammt.)

Sowohl die Araber als die Kabylen halten die Serghine sehr hoch, so daß sie fortwährend in bedeutendem Preise steht. Jetzt kostet das ℔ in Algier 3 Franken, manchmal aber, besonders wenn die Communication mit dem Innern unterbrochen worden, steigt der Preis auf mehr als das Doppelte.

Das Pulver der Serghine mit Benzoin- und Mastixharz, mit Gummilac und Safran bildet eine Composition, die die Araber unter dem Namen Kour-Soudan, Wohlgeruch aus Sudan, in ähnlicher Weise anwenden. Es ist eine compacte, brüchige Masse, grau-schwärzlich von Farbe, die einen angenehmen Geruch verbreitet, und zu dem hohen Preise von 30 bis 40 Franks per ℔ verkauft wird. Dieses Gemenge wird an der Küste bereitet und durch den Handel ins Innere gebracht.

Seit langer Zeit war ich bemüht, der Mutterpflanze jenes Aroms, des Serghine, auf die Spur zu kommen; endlich bin ich durch eingepflanzte Wurzeln, welche angeschlagen haben, belehrt worden, daß es Telephium Imperati ist, eine Pflanze, die eben so häufig im Süden der hohen Plateaux von Algerien, als in den Gegenden südlich von Marocco wächst. Meine frischen Wurzeln stammen aus dem Tiaret, einer Provinz von Oran. Dieser Theil der französischen Besitzung liegt 1500 Meters über dem Meere und wird jeden Winter dicht beschneit. Das Telephium Imperati in Algerien verträgt also die hohe Sommer-, so wie die sehr niedrige Wintertemperatur.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. März 1850.

Hr. Prof. v. Kobell las:

Ueber Isomorphie, Dimorphie, Polymerie und Heteromerie.

Seit mehreren Jahren sind mancherley Versuche gemacht worden, die Beziehungen der Mischung zur Form an den unorganischen Naturproducten aufzufinden und nachzuweisen. Die frühere Isomorphie, auf welche Fuchs zuerst mit der Erkenntniß eines Vicarirens verschiedenartiger Mischungstheile ohne Veränderung des allgemeinen stöchiometrischen Gesetzes einer Mischung hingewiesen und welche Mitscherlich wesentlich näher bestimmte durch die Erkenntniß, daß vicarirende Mischungstheile von analoger Zusammensetzung und in analogen Verbindungen von gleicher Krystallisation sind, diese Isomorphie ist von Scheerer zunächst durch die Annahme erweitert worden, daß auch nicht analog zusammengesetzte Mischungstheile sich ähnlich vertreten können, wobey die Vertretung jedoch nicht nach einer gleichen, sondern nach einer ungleichen Anzahl von Atomen erfolgt. Dadurch schienen manche Räthsel der Form gelöst und die ersten Wahrnehmungen erhielten bald eine weitere Ausdehnung und Anwendung. Diesen Untersuchungen gesellte sich eine viel tiefer gehende über den Zusammenhang von Mischung und Form zu, nämlich die über die Atomvolume unorganischer Substanzen, welche zuerst angewendet zu haben Kopp das Verdienst hat. — In Beziehung mit den Ergebnissen der eben bezeichneten Arbeiten ist weiter die von Hermann aufgestellte Heteromerie zu nennen.

Da diese Untersuchungen für die Mineralogie von vorzüglicher Wichtigkeit sind, so will ich hier versuchen, sie vergleichend zusammenzustellen und das Annehmbare daraus hervorzuheben.

Um dabey Mißverständnissen zu begegnen, werde ich den Isomorphismus Mitscherlichs nach dem Vorgange Scheerers den monomeren Isomorphismus nennen, zur bestimmten Unterscheidung von dem polymeren Isomorphismus.

Zunächst können nachstehende Beobachtungen als für den monomeren Isomorphismus geltend angesehen werden.

1) Monomer-isomorphe Krystalle sind der Mischung nach auf eine gleiche allgemeine Formel zu beziehen und zeigen gleiche oder nahezu gleiche Krystallisation und wesentlich dieselben Verhältnisse der Spaltbarkeit. Auch sind, was Holoedrie und Hemiedrie betrifft, diese Krystalle in der Regel nicht von verschiedenem Charakter.

2) Die Mischungstheile dieser Krystalle haben analoge Zusammensetzung und vertreten sich nach einer gleichen Anzahl von Atomen, so daß 1 Atom des einen für 1 Atom des andern vicarirend d. h. ohne stöchiometrische Veränderung der Mischung eintritt.

3) Die Mischungen dieser Krystalle haben gleiches oder annähernd gleiches Atomvolum.

4) Die Vertretung monomer-isomorpher Mischungstheile wird bey verschiedenen Mineralspecies immer in derselben Weise und überhaupt in zahlreichen Fällen beobachtet und solche Species von gleicher Krystallisation sind besonders zu Molecular-Gemengen geneigt.

Zu 1.) Die Reihen der monomer-isomorphen Carbonspäthe von rhomboedrischer und rhombischer Krystallisation, die der Spinelle, Granaten, Alaune, Rothgiltigerze, Fahlerze ꝛc. sind hinlänglich als von dem angegebenen Charakter bekannt. Glanzkobalt und Nickelglanz, die Fahlerze, sowie Schwefelkies und Hauerit zeigen auch, daß der hemiedrische Charakter constant zu seyn scheint. Eine Anomalie bildet, jedoch nur in seltenen Krystallen, der Bitterspath, an welchem tetartoedrische Flächen vorkommen, wie ich es an Krystallen aus dem Pinzgau gefunden habe und Levy an andern von einem ungenannten Fundorte. Es ist mir nicht bekannt, daß dergleichen an den übrigen zugehörigen Carbonspäthen beobachtet wurde.

G. Rose hat neuerlich die Formel des Bournonits als $\left.\begin{matrix}\dot{Cu}\\ \dot{Pb}\end{matrix}\right\}^{3}\,\dddot{Sb}$ angenommen, wobey sich,

wenn die Antimonsilberblende $\dot{Ag}^3 \dddot{Sb}$ ist, eine interessante Analogie der beyden Mineralien zum Arragonit und Kalkspath herausstellt, indem die Formen des Bournonits denen des Arragonits ebenso nahe stehen, als die der Silberblende denen des Kalkspaths. Der Umstand aber, daß weder $\dot{Cu}$ noch $\dot{Ag}$ die Spaltbarkeit des Bleyglanzes $\dot{Pb}$ zeigen, macht noch zweifelhaft, ob die Formel des Bournonits wirklich als Analogon zur Antimonsilberblende angesehen werden kann. Der Cuproplumbit ist zwar hexaedrisch spaltbar, die Analyse weist aber auf $\left.\begin{matrix}\dot{Cu}\\ \dot{Ag}\end{matrix}\right\} + 2\,\dot{Pb}$ hin und es ist nicht wahrscheinlich, daß, wenn $\dot{Cu}$ monomer-isomorph mit $\dot{Pb}$ wäre, dieses Mineral so selten seyn könnte, wenigstens würden, wie das bey andern isomorphen Mischungen vorkommt, beyde Sulphurete öfters und mannigfaltig wechselnd beobachtet, was nicht der Fall ist. Das bleyhaltige Weißgiltigerz von Freiberg aber, wenn es kein Gemeng ist, zeigt in seiner Mischung Differenzen von der allgemeinen Formel der Fahlerze, die wenigstens andeuten, daß man es nicht nothwendig als ein Fahlerz ansehen muß.

Zu 2.) Es haben sich dafür mehrfache Belege durch eine Reihe von Analysen ergeben, welche mit Rücksicht darauf unternommen wurden und wobey die dadurch gewordenen Correctionen der Voraussetzung entsprochen haben; man erkannte, daß nicht Eisenoxyd durch Maganoxydul, nicht Manganoxyd durch Eisenoxydul vertreten werde, wohl aber die analogen Oxyde sich gegenseitig vertreten, und da dasselbe Verhältniß des Vertretens von Eisenoxyd und Manganoxyd mit Thonerde sich unzweydeutig herausstellte, so hat man consequent angenommen, daß auch die Thonerde von analoger Zusammensetzung sey. — Zwar hat Kopp am Chromoxyd und Eisenoxyd ein Beyspiel solcher Mischungstheile angeführt, welche darin eine Verschiedenheit zeigen, daß der Sauerstoff nicht mit gleichem Atomvolum in die Mischung beyder eingehe. Kopp *) nimmt nämlich das Atomvolum des Chroms = 69, das des Eisens = 44 und giebt nun die Zusammensetzung auf folgende Weise an:

Chromoxyd.

2 At. V.	(Cr = 69) =	135
3 At. V.	(O = 16) =	48
3 At. V.	$Cr^2\,O^3$ =	186

Eisenoxyd.

2 At. V.	(Fe = 44) =	88
3 At. V.	(Ö = 32) =	96
1 At. V.	$Fe^2\,O^3$ =	184

Kopp schließt daraus, daß im Chromoxyd der Sauerstoff mit dem Atomvolum 16, im Eisenoxyd aber mit dem At. V. 32 enthalten sey. Bey dieser Rechnung hat Kopp das Atomgewicht des Chroms = 351,82 und das spec. G. desselben nach Thomson = 5,096 angenommen. Nach neuern Bestimmungen (Berlin) ist aber das Atomgewicht des Chroms = 328,59 und das spec. G. = 5,9. Somit ist das Atomvolum = 55,7, also 2 At. V. = 111,4; das At. V. des Eisens ist aber = 45,5, also 2 At. V. = 91, die Oxyde mit dem Sauerstoff = 16 bekommen die Zahlen 159,4 und 139 für die Volume, oder mit dem Sauerstoff = 32 sind sie 207,4 und 187, woraus hervorgeht, daß sie auch in Beziehung auf den Condensationszustand des Sauerstoffs von analoger Zusammensetzung sind. Die Differenz ihrer Atomvolume wird nun nach Kopps Formel nur 0,1.

Kopp hat eine ähnliche Rechnung für das Zinnoxyd und die Titansäure gegeben, es ist mir aber nicht bekannt, mit welchem Material das spec. G. des Titans bestimmt wurde. Wäre dieses von den bekannten Würfeln der Hochofenschlacken hergenommen, so müßte die Rechnung nach den neuesten Beobachtungen Wöhlers über die Zusammensetzung dieser Würfel natürlich unrichtig seyn.

Nach dem Angeführten scheint es es nicht zweckmäßig, das bisherige Zeichen der Thonerde abzuändern, wie Rammelsberg in seinem neuesten Hefte des Handwörterbuches der chemischen Mineralogie gethan hat, indem er $\ddot{Al}$ statt $\dot{Al}$ schreibt, obwohl es in seinen stöchiometrischen Rechnungen in so ferne

*) Poggendorff's Annal. B. LIII. p. 45.

keinen Unterschied macht, als er für Al dasselbe Mischungsgewicht setzt, wie es bisher für Al gegolten hat.

Als Fuchs zuerst beym Gehlenit auf das Verhältniß des Vicarirens aufmerksam machte, und dieses Verdienst wird ihm immer bleiben, konnte man ihm den Vorwurf machen, daß er Eisenoxyd und Kalkerde für vicarirend hielt, und Mitscherlich hat mit der Nachweisung der analogen Mischung bey gleicher Krystallisation einen wesentlichen Schritt weiter gethan.

Zu 3.) Daß monomer-isomorphe Mischungen gleiches oder annähernd gleiches Atomvolum haben, hat Kopp in seiner schönen Arbeit (Atomvolum, Isomorphismus und spec. Gewicht) hinlänglich gezeigt. Der daraus zu machende Schluß, daß auch deßhalb die Elemente solcher Mischungen dasselbe Atomvolum zeigen sollen, ist aber auf manche Widersprüche gestoßen, die zur Zeit nicht erklärt sind. Wenn man übrigens bedenkt, daß mehrere der betreffenden Beobachtungen an Substanzen angestellt wurden, deren Zustand ob krystallisirt oder amorph nicht immer zu bestimmen, daß also das spec. Gewicht in solchen Fällen ein unsicheres Element für die Rechnung wird, daß dimorphe Krystallisation vorkommen kann, daß oft die Ausmittlung des spec. Gewichtes wie die Darstellung der Substanz im reinen Zustande mancherley Schwierigkeiten und Unsicherheiten unterliegt, so ist nicht zu verwundern, wenn wir auf solche Anomalien stoßen.

Zu 4.) Es gehört das erwähnte Verhältniß auch wesentlich zur Charakteristik monomer-isomorpher Mischungstheile, daher bey den betreffenden Mineralspecies Oxyde wie $\dot{R}$, $\ddot{R}$ sogar selten durch ein und denselben Mischungstheil gebildet werden, sondern meistens mehrere zusammen vorkommen, wie es von Kalkerde, Talkerde und Eisenoxydul, Thonerde und Eisenoxyd ꝛc. bekannt ist.

Die Isomorphie durch Vertretung von Mischungstheilen von nicht analoger Zusammensetzung und nach einer ungleichen Anzahl von Atomen hat Scheerer, der sie zuerst weiter ausführte, **polymere Isomorphie** genannt.

Einige der dafür geltend gemachten Beyspiele schienen eine Erweiterung der monomeren Isomorphie in der Art zu geben, daß wie bey dieser den verschiedenen Mischungen dieselbe Krystallisation und ebenso eine gleiche allgemeine chemische Formel zukomme, ungeachtet einer andern Weise der Vertretung der constituirenden Mischungstheile und ihrer Zusammensetzung. Nach der aufgestellten Annahme, daß 3 Atome Wasser durch 1 Atom Talkerde und umgekehrt vertreten werden können, ließen sich die Mischungen des wasserfreyen Cordierit und des wasserhaltigen Aspasiolith, zweyer gleich krystallisirender Mineralien, durch nachstehende Formeln ausdrücken:

$$\text{Cordierit} = \dot{R}^3\,\ddot{Si}^2 + 3\,\ddot{Al}\,\ddot{Si}$$

$$\text{Aspasiolith} = \left.\begin{matrix}\dot{R}^3\\(\dot{H})^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}^2 + 3\,\ddot{Al}\,\ddot{Si},$$

wobey $(\dot{H}) = 3\,\dot{H}$.

Ebenso verhalten sich Olivin und gewisse Serpentine von der Krystallisation des Olivins. Die Formeln ergeben:

$$\text{Olivin} = \dot{R}^3\,\ddot{Si}$$

$$\text{Serpentin} = \left.\begin{matrix}\dot{R}^3\\(\dot{H})^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}$$

Scheerer nahm ferner an, daß sich in solcher Weise Thonerde und Kieselerde im Verhältnisse von 2 At. $\ddot{Si}$ und 3 At. $\ddot{Al}$ vertreten, worauf zuerst Bonsdorf hingewiesen. Unter dieser Voraussetzung (und mit Zuziehung der obigen bey einem Wassergehalt) zeigte sich unter vielen thonerdehaltigen und thonerdefreyen Augiten und Amphibolen eine Uebereinstimmung in der Art, daß die bekannten Formeln für diese Mineralien allgemein dieselben blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.
Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Isomorphie, Dimorphie, Polymerie und Heteromerie.

(Fortsetzung).

Hätten sich diese Beyspiele vielfältig nachweisen lassen und besonders bey Mineralien, an deren ursprünglichem und unverändertem Zustande nicht zu zweifeln gewesen wäre, so würde die polymere Isomorphie eine analoge gesetzmäßige Bestimmtheit erlangt haben, wie die monomere *); die weitern Untersuchungen ergaben aber, 1) daß bey Anwendung dieser Vertretung die meisten der berechneten Mischungen, wenn auch von gleicher Krystallisation, doch nicht zu einer gleichen allgemeinen chemischen Formel führten. Umgekehrt ergab sich, 2) daß wenn auch die chemische Formel als allgemein gleich sich herausstellte, nun öfters die Krystallisation der betreffenden Mischungen in keiner Beziehung stand. Weiter erwies sich, 3) daß die Theorie (3 H für R) nicht auf die sog. Zeolithe anwendbar sey, bey welchen Scheerer das Wasser als Krystallwasser annimmt.

Diese Verhältnisse veränderten natürlich den Charakter einer Polymerie, wie sie die angeführten Beyspiele in Aussicht gestellt hatten, in einer Weise, daß sogar für diese Beyspiele selbst die Wesentlichkeit eines Vertretens von 3 H und Mg zweifelhaft werden mußte. Es zeigte sich dabey nicht mehr die Schranke einer gewissen relativen stöchiometrischen Gleichheit, es zeigte sich auch nicht die Bedingung einer gleichen Krystallisation, nur die Formeln wurden bey mehreren Mischungen einfacher, eine Vereinfachung, die ohne eine enge Beziehung zur Krystallisation nur untergeordneten Werth haben kann.

Zur Erläuterung für das Gesagte mögen nachstehende Bemerkungen dienen.

1) Wenn, wie Scheerer es annimmt, Aspasiolith, Pinit, Gigantolith ꝛc. nicht Pseudomorphosen von Cordierit, sondern ächt ursprüngliche Bildungen sind, so zeigen sie mit Anwendung der Theorie, daß R durch 3 H vertreten werde, nicht dieselbe allgemeine Formel, sondern geben sehr verschiedene Ausdrücke. Scheerer bezeichnet sie wie folgt:

*) Es hätte sich nämlich nicht bloß sagen lassen, daß Cordierit und Aspasiolith polymer-isomorphe Mischungen sind, sondern daß sie es durch das Gesetz sind, daß 3 H für 1 Mg vicarirt.

$$\left.\begin{array}{lll}
\text{Aspasiolith} & = (\dot{R})^3\,\ddot{Si}^2 + 3\,\ddot{R}\,\ddot{Si} \\
\text{Pinit} & = (\dot{R})^3\,\ddot{Si}^2 + 2\,\ddot{R}\,\ddot{Si} \\
\text{Weißit} & = (\dot{R})^3\,\ddot{Si}^2 + 2\,\ddot{R}\,\ddot{Si}^2 \\
\text{Gigantolith} & = (\dot{R})^3\,\ddot{Si}^2 + 4\,\ddot{R}\,\ddot{Si} \\
\text{Fahlunit und Esmarkit} & = (\dot{R})^3\,\ddot{Si} + 2\,\ddot{R}\,\ddot{Si} \\
\text{Praseolith} & = 2\,(\dot{R})^3\,\ddot{Si} + 3\,\ddot{R}\,\ddot{Si} \\
\text{Chlorophyllit} & = (\dot{R})^2\,\ddot{Si} + \ddot{R}\,\ddot{Si}
\end{array}\right\} \ddot{R} \text{ meistens} = \ddot{Al}$$

Schon die Differenzen dieser nach obiger Theorie gebildeten Formeln der gleich krystallisirenden Mineralien führten auf die Vermuthung, daß auch die stöchiometrische Uebereinstimmung des Aspasiolith mit dem Cordierit nicht wesentlich sey, und weitere Betrachtungen von Haidinger, Rammelsberg und a. ergaben, daß diese wasserhaltigen Silicate, den Aspasiolith mitbegriffen, als verschieden zersetzte Cordierite anzusehen seyen. Scheerer hat zwar geltend zu machen gesucht, daß in diesem Falle nicht wohl erdige Bestandtheile hinzugekommen seyn könnten, wie es bey vielen sich zeige, dagegen hat aber Rammelsberg nachgewiesen, daß das nicht der Fall sey und sich nur aus dem von Scheerer angenommenen Gesichtspunkte so herausstelle. Nach Scheerer ist z. B.

$$\begin{array}{lll}
\text{Praseolith} & = \text{Cordierit} + 3\text{ At. Wasser} + \dot{R} \\
\text{Gigantolith} & = \text{Cordierit} + 2\text{ At. Wasser} + \ddot{Si} \\
\text{Weißit} & = \text{Cordierit} + \tfrac{7}{4}\text{ At. Wasser} + \ddot{Si} - \ddot{Al} \\
\text{Chlorophyllit} & = \text{Cordierit} + \tfrac{4}{3}\text{ At. Wasser} + \tfrac{2}{3}\,\dot{R}
\end{array}$$

Nach Rammelsberg (4. Suppl. seines Wörterbuches) ist dagegen

$$\begin{array}{lll}
\text{Praseolith} & = \text{Cordierit} + 3\,\dot{H} - \ddot{Si} \\
\text{Gigantolith und Pinit} & = \text{Cordierit} + (2 - 4\,\dot{H}) - (0{,}3 - 1{,}8\,\dot{R}) \\
\text{Weißit} & = \text{Cordierit} + (\dot{H} + 4\,\ddot{Si}) - \dot{R}
\end{array}$$

Die übrigen sind:

$$\begin{array}{lll}
\text{Bonsdorffit} & = \text{Cordierit} + 2\,\dot{H} \\
\text{Esmarkit} & = \text{Cordierit} + 3\,\dot{H} \\
\text{Chlorophyllit} & = \text{Cordierit} + 4\,\dot{H} \\
\text{Fahlunit} & = \text{Cordierit} + 6\,\dot{H} \\
\text{Aspasiolith} & = \text{Cordierit} + \tfrac{18}{5}\,\dot{H} - \tfrac{6}{5}\,\dot{R}
\end{array}$$

Bey der letztern Umwandlung kann der Gehalt an Kieselerde und Thonerde unverändert bleiben und Rammelsberg giebt darüber das Schema:

$$\begin{array}{lll}
5\text{ At. Cordierit} & = 15\,\dot{Mg} + 15\,\ddot{Al} + 25\,\ddot{Si} \\
\text{Aspasiolith} & = 9\,\dot{Mg} + 15\,\ddot{Al} + 25\,\ddot{Si} + 18\,\dot{H}
\end{array}$$

Es sind also 6 At. Talkerde fortgekommen und dafür 18 At. Wasser eingetreten, während Scheerer das Verhältniß als ein ursprüngliches, nicht durch Umwandlung entstandenes angenommen wissen will, da nach der gewöhnlichen Ansicht für den Aspasiolith keine annehmbare chemische Formel gegeben werden könne. Was letzteres betrifft, so wäre es wohl kein Beweis zu Gunsten der Theorie, daß sie in diesem Falle eine passende Formel giebt, denn bekanntlich sind wir für viele andere Mineralien, welche auch genau analysirt sind, in ähnlicher Verlegenheit um passende Formeln, auch wissen wir, daß eine Formel, weil sie gut paßt, deßwegen noch nicht die nothwendig anzunehmende und richtige seyn muß.

Es mag also der Aspasiolith ein Umwandlungsprodukt seyn oder nicht, so folgt noch nicht, daß 3 $\dot{H}$ als isomorpher Vertreter von Mg oder R angesehen werden muß.

Auch von anderer Seite fehlt es nicht an Anomalien gegen diese Theorie, die sich freylich überall finden, aber immerhin Beachtung verdienen.

Wenn nach der Theorie im Talkspinell oder in dem Aluminat Mg $\ddot{Al}$ die Talkerde durch Wasser vertreten vorkommt, also eine Verbindung $\dot{H}^3\ddot{Al}$ existirt, so sollte sie tesseral wie alle Spinelle krystallisiren. Nun kommt eine solche Verbindung vor, nämlich der Hydrargillit von Schischimskaja Gora im Ural, welcher nach Hermann's Analyse $\dot{H}^3\ddot{Al}$ ist, nach G. Rose aber heragonal krystallisirt. Mit Rücksicht auf Andeutungen, welche die Atomvolume geben, ließe sich die Krystallisation wohl in einer gewissen Art erklären, aber nicht die Anomalie gegen die Theorie. Das Atomvolum des Spinells ist nämlich 256, das des Hydrargillits 392. Diese Zahlen verhalten sich annähernd wie 2 : 3 und es ist angedeutet, daß 3 Atome Spinell ein isomorphes Aequivalent von 2 Atomen Hydrargillit sind, es verhalten sich dann die Atomvolume beyder wie 77 : 78. Wenn nun der Hydrargillit nicht wie der Spinell krystallisirt, so könnte man annehmen, daß seine Mischung eben nicht 2 ($\dot{H}^3\ddot{Al}$) repräsentire, sondern zur Zeit ein x ($\dot{H}^3\ddot{Al}$) sey; wenn er wie der Spinell krystallisirte, so hätte man Grund, seine Mischung nicht wie bisher $\dot{H}^3\ddot{Al}$, sondern $\frac{2}{3}$ ($\dot{H}^3\ddot{Al}$) zu schreiben, den Spinell selbst als Mg $\ddot{Al}$ genommen, oder man hätte 2 ($\dot{H}^3\ddot{Al}$) = $\dot{H}^6\ddot{Al}^2$, wenn der Spinell 3 (Mg $\ddot{Al}$). Es zeigt sich also hier ein wesentlicher Unterschied in der Bedeutung der Formeln $\dot{H}^6\ddot{Al}^2$ und $\dot{H}^3\ddot{Al}$, ein Unterschied, welcher bisher bey Mineralien nicht beachtet worden ist. Man hält es gewöhnlich bey solchen Rechnungen der Vergleichung wegen für einerley, Mg $\ddot{Al}$ als $Mg^2\ddot{Al}^2$ oder $Mg^3\ddot{Al}^3$ zu nehmen, es ist aber nur $Mg^3\ddot{Al}^3$ ein isomorphes Aequivalent von $\dot{H}^6\ddot{Al}^2$ und es kann nicht $Mg^2\ddot{Al}^2$ dafür genommen werden. Könnte man letzteres, so hätte man freylich 2 Mg zu 6 $\dot{H}$ oder Mg zu 3 $\dot{H}$.

Auf den ersten Blick scheint es, als könnte man für den Fall, daß $\dot{H}^3\ddot{Al}$ wie Spinell krystallisirte, von der erwähnten Bedeutung der Multipla der Atome abstrahiren, wenn man das Atomvolum von $\dot{H}^3\ddot{Al}$ auf $\frac{2}{3}$ condensirt setzen wollte, diese Betrachtungsweise wäre aber unrichtig, wie sich mit Rücksicht auf das spec. Gewicht als Element der Rechnung ergiebt.

Der Periklas Mg krystallisirt nicht wie das Wasser; wollte man von dem Atomvolum einen Schluß machen, wie sich Talkerde und Wasser vertreten, so würde eher angedeutet, daß 2 Mg ein isomorphes Aequivalent von $\dot{H}$, als daß es 3 $\dot{H}$ für Mg sind, denn das Atomvolum von 2 Mg (als Periklas) = 135 und das von 1 $\dot{H}$ (als Eis) = 122, doch mögen die Dichtigkeiten in Verbindungen allerdings andere seyn, daher ich auf das hier Angeführte keinen Werth legen will.

Die Ansicht Scheerer's, daß das heragonale Wasser zu gleicher (tesseraler) Form mit der Talk-

erde kommen könne, wie dieses im Spinell auch mit der Thonerde stattfinde, indem nämlich die Combination des Korund's von 2 R, O R oder einem möglichen $\frac{9}{5}$ R, O R einem Oktaeder sehr ähnlich wird, kann schon aus krystallographischen Gründen nicht zulässig seyn. Wenn unter solchen Verhältnissen aus Monoaxieen tesserale Krystalle sich bilden könnten, so wäre die Gleichartigkeit der Flächen an dem als einfache tesserale Gestalt (Oktaeder) erscheinenden Krystall nicht vorhanden und die Spaltbarkeit ꝛc. könnte auf solchen Flächen nicht überall gleichartig seyn, wie es doch beobachtet wird.

Die angeführten Serpentine sind nach den Untersuchungen von Blum und Bischof mit großer Wahrscheinlichkeit Pseudomorphosen von Chrysolith, und Rammelsberg hat gezeigt, daß die gewöhnliche Ansicht über ihre Mischungen nicht zu so erheblichen Differenzen führe, daß sie unhaltbar geworden. Das Vorkommen eines wasserhaltigen Talksilicates in der Form des Chrysoliths würde übrigens, wie es oben beym Aspasiolith bemerkt worden, auch noch nicht nothwendig machen, die erwähnte Vertretung annehmen zu müssen.

Scheerer hat viele dergleichen Silicate berechnet, deren manche nach der Theorie einfachere Formeln geben, andere auch nicht, es fehlt aber zur richtigen Beurtheilung derselben häufig die Kenntniß ihrer Krystallisation. Unter andern hat er dem Meerschaum die Formel gegeben $\dot{Mg}\,\ddot{Si} + (\dot{Mg})^3\,\ddot{Si}$, $(\dot{H})$ welche wohl nach der ältern Ansicht einfacher mit $\dot{Mg}\,\ddot{Si} + \dot{H}$ geschrieben wird. Ich habe bey Gelegenheit der Analyse eines Meerschaums aus Theben aufmerksam gemacht, daß man mit Unrecht nur 1 At. Wasser in die Formeln aufnehme, während alle Analysen 2 At. fodern, wenn man nicht, wie Lychnell gethan hat, 1 At. unter der Luftpumpe durch Schwefelsäure entzieht, wie man auch dem Kupfervitriol auf diese Weise Wasser entziehen kann. Wenn man nun die, wie mir scheint, richtigere Formel $\dot{Mg}\,\ddot{Si} + 2\,\dot{H}$ annimmt, so findet sich bey der Voraussetzung, daß $3\,\dot{H} = \dot{Mg}$, keine wohl paßende Formel, bey der Annahme aber, daß $2\,\dot{H} = \dot{Mg}$ wird der Ausdruck einfach $(\dot{R})^2\,\ddot{Si}$. Schon Naumann hat gezeigt, daß manche Formeln ebenso genau oder genauer werden, wenn man $4\,\dot{H}$ oder auch $5\,\dot{H}$ für Mg gelten läßt; wenn nun andere Fälle wieder auf $2\,\dot{H}$ hinweisen, so giebt dieses Schwanken gewiß kein Vertrauen für die Theorie. Dazu kommt noch, daß Scheerer für das Kupferoxyd nicht $3\,\dot{H}$, sondern nur $2\,\dot{H}$ als wechselnd bezeichnet, da dieses doch mit der Talkerde zu derselben Reihe isomorpher Basen gehört.

2) Wenn wir in dem Vorhergehenden gesehen haben, daß bey Annahme der Scheerer'schen Vertretung von Wasser und Talkerde nur wenige Mischungen von gleicher Krystallisation zu derselben allgemeinen chem. Formel führen und daß gerade die wichtigsten von diesen mit großer Wahrscheinlichkeit Zersetzungsprodukte sind, so zeigt ferner die Theorie umgekehrt, daß wenn sich auch die Formel als allgemein gleich herausstellt, nun die Krystallisation der betreffenden Mischungen vielfach in keiner Beziehung steht, ein Umstand, der uns nöthigen müßte zu Gunsten der Theorie Dimorphie und Trimorphie anzunehmen, wo es sonst gar nicht nothwendig ist.

So berechnet Scheerer nach der Theorie für mehrere Vitriole dieselbe allgemeine Formel:

Eisenvitriol $= (\dot{Fe})^3\,\ddot{S} + \dot{H}$

Zinkvitriol $= (\dot{Zn})^3\,\ddot{S} + \dot{H}$

Kupfervitriol $= (\dot{Cu})^3\,\ddot{S} + \dot{H}$ u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Isomorphie, Dimorphie, Polymerie und Heteromerie.

(Fortsetzung.)

Es zeigt sich aber unter diesen Salzen ebensowenig eine krystallographische Beziehung als zwischen dem Euchroit und Phosphorochalit, welche beyde die allgemeine Formel $(Cu)^5 \dddot{R} + 5 \dot{H}$ bekommen.

Ebenso bekommen andere Mineralien, die sonst in gar keiner nähern Beziehung zu einander stehen, dieselbe gemeinschaftliche Formel, z. B. der Thuringit, ein dichtes gelatinirendes Eisensilicat, bekommt dieselbe Formel wie der Ripidolith, der Meerschaum dieselbe Formel wie der blättrige Talk vom Greiner, der Rosellan und Polyargit Svanbergs dieselbe Formel wie der Nephelin ꝛc.

Es liegt in der Natur der Sache, für Substanzen, welche in der Krystallisation und auch sonst keine nähere Aehnlichkeit haben, eher Formeln zu vermeiden, die eine solche Aehnlichkeit aussprechen wollen, als sie zu suchen, die verschiedene Krystallisation fodert gewissermassen dazu auf, ebenso wie eine gleiche Krystallisation auffodert, eine chemische Analogie der betreffenden Mischungen zu ermitteln. —

Mit der Isomorphie von 2 At. $\ddot{Si}$ zu 3 At. $\ddot{Al}$ verhält es sich ähnlich, auch sie ist noch nicht als ausgemacht anzunehmen. Wir haben oben erwähnt, daß zwar mehrere thonerdehaltige und thonerdefreye Augite und Amphibole zur Theorie passen, es sind aber auch dergleichen Mischungen bekannt, wo es nach Rammelsberg besser stimmt, $\ddot{Al} = \ddot{Si}$ zu nehmen. Dieser Umstand macht beyde Verhältnisse zweifelhaft, denn es ist nicht wohl anzunehmen, daß in sonst für analog genommenen und gleich krystallisirenden Mineralien, wie z. B. bey den thonerdehaltigen Amphibolen, einmal die Kieselerde nach gleicher Anzahl von Atomen mit der Thonerde wechseln soll, ein anderesmal aber nach einer ungleichen. Auffallend ist, daß die eisenfreyen Amphibole und Augite in der Regel keine Thonerde enthalten oder nur Spuren davon, daß eisenhaltige dagegen von schwarzer Farbe gewöhnlich thonerdehaltig und nur die grünen thonerdefrey sind. Schon Kudernatsch hat die Bemerkung gemacht, daß die Analysen am besten stimmen, wenn man, nach Abzug der Basen für das Bisilicat, den Rest als ein Trialuminat annimmt. Ich habe darauf hingewiesen *), daß dieses Aluminat am wahrscheinlichsten dem Hercinit oder Eisenspinell $Fe \ddot{Al}$ angehören könne, da es wenigstens bey den Augiten beobachtet wird, daß die thonerdehaltigen eine schwarze Farbe besitzen, während die thonerdefreyen, sogar mit größerem Eisengehalte, eine grüne zeigen. —

*) Münchner Gelehrte Anzeigen 1848. p. 558.

Andere Fälle lassen sich mit gleicher Wahrscheinlichkeit als Verbindungen von Silicaten mit Aluminaten betrachten, wie Seybertit, Holmit, der nach obiger Theorie mit der Grünerde von Verona und mit dem Edelforsit gleiches Zeichen bekäme, Chlorit und Disterrit ꝛc., wenn einige auch, wie der Disterrit, wenn $3\dot{H} = Mg$, eine gute Formel geben.

3) Wie oben schon gesagt worden, passen die erwähnten Vertretungen auch nicht auf die sogenannten Zeolithe, welche doch zu den am besten gekannten Hydrosilicaten gehören. Umwandlungen der Formeln für $3\dot{H} = \dot{R}$ und $3\ddot{Al} = 2\ddot{Si}$, geben keine bessern Ausdrücke als die bekannten oder weniger zuläßige, z. B. für den Desmin $(\dot{R})^2\,(\ddot{Si})^3$, für den Okenit $(\dot{R})^5\,\ddot{Si}^4$, ähnliche für Chabasit, Analcim ꝛc.

Scheerer selbst hat zugegeben, daß diese Zeolithe eine Ausnahme machen und hat ihr Wasser als Krystallwasser angenommen. Der Begriff von Krystallwasser hat von jeher etwas Vages gehabt, denn daß zur Krystallisation nicht Wasser nothwendig, weiß man, daß aber Hydrate in der Hitze einen Theil Wasser leichter abgeben und einen Theil fester halten, wiederholt sich auch an Oxyden, Sulphureten ꝛc. mit dem Sauerstoff und Schwefel, ohne daß man deßwegen einen Krystallsauerstoff oder Krystallschwefel angenommen hat. Abgesehen aber davon hat Scheerer, wie schon Rammelsberg bemerkte, in den erwähnten Vitriolen gerade gegen die Ansicht, welche durch das Experiment (Austreiben in der Wärme) unterstützt ist, nur 1 At. Wasser als Krystallwasser, dagegen 6 Atome als basisch gebunden angenommen. Der Mangel an Talkerde in den sog. Zeolithen kann aber kein Grund ihrer Ausschließung seyn, da Scheerer bey den Silicaten, auf welche er die Theorie anwendet, das Vertreten von $3\dot{H}$ nicht nur für Mg, sondern auch für Ca, Fe, Mn gelten läßt.

Die angeführten Erörterungen sprechen hinlänglich gegen die Wesentlichkeit der von Scheerer angenommenen Vertretungen. Die Gesetze, welche sich daraus für eine Polymerie im engern Sinne herauszustellen schienen, bewähren sich nicht mit der Allgemeinheit, die sie zeigen müßten, um Geltung zu gewinnen, denn der Umstand, daß dabey in vielen Fällen einfache Formeln erhalten werden, kann für sich solche Gesetze nicht beweisen. —

Im weitern Sinne kommt die Polymerie mit Hermann's Heteromerie überein. Diese besteht wesentlich in der Annahme, daß es gleich krystallisirte Mischungen von ganz verschiedener chemischer Constitution gebe und daß solche Mischungen, wenn sie geneigt sind sich miteinander zu verbinden, wieder ein Produkt von gleicher oder ähnlicher Krystallisation geben.

Es ist dagegen im Allgemeinen nichts einzuwenden, denn der erste Satz dieser Annahme ist eine längst bekannte Thatsache, beym zweyten mag es sich, wenn dergleichen vorkommt, wohl so verhalten, nur dürfte die Frage seyn, wie solche Verbindungen zu beurtheilen, in welchen Fällen sie als wesentlich anzusehen und in welchen sie mit gewöhnlichen oder Molecular-Gemengen übereinkommen. Das Verhältniß der Heteromerie zur Polymerie in diesem weitern Sinne (wobey der Isomorphismus nur auf genäherte Aehnlichkeit der Krystallisation sich bezieht) hat Scheerer *) durch nachstehende Betrachtungen erläutert. Nach Hermann's Berechnung sind die constituirenden Glieder der Staurolithe, Andalusite und Cyanite folgende $\ddot{R}^2\,\ddot{Si}$, $\ddot{R}^3\,\ddot{Si}^2$ und $\ddot{R}^5\,\ddot{Si}^4$.

„Krystallisiren diese gleich, so ist auch die gleiche Krystallform der Mineralien erklärt, welche durch sie constituirt werden. Hermann glaubt hierauf, wie auf einige analoge Fälle, die Annahme einer besondern Art des Isomorphismus, welche er heteromeren Isomorphismus nennt, begründen zu müssen. Ohne ein Gesetz für denselben nachzuweisen, läßt er ihn überall eintreten, wo Isomorphie bey ungleicher stöchiometrischer Constitution stattfindet. Bey näherer Betrachtung ergiebt sich jedoch, daß der heteromere Isomorphismus, soweit er sich bis jetzt auf Gesetze

*) Handwörterbuch der Chemie v. Liebig, Poggendorff ꝛc. B. IV. p. 196.

zurückführen läßt, mit dem polymeren coincidirt. So auch im vorliegenden Falle. Es ist nämlich:

$$\dot{R}^3\,\dot{Si}^2 = \dot{R}^2\,\dot{Si} + \dot{R}\,\dot{Si}$$

und $\dot{R}^5\,\dot{Si}^4 = \dot{R}^2\,\dot{Si} + 3\,\dot{R}\,\dot{Si}$

folglich reduciren sich die Verbindungs-Elemente, aus welchen man die in Rede stehenden Mineralien zusammengesetzt betrachten kann, auf folgende zwey:

$\dot{R}^2\,\dot{Si}$ und $\dot{R}\,\dot{Si}$,

und man braucht nur diese als gleich krystallisirend vorauszusetzen, um darin den Schlüßel zur Isomorphie der Mineralien jener drey Gruppen zu haben. Da nun $\dot{R}\,\dot{Si} = \dot{R}^2\,\dot{Si}^2$ gesetzt werden kann, so ergiebt sich als einzige Annahme zur Erklärung dieser Isomorphie: $\dot{Si}$ polymer isomorph mit $\dot{Si}^2$.“ — Wir haben oben schon gesehen, daß es nicht immer gleichbedeutend ist, für ein $\dot{R}\,\dot{Si}$ ein $\dot{R}^2\,\dot{Si}^2$ zu setzen, es kommt aber hier, den Polymerismus betreffend, auf dasselbe hinaus, wenn man, wie es die nähere Betrachtung ergiebt, $\dot{R}\,\dot{Si}$ für $3\,\dot{R}\,\dot{Si}$ nimmt.

Um nicht mit den zweyerley Namen diese Verhältniße unklarer zu machen, scheint es mir zweckmäßig, die ältere von Scheerer gegebene Bezeichnung einstweilen allein anzuwenden und das Wort Heteromerie bey Seite zu lassen.

Als ein vorzügliches Beyspiel von Polymerie im weitern Sinne führt Scheerer die verschiedenen Mischungen der Skapolithe an, welche gleich krystallisiren, wenigstens so weit es die vorkommenden quadratischen Prismen wahrscheinlich machen. Scheerer glaubt mit diesen Mineralien den Einwürfen begegnen zu können, welche man der Cordierit-Reihe gemacht hat, indem die Skapolithe nicht als Pseudomorphosen oder Zersetzungsprodukte angesehen werden könnten. Es ist diese Annahme bey einem scharfen Beobachter, wie Scheerer, auffallend, denn schon das ganze äußere Ansehen der verschiedenen Skapolithe spricht dagegen, die Analysen von Hartwall und Hedberg haben Kohlensäure bis zu 4 pr. Ct. angegeben und Wasser, während andere sich frey davon zeigen. Es lohnte sich in der That der Mühe, künftig alle Silicate auf Kohlensäure zu untersuchen, um daran ein Kennzeichen für ihren frischen Zustand oder ihre beginnende Zersetzung zu haben, denn sicher ist diese Säure in den meisten Fällen nicht wesentlich für das Silicat. Man war sonst nicht besonders ängstlich mit der Erklärung von Zufälligkeiten für eine Mischung, man ist aber gegenwärtig in das andere Extrem übergegangen und sieht Alles als wesentlich an, wie Hermann die Kohlensäure in den Epidoten, welche von 0,32 bis 2,73 wechselt und die er mit der Kieselerde zusammenfaßt, mit der sie nach seiner Schreibart $\dot{Si}$ eine Zeichenähnlichkeit, aber sonst nichts gemein hat. —

Daß die Skapolithe zur Verwitterung und Umwandlung besonders geneigt seyen, ist auch durch die Untersuchungen von Blum, Bischof und andern hinlänglich nachgewiesen. Folgerungen aus der Cordierit- und Skapolith-Gruppe sind daher unsicher.

Zu den Mineralien, welche in Beziehung auf Zersetzung keinen Anstoß geben, gehören die erwähnten Staurolithe, Andalusite und Disthene, obwohl bey den Andalusiten Einmengungen gewöhnliche Erscheinungen sind, die Analysen also auch nicht alle verläßig. Wir wollen aber bey den folgenden Betrachtungen die Mischungen als ursprünglich und rein und die Analysen als richtig annehmen.

Die oben angegebenen Formeln dieser Mineralien lassen sich mit andern Ausdrücken leichter übersehen, wenn man die relativen Zahlen gelten läßt.

$$\dot{R}^2\,\dot{Si} = \dot{R}\,\dot{Si}^{\frac{1}{2}} = \dot{R}^6\,\dot{Si}^3$$

$$\dot{R}^3\,\dot{Si}^2 = \dot{R}\,\dot{Si}^{\frac{2}{3}} = \dot{R}^6\,\dot{Si}^4$$

$$\dot{R}^5\,\dot{Si}^4 = \dot{R}\,\dot{Si}^{\frac{4}{5}} = \dot{R}^6\,\dot{Si}^5$$

Die Polymerie zeigte sich nun darin, daß 3 At. $\dot{Si}$ isomorph seyn können mit 4 $\dot{Si}$ und 5 $\dot{Si}$. Man kann aber mit demselben Rechte die Formeln so schreiben, daß die Zeichen für die Kieselerde gleich und für die Basen verschieden werden, nämlich

$$\dot{R}^2\,\dot{Si} = \dot{R}^2\,\dot{Si} = \dot{R}^8\,\dot{Si}^4$$

$$\dot{R}^3\,\dot{Si}^2 = \dot{R}^{\frac{3}{2}}\,\dot{Si} = \dot{R}^6\,\dot{Si}^4$$

$$\dot{R}^5\,\dot{Si}^4 = \dot{R}^{\frac{5}{4}}\,\dot{Si} = \dot{R}^5\,\dot{Si}^4$$

und somit zeigte sich der Polymerismus in der Hinweisung auf die gleiche Krystallisation von 8 $\ddot{R}$, 6 $\ddot{R}$ und 5 $\ddot{R}$.

In ähnlicher Weise hat Scheerer die Polymerie an den Feldspäthen, deren Krystallisation freylich nur annähernd ähnlich ist, durch folgende Betrachtung zu zeigen gesucht. Nach seinen Berechnungen läßt sich ihre Zusammensetzung folgendermassen auffaßen.

$\dot{R}$		$\ddot{Al}$		$\ddot{Si}$		
3	:	3	:	4	=	Anorthit
3	:	3	:	6	=	Labrador, Ryakolith
3	:	3	:	8	=	Andesin
3	:	3	:	9	=	Oligoklas
3	:	3	:	12	=	Orthoklas, Albit.

Er glaubt sonach eine Isomorphie von $\ddot{Si}^4$, $\ddot{Si}^6$, $\ddot{Si}^8$, $\ddot{Si}^9$ und $\ddot{Si}^{12}$ fordern zu können, indem er die Basen als ein aus gleichen Atomen von $\dot{R}$ und $\ddot{Al}$ bestehendes Radikal betrachtet. Man kann hier wie vorhin wieder dafür schreiben:

$\dot{R}$		$\ddot{Al}$	$\ddot{Si}$
3	:	3	4
2	:	2	4
$1\frac{1}{2}$	:	$1\frac{1}{2}$	4
$\frac{4}{3}$	:	$\frac{4}{3}$	4
1	:	1	4

und in dieser Weise eine mögliche Isomorphie von $\dot{R}\,\ddot{Al}$, 2 $\dot{R}\,\ddot{Al}$, 3 $\dot{R}\,\ddot{Al}$ ꝛc. annehmen.

Es scheint nun daraus hervorzugehen, daß unter gewissen Bedingungen in einer Verbindung dieselbe Substanz (oder analoge wie $\ddot{Fe}$, $\ddot{Al}$) nach einer ungleichen Anzahl von Atomen (Mischungsgewichten) von gleicher Krystallisation seyn könne. Die Polymerie an sich bezeichnet aber diese Bedingungen nicht näher und die monomere Isomorphie widerspricht diesem Verhältniße. Man kann, wie gezeigt worden, zu denselben Resultaten bezüglich der Mischung gelangen, ob man die Atome der Kieselerde gleich und die der Basen ungleich nimmt oder umgekehrt, auch bey der Annahme von Condensationen weiß man nicht, auf welche Art von Mischungstheilen sie zu beziehen, wenn sie überhaupt vereinzelt stattfindet, und so bleibt wesentlich nur das Faktum, daß verschiedene Mischungen wie $\ddot{R}^2\,\ddot{Si}$ und $\ddot{R}^3\,\ddot{Si}^2$ gleich krystallisiren können. Die Polymerie besitzt nicht hinreichende Erfahrungen, um anzugeben, nach welchem Verhältniß der Anzahl von Atomen die Isomorphie stattfinde und es zeigt sich, daß sie für sich nicht zu gleichwerthigen Gesetzen kommen kann, wie es bey der monomeren Isomorphie der Fall war; die Polymerie muß ihre Gesetze mit Zuziehung der Verhältniße der Atomvolume begründen, für die monomere Isomorphie haben diese Verhältniße nur nachträglich eine Bestätigung dieser Gesetze geliefert. Es geht aus dem Gesagten auch hervor, daß alle Umwandlungen und Veränderungen der Formeln zu dem Zwecke, die Mischungsdifferenzen auf einen oder einige Mischungstheile zu beziehen, um daraus weiter auf die Gesetze der Isomorphie zu schließen, für sich allein vergeblich sind oder nur zu Andeutungen führen können. Damit will ich jedoch die Verdienste Scheerers, auf diesem Wege Gesetze auszumitteln, wie überhaupt den Werth seiner Forschungen in diesem Gebiete keineswegs verkennen.

Wenn wir für die Krystallisation polymerer Mischungen eine Erklärung, die zu Gesetzen führen kann, suchen, so finden wir sie in den Verhältniße der Atomvolume. Dabey ist klar, daß, wenn sich die Atomvolume (durch Division des Atomgewichts mit dem spec. Gewicht) bey zwey Mischungen A und B z. B. wie 1 : 2 verhalten, wir nicht sagen können, das Atomvolum von B sey auf die Hälfte condensirt, denn wir haben dieses Atomvolum mit einem spec. Gewichte berechnet, welchem die nun angenommene Condensation offenbar nicht entsprechen kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

Dr. S. E. Löwenhardt, Untersuchungen im Gebiete der gerichtlichen Arzneywissenschaft für Aerzte und Criminalisten. Bd. 1. Berlin 1848.

Dr. Alb. J. Schäffer, Sammlung gerichtsärztlicher Gutachten. Berlin 1848.

A. Goßler, Ueber die Bedeutung des Grundeigenthums. Breslau 1848.

E. v. Berg, Die Jagdfrage im Jahre 1848 und die deutsche Jagdgesetzgebung vom Jahre 1848. Dresden 1849.

O. Th. Risch, Die Innungen, wie sie sich gestalten müssen. Berlin 1849.

U. von Mohr, Das neue Erbrecht des eidgenössischen Standes Graubünden. Chur 1847.

J. Grimm, De historia legis Salicae. Bonn 1849.

Dönniges, Die neueste preußische Gesetzgebung über die Befreyung des Grundbesitzes von Abgaben . . . Abth. 1. Frankf. 1849.

H. J. Bodemer, Beurtheilung des Entwurfs eines Gesetzes, die Benützung der fließenden Gewässer betreffend. Preisschrift. Chemnitz 1849.

F. A. Frh. v. Preuschen-Liebenstein, Entwurf zu einem allgemeinen deutschen Civilgesetzbuche nebst Motiven. Leipzig 1849.

G. L. J. Carré, Les lois de la procédure civile. 3. édition par Chauveau Adolphe. Vol. 1 — 7. Par. 1846 — 47.

Les Codes français annotés par Toulet, D'Auvilliers et Sulpicy. T. 1. 2. Par. 1847.

F. A. Le Baron, Le Code des étrangers. Par. 1849.

Dr. J. G. v. Bunge, Das liv- und esthländische Privatrecht wissenschaftlich dargestellt. 2. verm. Aufl. Th. 2. Reval 1848.

J. J. Altmeyer, Du droit d'Asile en Brabant au commencement du 18. siècle. Bruxelles 1848.

Dr. C. G. Wächter, Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts. Th. 1. 2. Stuttgart 1825 — 26.

A. Morin, Dictionnaire du droit criminel. Par. 1842.

Dr. F. K. Th. Hepp, Die Theorie von der Zurechnung und von den Milderungsgründen der Strafe. Heidelberg 1836.

Entwurf eines Strafgesetzbuches für die thüringischen Staaten. Jena 1849.

Entwurf einer Strafprozeßordnung für die thüringischen Staaten. Jena 1849.

Dr. v. Mühler, Das Geschwornengericht. Berlin 1849.

Dr. C. F. W. J. Häberlin, Grundsätze des Criminalrechts nach den neuen deutschen Strafgesetzbüchern. Bd. 4. Leipzig 1849.

Ch. de Martens et F. de Cussy, Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques. T. V. Fin de l'ouvrage. Leipz. 1849.

M. Capefigue, La société et les gouvernements de l'Europe depuis la chûte de Louis-Philippe jusqu' à la présidence de Louis-Napoléon Bonaparte. T. I. Par. 1849.

A qui les torts dans la guerre entre le Danemark et l'Allemagne. Par. 1849.

F. Fischer, Geschichte der preußischen Kammern. Heft 1. Berlin 1849.

Ch. C. J. Bunsen, Die deutsche Bundesverfassung und ihr eigenthümliches Verhältniß zu den Verfassungen

Englands und der vereinigten Staaten. I. Sendschreiben. Leipzig 1848.

v. Bülow-Cumerow, Die Grundsteuer und Vorschläge zu ihrer Ausgleichung. Berlin 1849.

Beyträge zur Beurtheilung der Schleswig-Holsteinischen Frage. Berlin 1849.

Oldenburgisches Staatsgrundgesetz mit Hinweisungen auf die Landtagsprotokolle. Oldenburg 1849.

C. A. P. von der Kettenburg, Betrachtungen über die sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes. Schwerin 1849.

F. J. Keller, Die Limburger Frage, historisch, staats- und völkerrechtlich erörtert. Aachen 1849.

C. F. Jahn, Die Gründung der kurbrandenburgischen preußischen Staatspost 1646—1688. Berlin 1849.

Stadtgerichts-Ordnung. Th. 1. Civil-Prozeß-Ordnung. Basel 1848.

Dr. G. Marschner, Betrachtungen über Umgestaltung des Civilprozesses im Königreich Sachsen nach den Grundsätzen der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Leipzig 1849.

Dr. G. Hase, Ueber die Anwendung von Geschwornen namentlich im Civilprozeß. Weimar 1849.

Dr. Götze, Vortrag über die Disciplin im Richterstande. Berlin 1849.

Dr. Dernburg, Abhandlungen aus dem Gebiete des gemeinen und französischen Civil- und Prozeß-Rechts in vergleichender Darstellung. Frankf. 1849.

B. Delbrück, Die Reform des Civilprozesses. Berlin 1849.

G. Büchner, Bibl. Real- und Verbal-Handconcordanz. 8. Aufl. verm. u. verb. von Dr. H. L. Heubner. Lief. 1. Halle 1849.

Origenes, *Τῶν ἑξαπλῶν καὶ ὀκταπλῶν τὰ σωζόμενα*, a Montefalconio auctum et a Bahrdtio locupletius traditum. Lond. 1847.

Thorath-Emeth. Die fünf Bücher Mose bearbeitet von Heinemann. Lief. 1. 2. Berlin 1849.

F. Ragon, Essai de poésies bibliques. Par. 1849.

Bonifacius, des Apostels der Deutschen sämmtliche Briefe, übers. von Dr. Wiß. Fulda 1842.

A. Koch, Commentar über die Briefe des Apostels Paulus an die Thessalonicher. Th. 1. Berlin 1849.

Dr. Schmieder, Das hohepriesterliche Gebet unsers Herrn Jesu Christi. Zwanzig Betrachtungen. Hamburg 1848.

Dr. W. Neumann, Das Wasser des Lebens. Ein exegetischer Versuch über Ezechiel 47, 1 — 12. Berlin 1848.

J. H. Kurz, Bibel und Astronomie. Ein Beytrag zur biblischen Kosmologie. 2. verm. Aufl. Berlin 1849.

Dr. C. Ullmann, Das Wesen des Christenthums mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen desselben von Freunden und Gegnern. 3. verm. Aufl. Hamburg 1849.

P. Meyers, De symboli apostolici titulo, origine etc. Trier 1849.

J. G. G. Uhlhorn, Exponuntur librorum symbolicorum, ethica argumenta etc. Goetting. 1849.

Aktenstücke der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands. Würzburg 1848.

K. Brandes, Der Papst als Fürst des Kirchenstaates. Einsiedeln 1849.

Dr. J. Ignatijević de Thalec, De religione christiana in Slavis introducta, propagata, reformata. Heidelb. 1849.

W. Wattenbach, Beyträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen. Wien 1849.

Fr. Sacchi, Vite dei Romani Pontefici. T. I. Fasc. 1. Firenze 1849.

F. Nève, Etablissement et destruction de la première chrétienté dans la Chine. Louvain 1846.

Dr. J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Mitau 1849.

Dr. H. E. F. Guericke, Handbuch der Kirchengeschichte. 7. verb. Aufl. Bd. 1. Aeltere Kirchengeschichte. Berlin 1849.

Dr. E. Fr. Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis. Lief. 3. Cassel 1847.

P. Duncan, A narrative of the Wesleyan Mission to Jamaica. Lond. 1849.

C. F. Roßhirt, Zu den kirchenrechtlichen Quellen des ersten Jahrtausends und zu den pseudoisidorischen Dekretalen. Heidelb. 1849.

Recueil des actes du Pape Pie IX. T. I. Par. 1849.

Entwurf einer Presbyterial- und Synodal-Ordnung für die evangelische Kirche von Württemberg. Stuttg. 1848.

S. Miller und G. Lorimer, Geschichte, Wesen und Vorzüge der Presbyterialverfassung. Halle 1849.

Dr. A. J. Binterim, Die geistlichen Gerichte in der Erzdiöcese und Kirchenprovinz Köln vom 12 — 20 Jahrhundert. Abth. 1. Düsseldorf 1849.

Viertes Quartal. October — December.

Manuscripte.

Codex membranaceus in 4. aus dem XI. Jahrhundert, mit Beygebundenem aus dem XIV. Jahrhundert, enthaltend:

a) Leges Alamannorum c. additionibus Caroli Magni.

b) Ansegisi collectio capitularium regum Francorum.

c) 1. Glaubensformel. 2. Beichtformel. 3. Beschreibung der himmlischen Gottesburg. 4. Beschreibung der Hölle.

Beygebunden:

1) Tabula alphabetica in Raimundi de Pennaforte Summam de poenitentia et matrimonio.

2) Pharetra fidei contra Judaeos.

Sammlung von Reformationsschriften.

Codex chartaceus in 4., aus dem XIV. Jahrhundert.

Codex chartaceus in 4., von 1461, enthaltend:

1) Lohengrin, ein episches Gedicht.

2) Ein Gedicht von Peter Suchenwirth: die schöne Abenteuer.

3) Ein Lied von Oswald von Wolkenstein.

4) Des Ritters Georg von Ungern Abenteuer in Sankt Patritzen Fegfeuer.

5) Hansen von Montevilla Reise.

6) Rechtsstreit zwischen Christus und Belial.

Druckwerke.

K. Schurz, Der Studenten-Congreß zu Eisenach am 25. Sept. 1848. Bonn 1849.

Ch. Nisard, Notice sur l'ancienne bibliothèque des échevins de la ville de Rouen. Rouen 1845.

Dr. F. L. Hoffmann, Die Commerz-Bibliothek in Hamburg. Leipzig 1849.

B. Botfield, Notes on the cathedral Libraries of England. Lond. 1849.

F. Snellaert, Histoire de la littérature flamande. Brüssel 1848.

J. Jungmann, Historie literatury české aneb stručtawny přehled spisu českých s krátkau historie národu, oswiceni a jazyka. Druhé wydání. WPraze 1849.

Drey Gutachten des General-Concils der Universität Königsberg, die Universitäts-Reform betreffend. Königsberg 1849.

E. Géruzez, Etudes littéraires sur les ouvrages français prescrits pour l'examen du baccalauréat-es-lettres. Par. 1849.

H. Bouman, Geschiedenis van de voormalige Geldersche Hoogeschool en hare Hoogleeraren. Deel II en laatste. Utrecht 1847.

M. Cochet, Histoire de l'imprimerie à Dieppe. Dieppe 1848.

Denkschriften der Russisch-geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Bd. 1. Weimar 1849.

Reports of the Smithsonian Institution. Washington 1849.

L. Feugère, Oeuvres choisies d'Etienne Pasquier. T. I. Paris 1849.

V. Cousin, Oeuvres. 4. Série. Littérature. T. I — III. Par. 1849.

J. H. Bernardin de Saint-Pierre, Oeuvres, mises en ordre par L. Aimé-Martin. Vol. 1. 2. Par. 1840.

J. J. Rousseau, Oeuvres, avec des notes historiques par G. Petitain. T. 1 — 8. Par. 1839.

A. Boden, Gesammelte kleine Schriften. Frankf. 1849.

S. C. v. Klettenberg, Reliquien nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele von J. M. Lappenberg. Hamb. 1849.

J. Davison, Remains and occasional Publications. Oxford 1841.

J. Scheible, Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Seltenheiten hauptsächlich des deutschen Mittelalters. Bd. 1 — 8. Stuttg. 1849.

J. C. v. Arneth, Zwey Abhandlungen als Beytrag zur Lösung der Unterrichtsfrage. Linz 1849.

A. Fuchs, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältniß zum Lateinischen. Halle 1849.

W. Schott, Ueber das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht. Berlin 1849.

C. Schier, Grammaire Arabe. Dresd. 1849.

Dr. E. Brinckmeier, Blumenlese aus den Werken der Troubadours in den Originalen. Nebst provenzalischer Grammatik und Glossarium. Halle 1849.

Dr. K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland. Cassel 1849.

Ch. F. Meyer, Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke. Heft 1. Leipzig 1849.

Dr. G. L. Lénström, Svensk Laesebog. Kjobenhavn 1843.

J. Jamieson, An entymological dictionary of the Scotish language. 2. edition by J. Johnston. Vol. 1. 2. Suppl. Vol. 1. 2. Edinb. 1840.

W. Grimshaw, An etymological Dictionary of the English language. 3. edition. Philadelphia 1848.

Isographie des hommes célèbres ou collection de facsimile de lettres autographes et de signatures. Vol. 1 — 4. Par. 1843.

Frz. Petrina, Elektromagnet. Telegraph auf den österreich. Eisenbahnen. Prag. 1849.

Dr. E. Munk, Geschichte der griechischen Literatur. Th. 1. Berlin 1849.

M. Hertz, Ein philologisch-klinischer Streifzug. Berlin 1849.

F. Palm, Ueber Zweck, Umfang und Methode des Unterrichtes in den klassischen Sprachen auf Gymnasien. Leipzig 1849.

D. H. Joël, Die Religionslehre des Sohar und ihr Verhältniß zur allg. jüdischen Theologie. Leipzig 1849.

Dr. J. Fürst, Kultur- und Literaturgeschichte der Juden in Asien. Th. 1. Leipzig 1849.

Dr. E. M. Pinner, Talmud Babli. Babylonischer Talmud. Traktat Berachoth Segenssprüche. Mit deutscher Uebersetzung. Berlin 1842.

— — Compendium des Hierosolymitanischen und Babylonischen Talmud. Bd. 1. Berlin 1832.

The white Yajurveda ed. by Dr. Albr. Weber. P. I. The Vajasaneyi-Sanhita. P. II. The Catapatha-Brâhmana. Berlin 1849.

Kitâb elkenz il mukhtar fi kescht il arádhi welbehhar. Malta 1836.

El bâkuret eschechehiyye fi nahwi sloghati'l in gliziyye. Malta 1836.

Mesnewi oder Doppelverse des Scheich Mewlânâ Dschelal-ed-din Rûmi. Aus dem Persischen übertr. von G. Rosen. Leipzig 1849.

Ettseâlebi aus Nisabur, Der vertraute Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden. Uebers. von G. Flügel. Wien 1829.

Dr. J. G. Lüdde, Die Geschichte der Methodologie der Erdkunde. Leipzig 1849.

Beurtheilende Uebersicht derjenigen durch Druck vervielfältigten Karten, Situations- und Festungs-Pläne, welche für deutsche Militärs von praktischem Interesse sind. Th. 1. Central-Europa. Berlin 1849.

H. Zeise, Reiseblätter aus dem Norden. Altona 1848.

E. Bryant, Voyage en Californie. Par. 1849.

B. Appert, Voyage en Belgique. T. I. II. Bruxelles 1849.

Dr. Ph. Wolff, Reise in das gelobte Land. Stuttgart 1849.

Fr. Raffelsberger, Allg. lexicograph. Centralhandbuch der Reise- und Handelsverbindungen in allen Theilen der Erde. Heft 1 — 5. Wien 1849.

Dr. E. A. Quitzmann, Reisebriefe aus Ungarn, dem Banat, Siebenbürgen ꝛc. Stuttg. 1850.

J. G. v. Quandt, Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise durch Spanien. Leipzig 1849.

Ch. Lyell, A second visit to the united states in the years 1845 — 46. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

H. Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres in den Jahren 1845 — 47. Bd. 1. Das nordafrikanische Gestadeland. Berlin 1849.

R. Lepsius, Die Chronologie der Aegypter. Einleitung und erster Theil. Kritik der Quellen Berlin 1849.

Recherches sur l'ancienne constitution de l'orde teutonique et sur ses usages. Vol. 1. 2. Mergentheim 1807.

Dr. E. Kuhn, Beyträge zur Verfassung des römischen Reiches mit bes. Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian. Leipzig 1849.

F. G. Welcker, Alte Denkmäler. Th. 1. Die Giebelgruppe und andere griech. Gruppen und Statuen. Götting. 1839.

Ch. Lenormant et J. de Witte, Elite des monuments céramographiques. Livr. 1 — 93. Par. 1848.

K. Keil, Zwey griechische Inschriften aus Sparta und Gytheion erläutert. Leipzig 1849.

E. Braun, Die Apotheose des Homer in galvanoplastischer Nachbildung. Mit Text. Leipzig 1848.

Dr. K. Hermann, Prolegomena zur Philosophie der Geschichte. Leipzig 1849.

Dr. Th. Breysig, De continuato Fredegarii scholastici chronico. Berl. 1849.

W. Vischer, Ueber die Stellung des Geschlechts der Alkmäoniden in Athen. Basel 1847.

F. Körner, Keltische Studien. Halle 1849.

C. Göhring, Geschichte der Revolution von der großen französ. Umwälzung an bis auf unsere Tage. Bd. 1. 2. Leipzig 1848.

F. C. Steenken, Bevölkerungs-Statistik der europäischen Staaten. Oldenb. 1849.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1849.

(Schluß.)

La langue hébraïque, considérée en elle-même, et dans ses rapports avec la poésie. — Univ. cathol. 1849 Déc.

Egger, Cours de littérature grecque. (Leç. 12—15.) — Journ. de l'instruct. publ. 1849. No. 97.

Rigg (Jon.), A tour in Java. — Journal of the Indian Archipelago 1849 Sept.

Valon (Alexis de), L'Andalousie à vol d'oiseau. — — Revue des deux Mondes 1849. T. IV. Livr. 23.

Barbier, Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. Par. 1847 — 1849. T. 1. 2. — Bibl. de l'École des Chartes 1849 Nov. — Déc. (Série III. T. 1. Livr. 2.)

Un premier prisonnier de Chillon. (Suite et fin.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Déc.

Durand (Hip.), Études sur la rédaction et la réformation des coutumes. — Revue de droit français et étranger 1849 Déc.

Leroy (Aimé), Catalogue des prévosts du monastère de Watten, sur la rivière d'Aa, diocèse de Saint-Omer. — Archives hist. et litt. du Nord de la France etc. T. VI. Livr. 3.

Bruyelle (Ad.), Recherches sur les monuments religieux qui existaient à Cambrai avant la révolution de 1789 (6. art.) — Ebendaſ.

Le Glay, Notice sur la démolition juridique du château d'Ecaillon. — Ebendaſ.

Harduin, Mémoire contenant des faits et anecdotes des registres de l'hôtel de ville d'Arras. — Ebendaſelbſt.

Marion (J.), L'abbaye de Moissac. Notes d'un voyage archéologique dans le Sud-Ouest de la France. — Bibl. de l'Ecole de Chartes. 1849 Nov. — Déc. (Sér. III. T. 1.) Livr. 2.

Lenormant, La Lorraine et la France. — Correspondant. T. XXV. Livr. 8.

Gabourd (Am.), Histoire de la révolution et de l'empire. Tomes 6 et 7. (Consulat.) — Ebendaſ.

Fresquet, Quelques recherches sur l'organisation judiciaire et la procédure chez les Francs pendant la période mérovingienne et carlovingienne. — — Revue de droit français et étranger 1849 Déc.

Petrie and Sharpe, Ancient laws and institutes of Wales. (Monumenta historica Britannica). Lond. 1849. — Journ. de l'instruct. publ. 1849. No. 96.

Irish factions, parsons and landlords. — Dublin Review 1849 Dec.

Account of Sulu (Cont.) — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Sept.

Analysis of the ancient annals of Siam. — Ebendaſ.

The piracy and slave trade of the Indian Archipelago. — Ebendaſ.

American colonies in the Indian Archipelago. — Ebendaſelbſt.

Le Roux de Lincy, Détails sur la vie privée d'Anne de Bretagne, femme de Charles VIII et de Louis XII. — Bibl. de l'Ecole des Chartes 1849 Nov. — Déc.

Saint-Evremond, maréchal de camp. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Déc.

William Wilberforce. (Second article.) — Ebendaſ.

Les communions de Voltaire. Sa correspondance à ce sujet avec l'évêque de Genève, avec d'Alembert, le comte d'Argental etc. — Correspondant. T. XXV. Livr. 7. 8.

Rumelin (Ch.), Notice biographique sur Charles Otfried Müller. (5 et 6 art.) — Journ. de l'instruct. publ. 1849. No. 98. u. 103.

Eyre (C.), The history of St. Cuthbert. Lond. 1849. — Dublin Review 1849 Dec.

Nécrologie. Ravez, jurisconsulte, par Benech. — — Revue de legislation etc. 1849 Déc.

Grove (W. R.), De l'effet du milieu ambiant sur l'ignition voltaïque. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Déc.

Beetz (W.), Sur le pouvoir électromoteur des gaz. — Ebendaſ.

Blanchard (Emile), Recherches sur l'organisation des vers (Suite). — Annales des sciences naturelles (Zool.) 1849 Aout.

Dareste (Cam.), Observations sur l'ostéologie du poisson appelé Triodon Macroptère. — Ebendaſ.

Bouchard-Chantereaux, Mémoire sur un nouveau genre de Brachiopodes, formant le passage des formes articulées à celles qui ne le sont pas. — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. (Suite). — Ebendaſ. Sept.

The zoology of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Sept.

Verany, Description d'un nouveau genre et d'une nouvelle espèce de Mollusque. — Revue et Magasin de Zoologie 1849 Déc.

Lucas (H.), Observations sur un nouveau genre de la classe des Myriapodes appartenant à la famille des Julites. — Ebendaſ.

Tulasne (L. R.), Etudes d'embryogénie végétale. — Annal. des sciences natur. (Botan.) 1849. Août. Sept.

Siebold (C. Th. de), Observations sur les plantes et les animaux unicellulaires. — Ebendaſ.

Weddell (H. A), Observations sur une espèce du genre Wolffia (Lemnacées). — Ebendaſ.

Remy (E. Jul.), Observations inédites sur les composées de la Flore du Chili. — Ebendaſ.

Whittlesey (Ch.), Description of a coal plant supposed to be new. — Amer. Journ. etc. 1849. Nov.

Silliman (B.), Descriptions and analyses of several american minerals. — Ebendaſ. Philos. Mag. 1849. Dec.

Coal resources of Bengal. (Reports of the proceedings of a Committee for the investigation of the mineral resources of India.) — Calcutta Review 1849 Sept.

Ko Doii Dzu Roku, or, a memoir on smelting copper, illustrated with plates. Translated from the original Japanese. — American Journal of science and arts 1849 Nov.

Koenigswarter (L. J.), Études historiques sur les développements de la société humaine. P. III. Du serment, des ordalies et du duel judiciaire. — Revue de législation etc. 1849 Déc.

Siguier (A.), Etudes sur l'instruction publique en Belgique, — Le Correspond. T. XXV. Livr. 4. 5.

Roux-Lavergne, M. Cousin et ses doctrines. — Revue de Bruxelles 1849. Livr. 20—24.

M. de Lamartine et l'athéisme. — Ebendaſ. Livr. 22.

Garnier (Ad.), Morale sociale. Paris 1849. — Journ. de l'instruct. publ. 1849. No. 102.

Milsand (J.), Le drame contemporain en Angleterre. (Poèmes dramatiques de Talfourd, Marsion et Henry Taylor.) — Revûe de deux Mondes 1849. T. IV. Livr. 23.

Laborde, Gisors. Documents inédits sur les anciens artistes de la Normandie, tirés des archives de Saint-Gervais et Saint-Protais. — Annal. archéol. 1849 Nov. et Déc.

Reichensperger (A.), L'art et l'archéologie sur les bords du Rhin. — Ebendaſ.

Didron, Création d'une manufacture de vitraux à Paris. — Ebendaſ.

Ring (M. de), Saint-George. — Messager des sciences histor. de Belg. 1849. Livr. 3.

Didron, Chants de la Sainte-Chapelle. — Annal. archéol. 1849 Nov. et Déc.

Coussemaker (E. de), Instruments de musique à cordes pincées: Histoire du Psaltérion du XIII au XV siècle. — Ebendaſ.

La poule au pot. Entretiens populaires sur les questions sociales. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Déc.

Hennequin, (A), Études sur l'anarchie contemporaine. (3 art.) — Le Correspondant. (T. XXV. L. 6.)

Sudre, Histoire du communisme. — Revue de Bruxelles 1849. Livr. 24.

Montégut, Les fantomes de la Démagogie. — Revue des deux mondes 1849 Dec. (T. IV. Livr. 24.)

Hébert Duperron, Cicéron et les ennemis de la propriété. — Université cathol. 1849 Novemb.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenke aus Frankreich.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France.

Nachstehend folgt die in Nr. 43 dieser Blätter (28. Febr. 1850) Sp. 352 vorläufig angedeutete Uebersicht sowohl der als Geschenke der französischen Regierung der k. Hof- und Staatsbibliothek bisher zugekommenen, als auch der zwar bereits erschienenen aber der k. Hof- und Staatsbibliothek zur Zeit noch fehlenden, und endlich der theils bereits unter der Presse befindlichen, theils erst in der Vorbereitung begriffenen Bestandtheile obiger Geschichtsquellensammlung Frankreichs.

A. In der k. Hof- und Staatsbibliothek vorhandene Bestandtheile der Sammlung.

I. Série.

Histoire politique.

1. Rapports au Roi et pièces. 1835.
2. Mignet, Negociations rélatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. T. 1—4. 1835—1842.
3. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. etc. publ. par de Vault et Pelet. T. 1—5. Atlas. T. 1—5. 1835—1842.
4. Journal des Etats-Généraux de France tenus à Tours en 1484 sous Charles VIII. redigé par Jean Masselin en latin, publ. et trad. par A. Bernier. 1835.
5. Procés-verbaux des séances du Conseil de régence du Roi Charles VIII. pendant 1484—1485. publ. p. A. Bernier. 1836.
6. Benoit (trouvère du XII siècle), Chronique des Ducs de Normandie, publ. p. Fr. Michel. T. 1—3. 1836—1844.
7. Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois, écrite en vers provencaux, publ. p. Fauriel. 1837.
8. Géraud (H.), Paris sous Philippe-le-Bel. 1837.
9. Réglemens sur les arts et métiers . . connus sous le nom du Livre des métiers d'Etienne Boileau. Publ. p. Depping 1837.
10. Relations des ambassadeurs Vénitiens sur les affaires de France au XVI siècle, recueillies et trad. p. Tommaseo. T. 1. 2. 1838.
11. Rapports-au ministre. 1839.
12. Les Olim, ou registres des arrêts rendus par la cour du Roi sous les règnes de Saint Louis de Philippe le Hardi etc. publ. p. Beugnot. T. 1. 2. 3. P. 1. 1839—1844.
13. Lettres des rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre depuis Louis VII. jusqu' à Henri IV., tirées des archives de Londres par Bréquigny, publ. p. Champollion-Figeac. T. 1. 1839.
14. Correspondance de Henri d'Escoubleau de Sourdis, archevêque de Bordeaux. Augmentée des ordres et lettres de Louis XIII. et du Cardinal Richelieu. Publ. p. E. Sue. T. 1. 2. 3. 1839.
15. Chronique de Bertrand du Guesclin par Cuvelier, trouvère du XIV siecle, publ. p. E. Charrière. T. 1. 2. 1839.
16. Varin, Archives administratives de la ville de Reims. T. I. P. 1. 2. T. II. P. 1. 2. 1839—1843.
17. Varin, Archives législatives de la ville de Reims. T. I. II. P. 1.
18. Chronique du Religieux de Saint-Denys (1380—1422) publ. p. Bellaguet. T. 1—5. 1839—1844.
19. Guérard, Collection des cartulaires de France. T. 1—3. 1840. T. 1. 2. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Père de Chartres. T. 3. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Bertin.
20. Papiers d'état du Cardinal de Granvelle. Publ. sous la direction de Ch. Weiss. T. 1. 2. 4. 5. 1841—1844.
21. Procés des templiers. Publ. p. Michelet. T. 1. 1841.
22. Négociations, lettres etc. relatives au regne de François II tirées du portefeuille de Sebast. de L'Aubespine, publ. par L. Paris. 1841.
23. Procès-verbaux des États-Généraux de 1593. Publ. p. Aug. Bernard de Montbrison. 1842.
24. Recueil des lettres missives de Henri IV. Publ. p. Berger de Xivrey. T. 1. 2. 1843.
25. Négociations de la France dans le Levant. Publ. p. Charrière. T. 1. 1848.

II. Série.

Histoire des lettres et sciences.

1. Abélard, Ouvrages inédits publ. p. Victor Cousin. 1836.
2. Les quatres livres des rois traduits en Français du XII siècle etc. publ. p. Le Roux de Lincy. 1841.

III. Série.

Archéologie.

1. Beuzelin (E. Grille de), Rapport sur les monuments hist. des arrondissements de Nancy et de Toul. T. 1. 2. 3. Nebſt Atlas.
2. Didrón, Iconographie chrétienne. (T. 1.) Histoire de Dieu. 1843.

IV. Série.

Melanges historiques.

1. Champollion-Figeac, Documents historiques inédits tirés des collections manuscrites de la bibliothèque royale et des archives ou des bibliothèques des departements. T. 1. 2. 1841—1843.

B. Bereits erſchienene, aber der k. Hof- und Staatsbibliothek noch nicht zugekommene Beſtandtheile der Sammlung *).

a) Fortſetzungen von vorſtehenden, in der k. Hof- und Staatsbibliothek bereits vorhandenen Werken:

1. Sér. I. No. 3. Mémoires milit. etc. par Vault et Pelet. T. 6. 7.
2. Sér. I. No. 12. Les Olim publ. p. Beugnot. T. III. P. 2. 1848. (Vgl. Journal des Savants 1848. Déc. p. 762.)
3. S. I. No. 13. Lettres des rois etc. p. Bréquigny et Champollion. T. 2. 1847. (Vgl. Journ. des Sav. 1847. Déc. p. 754.)
4. Sér. I. No. 16. Varin, Arch. administrat. de Reims. T. 3.
5. S. I. Nr. 20. Papiers d'état du Card. de Granvelle. T. 3. 6. 7. (Vgl. Journ. des Sav. 1849 Déc. p. 766.)
6. S. I. No. 24. Lettres missives de Henri IV. T. 3. 4. 1846. (Vgl. Journ. des Sav. 1846. p. 251.)
7. S. IV. No. 1. Campollion-Figeac, Documents historiques inédits etc. T. 3. 4. 1847—1848.

b) Selbſtſtändige Beſtandtheile der Sammlung:

1. Livre de la taille de Paris.
2. Négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche, (1500—1530) publ. p. Le Glay. T. 1. 2. 1845.
3. Captivité du roi François I. p. Champollion-Figeac. 1847. (Vgl. Journ. des Sav. 1847. Févr. p. 125.)

*) Vgl. Rapport adressé à M. le Ministre de l'instruction publique et des cultes, par M. Génin, chef de la division des établissements scientifiques et littéraires, sur la situation des travaux entrepris pour la publication des documents inédits relatifs à l'Histoire de France. (Journal général de l'instruction publ. et des cultes. Vol. XVIII. 1849. No. 33.)

C. Unter der Preſſe befindliche, und noch in der Bearbeitung begriffene Beſtandtheile der Sammlung:

a) Die Fortſetzungen, beziehungsweiſe die Schluß- und Regiſterbände nachſtehender Werke:

1. Vault et Pelet, Mémoires militaires. (I. 3.)
2. Varin, Archives législatives de Reims. (I. 17.)
3. Bellaguet, Chronique du Relig. de St. Denis. (I. 18.)
4. Papiers d'état du card. Granvelle. (I. 20.)
5. Michelet, Procés des Templiers. (I. 21.)
6. Lettres missives de Henri IV. (I. 24.)
7. Négociations de la France dans le Levant p. p. Charrière. (I. 25.)

b) Neue Beſtandtheile der Sammlung:

1. Histoire du tiers-état, par Augustin Thierry. T. 1. 2.
2. Le cartulaire de Notre-Dame de Paris, publ. p. Guérard. T. 1—4.
3. Les cartulaires de Saint-Victor de Marseille et de Saint-Hugues de Grénoble, par Guérard.
4. Le Livre de justice et de plet, par Rapetti.
5. Collection des lettres, instructions diplomatiques et papiers d'état du card. Richelieu, par Avenel.
6. Recueil de documents inédits concernant l'histoire de l'administration publique en France sous Louis XIV, par Depping.
7. Recueil des lettres de Cathérine de Medicis, par Phil. Busoni.
8. Correspondance des princes de la maison de Lorraine, par Jos. de Croze.
9. Actes du concile de Perpignan en 1408, par De Mas-Latrie.
10. Cartulaire de Redon, par Aurélien de Courson.
11. Négociations de Louis XIV. avec le royaume de Siam, par Etienne Gallois.
12. Recueil de documents relatifs à l'histoire des anciennes colonies francaises dans l'Amérique du nord, par Margry.
13. Recueil de la correspondance de Calvin, par Jules Bonnet.
14. Recueil d'extraits des chroniques d'Angleterre de Jean Waurin, par Dupont.
15. Chronique rimée de Martin de Cotigny, par Yanoski.
16. Inventaire et recueil des chartes et diplômes de la Bibliothèque nationale, par Claude (sous la direction de Naudet.)
17. Inventaire des documents renfermés dans les archives d'l'ancienne Flandre, du Hainaut, du Cambresis et des provinces limitrophes, par Le Glay.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1850.

Hr. Hofrath Friedrich v. Thiersch, Vorstand der Akademie, eröffnete zur Vorfeyer ihres 91. Stiftungstages die Sitzung mit folgender Rede.

Als im vergangenen Jahre die Stiftungsfeyer der k. Akademie der Wissenschaften uns hier vereinigte, nahmen wir Gelegenheit der Verhältnisse zu gedenken, unter denen diese Anstalt freyer wissenschaftlicher Forschung gegründet und unabhängig von den Corporationen gestellt wurde, welche bis dahin im Alleinbesitze der Pflege der Wissenschaft und der Erziehung für dieselbe gewesen waren, von den Klöstern, dem Jesuiten-Orden und der Universität. Zugleich bezeichneten wir die Aufgabe näher, welche dadurch der Akademie gestellt war, die außer den Gränz-Marken der bayerischen Lande indeß erweiterten und mächtig vorgeschrittenen Wissenschaften in dieselben einzuführen, den Segen ihres reichern Gedeihens für die ihnen neu geöffnete Heimath zu vermitteln, und dem Lande auf dem Gebiete der Intelligenz und Forschung den ihm gebührenden Rang wieder zu gewinnen, den es zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit Würde behauptet und später verloren hatte.

Während aber der unter solchen Auspicien an das Licht tretenden Anstalt die edlen Geister und patriotischen Herzen in allen Lebenskreisen entgegen schlugen, und ihr von allen Seiten Kräfte zuströmten, die bis dahin geschlummert oder im Verborgenen gewirkt hatten, trat anderer Seits mit innerer Nothwendigkeit und mit großer Entschiedenheit die alte Richtung gegen sie zum Kampfe hervor, welche den früheren Bestand als den allein heilbringenden und als einen solchen zu schirmen suchte, von dessen Erhaltung der Charakter des bayrischen Volkes, die Wahrung seines Glaubens, seiner Sitte und selbst seiner historischen Bedeutsamkeit bedingt sey. Was außer den früheren Kreisen liege, sey bedenkliche Neuerung, theils überflüßig, weil das bis dahin Bestandene für den Bedarf hinreiche, und namentlich der gelehrte Orden der Jesuiten in seinem Bereiche an Einsicht, Bestrebung und Fertigkeiten Alles vereinige, was man brauche, theils sey es bedenklich und Gefahr drohend, weil die neuen Ansichten und die von ihnen entbundenen Kräfte in Bezug auf das Alte verwirrend, lösend und zerstörend wirken würden.

Die Archive der Akademie, welche schon mit dem Jahre 1758 beginnen, sind voll von Urkunden, die den Umfang dieses Kampfes, die Energie desselben und die Mittel kennen lehren, welche zur Beschränkung der neuen Thätigkeit und zum Sturze der jungen Anstalt in Bewegung gesetzt wurden.

So lange die milde Weisheit Maximilian Josephs III. über die von ihm gestiftete und gepflegte Anstalt ihren Schirm ausbreitete, und die ersten Männer des Vaterlandes, wie Lori, Kreittmayr, Kenedy und ihre Genossen sie bey ihm

vertraten, und gegenüber den Feinden mit der ganzen Kraft ihres Ansehens und ihrer Einsicht schirmten, wurde der Kampf von der Akademie siegreich bestanden, und der gegen sie heraufbeschworene Sturm, der mehr als einmal selbst die Massen des Volkes zu erschüttern drohte, legte sich mehr und mehr, je heilsamer sich die neue wissenschaftliche Thätigkeit erwies, welche die in ihr vereinigten Männer lehrend, anordnend, rathend und helfend nach allen Seiten hin entfalteten, zumal als der mächtige Orden, gegen den die Stiftung hauptsächlich gerichtet war, seinem Schicksale erlag und der Grund wegfiel, der bis dahin die Akademie abgehalten hatte, die Männer desselben von wissenschaftlichem Verdienste als Mitglieder in ihren Schooß aufzunehmen. Als aber unter dem Churfürsten Carl Theodor das Zurückdrängen auf alte Zustände mit größerer Macht hervortrat, als in Folge davon mehrere der neugeweckten und nun bedrohten Talente sich den geheimen Bewegungen des Illuminaten-Ordens anschlossen und zuletzt der Ausbruch der französischen Revolution den Bestand alles Ueberlieferten mit den höchsten Gefahren bedrohte, gewann der finstere Geist der Reaction, dem es eigen ist, mit dem Unkraut den Weizen auszuraufen und in das Feuer zu werfen, so an Kraft und Bedeutung, daß es ihm gelang, dem Herrscher die Akademie als einen Heerd subversiver Lehren und Bestrebungen, unchristlicher und anarchischer Gesinnung in einer ihm glaublichen Weise darzustellen.

Sofort wurde sie ihrer vorzüglichsten Zierden beraubt. Selbst Lori, der eigentliche Gründer der Akademie, starb fern von München in unfreywilligem Exil. Der Altar freyer wissenschaftlicher Thätigkeit ward in ihr umgestürzt. Mit dem schwersten Verdacht und mit Mißachtung belegt, und unter mißliche Censur gebeugt, schwand die Anstalt zu einem Schatten ihres Selbst zusammen. Erst der darauf folgenden Regierung eines zweyten Maximilian Joseph war es vorbehalten, sie zu neuem Leben zu erwecken und sie mit wissenschaftlichen Anstalten, Sammlungen und Kabineten zu umgeben, durch welche möglich wurde, die erweiterte, mit großen Talenten neu geschmückte und von reichem Wissen getragene Gesellschaft zu ihrer Bestimmung wieder zu erheben. — Sie hat gewußt, die wichtige Periode, in welcher Bayern zu einem Königreiche erhoben, durch Umgestaltung aller innerer Verhältnisse gekräftiget, und wie mit kriegerischem Ruhme, so mit politischer Bedeutung umgeben wurde, dadurch zu verherrlichen, daß sie im Mittelpunkte der Monarchie jenem reichen Kranze des Ruhmes den Schmuck wissenschaftlicher Würdigkeit beyfügte und auf dem Gebiete der Bildung auch ihrer Seits Bayern in voller Ebenbürtigkeit mit andern deutschen Stämmen erscheinen ließ. Auch während dieser Zeit hat sie Anfeindungen nicht geringer Art, und mehr als einmal durch übel berathenes administratives Verfahren innere Zerrüttung ihres Organismus zu ertragen gehabt; indeß blieb von diesen Maaßnahmen und Bestrebungen des üblen Willens, des Neides oder Unverstandes das eigentliche Princip ihres Lebens unberührt, und es war ihr möglich auf allen Gebieten der Wissenschaft, die sie vertritt, ihre Thätigkeit unbeirrt und erfolgreich fortzusetzen.

Dasselbe geschah, wenn gleich unter manchen Störungen und Hemmungen, auch während der letzten Regierung, und wir begrüßten es als ein heilbringendes Ereigniß, als durch Seine Majestät König Ludwig die Universität von Landshut nach München verlegt, und der Akademie der Wissenschaften dadurch Gelegenheit gegeben wurde, mit ausgezeichneten Männern der in ihr vereinigten Fächer in unmittelbaren Verkehr zu kommen, zugleich aber lehrend in die Zwecke der Universität einzugreifen. Erst dadurch bekamen die großen wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen des Staates, welche die Akademie unter König Maximilian Joseph gegründet hatte, ihre volle Bedeutung, nicht nur der freyen auf Erweiterung der Wissenschaften gerichteten Forschung, wie bisher, als Mittel und Werkzeuge zu dienen, sondern auch mit ihren reichen Vorräthen sich unter Leitung ihrer Vorsteher der Jugend zu öffnen, die unter dem Banner der Universität hier ihre wissenschaftliche Bildung sucht.

(Schluß folgt.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. Februar 1850.

Ueber Isomorphie, Dimorphie, Polymerie und Heteromerie.

(Schluß.)

Wir müssen uns also zu einer andern Erklärung wenden, wobey die spec. Gewichte unverändert bleiben können. Da sich das Atomvolum mit der Anzahl der Atome verändert, so haben wir für gleichkrystallisirte Mischungen diese Anzahl so zu verändern, bis damit die verschiedenen Atomvolume zur annähernden Gleichheit gelangen. Um bey dem vorigen Beyspiel zu bleiben, hätten wir zu sagen, 1 Atom von A sey isomorph mit $\frac{1}{2}$ Atom von B, oder 2 At. A seyen isomorph mit 1 At. B.

Schon Kopp hat gezeigt, daß 1 At. Natrumsalpeter isomorph sey mit 2 At. Kalkspath und 1 At. Kalisalpeter isomorph mit 2 At. Witherit; man kann aber dafür nicht setzen, daß das Atomvolum des Natrumsalpeters auf die Hälfte condensirt sey, wenn dieses in der Form des Kalkspaths (als 1 At. $\dot{Ca}\,\dot{C}$ genommen) krystallisire. Daß übrigens auch Condensationen der Atomvolume in gewissen Fällen angenommen werden können, ist bekannt, sie müßen aber dann in einer Art gefunden werden, daß das beobachtete spec. Gewicht damit übereinstimmt. Berechnet man die Mischungen des Staurolith, Disthens ꝛc. unter der Annahme, wie Rammelsberg gethan hat, daß 5 At. Thonerde gegen 1 At. Eisenoxyd enthalten sind, so ergiebt sich

	Atomgewicht	Spec.G.	Atomvolum.
$\ddot{R}^2\,\ddot{Si}$	1981	3,74	530
$\ddot{R}^3\,\ddot{Si}^2$	3277	3,66	895
$\ddot{R}^5\,\ddot{Si}^4$	5819	3,55	1639

Die Atomvolume verhalten sich annähernd wie 1 : 1,7 : 3,1 oder wie 3 : 5 : 9.

Läßt man $\ddot{R}^5\,\ddot{Si}^4$ für 1 Atom dieser Verbindung gelten, so kann für den Staurolith von der Formel $\ddot{R}^2\,\ddot{Si}$ geschrieben werden 3 $(\ddot{R}^2\,\ddot{Si})$ und für den von der Formel $\ddot{R}^3\,\ddot{Si}^2$ wäre zu schreiben $\frac{9}{5}$ $(\ddot{R}^3\,\ddot{Si}^2)$, denn nach dieser Anzahl von Atomen genommen werden ihre Atomvolume annähernd zur Isomorphie gleich.

Aehnlich lassen sich die Feldspäthe betrachten. Nimmt man die Atomgewichte nach den Formeln

		Spec.G.
für Albit $\dot{Na}\,\ddot{Si} + \ddot{Al}\,\ddot{Si}^3$	= 3342,5	2,61
für Oligoklas $\dot{R}\,\ddot{Si} + \ddot{Al}\,\ddot{Si}^2$		
$\dot{R} = \frac{1}{4}\,\dot{Ca} + \frac{3}{4}\,\dot{Na}$	= 2755,3	2,67
Andesin $\dot{R}^3\,\ddot{Si}^2 + 3\,\ddot{Al}\,\ddot{Si}^2$		
$3\,\dot{R} = \frac{3}{2}\,\dot{Na} + \frac{3}{2}\,\dot{Ca}$	= 7659	2,73

so erhält man annähernde Atomvolume, wenn man den Albit zu $2\frac{1}{3}$ Atomen nimmt, also $2\frac{1}{3}$ $(\dot{Na}\,\ddot{Si} + \ddot{Al}\,\ddot{Si}^3)$, den Oligoklas zu $2\frac{4}{5}$ $(\dot{R}\,\ddot{Si} + \ddot{Al}\,\ddot{Si}^2)$ und den Andesin zu 1 Atom. Natürlich sind zu einer bestimmten Feststellung dieser Verhältniße genauere und mehrfache Analysen und Gewichtsbestimmungen nothwendig, als wir sie gegenwärtig haben.

Mancher Dimorphismus läßt sich vielleicht in dieser Art erklären, daß nämlich dimorphe Substanzen mit einer verschiedenen Anzahl der Atome ihrer Mischung krystallisiren. Wenn z. B. der Braunit $\ddot{Mn}$ in quadratischen Pyramiden, das Eisenoxyd und die Thonerde in Rhomboedern krystallisiren, so wäre es möglich, daß der Braunit eben nicht $\ddot{Mn}$, d. h. nicht 1 Atom $\ddot{Mn}$ vorstellt, sondern mehrere solche Atome, daß er also irgend ein m $(\ddot{Mn})$ wäre, wenn andererseits das Eisenoxyd und die Thonerde als 1 At. $\ddot{Fe}$ und 1 At. $\ddot{Al}$ gelten; denn daß bey der gewöhnlichen Berechnung des Atomvolums von $\ddot{Mn}$, dieses mit dem des Eisenoxyds übereinstimmt, beweist natürlich noch nicht, daß der Braunit nur 1 At. $\ddot{Mn}$, wir haben das bisher nur so angenommen.

Wäre er aber z. B. 3 At. $\dddot{Mn}$, so fände man die Dimorphie nicht so seltsam, denn dann hätte er nothwendig ein anderes Atomvolum als $\dddot{Fe}$.

So nehmen wir gegenwärtig den Arragonit wie den Kalkspath als $\dot{Ca}\,\dot{C}$, wenn aber der Arragonit 5 ($\dot{Ca}\,\dot{C}$) wäre, so bekäme er das Atomvolum des Bournonits, mit dem er nach G. Rose gleich krystallisirt, wir könnten aber auch den Arragonit = 10 ($\dot{Ca}\,\dot{C}$) setzen, den Bournonit dann zu 2 Atomen genommen und die Antimonsilberblende zu $\frac{1}{5}$ At., unter der Voraussetzung, daß letztere mit dem Bournonit allgemein stöchiometrisch gleich wäre ꝛc. Aehnlich verhält es sich beym Staurolith und Disthen. Die Mischung $\dddot{R}^2\,\ddot{Si}$ kommt bey beyden vor, ebenso die Mischung $\dddot{R}^5\,\ddot{Si}^4$. Wir haben gesehen, daß ein Staurolith von der Formel $\dddot{R}^2\,\ddot{Si}$ isomorph werden kann mit einem Staurolith von der Formel $\dddot{R}^5\,\ddot{Si}^4$, wenn er nämlich 3 Atome von $\dddot{R}^2\,\ddot{Si}$ oder 3 ($\dddot{R}^2\,\ddot{Si}$) vorstellt, weil 3 ($\dddot{R}^2\,\ddot{Si}$) und $\dddot{R}^5\,\ddot{Si}^4$ im Atomvolum annähernd zur Isomorphie gleich werden. Finden sich nun dieselben Mischungen bey Disthen, der wesentlich verschieden krystallisirt, so mögen sie in diesem Mineral nach einer andern Anzahl von Atomen enthalten seyn z. B. zu 6 ($\dddot{R}^2\,\ddot{Si}$) und 2 ($\dddot{R}^5\,\ddot{Si}^4$), denn so würden die Atomvolume solcher Disthene unter sich wieder verhältnißmäßig gleich, aber sie würden verschieden seyn von denen der analog zusammengesetzten Staurolithe. Natürlich verhielte es sich ebenso mit dem Trimorphismus, wie er z. B. bey der Titansäure beobachtet ist, und überhaupt mit dem Polymorphismus gleicher Mischungen.

Es lassen sich zur Zeit nur Andeutungen hierüber geben und erst wenn größere Reihen wohl gekannter Krystalle vergleichbar werden, mag eine bestimmte Entscheidung erfolgen, in wie weit diese Andeutungen gelten können, denn allerdings ist es keine Nothwendigkeit, daß ein und dasselbe Volum in derselben Form erscheine.

Das Resultat gegenwärtiger Erörterungen läßt sich in Kürze vielleicht so aussprechen:

1) Es giebt Mischungen (im engern und weitern Sinne), welche krystallographisch und stöchiometrisch äquivalent sind. Auf diese Mischungen bezieht sich der monomere Isomorphismus.

2) Es giebt Mischungen, welche krystallographisch, aber nicht stöchiometrisch äquivalent sind. Auf diese bezieht sich der polymere Isomorphismus (mit dem Heteromerismus).

3) Die Isomorphie im Allgemeinen hat ihren Grund in der annähernden Gleichheit der Atomvolume der betreffenden Mischungen. Sind die Atomvolume zweyer oder mehrerer isomorpher Mischungen nach ihrem einfachen Atomgewichte berechnet nicht gleich, so ist damit angezeigt, daß sie polymer isomorph sind und nicht einer gleichen, sondern einer ungleichen Anzahl von Atomen entsprechen. Es kommt dann einer jeden diejenige Anzahl von Atomen zu, nach welcher die Atomvolume gleich werden.

4) Die Dimorphie, Trimorphie ꝛc. kann ihren Grund in manchen Fällen darin haben, daß dimorphe Krystalle nicht dieselbe absolute Anzahl von Atomen ihrer sonst gleichen Mischung einschließen, daß daher ein solcher Krystall des einen Krystallsystems von der Mischung (M), in einem zweyten m (M), in einem dritten m′ (M) ꝛc. seyn kann, wobey m, m′ die Anzahl der constituirenden Atome angeben.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.
Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1850.

Hr. Hofrath Friedrich von Thiersch, Vorstand der Akademie, eröffnete zur Vorfeyer ihres 91. Stiftungstages die Sitzung mit folgender Rede.

(Schluß.)

Es waren zwar um dieselbe Zeit die wissenschaftlichen Sammlungen und Cabinete administrativ von der Akademie getrennt und als wissenschaftliche Anstalten des Staates unter einem Generalconservatorium vereinigt worden; indeß blieb der innere Verband ungelöst. Beyde, Akademie der Wissenschaften und Generalconservatorium, erscheinen als die zwey Seiten einer und derselben wissenschaftlichen Staatsanstalt unter einem gemeinsamen Vorstande, und so geordnet, daß die einzelnen Anstalten durch ihre Conservatoren, die fast ohne Ausnahme Mitglieder der Akademie sind, dieser fürwährend als das dienen, was sie ursprünglich waren, als Organe wissenschaftlicher Forschung, ohne deren Besitz diese selbst unmöglich seyn und die Akademie gleichsam in der Luft schweben würde. Wie aber auf diese Weise die alte Bestimmung und das ursprüngliche Verhältniß der Akademie und ihrer Anstalten gewahrt blieb, so wurde zugleich bey Verlegung der Universität dafür gesorgt, daß beyde mit der Lehrcorporation in möglichst enger Weise verbunden, und diese durch Benutzung der Mittel und Lehrkräfte der Akademie und des Generalconservatoriums in den Stand gesetzt wurde, ihren Rang unter den am reichsten ausgestatteten Universitäten Deutschlands einzunehmen. Fast sämmtliche Conservatoren der wissenschaftlichen Anstalten des Staates, als solche besoldet, und eben so die meisten übrigen Mitglieder der Akademie wurden ihr als Professoren zugewiesen, zugleich aber wurde durch das organische Edict vom Jahre 1827 Fürsorge getroffen, die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates und der Universität so weit es möglich war zu vereinigen.

Das ist die Gliederung, und das Verhältniß der drey großen wissenschaftlichen Anstalten; der Akademie d. W., des Generalconservatoriums und der Universität, und dieses wird leicht als ein eben so in sich berechtigtes, wie nothwendiges erkannt werden. Die Akademie besteht bey demselben als das, was sie seyn soll und zu Nutz und Ehre von Bayern bleiben muß, als eine auf Forschung und Erweiterung der Wissenschaften gerichtete Verbindung von Gelehrten, denen die wissenschaftlichen Anstalten des Staates als Organe zur Seite und zur Verfügung stehen; die Universität, als die auf Unterricht und Bildung der Jugend hingewiesene große und freye Lehrcorporation, welcher für ihre Zwecke sämmtliche Kräfte der Akademie und der Gebrauch der Schätze der wissenschaftlichen Anstalten des Staates gleich den ihrigen zugewiesen sind; die Verwaltung aber, welche für die wissenschaftlichen Anstalten im Generalconservatorium ihren Mittelpunkt hat, als eben so förderlich in die Zwecke der Akademie, wie der

Universität eingreifend. Wo aber gemeinsame Interessen zu berathen kamen, wie z. B. bey der anatomischen Anstalt, ist die Berathung gemeinsam gepflogen und zu einem ersprießlichen Ziele geführt worden. Dieser, nur für den ersten und entfernteren Anblick verwickelte, in sich aber sehr wohl begründete und einfache Stand der Akademie und ihres Verhältnißes zum Generalconservatorium und zu der Universität ist es, dessen Pflege die neue Verwaltung übernommen hat und dessen Wahrung von den höchsten Interessen der drey Anstalten nachdrücklich empfohlen wird.

Wir haben zwar keine Beirrungen unserer Thätigkeit, keine Gefahr der Akademie zu befürchten, wie sie früher bestanden wurde. Kein Anhänger veralteter Lehre will unsere Thätigkeit verdächtigen, keine Reaction auf dem Gebiete der Intelligenz die Freyheit der Forschungen beschränken oder ihre Ergebniße der Censur unterwerfen. Kein Particularismus tritt mißgünstig ihren Mitgliedern entgegen, die außer den Grenzmarken von Bayern geboren sind. Dagegen kann sich eine neuentstandene Macht, die staatsökonomische Erwägung uns hemmend entgegen stellen, welche auf ihrem Gebiete, das Ueberflüßige oder Unnöthige im Staatshaushalte aufzuheben oder möglichst zu beschränken, das Verwickelte zu vereinfachen und das öffentliche Gut allein auf Zwecke des öffentlichen Nutzens zu verwenden, vollkommen berechtigt ist. Gegenüber derselben werden wir zu erweisen haben, daß auf unserm Gebiete nichts Ueberflüßiges zu beschränken, daß keine Verwicklung zu vereinfachen vorliegt, daß die uns zugewiesenen Arbeiten und Aufgaben den öffentlichen Nutzen zum Zwecke haben, und daß unsere Hülfsmittel auf mehreren Punkten hinter den dadurch gegebenen Bedürfnissen noch bedeutend zurück bleiben.

Dieser Beweis wird vorzüglich dann zu führen seyn, wenn eine Ansicht sich Eingang oder Beachtung verschaffte, nach welcher es jenen Grundsätzen des Staatshaushaltes entsprechend schiene, aus Rücksicht auf Ersparung oder Concenttirung der öffentlichen Mittel, die Akademie sammt dem Generalconservatorium mit der Universität zu einem Ganzen zu vereinigen. Darüber vorläufig nur einige Bemerkungen.

Auf dem Gebiete der Verwaltung der Akademie und der wissenschaftlichen Anstalten des Staates ist man seit einer langen Reihe von Jahren mit Erfolg bemüht gewesen, das Ueberflüßige zu beschränken und die Ausgaben auf ein Minimum zu stellen, und so würde selbst bey einer gänzlichen Vereinigung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates mit der Universität eine weitere Ersparung von einigem Belang nicht zu erzielen seyn, ohne die Verwaltung selber zu zerrütten. Dazu würden der Universität außer den Sammlungen, mit denen sie näher verkehrt, auch Anstalten, die ihrem Interesse ferner stehen, wie die Sternwarte, das Münzkabinet, das Antiquarium u. a. zugewiesen und sie mit administrativen Arbeiten belastet werden, die ihrem Hauptzwecke ferne liegen, während die Akademie der Wissenschaften von ihren Organen getrennt, in sich selbst zerfallen und der Auflösung entgegen gehen würde, zu einer Zeit, wo selbst der mächtige Nachbarstaat unter den ersten Bedingnißen seiner Verjüngung die Pflege und Erweiterung der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften zu Wien als eines der wichtigsten erkannt hat.

Selbst das öffentliche Recht von Bayern würde jenen, auf falsche Voraussetzung gegründeten und in sich schädlichen Bestrebungen entgegen stehen.

Die Universität verwaltet ihr Corporations-Eigenthum und sie erfreut sich dabey der für sie nöthigen und ersprießlichen Selbstständigkeit.

Die in dem General-Conservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates vereinigten Anstalten aber sind in der Verfassung als unveräußerliches Staatsgut erklärt und eben deßhalb der obersten Staatsbehörde unmittelbar überwiesen. Ihre Verwaltung kann darum ohne Alterirung jenes Gesetzes nicht an eine Corporation übertragen werden, die allein für die Verwaltung ihres Eigenthums berufen und dazu allein berechtigt ist.

Daneben verbieten selbst Rücksichten auf Stellung und Würde des Staates, die oberste Staatsbehörde der unmittelbaren Leitung von Anstalten zu entklei-

den, welche von ihr außer dem Bereiche der Lehrcorparation, und in der Absicht gegründet wurden, den Wissenschaften eine von jener unabhängige und auf sich allein gewiesene Selbstständigkeit, für den Staat aber rein wissenschaftliche Organe zu gewinnen, die er bey allen in die Verwaltung einschlagenden wissenschaftlichen Problemen und Fragen zur Verfügung haben muß, um sie mit ihren Berichten und Gutachten vorzüglich da zu hören, wo die unaufhaltsam vorschreitenden Wissenschaften in ihren tiefsten Forschungen zu Resultaten führen, die nicht nur fördernd, die umgestaltend auf den Verkehr, auf die Verwaltung und auf die ganze Wohlfahrt des Staates einwirken.

Wir sind in das Decennium eingetreten mit welchem das erste Jahrhundert des Bestandes der Akademie sich schließen wird. Wir vertrauen zu der Weisheit und der edlen Gesinnung des Monarchen, der jetzt über die Schicksale von Bayern wacht, auf die Erfahrung und Geneigtheit der Staatsmänner, denen zunächst die Pflege der akademischen Interessen obliegt, und auf die von den Vertretern des Volkes oft bewährte Bereitwilligkeit, Wissenschaft und Bildung durch Gewährung der ihnen nöthigen Mittel zu fördern, daß es der Akademie unter dieser vereinigten Pflege und Gesinnung gelingen werde, auch während der noch übrigen Jahre bis zu ihrer Säkularfeyer sich in den ihr durch weise Verordnungen geöffneten Bahnen unbeirrt und selbstständig zu bewegen.

Sie selber wird, wie in den einzelnen Zeitabschnitten bis dahin, so am Schluße desselben, den Beweis liefern, daß sie die ihr für vermehrte Bedürfniße zugewiesenen Mittel wohl angewendet, und daß das in ihr angelegte Kapital aus dem öffentlichen Vermögen des Staates, in der Vermehrung wissenschaftlicher Kenntniße, in der Pflege des Unterrichtes einer edlen Jugend und für Ruhm und Ehre des bayerischen und deutschen Namens reichliche Zinsen getragen hat.

Die Akademie hat seit ihrer letzten öffentlichen Sitzung eines ihrer berühmtesten Mitglieder, Herrn geh. Rath Philipp Ludwig v. Walther durch den Tod verloren, und mit ihm Deutschland einen seiner bewährtesten Aerzte und Chirurgen.

Es bleibt einem würdigen Genossen seiner Studien vorbehalten, in unserer nächsten öffentlichen Sitzung sein Andenken mit den ihm gebührenden Ehren zu schmücken, und wir begnügen uns, mit wenigen Worten sein Verdienst und die Stelle, die er in der Wissenschaft einnahm, vorläufig zu bezeichnen.

Die Medicin, seit älterer Zeit in Heilung innerer Krankheiten und in Chirurgie getrennt, war in beyden Richtungen mehr als gebührlich auseinander gewichen. Walther gesellte sich denjenigen bey, welche mit Entschiedenheit darauf drangen, den innern Zusammenhang beyder nicht nur anzuerkennen, sondern ihn wie wissenschaftlich so praktisch geltend zu machen. Es sey Eine Wissenschaft des physischen und psychischen Organismus, seiner Pflege und ihrer Störungen; die Mittel und Wege aber, jene Störungen zu heben, lägen so nahe zusammen, fielen so oft in einander, daß sie nicht als getrennte dürften betrachtet werden. Wie aber auf wissenschaftlichem Wege durch Schrift und Lehre, so hat er auf praktischem durch sein Beyspiel die Vereinigung innerer und äußerer Heilkunst als ein in beyden gleich großer Arzt dargestellt. Nicht weniger trat er den Ablenkungen der innern Heilkunde und Chirurgie von den tiefern wissenschaftlichen Studien der Natur und Philosophie und der Meinung entgegen, daß hier das Meiste auf Praxis und Wahrnehmung des Einzelnen ankomme. Unmöglich sey, die Erscheinung ohne die Ursache zu erkennen, unmöglich diese zu verstehen, ohne die Natur des Organismus bis in das Innerste und Einzelnste erforscht zu haben, oder die Störungen und krankhaften Zustände richtig zu beurtheilen und mit Sicherheit zu heben, ohne sie in ihren Ursprung, ihrer Natur und Entwicklung verfolgen zu können. Er drang darum mit Entschiedenheit darauf, die Heilkunde in ihrem ganzen Umfang auf das Studium der Natur im Allgemeinen und des Organis-

mus, der in dem Menschen zu seiner höchsten Entwicklung kommt, insbesondere zu begründen, und die hier eintretenden Wissenschaften der menschlichen und pathologischen Anatomie, der vergleichenden Anatomie und Physiologie waren ihm für den Arzt von gleicher Wesenheit wie die Disciplinen der Nosologie, Therapie und a., ja er betrachtete sie als die eigentlichen Grundpfeiler der Heilkunde und hat dadurch, daß er diesen Ansichten durch Beyspiel, Schrift und Lehre allgemeine Geltung zu verschaffen, wesentlich beytrug, seinen Ehrenplatz unter den großen Männern eingenommen, welche der Heilkunde ihren wissenschaftlichen Rang gesichert und sie selbst nur als die zur Sichtbarkeit gewendete Seite tiefer und gründlicher Naturstudien zu betrachten gelehrt haben.

Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften aber war er bemüht, das Ansehen und das Eingehen in das Einzelne und scheinbar Kleinste auf dem Wege sorgfältigster Beobachtung zu fördern und ihnen Geltung zu verschaffen, ohne darum den Blick vom Ergründen der tiefern Ursachen der Natur oder von Erkenntniß des Ganzen abzulenken, dem sie als Mittel zu einem bestimmten Zwecke, zur Realisirung des Lebens, dienstbar sind. Gegner dessen, was man im gewöhnlichen Sinne Naturphilosophie nennt, des Speculirens über das Allgemeine ohne die Kunde des Einzelnen, oder der Ausdehnung von jenem über die Basis von diesem, verwarf er eben so entschieden das Festhalten an dem Gegebenen, welches sich an ihm genügen läßt und seinen Zusammenhang mit dem Tiefern oder ferner Liegenden mißachtet oder versäumt. Er stand hier auf gleicher Linie mit jenen großen Männern, die in der letztvergangenen Zeit unsere Akademie unter ihre Zierden zählte, mit Sömmering und Döllinger, gleich beyden Freund von Schelling und gleich ihnen bemüht, den Charakter deutscher Naturwissenschaft dadurch zu sichern, daß er die beyden Richtungen auf das Einzelne und Allgemeine zu einem Ganzen zu vermitteln und aus ihrer Durchdringung das Studium der Natur zu einem gesunden und lebenskräftigen Organismus zu gestalten bedacht war.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Dr. Boguslawski, Direktor der k. Sternwarte in Breslau:

Uranus. Synchronistisch geordnete Ephemeride aller Himmelserscheinungen des Jahres 1849. III. IV. Quartal. Des Jahres 1850 I. Quartal. V. Jahrgang. Breslau 1849. 50. 8.

Von Hrn. Van Beneden, professeur à l'Université de Louvain:

Recherches sur l'organisation et le développement des Linguatules. (Pentastoma Rud.) Brux. 1849. 4.

Von der Academia scientiarum Instit. in Bologna:

Novi commentarii. Tom. IX. Bononiae 1849. 4.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. 10. Bd. II. u. III. Heft. Würzburg 1850. 8.

Von dem Koninlik-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Jaarbock vor 1847. 1848. 1849. Amstordam. 8.

Tijdschrift, (uitgegeven door de eerste Klasse) derde deel. I. u. II. Aflevering. Amsterd. 1849. 8.

Verhandelingen der eersten Klasse. Derde Reeks. Eerste Deel. Amsterdam 1849. 4.

Von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften in Bern:

Verhandlungen 1848. Solothurn. 8.

Mittheilungen Nr. 135 — 161. Bern 1848. 8.

Neue Denkschriften, Bd. X. Neuchatel 1849. 4.

Von der Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 20. Tome. III. Année 1849. Lausanne 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Aristotelis Metaphysica. Recognovit et enarravit Hermannus Bonitz, Phil. Dr. Gymn. Stettin. Prof. Pars prior. Bonnae. Ad. Marcus. MDCCCXLVIII. XX u. 278 S. Pars posterior. ib. MDCCCXLIX. VI u. 626 S.

Insoferne mit Hrn. Bonitz's Ausgabe der Metaphysik wohl ein entscheidender Abschnitt in der Bearbeitung dieses eben so schwierigen als einflußreichen Produktes des Alterthums eingetreten seyn dürfte, mag eine Besprechung derselben noch gestattet seyn, wenn auch vor nicht langer Zeit bey Gelegenheit der Schwegler'schen Ausgabe der nämliche Gegenstand hier behandelt wurde.

Schwegler und Bonitz haben gleichzeitig unabhängig von einander mit gleichem Eifer für die Sache und die Lösung der Schwierigkeiten an dem nämlichen Unternehmen gearbeitet; in erhöhtem Grade aber dürfte besonders der Letztere den Forderungen philologischer Schärfe und Präcision sowie umfassender Abrundung und Cohärenz des Ganzen entsprochen haben, wie dieß auch nach dessen Observationes criticae in Arist. Metaph. Berl. 1842. sich nicht anders erwarten ließ.

Ein neuer Apparatus criticus stand Hrn. B. nicht zu Gebote, und derselbe scheint auch mit Recht auf eine nochmalige Revision der Bekker'schen Handschriften nicht so außerordentlich viel Gewicht zu legen, indem kleine Uebersehen, wie sie Trendelenburg zu de anima oder Schneider zu Plato de Rep. nachgewiesen haben, gegen jene wahre Einsicht und Umsicht Bekker's wenig in Betracht kommen dürften, und Bekker gerade dann seines kritischen Grundsatzes sich am meisten bewußt war, wenn er im Verlaufe eines Buches aufhörte, die Varianten der einen oder anderen Handschrift anzugeben (s. hierüber Vorr. z. 1. Bd. p. XIV). Daß man durch die Menge der verglichenen Handschriften Nichts „erzwingen" kann, hat sich jetzt wohl genügend herausgestellt, und bey manchen Herausgebern wäre eine Erwägung dieses Grundsatzes zu wünschen. So sind im Vergleiche gegen die Berliner Ausgabe die Variae lectiones bey H. B. nur vermehrt um die Varianten der vier hervorragendsten Ausgaben selbst (Aldiner, Sylburg, Brandis, Bekker). Bey Cod. Paris. 1876 (F^b Bekk.) aber unterschied H. B. sorgfältiger zwischen dem jedenfalls durch geringere Auctorität beglaubigten Lemma und der aus Alexanders Erklärung sich ergebenden, zwar oft nur mit Wahrscheinlichkeit erreichbaren Lesart. Der Text selbst ist nicht, wie in der Schwegler'schen Ausgabe, durchweg ein bloßer Abdruck des Bekker'schen, sondern er erweist sich als Produkt der im Commentare niedergelegten Kritik, daher auch zuweilen, jedoch nur sehr selten, Conjekturen gleich in den Text aufgenommen erscheinen.

Auch hat Hr. B. an Stellen, wo es sich oft nur um einen relativen Grad des Besseren handelt, dem Cod. Laur. 78, 12 (A^b Bekk.) weniger unbedingte Auctorität zuschreiben zu dürfen geglaubt, als Bekker gethan. Nicht immer jedoch wird man hierin Hrn. B. beystimmen können; so *A*, 2, 982 b 16, wo genannte Handschrift allein das rich-

tige *περὶ ἄστρων* zu haben scheint, da von *παθήματα τῶν ἄστρων* wohl nicht gesprochen werden kann, wie von *παθήματα τῆς σελήνης* und *τοῦ ἡλίου*. Ebenso dürfte das zu *Δ*, 8, 989 a 26 im Commentar (p. 102) Bemerkte schwerlich hinreichen, um die von jener Handschrift ausgelassenen Worte als ächt zu schützen. Die Aenderung des *τί* und *τίς* in das Pron. indefinitum ist wohl ein hier zufällig gut zu Statten kommender Ausweg, während andererseits gerade die Frageform mit dem nachfolgenden *ὃ ἐκεῖνος οὐ φησι* die Diction des späteren Commentators ganz sicher zu verrathen scheint. Hingegen gleich weiter unten, 990 b 7 ist H. B. dem Laurentianus wieder mit Recht gefolgt, in der Annahme, daß *τε* auszuwerfen sey, ohne jedoch dieß im Texte zu wagen. Auch *Γ*, 2, 1003 b 36 hätte der Umstand, daß diese so wie die übrigen besseren Handschriften die Worte *καὶ τῶν τούτοις ἀντικειμένων* auslassen, die Auctorität Alexanders niederschlagen und den von H. B. selbst angegebenen inneren Gründen schützend an die Seite treten dürfen. Ferner *Γ*, 4, 1006 a 26 scheint H. B. mit Unrecht die Worte *ἔτι δὲ ὁ τοῦτο συγχωρήσας συγκεχώρηκέ τι ἀληθὲς εἶναι χωρὶς ἀποδείξεως, ὥστε οὐκ ἂν πᾶν οὕτως καὶ οὐχ οὕτως ἔχοι*, welche cod. Paris. u. Laur. haben, auswerfen zu wollen; denn dieselben sind wohl ein wesentliches Glied der Deduction darum, weil sie auf den Anfangspunkt derselben (daß *ἀδύνατον πάντων εἶναι ἀπόδειξιν*) zurückweisen, und den Worten *ἀναιρῶν γὰρ λόγον ὑπομένει λόγον* erst den geforderten abrundenden Schluß geben. Was an Hrn. B.'s Begründung seiner Ansicht das scheinbarste ist, nämlich die zwey Zeilen nachher folgende Wiederholung der Worte *ὥστε οὐκ ἂν πᾶν οὕτως καὶ οὐχ οὕτως ἔχοι*, wird durch eine doppelte Erwägung geschwächt, erstens daß die Worte *πρῶτον μὲν οὖν δῆλον* nach dem verdächtigten Satze einen Abschluß des Bisherigen enthalten und so auch den Satz der Identität und des Widerspruches aus dem Vorigen in der eben gegebenen Weise wiederholen, und zweytens daß gerade die Wiederholung der gleichen Worte Veranlassung des Ausfalles in den übrigen Handschriften werden konnte. Ebendaselbst 1008 a 22 sehe ich nicht ein, warum *νοήσεις*, welches A^b allein gibt (während alle übrigen *βαδίσειεν* haben) und woraus Bekker *νοήσειεν* conjicirte, das Gepräge einer Emendation haben müsse; das wenigstens scheint mir durchaus gekünstelt und unstatthaft, mit Hrn. B. *τὰ μὴ ὄντα* zum Subject des Satzes zu machen, denn vom Seyn oder Nichtseyn des denkenden Subjectes ist in der ganzen Frage nicht die Rede, sondern vom principium identitatis et contradictionis in Bezug auf die gedachten Objecte. Und wenn unmittelbar darauf, Z. 25 eben jene Handschrift *εἰ γὰρ*, die Masse der übrigen aber *εἰ δὲ* gibt, und von dem ersteren H. B. im Commentare (pag. 197) sagt aptius esse confiteor, sed nolui contra codd. omnium (?) et praecipue Alexandri auctoritatem immutare (?) eam particulam, quae ferri certe (?) possit, — so streift dieß fast an ein absichtliches Verkennen des Werthes einer Handschrift. Auch *Δ*, 4, 1014 b 38 dürfte *ἢ ὥσπερ* für die Vulgata *ὥσπερ* aufgenommen werden, denn gerade der Ausspruch, daß *φύσις ἡ πρώτη σύνθεσις* sey, scheint eher auf Andere, als auf Empedokles zu passen, wornach dann auch die Annahme wegfällt, daß die angeführten Empedokleischen Verse durch eine falsche Interpretation hieher gezogen seyen, denn zu dem am Anfange des Satzes Gesagten — *ἔτι δ' ἄλλον τρόπον λέγεται ἡ φύσις ἢ τῶν φύσει ὄντων οὐσία* — passen sie doch gewiß; frägt man aber, wer dann jene *οἱ λέγοντες* seyen, so könnte man vielleicht auf Anaragoras rathen. — Ja auch für die so schwierige Stelle *Δ*, 12, 1019 b 7 liegt vielleicht das Mittel der richtigen Erklärung in jener nämlichen Handschrift; wenn nämlich die von der Vulgata und auch bey Bekker und Brandis gegebenen Worte *ὁμωνύμως δὲ λεγόμενον τὸ ὄν* ein Räthsel bleiben, auf dessen Lösung auch H. B. verzichten muß, so lautet nach jenem Cod. die Stelle, wenn man nur richtig interpungirt, folgendermaßen: *εἰ δ' ἡ στέρησίς ἐστιν ἕξις πως, πάντα τῷ ἔχειν ἂν εἴη τι, εἰ δὲ μὴ τῷ ἔχειν ἕξιν τινὰ καὶ ἀρχήν, ἔστι δύνατον ὁμωνύμως, ὥστε τῷ τε ἔχειν ἕξιν τινὰ καὶ ἀρχὴν ἐστι δυνατὸν, καὶ τῷ ἔχειν τὴν τούτου στέρησιν, εἰ ἐνδέχεται ἔχειν στέρησιν*, — was nun, natürlich im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden (welches hier nicht angegeben werden könnte, ohne das ganze Capitel zu entwickeln) folgenden Sinn gibt: „Wenn die *στέρησις* selbst gewissermaßen ein habituelles ist, so

wäre gar Alles (d. h. auch das negativ Bestimmte, z. B. das Böse) nur durch ein (positives) Haben ein qualitativ Bestimmtes; wofern aber dasselbe (d. h. *πάντα*) nicht eben durch das Ansichhaben einer bestimmten Qualität und eines (positiv bestimmten) Anfanges ein qualitativ Bestimmtes seyn soll, ergibt sich, daß der Begriff der Möglichkeit (d. h. nach dem Vorhergehenden die Möglichkeit des Besser- und Schlechter-werdens) nach den beyden Seiten (d. h. der positiven und negativen) zu einem bloßen Homonymon heruntersinkt, so daß sowohl in dem Besitze einer bestimmten Qualität und eines bestimmten Anfanges die Möglichkeit läge, als auch in dem Besitze der Negation einer solchen Qualität, wofern nämlich auch die Negation Object eines solchen Besitzes seyn soll." Man hat nämlich die Worte *εἰ δὲ μή* von Anfang an falsch bezogen und dazu ergänzt *ἡ στέρησις ἕξις ἐστὶ*, wogegen aus dem zunächst vorhergehenden zu ergänzen ist *πάντα ἐστί τι*, und diesen Fehler hat schon Alexander gemacht, welcher aber wohl den richtigen Text vor sich hatte, nicht daß die Lesart des Cod. A^b aus Alexanders Commentar entstanden wäre. Waren aber wegen des Gleichklanges einmal die Worte nach *εἰ δὲ μή* weggefallen, so verschwand auch dieses, und es blieb das nun unerklärliche *ὁμωνύμως*; und war ferner die nur in jener Handschrift noch erhaltene Partikel *τε* ausgefallen, so war das Mißverständniß fertig. — Nicht weniger das Richtige enthält jene Handschrift *Z*, 4, 1029 b 6, wo *τὸ ἐξ ἀμφοῖν* gelesen werden muß, denn es ist davon die Rede, daß vor der Materie die Totalität (*τὸ σύνολον* oder *τὸ ἐξ ἀμφοῖν*) ebenso den Vorzug einer höheren Existenz hat, als die Form (*εἶδος*) selbst; hier also werden beyde, *εἶδος* und *τὸ σύνολον*, mit der Materie verglichen, ihre gegenseitige Stellung unter sich aber kömmt hier gar nicht in Betracht, und es ist nicht einzusehen, wie H. B. einen Augenblick nur schwanken und behaupten konnte, sowohl *τὸ ἐξ ἀμφοῖν* als auch *τοῦ ἐξ ἀμφοῖν* sey zulässig, da weiter unten Aristoteles sowohl die Priorität als die Posteriorität des *σύνολον* bezeichne, während in der späteren Stelle ja nur das *σύνολον* mit dem *εἶδος* verglichen wird; kurz die Rangfolge der substantiellen Geltung ist *εἶδος*, *σύνολον*, *ὕλη*. — Das nämliche gilt von *Z*, 9, 1034 b 12, woselbst nothwendig *εἰ* aufzunehmen ist und die Vulgata keineswegs, wie H. B. annimmt, einen genügenden Sinn gibt; denn nicht zu erwähnen, daß H. B.'s Erklärung die Form der Vergleichung (*ὥσπερ — οὕτως*) im Satze zerreißt, muß doch *ἐπὶ* in *ἐπὶ χαλκοῦ* die gleiche Bedeutung haben, wie in der Apodosis bey *ἐπὶ τοῦ τί ἐστιν* u. s. f. daher *ἐπὶ χαλκοῦ* die verallgemeinernde Zusammenfassung des Vorigen ist, woran dann die Hypothesis — „vorausgesetzt, daß Etwas wird" — sich anschließt. — Auch *K*, 12, 1068 b 14 ist der Text des Laurent. (*οὐ γὰρ ἔσται μάθησις ἡ τῆς μαθήσεως γένεσις*), welche auch Bekker aufgenommen, dem Sinne und dem ganzen Zusammenhange adäquater, als die Vulgata.

Wenn nun diese einzelnen Stellen, deren Zahl in Fällen geringerer Wichtigkeit leicht vermehrt werden könnte, sämmtlich in irgend einer Beziehung zu jener einen Handschrift stehen, so soll dieß nicht als zufällig gelten, sondern ich möchte hiemit eine Verschiedenheit des Principes in Bezug auf den Werth der Handschriften für Constituirung des Textes ausgesprochen haben. Uebrigens wird Niemand eigensinnig für alle Fälle an Einer, wenn auch der besten, Handschrift kleben, und es sind der Stellen hinreichend viele, an welchen nur die schärfste Auffassung des Sinnes die rechte Wahl oder das ingenium criticum den glücklichen Wurf der Emendation herbeyführen kann, und in beyder Beziehung hat H. B. so Treffliches geleistet, daß eine Aufzählung der glücklich behandelten Stellen nicht sehr weit hinter der Zahl der Schwierigkeiten überhaupt zurückbleiben dürfte. Einige andere sind der Art, daß ich nur Meinung gegen Meinung setzen könnte, was füglich unterbleiben mag.

So weit der Commentar einen exegetischen Beruf hat, wird man auch hierin bey H. B. Nichts direkt vermissen; die Erklärung des Einzelnen ist höchst glücklich verwoben mit der steten Veranschaulichung des Zusammenhanges, und eine oft nur scheinbar übergangene Schwierigkeit löst sich dann durch Vertiefung in den Commentar selbst. Nur zuweilen dürfte man eine reichere Hinweisung auf das in anderen Schriften Gesagte erwarten, wobey

besonders die Bücher de generatione animalium eine für manche Untersuchungen (z. B. über ὕλη, εἶδος, στέρησις) der Berücksichtigung werthe Behandlung der empirischen Dinge darbieten dürften. — Eine Frage aber drängt sich bey dem Commentare auf: warum derselbe gerade lateinisch geschrieben werden mußte. Ich bin der unwandelbaren Ueberzeugung, daß namentlich eine Angabe des Inhaltes lateinisch durchaus unerreichbar ist. Unwillkürlich wird Jeden ein Lächeln anwandeln, wenn der Erklärer gerade bey den am tiefsten gehenden Punkten doch wieder genöthigt ist, deutsch zu sprechen, um sich nur verständlich zu machen, wie dieß natürlich auch Hrn. B. an vielen Stellen begegnet ist. Sollen wir uns denn noch immer in diese spanischen Stiefel zwängen? Doch diese Frage führt zu weit. Wie leicht übrigens als Folge dieses Lateinschreibens sich eine völlig schiefe Auffassung ergeben kann, mag ein Beyspiel seyn *B*, 2 (996 b 26 ff.), wo H. B. (II, p. 142) ἀποδεικτικαὶ ἀρχαὶ und ἀρχαὶ τῆς οὐσίας durch principia idealia und principia realia ausdrückt. Aus welchem Latein soll nun dieß verstanden werden, aus dem des Roscellin oder des Montaigne oder des Spinoza oder des Baco von Verulam? Es ist gar keine Rede davon, daß die ἀποδεικτικαὶ ἀρχαὶ die Ideal-Principien sind; sie sind die demonstrativen und weiter Nichts. Mit der Bezeichnung idealis und realis sind wir bis in die Zeit des Streites der Nominalisten und Realisten zurückgeworfen. Wenn Hegel's Phänomenologie die demonstrativen Principien zusammenzuführen sucht mit den idealen sowohl als den realen (ob dieß gelungen sey oder nicht, ist selbst noch controvers), so muß man eben von der Erwägung dieses tiefsten und schwierigsten aller Principienstreite belebt seyn, darf aber keinenfalls die ganze Frage durch einen scholastischen Ausdruck zerknicken. Wer die jetzige Philosophie miterlebt, muß sich erst das Latein des Hrn. B. wieder übersetzen und, um Hegelisch zu reden, zu Verstand bringen.

Noch ein Punkt der Erörterung übrigt uns; H. B. hat nämlich die Frage über Inhalt und Zusammenhang der Bücher auf das sorgfältigste und umsichtigste behandelt (Vol. II., p. 8—30), wodurch jedenfalls diese Ausgabe zu ihrem Vortheile von der Schwegler'schen sich unterscheidet, deren fünfter Band, welcher diese Untersuchungen enthalten soll, von dem Herausgeber nur in sehr unbestimmter Weise verheissen ist. Was über diese Frage von Anderen, wie von Buhle, Titze, Brandis, Michelet, Rawaisson, Brummerstädt, Krische, Glaser, geleistet ist, unterwirft H. B. einer kurzen Kritik, und kömmt im Ganzen auf das Resultat, zu welchem Brandis gelangte, wobey jedoch vieles Einzelne schärfer gefaßt und begründet, nach Umständen auch modificirt wird; besonders finden wir bey Hrn. B. eine höchst anerkennenswerthe Aufmerksamkeit auf die Citate und, was ein wesentliches Moment ist, auch auf deren Mangel. Doch Ein Citat, oder vielmehr eine Verweisung auf künftige Untersuchung (*A*, 2, 984 b 32) scheint im Verlaufe von Hrn. B. weniger beachtet worden zu sein, und es genügt schwerlich, wenn es (II, p. 73) von demselben heißt: „universe hanc quaestionem, ut alienam a re proposita, alium in locum transfert." Wenn nämlich jene Bücher der Metaphysik, an deren wesentlichem Zusammenhange auch H. B. festhält, wirklich jener Annahme entsprächen, so müßte die Sache sich noch erörtert finden, zumal da, wie auch bemerkt wird, in *N*, 4 ein verwandter Punkt berührt wird. Dieß führt uns auf die Hauptsache, die Frage über den Zusammenhang; die Erörterung derselben ist allerdings bedingt von der Art und Weise, in welcher Auszüge aus den Büchern angelegt worden. Und wenn nun bey Aristoteles auch die Möglichkeit nicht so groß ist wie z. B. bey Plato, daß verschiedene Individualitäten ganz verschiedenes in den Büchern finden, so wird doch zugestanden werden, daß das Streben, eine Cohärenz des Einzelnen nachzuweisen, unschwer dahin führen kann, einen Zusammenhang da zu finden, wo er durch Wiederholungen in Wirklichkeit unterbrochen ist, und diese letzteren für untergeordnet zu halten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Aristotelis Metaphysica.

(Schluß.)

Kurz, Hr. B. scheint etwas zu streng an einem wirklichen Zusammenhang der Kernbücher: *A*, *B*, *Γ*, *E*, *Z*, *H*, *Θ*, zu halten, wobey er natürlich einerseits weit entfernt ist von der duldsamen Leichtfertigkeit Brummerstädt's, welcher auch mit dem lockersten Zusammenhange sich begnügt, andererseits aber vielleicht doch Manches zu gering anschlägt; und wir gestehen, daß uns durch Hrn. B.'s Darlegung keineswegs alle Bedenken geschwunden sind.

Was zunächst die am meisten verdächtigen Bücher *α*, *Λ* und *K* betrifft, so spricht sich Hr. B. bey *α* wenigstens am entschiedensten aus: dicendi genus disputandique rationem quum considero, Aristotelis manum non prorsus agnoscere mihi videor; sed in tanta libri brevitate difficile est ex eiusmodi indiciis certi quidquam colligere . . . . . Itaque magis quidem eo inclino, ut non esse Aristotelis hunc librum putem, sed tamen pro certo id nolim contendisse. Jedoch, wenn auch in solchen Dingen allerdings eine apodiktische Gewißheit nicht erreichbar ist, glauben wir, daß Momente in dem Buche *α* vorliegen, welche eine zuversichtlichere Sprache veranlassen dürften. Zunächst die Stelle c. 1, 993 b 9 *ὥσπερ καὶ τὰ τῶν νυκτερίδων ὄμματα πρὸς τὸ φέγγος ἔχει τὸ μεθ' ἡμέραν, οὕτω καὶ τῆς ἡμετέρας ψυχῆς ὁ νοῦς πρὸς τὰ τῇ φύσει φανερώτατα πάντων.* Wo spricht Aristoteles je so weltschmerzlich über das menschliche Wissen? Erinnern wir uns an die begeisterte Einleitung in die Bücher d. partibus anim., und wir werden die Gewißheit bekommen, daß Aristoteles die menschliche Forschung sicher nicht den Fledermaus-Augen gleichstellt. Die so klare besonnene Deduktion im Anfange der Physik, auf welche Hr. B. selbst zu dieser Stelle hinweist, hätte die Beachtung hervorrufen sollen, daß hier Jeder andere eher als Aristoteles spricht. Aristoteles verfällt selbst bey der Betrachtung Gottes in keine solche weltverachtende Schwärmerey; der Zweckbegriff ist es, der bey ihm jubelt, dieser aber wird schwerlich von Fledermaus-Augen erschaut. Der erste Blick auf die Stelle muß uns sagen, daß wir hier einen Platoniker vor uns haben und jene *νυκτερινὴ ἡμέρα* gemeint ist. Ferner wie auf frischer That ertappen wir den Platoniker noch in dem nämlichen Satze in den Worten *τὰ τῇ φύσει φανερώτατα πάντων*. Aristoteles spricht wohl von *γνωριμώτερα ἡμῖν* und *φύσει πρότερα*, jener Superlativ aber mit Hinzufügung von *πάντων* kann nur auf platonischer Auffassung beruhen. Ist dieses richtig, so wird auch am Ende des ersten Capitels, 994 a 24 der Ausdruck *ἕκαστον αὐτό* seine Beziehung erhalten. Auch der Schluß des Buches *α* muß Bedenken erregen; denn es scheint derselbe durchaus keine so innige Verwandtschaft mit Eth. Nic. I, 1 zu haben, daß eine einfache Hinweisung auf jene Stelle genügte; hier ist es gleichsam der Ausspruch Fichte's „welche Philosophie man wählt, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist," dem wir begegnen, dort ist es nur die Forderung einer bereits vorhergegangenen Ausbildung des sittlichen Lebens, welche ausgesprochen wird. Die Zurückführung der philosophischen Me-

thode auf das ἔθος muß ganz unaristotelisch erscheinen, wenn wir einerseits erwägen, was über die Grundsätze des apodiktischen Wissens in der Metaphysik selbst (*Γ*, 3—8 und *Θ*, 18) gelehrt wird, und andererseits die disjunctorische Stellung bedenken, in welcher die ethische und physische Pragmatie gegenseitig stehen. Auch Inhalt und Ausdrucksweise des Satzes (995a 13) ὡς ἄτοπον ἅμα ζητεῖν ἐπιστήμην καὶ τρόπον ἐπιστήμης) muß Anstoß erregen.

Daß das Buch *Δ* ebenso wie *α* von dem Zusammenhange der übrigen Bücher jedenfalls zu trennen sey, zeigt, wie sich von selbst versteht, auch Hr. B., die Vermuthung jedoch, Aristotelem hoc in libro nihil aliud nisi congessisse usitatissima quaedam vocabula, nulla certa ratione ductum(?) neque in delectu neque in ordine instituendo, et hunc commentarium seorsim scripsisse, ut neque cum physicis neque cum metaphysicis libris(?) artiore quodam contextu cohaereat, ist jedenfalls wieder zu weit gefaßt, denn für die Autorschaft des Aristoteles selbst ist wahrlich kein anderer Grund zu finden, als daß es aristotelische termini sind, welche hier planlos zusammengewürfelt erscheinen; daß aber Aristoteles selbst eben planlos ein Onomasticon von Begriffen, unter denen die wichtigsten fehlen und ganz unwichtige auftreten, zusammengestellt habe, dieß ist offenbar zu viel gesagt.

Bey dem Buche *K* bewegt sich Hr. B. in einem eigenthümlichen Cirkel der Beweisführung. In Betreff der aus den physischen Büchern epitomirten zweyten Hälfte desselben (capp. 8—12) gibt Hr. B. selbst zu, daß sie doch wohl nicht aus den Händen des Aristoteles hervorgegangen seyn kann. Die erste Hälfte desselben aber, welche das in den Büchern *B*, *Γ*, *E* behandelte in der nämlichen Ordnung kürzer gefaßt enthält, jedoch nicht ganz ohne verschlechternde Abweichungen und selbst Einiges neue, nimmt Hr. B., ebensowenig als Brandis als ein eigentliches Excerpt, sondern vermuthet, daß Aristoteles den gleichen Gegenstand zweymal, einmal gedrängter und einmal ausführlicher, behandelt habe; eine Vermuthung, welche man als Vermuthung sich gefallen lassen könnte, wenn nicht auf der Annahme, daß diese kürzere Fassung von Aristoteles selbst herrühre, wenigstens theilweise eine Stütze der Ordnung der Bücher *B*, *Γ*, *E* beruhen würde, was namentlich bedenklich wird nicht wegen des Zusammenhanges zwischen *B* und *Γ*, sondern wegen des zwischen *Γ* und *E*, welcher ziemlich allein auf *K* beruht. Insoferne aber nun wenigstens auch die Möglichkeit vorliegt, daß das Buch *K* erst entstand, nachdem *E* mit *B* und *Γ* in Verbindung gekommen, *Δ* aber noch nicht eingeschoben war, so schwindet die Beweiskraft der aus *K* genommenen Gründe.

Scheiden nun so die Bücher *α*, *Δ* und *K* jedenfalls aus, so bleiben zunächst *A*, *B*, *Γ*, *E*, *Z*, *H*, *Θ*, von welchen Hr. B. der Ansicht ist, daß sie das in sich zusammenhängende Fundament der Metaphysik ausmachen, und in dieser Ordnung von Aristoteles selbst geschrieben seyen (hoc ordine ab ipso esse Aristotele dispositos, p. 15). Vielleicht aber darf man sich nicht einmal noch bey diesem Resultate beruhigen, sondern muß zu noch größerer Ungewißheit über den Zusammenhang der Bücher gelangen. Aus folgenden Gründen.

Erstens über das Buch *B* urtheilt Hr. B., wie mir scheint, viel zu mild. Zuzugeben ist gewiß, daß die einleitenden Worte dieses Buches über das Wesen und den Vortheil der ἀπορίαι gar nicht trefflicher geschrieben seyn könnten und wohl sicher von Aristoteles herrühren; aber die Verwirrung in der Aufzählung und Besprechung der Aporien darf dem Aristoteles nicht zugeschoben werden. Von den im ersten Capitel aufgezählten achtzehn Aporien fehlen im Verlaufe die 4., 7., 10., 17.; die Ordnung der übrigen ist aber folgende: 1, 2, 3, 6, 5, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 18, 16, 15, und zwischen 18 und 16 ist eine vorn nicht angekündigte eingeschoben. Wollte man nun selbst hierüber wegsehen und allenfalls das erste Capitel, welches die Aufzählung enthält, als durch Zufall handschriftlich entstellt erklären, so bleiben noch zwey wichtige Momente zu erwägen. Zunächst, wie denn die im Reste des Buches eingehaltene Ordnung mit der Reihe jener Stellen im Einklang stehe, an welchen in den folgenden Büchern die nämlichen Aporien wiederkehren.

Dieß ist: 2 = *Γ*, 3; 3 = *E*, 1; 4 = *Γ*, 2; 5 = *Λ*, 6; 6 = *Z*, 13; 9 = *M*, 10; 10 = *Λ*, 10; 11 = *Γ*, 2; 14 = *Z*, 15. Demnach ist entweder das Buch *B*, oder die Reihe der folgenden in planloser Gestalt überliefert, — oder beydes zugleich; ich glaube, beydes. Zweytens aber giengen Alle, Hr. B. mit eingeschlossen, davon aus, daß das Buch *B* die Ausführung des am Schlusse von *A* verheissenen sey; dort aber lesen wir: *ὅσα δὲ περὶ τῶν αὐτῶν τούτων ἀπορήσειεν ἄν τις, ἐπανέλθωμεν πάλιν· τάχα γὰρ ἂν ἐξ αὐτῶν εὐπορήσαιμέν τι πρὸς τὰς ὕστερον ἀπορίας.* Was also dort als folgend versprochen ist, ist eine nochmalige Behandlung der nämlichen Dinge wie in *A*, d. h. Aporien über die vier *ἀρχαὶ*, welche ersprießlich werden sollen für andere spätere Aporien. Also ist der Inhalt des Buches *B* gar nicht dasjenige, was nach *A* folgen soll; denn es enthält nicht Aporien über die vier *ἀρχαὶ*, sondern bereits jene späteren.

Daß aber nun auch die Bücher *Γ*, *E*, *Z*, *H*, *Θ* nicht jenes in sich abgeschlossene Ganze bilden, ergibt sich, abgesehen von dem vorhin angedeuteten, aus Folgendem. Vor Allem ist es unstatthaft, daß die ganze metaphysische Untersuchung zweymal so von vorn anfange, wie dieß bey der jetzigen Gestalt der Bücher in *Γ*, 1 und *E*, 1 der Fall ist. Dann stößt uns ein ungelöster Widerspruch auf zwischen dem *Γ*, 3—8 vom principium identitatis und princ. exclusi tertii gesagten einerseits, und dem *E*, 2—4 und *Θ*, 10 über die subjective Wahrheit gelehrten andrerseits. Das princip. identitatis ist, gelegentlich zu bemerken, nicht das letzte Princip der aristotelischen Philosophie; warum nicht? dieß steht in *Θ*, 10. Wie aber ist die Subjectivität mit dem logischen Grundsatze versöhnt oder verbunden? gar nicht. Hiebey aber dürfte eine in sich cohärente Darstellung nicht stehen bleiben. Ferner ist der Complex der Bücher *Γ* bis *Θ* in einem gänzlich unerklärlichen Bezuge zu den dem Inhalte nach fast bedeutendsten Büchern *I* und *Λ*; die Untersuchungen über die höchste ewige Substanz sind mit dem in Buch *Z* und *H*, 6 gesagten durchaus noch nicht fertig; was wir aber dort über sie lesen, steht in unleugbarer Beziehung zu dem in den späteren Büchern über das Wesen Gottes angegebenen. Und doch ist die Darstellung nicht so, daß man sagen könnte, die Lösung sey eben auf das Spätere aufgeschoben, sondern, glaube ich, man muß den Inhalt der Bücher *I* und *Λ* durchaus schon kennen, um *Z* und *H* zu verstehen. Es hilft wenig und scheint fast etwas gekünstelt, wenn Hr. B. sagt: Partes habemus quatuor, *AB*, *ΓEZHΘ*, *I*, *MN*, *Λ*, quas eiusdem esse disciplinae ex ipsa rerum tractatarum natura necessario colligimus; et tres quidem priores partes voluisse se in unum corpus coniunctas esse ipse Aristoteles significavit quidem, sed non coniunxit; quartam, quam extremo posuimus loco, ne significavit quidem cum reliquis esse coniungendam. Um es kurz zu sagen, ich glaube, Aristoteles selbst ist überhaupt unschuldig an der Gestalt der Bücher, wie wir sie haben, und es geschieht zu viel, wenn wir eine Absichtlichkeit und einen Plan hineinlegen. Mit dem retractare aber ist es überhaupt eine mißliche Sache, wenn man annimmt, wir hätten gleichsam die erste noch nicht überarbeitete Auflage der Metaphysik vor uns (p. 30); eine solche Annahme kann nur gelten, wenn bestimmte äußere Notizen sie unterstützen, wie z. B. beym achten Buche des Thukydides. Hier aber ist die gänzliche Verwirrung zu durchgreifend, als daß man mehr thun könnte, als sie eben auf das gründlichste aufweisen. Auch eine höchst mißliche Auskunft scheint uns diejenige zu seyn (p. 29), welche sich dahin zurückzieht, daß Aristoteles ja doch nicht wohl alle Theile der Philosophie gänzlich vollendet hätte, und hiemit eine Art Lücken in dem Systeme wäre. Die Lücken muß man nicht dem Aristoteles, sondern der Ueberlieferung zuschieben, durch welche es geschehen ist, daß wir sehr bedeutende vereinzelnte Bruchstücke der *πρώτη φιλοσοφία* haben, welche zufällig in ein corpus metaphysicum redigirt wurden, eine Redaktion die natürlich über die Zeit des Alexander hinaufgeht, der die Bücher schon in dieser Ordnung vor sich hatte (abgesehen von *M* und *N*). So bleibt uns selbst nur übrig, die Aporien über die Bücher uns recht klar zu machen.

Prantl.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Büchergeschenke aus Frankreich.

(Schluß.)

Für die Geschäftsleitung des Gesammtunternehmens bestehen bekanntlich zwey besondere Commissionen:

1. Comité des monuments écrits;
2. Comité des arts et monuments.

Aus dem Wirkungskreise des ersteren Comités sind sämmtliche vorstehend verzeichnete Publicationen der ersten, zweyten und vierten Reihe hervorgangen; die der dritten Reihe hingegen (Archéologie) aus jenem des comité des arts. Die Thätigkeit dieses letzteren comité hat eine zweyfache Richtung:

1. Unterweisungen (instruction) für seine Correspondenten in den auswärtigen Departements und zur Verbreitung der Kenntniß und des Verständnisses der Kunstdenkmäler im Lande überhaupt zu erlassen;
2. die wichtigsten Denkmäler selbst in getreuen Abbildungen herauszugeben und sowohl geschichtlich als artistisch zu erläutern.

Von den bis jetzt durch das genannte Comité herausgegebenen s. g. Instructions besitzt die k. Hof- und Staatsbibliothek bisher nur das oben sub No. III. 2. aufgeführte Werk: Iconographie chrétienne par Didron. T. 1. und von den durch dasselbe Comité veröffentlichten Kunstdenkmälern nur das sub III. 1. aufgeführte Werk von E. Grille de Beuzelin über die geschichtlichen Denkmäler in der Umgebung von Toul und Nancy. Es sind aber nach obenerwähnten Genin'schen Berichte ausserdem noch erschienen:

a) an fraglichen Unterweisungen:

1. und 2. Instructions sur les monuments grecs, romains et gaulois, rédigées par Albert Lenoir, Auguste Leprévost, Merimée et Charles Lenormant:
3. Instruction, concernant l'architecture militaire, par Alb. Lenoir et Merimée;
4. Notions sur la musique, par Bottée de Toulmon;

b) an herausgegebenen Denkmälern:

1. Monographie de Notre-Dame de Noyon, par Ramée et Vitet.
2. Monographie de la cathédrale de Chartres, par Lassus et Amaury Duval (texte par Didron), Livr. 1—4.
3. Peintures à fresque de Saint-Savin, par Gérard Séguin et Merimée. Livr. 1—4.
4. Statistique monumentale de Paris, par Albert Lenoir. Livr. 1—3.
5. Comptes du château de Gaillon, publiés par Achille Deville.

Zum Drucke vorbereitet von Seite des Comité des arts waren zur Zeit der Genin'schen Berichterstattung:

a) an Instructions:

1. Sur l'architecture monastique, par Albert Lenoir;
2. De l'intérieur et des dépendances ou constructions accessoires des églises, par Auguste Leprévost;
3. Sur la numismatique française, par De Saulcy;
4. Iconographie chrétienne. T. 2. Iconographie des anges et des démons, les représentations de la création, des signes du zodiaque, des arts et métiers, des travaux de la campagne, des vertus et des vices, par Didron;
5. Recueil des documents inédits sur les anciens artistes français, par Didron.

In den Kreis dieser Unterweisungen ist gewissermassen auch das von den Mitgliedern des genannten Comités herausgegebene Bulletin archéologique zu ziehen, wovon bis jetzt vier Bände erschienen.

b) an Denkmälern:

Statistique monumentale de l'arrondissement de Montdidier, par Duthoit, Dusevel, Rigollet et Goze *).

*) Der mehr erwähnte Bericht von F. Génin an den Minister schließt mit folgenden Worten: „En resumé, si les circonstances politiques ont ralenti le cours des travaux historiques entrepris ou dirigés par le ministère de l'instruction publique, ces travaux n'ont toutefois pas subi d'interruption notable; l'exécution en a été aussi consciencieuse que par le passé. L'Assemblée nationale a compris que la République ne pouvait laisser inachevé ce monument élevé à la gloire de notre patrie. Elle a généreusement alloué, sans aucune réduction, les crédits nécessaires pour le continuer. Grâce à son concours éclairé, grâce au zèle et aux travaux de nos collaborateurs, cette belle collection, commencée depuis plus de dix ans et qui n' a point de rivale, ne cessera pas d'être recherchée avec un égal empressement et par les savants et par les artistes."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Zoologie et Paléontologie françaises (animaux vertébrés) ou nouvelles recherches sur les animaux vivants et fossiles de la France par M. Paul Gervais, Professeur de Zoologie et d'Anatomie comparée à la Faculté des sciences de Montpellier. Ouvrage accompagné de planches lithographiées sous sa direction par M. Delahaye, Peintre d'histoire naturelle. Paris 1849. 1 et 2 livrais. Fol.

Unter diesem Titel hat ein Werk begonnen, das nach den vorliegenden Proben schätzbare Beyträge zur Kenntniß der urweltlichen und lebenden Fauna Frankreichs zu bringen verspricht, daher wir uns auch beeilen, unsere Leser von dem Erscheinen desselben in Kenntniß zu setzen, obwohl es zur Zeit noch keine geordnete Anzeige zuläßt. Der Text der beyden ersten Lieferungen nämlich — mehr ist bisher noch nicht ausgegeben — befaßt sich bloß mit der Erklärung der ersten 9 Tafeln; die Tafeln selbst aber folgen sich nicht in ordnungsmäßiger Reihe, denn die erste Lieferung enthält Tab. 2 — 5 und die zweyte Lieferung Tab. 8, 10, 11, 12. Man wird daher eine klare Uebersicht über dieses Werk erst mit dem Schluße desselben gewinnen, indessen reichen die vorliegenden Proben doch aus, um daraus zu ersehen, daß man eine werthvolle Arbeit erwarten darf. Wir theilen daher eine kurze Anzeige von der Erklärung der Tafeln mit, soweit sie in den beyden ersten Lieferungen enthalten ist.

Tab. I.

Fauna des Meersandes von Montpellier und der Mergel mit Land- und Flußconchylien, die davon abhängen.

Fig. 1 — 2. Rhinoceros megarhinus Christol. Sechs ansitzende Backenzähne an einem fast ganzen, 1849 gefundenen Schädel, zugleich mit dem Unterkiefer.

Fig. 3 — 6. Mastodon brevirostre Gerv.; Backenzähne, Ellenbogenbein und Femur.

Fig. 7 — 12. Semnopithecus monspessulanus Gerv.; untere Eckzähne, dritter, vierter und fünfter unterer Backenzahn; oberes Ende des Ellenbogenbeins. Diese Ueberreste wurden erst im vorigen Jahre im Justizpallaste von Montpellier gelegentlich von Grundarbeiten aufgefunden und ihrer bereits in den Comptes rendus (XXVIII. p. 699) gedacht. Der Verf. hatte anfangs geglaubt, daß sie zunächst den Makaken verwandt seyen, nach genauerer Untersuchung findet er sich aber veranlaßt, sie einer Art von Semnopithecus, ähnlich dem S. nemaeus, zuzuweisen.

Fig. 13. Castor (Chalicomys) sigmodus Gerv.; Backen- und Schneidezähne.

Fig. 14, 15. Antilope recticornis Serr.; Fersenbein, Sprungbein, Femur, Schienbein und ein unterer Backenzahn.

Fig. 16. Felis; oberer äußerer großer Schneidezahn.

Fig. 17. Ornitholithes; ein fast vollständiger Tarsus von einem Vogel, der den Falken angehört zu haben scheint.

Tab. II.

Fauna des Meeressandes von Montpellier.

Fig. 1—16. Rhinoceros megarhinus Christ.; Schädel, Zähne, Unterkiefer, Fußknochen. Der Vf. besteht darauf, in diesen Ueberresten eine selbstständige Art anzuerkennen, deren Differenzen von den verwandten er später nachweisen will.

Tab. III.

Fig. 1 — 6. Sus provincialis Gerv.; Backenzähne. Blainville hatte diese Ueberreste dem Sus larvatus zugeschrieben, was an und für sich schon wenig wahrscheinlich war und vom Verf. auch bestritten wird, indem er die Unterschiede in den gleichnamigen Zähnen des Sus provincialis und des S. larvatus nachweist.

Fig. 7 — 9. Mastodon brevirostre Gerv.; letzter unterer Backenzahn, Stück eines Stoßzahns, Unterkiefer-Fragment. Der Verf. unterscheidet diese Art von Mastodon angustidens oder longirostre, mit dem sie bisher verwechselt wurde, durch die Kürze der Symphyse des Unterkiefers, der mehr dem des Elephanten oder des M. giganteum ähnlich sey, als dem des M. angustidens. „Seine Backenzähne zeigen auch einige Differenzen in der Anordnung ihrer Höcker, und mehrere Knochen, unter andern der Femur, weisen in ihrer allgemeinen Form distinctive Eigenthümlichkeiten auf, die eine Vergleichung leicht constatiren wird und in gewisser Beziehung die Art von Montpellier den amerikanischen Mastodonten nähern.“ Die Ueberreste dieses M. brevirostre sind bey Montpellier nicht selten, und auf sie ist der Elephas primigenius und meridionalis in die Liste der Vorkommnisse im dortigen Meeressande eingetragen worden, während man doch daselbst bisher nicht einen einzigen Elephantenzahn gefunden hat.

Fig. 10, 11. Physeter antiquus Gerv.; 2 Zähne, und Fig. 12 ein Zahn, der vielleicht einer Robbe angehörte.

Tab. IV, V, VI.

Fauna des Meeressandes von Montpellier.

Halytherium (Metaxytherium) Serresii Gerv.

Die fossilen Ueberreste aus der Familie der Sirenen, die man bisher in Frankreich entdeckt hat, bilden auch nach des Verf. Meinung mehrere Arten, unter welchen man leicht unterscheiden kann: 1) die von der Loire, welche Cuvier als Manatus fossilis bezeichnet hat, und die man gewöhnlich Halytherium oder Metaxytherium Cuvieri nennt; 2) die von Etrichy bey Etampes, welche Blainville Manatus Guettardi heißt, und 3) die von Montpellier, denen der Verf. den Namen Halytherium Serresii beylegt. Letztere sind früher von Marcel de Serres und Christol unter dem Namen Manatus und Halichore, von Letzterem sogar als Hippopotamus minor aufgeführt worden; M. de Serres hat von ihnen auch unter der Benennung Halichore medius gesprochen, und Christol hat ihnen zuletzt den Namen Metaxytherium Cuvieri beylegen wollen, der jedoch schon an die Art von der Loire vergeben ist. Der Verf. weist ausführlich die Verschiedenheit von den verwandten Arten nach, gestützt dabey auf zahlreiche Ueberreste von dieser Gattung.

Fig. 4 und 5 auf Tab. V. stellen einen Backenzahn und einen linken Unterkiefer des Tapirus minor Serr. dar.

Tab. VII.

Fauna des Meeressandes von Montpellier.

Fig. 1. 2. Cervus australis Serr.; Geweih und ein Zahn. Die Geweihe sind einfach gegabelt, ähnlich denen des C. dicranocerus, höchstens so lang als die der Rehe; die Backenzähne weisen ebenfalls auf eine dem Rehe analoge Art hin.

Fig. 3 — 11. Antilope recticornis Serr.; Hörner, Backenzähne, Unterkiefer-Fragment, Fußknochen. Die Ueberreste dieser Art, die von Christol Antilope Cordieri genannt wird, sind häufig und zeigen ein Thier an, das zu den größten in dieser Gattung gehörte. Auf der Innenseite der obern hinteren Backenzähne, so wie auf der Außenseite der untern findet man eine Schmelzleiste, welche an die Gattungen Cervus und Bos erinnert, weßhalb man auch bisher gedachte Ueberreste an letztgenannte Gattungen verwiesen hatte. Da indeß solche Schmelzleisten auch an den Zähnen etlicher lebenden Antilopen vorkommen und der Verf. sie selbst bey der

Antilope equina gefunden hat, so darf diese Eigenthümlichkeit in der Zukunft nicht mehr zur Ausschließung solcher Zähne von der Antilopengattung berechtigen; ein Resultat, auf das schon früher Ref. bey Bestimmung der griechischen Säugthierreste gekommen ist.

Tab. VIII.

Fauna des Meeressandes von Montpellier.

Fig. 1. Letzter unterer Backenzahn von einem Bären.

Fig. 2, 3. Zähne von Felis Christolii Gerv. und einer andern Art.

Fig. 4 — 6. Eckzahn, Femur und Coprolith von einer Hyäne.

Fig. 7. Phoca occitana Gerv.: oberer äußerer Schneidezahn.

Fig. 8. Ein unterer Eckzahn einer Robbe von einem andern Fundort.

Fig. 9. Oberer Backenzahn, vielleicht Milchzahn von Sus provincialis.

Fig. 10. Castor (Chalicomys) sigmodus Gerv.; Backenzähne.

Aus der Meeres-Molasse von Saint-Jean-de-Vedas, bey Montpellier:

Fig. 11, 12. Squalodon Grateloupii; Backenzähne.

Tab. IX.

Aus der Meermolasse des Departement de l'Herault.

Fig. 1. Dermochelys (Sphargis) pseudostracion Gerv.; Stück eines Hautknochens, problematisch.

Fig. 2. Delphinus pseudodelphis Gerv.; ein ganzer Schädel, ähnlich dem des D. delphis, aber etwas kleiner und schmächtiger. Der Name D. pseudodelphis ist übrigens schon von Wiegmann an eine lebende Art vergeben.

Fig. 3. Anchitherium aurelianense nach Blainv.; Unterkieferfragment mit 4 Zähnen, gefunden 1789 bey Montpellier, und von Cuvier wie von Blainville für identisch mit Palaeotherium aurelianense erklärt, woraus übrigens keineswegs, wie der Verf. meint, Meyer seine Gattung Anchitherium gebildet hat.

Fig. 4 — 6. Delphinus brevidens Dubreuil et Gerv.; Zähne und ein Unterkieferstück. Fig. 7. stellt einen ähnlichen Zahn aus der Molasse von Vaucluse dar.

Fig. 8. Wirbel eines delphinartigen Thieres.

Aus diesem Inhaltsverzeichnisse ersieht man eine große Reichhaltigkeit des paläontologischen Stoffes, und da dieser überdieß durch sehr nett lithographirte Abbildungen erläutert wird, so wird dem eben begonnenen Unternehmen die Anerkennung des sachkundigen Publikums nicht entgehen.

Index palaeontologicus oder Uebersicht der bis jetzt bekannten fossilen Organismen, unter Mitwirkung der HH. Prof. H. R. Göppert und Herm. v. Meyer bearbeitet von Dr. H. G. Bronn. — Erste Abtheilung. **A. Nomenclator palaeontologicus**, in alphabetischer Ordnung. Stuttg. 1848. 1381 S. 8. Zweyte Abtheilung. **B. Enumerator palaeontologicus**: systematische Zusammenstellung und geologische Entwicklungs-Gesetze der organischen Reiche. Stuttg. 1849. 980 S. 8.

Es gehört zu den gewöhnlichen Empfehlungen eines Buches, selbiges als ein unentbehrliches für das ganze Publikum oder doch für einen gewissen Theil desselben zu bezeichnen, wenn gleich es sich bald bey näherer Ansicht herausstellt, daß es eigentlich für Niemand unentbehrlich ist. Anders als in dieser Weise hofft Ref., daß seine Bezeichnung dieses Index palaeontologicus: als eines jedem Paläontologen unentbehrlichen Hülfsmittels, gedeutet werden wird; denn jeder Sachkundige wird beym ersten flüchtigen Durchblättern desselben sich überzeugen, daß ihm hiemit eine Arbeit geboten wird, wie er sie sich zwar oft in seinen großen Verlegen-

heiten bey Bestimmung von urweltlichen Thier- und Pflanzenüberresten gewünscht, aber in der ganzen Literatur bisher nicht vorgefunden hat. Eine solche Arbeit kann nur bey größter Sachkenntniß und kolossalem Fleiße zu einem befriedigenden Resultate führen, ist auch nicht eine Sache, die ein Einzelner gewältigen könnte, sondern erfordert die Zusammenwirkung Mehrerer.

Bronn ist der Herausgeber dieses Index palaeontologicus und man wird es ihm aufs Wort glauben, daß er die Frucht einer mehr als fünfjährigen fast ausschließlichen Thätigkeit ist, wobey ihm die Beyhülfe von Göppert und Herm. von Meyer zu Theil ward, indem jener die Bearbeitung der Pflanzen, dieser die der Säugthiere, Vögel und Amphibien übernahm. Ueber die Veranlassung zu diesem Unternehmen äußert sich Bronn folgendermaßen.

„Eine trocknere und genußärmere Thätigkeit kann es im Gebiete der Naturwissenschaften nicht leicht geben als diese; und dennoch: was hat uns zu diesem Unternehmen wohl vermögen können? Die Unmöglichkeit im paläontologischen Gebiete selbst ohne solche Arbeit weiter vorauzukommen! Wollte man wissen, welche fossile Reste überhaupt, welche Genera oder welche Arten eines Geschlechts in dieser oder jener Weltgegend bereits bekannt sind, — wollte man vergleichen, wie sich die fossile Fauna zur lebenden überhaupt oder in gewissen Zeiten und Gegenden verhalte, — wollte man erfahren, welche Artnamen an fossile Wesen bereits vergeben seyen und daher nicht mehr gewählt werden dürfen, — wollte man die bekannte Synonymie einer fossilen Art vollständig übersehen und auf die zweifelhafte hingeleitet werden, so gab es überall kein Hülfsmittel, und es blieb nur übrig in jedem einzelnen Falle, bey jeder untergeordneten Frage der Art jedesmal die ganze Literatur zu durchgehen: eine zeitraubende und insbesondere für denjenigen, welcher nicht alle Werke in seiner Bibliothek oder wenigstens in seiner Nähe hat, endlose und ermüdende Arbeit. Ich zweifle nicht daran, daß auch Andere dasselbe Bedürfniß wie wir fühlen und diese unsere Arbeit recht vielfältig zu Rathe ziehen, und daß dieselbe somit manchfaltigen Nutzen stiften werde."

Wir können allerdings den Bearbeitern dieses Index nur zum größten Danke verpflichtet seyn, daß sie diese ungeheuer mühselige Arbeit zum Besten des paläontologischen Publikums übernommen und demselben ein so überaus wichtiges Hülfsmittel dargeboten haben. Der Herausgeber darf daher nicht besorgen, daß ihm mit Undank gelohnt werde, wie er im Nachstehenden besorglich ausspricht.

„Aber ich sehe eben sowohl voraus, daß diese so mühevolle Arbeit doch für manche Wünsche nicht genügen, daß sie manche irrige Angaben enthalten, daß sie öfter genannt werden wird, um darin enthaltene Unrichtigkeiten zu tadeln, als um sie als Quelle daraus gezogner Belehrung zu bezeichnen, worauf sie übrigens ihrer Natur nach einen Anspruch nicht macht. Dieses Schicksal wird insbesondere weit mehr dem von mir selbst übernommenen Antheil der Arbeit, als jenem zu Theil werden, welchen meine beyden Freunde geliefert haben, indem sie dabey innerhalb der Sphäre ihrer täglichen Beschäftigung bleiben und deren Resultate mittheilen konnten, ich dagegen eine zehnmal so umfangreiche Arbeit zu liefern hatte, ohne dabey eben nur diejenigen Theile auswählen zu können, welche Gegenstände anhaltender Beschäftigung für mich gewesen sind."

Dem, der eine solche mit dem gründlichsten Fleiße und der umfassendsten Sachkenntniß verfertigte Arbeit wegen einzelner Unrichtigkeiten hämisch tadeln wollte, könnten wir nur zurufen, daß er selbst einmal an einem ähnlichen Unternehmen sich versuchen möge und wir sind überzeugt, daß er bald beschämt seinen Versuch aufgeben und in Zukunft stille schweigen würde. Um aber ungebührlichem Tadel zuvorzukommen, giebt der Herausgeber selbst die Beschränkungen an, unter welchen sein Index als Rathgeber betrachtet werden kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. Rig-Veda ou livre des hymnes traduit du Sanscrit par M. Langlois membre de l'institut. Tome premier. Paris, Didot, 1848.
2. The White Yajurveda edited by Albrecht Weber. Part I. II. Berlin, Dümmler, 1849.
3. Sâmavedârcikam. Die Hymnen des Sâma-Veda herausg., übersetzt und mit Glossar versehen von Theodor Benfey. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1848.
4. Indische Studien. Zeitschrift für die Kunde des indischen Alterthums, im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. Weber. Erstes Heft. Berlin, Dümmler. 1849.

Erster Artikel.

Seitdem man erkannt hat, daß die indische Schriftwelt von den Heldengedichten an bis herunter auf die Puranen und Mährchensammlungen nur ein riesenhaftes Bruchstück ist, ein Rumpf, dessen Kopf erst gefunden werden muß in der ältesten heiligen Literatur, hat sich der Fleiß der Sanskritphilologen beynahe ungetheilt diesen Büchern, den sogenannten Wedas zugewandt. Von hier aus hat sich alsbald ein ganz anderer Ueberblick über die gesammte indische Geschichte ergeben; ganze Perioden mußten in ein anderes Verhältniß gestellt werden; was zuvor als uralt erschienen war, mußte in ein Mittelalter herabgerückt werden, die ganze Fabelwelt, die geschichtlichen Sagen mit eingeschlossen, welche sich zwischen uns und die Ursprünge indischer Entwicklung gestellt hatte, war übersprungen und ein wirklich geschichtlicher Boden gewonnen. Wir sehen den hellen Gipfel des Berges, während um seine Mitte noch ein Wolkenschleyer gelagert ist.

Bey dieser hohen Bedeutsamkeit der wedischen Literatur kann es nur erwünscht seyn, wenn alle Hände sich regen, um die Schätze rasch zu heben. Die Schriften späterer Jahrhunderte werden, wenn sie auch vorderhand bey Seite bleiben, künftig von einer desto sichereren Grundlage aus bearbeitet werden können. Die Ergebnisse des Suchens in indischer Urgeschichte reichen aber bereits auch über Indiens Gränzen hinaus. Auf Sprache und Ideen des Zendavesta fällt von den Weden aus neues Licht, wie andererseits auch Punkte sich finden lassen, die sich in der Folge ohne Zweifel mehren werden, in welchen die heiligen Bücher Irans zum Verständnisse der indischen Vorzeit helfen; nur wird noch lange die klare und wohlerhaltene Ueberlieferung des brahmanischen Volkes mehr Licht auf die zerrissenen Traditionen der Ormuzdverehrer ausströmen, als von diesen empfangen.

Die oben namhaft gemachten Ausgaben und Bearbeitungen erstrecken sich auf drey der Bücher, welche den Namen Weda tragen. Was der Indier einen Weda, also z. B. Rigweda nennt, ist aber nicht bloß ein einzelnes Buch, sondern eine Sammlung von Schriften, welche sich übrigens um einen Mittelpunkt reihen. Allen dreyen aber ist das gemeinsam, daß jener Mittelpunkt eine Sammlung von Liedern oder Sprüchen ist, zu welcher die anderen einem jeden Weda beygezählten Bücher, die

jedoch überdieß ihre eigenen Benennungen haben, in irgend einer Weise abhängig oder erläuternd, sich verhalten. Der eigentliche Kern dieser ganzen Literatur, ihr ältester und werthvollster Theil bleiben daher jene Liedersammlungen; und diese selbst sind unter sich dadurch verwandt, daß eine Menge von Versen allen gemeinsam ist. Die Sammlung des Rigweda allein ist aber eine Zusammenstellung vollständiger Lieder, während die des Jadschur und Samaweda nur einzelne Verse und Strophen ausheben und nach liturgischen oder andern Zwecken zusammenordnen; womit aber nicht gesagt seyn soll, daß jene Aushebungen aus dem gesammelten Rigweda stammen. Sie sind vielmehr ohne Zweifel der lebendigen Tradition und den Opfergebräuchen entnommen. Die Sammlung des Rigweda muß aber unter diesen Verhältnissen stets die Grundlage für unsere geschichtliche Betrachtung dieser Literatur bilden.

Von dem Rigweda gibt uns in der obigen Nummer 1 Hr. Langlois in Paris eine Uebersetzung. Der vorliegende erste Band von 585 S. umfaßt die zwey ersten von den acht Abtheilungen der Liedersammlung, wir haben also noch drey Bände zu erwarten. Daß der Uebersetzer statt der innerlichen Abtheilung in zehn Bücher, die auf geschichtlichen und sachlichen Gründen ruht, die ganz sinnlose bloß der Bequemlichkeit halber gemachte Zerfällung in Achtel beybehält, ist nicht zu billigen; wenn auch nicht aus seinen Bemerkungen S. 245 hervorgienge, daß er das Verhältniß beyder Eintheilungsweisen gar nicht erkannt hat. — Die Uebersetzung selbst ist nach den Schlußworten der Einleitung zunächst nicht für den Philologen bestimmt, weil der Uebersetzer nicht zugleich auch den Text habe geben können, sondern für „den philosophischen Freund des Alterthums, welchem es darum zu thun sey, seine Forschungen auf authentische Documente zu gründen.“ Gerade in diesem Lesekreise aber, so besorge ich, wird diese Uebersetzung am meisten Verkehrtes stiften. Nimmt man den Buchstaben dieser Uebertragung und macht sich ein System der alten indischen Theologie, so wird in diesem Systeme zwar bey weitem nicht so viel Irrthum zu finden seyn, als in denjenigen Theorien, die man aller Orten auf Anquetils Uebersetzung des Zendaweſta gebaut hat, aber immer noch eine Menge von Dingen, an welche die alten Inder nicht gedacht haben.

Referent bedauert, daß er diesen ersten Versuch einer Uebersetzung des Rigweda (wenn wir Rosen's Anfang ausnehmen), nicht als einen Gewinn der Wissenschaft begrüßen kann, und glaubt den Freunden der Religionsgeschichte und dieser Wissenschaft selbst mehr mit einem freymüthigen als mit einem nachsichtigen Urtheile zu nützen. Der Uebersetzer selbst scheint geahnt zu haben, daß seine Arbeit nicht auf ganz festen Füßen stehe, wenn er sagt (S. XVI): es mag seyn, daß ich öfters mit den Commentaren oder mit Gelehrten, deren Ansichten ich achte, in Widerspruch stehe; meine Art zu übersetzen (système de traduction) kann irrig seyn, aber sie ist gewissenhaft und wohl überlegt (réfléchi). Sieht man aber näher zu, was denn das für ein eigenthümliches Princip sey, so ist lediglich keines zu finden; denn es kann überhaupt bey Texten, welche, wie der vorliegende, eine in umfassenden Commentaren auf uns gekommene Interpretation haben, nur zweyerley Systeme des Uebersetzens geben, ein dogmatisches, das sich an die Commentare hält, und ein philologisches, das alle Mittel benützt, um zu dem wirklichen ursprünglichen Sinne durchzudringen; Hr. Langlois aber läßt bald der Ansicht des Commentators Raum, wo sie sprachlich und sachlich nicht zu rechtfertigen ist, bald weicht er gänzlich, manchmal ohne Noth, von ihr ab.

Wenn es mit dem Zwecke dieser Blätter vereinbar wäre, so sollte es an zahlreichen Beyspielen für diese Behauptung nicht fehlen. Damit aber über die Verläßlichkeit der Uebersetzung überhaupt ein Beleg gegeben werde, so möge es mir erlaubt seyn, neben die Langloissche Uebertragung einiger Verse meine eigene zu stellen, welche sich bey denjenigen, welchen die Texte nicht zugänglich sind, durch ihren Inhalt rechtfertigen mag. Ich gestehe, daß ich bey Vergleichung der Uebersetzung mit dem Texte mich nicht selten gefragt habe, wie es möglich gewesen sey, aus den Sanskritworten den Sinn herauszubekommen, welchen die wortreiche französische Umschreibung ausdrückte.

In einem Liede an Warima (Uranos), den

Gott, in dessen Hand vorzüglich Strafe und Vergebung der Sünde, Krankheit und Tod steht, übersetzt Langlois (S. 497) II, 3, 6, 5. Délivre — moi des liens du mal. O Varouna, puishions — nous recueillir le fruit de notre sacrifice! Que cette toile qu'a tissue la prière ne soit pas déchirée! Que le résultat de nos oeuvres passées ne se trouve pas perdu! — 6. O Varouna, ô roi juste, éloigne ma crainte, et traite-moi avec faveur! Délivre-moi du mal, comme (on délivre la vache) de son veau. Personne ne saurait te faire baisser les yeux. — Ich übersetze: 5. „Löse von mir wie ein Band die Sünde. Wir wollen dir anschwellen die Ströme der Andacht! Nicht zerreiße das Netz der Bitte, es breche nicht ab das (Lebens-) Maaß des Thätigen vor der Zeit!“ 6. „Treibe doch von mir, o Waruna, die Furcht; heiliger Allherrscher, nimm dich meiner gnädig an; wie den Strick vom Kalbe, löse die Angst; denn ohne dich bin ich nicht Herr auch nur eines Augenblicks (eigentlich: eines Zwickens der Augen).“ Im folgenden Liede, ähnlichen Inhalts, wird (v. 5) übersetzt (S. 499): Je suis sans doute coupable envers vous de bien des fautes; mais vous m'aimez comme un père aime (le fils) qu'il a perdu. O dieux, loin de moi les chaines et les maux! Ne faites pas de moi ce que (le chasseur) fait d'un oiseau qu'il livre à un enfant. Ich übersetze: „Ich für mich habe viel Böses gegen euch verschuldet, daß ihr mich, wie der Vater einen Spieler, strafen könntet. (Aber) ferne seyen die Bande, ferne die Uebel! Greifet mich nicht wie einen Vogel über der Brut!“

Schon aus dieser Probe wird zu ersehen seyn, daß es sich hier nicht um verschiedene Systeme des Uebersetzens handeln kann, sondern bloß um richtige oder falsche Auffassung des Textes; denn wir haben es nicht etwa mit Inschriften zu thun, deren Worte wir mühsam herstellen und lesen, auch mühsamer aus verwandten Sprachen deuten, sondern mit umfangreichen Texten, welche so wie sie einmal vor Jahrtausenden von der indischen Gelehrsamkeit festgestellt sind, ohne alle Varianten auf uns kamen, deren Sprache nicht erst eine zu suchende, sondern nur eine ältere Form des uns durch eine reiche Literatur längst bekannten Sanskrit ist. Es liegt also die einfache Aufgabe der Philologie vor, welche gar nicht unlösbar ist, jene Texte aus sich selbst zu erklären und in zweyter Reihe darüber Aufschluß zu geben, in welcher Weise dieselben von der späteren sehr befangenen indischen Theologie aufgefaßt worden seyen. Der umgekehrte Weg führt weit weniger sicher und rasch zum Ziele. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß wir Wort und Sacherklärungen der indischen Commentare, besonders über alle liturgischen Begriffe und Vorgänge oft und viel nöthig haben und mit Dank annehmen müssen.

(Fortsetzung folgt).

Index palaeontologicus.

(Schluß.)

„Man wolle die Aufzählung der Arten, die Zusammenstellung der Synonyme, die Angabe ihrer geographischen und geologischen Verbreitung nicht als etwas Geschlossenes und Vollendetes, sondern nur als eine Darstellung des augenblicklichen Standes unserer Kenntnisse betrachten! Ich kann nicht dafür bürgen, daß alle selbstständig aufgeführten Namen auch selbstständige Arten bezeichnen und daß alle Synonyme unter die wirklich selbstständigen Namen eingetheilt oder nicht mitunter am unrechten Orte citirt sind; aber ich glaube dafür bürgen zu können, daß dieses Alles mit demjenigen Grade der Genauigkeit und Vollständigkeit geschehen ist, welchen die Benützung der mir zugänglichen Literatur bis zum Augenblicke der Vollendung meines Manuscripts nur immer gestattete.“

Mehr als hier geleistet und zugesagt, läßt sich schlechterdings nicht realisiren, denn alle Arten ohne Ausnahmen kritisch prüfen und ihre Synonymik sichten zu wollen, ist theils unmöglich, wenn Originalexemplare nicht vorliegen, theils würde dieß einen Zeitaufwand erfordern, der am Ende die Publication eines solchen Index nicht zu Stande kommen ließe. Genug, daß der Herausgeber Alles gethan hat, was billiger Weise von ihm erwartet werden kann.

Der Index palaeontologicus besteht aus 2 Abtheilungen, deren erste der Nomenclator palaeontologicus ausmacht. Dieser führt in alphabetischer Ordnung alle Gattungsnamen der urweltlichen Thiere und Pflanzen auf und diesen Gattungsnamen sind wieder die Artnamen, ebenfalls in alphabetischer Reihenfolge, untergeordnet. Die Synonyme sind dabey überall vollständig aufgeführt, zu jedem Synonyme aber, außer dem ersten Autor und der ersten genügenden Beschreibung und Abbildung, in der Regel nur noch so viele Citate beygefügt worden als nöthig waren, um das Vorkommen der Art in den verschiedenen Formationen und Formationsgliedern oder in den Weltgegenden zu belegen. Ref. hat bis jetzt nur Gelegenheit gehabt bey seinen Arbeiten diesen Nomenclator hinsichtlich der 4 Wirbelthier-Klassen zu Rathe zu ziehen, hat sich aber dadurch hinlänglich von der Vollständigkeit in der Aufführung der Gattungs- und Artnamen, so wie von der bewundernswerthen Sorgfalt in der Zusammenstellung der Synonyme überzeugen können. Die palaeontologischen Arbeiten sind hiedurch Jedem ungemein erleichtert worden und dieser Nomenclator für sich allein ist schon ein Werk, das dem Palaeontologen nicht mehr von der Seite kommen wird. Eine glückliche Auswahl in der Verschiedenheit der Lettern, wie überhaupt eine höchst gelungene Einrichtung des Drucks erleichtert die schnelle Orientirung in diesem Verzeichniße.

Die zweyte Abtheilung des Index ist der Enumerator palaeontologicus: systematische Zusammenstellung und geologische Entwicklungsgesetze der organischen Reihe. Diese Abtheilung besteht abermals aus 2 Abschnitten. Der erste enthält in tabellarischer Form die Aufführung aller Gattungen der urweltlichen Organismen mit den ihnen angehörigen Arten in systematischer Anordnung, mit Angabe der Welttheile und der geognostischen Formationen, in denen sie gefunden werden. Den Anfang machen die Pflanzen und ihnen folgen die Thiere, nach 4 Unterreichen: Pflanzenthiere, Weichthiere, Kerbthiere und Wirbelthiere.

An Pflanzen sind in diesen Tabellen aufgeführt im Ganzen 2,055 Arten.

An Thieren im Ganzen 24,366 Arten, nämlich:

Pflanzenthiere	4,895	Arten
Weichthiere	13,885	„
Würmer	292	„
Crustaceen	894	„
Myriapoden	17	„
Arachniden	131	„
Insekten	1,551	„
Fische	1,461	„
Reptilien	384	„
Vögel	148	„
Säugthiere	708	„

Wenn nun auch gleich, wie Bronn es zugesteht, bey einer strengen Reduction der Arten auf ihre wirkliche Anzahl die im Enumerator aufgeführte Artenzahl dadurch vielleicht um ein Viertel oder Fünftel vermindert werden dürfte, so ist für diesen Ausfall doch bereits ein genügender Ersatz in der neuesten Literatur schon wieder vorhanden.

Der zweyte Abschnitt des Enumerator zieht allgemeine Ergebnisse aus der speziellen Aufzählung der urweltlichen Organismen. So interessant dieselben auch sind, so glauben wir hier doch nicht nöthig zu haben, auf eine nähere Besprechung derselben uns einlassen zu müssen, da wir in unserer Anzeige zunächst nur auf den Werth der systematischen und alphabetischen Verzeichnisse der urweltlichen Geschöpfe aufmerksam machen wollten.

Von dieser colossalen Arbeit darf man es ohne Uebertreibung rühmen, daß ihre Ausführung nur in Deutschland möglich war, und sie ist ein erfreuliches Zeugniß, daß deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit doch noch nicht aus unseren Gauen gewichen ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. Rig-Véda.
2. The White Yajurveda.
3. Sâmavedârcikam.
4. Indische Studien.

(Fortsetzung.)

Jener Aufgabe der Philologie scheint mir also diese Uebersetzung keineswegs zu genügen; und selbst diejenigen Stellen, welche nach meinem Dafürhalten richtig aufgefaßt sind, verlieren den Eindruck ihrer ursprünglichen körnigen Kürze durch die weitschweifige Eleganz, in welcher die Sprache des Uebersetzers sich bewegt.

Auf so mancherley sprachlichen und sachlichen Widerspruch, zu welchem die Noten des Uebersetzers Anlaß gäben, näher einzugehen ist hier nicht der Ort, aber das darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß derselbe die ganze geschichtliche Grundlage, auf welcher diese Lieder entstanden sind, nach meiner Ueberzeugung unrichtig ansieht. Er sagt (S. IX), diese Lieder seyen für Stämme gedichtet, welche von den Ufern des Indus gekommen in den Ebenen gewohnt haben, welche der Ganges bespüle. An der Spitze der ersten dahin ziehenden Colonie müsse ein Fürst arischen Geschlechtes Namens Manu gestanden haben, welchen die Ueberlieferung als Vater des Menschengeschlechtes bezeichne. Die Namen Manu, Anu, Puru werden auch gebraucht, um den Menschen überhaupt zu bezeichnen; das sey ohne Zweifel eine Ehre, welche die Nachwelt dem Gründer der indischen Gesellschaft und zweyen seiner Nachkommen angethan habe, und dergleichen mehr. Wenn man auf solche Weise Geschichte macht, so wird man über die Sagen zwar schnell Meister, macht es aber nicht besser als vor Zeiten Euhemerus von Messana. Das Wort manu bedeutet in der ältesten Sprache Mensch (d. h. der sinnige, vernünftige) und darnach wird wohl Manu, von welchem aber nirgends gesagt ist, daß er eine Colonie nach Indien geführt, das Ideal eines frommen Mannes der Vorzeit benannt seyn.

Fast noch unbegreiflicher ist es aber, wie man nach Lesung auch nur eines Theiles der Lieder im Rigweda glauben kann, sie seyen für ein Volk im Gangesthale gedichtet. Wollte ich auch davon absehen, daß im Weda selbst hinreichend viele geographische Namen vorkommen, welche ihm das Pendschab und Indusland zum Schauplatze anweisen, und daß die Ganga selbst in allen 10000 Versen nur ein einzigesmal vorübergehend erwähnt ist, so sollte doch wahrlich der ganze Eindruck, welchen man von den Naturschilderungen der wedischen Sänger empfängt, so entschieden und deutlich seyn, daß er uns nicht an das ebene milde üppige Stromland der Ganga und Jamuna denken ließe. Wenn auf diese Weise die bereits gewonnenen sicheren Ergebnisse der Alterthumsforschung von denen selbst nicht geachtet oder gar nicht gekannt werden, welche sich mit den „authentischen Documenten“ zu Anderer Besten befassen, wie soll da in das bisherige Gewirre der Ansichten über indisches Alterthum Licht gebracht werden!

Dem Uebersetzer scheint übrigens von Allem, was seit Beginn des Jahres 1846 in Deutschland über die Weden veröffentlicht wurde, nichts bekannt

geworden zu seyn, eine Unkenntniß, welche nur dann zu entschuldigen gewesen wäre, wenn er selbst alle Vorkenntnisse in erhöhtem Grade an seine Arbeit mitgebracht hätte. Wir wollen hoffen, daß wenn erst die von einem Deutschen in London auf Kosten der ostindischen Compagnie unternommene Herausgabe des Rigweda sammt dem einheimischen Commentare in's Leben getreten seyn wird, dieses Buch einen tüchtigen deutschen Uebersetzer finde. Es ist bestimmt, in der alten Geschichte des Morgenlandes und in der Religionsgeschichte überhaupt eine wichtige Rolle zu spielen.

In Nummer 2 haben wir eine Unternehmung von ziemlichem Umfange vor uns. Dr. Weber in Berlin will Text und Commentare des Jadschurweda, des Buches der Opferformeln, veröffentlichen. Er hat die Arbeit in drey Theile zerfällt; der erste enthält den Grundstock des Ganzen, die Sammlung von Opfersprüchen, welche mit dem Namen Wadschasaneja Sanhita bezeichnet wird, sammt dem ausführlichen Commentare Mahidhara's; der zweyte Theil gibt das Çatapatha Brahmana mit Auszügen aus drey verschiedenen Commentaren; der dritte Theil soll das Katjajana Çrauta Sutren nebst Auszügen aus zwey Commentaren enthalten. Alle diese Schriften fallen demjenigen Theil des Jadschurweda zu, welcher in der indischen Literaturgeschichte der weiße heißt, während der andere Theil, wie es scheint der unbedeutendere, der schwarze Jadschur von dieser Bearbeitung ausgeschlossen bleibt. Außer den obigen Textesausgaben will der Herausgeber in einem abgesonderten Werke Einleitung, Uebersetzung, Noten, Glossar und Anderes geben. Das Ganze ist in der That mit deutscher Gründlichkeit angelegt, aber englische Mittel haben zum Drucke mitgeholfen und auf dem Titel des Erschienenen steht deßhalb: gedruckt unter dem Patronate des Directoriums der ostindischen Compagnie.

Erschienen ist bis jetzt ein Heft des ersten und ein Heft des zweyten Theils. Jenes enthält auf 144 groß und schön gedruckten Quartseiten nahezu fünf (von den vierzig) Capiteln der Wadschasaneja Sammlung sammt dem ausführlichen Commentare Mahidharas in correcter Ausgabe. Ein einheimischer Commentar ist für das Verständniß des Ceremoniells und der oft dunkeln Symbolik, auf welcher diese Opferformeln und die Anwendung der Bruchstücke heiliger Lieder ruhen, unerläßlich. Ueberdieß hat Mahidhara, obwohl er erst im 16. Jahrhundert schrieb, in vielen Wort- und Sacherklärungen aus wedischer Poesie richtiger gesehen als Sajara, der gelehrte Commentator des Rigweda, so daß also die Bedeutung seiner Erklärung für uns über den Kreis des Jadschurweda hinausreicht.

Für diese Texte hat dem Herausgeber eine beträchtliche Anzahl von Handschriften besonders englischer Bibliotheken zu Gebote gestanden; er hat sie sorgfältig gesammelt und benützt; und schon das Sammeln ist nicht immer eine ganz einfache Sache, wie derjenige wohl weiß, welcher die indischen Büchersammlungen des ostindischen Hauses in London und der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford selbst benützt hat. Die erstere namentlich ist eine der reizenden Sammlungen, in welchen man viele Dinge finden kann, von welchen kein Katalog etwas weiß, freylich aber auch hie und da vergeblich sucht, was der Katalog aufweist.

Während dem Texte der Wadschasaneja Sammlung, welcher nach der Recension der Madhjandina gedruckt ist, auch die abweichenden Lesarten der Kanwa Recension beygegeben sind, hat der Herausgeber für den zweyten Theil seines Unternehmens aus Mangel an handschriftlichen Mitteln nicht gleich vollständig seyn können. Das erste Heft des zweyten Theils enthält nämlich auf 134 Quartseiten das erste (von vierzehn) Büchern des Çatapatha Brahmana nur nach der Diaskeuase der Madjandhina. Die Recension der Kanwa ist hier von jener so beträchtlich verschieden, daß es an sich schon schwierig gewesen wäre, diese nur im Auszuge beyzugeben, aber es fehlen noch überdieß drey Bücher derselben in den europäischen Bibliotheken. Es ist kaum zu befürchten, daß durch diesen Mangel der indischen Alterthumswissenschaft nach ihrem jetzigen Stande irgend etwas Wesentliches entgehe. Auf dem Gebiete des Opferwesens und der dahin einschlägigen Theologie ist bisher so gut wie nichts geschehen; allerdings fehlten auch die Hülfsmittel. Es ist also noch so viel für Eröffnung allgemeiner Gesichtspunkte, Ordnung des verwickelten Stoffes, Aufhel-

lung der Symbolik und Aehnliches zu thun, daß die Forschung nicht darunter leiden kann, wenn sie einsweilen von den subtilen Distinctionen zweyer theologischen Schulen absieht, welche in der zweyfachen Diaskeuase eines Textes an das Licht treten können. — Dr. Weber hat diesem ersten Buche des Brahmana Auszüge aus zweyerley Commentaren angehängt. Wenn die übrigen Bücher gleich umfassend sind, so kann dieser zweyte Theil der Publicationen zum Jadschur einen stattlichen Umfang erreichen.

Die Leser der gel. Anzeigen werden hier nicht, wie sonst bey Besprechung von Textesausgaben, Vorschläge zur Feststellung zweifelhafter Stellen und Aehnliches erwarten, dagegen dürfte ein kleiner Nachtrag zu demjenigen, was ich in Nro. 26 und 27 des vorigen Jahrganges über die Fluthsage bey den Indern ausgeführt habe, vielleicht nicht ohne Interesse seyn. Ich habe dort gegen Burnouf behauptet und im Einzelnen begründet, daß ein fremdländischer Ursprung der indischen Fluthsage nicht anzunehmen sey. Es bietet sich nunmehr eine Bestätigung meiner Ansicht dar, indem das Catapatha Brahmana (S. 75 flg. der Weber'schen Ausgabe) diese Sage in der bis jetzt ältesten Form aufweist. Je weiter hinauf wir aber, auch nur der Zeit nach, dieselbe verfolgen können, desto unwahrscheinlicher wird schon aus ganz äußeren Gründen eine Entlehnung der Sage von fremden Völkern.

Das Brahmana spricht von Manu und der Fluth nur, um der Entstehung seiner Tochter Ilâ *) d. h. des Gebetes zu erwähnen, und beweist dadurch, daß die Sage eine schon früher gangbare war, etwas Bekanntes, an welches man das Neue, die Erläuterung über die ilâ anknüpfen wollte. Die Hauptpunkte der Flutherzählung sind dieselben, welche wir aus der Episode des Mahabharata kennen. Manu's Leute, so wird erzählt, haben Wasser geschöpft; als man die Hände damit wusch, fand sich ein Fisch vor, welcher zu Manu sagt: pflege mich, so will ich dich über das Wasser führen. Als Manu fragt, was dieses zu bedeuten habe, so eröffnet der Fisch, daß eine Fluth alle Geschöpfe wegraffen werde. Manu bringt den Fisch zuerst in ein Gefäß, dann in eine Grube, endlich in das Meer, weil er immer größer wird. Der Fisch zeigt ihm an, zu welcher Zeit die Fluth eintreten werde, heißt ihn ein Schiff bauen und es seiner Zeit besteigen. Es geschieht so, die Ueberschwemmung tritt ein, der Fisch schwimmt an das Schiff, man bindet ihm ein Seil an das Horn und er führt das Fahrzeug auf den höchsten Berggipfel. Dort erhält Manu von ihm den Rath, um nicht auf dem einsamen Punkte abgeschnitten zu seyn, das Wasser dadurch, daß er ihm entgegen und nachgehe, immer tiefer hinabzudrängen. Daher heiße die Stelle auf dem Berge Manu's Steige (eigentlich Hinabsteigen). Nun ist Manu allein von allen Geschöpfen übergeblieben; er überläßt sich heiligen Uebungen und im Laufe eines Jahres entspringt aus seinem Opfer ein Weib Ilâ, die sich seine Tochter nennt, und damit tritt der Mythus in ein anderes Gebiet hinüber.

Solche kleine Erzählungen, nach dem indischen Ausdruck Itihâsas, finden sich da und dort in den Brahmanas (in dem vorliegenden wie es scheint ziemlich sparsam) ausgestreut, und es wird bey der Wichtigkeit derselben für die Geschichte der Mythenbildung ein Verdienst der Herausgeber solcher Ritualbücher seyn, wenn sie jene Sagen allgemein zugänglich machen und sorgfältig bearbeiten.

Herrn Weber ist für seine Arbeiten zu Veröffentlichung und Erklärung dieser wedischen Bücher um so mehr alle Anerkennung zu wünschen, als manche Seite und mancher Bogen dieser Texte durch seine trockene Einförmigkeit die Geduld auf eine Probe stellt. Möge er rasch vollenden können, was er muthig begonnen hat. Das Buch trägt zwar eine englische Vorrede aber auch die Widmung an einen deutschen Staatsmann und Gelehrten, den Ritter C. C. J. Bunsen an der Spitze und wird dem deutschen Fleiße zur Ehre gereichen. —

(Fortsetzung folgt.)

*) So ist auch Gel. Anz. 1849. S. 224 statt Mâ zu lesen.

A History of British Fossil Reptiles. By Richard Owen. Part I. Chelonia. London 1849. 56 S. in Quart mit 20 Tafeln.

Seiner History of British Fossil Mammals and Birds läßt Owen im vorliegenden Werke die Beschreibung der fossilen brittischen Reptilien nachfolgen, wobey er dießmal das Format, anstatt Oktav, in Quart umgeändert hat.

Den Anfang seiner Bearbeitung macht er mit den Schildkröten, von denen er jedoch in diesem ersten Hefte nur die Meeresschildkröten vollständig, von den Flußschildkröten aber nur einen Theil abgehandelt hat, während die Sumfschildkröten noch ganz fehlen. In der voranstehenden Uebersicht sind folgende Arten aufgeführt, die von ihm in England gefunden wurden.

I. Familie. Meeresschildkröten.

1. Chelone breviceps.
2. — longiceps.
3. — latiscutata.
4. — convexa.
5. — subcristata.
6. — planimentum.
7. — crassicostata.
8. — declivis.
9. — trigoniceps.
10. — cuneiceps.
11. — subcarinata.

II. Familie. Flußschildkröten.

1. Trionyx Henrici.
2. — Barbarae.
3. — incrassatus.
4. Trionyx marginatus.
5. — rivosus.
6. — planus.
7. — circumsulcatus.
8. — pustulatus.

III. Familie. Sumpfschildkröten.

1. Platemys Bullockii.
2. — Bowerbankii.
1. Emys testudiniformis
2. — laevis.
3. — Comptoni.
4. — bicarinata.
5. — Delabechii.
6. — crassus.

Es sind also nicht weniger als 27 Arten fossiler Schildkröten, die von Owen erörtert werden sollen; in diesem ersten Hefte sind jedoch erst 16 von ihm beschrieben worden und wir versparen daher weitere Berichterstattung bis dahin, wo uns der Schluß dieser Ordnung zugegangen seyn wird. Beygefügt sind diesem Hefte 20 sehr schön gearbeitete Tafeln mit Abbildungen der hier aufgeführten Schildkröten.

Die ganze Klasse der Reptilien gedenkt der Verf. in ohngefähr 12 Heften, jedes mit 20 Tafeln, abzuhandeln. Der Preis des einzelnen Heftes beträgt ein Pfund Sterling.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. Rig-Veda.
2. The White Yajurveda.
3. Sâmavedârcikam.
4. Indische Studien.

(Fortsetzung.)

Zweyter Artikel.

Benfey's Bearbeitung der Hymnen des Samaweda ist die erste wirklich philologische Erklärung und Uebersetzung eines Weda. Zu diesem Zwecke aber war gerade der Samaweda das am wenigsten taugliche Buch, und der gelehrte Bearbeiter hat ihn wohl nur darum gewählt, weil die schlechte Ausgabe und Uebersetzung von Stevenson (Sanhita of the Sama Veda, printed for the Society for the publication of oriental texts. London 1843. — Translation of the Sanhita of the Sama Veda, printed for the oriental translation fund. London 1842) jedenfalls eine neue Arbeit nöthig machten, weil das Buch von mäßigem Umfange ist oder weil überhaupt jeder wedische Text eine Unterlage für sprachliche Erläuterungen werden konnte. Erwägt man aber, daß in dieser Sammlung des Samaweda meist nur einzelne Verse oder Strophen, die unstreitig einem Zusammenhange angehört haben müssen, den wir auch im Rigweda wieder finden, noch dazu meist sich ganz ähnliche Stellen an Agni, Indra oder den Soma gerichtet, häufig bloß nach der Gleichheit des Versmaßes zusammengestellt sind, so wird man zugeben, daß der Erklärer hier einen sehr spröden Stoff vor sich hatte.

Stünden wir nicht erst in den Anfängen unserer Kenntniß dieser heiligen Literatur, wäre der Rigweda übersetzt und erläutert, so bliebe für einen Erklärer des Sama nur das allerdings immer noch wichtige und schwierige Geschäft, das gegenseitige Verhältniß der zweyerley Recensionen vieler Verse (in Rik und Sama) zu bestimmen, die liturgische Bedeutung der einzelnen Abschnitte nachzuweisen und die kleineren Verschiedenheiten der Orthographie, Betonung und Aehnliches zu erläutern. Denn von den 1808 oder streng genommen nur 1472 Versen, welche die Liedersammlung des Samaweda bilden, erscheinen nur 71 nicht im Rigweda.

Wie dem aber auch sey, Hr. Benfey hat nicht bloß einen mit vollkommener Sicherheit festgestellten Text dieses Weda geliefert, mit den nöthigen Parallelen, Verzeichnissen u. s. w. versehen, sondern auch in der Zuthat eines Glossars und einer Uebersetzung eine so gründliche Kenntniß der Weden niedergelegt, daß auch derjenige, welcher mit dieser Literatur schon vertrauter ist, reiche Belehrung und eine wesentliche Erleichterung eigener Arbeiten in dem Buche finden wird.

Außerdem hat der Herausgeber eine Einleitung (S. V—LXVI) vorangestellt, in welcher er sich über seine handschriftlichen Mittel, dann über Eintheilung, über lautliche und orthographische Gesetze dieses Textes verbreitet, lauter Vorfragen, welche für die wedischen Bücher nicht nur von sprachlicher, sondern auch von geschichtlicher Bedeutung sind, da sich fast allein auf diesem Wege eine Einsicht in die Art der Aufzeichnung dieser Texte, selbst eine annähernde Zeitbestim-

mung für ihre Sammlung gewinnen läßt. Die oben angedeuteten Hauptfragen aber über die Stellung des Samaweda im System des Kultus, über das Princip seiner Anordnung und über sein geschichtliches Verhältniß zur Hymnensammlung des Rigweda scheint sich der Herausgeber für eine abgesonderte Arbeit aufbehalten zu haben. Nur an einer Stelle (S. XXVIII) gibt derselbe die Grundzüge seiner Ansicht über das Verhältniß dieses Weda zum Rik, indem er sich unter den zwey denkbaren Fällen, daß entweder der Sama einer älteren Recension des Rik entlehnt, oder daß er selbständig aus den Materialien hervorgegangen sey, aus denen die Sammlung des Rik gebildet ist, für den ersten entscheidet.

Was man für den zweyten Fall geltend machen könnte, die 71 eigenen Verse des Sama, sey nicht entscheidend, weil sie sich recht gut in jener älteren Recension des Rik haben finden können. Dagegen spreche für die erste Ansicht hauptsächlich der Grund, daß „der Charakter der Sandhigesetze in diesen beyden Weden, trotz vieler Differenzen im Einzelnen, im Ganzen in einer Harmonie steht, welche sich um so mehr nur durch diese Annnahme erklärt, weil er im größten Widerspruch mit den Sandhigesetzen steht, unter deren Einfluß diese Hymnen gedichtet sind.“ Weiterhin wird dafür angeführt, daß die vom Rik abweichenden Lesarten des Sama in der Regel „dunkler und unverständiger, doctiores“ seyen, daß der Sama als eine wesentlich liturgische Sammlung sehr rasch einer rein grammatischen Bearbeitung, also auch dem Einfluße einer späteren Recension des Rik sich habe entziehen und die ursprüngliche Gestalt beybehalten können. Uebrigens erklärt Hr. Benfey selbst, daß die Acten zum Spruche über diesen Punkt noch nicht reif seyen und vieles Einzelne noch der sorgsamsten Erwägung bedürfe, insbesondere die erwähnte Verschiedenheit der Lesarten.

Man muß gestehen, daß diese Vermuthung nicht ohne Schein der Wahrheit ist, und vornämlich der den Sandhigesetzen d. h. den Lautverhältnissen in Wort und Satz entnommene Grund von Gewicht ist. Allein auch so scheint mir die Annahme einer älteren Recension des Rigweda noch keineswegs gerechtfertigt werden zu können. Wir haben allerdings in indischer Literaturgeschichte ziemlich freye Hand für Vermuthungen; denn was z. B. rücksichtlich der Wedensammlungen überliefert ist, wird fast ohne Ausnahme Fabel seyn, und das Wenige, was wir über Entstehung und Sammlung homerischer Gesänge wissen, ist noch eitel Reichthum im Vergleiche mit der Armuth unserer Kenntnisse von der Entstehung der heiligen Bücher Indiens. Doch das Umherschweifen der Conjectur findet seine Gränze in dem Umstande, daß die Erzeugnisse der auf Sammlung und Ordnung dieser Bücher gerichteten schriftstellerischen Thätigkeit wohl ziemlich vollständig auf uns gekommen sind, so daß wir nicht ohne die triftigsten Gründe z. B. zu einer Hypothese greifen dürfen, wie die von dem Vorhandenseyn einer älteren Recension des Rigweda als die jetzt bekannte. Hätte eine solche bestanden, so müßten sich sicherlich Spuren und Erwähnungen derselben finden; die Einschiebungen, welche sich in einzelnen Handschriften des Rigweda finden, sind nicht im mindesten dazu geeignet, eine derartige Vermuthung zu unterstützen.

Im Charakter der Rigweda Sammlung selbst aber scheinen mir wichtige Gründe gegen die Voraussetzung einer älteren Recension zu liegen. Ich habe schon vor vier Jahren („zur Literatur und Geschichte des Weda“) ausgesprochen — und es ist meines Wissens seither kein Widerspruch erhoben worden — daß die Sammlung dieses Weda eine wissenschaftliche Unternehmung, ein eigentlich geschichtlich philologisches Werk gewesen sey, mittelst dessen die bis dahin nur mündlich fortlebenden oder in Sondersammlungen vereinigten alten Lieder als Stücke einer Offenbarung gesammelt und in einen Körper vereinigt wurden, welcher fortan die einzelnen Stücke gegen den Untergang sichern und den Schwankungen der Tradition entziehen sollte. Eine solche Unternehmung konnte weder das zufällige Werk eines Einzelnen seyn, noch konnte sie in der Kindheit der Wissenschaft auftreten. Wenn wir also voraussetzen müssen, daß dieselbe schon unter festen wissenschaftlichen Grundsätzen, andererseits unter irgend einer

Autorität — vermuthlich unter der einer gelehrten Schule oder irgend einer priesterlichen Macht — in das Leben trat (und diese Voraussetzung würde noch nothwendiger, wenn diese Sammlung nach Benfey die Grundlage eines anderen wichtigen Werkes geworden seyn soll), so steht der so gesammelte Rigweda bereits im Genusse aller der Vortheile, durch welche ein kanonisches Buch vor Aenderungen geschützt wird. Warum sollten nur dem jetzigen Rigweda diese schirmenden Einflüsse zu Gute gekommen, sein angeblicher Vorfahr aber so unglücklich gewesen seyn, gänzlicher Vergessenheit anheimzufallen?

Ich glaube also, daß — mindestens nach dem dermaligen Stande unserer Kenntnisse — die Annahme einer älteren Recension des Rigweda sich nicht rechtfertigen läßt, welche von der jetzt bekannten so wesentlich verschieden wäre, daß sie nicht nur viele andere Lesearten, sondern auch ganze Stücke enthalten hätte, die nunmehr fehlen. Wollte man demnach den Sama gleichwohl aus dem Rik ableiten, so müßte die jetzige Gestalt des letzteren oder eine nur ganz unwesentlich abweichende (wiewohl auch dieses schon seine Schwierigkeiten hätte) dabey vorausgesetzt werden. Man müßte suchen, die Abweichungen des Sama vom Rik als willkührliche, für den liturgischen Zweck gemacht, oder als solche aufzufassen, welche leicht aus der lebendigen Ueberlieferung des Gebrauches der Lieder im Cultus hereingenommen werden konnten.

Will man dagegen eine Abstammung des Sama aus dem Rik überhaupt nicht zugeben, so müßte man vor Allem den von den Sandhigesetzen hergenommenen oben angeführten Einwand zu beseitigen suchen. In der That scheint mir derselbe auch keineswegs unüberwindlich. Allerdings können die Lieder, so wie sie in beyden Weden gleichmäßig aufgezeichnet sind, ursprünglich nicht gesprochen worden seyn, denn es entgienge ihnen dadurch alle Regelmäßigkeit des Metrums, indem die Aufzeichnung in unzähligen Fällen, namentlich aber regelmäßig innerhalb des Wortes den Hiatus aufgehoben hat, wo er vom Metrum gefordert wird. Ein Vers z. B., dessen Metrum sechszehn Sylben fordert, kann in der Aufzeichnung nur zwölf haben, und wir restituiren ihn ganz einfach dadurch, daß wir an den geeigneten Orten den Hiatus lesen. Aus dieser gleichmäßigen Abweichung beyder Bücher von der Urform der Lieder schließt also Benfey, daß das eine aus dem schriftlich aufgezeichneten andern genommen seyn müsse, somit, da der Rik das bey weitem umfassendere ist, der Sama aus dem Rik. Damit beweist er aber zu viel, denn seine Beweisführung würde auch für den Jadschur und Atharwaweda gelten. Ferner kann man nicht einsehen, wie die Gleichmäßigkeit der Schreibung auf eine Entlehnung führen müßte. Steht einmal die Sprache und ihr gemäß auch die Schrift unter anderen Gesetzen rücksichtlich des Zusammentreffens vokalischer Laute in Wort und Satz, so konnten ja Aufzeichnungen — wenn auch unabhängig von einander — recht gut in übereinstimmender Weise gemacht werden.

Daß nun überhaupt ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen Rik und Sama bestehe, wird kaum Jemand bezweifeln wollen. Das fast vollständige Aufgehen dieses Buches in jenem wird sich nicht anders erklären lassen. Dabey dünkt es mir aber viel wahrscheinlicher, daß der Rik, das corpus der alten heiligen Poesien, die Sondersammlung des Sama in sich aufgenommen habe, als daß der Sama aus jenem excerpirt sey. Ein solches Excerpiren würde überdieß voraussetzen, daß vor der Sammlung des Rik die Samalieder in dieser Form und Anwendung gar nicht vorhanden waren, daß also derjenige Theil des Cultus, welchen der jetzige Samaweda vertritt, erst durch jene rein geschichtliche Sammlung zu Regelmäßigkeit und fester Form habe gelangen können.

Ich enthalte mich auf dieses wenig erforschte Gebiet durch Folgerungen noch weiter einzugehen, glaube aber zu Gunsten meiner Vermuthung eine Eigenthümlichkeit der Anordnung des Rigweda anführen zu müssen. In dieser Liedersammlung, welche, so wie sie auf uns gekommen ist, zehn Kreise d. h. Bücher zählt, werden bekanntlich die einzelnen Kreise in der Regel gebildet durch Lieder eines

Verfassers oder mehrerer Verfasser aus demselben Geschlechte. Diese Regel trifft zu auf die Kreise 2 bis 7, im Wesentlichen auch auf den achten; der erste Kreis enthält Lieder verschiedener Verfasser, jedoch so, daß meist mehrere Lieder desselben Verfassers neben einander erscheinen, und ist dem Umfange nach der größte. Diesen geschichtlichen, genealogischen Kreisen sind nun aber zwey ganz andere angehängt, der neunte und zehnte. Der zehnte Kreis heißt in der Tradition derjenige der großen und kleinen Lieder, die Namen ihrer Verfasser sind theils fabelhaft theils ganz willkührlich einzelnen Ausdrücken der Lieder selbst entnommen, nur eine kleinere Zahl hat das Vorurtheil der Aechtheit für sich. Auch nach Form und Inhalt vieler Lieder dürfen wir diesen Kreis als einen ungleichartigen Anhang zum Grundstocke der Sammlung ansehen; ob er an diesen später erst angetreten oder gleichzeitig angefügt worden sey, soll hier nicht untersucht werden. Als der eigentliche Schluß der Sammlung wäre also anzusehen der neunte Kreis, welcher schon darum an den Schluß gehört, weil in ihm das geschichtliche Princip der Eintheilung nach Verfassern, welches durch die Sammlung geht, dem sachlichen der Gleichheit des Inhaltes hat weichen müssen, indem dieser Kreis lauter Lieder enthält, welche die Bereitung und das Opfer des Sama beschreiben und verherrlichen. Indem Fassung und Inhalt dieser Lieder nichts enthält, was uns nöthigte, ihnen dem Alter ihrer Abfassung nach die Ebenbürtigkeit mit den vorangehenden acht Kreisen abzustreiten, so bin ich geneigt, ihre Sammlung als gleichzeitig mit der Sammlung jener anzusehen.

Nun ist aber gerade dieser neunte Kreis vielleicht zu zwey Drittheilen — nach ungefährer Schätzung — im Samaweda enthalten, dessen Hauptinhalt ja eben Samalieder sind; und es ist mir deßhalb wahrscheinlich, daß seine Sammlung — nach einem abweichenden Principe — geradezu durch das Vorhandenseyn von Samaliederbüchern nach Art des jetzigen Sama oder auch durch diese selbst veranlaßt wurde. — Diese Ansicht möge einstweilen neben anderen ihre Stelle finden, bis wir statt des Wahrscheinlichen Wahres zu geben im Stande seyn werden.

Die Uebersetzung hat Benfey im Versmaaße der Texte gegeben. Das Bestreben, auf diese Weise ein treueres Bild des Originales zu geben, verdient alle Anerkennung und Nachahmung, es ist aber dadurch natürlich auch manche Dunkelheit und Härte in die Uebersetzung gekommen, welchen eine ungebundene Uebertragung eher hätte begegnen können. Als eine gelungene Probe mögen hier folgende Verse eine Stelle finden (S. 255):

Deine, des Agni Schönheit ist erstrahlet hell,
wie Wolkenblitze, wie die Pfeile des Morgenroths,
wenn losgelassen auf die Sträucher, auf das Holz,
in deinem Mund die Speisen du drehst hin und her.

Wenn Windgetrieben, strömend du nach deiner Lust
in einem Nu die Speise gierig überspringst,
dann stürzen allwärts Wagenlenkern gleich,
deine Mächte, Agni! des ew'gen, brennenden.

Den Weisheit-spendenden, Opfer-vollbringenden,
Agni den Priester, den Hochmächtigen, den Geist,
dich flehen sie an als kleinen Opfersherrn,
als großen dich und keinen andren ausser dir.

In dem Glossare, welches 210 Seiten füllt und besonders die Verbalformen mit Sorgfalt behandelt, erhalten wir das erste wedische Wörterbuch, in welchem doch wohl mehr als die Hälfte sämmtlicher im Rigweda vorkommenden Wörter verzeichnet ist. Wenn ich an dieser sonst sehr verdienstlichen Arbeit etwas aussetzen darf, so ist es die häufig allzugroße Kühnheit des Etymologisirens. — Wie mancherley Untersuchung noch nöthig ist, bis wir zu sicheren Wortbedeutungen durchdringen, möge nur ein Beyspiel zeigen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Vendidad-sade. Die heiligen Schriften Zoroasters Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. Hermann Brockhaus. Leipzig 1850. XIV. und 416. pg. 8.

Wenn die Bekanntmachung der Vedas verdientermassen unter uns Anerkennung und Theilnahme gefunden hat, so darf eine Ausgabe und Uebersetzung des Zendavesta billigerweise dieselbe in noch höherem Grade für sich in Anspruch nehmen. Indien, das von der übrigen Culturwelt durch seine geographische Lage getrennte und in sich selbst abgeschlossene, ist ganz auf sich angewiesen und bietet uns auch nur Interesse durch die ganz eigenthümliche Bildung, durch die Schriftwerke, welche bis in das höchste Alterthum zurückgehen. Das Zendavesta hat dasselbe Interesse, denn es darf — in einzelnen seiner Theile wenigstens — sowohl der Sprache und Zeit als auch der Sache nach, dem Sanskrit der Vedas sehr nahe stehend betrachtet werden. Hierzu kommt aber noch, daß das Zendavesta das Religionsbuch der Perser ist, eines Volkes, das mit der übrigen alten Culturwelt in einem viel näheren Zusammenhange stand als das Volk der Inder und dessen Einfluß nicht bloß in politischer sondern auch in culturhistorischer Hinsicht keineswegs gering anzuschlagen ist.

Die Uebersetzung Anquetils, welche lange Zeit die Quelle war, aus der man in Europa die Kenntniß des Zendavesta schöpfte, hat sich durch die Bearbeitungen der Texte in den letzten Jahrzehnden als durchaus nichtig und verfehlt erwiesen. Der Beyfall aber, den sie bey ihrem ersten Erscheinen erfuhr und der häufige Gebrauch, der noch immer bey wissenschaftlichen Forschungen von ihr gemacht wird, sind ein hinlänglicher Beweis dafür, daß der Werth des Werkes selbst der Aufmerksamkeit der gelehrten Welt nicht entgangen ist. Es ist darum auch hohe Zeit, die Herausgabe des Werkes selbst nicht länger aufzuschieben und ein richtigeres Verständniß mit allen Kräften anzubahnen; die vielfachen falschen Auffassungen des Parsismus, welche durch den langen Gebrauch der Anquetil'schen Uebersetzung fast stereotyp geworden sind, werden sich noch lange genug fühlbar machen. Das erste was geschehen muß, um das Verständniß des Zendavesta einem richtigeren Wege zuzuführen, ist die Trennung der einzelnen Bruchstücke desselben nach sprachlichen Rücksichten. Anquetil hat diesen Punkt so gut als gar nicht berücksichtigt, konnte ihn auch nicht berücksichtigen, da er von den altpersischen Sprachen so gut wie nichts verstand, in seiner französischen Uebersetzung sehen sich daher auch die einzelnen Bruchstücke so ähnlich, daß es schwer seyn möchte, Verschiedenheiten zu finden. Und doch sind die Schriften, die man unter dem Namen Zendavesta zusammenfaßt, aus sehr verschiedenen Zeitaltern. Es lassen sich einmal zwey Hauptperioden festsetzen, eine ältere und eine neuere. Die ältere schließt sich der Sprache und dem Inhalte nach an die vedische Periode genau an, der Uebereinstimmungen sind viele, Inder und Perser scheinen sich eben erst getrennt zu haben und nur in theologischen Ansichten macht sich eine große Ver-

schiedenheit geltend, was dem einen Volke als Gottheit gilt, wird von dem anderen unter die Dämonen gezählt. Doch zerfällt selbst diese ältere Periode wieder in zwey sprachlich ziemlich genau zu scheidende Unterabtheilungen, aus inneren Gründen ließen sich deren sogar drey festsetzen. Die zweyte jüngere Periode, die sprachlich ganz von der früheren getrennt ist, fällt in eine historische Zeit, aber in eine dunkle Periode, deren schriftliche Denkmäler sich nicht in wünschenswerther Vollständigkeit erhalten haben. Zieht uns nun die ältere Periode besonders an, weil sie zu den ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes einen denkwürdigen Beytrag liefert, so ist die Literatur des Parsismus unter den Sasaniden nicht weniger ein merkwürdiges Denkmal der orientalischen Bildung in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten und eine genauere Kenntniß derselben wird zeigen, daß sie merkwürdige Uebereinstimmungen mit anderen mehr bekannten Literaturen liefert. Diese Scheidung des Parsismus in zwey Perioden ist wichtig genug, wäre sie stets gehörig beobachtet worden, so wäre wohl manche haltlose Hypothese nicht aufgestellt worden, wie z. B. dieß Röth in seiner Geschichte der abendländischen Philosophie gethan hat, der die Uebereinstimmung parsischer Philosopheme mit anderen sehr wohl bemerkte, aber, anstatt sie als die Ausflüsse einer gemeinsamen Bildung zu begreifen, welche in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten den vorderen Orient umfaßte, hat er sie als im Zendaveſta vorkommend, den alten Persern vindiciren zu müssen geglaubt.

Die Critik kann nicht einmal die Namen unangefochten lassen, welche man nach Anquetils Vorgange den Schriften der Parsen giebt. Zendaveſta, das soll heißen: „Zoroasters lebendiges Wort“ ist der Titel den man nach Anquetils Vorgange diesen Büchern so allgemein giebt, daß es schwer werden dürfte, denselben wieder zu beseitigen; der aber nichts destoweniger doch falsch ist. Niemand hat meines Wissens noch daran gedacht, nach dem Alter dieses Namens zu fragen, man hielt ihn für hinlänglich nachgewiesen, weil er von den Muhammedanern auch gebraucht wird. Untersuchungen der Parsenschriften haben den Ref. zu der Ueberzeugung geführt, daß der Titel vielmehr Avesta und Zend heißen müsse. Avesta d. h. textus oder manthra-çpenta, das heilige Wort, sind die Ausdrücke, welche die Parsen gewöhnlich gebrauchen, wenn sie von dem Texte ihrer heiligen Schriften reden, Zend dagegen soll nach der Aussage des Verfassers der Sanskritübersetzung des Yaçna, Nerioseugh, der Name des Commentars über das Aveſta seyn. — Auch über den Namen Vendidad ist man noch nicht im Klaren. Anquetil übersetzt ihn donné contre les Divs, der eigentliche Name ist aber: das gegen die Daevas gegebene Gesetz. Ich führe zwey Stellen an, die dieß deutlich machen werden, die eine steht p. 184 *) und lautet: chû. açti. maçô. vag^hô. çrayô. aêtem. dâtem. yim. vîdôyûm. zarathustra. upairi. anyâis. çravâis. maçanacha. vag^hanacha. çrayanacha. d. h. Wie ist die Größe, Güte, Schönheit (was anbelangt) dieses Gesetz, das gegen die Daevas gegebene, zarathustrische vor den übrigen Reden an Größe, Güte und Schönheit? Ebenso p. 481. nizbayêmi. vag^hûhîm. daênaṅm. mâzdayaçnîm. dâtêm. vîdôyûm. zarathustra. d. h. ich preise das gute mazdayaçnische Gesetz, das Gesetz gegen die Daevas von Zarethustra. Ich glaube nicht, daß man länger anstehen darf, dem Worte dâta die Bedeutung „Gesetz“ zu vindiciren, da es die Keilinschriften in dieser Bedeutung kennen, (cf. Benfey s. v. dâ. nr. 3.) und es auch in das spätere Hebräische (דָּת) und in das Neupersische (داد) übergegangen ist. Die Lesart zarathustra habe ich in den obigen Stellen absichtlich beybehalten, wiewohl einzelne Handschriften zarathustrîm bieten. Letztere Lesart ist nämlich bloß die leichtere, die erstere aber so zu erklären daß dâta nicht sowohl das Gesetz als das Gesetzte sey und als participium den Instrumentalis regieren kann; die von Holtzmann (Beyträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften p. 74) angezogene Stelle, welche unserer Auffassung zu widersprechen scheint, läßt sich anders deuten, doch gehört ihre Erklärung nicht hieher.

Dieser Vendidad also, das gegen die Daevas gegebene Gesetz, hat bey den Parsen eine doppelte

*) Ich citire immer nach den Seitenzahlen der pariser Ausgabe.

Bedeutung, eine engere und eine weitere. Im engeren Sinne bezeichnet das Wort ein Bruchstück des alten Parsengesetzbuches, das vornehmlich von den Reinigkeitsgesetzen handelt; im weiteren Sinne bezeichnet das Wort Vendidad mit dem Beysatze sâde (einfach) die drey Bücher Yaçna, Vispered und Vendidad, alle drey in der Weise unter einander gemischt, wie sie das parsische Ritual zum Vorlesen vorschreibt. Dieses zuletzt genannte Werk nun ist es, welches das anzuzeigende Werk umfaßt. Es giebt wortgetreu die Handschrift wieder, welche Burnouf zu Paris in zehn Heften (1829—43) lithographirt herausgab, das Ganze in lateinische Buchstaben umgeschrieben. Unter dem Texte findet man die Varianten der von den Parsen zu Bombay lithographirten Ausgabe, welche übrigens keine Lesarten im höheren Sinne des Wortes enthält (p. VII), eine kritische Ausgabe wurde daher auch gar nicht beabsichtigt (ibid), bloß Material zur Critik sollte geliefert werden. Eine andere von den Parsen zu Bombay 1843 besorgte Ausgabe giebt den Text der drey Werke des Vendidad-sade gesondert mit Guzeraticharakteren und Guzeratiübersetzung; sie diente dem Hrn. Herausgeber besonders dazu, die von Ref. in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft I p. 250 ff. nachgewiesene Versabtheilung in den vorliegenden Abdruck mit aufzunehmen. Auch in der Capiteleintheilung des Yaçna und Vispered wurden auf Grund dieser Ausgabe Veränderungen vorgenommen, hier aber muß Ref. Einsprache erheben. Anquetil ist hierin durchaus nicht willkührlich verfahren, wie ihm Hr. B. p. XI. vorwirft, sondern seinen Handschriften gefolgt, die hierin gewiß mehr Berücksichtigung verdienen als eine neue Ausgabe vom Jahre 1843. Daß diese neue Capiteleintheilung nicht die richtige seyn kann, sieht man auch daraus, daß ganz unselbstständige Stücke als eigne Capitel gelten, man vergl. Yaçna cap. 60. und p. 347. — Im Uebrigen hat mich nun auch die Durchsicht der Lesarten der bombayer Ausgabe, die ich früher nicht kannte, noch in der Ansicht bestärkt, welche ich schon im Bulletin der K. Akademie für 1848. Nr. 34—36. über die Handschriften des Vendidad im Allgemeinen aufgestellt hatte, die nämlich, daß es weder bloß mit den Vendidads mit Uebersetzung noch mit den Vendidad-sâdes allein möglich sey, einen correcten Text herzustellen. Vergleicht man aber diese beyden Handschriftenreihen mit einander, so findet man dann wirkliche Lesarten und zwar bietet bald die eine bald die andere Reihe das Richtige. Ich will die a. a. O. aus den ersten Capiteln des Vendidad gegebenen Beyspiele noch um einige vermehren. So heißt es p. 153: yat. dim. aênô. manag'ha. paiti. aênaoiti. So lesen sieben Handschriften der V. S. die ich vor mir habe und doch ist die Stelle falsch, die Handsch. mit Uebers. lesen richtig ashnaoiti statt aênaoiti: „wenn ihm Rache im Geiste sitzt.“ Gleich darauf lesen alle Handsch. mit Uebersetzung pukhdhemchit statt pukhdhaêchit wie in allen Vendidad-sâdes steht. So steht p. 162. für: yaêcha. idha. nara. hâmô. daêna. jaçât. in allen Vendidad-sâdes, während die richtige Lesart jaçaṅn ist. — P. 164 lesen die Handsch. mit Uebersetzung richtig itha. hô. upa. meretô statt yatha etc. Solcher Beyspiele ließen sich noch viele anführen, doch mögen diese um so mehr genügen, als ich schon in meiner oben erwähnten Vorlesung als auch in meiner Abhandlung über einige eingeschobene Stellen im Vendidad eine beträchtliche Anzahl derselben gesammelt habe.

Beygegeben ist dem Texte des Vendidad-sâde ein Inder aller darin vorkommenden Wörter. Hierbey ist nun ein Uebelstand, daß durch die Verderbtheit der pariser Handschrift viele Unformen in denselben aufgenommen werden mußten, anderes Zusammengehörige ist auseinandergerissen, weil das Wort an den verschiedenen Stellen, wo es vorkommt anders geschrieben ist. Dann folgt noch ein Glossar d. h. wie es der Hr. Verf. p. XIII. gefaßt haben will, ein Verzeichniß sämmtlicher bisher erklärter Zendwörter. Der Werth dieser Erklärungen, soweit sie nicht von Burnouf herrühren, ist natürlich sehr relativ. Ref. hält es für angemessen, diejenigen seiner Erklärungen hier anzugeben, denen er einige Sicherheit zutraut. Es ist also durchaus nicht gesagt, daß ich mit den Erklärungen der Wörter, welche ich mit Stillschweigen übergehe, übereinstimme, aber ich will nicht an die Stelle haltloser Vermuthungen neue setzen, die vielleicht nicht viel besser begründet sind.

Aithyajag˘ha muß wie ich glaube aithyéjag˘ha geleſen werden, ich leite das Wort übrigens von der ſkr. Wurzel tyaj ab. Ueber die Geſchichte des Wortes innerhalb der iraniſchen Sprachen vergl. man meine Abhandlung über den 19 Fargard des Vendidad p. 49. — aosha, Tod man vergl. meine eben angeführte Abhandlung p. 53. 54. — agusta hängt mit gaôsha, Ohr, zuſammen „noch nie gehört.“ — apakhshathra heißt „ohne Königreich“ dieß iſt auch die Ueberſetzung Neriosenghs', in deſſen Handſchriften aparâjyân ſtatt aparâghyân zu leſen iſt — amesha d. i. unſterblich (vergl. auch mashya, Menſch) dem mesha entgegengeſetzt, man vergl. V. S. pp. 196. 235. jvaçchit noit bvat ashava meshaçchit nôit bakhshaiti vahistahê ag˘heus d. h. im Leben iſt er nicht rein, wenn er geſtorben iſt wird er des Paradieſes nicht theilhaftig. An beyden Stellen haben die Vendidad-sâdes falſche Lesarten. — Ueber ayashkem vergl. man unten zu yaçka. — avô. qarena. Dieſes Wort iſt deßwegen merkwürdig, weil es eines der wenigen iſt, wo die Tradition Neriosenghs von der der Huzvareſch-Ueberſetzung abweicht. Neriosengh überſetzt es durch „Stall“ (gavâm nivâsatih), eine Ueberſetzung, welche große etymologiſche Schwierigkeiten bietet, cf. Yaçna p. 548.

(Schluß folgt.)

1. Rig-Véda.
2. The White Yajurveda.
3. Sâmavedârcikam.
4. Indiſche Studien.

(Schluß.)

Das Gloſſar führt zwey Wörter mit der Bedeutung „Elephant“ auf: ibha und várana. Beyde haben dieſe Bedeutung unbeſtritten im ſpäteren Sanskrit; für das wediſche aber glaube ich dieſelbe beyden abſtreiten zu müſſen, um ſo mehr als ſich mit ihr für einige Stellen ſchlechterdings kein Sinn gewinnen läßt. Mir ſcheint, daß ibha die Bedeutung „Gefolge, Geſinde“ an einer Stelle vielleicht „mit Gefolge umgeben,“ várana aber die Bedeutung „ſchrecklich“ hat. Die Frage hat aber nicht bloß eine lexikaliſche, ſondern auch eine geographiſche oder geſchichtliche Bedeutung, weil es ſich darnach entſcheiden wird, ob die Wedadichter den Elephanten gekannt haben.

Nummer 4 iſt eine in zwangloſen Heften erſcheinende Zeitſchrift, welche ſich auf das Gebiet des indiſchen Alterthums beſchränkt. Sie ſoll zur Veröffentlichung der mancherley Einzeluntersuchungen dienen, welche zunächſt das Studium der Weden hervorgerufen hat. Bey dem ausgedehnten Kreiſe der Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft und bey dem leider nahe bevorſtehenden Eingehen der Laſſen'ſchen Zeitſchrift für Kunde des Morgenlandes, ſagt Dr. Weber im Vorwort; iſt eine Zeitſchrift wie die hier begonnene Bedürfniß der Wiſſenſchaft. Das vorliegende Heft enthält 1. Text und Ueberſetzung von Madhuſudana-Saraswati's encyklopädiſcher Ueberſicht der orthodoxen brahmaniſchen Literatur, vom Herausgeber. 2. von demſelben „über die Literatur des Samaweda, eine Anzeige von Benfeys eben beſprochenem Buche, in welcher Herr Weber Gelegenheit nimmt über mancherley auf dieſen Weda ſich beziehende Bücher Mittheilung zu machen, welche er in engliſchen Sammlungen oder in der Berliner unterſucht hat. 3. von demſelben „über den Taittirija Weda, aſtronomiſche Data aus beyden Jadſchus und eine Stelle des Taittirija Brahmana über die Mondshäuſer. 4. A. Kuhn, über die Brihaddevata, ein für die Erklärung des Rigweda wichtiges Buch, das ſich handſchriftlich auf der Berliner Bibliothek findet. 5. Th. Aufrecht, das 15. Buch des Atharwa Weda. 6. Vom Herausgeber, eine Skizze aus Panini über den damals beſtehenden Literaturkreis. Sämmtliche Abhandlungen ſind ſchätzenswerthe Arbeiten, und es iſt zu wünſchen, daß die Zeitſchrift ſo vielen Abſatz finde als nothwendig iſt, um den Herausgeber und Verleger zu Fortführung derſelben zu ermuthigen.

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

The Journal of the Royal Asiatic Society. Vol. XI. part I. 193 et XXIII pag. Vol. XII. part 1. 251. pag. London 1849. 8.

Seit dem Tode des zu früh verstorbenen J. Prinsep haben die reichen Beyträge zur Münz- und Inschriftenkunde, welche das Journal of the Asiatic Society of Bengal in den Jahren 1833—40 gebracht hatte, sehr merklich nachgelassen, theils weil es in Calcutta an einem so eminenten Talente fehlt wie es Prinsep für Entzifferung aller Schriftgattungen unläugbar besaß, theils aber auch weil die Ermunterung und Anregung aufhörte, welche er den Forschern auf gleichem Felde zu Theil werden ließ. Für Indien ist dieß sehr zu bedauern, denn die einzigen vollkommen gesicherten Data für die ältere Geschichte dieses Landes können wir bloß aus den Inschriften erhalten und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in dieser Beziehung noch viel Werthvolles zu Tage gefördert werden kann; die asiatische Gesellschaft in London scheint nun die Lücke, welche durch den gegenwärtigen Mangel an Interesse im Oriente selbst entstanden ist, nach Kräften ausfüllen zu wollen und es ist gewiß, daß sie namentlich zu Indien in einem näheren Verhältnisse steht, als etwa die orientalischen Gesellschaften zu Paris oder Leipzig, wenn sie auch nie das zu leisten vermag, was mit wenig Mühe in Indien selbst geleistet werden kann. Die beyden oben genannten Hefte ihres Journals, welche eben zusammen ausgegeben wurden, enthalten so wichtige Beyträge, namentlich für Münz- und Inschriftenkunde, daß uns ein näheres Eingehen in die einzelnen Abhandlungen erforderlich scheint.

Vol. XI. 1. bringt die Fortsetzung von Rawlinsons Memoire über die Keilinschrift von Behistun, welche unsere Kenntniß des Altpersischen gänzlich umgestaltete. Wir haben über diese hochwichtige Arbeit schon früher in diesen Blättern berichtet, soweit sie in Bd. X. vorlag; der nun begonnene eilfte Band bringt den ersten Theil des Glossars (a — d). So viel wir wissen, hat Hr. R. seine ganze Arbeit auf einmal zum Drucke nach London geschickt, und den Mängeln desselbe durch spätere Zusätze nachzuhelfen gesucht; hieraus erklärt sich denn, daß Manches Veraltete vorkommt, da der Verf. in Bagdad die europäischen Arbeiten über denselben Gegenstaud nicht schnell genug benützen kann. Trotzdem enthält auch das Glossar des Beachtenswerthen sehr viel, denn es hat wohl kein europäischer Gelehrte die Inschrift von Behistun so sorgsam nach allen Seiten hin verglichen und studirt, wie dieß Hr. R. thun konnte und gethan hat. Was Ref. zur Erklärung dieser wichtigen Inschrift beytragen konnte, hat er schon früher gegeben, derselbe kann sich also hier kurz darüber fassen und und will nur einige wenige Bemerkungen beyfügen, welche sich ihm beym Durchlesen dieses Heftes dargeboten haben. Das schwierige Wort athagaina, welches nur in einer kurzen Inschrift des Darius (L) vorkommt und in der isolirt stehenden des Artaxerxes II, hat Hrn R. mehrfach beschäftigt, ohne daß er zu einem genügenden Resultate gelangte (Vol. X.

p. 314. Vol. XI. p. 7. 8.), obwohl er an der letztgenannten Stelle der Wahrheit ziemlich nahe kommt. Ich glaube hierüber weitere Andeutungen geben zu können. Der altpersische Diphthong ai entspricht nämlich einem zendischen aê (cf. aiva = aêva, aitat = aêtat), da nun aina nicht gut dem sanskritischen Instrumentalis auf ena entsprechen kann, wie dieß Hr. R. selbst einsieht, so bleibt uns bloß übrig — aina (= zd. aêna) für ein Suffix zu nehmen. Nun bildet das zendische Suffix aêna Adjectiva, welche einen Stoff ausdrücken (z. B. Zaranaêna golden, ayag'haêna eisern, zarstvaêna, fravakhsaêna u. s. f.), dasselbe ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit der altpersischen Endung aina der Fall. Ich möchte das Wort athangaina lesen (n wird bekanntlich im Altpersischen vor einem Consonanten nicht geschrieben) und durch „steinern" übersetzen, indem ich an das neupersische سنگ denke. Im Zend ist mir allerdings dieses Wort noch nicht begegnet. — Adinam erkläre ich aus der zendischen Wurzel zi (sskr. ji), di verhält sich zu zi wie adam zu azém oder ayadana zu yaz. — Die Form ahati (p. 28) findet sich in der zendischen ag'haitê wieder. — Die Worte gaithamcha mâniyamcha (Beh. I, 64. 65.) kann ich nicht mit Hrn. R. durch cantationemque cultumque wiedergeben, gaitha ist nicht sanskrit gîtha, sondern = zend. gaêtha, Welt, mâniyam muß = nmâna, Wohnung, stehen. Ava parâ (p. 58) steht für avat para, die zendische Präp. para, vor, regiert den Accusativ z. B. Yaçna cap. 19. chit avat vachô aç ahura mazda yat mê fravaŏchô para açmĕm para apĕm para zaṅm u. s. f. d. h. Welches war das Wort o Ahura Mazda, das du mir gesagt hast vor dem Himmel, vor dem Wasser, vor der Erde (d. h. eher als Himmel und Erde geschaffen wurden).

(Fortsetzung folgt.)

Vendidad-sade.

(Schluß.)

Einfach giebt es die Huzvâresch-Uebersetzung durch אפאור i. e. أخور, Quelle wieder, was mir auch ganz gut in unseren Text zu passen scheint. Die einzige Schwierigkeit, die Erweichung des p in avo ist leicht zu beseitigen, da dieselbe unzweifelhaft im dat. pl. aiwyô vorkommt. Neriosenghs Auffassung ist vielleicht daher entstanden, daß für אפאור in seiner Handschrift אאור i. e. أخر, Stall, stand. Unsere Auffassung von avô. qarena hebt nun auch die Nöthigung auf, dem Worte qarena die Bedeutung „Nahrung" zu geben, welche sich sonst nirgends belegen läßt. — ashaojag'h heißt „sehr kräftig" nähere Nachweisungen über die Partikel ash, welche gewöhnlich durch כבור ausgedrückt wird, behalte ich mir für einen anderen Ort vor. — Zu açtu und açtvat vergleiche man jetzt meine Bemerkungen a. a. O. p. 69. — Akhtûirîm. ahunem. vairîm heißt den viermaligen Ahuna-vairya. Das Gebet yathâ ahû vairyô gehört nämlich zu den Chathru-shâmruta d. h. den Gebeten, welche viermal gesprochen werden sollen. Cf. p. 343, welche Stelle unsere Auffassung zur Gewißheit erhebt. — uzdaêza übersetzt die Huzvaresch-Uebersetzung durch ראראראשה erhaben, ich möchte das Wort durch Aufhäufung wiedergeben, welche Bedeutung sich mit der sskr. Wurzel dih wohl vereinigen läßt. Von derselben Wurzel kommt pairi. daêza Umhäufung, Umzäunung. Mit diesem Worte bringe ich neup. ﺩﺮ Festung in Verbindung, so wie ich auch das Hebr. פרדס und griech. παράδεισος davon ableiten zu müssen glaube. Es wäre demnach Paradies im Persischen ein umzäunter Platz, woraus sich die Bedeutung Garten ohne Schwierigkeit entwickelt. Die gewöhnliche Erklärung von sskr. paradeça ist mir sehr unwahrscheinlich. — Khshathra kommt wohl im Zend einzig in der Bedeutung „Königreich" vor, die Bedeutung „König" läßt sich nirgends erweisen. —

gaoma wird in der Huzvâreſch-Ueberſetzung durch „Fett“ wiedergegeben. — takhstra iſt gewiß falſch, man vergl. jetzt meine Bemerkungen a. a. O. p. 33. — Ueber tbaêsha ibid p. 56. — thwereç heißt wie das hebräiſche ברא urſprünglich ſchneiden. Cf. p. 450. çrvaêcha upa thwereçenti, ſie beſchneiden die Nägel. — dakhsta fehlt im Gloſſar, eine Erklärung des Wortes ſehe man bey Holtzmann in der oben angeführten Schrift p. 131. Bey den Parſen hat es die Bedeutung „Zeichen.“ — dvañç heißt beſtändig herzulaufen, herbeyſtürzen, das Wort wird vom herbeyſtürzen der böſen Geiſter gebraucht — das Wort napât iſt noch immer ſehr dunkel. Offenbar ſtammt es, wie naptar, von einer Wurzel nap; von dieſer kommt im Zend das part. napta feucht naß (cf. das neup. نَاف von klaren Waſſer und gr. νίπτω) und das Abſtractum napti, Feuchtigkeit. — pathana heißt weit, cf. meine Bemerkungen a. a. O. p. 60. — Ueber die Compoſitionen mit puthri vergl. man unten unter frazainti. — Pûitika iſt gewiß in der Bedeutung Unreinigkeit zu faſſen. Alle Stellen, an welchen mir das Wort vorgekommen iſt, weiſen unzweifelhaft darauf hin. Frapithwa iſt nicht das ſanskritiſche prapitva wie Benfey will, ſondern heißt „Ueberfluß“ und ſtammt von der Wurzel pi (ſansk. pîñv). Man vergl. p. 145. hô. imañm daênañm mâzdayaçnîm. frapinaoiti, er befördert dieſes maydayaçniſche Geſetz. Hier muß auch das Wort frazaiñtis noch in das Gloſſar eingeſchaltet werden. Hr. B. hat nämlich s. v. II zan die Form frazayañtîm nach Burnouf eingetragen, ich glaube daß ſie unzuläſſig iſt. In der betreffenden Stelle des 9. Capitels des Yaçna muß meiner Anſicht nach geleſen und überſetzt werden: haomô. âzîzanâitibis. dadhâiti. khshaêtô. puthrîm. uta. ashava. frazaiñtim d. h. Haoma giebt den Gebärenden glänzende Kindſchaft und heilige Nachkommenſchaft. Ich faſſe khshaêtô. puthri und frazaiñti als Abſtrakta, von dem letzteren Worte iſt dieß ganz unzweifelhaft, es kommt auch ſonſt noch im Zend vor und das Huzv. פנצנד neup. فرزند iſt davon abgeleitet. — Auch mit der Ueberſetzung von fsharema kann ich mich nicht einverſtanden erklären. Es iſt dieß das neup. شرم Schaam und die Yaç. p. 517 angezogene Stelle mashyânañm. parô. fsharemât heißt nichts anderes als „aus Schaam vor den Menſchen.“ — Baokhsna überſetze ich durch „Reinigung“ und führe das Wort auf die im Parſi häufig vorkommende Wurzel bokhtan „reinigen,“ zurück, eben dazu gehört auch baôjdri — Bagha kommt auch im Zend in der Bedeutung deus vor, wie ich in Höfers Zeitſchrift für Sprachwiſſenſchaft I p. 63. bereits geltend gemacht habe. — Bipaitistâna heißt nicht zweyſpitzig, wie Bopp will, ſondern zweybeinig. Man vergl. p. 83. aêtat. vachô. vaôchê . . . . para. géus. chathwarĕ. paitistanyâo. dâog hôit. para. nars. ashaonô. bipaitistanahê. zañthwât. Dieſes Wort habe ich geſprochen . . . . vor der Schöpfung des Rindes mit vier Beinen, vor der Geburt des Menſchen mit zwey Beinen. — Yaçka vergleiche ich mit ſkr. yakhsma (= rogarâjah bey Mahîdh: ad Yajv. I 1. d) und überſetze demnach mit „Krankheit.“ — Raoidhita iſt der Tradition zufolge das neup. rod, Fluß. — Rich iſt das neup. rékhtan und die Yaç. p. 464 angeführte Stelle âfs. paiti. raêchayêiti heißt weiter nichts als: „das Waſſer beſpült ihn.“ — Rish iſt dieſelbe Wurzel, die ſich auch im np. rîsch, Wunde, erhalten hat; yâ. kainê. mashyânañm. parô. fsharemât. qatô. garewem. raêshayât heißt: welches Mädchen aus Schaam vor den Menſchen ſelbſt die Frucht verwundet, zerſtört. — Ueber çaochat verweiſe ich auf meine bereits öfter angeführten Abhandlungen p. 9. — Auf Burnoufs Autorität iſt es gewöhnlich geworden von den drey Lesarten çayana, shayana, sayana die erſte vorzuziehen und das Wort auf die ſk. Wurzel çi, liegen, zurückzuführen. Da ſich die Handſchriften überwiegend für shayanem entſcheiden, ſo ſehe ich keinen Grund dieſe Lesart nicht anzunehmen. Nach der Tradition bedeutet das Wort „Wohnung“ und es ſchließt ſich ganz gut an die Wurzel shi und hushitis an. — Shâista iſt der Superlativ von shâo. Letzteres Wort wird mit Unrecht an ha angeſchloſſen, es iſt das neup. schâd und die Stelle p. 143. nôit. zî. îm. zâo. shaô. yâ. daregha. akarsta.

çaitê heißt: denn nicht ist diese Erde froh, welche lange unbebaut daliegt. — Shûtem muß nun zu shu gezogen werden, welche Wurzel ich gleichfalls in meinen Abhandlungen p. 23. besprochen und ihr die Bedeutung „gehen“ nachgewiesen habe.

Dieß wäre das Wichtigste aus den Bemerkungen, zu welchen das vorliegende Glossar den Ref. veranlaßt hat. Mehrere Bemerkungen müßten jedoch wegbleiben, da die Etymologie nicht ohne weitläufigere Beweise hätte dargethan werden können. Ref. kann jedoch das vorliegende Buch nicht verlassen ohne noch besonders darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß in dem Vendidad-sâde Bruchstücke aus zwey verschiedenen Dialecten enthalten sind. Der Hr. Verf. hat diesen meines Wissens noch nicht besprochenen Gegenstand kurz berührt (p. X), ausführlichere Nachrichten über diesen zweyten Dialect wird eine Abhandlung des Ref. im nächsten Hefte von Webers indischen Studien bringen, in welcher der Dialect näher erörtert und der zweyte Theil des Yaçna als in demselben geschrieben nachgewiesen werden wird. Ref. hielt es für nöthig hier darauf hinzuweisen, weil dieser Theil, ohne Zweifel die schwierigste Partie der Zendbücher bildet und ohne reichliche handschriftliche Hülfsmittel und Uebersetzungen derselbe rein unverständlich seyn muß, da auch die Anschauungs- und Ausdrucksweise dieses Theiles nicht unbedeutend von dem abweicht, was bis jetzt aus den Zendschriften bekannt geworden ist.

Ref. wünscht von Herzen, daß das vorliegende Buch seinen Zweck erreichen und dem Zendavesta neue Freunde erwerben möge. Das Verständniß des Buches ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, die Berührung derselben mit anderen Literaturen ist eine so manichfaltige, daß man nur wünschen kann es möchten recht Viele und von ganz verschiedenen Standpunkten aus sich mit dem Studium des Werkes befassen. Das Studium des Werkes aber ist unserer Ansicht nach nicht jenes leichtsinnige Etymologisiren, welches sich seit Jahren auf diesem Gebiete geltend gemacht. Die Unentbehrlichkeit etymologischer Forschung für das Studium des Zendavesta, die unläugbaren Fortschritte, welche Burnouf, auf das Sanskrit gestützt, in dem Studium desselben gemacht hat, haben auf diesem Felde eine bedenkliche Einseitigkeit hervorgerufen. Man scheint ganz vergessen zu haben — was Burnouf nie vergaß — daß die Etymologie bloß ein secundäres Hülfsmittel zur Critik der Tradition ist und manchen Linguist scheint der Meinung zu seyn, daß man den Zendtext bloß in das Sanskrit zurückübersetzen brauche um ihn zu verstehen. Nichts kann irriger seyn als diese Meinung. Die Etymologie allein wird uns nie zu einem Verständniß des Zendavesta verhelfen, sie lehrt uns stets bloß einzelne Wörter und höchstens Sätze verstehen. Das Zendavesta ist nicht bloß ein Wort für Wort umgeschriebenes Sanskrit, es hat auch seine Eigenthümlichkeiten und eben in diesen Eigenthümlichkeiten liegt der Charakter des Buches. Dennoch ist die richtige Bestimmung einzelner Wörter das einzige, was bis jetzt ohne weitere Hülfsmittel für das Verständniß des Zendavesta geleistet werden kann, möge die Etymologie nur auf die richtige Weise gehandhabt werden. Es ist nicht genug, daß eine Etymologie ansprechend ist, sie muß auch wahr seyn. Um dieses zu bestimmen muß man sehen ob die ermittelte Bedeutung auch an den verschiedenen Stellen paßt, wo sie vorkommt, dieses Geschäft ist nun durch den vorliegenden Index wesentlich erleichtert. Es kann ferner ein Wort ganz richtig mit einem Sanskritworte identificirt seyn und kann doch im Parsischen eine andere Bedeutung haben. Um diese letztere zu ermitteln, können die bisher so vernachlässigten iranischen Sprachen die besten Dienste leisten. Nur eine solche besonnene, umsichtige Etymologie vermag das Verständniß des Zendavesta zu fördern, während bloße etymologische Einfälle vielmehr dazu dienen die ohnedieß große Verwirrung noch zu vergrößern, und keine wirklichen Dienste leisten.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

The Journal of the Royal Asiatic Society.

(Fortsetzung.)

Wegen uwâmarshiyus verweise ich auf meine früheren Bemerkungen. Uwâipashiyam (so muß wohl gelesen werden, nicht uwâipshiyam) ist schwer zu erklären, da es nur ein einziges Mal vorkommt, es bietet aber eine auffallende Aehnlichkeit mit dem zendischen ἅπαξ λεγόμενον qaêpaithya im 6 Fargard des Vendidad: aêtê mazdayaçna aêtem iriçtem nidarezayen havaêibya pâdhaêibya qaêpaithyacha varça. d. h. diese Mazdayaçnas sollen die Körper aufheben an seinen Füßen und an seinem Haare. Die Bedeutung „selbst" paßt auch an der fraglichen Stelle der Keilinschrift ausschließlich, so daß sie Hr. R. schon auf das Gerathewohl hin angenommen hat.

Das erste Heft des zwölften Bandes enthält zwey Abhandlungen, welche sich auf die Geschichte Indiens beziehen und für dieselbe von großer Wichtigkeit sind. Wir nehmen die letzte zuerst, theils weil sie unläugbar die wichtigste ist, theils auch, weil sie sich auf eine frühere Zeit bezieht. Es ist dieß eine Abhandlung Wilsons über die Asokainschriften zu Girnar, Dhauli und Kapurdigiri, welche trotz ihrer mangelhaften Erhaltung und ihres vergleichungsweise uninteressanten Inhaltes für die Indianisten aus mehreren Gründen von größtem Werthe sind. Erstens sind diese Inschriften das älteste und sicherste Document für indische Geschichte von Seiten der Inder selbst, das Alter ist über jeden Zweifel erhaben, da ein König Antiochus und die Ptolemäer als gleichzeitige Fürsten erwähnt werden. Zweytens erhalten wir in diesen Inschriften drey indische Dialekte, jünger als das Sanskrit, sie sind daher, abgesehen von ihrer eigenen Wichtigkeit für indische Sprachgeschichte, ein sicherer Beweis, daß um jene Zeit das Sanskrit schon aufgehört hatte lebende Sprache zu seyn. Drittens endlich sind sie wichtig für die Geschichte der indischen Schrift, deren älteste Gestalt sie uns veranschaulichen. Diese Inschriften hat der König Asoka oder, wie er sich selbst in ihnen nennt, Piyadasi, gleichlautend, nur mit wenigen unbedeutenden Veränderungen an drey Plätzen seines Reiches veröffentlicht, nämlich an den Felsen bey Girnar in Guzerat, bey Dhauli in Orissa und bey Kapurdigiri in Afghanistan. Die Inschriften zu Girnar und Dhauli sind in derselben Schriftart, wiewohl in verschiedenen Dialekten geschrieben. Sie wurden zuerst von Prinsep im Jahre 1837 entziffert, herausgegeben und übersetzt, doch zeigte sich bald, daß die Copien der Inschriften, welche Prinsep vor sich hatte, nicht zuverläßig und darum auch die Uebersetzung nicht überall gelungen sey. Der bekannte dänische Gelehrte, Hr. Westergaard, nahm später eine neue Abschrift der Inschrift von Girnar, welche im Jahre 1842 in dem Journale der Bombayer asiatischen Gesellschaft lithographirt erschien und von Hrn. W. auch seiner Abhandlung im Facsimile beygegeben wurde. Endlich ist es Hrn. Norris, dem Sekretär der asiatischen Gesellschaft in London, gelungen, die Inschrift von Kapurdigiri, welche mit altkabulischer Schrift geschrieben war, zu entziffern und ihre Identität mit den Inschriften von Dauli und Girnar nachzuweisen. Man sollte denken, diese dreyfache Inschrift müßte sich ziemlich

leicht lesen lassen, dem ist aber nicht so. Alle drey Inschriften haben sehr gelitten, theils haben sie bedeutende Lücken, theils sind die einzelnen Buchstaben undeutlich geworden, es ist daher unmöglich, einen gesicherten, ja nur einen zusammenhängenden Text herzustellen; einzelne Theile der Inschrift (z. B. das erste Edikt) sind so verstümmelt, daß es nicht einmal möglich ist, den allgemeinen Sinn mit Sicherheit zu bestimmen. Hierzu kommt, daß der Ausdruck der Inschrift oft sehr vag und allgemein ist und Fehler des Steinmetzen häufig auf platter Hand vorliegen, was Alles natürlich an einer sicheren Erklärung hindert. Geläugnet soll indeß keinenfalls werden, daß auch bey mehr fortgeschrittener Kenntniß der indischen Dialekte unser Verständniß dieser Inschriften noch sehr gefördert werden kann; von der Entzifferung der Inschrift von Kapurdigiri versprechen wir uns noch weitere Vortheile, wir hoffen nämlich, daß es jetzt, bey der sicheren Kenntniß der einzelnen Zeichen des altkabulischen Alphabets, möglich seyn werde, die Topeninschriften zu lesen und wir dadurch eine vielleicht etwas sicherere Kenntniß der griechisch-baktrischen und der indo-scythischen Geschichte erlangen könnten. — Die Inschriften enthalten zwölf einzelne Edikte des Königs Piyadasi, von welchen jedoch die Inschrift zu Dhauli bloß zehn enthält, dagegen einige andere ihr eigenthümliche. Wie wir bereits gesagt haben, ist der Inhalt derselben nicht eben sehr wichtig, das Bedeutendste darin sind die Königsnamen und die Namen von Ländern, welche glücklicherweise unversehrt erhalten sind. Es würde ein zu weitläufiges und zugleich unnützes Geschäft seyn, Alle zwölf Inschriften hier durchzugehen und zu prüfen, was für und gegen die einzelnen Vorschläge gesagt werden kann. Wir wollen uns begnügen, bloß dasjenige auszuheben, zu dessen Erklärung wir mit Hülfe des Pali glauben Einiges beytragen zu können. Das erste Edikt ist eines von denen, welche am meisten beschädigt sind, nicht einmal der allgemeine Sinn läßt sich mit Sicherheit ermitteln, es soll meiner Ansicht nach gesagt werden, daß früher viele Thiere getödtet wurden bey festlichen Gelagen, daß dieß aber in Zukunft nicht mehr statt finden solle Es kommt Alles darauf an, wie das Wort ârambho gefaßt wird, Prinsep hat es zuerst mit Tödtung übersetzt, und Wilson ist ihm, wiewohl zweifelnd, hierin gefolgt. Daß der Sinn wirklich dieser sey, geht aus den Inschriften deutlich hervor (cf. IV. 10. anârambho pânanâm avihinsâ bhûtânam). Im Pali heißt ârambho nach Abh. III. 3. 75. destroying of trees, by cutting them down und Clough setzt noch hinzu: an offence against the religion of Buddha, if committed by priests. Der Uebergang von dem Zerstören der Bäume zu dem Tödten der Menschen ist leicht. Besser erhalten und klarer ist die wichtige zweyte Inschrift, in welcher gesagt wird, daß der König Piyadasi in seinem ganzen Reiche und auch in denen der angränzenden Fürsten habe Hospitäler für Menschen und Thiere errichten lassen, diese angränzenden Länder sind nun Choda, d. i. Chola oder Coromandel, Pâdâ, was man nicht Pîdâ lesen darf, wie bisher allgemein geschah. Aus der Lesart Palaya = Pada in der Inschrift von Kapurdigiri glaube ich schließen zu dürfen, daß das Königreich der Pândyas gemeint sey, welches auch der Lage nach hieher paßt. Das Anusvara fehlt in unseren Inschriften sehr häufig, auch wird y, wenn es mit einem Consonanten verbunden ist, in dem Dialekte von Girnar häufig ausgeworfen (cf. kalâna = kalyâna in III). Daß Ketala in Ketalaputa so viel als Kerala sey, wird jetzt durch die Inschrift von Kapurdigiri bestätigt. Tambapanni ist Ceylon, die Verbindung Asokas mit dieser Insel ist auch sonst bekannt. Satiyaputa ist noch unerklärt, vielleicht hängt der Name mit den auf späteren Inschriften erwähnten Satakarnas zusammen. Endlich wird auch noch der Yonarâja (Griechenkönig) Antiyoka und die in seiner Nähe befindlichen Könige genannt. Ref. sieht in dieser Inschrift einen deutlichen Beweis, daß der König, welcher diese Inschriften verfaßte, dem Buddhismus zugethan war, denn es ist sonst nicht bekannt, daß Hospitäler für Thiere eingerichtet werden, bey den Buddhisten aber findet sich diese Sitte bestimmt, man vergl. Mahav. XXXVII. 110 ff.; ein weniger fabelhaftes Beyspiel findet sich in dem drey und siebenzigsten Kapitel desselben Werkes. Die fünfte Inschrift gehört gleichfalls zu den interessanteren, einmal wegen des interessanten Institutes der Dhammamahâmatâ, welche durch dieses Edict eingesetzt werden, dann wegen

mehrerer geographischer Erwähnungen. Letztere sind jedoch unklar, doch geht der wichtige Umstand aus ihnen hervor, daß die Hauptstadt des Regenten Pataliputra war. In dem siebenten Edicte endlich wird erwähnt, daß der König Piyadasi überall in seinem Reiche pativedakâ angestellt habe; es ist aber ungewiß, was darunter zu verstehen sey; Hr. W. nimmt an, es seyen Spione gemeint. Auf ein religiöses mehr den Dhammamahâmatas paralleles Amt scheint eine Notiz bey Upham zu führen (Sacred und historical books of Ceylon III 200). Bey ihm heißt es prati vaidhe signifies the good fortune, that awaits good deeds.

Schließen wir hiemit unsere Bemerkungen über die grammatische Interpretation der Inschriften ab, so können wir doch nicht von denselben scheiden, ohne über die Schlußbemerkungen Hrn. W.'s einige Worte hinzugefügt zu haben. Die Inschriften, welche wir hier vor uns haben, sind unter den Orientalisten allgemein als die Inschriften des Açoka bekannt und auch wir haben ihnen eben diesen Namen gelassen. Hr. W. glaubt widersprechen zu müssen und wenn er auch die Möglichkeit nicht geradezu abstreiten will, daß Açoka der Verfasser derselben sey, so hält er diese Annahme doch auch für nichts weniger als erwiesen (pag. 250). Wir stimmen nun dem um die orientalischen Studien so hochverdienten Manne darin bey, daß die Inschriften keine evidente Gewißheit enthalten, weder über die Religion noch die Person des Urhebers, glauben aber nichts desto weniger, daß die Lage der Sache mehr für die bis jetzt nach Prinseps Vorgange allgemein angenommene Ansicht spricht, als Hr. W. gerne zugeben will. Betrachten wir zuerst die Religion. Die in den Edicten vorgeschriebenen Pflichten sind so allgemeiner Natur, daß sie eigentlich in jede Religion passen, Gehorsam gegen Vater und Mutter, Barmherzigkeit gegen Menschen und Thiere sind die Befehle, welche der König immer wieder einschärft. Mit Recht sagt nun Hr. W., die Achtung vor dem Leben der Thiere sey nichts den Buddhisten Eigenthümliches, sie hätten dieß mit den Brahmanen gemein. Allein es muß auffallen, daß er auf die einzige Stelle, welche specifisch buddhistisch ist, auf die Einrichtung von Thierhospitälern gar keine Rücksicht nimmt.

Diese eine Stelle scheint mir für die Annahme entscheidend, daß der König Piyadasi ein Buddhist war, denn daß die Brahmanen oder ein anderes Volk solche Anstalten eingerichtet hätten, wird nirgends gesagt. Daß sich aber nicht mehr specifisch buddhistisches in diesen Inschriften findet, dafür giebt es zwey, meiner Ansicht nach völlig genügende Gründe. Es ist erstens, wie ich glaube, eine vorgefaßte Meinung, wenn man annimmt, die Edicte des Piyadasi seyen in der Absicht erlassen worden, um der Verbreitung des Buddhismus Vorschub zu leisten. Viel eher ließe sich eine Absicht darin erkennen, die Bekenner der verschiedenen Religionen, welche offenbar im Reiche des Piyadasi existirten, zur Verträglichkeit und Toleranz aufzufordern. Aus der Religionsverschiedenheit der Unterthanen Piyadasi's — wir können deren bis jetzt dreyerley unterscheiden: brahmanische und buddhistische Inder und Pashandas d. h. solche, welche sich den brahmanischen Gesetzen nicht unterwerfen, ohne doch darum Buddhisten zu seyn — erklärt sich auch, warum die vorgeschriebenen Pflichten so allgemeiner Natur sind: sie müssen für Alle gelten, dürfen daher auch nichts irgend einer Religion Specifisches enthalten. Zweytens thut man gewiß Unrecht, wenn man den Buddhismus, wie er uns in den geschriebenen Dokumenten vorliegt, als einen Maaßstab für die Zeit des Piyadasi anlegt. Der Canon der heiligen Schriften des Buddhismus hat sich seitdem gänzlich verändert. Man vergleiche doch die Verzeichnisse der heiligen Schriften der südlichen Buddhisten, welche ich im Cataloge der königlichen Bibliothek zu Copenhagen gegeben habe, mit denen der nördlichen, wie sie Csoma im zwanzigsten Bande der Asiatic Researches zusammengestellt hat. Wie wenig Uebereinstimmendes findet man da und von welchem untergeordneten Werthe für die buddhistischen Dogmen ist selbst oft dieses Wenige! Es ist ja aber auch durch Burnoufs Forschungen ausgemacht, daß die buddhistische Religion am Anfange das nicht war, was sie später geworden ist, daß sich darum die ersten Buddhisten kaum von den Brahmanischen Asceten unterschieden haben werden. Dieß berechtigt gewiß zu der Annahme, daß zu der Zeit des Piyadasi, wo der Buddhismus erst einige Jahrhunderte bestand, der Abstand zwischen beyden Reli-

gionen noch nicht so groß war, als er es später wurde. — Wir haben also gewiß kein directes Zeugniß gegen den Buddhismus in diesen Inschriften, wohl aber eines dafür: die Einrichtung der Thierhospitäler. Ebenso spricht, trotz aller Einwendungen Hrn. W's. die Wahrscheinlichkeit noch immer dafür, daß Asoka der Verfasser dieser Inschriften war. Prinsep war es, der zuerst die Inschriften diesem Könige zuschrieb, auf die Nachweisung Tournours hin, daß dieser König im Dipavanso, einer buddhistischen Geschichte Ceylons, den Namen Piyadassano führe, was mit Piyadasi eins ist. Hr. W. würde Recht haben, daß dieser Grund nicht hinreiche, um die Identität beyder Könige zu begründen, wenn es der einzige wäre, der für Asoka spricht. Folgende Betrachtungen machen mir es durchaus wahrscheinlich, daß Asoka der Verfasser dieser Inschriften sey. Wir haben, wenn unsere oben aufgestellten Behauptungen richtig sind, hier einen buddhistischen König, den wir zugleich genöthigt sind in einer bestimmten Zeit unterzubringen, indem wir ihn zum Zeitgenossen eines Königes Antiochus machen müssen. Wir haben zugleich einen mächtigen König, denn er gebot zu derselben Zeit in Guzerat, Orissa und Afghanistan, solche bedeutende Reiche finden sich nicht oft in der indischen Geschichte, Indien war meist vielfach getheilt. Nun entspricht der König Asoka allen diesen Bedingungen, er war Buddhist, er beherrschte ein mächtiges Reich, er kann freylich als Zeitgenosse eines Antiochus gelten, des Antiochus Theos nämlich, welcher 247 v. Chr. starb. Unter diesen Umständen erhält die Namensähnlichkeit von Piyadasi und Piyadassano ein ganz anderes Gewicht. Was Hr. W. p. 248 geltend macht, daß der politische Zustand der Länder zwischen Syrien und Indien einen Verkehr zwischen Antiochus und Asoka nicht begünstigt haben könne, so schließt das doch einen friedlichen Verkehr durch Gesandtschaften durchaus nicht aus, und nur von einem solchen ist in den Inschriften die Rede. Wenn endlich im dreyzehnten Edicte die Namen Antigono, Antiyoko, Maga und (nach der Inschrift von Kapurdigiri) Alikasunari d. i. Alexander vorkommen, die unmöglich in derselben Zeit gelebt haben können, so sieht Ref. nicht ein, wie dieß gegen die obigen Behauptungen geltend gemacht werden kann. Die Stelle der Inschrift, an welcher jene Namen vorkommen, ist so verdorben, daß nicht zu ermitteln ist, in welcher Beziehung sie genannt werden und die Annahme, daß von persönlichen Beziehungen die Rede sey, ist bis jetzt durch Nichts begründet. — Welcher Art auch immer die Beziehungen des Königes Piyadasi zu den griechischen Königen gewesen seyn mögen, das dürfen wir als sicher annehmen, daß sie friedlicher Natur waren. So dunkel auch der griechische Verkehr mit Indien in den unruhvollen Zeiten nach Alexanders Tode ist, so ist doch die Annahme sehr wahrscheinlich, daß die griechischen Beherrscher des baktrischen und indisch-griechischen Reiches wesentlich zur Verbreitung des Buddhismus in den von ihnen beherrschten Ländern — wo er vor der Ausbreitung des Islam Landesreligion war — beygetragen haben werden. Persönlich waren sie wohl ihrer angestammten Religion getreu, es ist aber leicht zu glauben, daß sie der friedlichen Verbreitung des Buddhismus unter ihren barbarischen Unterthanen kein Hinderniß in den Weg gelegt haben werden, zumal wenn politische Rücksichten gegen indische Nachbarkönige es wünschenswerth machten. So ist es denn ein beachtenswerther Umstand, daß die einzigen Erwähnungen, die wir indischerseits von den Griechen haben, bey den Buddhisten gefunden werden. Mag dieß auch zum Theil seinen Grund darin haben, daß die Buddhisten historische Data weniger zu verdrehen gewohnt sind als die Brahmanen, so setzt es doch immer eine Verbindung mit den Griechen voraus, wenn sie berichten, daß einer ihrer berühmtesten Lehrer, Nagasena oder Nagarjuna, am Hofe des Griechenkönigs Milinda zu Sagala im Pendschab gelebt habe, in welchem Namen Milinda Benfey wohl mit Recht den König Menander erkannt hat, von dem noch Münzen vorhanden sind. Ebenso berichten die Buddhisten, daß bey Einweihung eines buddhistischen Gebäudes in Ceylon Pilgrime aus Alasadda d. i. Alexandrien sich einfanden. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. Vierzehnter Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer ꝛc. Kiel, Mohr. 1849. 39 S. 8.
2. Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der k. Pr. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, 1848. 78 S. 8.

Die erste der beyden hier verzeichneten Schriften ist wesentlich durch einen Theil des Inhaltes der zweyten, man kann sagen, veranlaßt worden oder nahm wenigstens davon den wesentlichen Theil ihres eigenen Inhaltes her; beyde aber handeln von der endlichen Lösung der Runenschrift an dem sogenanten goldenen Horne von Tondern unter Umständen, die für deutsche Urzeit von größter Wichtigkeit sind. „Begreiflicher Weise (beginnt Schrift I) sind die Umstände des verflossenen Jahres den Bestrebungen der Gesellschaft wenig günstig gewesen;“ auch das eben ablaufende noch nicht: auch dieses begann wieder mit dem brudermörderischen Kampfe um Fridericia und selbst Schweden sollte hineingezogen werden. Inzwischen erschloß jenes goldene Horn friedlich und harmlos das Runengeheimniß seiner Schrift und bekundete schon durch die Vereinigung der auf seine Lösung verwandten Kräfte, daß hinter jenem vorübergehenden Streite eine viel höhere Union als die Kalmarische der ganzen germanischen Zukunft vorbehalten sey. Auf schleswigischem Boden vor mehr als hundert Jahren gefunden, von Dänen vielfach falsch, von Schweden und Isländern schon besser gedeutet, findet die lange verschlossen bleibende Inschrift endlich durch einen Norweger die richtige Lösung, weil dieser endlich, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, von dem „eitlen Wahne“ abließ, den Bredsdorff, obgleich er von den Schriftzügen richtig urtheilte, mit mehreren Landsleuten noch theilte, „daß alle dergleichen Sprachdenkmale nordisch oder quasinordisch, im Gegensatze zu den deutschen seyen“ (II, 39—40.) —

Im Jahre 1639, am 20. Juli, ward bekanntlich bey Gallahuus in der Grafschaft Schackenburg, einer dänischen Einklammerung im Schleswigischen, ein großes, gebogenes, unten wie oben offenes, 6 ℔ 13 Loth schweres, goldenes Horn gefunden, das mit seltsamen Gebilden (Menschen, Thieren, Thiermenschen) versehen war. Der Fund ward gleich damals und später vielfach besprochen (von Olaus Wormius 1641, R. Eyard 1644, Arnkiel 1683, Eccard 1750 u. s. w.), auch mehrfach abgebildet. — Ziemlich hundert Jahre darauf, im Jahre 1734 (am 2. April), nur 25 Schritte vom Fundorte des ersteren und eben so wenig tief in der Erde, ward vom Köthner Erich Lassen beym Lehmgraben ein zweytes, noch größeres und 7 ℔ 11 Loth wiegendes Goldhorn gefunden, das wie jenes erstere oben wie unten offen, gleichartige Gestalten eingegraben zeigte, zugleich aber mit einer klaren, ziemlich großen Inschrift versehen war, die man auf den ersten Blick für Runen erkennen mußte. Auch dieser Fund wurde von Anfang an vielfach, ja wegen seiner Inschrift noch mehr als der

erstere, besprochen (von Lakmann und Pauli 1734, von Grauer und Gutacker 1736. 1737, Hommel 1769. 1773, Hummel 1792 u. s. w.).

Beyde Hörner waren in die Kunstkammer zu Kopenhagen abgeführt worden, um hier am 4. Mai 1802 gestohlen und — eingeschmolzen zu werden. Zum Glücke waren, besonders vom zweyten, mit der Inschrift versehenen zuvor gute Abzeichnungen genommen worden, in Kopenhagen und Kiel. Mehr oder minder gute Abbildungen veröffentlichten hienach Grauer, Westfalen, P. E. Müller u. s. w. Nachdem aber der vernichtende Diebstahl geschehen war, setzte man in Kopenhagen einen Preis, nicht auf Wiedererlangung des einmal unwiederbringlich Verlornen, sondern auf eine Abhandlung über Bedeutung des Hörnerpaares aus und 1806 trat der eben genannte P. E. Müller mit einer — „keltiberischen" Auslegung hervor, die im selben Jahre Abrahamson in's Deutsche übersetzte. Ihm folgte 1812 Knud Henneberg, der, sammt Grauer, doch nicht ganz so „sinnlos," wie J. Grimm II, 57 sagt, wenigstens was die Lesung der Schrift betrifft, zu Werke gieng, wie auch Bryngulffen 1823 nicht schlimmer fehlgegriffen, als zum Theil auch W. Grimm 1824 noch in seiner Beurtheilung (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1824, S. 1026).

Die Eingangs bezeichnete bisherige Einseitigkeit nordischer, besonders dänischer, Gelehrten, Alles nur aus nordischen Sprachklängen abzuleiten oder auszulegen, welcher Sucht auch Finn Magnussen in Betreff unsrer Runeninschrift 1841 noch unterlag, verleitete 1836 — 39 (Schriften der K. Nordischen Antiquarischen Gesellschaft S. 161 ꝛc.) noch Bredsdorff, obgleich er die Runen oder die Schrift richtig erkannte, nicht das Rechte zu treffen, und es blieb dem Professor Münch in Christiania vorbehalten, sich von jener Kurzsichtigkeit frey zu machen und darnach den Nagel auf den Kopf zu treffen. Diese seine Lösung sandte er der K. Akademie zu Berlin ein und wurde dieselbe in Nro. II. 39 — 57, begleitet von wesentlichen Nachträgen J. Grimm's (S. 57 — 58) veröffentlicht.

Es war wohl natürlich, daß dieser neue geistige Fund zunächst und am Meisten denen zu Herzen gieng, die darauf das nächste Landesanrecht hatten, den Schleswig-Holsteinern; wir finden daher auch den für das gemeinsame germanische Alterthum in Kiel so glücklich als eifrig thätigen Professor K. Müllenhoff sogleich nach Erscheinen jenes berlinischen Berichtes (II) bereit, die Untersuchung (in I), vorzugsweise in Grimm's Sinne, fortzuführen und durch neue Beyträge zu bereichern.

Bredsdorff, der im J. 1822 eine weniger bedeutende kleine Schrift Om Runeskriftens oprindelse (19 S. 4.) geliefert hatte, war am oben a. O. auf den Grund eines im Jahre 1774 zu Wadstena auf Schonen gefundenen, im Antiquitäten-Archiv zu Stockholm aufbewahrten, von Finn Magnussen abgebildeten Brakteaten mit dem angelsächsisch deutschen Runen-ABC (nach seinen thrîdeilar oder thrîdeilingar) auf den folgereichen Gedanken gefallen, auch die Inschrift des goldenen Hornes von Tondern nach jenem ABC zu deuten, auf welches auch W. Grimm 1828 schon gewiesen hatte. Die aus jener Prüfung hervorgegangene Fassung wird im Allgemeinen fortan nicht mehr angezweifelt werden können.

Indem wir dieselbe hier zu weiterer Betrachtung in gewöhnlicher lateinischer Schrift hersetzen, sey bemerkt, daß die Trennung und Verbindung der Wörter ganz nach den Urzeichnungen wieder gegeben ist, denen auch die viermaligen und viergliedrigen Trennungspunkte angehören, und daß das letzte Wort auf dem Horne schmaler und leichter eingegraben war als die drey ersten Schriftglieder. Die Inschrift lautet

EKHLEVAGASTIM ⁘ HOLTIGGAM ⁘ HORNA ⁘ TAVIDO ⁘

Ehe wir zur Erklärung vorschreiten, möge zur Bestätigung des über die früheren Lesungen (nicht Auslegungen!) oben bereits Gesagten, hier beygebracht werden, daß während P. E. Müller höch-

ſtens horn und holt erlas, Grauer doch bis zu holtigdöm hornö (oder horn) atomoo oder alöthimo; Henneberg (und Olaſſon) bis zu holtimueth horne, Bryngulfſen aber, anders anhebend, bis zu Tovido ek hlevo gortini hol tisom horno vorſchritt, für welcher Leſung erſtes, nahe ans Richtige ſtreifende Wort, W. Grimm (am oben a. O.) Tethimo als verſetzt für Temitho (gleichſam toemi thu d. i. evacue, πῖθι) leſen wollte und hinter Bryngulfſens gortim das richtige gaſtim nicht ahnte, obſchon er auf der folgenden Seite (1028) von der „Luſt der Gäſte“ ſpricht.

Was nun die Erklärung oder Auslegung jenes gewonnenen Textes betrifft, der auch zu alliteriren ſcheint, ſo kann es ſich natürlich dabey fortan nur um den neuerdings von Münch und Grimm-Müllenhoff verſuchten handeln.

Münch deutete (II, 44): Ego Hleva hoſpitibus ſilvicolis cornua feci; Grimm deutete (II, 58): (Ego) intimis hoſpitibus Holtſatis pocula dedi; Müllenhoff (I, 22): Ego intimis hoſpitibus (contubernalibus) ſilvicolis cornua fabricavi.

(Fortſetzung.)

The Journal of the Royal Asiatic Society.

(Schluß.)

Faſſen wir nun unſer Urtheil über dieſe neue Bearbeitung dieſer Inſchriften zuſammen, ſo iſt unläugbar ein neuer Schritt zur Erklärung derſelben gethan, freylich kein ſo großer als man wohl wünſchen möchte. Doch bleiben immer noch Hoffnungen für die Zukunft; man muß bedenken, daß wir nur erſt von den Inſchriften zu Girnar beglaubigte Abſchriften haben, die von Kapurdigiri und Dhauli aber noch ſehr viel zu wünſchen übrig laſſen. Beſonders die zuletzt genannte Inſchrift hat Ref. immer die verſtändlichſte geſchienen und es iſt zu bedauern, daß ſie ſo ſehr verſtümmelt iſt. Eine genauere Abſchrift als die jetzt vorhandene würde indeß gewiß noch Vieles aufklären.

Eine zweyte Abhandlung des zwölften Bandes dieſer Zeitſchrift behandelt indiſche Münzen und führt den Titel: On the dynasty of the Shah Kings of Surashtra. Der Verfaſſer, ein Hr. Thomas, hat was in England über dieſen Gegenſtand erſchienen iſt, erſchöpfend benützt, es iſt jedoch zu bedauern, daß er nicht gekannt zu haben ſcheint, was zwey deutſche Gelehrte, die HH. Benfey und Laſſen über dieſen Gegenſtand veröffentlicht haben. Der zuletzt genannte Gelehrte hat eine Inſchrift, welche ein König dieſer Dynaſtie, Rudra-svâmin, ſetzen ließ, die Prinſep zuerſt bekannt gemacht und erläutert hat, einer neuen Critik unterworfen und mehrere zum Theil ſehr abweichende Erklärungen gegeben. Doch hat dieß wohl weniger zu bedeuten, da Hr. Th., wie er p. 21. not. verſichert, eine neue von Wilſon mit Hülfe eines neuen Facſimile angefertigte Ueberſetzung dieſer Inſchrift benützen konnte. Beyde deutſche Gelehrte haben ferner auf einen Umſtand aufmerkſam gemacht, der Hrn. Th. gleichfalls entgangen iſt, die Unterſcheidung zwiſchen Khsatrapa und Mahâkhsatrapa auf den Münzen, der letzte Titel wird wohl bloß wirklichen Herrſchern angehören, während die Khsatrapas — meiſt jüngere Söhne desſelben Vaters — ihm untergeordnet ſind. Dieſe Annahme liegt ſo nahe, daß man ſich wundern muß, daß Hr. Th. nicht ſelbſt darauf gekommen iſt, ſtatt ſeiner p. 39 ausgeführten Hypotheſe: es möchte zu dieſer Zeit eine Art republikaniſcher Verfaſſung in Guzerate ſtattgehabt haben. Weſentlich weicht Hr. Th. von den beyden deutſchen Erklärern hinſichtlich des Zeitalters der Sahakönige ab, die er 50 — 60 v. Chr. ſetzt, während ſowohl Benfey als Laſſen 65—80 v. Chr. annehmen. Dieſe Verſchiedenheit entſteht dadurch, daß Hr. Th. eine andere Aera für die auf den Münzen befindlichen Zahlen annimmt, Benfey und Laſſen haben ſich für die Aera des Vikramâditya entſchieden, Hr. Th. nimmt die des Çrîharsha an, welche erſt durch den Araber Albirûni uns bekannt geworden iſt, und die 457. v. Chr. beginnt. Ref. geſteht, daß ihm die Annahme des Hrn. Th. allerdings am beſten zuſagt, einmal weil die Münzen beſonders

schön sind und den griechischen noch sehr ähnlich, dann weil die Schrift der Münzen und des Rudrasvâmi derjenigen Schrift, deren sich Asoka bediente noch zu nahe steht, als daß man einen so langen Zwischenraum annehmen dürfte. Es handelt sich hier allerdings bloß um Wahrscheinlichkeit, zu einer Sicherheit über diese Periode der indischen Geschichte werden wir, wenn sich uns nicht ganz neue Hülfsquellen erschließen, wohl niemals gelangen. Sicher ist bloß, daß diese Gattung von Münzen nicht vor 260 v. Chr. und nicht nach 543 n. Chr. geprägt worden seyn können, denn um diese Zeit beginnt die Dynastie der Vallabhikönige, über die wir sichere Nachrichten haben. — Die Hauptverdienste der vorliegenden Abhandlung sind nun: 1) die Entdeckung eines neuen Königes, des Içvara-datta, der sich aber leider in die Liste der Sâha-Könige nicht einreihen läßt, da weder der Name seines Vaters noch seines Sohnes auf den Münzen vorkommen, wie dieß sonst meistens der Fall ist. Hr. Th. hat ihn an die Spitze der ganzen Reihe gesetzt. 2) verdanken wir Hrn. Th. die richtige Lesung des Namens Jîva-dâma statt Jina-dâma wie bisher allgemein angenommen wurde. Dieser Umstand ist deßwegen richtig, weil man auf diesen einen Namen die Hypothese hat bauen wollen, die Dynastie sey dem Buddhismus zugethan gewesen, wiewohl sonst gar nichts auf den Buddhismus hinweist. Durch die richtige Lesung des Namens ist diese Annahme wohl für immer beseitigt. In den Sternen und sonstigen Zeichen der Münzen sieht Hr. Th. eine Bestättigung seiner Ansicht, die Sâha-Könige seyen der Feuerreligion zugethan gewesen. Auf Persien weist jedoch weiter Nichts hin als etwa der Titel Khsatrapa, gleichwohl kann man sicher annehmen, daß die Dynastie eine rein indische war.

Wir haben bey diesen beyden wichtigen Abhandlungen des zwölften Bandes so lange verweilt, daß wir die übrigen nur noch kurz berühren können. Eine Abhandlungs Newbold's: Summary of the Geology of Southern India gehört nicht in das philologische Gebiet und ist eine Fortsetzung aus Vol. IX. des Journals. Sehr dankenswerth ist: Illustration of the route from Seleucia to Apobatana, as given by Isidorus of Charax, by C. Masson. Hr. Masson hat die Gegend, von der er spricht, selbst bereist und giebt genauere Nachweisungen über die Entfernungen der Ortschaften und auch Einiges, das archäologisch nicht ohne Interesse ist. Es wäre zu wünschen, daß die Reisenden im Oriente sich öfter ähnliche Aufgaben stellten, Geographie und Archäologie könnten nur dabey gewinnen. Die nun noch übrige Abhandlung: Report on the progress of the culture of the China Tea plant in the Himalayas from 1835 to 1847 by Forbes Royle hat ein zumeist praktisches Interesse. Hr. Royle war der erste, der darauf aufmerksam machte, daß die Theestaude in mehreren Gegenden des Himalaya mit Glück und weniger Kosten gebaut werden könnte als in China, und daß besonders die geringeren Sorten des Thees unter den Asiaten reißenden Absatz finden würden, da er gewiß besser seyn werde als der, den sie jetzt genießen. Es gelang Herrn Royle, die Regierung zu Calcutta für dieses Unternehmen zu interessiren, und im Jahre 1835 wurde der erste Thee im Himalaya gesäet. Der erste Versuch mißlang; ein zweyter im Jahre 1839 hatte aber besseren Erfolg und seitdem ist die Theecultur im Himalaya im fortwährenden Zunehmen. Geschickte Arbeiter wurden aus China selbst herbeygeholt, die Londoner Theehändler sprachen sich über das Product nicht ungünstig aus und die Asiaten kaufen dasselbe, wie Hr. Royle vorausgesagt hatte, gerne und neuerdings mit erhöhten Preisen.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. Vierzehnter Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer.
2. Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der k. Pr. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

(Fortsetzung.)

Ueber cornua (oder pocula) d. i. horna (haúrna) kann in Betreff des Wortes und seiner Bedeutung kein Zweifel herrschen; die drey Ausleger stimmen auch über Casus und Numerus überein. Auch über holtiggam und -gastim war unter ihnen in Betreff der Form keine Meinungsverschiedenheit entstanden. Aber eben so wenig über das erste Wort das ganzen Satzes (ek), das sich alle Drey vom strengverbundenen ersten Satzgliede gewaltsam ablösten, wobey Münch noch weiter gieng, indem er auch hleva von gastim abtrennte, die Grimm (und ihm nach Müllenhoff) wieder zusammennahm. Münch und eben so Grimm (II, 57) fühlte wohl, daß der Inschrift an sich und namentlich nach dem von ihnen als ik (ego) gedeuteten ek das Wichtigste, ein Name fehle; Grimm weist nach, daß der von Münch irrthümlich aufgestellte hleva eben so irrthümlich von gastim losgelöst sey. Indem wir hiebey von der weitern gewaltsamen Trennung oder Entfernung des vermeinten ik oder ek vom, wenn richtig, als feci oder fabricavi oder auch dedi gedeuteten tavido absehen, reizt die verdächtige Brechung des *i* in *ë* (obenein die Schreibung durch ë), nicht minder die willkürlich vorgenommene Losreißung des Wörtchens oder der Sylbe (ek) von hlevagastim noch andre Erklärungen zu suchen. Ist nämlich hlévagastim richtig durch hláivagastim gedeutet, warum nicht ek gleichmäßig als êk für *aik*-s d. i. quercus nehmen und warum nicht zunächst *ék*hlêv d. i. *áik*hláiv verbinden? oder aber auch *áik*-hlévagastim? Das gothische hláiv und das abgeleitete hlaivasna (wie arhvazna sagitta, filusna multitudo gebildet) bezeichnen sepulcrum, tumulus, *μνημεῖον*, *μνῆμα*; im Altsächsischen bedeutet hlêo den lapis a sepulcro Christi revolutus so wie den, quo Lazari in sepulcro corpus operiebatur; uualdes hlêa aber ist refugium in silva, Waldaufenthalt. Im Angelsächsischen ist hléov, hl'eo, im Altnordischen hlê, lê, im Althochdeutschen hlêo, hlê refugium, tutela, mittelhochd. lie, liewe umbraculum. *Hleov*fëder ist ags. ala obumbrans, *hleó*burh asylum, *hleó*bord clypeus tutor (nord. hliebord das Leebord); hlê-biörg ist nordisch der Name eines Felsen; hleô-mâg ags. consanguineus, hospes intimus, hleó-dryhten dominus carus, tutor, eorla hleó tutela virorum. — Hláivs mag verwandt seyn mit dem gothischen hlija tugurium, *σκηνή*, nord. hlie, fries. hlie, davon sich weiter ableitet hleithra tabernaculum*),

*) Vergl. ags. hlaeder, ahd. hleitara scala, Leiter.

wovon das dänische Hlêthra (Ann. Esrom. bey Langebeck I, 223), nord. Hleiðra, bey Ditmar von Merseb. 1, 9. Lêdera, jetzt Leire bey Roskild auf Seeland, der alte dänische Königssitz, seinen Namen hat. Der Gothe bildet von hleithra weiter hleithraſtakeins *σκηνοπηγία*, ufarhleithrjan tentorium figere super aliquem. Hlija steht vielleicht durch ein Hlijan zu hleinan, clinere (davon hlains, *βουνὸς*, collis; nord. hlîna, tutela) wie, kijan zu keinan, ſkijan zu ſkeinan, ſkeimo, ſkeirs. Hlaivs tritt aber zunächſt zu hleivan (Luk. 3, 5).

Die Zuſammenſetzungen mit gaſt-s ſind der Mutterſprache von frûh an nicht fremd geweſen. Das Angelſächſiſche bietet uns gryre-gäſt, invitgäſt, nîd-gäſt, väl-gäſt, ellor-gäſt, das Althochdeutſche Alpi-gaſt, Hadu-gaſt, Liudi-gaſt, mittelhochd. Liude-gaſt, Elbe-gaſt; das Altfränkiſche ferner Arbo-gaſtes, Halide-gaſtes, die frûheſte Zeit Segeſtes. Dem angeführten Arbo-gaſt (ahd. Arpigaſt) entſpricht in Inſchriften matronis arva*gaſtis*.

Allen eben angeführten Zuſammenſetzungen (Eigennamen) ſcheint aber etwas mythiſch religiöſes beyzuwohnen, wie offenbar auch dem nordiſchen Namen Norna-gaſt. Das ſaliſche Geſetz zeigt uns in ſeinem Eingange bekanntlich die vier Namen Sali-gaſt, Poto-gaſt, Wiſo-gaſt, Nero-gaſt; ihnen ſcheint recht beſtimmt Orts- oder Gaubedeutung innezuwohnen. Wie wenn auch unſern Ekhlêva-gaſtim oder Ek-hlêvagaſtim ſolche oder auch jene mythiſche, mythologiſche Bedeutung zuzuweiſen wäre? Das Decompoſitum nach der einen oder andern Seite dürfte nicht mehr befremden als das althochdeutſche poumwerahmeiſtar (abietarius) oder ſuozſtancpërg (libanus), wîrouh-faz, mittelhochd. krânwitſtûde (juniperus) u. ſ. w. Grammat. II, 924 ꝛc. Die unmittelbare Anlehnung von áik (ohne Compoſitionsvokal, der in hlêva-gaſtim erſcheint, daher dieſe auch wohl zunächſt zuſammengehören) wird nach vein-drugkja, guth-blôſtreis, gudhus, man-leika, bruth-faths etc. (Gramm. II, 413) albrunſts nicht auffallen und könnte einen feinen Gebrauch für die Decompoſital-Sylbe verrathen.

Der in hlêv wie êk zu Tage kommende vom Gothiſchen abweichende Gebrauch des *é* für *ái* führt auf die verwandte Verwendung des *ó* ſtatt des *aú* in horna, ſo wie für das ungebrochene u in holtiggam ſtatt hultiggam. Der gothiſchen Brechung des *u* in au (wie des *i* in ai) vor h und r folgte erſt im Althochdeutſchen die des u in o vor l (holz, golt); das Gothiſche ſchied ſcharf und rein *ó*, áu, aú, *é*, ái, aí, *ú*, ô. Aber auch Jornandes ſchreibt Gepid-ójôs ſtatt áujos etc. — Im letzten Worte der Inſchrift tavidó, das alle drey Ausleger zu „ëk (= ik)“ bezogen, ſuchte Münch eine von der gothiſchen dritten Perſon Sing. Präteriti, die mit der erſten zuſammenfällt (tavida), verſchiedene Form für dieſe erſte, und vergleicht ſie (bey umgekehrtem Verhältniſſe!) dem Unterſchiede der nordiſchen Sprache zwiſchen lagða (1) und lagði (3). Die übrigen Mundarten oder Schweſterſprachen kennen aber ſolchen Unterſchied nicht. Grimm und Müllenhoff ſind geneigt, weniger eine mundartliche Abweichung, als ein Schreibverſehen anzunehmen. Ich will dieſen Annahmen eine dritte hinzufügen, die freylich auch, indem ſie etwas ſcheinbar Richtigeres darbietet, wieder auf neue Ungeſetzlichkeit ſtößt. Iſt nämlich *ó* in horna für au gebraucht worden, warum dieſes nicht auch in tavidó ſtatt tavid*áu* d. i. Conjunctivus Paſſivi Präſ. annehmen? Freylich würde man hier vielleicht tauj*áidau* oder doch wenigſtens tav*áidáu*, alſo tavêdó erwarten; aber könnte dieß durch alle Selbſtlaute gehende Wort (tauï, tôjis, -tôja, táujan, tavida) nicht auch dort abweichen? Treten nicht auch die abweichenden Formen lausj*adau* (*ῥυσάσθω*: Mtth. 27, 43), atſteig*adau* (*καταβάτω*: Mtth. 27, 42. Mk. 15, 32), liug*andau* (I Cor. 7, 9) auf, die man freylich für Media erklärt hat? Hier ſind noch manche Räthſel, zu denen ſich auch ſitaiða (Mk. 10, 37) geſellt. Wäre nun aber auch jenes verdächtige Paſſivum tavidáu richtig, was ſollte es bedeuten? Grimm will tavido, wegen der anderweitig aufgeſtellten Lautdeckung von táujan mit *διδόναι*, hier mit dedi überſetzen; könnte ihm nicht eine beſtimmtere Bedeutung für opfern (Göttern), darbringen (Menſchen, Freunden) beygelegt werden? detur, praebeatur, offeratur? Man vergleiche das

von Grimm (Rechtsalterth. S. 373) als heregetave (ahd. herigezawi: apparatus, debitum) gedeutete angelſ. heregeatve *). — Dann aber müßte freylich horna oder haúrna ein Dativus Singul. werden; während die genannten Ausleger mit Hinblick auf die ſich in jeder Beziehung, namentlich in ihren Gebilden ſehr verwandten, beyden Hörner, darin bis jetzt einen Accuſativus Pluralis ſahen. Oder, endlich, ſollte jenes tavidô, das als letztes Wort der Inſchrift wirklich ſchmäler und ſchmächtiger wird nach den Abbildungen, unvollendet genommen werden müſſen für tavidôna (vgl. taihsvôna 2 Kor. 6, 7)? oder gar für einen unerhörten Dualis des Adjectivs??

Jener Conjunctivus-Paſſivi (fiat, offeratur) würde aber ferner wirklich eine Erklärung der beyden Wörter — gaſtim (incolis) und holtiggam (ſilvicolis) in der Art verlangen, wie ſie oben bey der Beſprechung des erſteren ſchon angedeutet und von Müllenhoff auch ſchon in's Auge gefaßt worden iſt. Holtiggam, das Grimm den Holtſeten, Waldſaßen (den früheren Harudes) gleichſtellte oder ſich auch den niederſächſ. holten, Markgenoßen (mit ihrem holtgrêve oder Obherrn der Markgenoßenſchaft oder holtmark), den althochd. kiholzan oder endlich auch den Holzmeiern, Holzweiſen (waltwîſe), ſuperſilvatoribus vergleichen ließe, — könnte nämlich auch an die Holzmänner, Holzfrauen, Holzleute, Waldleute, Moosleute (Mytholog. S. 451) anklingen, wie Müllenhoff ſchon an den hölzing d. i. den Wolf (Grimm's Reineke Fuchs S. L) der auch holzgangel heißt (Wolfg. Lazius de Suevis VIII, 363) **) und an die unholzingâ in Graff's Sprachſchatz (IV, 91) erinnerte. Jenen alſo wären die Hörner gewidmet geweſen (vgl. I, 23—24)? Etwa den auf ihnen wirklich dargeſtellten Wehrwölfen? Und ſind dieſe die Bewohner des ekhlêv (des aikhláiv), des Eichhügels, der neben dem Buchwalde (barvidr) lag? Ja ſollte jener Name in dem oben ſchon genannten, verdorbenen Eklum-ſyſſel (eklum aus ekhlevam etwa?) verdunkelt liegen?

Wird übrigens, von allem bisher Beſprochenen, Schwankenden abgeſehen, der frühern Mutterſprache jedenfalls die Zuſammenſetzung hlaivagaſts, vielleicht auch áiks gewonnen, ſo erwächſt uns zugleich noch ein höherer und zwar gedoppelter Zugewinn für die mutterſprachliche Erkenntniß aus der Thatſache der Schrift. Profeſſor Münch hatte, indem er für ſeine Auslegung den glücklich eingeſchlagenen Weg der Runenvergleichung zu weit verfolgte, die Sprache der Inſchrift geradezu für gothiſch und ſogar, aus der Zeit der alten Wohnſitze des Volkes (etwa 200 n. Chr.!) erklärt und wegen der bisher beſprochenen Lautabweichungen ſich eine nordgothiſche Mundart gedacht; Grimm (II, 57) dagegen nimmt eine dem Gothiſchen zeit- und fundortgemäß nahe liegende, ſelbſtändige Landesmundart an. Trefflich ſtimmen die Dativformen gastim, holtiggam, ſammt der in letztem Worte angewendeten Bildungsſilbe — iggs. Dagegen lernen wir aus der wohl mit durch die Beengung der Runenſchrift herbeygeführten Verwendung des *o* für *u* und *au*, des *e* für *ai*, daß die feinere Unterſcheidung der *o*, áu, aú und *e*, ái, aí erſt dem feineren Ohre des Ulfila bey Anwendung der griechiſchen Schrift aufbewahrt blieb. Wir lernen aber endlich aus der nun gewonnenen Erklärung der Inſchrift den frühen Gebrauch der angelſächſiſch-deutſchen Runen kennen, bey welcher Thatſache wir wegen der eigenthümlichen Zuſammenſetzung des ulfilaiſchen ABC noch einen Augenblick länger ſtehen bleiben müßen.

Außer dem oben bereits geſchilderten, von Schonen herſtammenden Bracteaten (mit ſeinem vollſtändigen angelſächſiſch-deutſchen Runen-ABC) befinden ſich im K. Muſeum zu Kopenhagen einige fünfzig ganz ähnliche, mehr oder minder mit denſelben Gebilden (Adler oder Falke — Roß — behelmtem Manneskopfe ꝛc. ꝛc.) denſelben Umrandungen und Henkeln verſehen. Auch viele von dieſen haben Runenſchrift (W. Grimm zur Literatur der Ru-

*) Es fällt uns hier auch das räthſelhafte Gothefrit cidelere duoda (Adelung's Magazin I, 1, 101; vgl. Schilter Königshofen S. 513) ein.

**) Alebrand ſagt zum Vater Waz jeheſtu mir von wülfen, die loufent in daz *holz*? — Holzgangel iſt gebildet wie fuozgengel (pedes) und nahtgengel. (Renner 7083).

nen S. 29—30). Zwey ganz gleiche Bracteaten, (Besitz des Herrn Bannoni Friedländer zu Berlin), deren einer in Pommern gefunden wurde, hat Müllenhoff (von Dr. Julius Friedländer nachgebildet und eingetheilt) näher besprochen. Auf dem einen, dem kleineren, erscheint Vogel — Roß und geschmückter Mannskopf ohne Schrift, auf dem andren, größeren dagegen, außer dem Rosse mit Hals- und Leibgurt, offenen Ringe und eingeschlossenem durchkreuzten Ringe (statt des Vogels), sowie noch einem kleinen geschlossenen Ringe hinter dem behelmten Manneskopfe, — neben diesem vorn, gleichlaufend mit dem Rande fünf Runenbuchstaben, sehr ebenmäßig ausgeprägt, die Müllenhoff (I, 13) Váiga liest, was jedenfalls in seinem Auslaute einen gutgothischen Eigennamen ergäbe. Dieser letzte Gewinn bliebe, wenn man den ersten Buchstaben für *Th* nähme, wozu die vordre Absenkung der oberen von den beyden die senkrechte Runenschrift wagrecht begränzenden Linien in der sauberen Zeichnung des Dr. J. Friedländer zu berechtigen scheint: die Zeichen ᚹ und ᚦ liegen sich sehr nahe. Ich war daher geneigt, statt Váiga, Thaiga zu lesen und dachte an den Namen des letzten, am Vesuv gefallenen Gothenkönigs Theja-s (Theia, Thila auf Münzen bey Friedländer). Nun aber hat die mir freundlich gewährte Ansicht des fraglichen Bracteaten selber bey gemeinsamer Betrachtung ergeben, daß nicht Vaiga oder Thaiga, sondern Vapa (oder Thapa?) steht. Das früher als X erschienene Zeichen bietet nämlich unverkennbar in der Mitte der vermeinten Kreuzung eine Trennung ᚢ dar, so daß die Vermuthung einer Verbindung mit dem vorausgehenden Stabe ᚲ um so mehr nahe gelegt ist, als auch der sich absenkende obere Querbalken des ᚹ durch die obige wagerechte Querlinie vom senkrechten Stabe abgetrennt wird, wodurch sich auch die Annahme eines ᚦ (th) statt ᚹ (w) rechtfertigen würde. Uebrigens erscheint bey Hrabanus Maurus das ᚲ (p) auch geradezu geschlossen ᛈ.

Wie dem allen aber auch sey, immer haben wir es hier überall mit den angelsächsisch-deutschen Runen zu thun; und auf jede Weise gewinnt das frühe Vorkommen dieser auf dem goldenen Horne eine erhöhte Bedeutung für Ulfilas Thätigkeit in Betreff der von ihm für sein Bibelfach gewählten und angewendeten Schrift und für die von W. Grimm in den Wiener Jahrb. der Literatur Bd. LIII (1828) so wie von Unterzeichnetem in Haupt's Zeitschrift Bd. I. besprochenen gothischen ABC's in einer Wiener, aus Salzburg stammenden Handschrift des 8. 9. Jhd., mit denen nicht nur Runen verbunden sind, sondern zum Theil auch die runischen Benennungen für die einzelnen Buchstaben auf eine solche Weise beygefügt sind, daß man daraus, wie auch Münch in II, S. 55—56. versucht hat, die gothischen Wortklänge erträglich herstellen kann. Auch hier übrigens erscheinen Selbstlautbezeichnungen, die denen am Tondernschen Horne gleichkommen: fé (st. faihu), réda (st. ráida), éyz (st. aihvs) u. s. w. Kommt durch dieses gegenseitige Verhältniß der Sprache und Schrift ein inniger Zusammenhang, eine reiche Ausdehnung frühen Gebrauches zur Ahnung oder Anschauung, so dürfte wie gesagt, dadurch auch ein helleres Licht auf Ulfila's Verfahren bey Wahl und Anwendung seiner Schrift fallen. Für den griechisch gebildeten Mann lag bey seiner Beschäftigung mit dem griechischen Texte des alten wie des neuen Bundes, bey der schon lange gepflegten Bezeichnung und Bekanntschaft seines Stammes mit der griechischen Bildung, Sprache und Schrift, nahe, die griechische Unzialschrift seiner Zeit in Anwendung zu bringen und zu Grunde zu legen; aber er bedurfte bey seinem Geschäfte noch einiger besonderer Zeichen für Laute seiner Sprache, die ihm die griechische Schrift nicht darbot, wenn er nicht einige Buchstaben dieser allzuwillkürlich verwenden wollte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. P. Virgilii Maronis Carmina breviter enarravit Philippus Wagner. Editio altera auctior et emendatior. Lipsiae in libr. Hahn. 1849. XXIV u. 423 S. gr. 8.

2. Die Gedichte des P. Virgilius Maro. Lateinischer Text mit deutschen Erläuterungen, herausgegeben von Philipp Wagner. 1. Heft: Vorrede. Ueber Virgil's Leben und Werke. Eclogen. 2. Heft: Georgica. Leipzig, Hahn. 1849.

Es ist nicht das kleinste Verdienst des Herrn Wagner um Virgil, daß er nach Erneuerung und Umgestaltung der großen heyne'schen Ausgabe obengenannte brevis enarratio des Dichters hat folgen lassen, für deren Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit schon der Umstand ein günstiges Zeugniß ablegt, daß sich bereits nach vier Jahren eine neue Auflage nöthig gemacht hat. Obwohl dieß Buch nicht ausdrücklich als Schulausgabe bezeichnet ist, können wir doch nicht zweifeln, daß es vorzugsweise in der Schule seinen Wirkungskreis gefunden habe, da es die dazu erforderlichen Eigenschaften in bey weitem höherem Grade besitzt als alle bisherigen Ausgaben des Virgil. Allein nicht bloß dem Lehrer und Schüler, auch jedem andern Freunde des Dichters darf dasselbe mit Recht willkommen heißen. Vom Herausgeber selbst ist es vorzugsweise für solche bestimmt, welche entweder zuerst an die Lektüre des Virgil gehen, oder sich später wieder an dessen Gedichten erfreuen wollen, ohne dabey größere Hülfsmittel zur Hand zu nehmen. Bey beyden Arten von Lesern wird jedoch selbstthätiges Streben vorausgesetzt, da in keiner Weise der Trägheit, welche lieber Andere für sich denken läßt als selbst denkt, Vorschub geleistet werden sollte. Daß für diesen Zweck ein bloßer Auszug aus der größeren Ausgabe des Verf. wenig genügt haben würde, leuchtet von selbst ein; und in der That reicht auch schon ein flüchtiger Durchblick hin, um sogleich zu erkennen, daß uns hier eine ganz selbständige und von jener unabhängige Arbeit vorliege, die sogar mit Recht als eine Ergänzung und in mancher Beziehung als eine Berichtigung jenes größeren Werkes angesehen werden kann. Denn hatte dort Hr. W. hauptsächlich Gelegenheit, sich als Kritiker und gelehrten Forscher des Virgilischen Sprachgebrauches zu zeigen, so tritt er hier recht eigentlich in das Amt des Interpreten ein, welches er denn natürlich als ein so gründlicher Kenner seines Dichters in nicht minder tüchtiger und geschickter Weise versieht. Und so können wir also erst mit dieser Ausgabe die Arbeit des Hrn. W. über Virgil als abgeschlossen ansehen, da er erst hier völlig ungehindert von der schwerfälligen Masse des älteren Commentares sowie von dem weitschichtigen Beywerke gelehrten Apparates uns das Verständniß des Dichters in abgerundeter, nach festen Grundsätzen geregelter Form zu erschließen im Stande ist.

Als ein besonders rühmenswerther Vorzug des Buches tritt sogleich die umsichtige Beschränkung entgegen, welche sich der Verf. selbst sowohl in Be-

zug auf die Menge der zu gebenden Erläuterungen, als auf die Form und den Ausdruck derselben aufgelegt hat. Ueberall ist genau geprüft, ob eine Stelle für den angenommenen Leserkreis Dunkles oder Schwieriges in Sachen oder Worten enthalte; und wenn sich eine Erläuterung als nothwendig herausstellte, wie dieselbe möglichst bündig gegeben werden konnte. Und da auch auf die Correctheit und Reinheit des sprachlichen Ausdruckes große Sorgfalt verwendet ist, und derselbe bey aller gemessenen Kürze doch immer klar und verständlich bleibt, so erhalten wir eine Interpretation, die in der That fast durchgehends als mustergültig angesehen werden kann. Wird auch bey der knappen und gedrängten Haltung des Commentares der Schüler, besonders im Beginn der Virgillectüre, noch manchmal eine Erläuterung vermissen, so schmälert dieß doch nicht im Geringsten den Werth und die Brauchbarkeit des Buches; denn die Schwierigkeiten des Anfangs überwinden zu helfen ist Sache des Lehrers, und sucht der schon weiter fortgeschrittene Schüler in den Anmerkungen vergebens nach Hülfe, so kann ihm dieß gerade als Fingerzeig dienen, daß er die ihm aufgestoßene Schwierigkeit ohne allzugroße Mühe entweder durch eigenes Nachdenken, oder mit Hülfe des Lexicon oder der Grammatik überwinden könne. Nur an einzelnen Stellen scheint uns zu wenig gegeben zu seyn. So war z. B. Ecl. IV, 16 wohl anzugeben, daß man zu et ipse videbitur illis zu suppliren habe permixtus; ebenda V. 46 darauf aufmerksam zu machen, daß talia saecla als Object mit currere zu verbinden sey. Ecl. VI, 61 sollte bey Tum canit Hesperidum miratam mala puellam zu dem Citate Ovid. Met. X, 560 wenigstens der Name der Atalanta hinzugefügt seyn. Im I. Buch der Georgica bedurften wohl V. 252 die Worte dubio coelo, V. 367 noctisque per umbram Flammarum longos a tergo albescere tractus, V. 425 numquam te crastina fallet Hora der Erläuterung. Ebenso ist A. I, 25 die Erklärung ante omnes zu prima zweydeutig, und über die dunkeln Worte A. I, 292 Remo cum fratre Quirinus Iura dabunt ist gar nichts bemerkt. Auf Grammatiken ist nirgends verwiesen, was wir nur billigen, da dergleichen Citate in der Regel ihren Zweck verfehlen; dagegen finden sich öfters sprachliche Bemerkungen eingeflochten, doch immer nur mit der Beschränkung, wenn dieselben entweder zum Verständniß der Stelle nothwendig waren, oder einen Sprachgebrauch der röm. Dichter oder speciell des Virgil erläutern, dessen Kenntniß zur Erleichterung der ferneren Lectüre beyzutragen vermag. Kritik mußte natürlich ausgeschlossen bleiben, doch wird man es nicht mißbilligen, daß hier und da einzelne der wichtigsten abweichenden Lesarten mit dem einfachen Beysatz „alii“ hinzugefügt sind, um von dem Lehrer zur Weckung und Schärfung des Urtheils und des Geschmackes seiner Schüler benutzt werden zu können. Entfernt wünschten wir nur ein gutes Theil aus der auffallend großen Zahl von Citaten, obwohl auch hier die Umsicht des Verfassers nicht zu verkennen, und fast nur entweder auf Virgil selbst oder auf die gelesensten Autoren des klassischen Alterthums verwiesen ist. Allein auch so können wir Citate in einem Commentare wie der vorliegende nur soweit gut heißen, als dieselben entweder zum richtigeren Verständniß einer Stelle oder zur Erläuterung einer sprachlichen Bemerkung als wirklich nothwendig erscheinen, und wenn es wenigstens als Regel gilt dieselben wörtlich anzuführen, was vom Verf. im Ganzen zu selten beobachtet worden ist. Denn welcher Lehrer weiß nicht aus Erfahrung, wie die nackten Zahlencitate von den Schülern vernachläßigt zu werden pflegen; und wer möchte vollends einem Leser, der den Dichter nur zum Vergnügen in die Hand nimmt, solch öftere Unterbrechung durch Nachschlagen zumuthen? Die Anführung sogenannter Parallelstellen, insofern sie nicht einem der genannten Zwecke dienen, halten wir für vollkommen überflüssig. Was hilft auch z. B. zu Ecl. V, 33 Ut gregibus tauri (decori sunt) die Vergleichung von armenti gloria taurus aus Ovid und der ähnlichen Worte bey Tibull; oder ebenda V. 51, nachdem tollemus ad astra bereits erläutert ist, das Citat A. III, 462 ingentem factis fer ad aethera Trojam? Allerdings ist es von Nutzen, den Schüler bey der Lectüre immer darauf achten zu lassen, wo er früher schon Aehnliches gelesen, ihn aber bey einem Gedanken oder Ausdruck auf eine ihm noch ganz unbekannte Stelle hinzuweisen, noch dazu durch

bloße Zahlen, dieß muß gewiß fruchtlos bleiben. Eine andere Bewandtniß hat es mit den zahlreichen Nachahmungen der griechischen Bukoliker und des Homer in Composition, Gedanke und Ausdruck, welche zu bemerken zur Charakteristik des Dichters allerdings nothwendig war; doch würde es auch hier besser gewesen seyn, wenigstens kürzere Stellen und einzelne Ausdrücke öfter wörtlich hinzusetzen.

Wenn wir uns nun mit der Interpretationsweise des Verf. im Allgemeinen fast durchgängig einverstanden erklären konnten, so ist doch dadurch nicht ausgeschlossen, daß wir an mehreren Stellen von seinen Ansichten und Erklärungen abweichen. Einige derselben möge man uns gestatten hier zu besprechen. Bey den Worten Ecl. I, 8 agnus ab ovilibus nostris verwischt gerade die Erklärung agn. ovilis nostri den schärfer ausgeprägten Gedanken „Ein Lamm aus unserm Stall;" ein Fehler, der auch Ge. II, 243 dulcesque a fontibus undae u. A. I, 160 omnis ab alto unda wiederkehrt. — Wenn Ecl. II, 28 sordida rura wirklich im Gegensatz zur mundities urbana ständen, so möchte diese Bezeichnung wenig Einladendes für den verwöhnten Alexis haben. Richtiger wird man tibi sordida verbinden, was auch Voß, freylich ziemlich unschön, durch seine „beeckelten" Felder ausdrückt. Den Eckel, mit welchem Alexis auf die Bewerbungen des Landmannes blickt, bezeichnen auch V. 44 quoniam sordent tibi munera nostra u. V. 73 Invenies alium, si te hic fastidit, Alexim. — Die Worte Ecl. III, 12

Aut hic ad veteris fagos cum Daphnidis arcum
Fregisti et calamos

ergänzt Hr. W. auf sehr schwerfällige Weise aus dem Vorhergehenden so: Aut tum, cum viderunt, cum fregisti, s. cum viderunt te frangere, wahrscheinlich weil er sich V. 10 nach Vossens Vorgange so deutet:

Tum, credo, Nymphae risere, cum me videre.

Wozu aber jenes tum auf die Parenthese sed faciles Nymphae risere, und nicht vielmehr auf den in V. 8 und 9 enthaltenen Vorwurf der Unzüchtigkeit beziehen? und wie hätten auch die Nymphen bey der Verstümmelung der Bäume und dem Zerbrechen des Bogens lachen sollen? Erklärt man also V. 10 Tum, credo, id factum est, cum me videre (als man mich sah), so ist auch im V. 12 nichts zu suppliren als: Aut tum factum est, cum fregisti. — In V. 72 f. desselben Gedichtes:

O quotiens et quae nobis Galatea locuta est!
Partem aliquam, venti, divom referatis ad auris!

hält sich Hr. W. wie in der größeren Ausgabe, wo er seine Gründe entwickelt, an der eigenthümlichen Deutung des Servius fest: Ita mecum dulce locuta est Galatea, ut deorum auditu digna sint eius verba. Es wäre aber in der That eine sonderbare Idee des Liebhabers, die Winde zu bitten, das süße Geplauder seiner Geliebten zu den Ohren der Götter zu bringen, damit diese ähnliches Vergnügen daran empfänden wie er selbst. Die bekannten Worte der Sappho: *Φαίνετο κῆνος ἴσος θεοῖσιν ἔμμεν ἀνήρ* etc. und die Nachbildung des Catull (LI, 1 ff.) haben mit diesem Gedanken nicht das Geringste gemein. Denn wenn jene dort den, welcher der Geliebten gegenüber sitzen und ihren Worten lauschen darf, als den Göttern gleich preisen, so wollen sie damit offenbar nur das höchste Maß der Glückseligkeit andeuten, welches ihm dadurch zu Theil wird, nicht aber, daß für die Götter selbst im Anhören solcher Liebesworte Genuß und Glück zu finden sey.

(Fortsetzung folgt.)

1. Vierzehnter Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer.
2. Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der k. Pr. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

(Schluß.)

Die Gründe lagen nahe, warum U. nicht den griechischen Spiritus asper anwendete, der in jenen Zei-

ten schon, wie später noch mehr, wesentlich seine Kraft und Geltung verloren hatte, dessen dünnes Zeichen er in seiner derben Unzialschrift (etwa wie die englischen Sanskritane jetzt) nicht gebrauchen konnte, und für seinen h Laut deßhalb lieber zum kleinen lateinischen h griff. Eben so zog er die Form des lateinischen S vor, während er für sein cursives *C* wohl das griechische *Σ* zu Grunde legte. Auch für das griechische *P* griff er zum lateinischen R, dem er zur Unterscheidung von seinem ᚱ den linken senkrechten Schenkel längerte(ᚴ), durch welches Mittel er auch sein ᚨ vom ᚬ schied. Die zwischen lat. P und griech. *P* mögliche Verwechselung ließ ihn auch wohl das griechische *Π* vorziehen. — Für die weder dem Griechischen noch dem Lateinischen geläufige Unterscheidung von F und W (*Φ* und V oder Ph reichten nicht aus) bedurfte U. zweyer Zeichen: er wählte für F entweder ein auch lateinischen Inschriften (ᚠ ᚡ F) nicht unbekanntes, von den Runen her (ᚠ) ihm aber näher gelegenes ᚡ, für sein W dagegen das griechische *Υ* oder lateinische V, das er aber tiefer schwänzte (ᚢ). Jenes griechische *Υ* oder *v* konnte ihm für das deutsche u nicht genügen, obschon er jenes Ton (y) in griechischen Namen auch für *v* beybehielt. Für das deutsche u nun entnahm er ohne Frage das dem ihm früher bekannten und geläufigen ABC (der Runen!) angehörige, Π ihm weder von lateinischer noch griechischer Schrift dargebotene ᚢ; das lateinische kleine u hätte auch dem von ihm für qv oder kv gewählte Zeichen U zu ähnlich gesehen. — Für das gothische oder deutsche *th* endlich hätte Ulfila, um seinem Laute zu entsprechen, füglich das griechische *Θ* entnehmen können; dieß Zeichen aber hätte er anderswoher schon für hv verbraucht. Griff er nun zur griechischen Lippen-Aspirate *Φ*, um daraus sein *Ψ* zu bilden? oder lag ihm nicht ein altbekanntes ᛜ (th) vor, aus dem sich die Rune ᚦ (auch ᚧ wie das angelsächsische ᚦ bildete (ᚦ ᚧ ᛜ)? Uebrigens scheint auch das gothische Q weniger dem griechischen Ω als dem runischen ᛟ nachgebildet; nicht minder vielleicht auch

das gothische ᚷ (d. i. j.), wie Münch schon vermuthet, dem in dem Wiener ABC erscheinenden ᚹ, nicht dem lateinischen G, obgleich ihm dieses zu Gebote stand, da er für sein g das griechische *Γ* anwendete. Das runische g (ᚷ) hätte hier Verwechslung mit dem griechischen *X* herbeygeführt, das er sonst verwenden mußte. Uebrigens hatte Ulfila auch seine Schreibung *TT* für *ng* schon in den Runen vorgefunden, die dafür ein gedoppeltes X in ᛝ boten, was die tondernsche Inschrift in ᛜᛜ, der Bracteat von Schonen in ᛜ abkürzt (ᛜ ᛜ).

Nach allem diesem dürfte die schon früher geltend gemachte Ansicht bestimmteren Hintergrund gewonnen haben, daß Ulfila Runenschrift kannte und benützte, was Bredsdorff 1822 nur verkehrt ausdrückte, wenn er (om Runeskriftens oprindelse), die Runen aus der gothischen Schrift des Ulfila ableiten wollte.

Dr. Julius Friedländer theilt a. a. O. (I, 14) noch ein kleines in Ton gebranntes 2 Zoll hohes Köpfchen in Abbildung mit, das auf seinem Scheitel die Rune Π, auf den vier senkrechten Seiten des niedrigen Fußgestelles oder Bruchstückes noch 5 Runen enthält, die ich (freylich nach nordischen Runen und mit sehr unsichrem e oder i) FOSET oder FOSIT lesen möchte nach dem friesischen Fosite (in Vita S. Wilibrordi von Alcwin), wovon Fositeslant, Fosetes lant (in Vita Liudgeri von Alfried) benannt wird, welche Namen vielleicht mit dem Stamme der Fosi oder mit fôs (statt fons, funs) Zusammenhang haben.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. P. Virgilii Maronis Carmina.
2. Die Gedichte des P. Virgilius Maro.

(Fortsetzung.)

Aber selbst die Zulässigkeit eines solchen Gedankens in den Worten Virgils zugegeben, warum will dann Damöt den Göttern nicht wenigstens den ganzen und vollen Genuß dieses Glückes gönnen? Warum nur aliquam d. h. exiguam partem? Hrn. Wagners Antwort: „Weil auch schon ein kleiner Theil davon genügt, den Göttern das vollkommenste Vergnügen zu bereiten," erscheint uns zu erkünstelt und spitzfindig. Wie einfach und natürlich ist dagegen die gewöhnliche Erklärung: Tragt ihr Winde nur einen kleinen Theil davon zu den Ohren der Götter, damit sie nämlich als Zeugen auf Erfüllung desselben halten. Hr. W. wirft den Auslegern vor, hier zwey ganz verschiedene Ausdrücke venti ferant und venti referant vermischt zu haben; allein mit Unrecht. Denn dieselben haben nur im Sinne des Damötas den Gedanken eingeschaltet: Quoniam vero talia promissa a ventis ferri solent, partem aliquam, venti, divom referatis ad auris. Nun läugnet zwar Hr. W. jede Spur ab, daß Damöt zu dergleichen Befürchtungen berechtigt gewesen sey. Allein wenn wir auch bey Galatea den Zug von Muthwillen und Koketterie, so wie ihre Bezeichnung als lasciva puella in V. 64 ganz übersehen wollen, so liegt ja gerade in der öfteren Wiederholung und in der Größe der Versprechungen häufig die am wenigsten sichere Bürgschaft für deren Erfüllung. Daß aber auch Menalkas die angedeutete Befürchtung des Damötas wohl versteht, erkennt man recht deutlich daraus, daß er der mit schönen Worten freygebigen Galatea seinen Amyntas gegenüberstellt, der ihm wenigstens im Herzen gewogen ist (ipse animo non spernit). — Kurz nachher V. 79 erweckt die Erklärung der Worte:

Et longum Formose, vale, vale, inquit, Jolla!

durch voce in longum ducta sowohl eine unschöne, als unrichtige Vorstellung. Das „lange Lebewohl" kann füglich wohl nichts anderes, als ein lang und oft wiederholtes Lebewohl bedeuten, wie es unter theuern Personen gewechselt zu werden pflegt. Ebenso wenig heißt bey Appulej. Metam. VI. et longum exclamat protinus: Ah, Psyche miseranda, sie ruft mit lang gedehnter Stimme: sondern, sie ruft weithin, als sie nämlich die Psyche von weitem erblickt. — Ecl. VI, 5 erklärt Hr. W.: deductum carmen zwar nicht unrichtig durch tenue, seine Erläuterung aber: proprie fila, quae sunt tenuia de colo duci, deduci dicuntur zeigt, daß von ihm die eigentliche Bedeutung, welche deductum an dieser Stelle hat, ebenso unrichtig aufgefaßt ist, wie von Heyne und Voß. Diese nämlich, irre geführt durch die Worte des Horaz Ep. II, 1, 225 tenui deducta poemata filo, aus feinem Faden gesponnene Gedichte, worauf sich auch Hr. W. beruft, glaubten, deductum allein müsse hier in ähnlichem Sinne stehen, wie dort deducta in Verbindung mit tenui filo; weßhalb Voß in seinen Anmerkungen als die eigentliche Bedeutung von deductum carmen „ein schwachdrähtiges Gedicht" findet. Erschien nun auch dieser Gebrauch des Wortes Beyden etwas gewagt, so befestigte sie doch in ihrer Ansicht der Umstand, daß

sowohl Quintilian (VIII, 2, 9) als Macrobius (VI, 4) das deductum carmen des Virgil als einen besonders bemerkenswerthen Ausdruck anführen. Nur freylich findet sich keine Spur, daß diese alten Grammatiker es auch wirklich in jener gewagten Bedeutung auffaßten. Die Sache liegt dagegen so. Irrig wäre zuvörderst die Annahme, als ob in jener Stelle des Horaz der Begriff der Feinheit außer in tenui filo auch in deducta selbst enthalten sey. Denn wenn man versum, poema, orationem deducere mit Entlehnung des Bildes vom Spinnrocken sagt, so liegt der Vergleichungspunkt nicht im Entferntesten in der größeren oder geringeren Subtilität des Gespinnstes, sondern unverkennbar in dem ununterbrochenen Zusammenhange desselben, was auch aus den deutschen Ausdrücken: eine Erzählung abspinnen, fortspinnen, hervorgeht. Und somit würde carmen deductum, so lange man an jener bildlichen Bedeutung des Verbum festhält, keineswegs carmen tenue, sondern nur ein im Zusammenhange abgesponnenes Gedicht bedeuten können, woran an dieser Stelle nicht zu denken ist. Und doch, wird man entgegnen, erklärt auch Macrobius a. a. O. deductum durch tenue. Allerdings, allein er rechtfertigt zugleich diesen Gebrauch des Verbum dadurch, daß er mehrere Stellen aus Afranius, Cornificius und den Atellanen des Pomponius anführt, wo vox deducta und vocem deducere in der Bedeutung von vocem tenuem reddere steht. Auch hier deducere in der bildlichen Bedeutung des Abspinnens zu fassen ist offenbar unmöglich, da das Bild auf die Stimme angewendet gänzlich hinken würde; sondern man hat vielmehr jene Ausdrücke aus ihrem Gegensatz vocem tollere, efferre, vox elata zu erklären, so daß vocem deducere die Stimme senken oder mäßigen, vox deducta eine leise oder feine Stimme heißt. Wie passend nun Macrobius hierdurch das Virgilische deductum carmen rechtfertigte, leuchtet sofort ein, sobald man nur beachtet, daß in jener Stelle des Dichters ein ganz ähnlicher Gegensatz vorliegt. Dem Epos nämlich, das Könige und Schlachten besingt, als der höheren oder erhabeneren Gattung des Gesanges stellt er das Hirtengedicht, als eine niedere, bescheidenere Gattung gegenüber, und bezeichnet es in diesem Sinne als deductum carmen. Da aber diese Bezeichnung in solchem Gegensatze gewiß sehr treffend ist, so führt nicht mit Unrecht Quintilian a. a. O. diese Worte Virgils als einen Ausdruck an, quo nihil inveniri possit significantius. Man vergl. Cic. Tusc. V, 9 (Theophrastus) non ausus est *elate* et ample loqui, cum humiliter *demisse*que sentiret. — Aehnlich wie in der vorigen Stelle glauben wir auch Ge. I, 512 durch Ausgehen vom Gegentheil zu einem richtigeren Resultate gelangt zu seyn. Hr. W. schlägt vor zu lesen addunt se spatio, was allerdings der ursprünglichen Lesart des Mediceus addunt spatio sehr nahe kommt, uns aber dunkler erscheint als das gewöhnlich aufgenommene addunt in spatia, wie im Med. darüber geschrieben steht. Um letzteres zu erklären, fragen wir nur, ob man wohl Anstoß nehmen würde nach dem Muster von dolores, imbres remittunt zu sagen, quadrigae remittunt in spatia, die Gespanne lassen von Raum zu Raum nach. Warum aber sollte nicht eben so gut erlaubt seyn quadr. addunt in spatia, die Gespanne geben von Raum zu Raum zu? Die angegebene Bedeutung von in spatia rechtfertigt sich durch das analoge in dies, in horas, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. — Nicht ganz frey von Irrthum und Unklarheit ist die Interpretation von Ecl. VI, 31 ff., wo der Silen den Ursprung der Dinge nach dem Epikurischen Dogma besingt:

Namque canebat, uti magnum per inane coacta
Semina terrarumque animaeque marisque fuissent
Et liquidi simul ignis; ut his exordia primis
Omnia et ipse tener mundi concreverit orbis.

Unrichtig sagt nämlich H. W. inane est vacuum illud spatium, quod Ep. ante mundi originem fuisse statuebat, und nachher: inane dicitur illud spatium ita, ut continere quidem atomos putaretur, sed eas ipsas tam tenues, ut oculis cerni nullo modo possent, spatium igitur illud vacuum esse videretur. Denn Epikur kennt das Leere oder den leeren Raum einzig und allein als Gegensatz zum Körperlichen, mag es den Sinnen wahrnehmbar oder wegen seiner Kleinheit denselben verborgen seyn; so daß also überall keine Rede davon seyn kann, weder daß er vor der Entstehung der Welt, bloß einen leeren Raum ange-

nommen, noch auch, daß er sich in dem inane selbst die körperlichen Urstoffe mit inbegriffen gedacht habe. Auch hier steht also inane nur im Gegensatz zu den sich darin befindenden und bewegenden Körpern; und zwar heißt es magnum, wie auch öfters bey Lucretius (bey Epikur τὸ ἄπειρον κενόν), weil es nicht minder unendlich und grenzenlos ist als die Menge der körperlichen Urstoffe. Diese Urstoffe, welche hier Urstoffe der Erde, der Luft, des Meeres und des lauteren Feuers heißen, weil aus ihrer Scheidung die fälschlich sogenannten Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde hervorgingen, waren Anfangs durch den ganzen leeren Raum hin mit einander vermengt, coacta (was nicht deutlich genug durch compulsa et per illud sparsa erklärt ist), und in diesem Zustande der Zeugung der Dinge unfähig. Erst als sich die ungleichartigen Urstoffe getrennt, die gleichartigen sich vereinigt hatten, gingen aus ihnen aller Dinge Anfänge, omnia exordia, und das zartstoffige Himmelsgewölbe, tener mundi orbis, hervor. Die Gestalten der Dinge selbst aber begannen sich erst dann zu entwickeln, als sich die gröberen Urstoffe zum Erdboden verdichtet und die Gewässer von sich ausgeschieden hatten (V. 35. 36), was dann bis V. 40 weiter ausgeführt wird. Hieraus ergibt sich, daß Hr. W. exordia irrthümlich schon für ipsae res ortae hält.

Im Proömium der Georgica können wir uns nicht überzeugen, daß parcae apes spärliche (σπάνιαι) und nicht vielmehr sparsame oder haushälterische Bienen bedeuten solle. Denn obschon alle die im IV. Buche über Pflege und Zucht der Bienen gegebenen Vorschriften im Allgemeinen die Erhaltung und Vermehrung eines Bienenstandes bezwecken, so findet sich doch nirgends eine ausdrückliche Belehrung, wie man einen spärlichen Bienenstand verbessern und vermehren müsse. Man müßte denn die am Schluß gegebenen Regeln über das Verhalten bey Krankheit der Bienen, sowie das Mittel, um sich beym völligen Aussterben der Stöcke neue Schwärme zu verschaffen, dahin rechnen. Nirgends auch ist davon die Rede, daß diese Thiere überhaupt nur in spärlicher Zahl vorhanden seyen, und deßhalb besonderer Sorgfalt bedürften. Und somit würde jene Bezeichnung keineswegs einen richtigen Begriff vom Inhalt des IV. Gesanges geben. Das von Herrn W. in der größeren Ausgabe gegen die Auffassung von parcis als „sparsam oder haushälterisch" erhobene Bedenken, als ob in einer so kurzen Inhaltsangabe ein bloß ausschmückendes Beywort unzulässig sey, müssen wir um so mehr für unbegründet halten, je treffender hier dieses Beywort die Natur der Bienen bezeichnet. — Ge. I, 73 ist die Erklärung der Worte mutato sidere durch alio proximi anni tempore; praecipitur, ut ager, in quo superiore anno veris tempore satio facta sit, proximo anno autumno demum conseratur, unmöglich richtig. Denn erstens kann mutato sidere, wie schon Voß bemerkt, nichts heißen als: zu einer andern Jahreszeit. Da nun die Saat entweder im Frühling oder im Herbste erfolgt, so muß, die eine Saat in den Frühling gesetzt, die andere mutato sidere vorgenommene nothwendig in den Herbst desselben Jahres fallen. Und es ist eine durch Nichts gerechtfertigte Willkühr dieselbe erst in den Herbst des folgenden Jahres zu setzen. Würde ferner ein Acker, der in dem Frühling des einen Jahres mit Hülsenfrüchten besät worden ist, erst wieder im Herbst des folgenden Jahres mit Dinkel bestellt, so müßte er unterdeß über ein ganzes Jahr brach liegen. Gesetzt nun auch, daß eine so lange Brache nach den leichteren Hülsenfrüchten gerechtfertigt wäre (vgl. jedoch Georg. II, 12), so läuft es doch dem Sinn unserer Stelle gänzlich zuwider, hier nur überhaupt an ein Brachliegenlassen des Ackers zu denken. Virgil gibt nämlich zwey Mittel an, um dem Boden seine Kraft zu erhalten: entweder den Acker abwechselnd (alternis) brach liegen zu lassen, oder, wenn man des Ertrages nicht so lange entbehren wolle, mit den Fruchtarten abzuwechseln und z. B. auf eine leichtere Hülsenfrucht schwerere Kornfrucht folgen zu lassen, wobey dann auch durch fleißiges Düngen nachzuhelfen sey. Vom Brachliegen kann also bey diesem zweyten Verfahren gar keine Rede seyn. Jener Irrthum des Erklärers scheint daher zu rühren, daß er, wiewohl ohne Grund, Bedenken trug anzunehmen, daß auf Hülsenfrucht als Sommersaat, unmittelbar als Wintersaat Körnerfrucht folgen solle. Auch unsre Landwirthe beobachten dieß häufig; überdieß vgl. man die Anmerk. des Probus zu dieser Stelle: Putant non minus esse utilem ad sationem farris agrum, *ex quo alius*

fructus sublatus sit, quam eum qui vicibus cessat. — Zu V. 180. Ne subeant herbae, neu pulvere victa fatiscat (area), finden wir die Interpretation neu solvatur et tota in pulverem dilabatur, welche in doppelter Hinsicht ungenau ist. Denn da schon Ritzen und Spalten in der Tenne genügen, um dieselbe unbrauchbar zu machen, ohne daß sie deßhalb erst zu zerfallen braucht, so ist kein Grund, hier die ursprüngliche Bedeutung von fatiscere zu verlassen. Und wie soll ferner pulvere victa fatiscit bedeuten können: in pulverem dilabitur? Angemessener war die Erklärung in der größeren Ausg. pulvere superante, bey Voß: indem der Staub überhand nimmt; denn indem sich der Staub in die einmal entstandenen kleinen Ritzen setzt, kann er auch wohl zur Erweiterung derselben beytragen. Uns scheint jedoch durch pulvis hier die trockene und staubige Witterung bezeichnet zu werden, durch welche das Aufspringen der Tenne bewirkt wird, während dagegen anhaltende Nässe auf derselben Gras hervortreibt. Ganz ähnlich steht V. 101 hiberno laetissima pulvere farra, der Dinkel gedeiht am besten bey trockener und daher staubiger Winterwitterung.

A. I, 132. Tantane vos generis tenuit fiducia vestri? scheint die Bemerkung zu generis: aut quia plures sunt, aut quia patre nati erant Astraeo, uno ex Titanibus, das rechte Motiv der fiducia nicht zu treffen. Die offenbar verächtliche Anrede Venti im folg. V. ergibt vielmehr den Sinn: So stolzes Vertrauen hegt ihr auf euer Geschlecht, als — Windgottheiten? — V. 276 kann man Romulus excipiet gentem nicht ohne Willkühr durch accipiet regendam gentem Trojanam interpretiren. Hätte der Dichter diesen Gedanken ausdrücken wollen so würde er zweifelsohne wenigstens accipiet gesagt haben, wie VI., 770 von Silvius Aeneas si umquam regnandam acceperit Albam. Die Bedeutung von excipiet ergibt sich, wenn man nur beachtet, daß hier eine ganz ähnliche Construction wie kurz vorher V. 270, eine Art von ὕστερον πρότερον, stattfindet. Wie es nämlich dort vom Ascanius heißt: regnum ab sede Lavini Transferet et longam multa vi muniet Albam, statt Albam longam muniet eoque transferet regnum Lavini oder regnum Lav. transferet Albam longam, quam multa vi muniet; ebenso steht hier inde Romulus gentem excipiet et Mavortia moenia condet statt Rom. Mavortia moenia condet eoque gentem excipiet oder Rom. gentem in Mavortia moenia excipiet, quae condet, Romanosque suo de nomine dicet. Jupiter weist also mit diesen Worten die Venus nicht sowohl auf die einstige Herrschaft des Romulus, als vielmehr auf die letzte wichtige Veränderung in den Wohnsitzen des trojanischen Stammes hin; was um so nothwendiger war, weil sich dieselbe bitter beschwert hatte, daß ihren Schützlingen die versprochenen Sitze in Italien und die Aussicht einst als Römer die Welt zu beherrschen, entzogen werde. — Die Stelle von den zwölf Schwänen, welche Venus erscheinen läßt, um dem Aeneas die glückliche Rückkehr der verloren geglaubten Schiffe zu verkündigen, findet sich jetzt wesentlich anders erklärt, als in der größeren Ausgabe; ob richtiger, bezweifeln wir. Zu V. 395 f.

nunc terras ordine longo
Aut capere aut captas jam despectare videntur,

heißt es: nunc terras partim e longinquo oculis capere (s. locum, ubi considant, designare), partim easdem, captas jam, ex propinquo spectare videntur (hoc pertinet ad eos, qui sunt in primo agmine, illud ad eos, qui in extremo). Allein wie darf man dem einfachen capere und despectare so willkürliche und complicirte Deutungen unterlegen? Ferner, sind wohl noch die Ausdrücke agmen und ordo longus von zwölf Schwänen zu rechtfertigen, von denen die einen erst von fern auf das Land zusteuern, die andern bereits auf dasselbe herabblicken? Endlich aber wird auch durch das an die Stelle von aut — aut geschobene partim — partim der Sinn wesentlich verändert. Denn Venus läßt es zweifelhaft, ob der Zug der Schwäne das eine, oder bereits das andere thue, nicht aber sagt sie, daß ein Theil derselben dieß, der andere jenes zu thun scheine.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. **M. Valerii Probi in Virgilii Bucolica et Georgica Commentarius. Accedunt Scholiorum Veronensium et Aspri Quaestionum Virgilianarum Fragmenta. Edidit Henricus Keil. Halis, Anton 1848. XVII und 123 S. 8.**
2. **Philippi Wagneri commentationis de Junio Philargyro pars I. et II. Dresdae 1846 et 1847. 34 u. 33 S. 8.**
3. **Commentaria Junilii Flagrii, T. Galli et Gaudentii in Virgilii septem priores eclogas, nunc primum ex codice Bernensi edita a Carolo Guilielmo Müllero, Thuringo. Rudolphipoli 1847. 42 S. 4.**

Wir knüpfen an die Anzeige des Wagner'schen Virgil die Besprechung dreyer Schriften, welche für die Literatur der alten Ausleger dieses Dichters von Wichtigkeit sind. Die erste derselben ist eine Frucht der von Hrn. Keil vor einigen Jahren unternommenen wissenschaftlichen Reise nach Italien, und ist dem Bibliothekar der Vaticana Gabriel Laureani gewidmet, dessen zuvorkommende Gefälligkeit der Herausgeber vorzüglich zu rühmen fand. Der wichtigste Theil des Buches ist der Commentar des Probus zu Virgils Eclogen und Georgica, welcher, nachdem ihn zuerst Johann Baptist Egnatius nach einer von Georg Merula zu Bobbio gefundenen alten Handschrift in der Venediger Ausgabe des Virgil von 1507 veröffentlicht hatte, nie mehr mit Zuziehung von handschriftlichen Hülfsmitteln herausgegeben worden war; so daß sämmtliche spätere Abdrücke, mit Ausnahme mancher Aenderungen, die sich einzelne Herausgeber erlaubten, nichts als Wiederholungen der editio princeps darboten. Jene alte Handschrift des Merula scheint unterdeß verloren gegangen zu seyn; wogegen noch zwey Codices des Probus aus dem 15. Jahrhundert vorhanden sind, der eine in der Bibliothek des Vaticans, welchen Hr. K. selbst verglichen hat, der andere zu Paris, von welchem ihm eine auf der Berliner Bibliothek befindliche Abschrift zu Gebote stand, die einst Lor. Santen für sich hatte anfertigen lassen. Beyde stimmen im Wesentlichen mit einander überein. Während aber von Santen und neuerdings von Dübner, Revue de philologie I, 1 und II, 1 eine große Verschiedenheit des Pariser Cod. vom Bobiensis behauptet worden ist, glaubt Hr. K. vielmehr annehmen zu dürfen, daß dieser letztere die gemeinschaftliche Quelle sowohl des Parisinus als des Vaticanus sey. Die zahlreichen kleineren Abweichungen bey Egnat. lassen sich nämlich nach seiner Ansicht theils aus dem Streben dieses Herausgebers den Text zu verbessern, theils auch aus dessen Willkür oder zu geringer Sorgfalt erklären. Die größeren Mängel dagegen, wie die eigenthümliche Anordnung des Textes in der Anm. zu Ge. I, 233 ff. oder die mehrere Seiten betragende Lücke in den Bemerkungen zur VI. Ecloge scheinen ihm daher zu rühren, daß sich jenes alte Exemplar damals, als es Egnat. benutzte, bereits in einem defecteren Zustande befand als zu der Zeit, in welcher die Vaticanische und Pariser Abschrift gemacht wurde.

Bemerkenswerth ist, daß Hr. K. bey dieser Gelegenheit jeden Zweifel über die Identität des Pomponius Sabinus und Pomponius Lätus gehoben hat. Schon Näcke hatte dieselbe behauptet (Opusc. I. p. 119 ff.), ohne daß es jedoch schon damals klar geworden wäre, wie dem Lätus möglich gewesen sey, in seinem Commentare viele Bemerkungen des Probus richtiger als Egnat. zu geben und sogar Anderes hinzuzufügen, was bey jenem ganz fehlte. Nun zeigt es sich aber, daß er in diesen abweichenden Punkten nur mit dem Vaticanus übereinstimmt, während zugleich eine Vergleichung der Schriftzüge dieses Cod. mit mehreren andern Handschriften des Pompon. Lätus auf der Vatican. Bibliothek lehrte, daß derselbe von Niemand anderem, als von diesem Gelehrten selbst geschrieben sey.

Bey dem vorliegenden neuen Abdrucke des Probus ist Hr. K. mit großer Sorgfalt bemüht gewesen, den Text des alten Bobiensis möglichst wieder herzustellen, wobey er die Vatican. und Pariser Handschrift, deren Varianten vollständig notirt sind, zu Grunde legte, die Ausgabe des Egnat. aber hauptsächlich nur soweit benutzte, daß sie ihm im Fall einer Differenz zwischen jenen beyden in die Wagschale des einen oder des andern ein größeres Gewicht legte. Denn wo die Codices verderbt sind, schien die Lesart des Egnat. fast stets aus Conjectur hervorgegangen. Von den nicht zahlreichen eigenen Conjecturen, welche Hr. K., weil sie ihm unzweifelhaft schienen, in den Text aufgenommen hat, können wir nur zweyen nicht beystimmen. S. 40, 22 schreibt er nämlich: eadem (zona ἀρκτική) latine septentrionalis cognominatur, quod in ea parte coeli posita est, quae vento *septentrionali* adflatur. Die Handschriften dagegen ganz richtig, vento *septentrione*, da bekanntlich septentrio, sowohl mit als ohne ventus, auch den Nordwind bezeichnet. Ferner ist S. 53, 9 f. eine Umstellung der Worte unnöthig, da man zu construiren hat: Brevem diem facit (id), cum octava parte major est ea pars circuli brumalis, quae subjecta terris est, et superior circuitus eadem minor. Auch in den Noten werden noch manche Emendationen vorgeschlagen, welche zum Theil viel Wahrscheinlichkeit haben. Nicht billigen können wir es jedoch, wenn S. 6, 22 statt quoniam *in ipsis*, quae cantanda putat, carminis facit mentionem geändert werden soll *in illis*, da doch der Sinn ist: weil er gerade an den Stellen, welche nach seiner Ansicht zu singen sind, das Wort carmen gebraucht. Der ganze Satz scheint mit Hinzuziehung der Verbesserungen von Egnat. und Hrn. K. so zu interpungiren: Qua pronuntiatione quaeque ecloga legi debeat, sic ordinabitur: quoniam in ipsis, quae cantanda putat, carminis facit mentionem, si non putat, hujus omnino nominis non meminit; ideo (so Egnat. Codd. *adeo*) secunda ecloga cantanda erat: ait enim (so Hr. K., in den Codd. fehlt enim) in principio etc. Ein ähnlicher hinweisender Satz steht kurz vorher, Z. 16 Sed Virgilii consilium hoc fuit: ne offenderet etc. und ebenso gleich nachher Z. 33 Tityri et Meliboei personas de Theocrito sumpsit, sed tamen ratio haec nominum est: worauf es dann nicht rathsam seyn wird mit Herrn K. zu schreiben: nam hircus libyca lingua tityrus appellatur, Meliboeus cura boum diligens (die Codd. stellen nam vor Meliboeus). Der Fehler liegt hier nicht allein in nam, sondern auch in cura, weßhalb wir für das Richtige halten: hircus libyca lingua tityrus appellatur *nomine*, meliboeus *graeca* boum diligens.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. P. Virgilii Maronis Carmina.
2. Die Gedichte des P. Virgilius Maro.

(Schluß.)

Zum richtigen Verständniß der Stelle ist vor Allem nöthig sich zu erinnern, daß die Scene des Vorganges das Meeresufer ist. Man darf also annehmen, daß die Schwäne, als sie der Adler vom offenen Himmel verscheucht, sich über dem Meere befinden, wo sie sich nirgends bergen können, und daß sie von da, um sich zu sichern, nach dem Lande eilen. Von einem Zug Vögel aber, der von der

See her fliegend das Land erreicht, kann man unbedenklich capit terras sagen, wenn er sich auch nicht sofort auf dem Boden niederläßt, sondern seinen Flug noch über das Land hin fortsetzt. Einen solchen Zug denke man sich nun aus einiger Entfernung gesehen, so wird man in dem Augenblicke, wo er in die größte Nähe des Landes gelangt ist, zweifelhaft seyn können, ob er eben das Land erreiche, oder ob er es bereits erreicht habe, und nun über demselben schwebend darauf hinabsehe. Und dieß ist es, was Venus mit jenen Worten sagt: terras aut capere aut captas jam despectare videntur. Jetzt zum Lande zurückgekehrt (reduces), wo sie sich schnell und ohne Mühe verbergen können, überlassen sie sich ihrer Freude, beschreiben spielend und mit ihren Fittigen rauschend Kreise in der Luft und stoßen Freudentöne aus. So verschwindet nicht nur jede Schwierigkeit, sondern es wird auch für den Vergleich der Schwäne mit den Schiffen ein neues Moment gewonnen. — V. 516 ist es unzulässig, zu dissimulant als Object ardorem suum zu suppliren. Denn die dissimulatio setzt ihrer Natur nach außer der Person, vor der man etwas verheimlicht, auch die Möglichkeit voraus, daß im Fall der Nichtverheimlichung das fragliche Object von dem Andern wahrgenommen werden könnte. Da nun Aeneas mit seinem Begleiter zur Zeit noch für Jedermann unsichtbar ist, so fehlt mit der Möglichkeit, daß ihre Begierde hervorzutreten wahrgenommen werden könnte, auch jeder Grund zur Verbergung dieser Begierde. Das was sie vor ihren Gefährten noch verheimlichen wollen, ist vielmehr ihre Gegengenwart selbst, und also zu dissimulant hinzuzudenken praesentiam suam oder se adesse. — Unrichtig scheint ferner der Sinn von V. 568 aufgefaßt. Nec tam aversus equos Tyria Sol jungit ab urbe, wenn dazu bemerkt wird: non tam remoti sumus a Sole i. e. habitamus sub caelo clementi, quod etiam animos clementiores reddit et molliores. Zu ihrer Erwiderung auf die Anrede des Ilioneus sucht allerdings Dido zuerst (V. 562—564) den Schein barbarischer Sitten von sich und ihrem Volke abzuwenden. Wenn sie aber dann fortfährt: Quis genus Aeneadum, quis Trojae nesciat urbem, Virtutesque virosque, aut tanti incendia belli? so will sie offenbar damit und mit der darauf folgenden Versicherung: Non obtunsa adeo gestamus pectora Poeni, nur der Annahme begegnen, als ob ihr in Karthago das Schicksal Trojas und seiner Helden unbekannt geblieben sey. Nicht so stumpfsinnig, sagt sie also, sind wir Punier, noch liegen wir so weit ab von der durch die Sonne erleuchteten d. h. von der bewohnten Erde, daß die Kunde von Troja nicht bis zu uns gelangt wäre. — A. II. 130 f. scheint der Sinn von conversa tulere durch die Interpretation converterunt, assentiendo scilicet keineswegs erschöpft. Vielmehr sagt Virgil: was ein jeder für sich fürchtete und nicht ertragen mochte, wenn es seine Person betroffen hätte, das ertrugen sie und ließen es geschehen, als sie es zum Verderben des einen Unseligen gewendet sahen.

Doch wir müssen abbrechen, um nicht zuviel Raum in Anspruch zu nehmen, und bemerken nur noch, daß die Brauchbarkeit dieser zweyten Auflage im Vergleich zur ersten durch eine ganz zweckmäßig abgefaßte Abhandlung de vita carminibusque Virgilii erhöht ist. Jedoch wird man sich mit Recht wundern, daß es Hr. W. über sich gewinnen konnte, auf den Wunsch der Verlagshandlung, die wahrscheinlich für Virgilius mehr Käufer hoffte als für Vergilius, in dieser Ausgabe auf letztere Schreibart zu verzichten, obwohl sie gerade von ihm selbst auf so überzeugende Weise verfochten worden ist.

Das zweyte der oben genannten Bücher ist ein Unternehmen der Verlagshandlung, dessen eigentlicher Charakter von derselben gleich auf dem Titel offener hätte bezeichnet werden sollen, damit nicht Mancher durch diesen verführt, ein wesentlich anderes Buch zu kaufen glaube als das eben besprochene. Von diesem ist es nämlich mit einem Worte gesagt, eine deutsche Uebertragung, welche aber nicht von Herrn Wagner selbst, sondern von Herrn Oberlehrer Dr. Koch in Leipzig besorgt ist. Offen gestanden erscheint uns eine solche Uebertragung an und für sich unnöthig, so daß wir uns nicht wundern, wenn Hr. W. dieselbe selbst auszuführen Anstand nahm. Denn bey der einfachen Kürze der Anmerkungen und bey der Sorgfalt, welche auch auf die Sprache derselben verwendet ist, können wir kaum annehmen, daß Jemand, der es unternimmt den Virgil in der Ursprache zu lesen, nicht auch den lateinischen Commentar mit leichter Mühe verstehen sollte. Allein

die buchhändlerische Speculation glaubte jedenfalls dem in neuerer Zeit so vielfach laut gewordenen Wunsche nach deutschen Erläuterungen zu den classischen Schriftstellern Rechnung tragen zu müssen, um so mehr, da auch in der bekannten Weidmann'schen Sammlung ein Virgil mit deutschen Anmerkungen versprochen wird. Nur erhebt sich hierbey das nicht unbegründete Bedenken, ob wohl die Uebersetzung eines lateinischen Commentares dieselben Vorzüge zu bieten vermöge, welche man bey einer ursprünglich in der Muttersprache verfaßten Bearbeitung erwartet. Denn aus welchem andern Grunde will man jetzt die Classiker für den Gebrauch des Schülers und des Nichtgelehrten in keiner andern als der Muttersprache erläutert sehen, wenn nicht vorzugsweise deßhalb, weil dieselbe theils unsern Geist mehr innerlich zu berühren, theils eine klarere und lebendigere Vorstellung der Dinge in uns zu erwecken vermag, als ein Idiom, in welchem wir uns nicht völlig heimisch fühlen? Da aber ohne Zweifel sowohl der Inhalt als die Form der Erläuterungen durch das dazu gewählte Idiom wesentlich bestimmt und bedingt werden, so wird sich natürlich ein Commentar in vieler Beziehung anders gestalten, wenn er in der Muttersprache, als wenn er in einer fremden verfaßt ist; so daß sich bey einer Uebersetzung immer manche schwer zu umgehende Uebelstände ergeben werden. Betrachten wir jedoch nun, in welcher Weise die vorliegende deutsche Bearbeitung des Wagner'schen Commentares ausgeführt ist, so können wir nicht umhin, der Umsicht und der Gewandtheit, mit welcher der Bearbeiter die Schwierigkeiten seines Unternehmens möglichst zu überwinden weiß, alle Anerkennung zu zollen. Denn es begnügt sich derselbe keineswegs bloß mit einer nackten Uebersetzung, sondern ist überall mehr bemüht den Sinn als den Wortlaut der lateinischen Noten wiederzugeben, und zwar mit soviel Geschick, daß man es wohl vergessen kann, keine Originalarbeit vor sich zu haben. Da ihm übrigens von Herrn W. völlig freye Hand gelassen war, so hat er sich nicht selten auch Veränderungen erlaubt, und theils durch Weglassungen oder Zusätze (man vgl. z. B. den ganzen Eingang der V. Ecloge), theils selbst durch völlig abweichende Erklärungen dem Buche sogar einen gewissen Grad von Selbständigkeit verliehen. So ist Ge. 1. 513 addunt in spatia nach Voß erklärt, statt die Conjectur von W. zu erwähnen; Ecl. 1, 8 agnus ab ovilibus nostris richtiger als bey W. erläutert. Ingleichen lesen wir zu Ecl. III, 8 transversa tuentibus hircis „indem sie ihre Augen seitwärts wendeten, um die Schmach nicht zu sehen," was wir der Deutung von W. vorziehen: Salax genus est hircorum; quapropter dicuntur turpitudinem istam oculis transversa tuentibus, i. e. obliquis s. transversis, adspicere stimulati scilicet libidine et invidia. Denn offenbar wird der Vorwurf für Menalcas herber, wenn sogar die geilen Böcke ihre Augen verschämt von seinem wollüstigen Beginnen abwenden. Auch finden wir es zweckmäßig, daß häufig den Erklärungen der schwierigeren Worte des Dichters geradezu die entsprechende deutsche Bedeutung hinzugefügt worden ist. Einzelne Mängel der Uebertragung sind nicht von großer Erheblichkeit. So wird z. B. Ecl. I, 10 canere, wodurch W. calamo agresti ludere interpretirt, unrichtig durch „besingen" übersetzt. In der Bemerkung zu Ecl. II, 66 widerspricht es sich offenbar, wenn gesagt wird „den Pflug, der in frühester Zeit noch keine Räder hatte, zogen die Stiere am Joche zurück, und zwar hangend" suspensa), so daß er den Boden nicht berührte. Denn wenn der Pflug hängt, so daß er den Boden nicht berührt, kann er nicht gezogen, sondern nur getragen werden, was auch hier mit referunt gemeint ist. Ecl. III, 86 ist zu nova carmina, und IV, 27 zu quae sit virtus die Erklärung Wagner's zum Nachtheil des Verständnißes nur ungenau wiedergegeben; und Ecl. VI, 34 genügte zwar im lateinischen Commentare bey tener die Verweisung auf die Anmerk. zu V. 33, weil dort das Wort tener selbst gebraucht ist, nicht aber im deutschen.

Vollständig soll die deutsche Bearbeitung aus 6 auch einzeln verkäuflichen Heften bestehen, von welchen das erste der beyden bereits vorliegenden die Einleitung über Virgils Leben und Gedichte nebst den Eclogen, das zweyte die Georgica enthält. Die vier übrigen werden je drey Bücher der Aeneis geben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. M. Valerii Probi in Virgilii Bucolica et Georgica Commentarius.
2. Philippi Wagneri commentationis de Junio Philargyro.
3. Commentaria Junilii Flagrii, T. Galli et Gaudentii.

(Fortsetzung.)

Verdorben ist wohl auch die dunkle Stelle S. 10, 30 Hic autem fama Sileni aeque dei auctoritate quae canit confirmat, obwohl Hr. K. keinen Anstoß nimmt. Der Sinn erfordert: Hic autem *non* Famae, *sed* Sileni aeque dei auctoritate, da sich der Dichter in den vorher angeführten Beyspielen allerdings auf die Fama, hier aber auf Silen als Gewährsmann beruft. — S. 47, 20 ist die Bemerkung zu dem Verse Sunt Thasiae vites, sunt et Mareotides albae wohl so zu lesen: a Thaso dicit insula *primum* Thasias, Mareotidas Aegyptiacas intelligimus, Codd. *pomum*, H. K. *nominatas*. — S. 51, 4 dürfte vielleicht so herzustellen seyn: Postquam *in usu esse coepit* animalium carne vesci, quae frugibus nocent, Vat. *vixisse animalium coepit*, Par. *jussisse*. — Daß endlich S. 63, 9 in den Worten Alcyone filia Aeoli, uxor Ceycis, quae cum viro naufragio amisso mutata est in aves alcyonas die Conjectur *in avem alcyonem* unnütz sey, mußte schon die ganz ähnliche Stelle S. 44, 17 lehren: Putatur enim Ceyx, Luciferi filius, cum Alcyone, Aeoli filia *mutatus in has volucres*.

Die Veroneser Scholien, welche den zweyten Theil des Buches ausmachen, sind die bereits von Angelo Mai zu Mailand 1818 und dann wieder in den Class. Auct. VII p. 247 ff. veröffentlichten. Gleichwohl ist bey dem Alter (die Schriftzüge lassen auf das 4. Jahrhundert schließen) und dem wenigstens zum Theil erheblichen Inhalte derselben dieser neue Abdruck derselben jedenfalls dankenswerth. Denn theils möchten jene früheren Ausgaben Vielen unzugänglich geblieben seyn, theils hat Hr. K. dafür gesorgt, die seinige im Vergleich zu der seines Vorgängers, dessen Sorgfalt hier, wie bey vielen andern ähnlichen Veröffentlichungen Manches zu wünschen übrig läßt, wenigstens um so viel vollkommener und nutzbarer zu machen, als es ihm durch die Umstände gestattet war. Derselbe hatte nämlich in Verona Gelegenheit Erfahrungen über die Eifersucht zu machen, mit welcher die Schätze mancher italienischen Bibliotheken bewacht werden; indem die mit der Aufsicht über die dortige Bibliothek betrauten Herren Geistlichen ihm durchaus nicht gestatten wollten, aus dem Palimpsestus, der diese Scholien enthält, sich mehr aufzuzeichnen, als bereits von A. Mai herausgegeben war, und deßhalb in der überdieß sehr knapp zugemessenen Zeit seine Arbeit fortwährend von einem ihrer Collegen genau überwachen ließen. Unter solchen Beschränkungen vermochte freylich der Herausgeber nur sehr wenig Neues zu entziffern, obwohl nach seinem Dafürhalten bey hinlänglicher Muße noch Manches zu enträthseln gewesen wäre, und mußte sich hauptsächlich nur darauf beschränken, theils die Ungenauigkeiten seines Vorgängers zu verbessern, theils die Größe

der Lücken sorgfältig zu bemerken, welche entweder durch Verstümmelung der Blätter, oder durch die bedeckende spätere Schrift verursacht sind. Dadurch aber wurde es ihm möglich, mehrere dieser Lücken mit ziemlicher Sicherheit zu ergänzen. Zu bedauern ist, daß Hr. K. demnach auch darauf verzichten mußte, den Text des Virgil selbst, welchem diese Scholien beygeschrieben sind, zu vergleichen, da auch Mai diese Vergleichung unterlassen hat.

Die Fragmente des Grammatiker Asper endlich, welche den Schluß des Buches bilden, sind bloß ihres Alters und des Namens ihres Urhebers wegen bemerkenswerth, dem Inhalt nach sehr unbedeutend. Sie sind einem Pariser cod. rescriptus entnommen, aus welchem bereits von den Benedictinern in den Nouv. trait. de Dipl. III, tab. XLII, von Mai in der Ausgabe der Veronesischen Scholien S. 48 und von Fr. Blum in Reccaredi antiqua legum collectio p. III und XXIV Proben mitgetheilt sind. Ob die Schriftzüge, wie behauptet worden ist, dem 2. oder 3. Jahrh. angehören, läßt Hr. K. unentschieden. Die hier mitgetheilten Bruchstücke enthalten nichts als eine Reihe werthloser Aufzeichnungen von sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Virgil mit Beyspielen aus dessen Gedichten belegt, z. B. über Interjectionen; über den Gebrauch des Nominativ statt des Vocativ, des Genitiv für den Ablativ und umgekehrt, des Dativ für den Accusativ; über doppelte Declinationsformen, wie Evandrus und Evander, über den Plural statt des Singular und umgekehrt u. s. w.

Der Scholiast Junius Philargyrus, über welchen Wagner in der zweyten der oben genannten Schriften eine sehr gründliche Untersuchung angestellt hat, ist erst in neuerer Zeit, nachdem er früher weniger beachtet worden war, durch die Schriften von Suringar, Historia Scholiastarum Latinorum Batav. 1834 und L. W. Müller, Analecta Bernensia Part. III, Bern. 1841, wozu später noch die oben zuletzt genannte Schrift desselben Verfassers kam, der gelehrten Forschung näher gerückt worden. Die erste Kenntniß der Scholien des Philargyrus wird dem Angelus Politianus verdankt, welcher dieselben mit dem Namen des Junius Philargyrius bezeichnet, am Rande seiner Handschrift des Virgil anmerkte. Diese Handschrift gelangte an Fulvius Ursinus, der schon früher dieselben Scholien in einem alten Cod. des Servius, jedoch ohne den Namen ihres Urhebers und von den übrigen nur durch die Bezeichnung „et aliter" geschieden, vorgefunden hatte, und sie nun zu Rom 1587 veröffentlichte. Sie wurden dann öfters, namentlich von P. Burmann und in der Ausgabe des Servius von Lyon, jedoch wie Hr. W. nachweist, nicht ohne manche Ungenauigkeiten wiederholt, da weder der eine noch der andere die allerdings seltene Ausgabe des Fulv. Ursinus, sondern der erstere die von Cornel. Schrevel besorgte editio Commelina Lugd. Bat. 1646, der andere den sehr fehlerhaften Abdruck des Servius von P. Daniel, Genf, Chouet 1636 zu Grunde gelegt hat. Hierzu gesellten sich in neuerer Zeit zwey neue Fundgruben Philargyrischer Scholien. Zu Leyden fand Suringar eine ehemals zu Is. Vossens Bibliothek gehörige Handschrift mit alten Scholien zu den Eclogen, Georgicis und einen Theil der Aeneis, am Schluß der X. Ecloge mit der Unterschrift: Haec omnia de Commentariis Romanorum congregavi, id est, Titi Galli et Gaudentii et maxime Junilii Flagrii Mediolanensium, am Schluß des ersten Buches der Georgica aber mit den Worten: Titus Gallus de tribus Commentariis Gaudentii haec scripsit. Der größere Theil dieser Scholien entbehrt, wie sich aus der von Suringar in dessen oben genanntem Buche mitgetheilten längeren Probe (zum ersten Buche der Georgica) ergibt, der specielleren Namensangabe ihres Urhebers, andere sind mit dem des Junilius, noch andere, jedoch in geringerer Zahl, mit denen des Gaudentius oder Gallus bezeichnet, welche beyden Letzteren früher noch gar nicht unter den Commentatoren des Virgil genannt waren. Daß dagegen Junilius Flagrius ein und derselbe mit Junius Philargyrus sey, ließ sich nicht allein aus der Aehnlichkeit des Namens vermuthen, sondern ergab sich auch mit Gewißheit aus der Uebereinstimmung einiger dieser Scholien mit den früher bekannten des Philargyrus. Sehr ähnlich diesen Leydener Scholien sind die einer Berner Handschrift des 10. Jahrhunderts ebenfalls zu den Eclogen und Georgicis, aus welcher C. W. Müller zuerst in den oben genannten Analecten die

ausdrücklich mit den Namen Junilius Flagrius, Gaudentius und Gallus bezeichneten mittheilte; nachher aber sämmtliche Scholien zu Ecl. I — VII, so wie die gewöhnlich dem Donat zugeschriebene vita Virgilii nebst einer kürzeren bisher unbekannten Lebensbeschreibung des Dichters abdrucken ließ. Die Uebereinstimmung der beyden Codices ist namentlich auch daraus erkennbar, daß die beyden oben erwähnten Unterschriften sich auch hier ganz an denselben Stellen, wie in dem Leydener Cod. vorfinden, nur mit der Abweichung Mediolanenses st. Mediolanensium und fecit st. scripsit. Jedoch zeigen sich die Leydener Scholien im Vergleich zu den Bernern als vielfach abgekürzt und auch in so fern weniger genau, als unter den letzteren mehrere, wie zu Ge. I, 27. 163. 265. 266. 270. 303. 396, mit dem Namen des Junilius erscheinen, die in den ersteren ἀδέσποτα sind. Dagegen lehrt wiederum die Vergleichung der früher bekannten Scholien des Philargyrus mit den vollständigen der Berner Handschrift zu Ecl. I — VII, daß sich auch in diesen letzteren eine ziemliche Anzahl von jenen ohne den Namen ihres Verfassers theils mehr theils weniger abgekürzt befinden. Dieß ist der Fall mit den Bemerkungen zu Ecl. II, 63. III, 29. 39. 61. 90. 105. IV, 62. V, 74; und man darf daher wohl ohne Bedenken die Vermuthung aufstellen, daß auch unter den übrigen namenlosen Scholien des Berner und Leydener Cod. viele sind, welche ursprünglich von Phil. herrühren.

Folgen wir nun der Untersuchung des Hrn. W., so erklärt derselbe zuerst die Entstehung des Namens Flagrius aus der so häufigen Umstellung des r, vermittelst welcher aus Philargyrus Philagryus, nach späterer Schreibart Filagryus und daraus Flagrius entstanden sey. Zugleich vermuthet er nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dem Vornamen Junilius liege die Abkürzung JUN. FL. zu Grunde, was um so glaublicher wird, da sich hinter den Scholien nur höchst selten Junilius Flagrius dicit, sondern fast immer bloß Junilius dicit findet. Daß übrigens Philargyrus, nicht aber Philargyrius die richtige Schreibart sey, weist Hr. W. theils aus zahlreichen Inschriften, in denen überall Philargurus oder Pilargurus, beydes = Philargyrus steht, theils aus Stellen des Cicero und Isidor nach, die ebenfalls die Form Philargyrus bieten; wozu noch Φιλάργυρος aus dem Corp. Inscr. Nr. 488 angeführt werden konnte. Die fehlerhafte Form Junius Philargyrius mag wohl ihren Ursprung in dem Genitiv Juni Philargyri haben.

Mit besonderer Sorgfalt wird dann die Frage über die Zeit behandelt, in welcher Phil. schrieb. Die Ueberschrift bey Fulv. Ursinus: Junius Philargyrius in Bucolica Virgilii ad Valentinianum, aus welcher dieser Herausgeber schließen wollte, daß es der Kaiser Valentinian sey, dem der Scholiast seine Arbeit gewidmet habe, verliert ihr Gewicht durch die Zueignung über den Georgicis im Leydener und Berner Cod. Junilius Flagrius Valentiano Mediolani (Leyd. Mediola), was wohl nichts anderes als Mediolanensi hieß. Denn abgesehen von der abweichenden Namensform Valentianus, stammte unseres Wissens keiner der Valentinianer aus Mailand, der erste derselben war vielmehr ein Pannonier. Da sich nun aus der oben angeführten Unterschrift der X. Ecloge wohl mit Gewißheit annehmen läßt, daß Phil. selbst ein geborner Mailänder war, so darf man mit Recht schließen, daß er jene Widmung an einen gelehrten Landsmann Namens Valentianus oder Valentinianus gerichtet habe. So bleibt, da kein anderer Schriftsteller den Phil. erwähnt, nichts übrig, als in den Scholien selbst Spuren der Zeit, in welcher sie abgefaßt sind, zu ermitteln. Für dergleichen Spuren gelten Hrn. W. der Stolz, mit welchem der Interpret an einigen Stellen (zu Ge. III, 89 und 391) als Römer auf die Griechen herabsieht; ferner die Erwähnung heidnischer Religionsgebräuche als noch bestehender (zu Ecl. IV, 63. Ge. II, 394. III, 380 und namentlich 425), woraus und aus der Art, wie dieselben erwähnt werden, er selbst glaubt folgern zu dürfen, daß Phil. noch Heide gewesen sey. Auch bietet es einen Anhaltspunkt, daß zu der Zeit, als jene Scholien verfaßt wurden, noch manche Bücher der Alten existirten, die schon frühzeitig verloren gingen, wie der Thyestes des Varius (zu Ecl. VIII, 10); und endlich zeigt die Einfachheit und wenigstens verhältnißmäßige Reinheit der Sprache, nicht minder als

Wendungen wie zu Ge. III, 71 ut uxorem sortiri *dicimus* und zu IV, 335 presso colore, *ut in consuetudine dicimus*, daß der Verfasser dem Verfall der lateinischen Sprache zum Barbarismus noch nicht allzu nahe stand; wenn schon Worte, wie moraliter, appetibilis, vituperabiliter, besonders aber die Benennung Eclogae statt Bucolica (zu Ge. IV, 560), welche erst bey Probus, Donat, Servius und Fulgentius Planciades, nicht aber bey früheren Grammatikern vorkommt, in ihm wenigstens ungefähr einen Zeitgenossen der eben genannten erblicken lassen. Wenn aber Suringar deßhalb den Phil. mit Servius in eine und dieselbe Zeit setzt, weil keiner von beyden des andern Erwähnung thue, so wird dieses Argument durch die Bemerkung entkräftet, daß überhaupt beyde, namentlich aber Phil. nur ältere Interpreten bis etwa zur Zeit der Antonine zu benutzen und zu erwähnen pflegten. Ebenso widerlegt Hr. W. auf überzeugende Weise die Gründe, welche Osann, Beyträge zur griech. u. röm. Literaturgesch. Bd. II. S. 283 ff. geltend gemacht hatte, um Phil. ein höheres Alter als Servius anzuweisen, sowie die von Fulv. Ursinus in seiner Vorrede ausgesprochene irrige Vermuthung, als ob noch dem Phil. ein von Virgil eigenhändig geschriebenes Exemplar zu Gebote gestanden habe.

Was den Commentar des Phil. anlangt, so hatte man schon früher richtig erkannt, daß ein großer Theil desselben verloren gegangen sey. Dieß geht theils aus dem Mißverhältniß hervor, in welchem die Scholien der verschiedenen Gedichte ihrer Menge nach zu einander stehen, indem die zu den Eclogen nur S. 3—7, die zum I. Buch der Georgica kaum zwey volle Seiten, die zum II. Buch S. 9—29, zum III. Buch S. 29—37, zum IV. Buch S. 38—53 der editio Commelina vom J. 1589 anfüllen; theils verrathen sich einzelne Scholien, wie die zu Ecl. VIII, 7. Ge. I, 103. III, 128. 137. IV, 66 nur als Bruchstücke ausführlicherer Bemerkungen. Namentlich erhellt aber aus der Vergleichung der Scholien des Fulv. Ursinus mit der Leydener und Bernerhandschrift, sowie wiederum dieser mit dem Cod. G. bey Burmann zum I. und II. Buch der Georgica, in welchem sich nach Herrn W. ebenfalls ein großer Theil jener Scholien wieder findet, und mit dem Dresdener Cod. des Servius, der gleicher Weise Vieles aus Phil. mit den Servianischen Scholien vermischt enthält, daß wir aus dem Commentare des Phil. nur noch theils mehr, theils minder genaue Excerpte, zum Theil auch nur Excerpte von Excerpten besitzen.

Interessant ist, was bey dieser Gelegenheit Hr. W. über jenen Cod. G. bey Burmann mittheilt, dessen Scholien mehrere bisher unbeachtet gebliebene Fragmente alter Schriftsteller enthalten, von welchen wir nur zwey bis jetzt in den Fragmentensammlungen noch nicht befindliche Stellen des Ennius hervorheben. Zu Ge. II, 437 wird der Gebrauch von undare statt abundare durch die Worte praeda exercitus undat aus dem IX. Buche der Annalen nachgewiesen; und zu Ge. II, 384 heißt es: Romulus cum aedificaret (Hr. W. *ludos faceret*) Jovis (Hr. W. *Jovi*) pelles junctas (Burm. *nuctas*) stravit et sic ludos edidit, ut et caelestibus (Burm. *caestibus*) dimicarent et cursu contenderent, quam rem Ennius in Annalibus testatur.

An mehreren der Philargyrischen Scholien sucht endlich Hr. W. die mannichfache Gelehrsamkeit ihres Verfassers darzuthun, wobey sich ihm, wie auch an andern Stellen seiner Abhandlung häufig Gelegenheit darbietet, den Text derselben oft mit sehr großer Evidenz zu verbessern. Doch müssen wir uns hier auf das Einzelne einzugehen versagen, um noch Einiges über die von Herrn Müller mitgetheilten Berner Scholien zu Ecl. I—VII hinzuzufügen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

I. **On Parthenogenesis or the successive production of procreating individuals from a single ovum. A discourse introductory to the Hunterian lectures on generation and development for the year 1849 delivered at the Royal College of surgeons of England. By Richard Owen. London 1849. 76 S. 8.**

II. Zur näheren Kenntniß des Generationswechsels, Beobachtungen und Schlüsse von Victor Carus. Leipzig 1849. 65 S. 8. mit 2 lith. Tafeln.

Die Vielgestaltigkeit des organischen Lebens, sey es Pflanze oder Thier, kann leicht den Beschauenden und im Beschauen sich versenkenden Menschen zu dem Glauben verleiten, als führe wohl jede Gattung ein von allgemeinen Naturgesetzen beherrschtes eigenthümliches Leben; aber das Leben der verschiedenen Gruppen organischer Wesen lasse eine Vergleichung und Zurückführung ihrer Lebensgesetze auf ein gemeinsames Princip kaum zu. Wer dem Idol der Lebenskraft noch huldigt, findet es auch nicht wunderbar, wenn ihm dasselbe bald in diesem, bald in jenem Gewand erscheint, was nicht mehr auffallen kann als die eigene Willkühr, mit der wir es scheinbar vollkommen in unsrer Macht haben, heute dieses zu thun und morgen das. Die Annahme solcher Willkühr der Lebenskraft, die wunderbarer Weise sich selbst zu negiren vermag, wie das welkende Gras und die Tausende von Leichen tagtäglich bezeugen, stört den Genuß der Betrachtung freyer Formentwicklung nicht, und drängt nicht zu der mühsamen Erforschung des Zusammenhangs aller organischen Wesen; denn eben in dieser zusammenhangslosen Willkühr offenbart sich ja am meisten die freye schöpferische Lebenskraft! Wem aber einmal das Verständniß von der Wirkung der vielen Ursachen aufgegangen, wem die sogenannte Lebenskraft nicht das primäre unbekannte mysteriöse Agens, sondern das Resultat aus der Zusammenwirkung einer Summe von Kräften ist, welche einmal wie das anderemal mit unabänderlicher Nothwendigkeit im Reich des Organischen eben so gut wie des Anorganischen wirken müssen, der begnügt sich nicht mit der Beschauung des bunten Heeres organischer Formen, ohne zugleich weiter zu denken auf den inneren Zusammenhang derselben, auf die Gesetze, nach welchen die eine Form nothwendig aus der anderen hervorgeht.

Wie jede Naturwissenschaft von dem Grundsatz ausgehen muß, daß die Gesetze der Natur unwandelbare Größen sind, wenn sie sich nicht selbst aufheben will, so muß die Untersuchung dieser Formverhältnisse ebenfalls daran festhalten, daß die Entwicklungsgesetze im Reich des Organischen durchweg die gleichen sind. Nicht die Veränderung der Gesetze ruft die Veränderung der endlichen Form hervor, sondern der Conflict der Massen mit ihren Kräften bringt durch die ein für allemal gegebene Verschiedenheit ihrer Vertheilung in den einzelnen organischen Gruppen die Verschiedenheit des Resultates

hervor, das oft ganz unvermittelt unsrer Beobachtung sich aufdrängt. Daß aber eine solche Verschiedenheit der Massenvertheilung gegeben ist, und aus welchen Gründen ist unsrem Blick verborgen und wird es bleiben, denn hierin erkennen wir die freye schöpferische Macht eines höheren Wesens und nicht mehr die Lebenskraft. Die Lebenskraft ist nur ein vornehmes Putzstück auf der Blöße unsrer Unwissenheit von dem Zusammenwirken einzelner, uns sonst schon bekannter Ursachen.

Zwey wichtige Thatsachen dienen unserer Ansicht von dem Zusammenhang des ganzen organischen Reiches zu festen Stützen. Die eine besteht darin, daß Thier und Pflanze in ihren letzten Elementen in einem Punkt zusammentreffen: in der Zelle, daß diese Zellen in beyden höchst ähnliche Entwicklungsgesetze haben, daß die Zelle der erste Ausgangspunkt der Entwicklung ist. Die zweyte Thatsache ist die, daß die wesentlichsten organischen Stoffe im Thier- und Pflanzenreich identisch sind, Albumin, Fibrin, Casein hier wie dort wahrscheinlich gleiche Grundlage haben.

Niemand wird heute im Ernst behaupten, daß die Krystallform eines Salzes ohne weiters einmal so, ein andermal so seyn kann, sondern Jedermann wird zugeben, daß, wenn sich diese Krystallform ändert, weitere Einflüsse bey der Krystallisation eingewirkt haben, und nicht die Kraft der Natur nach Willkühr beliebt hat, diese oder jene Achse gegen die übrigen anders als sonst zu neigen. Warum nimmt man nicht eine der Lebenskraft analoge frey schaltende und waltende Macht in der anorganischen Natur an? Ist diese etwa weniger göttlichen Ursprungs als Pflanze und Thier?

Doch wir kehren zurück zu unsrem Thema.

Wir haben gleiche Materie, gleiche Formelemente in dem ganzen Thierreich, ja wir haben noch mehr Zeugen von der in den verschiedensten Thiergattungen gleichen Umwandlung des Stoffes. Wir finden nämlich schon bey Mollusken, den Bivalven, Gasteropoden, Cephalopoden, wie bey der Schlange, dem Vogel und dem fleischfressenden Säugthier das gleiche Product der Stoffmetamorphose: die Harnsäure; bey allen ein und derselbe chemische Stoff. Sicher dürfen wir daraus schließen, daß wenn der Gang der Umgestaltung der Materie in ihnen derselbe ist, auch der Gang der Entwicklung bey allen von einem gemeinsamen Gesetz beherrscht wird.

Nur der Kurzsichtige kann die Bemühungen der Forschung auf dem Gebiet der niedrigsten Organismen geringschätzen oder belächeln, weil er glaubt, daß die hier erworbenen Kenntnisse ohne Frucht blieben für die geheimnißvollen Vorgänge in den höheren Thierkörpern und dem Menschen. Die vollste Gewißheit über das Wesen der Befruchtung und Entwicklung des menschlichen Eyes wäre, so müssen wir entgegnen, nur der kleinste Theil dessen, was kennen zu lernen der forschende Geist uns treibt. Von dem Keim der niedrigsten Kryptogame bis zur Bildung und Entwicklung des menschlichen Eyes ist eine ununterbrochene Kette zusammenhängender Gesetze, deren eines Glied nicht verstanden werden kann ohne seinen Zusammenhang mit allen übrigen. Nun können wir uns aber keineswegs schmeicheln ein solches Glied vollkommen zu kennen, am wenigsten das Geheimniß der Entstehung des Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. M. Valerii Probi in Virgilii Bucolica et Georgica Commentarius.

2. Philippi Wagneri commentationis de Junio Philargyro.

3. Commentaria Junilii Flagrii, T. Galli et Gaudentii.

(Fortsetzung).

Diese beginnen erst mit V. 49 der I. Ecloge und sind auch außerdem an einigen wenigen Stellen wegen Defectheit der Handschrift lückenhaft, wie II, 31—35. 56. III, 7—9. Im Ganzen füllen sie nicht weniger als 35 ziemlich eng gedruckte Quartseiten. Aus der oft erwähnten Unterschrift am Schluß der X. Ecloge: Haec omnia de Commentariis Ro-

manorum congregavi, id est Titi Galli et Gaudentii et maxime Junilii Flagrii Mediolanensium, glaubt Hr. M. folgern zu dürfen, daß, obwohl nur ein kleiner Theil der Scholien dieses Cod. mit den Namen ihrer Verfasser bezeichnet sind, sie doch sämmtlich den Commentaren des Philargyrus, Gaudentius und Titus Gallus entnommen seyen; wofür er als Beweis anführt, daß sich wirklich zu vielen Stellen des Dichters drey verschiedene Bemerkungen vorfinden. Wiewohl nun für diese Ansicht auch noch der von Herrn M. nicht erwähnte Umstand zu sprechen scheint, daß, wie wir schon früher bemerkten, eine ziemliche Anzahl der älteren Philargyrischen Scholien hier ohne den Namen ihres Verf. aufgeführt werden, so dürfte doch derselben nicht unbedingt beyzustimmen seyn. Es ist nämlich eine auffallende Erscheinung, die sich wohl auch schwerlich der Aufmerksamkeit des Herausg. entziehen konnte, daß die Scholien zu Ecl. I und II. V. 1—10 zum größern Theil mehr oder minder wörtlich mit den Servianischen übereinstimmen, und zwar so, daß sie sich leicht im Vergleich zu diesen letzteren als Excerpte erkennen lassen; während von da an diese Uebereinstimmung plötzlich aufhört und nur noch an vereinzelten Stellen wieder auftaucht. Dem entspricht es ferner, wenn man zur I. Ecloge nur ganz geringe Spuren einer allegorischen Deutung entdeckt, ob schon sich gerade hier vielfache Gelegenheit dazu darbot, während sich zu den übrigen Eclogen diese Auslegungsweise bis zum Ueberdruß. und oft in der abgeschmacktesten Art breit macht. Aus dieser Verschiedenheit scheint nun zwar nicht sofort auf einen völlig verschiedenen Ursprung des ersten Theiles dieser Scholien zu schließen; denn auch hier begegnen wir schon an mehreren Stellen doppelten Interpretationen und zweymal wird Philargyrus, einmal Gaudentius ausdrücklich genannt; allein, daß in diesem ersten Theil außer den Genannten vorzugsweise noch eine andere Quelle benutzt worden sey, wird man schwerlich leugnen können. Dieß nun zugegeben, verliert aber jene Unterschrift auch für den übrigen Theil der Scholien einigermaßen an Beweiskraft, wie denn überhaupt bekannt ist, daß dergleichen Auf- und Unterschriften niemals allzuleicht zu trauen sey. Ein anderes Bedenken gegen die Annahme Herrn Müllers erregt der Umstand, daß die Unterschrift, welche doch offenbar den Abschluß einer Scholiensammlung bezeichnet, am Ende der X. Ecloge steht, also wenigstens für die darauffolgenden Scholien zu den Georgicis, in denen Philargyrus, Gaudentius und T. Gallus ebenfalls häufig genannt werden, nichts beweisen kann. Wenn also Suringar die unter dem I. Buch der Georgica befindliche Unterschrift: Titus Gallus de tribus Commentariis Gaudentii haec scripsit auf sehr befriedigende Weise dadurch erklärt, daß zuerst Titus Gallus aus dem dreyfachen Commentare des Gaudentius über die Eclogen, Georgica und die Aeneis einen Auszug mit dieser Unterschrift gefertigt habe, und daß dann dieser Auszug von einem andern Compilator, der auch die Scholien des Philargyrus herbeyzog, so ausgeschrieben worden sey, daß auch nicht jene Unterschrift wegblieb; so dürfen wir vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, daß die im Berner und Leydener Cod. enthaltenen Scholien aus einer noch späteren Zusammenstellung hervorgegangen sind, bey welcher für die Bucolica die durch mehr erwähnte Unterschrift abgeschlossene Scholiensammlung zu den Eclogen, hauptsächlich wenn auch nicht ausschließlich, benutzt wurde. Bey den Georgicis mögen dem Sammler wieder andere Quellen zu Gebote gestanden haben, aus denen er die Scholien der drey oft genannten Commentatoren schöpfte, worauf auch die oben besprochene Widmung über den Georgicis: Junilius Flagrius Valentiano Mediolani sehr deutlich hinweist. Jedoch wird man hierüber erst dann mit größerer Sicherheit urtheilen können, wenn sowohl die Leydener als die Berner Scholien vollständig zur Vergleichung mit den bisher bekannten der andern Ausleger vorliegen werden.

Für die namenlosen Scholien ihren Urheber ausfindig zu machen, möchte in den meisten Fällen ein ziemlich fruchtloses Bemühen seyn. Wenn jedoch der Name Gaudentius auf einen Christen schließen läßt, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß diejenigen Scholien, welche einen christlichen Verf. verrathen, von ihm herrühren: z. B. zu II, 61 *Pallas* id est Minerva, quam Juppiter de capite genuit, ut pagani [narrant], ut Juno Vulcanum sine viro peperit arte magica; und zur IV. Ecloge die

ganzen allegorischen Deutungen auf Christus und Maria. Ihm gehört dann wahrscheinlich auch die Bemerkung zu IV, 31 an: Sive Gallorum sive Gothorum perturbationem prophetat, sed verius Parthicam, de qua portas jam (viell. *olim* oder *tum*) clausas legimus duodecim annos, aus der man sieht, daß er die stürmischen Zeiten der Barbareneinfälle unter Radagais und Alarich entweder selbst erlebte, oder bereits hinter sich hatte. Zu weit würde man aber wohl gehen, wollte man aus der Neigung dieses christlichen Interpreten Allegorien zu finden, weiter folgern, daß auch die übrigen allegorischen Auslegungen ihm zu verdanken seyen. Dagegen zeigt sich ebenso wenig eine sichere Spur, daß Philargyrus der Urheber dieser Deutungen sey, zu welcher Annahme man sich vielleicht bewegen fühlen könnte, nachdem Dübner (Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. 1834 Nr. 153 S. 1228, welches Stück wir bedauern eben nicht zur Hand zu haben) auf einigen handschriftlichen Blättern der Pariser Bibliothek, die wie es scheint mehrere allegorische Auslegungen zu Virgil enthalten, ein Stück des Commentares von Phil. erkannt zu haben glaubt. Mit Recht urtheilt jedoch Wagner in seiner Abhandlung über Phil. (I, S. 23), daß wohl dergleichen Deutungen meist älteren Ursprunges und nur von den späteren Interpreten nachgesprochen seyen.

Der Text der Berner Scholien ist stellenweise sehr verderbt, und obwohl Hr. M. viele Fehler corrigirt hat, so sind doch noch zahlreiche Verderbnisse übrig, von denen sich indeß ein guter Theil durch sorgfältigere Vergleichung der Servianischen Scholien wird verbessern lassen. Einige Verbesserungsvorschläge mögen hier folgen. I, 53 *Frigus*, quia aestivo tempore frigus sit (lies *fit*) sub umbra. 54 *Hinc tibi quae semper*, id est ab erundate vicinorum saepes (l. *a circumdata vicinorum saepe*) dum remotus habites, quae semper adesse solent. 57 *Frondator*, rusticus vel animal, quod de floribus nascitur (l. *pascitur*). 71 *Impius*, quia bella civilia desiderat (l. *gesserat*). 76 *Viridi*, pro parva herba in se (l. *in specu*). II, 18 *Vaccinia nigra*, violae purpureae, quae de omnium (l. *sensim*) nigrescunt. 25 Quando *placidum ventis staret mare*, hic totum proparate (l. *pro parte*), id est mare pro aqua posuit, H. M. *properate*, was vielleicht nur ein Druckfehler ist. 44 *Et faciet* me ut faciam (l. *ne: et faciam* d. h. um nicht zu schreiben: et faciam, und ich werde das thun, um was sie mich bittet). 52 *Amaryllis* avitas (l. *suavitas*) pro Octaviano dicitur, H. M. *uditas* oder *uviditas*(?). 65 *Voluptas*, causa. ubi capiendi (l. *causa libidinis capiendi*). 68 *Quis modus*, nullus pietatis (l. *capiditatis*) modus est. 70 *Semiputata*, ex parte amputata. Queritur tarditatem donandi (l. *amputandi*, vgl. Asper bey Servius). 71 bilden die Worte quorum ciborum eine besondere Bemerkung, l. *Quorum*, ciborum. III, 111 *Claudite*, hoc est cantare desinite, satiat enim audiendo sonus (l. *satiati enim audiendo sumus*). V, 10 lehrt die Vergleichung des Servius, daß der Cod. ganz richtig Thesei filium redeuntem ex Troja hat, Hr. M. dagegen unrichtig *non* redeuntem vermuthet. 65 schreibt Hr. M. *Sis bonus*, id est propitius, ut ibi adsit laetitiae et Bacchus dator et bona vina (Cod. *vino*), wobey nicht beachtet ist, daß ein Vers der Aeneis (I, 734) citirt wird: Adsit laetitiae Bacchus dator et bona Juno. Bemerkenswerth ist übrigens die Variante laetitiae *et* Bacchus dator.

Schließlich sprechen wir den Wunsch aus, daß Hr. M. recht bald Gelegenheit nehmen möge, auch die übrigen Scholien des Berner Cod. vollständig erscheinen zu lassen. Namentlich aber würde es dankenswerth seyn, wenn Jemand diese ganze Scholiensammlung aus der Leydener und Berner Handschrift, sowie nach einem noch ganz unbenutzten römischen Codex, welcher nach Mittheilungen das Dr. M. Hertz an den Herausg. den beyden erstgenannten sehr ähnlich seyn soll, veröffentlichen wollte; wobey auch die von Dübner in Paris gefundenen Scholien hinzuzuziehen wären.

Dr. J. Siebelis.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. **On Parthenogenesis or the successive production of procreating individuals from a single ovum.**

II. Zur näheren Kenntniß des Generationswechsels, Beobachtungen und Schlüsse von Victor Carus.

(Fortsetzung.)

Es ist natürlich, daß je complicirter der fertige Organismus, um so mehr und manchfachere Kräfte werden sich bey seiner Entstehung und Entwicklung durchkreuzen; je einfacher, um so weniger wird dieß der Fall seyn. Mittel und Aussicht die einzelnen Componenten aufzufinden, sind dort offenbar geringer als hier. Die letzten Bedingungen des Lebens in dem einfachsten Seyn und Werden können sich, wenn überhaupt je, am ehesten bey der Erforschung der niedrigsten Organismen enthüllen.

Die wichtigsten Fragen, welche die Physiologie des Menschen zu lösen hat, muß sie heute wenigstens an die wirbellosen Thiere stellen. An den höheren ist die Spitze unsrer jetzigen Methode der Untersuchung bereits sehr stumpf geworden; möglich, daß es an der Methode selbst liegt, möglich auch, daß die Fragen, welche wir stellen, geleitet durch das Massenübergewicht gewisser Vorstellungen, mit denen wir an die Untersuchung des Lebens gehen, nicht richtig gestellt sind; dann werden uns am leichtesten die ganz neuen Erfahrungen an den Wirbellosen auf das Wichtigste, nämlich auf eine richtige Fragestellung führen.

Nicht leicht hat eine Endeckung mehr frappirt als die des Generationswechsels, durch den plötzlich eine Menge auf einander scheinbar nicht reducirbarer Formen sich als Entwicklungsstadien ein und desselben Individuums auswiesen. Der Einfluß dieser Erfahrungen auf die Zoologie war nicht geringer als auf die Beurtheilung der Entwicklungsvorgänge im Allgemeinen, so daß sich bald viele rüstige Arbeiter zusammenschaarten, in diesem bisher ganz unbekannten Land weitere Entdeckungen zu machen, und von diesem Punkt aus den Horizont allgemeinerer, das organische Reich umfassender Erkenntniß seiner Entwicklungsweise zu erweitern.

Hier theilen wir dem wissenschaftlichen Publikum zwey kürzlich erschienene Schriftchen mit, und zwar zuerst das in obiger Weise betitelte von Owen, welches einen allgemeinen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Erfahrung in diesem Punkt gewährt und dann das andere, mit seinem Titel angeführte von V. Carus, in welchem besonders einzelne Entwicklungs-Vorgänge genauer und mehr ins Detail eruirt sind.

I. Nachdem Owen zuerst im Allgemeinen auf die wichtigsten Factoren bey der Befruchtung, Ey- und Samen-Zelle, aufmerksam gemacht, und als die wesentlichsten und wichtigsten Vorgänge an dem befruchteten Ey die Entwicklung einer Keimzelle (germ-cell) unter fortschreitender Theilung der Dottermasse bezeichnet hat, bestimmt er den Unterschied zwischen dieser und den weiter sich entwickelnden, als primäre Zelle gegenüber den secundären oder abgeleiteten, befruchteten Keimzellen, und nennt dann das Ganze „die Keimmasse.“ Unter Bildung von Kernen und

Zellen und Verflüssigung anderer Portionen entsteht das Individuum, in dessen Innerem dann weiter aus dieser allgemeinen Keimmasse Gewebe und Säfte sich bilden. Bey einigen Thieren verbleibt nun, ohne daß aller Keimstoff sogleich auf solche Weise umgewandelt wird, ein Rest davon unverbraucht zurück, und kann erst in späteren Zeiten in dem Thier zur Entwicklung kommen, um ein neues Wesen zu bilden.

Bey den Pflanzen ist die größte Masse der Gewebe allein aus solchen Zellen gebildet und es kommen bey ihnen einzellige Pflanzen vor, wie wir auch einzellige Thiere kennen z. B. die Gregarine, die sich von der einzelligen Pflanze nur durch die Contractilität der Zellenwandung und deren Löslichkeit in Essigsäure unterscheidet.

Ein Schritt weiter führt zu den polygastrischen Infusorien, mit einem festen centralen Kern in ihnen; doch wandelt sich der Zelleninhalt schon in bestimmtere Organe um: in die Digestionshöhle, pulsirende Zellen für die Circulation eines klaren Ernährungssaftes, und eine reizbare und contractile mit schwingenden Cilien besetzten Leibeshülle, während ein großer Theil der secundären Zellen unverändert bleibt.

Bey dem Süßwasserpolyp (Hydra) schreitet die Differenzirung der Keimmasse in weitere Organe noch mehr vor. An ihnen beobachtet man auch den Proceß der Theilung, indem nämlich eine Parthie zurückbleibenden, nicht gleich organisirten Keimstoffes, ganz dieselben Metamorphosen durchlaufend wie der größere Theil der Keimmasse, aus der das erste Thier hervorgegangen, Veranlassung zur Bildung eines zweyten Individuums giebt.

Eine größere Parthie solcher secundärer Keimzellen bleibt vorläufig unverwendet in den zusammengesetzten hydraartigen Polypen und einigen Eingeweidewürmern, eine kleinere in den Akalephen und anderen Entozoen. Bey der Nais und anderen jungen Anneliden im hintersten Leibessegment, bey den Blattläusen in den fadenförmigen Enden des Uterus; hier bilden sie die Ovarien der Aphiden-Larven.

Man hat diese Erscheinung gleichsam als eine Hemmung in der Entwicklung zu betrachten, welche bey vielen der niedrigeren Thiere sich findet; und weil die Form des Mutterthieres in der des jungen mit ganz anderem Aeußeren gleichsam maskirt ist, nennt man dieses Stadium der momentanen Hemmung der Ausbildung der Mutterthierform den „Larvenzustand."

Begreiflicher Weise ist die Masse des zurückgehaltenen Keimstoffes um so größer, je früher in dem Entwicklungsleben des Thieres ein solches Halt! geboten wird, wobey natürlich die spermatische Kraft in jenem nur latent bleibt. Auf verschiedene Weise tritt dann später diese spermatische Kraft wieder hervor, um neue Individuen zuletzt zur Vollendung zu bringen.

Bey den polygastrischen Thieren theilt sich der Kern der ursprünglichen Keimzelle, und dadurch wird jede der Hälften, die sich gleichsam abzustoßen scheinen, zu einem eigenen Heerd der Assimilation für die spontane Theilung, wodurch der Strom des plastischen Fluidums in zwey getheilt wird. Dabey erneuert sich der primäre Entwicklungsproceß, und zwar so lange, bis er durch Bildung zweyer Grenzen der Leibeshülle, die sich mehr und mehr von einander abschnüren, zur Darstellung zweyer Individuen geführt hat. Augenpunkt, pulsirender Sack, Rüssel und die übrigen Charaktere der polygastrischen Thier-Form treten erst hervor, wenn an der eingeschnürten Stelle bereits wirklich die Trennung des neuen Individuums von dem alten durch die Thätigkeit seiner Cilien zu Stande gebracht worden ist. So kommt es also zu dem, was man die Multiplication der Individuen durch „spontane Theilung" nennt.

In anderer Weise entwickelt sich die junge Hydra. Bey Hydra fusca ist der zurückgehaltene befruchtete Keimstoff am Ende des Fußes angesammelt. Durch sein Wachsthum erhebt sich die Bedeckung, ohne zu bersten, in der Form einer Knospe. Dann kommt es zur Bildung einer Verdauungshöhle, anfangs im Zusammenhang mit der der Mutter, später von ihr sich abschließend, und zuletzt löst sich die junge Hydra von der alten ab. — Diese Art der Fortpflanzung heißt die „Knospenbildung."

Der wesentliche Unterschied der Knospe vom Ey liegt darin, daß bey jener die Keimmasse ein Theil des Thierkörpers als secundäre Production, bey diesem dieselbe in dem freyen Ey als primäre Keimmasse enthalten ist. Der wesentliche Unterschied der Fortpflanzung durch Knospe und Theilung liegt dagegen darin, daß dort nur eine sehr kleine Quantität, nur eine oberflächlich gelegene Schicht von der ursprünglichen Keimmasse zur Bildung des neuen Individuums verwendet wird, hier dagegen die ganze eine Hälfte.

Die Hydra pflanzt sich eine Zeit lang durch Knospen, dann wieder durch Eyer fort, und dieß wechselt in unbestimmter Weise. — Die Polypen des Meeres bedürfen in dem bewegten Element eines sichereren Schutzes, und besitzen denselben in einer hornartigen Leibesbedeckung. Sie pflanzen sich durch Knospen fort, welche dann alle durch die hornige Hülle unter einander zusammenhängen, wie dieß bey den Corallinen, Hydrozoen oder Anthozoa Hydroidea der Fall ist.

Es kann aber auch ein Ey, in einer Eykapsel gebildet, mit Cilien versehen als „planula“ von dem Mutterstamm sich entfernen, und zu einer Meduse sich umgestalten. So z. B. bey Coryne Fritillaria, wo der vielarmige Polyp mit einer großen Menge deponirter unentwickelter Keimmasse zunächst Knospen treibt wie die Hydra, und zwar rings um die Basis des Magens. Diese Knospen aber werden zu frey schwimmenden Scheibenquallen, welche Eyer produciren, aus denen sich wieder die Coryne entwickelt.

Dabey ist der quallenförmige, eyertragende, bewegliche Abkömmling der Coryne gleich dem polypenartigen eyerlegenden Individuum, das bey Campanularia geniculata die Eyer zu planulae aufzuziehen scheint, und der knospentragende Mutterpolyp in allen zusammengesetzten Radiarien würde eher als die eyergebärenden Medusen die typische Gestalt der Species repräsentiren.

Hydra tuba bildet eine Colonie von 83 Individuen aus einem Mutterthier durch Knospen, wobey 1 — 2 Jahre lang die Wirkung der Befruchtung erhalten bleibt. Es bilden sich aber dann nach und nach ringförmige Einkerbungen, welche immer tiefer and tiefer eingreifen und zuletzt zur Abschnürung einer Reihe von Scheiben führen. Die Ränder dieser Scheiben treiben sodann 8 Paare von Tentakeln. Die Scheiben lösen sich von einander und geben eben so viele frey schwimmende Medusen, von denen die einen Samensäcke, die anderen Eyerstöcke entwickeln. Nach der Begattung werden die befruchteten Eyer eine Zeit lang in Säcken aufbewahrt, bis endlich cilientragende Infusorien ausschlüpfen. Dabey geht also der Typus der polygastrischen Thiere über in den der Rotiferen, dann in den der Polypen, aus dem sich zuletzt durch Knospen- und Scheibenbildung die männliche und weibliche Meduse entwickelt.

Bey Distoma tardum kommen ähnliche Verhältnisse vor. Bey fortschreitendem Wachsthum sieht man eine Nachkommenschaft in dem Inneren des Thieres durch Anhäufung um durchsichtige getrennte Centren der Körnersubstanz die Embryonen sich bilden; dann entsteht zuerst der runde vordere und mittlere Saugmund, dann der Kopfstachel, und endlich der vibrirende Schwanzanhang, worauf die Thiere aus der Mutterzelle ausschlüpfen. Sie verlassen hierauf die Schnecke, in welcher das Mutterthier gelebt hatte, schwimmen eine Zeit als cercarienartige Thiere frey im Wasser, hierauf schrumpfen sie ein, verlieren den Schwanz, hängen sich wieder an die Haut der Schnecke, von deren Schleim sie ein Puppengehäuse bilden, und werden dort wieder zu Distomen. Hier also ein Uebergang von der Gregarinen- zur Cercarien-Form und endlich zu der von Distoma.

Das gregarinenähnliche Mutterthier der Cercarien-Larve ist wahrscheinlich das Product aus dem Ey von Distoma tardum, nicht das Ey selbst, dessen Entwicklung bis jetzt noch unbekannt ist.

Nach der Analogie mit anderen Trematoden ist auch hier der erste Entwicklungsgang wahrscheinlich folgender. Das erste Product aus dem Ey ist ein als Paramaecium beschriebenes Infusorium, dessen flimmernde Leibeshülle eine fein granulirte Masse und einen im Centrum liegenden eigenthümlich ge-

stalteten Kern einschließt. Dieser Kern ist länglich, an einem Ende mit rechts und links liegendem kurzen und dicken Fortsatz versehen. Durch Platzen der flimmernden Hülle wird er frey, wächst, ohne Cilien zu bekommen, und hat einen körnigen Bau ohne weitere Struktur.

Bey **Distoma tereticolle** vervielfältigt sich die erste Keimzelle in geometrischer Progression, bis zuletzt nur eine unendliche Menge von Kernen und Körnchen gebildet ist. Diese sind eingeschlossen in einem wurmförmigen Sack, an dem nur peripherische cilientragende Theile, keine innern Organe gebildet sind. In diesem Zustand treten diese neuen Gebilde aus.

Monostoma mutabile zeigt ganz analoge Verhältnisse. Die Umwandlung von künstlich befruchteten Seeigel-Eyern in Cilien-tragende, Monaden-artige Wesen, wie die bey **Medusa aurita** auftretenden, hat v. Baer zuerst beobachtet. Nach vier Tagen war dann durch Umwandlung oder Gebären eine kleine durchsichtige, der **Beroe** ähnliche Akalephe daraus hervorgegangen. J. Müller's schöne Untersuchungen vervollständigten diese Beobachtungen durch die Verfolgung der Entwicklung jenes von ihm **Pluteus paradoxus** genannten Wesens in eine Ophiure, und der einer andern Art **Pluteus** in einen Echinus.

Auch an den zusammengesetzten Ascidien entwickelt sich aus der festsitzenden Mutter eine große frey schwimmende Cercarie, die sich wieder festsetzt, Knospen treibt und so wieder Ascidien bildet, welche Eyer produciren, aus denen abermals die frey schwimmenden, den Kaulquappen ähnlichen Larven hervorkommen.

Salpen erzeugen ebenfalls Salpen, aber von einer anderen Gestalt, welche kettenartig zusammenhängen; aus jedem Glied dieser Kette entwickelt sich dann erst ein Embryo, der bey seiner Ausbildung das mütterliche Thier wieder darstellt.

Nais und viele Seeanneliden treiben am letzten Glied ihres Körpers Knospen in der Form einer Reihenfolge ihnen selbst ähnlicher Individuen, und die charakteristischen Kennzeichen am vorderen oder Kopf-Ende des Mutterthieres; Rüssel oder Antennen ꝛc. entwickeln sich an dem vorderen Ende der noch festsitzenden Nachkommenschaft. Bevor diese abfällt, wiederholt sich der Knospenbildungsproceß noch 5 — 7mal in linearer Richtung, bis zuletzt die Trennung der einzelnen Individuen durch spontane Theilung erfolgt. Der knospentragende Mutterstamm hat keine Geschlechtsorgane; erst die Knospen erzeugen wieder Eyer, aus denen flimmertragende Monaden hervorgehen, die sich in borstentragende, durch Knospen und spontane Theilung die wahren Männchen und Weibchen dieser Species erzeugende, Würmer umgestalten.

Auch unter den Insekten treffen wir ähnliche Verhältnisse. Bonnet beobachtete dieß zuerst bey den Aphiden. Flügellose, 6füssige, aus den Eyern hervorgegangene Larven erzeugen eine Brut ihres Gleichen; diese selbst wieder ebenso, und sofort bis zur 7 — 11. Generation; zuletzt erst entwickeln sich Männchen und eyerlegende Weibchen. Wie bey allen Metamorphosen der Insekten, so geschieht auch hier die fortschreitende Entwicklung nicht durch Umwandlung schon fertiger Gewebe, sondern durch Neubildung aus zurückgehaltener Keimmasse.

Nachdem dann der Verfasser eine Kritik der bisher aufgestellten Theorien dieser Phänomene gegeben, und besonders die Bezeichnung „Ammen" angestritten, die wichtige Frage nach dem Verhalten der Thierseelen, besonders bey der spontanen Theilung, berührt hat, sucht er, um zu einem Ueberblick über sämmtliche hieher gehörige Phänomene zu gelangen, die Analogie mit der Pflanze und deren Vermehrung herzustellen. Auf einer Tafel sucht er durch schematische Zeichnungen diese Processe in 3 Figuren klar zu machen.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. F. X. Hlubek, Europas Staaten, Grundkräfte, Schulden und Civillisten. Prag 1849.

C. Hinrichsen, Die Germanisten und die Wege der Germanisten. Kopenhagen 1848.

Ad. Ebert, Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens. Cassel 1849.

J. Canga Argüelles, Diccionario de hacienda para el uso de los encargados de la suprema direccion de ella. T. 1 — 5. Lond. 1826.

E. v. Cuendias, Spanien und die Spanier. Brüssel 1849.

Sublevacion de Napoles capitaneada por Masanielo; estudio historico de Don Angel Saavedra, Duque de Rivas. Vol. 1. 2. Madrid 1848.

Pantaleoni et Lumia, Mémoire historique sur les droits politiques de la Sicile. Par. 1849.

A. Bianchi-Giovini, Mazzini e le sue Utopie. Torino 1849.

Ercol. Ricotti, Corso di storia d'Italia. Torino 1848.

E. Quinet, La croisade autrichienne, française, napolitaine, espagnole contre la république romaine. Par. 1849.

G. Pisani, Intorno alla costituente italiana. Livorno 1849.

L. Durante, Chorographie du comté de Nicé. Turin 1847.

J. Bonoparte, Sac de Rome écrit en 1527. Florence 1830.

Actes officiels de la république romaine depuis le 9 Février jusqu'au 2 Juillet 1849. Par. 1849.

F. Chassériau, Précis historique de la marine française, son organisation et ses lois. Vol. 1. 2. Paris 1845.

P. Giquet, Histoire militaire de la France. Paris 1849.

L. Susane, Histoire de l'ancienne infanterie française. Par. 1849.

Montjoie, Histoire de la conjuration de L. P. J. D'Orléans surnommé egalité. T. 1 — 3. Par. 1834.

Eug. de la Gournerie, Histoire de François Ier et de la renaissance. Tours 1847.

E. J. F. Barbier, Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. Publié . . . par A. de la Villegrille. T. 1. 2. Par. 1847 — 49.

V. Derode, Histoire de Lille et de la Flandre wallonne. Vol. 1 — 3. Lille 1849.

J. B. Bouillet, Annales de la ville d'Issoire. Clermont 1849.

A. Esquiros und Dr. E. Weil, Die öffentlichen und wissenschaftlichen Institute zu Paris auf ihrem Höhepunkte im 19. Jahrhundert. Th. 1. 2. Stuttgart 1850.

Dr. F. Bamberg, Geschichte der Februarrevolution und des ersten Jahres der französischen Republik von 1848. Lief. 3 — 11. Schluß. Braunschweig 1849.

F. de Lesseps, Ma mission à Rome, Mai 1849. Paris 1849.

La force des choses. Bruxelles 1849.

W. Wellesley, De la France contemporaine et de ses divisions hiérarchiques. Réponse à l'ouvrage de M. Guizot, de la démocratie en France. Londres 1849.

Ch. Robin, Histoire de la révolution française de 1848. T. I. Par. 1849.

M. Pouillet, Le conservatoire des arts et métiers. Par. 1849.

A. Meißner, Revolutionäre Studien aus Paris (1849). Bd. 1. 2. Frankf. 1849.

A. de Lamartine, Histoire de la révolution de 1848 et de la fondation de la seconde république. Vol. 1. 2. Par. 1849.

E. de Girardin. Les 52. P. 1. 2. Par. 1849.

Anti-Guizot. Februar 1849. Ein Manuscript aus Wien. Wien 1849.

Die deutsche Marine-Verwaltung unter Herrn Duckwitz aus Bremen. Hamb. 1849.

Dr. H. Sudendorf, Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte. Th. 1. Jena 1849.

R. v. Raumer, Vom deutschen Geiste. Erlang. 1848.

Deutsche Chronik für das Jahr 1848. Berlin 1849.

Ueber Ursprung und Verbreitung des Deutschthums im Großherzogthum Posen. Berlin 1849.

Fr. H. Hecking, Denkschrift, betreffend die Regelung und den Schutz der deutschen Auswanderung. Zürich 1849.

Notice historique sur l'ancien comté impérial de Reckheim dans la province actuelle de Limbourg. Gand 1848.

G. Kinkel, Der Führer durch das Ahrthal. Bonn 1849.

Der Führer am Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung. 2. Aufl. Bonn 1849.

Dr. J. G. Wagner, Geschichte der Stadt und Herrschaft Schmalkalden. Marburg 1849.

Die Zustände des Herzogthums Altenburg. Altenb. 1849.

O. F. Schönhuth, Ereglingen und seine Umgebungen. Mergentheim 1846.

G. C. F. Lisch, Geschichte der heiligen Bluts-Capelle und des Domes zu Schwerin. Schwerin 1849.

Berichte des Generals Mierolawski über den Feldzug in Baden. Bonn 1849.

F. Palacky, Popis královstwí českého čili podrobne poznamenání. W Praze 1848.

J. v. Hauer, Ueber Oesterreichs Staatsausgaben und Verwaltung. Wien 1849.

A. de Gerando, Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn seit dem Jahre 1790. Leipzig 1848.

Josephinische Curiosa. Bd. 1 — 3. Wien 1848.

Frz. Schuselka, Deutsch oder Russisch? Die Lebensfrage Oesterreichs. Wien 1849.

R. A. Fröhlich, Historisch-ethnographische-statistische Erläuterungen zur neuesten National- und Sprachenkarte des österreich. Kaiserstaates. Wien 1849.

A. Frey, Ludwig Kossuth und Ungarns neueste Geschichte. Bd. 1 — 3. Mannheim 1849.

Enthüllungen aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Hamb. 1849.

B. Auerbach; Tagebuch aus Wien. Breslau 1849.

Dr. J. Subbotic, Authentische Darstellung der Ursachen, der Entstehung, Entwickelung des Krieges zwischen den Serben und Magyaren im Jahre 1848. Agram 1849.

— — Darstellung der Rechtsverhältnisse der serbischen Nation in Ungarn. Agram 1849.

L. Schnell, Die Vertreibung der Zillerthaler. Hamb. 1849.

E. Kovács, Kampf und Verrath. Blätter aus dem Kriegstagebuche eines Honvédoffiziers. Grimma 1850.

W. Bischoff, Ungarn, seine Erhebung im Jahre 1848 und deren Geschichte bis auf die neueste Zeit. Nordhausen 1849.

F. Steinmann, Geschichte der Revolution in Preußen. Lief. 1. 2. Berlin 1849.

C. Röpell, Statistik des Conitzer Kreises. Berlin 1846.

C. v. Olfers, Beyträge zur Geschichte der Verfassung und Zerstückelung des Oberstiftes Münster. Münster 1848.

Dr. S. Neumann, Zur medizinischen Statistik des preußischen Staates. Berlin 1849.

R. Gneist, Berliner Zustände. Berlin 1849.

Dr. J. L. Gieseler, Die Lehninsche Weissagung gegen das Haus Hohenzollern. Erfurt 1849.

Entwurf der Medizinal-Ordnung. Berlin 1849.

Bülow-Cummerow, Beleuchtung des preußischen Staatshaushaltes und der in diesem vorzunehmenden wichtigen Reformen. Berlin 1849.

— — Preußen und seine politische Stellung zu Deutschland und den europäischen Staaten. Berlin 1849.

W. A. Kreyßig, Ueber die Grundsteuerfrage im preußischen Staate. Berlin 1849.

C. L. Michelet, Ueber Einrichtung der Bezirks-Vereine. Berlin 1849.

Dr. E. Th. Gaupp, Das deutsche Volksthum in den

Stammländern der preußischen Monarchie. Breslau 1849.

Die Küstenvermessung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie, ausgeführt von der trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes, herausg. von J. J. Baeyer. Berlin 1849.

E. Rottmann, Das bayr. Strafrecht in seiner gegenwärtigen Gestaltung. Erlangen 1849.

F. Fenner von Fenneberg, Geschichte der rheinpfälzischen Revolution und des badischen Aufstandes. Zürich 1849.

J. J. Hüni, Blätter von Horgen. Beytrag zur Kenntniß des zürcherischen Volkslebens. Zürich 1849.

Publication of the Camden Society.

Ch. A. Sneyd, A relation or rather a true account of the island of England. Lond. 1847.

Th. Stapleton, De antiquis legibus liber cronica majorum et vicecomitum Londoniarum. London 1846.

J. Bruce, Historie of the arrival of Edward IV in England and the final recoverye of his kingdomes from Henry VI a. D. 1471. Lond. 1838.

H. Ellis, Three books of Polydore Vergil's english history. Lond. 1844.

Th. Wright, Three chapters of letters relating to the suppression of Monasteries. Lond. 1843.

The Camden Miscellany. Vol. I. Lond. 1847.

J. Bruce, Correspondence of Robert Dudley, Earl of Leycester, during his government of the low countries in the years 1585 and 1586. Lond. 1844.

J. O. Halliwell, The chronicle of William de Rishanger of the barons wars. The miracles of Simon de Montfort. Lond. 1840.

Promptorium parvulorum sive clericorum lexicon anglolatinum princeps auctore fratre Galfrido grammatico dicto. Ad fidem cod. rec. Alb. Wey. T. I. Lond. 1843.

Th. Stapleton, Plumpton Correspondence. Lond. 1839.

W. Jordan, Rutland Papers. Original documents illustrative of the courts and times of Henry VII and Henry VIII. Lond. 1842.

G. J. Aungier, Croniques de London depuis l'an 44 Hen. III jusqu'à l'an 17 Edw. III. Lond. 1844.

The autobiography of Sir John Bramston. Lond. 1845.

G. B. Wilkinson, Repeal. Die Beschwerden Irlands gegen England. Berl. 1849.

Ch. Mackie, The castles, palaces and prisons of Mary of Scotland. Lond. 1849.

Edw. Earl of Clarendon, The history of the rebellion and civil wars in England. Oxford 1843.

H. Cave, Antiquities of York. Lond. 1813.

Sigtuna det forna och det närvarande. Upsala 1847.

J. Rasmussen, Slesvig-Holsteinism og det Danske i Slesvig. Kjobenhavn 1845.

Ein Versuch den Ort Schiringsheal der fünfmal in dem Periplus von Othere und Wulfstan enthalten . . . mit einer Stadt zu identificiren, in der Lage, wo die vermeinte Veneta nahe an Rügen gelegen haben soll. Berlin 1849.

E. Key, Om Skandinaviens Framtid. Stockholm 1848.

L. Zychlinski, Polen und seine Idee. Leipzig 1849.

G. Bl. Wilkinson, South Australia. Lond. 1848.

J. Hoppe, Californiens Gegenwart und Zukunft. Berlin 1849.

P. Mauroy, Question d'Alger en 1844. 2. édit. Par. 1844.

A. Freitag, Ueber die Nothwendigkeit verbesserter Einrichtung des Consulats für Deutschland in Amerika. Göttingen 1849.

J. Adams, Remarks on the country from Cape Palmas to the river Congo and the trade with this coast. Lond. 1823.

Th. Wettstein, Berichte aus Wisconsin. Abth. 1. Elberfeld 1849.

Smithsonian Contributions to knowledge. Vol. I. Ancient Monuments of the Mississippi Valley, by G. Squier and E. H. Davis. Washingt. 1848.

A. Ponroy, Le Maréchal Bugeaud. Par, 1849.

Minnefest öfver J. J. Berzelius förad af Litteretur-Sallskapet i Stockholm den 20. Jan. 1849. Stockholm 1849.

Göthe in Berlin. Berlin 1849.

Dr. W. Schubert, Johann Daniel Kluge, Superintendent des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. Zerbst 1849.

K. Chr. G. Schmidt, Des Johannes Wesley Leben und Wirken. Halle 1849.

G. Cervetto, Di alcuni illustri anatomici italiani del decimoquinto secolo. Verona 1842.

— — Di Giambatista da Monte e della medicina italiana nel secolo XVI. Verona 1839.

A. Bouillée, Etudes biographiques sur Louis-Philippe d'Orléans. Par. 1849.

— — Histoire de la vie et des ouvrages du chancelier d'Aguesseau. Par. 1848.

C. Becker, Leben und Werke des Bildhauers Tilmann Riemenschneider. Leipzig 1849.

Dr. D. Schenkel, W. M. L. de Wette und die Bedeutung seiner Theologie für unsere Zeit. Schaffhausen 1849.

H. Scharff v. Scharffenstein, Heinrich V. Skizze. Schaffhausen 1850.

Dr. K. F. H. Marx, Ueber Marc Antonio della Torre und Leonardo da Vinci, die Begründer der bildlichen Anatomie. Göttingen 1849.

J. G. Kohl, Aus meinen Hütten. Bd. 1. 2. 3. Leipz. 1849.

J. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804. Braunschweig 1849.

Dr. Ed. Heyden, Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter. Heft 1. Frankf. 1849.

Joh. Chr. Edelmann's Selbstbiographie. Geschrieben 1752. Herausg. von Dr. R. W. Klose. Berlin 1849.

Dr. Th. W. Danzel, Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Bd. 1. Leipzig 1850.

P. M. Cruice, Vie de Denis-Aug. Affre, archevêque de Paris. Par. 1849.

J. Val. Andreae, Vita ab ipso conscripta. Ed. F. H. Rheinwald. Berol. 1849.

Biographien berühmter Zeitgenossen. Heft 1. Altenburg 1849.

G. von Berg, Luise, Königin von Preußen. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1849.

Graf Ludwig Batthyany, ungarischer Premierminister, sein Leben, Wirken und Ende. Grimma 1850.

C. H. Schnuse, Die Grundlehren der höheren Analysis. Th. 1. Differential-Rechnung. Braunschweig 1849.

Dr. A. Wiegand, Der allgem. goldene Schnitt und sein Zusammenhang mit der harmonischen Theilung. Halle 1849.

J. de Lalande, Logarithmisch-trigonometrische Tafeln. Herausg. von Dr. H. G. Köhler. 3. verb. Aufl. Leipzig 1849.

Dr. A. Wiegand, Die schwierigeren geometrischen Aufgaben aus C. F. A. Jacobi's Anhange zu van Swinden's Elementen der Geometrie. Halle 1849.

Dr. W. Rutherford, Die vollständige Lösung numerischer Gleichungen. Aus dem Engl. übers. von Dr. A. Wiegand. Halle 1849.

A. A. Cournot, Die Grundlehren der Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Deutsch von Dr. C. H. Schnuse. Braunschweig 1849.

F. Engel und K. Schellbach, Darstellende Optik. Heft 1. Berlin 1849.

Ch. Laboulaye, Traite de cinématique ou theorie du mécanisme. Par. 1849.

Dr. J. P. Broch, Lehrbuch der Mechanik. Abth. 1. Berl. 1849.

A. F. W. Brix, Lehrbuch der Statik fester Körper. 2. umgearb. Aufl. Abth. 1.

Dr. Fr. Lucanus, Die Liebfrauenkirche zu Halberstadt, deren Geschichte, Architektur, Kunstwerke und Denkmale. Halberstadt 1849.

J. A. Coussin, Du génie de l'architecture. Par. 1822.

G. Poole, A history of ecclesiastical architecture in England. Lond. 1848.

Dr. H. Berghaus, Die Baudenkmäler aller Völker der Erde. Lief. 2 — 36. Schluß. Brüssel 1849.

J. H. Maack, Entwurf eines Stromtiefers zur Forttreibung der Sände und sonstiger Ablagerungen im Fahrwasser. Hamb. 1849.

F. W. Herschel, Outlines on astronomy. Lond. 1849.

M. F. Brunnow, Mémoire sur la comète elliptique de De Vico. Amsterd. 1849.

M. Sommerville, The connexion of the physical sciences. 8. edition. Lond. 1849.

Von der Stellung der Naturwissenschaften besonders der physikalischen an unseren Universitäten. Kiel 1849.

Dr. C. S. Cornelius, Die Naturlehre nach ihrem jetzigen Standpunkte mit Rücksicht auf den inneren Zusammenhang der Erscheinungen. Leipzig 1849.

F. Zierler, Ueber die Naturlehre mit Rücksicht auf neue Principien derselben und den Doppeldruck des Barometers. Linz 1849.

Dr. O. Marbach, Physikalisches Lexikon. 2. verb. Aufl. Lief. 1 — 8. Leipzig 1849.

G. S. Ohm, Beyträge zur Molecular-Physik. Bd. 1. Elemente der analytischen Geometrie im Raume am schiefwinkligen Coordinatensysteme Nürnb. 1849.

Dr. G. Schübler, Grundsätze der Meteorologie in näherer Beziehung auf Deutschlands Klima. Neu bearbeitet von Dr. G. A. Jahn. Leipzig 1849.

M. Droßbach, Wiedergeburt oder die Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege nach den bekannten Naturgesetzen. Olmütz 1849.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1850.

De la liberté de la presse dans ses rapports avec le développement littéraire. — Bibliothèque univers. de Genève (Litt.) 1850 Janv.

Sur les livres qui ne se vendent pas. — Bulletin du Bibliophile 1849. No. 8 et 9.

Ticknor (George), History of Spanish literature. New York 1849. — North American Review 1850 January.

Le mouvement intellectuel en Espagne. — Revue des deux Mondes 1850. T. I. Livr. 1.

Whipple (Edw. P.), Lectures on subjects connected with literature and life. Boston, 1850. — North Amer. Rev. 1850 Jan.

Logan (J. R.), The languages of the Indian Archipelago. II. Preliminary remarks on the generation, growth, structure and analysis of languages. — Journ. of the Ind. Archip. 1849 Oct.

Stack's grammar and dictionary of the Sindhi language. Bombay 1849. — Calcutta Review 1849 Dec.

Kirkpatrick (J. Edw.) On the adjective *παιπαλόεις*. — Classical Museum 1850 Jan. 1850 Jan.

Villemain, Tableau de l'éloquence chrétienne au IV siècle. Par. 1849. — Journal des Savants 1850 Janv.

Bopp, A comparative grammar of the Sanskrit, Zend, Greek etc. translated by Eastwick. Lond. 1845. — Calcutta Rev. 1849 Dec.

Bonnycastle (H.), An attempt to restore the text and the scansion of Homer upon a entirely new system and principle. — Classical Museum 1850 Jan.

Blackie, On the theology of Homer. — Ebendaſ.

Watkiss Lloyd (W.), On the eleventh of Pindar's Pythian odes. — Ebendaſ.

Ritschl's Plautus. By R. H. S. — Ebendaſ.

Low (Jam.), A translation of the Keddah annals. (Contin.) — Journ. of the Indian Archipelago 1849 Aug.

Jomard, Rapport sur le concours au prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1849 Nov. et Déc.

Quatrefages (A. de), Souvenirs d'un naturaliste. La baye de Biscaye, I. partie. — Revue des deux Mondes 1850. Livr. 2.

Une croisière dans l'Océan pacifique. (Fred. Walpole, Four years in the Pacific. 2 vol. Lond. 1849.) Ebendaſ.

An Anglo-indian domestic sketch. Calcutta 1849. — Calcutta Review 1849 Dec.

A glimpse of Australia. — North Amer. Rev. 1850 Jan.

Trémaux, Notice sur un voyage au Soudan oriental, sur le cours du Nil et dans des contrées inconnues, habitées par les nègres Bertha du Dâr-Fôq et du Dâr-Gouroum. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1849. Nov. et Déc.

Raffenel (A.), Divers itinéraires de la Sénégambie et du Soudan. — Ebendaſ.

Jomard, Notes pour un voyage dans l'Afrique centrale. — Ebendaſ.

Langlois (V.), Lettre sur les monnaies trouvées dans la province de Constantine pendant les années 1840 à 1845. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 10.

Chaudruc de Crazannes, De la monnaie melgorienne ou frappée par les évêques de Maguelone aux XII et XIII siècles. — Revue archéolog. Ann. VI. Livr. 10.

Arnaud et Vayssière, Lettre sur les ruines de Leucè-Comè. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1849. Nov. et Déc.

Hermann (K. F.), On the date of the Laocoon. — Classical Museum 1850 Jan.

Lenormant, Explication d'un vase de la galerie de Florence. — Revue archéolog. Ann. VI. Livr. 10.

Découverte d'une mosaïque gallo-romaine à Suèvre. (Loir-et-Cher.) — Ebendaſelbſt.

Hecker (J. F. C.), Epidemics of the Middle Ages. Translated by B. C. Babington. — Westminster and foreign Quarterly Review 1850 Jan. (Vol. 52. No. 2.)

Grote (G.), History of Greece. Vols III—VI. — Edinburgh Review 1850 Jan.

Eliot (Sam.), The liberty of Rome: a history with an historical account of the liberty of ancient nations. New York, 1849. — North Amer. Review 1850 Jan.

Venice. — Quart. Review 1849 Dec.

Fayet, Essai sur la statistique intellectuelle et morale comparée des départements de la France. — Correspondant. T. XXV. Livr. 9.

Bréquigny et La Porte du Theil, Diplomata, chartae, epistolae, leges etc. ed. Pardessus. T. 1. 2. Par. 1843. 1849. — Journal des Savants 1850 Janvier.

Charrière (S.), Negociations de la France dans le Levant. Paris 1848. T. 1. — Edinburgh Review 1850 Jan.

Tocqueville, Histoire philosophique du regne de Louis XV. Par. 1847. — North Amer. Rev. 1850 Jan.

Gomart (Ch.), Siège et bataille de Saint-Quentin en 1557. — Arch. hist. et litt. du Nord de la France. T. VI. Livr. 4.

Le maximum en 1588; ou prix et taxes des journées et salaires d'artisans et d'ouvriers etc. dans le pays d'Artois à la fin du XVI siècle. — Ebendaſ.

Lamartine (A. de), Histoire de la révolution de 1848. — Edinb. Review 1850 Jan.

Michelet, Histoire de la révolution française. 4 vol. — Rev. des deux Mond. 1850. Livr. 2.

Du Boys (Albert), Des tribunaux wehmiques (de Westphalie) dans leurs rapports avec les institutions judiciaires de l'Allemagne. (I. art.) — Univ. cathol. 1850. Janv.

Rocbuck (J. A.), The colonies of England. — Edinburgh Review 1850 Jan.

Great Britain's subterraneous wealth. — Ebendaſ.

Quarterly returns of the marriages, births and deaths, registered in the divisions, counties and districts of England. — Christian Remembrancer 1850 Jan.

Essay towards an account of Sulu. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 Aug.

Low (Jam.), An account of the british colonies in the straits of Malacca. — Ebendaſ. Oct.

Thomson (J. T.), General report on the residency of Singapore, drawn up principally with a view of illustrating its agricultural statistics. — Ebendaſelbſt.

Windsor Earl (G.), On the leading characteristics of the Papuan, Australian, and Malaya-Polynesian nations. — Ebendaſ. Nov.

The court and camp of Aurungzebe. — Calcutta Review 1849 Dec.

Buckle (E.), Memoir of the Bengal artillery. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Elliot (H. M.), Bibliographical index to the historians of Muhammedan India. Vol. I. Calc. 1849. Ebendaſ.

The settlement of the North Western Provinces. — — Ebendaſ.

Criminal law in Bengal. — Ebendaſ.

Rochet d'Héricourt, Mémoire sur l'état constant de soulèvement du sol du golfe arabique et de l'Abyssinie, et sur un abrégé des resultats scientifiques de son voyage. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1849. Nov. et Déc.

African coast blockade. (Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité.) — Westminst. and foreign quart. Review 1850 Jan.

Cucheval-Clarigny, La société américaine et les partis de l'union en 1850. — Revue des deux Mondes 1850. T. I. L. 1.

La Californie depuis la decouverte des mines d'or. (San-Francisco et les émigrans etc.) — Ebendaſ. Livr. 2.

Dinaux, Nomenclature des personnages qui se sont fait remarquer dans l'arrondissement de Valenciennes. — Arch. hist. et litt. du Nord de la France. T. VI. Livr. 4.

Carey (W. H.), Oriental christian biography; containing biographical sketches of distinguished christians, who have lived and died in the East. Calcutta 1849. — Calcutta Review 1849 Dec.

Darlington (W.), Memorials of John Bartram and Humphry Marshall, with notices of their botanical contemporaries. Philadelphia 1849. — North Amer. Rev. 1850 Jan.

Dinaux (A.), Rosalie Levasseur. — Archives hist. et litt. du Nord de la France. T. VI. Livr. 4.

Saint-Evremond (2 art.) — Biblioth. univers. de Genève. (Litt.) 1850 Janv.

William Wilberforce. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Correspondance inédite de Charles Nodier. — Bulletin du Bibliophile 1849. No. 8 et 9.

Cortambert (E.), Notice biographique sur M. Roux de Rochelle, ancien président de la Commission centrale. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1849. Nov. et Déc.

Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de M. Rossi. — Journ. des Économistes 1850 Janv.

Hepworth Dixon, John Howart and the prison-world of Europe. — Blackwoods Magaz. 1850 Jan.

Kennedy (John P.) Memoirs of the life of William Wirt, Attorney General of the United States. Philad. 1849. — North Amer. Rev. 1850 Jan.

Personal recollections of the life and times etc. of Valentine Lord Cloncurry. Dublin 1849. — Quart. Rev. 1849 Dec.

O'Connell (John), Recollections and experiences during a parliamentary career from 1833 to 1848. 2 vols. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Obituary. Ebenezer Elliott, the Corn-Law Rhymer. — Westminst. and foreign quart. Review. 1850 Jan.

Weddle (Thom.), On annuities and assurances on successive lives. — Philos. Mag. 1850 Jan.

Young (J. R.), On a property of the interminable decimals which arise from the development of an incommensurable fraction. — Ebendaſ.

Davies (T. S.), Geometry and geometers. No. IV. — Philos. Mag. 1849. Vol. 35. Suppl.

Beswick (Sam.), Illustrations of a method for computing magnetic declination on the principle proposed by Prof. Gauss. — Ebendaſ.

Herschel (John F. W.), Outlines of astronomy. — Christ. Remembrancer 1850 Jan.

Observations météorologiques du mois de Novembre 1849. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Janv.

Relation des expériences entreprises par M. Regnault. (3. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Janv.

Avogadro, Troisième mémoire sur les volumes atomiques. — Ebendaſ.

Baup (Sam.), Détermination barométrique de l'altitude de plusieurs localités dans les cantons de Vaud, Fribourg et Valais. — Ebendaſ.

Wartmann (E.), Huitième mémoire sur l'induction. — Ebendaſ.

Phillips (Reuben), On electricity and steam. — Philos. Magaz 1849. Vol. 35. Suppl.

Doyère (L.), Études sur la respiration. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Janv.

Pasteur (L.), Recherches sur les propriétés spécifiques des deux acides qui composent l'acide racémique. — Ebendaſ.

Biot, Détail des expériences faites par la Commission de l'Académie de Sciences pour vérifier les relations établies par M. Pasteur, entre les actions rotatoires de ses deux nouveaux acides et celle qu' exerce l'acide tartrique cristallisé. — Ebendaſ.

Wisse, Note sur l'ébullition de l'eau à différentes hauteurs dans l'atmosphère. — Ebendaſ.

Garot, De la matière colorante rouge des rhubarbes exotiques et indigènes etc. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Janv.

Bussy, Sur la combustibilité de l'hydrogène par le chlore, le brome, l'iode et l'oxygène. — Ebendaſ.

Calloud (Charl.), De la désinfection des engrais et de l'utilisation des eaux mères des salines. — Ebendaſ.

Kosmann, Analyse chimique de l'eau de Niederbronn (Bas-Rhin). — Ebendaſ.

Note sur le limon de Nil. — Ebendaſ.

Analyse de l'étain des mines de Banca. — Ebendaſ.

Percy (John), Experiments on the extraction of gold and silver from their ores by the wet way. — Philos. Magaz. 1850 Jan.

Clark (W.), On the terebrating Mollusca. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Jan.

Strickland (H. E.), On the occurrence of Charadrius virginiacus, Bortkh., at Malta. — Ebendaſ.

Van Beneden, Notice of a new genus of Cestoid Worm. — Ebendaſ.

Pucheran, Etudes sur les types peu connus du Musée de Paris. 3. art. (Rapaces diurnes.) — Revue et Mag. de Zool. 1850 Janv.

Récluz (C. A.), De la Charnière, ou plutôt recherches sur ce qu'on doit entendre par charnière dans les coquilles bivalves. — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Essai sur les Coléoptères de la Polynésie. (Suite). — Ebendaſ.

Masson et Focillon, Application de l'électricité à l'étude des animaux microscopiques. — Ebendaſ.

Smith (W.), Observations on the conjugation of Closterium Ehrenbergii. — Annals and Magaz. of natur. hist. 1850 Jan.

Walker (Fr.), Descriptions of Aphides. (Cont.) — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ebendaſ.

Ball (John), Description of a new species of Veronica. — Ebendaſ.

Little (R.), Diseases of the Nutmeg tree. — Journ. of the Indian Archipel. 1849 Oct.

Delesse, Sur la pegmatite des Vosges. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Janv.

Damour (A.), Notice sur la Brongniardtite, nouvelle espèce minérale. — Annal. des Mines. T. XVI. Livr. 5.

Delesse, Recherches sur la composition minéralogique et chimique des roches (porphyre quartzifère et euphotide du Mont-Genèvre.) — Ebendaſ.

Pigeon, Mémoire sur les dunes du golfe de Gascogne. — Ebendaſ.

Daubrée, Notice sur le gisement du bitume, du lignite et du sel dans le terrain tertiaire des environs de Bechelbronn et de Lobsann (Bas-Rhin.) — Ebendaſ.

Delesse (A.), Mémoire sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Ebendaſelbſt.

— —, Note sur le pouvoir magnétique des verres provenant de la fusion des roches. — Ebendaſ.

Boucard (A.), Note sur la constitution géologique des provinces de Panama et de Veraguas (Nouvelle-Grenade.) — Ebendaſ.

Gueymard, Notice sur un calcaire aurifère de la Grave (Hautes-Alpes). — Ebendaſ.

Baumgarten (F. L.), Agriculture in Malacca. — Journ. of the Indian Archipel. 1849 Nov.

British agriculture and foreign competition. — Blackwoods Magaz. 1850 Jan.

Parkes (Josiah), Essays on the philosophy and art of land drainage. Lond. 1848. — Quarterly Review 1849 Decemb.

Saglio, Notes métallurgiques recueillies dans un voyage en Andalousie. (Suite.) — Annal. des Mines. T. XVI. Livr. 5.

Levallois (J.), Notice sur la minière de fer de Florange (Moselle), et sur ses relations avec le grès super-liasique. — Ebendaſ.

Grant (C.), Gold in Sarawak. Fall of a portion of Trian, an auriferous mountain. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Oct.

Free trade. — Quart. Rev. 1849 Dec.

Woman's mission. John W. Parker. 13 ed. 1849. — Westminst. and foreign quart. Review 1850 Jan.

Gammell (W.), A history of american baptist missions in Asia, Europe and North America. — North Amer. Rev. 1850 Jan.

Natural history of man. — Quarterly Review 1849 Decemb.

Königswarter (L. J.), Études historiques sur les développements de la société humaine. (Suite et fin.) — Revue de législation 1850 Janv.

Baudrillart (Henri), Philosophes et publicistes contemporains. Victor Cousin. Du rôle de la philosophie à l'époque présente. — Revue des deux Mondes 1850. T. I. Livr. 1.

Gerbet, Des rapports du rationalisme avec le communisme. — Univers. cathol. 1850 Janv.

Bonnetty, Exposé des systèmes philosophiques contemporains, avec notes critiques prouvant leur insuffisance. I. système: Balmès. — Ebendaſ.

Dante's divine comedy, the Inferno. By S. A. Carlyle. Lond. 1849. — Christ. Remembrancer 1850 Jan.

L'art musical en Flandre au XVI siècle. — Archives hist. et litt. du Nord de la France etc. T. VI. Livr. 4.

Cherbuliez, Du socialisme philanthropique. — Journ. des Économistes 1850 Janv.

De l'état moral de notre époque. — Revue des deux Mondes 1850. Livr. 2.

Réflexions sur les problèmes de notre époque à l'occasion de quelques publications nouvelles des économistes français. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Janv.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Mai.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. On Parthenogenesis or the successive production of procreating individuals from a single ovum.

II. Zur näheren Kenntniß des Generationswechsels, Beobachtungen und Schlüsse von Victor Carus.

(Fortsetzung.)

Die Pollenröhre, entleert aus der Pollenzelle, stellt in der Pflanze das Spermatozoon des Thieres dar. Sein Inhalt wird, gleichgültig ob durch Endosmose oder Dehiscenz, von dem ovulum aufgenommen, das später frey wird. Unter günstigen äußeren Umständen bildet sich der Embryo wesentlich durch Multiplikation von Zellen. An ihm tritt dann durch Metamorphose und Verschmelzung einiger der befruchteten Zellen des Würzelchen und die plumula auf, der größere Theil jedoch der Zellen bleibt unverändert, und so ist das erste Pflanzenindividuum oder erste Paar derselben wie in den Dicotyledonen gebildet. —

Das Ey des Zoophyten entwickelt seinen freybeweglichen Embryo durch eine ähnliche Vervielfältigung der Zellen, von denen einige sich in die cilientragende äußre Haut umwandeln. Der Embryo fixirt sich hierauf, wird kleiner, schießt Strahlen aus, ähnlich dem Würzelchen der Pflanze, ohne jedoch wie dieses zur Ernährung zu dienen, sondern bloß als Heftorgan. Von dem Stiel entwickelt sich dann der Polyp wie das erste Cotyledonenblatt oder die ersten Cotyledonenblätter der Pflanze. Beyde, Pflanze und Zoophyt, treiben dann Knospen, die eine in einer aufeinanderfolgenden Reihe von Blättern, der andere von Polypen, die mit dem Mutterstamm verbunden sind. Durch eine Metamorphose eines Theiles des Stammes und einzelner Blätter producirt endlich die Pflanze Blüthe und Fructificationswerkzeuge, so wie der Zoophyt ebenfalls durch Modification seines Stammes und gewisser Polypen ein Eybläschen oder modificirten Polypen oder ein medusenartiges Individuum, welches sich ablöst, hervorbringt. Der Zweck in beyden ist die Verbreitung der Spezies mittelst befruchteter Samenkörner oder Eyer.

Nun bey Aphis: das Spermatozoon der männlichen Aphis entspricht dem Pollenfilament des männlichen Blattes (stamen); das Ey der weiblichen Aphis dem ovulum des weiblichen Blattes (pistillum). Das Resultat der Vereinigung ist das befruchtete Ey. Die nämlichen Zellenmetamorphosen folgen und der Embryo wird durch Combination und Metamorphose eines Theiles dieser secundären Keimzellen gebildet, aber es bleibt der Rest als Keimmasse im Innern, die mit den Markzellen der Pflanze, oder mit den Zellen und Elementarkörnchen in dem mehr flüssigen Inhalt des Polypen Aehnlichkeit hat. Unter günstigen Umständen (Licht, Wärme, Nahrung) wiederholen gewisse Theile der zurückgehaltenen Keimmasse den Proceß der Embryobildung, unter Entwicklung eines ähnlichen Larvenindividuums, welches aus dem Ey hervorgegangen war. Diese Larve kann nur deßhalb nicht in dem Mutterthier zurückbleiben, weil sich die Abdominaldecke des letzteren nicht ent-

sprechend ausdehnt. Sieben- bis elfmal mag sich die Aphislarve erzeugen ohne neue Befruchtung, allein aus dem Rest befruchteter zurückgehaltner Keimmasse, wie bey den Knospen der Pflanze und des Zoophyten ohne weiteren neuen spermatischen Einfluß. Es ist dieses also ein innerlicher Knospenbildungsproceß. — Die letzte ungeflügelte Aphis erhält jedoch Flügel und entwickelt die befruchtenden Filamente wie die Pflanze das stamen. Eine andere Aphislarve bildet die weiblichen Geschlechtsorgane: die ovula, wie die Pflanze das pistillum.

So stehen denn diese mit getrenntem Geschlecht auftretenden Aphiden auf der obersten Sprosse einer Leiter von reproduktiven, in ihrer eignen Entwicklung gehemmten Individuen, ähnlich den Knospen des Polyps oder den Blättern der Pflanze. Die große Menge der von der ersten Larve ausgehenden weiteren Individuen entspricht der Menge von Blättern eines Baumes; demgemäß betrachtet unser Verfasser die blühende Pflanze nicht als einen Hermaphroditen, sondern als eine Colonie. Darnach zerfallen sämmtliche organische Wesen in zwey große Gruppen. In der ersten entwickelt ein Ey immer nur ein Individuum, in der anderen viele Individuen. —

Zuletzt giebt der Verfasser das allgemeine Schema des Entwicklungsganges eines Eyes, das in dem Verschwinden des Keimbläschens, Condensation des Dotters, Theilung des Kerns der Keimzelle besteht, in welch letzterem Vorgang er eine Uebereinstimmung mit der Theilung der Monade in zwey Individuen findet; und weist nach, wie die Kraft zur Multiplikation im geraden Verhältniß zu der zurückgehaltenen Keimmasse steht. Am größten ist die Menge der Zellen bey den Pflanzen, größer als bey den Thieren; bey den Monaden größer als den Räderthieren; bey den Polypen größer als bey den Echinodermen, bey den Bandwürmern größer als den Rund-Würmern. Bey den Radiaten größer als den Artikulaten und Mollusken. Bey den Wirbellosen größer als bey den Wirbelthieren, in welch letzteren wir überhaupt gar keine Analogie mit der von dem Verfasser Parthenogenesis genannten Erscheinung finden; deren Wesen also in der Zurückhaltung von unveränderter Keimmasse besteht. Diese Keimmasse sieht man in dem durchsichtigen Embryo von Aphis, ohne daß sie je in den Nahrungscanal eingeschlossen würde, in das ovarium sich umwandeln und zuletzt eingeschlossen in die fadenartigen Endigungen der acht Ovidukte des entwickelten Individuums.

II. Unter weiteren Gesichtspunkten finden wir diese merkwürdigen Phänomene aufgefaßt und in einzelnen Parthien mehr ins Detail verfolgt in der Schrift von Victor Carus, worüber wir jetzt berichten wollen.

Die in diesem Schriftchen mitgetheilten Beobachtungen beziehen sich auf die Entwicklung 1) des Distoma tardum, 2) der Aphiden ohne Befruchtung und 3) der Akalephen und Echinodermen. Folgen wir dem Verfasser in diesem Theil seiner Arbeit und heben die Hauptmomente seiner Beobachtungen kurz heraus!

1) An dem freyen Mantelrand, der inneren Fläche der Respirationshöhle, der freyen Oberfläche der Leber und des Darmkanals von Planorbis corneus und Limnaeus stagnalis findet man in den Monaten Mai, Juni und Juli granulirte, runde, birnförmige, auch unregelmäßig gestaltete Körper von verschiedener Größe (im Minimum 0,0078‴), eine strukturlose Membran, dünnflüssigen Inhalt mit Molekularkörperchen. Später findet man nur wenige kleiner als 0,025‴. Die runde Form geht in die ey- und walzenförmige Gestalt über, wobey sie dunkler werden. In dem Inhalt treten einzelne größere dunkelconturirte Körperchen auf (Kunstprodukte durch Wasserzusatz?), ohne eine Membran zu besitzen.

In 0,076‴ großen Körpern sind einzelne Portionen des Inhalts gruppenweise vereinigt, um welche erst später sich eine Membran erkennen läßt. Diese Inhaltsportionen entwickeln sich zu Cercarien; der Rest von ursprünglichen Elementen verschwindet nach und nach: war also Ernährungsmaterial.

Die ursprünglichen Körper sind demnach Ammen. An ihrer Membran konnte der Verfasser im

Gegensatz zu Steenstrup niemals eine Art Saugnapf mit kurzem Blinddarm nachweisen.

Das Auskriechen der Cercarie geschieht nicht durch eine natürliche Oeffnung der Ammenmembran, sondern dadurch, daß sich jene mit Hülfe ihres Stachels ein kleines, allmählich durch die Bewegungen des Leibes vergrößertes Loch bohrt, und durch dieses ausschlüpft. Denselben Weg wandert die übrige jüngere Brut nach. Haben sie alle die Ammenhülle verlassen, so zerfällt dieselbe und verschwindet.

Die Ammenhülle zeigt keine Spur eines Lebenszeichens, sie ist nur ein ammender Schlauch, kein selbstständiger Organismus. Folgendes ist die Entwicklung der Cercarienkeime. Die runde Form geht in die eyförmige über. Dann (bey 0,045‴ großen) tritt zuerst der Saugnapf, etwas später, vielleicht gleichzeitig, der Bauchnapf auf. Ganz nahe an dem dem Mundnapf entgegenstehenden Ende tritt hierauf der Schwanz hervor, dann erfolgt eine starke Einschnürung der Schwanzwurzel, die ursprünglich eine gleichmäßige Verjüngung des Körpers bildete, und in dem Inneren des Schwanzes entsteht eine mit stumpfem Ende blind auslaufende Röhre. Das obere Ende des Schwanzes hängt durch sie mit einem kleinen blasenförmigen, um diese Zeit von dem hintern kurz-gabelförmigen Auswurfsorgan getrennten Organ des Leibes zusammen.

Dann entsteht der Darm, zuerst quer zwischen beyden Saugnäpfen liegend, dann T förmig gestaltet, und endlich durch Verlängerung und Biegung des nach hinten gerichteten Querstücks um den Bauchnapf herum bis an das Schwanzende reichend. Zwischen dem letzteren und dem Bauchnapfe entsteht ein zuerst paariges, dann durch Verschmelzung unpaarig werdendes Organ mit einem, nach dem Schwanzende gerichteten gewundenen Gang. Vor Entwicklung des letzteren entsteht an der Insertionsstelle des Schwanzes eine blasenförmige Erweiterung im Körper der Cercarie, wovon vorhin gesprochen wurde.

(Schluß folgt.)

Zur Lehre vom Bau und Leben der contraktilen Substanz der niedersten Thiere. Von Professor Alexander Ecker. Basel 1849. 27 S. 4. mit einer Tafel.

In vorliegendem Programme bespricht der Verf. einen für die vergleichende Histologie höchst wichtigen Gegenstand, der für die Auffassung der Struktur der niedersten Thiere von den bedeutendsten Folgen seyn muß, und namentlich die von Ehrenberg aufgestellten Ansichten wesentlich modificirt. Die Tendenz des Schriftchens ist nämlich, den Nachweis zu liefern, daß die Körpersubstanz sehr vieler der niedersten Thiere eine gleichmäßige, ungeformte, contraktile Substanz darstellt, in welcher eine Scheidung in verschiedene Gewebe wie Muskeln, Gefäße, Nerven u. s. w. nicht besteht. Zwar haben schon andere Forscher durch einzelne Beobachtungen darauf aufmerksam gemacht und besonders hat Dujardin sehr werthvolle Untersuchungen über die von ihm Sarcode genannte Substanz veröffentlicht, welche jedoch bis jetzt fast unberücksichtigt blieben. Es ist das Verdienst des Vf., die Frage über den Bau und die Bedeutung der contraktilen Substanz von Neuem angeregt, durch neue Beobachtungen erläutert und den morphologischen Zusammenhang derselben mit dem Muskelgewebe der höheren Thiere nachgewiesen zu haben.

Nach einer kurzen historischen Einleitung, in welcher vorzüglich alle früheren Angaben über die Struktur des grünen Armpolypen gewürdigt werden, theilt der Vf. seine Untersuchungen über Substanz dieser Thiere mit. Nach ihm besteht Hydra viridis ganz aus einer höchst durchsichtigen und contraktilen Substanz, welche eine weiche netzförmig durchbrochene Masse darstellt. Diese Masse ist in drey Schichten abgetheilt; die äußerste hat größere Netzlücken und enthält die eigenthümlichen Hautorgane; die mittlere enthält grüne, die innerste braune Körnchen; beyde letztere haben kleinere Netzlücken oder Hohlräume. Fasern oder Zellen sind nirgends

in der Substanz zu sehen, wiewohl die in der Regel runden Netzlücken leicht zu der Ansicht verleiten können, daß Zellen vorhanden seyen. Zerreißt oder zerstückt man die Substanz in kleine Theile, so besitzt jeder solcher Theil eine große Contraktilität und nimmt die verschiedenartigsten Formen an. Einzelne Netzlücken sind mit einer dicklichen Flüssigkeit gefüllt und in der Regel gehen solche ziemlich prall gefüllte runde Gebilde in die zerstückelten Theile mit über, wodurch wiederum leicht die Ansicht veranlaßt werden kann, daß diese Substanzstücke abgerissene große Zellen seyen, was jedoch nicht der Fall ist. Ref. hat sich von der Richtigkeit dieser Angaben, besonders in Betreff der Contraktilität der abgerissenen Stücke, durch Nachuntersuchung vollkommen überzeugt, und muß daher dem Verf., soweit es die Beobachtungen selbst betrifft, beystimmen.

Aus einer Vergleichung der contraktilen Substanz der Hydra viridis mit der Körpersubstanz der Infusorien und Rhizopoden (S. 17 — 19) ergibt sich, daß beyde Gebilde in ihren wesentlichen Eigenschaften übereinstimmen. Auch bey anderen niederen Thieren kommt dieselbe vor und geht bey den Räderthieren und Tardigraden gewissermaßen in die eigentliche Muskelsubstanz über, indem sie in getrennte, verschieden geformte Massen geschieden ist, die in der That von manchen Beobachtern (Ehrenberg, Doyère) als wirkliche Muskeln betrachtet wurden.

Die ungeformte contraktile Substanz findet sich außerdem noch im Eye höher stehender Thiere, so in dem Dotter der Limaxeyer, und nach des Verf. Beobachtungen in den eben aus dem Ey ausgeschlüpften Insektenlarven, bey denen die Muskeln zuerst aus einer vollkommen homogenen, faserlosen, sehr contraktilen Substanz bestehen, und erst später Querstreifen zeigen und sich in Fasern zerlegen lassen. Daraus glaubt der Verf. schließen zu dürfen, daß die ungeformte contraktile Substanz wie im Thierreiche, so auch im einzelnen Individuum, allmählich in die geformte, d. h. den Muskel übergeht.

Schließlich gibt der Verf. eine Eintheilung der Formen, unter denen die contraktile Substanz überhaupt auftritt. Es sind folgende: 1) durchsichtige homogene Substanz, mehr oder minder durch Hohlräume netzförmig durchbrochen, nach jeder Richtung contraktil, durch den ganzen Körper zusammenhängend oder die größere Masse desselben bildend (Infusorien, Hydra); 2) durchsichtige, homogene, strukturlose Substanz ohne alle Faserung, aber in einzelne gesonderte muskelähnliche Massen getrennt (Systoliden, junge Insektenlarven); 3) aus Fasern bestehende in der Richtung der Fasern contraktile Substanz (geformte contraktile oder Muskelsubstanz); 4) contraktile Zellen, welche nur im embryonalen Zustande vorzukommen scheinen. (Sollten hieher nicht vor Allem die Chromatophoren der Cephalopoden zu rechnen seyn? Ref.)

Sehr beachtenswerth dürfte auch der Umstand seyn, daß bis jetzt bey Thieren, deren Körper ganz oder zum größeren Theil aus ungeformter contraktiler Substanz besteht, keine Nerven aufgefunden werden konnten, während dieselben da auftreten, wo sich eine zwar strukturlose, aber bereits in gesonderte muskelähnliche Massen getrennte Substanz vorfindet. Je entwickelter die contraktile Substanz ist, desto mehr differenziren sich auch die übrigen Gewebe.

Diese kurze Andeutung des Inhaltes des vorliegenden Programmes genügt wohl, um die Bedeutung des darin behandelten Gegenstandes für die vergleichende Histologie und für die allgemeine Physiologie nachzuweisen. Möchte derselbe nun auch von anderer Seite mit derselben ruhigen unparteyischen Art, wie vom Verfasser, geprüft und weiter geführt werden! — Schließlich bemerken wir noch, daß das ganze Programm in Siebold und Kölliker's Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie Bd. I. S. 215 — 245 wieder abgedruckt ist.

F. W.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Mai.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Die Pacinischen Körper und ihre Bedeutung. Ein Beytrag zur Kenntniß der Nervenprimitivfasern. Von Dr. Gustav Herbst, außerordentl. Prof. d. Medicin zu Göttingen. Mit Abbildungen auf 16 lithogr. Tafeln. Göttingen 1848. 8. S. VI und 141.

Diese vortreffliche Monographie ist zwar schon ziemlich lange Zeit veröffentlicht, so daß wir Anstand nehmen könnten, sie jetzt noch anzuzeigen und ihren Inhalt kritisch zu beleuchten. Allein wenn man in naturhistorischen Dingen sich nicht eben bloß auf eine Inhaltsanzeige beschränken will, so bedarf man immer einiger Zeit, um wenigstens in Bezug der Hauptpunkte durch Nachuntersuchungen zu einem selbstständigen Urtheil zu kommen. Wir halten zwar den Grundsatz, daß man ein Werk nicht kritisiren dürfe, was man nicht besser oder wenigstens ebenso gut machen kann, für pedantisch und namentlich in der Naturgeschichte für geradezu unausführbar, aber so viel kann und muß man von einer kritischen Anzeige verlangen, daß sie, so fern es möglich ist, auf nachprüfenden eigenen Anschauungen begründet sey. Ref. hatte sich schon früher mehrfach mit den Vater'schen Organen beschäftigt und besonders ihre Verbreitung im Auge gehabt, es mußte aber gerade der letzte Punkt um so genauer geprüft werden, als über ihn bald nach dem Erscheinen des Werkes und seiner Anzeige in den Göttingischen gelehrten Anzeigen Zweifel erhoben worden waren. Ueberdieß verzögern oft die Umstände die Herbeyschaffung des passenden Materials. Diese wenigen Worte zur Entschuldigung für die verspätete Veröffentlichung der nachfolgenden Anzeige.

In der Einleitung (S. 1 — 6), welche von den bisherigen Beobachtungen über die Pacinischen Körper handelt, vermissen wir ungern den Namen des Prosectors Dr. Langer in Wien, der unseres Wissens zuerst darauf hinwies, daß bereits Professor Abraham Vater diese Organe kannte.

Die Schrift zerfällt in drey Theile, wovon der erste das äußere Verhalten, der zweyte die innere Einrichtung und der dritte die Bedeutung der genannten Organe umfaßt. Im ersten Abschnitt des ersten Theiles wird die Lage, Verbreitung und Zahl derselben im Menschen, im zweyten dieselben Verhältnisse in den Thieren erörtert. Die Zahl der Vater'schen Körper ist im Menschen weit größer als man bisher annahm, unterliegt aber individuellen großen Schwankungen. In der Hand einer 25jährigen weiblichen Leiche schlägt der Verf. die Zahl auf 600 an, indem er in der Hohlhand 223, am Daumen 65, am Zeigefinger 95 wirklich zählte, was natürlich eine beyläufige Schätzung der in den übrigen Fingern befindlichen zuläßt. In Bezug auf die Verbreitung der fraglichen Organe in der ganzen Klasse der Säugthiere hat der Verf. seine Beobachtungen nach der Erscheinung seiner Schrift wesentlich erweitert. Die Resultate derselben sind in einer Anzeige seines Werkchens vom Verf. selbst in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (Nr. 161. 162. 1848) veröffentlicht. Wir selbst können zu diesem Abschnitt ergänzend hinzufügen, daß uns bis jetzt kein Säug-

thier und kein Vogel vorgekommen ist, bey dem nicht die Vater'schen Körperchen aufzufinden gewesen wären. Außer den bereits vielfach untersuchten Säugthieren führen wir folgende an: **Lemur nigrifrons, Cebus capucinus, Mustela foina, M. putorius, M. martes, Erinaceus europaeus, Lepus cuniculus, Cavia cobaya, Mus musculus, Mus decumanus, Cervus capreolus, Phoca vitulina.** Am constantesten finden sie sich, wie der Verf. bereits angibt, zwischen den Vorderarm- und Unterschenkelknochen, so wie bey den Wiederkauern an und zwischen den Phalangen. Nebendem fanden sie sich bey Lemur nigrifrons in den Händen, bey Cebus capucinus in den Händen, rings um den Schwanz bis zu seiner Spitze und in der Ellenbogenbeuge; bey Cavia cobaya auf dem Rücken des Vorderfußes; bey Cervus capreolus fand sich ein einziges im großen Netz. Große Bündel, die mehr als 100 Stück enthalten, liegen bey Phoca vitulina zwischen den Vorderarm- und den Unterschenkelknochen. Von den Vögeln habe ich bis jetzt mehr als 200 Individuen in vierzig und etlichen Arten als Repräsentanten aus allen Ordnungen untersucht. Die Vater'schen Körperchen fanden sich überall neben oder hinter den Kielen der Conturfedern über den ganzen Körper verbreitet, nicht bloß an den Mittelhandknochen, wie der Verf. in seiner Anzeige bemerkt. Darüber, so wie über Lage, Zahl, Struktur derselben habe ich bereits an einem anderen Orte eine vorläufige Mittheilung gemacht, worauf ich verweisen muß.

Mit großer Ausdauer hat der Verf. die Zahl der an bestimmten Stellen angelagerten Körperchen zu ermitteln gesucht und dabey gefunden, daß man sie, wie beym Menschen, so auch bey den Säugthieren im Allgemeinen immer unterschätzt hat, wiewohl auch hier unzweifelhaft bedeutende Schwankungen vorkommen. Am auffallendsten sind die Schwankungen im Gekröse der Katze, wo sich z. B. im Mesocolon zwischen 2 und 79, am Mesenterium zwischen 20 und 160 vorfinden. Ich habe einmal im ganzen Gekröse gegen 300 gezählt. Am Vorderfuß des Marders fand der Verf. 30, an dem des Rehes mehr als 100, der Ziege 600, des Schafes gegen 200, des Ochsen fast eben so viel, des wilden Schweines gegen 300. Bey Vögeln habe ich die Haut der einen Körperhälfte in zwey Fällen Stück für Stück untersucht, wobey sich für Sylvia Tithys die Zahl 236, für Strix noctua 796, also die Gesammtzahlen in der ganzen Haut 472 und 1592 herausstellten.

(Schluß folgt.)

I. On Parthenogenesis or the successive production of procreating individuals from a single ovum.

II. Zur näheren Kenntniß des Generationswechsels, Beobachtungen und Schlüsse von Victor Carus.

(Schluß.)

Gleichzeitig hiemit verlaufen Veränderungen an dem Schwanzende selbst, an welchem sich ein seichter, bald sich erweiternder Einschnitt bildet, der mit der Oeffnung der kurz gegabelten Auswurfsorgane in Verbindung geräth. Ziemlich spät fällt die Entwicklung des an dem Mundnapf sich bildenden, zurückziehbaren, 0,0037‴ großen, spitzen und harten Stachels; dieser fällt nach der Verpuppung ab, dient bloß zur Befreyung aus der Ammenhülle und zum Eindringen in die Schneckenhaut.

So weit der Verfasser über diese Cercarie, bey deren Verpuppung er (diesen Akt als aus v. Siebold's und Steenstrup's Untersuchungen bekannt voraussetzend) nur das eigentliche Häuten des Thieres läugnet.

2) Entwicklung der Aphiden ohne Befruchtung. — Der Zweck dieser Untersuchung war für den Verfasser der nähere Nachweis über das Verhältniß der Keime zu den Ammen und ausgebildeten Thieren, und die Darlegung der vollkommenen Uebereinstimmung dieses Processes mit dem bey Distoma.

Der ganze Entwicklungsvorgang dauert bey den Aphiden ein volles Jahr, und beginnt im Spätherbst, wenn die befruchtenden Männchen und ausgebildeten Weibchen erscheinen. Der Tod beyder Geschlechter folgt der Begattung; im nächsten Frühjahr entwickeln sich die Eyer. Hieraus entstehen die lebendig gebährenden, eines receptaculum seminis entbehrenden Blattläuse, unter denen kein einziges Männchen. Das keimbereitende Organ hat einen anderen Bau als bey den Weibchen. Es ist also die neue Brut eine Generation belebter Keimstöcke. Der keimfähige Inhalt der sogenannten Eyerstocksröhren besteht nur aus Keimkörnern, anolog den Cercarienkeimen. Die Keime in den Keimröhren bestehen aus ovalen Körpern (gegen den Gebärmuttertheil hin an Größe zunehmend von 0,001—0,005—0,028‴ Längsdurchmesser), gebildet aus einer strukturlosen Membran, theils flüssigem theils feinkörnigem Inhalt. Die Masse des letzteren nimmt mit dem Wachsthum zu. Keine Zellenbildung; — zuerst treten auch hier Bewegungsorgane auf, nämlich die Füsse. Sie erscheinen zuerst als eine vom späteren Kopf- zum Schwanzende sich erstreckende Duplicatur der Membran; undeutliche Linien in ihr markiren bald das hintere Fußpaar, so wie das vordere und die Freßwerkzeuge. Im Keiminhalt entstehen sodann die Anlagen der Leibesringe; der größere Rest wird verwandt zur Bildung der Digestions- und Generationsorgane, letztere gebildet aus 8 länglichen, mit feinkörnigem Inhalt erfüllten Röhren mit gemeinschaftlichem Ausführungsgang ohne Anhänge, zuletzt entsteht das Auge: dann ist die Entwicklung der Ammen beendigt. Die Eyerstöcke der eyerlegenden Blattläuse bilden sich dagegen mehr bläschenartig, und unter Entwicklung eines receptaculum seminis als Anhang an der Scheide aus. Diese Keime sind also weder dem Furchungsproceß noch der Zellenbildung unterworfen, da beydes schon vorausgegangen ist in den gelegten Eyern.

3) Entwicklung der Akalephen und Echinodermen. — Hier weist der Verfasser aus den Untersuchungen von Sars, J. Müller und Steenstrup das Vorhandenseyn eines Generationswechsels nach, ohne eigne Beobachtungen mittheilen zu können, weßhalb wir dieses Capitel übergehen, um zu dem nachfolgenden Raisonnement zu kommen.

4) Ueber den Generationswechsel im Allgemeinen. — Ein Generationswechsel muß den Pflanzen ebenso zugeschrieben werden, wie einer großen Reihe von Thieren; das Individuum der Pflanze hält der Verf. für gebildet aus dem Complex von Blatt, Stamm und Wurzel, der schon vollkommen angedeutet ist in der primitiven ammenden Knospe. Weil diese Knospe eine ammende ist, so kann jeder ihrer 3 integrirenden Theile durch Knospen sich vermehren, welche wiederum diese drey wesentlichen Theile vorgebildet enthalten; nur mit dem Unterschied, daß bey Stengel und Wurzelknospen der angedeutete Stengel oder die Anlage der Wurzel nicht so distinkt ausgesprochen ist, wie in der primitiven Knospe, sondern vertreten durch der neuen Knospe selbstständig angehörige Gefäße. So kommt denn auch bey den Pflanzen, ähnlich wie bey einigen Thieren durch die geschlechtlosen Bienen und Ameisen, eine Brutpflege zu Stande durch die Bildung einer größeren Colonie von Blattknospen zu Schutz und Pflege der Blüthen oder Fruchtknospen.

Als Aufgaben, welche durch den Generationswechsel gelöst werden, betrachtet der Verf. folgende: eine Vermittlung zwischen dem radiären und bilateralen Typus herzustellen. In den wenigen Fällen, in denen bey lateralsymmetrischem Bau derselbe vorkommt, diene er eine möglichst große Anzahl von Individuen herbeyzuschaffen. Endlich soll durch ihn ein Anknüpfungspunkt des Thierreichs an das Pflanzenreich gegeben seyn. — Was nun die Grenzen betrifft, innerhalb welcher im Thierreich bis jetzt ein Generationswechsel nachgewiesen ist, so sind die äußersten Punkte unter den Polypen bey Actinien und Sertularinen, unter den Mollusken bey Salpen und Ascidien.

Im Verfolg der Untersuchung bemüht sich unser Verf. die Bedeutung des Generationswechsels als Entwicklungsvorgang zu erklären, und gelangt bey dieser Betrachtung zu folgenden Schlüssen:

a) Für die einfache continuirliche Entwicklungsreihe ohne Generationswechsel. In einer einfachen continuirlichen Entwicklungsreihe stellt jede höhere

Differenzirungsstufe das Resultat einer einfachen, unmittelbar am vorhergehenden Gliede stattgefundenen Differenzirung dar.

b) Für die allgemeine continuirliche Entwicklungsreihe mit Generationswechsel. In einer allgemeinen continuirlichen Entwicklungsreihe stellt jede höhere Differenzirungsstufe das Resultat einer reihenförmigen, an einem vom vorhergehenden Gliede abhängigen, jedoch viel niedriger differenzirten materiellen Substrate stattfindenden Differenzirung dar.

Bey der Frage, welche der Verfasser aufwirft, ist der Generationswechsel eine typische Erscheinung? giebt er zuerst als Definitionen folgende: Unter morphogenetischem Typus verstehen wir das embryonale Lagerungsverhältniß der organischen Elemente und Organanlagen. Für den Typus einer speziellen Entwicklungsreihe wie sie jedes Ey darbietet: „Unter Typus verstehen wir die, das spezifisch embryonale Lagerungsverhältniß der organischen Elemente und Organanlagen bedingende Idee, aus einem Körnerhaufen ein möglichst selbstständiges Wesen zu bilden.“

Für den der allgemeinen Schöpfungsreihe vorliegenden Typus: „Unter Typus der allgemeinen Schöpfungsreihe verstehen wir die durch die Vervollkommnung der Organe und Organgruppen sich äußernde Idee, auf der Reihe der selbstständigen organischen Wesen den Menschen zu bilden.“

Am Schlusse folgt dann die Definition des Generationswechsels: „Generationswechsel ist derjenige typische Entwicklungsvorgang, durch welchen mittelst, zwischen zwey Glieder einer kontinuirlichen Differenzirungsreihe eingeschobner d. h. an die Stelle einfacher Differenzirungen tretender, Differenzirungsreihen die Entwicklung im Allgemeinen verlangsamt wird, um das Resultat einer typischen Differenzirungsreihe, ein möglichst selbstständiges Wesen, auf die möglichst einfache und sicherste Weise zu erlangen.“

Endlich bespricht der Verf. das Verhältniß des Generationswechsels zur Differenzirungsreihe der gesammten organischen Schöpfung. Nachdem er den Gebrauch des Wortes Reihe in dem Entwicklungsgang organischer Wesen gerechtfertigt, sucht er zu beweisen, daß bey der Entwicklung ohne Generationswechsel dieselbe einfach sey, dagegen bey vorhandenem Generationswechsel als dadurch unterbrochen betrachtet werden müsse, wobey also zwey Differenzirungsreihen auftreten, deren Endglieder in der allgemeinen Entwicklungsreihe des Thieres liegen.

Als Glieder einer solchen organischen Reihe überhaupt betrachtet er dieselben „als gebildet von den einzelnen auf gleichartiger Grundlage beruhenden Entwicklungszuständen, wie sie sich mit stätig zunehmender Differenzirung der Beobachtung darbieten“; er beweist, daß diese Entwicklungszustände auf gleichartigen Grundlagen beruhen, aus der Definition von Typus der allgemeinen Schöpfungsreihe (cf. oben) und der Annahme, daß das Ziel jeder organischen Differenzirung diese Selbstständigkeit sey, welches als eine Idee aufgefaßt wird, die jedem einzelnen Entwicklungszustand der allgemeinen organischen Schöpfungsreihe zu Grunde liege. Daraus wird geschlossen, daß die einzelnen Glieder der allgemeinen organischen Schöpfungsreihe durch die einzelnen Typen dargestellt werden; und zuletzt wird die fortschreitende Dignität der Glieder einer Differenzirungsreihe folgendermassen bezeichnet: „In einer einfachen continuirlichen Reihe sind es die einzelnen Entwicklungszustände, in einer allgemein continuirlichen (mit Generationswechsel) die einzelnen besonderen Differenzirungsreihen, endlich in der Differenzirungsreihe der gesammten organischen Schöpfung die einzelnen Differenzirungstypen.“

E. Harleß.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Mai.
Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. April 1850.

Hr. Professor Buchner sen. las eine:

Notiz über den chinesischen Gallus Wu-poei-tse.

Der chinesische Gallus, Wu-poei-tse, galt bisher in Europa nur als eine naturhistorische Curiosität. Erst vor wenigen Monaten kam ein Schiff aus China — wenn ich nicht irre — nach London, und brachte von diesem seltsamen Naturprodukte eine Ladung mit, so daß die chinesischen Galläpfel von Hamburg aus um 40 Thaler per Centner feilgeboten wurden, während der Preis der gewöhnlichen türkischen Galläpfel bis auf 60 Thaler und darüber gestiegen war.

Die neue chinesische Drogue wurde sogleich in das Interesse der Industrie und der Wissenschaft gezogen.

Es waren vorzüglich folgende Fragen zu beantworten:

1. Was hat man in Europa bisher vom Wu-poei-tse gewußt?
2. Was läßt sich über den naturhistorischen Charakter und über die Entstehung dieses vegetabilischen Gebildes ausmitteln?
3. Welche Aufschlüße gewährt die Chemie?
4. Was weiß man von den Anwendungen des Wu-poei-tse in China, und was hat die europäische Industrie, was hat die Heilkunst davon zu hoffen?

Ich will diese vier Fragen in gedrängter Kürze zu beantworten versuchen.

1. Guibourd in Paris und Pereira in London haben bereits im J. 1844 in Bell's Pharmaceutical Journal darauf aufmerksam gemacht, daß Geoffroy d. j. schon vor mehr als 100 Jahren den chinesischen Gallus gekannt und in den Memoires de l' Académie roy. des sciences 1721 (p. 323) beschrieben hat; ferner daß du Halde in seiner Description géographique, historique, chronologique et physique de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise etc., welches Werk 1735 zu Paris erschienen ist, die Entstehung des chines. Gallus, die Eigenschaften, die Einsammlung und Zubereitung, so wie die verschiedenen technischen und medicinischen Anwendungen desselben bey den Chinesen ausführlich beschrieben hat, endlich, daß in dem uralten chinesischen Kräuterbuche Pen-tsao die rohe Abbildung eines Zweiges von dem Baume nebst den chinesischen Namen, wovon das Wu-poei-tse gesammelt wird, zu sehen ist.

2. In naturhistorischer Beziehung konnte man bis auf gegenwärtige Zeit nur so viel ermitteln, daß der chinesische Gallus an den Zweigen oder Blattstielen eines uns noch unbekannten Baumes, der keineswegs zur Gattung Quercus gehört, durch

ein Insect, welches keine Cynips ist, als Blase erzeugt wird, wie bey uns auf Ulmen und Pappeln durch Blattläuse blasige Auswüchse entstehen.

Auf die Beschreibung des Wu-poei-tse will ich mich nicht einlassen, weil sie seit kurzer Zeit bereits in mehreren Zeitschriften, z. B. im Archiv der Pharmacie, im Repertorium f. d. Pharm., in der botan. Zeitung, im Kunst- und Gewerbeblatte des polytechn. Vereins u. a. ausführlich mitgetheilt worden ist, und weil der chinesische Gallus jetzt im Droguenhandel zu haben ist, also nicht mehr als Seltenheit gilt. Nur so viel will ich bemerken, daß der chinesische Gallus nach du Halde von der Größe einer Kastanie bis zu der einer Faust vorkomme, stets hohle Blasen von sehr mannigfachen und unregelmäßigen Gestalten darstelle, worin man die Reste von Insecten (Blattläusen) findet; daß diese blasigen Auswüchse vor Eintritt des Winters gesammelt und auf Sieben heißen Wasserdämpfen ausgesetzt werden, um die darin befindlichen Insecten-Eyer zu tödten; ferner daß diese blasigen Auswüchse stets mit sehr feinen gelblichgrauen Haaren bedeckt, übrigens in ihren Wandungen ziemlich dünn, spröde, harzähnlich und durchscheinend sind.

Prof. v. Schlechtendal in Halle machte kürzlich in Mohls botan. Zeitung (v. 4. Jan. 1850) neue Forschungen und Aufschlüße über den chinesischen Gallus bekannt. Er bewies, daß dieses Gebilde, welches er genau beschrieb, nicht wie die Eichengalläpfel von einer Cynipsart, sondern von einer Art Aphis (Blattlaus) verursacht wird. Aus einer Vergleichung der behaarten Blattstiele, welche man unter den chinesischen Galläpfeln des Handels bisweilen antrifft, und die von einem gefiederten Blatte herrühren, schloß v. Schlechtendal, daß die chin. Galläpfel von einer Art Sumach, vielleicht von Rhus Chinensis Müller abstammen dürften.

In diesen Tagen erhielt ich vom Prof. Dr. Schenk in Würzburg eine sehr gelehrte und weitläufige Abhandlung über die von ihm angestellten naturhistorischen, vorzugsweise mikroscopischen Untersuchungen der chines. Gallusäpfel, wovon er eine beträchtliche Partie zu sehen Gelegenheit hatte, und worunter sich auch Fragmente von Blattstielen und Blättern u. a. Pflanzentheilen befanden. Er wünscht seine Abhandlung in meinem Repertorium f. d. Pharmacie zu veröffentlichen.

Das Hauptergebniß seiner sorgfältigen Forschungen ist folgendes: Der chinesische Gallus stammt bestimmt von einer Rhus-Species, und zwar höchst wahrscheinlich entweder von Rhus semialata Murray var. β Osbeckii DC. oder von Rhus chinensis Müller. Andere Arten, welche er verglichen hat, paßten nicht. Für die zuerst genannte Species spricht auch Zuccarini's Bemerkung in der von ihm und v. Siebold bearbeiteten Flora japonica, daß nämlich auf den Blattstielen von Rhus semialata var. β Osbeckii DC. oft unförmliche Gallen vorkommen.

Was die chinesischen Namen des Baumes und des darauf vorkommenden Gallus betrifft, so fand ich die Aussprache der Worte oder Namen, welche der Abbildung im Pen-tsao beygedruckt sind, in den französischen und englischen Werken, die ich vergleichen konnte, verschieden ausgedrückt. Um darüber Aufschluß zu erhalten, wendete ich mich an Hrn. Prof. Dr. Neumann, welcher bekanntlich mit der chinesischen Sprache vertraut ist. Er hatte die Gefälligkeit mich zu belehren, daß die oben erwähnten Namen des Baumes oder vielmehr des Zweiges davon Fu-mu und Jen-fu-tse zu lesen und auszusprechen sind und daß die daran hängenden Gallen, Wu-poei-tse heißen; daß Fu-mu, Jen-fu und Wu-poei Eigennamen sind, die sich nicht übersetzen lassen; und daß das Wort tse so viel bedeutet als „Abkunft" oder „Abstammung" oder als „dazugehörig."

3. Was das Chemische betrifft, so will ich nur bemerken, daß der chines. Gallus bereits von Dr. Bley und von Stein analysirt worden ist, und daß die Ergebniße dieser beyden Analysen sehr nahe übereinstimmen. Der chinesische Gallus enthält nämlich in 100 Theilen

	nach Bley:
Gerbesäure	69,00
Gallussäure nebst Extractivstoff, Salzen und Albumin	4,00
Harz und Fett	3,00
Amylon	7,35
Pflanzenfaser	8,65
Wasser	8,00

	Stein:
Gerbesäure	69,139
Gerbesäureartige Bestandtheile	4,00
Grünes verseifbares Fett	0,972
Amylon	8,196
Holzsubstanz	4,898
Wasser	12,960

Daraus ergibt sich, daß das Wu-poei-tse reicher an Gerbesäure ist als alle andern Arten von Galläpfeln und gerbesäurehaltigen Pflanzensubstanzen; denn selbst die besten türkischen Galläpfel enthalten nur 55 bis 60 Procent Gerbesäure.

4. Die technischen und arzneylichen Anwendungen des Wu-poei-tse sind, — wie man aus du Halde entnehmen kann — in China ungefähr dieselben, welche man in Europa von den Galläpfeln und Knoppern macht, nämlich vorzugsweise zum Schwarzfärben der Seide u. s. w.; du Halde bemerkt unter andern auch, daß die chinesischen Gelehrten ihren Bart damit zu färben pflegen, wenn er grau werden will, und daß die Studenten eine Art sympathetischer Tinte damit verfertigen; endlich daß das Wu-poei-tse als adstringirendes Arzneymittel bey verschiedenen Uebeln äußerlich und innerlich sehr häufig angewendet wird.

Hr. Prof. v. Kobell las:

Ueber das galvanische Verhalten und die Leitungsfähigkeit der Mineralkörper als Kennzeichen.

Bekanntlich werden zur Erzeugung eines galvanischen Stromes drey chemisch verschiedene leitende Substanzen erfordert, wovon die eine gewöhnlich ein zusammengesetztes Fluidum ist. Wenn der galvanische Strom eine hinlängliche Stärke besitzt, so wird der flüssige Leiter zersetzt und besteht er aus einer geeigneten Salzauflösung, so begiebt sich die Säure oder ihr Stellvertreter zu dem positiven festen Leiter oder zur Anode, die Base dagegen zu dem negativen oder zur Kathode. Bey aufgelösten Metallsalzen wird das Metall auf der Kathode oft reguliniſch ausgeschieden. Es schien mir zur Erweiterung der mineralogischen Kennzeichen von Interesse, das galvanische Verhalten vorzüglich der natürlich vorkommenden metallischen Verbindungen zu untersuchen, zunächst in Combination mit Zink, gegen welches sie sämmtlich negativ sind und als Kathoden gebraucht wurden. Da es mir dabey nur um leicht nachweisbare Kennzeichen zu thun war, so wählte ich folgendes Verfahren. Ich verschaffte mir mehrere Kluppen von Zinkblech, indem ich solches Blech zu Streifen von ohngefähr 6 Zoll Länge und $\frac{1}{4}$ Zoll breit schnitt und die Enden zusammenbog. Das zu prüfende Mineral wurde als ein Stück von einigen Linien Größe mit den Enden der Kluppe gefaßt und in eine Auflösung von Kupfervitriol eingesenkt. Der dabey entstehende galvanische Strom, wenn das Mineral ein Leiter, ist schnell vorübergehend, da sich das Zink sogleich mit Kupfer belegt und die weitere galvanische Wirkung auf die Probe selbst nur von sehr geringem Einfluße ist; gleichwohl werden dabey alle besseren Leiter leicht erkannt, indem sie sich mehr oder weniger schnell mit Kupfer belegen. Da nur einige Zinkstreifen und eine kleine Schaale mit Kupfervitriollösung zu den Versuchen nothwendig, so dürften die daraus sich ergebenden Kennzeichen als Controle oder Zugabe anderer einigen Werth haben. Bey Anstellung der Versuche selbst ist nur

zu bemerken, daß die Enden der Kluppe rein gefeilt und die Proben ganz frisch geschlagene Bruch- oder Spaltungsstücke seyn müssen und daß man beym Einklemmen oder Fassen mit der Kluppe darauf achte, das Zink wo möglich mit Flächen der Probe, nicht mit Ecken oder scharfen Kanten in Berührung zu bringen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Prof. Hausmann, Sekretär der k. Societät der Wissenschaften in Göttingen:

Die Bleygewinnung im südlichen Spanien im J. 1849. Gött. 8.

Das krankhafte Asthma der Erwachsenen von Dr. J. Bergson. (Eine von der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen mit dem Hauptpreise der physikalischen Classe gekrönte Preisschrift.) Nordhausen 1850. 8.

Von den Herren de Vriese, F. Dozy und J. H. Molkenboer in Leyden:

Nederlandsch kruidkundig Archief. 2 Thl. 1 Stück. Leyden 1849. 8.

Von der Royal Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. XVI. Part V. for the Session 1848 — 1849. Vol. XIX. Part I. Edinb. 1849. 4.

Proceedings. Vol. II. 1848 — 49. No. 32 — 34. Edinb. 1849. 8.

Von Hrn. Dr. J. S. Schweigger, Prof. der Physik auf der Universität zu Halle:

Ueber das Elektron der Alten und den fortdauernden Einfluß der Mysterien des Alterthums auf die gegenwärtige Zeit nebst einem Anhang über einige neuere Gegenstände angewandter Naturwissenschaft. Greifswald 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Carus in Dresden:

Das Kopfskelet des Zeuglodon Hydrarchos. Breslau 1849. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXIX. No. 19. 20. Novbr. 1849. Paris 1849. 4.

Tables des comptes rendus des séances de l'académie des sciences. Premier semestre 1849. T. XXVIII. Janvier — Juin 1849. Paris 1849. 4.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 25. Bd. II. Heft. 26. Bd. II. Heft. Görlitz 1849. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Nov. 1849. Berlin 1849. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 11. Décbr. 1849. Par. 1849. 8.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. XIV. Jahrg. Schwerin 1849. 8.

Quartalbericht XIV. 2. 3. XV. 1. Schwerin 1849. 8.

Von Hrn. Paul Bataillard in Paris:

De l'apparition de la dispersion des Bohémiens en Europe. Paris 1844. 8.

Nouvelles recherches sur l'apparition et la dispersion des Bohémiens en Europe. Paris 1849. 8.

Von Hrn. Jodok Stülz, Archivar und Pfarrer in St. Florian:

Historische Abhandlung. Propst Gerhoch von Reichersberg. Wien 1849. Fol.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift IV. Bd. 1. Heft. Leipzig 1849. 8.

Von Hrn. Alexander Auvert, Univ. Professor in Moskau:

Clinica et iconographia medico-chirurgica sive practicarum et anatomi-pathologicarum observationum delectus quas in nosocomiis mosquensibus collegit. Typis et figuris expressa Parisiis moderante Ambr. Tardieu. 1 — 12 livraison. Parisiis 1848. 1849. gr. fol.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Mai.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Professor v. Kobell las:

Ueber das galvanische Verhalten und die Leitungsfähigkeit der Mineralkörper als Kennzeichen.

(Schluß.)

Die Versuche wurden bey gewöhnlicher Temperatur angestellt, bey erhöhter wird die Wirkung verstärkt. Das Eintauchen der Proben dauerte 1 Minute, dann wurden sie in Wasser getaucht und abgespült und mit einem Tuche getrocknet.

Es zeigten sich als gute Leiter und belegten sich schnell mit Kupfer:

Amalgam.
Antimon gediegen.
Antimonsilber.
Antimonfahlerz.
Arsenik gediegen.
Arsenikfahlerz.
Arsenikkies prismatischer.
Arsenikkies axotomer.
Blättererz.
Bleyglanz.
Buntkupfererz.
Glanzkobalt.
Gold gediegen.
Graphit.
Kupferglanz.
Kupferkies.
Magneteisenerz.
Magnetkies.
Nickelwismuthglanz.
Palladium gediegen.
Platin gediegen.
Rothnickelkies.
Schrifttellur.
Schwefelkies tess.
Schwefelkies rhomb.
Schwefelkobalt.
Selenbley.
Silber gediegen.
Speißkobalt.
Tesseralkies von Modum $Fe\,As^3$.
Weißkupfererz.
Wismuth gediegen.

Wenn man ein Stückchen Kupferkies nur an den Berührungspunkten mit Kupfer überlaufen läßt und dann herausnimmt und abtrocknet, so überläuft es in kurzer Zeit mit schönen bunten Farben. Ich habe schon früher einmal diese interessante Erscheinung erwähnt, die man bey größern Stücken hervorbringen kann, wenn man sie mit frischen Bruchflächen auf ein Zinkblech legt und so einige Secunden lang in Kupfervitriol eintaucht. Eisenkies zeigt die Erscheinung nicht, Magnetkies aber zeigt blaue Anlauffarbe. —

Weniger gut leitend als die vorigen belegten sich in der Nähe der Berührungsstellen mit Kupfer:

Antimonsilberblende.
Arsensilberblende.

Bournonit (schwach).
Glaserz.
Ilmenit (schwach).
Molybdänglanz.
Tellur gediegen.
Titaneisen von Egersund (schwach).
Wismuthglanz (schwach).
Zinkblende, wenn eine Spaltungsfläche mit dem Zink berührt wurde.

Zinnstein in den schwärzlichbraunen Krystallen. Hier zeigte sich die seltsame Erscheinung, daß von einem und demselben Krystalle die innern gelblichen stark durchscheinenden Theile fast gar nicht mit Kupfer belegt wurden, während sich die äußern schwärzlichen und fast undurchsichtigen gut leitend zeigten. Es konnte an letztern keine sichtbare Einmengung bemerkt werden, auch keine Wirkung auf die Magnetnadel.

Nicht leitend zeigten sich unter diesen Verhältnissen:

Antimonblende.
Antimonglanz.
Braunit.
Chlorqueckſilber.
Chlorsilber.
Chromeisenerz.
Dufrenoysit.
Eisenglanz vom Fichtelgebirg.
Eisenglanz von Elba.
Eisenglanz fasriger.
Federerz.
Franklinit.
Geokronit.
Hauerit.
Hausmannit.
Jamesonit.
Kibdelophan (Spur).
Manganglanz.
Manganit.
Operment.
Psilomelan.
Pyrolusit.
Realgar.
Rothkupfererz.
Rutil.
Silberfahlerz von Freiberg.
Sprödglaserz (Spur).
Tantalit.
Uranpecherz.
Wolfram.
Yttertantal.
Zinkenit.
Zinnober.
Zinnerz karnisches.

Es sind auf diese Weise mehrere ähnliche Mineralien sehr leicht zu unterscheiden, z. B. Magneteisenerz von Titaneisen, Chromeisenerz ꝛc., Bleyglanz von den verschiedenen Verbindungen von Schwefelbley und Schwefelantimon, Fahlerz von Dufrenoysit, Bournonit ꝛc., Graphit von Molybdänglanz, manchem grauen Glimmerschiefer ꝛc.

Die meisten Oxydverbindungen der Metalle zeigen, wie auch die nichtmetallischen Substanzen, keine zur Stromerzeugung hinlängliche Leitungsfähigkeit, wenn sie auch nicht zu ausgemachten Isolatoren gehören; manche Metallverbindungen werden aber leitend, wenn sie vorher vor dem Löthrohre im Reductionsfeuer geschmolzen wurden, wie z. B. die Kupferoxydverbindungen, Chlorkupfer, Chlorsilber ꝛc. Wenn Rotheisenerz und Brauneisenerz im Reductionsfeuer anhaltend scharf geglüht werden, überlaufen sie ebenfalls mit Kupfer; beym Pyrolusit und Manganit zeigt sich nach dem Glühen zwar kein deutliches Ueberlaufen mit Kupfer, doch wird etwas davon abgesetzt, wie sich nach dem Befeuchten mit Salzsäure vor dem Löhrohre zeigen läßt. Das Verhalten der Manganerze überhaupt ist auffallend, da wenigstens das Manganperoxyd gewöhnlich zu den bessern Leitern gerechnet wird. —

Interessant ist auch das Verhalten der Anthracite. Ich untersuchte mehrere von verschiedenen Fundorten. Als gut leitend zeigte sich ein Anthracit von lichter, stahlgrauer Farbe, angeblich von Schönfeld im Erzgebirge; er ist schiefrig und von gelblichem Kalksinter durchsetzt. Eine andere Varietät von Lischwitz bey Gera und von Quetschen bey Hof, mit graulichem Kalkspath verwachsen auf dichtem Ueber-

gangskalk, belegte sich während einer Minute *) ebenfalls, wenigstens um die Berührungsstellen. Die meisten Anthracite aber, die ich prüfen konnte, zeigten kein Belegen, so die Anthracite von Hattingen im Jülch'schen, von Südwallis, auch ein schwärzlichgrauer von Schönfeld und die ausgezeichneten Varietäten von Schuylkill in Nordamerika.

Es werden zahlreiche Beyspiele angeführt, wie durchsetzende Basalte, Dolerite, Phonolithe, Porphyre und Melaphyre, sogar Diorite, Stein- und Braunkohlen in ihrer unmittelbaren Nähe in Anthracit verwandelt haben und die Geologen heben diesen Umstand besonders hervor, um damit die pyrogene Natur dieser Gesteine darzuthun. Von besonderem Interesse ist das Vorkommen eines solchen Falles am Meißner in Hessen, wo eine Basaltmasse von mehreren 100 Fuß Mächtigkeit, ein Braunkohlenlager, von dem sie nur durch eine dünne Thonschichte getrennt ist, überdeckt. Die Braunkohle ist abwärts, auf 7 — 8 Fuß weit, mehr oder weniger verändert, und die dem Basalt zunächst liegenden Theile zeigen eine stängliche Absonderung und sind in Anthracit verwandelt, während sich weiter Uebergänge bis zur unveränderten Braunkohle verfolgen lassen. Ich habe diese Stangenkohle vom Meißner geprüft, sie zeigte aber durchaus kein Belegen. Vor dem Löthrohre verhielt sie sich übrigens wie die meisten Anthracite, indem sie im Kolben nur Wasser und keinen Theer absetzte, jedoch einen mehr brenzlichen Geruch entwickelte als es bey andern der Fall ist. Um diese Erscheinungen aufzuklären, stellte ich einige Versuche mit Schwarzkohlen an. Ich erhitzte kleine Stücke in einem lose bedeckten Platintiegel über der Weingeistlampe, bis sich keine brennbaren Gasarten mehr entwickelten. Dabey waren die Kohlen durch ihre ganze Masse in's Glühen gekommen. Ich untersuchte nun solche leicht gebrannte Koks, sie zeigten sich aber eben so wenig leitend als die Steinkohlen selbst, nur an einzelnen Stellen in der Nähe des Zinks erschien an einigen ein Kupferanflug. Wenn ich aber diese Koks weiter in der Pincette vor dem Löthrohre durchglühte, so zeigten sie sich nun gut leitend und überliefen schnell mit Kupfer.

So verhalten sich alle Stein- und Braunkohlen, und auch die gewöhnlichen Holzkohlen werden erst leitend, wenn sie in einem Hitzgrade, wie ihn das Löthrohr hervorbringt, durchgeglüht werden. Es geht daraus deutlich hervor, daß die Stangenkohle des Meißner keiner heftigen Glühhitze ausgesetzt gewesen seyn kann, denn Koks, die einmal so stark gebrannt wurden, daß sie gute Leiter sind, verlieren diese Eigenschaft nicht, auch wenn sie feuchter Luft ausgesetzt sind und Wasser aufgenommen haben, wie überhaupt diese Körper außer ihrer Verbrennlichkeit zu den unveränderlichsten gehören. — Nun sollte man freylich denken, daß eine feuerflüssige Basaltmasse von solcher Mächtigkeit, wie die am Meißner, besonders als Ueberlagerungsmasse eine bedeutende Hitze auf die Unterlage ausgeübt habe, und es bleibt das angegebene Verhalten der Stangenkohle immer räthselhaft, wenn man auch annimmt, daß die Zwischenlage des Thons (ist dieser hartgebrannt?) die Wirkung auf die Kohlen geschwächt habe. Leider fehlt es mir an Vorkommnissen von Anthracit, welcher aus Kohlen durch unmittelbare Berührung mit vulkanischen oder pyrogenen Gesteinen gebildet wurde. Den Geologen wird aber das hier erwähnte Experiment zur Prüfung der galvanischen Leitungsfähigkeit ein willkommenes Kennzeichen seyn, um zu entscheiden, ob solche Koks einer hohen Hitze ausgesetzt waren oder nicht, denn was oben von dem Durchglühen der Steinkohlen vor dem Löthrohre gesagt wurde, gilt natürlich auch von den Anthraciten; alle werden nach einer solchen Erhitzung gut leitend und auch bey denen, welche für sich schon leitend

*) Das Eintauchen auf die Dauer einer Minute ist zweckmäßig, denn bey längerem Eintauchen wirkt die leitende Substanz nicht mehr allein zur Belegung, sondern das einmal angeschossene Kupfer wird nun der Leiter und das langsame Ueberziehen der Masse erfolgt, wie das Ueberziehen der Farben in der Galvanographie, mehr durch Ausbreitung und Ueberwuchern der Kupfertheilchen, die an ein bereits vorhandenes sich anschließen, als durch die Leitung der Unterlage.

sind, zeigt sich diese Eigenschaft nach solchem Durchglühen erhöht. Daß dieses Glühen übrigens gar kein außerordentlicher Hitzgrad ist, kann man daraus entnehmen, daß es noch lange nicht hinreicht, um z. B. leichtflüssige Silicate, die nicht viel schwerer schmelzbar sind als gewöhnliches Glas, in Stücken von halber Erbsengröße in vollkommenen Fluß zu bringen.

Ob durch fortschreitende Zersetzung von Steinkohlen ohne Feuer ein leitender Anthracit entstehen könne, wissen wir nicht, der Anthracit von Hof scheint dafür zu sprechen. Ein durch Verkokung entstandener leitender Anthracit mag aber in sehr verschiedenen hohen Hitzgraden sich befunden haben, hierüber gibt unser Experiment keinen Aufschluß; zeigt dagegen mit aller Bestimmtheit, daß ein nichtleitender Anthracit in keiner heftigen Glühhitze sich befunden habe, in keinem Falle in einer Hitze, wie sie erforderlich wäre, um Sandsteine zu fritten oder die beobachteten durchsetzenden Gesteine zum Schmelzen zu bringen.

Die geeigneten Untersuchungen der hier einschlägigen Fälle dürften uns wichtige Aufschlüsse über manche Gesteinsbildungen und geologische Erscheinungen geben, wie sie kaum auf irgend einem andern Wege so leicht und sicher erhalten werden können.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat April 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philosophisch historische Classe. Jahrgang 1849. Mai, Juni, Juli, October. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte. Mathematisch naturwissenschaftliche Classe. Jahrgang 1849. Mai, Juni, Juli, October. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrgang 1849. II. Bd. I — IV Heft incl. Wien 1849. 8.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. II. Abth. I. Bd.

Erster Bericht über die zur Dampfschiffahrt geeigneten Steinkohlen Englands. Von Sir Henry de la Beche und Dr. Lyon Playfair. Auf Veranlassung der k. k. Akademie in Wien übersetzt und von ihr herausgegeben. Wien 1849. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik ꝛc. in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XIX. Heft V. VI. Octbr. Novbr. Landau 1849. 8.

Von der Geological Society in Dublin:

Journal. Vol. IV. Part II. 1849. Dublin 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Julius Sillig in Dresden:

Gai Plinii secundi naturalis historiae praefatio et liber XXXV. Dresdae 1849. 8.

Von der Société des sciences in Lille:

Mémoires. Année 1847. 1. u. 2. partie. 1848 1. partie. Lille 1847 — 49. 8.

Von dem entomologischen Verein in Stettin:

Entomologische Zeitung. 10. Jahrg. Stettin 1849. 8.

Von Hrn. Christian Bartholméß in Paris:

Huet évêque d'Avranches ou le scepticisme théologique. Paris 1850. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz:

Abhandlungen. V. Bd. II. Hefe. Görlitz 1850. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. VI. Bd. 3. u. 5. Heft. VII. Bd. 1. Heft. Zürich 1848. 50. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Januar 1850. Berlin 1850. 8.

Von Hrn. Cav. Francesco Zantedeschi, Prof. in Padua:

Annali di Fisica. Fasc. IV. Padova 1850. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine dahier:

Centralblatt 1850. München 1850. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Mai.
Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Conservator Lamont legte folgende Erklärung vor:

Ueber die Ergebnisse seiner vorjährigen magnetisch-meteorologischen Excursionen.

Indem ich die Ergebnisse der von mir im verflossenen Herbste Behufs der naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreichs ausgeführten Excursionen zur Vorlage bringe, wünsche ich, mit Uebergehung der allgemeinen Beziehungen, die bereits in meinem Programme auseinander gesetzt sind, bloß einige Punkte, welche zunächst auf den bisherigen Fortgang der Arbeiten sich beziehen, kurz zu berühren.

Zur Ausführung der mir übertragenen magnetisch-meteorologischen Bestimmungen war es zunächst erforderlich, verschiedene Hindernisse und Schwierigkeiten zu beseitigen.

Die erste Schwierigkeit bezog sich auf die Bestimmung der Inclination. Während die Messung der magnetischen Declination und Intensität eben so genau als bequem mit dem von mir jetzt seit nahe 10 Jahren angewendeten magnetischen Theodoliten bewerkstelliget werden kann, fehlte es mir gänzlich an Hülfsmitteln die Inclination richtig zu messen.

Nur wenige Künstler haben bisher Inclinatorien von größerer Vollkommenheit zu Stande gebracht und selbst die vorzüglichsten Instrumente z. B. jene von Repsold in Hamburg, lassen noch bey der umständlichsten Behandlung nicht unbeträchtliche Fehlergrenzen zu. Abgesehen aber davon, daß die bisher angefertigten Inclinations-Instrumente zu genauen Bestimmungen unzureichend schienen, konnte bey meinen Excursionen von dem Gebrauche eines solchen Instrumentes keine Rede seyn, da sowohl die Kürze der Zeit als der Mangel der nöthigen Geldmittel die Acquisition unmöglich machten.

Unter diesen Umständen kehrte ich zu einer Idee zurück, mit welcher ich mich bereits vor 8 Jahren, wie aus den Berichten der brittischen Association (1843) zu ersehen ist, beschäftiget hatte und welche dahin zielte die Induction weicher Eisenstäbe zur Bestimmung der Inclination zu benützen.

Meine früheren Experimente hatten zwar den erwünschten Erfolg nicht gehabt, wohl aber Gelegenheit gegeben manche wesentliche Bedingungen kennen zu lernen, die nur aus der Erfahrung erkannt werden konnten. Auf die in solcher Weise gewonnene Grundlage fortbauend construirte ich im verflossenen Sommer eine einfache Vorrichtung, welche viel Aehnlichkeit hat mit dem in meinem Handbuche des Erdmagnetismus (S. 151) zur Inductionsbestimmung angegebenen Apparat und die, auf den magnetischen Theodaliten aufgesetzt, zur Messung von Inclinationsdifferenzen dienen sollte, so zwar, daß, wenn die absolute Inclination eines einzigen Ortes bekannt wäre, die übrigen daraus bestimmt werden könnten.

Der Erfolg war über alle Erwartung günstig; aus den angestellten Beobachtungen geht hervor, daß

man mit Hülfe dieses Apparats (wovon ich die Beschreibung und Theorie in der Einleitung zu den Beobachtungen gegeben habe) die Inclination mit derselben Genauigkeit wie die übrigen magnetischen Elemente zu bestimmen im Stande ist.

Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß bey den ersten Beobachtungen diese Genauigkeit sich nicht vorfindet, weil verschiedene Umstände vom Anfange nicht in Betracht gezogen worden sind, deren Berücksichtigung im Verlaufe der Arbeit als wesentlich erkannt wurde.

Nächst der Inclinationsmessung boten die zu meiner Aufgabe gehörenden trigonometrischen Höhenbestimmungen besondere Schwierigkeiten dar.

Bekanntlich ist man wegen der Veränderlichkeit der Refraktion nicht im Stande durch einseitige Zenithdistanzen zuverläßige Höhenbestimmungen zu erlangen. Hätte ich aber nach der gewöhnlichen Methode gegenseitige und gleichzeitige Zenithdistanzen zu messen unternommen, so würde ich bey den mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln so viel wie gar keinen Erfolg erlangt haben. Ich entschloß mich deßhalb den gewöhnlichen Weg zu verlassen und andere Methoden und Hülfsmittel zu versuchen. Was in dieser Beziehung ausgesonnen und in Anwendung gebracht wurde, findet man in der vorher bereits erwähnten Einleitung umständlich entwickelt. Das Wesentliche will ich hier in Kürze näher zu bezeichnen suchen.

Meine Methode zielt zunächst dahin die Refraction gänzlich zu umgehen. Wenn nämlich die Höhendifferenz zweyer Punkte bestimmt werden soll, so nehme ich nicht etwa von dem einen Punkte aus die Zenithdistanz des andern, sondern ich suche einen Standort der von beyden Punkten gleichweit absteht und von diesem Standorte aus messe ich die Zenithdistanzen (oder vielmehr Höhenwinkel) der beyden Punkte.

Da die Refraktion jedenfalls eine Funktion der Entfernung ist, so wird sie für die beyden Punkte unter der obigen Voraussetzung gleich seyn, so daß bey Berechnung der Höhendifferenz der zwey Punkte die Refraktion gänzlich wegfällt.

Was die Hülfsmittel zur Messung der Zenithdistanzen oder Höhenwinkel betrifft, so schienen mir die Verticalkreise bey bedeutendem Aufwande von Mühe und Zeit nicht die erforderliche Genauigkeit zu gewähren und ich habe deßhalb ein Instrument construirt, welches ich Höhensector nenne, ein Name, der zuerst von Struve („Resultate der astronomisch-trigonometrischen Vermessung Livlands") zur Bezeichnung einer dem Zwecke nach ähnlichen Vorrichtung eingeführt worden ist.

An diesem Höhensector werden die Höhenwinkel mittelst einer Micrometerschraube und einer Libelle gemessen; die Ablesung erfordert nicht den vierten Theil der Zeit, die eine Kreisablesung in Anspruch nimmt, und jede einzelne Ablesung ist so genau als die Libelle sie gibt, übertrifft also jedenfalls sehr bedeutend die Genauigkeit einer Kreisablesung.

Von der Construction des Instruments wird man eine ziemlich richtige Vorstellung erhalten, wenn man sich eine gewöhnliche Niveaumaschine denkt, die auf einem Fernrohre aufgestellt ist, so zwar, daß das Fernrohr der Niveaumaschine zur Unterlage dient. Ist das Fernrohr vollkommen horizontal, so steht das Gestelle der Niveaumaschine ebenfalls horizontal und die Libellenblase in der Mitte; soll dann der Höhenwinkel irgend eines über dem Horizont liegenden Punktes bestimmt werden, so richtet man das Fernrohr auf diesen Punkt und dreht die Schraube der Niveaumaschine bis die Libelle wieder einspielt; aus der Anzahl der Schraubenumdrehungen ergibt sich unmittelbar der gesuchte Höhenwinkel.

Die bisherigen Versuche scheinen die praktische Brauchbarkeit des Instruments zu beweisen, besonders in der Anwendung, die ich davon zu machen habe, wo es immer um entfernte Punkte und kleine Höhenwinkel sich handelt. Meine Aufgabe ist es nämlich, bloß für eine gewisse Anzahl von Hauptpunkten die Höhen zu bestimmen, die zunächst bey meinen magnetischen und meteorologischen Untersuchungen zu Grunde gelegt, außerdem aber auch als Controle später vorzunehmender hypsometrischer Detailmessungen zweckmäßig angewendet werden können.

In dem vorigen Jahre ist übrigens wenig von dem Höhensector Gebrauch gemacht worden, theils

weil das Wetter für genaue Beobachtung entfernter Punkte selten günstig war — (es wurden die Excursionen zu spät ausgeführt), — theils weil ich die erforderliche genauere Kenntniß der Gegenden durch eigene Anschauung erst erlangen mußte; in so ferne haben die Excursionen des vorigen Jahres als Recognoscirungen zu den künftig vorzunehmenden Höhenmessungen gedient.

Gelegenheitlich kann hier bemerkt werden, daß der Höhensector auch zur Messung der Anziehung der Berge und zur Bestimmung von Localanziehungen überhaupt zu verwenden ist und zwar weit vortheilhafter als irgend ein bisher bekanntes Instrument. Wenn man z. B. nördlich am Fuße eines Berges den Höhensector aufstellt, so wird der Höhenwinkel eines im Norden gelegenen Punktes in Folge der Anziehung des Berges zu groß herauskommen, während bey östlich oder westlich gelegenen Gegenständen kein solcher Einfluß sich zeigt; sind also die Höhen aus sonstiger Beobachtung genau bekannt, so läßt sich auf die eben angedeutete Weise die Anziehung des Berges leicht ermitteln. Die Wichtigkeit solcher Untersuchungen für die Geognosie wie für alle Arbeiten, welche mit der Figur der Erde zusammenhängen, bedarf wohl keines Nachweises und ich hoffe im Verlaufe der Zeit auch hierauf Rücksicht nehmen zu können.

Was die Ausdehnung der bisherigen Arbeiten betrifft, so bemerke ich, daß ich im verflossenen Herbste der festgesetzten Anordnung zufolge vorzugsweise die Gegenden zwischen Lindau und Salzburg bereist und an 30 Stationen magnetische und meteorologische Bestimmungen theils in der Ebene, theils auf Berghöhen vorgenommen habe. Die letzte Excursion ging nach Norden bis Bamberg, wobey Beobachtungen an fünf Stationen vorgenommen wurden, so daß im Ganzen für 35 Stationen die nöthigen Bestimmungen gesammelt worden sind.

Uebereinstimmend mit den allgemein angenommenen Ansichten, daß die magnetische Kraft ziemlich regelmäßig an der Erdkugel vertheilt sey, hatte ich erwartet auf der Oberfläche Bayerns die Gestaltung der magnetischen Curven so zu finden, wie ich sie nach den Bestimmungen von Prag, Mailand, Göttingen und anderen in der Umgebung gelegenen magnetischen Hauptstationen abgeleitet hatte.

Der Erfolg hat ein ganz anderes Resultat geliefert und gezeigt, daß besondere Inflexionen bey uns vorkommen, wie sie Kreil bereits früher für Böhmen nachgewiesen hatte.

Charakteristisch im Allgemeinen ist der Umstand, daß südlich von München gegen die Gebirgskette hin die Aenderungen viel größer, nördlich viel kleiner sind als sie bey regelmäßiger Vertheilung seyn sollten.

Von großer Wichtigkeit für die Theorie des Erdmagnetismus ist die Frage über den Einfluß der Höhe. Zwey berühmte Gelehrte neuerer Zeit sind in dieser Beziehung zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt, denn während der Eine nach seinen Beobachtungen jeden Einfluß der Höhe in Abrede stellte, glaubte der Andere einen sehr merklichen Einfluß wahrgenommen zu haben; in beyden Fällen hatten übrigens die angewendeten Instrumente nicht jene Feinheit, welche in neuester Zeit erreicht worden ist.

Zur Entscheidung dieser Frage habe ich vier Berggipfel bestiegen (Sailing 6254 Pariserfuß, Wendelstein 5649, Benedictenwand 5510, Hörnle 4535) und das Endresultat war, daß, wenn überhaupt ein Einfluß der Höhe in der Wirklichkeit stattfindet, derselbe ausserordentlich klein ist, so zwar, daß eine weit ausgedehntere Reihe von Beobachtungen nöthig wäre, um ihn mit Sicherheit nachzuweisen.

Hinsichtlich der sonstigen Ergebniße der vorjährigen Beobachtungen will ich nur noch Einiges hervorheben, was auf barometrische Höhenmessungen sich bezieht.

An einer sehr beträchtlichen Anzahl von Stationen sind meteorologische Beobachtungen angestellt worden, aus welchen ich zunächst die Höhen abzuleiten gesucht habe. Dabey zeigten sich, wie es gewöhnlich der Fall ist, zwischen den Bestimmungen verschiedener Tage und sogar verschiedener Stunden sehr beträchtliche Unterschiede, auch gehen aus zahlreichen Beobachtungsreihen nicht dieselben Resultate hervor, die man durch trigonometrische Messung erlangt.

Ich habe diese Unterschiede zum Gegenstande näherer Untersuchung gemacht und erkannt, daß der Coefficient der Barometerformel modificirt und eine tägliche Periode in Rechnung gebracht werden muß. Wenn man außerdem auf die zufälligen Störungen des atmosphärischen Gleichgewichtes gehörige Rücksicht nimmt, so werden die Abweichungen in ziemlich enge Grenzen eingeschlossen.

Die eben angedeutete Untersuchung mußte übrigens unvollendet gelassen werden, weil vollständige Beobachtungsdata nicht vorhanden sind, und ich habe davon hier besonders deßhalb Erwähnung machen wollen, um den Wunsch daran zu knüpfen, daß Diejenigen, welche über meteorologische Unternehmungen zu verfügen haben, dafür sorgen möchten, daß an einigen möglichst hoch gelegenen Punkten stündliche Beobachtungen angestellt werden. Es ist unmöglich ohne diese Bedingung die Gesetze des Luftdruckes gehörig zu ergründen.

Die vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen über die heute zur Vorlage gebrachten Resultate des vorigen Jahres schließe ich mit der Anzeige, daß zu den dießjährigen Excursionen die Vorbereitung getroffen und die Instrumente in mehrfacher Beziehung vervollständiget worden sind; insbesondere hoffe ich nebst den sonstigen Untersuchungsgegenständen auch auf die Luftelectricität Rücksicht nehmen und über die bisher wenig bekannten Verhältniße dieser Kraft Näheres ermitteln zu können.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat April 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 2. Février 1850. Paris 1850. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXX. No. 4 — 7. Janvier, Févr. 1850. Paris 1850. 4.

Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:

Proceedings. Vol. II. Cambridge. 8.

Von Hrn. Teodora Torosiewicza in Lwów:

Źródla mineralne w królestwě Galiggi i na Bukowinie. Lwów 1849. 8.

Von der Royal geographical Society in London:

Journal. Part II. London 1849. 8.

Von dem Vereine für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben:

Verhandlungen. VI. Bericht. Mit 1 Lithographie im Texte und 5 weitern Illustrationen. Ulm 1849. 4.

Von Hrn. Ritter von Koch-Sternfeld in Titmoning:

Genealogische und topographische Forschungen über die Stifter, die Stiftung und Ausstattung von Ebendorf, Gurniz, Teinach und St. Lorenz zu Burg Stein in Kärnten. Wien. 8.

Von Hrn. Dr. Schultz in Bitsch:

Archives de la flore de France et d'Allemagne. 1 vol. 5. u. 6. livraison. Bitsch. 8.

Von der American philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. 41 — 43. Mai — Decbr. 1848. Jan. — Sept. 1849. Philadelphia. 8.

Von Hrn. Dr. Ambrogio Fusinieri in Padua:

Memorie sopra la luce, il calorico, la elletricità, il magnetismo, l'elettro-magnetismo ed altri oggetti. Padova 1846. 4.

Memorie di meteorologia che raccolgono fatti da prima non osservati loro conseguenze teoriche. Padova 1847. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Mai.
Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am **20.** April d. J. hielt der dazu eingeladene Herr Archivdirector Chmel aus Wien, ausw. Mitglied der Classe, folgenden Vortrag.

Meine hochverehrten Herren!

Erlauben Sie gütigst einem vieljährigen Verehrer dieser um vaterländische Geschichte so hoch verdienten Akademie, deren gesegnetes Wirken auch seinem speciellen Vaterlande die reichsten Quellen eröffnete, in ein paar einfachen Worten den innigsten Dank und die herzlichste Huldigung darzubringen.

Ja ich kann es offen sagen, was die Münchner Akademie der Wissenschaften für deutsche Geschichte geleistet, war von jeher Gegenstand meiner Verehrung und — so gut es dem Vereinzelten und (bis auf die letzten Jahre) wenige Aufmunterung Findenden möglich war — der Nacheiferung. Monumenta boica, Regesta boica, Abhandlungen über einzelne Punkte und Parthieen, durch welche nach und nach Licht in das chaotische Dunkel der früheren Zeit gebracht wird, — also Quellen und Monographien waren mir vom Anfange meiner geschichtsforschenden Laufbahn als der ersprießlichste Weg erschienen, der vaterländischen Geschichte, was ihr vor allem noth thut, eine solide Grundlage zu geben.

Wie natürlich fand ich bey näherer Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte noch so manche Lücken und mein eifrigstes Bestreben ist es, wenigstens eine derselben möglichst auszufüllen — versteht sich mit vereinten Kräften.

Ich meine die Geographie und Topographie des Mittelalters. — Das was bisher in dieser Beziehung geleistet wurde, ist theilweise kaum mehr als Versuch, indeß gerade auf diesem Felde erst durch vielfältige Bestrebungen und durch Theilung der Arbeit Ersprießliches und Vollständiges zu erwarten ist.

Das Bedürfniß, in die Geschichte des so zerstückelten deutschen Reiches durch Geographie und Topographie jenes Licht zu bringen, das allein dieselbe verstehen macht, liegt freylich nahe genug. — Aber warum hat man so lange gezögert? — Meine Herren, wie lange ist es, daß die Archive geöffnet sind, wie wenig sind dieselben noch ausgebeutet!

Geographie und die damit zusammenhängende Statistik des Mittelalters soll Grundlage unserer Geschichte des Mittelalters werden.

Meine Herren, wer zu viel unternimmt, erreicht und vollendet wenig; ich wollte mithin lieber einen Theil, der sich bewältigen läßt, als das Ganze in Angriff nehmen, das jedenfalls nur allmählig zu Stande gebracht werden kann. Die kaiserlich österreichische Akademie der Wissenschaften zu Wien hat auf ihre Kosten durch das militärisch-geographische Institut Terrainkarten des südöstlichen Theiles von Deutschland im Maßstabe der bekannten General-Karten des österreichischen General-Quartiermeister-Stabes anfertigen lassen, welche auf sechs großen Folio-Blättern das Terrain darstellen, das in jenem großen Quadrate liegt, dessen äußerste Punkte im Nordwesten Regensburg, nach Osten Presburg, nach Süden Venedig sind. Es sind mithin auf diesen Terrainkarten vollständig dargestellt die Lande Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz, Friaul. — Theilweise aber ein nicht unbeträchtlicher Theil von Bayern, von Tirol, von Böhmen, von Mähren, von Ungarn, von Istrien.

Diese Terrainkarten sollen nun als ein eben so bequemes als unerläßliches Hülfsmittel dem Geographen und Topographen des Mittelalters für seine Arbeit vorliegen, um in dieselben die Resultate der umsichtigsten und gewissenhaftesten Forschung einzutragen. Aus den Resultaten möglichst vieler aber gründlicher Arbeiter wird späterhin eine Redaction einen historischen Atlas dieses südöstlichen Theiles von Deutschland nebst einem umfassenden Werke über die Geographie und Topographie desselben im Mittelalter bearbeiten.

Jeder Mitarbeiter bey diesem allerdings mühsamen und schwierigen literarischen Unternehmen muß aus den Quellen die Beweise seiner Angaben und Daten angeben und wo möglich dieselben begründen.

Ich habe vorläufig im Auge die Zeit zwischen dem achten bis dreyzehnten Jahrhunderte inclusive; späterhin wünsche ich allerdings auch die Zeit des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, auch das erste Viertel des sechzehnten Jahrhunderts (bis 1526, wo Ungarn und Böhmen mit Oesterreich vereinigt wurde) zu vollenden. — Aus fünf verschiedenen Zeiträumen müßten diese Karten den jeweiligen Zustand darstellen. (Etwa circa 800 nach Chr., 1000, 1156, 1246 — 1300.)

Ein solcher historischer Atlas würde mithin vorläufig aus 30 Blättern bestehen. — Da die kaiserliche Akademie die Steine selbst angekauft hat, so können eine beträchtliche Zahl von Terrainkarten noch zum Behufe der weitern Arbeiten abgezogen werden.

Sowohl auf den Karten selbst müssen die Gebiete wie die Orte nach ihrer Verschiedenheit bemerklich seyn, als auch in dem Commentar auf alle Verhältnisse Rücksicht genommen werden soll. — Das erste wird am besten durch gewisse Farben und Zeichen ausgedrückt, das zweyte geschieht am füglichsten durch Uebersichten und Tabellen.

Die Karte muß zeigen, welche Gebiete sind zum Beyspiele und welche Orte in geistlicher Hand gewesen, was war reichsunmittelbar, was landesherrlich. — Alle Lehen müssen kenntlich seyn. — Die kirchliche, wie die poli-

tische Eintheilung, die Gerichtsbarkeit, die Nationalität muß angegeben und ausgedrückt seyn. — Im Texte (Commentar) müssen die genauesten statistischen Angaben aus zuverläßigen Quellen (Urkunden, Salbüchern, Urbaren u. s. w.) anfgeführt werden.

Welche Mühe, welche Sorgfalt, welche Gewissenhaftigkeit zur Herstellung eines solchen geographisch-statistischen Werkes erforderlich sey, ist einleuchtend. — Es ist aber auch ohne Zweifel dasselbe die sicherste Grundlage zur wirklichen Geschichte.

Meine verehrten Herren! — Die historische Commission der Wiener Akademie war so frey, ein vollständiges Exemplar dieser Vereinkarten (30 Blätter) der hochverehrten historischen Classe zu übersengen (es muß nächstens eintreffen); sie bittet durch meinen Mund um Ihre geneigte Mitwirkung zu diesem gewiß ersprießlichen literarischen Unternehmen. — Es handelt sich um einen beträchtlichen Theil unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, das südöstliche Deutschland soll durch deutschen Fleiß eine längst nöthig gewordene Beleuchtung seiner mittelalterigen Zustände finden!

Ich darf nicht erst aufmerksam machen, daß diese Arbeit ganz und gar beyden Akademien gemeinschaftlich zustehe. — Ist nicht das Resultat derselben für Beyde gleich vortheilhaft?

Die nöthigsten Quellen zu dieser Geographie des Mittelalters dieses Theiles von Deutschland sind wohl in München und Wien, darum sind die historischen Klassen beyder Akademien allein im Stande, dieselbe ins Leben zu rufen.

Meine Herren, die Hochstifter Salzburg (mit seinen Suffraganen in Gurk, Lavant, Seckau und Chiemsee), Passau, Regensburg, Freising, Bamberg, dann Aquileja, Piben, Triest, Brixen geben für dieses Unternehmen den reichsten Stoff an Quellen, ihre Bearbeitung ist trotz der zahlreichen und theilweise hochverdienten Arbeiten eines Hansiz, Kleimayrn, Meichelbeck u. s. w. nichts weniger als vollendet, und wie viele Klöster bleiben noch übrig, und welch ungeheures Feld sind die Dynasten und Geschlechter, deren kaum etliche bisher ihre Bearbeiter gefunden, und zumal ihre Besitzungen sind nichts weniger als befriedigend zusammengestellt. —

Natürlich muß diese Arbeit möglichst vertheilt werden. — Meine ergebenste Bitte geht nun dahin, die hochverehrte Klasse wolle die mit ihr in Verbindung stehenden Geschichtsforscher und Freunde der Geographie, Topographie (auch die Freunde der Genealogie sind zur Mitwirkung berufen), welche sich mit solchen Arbeiten beschäftigen, die auf diese Gegenden irgend Bezug haben, gütigst auffordern, dieses gemeinnützige Unternehmen zu unterstützen. Namentlich aber wären erwünschte Mitarbeiter alle jene Forscher, welche sich mit der ältern Geschichte des Erzstifts Salzburg beschäftigen (eine Fortsetzung, Ergänzung und theilweise Umarbeitung der Hund-Gewoldischen Metropolis Salisburgensis wäre überhaupt dringendes Bedürfniß), die, welche die noch lange nicht vollendete Geschichte des Hochstifts Passau bearbeiten (bekanntlich beschäftigt sich Blumberger in Göttweig mit der ältesten Geschichte der Passauer Bischöfe, aber auch die spätern Zeiten brauchen noch Aufklärung und können sie finden (Cod. lat. mon. 11006. aus der Zeit B. Alberts von 1324) wie ich selbst erfahren); ganz besonders erwünscht auch sind Arbeiten über die theilweise

noch wenig bekannten Besitzungen der Hochstifter Freising, Regensburg und Bamberg in Oesterreich, Steyermark (?), Kärnthen und Krain.

Der hochwürdigste Herr Dompropst von Deutinger hat durch die Herausgabe der älteren Matrikel des Bisthums Freising die Zustände dieser wichtigen Diöcese beleuchtet, wie wenig deutsche Bisthümer bis jetzt es waren. — Seine gütige Mitwirkung für die Bearbeitung der Freisingischen Besitzungen in Oesterreich und in Krain würde allerdings höchst förderlich seyn.

Daß die (bayerischen) Klöster in Oesterreich, namentlich im Lande unter der Enns bedeutende Besitzungen hatten, ist wohl im Allgemeinen bekannt, im Speciellen sind jedoch die Forschungen durchaus nicht abgeschlossen. — (Z. B. Diessen im Augsburger Bisthum begütert in Tirol und in Kärnthen.)

Und das ganze (jetzt österreichische) Innviertel, welches freylich durch die Monumenta boica (älterer und neuer Folge) vorzugsweise Beleuchtung erhalten hat, ist den bayerischen Forschern dringend empfohlen.

Jene Herren, welche sich für irgend eine Parthie dieser angeführten Gebiete interessiren, wollen gütigst mit der historischen Commission (und ihrem Referenten) unserer Wiener Akademie sich in Correspondenz setzen. Nachweisung von Quellen, Mittheilungen derselben, kritische Erörterungen über diese Besitzungen und ihre Zustände sind höchst erwünscht und willkommen. Die zum Drucke geeigneten Stücke werden in den akademischen Schriften (Sitzungsberichte, Archiv, Fontes, auch Abhandlungen) abgedruckt und mit dem gewöhnlichen Honorar so wie mit 50 Abdrücken des mitgetheilten Stückes honorirt.

Die Mitarbeiter an der Geographie und Topographie sollen auch für sich Exemplare jener Blätter der Terrainkarte erhalten, auf denen das sie interessirende Gebiet abgebildet ist. Zur lebendigeren Theilnahme und schnelleren Verständigung über die fortschreitenden Forschungen und allmählig sich vervollständigenden Arbeiten will ich auch nach meiner Heimkehr ein „Notizenblatt für Geschichte, Geographie, Topographie und Statistik des Mittelalters“ beginnen, in dem schnell Nachricht gegeben werden soll von neuen Entdeckungen auf diesem noch so reichen Felde. —

Dieß, meine hochverehrten Herren, wollte ich Ihnen mittheilen, ich empfehle Ihrer gütigen Mitwirkung ein Unternehmen, das durch gemeinschaftliche Bearbeitung jedenfalls vollständiger, genauer und — schneller zu Stande kommen kann als wenn nur ein Einzelner seine beschränkten Kräfte ihm widmet.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Mai.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Handbuch der angewandten Naturlehre oder leichtfaßliche Entwicklung der Naturgesetze in ihrer Anwendung auf das praktische Leben für Leser aus allen Ständen, insbesondere für Pharmaceuten, Künstler, Land- und Forstwirthe, Fabrikanten, Manufakturisten und Gewerbsmänner aller Art. Von K. G. W. Kastner. Drey Bände mit Abbildungen. Stuttgart, Adolph Beckers Verlag 1849.

Wenn es auch schon wiederholt versucht worden ist, verschiedene specielle Sparten der Naturwissenschaften, z. B. Chemie, Mineralogie, Botanik ꝛc., in ihrer praktischen Anwendung leicht und allgemein faßlich darzustellen, so ist dieß wie im vorliegenden Werke mit der gesammten Naturlehre nur in geringerem Grade bis jetzt der Fall gewesen. Wir müssen es daher dem gelehrten Verfasser Dank wissen, daß er es unternommen, auch die Physik in dieß Gebiet der Anwendung hinüber zu ziehen und den Nutzen zu bezeichnen, welcher aus dieser Wissenschaft für das Leben hervorgeht. Die Fülle tiefer und gründlicher Gelehrsamkeit des Verfassers bürgte uns im Voraus dafür, daß er nicht etwas Gewöhnliches, sondern etwas sehr Gediegenes geben werde. Da aus mehreren anderen Fächern das Neueste und deren Hauptmomente zusammengefaßt sind, so hat aus diesem Grunde das Werk noch den Titel: „Zur Gesammtnaturlehre“ erhalten, wobey fast durchgängig auch geschichtliche Haltung ins Auge gefaßt wurde. Treffend sagt der Verf., daß Freude und Wißbegierde den Menschen zur Erforschung der Natur treiben, denn die Freude an der Natur erwacht schon in dem Knaben, verläßt nie ganz den gereiften, harmlosen und kindlich unbefangenen Mann, trägt endlich wesentlich dazu bey, ihn in dieser, jedem Gefühlvollen zu wünschenden Gemüthsstimmung zu erhalten und wird nicht selten mit jugendlicher Frische wieder rege im Greise und in der Brust des Lebensmüden.

Wäre die Naturwissenschaft vollendet, was sie gleich allen übrigen Wissenschaften durchaus nicht ist und auch nicht eher seyn wird, bis die Erde den Lauf ihrer Entwicklung vollbracht, so würde es auch keine auf Vermuthungen gegründete Meinungen oder Hypothesen, sondern nur Ueberzeugungen geben.

In der Einleitung behandelt der Verf. die versuchten Erklärungen über den Urbestand und über die Urtriebe; zu letzteren zählt er die Schwere und alle Arten von Anziehung, z. B. Selbsterhaltung und Bildungstrieb.

Die reine und lautere Freude an der Natur ist vorzüglich dem denkenden Menschen eigen, der sich ihr forschend nahet, weil sie ihn der Wahrheit nähert; denn alles wirkliche Forschen ist ein mehr oder weniger eifriges Suchen der Wahrheit und der Trieb hiezu, zunächst sich äußernd in Wißbegierde, ist dem Menschen angeboren. Ist die Stellung des Erforschten glücklich gefunden, so kann das Gefundene oder Entdeckte für die angewandte Naturlehre in Anspruch genommen und verwendet werden.

Ferner berührt der Verf. in der Einleitung, ohne besondere Abschnitte zu bilden, den leeren Raum, was ihn auf die Luftpumpe, dann auf die verschiedenen Barometer, das Manometer und die Thermometer führt. Bey Gelegenheit der Thermometer werden die verschiedenen Temperaturen bezeichnet, bey welchen die unter sich sehr verschiedenen Pflanzen am besten gedeihen.

Ebenso sind hier meteorologische Beobachtungen eingeschaltet, die Wolken, Winde, auch ist die Regenmenge in den vorzüglichsten Städten angegeben, so wie das Verdampfen und Sieden der tropfbaren Flüssigkeiten, Ebbe und Fluth, Eigenwärme der verschiedenen Körper nach den Beobachtungen von Neumann, Dulong und Petit. Hierauf folgen die Heizungen vermittelst Wasserdampf und Luft, die Beschreibung der Hochöfen, der Darstellung des Eisens und Stahls. Bey der Abhandlung der Theorie der Flamme kömmt der Verf. auf das Schießpulver und den Phosphor, dessen Darstellung aus Knochen er nicht Scheele, sondern Marggraf zuzuschreiben geneigt ist. Die verschiedenen Dampfmaschinen, wie die Adspirations- oder Savarysche Maschine, die rotirenden Maschinen, die Cylinder- oder Kolbenmaschinen werden mit vieler Umsicht und Genauigkeit beschrieben. Im Anfange dieses Jahrhunderts erregten vorzüglich Woolf's Verbesserungen der Dampfmaschinen großes Aufsehen, indem sie eine außerordentliche Verminderung des Brennmaterials gewährten. Später wurden noch Verbesserungen an den Dampfmaschinen von Perkins, Evans und einigen Anderen in Ausführung gebracht. Arago hat neuerlich behauptet, daß der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine ein rheinpfälzischer Ingenieur und Baumeister Salomon de Cans sey; daß er ein Franzose gewesen seyn müsse, gehe aus dem Umstand hervor, daß er seine in französischer Sprache geschriebene Erfindung Ludwig XIII. zugeeignet habe; es ist aber erwiesen, daß diese Schrift von Salomon de Cans ursprünglich in deutscher Sprache, in welcher er sich nicht als Unterthan Ludwig XIII. bezeichnet, geschrieben war. Wie großartig die Erfindung der Dampfmaschinen in Handel und Gewerbe eingreift, davon zeugen theils die durch diese Maschinen gewonnenen höchst bedeutenden Vertretungen der Menschen- und Thierkräfte, theils die außerordentliche Mannichfaltigkeit in der Art ihrer Anwendung. Darf man annehmen, daß gegenwärtig, sey es in Fabriken und Manufakturen, sey es auf Dampfschiffen, auf Eisenbahnen, in Bergwerken, so wie in vielen Stampf-, Mahl- und Schneidemühlen ꝛc. wenigstens 200,000 Dampfmaschinen in Thätigkeit sind, so ersetzen sie durchschnittlich 4 Millionen Pferdekraft oder 25 Millionen Menschenkraft.

(Schluß folgt.)

Die Pacinischen Körper und ihre Bedeutung.

(Schluß.)

Der dritte Abschnitt (S. 26 — 32) handelt von der Größe der Vater'schen Körper. Aus einer großen Reihe von Messungen ergibt sich: 1) daß die V. K. eines Individuums mehr oder weniger verschieden groß sind, doch läßt sich eine mittlere Größe annehmen, über und unter welcher verhältnißmäßig weniger stehen; 2) die V. K. einzelner Thierarten besitzen zwar im Allgemeinen einen ähnlichen Umfang, jedoch sind Ausnahmen von dieser Regel nicht selten; 3) die Größe derselben steht zu dem körperlichen Umfang der verschiedenen Thierarten nicht in geradem Verhältniß; 4) der Unterschied der mittleren Größen ist weniger beträchtlich, als die äußere Verschiedenheit der Thiere erwarten läßt; 5) der Umfang ist während der Dauer des Lebens Schwankungen unterworfen, welche von Abweichungen in der Secretion der zwischen den Kapseln befindlichen Flüssigkeit abhängen.

Die Grundform der Pacinischen Körperchen ist, wie uns der vierte Abschnitt zeigt, die ovale oder länglich ovale; sie unterliegt aber vielfachen Abänderungen, welche der Verf. in bestimmte Gruppen zusammengestellt und durch Figuren erläutert hat.

Im zweyten Theil, der wiederum drey Abschnitte: Beschreibung der Nervenprimitivfaser, Stiel des Pacinischen Körperchens, und Pacinisches Körperchen umfaßt, wird die Einrichtung der fraglichen Organe sehr genau und gründlich angegeben. Um für die Erklärung der Struktur der Vater'schen Körperchen Anhaltspunkte zu gewinnen, betrachtet der Verf. zuerst die Struktur der Nervenprimitivfaser. Er sagt, daß das Neurilem der Nervenprimitivfasern keine einfache, aus neben einander liegenden Fäden bestehende Membran sey, sondern aus zahlreichen concentrischen, röhrenartigen, durch Querlamellen unter einander verbundenen Schichten, welche als drey Hauptlagen unterschieden werden müssen. Die zwischen den Schichten befindlichen sichtbaren Räume sind mit Flüssigkeit gefüllt. Jede Schicht besteht aus Längs- und Querfasern. Die innerste Neurilemschicht begrenzt das Nervenmark; sie nimmt nach der Ansicht des Verf. bey dem Ausdrücken des Nervenmarkes nicht selten eine fadenförmige Gestalt an, was man für den sogenannten Axencylinder gehalten habe. Wir führen hier die Ansicht des Verf. vom Axencylinder einfach an, ohne in eine nähere Erörterung einzugehen, da dieß für das Verständniß der Struktur der V. K. nicht von Bedeutung ist. Was aber die Angabe betrifft, daß die Neurilemschichten aus Längs- und Querfasern bestehen, so muß der Ref. bemerken, daß er weder an der Primitivfaser, noch an dem Stiel, noch endlich an dem Körperchen selbst in den Schichten des Neurilems jemals Querfasern bemerkt hat. Die Körperchen selbst sind in der Regel mit einer aus queren und schiefen Fasern zusammengesetzten Hülle versehen, welche aber in das System der Neurilemkapseln nicht eingeht und aus Zellstofffasern besteht.

Im Körperchen nimmt der Verf. drey Kapselsysteme, ein äußeres, ein mittleres, ein inneres und eine Centralkapsel an. Die Kapseln sind durch quere Scheidewände mit einander verbunden, und in den dadurch entstehenden Lücken befindet sich eine Flüssigkeit. Das Vorhandenseyn von einer Flüssigkeit, so wie von queren Scheidewänden müssen wir nach unseren bisherigen Beobachtungen entschieden in Abrede stellen. Die äußeren, wie die innersten Neurilemschichten schienen uns vielmehr aus dicht aneinander gelagerten Zellen zu bestehen, deren wandständige Kerne die Körperchen darstellen, welche man in den Neurilemschichten sieht. Die mittleren Schichten aber sind Längsfasern, wie sich aus einer genaueren Untersuchung der fraglichen Organe der Vögel ganz bestimmt ergibt. Das prolungamento conico Pacini's nennt der Verf. Markfaserfortsatz, weil es bloß aus der Fortsetzung der Centralmarkfaser der innersten Kapsel und der Verlängerung aller, successive sich an einander lagernden und gleichsam zur Röhrenform ausgezogenen Kapseln des Körperchens besteht. Das ligamento intercapsulare Pacini's hält der Verf. für ein Rudiment der in einer früheren Bildungsperiode gegen die Peripherie hin verlängert gewesenen Centralkapsel.

Den Uebergang von den einfachen Körperchen zu den zusammengesetzten bildet diejenige Form, in welcher zwar nur ein Nervenprimitivfaden eintritt, sich aber darin in zwey oder mehr Zweige theilt. Beyde Formen gleichen sich aber darin, daß jeder Zweig oder jede Primitivfaser des Nerven eigene innere Kapselsysteme hat, die von dem gemeinschaftlichen äußeren Kapselsystem umschlossen sind. Die Formen der zusammengesetzten Körperchen sind ebenfalls höchst manchfaltig. Bemerkenswerth ist, daß die zusammengesetzten Körperchen gleichfalls viel häufiger vorkommen, als man früher glaubte; sie gehören bey sämmtlichen Herbivoren, namentlich bey der Ziege und dem Schaf, ebenso beym Schwein zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Selten hat sie Ref. bey den Vögeln beobachtet. Zur Erläuterung der oft höchst interessanten Formen sind einzelne sehr genaue Beschreibungen und 39 treffliche Abbildungen beygegeben. Eine andere Abart von den einfachen Körperchen sind die verschmolzenen, worunter der Verf. solche versteht, welche aus zwey oder mehreren voll- und selbstständigen, durch theilweise von der Oberfläche ausgehenden Vereinigung so verbunden sind, daß man sie ohne Verletzung des einen oder des anderen nicht trennen kann. Die Verschmelzungen kommen in verschiedener Ausdehnung vor und finden sich beym Menschen, wie bey den Thieren; im Allgemeinen kommen sie in den Thie-

ren am häufigsten vor, in denen sich die zusammengesetzten am häufigsten finden. Eine dritte Abart der V. K. ist das unvollkommene Körperchen. Abgesehen von ungewöhnlicher Kleinheit ganzer Körperchen, zu geringer Anzahl und mangelhafter Verbindung der Kapseln und dergl. sind es vorzüglich die rosenkranzförmigen Formen. In ihnen durchsetzt die Nervenprimitivfaser, nachdem sie aus dem ersten vollständigen Körperchen hervorgegangen, noch ein oder zwey Gebilde, welche in ihrer übrigen Struktur den V. K. gleichen, aber darin unvollkommen sind, daß die Primitivfaser nur durch sie hindurchgeht.

Im dritten Theil (S. 117 — 122) spricht der Verf. von dem Wesen und der Bedeutung der Pacinischen Körper und erklärt die Vermuthungen Pacini's und Anderer, welche Tastganglien, oder elektrische oder animalisch-magnetische oder absondernde Organe in den Körperchen sehen, für unzuläßig. Die fraglichen Körperchen sind keine für sich stehenden Organe; sie sind nur mit einer bestimmten Form und einer bestimmten Organisation begabte Theile der peripherischen Nervenprimitivfasern; sie sind der in dem Charakter einer früheren Bildungsperiode fortentwickelte Anfang einer Primitivfaser. In der bereits mehrfalls angezogenen Anzeige seines Werkens dagegen sagt der Verf. am Schluße: „da die wesentliche Einrichtung des Pacinischen Körperchens nur in einer stärkeren Ausbildung der Organisation der mit ihm in Zusammenhang befindlichen Nervenprimitivfaser besteht, so kann der Zweck des Körperchens nur auf eine vermehrte Entwicklung oder Potenzirung der Nervenkraft hinzielen. Die Vergleichung mancher Aeußerungen der thierischen Nervenkraft mit den Wirkungen der Elektricität aber stellt eine Verwandtschaft beyder Kräfte heraus und manche Fischarten bringen sogar elektrische Wirkungen durch Organe hervor, denen in Ansehung der Theilung und Endigungsweise der mit ihnen in Verbindung stehenden Nervenprimitivfasern, in Ansehung ihres vibrösen Baues und ihrer Anfüllung mit einer gallertartigen Materie, wie solche wenigstens in dem äußersten Ende der Centralkapsel der P. K. gleichfalls enthalten zu seyn scheint, und endlich in Ansehung ihrer Lage in der Nähe der Bewegungsglieder eine gewisse Aehnlichkeit, namentlich mit den zusammengesetzten P. Körpern, nicht abgesprochen werden kann. Mit diesen Gründen glaubt der Verf. die Pacinischen Körper als Organe der thierischen Elektricität in dem Menschen und den warmblütigen Thieren in die Wissenschaft einführen zu dürfen."

Wir wollen mit dem Verf. nicht über die Aenderung seiner Ansicht rechten, müssen aber gestehen, daß sich die zuletzt ausgesprochene Deutung der Organe viel weniger rechtfertigen läßt, als die frühere. Abgesehen davon, daß es Carl Strahl nicht gelungen ist, mit dem galvanischen Multiplicator Elektricität an den V. Körperchen nachzuweisen, scheint uns der Schluß von beyläufiger Aehnlichkeit des Organes auf Gleichheit in der Function ein sehr mißlicher zu seyn, zumal uns gerade im Nervensystem die histologischen Momente am wenigsten Anhaltspunkte gewähren. Was die Anlagerung an die Bewegungsorgane betrifft, so spricht die Verbreitung der bezeichneten Organe an der ganzen Haut der Vögel gegen die angeführte Analogie mit den elektrischen Organen der Fische. Es bleibt daher nichts übrig, als sich vorläufig damit zu begnügen, anzunehmen, daß diese Organe Anfänge oder Enden einer Art von Nervenprimitivfasern und zwar höchst wahrscheinlich der sogenannten organischen sind. Eine nähere Einsicht in ihre Function zu erlangen müssen wir zukünftigen Forschungen überlassen.

F. W.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Mai.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. Viertes Heft. 1847—1849. Berlin 1849. 8.

Der Verf. fährt fort, den Mineralogen und Chemikern die Uebersicht und Vergleichung der Mineralanalysen zu erleichtern, indem er die Ergebnisse der betreffenden Arbeiten fleißig sammelt und kritisch beleuchtet. Es ist sehr zweckmäßig, daß eine Tafel der Atomgewichte mit den neueren zuverläßigen Correctionen vorangeschickt wird. Dann folgen kritische Artikel über Isomorphie, welche bereits in dem Aufsatz des Ref. Nro. 61—64 dieser Blätter (1850) berücksichtigt worden sind, ebenso wie das letzte chemische Mineralsystem von Berzelius im Jahrgange 1847 Nro. 108 besprochen wurde. Der Verfasser scheint diesen Aufsatz nicht zu kennen, sonst würde er wohl die darin gegebenen Bemerkungen und Entgegnungen beygezogen haben. Der leider nun dahin gegangene große Chemiker hat über den Begriff von Mineralsystem sehr seltsame Ansichten entwickelt. Er sagt unter Andern: „Wenn ich ausspreche, daß in der Mineralogie nichts vorhanden ist, was dem Begriffe von Species entspricht, so habe ich wahrscheinlich alle Mineralogen unserer Zeit gegen mich, weil man es für ein großes Verdienst hält, wenn ein Verfasser in der Mineralogie wohl bestimmt, was Species ist.“ Ich habe damals schon zu zeigen gesucht, daß die supponirten Gegner wenigstens gute Gründe zur Opposition auf ihrer Seite haben und ich will hier nicht weiter auf die Sache eingehen, die, wie mir scheint, nicht zu vertheidigen ist, sondern nur bemerken, daß das System dessenungeachtet manche gute Gruppirungen enthält, die übrigens auch in andern Mineralsystemen theilweise angenommen wurden. Die Ordnungen sind:

1) Die Grundstoffe.
2) Die Verbindungen von Metallen unter sich.
3) Die Verbindungen der Grundstoffe mit Säuern- und Basen-Bildnern, Selenite, Sulphurete, Oxyde.
4) Die Verbindungen der Grundstoffe mit Salzbildnern, Haloidsalze.
5) Die Verbindungen der elektropositiven Oxyde (Basen) mit elektronegativen Oxyden (Säuern).

Nach den zum Theil mit Hülfe des molybdänsauern Ammoniaks ausgeführten Untersuchungen hat sich die Phosphorsäure als sehr allgemein verbreitet erwiesen. Sie ist spurenweise nach Fownes, Svanberg und Struve in allen Feldspäthen und in vielen Gebirgsarten enthalten und Rammelsberg hat sie in Begleitung von Fluor fast in allen Turmalinen gefunden.

Delesse und Deville haben Schmelzversuche mit sog. plutonischen und vulkanischen Gesteinen angestellt. Granite, Syenite, Porphyre, Diorite, Melaphyre, Basalte und Laven gaben mehr oder weniger geflossene Gläser, deren Dichtigkeit geringer ist als die der Gesteine. Das spec. Gewicht der untersuchten Granite war im Mittel = 2,69, das der Gläser = 2,40, bey den Syeniten war es 2,67, für die Gläser = 2,45, bey den Porphyren 2,67, für die Gl. = 2,43, bey den Dioriten 2,86, für die

Gl. = 2,32, bey den Basalten und basaltischen Laven 2,93 und für die Gl. 2,77, bey Laven und vulkanischen glasigen Gesteinen 2,51, für die Gl. 2,48. —

Nach Durocher enthalten folgende Gesteine Wasser, welches erst zwischen 100° und dunkler Glühhitze entweicht: frischer Granit 0,1 — 0,5 Proc., mürber 3 — 4 Proc., ebenso Quarzporphyr, frischer Diorit 0,8 — 2 Proc., die meisten Trappgesteine 2 — 6 Proc., Augitporphyr, Basalt, Trachyt 0,7 — 3 Proc., Bimsstein 3 — 7, vulkanische Laven 0,45 — 4,5 Proc. —

Ebelmen hat die chemischen Veränderungen beym Verwittern von Gebirgsarten untersucht. Nicht bloß Kieselerde und die Alkalien, sondern auch Kalkerde, Talkerde und Eisenoxydul werden durch die atmosphärischen Agentien (kohlensäurehaltiges Wasser) aus den Gesteinen fortgenommen und daher kommt es, daß der Rückstand immer reich an Thonerde und Wasser ist und sich einem einfachen Thonerdesilicat mit Wasser zu nähern strebt. Die Untersuchungen haben dabey ergeben, daß das Verhältniß der Kieselerde zum Alkali in dem fortgeführten Antheil zuweilen (z. B. beym Labrador) geringer ist, als in dem Kalisilicat $Ka\,\ddot{S}i^3$. Es zeigte sich auch, daß Kalkerde, Talkerde und Eisenoxyd gleichzeitig mit der Kieselerde entfernt wurden, bisweilen sogar früher als die Alkalien. Augit und Olivin können vollständig verschwinden durch Auflösung ihrer sämmtlichen Bestandtheile, die Fortführung der Kieselerde scheint also ganz unabhängig von der Gegenwart der Alkalien zu seyn.

Ebelmen hat auf eine interessante Weise mehrere Spinelle und andere Mineralien künstlich dargestellt, indem er ihre Bestandtheile mit Borsäure im Feuer des Porzellanofens schmolz, wobey diese als Flußmittel diente und sich dann verflüchtigte. Er erhielt auf diese Weise rothen Spinell, durch Chromoxyd gefärbt und blauen Spinell, durch Kobaltoxyd gefärbt, Pleonast, farblose Krystalle des reinen $Mg\,\ddot{Al}$, Chrysoberill, Chromeisenerz, Olivin, Smaragd, Korund ꝛc. zum Theil in wohl erkennbaren Krystallen.

Was die einzelnen Mineralspecies betrifft, heben wir folgende hervor.

Ein dem Fahlerz ähnliches derbes Mineral vom Gärdsee in der Gemeinde Wermskog in Wermland ist von Svanberg Aftonit genannt worden. Es enthält

Schwefel	30,049
Antimon	24,770
Kupfer	32,910
Silber	3,094
Bley	0,043
Zink	6,403
Eisen	1,313
Kobalt	0,491
Felsart	1,292
	100,365

Die Mischung führt zur Formel $\dot{R}^7\,\dddot{S}b$, das gewöhnliche Fahlerz ist $\dot{R}^4\,\dddot{R} + 2\,\dot{R}\,\dddot{R}$.

Ein in der Heklalava auf der Thjorsa-Ebene vorkommendes, von Genth Thjorsanit genanntes Mineral ist Anorthit.

Nach Wöhler's Versuchen löst sich Apophyllit bey einer Temperatur von 180 — 190° unter einem Druck von 10 — 12 Atmosphären in Wasser auf und krystallisirt beym Erkalten wieder heraus. — Der Arsenikkies von Reichenstein, gewöhnlich für $Fe\,As^2$ genommen, scheint nach den Untersuchungen von Karsten und Scheerer $Fe^4\,As^3$ zu seyn. Der sog. Plinian Breithaupt's ist nach G. Rose von dem gewöhnlichen Arsenikkies nicht verschieden.

Astrachanit. In Wasser leicht auflöslich. Er enthält nach G. Rose:

Schwefelsaures Natrum	41,00
Schwefelsaure Talkerde	35,18
Chlormagnesium	0,33
Wasser	21,56
Sand	1,75
	99,82

die Formel ist demnach $(Na\,\ddot{S} + Mg\,\ddot{S}) + 4\,\dot{H}$. Ist vielleicht mit dem Löweit übereinkommend. —

Ebelmen hat den frischen und verwitterten Basalt von Linz am Rhein untersucht und die Analysen auf den wahrscheinlich constant gebliebenen Thonerdegehalt zu 100 angenommen berechnet. Dabey ergiebt sich für das frische Gestein A und für das verwitterte B folgendes Resultat:

	A.		B.
Thonerde	100	„	100
Kieselerde	283	„	228
Titansäure	6	„	6
Eisenoxydul } Manganoxyd }	80	„	78
Talkerde	39	„	29
Kalkerde	63	„	43
Natrum	22,2	„	7,4
Kali	7,4	„	2,6
Wasser	15	„	35
	615,6		529

Es wird hieraus deutlich, daß durch den Verwitterungsproceß Kieselerde, Kalkerde, Talkerde und Alkali (zu $\frac{2}{3}$) fortgegangen und zwar in folgenden Verhältnißen:

Kieselerde	55
Talkerde	10
Kalkerde	20
Eisenoxydul	2
Natrum	14,8
Kali	4,8
	106,6

Abich hat mehrere Dolomite aus den vulkanischen Gegenden Italiens untersucht, einen grobkörnigen schneeweißen von der Südküste von Capri, einen ähnlichen von Valle di Sambuco, einen schwarzen von Minuri und einen von der Küste zwischen Vico und Sorrento, die Schichten des Kalksteins hebend und durchdringend. Die 3 ersten geben die gewöhnliche Formel $\dot{Ca}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}$, der letztere enthält einen Ueberschuß an kohlensauerm Kalk. Auch der dichte Dolomit, welcher das Galmeilager des Altenbergs bey Aachen berührt, hat nach Monheims Analyse die obiger Formel entsprechende Zusammensetzung. —

(Fortsetzung folgt).

Handbuch der angewandten Naturlehre.

(Schluß.)

Der Vf. handelt nun den mathematischen Theil ab, in dessen Einzelnheiten wir ihm hier nicht folgen können. Für die Chemie dürften, nach des Verf. Meinung, in der Folge manche Zweige der höheren Zahlenlehre, welche zeither von den Chemikern nicht hinreichend beachtet wurden, von Wichtigkeit werden, z. B. die Combinationslehre, so wie die unter den Benennungen von Isomerie, Polymerie und Metamerie bekannten Zweige der Lehre von den chemischen Verbindungen. Kennt man das procentische Gewichtsverhältniß zweyer chemisch verbundener Grundstoffe und ist der eine derselben Oxygen (O), so hat man nur nöthig, mit dem Gewichte des O in das des anderen Stoffes zu dividiren, um die Atomzahl des anderen Grundstoffes in Beziehung auf O zu erhalten. Unter Sättigungs-Capacität oder gegenseitiger Fassungsgröße der salzbildungsfähigen Grundstoffverbindungen versteht der Verf. bey Oxygen-Säuren d. h. bey Stoffen, welche durch Aufnahme von O in Säuren verwandelt werden, das in Zahlen ausgedrückte Verhältniß der O Menge eines Oxygen-Salzgründers zu der O Menge der mit ihm bis zur Neutralität verbundenen Oxygen-Säure, indem man voraussetzt, daß jede Oxyd-Base auf jedes Atom seines O ein Atom Oxygen-Säure aufzunehmen vermag. Wenn es daher von der Schwefelsäure heißt, ihr Sättigungsvermögen ist gleich $\frac{1}{3}$ ihres O Gehaltes oder gleich 20, so will das sagen: die sie neutralisirende Basis muß ihr 20 Oxygen zuführen, wenn sie dadurch wirklich gesättigt oder neutralisirt werden soll.

Die organischen Substanzen aus dem vegetabilischen und animalischen Reiche, so wie die Pigmente werden mit großer Genauigkeit und Umsicht abgehandelt; wir haben keinen der neueren in diesem Gebiete vorkommenden Gegenstände vermißt, sondern alle sind auch rücksichtlich ihres geschichtlichen

Theiles sehr ausführlich und mit der größten Sorgfalt beschrieben. Bey der Abhandlung des Aufbewahrens organischer Substanzen erwähnt der Verf. der von Jakobson angestellten interessanten Versuche. Jakobson hat gefunden, daß eine Auflösung von doppelt chromsaurem Kali nicht nur im hohen Grade die Endzündlichkeit des damit getränkten Papiers, Kattuns und ähnlicher Pflanzengebilde erhöht, so daß dieselben trocken angezündet äußerst lebhaft verglimmen, ohne jedoch in Flamme auszubrechen, sondern daß dieß chromsaure Salz auch der Fäulniß thierischer Gebilde mächtig entgegenwirke, weßhalb es zur Aufbewahrung anatomischer Präparate mit gutem Erfolg zu benützen ist und aus diesem Grunde beym Ausstopfen der Vögel, Säugthiere ꝛc., so wie beym Umwandeln menschlicher Leichen in Mumien die arsenige Säure vollkommen vertreten dürfte.

Was den Ursprung des Stickstoffs in den azothaltigen Pflanzengebilden betrifft, so sind hierüber von jeher mannichfache Hypothesen aufgestellt worden. Wir können nicht unterlassen, hier einer Theorie über die Quelle des Stickstoffs in den Pflanzen zu gedenken, welche der Verf. selbst im Ammoniak gefunden. In seiner Polytechnochemie, schon vor etwa 20 Jahren, Seite 611 drückt sich der Verf. in folgender Weise hierüber aus: „daß der Kohlenstoff- und Wasserstoffgehalt der Pflanzen in der von ihnen aufgenommenen und zu Stande gekommenen wäßrigen Kohlensäure, so wie ihr Stickstoffgehalt in dem von ihnen aufgenommenen Ammoniak oder vielmehr Ammonoxyd zu suchen sey, folgere ich aus den vorliegenden Thatsachen, daß der Stickstoff von der in der Pflanze stattfindenden Oxydation des Wasserstoffgehaltes des von ihr aufgenommenen huminsauren salpetersauren Ammoniaks herrührt.“ Der Verf. fügte noch die Folgerung hinzu, daß der auf solche Weise frey werdende Stickstoff mit dem gleichzeitig frey werdenden Kohlenstoff und Wasserstoff zu Pflanzeneyweiß, Gluten ꝛc. sich verbinde und so die stickstoffhaltigen Bildungstheile der Pflanze zusammensetze, welche die eigentlichen Ernährer der thierischen Individuen darstellen, wodurch die Muskel-, Nerven- und Hirnbethätigung vermittelt wird.

Nachdem der Verf. die verschiedenen Arten der Gährung, die Verwesung, Moderung und die Gährungserzeugnisse abgehandelt, geht er zu den rein physikalischen Gegenständen über, den Tönen, Klangfiguren, Licht, Lichtbilderey, Mikroskopie, Polarisation des Lichts, Elektricität, Galvanismus, Elektromagnetismus und den sich hierauf beziehenden elektrischen Bethätigungsverhältnissen. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, in die Einzelnheiten dieser verschiedenen Gegenstände einzugehen; wir können nur mit voller Ueberzeugung aussprechen, daß alle Sparten dieses physikalischen Theils mit tiefer Sachkenntniß abgehandelt und auch die historischen Data genau berücksichtigt worden sind.

Wenn wir etwas zu bedauern hätten, so wäre es, daß die ungemein lehrreichen Beschreibungen jener Gegenstände unaufhaltsam und gewissermaßen in einem Strome fortgeführt werden, ohne daß irgendwo ein Abschnitt oder eine Abtheilung angedeutet würde, wodurch der Zugang zu dem mit so reichen Erfahrungen abgefaßten Werke dem jüngeren Studirenden etwas erleichtert worden wäre. Diesem Umstand ist aber zum Theil dadurch abgeholfen, daß das Werk nicht nur mit einer systematisch-alphabetischen Inhaltsanzeige, sondern auch von einem sehr vollkommenen Sachregister begleitet ist. Das vorliegende Werk ist in jeder Beziehung als eine reiche Quelle gründlicher Forschungen zu betrachten und deßhalb allen Physikern und Chemikern bestens zu empfehlen.

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Mai.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Fortsetzung.)

Der seltene **Bodenit**, im Oligoklas von Boden bey Marienberg, stellt sich nach der Analyse von Kerndt in die Nähe des Orthit. Er wird von Säuern unter Abscheidung gelatinöser Kieselerde zerlegt und enthält:

Kieselerde	26,121
Thonerde	10,336
Eisenoxydul	12,048
Manganoxydul	1,618
Ceroxydul	10,460
Lanthanoxyd	7,566
Ytererde	17,434
Talkerde	2,339
Kalkerde	6,320
Natrum	0,840
Kali	1,214
Wasser	3,019
	99,315

Rammelsberg hat die relativen Mengen von Eisenoxydul und Eisenoxyd in den Chloriten und Ripidolithen zu bestimmen gesucht. Für den Ripidolith bleibt das Sauerstoffverhältniß nach dieser Untersuchung dasselbe, wie ich es zuerst auch gefunden habe; für den Chlorit läßt sich, da nur die Varietät vom St. Gotthard analysirt wurde, kein sicherer Schluß ziehen. Der Verf. stellt mit einiger Abänderung der gefundenen Verhältniße Formeln auf, welche, obwohl für den Ripidolith weniger genau als die frühern, die Verschiedenheit der Mischungen ebenfalls darthun. Seine übrigen Bemerkungen, daß sich Chlorit und Ripidolith mineralogisch nicht trennen lassen, daß sie eine gleiche Formel haben müssen, die durch Vertreten von Kieselerde und Thonerde zu gleichen Atomen in den Ripidolithen, in den Chloriten dagegen zu 2 At. $\dot{S}i$ gegen 3 At. $\dot{A}l$ erreicht werde, will ich übergehen und nur erwähnen, daß es einfacher gewesen wäre, nach seinen Formeln anzunehmen, daß sich 2 $\dot{R}$ und 3 $\dot{R}$ in diesen Mineralien vertreten. —

Moberg macht wahrscheinlich, daß im Chromeisenerz außer dem Chromoxyd $\dot{C}r$ auch das von ihm entdeckte Oxydul Cr vorkomme und daß ohne diese Annahme das Erz nicht genau die Formel $\dot{R}\,\dot{R}$ gebe. —

Der **Crednerit**, ein krystallinisch-blättriges Mineral von Friedrichsrode am Thüringerwald, von eisenschwarzer — stahlgrauer Farbe und metallischem Glanze, sp. G. 4,97—5,0, ist nach Rammelsberg $\dot{C}u^3\,\dot{M}n^2$. Das Mineral löst sich in Salzsäure unter Chlorentwicklung zu einer grünen Flüßigkeit auf. —

Ebelmen hat den frischen und verwitterten Dolerit von St. Austell in Cornwallis untersucht und die Resultate in ähnlicher Weise berechnet, wie oben beym Basalt angegeben wurde. Das Gestein verliert danach beym Verwittern mehr als $\frac{1}{3}$ der Kiesel-

erde, $\frac{5}{9}$ des Kalkes, die Hälfte des Alkali's und nimmt Wasser auf. — Bergemann hat ebenfalls eine Reihe von Doleriten analysirt. Dabey ist auffallend, daß der von Salzsäure unzersetzbare Theil als ein Gemeng von Labrador und Augit berechnet wird, da bekanntlich der Labrador von Salzsäure zersetzt wird. — Der Embolit Breithaupts von der Grube Colorada zu Copiapo in Chile besteht nach Plattner aus:

Silber	66,862		
Brom	20,088	2 Ag Br + 3 Ag Cl; Ag	Cl, Br
Chlor	13,050		
	100		

Der Eukolit von Brevig aus dem Zirkonsyenit und der Eurenit von Tvedestrand in Norwegen bestehen nach den Analysen v. Scheerer:

	Eukolit.		Eurenit.
Kieselerde	47,83	Titansäure, Tantalsäuern	53,64
Tantalsäuern, Zirkonerde	14,05	Yttererde	28,97
Eisenoxyd	8,24	Uranoxydul	7,58
Manganoxydul	1,94	Ceroxydul	2,91
Kalkerde	12,06	Eisenoxydul	2,60
Ceroxydul	2,98	Wasser	4,04
Natron	12,31		99,74
Wasser	0,94		
	100,37		

Ein in dem columbischen Platinerz in Gestalt kleiner weißer leicht zerdrückbarer Kugeln vorkommendes Goldamalgam besteht nach Schneider aus:

Quecksilber	57,40
Gold	38,39
Silber	5,00
	100,79

Moberg nimmt im Pyrop das Chrom als Chromoxydul an. Seine Analyse gab:

		Sauerstoff
Kieselerde	41,353	21,48
Thonerde	22,353	10,44
Eisenoxydul	9,941	
Chromoxydul	4,176	
Talkerde	15,000	11,14
Kalkerde	5,294	
Manganoxydul	2,588	
	100,705	

Es ist also ein Granat, worin das Chrom als $\dot{Cr}$ auftritt, während es im Uwarovit $\ddot{Cr}$ bildet. —

Uler hat ein Mineral aus den Salpeterschichten des südlichen Peru analysirt. Es kommt in weißen knolligen Massen vor, die dort Tiza genannt werden. Es besteht aus

Borsäure	49,5	
Kalkerde	15,7	$(\dot{Na}\,\ddot{B}^2 + \dot{Ca}^2\,\ddot{B}^3) + 10\,\dot{H}$
Natrum	8,8	
Wasser	26,0	
	100	

Hermann hat den Jeffersonit neuerdings analysirt. Er ist ein Augit, welcher sich dadurch auszeichnet, daß er unter den Basen auch Zinkoxyd (4,39 Proc.) enthält. — Der Troostit ist nach Hermann's Analyse ein Willemit, in welchem ein Theil Zinkoxyd durch Manganoxydul und etwas Talkerde vertreten ist. —

Der Kobaltnickelkies von Siegen enthält nach den Analysen von Schnabel a. und Ebbinghaus b.

	a.		b.
Schwefel	41,98	„	42,30
Nickel	33,64	„	42,64
Kobalt	22,09	„	11,00
Eisen	2,29	„	4,69
	100		100,63

Diese Analysen führen zu der Formel $\dot{R}\,\dddot{R}$, vielleicht auch $\dddot{R}$. Der Kies krystallisirt in Oktaedern. — Aus mehreren Analysen der Laven des Vesuvs von Dufrenoy scheint sich zu ergeben, daß ein Theil aus Gemengen feldspath- und labradorähnlicher Mineralien mit Augit, ein Theil aus Leucit und Augit bestehe. Dieser Leucit ist aber ein Kali-Natrum-Leucit. Die Hekla-Laven nach den Analysen von Genth berechnet der Verfasser als Gemenge von Oligoklas und Augit. —

Der Lepolith von Lojo und Orjerfvi in Finnland (von der Krystallisation des Oligoklases) hat

nach Hermanns Analysen die Zusammensetzung des Anorthits. —

Nach Damours Analyse ist der früher zum Chabasit gerechnete Levyn eine eigene Species. Die Mischung entspricht der Formel (R Si + Al Si) + 4 H.

Den Namen Liebigit hat ein grünes Mineral von Adrianopel erhalten, welches in Begleitung von Uranpecherz vorkommt und von L. Smith untersucht worden ist. Es besteht aus wasserhaltigem kohlensauerm Uranoxyd mit kohlensauerm Kalk. —

Nach des Verfassers Untersuchung ist die Hauptmasse des Meteorsteins von Juvenas ein Gemenge von 60 Proc. Augit, 36,75 Anorthit, 1,50 Chromeisen, etwas Schwefeleisen und Phosphor- und Titanverbindungen.

Shepard hat den Versuch einer Meteorstein-Mineralogie gemacht und alle darin vorkommenden Verbindungen zusammengestellt. Es werden mehrere neue, doch nur unvollständig gekannte Species genannt, so Apatoid, in sparsamen gelben Körnern in den Steinen von Richmond und Bishopville, Sphenomit, ein Sphenartiges Mineral, im Stein von Juvenas, Dyslytit, beym Auflösen von Meteoreisen sich ausscheidend, besteht in Phosphorverbindungen von Eisen, Nickel und Magnesium, Jodolith, bloß smalteblaue Körner mit dreyfachem Blätterdurchgang v. Bishopville, Chladnit, bildet mehr als Zweydrittel des Steins von Bishopville, unvollkommene dem Feldspath und Albit ähnliche Krystalle, leicht spaltbar unter 60° und 120°, Härte 6—6,5, spec. G. 3,116, schmilzt v. d. L. mit Phosphorescenz zu einem weißen Email und soll ein Talkerdesilicat seyn; Chantonnit, Schreibersit. —

Der Muromontit, in schwarzen Körnern mit Bodenit in Oligoklas bey Marienberg vorkommend, besteht nach Kerndt aus:

Kieselerde	31,089
Thonerde	2,235
Berillerde	5,516
Yttererde	37,143
Eisenoxydul	11,231
Manganoxydul	0,905
Ceroxydul	5,544
Lanthanoxyd	3,536
Talkerde	0,424
Kalkerde	0,707
Natrum	0,651
Kali	0,170
Wasser	0,849
	100

Bodenit und Muromontit geben also einen interessanten Zuwachs zu den Verbindungen der Yttererde. —

Der Nickelsmaragd, ein smaragdgrünes Mineral, welches auf dem Chromeisen von Texas einen Ueberzug bildet, besteht nach Silliman aus:

Kohlensäure	11,691
Nickeloxyd	58,811
Wasser	29,498
	100.

Das Mineral ist also $Ni^3 \dot{C} + 6 \dot{H}$ oder nach Rammelsberg $(Ni \dot{C} + 4 \dot{H}) + 2 Ni \dot{H}$. —

Abich hat eine Reihe von Obsidianen und Bimssteinen untersucht. Sie sind unter sich nicht wesentlich verschieden und das Material, aus welchem sie durch Schmelzung entstanden, scheint Oligoklas und Feldspath, vielleicht auch Ryakolith und Andesin zu seyn. —

Aus den Untersuchungen von Hermann und Rammelsberg geht hervor, daß Orthit, Cerin und Allanit dieselbe chemische Zusammensetzung haben und nur durch wechselnde isomorphe Basen verschieden sind. Die Mischungen haben den allgemeinen Ausdruck der Granatformel, zeigen sich aber von der Krystallform des Epidots. — Eine neue kieseltitansaure Verbindung, welche sich in die Nähe des Sphens stellt, ist Shephard's Schorlamit von Hot Springs County in Arkansas. Er ist schmelzbar und

wird von Salzsäure nur wenig angegriffen. Nach der Analyse von Rammelsberg besteht er aus:

Kieselerde	27,85	„	26,09
Titansäure	15,32	„	17,36
Eisenoxydul	23,75	„	22,83
Kalkerde	32,01	„	31,12
Talkerde	1,53	„	1,55
	100,46		98,95

Die Formel ist demnach $2\,\dot{R}^3\,\ddot{S}i^2 + 3\,\dot{R}^2\,\ddot{T}i$, vielleicht $2\,\dot{C}a^3\,\ddot{S}i^2 + 3\,\dot{F}e^2\,\ddot{T}i$. —

Nach den Untersuchungen von Glasson besteht der Rückstand von Spatheisenstein, wenn dieser in verschlossenen Gefäßen geglüht wird, aus $\dot{F}e^4\,\ddot{\dot{F}}e$, so daß $6\,\dot{F}e\,\ddot{C}$ zersetzt werden in $\dot{F}e^4\,\ddot{\dot{F}}e + \ddot{C}^5 + \dot{C}$. —

Sauvage hat eine Reihe von Thonschiefern analysirt, welche in den Ardennen, zum Theil im nördlichen Asien vorkommen. Sie wurden zuerst mit concentrirter Salzsäure in der Hitze behandelt, der Extract mit der aus dem Rückstande durch Kalilauge aufgelösten Kieselerde bildet den Theil A., dann wurde der Rückstand mit Schwefelsäure behandelt und mit der ebenfalls durch Kali aufgelösten zugehörigen Kieselerde als B. bezeichnet. Was noch übrig blieb, war in der Regel Quarz. Die Berechnung des Antheils A. zeigt nach Rammelsberg, daß das betreffende Mineral dem Chlorit angehöre, auch Sauvage kommt zu diesem Resultat. Ich habe dagegen zu erinnern, daß der Chlorit von Salzsäure nur sehr wenig angegriffen wird, ebenso wie der Ripidolith. Der Antheil B. kann als eine Art von Kaolin angesehen werden oder vielmehr als ein wasserfreyes Thonsilicat $\ddot{\dot{A}}l\,\ddot{S}i$. Es ist sehr die Frage, ob nicht das Wasser dem Thon angehöre, wenigstens ist aus den hier mitgetheilten Angaben nicht zu ersehen, mit welchem Grunde es als dem Theile A. zugehörig angenommen wird. —

Abich hat mehrere Trachyte untersucht und den Berechnungen zufolge zeigt sich, daß sie hauptsächlich ein Gemenge von glasigem Feldspath, Albit (auch Orthoklas) und Quarz sind. Der Andesit besteht aus Albit (mit glasigem Feldspath) und Augit. Dazu kommen noch Amphibol und Magneteisenerz. In mehreren Trachytdoleriten zeigte sich, daß der feldspathige Theil dem Oligoklas angehöre. —

Der Tritomit ist ein neues, von Weibye entdecktes Mineral, welches in dunkelbraunen tetraedrischen Krystallen im Syenit von Brewig vorkommt und von Leukophan und Mosandrit begleitet ist. Das spec. G. ist 4,16—4,66. V. d. L. brennt es sich weiß und zerklüftet. Von Salzsäure wird es unter Chlorentwicklung und Abscheidung gelatinöser Kieselerde vollkommen zersetzt. Nach einer annähernden Analyse von Berlin besteht es wesentlich aus einem Silicat von Ceroxyd (40,36 Proc.) und Lanthanoxyd (15,11) mit etwas Kalk ꝛc. —

Werther bestätigt durch neue Analysen die zuerst von Mitscherlich angenommenen Formeln für den Chalkolith und Uranit. Derselbe hat auch durch Kochen des Salzes $(\dot{H} + \ddot{U}^2)\,\ddot{\dot{P}} + 8\,\dot{H}$ mit einer Auflösung von basisch essigsauerm Kupferoxyd den Chalkolith künstlich als ein krystallinisches Pulver erhalten, ganz von der Form des natürlichen. —

Hermann hat mehrere sibirische Vesuviane untersucht, welche das Sauerstoffverhältniß von $\dot{R}$, $\ddot{\dot{R}}$ und $\ddot{S}i$ wie 3 : 2 : 5 angeben, während man es bisher zu 1 : 1 : 2 angenommen hat. Es müßen hierüber weitere Analysen entscheiden. Die analysirten Vesuviane enthielten sämmtlich gegen 4—6 Proc. Talkerde. —

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Mai.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde, antérieurement au milieu du XI. siècle de l'ère chrétienne. Par M. Reinaud. Paris 1849.

Die große Lücke in der Geschichte Mittelasiens und Indiens, von den ältesten Zeiten bis auf die Griechen und von diesen wieder bis auf die Araber, ist den Forschern des Westens unerträglich. Um diesen leeren Raum auszufüllen oder auch nur zu verkleistern, arbeiten sie wenigstens schon seit einem Jahrhundert mit einem bedächtigen Fleiße und einer umschaulichen Geschäftigkeit, welcher kein Denkender seine Anerkennung und Bewunderung versagen wird. Münzen und Inschriften, brahmanische Legenden und buddhaistische Jahrbücher wurden in Masse zusammengebracht und enträthselt; die zahlreichen verschiedenen Bauwerke oberhalb und unterhalb der Erde wurden untersucht, gemessen und ihnen nach wiederholten Forschungen Sinn und Bedeutung abgerungen; die Berichte, die Thatsachen und Andeutungen in den Schriftwerken der Chinesen und Japaner, der Mongolen und Tübetaner, der Perser und Griechen, der Römer und Araber wurden gesammelt, dann an den einheimischen Angaben geprüft und erläutert, um endlich aus allem diesen zum Theil sehr wunderlichen Stoffe, dem später noch die Nachrichten der mittelalterlichen Schriftsteller, der Lateiner und Byzantiner, der Syrer und Armenier hinzugefügt werden müssen, ein vernünftiges Stück Weltgeschichte zu gewinnen. Und in der That sind jetzt schon höchst beachtungswerthe Ergebnisse vorhanden, obgleich der reichste Schacht, welcher nach dem östlichen Asien ausläuft, die chinesische Literatur, kaum erst in Angriff genommen wurde. Den Gewinn, welcher aus der arabischen und persischen Literatur zur Kenntniß Indiens bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts gezogen werden kann, wird wohl Herr Reinaud, nach dem Vorgange unsers Gildemeister so ziemlich eingesammelt haben. Der französische Gelehrte hätte sich hiemit begnügen, er hätte bey der muselmanisch-indischen Geschichte stehen bleiben sollen; seine Denkschrift über Indien bis auf die Zeit, wo die arabischen Quellen fließen, enthält wenig Neues und auch von dem Bekannten wurde Vieles übergangen. Die Ueberschrift des Werkes könnte leicht zur Annahme verleiten, man würde hier nach dem Vorgange Heerens und Robertsons, Mannerts und Droysens alle Nachrichten der Alten über Indien gesammelt, methodisch geordnet und erläutert finden. Dieß ist aber nicht der Fall; die griechischen und römischen Nachrichten sind, da Hr. Reinaud Indien bloß nach den arabischen, persischen und chinesischen Nachrichten schildern wollte, kaum nebenbey berührt worden. Nicht weniger mangelhaft wurde auch das aus chinesischen Quellen Entnommene befunden, obgleich die chinesischen Angaben sich vollständig vorfinden sollten. Es wäre ein Leichtes, diese Ausstellung an vielen Beyspielen im Einzelnen nachzuweisen. Man ist aber nicht geneigt mit dem Verfasser darüber zu rechten, was er hätte geben können und sollen, sondern nimmt dankbar an, was er gegeben hat. Seine großentheils aus Handschriften entnommenen Bruchstücke arabischer Schriftsteller haben manches Zweifelhafte und Unsichere in der Kenntniß Indiens zur Gewißheit erhoben.

Die vorzüglichste arabische Quelle, welche uns hier eröffnet wird, ist Abul-Rihan Muhammed, mit dem Beynamen Albiruni, der viele Jahre in Indien zubrachte und Griechisch verstand und Sanskrit. Albiruni habe, so wird uns wenigstens erzählt, mehrere Werke aus dem Sanskrit ins Arabische übersetzt, und sogar einige seiner Schriften in die heilige Sprache der Brahmanen übertragen lassen, um die Wissenschaft des Westens in Indien zu verbreiten. Das wichtigste seiner Werke ist eine im Jahre 1031 unserer Zeitrechnung verfaßte allgemeine Beschreibung Indiens, wovon Hr. Reinaud schon vor einigen Jahren (1844) im französischen asiatischen Journal höchst lehrreiche Bruchstücke bekannt gemacht hat. Herr Munk, ein tüchtiger Kenner der semitischen Sprachen und des Sanskrit wird den ganzen Tarich Hind, so heißt das Werk, herausgeben; er wird dann dieses denkwürdige indische Jahrbuch mit einer Uebersetzung und den nothwendigen Erläuterungen versehen. Den Nachrichten Albirunis wurden die Angaben in andern allgemeinen Werken der Araber hinzugefügt, wie die Massudi's und der bekannten arabischen Reisenden aus dem neunten Jahrhundert, welche Renaudot zuerst in französischer Uebersetzung und neuerdings Hr. Reinaud selbst herausgegeben hat. Das Buch von den Eroberungen der Länder, aus der Mitte des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, hat die meiste Ausbeute geliefert. Ahmed, ein Sohn des Jahia, mit dem Beynamen Beladori, ist der Verfasser dieser wichtigen allgemeinen Geschichte der ersten Einfälle und Eroberungen der Araber. Die Nachrichten und Angaben des Beladori sind für uns noch in anderer Beziehung sehr wichtig. Sie bestätigen und ergänzen nämlich nicht selten in überraschender Weise, die Beobachtungen und Thatsachen in den Reiseberichten der chinesischen Buddhaisten, welche im sechsten und siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung über Mittelasien, Chorasan und Afghanistan nach Indien pilgerten, um an den heiligen Plätzen, wo Schakiamuni wandelte und lehrte, ihre Andacht zu verrichten. Die nachfolgende Darstellung wird dieß an einigen Beyspielen nachweisen.

Seit undenklichen Zeiten waren Raub- und Plünderungszüge die Lieblingsbeschäftigung des wanderungslustigen, arbeitsscheuen Arabers. Muhammed hat dieses Gelüste zur heiligen Pflicht erhoben. Die Völker verschiedener Gottesverehrung sollten mit Feuer und Schwert zum Koran bekehrt oder wenigstens die Zahlung eines Tributs erzwungen werden. Die natürliche Tapferkeit des Beduinen ward noch durch die Hoffnung auf himmlische Genüsse ins Unendliche gesteigert, und so ein Kriegervolk geschaffen, welches unüberwindlich dastand, so lange die Einigkeit, so lange die Begeisterung währte.

„Nach Irak ziehe," schrieb Abubekr an Chaled, als der Aufstand in Yemen beendigt war, „Irak bekriege und alle Völker, welche gleicher Sitte sind mit den Persern." Für die Abgeordneten der erschrockenen Städte und Dörfer hatte Chaled eine und dieselbe Rede: „Ich rufe euch zu Gott und zum Islam empor. Gehorcht ihr, so seyd auch ihr Moslim; was wir haben, wird auch euch zu Theil, was wir leiden, werdet auch ihr ertragen. Wollt ihr nicht, so müßt ihr Abgaben entrichten. Weigert ihr euch dessen, so werde ich mit diesen Kriegern über euch herfallen, die begieriger sind nach dem Tode, als ihr nach dem Leben; der Kampf wird nicht eher enden, bis Gott als Schiedsrichter aufgetreten ist zwischen uns und euch." Wir sind nicht gerüstet mit dir Krieg zu führen, entgegneten die Städte und Burgen des arabischen Irak, „laß uns unsern Glauben, wir wollen Tribut zahlen [1])." Chaled gab seine Zustimmung. Die Bewohner dieses Landes wurden für bestimmte Summen in den Schutz Gottes, in den Schutz des Propheten, in den Schutz der Moslim aufgenommen und ihnen zu diesem Ende eigene Urkunden ausgestellt. Bey dem geringsten Unfalle der Gläubigen warfen sie jedoch die Bande der Knechtschaft ab und suchten die ehemalige Freyheit zu erringen. Jetzt eilten die Araber von neuem herbey, mordeten einen Theil und führten den andern in Gefangenschaft fort.

Auf dem östlichen Ufer des Euphrats fand am letzten Tage des neunten Monats, im dreyzehnten Jahre der Flucht (633) das erste bedeutende Treffen statt zwischen den Parsen und Arabern. Die Par-

1) Taberistanensis Annales edidit Kosegarten. Gryphiswaldiae 1835. II. 5

sen wichen dann erst zurück, als sie große unersetzliche Verluste erlitten hatten; sie stellten sich an verschiedenen Orten wiederholt den eindringenden Räubern entgegen: alle ihre Anstrengungen waren jedoch vergeblich [2]). Nach der letzten großen Niederlage in dem Gebirgslande, bey der alten Stadt Nahawend[3]), zwölf Meilen südlich von Hamadan gelegen, ergossen sich die siegenden Araber in reißender Schnelle über alle nördlichen und östlichen Provinzen der Iranier. Ahnaf zog (642) gegen Chorasan. Er besetzte Herat, drang bis Merw, die Hauptstadt der nordöstlichen Länder des Reiches, und zwang Jesdegerd, bey den Fürsten Turkestans und dem chinesischen Statthalter Mittelasiens Hülfe zu suchen. Die wilden tapfern Stämme Chorasans fügten sich nicht so leicht der neuen Knechtschaft, wie die verfeinerten Bewohner des Flachlands. Sie haben sich mehrmals gegen die Willkür und den Glauben der Araber empört; und mußten wiederholt durch Waffengewalt zu Boden geschlagen werden. Ganze Massen der Widerspenstigen sind in andere Gegenden verpflanzt und zur Ueberwachung der Uebrigen mehrere Ansiedelungen der Gläubigen gegründet worden. Die Araber ließen in den eroberten Ländern und namentlich im Parsenreiche, alle bürgerlichen Einrichtungen, welche nicht geradezu dem neuen Glauben widerstrebten, unverändert fortbestehen. Wo immer sie sich einer Gegend bemächtigten, ward den Rentmeistern befohlen, die Abgabenverzeichnisse vorzulegen und die alten Abgaben in der herkömmlichen Weise auch ferners zu erheben. Diejenigen, welche sich nicht zum Islam bekehrten, hatten überdieß eine besondere Kopfsteuer zu bezahlen. Gleichwie unter den Sassaniden, blieb es auch unter der neuen Herrschaft Gesetz, daß der durch die Natur bewässerte und fruchtbar gemachte Boden bloß den Zehnten zu entrichten habe; von dem andern Lande, das den Kanälen seine Erträgnisse verdankt, mußte eine Kopfsteuer dargereicht werden, war auch der Besitzer Moslim. Sie diente zur Erhaltung der künstlichen Bewässerungen [4]).

Zu der Zeit, als Jesdegard gen Nordosten floh (643), stritten sich drey Völker um die Herrschaft über die Länder Mittelasiens: Türken, Tübetaner und Chinesen. Die letztern waren durch Bildung und Einsicht, sowie durch die vielen Hülfsquellen ihres großen und reichen Landes den Gegnern weit überlegen. Nur die Entfernung vom Mittelreiche schreckte sie ab, ihren Einfluß nach Westasien auszudehnen, und folgenreich in die Verhältnisse dieser Länder einzugreifen. Der letzte Schahinschah hatte schon vor einigen Jahren (638) den Marspan oder Markgrafen der nordöstlichen Gränzlande seines Reiches zu dem erhabenen Herrscher der Tang nach Singan gesandt, um Taitsong zu veranlassen, ihm gegen die Araber beyzustehen. Persien grenzte zu der Zeit im Nordosten an Tocharistan und das Gebiet von Samarkand [5]), welche Länder sämmtlich unter der Herrschaft des Chakan der westlichen Türken standen, die sich von Charadschar und Aksu bis unfern der Gestadelandschaften des Kaspisees erstreckten. Vergebens suchte Jesdegard sich in den östlichen Gebirgslandschaften Sedschestans und Chorasans festzusetzen. Die Türken, die ewigen Feinde der Iranier, benutzten die Zerrüttung der benachbarten Länder; sie überschritten in großer Anzahl den Orus und den unglücklichen Fürsten, der ihnen entfliehen wollte,

2) Ueber die Kämpfe der Araber gegen die Perser siehe Abulfedae Annales ed. Reiske I. 231. 234. 247 und namentlich die Note 45 von Reiske.

3) Nehawend beschreibt uns Edrisi als einen zu seiner Zeit bedeutenden stark bevölkerten Ort. Edrisi ed. Jaubert II, 166. Malcolm (Geschichte von Persien I, 153 der deutschen Uebersetzung Leipz. 1818) sagt, der Ort sey fünfundvierzig (englische) Meilen von Hamadan entfernt.

4) Das officielle Aktenstück hierüber steht bey El-Masudi, Encyclopaedia XLIII. Diese Kopfsteuer war eine Abgabe, die zur Erhaltung der Kanäle erhoben wurde. Die Steuerrolle Nuschirwans, von welcher Nikbi berichtet (Sacy, Notices des Manuscrits II, 342), beruhte auf andern Principien. Jeder Acker Landes zahlte nach dieser Ordnung eine Drachme baaren Geldes und einen Scheffel Getreides.

5) Samarkand ward damals von den Chinesen Kang genannt, welches wahrscheinlich anstatt Kand steht. Neumann, asiatische Studien I, 174, wo die Quellen übersetzt sind.

ereilte einige Stunden von Merw ein unrühmlicher Tod [6]). Auch Firus, sein Sohn, wendete sich vergebens an den östlichen Hof; die erhabenen Herrn der Tang wollten sich nicht in die fernen westlichen Händel mischen. Die Nachkommen Sassans behaupteten sich noch einige Jahre in Tocharistan und den nordöstlichen Uferlandschaften des kaspischen Meeres; am Ende flohen sie mit einer Anzahl Getreuen über Ferghana, das heutige Chokand, nach dem Mittelreiche. Hier fanden sie eine ehrenvolle Aufnahme; sie erhielten hohe Stellen unter der kaiserlichen Garde.

(Fortsetzung folgt.)

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Schluß.)

Ein interessantes Mineral ist Credners Volborthit, welcher mit Pilomelan zu Friedrichsrode im Thüringerwald vorkommt und vielleicht mit der von Volborth zwischen Miask und Katharinenburg entdeckten Vanadinverbindung übereinstimmt. Die Farbe ist zeisiggrün bis grünlichgrau. Vor dem Löthrohre giebt es Wasser und schwärzt sich; mit Phosphorsalz erhält man in der äußern Flamme ein grünliches in's Gelbe ziehendes Glas, welches in der innern tief smaragdgrün und dann emailartig und kupferroth wird. Mit Soda auf Kohle bekommt man ein Kupferkorn. In Königswasser ist es leicht auflöslich, die gesättigte Auflösung hat eine tief pomeranzengelbe Farbe. Wasser bildet darin einen bräunlichgelben Niederschlag und die Flüßigkeit färbt sich allmählig lichtgrün. Die Analysen von 3 Varietäten gaben:

	a.		b.		c.
Vanadinsäure	36,58	„	39,02	„	36,91
Kupferoxyd	44,15	„	38,27	„	38,90
Kalkerde	12,28	„	16,65	„	17,40
Talkerde	0,50	„	0,92	„	0,87
Manganoxydul	0,40	„	0,52	„	0,53
Wasser	4,62	„	5,05	„	4,62
Rückstand	0,10	„	0,76	„	0,77
	98,63		101,18		100.

Es ergiebt sich daraus $\left.\begin{matrix}\dot{Cu}^4\\ \dot{Ca}^4\end{matrix}\right\} \ddot{V} + \dot{H}$.

Wismuthspath hat Rammelsberg ein manchem Weißbleyerz oder Galmei ähnliches Mineral aus den Goldgruben von Chesterfield-County in Süd-Carolina genannt. Schmilzt leicht und wird auf der Kohle zu Wismuth reducirt. In Salpetersäure ist es mit Brausen auflöslich. Es besteht aus

Wismuthoxyd	90,00
Kohlensäure	6,56
Wasser	3,44
	100

dieses giebt $\ddot{B}^4 \dot{C}^3 + 4\,\dot{H}$.

Nach Scheerer ist die metallische Säure im Wöhlerit, welche er zuerst als Tantalsäure, dann als Niobsäure bestimmte, keines von beyden, sondern Pelopsäure. —

Am Harz bey Harzburg kommt ein dem Tremolith sehr ähnliches strahliges Mineral vor, welches nach der Analyse von Rammelsberg Wollastonit ist. —

Ich schließe diese Anzeige mit dem Wunsche, daß wir ein ähnliches Wörterbuch auch über den krystallographischen Theil der Mineralogie erhalten möchten und erlaube mir im Namen von Mineralogen und Chemikern zur Herausgabe eines solchen den Herrn Professor Fr. Naumann in Leipzig hiemit freundlichst aufzufordern.

Kobell.

6) Die Schriftsteller verwechseln häufig die Flucht des Jesdegerd (643) mit seinem Tod (652); daher die verschiedenen Angaben über den Untergang des persischen Reiches. Nikbi a. a. O. 365.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Mai.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde.

(Fortsetzung).

Die Glaubenswuth des Islam lastete jetzt so schwer auf den unglücklichen Parsen, daß nur eine kleine Anzahl Kraft genug fühlte, den Lehren Zoroasters und der Anbetung des großen Gottes Ormusd treu zu bleiben. Die große Masse der westlichen Iranier mochte sich schon mit dem Beginne der zweyten Hälfte des siebenten Jahrhunderts zu dem Propheten von Mekka gewendet haben. Spätere, höchst zweifelhafte Berichte, lassen sogar die östlichen Afghanen schon bey Lebzeiten Muhammeds unter die Schaaren der Gläubigen eintreten. Das ursprüngliche Heimathland dieses Volkes erstreckt sich, nach den Angaben östlicher Schriftsteller, im Westen bis zum Ilmenfluße unfern Herats, und im Norden bis nach Kaschgar; es wird im Süden von Balutschistan und im Osten von Kaschmir umgrenzt. Die Grenzen des Reiches waren verschieden nach der wechselnden Herrschaft und Macht des Volkes; es geboten die Afghanen zu einer Zeit von Sirhind gen Mesched und vom Oxus bis zum persischen Meerbusen, wo dann auch das ganze Fünfflußgebiet ihrem Scepter gehorchte [7]).

Die Macht des Parsen war gebrochen und die Araber drangen unaufhörlich vorwärts. Sie wendeten sich gegen die östlichen, südlichen und nördlichen Grenzlande des ehemaligen Sassanidenreiches und erreichten bald Afghanistan. Kerman, Sedschestan, Mekran, Dschordschan waren in kurzer Zeit (650) erobert, und Abdallah, der Sohn des Amer, gewann nach einer viermonatlichen Belagerung Nischabur, die Hauptstadt Chorasans [8]). Von hier aus wurden nun alsbald Streifzüge gegen die Länder am Oxus und Kabelstrome unternommen. Balkh, wo ein buddhaistischer Tempel mit Bildsäulen stand [9]), Tocharistan und Talekan mußten (651) den Siegern Tribut entrichten, und ein gleiches Loos traf in den nächsten Jahrzehnten Bochara, Samarkand, Ferghana und Kabal, dessen König sich zum Buddhaismus bekannte. Selbst das entfernte Chotan, das damals von einem selbstständigen Fürsten regiert wurde, konnte sich der Raubsucht des Kataibah nicht entziehen. In Chotan, wie in allen Ländern Transoxianas herrschte zu der Zeit der Buddhaismus [10]).

7) St. Martin Mémoires sur l'Arménie. II. 18.

8) Dorn, in den Anmerkungen zu Nimet Allah II, 64.

9) Elphinstone, Caubul I, 136.

10) Price I, 134. 138. 163 folg. Ferishta History of the rise of the Mahomedan power in India, translated from the Persian by John Briggs. London 1829 I. 2 folg. Der Uebersetzer hat hie und da sein Original abgekürzt. Mohl im J. des Savants 1840. 401. Dschordschan mit der Hauptstadt Astrabad ward 648, die andern erwähnten Provinzen 651 erobert; doch dauerte es lange, bis sich der Islam in diesen waldigen Gegenden zur einzigen herrschenden Religion erheben konnte. Man

Bereits zu den Zeiten der Chalifen Omar und Othman haben die Araber zur See, von Oman und Bahrein aus, Züge gegen Indien unternommen[11]). Mohaleb, dessen Nachkommen bis auf Chalif Jessid II. Laristan und Ormus regierten, ist nach Ferischtah der erste Araber, welcher raubend und plündernd gen Muctan vordrang, und sich dann wiederum nach Chorasan zurückzog. Diese Streifzüge blieben jedoch, so lange keine arabischen Ansiedelungen in den eroberten Ländern gegründet wurden, ohne bedeutende Folgen. Kehrten die Moslim zurück, so sammelten sich die entflohenen Bewohner in ihren alten Wohnsitzen und richteten ihr Hauswesen von Neuem ein, in der herkömmlichen Weise. Die Fürsten der Länder spotteten aber der Eide der Unterthänigkeit, zu welcher sie die habsüchtigen Räuber der Wüste mit dem Schwerte in der Hand gezwungen hatten. Dieß war namentlich mehrmals in Kabal geschehen. Der Fürst dieses Landes — das Ortospana der Alten —, dessen indischer Name Retnapala in unsicherer persischer Schreibart, als Retil, Redpil oder auch Wittil der Nachwelt überliefert wurde, kündigte den Arabern wiederholt den Gehorsam. Abdallah, der Statthalter Sedschestans, ein Sohn Abubekers, machte sich auf und wollte den widerspenstigen Regenten und seine damals theils buddhaistischen, theils brahmanischen Unterthanen züchtigen. Er ward aber, des Landes unkundig, in eine der hier so zahlreichen Thalschluchten gelockt, und unter schmählichen Bedingungen gezwungen, sich und den Seinigen durch ein bedeutendes Lösegeld das Leben zu erkaufen. Der Hindufürst hat für jetzt wenigstens sein Wort besser gehalten, als die Gläubigen des Akber Chan zu unsern Tagen. Hierauf ward ein frisches Heer unter einem andern Anführer gegen Kabal beordert. Abderrahman, durch das Unglück seines Vorgängers belehrt, entging den Schlingen, die auch ihm gelegt wurden; er eroberte den größten Theil des Reiches, und kehrte mit großer Beute beladen nach dem Westen zurück. Der Radschah hat jedoch, nach dem Abzuge der Araber, das Land wiederum in Besitz genommen, und später sogar mit Abderrahman, der sich gegen Hedschadsch, den Statthalter Chorasans erklärte, ein Bündniß geschlossen. Retnapala wird in der Folgezeit in die bürgerlichen Kriege verflochten, welche die arabischen Statthalter gegen einander führten. Retnapala verrieth endlich, durch große Versprechungen bewogen, und um sich die übermächtigen Nachbarn zu befreunden, seinen Bundesgenossen. Abderrahman wurde ausgeliefert. Afghanistan konnte dessenungeachtet seinem Schicksale nicht entgehen; es ward unter dem Chalifen Heschem (725) vollkommen bezwungen und auf die gewöhnliche gewaltsame Weise dem Islam unterworfen.

Seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts beginnen die Raubzüge der im Kaballande ansäßigen Araber, so wie der einheimischen Puschtu-Bevölkerung gegen das Ufergebiet des Indus und der Satledsch. Auch die südchen Provinzen des ehemaligen Perserreiches, Mekran und Kerman wurden von Zeit zu Zeit durch die kriegerischen Bergstämme des Nordens und Ostens verwüstet. Nicht minder spielen die Afghanen eine große Rolle in den häufigen Bürgerkriegen und Aufständen, welche das Chalifenreich zerrütteten und die ersten Dynastien hervorriefen, die von dem Fürsten der Gläubigen abfielen und sich auf kürzere oder längere Zeit in dem nordöstlichen Iran und in den Ländern jenseits des Oxus eine unabhängige Herrschaft errangen.

Der Radschah, welcher damals, man weiß nicht, ob in selbstständiger oder abhängiger Weise über Lahor herrschte, ein Verwandter des Fürsten des Radschputenstaates Adschmir, bot seine ganze Macht auf, um die gegen den Indus herandringenden Afghanen zurückzuwerfen. Man kämpfte lange und hartnäckig, so daß in wenigen Monaten siebenzig Schlachten geschlagen wurden. Die Muhammedaner gingen beynahe durgehends siegreich aus diesen Kämpfen hervor; sie verheerten und plünderten alle Länder innerhalb des Fünfflußgebietes. Hierüber erschrocken

findet heutigen Tags noch bedeutende Reste der Zendsprache und parsischer Sitten in den an das kaspische Meer angrenzenden Provinzen. Chodzko popular poetry of Persia. London 1842, 455 folg. Mit dem Fürsten von Samarkand ward erst 712 ein Vertrag geschlossen.

11) Price I. 483. Reinaud 183.

suchte der Radschah mit den Nachbarn, mit welchen er früher im Zwiste lebte, Frieden zu machen, um den neuen Feinden einen kräftigern Widerstand leisten zu können. Das Gebiet dieses Fürsten des Pendschab erstreckte sich damals westlich des Indus bis nach Peschawer und den östlichen Abhängen des Suleimangebirges. An den Gränzen saßen, sie haben heutigen Tags noch dieselben Länder inne, die über die alten Provinzen Arachosia und Drangiana sich erstreckenden Klane der Gildschi und Kaker. Ihnen wurden nun einige streitige Distrikte abgetreten, unter der Verbindlichkeit, die Gränzlande des Radschah gegen die Einfälle der muhammedanischen Afghanen zu schützen. Die Gildschi und Kaker, damals noch dem alten Kultus der Kaballande treu ergeben, waren aber zu unmächtig, um den andern, von Glaubenswuth und Beutesucht ergriffenen Afghanenstämmen nachhaltigen Widerstand zu leisten. In der Folgezeit haben diese Afghanen Peschawer eingenommen und behauptet, in dessen Nähe sie in einem schmalen Gebirgspasse ein Fort errichteten, das sie Chaiber nannten, entweder nach der bekannten berühmten Schlacht bey Chaiber in Arabien, oder um durch den Namen selbst das Andenken an die gemeinschaftliche Unternehmung der Nachwelt zu überliefern. Das Wort Chaiber, wovon die berühmten und jetzt so bekannten Pässe ihren Namen erhielten, heißt nämlich in den semitischen Sprachen Gemeinschaft, Verbindung.

Seit den frühesten Zeiten der Geschichte war ein großer Theil des Zwischenhandels mit den östlichen und westlichen Gegenden der Erde in den Händen der Araber. Auch nachdem sie sich zum Islam bekehrt hatten, bewahrten die Ismaeliten diesen angestammten Handelsgeist; sie besuchten als Kaufleute, Japan ausgenommen, die Häfen und Inseln aller östlichen Reiche und verbreiteten auch in dieser Weise, nicht durch das Schwert allein, die Lehre Muhammeds. Schon in der zweyten Hälfte des siebenten und im achten Jahrhundert hatten sie Moscheen in den vorzüglichsten Städten des Mittelreiches; es muß ihre Anzahl daselbst namentlich in den Küstenstrichen Chinas sehr bedeutend gewesen seyn. Die Insel Ceylon bildete bereits in den Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung den großen Stapelplatz aller östlichen und westlichen Erzeugnisse der Erde, der natürlichen wie der künstlichen. Hierhin brachte der Chinese Seidenwaaren, Rhabarber und Porcellan, um sie gegen die kostbaren Gewürze Indiens zu vertauschen. Die Ceylonesen verführten diese Waaren nach dem persischen und arabischen Meerbusen. Auf diesen Fahrten kamen sie in mannichfache Berührungen mit den Gläubigen des Islam, wurden von ihrer Begeisterung ergriffen und mochten wohl schon im Laufe des siebenten Jahrhunderts theilweise sich zur Lehre Muhammeds bekannt haben. Unter diesen Umständen hielt es der buddhaistische König der Insel für geeignet, eine freundschaftliche Verbindung mit den Fürsten der Gläubigen anzuknüpfen. Er ließ ein Fahrzeug mit den kostbarsten Erzeugnissen seines Reiches befrachten, um sie dem Chalifen Walid darzubringen. Dieses Fahrzeug ward aber am Eingange des persischen Meerbusens auf Befehl des Fürsten von Sindh weggenommen, nebst mehreren andern Schiffen, worauf sich muhammedanische Pilger befanden, die nach Mekka wallfahrten wollten.

Das Land Sindh, das von dem Flusse Indus, Sindhus bey den Einheimischen, seinen Namen erhalten hat, mag, wenigstens in seinen untern Theilen, ebenso aus dem Schlamme des Stromes sich erhoben haben, wie Unterägypten aus dem des Nils; es ist wahrscheinlich, daß dieses Verhältniß des Bodens zum Wasser selbst durch den Namen angedeutet werden sollte. Sindh ist, gleichwie sein Schwesterland Aegypten, für den Handel vortrefflich gelegen; die Stadt Dibal oder Daibal, am westlichsten Arm des Flusses, war seit den frühesten Jahrhunderten der Sammelplatz einer großen Zahl Handelsschiffe der Hindu, Perser, Araber und nach einigen Angaben selbst der Chinesen. Im Beginne des achten Jahrhunderts erstreckte sich die Herrschaft Sindh über einen großen Theil des Pendschab und Balutschistans. Dahir, der Sohn des Brahmanen Dschach, regierte zu der Zeit das Land, das sein Vater durch Hinterlist und Verrath erworben hatte. Um nun die Unbill, welche den Pilgern widerfuhr, zu rächen, sandte Hedschadsch, der berühmte grausame Statt-

halter der östlichen Lande, mit Zustimmung des Chalifen, seinen jugendlichen Schwiegersohn Muhammed, den Sohn des Kasim, gegen Sindh. Muhammed brach alsbald mit einem kleinen Heere von Schiras auf und rückte auf dem Wege durch die Provinz Mekran gegen den Indus. Die ganze fürstliche Familie der Dschachdynastie fand in den verschiedenen Treffen, die geliefert wurden, ihren Untergang; nur zwey Töchter blieben übrig, die in den Harem des Fürsten der Gläubigen abgeliefert wurden. Es geschah dieß in denselben Jahren, in welchen das westgothische Königreich in Spanien und das türkische Chanat Samarkand der Herrschaft des Islam unterworfen wurden. Die herrschenden Muhammedaner verfuhren hier allenthalben mit rücksichtsloser Grausamkeit; sie rissen die Tempel nieder, erbauten an deren Stelle Moscheen; die Bevölkerung, welche dem Islam widerstrebte, ward theils aus dem Lande gejagt, theils zur schmählichen Knechtschaft herabgewürdigt. Schon nach einigen Jahren finden wir Sindhier in den Heeren der Chalifen. Dann wurden auch hier, wie allenthalben, wo der Araber eroberte, ganze Stämme, Bekenner des Islam, angesiedelt, unter welchen einer von den Gefährten des Propheten seinen Ursprung herleitete und deßhalb Ansari genannt wird. Diese Ansari haben später das Land zu einer selbstständigen Herrschaft erhoben. Die benachbarten Herrscher von Ghasnah, Ghor und Delhi haben jedoch in den folgenden Jahrhunderten bald einzelne Provinzen, bald auch ganz Sindh erobert und in der Weise der Chalifen die Regierung desselben einzelnen Statthaltern übertragen. Diese mit aller Macht ausgerüsteten Statthalter erhoben, sobald die Kraft des Staates, zu dem sie gehörten, zu sinken begann, die Fahne des Aufruhrs, und suchten aus den Ländern ihrer Verwaltung unabhängige Fürstenthümer zu errichten. So der Türke Nasireddin Kabbaschah in den Ländern Sindh und Multan; gleichwie Taher und Jakub, der Sohn des Laith, in den Provinzen Tabarestan, Sedschestan, Chorasan und in den andern Ländern des alten Perserreiches.

Der Gebieter über Chorasan, Sedschestan, Kandahar, Sabalistan und Peschawer konnte nach dem Untergange der Samaniden (999) alle seine Aufmerksamkeit gegen Indien richten. Mahmud von Ghasnah hatte bey diesen Zügen, gleichwie alle räuberischen Moslim, einen doppelten Zweck; er wollte die seit Jahrtausenden aufgehäuften Schätze des brahmanischen Mittellandes gewinnen, und sich durch Verbreitung des Glaubens unsterbliche Verdienste erwerben. Dschaibal oder Dschayapala, der Gebieter des Pendschab und der benachbarten Länder, zog dem Sultan von Ghasnah mit einem Heere entgegen, an Anzahl gleich dem des Porus, welcher ehemals dieselben Länder beherrschte. Der Herr des Sieges, dieß bedeutet der Name des Maharadschah im Sanskrit, ward in der Nähe von Peschawer (1001) geschlagen und mußte sich glücklich schätzen, sein angestammtes Land von dem aus besondern Gründen großmüthigen Sieger als Lehensherrschaft zurück zu erhalten. Die Beute der Muselman war unermeßlich. Kaum war aber Mahmud nach Ghasnah zurückgekehrt und in einer andern Gegend seines ausgedehnten Reiches beschäftigt, so erhoben die Hindu von Neuem die Fahne des Aufruhrs; sie verjagten die muhammedanischen Statthalter und Steuereinnehmer und spotteten der ihnen aufgedrungenen Friedensbedingnisse. Der Sultan mußte deßhalb wiederholt Kriegszüge gegen Indien unternehmen, deren nicht weniger als zehn von den Geschichtschreibern angegeben werden. Von beyden Seiten, von den Hindu wie von den Muhammedanern wurden die äußersten Anstrengungen gemacht; es wurden von beyden Seiten bewunderungswürdige Thaten des Muthes wie der Selbstverläugnung ausgeführt — doch neigte sich der Sieg durchgängig, vorzüglich durch den Beystand einer großen Anzahl Afghanen, auf die Seite Mahmuds.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Mai.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde.

(Schluß.)

In diesen verschiedenen Heerfahrten wurden nach einander Stadt und Kreis Multan, Lahor, Kanodsch, Kaschmir, Saraschtra oder Gudscherat erobert, und eine große Anzahl der Bewohner durch Waffengewalt zur Lehre Muhammeds bekehrt. Ueber die neuen Eroberungen hat der Ghasnavide theils Bekenner des Islam, theils auch befreundete und tributpflichtige Hindufürsten, als Statthalter eingesetzt. Es sind aber diese Züge, mit Ausnahme des Krieges gegen Kanodsch und Gudscherat, weder von lehrreichen noch anregenden Ereignissen begleitet; sie sind angefüllt von Raub, Mord und Blut, wie dieß allenthalben und zu allen Zeiten Brauch ist in der wilden Geschichte Asiens. Einige Begebenheiten mögen hinreichen zur Bezeichnung dieser gräßlichen Schauspiele.

Kanodsch, unfern der westlichen Ufer des Ganges gelegen, war in den frühern Jahrhunderten der indischen Geschichte, wie noch zu den Zeiten der Einfälle der Muhammedaner, die Hauptstadt des mittlern Brahmanenlandes. Auf den ersten sieben Heereszügen gegen Indien hatte Mahmud alle Länder des Nordwestens und des Fünfflußgebietes unterjocht; zu gleicher Zeit ward daselbst die Lehre Muhammeds zur herrschenden erhoben. Nun hörte der Sultan von dem Reichthume und der Herrlichkeit Mittelindiens, namentlich der Stadt und des großen Reiches Kanodsch, dessen Fürst über zahlreichere Heere gebiete, mehr und trefflichere Elephanten besitze, als irgend ein anderer König des Landes. Dieß reizte die Eifersucht Mahmuds.

Der Sultan, von einer Heeresfahrt nach Chuaresm siegestrunken zurückkehrend, wendete jetzt sein Schwert gegen dieses Reich. Mit einem Heere von hunderttausend Reitern und zwanzigtausend zu Fuß zog Mahmud (1017) von Ghasnah aus, setzte glücklich über die Flüße des Pendschab, wo ihm die benachbarten Radschah Gesandte schickten und als gehorsame Lehensfürsten ihre Dienste anboten. Hier stießen auch die Truppen hinzu, welche den Auftrag hatten, die Grenzen gegen Kaschmir zu bewachen, das damals dem Ghasnariden noch nicht gehorchte.

Allen Widerstand schnell niederschlagend, erschien der Sultan nach einem Marsche von drey Monaten vor Kanodsch. Der Großfürst, er soll Radschayapala [12]) geheißen haben, hatte die Ankunft des muselmanischen Heeres nicht abgewartet, sondern sich jenseits des Ganges nach den östlichen Ländern Indiens geflüchtet. Die von den feigen Kriegern Hindostans verlassene Stadt der zehn tausend Tempel wurde, sammt den sieben Burgen, beynahe ohne allen Widerstand (Jan. 1019) von den Truppen des Sultans besetzt und der Plünderung preisgegeben. Schnell nach einander fielen jetzt alle andern befestigten Orte des Landes Kanodsch und der andern be-

12) Reinaud 263.

nachbarten Reiche. Die Grausamkeit und Wildheit des Sieges kannte keine Gränzen. Die Bewohner wurden ihrer sämmtlichen fahrenden Habe beraubt und dann als Sclaven fortgeführt. So groß war die Anzahl dieser Unglücklichen, daß man deren in Ghasnah mehrere für einige Dinars kaufen konnte. Die aus edlen Metallen bestehenden Götterbilder wurden eingeschmolzen und boten große Massen reinen Goldes und Silbers. Ihre Augen bestanden aus kostbaren Edelsteinen, wovon ein einziger nicht selten drey bis viermalhunderttausend Gulden unsers Geldes geschätzt wurde. Man fand unter andern einen Saphir solcher Größe, daß kein Juwelier es wagte, den Werth zu bestimmen; er sey einzig auf Erden. Die Tempel wären sämmtlich von Grund aus zerstört worden, hätte nicht ihre Festigkeit dem Fanatismus des Islam trotz geboten. In der Stadt Mathura allein, schreibt Mahmud an den Kommandanten von Ghasnah, sind tausend Gebäude, so fest wie der Glaube der Gläubigen: sie bestehen großentheils aus Marmor; es gibt hier eine große Anzahl Tempel. Die Erbauung einer solchen Stadt erheischt wohl einen Zeitraum von zwey Jahrhunderten und mehrere Millionen Dinars. Auf Befehl des Sultans ward ein Bericht über alle die Thaten, welche das Heer der Gläubigen auf diesem Zuge verrichtete, aufgesetzt, und mit andern Geschenken dem Chalifen Kaderbillah übersandt.

Der letzte Zug Mahmuds nach Indien war vorzüglich gegen die berühmte Stadt Pattan Somnath gerichtet, an der äußersten Spitze der Halbinsel Gudscherat gelegen, der Insel Diu gegenüber. Dieser Ort, wegen seiner herrlichen Lage ausschließend Pattan, die Stadt genannt, hatte seinen Zunamen Somnat oder richtiger Swayambhunat, der durch sich selbst seyende Gott von einem berühmten Lingam des Siwa erhalten, welcher als eines der größten Heiligthümer Indiens verehrt wurde. Nach einer andern Erklärung bedeutet Somnat, Herr des Mondes. Der länglichte cylinderartige Stein wurde täglich zweymal in dem gesegneten Wasser des Ganges gebadet und zweytausend Brahmanen waren dem Tempel beygegeben zur Verrichtung der heiligen Bräuche; dann zum Ergötzen der frommen Priester und des andächtigen Volkes fünfhundert Bajaderen und dreyhundert Musikanten. Dreyhundert Bartscherer zogen ihren Unterhalt von dem Einkommen des Gottes; sie hatten den Auftrag die Gläubigen zu scheren, welche das Innere des Heiligthums besuchen und hier ihre Andacht verrichten wollten.

Dieser Lingam war einer der berühmten zwölf, ehemals an verschiedenen Plätzen Indiens zur Anbetung und Erbauung der Siwadiener aufgestellt. Für so heilig wurde dieser Tempel geachtet, daß selbst Fürsten ihre Töchter dem schändlichen Dienste des Gottes, das heißt dem Gelüste der Brahmanen weiheten. Blos zur Bestreitung der laufenden Bedürfnisse waren dem Heiligthume die Abgaben von zehntausend Orten angewiesen.

Der Zug von Ghasnah (Okt. 1025) ging über Multan, wo zwanzigtausend Kamele mit Lebensmitteln beladen wurden, damit das Heer in den wüsten Strecken keinen Mangel leiden möchte. Die Provinz Adschmir wie die Hauptstadt Gudscherats, Nahrwalah, mußten sich schnell dem Sieger ergeben und mit dem Anfange des Jahres tausend sechsundzwanzig erschien Mahmud vor Somnat. Mit eigener Hand, so wird wenigstens versichert, zertrümmerte der Sieger das steinerne Sinnbild der Gottheit und ließ Stücke davon nach Ghasnah bringen, wo sie zur Verherrlichung des Islam an dem Eingang der großen Moschee und vor dem Pallaste des Sultans als Treppe dienten; nach der Angabe des Ferischtah waren die Steinblöcke noch zu seiner Zeit am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts daselbst vorhanden, oder wenigstens Steine, die dafür ausgegeben wurden. Zwey Trümmer sollen selbst gen Mekka und Medina gesandt worden seyn. Die Beute wäre nach den übertreibenden, sagenhaften Berichten der Geschichtschreiber unermeßlich gewesen; ein großer Theil derselben soll in dem ausgehöhlten Bauch des steinernen Gottes gefunden worden seyn — Mährchen, welche in einer ernsten Geschichte kaum Erwähnung verdienen [13]).

13) Wilson hat das Fabelhafte in der Erzählung des Ferischtah nachgewiesen; es war zu Somnat höchst

Bey diesem Kriegszuge gebrauchte der Sultan die Häuptlinge der Afghanen, die sich zahlreich in Ghasnah eingefunden hatten, zu allen schwierigen und wichtigen Geschäften, welche durchgängig zur Zufriedenheit des Fürsten ausgeführt wurden. Mahmud erhob sie deßhalb zu Ehren und Würden. Gleichwie ihr Gebieter, hiengen auch sie fest am Islam nach sunnitischer Weise und wurden nun die sichersten Stützen des Reiches des Ghasnaviden. Ein Hindu wurde als Statthalter eingesetzt, der sich zu einem bedeutenden jährlichen Tribut verpflichtete, worauf das muselmanische Heer seinen Rückzug durch die Wüste von Sindh antrat, und nach mancherley Beschwerde und Kämpfen im folgenden Jahre wieder in Ghasnah anlangte. Die Dschat, welche heutigen Tages nach Sindh, das Fünfflußgebiet, in beträchtlicher Zahl bewohnen, fielen häufig die Truppen des Sultans an und verübten die größten Grausamkeiten. Um sie zu züchtigen, ließ Mahmud in Multan eine große Anzahl Boote und Schiffe bauen und lieferte dann diesem räuberischen Volke auf dem Indus ein Treffen, worin die Dschat vollkommen geschlagen und ein großer Theil derselben vernichtet wurde. Die, welche dem furchtbaren Blutbade entrannen, wurden später theilweise zum Islam bekehrt und gehören jetzt zu den abergläubischsten und unwissendsten Thiermenschen dieser Gegenden. In Sitten, Gewohnheiten und Sprache sind die Dschat den räuberischen Balutschen verwandt; sie bedürfen von Zeit zu Zeit einer derben Züchtigung von Seiten der jetzt hier herrschenden Engländer, wenn sie nicht die ganze Gegend unsicher machen sollen.

Die Wechselwirkung der östlichen Völker auf die westlichen, und in umgekehrter Richtung der westlichen auf die östlichen, bildet den anziehendsten Theil der Kulturgeschichte der Menschheit. Auch in dieser Hinsicht werden wir durch die Nachrichten der Araber mannigfach gefördert. Wir ersehen, daß die Muselman als Mittler dienten in doppelter Beziehung; sie brachten die Kenntnisse des Westens nach dem Orient und die des Ostens nach dem Occident. „Ich habe," erzählt Albiruni, „für die eingeborenen Hindu Auszüge aus Euklides und dem Almagest, sowie eine Abhandlung über das Astrolabium verfertigt. Nun haben sie gleich diese Schriften in Verse gebracht und dergestalt verändert, daß ich Mühe hatte, mich in meinen eigenen Sätzen zu recht zu finden. (Mem. 334 n.) Anderseits haben die Araber die 28 Constellationen des Mondes, die sogenannten Mondhäuser bey den Hindu kennen gelernt und sie frühzeitig bey den Völkern westlich des Indus verbreitet. Man kannte sie bereits, in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts auf der iberischen Halbinsel (Mem. 359). Diese Constellationen sollen nach den neuesten Forschungen des Herrn Biot, welcher auch Lassen beystimmt (Ind. Alterthumsk. I. 742), eine ursprünglich chinesische Einrichtung seyn, welche die Brahmanen in vorgeschichtlichen Zeiten von den Söhnen des Jao und Schun erhalten hätten. Sicher ist, daß die 28 Mondhäuser bereits in den ältesten Denkmälern der chinesischen Literatur vorkommen, daß sie zu astronomischen Rechnungen und nicht, wie gewöhnlich bey den Hindu zu astrologischen Deuteleyen dienen. Die Chinesen müßten dann freylich in den frühern Jahrhunderten größere astronomische Kenntniße gehabt haben, als in den spätern. Ihre Astronomie wurde bekanntlich in den historischen Zeiten von den Muselman wie von den Christen sehr mangelhaft befunden. Sprachliche Gründe überdieß könnten zu einem der Forschungen des Hrn. Biot entgegengesetzten Ergebniß führen. Die Namen dieser 28 Sternbilder, welche gemeinhin dem Ju zugeschrieben werden, haben im Chinesischen, wie schon Rémüsat bemerkte (Melanges asiat. I. 213), weder eine bestimmte Bedeutung, noch entsprechen sie den Formen der Sternbilder.

Die Eintheilung und die Zeichen des Thierkreises erhielten die indischen Astronomen von den Griechen, und zwar wenigstens in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Darüber kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten. Ein indischer Astrolog und Astronom Varaha-Mihira, der im fünften oder höchstens am Ende dieses Jahrhunderts blühete, (Colebrooke Mire. Ep. II. 482) kennt sogar und

wahrscheinlich gar keine Bildsäule, sondern bloß ein Lingam vorhanden.

zwar in kaum veränderter Form die griechischen Namen der Bilder des Thierkreises. Die Zweifel der Herren Schlegel und Lassen gegen die Aechtheit des Sanskritwerkes verschwinden vor dem Zeugniße des Albiruni, welcher bereits in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts aus demselben Buche des Vahara-Mihira die griechischen Namen, wie *Κριός*, *Παρθένος*, *Τοξότης* u. a. anführt. Zu einer Fälschung solcher Art, wodurch der Ruhm brahmanischer Wissenschaft nur verkleinert wurde, ist aber damals nicht der mindeste Grund vorhanden. Und wer hätte auch den Hindu die griechischen Namen lehren sollen, wenn er sie nicht zugleich mit den Sternbildern erhalten hätte! Varaha-Mihira ist im Allgemeinen ein großer Verehrer der Griechen. „Es seyen zwar die Javanas (Jonier) Barbaren, dessenungeachtet aber gründliche Kenner der Astronomie; man müsse sie gleich heiligen Weisen verehren.“ Diese von Colebrooke in der Urschrift mitgetheilte Stelle (Misc. Ess. II. 410. n.) findet sich auch dem Wesen nach bey Albiruni (Mém. 333). Das Werk des Vahara-Mihira Hora Sastra, — sein Name weist schon auf griechischen Ursprung (*ὥρα*, Colebrooke Misc. Ess. II. 526) hin — woraus alle diese Angaben entnommen wurden, ist in den letzten Jahren zu Calcutta im Drucke erschienen. Uebrigens haben die Hindu nicht bloß astronomische Kenntniße, sondern auch astrologische Träumereien, wie Colebrooke an den zahlreichen fremden Namen nachweist (Misc. Ess. II. 449), von den Griechen, vielleicht auch aus der gemeinschaftlichen chaldäischen Quelle erhalten.

Man weiß, daß unsere Zahlzeichen aus Indien stammen, und daß sie von den Arabern indische Ziffern genannt werden. „Die Hindu,“ sagt Albiruni „gebrauchen nicht, wie wir zu thun pflegen, die Buchstaben des Alphabets als Zahlen, sondern bedienen sich hiezu besonderer Zeichen, welche wie die Schrift, verschieden sind in den verschiedenen Ländern Hindostans. Ueber einen Punkt sind jedoch alle Hindu einverstanden, ich meine das Decimalsystem. Sind mehrere Ziffern aneinandergereiht, so gilt die hinten stehende immer bloß den zehenten Theil der nachfolgenden, und umgekehrt die nachfolgende das Zehenfache der vorhergehenden. Wir Araber haben diese Zahlzeichen in der Form, welche die bequemste schien, von ihnen angenommen. In Kaschmir bedient man sich der chinesischen Zahlen (Mem. 298. 99.). „Das zehnte Zeichen, die Null wird von den Hindu Sunya das Leere genannt, was die Araber mit Sifar übersetzten, — ein Wort, welches in ihrer Sprache dasselbe bedeutet. Die indischen Zahlzeichen haben später bey allen westlichen Völkern von dem arabischen Sifar den Namen erhalten. Ob nun aber das Decimalsystem von Indien nach China, oder von China nach Indien gebracht, ob es unabhängig von einander in beyden Ländern zugleich erfunden wurde, hierüber wird man wohl so wenig wie über einige andere Fragen dieser Art jemals mit voller Sicherheit absprechen können. Für die Null haben die Chinesen jetzt das Wort Ling, welches aus Regen und dem Lautzeichen Ling zusammengesetzt ist; doch wurde es erst ziemlich spät in diesem Sinne genommen. Ling bedeutete ursprünglich einen dünnen Regen, dann das Uebriggebliebene bey Zahlen und im Raume. Selbst das Wörterbuch des Kanghi kennt Ling noch nicht in der Bedeutung des indischen Sunya oder des arabischen Sifar.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Mai.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. Des Bischof(s) Synesius von Cyrene zwey hinterlassene Homilien, die eine über das heilige Weihnachtsfest, die andere über den Psalm LXXIV, zum erstenmal aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt von Dr. Bernhard Kolbe. Berlin, 1850. J. A. Stargardt, Charlotten-Strasse Nro. 54. in 8.

II. Der Bischof Synesius von Cyrene, oder Forschungen auf dem Gebiete der Erdkunde und Geschichte der Libyschen Pentapolis, der Kirchengeschichte und der Geschichte der Philosophie; nach den Quellen, namentlich nach den wenig gewürdigten Schriften des Synesius von Cyrene, von Dr. Bernh. Kolbe. Erster Theil. Forschungen auf dem Gebiete der Erdkunde und Geschichte der Libyschen Pentapolis. Ebendas. 1850. 8. in dem nämlichen Verlage.

Hr. Kolbe versuchte es zum erstenmal, wie er sich S. 8. vernehmen läßt, mehrere Schriften des Synesius, nämlich die zehn Hymnen, den Dion, die Briefe, die philosophischen Untersuchungen über die Traumwelt (!) und die Rede an Paeonios oder das Lob der Astronomie, vollständig ins Deutsche zu übertragen und mit Commentaren zu begleiten, und verfaßte überdieß einen Lexilogus oder Beyträge zur griechischen (!) Worterklärung der Schriften des Platonikers Synesius von Cyrene.

„Dem Spruche des Horaz getreu," sagt er, „trete er erst nach einer neunjährigen Beschäftigung mit seinem Lieblingsautor, dessen Werke der bekannte Reisende Pacho in seiner Voyage dans la Cyren. p. 141. „eine wahre Fundgrube der allerkostbarsten Nachrichten über die Pentapolis" nennt, noch furchtsam und der Schwierigkeit des Unternehmens bewußt, vor das gelehrte Publicum."

Demnach möchte man allerdings der Vermuthung Raum geben, der Verfasser der Uebersetzung der Homilien und der andern Schriften des Synesius werde, ehe er an die Verdeutschung derselben ging, den nur zu sehr im Argen liegenden Text vorerst grammatisch und kritisch mit allem Fleiße durchgearbeitet haben. Doch ist dem nicht so. Ohne sich um handschriftliche Hülfsmittel umzusehen, die verschiedenen Ausgaben und lateinischen Uebersetzungen kennen zu lernen und zu vergleichen, die Schriftsteller, welche Synesius vor Augen gehabt, zu durchlesen und das Zweckdienliche daraus zu excerpiren und die hie und da in Commentaren und andern kritischen Schriften zerstreuten Verbesserungen und Erläuterungen zu sammeln und zu benutzen, begnügte sich Hr. Kolbe einzig mit der ersten, oft sehr fehlerhaften, Ausgabe Petau's vom Jahre 1612. und hat durchaus keine Ahnung von der Verdorbenheit des Textes, sondern folgt blindlings seinem Führer, ihm alle Fehler und selbst die ungereimtesten Druckversehen treulich nachschreibend.

Auffallend ist es, daß er gerade die zwey unbedeutendsten der auf uns gekommenen Erzeugnisse des Synesius, die beyden Homilienfragmente, wählte, um sie als Probe seiner Uebersetzung dem gelehrten Publicum vor Augen zu legen. Warum gab er nicht den vierten Brief, den er in der Schrift Nr. II. S. 28. als höchst interessant und wahrhaft klassisch rühmt.

Um das oben von uns ausgesprochene Urtheil zu begründen, wollen wir zuvörderst den von dem Herausgeber befolgten griechischen Text einer genauen Prüfung unterwerfen.

Der Aufschrift der ersten Homilie fügte Hr. Kolbe den Zusatz der Morell'schen Ausgabe (Paris, 1600. 8.): in Pervigilio Natalis Domini, welchen Petau, der diese Homilien ganz nach Morell mit dessen lateinischer Uebersetzung hatte abdrucken lassen, aufgenommen, mit Unrecht bey. Hätte er Canters Ausgabe (Basel, 1567. 8.), welche diesen Zusatz nicht hat, und die Anmerkung zur zweyten Ausgabe Petau's (Paris, 1633. Fol.) S. 89., wo es ausdrücklich heißt: Falsa est inscriptio Latina. Non enim in pervigilio Natalis Domini, sed Resurrectionis habita videtur ad Neophytos, gekannt, so würde er sich von der Unstatthaftigkeit dieser Angabe sicherlich überzeugt haben.

Z. 1. ff.: *Νὺξ ἱερὰ, φῶς ἐνεγκοῦσα τοῖς κατηραμένοις, ὅσον οὐδεὶς ἡμέραν ἔλαμψεν ἥλιος· οὐδὲ γὰρ οὐδ' ὅσιον ἐξετασθῆναι τῷ δημιουργῷ, κἂν τὸ κάλλιστον ἐπὶ γῆς. ἀλλ' οὐδὲ δημιούργημα ἐκεῖνο τὸ φῶς, ὃ φωτίζει ψυχὰς, καὶ τὸν αἰσθητὸν ἐφώτισεν ἥλιον. ὁμολογία τῆς παρούσης μακαριούσης μακαριότητος. ἂν οὕτω διαμείνητε, ἐνζηλωτοτέραν ὑμῖν τὴν παροῦσαν ἐπὶ τοῦ παρόντος, κἂν μὴ διὰ βίου, τηρήσετε.* Daß *καθηραμένοις* für *κατηραμένοις* gelesen werden müsse, vermuthete schon Canter und übersetzte demnach lucem expiatis adferens, und Petau, welcher in der ersten Ausgabe bemerkte: Pene pro certissimo habeo *καθηραμένοις* hoc loco pro *κατηραμένοις* legendum, hält in der oben angeführten Anmerkung zur zweyten Ausgabe diese Lesart für unzweifelhaft. Die Richtigkeit derselben erhellt zur Genüge aus den Worten *ἐκεῖνο τὸ φῶς, ὃ φωτίζει*, und besonders aus dem Schlusse dieser Homilie, wo es heißt: *Ἀνεξέντιπτον τὸ μετὰ κάθαρσιν μόλυσμα.* Uebrigens ist die Verwechslung des ϑ mit τ leicht zu erklären. Die Stelle bey Matth. 25, 41.: *Πορεύεσθε ἀπ' ἐμοῦ οἱ κατηραμένοι εἰς τὸ πῦρ τὸ αἰώνιον*, auf welche sich Hr. Kolbe beruft, beweist nichts. Im Folgenden verbessere man *ὅσον οὐδ' εἰς ἡμέραν ἔλαμψεν ἥλιος* nach den Handschriften und nach der Ausgabe Canters, welcher quanta (näml. luce) sol interdiu non fulsit übersetzte. Unten vertausche man vor *ὁμολογία* den Punkt mit einem Komma. Unbegreiflich ist es, wie Hr. Kolbe, aus Petau's Ausgabe *τῆς παρούσης μακαριούσης μακαριότητος* aufnehmen konnte; denn *μακαριούσης* ist nichts anderes, als ein arger Druckfehler. Statt *ἐνζηλωτοτέραν* schreibe man *ἐνζηλωτότερον* (d. i. *τι*), wofür bey Canter fehlerhaft *ἐνζηλότερον* steht, mit fünf Münchner Handschriften und der Meermannischen, jetzt Leydener.

Homil. 2. S. 4. Z. 10.: *ὅταν εὐωχῇ, φησὶ, μέμνησο τοῦ Θεοῦ· τότε γὰρ ὁ πολὺς εἰς ἁμαρτίαν ὄλισθος γίνεται.* Nachdrucksvoller alle von uns eingesehenen Handschriften *τότε μέμνησο.*

— Z. 11.: *ὅταν εὐτροφῇ σῶμα περὶ σάρκωσιν, ἀποστρέφει ψυχὴν περὶ φρόνησιν.* Alle Handschriften passender *εὐτραφῇ.* Am Ende dieser Seite hätte *μνησθευθὲν* in *μνηστευθὲν* verwandelt werden sollen.

— S. 6. Z. 1 — 2.: *καὶ δὴ σαφὴς αὐτόθεν ὁ λόγος, ἀλλ' οὐ πολλοῦ πολλὰ δεῖται τοῦ νοῦ. Πολλὰ* wird von keiner Handschrift anerkannt und muß demnach gestrichen werden. Zunächst schreibe man *ποτήριον ἓν οἴνου ἀκράτου* (statt *ἐν οἴνῳ ἀκράτῳ*) *πλῆρες κεράσματος.* Diese von mehreren Handschriften gebotene Lesart findet in den darauf folgenden Worten ihre volle Bestätigung.

Dieß zur Berichtigung des Textes.

Was sollen wir nun von der Uebersetzung sagen? Diese ist leider so ausgefallen, wie man es nicht erwarten soll, wenn man erwägt, daß der Verfasser derselben sich neun Jahre mit diesem Schriftsteller beschäftigt; denn sie ist weder treu, noch den Sinn treffend, noch kurz und bündig, noch den Anforderungen des guten Geschmackes entsprechend.

Damit sich unsere Leser von der Uebersetzungsweise des Hrn. Kolbe einen Begriff machen können, wollen wir die oben aus der ersten Homilie in der Urschrift angeführte Stelle nach der Verdeutschung desselben beyfügen.

„Heilige Nacht! in welcher denen, die unter dem Fluche standen, ein so starkes Hoffnungslicht entgegenstrahlte, mit dessen Glanz nie eine Sonne den Tag erhellt hat. Doch selbst der Vergleich der Sonne, des Schönsten auf Erden, mit dem Weltenbildner, dem Demiurgos, ist Entheiligung des Heiligen, da dieses geistige Licht, welches die Seelen erleuchtet und auch der irdischen Sonne ihre Strahlen leiht, nicht selbst das Werk weltbildender Künstlerhand seyn kann. Bleibt ihr fest in dem Bekenntniß, in der Verherrlichung des erschienenen Heils, der schon jetzt euch glücklich preisenden Seligkeit, so werdet ihr den jedesmal heutigen Freudentag, so lange ihr lebet, als einen immer beneidenswertheren heutigen, durch wachsenden Tugendeifer stets würdig feyern und ihn ins ewige Leben hinaus als euren seligsten und glücklichsten bewahren!“

S. 9 — 15. werden uns Prolegomena aus dem zweyten, die Kirchengeschichte betreffenden, Theil des unter Nr. 2. aufgeführten Werkes geboten. Der Verf. sucht darin zu zeigen, daß in Cyrenaica, ungeachtet dort schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die Lehre des Erlösers Wurzel gefaßt, doch das Heidenthum einen stets verjüngten, hartnäckigen Widerstand unterhalten und daß crasser Aberglaube dort geherrscht habe. Die von ihm S. 10. eingeflochtene Uebersetzung des ersten Theils des dritten Briefes des Synesius, den er als mit attischem Humor geschrieben rühmt, müssen wir wegen mancher Unrichtigkeiten, die er sich darin zu Schulden kommen ließ, näher ins Auge fassen.

Der Text des Synesius, lautet nämlich so.: *Τρίτη μὲν ἦν Αἰσχύνη κειμένῳ· ἡ δὲ ἀδελφιδὴ τότε πρῶτον ἦκεν ἐπὶ τὸν τάφον· οὐ γὰρ, οἶμαι, νομίζεται νυμφευτρίαις βαδίζειν ἐπ' ἐκφοράν. Ἀλλ' ἐν φοινικίδι καὶ τότε, καὶ διαφανὴς ὁ κεκρύφαλος, καὶ χρυσία καὶ λίθους ἐξήρτητό τε καὶ περιέκειτο.* Ohne das ironische *οἶμαι* (s. Jacobs z. Achill. Tat. S. 597.), dessen sich Synesius so gerne bedient (s. dessen Dion S. 37. B., das Lob d. Kahlköpfigkeit S. 68. D. S. 71. D., wo die Venediger Handschrift 422. ganz richtig *ἔδει γὰρ, οἶμαι, εἶναι τὸν κόσμον ζῶον* liest, über die Träume S. 134. C., über den Zustand der Provinz S. 299. D. und anderwärts) zu berücksichtigen, übersetzte Hr. Kolbe schlechthin: denn Bräute dürfen dem Leichenzuge nicht folgen, anstatt: denn, wenn ich mich recht entsinne, ist es nicht herkömmlich, daß Bräute zur Leiche gehen. Dann fährt er fort: Sie trug damals eine hochrothe Mantille und eine feine Netzhaube, ihr Kleid war mit Gold und Edelsteinen überladen. Hier blieb vor *τότε* das nachdrucksvolle *καὶ* unbeachtet. Das französische Wort Mantille entspricht keineswegs dem griechischen Mantel oder der Palla der Römerinnen und *διαφανὴς* ist durchsichtig, nicht fein. Ganz falsch wurden die darauffolgenden Worte gefaßt. Das Verbum *ἐξήρτητο* ist nämlich mit *λίθους, περιέκειτο* mit *χρυσία* zu verbinden; jenes bezieht sich auf die kostbaren Ohrengehänge (s. Pet. Erasm. Müller's Commentat. historic. de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani P. I. p. 109. und Böttigers Sabina Th. II. S. 131. f.; vgl. Tertullian. üb. d. Putz der Weiber I. 9. a. E. u. Cyprian. üb. d. Tracht der Jungfrauen S. 177. ed. Baluz.), dieses gemeinschaftlich mit jenem auf den Halsschmuck mit goldverzierten Steinchen und in zusammenhängender Reihe und mannichfach an einander gefügten Perlen (s. P. L. Müller a. a. O. Th. I. S. 111. und Böttiger Th. II. S. 129. und 151.; vgl. Tertull. a. a. O. u. Cyprian. a. a. O. u. S. 179.); besonders aber paßt *περιέκειτο* auf das Diadem, auf den Gürtel, auf die Armbänder, auf die Ketten und Spangen an den Füssen und auf die Fingerringe. Eine sehr charakteristische Stelle hierüber findet sich in Basil. d. Gr. Homilie gegen die Reichen Bd. II. Th. I. S. 55. D. ed. Garn., wo es heißt: *Χρυσὸς δὲ περισφίγγων τοὺς βαρυτίμους τῶν λίθων· ὁ μέν τις αὐταῖς προμετωπίδιος γίνεται κόσμος, ὁ δὲ περιαυχένιος· καὶ ἄλλος ἐν ζώναις, καὶ ἄλλος τὰς χεῖρας δεσμεῖ καὶ τοὺς πόδας. Χαίρουσι γὰρ αἱ φιλόχρυσοι δεδεμέναι ταῖς χειροπέδαις, μόνον ἐὰν χρυσὸς ὁ δεσμῶν αὐτὰς ᾖ.* S. auch P. E. Müller Th. I. S. 111. Von den goldenen Ketten und Spangen an den Füssen sagt Cyprian. üb. d. Tracht d. Jungfr.

S. 179.: — nec brachia includat aut colla de armillis et monilibus catena pretiosa; sint a compedibus aureis pedes liberi, wo die Worte de armillis et monilibus offenbar von dem Rande in den Text geflossen sind. Uebrigens drückt sich Synesius in ähnlicher Weise in der Rede über das Königth. aus S. 16. A.: *Πότε κάλλιον ἔχειν ἡγῇ* (redet er den Kaiser Arkadius an) *τὰ Ῥωμαίων πράγματα; ἀφ' οὗ περιπόρφυροί τέ ἐστε καὶ περίχρυσοι, καὶ λίθους ἐξ ὀρῶν τε καὶ θαλαττῶν βαρβάρων τοὺς μὲν ἀναδεῖσθε, τοὺς δὲ ὑποδεῖσθε, τοὺς δὲ περικεῖσθε, τοὺς δὲ ἐξαρτᾶσθε, τοὺς δὲ περονᾶσθε, τοῖς δὲ ἐφιζάνετε.* Ferner Br. 4. S. 165. A.: *εἶτα κηρύττει τις ἐξαρτᾶσθαι χρυσίον οἷς ἔστι· καὶ οἷς ἦν, ἐξήρτητο καὶ χρυσίον καὶ ὅτι ἄξιον χρυσίου.*

Demnach würden wir die fragliche Stelle so übersetzen: Ja sie trug sogar damals ein purpurrothes Kleid und eine durchsichtige Netzhaube, und war mit Gold und Edelsteinen behängt und umschlungen.

Während hierauf Synesius sich so ausdrückt: *Καθεζομένη γοῦν ἐπ' ἀμφικεφάλου καθέδρας, φασὶν, ἀργυρόποδος, πολλὰ κατεμέμφετο τὴν ἀκαιρίαν τῆς συμφορᾶς*, gibt der deutsche Uebersetzer: Sitzend auf einem zwiefach getheilten und auf vergoldeten Füssen ruhenden Lehnstuhl klagte sie bitter ihr herbes Geschick an, daß Aeschines zu einer so ungelegenen Zeit habe sterben müssen, anstatt: Sitzend nun auf einem doppellehnigen Stuhle, sagt man, einem silberfüssigen, klagte sie sehr über das Mißgeschick, das sie zur Unzeit betroffen.

Μόλις δ' οὖν, heißt es weiter in der Urschrift, *περιμείνασα τὴν ἑβδόμην, καθ' ἣν ἡμεῖς εἱστιάκειμεν* (man lese mit mehreren Handschriften und mit der Aldiner und Naogeorgischen Ausgabe *εἱστιάκαμεν*) *τὸ δεῖπνον τὸ ἐπιτάφιον, αὐτήν τε καὶ τὴν φλήναφον γραῦν τὴν τιτθίδα ἐπὶ τὸ ζεῦγος ἀναβιβασαμένη τὸ ὀρικὸν, πληθούσης ἀγορᾶς ἅπασι τοῖς παρασήμοις ἐπόμπευεν* (mehrere Handschriften geben *ἐπόμπευσεν*), *εὐθὺ Τευχείρων ἐλαύνουσα· μέλλει γὰρ καὶ εἰς τὴν ἐπιοῦσαν, ἑβδόμην ταινιώσεσθαί τε καὶ πυργοφόρος, καθάπερ ἡ Κυβέλη, περιελεύσεσθαι.* Auch in der Verdeutschung dieser höchst charakteristischen Stelle zeigt sich die Unachtsamkeit und Hast des Dolmetschers allenthalben auf die augenfälligste Weise. Schon der erste Satz entspricht durchaus dem Griechischen nicht. Statt bereiten soll bereiteten oder gaben stehen. *Τὴν τιτθίδα* ist unübersetzt geblieben. Für ein Maulthiergespann hätte passender gesetzt werden sollen das Maulthiergespann; denn vornehme Frauen, welche zu glänzen suchten, fanden sich zu jener Zeit hochbeglückt, wenn sie auf einem Gespanne von weißen Maulthieren auf dem Forum sich zeigen konnten. S. P. E. Müller in d. angef. Schrift. Th. I. S. 114. Sonach ist, da hier gleichsam von etwas Bekanntem die Rede ist, der bestimmte Artikel, wie er im Griechischen gesetzt ist, geeigneter, als der unbestimmte. Die Worte *πληθούσης ἀγορᾶς* sind ganz falsch gefaßt worden. Synesius will nämlich sagen, um die Zeit, wo der Markt, damals der Versammlungsplatz der galanten Welt, gefüllt war, d. i. zwey Stunden vor Mittag, also bey vollem Markte. Die Unrichtigkeit der Uebersetzung des Herrn Kolbe erhellt sattsam aus der Xenophontischen Stelle in den Memorab. I. 1, 10., wo es vom Sokrates heißt: *πρωΐ τε γὰρ εἰς τοὺς περιπάτους καὶ τὰ γυμνάσια ἤει, καὶ πληθούσης ἀγορᾶς ἐκεῖ φανερὸς ἦν.* Wie konnte der Uebersetzer in dem Folgenden die sehr bezeichnende Zeitangabe: *εἰς τὴν ἐπιοῦσαν ἑβδόμην*, unberücksichtigt lassen? Die nachstehenden Worte: *ταινιώσεσθαί τε καὶ πυργοφόρος, καθάπερ ἡ Κυβέλη* deuten auf den matronalen Hauptschmuck hin, in dem die Braut am Hochzeittage zu erscheinen gesonnen war, wie bereits Lobeck im Aglaoph. Bd. I. S. 645. bemerkte, sich berufend auf Lucan. II. 258 f.: Turritaque premens frontem matrona corona, Translata vetat contingere limina planta. Der noch ungedruckte Scholiast des Synesius erklärt *πυργοφόρος* durch *στεφανηφόρος· φοροῦσα τὸν στέφανον, τὸν οὕτως καλούμενον πύργον.*

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Mai.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. Des Bischof(s) Synesius von Cyrene zwey hinterlassene Homilien.

II. Der Bischof Synesius von Cyrene.

(Fortsetzung.)

Denn die reichen, den Haarschmuck liebenden Frauen trugen damals auf dem Haupte gewaltig hohe Aufsätze aus falschen Haaren, welche ihnen mit goldenen Nadeln von den geschicktesten Haarschmückern kunstgerecht aufgeheftet wurden. S. P. E. Müller am a. Orte Th. I. S. 108. und Böttiger a. a. O. Th. I. S. 158. ff. Sehr beißend drückt sich hierüber Tertullianus in der Schrift über den Putz der Weiber II. 7. aus: Affigitis nescio quas enormitates capillamentorum (man lese mit der Agobardischen Handschrift subtilium capillamentorum), nunc in galeri modum, quasi vaginam capitis et operculum verticis, nunc in cervicum retro suggestum. Mirum quod non contra Dominica praecepta (wir ziehen die Lesart der Agob. Handschrift, welche praescripta bietet, vor) contenditur. Ad mensuram neminem sibi adiicere (die Hs. adicere) posse pronuntiatum est (das letzte Wort läßt die Hs. weg). Vos vero adiicitis (die Hs. adicitis) ad pondus colluras quasdam vel scutorum (scuti hat die Hs.) umbilicos cervicibus astruendo (der Cod. adstruendos). Si non pudet enormitatis, pudeat inquinamenti, ne exuvias alieni capitis, forsan immundi, forsan nocentis (der Cod. nocentes) et gehennae destinati, sancto et Christiano capiti supparetis. Immo omnem hanc ornatus servitutem a libero capite depellite. Frustra laboratis ornatae videri, frustra peritissimos quosque structores capillaturae (die Hs. gibt capilliturae) adhibetis. — *περιελέσσεσθαι* beziehen wir auf die Hochzeitprocession (vgl. P. E. Müller in d. angef. Schrift Th. I. S. 92. ff. u. Böttiger a. a. O. Th. I. S. 100.). Demnach würden wir diesen Satz so geben: denn sie wird ja am nächsten Siebenten mit Bändern sich zieren und thurmgeschmückt, wie die Kybele, ihren Umzug halten.

Sehr flüchtig gearbeitet ist S. 12. f. auch die Uebersetzung der berühmten Charakteristik des wahren Priesters, vielmehr Bischofs, aus dem hundertundfünften Briefe des Synesius. Ohne uns jedoch in eine genaue Beurtheilung derselben im Einzelnen einlassen zu wollen, erlauben wir uns, sie anzuführen und ihr eine möglichst getreue Uebertragung gegenüberzustellen.

Herr Kolbe.

„Der Priester aber muß ein gottseliger Mann seyn, da ihn tausend Augen bewachen, damit er seines Vorsatzes eingedenk auch ein geistliches Leben führe. In seiner Beziehung zur Gottheit steht er nicht vereinzelt für sich da, sondern ist nur etwas in und mit der Gemeinde. Will er ein Lehrer des göttlichen Gesetzes seyn,

Ref.

„Ein Priester muß ein göttlicher Mann seyn, da er von jedem Spiele, wie Gott selbst, fern seyn muß, da er, damit er seinen Beruf erfülle, von unzähligen Augen bewacht wird, denen es nichts oder wenig frommt, wenn einer nicht ernst und jeder Vergnügung unzugänglich ist. Im Dienste Gottes gehört er nicht sich, sondern

so führe er nichts im Munde, was jenem zuwiderläuft! Schwer ist der priesterliche Beruf! der Priester hat ausser seinen eignen Sorgen noch die der ganzen Gemeinde zu tragen und ladet, wenn er nicht gewissenhaft ihre geistigen Obliegenheiten vertritt, nothwendig die Verantwortlichkeit und den Vorwurf jedes einzelnen Gliedes der Gemeinde auf sich. Welch ein grosser, starker und wahrhaft apostolischer Charakter ist zu einer so drückenden Sorgenlast nicht erforderlich, um bey den so entgegengesetzten Bestrebungen, die seine Seele durchkreuzen, dennoch den Geist frey zu erhalten und den göttlichen Funken, das göttliche Licht nicht zu ersticken und auszulöschen? Ein Priester muß sonder Makel seyn, der ja auch die ihm Anvertrauten von der Befleckung rein waschen soll. Wenige vermögen diesen strengen Anforderungen zu genügen, welche ich darum glücklich preise und als wahrhaft göttliche Männer verehre, die, obgleich mit weltlichen Geschäften überschüttet, doch des Göttlichen nicht vergessen."

Allen an, als Lehrer des Gesetzes und als Verkünder Dessen, was dem Gesetze entspricht. Er muß sich auch so vielen Geschäften, als Alle zugleich, unterziehen; denn er muß allein Das, was Alle angeht, thun oder sich allen Vorwürfen aussetzen. Erfordert es demnach nicht eine erhabene und starke Seele, zu tragen eine so große Last von Sorgen, ohne daß der Geist in der Fluth untergeht, ohne daß der göttliche Theil der Seele ausgelöscht wird, da so mannichfaltige Beschäftigungen ihn (von dem Göttlichen) abziehen? Wohl weiß ich, daß dieses Einigen möglich ist; ich preise ihre Natur glücklich und glaube, daß jene wahrhaft göttliche Männer sind, welche die eifrige Beschäftigung mit den Angelegenheiten der Menschen nicht von dem Göttlichen trennt. — So oft man mich fragt, weigere ich mich nicht, es frey herauszusagen, daß ein Priester durchaus fleckenlos seyn müsse, so daß er hoch über Alle emporragt, da er auch Andere von ihren Flecken reinigt."

Hierauf folgt noch ein kleiner Aufsatz über die bischöfliche Amtswirksamkeit des Synesius. Wenn der Verf. S. 14. sagt, Synesius habe sich schon im ersten Jahre seiner Amtsthätigkeit in die traurige Nothwendigkeit versetzt gesehen, den Bannstrahl gegen die Hyäne der Pentapolis, den damaligen Statthalter Andronicus, zu schleudern, so wird er diese Vergleichungs- und Ausdrucksweise bey kälterem Blute ohne Zweifel selbst höchst unpassend finden.

Doch genug über diese Schrift! Wir gehen nun zur zweyten über. Wozu, müssen wir fragen, ein Doppeltitel? Unseres Erachtens hätte der Verf. ganz einfach: Forschungen ꝛc. setzen sollen.

Diese erste Lieferung enthält bloß die Einleitung, welche gar wunderlich so beginnt: „Ich hoffe das Studium der Natur und Geschichte der Libyschen Pentapolis dadurch zu beleben, daß ich in den kleinsten Raum die mannigfaltigsten Resultate neunjähriger Forschungen zusammendränge."

Herr Kolbe handelt hier von dem geographischen Theile, mitunter auch von der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen der Bewohner Cyrenaica's. Die Zusammenstellung der Ergebnisse seiner Lectüre des Synesius verräth vielen Fleiß und das Schriftchen liest sich angenehm. Unter dem Texte sind jedesmal die Beweisstellen aus Synesius oder andern Schriftstellern, deren jedoch nur wenige bemerkt werden, ausführlich angegeben. Schade, daß er Thrige's gelehrtes Werk: Res Cyrenensium ed. J. Bloch. Hafn. 1828. 8., welches ihm von dem größten Nutzen hätte seyn können, nicht kannte!

S. 15. ergießt er sich, ganz begeistert, in überschwänglichen Lobeserhebungen über den klassischen Werth des hundertundvierzehnten (nicht hundertunddreyzehnten) Briefes des Synesius. Weit entfernt, die Schönheit dieses vortrefflichen Naturgemäldes zu verkennen, hätten wir jedoch gewünscht, daß er, sich des Spruches: μηδὲν ἄγαν, erinnernd, seine Phantasie mehr im Zaume gehalten hätte. Uebrigens findet man dergleichen Naturschilderungen bey mehreren Schriftstellern der klassischen und nachklassischen Vorzeit. Man vergleiche Anakreons XXII. Ode, wenn sie anders dem alten Teïer angehört. Muster und Vorbild für die Spätern war in dieser Hinsicht Platon im Phädr. S. 229. A. und 230. B.; so z. B. für Synesius, wie wir unten zeigen werden, und für Aristaenet. I. 3. Rühmliche Erwähnung verdienen auch Dion Chrysost. Red. XXXV. S. 497. ff. und Basil. d. Gr. Br. XIV.

„Ich versuche," sagt Hr. Kolbe, „als der erste Deutsche die Uebersetzung dieses Musterbriefes." Demnach sollte man allerdings vermuthen, daß er sie mit aller Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet haben dürfte.

Doch ist dem nicht so; denn es haben sich auch hier, wie anderwärts, wieder so manche Verstösse und Unrichtigkeiten eingeschlichen.

Wie konnte er in dem unten angefügten Texte nach Petau's erster Ausgabe schreiben: *Εἶτα* (st. *εἶτα*) *θαυμάζεις ὅστις τοὺς αὐχμώδεις Φυκοῦντας οἰκῶν εἰ ῥιγοῖς καὶ τὸ αἷμα ἐξεπονηρεύσας;* Daß *ὅστις — οἰκῶν*, wie Turneb, Morell, Petau 1. und Konstantas (in d. Wiener Ausg.) lesen, sich grammatisch nicht rechtfertigen lasse, ist klar. Demnach streiche man mit Petau 2. *ὅστις*, welches einige Handschriften und die Ald., die Naogeorg. und die Genfer Ausgabe mit Recht nicht anerkennen. Schon Naogeorgus verwies es an den Rand und Neophytos (in den Scholien zur Wiener Ausg.) erklärte es für unächt. Phykus, das heutige Nordcap Ras Sem, war damals der gewöhnliche Hafen der Cyrenaeer (s. Synes. Br. 101. (nicht 100, wie b. Petau 1. 2. steht) z. Anf., Br. 51. z. A., Br. 129. S. 263. C. u. Br. 132 (nicht 131.) S. 268. C.; vgl. Mannerts Geograph. d. Griechen und Römer. Th. X. Abth. 2. S. 82. f.), ein sandiger, dürrer und wegen der salzigen und stagnirenden Wasser sehr ungesunder Ort. Anstatt: wenn du bey den vor Hitze vertrockneten Phykuntern ganz ausdorrest und wenn sich dein Blut total verschlechtert hat, wie Hr. Kolbe gibt, möchten wir so übersetzen: daß du bey den unreinlichen Phykuntern am Fieberfrost leidest und dein Blut sich ganz verschlechtert. Denn *εἰ* steht nach *θαυμαζειν* für *ὅτι*. *Αὐχμώδης* fassen die meisten lateinischen Uebersetzer in der Bedeutung von sordidus oder squalidus und *ῥιγοῦν*, frigere, kann durchaus nicht in dem Sinne, in dem es Hr. Kolbe faßte, genommen werden.

Τοὐναντίον μέν τοι θαυμάζειν ἐχρῆν, εἴ σοι τὸ σῶμα κρεῖττόν ἐστι τῆς αὐτόθι φλογός. Für *σοι* lesen einige Handschriften *ἔτι*, andere *τι* und für *κρεῖττόν ἐστι* die Ald., die Naogeorg. und die Genfer Ausgabe *κρ. ἦν*. Hr. Kolbe übersetzt: wenn dein Körper über die dortige hochauflodernde Flamme (wie unnatürlich!) den Sieg davon trüge. Wir möchten vielmehr diesen Satz so ausdrücken: daß dein Körper die dortige Hitze einigermassen (wir lesen *τι*, das Pronomen *σοι* in Gedanken ergänzend) vertragen kann.

Ἀλλ' ἔστι σοὶ παρ' ἡμᾶς ἐλθόντι σὺν τῷ θεῷ, ῥᾴονι γενέσθαι, ἀπαλλαγέντι μὲν ἀέρος, διεφθορότος ἐκ τῆς ἑλώδους (l. *ἑλώδους*) *ἀτμίδος, ἀπαλλαγέντι δὲ ὕδατος ἁλυκοῦ, καὶ χλιαροῦ, καὶ τὸ ὅλον ἑστῶτος· ὃ ταυτὸν* (vielmehr *ταὐτὸν*) *εἰπεῖν καὶ νεκροῦ.* Man tilge das Komma nach *θεῷ*. Anstatt diese Stelle so zu geben: Doch kannst du, wenn du zu uns kommst, dich mit Gottes Hülfe erholen, wenn du dich von der durch den Sumpfbrodem verdorbenen Luft und von dem salzigen, warmen, ganz stehenden und, was ebensoviel sagen will, todten Wasser trennst, dolmetscht Hr. Kolb so: Noch kannst du mit Gottes Hülfe deine Gesundheit wieder erhalten und freyer und leichter athmen, wenn du zu uns kommen wolltest, wenn du dich trennen könntest von jener mephitisch heißen Luft, von dem salzigen, fast kochenden und ganz stagnirenden Wasser, oder was gleich ist, von den Todten auferständest(!!).

Τί δὲ καὶ καλὸν ἐπὶ τὴν ψάμμιον τὴν αἰγιαλῖτιν (schr. *αἰγιαλῖτιν*) *ἀναπεσεῖν, ἣν μόνην ἔχετε διατριβήν;* Hr. Kolb ganz sprachunrichtig und widerlich: Was habt ihr denn auch für ein Gefallen, auf eurem Sandlager euch hinzubetten, der einzigen Zufluchtsstätte, dem einzigen Zeitvertreib! Unsere Uebersetzung würde so lauten: Was ist es denn auch Vergnügliches, auf dem Ufersande *) rückwärts ge-

*) P. della Cella (Reise von Tripolis an die Gränzen von Aegypten im Jahre 1817. in Bertuchs neuer Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen. II. Hälfte der I. Centurie. Bd. XXIX. Abth. I. S. 148.), welcher von Bengasi (dem alten Berenice?) aus mehrere Abstecher machte, um den Uferstrich kennen zu lernen, der von dieser Stadt bis auf das Vorgebirge Ras Sem geht, bemerkt: „Die Strasse zieht ungefähr eine Meile

streckt zu liegen, welches euer einziger Zeitvertreib ist? *Ἀναπεσεῖν*, humi iacere resupinum, ist von Synesius hier significatione novitia gebraucht, sagt Lobeck z. Phrynich. S. 216. Die unten S. 17. Anmerk. 1. vorkommenden Worte: *οἷον δὲ τὸ διαβῆναι παραῤῥέον ὕδάτιον*, welche Hr. Kolbe sehr unpassend mit dem Horazischen lympha fugax trepidare rivo vergleicht, sind offenbar eine Nachahmung des Platonischen (Phädr. S. 229. A.): *ῥᾷστον οὖν ἡμῖν κατὰ τὸ ὕδάτιον βρέχουσι τοὺς πόδας ἰέναι καὶ οὐκ ἀηδές κτλ.* Demnach sollte es in der Uebersetzung heißen: durch ein vorbeyfließendes Wässerlein zu gehen (um die Füsse zu benetzen); nicht, wie Hr. Kolbe gibt, ein vorüberrieselndes Bächlein zu überhüpfen.

Wenn der Verfasser S. 31. äussert: (das sehr industrielle Volk der Cyrenaeer) war schon im 4. Jahrhundert vor Christo durch furchtbare Erpressungen der Statthalter so gesunken, daß Ammianus Marcellinus Cyrene eine „urbs deserta“ nennt, so können wir ihm keineswegs beystimmen. Vor Christo st. nach Chr. ist vermuthlich ein Schreibversehen; denn Ammianus, auf dessen Aussage es hier ankommt, lebte ja im vierten Jahrhundert n. Chr., nicht v. Chr. Die Annahme, daß die furchtbaren Erpressungen der Statthalter den Wohlstand Cyrene's so untergruben, daß sie eine urbs deserta geworden, ist nichts weniger, als richtig. Sie trugen allerdings zu dem Ruin der Cyrenaeer bey; doch waren sie nicht die einzige Ursache desselben. Der Grund dazu wurde schon früher gelegt durch die immerwährenden innern Unruhen und Zerwürfnisse, welche den Verlust der Freyheit und Selbstständigkeit zur Folge hatten, durch den öfteren Wechsel der Herrscher und durch die mörderischen Kriege, welche unter der Regierung Trajans und Hadrians die dort ansässigen, aufständischen Juden mit den Landeseingebornen führten. Dazu kamen noch öftere Erdbeben, alles verwüstende Heuschreckenzüge, Seuchen und Einfälle barbarischer Völker, welche aus dem Süden Libyens kamen und das Land mit Feuer und Schwert verheerten!

S. 28., wo der Verf. sagt, daß Synesius im vierten Briefe seinem Bruder die auf der Reise von Cyrene nach Alexandrien glücklich überstandenen Gefahren eines fast unvermeidlichen Schiffbruchs mit Meisterhand schildert, hat sich ein sehr bedeutender Irrthum eingeschlichen. Synesius fuhr vielmehr im Jahre 400., als er, seines langwierigen Aufenthalts in Constantinopel überdrüssig, bey einem heftigen Erdbeben sich in ein Schiff geworfen, das nach Alexandria steuerte, wo er kurze Zeit verweilte, von Alexandria nach Cyrene (s. Aemil. Theod. Clausen de Synesio philosopho p. 30. u. die Anmerk. p. 31.); denn es heißt ja zu Anfang des Briefes ganz deutlich: *Λύσαντες ἐκ Βενδιδείου πρὸ δείλης ἑῴας, μόλις ὑπὲρ μεσοῦσαν ἡμέραν τὸν Φάριον Μύρμηκα παρηλλάξαμεν.* Hätte Hr. Kolbe Boissonade's vortreffliche Bearbeitung dieses Briefes in Sinners novus SS. Patrum Graecorum saeculi quarti Delectus. Paris. 1842. 8. p. 445. seqq. gekannt, so hätte ihn das dort S. 455. aus einer Pariser Handschrift angeführte Scholion, welches so lautet: *Βενδίδειον λιμὴν Ἀλεξανδρείας. Βενδίδειον καὶ Ἀναργατίδειον ἱερὰ Αἰγυπτίων θεῶν Ἀναργάτιδος καὶ Βένδιδος*, eines Bessern belehren können.

Ebenso wären auch die Worte *τὸν Φάριον Μύρμηκα* bezeichnend genug gewesen, wenn er sich nicht durch die Anmerkung Petau's zu dieser Stelle, wo er auf Ptolemaeus Lib. IV. [Cap. IV.] hinweisend, den Pharischen Myrmex nach Cyrenaica verlegt, während der von Synesius erwähnte in der Nähe des Alexandrinischen Pharus zu suchen ist, hätte irre führen lassen. S. Boissonade a. a. O. Uebrigens hätte sich Hr. Kolbe nur an den Schluß des Briefes erinnern dürfen, wo Synesius seinen Bruder, welcher sich damals mit seiner Familie in Alexandria aufhielt, ersucht, der Philosophin Hypatia und ihrem gelehrten Kreis seine Grüsse zu melden.

(Schluß folgt.)

---

weit vom Meere hin; auch hier ist Alles mit so hohen Sandhaufen bedeckt, daß sie zuweilen den Blick hemmen.“

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Mai.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

The lives of the Chief Justices of England from the Norman conquest till the death of Lord Mansfield. By John Lord Campbell, LL. DD. F. R. S. E. London 1849. Zwey Bände. 588 und 584 S.

Erster Artikel.

Mit diesen zwey Bänden nimmt der, vor Kurzem selbst zum Oberrichter von England ernannte, Verfasser der Lebensbeschreibungen der Kanzler und Siegelbewahrer (Gel. Anz. XXV. Nro. 149. XXVI. Nro. 103. 167. XXVIII. Nro. 102.) einen würdigen Abschied von der litterarischen Laufbahn, die er spät betreten und rasch zurückgelegt hat. Das Werk ist darum von weit kleinerem Umfange als das frühere, weil der Vf. hier meist nur Richter, die nicht zugleich andern Staatsgeschäften oblagen, vor sich hat, und nicht wie ein anderer Rechtsgelehrter, welcher vor Kurzem die Lebensbeschreibung englischer Richter unternahm, sich die Mühe giebt, auch diejenigen aufzuführen, von welchen außer dem Namen wenig oder nichts im Andenken geblieben ist.

Die Herrschaft Wilhelms des Eroberers (1066 — 1087) war vielfach drückend, im Großen aber doch wohlthätig durch ein Zusammenfassen, das nur einer so harten Hand möglich war und dessen England sehr bedurfte, dem es auch vornehmlich seine Einheit zu danken hat. Eines der Mittel zu dieser Einheit war die Aufstellung eines obersten Richters — Justitiarius oder Justitia — in England, wie schon lange zuvor in der Normandie, welcher nicht allein den Vorsitz in der neu errichteten curia regis, später aula regis genannt, führte, sondern das Haupt der ganzen Verwaltung, selbst das Kriegswesen mitbegriffen, und in des Königs Abwesenheit dessen Stellvertreter war.

Der berühmteste unter diesen hochgebietenden Oberrichtern der früheren Zeit ist Ranulf von Glanville. Als Landrichter (Sheriff) zu York hatte er das große Verdienst erworben, daß er gegen die in das Land gefallenen Schotten schnell die Landwehr aufbot und so geschickt führte und stellte, daß er den Schottenkönig selbst gefangen nahm. Auch nachdem ihn K. Heinrich II. zum Oberrichter ernannt hatte (der ihm sogar die Königin Eleonore zur Haft vertraute, die er so gut pflegte, daß die Königin so zufrieden als der König war), unterbrach sein friedliches Geschäft ein Kriegszug, welchen er wider die räuberischen Leute in Wales anstellen mußte und in dessen Folge er durch Unterhandlungen derselben Unterwerfung bewirkte. Aber nicht nur das Schwert der Gerechtigkeit so wie des Kriegs, sondern auch die Feder wußte er zu führen; durch seine Schrift de legibus et consuetudinibus Angliae, wobey er Justinians Institutionen vor Augen hatte *), wurde er der Vater der englischen Rechtsgelehrsamkeit. Sogleich nach Vollendung dieser Schrift,

*) Er berichtigt in der Vorrede das alberne: majestatem armis decoratam . . legibus armatam so: des Königs Majestät muß nicht nur durch Waffen, gegen Empörer und fremde Angreifer, unterstützt, sondern auch mit Gesetzen zur friedlichen Regierung des Volkes geziert seyn.

die noch jetzt den Rechtsquellen beygezählt wird, legte er das wohl geführte Amt nieder und schloß sich mit einem ansehnlichen Gefolge, das er aus eignen Mitteln ausgerüstet, den Kreuzfahrern nach dem heiligen Lande an. Vor den Mauern Accon's fiel er im Gefechte 1189. Ein Seitenstück zu dem Tellus, welchen Solon bey Herodot glücklich preist.

K. Eduard I., ein Stifter wie wenige in der neueren Geschichte, gab der Rechtspflege die neue Einrichtung, die mit wenig Aenderung noch jetzt, bald siebenhundert Jahre, fortdauert. Die aula regis hob er auf und wies die Berufungen, worüber sie zu entscheiden gehabt hatte, an das Parlament, wo sie von dem Oberhause, seitdem sich dieses ausgeschieden, mit Beyziehung der Richter noch jetzt verhandelt werden. Er entkleidete den Justitiar aller fremdartigen Zuständigkeit und setzte ihn dem ersten Gerichtshofe (kings bench) als Oberrichter vor, bestellte aber daneben einen zweyten Gerichtshof (common pleas) für Real-Klagen und einen dritten (court of exchequer) für Fiskal-Sachen. Er erhob den Kanzler oder Siegelbewahrer auf die erste Stelle im Staate und übertrug ihm die Rechtspflege ex aequo, die er jetzt noch übt. Ein schönes Bild solcher, in ihrer Art einzigen, Stetigkeit des englischen Gerichtswesens ist die schon von dem Sohne des Eroberers erbaute Halle zu Westminster; von dessen Zeit an bis auf diesen Tag der Sitz der obersten Gerichte.

Ref. würde den, einer Anzeige in diesen Blättern zukommenden, Raum weit überschreiten, wenn er aus den vorliegenden Lebensgeschichten, die, je näher sie der neuesten Zeit rücken, desto ausführlicher und anziehender werden, alles Merkwürdige ausheben wollte. Er wählt daher aus der langen Reihe drey der bedeutendsten zu einer umständlichen Mittheilung.

I.

Sir Eduard Coke, geb. 1551, war der Sohn eines geachteten Anwaltes, der frühe starb und ein zwar ansehnliches, jedoch mit der Versorgung vieler Kinder beschwertes, Vermögen hinterließ. Weder in der niederen noch auf der hohen Schule that sich der junge Coke hervor, außer durch Fleiß, wozu ihn schon als Kind seine Mutter gewöhnt hatte. Als er zu London in eine Rechtsschule getreten war, steigerte sich dieser Fleiß auf eine Höhe, die wir (sagt der Vf.) „in unserer ausgearteten Zeit uns kaum vorstellen können." Er stand jeden Morgen um drey Uhr auf und las bis acht die vornehmsten Rechtsbücher. Bis zwölf hörte er den Gerichtshandlungen zu, dann Vorlesungen; dann nahm er an den üblichen Unterredungen über Rechtsfälle Theil; endlich bis neun trug er in sein Tagbuch ein, was er den Tag über an Rechtskunde gewonnen hatte. Das war sechs Jahre hindurch seine Lebensordnung. Um diese Zeit kam das Schauspiel in Aufnahme und zog auch manche Jünglinge aus den Rechtsschulen an; Coke hielt sich fern davon. Das Landesrecht wurde sein Gebiet, das ihm nicht allein zureichte, sondern auch, weil er es ganz inne hatte, ihm ein Selbstgefühl gab, mit welchem er sich jedem kühn entgegen oder zur Seite stellte.

Bald nach seiner Berufung zur Anwaltschaft wurde er zum Lector in der größten Rechts-Schule ernannt. Seine Vorlesungen, die auch Sachwalter besuchten, erwarben ihm neben den Erfolgen seines Anwaltgeschäfts einen solchen Ruf, daß sein Rechtsbeystand lebhaft begehrt wurde. Das große Einkommen, das er davon zog, verwandte er meist auf den Ankauf von Ländereyen, womit er sein Erbgut mehrfach vergrößerte und erweiterte, das noch jetzt eines der ausgedehntesten in England und im Besitze eines seiner Nachkommen, des Grafen von Leicester, ist. Er wurde nun General-Procurator und nach einigen Jahren General-Advocat, ohne darum sein ergiebigeres Geschäft als Anwalt aufgeben zu müssen. Sowohl in dieser Eigenschaft als in den genannten Aemtern behauptete er ein überwiegendes Ansehen, unter welchem namentlich sein um neun Jahre jüngerer Nebenbuhler, der berühmte Bacon, viel zu leiden hatte; wie ihm denn überhaupt ein rauhes, hochfahrendes Betragen, Uebung aller Künste und gierige Benützung aller Vortheile eines Anwalts, und in Vertretung der Krone, besonders bey Anklagen, Heftigkeit und Härte vorgeworfen wurde.

Als er aber von K. Jacob I. zum Oberrich-

ter an dem zweyten Gerichtshofe (common pleas) ernannt war, zeigte er sich als ein Mann, der den Anwalt ganz abgelegt hatte „Seine Laufbahn von da an, sagt der Vf., verdient die höchste Bewunderung. Obgleich sein Bleiben in dem Amte von der Laune eines Königs und seiner Minister abhing, welche die Gerichtshöfe gern zu Werkzeugen ihrer Willkühr gemacht hätten, bewährte er einen so hohen Sinn von Unabhängigkeit als je einer von denen, welche den Richterstuhl einnahmen, seitdem die Absetzung nur auf den gemeinschaftlichen Antrag beyder Parlamentshäuser wegen Uebelverhaltens Statt finden kann. Nicht allein war seine Unbestechlichkeit anerkannt zu einer Zeit, wo Bestechung so gewöhnlich war, daß Manche damit Bacons erwiesene Schuld beschönigen zu können glaubten, sondern er gab das seltene Beyspiel eines Richters, der die Drohungen der Gewalt unbeachtet ließ, ohne sich andererseits je durch Trachten nach Volksgunst zu Schritten wider Recht und Herkommen verleiten zu lassen. Auch sein Betragen wurde viel milder; geduldig hörte er langweilige Erörterungen an; that er Einspruch, so geschah es mit Höflichkeit, und wenn er ein Straf-urtheil zu sprechen hatte, so bewies er gegen die Schuldigen mehr Lindigkeit als von ihm früher gegen die von ihm Angeklagten war geübt worden."

Unter der Königin Elisabeth wurde eine außerordentliche Gerichtsbehörde (high Commission), nur für kirchliche Sachen, aufgestellt. Dieser Behörde suchten die Räthe Jacob's eine viel weiter greifende Zuständigkeit zu geben und machten Coke, der sich dagegen erklärt hatte, selbst zum Mitgliede derselben, um ihn dafür zu gewinnen. Er weigerte sich aber Theil daran zu nehmen und beharrte nicht nur bey seiner Erklärung, daß die erweiterte Zuständigkeit verfassungswidrig seyn würde, sondern schritt auch mit seinem Gerichtshofe so nachdrücklich dagegen ein, daß die Uebergriffe aufhörten so lange er im Amte war.

Nun wurden eines Tags auf den Rath eines Erzbischofs, alle Richter vor den König berufen, um darüber vernommen zu werden, ob nicht der Monarch persönlich jede Rechtsache an sich nehmen und endgültig entscheiden könne? Die Richter, sagte jener Erzbischof, sind nur die Beauftragten Ew. Majestät und sprechen in Ihrem Namen Recht. Was der Beauftragte verrichten kann, das kann der Auftragende selbst thun. Demnach können Ew. Majestät nach Gutfinden jede Sache den Richtern abnehmen und selbst erledigen. Dieß ist eine Befugniß die dem König unzweifelhaft nach dem Worte Gottes in der Schrift zukommt. Darauf erwiederte Coke mit Zustimmung der übrigen Richter: Es ist höchlich befremdend, daß der hochwürdigste Herr die Befugniß, welche er dem Könige beylegt, aus dem Worte Gottes ableitet. Das Wort Gottes fordert Gehorsam gegen das Gesetz, sogar gegen das heidnische. Nun aber verbietet in England das Gesetz, irgend eine Rechtsache anders als durch das Gericht entscheiden zu lassen; es heißt: consideratum est per curiam; also das Gericht erkennt, sonst niemand. Hier fiel der König ein: Ich habe doch immer gedacht und oft rühmen gehört, euer englisches Recht sey auf Vernunft gegründet. Ist dem so, wie sollte ich nicht, als vernunftbegabt, so gut Recht sprechen können als ihr Richter? Darauf Coke: Ew. Majestät sind von Gott mit großen Gaben und vortrefflichen Kenntnissen ausgestattet, aber in aller Ehrfurcht sey mir zu bemerken erlaubt, daß Ew. Majestät in dem Recht Ihres Königreiches England nicht unterrichtet sind, daß aber Sachen, in welchen es sich um Leib oder Gut Ihrer Unterthanen handelt, nicht nach der natürlichen Vernunft sondern von einer so zu sagen kunstgerechten entschieden werden müssen, nämlich nach den Grundsätzen des Rechts, welches lange studirt und geübt seyn will bevor man sich zutrauen darf, es gründlich inne zu haben. Das Recht ist der goldene Maßstab zur Entscheidung der Rechtsachen der Unterthanen Ew. Majestät, und gewährt Ew. Majestät selbst Schutz und Schirm. Der König, sehr aufgebracht: Also stände ich unter dem Gesetze? das behaupten wäre ja Hochverrath. Coke erwiederte mit Worten eines alten Rechtslehrers: Rex non debet esse sub homine sed sub Deo et lege.

So mißfällig diese Erklärung aufgenommen wurde, so hatte sie doch die Wirkung daß Jacob sich des Rechtsprechens enthielt. Er bestand aber auf

einem andern Anſpruche, den Coke auch nicht gelten ließ. Das Unterhaus beſchwerte ſich, daß königliche Verordnungen nicht bloß, wie ſonſt, die Befolgung der Geſetze einſchärften ſondern Aenderungen daran träfen oder Zuſätze dazu machten und Strafen auf die Uebertretung ſetzten. Bacon, dem die Faſſung der Beſchwerde aufgetragen wurde, bemühte ſich dieſelbe harmlos zu machen; es ſey nur gemitus columbae. Allein Jacob ſah darin eine Antaſtung ſeiner Krone und befahl die Richter darüber zu vernehmen. Dieſe gaben durch Coke ihr Gutachten dahin ab, daß der König zwar durch Verordnungen zur Befolgung der Geſetze auffordern und an die auf die Uebertretung geſetzten Strafen erinnern, nicht aber neue Verbindlichkeiten durch Aenderungen des beſtehenden Rechts auferlegen könne. Coke fügte noch auf eignen Namen bey: der König kann nicht durch Verordnung etwas zum Vergehen machen das nicht zuvor Vergehen war; alſo kann, was ohne Verordnung nicht ſtrafbar war, in Folge der Verordnung nicht ſtrafbar werden.

(Fortſetzung folgt.)

I. Des Bischof(s) Synesius von Cyrene zwey hinterlassene Homilien.

II. Der Bischof Synesius von Cyrene.

(Schluß.)

Der Druck beyder Schriften iſt gefällig; aber in der zweyten in Bezug auf die griechiſchen Beweisſtellen nichts weniger, als correct, was meiſtens daher kommt, daß der Verf. die Fehler der erſten Petau'ſchen Ausgabe ohne alle Prüfung nachcopirte. Dahin rechnen wir S. 13. Anm. 2. *ἡμῖν γάρ ἐστι* (ſt. *γὰρ ἔστι*) *σχολή*. S. 16. Anm. 1. Z. 8. *αἰγιαλῖϊν* ſt. *αἰγιαλῖτιν*. S. 18. Anm. 1. Z. 7. *οὐδέϑ'* ſt. *οὐδέ ϑ'*. S. 19. Anm. 1. Z. 3. *ῥαστώνη* ſt. *ῥᾳστώνη*. S. 21. Anm. 2. Z. 1. v. u. *διά σε* ſt. *διὰ σέ*. S. 22. Anm. 1. Z. 10. *πανδεσίᾳ* ſt. *πανδαισίᾳ*. S. 24. Anm. 1. Z. 2 — 1. v. u. *γὰρ τοί φασι* ſt. *γάρ τοι, φασί*. S. 26. Anm. 1. Z. 7. *ὀχϑώδης τὲ* ſt. *ὀχϑ. τε*. (Ebenſo S. 30. Anm. 1. Z. 1. *μυραίνας τὲ* ſt. *μ. τε*.) S. 27. Anm. 1. Z. 2. *ἐστί μοι* ſt. *ἔστι μοι*. Neue Fehler ſind S. 12. Anm. 1. Z. 4. *ἰἶναι* ſt. *εἶναι*. S. 17. Anm. 2. Z. 1. *ὡς* ſt. *ὡς*. S. 26. Anm. 1. Z. 2. v. u. *διαρκεστέρα* ſt. *διαρκέστερα*. S. 29. Anm. 3. Z. 4. *ταλάττιον* ſt. *ϑαλ*. u. Z. 5. *γραίδιον* ſt. *γρᾴδιον*. S. 30. Anm. 1. Z. 2. *μαιράκια* ſt. *μειρ*. u. Z. 4. v. u. *ἀγροῖκος*, welches er S. 29. durch Nichtornithologe (!) überſetzt, ſt. *ἄγροικος*.

Auch die Art zu citiren, welcher ſich der Verf. bedient, läßt ſich nicht billigen. So z. B. hätte S. 15. in d. Anm. den aus dem Serm. ad Paeon. angeführten Worten „p. 307. A.“ vorgeſetzt werden ſollen. S. 20. Anm. 3. kommt *κυνοκομεῖν ἐπὶ τῶν ϑηρίων τὰ ἀλκιμώτατα* (man ſchreibe *ἀλκιμώτατα*) nicht in Syneſ. Dion, ſondern in deſſen Lobe der Kahlköpfigkeit S. 66 D. vor. S. 23. wurde am Ende der unten angefügten Anmerkung ganz regelmäßig citirt; warum nicht ebenſo anderwärts?

Da Hr. Kolbe recht bald Mehreres zu veröffentlichen gedenkt, ſo müſſen wir ihm noch beſonders nachdrücklich empfehlen, ſich der größten grammatiſchen und kritiſchen Akribie und einer ſtrengen Ueberſetzungsweiſe zu befleißigen und ſich das Streichen und Glätten möglichſt angelegen ſeyn zu laſſen, eingedenk des Horaziſchen Spruches (Ep. ad Pisones v. 292. ff.):

— carmen reprehendite, quod non
Multa dies et multa litura coercuit, atque
Praesectum decies non castigavit ad unguem.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Mai.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

The lives of the Chief Justices of England.

(Fortsetzung.)

Dieses kühnen Widerstandes ungeachtet wurde Coke zum Oberrichter an dem ersten Gerichtshofe (Kings Bench) befördert. Es war aber nicht als Belohnung sondern als Zurücksetzung in so fern gemeynt als die angesehenere Stelle damals weniger einträglich als die andere war. Bald darauf wurde unter dem Titel benevolence eine Abgabe zur Bestreitung dringender Staatsbedürfnisse begehrt. Coke erklärte auf die an ihn gestellte Frage, ob dieses Begehren zulässig sey, dasselbe für nicht verfassungswidrig weil die Abgabe nicht als Auflage sondern als eine freywillige Darbringung begehrt werde. Er gab selbst zweytausend Pf. Sterl. dazu.

Durch solches Nachgeben war die Abneigung Jacob's gegen Coke so gemindert, daß, als die nahe Erledigung der Kanzlerstelle erwartet wurde, jedermann glaubte, sie würde ihm zu Theil werden. Allein Bacon, jetzt Generaladvocat, wußte seinen eigenen Anspruch darauf insgeheim zu wahren. Er schrieb an den König, wenn er Coke zum Kanzler machte, so würde er ein übergreifendes Amt mit einem übergreifenden Manne besetzen. Bevor die Stelle in Erledigung kam, zog sich Coke abermals durch seine Freymüthigkeit den Unwillen des Königs zu. Dieser hatte, auf Bacon's Rath, durch denselben dem Gerichtshofe angesonnen, das Erkenntniß in einer bey ihm anhängigen Sache auszusetzen, bis der König, der dabey mit seiner Prärogative betheiligt wäre, sich darüber erklärt hätte. Coke nahm darauf keine Rücksicht sondern ließ fortfahren und sprach das von dem Gerichtshofe gefällte Erkenntniß aus, rechtfertigte aber in einer ehrerbietigen Eingabe an den König die Nichtbeachtung jenes Ansinnens mit dem Eide, welchen die Richter geschworen hätten, sich durch keine ungesetzliche Einsprache in der ihnen obliegenden Rechtspflege aufhalten zu lassen. Das erzürnte Jacob so, daß er die Richter vorladen ließ und ihnen in strengen Worten ihre Anmaßung verwies. Sie fielen alle auf die Kniee und baten um Verzeihung; Coke aber fügte bey: wenn die Richter, gemäß dem königlichen Befehle, die Verhandlung ausgesetzt hätten, so wäre das dem Gesetze und ihrem Eide zuwider Verzögerung der Rechtspflege gewesen. Dieß bestritt Bacon, der dabey anwesend war und suchte Coke zu einer scharfen Erwiederung zu reizen; allein dieser hielt nicht für schicklich, in Gegenwart des Königs den Streit fortzusetzen. Nun glaubte man ihn gedemüthigt und stellte die Frage: ob in einem Falle, wo der König sich betheiligt erachte und die Richter auffordere, sich darüber gegen ihn zu äußern, diese nicht gehalten seyen, ihr Verfahren auszusetzen bis jene Aufforderung erledigt sey? Die übrigen Richter antworteten alle: Ja! Ja! Coke aber sagte: wenn der Fall vorkommt werde ich thun was einem Richter zu thun gebührt. Diese Antwort beschämte nicht nur die Amtsgenossen Coke's und brachte Bacon außer Fassung, auch Jacob war davon so betroffen, daß er sich mit einer wiederholten Ermahnung, die Richter möchten ihre Befugniß nicht überschreiten und seine Prärogative ehren, begnügte.

Sogleich darauf erfolgte jedoch Coke's Sturz,

bewirkt mit Bacon's Hülfe durch den Günstling des Königs, Buckingham, der eine ebenso einträgliche, als entbehrliche Stelle in der Kanzley des Obergerichts für sich begehrt aber nicht erlangt hatte, weil Coke darauf bestand, daß aus den Nutzungen derselben die unzureichenden Gehalte der Mitglieder des Gerichts erhöht werden sollten. Auf Buckingham's Betrieb wurde Coke vor den geheimen Rath geladen und über mehrere meist kleinliche Anschuldigungen vernommen, worauf die Eröffnung folgte, daß er vor der Hand sich des Vorsitzes bey dem Gerichtshofe zu enthalten und seine Muße zur Berichtigung der vielen und bedenklichen Irrthümer, die sich in den eilf Bänden seiner Rechtsfälle fänden, zu verwenden, sodann solche Berichtigung dem Könige vorzulegen hätte. Er lieferte nach einigen Monaten diese Arbeit ein, sie wurde aber so wenig, als seine Erklärung über die Anschuldigungen, befriedigend befunden. Bacon, der seiner Erhebung zum Kanzleramte nicht sicher war, so lange Coke, der als Rechtsgelehrter viel höher stand, sich auf der nächsten Stelle hielt, betrieb so unabläßig seine Verstoßung, daß der König endlich das Supersedeas, d. i. die Absetzung Coke's „aus gewißen bewegenden Gründen" unterzeichnete.

Coke war nun 66 Jahre alt aber noch sehr frisch und rüstig. Der Schlag hatte ihn schwer getroffen, jedoch keineswegs entmuthigt. Um wieder emporzukommen, was nur durch Begütigung des königlichen Günstlings möglich war, verlobte er einem Bruder desselben seine Tochter aus zweyter Ehe, die ein großes Vermögen zu erwarten hatte. Coke's Frau (eine Enkelin Burleigh's), die meist von ihm getrennt lebte, war dieser Heirath abgeneigt und suchte sie zu hintertreiben, indem sie die Tochter bey einem Verwandten auf dem Lande verbarg. Coke entdeckte aber ihren Aufenthalt, machte sich zu Pferd mit seinen Söhnen und zahlreichen Dienern wohl bewaffnet auf, stürmte, da seine Aufforderung erfolglos war, das Landhaus und nahm die Tochter aus den Armen ihrer Mutter. Wegen dieser Gewaltthat ließ Bacon, der nun Kanzler war, eine Untersuchung gegen Coke einleiten; nicht aus alter Abneigung allein, sondern weil er sich durch die Verbindung gefährdet glaubte, weßhalb er sie auch zu vereiteln suchte, indem er sie sowohl dem Könige als dem Günstling als unrathsam und bedenklich vorstellte. Da aber der Günstling ihn zurückwies und ihm seinen Unwillen darüber zu erkennen gab, eilte er nicht nur die Untersuchung gegen Coke einzustellen sondern förderte auch die, welche dieser gegen seine Frau begehrt hatte und in deren Folge sie in eine Haft kam, woraus sie erst, nachdem die Heirath in Gegenwart des Königs vollzogen war, entlassen wurde. Coke's Erwartung von Früchten seiner Aussöhnung mit dem Günstling blieb jedoch unerfüllt. Zwar wurde er wieder in den geheimen Rath berufen, aus welchem er bey der Entlassung von dem Richteramte war ausgeschlossen worden; auch genoß er da wieder viel Ansehen und selbst die Gunst des Königs; aber jede andere Anstellung wußte Bacon ihm abzuschneiden. Dagegen erhielt er nun zum andernmale einen Sitz im Unterhause, dessen Sprecher er vor vielen Jahren gewesen war.

Zu dem in einer der ersten Sitzungen vorgeschlagenen Beschlusse, alsbald an die Bewilligung der Steuern zu gehen, nahm das Haus einstimmig den von Coke begutachteten Zusatz an, die Berathung darüber und über die Beschwerden des Landes zugleich anzustellen. „Lasset uns, hatte er gesagt, unsere Rechte bewahren und nicht unsere Freyheiten darüber verlieren, daß wir um die Freyheit, über Beschwerden zu verhandeln, erst ansuchen. Zu Eduards III. Zeiten wurde alle Jahre ein Parlament gehalten, um Beschwerden zu untersuchen. Jetzt ist beynahe sieben Jahre lang kein Parlament gewesen und Verordnungen treten an die Stelle von Gesetzen. Aber keine Verordnung kann das Recht ändern, und wo eine dem Rechte zuwiderläuft, muß dem Rechte, nicht der Verordnung gehorcht werden. Allerdings sind die nöthigen Steuern zu bewilligen; der König darf kein Bettler seyn. Aber lasset uns Beschwerden und Steuern zugleich vor uns nehmen. Die Abstellung der Beschwerden wird uns aufmuntern und in den Stand setzen, die Bewilligung zu vermehren." Das Haus ernannte ihn zum Vorstande des Ausschusses für beyde Gegenstände und er begann denselben Tag noch mit der Beschwerde über Monopole.

Bevor er darüber seinen Bericht erstattete, kam

ein Vorschlag ein, das Heilighalten des Sabbaths (wie in der englischen Kirchensprache der Sonntag genannt wird) besser zu wahren. Ein junges Mitglied des Unterhauses griff den Vorschlag in einer höhnischen Rede an. Coke rügte diese Ungebühr scharf; nehmet ihr die Ehrfurcht hinweg, sagte er, so ist es mit dem Gehorsam auch aus *). Der Spötter wurde auf Coke's Antrag vor die Schranken gewiesen um knieend den Beschluß zu vernehmen, daß das Haus ihn, als unwürdig in seiner Mitte zu seyn, daraus verstoße.

Mit der Arbeit über die Monopole war Coke bald zu Stande gekommen. Nun ging es an die Untersuchung gegen den Kanzler Bacon wegen Bestechung. Coke lehnte zwar den Vorsitz in dem Ausschusse ab, doch war er es, der die Untersuchung leitete und, als sie geschlossen war, die Abfassung der Anklage übernahm. Bacon aber kam zuvor, indem er seine Schuld bekannte, worauf er abgesetzt und zu einer großen Geldstrafe verurtheilt wurde. Das erledigte Amt trug aber nicht Coke davon, sondern, zu seinem großen Verdrusse, der nicht rechtsgelehrte, sogar als Verächter der Rechtsgelehrtheit bekannte, Erzbischof Williams, dem Jacob und sein Günstling mehr Geschmeidigkeit zutrauten.

Auch machte sich Coke bald von neuem unbequem. Das Unterhaus beschloß auf seinen Rath eine Vorstellung an den König wider die beabsichtigte Verheirathung des Kronprinzen mit einer spanischen Infantin, und eine zweyte für die Unterstützung seines zum König von Böhmen erwählten Eidams. Beyde Vorstellungen wurden als unbefugt zurückgewiesen mit einer Belehrung des Unterhauses über das Maß seiner Befugnisse, die es lediglich durch königliche Verleihungen empfangen hätte. Dagegen erhob sich Coke. „Wenn der König sagt, es mißfalle ihm, daß wir von unsern Freyheiten als einem alten Erbgute sprechen, so greift er alle unsere Rechte an ihrer Wurzel an. Consuetudo regni ist das Landesrecht.“ Er entwarf eine Verwahrung in diesem Sinne; das Unterhaus nahm sie an und ließ sie in sein Tagebuch eintragen. Dieß erbitterte den König so, daß er alsbald das Parlament vertagte und aus dem Tagebuche des Unterhauses, das er sich hatte vorlegen lassen, die Verwahrung mit eigner Hand, in Gegenwart des geheimen Rathes und der dazu berufenen Richter, ausriß. Darauf folgte die Auflösung des Parlaments mit einer Erklärung, in welcher das Betragen des Unterhauses, wo Coke und seines Gleichen unter den Weizen Lolch gesäet hätten, als eine unleidliche Antastung der Majestät bezeichnet wurde. Demnächst ließ der König mehrere Mitglieder des Unterhauses, darunter Coke, in den Tower setzen und ordnete gegen diesen eine Untersuchung an, jedoch nicht wegen seines Verhaltens im Parlamente, sondern wegen alter Anschuldigungen, z. B. daß er sich einst als Oberrichter mit dem Propheten Samuel verglichen habe. Nach etlichen Monaten wurde jedoch die Untersuchung eingestellt und Coke aus seiner Haft, die Anfangs sehr streng gewesen war, auf Fürsprache des Kronprinzen entlassen, zugleich aber zum zweytenmale sein Name aus dem Verzeichniß der Glieder des geheimen Rathes ausgestrichen. Er ging nun auf eines seiner Landgüter und blieb da, in vergnüglichster Beschäftigung mit dem großen Werke über das englische Recht, das er längst begonnen hatte, bis er nach zwey Jahren wieder in das Parlament berufen wurde.

Damit er in diesem nicht auftreten könnte, war die Regierung Willens, ihn nach Irland mit Aufträgen zu senden. Er nahm die Sendung an, weil er, wie er sagte, erwarten durfte, dort große Mißbräuche anzutreffen und abzustellen. Darauf wollte man es nicht ankommen lassen; er wurde mit dem Auftrage verschont. Nun trat er in das neue Parlament, das letzte unter Jacob I., ein, und machte sich hier sehr verdient durch einen Beschluß, den er durchführte und der jetzt noch in Kraft ist: Aufhebung der Monopolrechte und Ermächtigung der Krone zur Ertheilung von Erfindungspatenten auf bestimmte Zeit.

Das erste Parlament Carl's I. wurde wegen seiner, durch Coke gerechtfertigten, Weigerung, die Steuerbewilligung der Verhandlung über Beschwer-

*) „Take away reverence, you shall never have obedience.“ Eine so nahe, so klare und doch so mißkannte Wahrheit!

den vorangehen zu lassen, schnell wieder aufgelöst. Als nun ein neues berufen werden sollte, griff man, um Coke und seines Gleichen davon fern zu halten, zu dem Mittel, daß man sie auf ein Jahr zu Landrichtern (Sheriff) der Grafschaften, wo sie begütert waren, machte, womit man sie nöthigte, sich dort aufzuhalten. Da Coke's Entschuldigung mit seinem hohen Alter, er stand nun im 75ten Jahre, nicht angenommen wurde, so unterzog er sich dem Dienste gutes Muthes und leistete ihn unverdrossen. Das Unterhaus beschwerte sich zwar über diese Vereitelung des abermals an Coke ergangenen Rufes in dasselbe nicht, erkannte sie aber auch nicht an, sondern verweigerte das von der Krone begehrte Ausschreiben einer neuen Wahl.

Zwey Jahre darauf kam er unangefochten in ein neues Parlament, das nur mit Widerwillen berufen war, da die außerordentlichen Geldmittel, zum Theil auf ungesetzliche Art, wie durch gezwungene Anlehen, aufgebracht, nicht mehr zureichten. Carl I. eröffnete dasselbe mit einer Ansprache, worin er ankündigte, daß, wenn es seine Pflicht nicht erfüllte, den Staatsaufwand zu decken, er dazu die anderen, ihm zu Gebot stehenden, Mittel anwenden würde, um zu retten, was sonst durch die Thorheit gewisser Leute gefährdet seyn könnte. Das Unterhaus hatte sich durch ein Fasten und das h. Abendmahl auf den erwarteten Sturm vorbereitet. Coke eröffnete die Berathung. „Ich bin, sagte er, entschieden für die Bewilligung von Steuern; aber mit Vorsicht. Der Staat neigt sich zur Abzehrung, sie ist aber noch abzuwenden. Ich werde Heilmittel vorschlagen, nicht ersonnen von mir, sondern aus der Verfassung abgeleitet.“ Das that er, indem er den Entwurf des berühmten Rechtsbegehrens (Petition of Right) vorlegte. Darin war ausgeführt, wie der Verfassung zuwider neuerlich Abgaben ohne Bewilligung des Parlaments und gezwungene Anlehen erhoben und zur Beytreibung Soldaten eingelagert, wie unförmliche Verhaftungen angeordnet und vollzogen worden und mehr andere Handlungen ungesetzlicher Gewalt vorgekommen seyen. Diesem allem sollte durch ausdrückliches Verbot für immer abgeholfen werden. Der Generaladvocat erschien mit anderen Kronanwälten vor den Schranken des Unterhauses, diesen Vortrag zu bestreiten, vermochte aber wider Coke's Entgegnungen, die immer auf maßgebende Vorgänge oder Satzungen der Vorzeit gegründet waren, nicht aufzukommen.

(Schluß folgt.)

Das sittlich-religiöse Verhalten der Griechen in der Zeit ihrer Blüthe. Eine Rede ꝛc. von G. F. Schömann. Greifswald 1848.

Diese Abhandlung erfüllt, so gehaltvoll sie ist, die Erwartung nicht, welche die Ueberschrift erregt, wenn man nämlich unter Verhalten nicht sowohl das Denken als das Thun, oder mehr die Werke als den Glauben versteht. Uebergangen hat der Verf. diesen Standpunct nicht, er verweilt aber nicht darauf, sondern begnügt sich S. 17 mit der Andeutung, „daß ihm das Leben der Griechen in ihrer Blüthenzeit nicht eben schlechter und unsittlicher gewesen zu seyn scheine als das der Neueren.“ Bey genauerer Betrachtung hätte sich ihm vielleicht, wo nicht das Gegentheil, doch eine große Einschränkung aufgedrungen. Der Verf. wendet sich aber „lieber zu dem theoretischen Gebiet, der sittlich religiösen Erkenntniß.“ Daß diese in der guten Zeit dem Christenthume weder so nahe gestanden, als von Einigen angenommen wurde, noch so fern, als von Anderen, ist der Hauptsatz, welcher schön und gut ausgeführt wird. Unter vielen sinnvollen Stellen hat den Ref. folgende besonders angesprochen.

„Das Gemeinsame und Bindende, die Basis, auf welcher sich der Gebildete mit dem Volke zusammenfand, war nur die Verehrung der alten Götter in den hergebrachten Cultusformen: und daß diese Verehrung auch bey den Hochgebildeten eine herzliche und aufrichtige, eine wahrhaft fromme gewesen sey, wer dürfte das bezweifeln, wenn er auf so viele Stimmen achtet, die davon Zeugniß geben?“ S. 22. Dann ferner: „Hätte man einem der Denkenden unter jenen Alten die Frage nach dem Ursprunge seines Glaubens vorgelegt, so würde er wahrscheinlich geantwortet haben: Er glaube an die Götter, weil dieser Glaube von den Vorfahren überliefert sey. Den Vorfahren aber hätten sich die Götter selbst und unmittelbar offenbart und zu erkennen gegeben.“ S. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Mai.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

La Thermochrôse ou la Coloration calorifique par Macédoine Melloni. I. Partie. Naples. Imprimerie de Joseph Baron. 1850.

Vorliegendes Werk, was schon einige jedoch minder ausgeführte Vorläufer von dem gleichen Verfasser hat, verspricht eine bedeutende Lücke in der Physik auszufüllen, indem es die bisher stets noch dunkle und stark verschleierte Lehre von der strahlenden Wärme in hellerem Lichte und in natürlicherem Gewande zur Anschauung zu bringen unternimmt. Die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Größe des Unternehmens fordert uns in gleichem Maaße auf, den Inhalt dieser Schrift mit solcher Ausführlichkeit anzuzeigen, daß dadurch die Art der Beweisführung des Autors dem Leser dieser Anzeigen wenigstens in ihren Hauptzügen entgegen geführt werde.

Nachdem der Verfasser der Thermochrose die verschiedenen Mittel zur Bestimmung der Intensität der strahlenden Wärme besprochen, und unter diesen die empfindlichsten und sichersten ausgewählt, auch die Art und Weise, constante Wärmequellen von sehr verschiedener Natur sich zu verschaffen, angezeigt hat, weist derselbe zunächst die Identität der strahlenden Wärme und des Lichtes in Betreff ihrer allgemeinsten Eigenschaften nach. Unabläßig auf Versuche sich stützend tritt ihm die geradlinige Fortpflanzung beyder, die Abnahme der Intensität bey beyden im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats ihres Abstandes von der Erregungsstelle entgegen, auch daß beym Zurückwerfen beyder von der Oberfläche eines Körpers, auf den sie fallen, der Zurückwerfungswinkel dem Einfallswinkel gleich wird, daß die Geschwindigkeit der strahlenden Wärme mit der des Lichts von einerley Ordnung ist, und der Gang beyder Strahlungen unabhängig von dem Zustande der Ruhe oder Bewegung des Mittels, durch das sie sich hindurch bewegen.

Im vierten und letzten Kapitel dieses ersten Theiles der Thermochrose untersucht Melloni den Durchgang der strahlenden Wärme durch feste und flüssige Körper hindurch, um aus den hierbey wahrgenommenen Besonderheiten auf die eigentliche Natur der strahlenden Wärme zurückschließen zu können. Daß unter diesen experimentalen Thatsachen, wie auch unter denen der drey vorangegangenen Kapitel, die wieder vorkommen, welche schon längst von unserm Autor selber und von andern Physikern bekannt gemacht worden waren, liegt in der Natur der Sache und darf nicht Wunder nehmen; neben diesen stößt man aber auf eine Menge neuer, zur Aufhellung der alten dienender, wodurch eben Melloni nach und nach bewogen worden ist, seine frühere Vorstellung von der Natur der strahlenden Wärme abzuändern, und die gegenwärtig von ihm angenommene an deren Stelle zu setzen.

Gleich im Anfange dieses vierten Kapitels giebt unser Autor ein Verfahren an, wodurch man in den Stand gesetzt wird, denjenigen Theil von der Einwirkung auf das Thermoskop völlig auszuschließen, welcher von der eigenen Erhitzung der Platte,

durch welche man die strahlende Wärme hindurch gehen läßt, herrührt, und bringt an seinem Meßapparate eine besondere Vorrichtung an, die zum Zwecke hat, diesen Umstand mit Leichtigkeit und Sicherheit herbey zu führen. In Folge dieser Vorsichtsmaßregel sind alle in diesem Werke mitgetheilten Angaben als der reine Ausdruck des von der Wärmequelle herkommenden und durch die Platte hindurch gegangenen Theils der Wärmestrahlen, frey von aller Nebenwirkung anzusehen. So untersucht Melloni 36 verschiedene feste Körper in Platten von 2,6^{mm} Dicke und 28 verschiedene flüssige Körper zwischen zwey sehr dünnen Glasplatten von der gemeinschaftlichen Dicke von 9,21^{mm}, jene an vier verschiedenen Wärmequellen, diese an einer einzigen, welche Resultate in zwey Tabellen zusammengestellt worden sind. Aus diesen Tabellen geht, was schon früher bekannt war, hervor, daß das Steinsalz von den verschiedensten Wärmequellen stets die gleiche relative und zwar nahehin die ganze auffallende Menge der strahlenden Wärme durchläßt, während alle übrigen festen Körper an den verschiedenen Wärmequellen sehr ungleiche Antheile der auf sie fallenden strahlenden Wärme durch sich lassen, dergestalt, daß die von den verschiedenen Körpern durchgelassenen Wärmemengen bey verschiedenen Wärmequellen nichts weniger als einander proportional sind, vielmehr zuweilen bey denselben zwey Körpern in Bezug auf zweyerley Wärmequellen einander gerade entgegengesetzt sich zeigen, so daß der eine Körper von der einen Wärmequelle mehr und von der andern weniger Wärme als der andere Körper durchläßt. Auch geht aus diesen Tabellen auf's Neue hervor, daß die Fähigkeit der Körper durchdringlich für das Licht zu seyn, in gar keinem Verhältnisse zu der Fähigkeit derselben Körper steht für die Wärme durchstrahlbar zu seyn, indem es Körper giebt, die in Bezug zum Licht völlig undurchsichtig sind, und nichts desto weniger einen nicht unerheblichen Antheil von strahlender Wärme durch sich schicken. Um das Vermögen der Körper, strahlende Wärme durch sich gehen zu lassen, oder deren Unfähigkeit hierzu zu bezeichnen, bedient sich Melloni im vorliegenden Werke der Wörter Diathermansie und Adiathermansie, wofür er vordem die Wörter Diathermaneité und Adiathermaneité gebraucht hatte. Körper, welche strahlende Wärme durch sich lassen, nennt er demgemäß *diathermische*, und die es nicht thun, *adiathermische*.

Alle bis hierher angezeigten Beziehungen der Körper zur strahlenden Wärme waren schon früher bekannt, aber Melloni legt ihnen auf seinem jetzigen Standpunkte eine Bedeutung bey, die er in seinen anfänglichen Arbeiten nicht mit der gehörigen Schärfe hervorgehoben hatte. Die Erfahrung, daß Körper, wie das Steinsalz, die von den verschiedensten Wärmequellen ausgehende strahlende Wärme stets in dem gleichen Verhältnisse und fast ganz und gar durch sich hindurchlassen, führt ihn zu dem Schlusse, daß die aus verschiedenen Wärmequellen herkommenden Wärmen nicht ein absolut verschiedenes Vermögen, die Körper zu durchstrahlen, besitzen, daß vielmehr solche Körper, welche diese verschiedenen Wärmen in verschiedenem Verhältnisse durch sich lassen, und deren sehr häufiges Vorhandenseyn in der Natur durch die Versuche angezeigt wird, bloß zu erkennen geben, daß ihre Einwirkung auf die aus verschiedenen Quellen kommende Wärme eine, in der besondern Natur dieser Körper gegründete, ungleiche ist, ähnlich wie die durchsichtigen farbigen Körper verschieden gefärbtes Licht mit sehr ungleichem Grade der Helligkeit durch sich lassen. Melloni stellt sich das Steinsalz in Bezug auf strahlende Wärme gerade so vor, wie ein farbloses völlig durchsichtiges Mittel in seinem Verhalten zum Licht, das aus seinen farbigen Bestandtheilen in beliebigen Verhältnissen gemischt ist, und die vom Steinsalz abweichenden diathermischen Körper denkt er sich in ihrem Verhalten zur strahlenden, aus verschiedenen Quellen herkommenden Wärme gerade so, wie die gefärbten durchsichtigen Mittel in ihrer specifischen Einwirkung auf verschiedenfarbiges Licht. Ohne dieser Analogie, welche erst im weitern Verlaufe immer mehr Halt bekommt, schon hier eine große Bedeutung unterlegen zu wollen, sieht sich doch Melloni an dieser Stelle zur Erleichterung des Ausdrucks bewogen, das Wort Thermochrose (Wärmefärbung) einzuführen, um damit die in obigen Versuchen sich kund gebende Verschiedenheit der aus den verschiedenen Quellen herkom-

menden strahlenden Wärme sowohl als die Verschiedenheit der Einwirkung diathermischer Körper auf die gleichen Wärmestrahlen zu bezeichnen. Er nennt nämlich solche diathermische Körper thermochroische, welche ein aus deren besondern Natur hervorgehendes specifisches Verhalten zur strahlenden Wärme kund geben.

Nachdem Melloni durch besondere, in einer dritten Tabelle zusammengestellte Versuche außer Zweifel gestellt hat, daß die Menge der die verschiedenen diathermischen Körper durchstrahlenden Wärme weder von der Intensität der Wärmequelle abhängig ist, noch mit dem Gefüge der diathermischen Körper in irgend einem Zusammenhange steht, geht derselbe zu dem Einflusse über, den die Dicke der Platten auf den Durchgang der strahlenden Wärme hat. Zuerst bemerkt er, daß das Steinsalz bey jeder Dicke den gleichen Antheil Wärme liefert, weil es athermochroisch ist, d. h. keine Thermochrose besitzt; ganz anders aber verhalten sich in dieser Beziehung thermochroische Körper, wie die folgenden Versuche zeigen:

Namen der Stoffe.	Dicke der Platten in Millimetern.	Durchgestrahlte Wärmemenge (die ankommende = 100 gesetzt) herrührend aus			
		Locatelli's Lampe.	glühendem Platindraht.	400° heißem Kupfer.	100° heißem Kupfer.
Glas	2,6	39	24	6	0
	0,5	54	37	12	1
	0,07	77	57	34	12
Kalkspath	2,6	14	5	0	0
	0,4	38	18	7	0
	0,01	64	51	32	21

(Fortsetzung folgt.)

The lives of the Chief Justices of England.

(Schluß.)

Da nun nicht das Unterhaus allein, sondern auch das Oberhaus dem Vorschlage geneigt schien, suchte ihn der König damit abzuwenden, daß er sich erbot, die magna charta K. Johann's zu erneuern und dazu die Versicherung zu ertheilen, daß kein Anlaß zu Beschwerden mehr gegeben werden sollte. Nicht wenigen Mitgliedern des Unterhauses schien dieses Erbieten zu genügen, aber Coke erhob sich dagegen. Er hege kein Mißtrauen gegen den König, sagte er, allein die gesetzliche Form erheische für Beschwerden nicht Zusicherung der Abstellung in allgemeinen Ausdrücken, sondern Erledigung im Einzelnen durch das Parlament und den König. Nun wurde der Vorschlag von dem Unterhause und hiernächst von dem Oberhause angenommen; jedoch beliebte dieses einen Zusatz: daß nichts darin enthaltenes sollte so ausgelegt werden können, daß dadurch die souveräne Macht der Krone geschmälert würde. Coke erklärte sich nachdrücklich dawider. Souveräne Macht, sagte er, ist kein parlamentarischer Ausdruck. Das Gesetz erkennt nur eine königliche Prärogative an. Stimmten wir dem Zusatze bey, so würden wir eine Macht über dem Gesetze anerkennen und damit unser gegenwärtiges Rechtsbegehren in der That aufgeben. Bleiben wir fest bey dem alten unzweifelhaften Rechte! Das Unterhaus verwarf darauf den Zusatz und das Oberhaus ließ ihn, in

Folge mehrerer Besprechungen, fallen. Es empfing dafür aus Coke's Munde den Dank des Unterhauses. Noch einmal versuchte Carl I., auf Buckingham's Rath, eine bestimmte Erklärung zu umgehen, indem er, nur in andern Worten, die früher angebotene Zusicherung wiederholte. Darüber gerieth das Unterhaus in große Bewegung, die der Sprecher damit niederzuhalten meynte, daß er laut aussprach, er würde keinen Angriff auf einen Staatsminister dulden. Coke ließ sich dadurch nicht abhalten. Ich sehe nun, sprach er mit Thränen in den Augen, daß Gott unser gemäßigtes, demüthiges Verhalten nicht angesehen hat, wohl darum, weil wir nicht ganz aufrichtig gegen den König und das Land gewesen sind, nicht all diesen Jammer ganz offen dargelegt haben. Es reut mich selbst, wie jetzt die Dinge stehen, daß ich nicht die volle Wahrheit gesagt; und da ich nicht weiß, ob ich je wieder an dieser Stätte sprechen werde, so will ich es jetzt freymüthig thun. Ich bin überzeugt, der Herzog von Buckingham ist an all unserem Elende Schuld. Nicht der König, der Herzog ist's. Er ist's, er ist's, tönte es von allen Seiten wieder. Das wirkte endlich, und auf eine neue, dringende Vorstellung beyder Häuser des Parlaments genehmigte Carl das Rechtsbegehren.

Mit diesem unvergänglichen Denkmale von Coke's öffentlichem Leben schloß dasselbe. In den sechs folgenden Jahren wurde kein Parlament berufen; Carl folgte wieder den schlimmen Rathgebern, die ihn früher zu Handlungen der Willkühr bestimmt hatten und verfiel abermals auf das verfassungswidrige Verfahren, welches durch das Rechtsbegehren abgestellt seyn sollte. Dieses wurde jedoch als ein Grundgesetz beständig angerufen und gelangte, nach Beendigung der bürgerlichen Kriege, in der Bill der Rechte, die sich darauf vorzüglich gründete, zu unangreifbarem Ansehen.

Coke brachte die sechs letzten Jahre seines Lebens auf dem Lande zu, allein mit der Vollendung des großen Werks beschäftigt, dem er schon längst, auch während seiner Thätigkeit im Parlament, all seine Muße gewidmet hatte. Dieß sind die vier Bücher seiner Institute, als das gründlichste und reichhaltigste Buch über das englische gemeine Recht noch jetzt anerkannt. Er blieb bis an sein Ende bey guten Kräften und starb im Jahre 1634 eines sanften Todes. Seine letzten Worte waren: dein Reich komme, dein Wille geschehe!

Der Vf. schließt mit einer kurzen Vergleichung des nur rechtsgelehrten Coke mit seinem hochgebildeten Nebenbuhler Bacon, und trägt zwar kein Bedenken, den ersteren nicht bloß dem sittlichen Werthe, sondern auch dem politischen Verdienst nach viel höher zu stellen, läßt aber der Einseitigkeit desselben, gegenüber der Vielseitigkeit Bacon's, nicht volles Recht wiederfahren. Gegen den Kreis des Wissens, den Bacon umfing, war der, auf welchen Coke sich einschränkte, allerdings eng. Dafür besaß, ja beherrschte er denselben ganz und nahm daraus, nie anderswoher, die Mittel seiner großen Wirksamkeit. Mit einem Scharfsinne, der durch siegreiche Folgerungen aus dem bestehenden Rechte selbst zu ersetzen wußte, was diesem an Bestimmtheit des Ausdrucks abging, verband er eine unerschütterliche Willenskraft, das für Recht erkannte zu behaupten und zu vertheidigen, aber auch niemals zu überschreiten noch zu übertreiben. Kein Wunder, daß er in die Rechtsgelehrsamkeit so zu sagen eben so verliebt als darein vertieft war. In der Vorrede zu dem zweyten Theile seiner Rechtsfälle redet er den jungen Anfänger so an:

„Zu deiner Aufmunterung und Erquickung sieh die Meister des Rechts an, welche vor dir gelebt haben. Du wirst keinen finden, der sich in der Rechtsgelehrsamkeit ausgezeichnet und nicht aus den Brüsten dieser göttlichen Wissenschaft Ehrbarkeit, Würde und Selbständigkeit gesogen und durch Gottes Güte größeren Segen und Schmuck für sich selbst und seine Nachkommen, als aus irgend einem andern Berufe, davon getragen hätte. Bis jetzt sah ich nie einen lockern, sittenlosen Mann zu einer gesunden und vollkommenen Kenntniß des Rechts gelangen, andererseits sah ich nie einen Mann, der vortreflich als Rechtsgelehrter und dabey nicht ehrbar und rechtschaffen gewesen wäre."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Mai.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

La Thermochrôse ou la Coloration calorifique par Macédoine Melloni.

(Fortsetzung.)

Aus diesen Erfahrungsdaten geht hervor, daß die thermochroischen Körper bey geringer Dicke solche Strahlen noch durchlassen, die sie bey größerer Dicke gar nicht mehr geben, und daß der Körper, welcher bey gleicher Dicke weniger Wärme durchläßt als ein anderer, bey einer geringern Dicke mehr Wärme als dieser liefern kann. Hieraus läßt sich schließen, daß die Einwirkung thermochroischer Körper auf die Wärme nicht gleich an deren Oberfläche beendigt ist, sondern während des Fortgangs der Wärme im Innern des Körpers fort und fort noch thätig bleibt, ähnlich wie bey farbigen durchsichtigen Körpern die Dunkelheit des durchgehenden Lichtes mit deren Dicke zunimmt. Man geräth beym Ueberblick der vorstehenden Versuche auf den Gedanken, daß wohl alle thermochroischen Körper, wenn man ihnen nur die die dazu erforderliche Dünne geben könnte, sich zur strahlenden Wärme ganz so wie das athermochroische Steinsalz verhalten müßten. Annähernd wurde diese Vermuthung durch ein äußerst dünnes Glimmerblättchen bestätigt, welches an den obigen vier verschiedenen Wärmequellen die Zahlen 89, 89, 72, 69 lieferte.

Auf die hier beschriebenen Erfahrungen gründet Melloni ein sehr sinnreiches Verfahren, den Fortschritt der Veränderungen im Innern eines thermochroischen Körpers in Bezug auf die ihn durchstrahlende Wärme zu erforschen, welchen er dem ganz ähnlich findet, den das Licht bey seinem Durchgange durch farbige Mittel zeigt. Diese für die Theorie der strahlenden Wärme höchst wichtige Uebereinstimmung läßt sich aber auch und fast eben so gut aus ganz einfachen Beobachtungen herleiten. Es ist bekannt, daß wenn man farbige Lichter durch gefärbte Gläser betrachtet, jene um so lebhafter sich zeigen, je ähnlicher ihre Farbe der des Glases ist, durch welches man sie betrachtet, und daß jene farbigen Lichter um so unentschiedener und dunkler erscheinen, je mehr ihre Farbe der des Glases, wodurch man sie betrachtet, entgegengesetzt ist, und genau die gleichen Unterschiede zeigen ja auch die verschiedenen thermochroischen Körper an den verschiedenartigen Wärmequellen. Eben so gleichen die Wirkungen der thermochroischen Körper von verschiedener Dicke auf die sie durchstrahlende Wärme völlig denen, welche ein aus einem farbigen Mittel gebildetes Prisma mit sehr kleinem Winkel auf das Licht ausübt. Läßt man z. B. eine gefärbte Flüssigkeit zwischen zwey Plangläsern, die einen sehr kleinen Winkel mit einander bilden, sich erheben, wobey sie bekanntlich eine hyperbolische Gestalt annimmt, so zeigt sie sich zunächst an der Stelle, wo die beyden Gläser sich berühren, völlig weiß; in größerer Entfernung von dieser Stelle, wo die Flüssigkeit eine größere Dicke annimmt, zeigt sie sich gefärbt, und immer dunkler gefärbt, je mehr Dicke sie erhält, in solcher Weise, daß die Unterschiede der Helligkeit auf eine gleich lange Strecke um so geringer ausfallen, je größer die Dicke dieser Strecke schon ist. Ganz so verhalten sich auch die thermochroischen Körper, sie ändern die sie durchstrahlende Wärme bey höchst geringer Dicke fast gar nicht ab, bey zunehmender Dicke stets mehr

und mehr, und die Aenderungen in der durchgelassenen Wärmemenge werden bey gleicher Zunahme ihrer Dicke stets geringer, je dicker sie schon sind.

Nachdem Melloni auf die bisher angezeigte Weise mit großer Ausführlichkeit und vielem Erfolge den Satz durchgeführt hat, daß es vollkommen durchsichtige und farblose Mittel giebt, von denen die strahlende Wärme ganz so verschluckt und verändert wird wie das Licht von durchsichtigen und farbigen Substanzen, geht er noch zu einer andern Klasse von Thatsachen über, welche etwa noch vorhandene Zweifel völlig zu zerstreuen wohl geeignet sind. Nimmt man irgend eine farbige Glasplatte, stellt diese vor den Schirm des Meßapparats und ihr gegenüber die Lampe, deren Licht- und Wärmestrahlen durch die gefärbte Glasplatte hindurch auf die mit dem Multiplicator verbundene thermoelektrische Säule fällt, so wird der Multiplicator eine Abweichung der in ihm angebrachten Doppelnadel bewirken, deren Größe man leicht durch Annäherung der Lampe an den Schirm stets die gleiche werden lassen kann, etwa 20° oder 30°. Bringt man nun hinter die gefärbte Glasplatte noch eine ganz reine Alaunplatte, so daß das aus jener kommende Licht noch durch diese gehen muß, so wird die Nadel des Multiplicators im Allgemeinen zurückgehen, aber noch weit von 0° abstehen bleiben. Man findet indessen im Handel eine Art von blauem Glase, das durchaus kein rothes Licht durchläßt; wird dieses in dem eben beschriebenen Versuche an die Stelle von einem der vorigen gefärbten Gläser gesetzt, so geht die Nadel des Multiplicators genau auf 0° zurück, und diese Wirkungslosigkeit erhält sich noch, wenn auch die Stellen der Alaunplatte und dieser blauen Glasplatte gegenseitig mit einander verwechselt werden. Die Verbindung dieser beyden Platten bildet ein vollkommen adiathermisches Mittel, gleichwie die Verbindung derselben blauen Glasplatte, die von dem rothen Lichte nichts durch sich gehen läßt, mit einem rothen Glase, das keine andere Farbe als die rothe durch sich läßt, ein vollkommen undurchsichtiges Mittel liefert. Offenbar haben wir da, wo eine Verbindung zweyer Körper, von denen jeder für sich diathermisch ist, adiathermisch wird, und wo eine Verbindung zweyer Körper, von denen jeder für sich durchsichtig ist, undurchsichtig wird, einen Parallelismus der Ursachen in beyden Fällen vorauszusetzen, woraus eine neue Berechtigung für die Behauptung hervorgeht, daß die thermochroischen Körper dieselben Eigenschaften bezüglich der Wärmestrahlen besitzen, wie die farbigen durchsichtigen Mittel bezüglich der Lichtstrahlen.

Solche Eigenschaften diathermischer Körper, wie die hier angeregten sind, klären das Wesen der Thermochrose am besten auf, daher bleibt auch Melloni bey dem einen so eben besprochenen Beyspiele nicht stehen, derselbe stellt vielmehr in einer Tabelle 125 hierher gehörige Beobachtungen zusammen, um an ihnen den von ihm aufgestellten Satz zu prüfen, daß in der strahlenden Wärme und in den von ihr durchlaufenen Körpern eben solche Artverschiedenheiten und Gegensätze angetroffen werden, wie sie in Betreff des Lichtes dem Auge durch die Farbe kund gegeben werden. Diese letztern Versuche zeigen, daß der von Delaroche ausgesprochene Satz, wornach solche Wärmestrahlen, die schon eine Platte durchlaufen haben, durchgänglicher für jede folgende Platte seyn sollen, nur so lange wahr ist, als die folgende Platte aus derselben Substanz wie die vorangegangene besteht. In diesem Falle kommen die von der ersten Platte verschluckten Strahlen nicht mehr zur zweyten, von der sie ebenfalls zurückgehalten worden wären. Hat aber die zweyte Platte eine andere Art von Thermochrose als die erste, so wird sie von den aus der ersten Platte kommenden Strahlen um so weniger durch sich lassen, je entgegengesetzter die Einwirkungen der beyden Platten auf die strahlende Wärme sind; ja es wird gar keine Wärme aus der zweyten Platte hervorstrahlen, wenn die Thermochrosen beyder Platten einander gerade entgegengesetzt sind. Die Durchlassungsfähigkeit der zweyten Platte hängt lediglich von ihrer thermochroischen Verwandtschaft zur ersten Platte ab. Ueberhaupt liefern diese letztern Versuche eine Menge neuer Beweise für die Verschiedenheit der Thermochrose in den verschiedenen diathermischen Körpern.

An die bis jetzt beschriebenen Thatsachen reiht Melloni theoretische Betrachtungen an. Er bemerkt, wie er gleich bey seinen allerersten Untersuchungen auf den Unterschied der Körper hinsichtlich ihrer Fähig-

keit, vom Lichte und von der Wärme durchstrahlt zu werden, gestoßen sey, wie sich später hierzu die Ueberzeugung gesellt habe, daß völlig durchsichtige und farblose Körper eine wahrhafte Thermochrose besitzen; erst jetzt aber sey er, durch seine neuesten Beobachtungen geleitet, zu der Einsicht gekommen, daß diese Thermochrose in verschiedenen Körpern und selbst in Körpern von derselben Art sehr verschieden ausfallen könne. Die vorhandenen Thatsachen kündigen laut an, daß die verschiedenen Arten der strahlenden Wärme specifische Eigenschaften besitzen, welche denen der verschiedenfarbigen Lichtstrahlen gänzlich analog sind; da indessen dieselben Körper sich zu diesen beyderley Agentien oft in ganz entgegengesetzter Weise verhalten, so hielt man sich hierdurch aufgefordert, das Licht und die strahlende Wärme für wesentlich von einander verschiedene Dinge anzusehen. Melloni, der selbst eine Reihe von Jahren hindurch dieser Meinung anhing, ist aber jetzt zu der vollen Ueberzeugung gelangt, daß diese zweyerley Strahlungen und zweyerley Färbungen, geschweige ein Unterscheidungszeichen zwischen Licht und Wärme herzugeben, vielmehr das stärkste Band ausmachen, wodurch Licht und Wärmestrahlung unter sich vereinigt werden.

Im Laufe dieser theoretischen Betrachtungen hebt ihr Urheber den Umstand hervor, daß die Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit überhaupt keinen wesentlichen Unterschied zwischen den beyderley Strahlungen, der Wärme und des Lichts, anzeigen könne, weil zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren keine scharfe Grenze vorhanden sey. Verschiedene Personen bezeichnen die Grenzen des prismatischen Farbenbildes in sehr von einander abweichender Weise, und manche, worunter auch der berühmte Naturforscher Dalton gehörte, empfinden den Gegensatz der Farben in ihren Augen ganz und gar nicht. Hellseyn, Dunkelseyn und Färbung nehmen also Theil an der subjectiven Beschaffenheit unseres Auges und können daher nicht in absoluter Weise eine Zweyerleyheit des Agens, von dem die ganze Reihe der von der Sonne oder von irdischen Strahlenquellen ausgehenden Licht- oder Wärmeströmungen herstammt, uns ankündigen. So haben auch verschiedene Ohren nicht die gleichen Grenzen für die Hörbarkeit der Töne nach den beyden Seiten, der Höhe und der Tiefe hin, und ein Ohr ist für das Gefühl des Wohl- und Uebelklanges höchst empfänglich, während das andere Ohr kaum einen Unterschied zwischen dieser Art der Uebereinstimmung und des Widerstreites wahrzunehmen im Stande ist. So wenig nun diese im Ohre begründeten Verschiedenheiten einen innern Unterschied zwischen den gehörten und nicht gehörten Schallwellen anzuzeigen vermögen, ebenso wenig läßt sich daraus, daß die von heißen Körpern ausgehenden Strahlen theils gesehen werden und theils nicht, auf eine in der Natur dieser beyderley Strahlungen liegende, ihr Wesen betreffende Verschiedenheit schließen, wodurch wir gezwungen werden könnten, jenen beyderley Strahlungen ungleiche Ursachen beyzulegen. Von diesem Gesichtspunkte aus geht nun Melloni alle bisher aufgefundenen Thatsachen noch einmal durch und kommt zu dem Schlusse, daß sie ihre vollständige Erklärung in der Annahme finden, daß sämmtliche Strahlungen, sie mögen sichtbare oder unsichtbare seyn, von einem und demselben Agens herstammen, und daß die unsichtbaren dieselben Artverschiedenheiten in sich tragen, welche uns bey den sichtbaren Strahlen vom Auge durch den Unterschied der Farbe angezeigt werden.

Unser Autor ist bemüht, seinem Gegenstande noch von andern Seiten her beyzukommen. Zunächst untersucht derselbe, wie sich die aus einer leuchtenden Wärmequelle direct herkommenden Strahlen, oder auch nachdem sie durch Steinsalz, Alaun, Gyps oder schwarzes undurchsichtiges Glas gegangen sind, in ihrem fernern Durchgange durch farbige Gläser verhalten. Hierbey nimmt er wahr, daß die unmittelbar von der Wärmequelle herkommende und die zuvor durch das Steinsalz gegangene Strahlung in ihrem weitern Durchgange durch farbige Gläser aller Art völlig die gleichen Erscheinungen liefert, was auch sehr begreiflich ist, da das Steinsalz alle Strahlen, es mögen leuchtende oder dunkele seyn, mit derselben Leichtigkeit durch sich läßt. Ganz anders verhält sich die Sache beym Alaun, von welchem die vorangegangenen Versuche dargethan haben, daß er nur leuchtende, keine dunkeln Strahlen durch sich läßt. Hier geben die Versuche zu erkennen,

daß die zuvor durch Alaun gegangenen Strahlen durch die verschiedensten Mittel, wenn sie nur farblos und völlig durchsichtige waren, in gleicher Menge, und durch undurchsichtige gar nicht gehen; in ihrem Durchgange durch farbige Gläser aber traten, je nach der Farbe, sehr beträchtliche Unterschiede ein. Besonders auffallend war der Umstand, daß die helleren farbigen Gläser nicht immer die größte, und die dunkleren farbigen Gläser nicht immer die geringste Menge von der aus dem Alaun hervorstrahlenden Wärme durch sich ließen, daß im Gegentheile zuweilen die dunkelsten Gläser weitaus die größere Wärmemenge von sich gaben. Diese Sonderbarkeit hört jedoch auf es zu seyn, wenn man auf die längst bekannte Eigenthümlichkeit des farbigen Lichtes Rücksicht nimmt.

(Schluß folgt.)

The Birds of Asia. By J. Gould. Part. 1. London 1850. Fol.

Kaum hat Gould sein großes iconographisches Werk über die Vögel Australiens beendigt, als er schon wieder mit neuen großartigen Unternehmungen hervortritt, wie dieß nicht anders zu erwarten war, nachdem seine früheren, trotz ihrer Kostspieligkeit, einen guten Absatz gefunden hatten. So vortrefflich aber auch alle diese Leistungen in künstlerischer Hinsicht sind, so tragen sie doch nicht wenig dazu bey, den Kreis des ornithologischen Publikums immer mehr zu beschränken, da wenigstens auf dem Kontinente nur sehr wenige Privaten und Bibliotheken im Stande sind, die immensen Preise für die Gould'schen Werke aufzubringen, daher sie auch äußerst wenig Zoologen zugänglich werden und eben deßhalb die Zahl Derer, welche mit der Ornithologie sich in ihrer ganzen Ausdehnung befassen können, immer geringer werden muß. Es ist dieß ein Uebelstand, der sehr zu beklagen ist, zumal da er hauptsächlich durch Gould's übermäßig luxuriöse Ausstattung seiner Werke herbeygeführt wird, wofür ihm zwar die reichen Dilettanten, aber keineswegs die Männer vom Fach Dank wissen. Bey Vermeidung unnützen Prunkes könnten diese Arbeiten um die Hälfte des Preises geliefert werden, und würden gleichwohl noch durch Eleganz das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen auf sich ziehen.

Zu einer solchen Reduktion ist aber keine Hoffnung, so lange Gould für seine iconographischen Arbeiten in England einen so guten Absatz findet als bisher. Von seinen Birds of Europe, obwohl sie 76 Pfund Sterling kosten, waren am Schluße des Jahres 1848 nur noch neun Exemplare übrig, und diese sind sicherlich seitdem schon abgesetzt und damit das ganze Werk vergriffen. Eben so waren von seinen Birds of Australia, die auf 108 Pfund Sterling kommen, zur selbigen Zeit von den 250 Exemplaren, die er anfertigen ließ, bereits 180 abgesetzt und damit waren nicht bloß die Kosten gedeckt, sondern ein ansehnlicher Ueberschuß erzielt worden. Da seine übrigen kleineren, aber meist eben so luxuriös ausgestatteten Arbeiten einen gleich günstigen Absatz gefunden haben, so ist es kein Wunder, daß Gould als Maler sich nicht bewogen fühlt von seiner bisherigen Weise der Ausstattung abzulassen, wie dieß bey den 3 Werken, die jetzt von ihm neu ausgehen, der Fall ist.

Das eine von diesen sind die Mammals of Australia, von denen zwar die erste Lieferung bereits im Jahre 1845 erschienen ist, die aber seitdem ausgesetzt wurden und jetzt erst rasch weiter geführt und in 10—12 Lieferungen, jede zu 3L. 3s., vollendet werden sollen. Das zweyte führt den Titel: Monograph of the Trochilidae or Family of Humming-Birds, wovon bereits die erste Lieferung ausgegeben worden ist, die aber Ref. noch nicht gesehen hat. Da die Mehrzahl der Kolibris schon in prächtigen Abbildungen vorliegt, so kann der wissenschaftliche Ornitholog Umgang von diesem Bilderwerke nehmen und es lediglich dem reichen Dilettanten zum Amusement überlassen. Etwas Anders aber ist es mit dem dritten, von uns oben benannten Werke über die asiatischen Vögel, welches eine solche Menge neuer Entdeckungen bringen wird, daß es den wissenschaftlichen Zoologen und insbesondere den Vorständen großer zoologischer Sammlungen unumgänglich nöthig ist. Das erste Heft liegt uns bereits vor, und es genügt zu sagen, daß Text und Abbildungen ganz in der Weise der Birds of Europe und der Birds of Australia gehalten sind.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Mai.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

La Thermochrôse ou la Coloration calorifique par Macédoine Melloni.

(Schluß.)

Man weiß nämlich, daß die Wärme über die aufeinander folgenden prismatischen Farben sehr ungleich vertheilt ist, daß sie in den blauen Farben nur sehr schwach auftritt, in den gelben nach der Seite des Rothen hin mächtig anwächst, und gerade im dunkelsten Roth am stärksten ist; daher kann es kommen, daß helle Gläser, welche nur die mittlern Farben des Spectrums durch sich lassen, nur wenig Wärme liefern, falls sie alle Abstufungen des rothen Lichts verschlucken, während dunkle Gläser, welche die mittlern Farben verschlucken, viel Wärme geben können, falls sie nur die dunkelsten Abstufungen des rothen Lichtes durch sich lassen. Diese Erklärung der eigenthümlichen Wirkungsweise des Alauns in den gegenwärtigen Versuchen findet eine experimentelle Rechtfertigung in dem Umstande, daß solche dunkle farbige Gläser, welche viel Wärme durch sich lassen, immer auch solche sind, durch welche hindurch man den rothen Theil des Spectrums lebhaft wahrnimmt, daß hingegen solche hellfarbige Gläser, welche nur wenig Erwärmung zeigen, immer auch solche sind, durch welche hindurch die rothe Seite des Farbenbildes sich nicht erkennen läßt, daß endlich solche farbige Gläser, die zwischen den beyden vorigen in der Mitte liegen, auch mittlere Wirkungen hervorrufen. Die übrigen bey den jetzigen Versuchen sich zeigenden Erscheinungen benützt Melloni mit großer Geschicklichkeit dazu, seiner Ansicht von der Natur der strahlenden Wärme eine immer größere Begründung zu geben. Zuletzt stellt derselbe noch Versuche mit Steinsalzplatten an, die er auf einer Seite mit einer dünnern oder dickern Schicht von Lampenruß überzogen hatte, und knüpft an die so erhaltenen Resultate immer neue seinen Zweck fördernde Betrachtungen an.

Schwarzes Glas, schwarzer Glimmer und dünne Schichten von Lampenruß sind bis jetzt die einzigen Körper, welche bey völliger Undurchsichtigkeit doch noch dunkle Wärmestrahlen in erklecklicher Menge durch sich lassen. Mit den dünnsten Schichten dieser Körper, wobey sie noch undurchsichtig genug waren, um gegen die Sonne gehalten keine Spur von Licht durch sich zu lassen, stellt Melloni noch besondere Versuche in der Absicht an, um zu ermitteln, ob auch die aus so vollkommen undurchsichtigen Körpern hervorstrahlende dunkle Wärme noch zusammengesetzter Natur sey. Die mit diesen drey Substanzen unternommenen Versuche zeigten, daß sie die von verschiedenartigen Wärmequellen herkommenden Strahlen nicht in gleichen Verhältnissen durchlassen und daß auch die durchgelassenen Wärmestrahlen bey ihrem nachfolgenden Durchgange durch verschiedene thermochroische Substanzen hindurch sich wieder auf die mannigfaltigste Weise modificiren, so daß auch nicht einer von diesen Körpern die aus den undurchsichtigen Körpern kommende Wärme in den gleichen Verhältnißen durch sich läßt, wie der andere. Wie wäre dieß möglich, wenn die dunkle Wärme in sich gleichartig, und das Verhalten der diathermischen

Körper zu ihr nicht verschiedenartig wäre? Melloni zieht aus den hier besprochenen Versuchen die allgemeine Folgerung, daß jede aus einer leuchtenden Wärmequelle hervorgegangene Strahlung verschiedene Arten von dunkeln Wärmestrahlen in sich fasse. Auch macht er an dieser Stelle auf die aus seinen Versuchen sich ergebende Thatsache aufmerksam, daß unter 100 von der Oelflamme ausgehenden Strahlen auf 10 leuchtende 90 dunkle kommen; vom glühenden Platin ausgehende enthalten auf 2 leuchtende 98 dunkle und aus der Alkoholflamme kommen auf einen leuchtenden 99 dunkle, so daß also das Reich der dunkeln Wärme einen viel größern Umfang zu haben scheint als die mit dem Lichte vereinte Wärme.

Am Ende dieses Theils untersucht Melloni noch insbesondere die aus Körpern, welche unterhalb der Glühehitze sich befinden, hervorgehende dunkle strahlende Wärme, von welcher schon die vorangegangenen Versuche gezeigt hatten, daß die aus verschiedenartigen solchen Quellen ausstrahlende Wärme die verschiedenen thermochroischen Körper in sehr ungleichen Verhältnissen durchziehe, ja daß die aus Quellen von niederer Temperatur kommenden Strahlen oft von solchen Körpern nicht mehr durchgelassen werden, welche noch ganz wohl Strahlen, die von heißern dunkeln Quellen kommen, durchzulassen im Stande sind, wodurch sich eben diese beyderley Wärmestrahlungen als verschiedenartige zu erkennen geben. Unser Autor nimmt diesen Gegenstand hier aufs Neue mit aller erdenklichen Umsicht und Sorgfalt vor, und findet, daß heiße Körper, von denen der eine die Temperatur von 100°, der andere die von 400° hat, noch Wärmemengen ausschicken, die aus verschiedenartigen Bestandtheilen in ungleichen Verhältnissen zusammengesetzt sind, daß hingegen alle Wärmequellen unter 160° Wärme von der gleichen Zusammensetzungsweise auszuschicken scheinen, wenigstens in so weit die Versuche es anzuzeigen vermögen.

Referent hofft, daß der vorliegende Auszug ein, wenn auch nur mageres Bild nicht nur von dem, was Melloni in diesem ersten Theile seiner Thermochrose zu erstreben sich bemühte, sondern auch von der Art und Weise, wie er zu seinen Resultaten gelangt ist, dem Leser entgegenführen werde. Nach Melloni ist die völlig lichtlose Wärmestrahlung in den allermeisten Fällen schon aus verschiedenartigen elementaren dunkeln Strahlen zusammengesetzt, ähnlich wie fast alles Licht eine Mischung von verschiedenen elementaren farbigen Lichtern ist, und verschiedene Quellen der strahlenden Wärme schicken jene elementaren Strahlen in sehr verschiedener Zusammensetzungsweise von sich aus, ähnlich wie die mancherley Lichtquellen die elementaren farbigen Lichtstrahlen in sehr von einander abweichenden Verhältnissen gemischt in sich enthalten. Wie die durchsichtigen farbigen Körper verschiedenes in sie eindringendes Licht auf die mannigfaltigste Weise zu modificiren vermögen, eben so ändern auch die Körper, welche von der dunkeln Wärme durchzogen werden, diese in unendlich verschiedener Weise ab, theils indem sie einen Theil der elementaren Wärmestrahlen gar nicht mehr von sich geben, theils indem sie eine andere Zusammensetzungsweise in den elementaren Bestandtheilen der strahlenden Wärme zu Stande bringen. In diesem Sinne giebt es nach Melloni's Ausdrucksweise einerseits verschiedenfarbige unsichtbare strahlende Wärmen, wenn deren Zusammensetzungsweise aus den elementaren Wärmestrahlen eine verschiedene ist, und andererseits giebt es Körper, die bezüglich auf Wärmestrahlung auf eine nicht sichtbare Weise verschieden gefärbt sind, wenn sie die durch sie hindurch strahlende Wärme in verschiedener Weise abzuändern im Stande sind. Dabey können Körper, die am Lichte weiß und durchsichtig sich zeigen, in Bezug auf dunkle Wärme, wiewohl in unsichtbarer Weise als stark gefärbte auftreten, indem diese letztere Eigenschaft bloß vom Thermoscope, vom Auge nicht erkannt wird; auch sind Körper denkbar, und Melloni selbst hat deren mehrere aufgefunden, die völlig undurchsichtig, aber darum doch noch fähig sind, dunkle Wärme durch sich hindurch strahlen zu lassen, denn die Fähigkeit der Körper nur gewisse Strahlen durch sich hindurch gehen zu lassen, andere nicht, ist schrankenlos. Melloni erklärt sich gegen die Annahme, daß die sichtbaren und unsichtbaren Strahlen zwar neben ein-

ander bestehen, aber von zweyerley Ursachen herrühren, vielmehr dringt er darauf und giebt sich viele Mühe, es in entschiedener Weise darzuthun, daß durch die unendlichen Abstufungen der sichtbaren Strahlen ein unmerklicher Uebergang zu den unsichtbaren durch eine und dieselbe Naturkraft bewerkstelligt werde. Man sieht hieraus, daß Melloni's Aufgabe eine eben so schwierige als bedeutungsvolle war, und die Durchführung derselben in dem vorliegenden ersten Theile ist, wie es von diesem gewandten Gelehrten nicht anders zu erwarten war, in so glänzender Weise geschehen, daß wir den weitern Aufschlüssen, welche der kommende zweyte Theil zu geben verspricht, erwartungsvoll entgegensehen.

Das Beywort „farbig" von Melloni unter Umständen gebraucht, wobey das Auge gar kein Urtheil abzugeben hat, ist ein Sprung, den die Sprache thut, an den sich der Leser erst gewöhnt haben muß, bis er daran keinen Anstoß mehr nimmt. Es wäre zu wünschen, daß sich dafür ein anderes Wort setzen ließe, das, ohne minder bezeichnend zu seyn, diesen Uebelstand nicht mit sich führte.

Ohm.

Illustrations of the Zoology of South Africa; consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of Natural History collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836; fitted out by „The Cape of Good Hope Association for exploring Central Africa." By Andrew Smith M. D. Published under the Authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. London. 1849. 4.

In der Kapstadt hatte sich im Jahre 1833 eine Gesellschaft zur Erforschung Central-Afrikas begründet und diese hatte den Dr. A. Smith mit der Leitung einer dahin gerichteten Expedition betraut. Letztere trat schon im folgenden Jahre ihre Reise an und beendigte dieselbe im Jahre 1836, nachdem sie den Landstrich zwischen 31° und 23° 28′ s. Breite, und zwischen 25° und 27° 58′ Länge durchforscht hatte. Eine reiche Ausbeute an den mannigfaltigsten Thieren war die Folge dieser Reise. Da indeß die Gesellschaft nicht Mittel genug hatte, um die Bekanntmachung der neuen Entdeckungen zu übernehmen, so sandte sie den Chef der Expedition, den Dr. A. Smith nach London, um von der englischen Regierung zu diesem Behuf die nöthigen Mittel zu erlangen, die ihr auch durch Lord Glenelg gewährt wurden. Waren diese nun zwar nicht ausreichend, um alles Neue publiciren zu können, so waren sie doch immerhin so beträchtlich, daß die nunmehr vorliegenden vier Bände mit fünf Abtheilungen erscheinen konnten und zwar im Interesse des Publicums zu einem sehr mäßig gehaltenen Preise.

Der Anfang mit der Publication dieses Werkes war schon im Jahre 1838 gemacht worden, und die Lieferungen folgten sich auch anfangs ziemlich rasch; allein eine langwierige Krankheit des Verfassers und seine spätere Stellung als General-Inspector der Militärspitäler hatten den Fortgang sehr erlangsamt, so daß die 28. oder Schlußlieferung erst im vorigen Jahre in den Buchhandel gelangt ist. Das Ganze besteht jetzt aus fünf Abtheilungen, die folgende Thierklassen behandeln: Säugthiere, Vögel, Reptilien, Fische und wirbellose Thiere. Die vier ersten Abtheilungen hat Dr. Smith selbst bearbeitet; die fünfte hat den bekannten Entomologen W. S. Macleay zum Verfasser.

Von allen Abtheilungen kann man sagen, daß sie die Zoologie mit wichtigen neuen Entdeckungen bereichert und zur Kenntniß der afrikanischen Fauna

sehr schätzbare Beyträge geliefert haben. Die Beschreibungen sind genau und ausführlich, die Abbildungen gut und fleißig gearbeitet. Besonders rühmenswerth ist es, daß der Verf. sich nicht durch Gould's Vorgang zu unnützem Luxus in der Ausstattung seines Werkes hat hinreißen lassen, obschon solche in jeder Art würdig gehalten ist. Das von ihm gewählte große Quart-Format ist ausreichend, um selbst die größten Thiere noch in einem Maßstabe darstellen zu können, daß alle ihre charakteristischen Merkmale deutlich zum Vorschein kommen. Mehr aber braucht es bey naturhistorischen Abbildungen für wissenschaftliche Zwecke nicht; was darüber hinaus geht, ist verderblicher Luxus.

Wie erwähnt theilt sich das ganze Werk in fünf Abtheilungen, von denen jede einen besondern Titel führt und ihre Tafeln auch eine besondere Paginirung haben. Nur letztere sind beziffert, der Text ist es nicht und muß daher beym Binden nach der Reihenfolge der Tafeln geordnet werden, was allerdings ein Uebelstand ist, zumal der letztere keine systematische Ordnung einhält und man daher beym Nachschlagen beständig den Index nachsehen muß.

Da uns ein Eingehen in das Detail dieses Werkes zu weit führen würde, so begnügen wir uns mit der Angabe der Zahl der jede Abtheilung treffenden Kupfertafeln. Den Säugthieren sind 53 Tafeln gewidmet, doch fehlen dazwischen die Nummern 18 und 37. Die Vögel sind am reichlichsten bedacht, denn sie zählen 114 Tafeln. Auf die Reptilien sind 78 Tafeln gekommen; auf die Fische 31. Am meisten fragmentarisch sind die wirbellosen Thiere geblieben, denn ihnen sind nur 4 Tafeln bestimmt und der Text besteht bloß aus 2 Kapiteln, die von den Cetoniden Südafrikas und den kurzschwänzigen Decapoden des Kaps handeln; als Anhang folgt noch die Beschreibung einer neuen Art von Cerapterus.

Es ist zu bedauern, daß es dem Verf. nicht vergönnt war, alle seine neuen Entdeckungen und Beobachtungen zur Publicität zu bringen, sondern daß er nur mit einem Theile derselben sich begnügen mußte. Es wäre dadurch ein bedeutender Beytrag zur Kenntniß der geographischen Verbreitung der Thiere erlangt worden, weil dem Verf. die reichsten Sammlungen von südafrikanischen Thieren zur Benützung frey stunden. Wir würden ihm schon dafür sehr dankbar gewesen seyn, wenn er es nur bey den andern Wirbelthierklassen eben so wie bey den Reptilien gemacht hätte, daß er, wie bey diesen, am Schlusse jeder Klasse noch eine Uebersicht über alle einschlägigen in Südafrika gefundenen Arten gegeben hätte, wobey ihm die Gelegenheit eröffnet worden wäre, seine noch unpublicirten Arten wenigstens in kurzen Beschreibungen zur Kenntniß zu bringen. Die Fauna der südafrikanischen Wirbelthiere hätte in solcher Weise keinen bessern Bearbeiter als den Verf. des vorliegenden Werkes finden können.

Der Preis jeder der 28 Lieferungen, welche diese Illustrations ausmachen, beträgt 10 Schillinge, was bey den vielen colorirten Tafeln und der ganzen schönen äußern Ausstattung nicht zu viel ist. Es ist dieser verhältnißmäßig billige Ansatz ein Vorzug, den das vorliegende Werk vor vielen andern englischen voraus hat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Mai.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

I. Lehrbuch der Geognosie von Dr. Carl Friedrich Naumann. Erster Band mit 306 Figuren in Holzschnitt. Leipzig 1850. 1000 S. 8.

II. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Dr. Gustav Bischof. Erster Band mit 2 lithographirten Tafeln und 22 in den Text gedruckten Abbildungen. Bonn 1847. 989 S. — Zweyten Bandes 1 — 3. Abtheilung. Bonn 1847 — 1849. 794 S. 8.

III. Mittheilungen an den Geheimenrath v. Leonhard gerichtet von Dr. G. Bischof (Jahrb. für Mineralogie. 1850. S. 43 — 49).

Unter vorstehenden Titeln sind zwey Lehr- oder Handbücher der Geognosie im Erscheinen begriffen, die bey dem bewährten Rufe ihrer Verfasser die Beachtung aller Geognosten in hohem Grade verdienen und daher hier schon jetzt zur Besprechung kommen sollen, wenn gleich beyde noch nicht vollendet sind. Ihre gemeinschaftliche Besprechung wird um so mehr gerechtfertigt seyn, als im Lehrbuche von Naumann mehr der physikalische, in dem von Bischof mehr der chemische Standpunkt eingenommen ist und daher durch Vergleichung beyder die geologischen Fragen einer vielseitigeren Erörterung unterworfen werden können.

Der uns dermalen allein vorliegende erste Band von Naumann's Lehrbuch enthält die zum Verständnisse der eigentlichen Geognosie unentbehrlichen Lehren aus der Geognosie des Erdganzen und den präparativen Theil der Geognosie; der zweyte oder applicative Theil soll der Darstellung der einzelnen Gebirgsformationen in ihrer natürlichen Aufeinanderfolge, also in aufsteigender Ordnung, gewidmet werden. Wie der Verf. sein Material im ersten Bande angeordnet hat, läßt sich aus nachfolgender Uebersicht entnehmen.

Der erste Hauptabschnitt ist betitelt: „einige Lehren aus der Geognosie des Erdganzen." Er behandelt in 4 Kapiteln: 1) die Gestalt und Größe der Erde, 2) die mittlere Dichtigkeit der Erde, 3) Temperatur des Erdinnern und 4) Vulkanismus der Erde.

Der zweyte Hauptabschnitt ist gewidmet der „Chthonographie oder Geognosie der festen Erdkruste;" er theilt sich, wie erwähnt, in den präparativen und applicativen Theil, von denen nur der erstere im vorliegenden Bande und zwar in 4 Abschnitten abgehandelt wird.

I. Abschnitt: Morphologie der Erdoberfläche und zwar 1) Morphologie des Landes (Conturformen und Reliefformen des Landes), 2) Reliefformen des Meeresgrundes und 3) Entstehung der Continente und Gebirge.

II. Abschnitt: Petrographie und zwar 1) Hylologie der Gesteine, d. h. Betrachtung der allgemeinen materiellen Verhältnisse, der vorherrschenden chemischen und mineralischen Bestandtheile derselben; 2) Histologie der Gesteine, d. h. Betrachtung der Elemente, aus welchen, und der Gesetze, nach welchen die Gesteine aus diesen Elementen zu-

sammengefügt sind: Lehre von der Textur und Structur der Gesteine; 3) Morphologie der Gesteine, d. h. Betrachtung der Formen, in welchen die Gesteine aufzutreten pflegen (Stratifications-, Contractions-, Aggregations- und Concretions-Formen); 4) Synopsis der Gesteine, d. h. Aufstellung und Beschreibung der wichtigsten Gesteinsarten; 5) Petrogenie, d. h. Betrachtung über die wahrscheinliche Entstehungsweise der wichtigsten Gesteine, und 6) Allöosologie der Gesteine, d. h. Betrachtung der wichtigsten Umwandlungen, welchen die Gesteine im Laufe der Zeiten unterworfen waren oder noch gegenwärtig unterworfen sind.

III. Abschnitt: Paläontologie und zwar 1) Allgemeines, 2) fossile Pflanzen und 3) fossile Thierreste.

IV. Abschnitt: Geotektonik und zwar 1) Gebirgsglieder und allgemeine Verhältnisse derselben, 2) Structur- und Lagerungsverhältnisse der geschichteten Gebirgsglieder, 3) Lagerungsformen und Structurverhältnisse der massigen Gebirgsglieder und 4) Störungen des ursprünglichen Baues der Erdkruste.

Hiemit haben wir die Schematik des ersten Bandes von Naumann vorgelegt und zu ihrer Vervollständigung erübrigt nur noch, daß wir auf das Kapitel von der Synopsis der Gesteine näher eingehen. Der Verf. bringt diese in 3 Klassen: 1) krystallinische Gesteinsarten, d. h. wesentlich aus Individuen einer oder mehrerer bestimmten Mineralspecies bestehender und mit bestimmten Arten der Structur versehener Aggregate; 2) klastische Gesteinsarten, d. h. wesentlich aus Fragmenten einer oder mehrerer bestimmter anderer Gesteine bestehender und mit bestimmten Arten der Structur versehener Aggregate; 3) Gesteine, die weder krystallinisch noch klastisch sind und zwar a) amorphe, b) zoogene und c) phytogene Gesteinsarten.

Man ersieht schon aus dieser Vorlage der Schematik des ersten Bandes, daß eine klare Anordnung des Stoffes durchgreifend ist. Dazu kommt eine gründliche lichtvolle Auseinandersetzung des Materiales, gestützt auf umfassende Kenntniß der einschlägigen Literatur und auf eigene reiche Erfahrung, so daß dieses Lehrbuch nicht bloß auf den Bedarf der Jünger und Schüler sich beschränkt, sondern auch den Meistern und Lehrern der Geognosie vielfache Belehrung gewährt und jedenfalls ihr lebhaftestes Interesse erregen wird.

Von Bischof's Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie liegt uns der erste Band ganz und vom zweyten die ersten drey Abtheilungen vor, denen noch eine vierte als Schluß nachfolgen soll. Der erste Band behandelt in 3 Abschnitten folgende Gegenstände: I. Abschnitt: Lauf der Gewässer auf und in der Erde und zwar 1) Entstehung, unterirdischer Lauf und Hervorkommen der Quellen; 2) Temperaturverhältnisse der Quellen. — II. Abschnitt: feste und gasförmige Bestandtheile der Quellen und zwar 1) Durchdringbarkeit der Gesteine von Wasser, 2) Kohlensäure-Exhalationen. — III. Abschnitt: die chemischen Prozesse, welche in der Erdkruste auf nassem Wege von Statten gehen, und zwar zuerst Allgemeines, dann 1) Carbonate, 2) Chlorüre, Bromüre und Jodüre, 3) Fluorüre, 4) schwefelsaure Salze, 5) Säuren des Schwefels, 6) Borsäure und borsaure Salze, 7) phosphorsaure Salze, 8) Kieselsäure und kieselsaure Salze, 9) sedimentäre Bildungen, welche aus Gewässern durch chemische Wirkungen oder durch organische Thätigkeit theils unter unsern Augen entstehen, theils in der neuesten Zeit entstanden sind.

Die drey Abtheilungen des zweyten Bandes behandeln folgende Materien. I. Abschnitt: Vorkommen elementarer Stoffe im Mineralreiche und in der Atmosphäre und zwar 1) die atmosphärische Luft, 2) der Kohlenstoff (Graphit, Anthracit, Demant, Ursprung des Kohlenstoffs überhaupt und Entwicklung der Vegetation), 3) der Stickstoff und seine Verbindungen, 4) der Schwefel, 5) der Schwefel, Schwefelwasserstoff und Gips in ihren gegenseitigen Beziehungen. — II. Abschnitt: die Pseudomorphosen des Mineralreichs und zwar 1) Eintheilung der Pseudomorphosen, Bildung und Vorkommen derselben, 2) stöchiometrische Verhältnisse der Pseudomorphosen und ihre Bedeutung für geologische Forschungen. — III. Abschnitt: mineralogisch einfache Fossilien, welche die Gebirgssteine zusammensetzen und zwar 1) Feldspath, 2) Andalusit und Cordierit (pseudomorphe Bildung des Glimmers), 3) granatartige Fossilien, 4) Augit, 5) Diallag,

Bronzit und Hyperſthen, 6) augitiſche Gebirgsarten, 7) Olivin, 8) Baſalt. So weit reichen dieſe drey Abtheilungen.

Es iſt ſchon aus dieſer Inhaltsanzeige erſichtlich, daß Biſchof die Geognoſie hauptſächlich vom chemiſchen Geſichtspunkte aus behandelt und wir können hinzufügen, daß er dieſes mit großer Umſicht gethan hat und daß insbeſondere der von ihm betretene Weg, durch Pſeudomorphoſen eine Reihe von Geſteinsumwandlungen zu erklären, ganz geeignet erſcheint, ein helleres Licht über die Geneſis der Gebirgswelt zu verbreiten.

(Fortſetzung folgt.)

The Genera of Birds: comprising their generic characters, a notice of the habits of each genus and an extensive list of species referred to their several genera. By Georg Robert Gray. Illustrated by D. W. Mitchell. In three Volumes. London 1844—1849. Fol.

Ein koſtſpieliges, aber eben ſo verdienſtliches ornithologiſches Werk iſt vor Kurzem unter vorſtehendem Titel beendigt worden und zwar in einer ungemein kurzen Zeitfriſt, wenn man die Maſſe des zu bearbeitenden Materials und die Menge der beygegebenen colorirten Abbildungen in Erwägung zieht. Es iſt dieß ein Werk, für welches jeder Zoolog dem Verfaſſer zum Danke ſich verpflichtet fühlen wird; ein Werk, das ſowohl nach ſeinem wiſſenſchaftlichen Werthe als nach ſeinen iconographiſchen Leiſtungen einen ausgezeichneten Rang in der ornithologiſchen Literatur einnimmt und einem dringlichen Bedürfniſſe zum größten Theile abgeholfen hat.

Der ſyſtematiſche Theil der Ornithologie hat in den letzten drey Decennien eine gewaltige Aenderung dadurch erfahren, daß eine übergroße Menge neuer Gattungen ihm eingereiht wurden. Dieſe außerordentliche Vermehrung der Gattungen iſt nicht ſowohl durch die allerdings zahlreichen Entdeckungen neuer Arten innerhalb der genannten Zeitperiode veranlaßt worden, als vielmehr durch den Umſtand, daß Merkmale, auf die ſonſt kein generiſcher Werth gelegt wurde, auf Einmal den Werth generiſcher Merkmale erlangten und dadurch die alten Gattungen plötzlich in eine Menge neuer zerfällt wurden. Noch Temminck hatte im Jahre 1820 nicht mehr als 200 Gattungen aufgeſtellt; dermalen ſind ſie bereits über 2400 erlaufen.

Dieſe Vermehrung der Gattungen würde der Ornithologie nur zum Vortheile gereicht haben, wenn ihre Merkmale wären auf eine ſichere Grundlage geſtellt worden. Allein dieß war in der Mehrzahl nicht der Fall, und da zumal die Dilettanten in der Aufſtellung neuer Gattungen ſich zu überbieten ſtrebten und überdieß dieſelben nicht genau charakteriſirten und kein gleichmäßiges Princip feſthielten, ſo entſtand bald eine babyloniſche Namensverwirrung, die den ſtrengen Syſtematiker aus älterer Schule mit Widerwillen und Eckel gegen ein ſolches unwiſſenſchaftliches Treiben erfüllen mußte.

Es war daher ein höchſt verdienſtliches Unternehmen, als der Verf. vor zehn Jahren ein kleines Schriftchen unter dem Titel: **List of the Genera of Birds** herausgab, in welchem er ſich bemühte, die gräßliche Namensverwirrung zu löſen, und die Anzahl der Gattungen zu ermäßigen, indem er dieſen die überzähligen unterordnete, wobey er immer eine Art als Typus anführte. Obwohl alle Beſchreibungen fehlten und in dieſer Liſte weiter nichts als Namen zuſammengeſtellt waren, ſo war ſchon dieſe einfache Reviſion der Synonymik den Ornithologen ſo willkommen, daß die erſte Auflage augenblicklich vergriffen wurde und eine zweyte derſelben unverzüglich nachfolgen mußte.

Das gegenwärtige große Werk iſt nun eine weitere Ausführung der eben erwähnten Liſte. Hat letztere ſich bloß auf eine einfache Aufführung der Gattungsnamen beſchränkt, ſo ſind jetzt die vom Verf. angenommenen Gattungen nach ihren weſentlichen Merkmalen charakteriſirt worden. Und während in der Liſte nur eine Art von jeder Gattung benannt wurde, ſind jetzt alle Arten, die einer Gattung angehören, aufgeführt und zugleich ihre wichtigſten Synonyme beygebracht worden. Und nicht

genug, der Verf. hat auch von jedem Genus eine Species abbilden und auf besondern Tafeln noch die Details, als Schnabel, Füße, Flügel, darstellen lassen. Dadurch hat das Werk jetzt eine Ausdehnung gewonnen, daß es drey große Foliobände ausmacht und im Ladenpreis über 300 Gulden zu stehen kommt.

So hoch auch dieser Preis ist, so ist doch der wissenschaftliche und iconographische Werth des vorliegenden Werkes mit demselben nicht im Widerspruch, und jeder Systematiker wird dasselbe allen andern großen ornithologischen Werken, die in den letzteren Decennien erschienen sind, weit vorziehen, weil es das ornithologische Gebäude, dessen Fachwerk mit einem vollständigen Einsturz bedroht war, wieder auf eine feste Grundlage gebracht hat, daß man darin sich abermals ergehen und zurecht finden kann. All die neuen Gattungen, deren Stellung und Grenzen unsicher waren, sind nunmehr vollständig charakterisirt, ihre Synonymik geordnet und die sämmtlichen ihnen zuständigen Arten auch zugetheilt.

Ein derartiges Unternehmen war bisher seiner außerordentlichen Schwierigkeit wegen von Niemand versucht worden; der Verf. hat den ersten Versuch gemacht und eben dadurch den Ornithologen einen wesentlichen Dienst erzeigt. Mit Nachsicht ist es daher aufzunehmen, wenn hier und da in der Synonymik der Arten sich noch Unrichtigkeiten vorfinden, die sich leicht beseitigen werden, wenn die Ornithologen zusammenstehen, um die von dem Verf. vorgelegten Listen der Arten zu berichtigen, was er selbst schon zum Theil in einem Appendix gethan hat. Die Hauptsache ist doch bereits abgemacht.

Im Ganzen hat der Verf. über 2400 Gattungen aufgeführt, von denen er selbst 815 beybehalten hat; eine Anzahl, die mindestens um die Hälfte noch zu groß ist, da wenigstens bey der Halbscheide dieser 815 Gattungen die Merkmale zu geringfügig sind, als daß sie einen generischen Werth beanspruchen könnten. Artennamen finden sich über 15000 aufgezählt, unter welchen er ohngefähr 8000 als selbstständige Species hat gelten lassen. Auch diese Zahl dürfte noch zu groß seyn, da Lesson nach seiner letzten Zählung den Betrag aller Arten nur auf 6200 geschätzt hat und Hartlaub, der wohl unter den deutschen Ornithologen die größte Kenntniß der Vögelarten besitzt, ebenfalls der Meinung ist, daß die Summe der richtig festgestellten Arten nicht viel über 6000 sich belaufen wird. Schon aus diesen Angaben läßt sich ein Schluß auf den Werth der 2400 Gattungen ziehen, unter welche die neueren Ornithologen die 6000 Arten vertheilen wollten.

Besonderer Erwähnung verdienen die Abbildungen, da sie einen wesentlichen und wichtigen Bestandtheil des ganzen Werkes ausmachen. Auf 185 Tafeln sind die Hauptgattungen in colorirten Abbildungen dargestellt worden und zwar in solcher Vollendung, daß sie selbst noch den Gould'schen Tafeln vorzuziehen sind. Sehr lobenswerth ist es, daß der Verf. dabey, soweit es nur immer thunlich war, ganz neue oder doch wenigstens noch nicht abgebildete Arten ausgewählt hat. Außerdem sind eine Menge Erläuterungstafeln beygegeben, welche von allen beybehaltenen Gattungen die Abbildung der Köpfe, Füße und Flügel liefern. Auch diese sind mit großer Treue dargestellt; nur bey manchen Sing- und Wiedvögeln hätte die Beschuppung der Füße noch sorgfältiger ausgeführt werden dürfen.

Am Schluße hat der Verf. noch Verzeichnisse der in mehreren wichtigen neueren ornithologischen Bilderwerken enthaltenen Arten gegeben, nämlich von Temminck's Planches coloriées, Levaillant's oiseaux d'Afrique, Perroquets, Oiseaux de Paradis, Promerops und Oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes, ferner von Edward's Nat. Hist. of uncommon Birds und Gleanings of Nat. History, so wie von Vieillot's Oiseaux dorés und der Hist. nat. des plus beaux Oiseaux Chanteurs de la Zone torride. Ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Gattungs- und Artennamen dient zur wesentlichen Erleichterung der Benützung dieses werthvollen Werkes.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Mai.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. Lehrbuch der Geognosie von Dr. Carl Friedrich Naumann.

II. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Dr. Gustav Bischof.

III. Mittheilungen an den Geheimenrath v. Leonhard von Dr. C. Bischof.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich im Vorstehenden über den Inhalt dieser beyden Lehrbücher eine kurze Uebersicht gegeben habe, will ich mich jetzt einigen der hauptsächlichsten Controverspunkte in der Geologie zuwenden, um daran zu zeigen, in welcher Weise sich hierüber die beyden Verfasser aussprechen. Bekanntlich ist der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten noch lange nicht zu Ende geführt und jedes Lehrbuch der Geognosie kann nicht umhin sich auf denselben einzulassen und Parthey zu nehmen. Von Naumann wie von Bischof ist es aus ihren frühern Schriften bekannt, daß sie sich sehr entschieden zu Gunsten des Plutonismus erklärt hatten; daher mußte es mir, der ich seit längerer Zeit in diesen Streit mit verflochten bin, von Interesse seyn, wie sich nunmehr diese beyden hochgeachteten Naturforscher zu den strittigen Fragen gestellt haben. Da habe ich den zu meiner großen Befriedigung ersehen, daß Naumann, obwohl im Allgemeinenen den plutonistischen Standpunkt festhaltend und wo möglich gegen neuere Angriffe vertretend, doch da, wo er von den Argumenten der Gegner überführt ist, auch andern Ansichten Geltung zu Theil werden läßt und in dieser Beziehung einer rühmlichen Unpartheylichkeit sich befleißigt. Mit solchen Gegnern, die auf Gründe eingehen, läßt sich verhandeln und die gegenseitigen Erörterungen dienen dazu, den strittigen Gegenstand von mehreren Seiten zu beleuchten und dadurch genauer kennen zu lernen. Mit den Ultraplutonisten dagegen, die auf gar keine Gegengründe hören, die jeder Widerspruch, auch der bestbegründete, in Zorneswuth bringt, ist kein weiterer Verkehr möglich; diese muß man sich selbst überlassen. Was Bischof anbetrifft, so hat derselbe dem Neptunismus noch weit beträchtlichere Concessionen als Naumann eingeräumt, indem der größte Theil seines Werkes dazu bestimmt ist, dem Plutonismus durch die Chemie die usurpirte Gewalt zu entreißen und ihn mit einer sehr kleinen Appanage abzufinden. Die dermaligen Machthaber in der Geologie werden ihm freylich für sein Bemühen keinen sonderlichen Dank wissen.

Ich werde nun einige der wichtigsten Controverspunkte hervorheben, um zu zeigen, wie sich Naumann und Bischof zu ihnen stellen und was von unserer Seite darüber zu sagen ist.

Centralfeuer.

In der Annahme eines feurig-flüssigen Zustandes des Erdinnern stimmen Naumann und Bischof mit einander überein. Letzterer äußert sich sogar mit Unwillen, daß ein „Ultraneptunist“ die Allgemeinheit des „Gesetzes“ der Temperatur-Zunahme nach dem Innern der Erde zu bezweifeln gewagt habe.

„Ein solcher Zweifel," sagt Bischof in der Vorrede S. XIII, „kommt uns freylich nicht anders vor, als es uns vorkommen würde, wenn etwa Jemand an der Allgemeinheit des Gesetzes der Schwere zweifeln, oder wenn Jemand es für möglich halten wollte, daß Wasser bey seiner Zerlegung im glühenden Flintenlaufe jemals andere Bestandtheile als Wasserstoff und Sauerstoff geben könnte. Man hat allerdings noch nicht überall auf unserer Erde gebohrt, und mithin noch nicht überall die Temperatur-Zunahme nach dem Innern beobachtet; man hat aber auch noch nicht alle Steine von den Bergen herabfallen gesehen und noch nicht alles Wasser auf Erden durch glühende Flintenläufe streichen lassen."

Diese Argumentationsweise hat uns von Bischof verwundert, denn sie setzt offenbar höchst schwache Gegner voraus, die sich mit einer solchen Abtrumpfung befriedigen lassen. Daß die Steine nicht aufwärts, sondern abwärts fallen, weiß man aus einer sechstausendjährigen Erfahrung, weiß schon jedes Kind, das nur zu einiger Besinnung gekommen ist, und eben deßhalb hat noch Niemand an der Allgemeinheit des Gesetzes der Schwere gezweifelt. Daß ein und derselbe Körper der nämlichen Operation unterworfen immer dasselbe Resultat zeigen wird, ist auch noch von keinem Vernünftigen bezweifelt worden; dieß ist ebenfalls eine uralte Erfahrung. Das sogenannte Gesetz von der fortwährenden Temperaturzunahme im Innern der Erde aber kann sich zur Zeit noch auf so wenige Erfahrungen stützen, daß es höchstens auf das Recht einer Hypothese Anspruch machen kann. Dazu kommt nun aber noch, daß den Erfahrungen, auf welche sich die Annahme von der Temperatur-Zunahme im Erdinnern stützt, andere Erfahrungen, die damit nicht zu vereinbaren sind, entgegen gehalten werden können, ja daß selbst jene ersteren aus einer ganz andern Ursache als aus dem Centralfeuer sich ableiten lassen.

Es hat mich befremdet, daß Naumann, der doch meine Geschichte der Urwelt kennt, in dem Kapitel: „Zweifel gegen den feuerflüssigen Zustand des Erdinnern", nicht die Einwürfe gewürdigt hat, die ich deßhalb erhoben habe. Ich hätte wohl wissen mögen, wie er sich insbesondere der Argumentation von Prechtel gegen die Annahme eines Centralfeuers erwehrt hätte. So hat mich auch seine Erklärung von dem nicht minder constatirten Factum, daß im Meere die Temperatur abwärts abnimmt, nicht im Mindesten andern Sinnes gemacht. Er sagt nämlich:

„Diese Erscheinungen sind nothwendige Folgen der freyen Beweglichkeit der Theile innerhalb jeder Flüssigkeit, so wie der eigenthümlichen Dichtigkeitsverhältnisse des reinen Wassers und des Meereswassers bey verschiedenen Temperaturen. — — Die Wassermassen der Seen und des Meeres müssen nothwendig nach der Tiefe jene niedrigen Temperaturen zeigen und haben schon seit Jahrtausenden eine erkaltende Einwirkung ausgeübt; während die Oberfläche des Landes der Einwirkung der Sonne ausgesetzt ist, durch welche im Laufe der Zeiten eine, nach Maßgabe der geographischen Breite und anderer klimatischen Bedingungen, mehr oder weniger hohe Mitteltemperatur erzeugt worden ist."

Dagegen habe ich schon in meiner „Geschichte der Urwelt" erinnert, daß, da man die Tiefe des Meeres auf 26 — 27,000 Fuß schätzt, in solcher Tiefe der Meeresboden, bey Annahme eines Centralfeuers, eine Temperatur von 260 — 270° zeigen müßte. „Bey einer solchen Hitze aber müßte das in beständigem Sieden begriffene Wasser des Meeres nothwendig aufsteigen und den obern Schichten einen ungleich höhern Temperaturgrad mittheilen, als es durchgängig die Beobachtungen ergeben haben. Denn so gut die Polarkälte von oben nach unten abkühlend wirkt, ebenso gut und in demselben Grade müßte das Centralfeuer von unten nach oben erwärmen. Daß es dieß nicht thut, ist ein Beweis, daß es gar nicht existirt."

Diese meine Argumentation ist nun aber keineswegs durch Naumann entkräftet worden; dagegen ist sie neuerdings durch den Kapitän Sir James Clark Roß zur Evidenz gebracht worden. Bekanntlich war es bey der von diesem berühmten Seefahrer befehligten Südpol-Expedition eine Hauptaufgabe die Temperaturverhältnisse des Meeres zu erforschen, wozu er mit den besten Instrumenten ausgerüstet war. Aus einer Menge von Beobachtungen ergab sich ihm aber folgendes merkwürdiges Resultat. Ohngefähr unter dem 56° s. Breite zeigt sich ein Gürtel oder Kreis rund um die Erde, wo die mittlere Temperatur des Meeres von 39°.5 durch die ganze Tiefe desselben, von seiner Oberfläche an bis herab zum

Boden, gefunden wird. Nordwärts von diesem Kreise ist die Oberfläche des Meeres wärmer als seine mittlere Temperatur, wegen der Sonnenwärme, die es absorbirt hat und die seine Temperatur unter verschiedenen Breiten zu verschiedenen Tiefen erhöht. So wird unter 45° s. Breite die mittlere Temperatur von 39°.5 erst in der Tiefe von 600 Faden erreicht; in der äquatorialen und in den tropischen Regionen stellt sie sich gar erst bey 1200 Faden ein, unterhalb welcher der Ocean (bis zu 1850 Faden reichen die Messungen hinab) seine unveränderte mittlere Temperatur von 39°.5 beybehält, während die der Oberfläche 78° ist. Dagegen sehen wir südwärts jenes erwähnten Kreises, daß, in Ermangelung einer gleichen Sonnenaushülfe, die Wärmeausstrahlung des Oceans in den Raum veranlaßt, daß die Oberfläche des Meeres eine kältere Temperatur hat, so wie wir gegen den Süden vordringen. So z. B. beträgt unter 70° s. Breite die Temperatur der Meeresfläche 30°; man muß aber bis zur Tiefe von 750 Faden hinabsteigen, um die mittlere Temperatur von 39°.5 zu erreichen, welche von da an bis zu den größten Tiefen anhält. Aus den zahlreichen Beobachtungen, die auf der Reise des Erebus und Terror gemacht wurden, hat es sich ergeben, daß die mittlere Temperatur des Oceans ohngefähr 39°.5 oder $7\frac{1}{2}$° über den Gefrierpunkt des reinen Wassers beträgt, was so nah als möglich der Punkt seiner größten Dichtigkeit ist.

Daraus zieht Roß den Schluß: „daß die innere Erdwärme keinen Einfluß auf die Temperatur des Oceans ausübe, denn sonst könnten wir keine Abtheilung desselben finden, in welchem sie von der Oberfläche bis zu der größten Tiefe, die wir erreichten, gleichförmig wäre.“ Gegen diesen Schluß weiß ich nichts einzuwenden; damit fällt aber auch das Centralfeuer hinweg, denn wäre es vorhanden, so müßte es seinen Einfluß auf das über ihm befindliche Wasser geltend machen. Im Angesicht solcher Thatsachen sehe ich nicht ein, wie die Vertheidiger des Centralfeuers ihre Hypothese noch festhalten könnten, es müßte denn seyn, daß sie, wie ihnen schon Parrot gerathen hat, zu der weitern Annahme sich entschließen würden, daß das Centralfeuer nur unter dem Lande existire, gegen welch letztere Annahme jedoch Naumann sich verwahrt. Uns aber wird man es nicht verdenken können, wenn wir, nachdem uns jetzt die Beobachtungen von Roß vorliegen, um so weniger die Theorie vom Centralfeuer als ein Naturgesetz von gleicher Evidenz wie das der Schwere anerkennen, sondern in dieser Theorie nur eine Hypothese sehen, die zwar einigen Schein, aber keine Realität hat.

Hebungstheorie.

Die Annahme einer vulkanischen Beschaffenheit des Erdinnern ist für Vulkanisten und Plutonisten eine Nothwendigkeit, um daraus die angeblichen vorgeschichtlichen und modernen Erhebungen der Gebirge und des festen Landes begründen zu können. Naumann ist daher ein eifriger Verfechter der Hebungstheorie nach allen ihren Richtungen. So z. B. erklärt er (S. 981) die vulkanistische Ansicht von der steilen Stellung der Schichten für die allein rationelle; gleichwohl gesteht er (S. 984 u. f.) selbst zu, daß mitunter ihre Annahme doch auch irrationell sey und „daß man die Zulässigkeit derselben bezweifeln muß.“ Dahin gehören, wie er sagt, zuvörderst die fächerförmigen Schichtungssysteme von Gneiß, Granitgneiß, Grünstein u. s. w., welche zwischen Glimmerschiefer, Thonschiefer oder auch zwischen unzweifelhaft sedimentären Gesteinen dergestalt eingekeilt sind, daß sich die zunächst aneinander grenzenden Schichten des centralen Gesteins und der äußeren Gesteine in concordanter Lagerung befinden. Eben so räthselhaft erscheinen ihm die zuweilen vorkommenden vertikalen Schichtensysteme, welche zwischen anderen geschichteten Gebirgsgliedern von geneigter Schichtenstellung auf eine solche Weise eingeschlossen sind, daß sich die Schichten der letztern an den senkrechten Schichten der erstern abstoßen. Endlich erkennt es Naumann auch an, daß es seine großen Schwierigkeiten habe, die oft 10 bis 30 und mehre Meilen breiten, dabey weit fortziehenden Schichtensysteme von steil aufgerichteten und vertikalen Schichten kryptogener Gesteine, unter welchen er Glimmerschiefer, Thon-, Chlorit-, Talk-, Hornblendeschiefer, Quarzite versteht, als ursprünglich horizontale und erst später aufgerichtete Schichten

zu betrachten. Er sieht darin „eine so ganz eigenthümliche Architektonik, daß wir uns vor der Hand bescheiden müssen, sie als eine Thatsache anzuerkennen, deren genügende Erklärung der Wissenschaft bis jetzt noch unmöglich gewesen ist.“

(Fortsetzung folgt).

Horae ichthyologicae. Beschreibung und Abbildung neuer Fische. Von Dr. Johannes Müller und Dr. F. H. Troschel. Berlin 1845 und 1849. 3 Hefte mit 16 Kupfertafeln. Groß Quart.

Zu den vielen beklagenswerthen Folgen, welche die verhängnißvollen Märzereignisse über unser deutsches Vaterland, wie überhaupt über einen großen Theil des europäischen Continents gebracht haben, gehören auch die Störungen, welche die Publikation großer wissenschaftlicher Werke erfahren hat. Eine Zeit lang waren diese ganz darnieder gehalten und sie mußten den politischen Libellen, die eben so schnell als sie entstanden waren, in Vergessenheit verfielen, den Markt gänzlich überlassen. Jetzt fängt es allerdings auf dem literarischen Gebiete da und dort an in ernstlicheren Unternehmungen sich wieder zu regen; gleichwohl gehören solche Erscheinungen doch immer noch zu den seltenen und um so freudiger sollen sie daher von uns begrüßt seyn.

Die Ichthyologie hat bisher unter allen Wirbelthier-Klassen die wenigsten Bearbeiter gefunden und die Mehrzahl der zoologischen Sammlungen ist in der Regel mit Fischen am wenigsten bedacht, obwohl letztere an Anzahl der Arten jede andere Klasse von Vertebraten übertreffen. Die geringere Theilnahme, die diese Thiere von den Naturforschern und Sammlern erfahren haben, liegt zum Theil in dem unscheinlicheren äußeren Ansehen, denn wenn auch viele im Leben mit den schönsten Farben prangen, so gehn diese doch schnell nach dem Tode verloren; das Haupthinderniß macht aber die größere Schwierigkeit, sich diese Thiere zu verschaffen, und ihre Aufbewahrung ist auch mit mancherley Unbequemlichkeiten verknüpft. Es haben daher auch die Dilettanten, die bloß am Sammeln augenfälliger und leicht behandelbarer Naturalien ihre Freude haben, die Klasse der Fische ganz außer Acht gelassen und ihre Bearbeitung ist, und zwar zum großen Gewinn, lediglich in den Händen wissenschaftlicher Forscher geblieben. Haben sich unter diesen auch nur wenige vorzugsweise mit der Ichthyologie befaßt, so sind es doch gerade ausgezeichnet tüchtige Männer gewesen, die sich mit ihrer Bearbeitung beschäftigt haben.

Seit längerer Zeit hat sich auch J. Müller mit dem Studium der Fische befaßt und aus seinen umfassenden zootomischen Untersuchungen ist zugleich eine ganz neue, tiefer greifende Systematik dieser Klasse hervorgegangen. Wie er früher mit Henle zur „systematischen Beschreibung der Plagiostomen“ sich vereint hatte, so nun mit Troschel, um unter dem Titel: Horae ichthyologicae neue Arten und Gattungen von Fischen zu beschreiben und in Abbildungen vorzulegen. Wo das ihnen zu Gebote stehende Material reich und ergiebig ist, wollen die beyden Verfasser Monographien ganzer Familien geben, wo nicht, lediglich auf Mittheilung des Neuen sich beschränken.

Die beyden ersten Hefte sind zugleich miteinander im Jahre 1845 erschienen. Sie brachten eine Monographie der Familie der Characinen, deren Arten durch sie auf 88 erhöht wurden, indem die Verfasser 19 neue Arten aufstellten und zu ihrer Erläuterung 11 Kupfertafeln beyfügten. In dem vor Kurzem erschienenen dritten Hefte sind neue Formen aus den Familien Siluroidei, Gymnotini, Discoboli, Percoidei, Pseudochromidae, Sciaenoidei, Maenoidei und Scomberoidei beschrieben und zum Theil auf 5 Kupfertafeln bildlich dargestellt. Sämmtliche Beschreibungen in den 3 vorliegenden Heften sind von größter wissenschaftlicher Strenge und Genauigkeit, und die in Kupfer gestochenen Abbildungen gehören zu den schönsten und verläßigsten, die aus dieser Klasse erschienen sind. Es ist zu wünschen, daß die Hefte von nun an in kürzeren Zeitfristen, als es mit dem dritten der Fall war, sich folgen möchten, da die ichthyologische Literatur durch sie eine höchst werthvolle Bereicherung, sowohl in wissenschaftlicher als artistischer Beziehung, erlangt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Mai.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Dr. D. A. Godron, De l'espèce des races dans les êtres organisés de la période géologique actuelle. Nanci 1848.

Alex. von Humboldt, Ansichten der Natur. 3. Aufl. Bd. 1. 2. Stuttg. 1848.

L. Fraser, Zoologia typica. Lond. 1849.

Dr. Fr. Rossi, Systemat. Verzeichniß der zweyflügelichten Insekten des Erzherzogthums Oesterreich. Wien 1849.

J. O. Westwood, Arcana entomologica. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

M. Lesson, Description de Mammifères et d'oiseaux récemment découverts, précédé d'un tableau sur les races humaines. Paris 1847.

Dr. A. Krohn, Beytrag zur Entwicklungsgeschichte der Seegellarven. Heidelb. 1849.

M. Bach, Käferfauna der preußischen Rheinlande. Lief. 1. Coblenz 1849.

Dr. A. Garcke, Flora von Nord- und Mitteldeutschland. Berlin 1849.

Dr. E. Wolff, Das Keimen, Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen. Bautzen 1849.

Dr. Lantzius-Beninga, Beyträge zur Kenntniß der Flora Ostfrieslands. Göttingen 1849.

F. Th. Kützing, Species Algarum. Leipz. 1849.

C. F. v. Gärtner, Versuche und Beobachtungen über die Bastarderzeugung im Pflanzenreich. Stuttgart 1849.

— — Methode der künstlichen Bastardbefruchtung der Gewächse. Stuttg. 1849.

Jos. Dalton Hooker, The Rhododendrons of Sikkim-Himalaya. Ed. by W. J. Hooker. London 1849.

H. B. Geinitz, Das Quadersandsteingebirge oder Kreidegebirge in Deutschland. Freiberg 1849.

A. v. Morlott, Ueber die geologischen Verhältnisse von Istrien mit Berücksichtigung Dalmatiens. Wien 1849.

A. Breithaupt, Die Paragenesis der Mineralien. Freiberg 1849.

A. Rivière, Etudes géologiques et minéralogiques. P. I. Considérations pour servir à la théorie de la classification rationelle des terrains. Par. 1847.

Dr. H. Kopp, Einleitung in die Krystallographie. Mit Atlas. Braunschweig 1849.

M. A. Drian, Minéralogie et Pétrologie des environs de Lyon. Ouvrage couronné. Lyon 1849.

W. Löbe, Handbuch des Ackerbaues. Dresden 1849.

K. Musch, Die Production des Alkohols aus Kartoffeln und Getreide. Berlin 1849.

H. Vordemann, Die neuesten Erfindungen in der Soda- und Glaubersalz-Fabrication. Quedlinb. 1849.

Dr. A. G. Schweitzer, Ueber Wirthschaftseinrichtungen. Leipzig 1849.

J. H. Schmidt, Ueber die zweckmäßigste Cultur der einheim. Bau- und Nutzhölzer. Berlin 1849.

Dr. G. Landau, Beyträge zur Geschichte der Jagd und der Falknerey in Deutschland. Kassel 1849.

Dr. Klencke, Die Cultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenraupe als Erwerbsmittel in Deutschland. Nordhausen 1849.

H. v. Gerstenbergk, Der Erdmandelbau im Großen. Erfurt 1849.

H. Cotta, Grundriß der Forstwissenschaft. 4. verb. Aufl. Leipzig 1849.

— — Anweisung zum Waldbau. 7. verb. Aufl. herausg. von E. v. Berg. Leipzig 1849.

Handbuch der gesammten Bierbrauerey. Bd. I. Die bayerische Bierbrauerey von Al. Ziegler. Leipzig 1849.

W. Protz, Der Ackerbau nach Naturgesetzen. Leipzig 1850.

W. Löbe, Die landwirthschaftlichen Lehranstalten Europa's, ihre Geschichte, Organisation und Frequenz. Stuttg. 1849.

Clinton, Die Geheimnisse der Angel- und Netzfischerey. Aus dem Engl. von J. E. v. Reider. Jüterbogk 1849.

Dr. Chr. H. Schmidt, Die Formschneidekunst. Weimar 1849.

C. F. Plattner, Beytrag zur Erweiterung der Probirkunst. Freiberg 1849.

Fr. A. Schmid, Deutsche Bergwerkszustände. Dresden 1848.

A. Fr. v. Hingenau, Beyträge zur staatswissenschaftlichen Behandlung der Montan-Industrie. Th. 1. Bergwirthschaftslehre. Brünn 1849.

Studien des Göttingischen Vereins bergmännischer Freunde. Herausg. von J. F. L. Hausmann. Bd. 1 — 5. Göttingen 1849.

C. L. Michelet, Die gesellschaftliche Frage in ihrem Verhältnisse zum freyen Handel. Berlin 1849.

F. Fr. v. Sommaruga, Ueber Errichtung von Handelsgerichten in Oesterreich. Wien 1849.

W. H. Nopitsch, Kaufmännische Berichte, gesammelt auf einer Reise um die Welt mit der Kriegs-Corvette Galathea in den Jahren 1845, 46 und 47. Hamburg 1849.

J. Müller, De Nederlandsche Handel-Maatschappij getoetst aan het belang der natie. Amsterdam 1848.

Dr. J. Blaschke, Das österreichische Wechselrecht in seinem ganzen Umfange. Gratz 1848.

Dr. C. A. C. Calinich, Seelenlehre. Dresd. 1849.

Dr. E. Marchand, De l'influence comparative du régime végétal et du régime animal sur la physique et le moral de l'homme. Par. 1849.

Br. Zacharias, Numotheca numismatica Latomorum. Dresd. 1840 — 46.

Aug. Chaho, Philosophie des religions comparées. 3. édition. Vol. 1. 2. Par. 1841.

J. E. Aichinger, Organische Entwickelung der Intelligenz und Sprache. Linz 1849.

Dr. G. Baur, Grundzüge der Erziehungslehre. 2. verb. Aufl. Gießen 1849.

Dr. F. H. Th. Allihn, Ueber die Bedeutung des Studiums des griech. Alterthums für philosoph. Bildung in gegenwärtiger Zeit. Nordhausen 1849.

Dr. J. E. Erdmann, Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. 2. verb. Aufl. Halle 1849.

J. J. Hanusch, Handbuch der Erfahrungs-Seelenlehre in philosophisches Wissen einleitend entworfen. 3. umgearb. Aufl. Brünn 1849.

A. L. Kym, Hegel's Dialectik in ihrer Anwendung auf die Geschichte der Philosophie. Zürich 1849.

F. Dorguth, Grundkritik der Dialektik und des Identitäts-Systems. Magdeb. 1849.

Dr. G. Scheve, Ueber die Einheit der Seele. Heidelb. 1849.

J. B. Mayer, Theismus und Pantheismus. Freiburg 1849.

Dr. J. Galba, Allgemeine Lebensphilosophie. Wien 1849.

R. Wagner, Die Kunst und die Revolution. Leipzig 1849.

Dr. K. Fischer, Diotima. Die Idee des Schönen. Philosophische Briefe. Pforzheim 1849.

H. V. Huntley, Peregrine Scrambles or thirty years adventures of a blue jacket. Par. 1849.

G. G. Gervinus, Shakespeare. Bd. 1. 2. Leipzig 1849.

Ad. Stahr, Die Republikaner in Neapel. Th. 1 — 3. Berlin 1849.

Fr. Soltau, Ueber den ersten Theil von Göthes Faust. Schwerin 1849.

K. Simrock, Die geschichtlichen deutschen Sagen. Frankfurt 1849.

v. Redwitz, Amaranth. Gedicht. Mainz 1849.

H. v. Rebenstock, Walhalla der Menschheit. Th. 1. 2. Crefeld 1848.

A. Patuzzi, Der Thron von Württemberg. Dichtungen. Chur 1848.

F. Lewald, Prinz Louis Ferdinand. Breslau 1849.

F. Gerstäcker, Amerikanische Wald- und Strombilder. Th. 1. 2. Leipzig 1849.

Preußen vor dem 18. März. Th. 1. 2. Leipzig 1849.

Fr. Gerstäcker, Pfarrer und Schule. Th. 1—3. Leipzig 1849.

A. Fürstenhaupt, Georg Sabinus, der Sänger der Hohenzoller'schen Dynastie. Berlin 1849.

H. Düntzer, Zu Göthe's Jubelfeyer. Studien zu Göthe's Werken. Elberfeld 1849.

H. v. Bequignolles, Hilario. Dramatische Studien zu Göthe's Faust. Leipzig 1849.

L. Tieck, Epilog zur 100jährigen Geburtsfeyer Göthes. Berlin 1849.

Fr. Noesselt, Lehrbuch der deutschen Literatur. Bd. 1 — 3. Breslau 1849.

J. Kehrein, Proben der deutschen Poesie und Prosa vom 4. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Th. 1, 4—15. Jahrhundert. Jena 1849.

J. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter. 2. Aufl. Karlsruhe 1849.

G. G. Gervinus, Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 4. verb. Aufl. Leipzig 1849.

C. v. Falkenstein, Das Buch der Kaisersagen. Schw. Hall 1850.

H. P. Holst, Digte. Kjobenh. 1840.

L. Holberg, Samtlige Comoedier. Udgivne med Anmaerkninger ... ved A. E. Boye. Kjobenh. 1843.

Henr. Hertz, Tyrfing, et nordisk digt fra den mythiske Tid. Kjobenhavn 1849.

Briefwechsel Pabsts Hadrian VI. mit Desiderius Erasmus von Rotterdam. Frankf. 1849.

Bar. J. de Saint-Genois, Sur des lettres inédites de Jacques de Vitry, évèque de Saint Jean-d'Acre, cardinal et légat du Pape, écrits en 1216. Bruxelles 1849.

Letters of eminent persons addressed to David Hume from the papers bequeathed by his nephew to the royal society of Edinburgh. Edinb. 1849.

F. Goldmann, Briefe aus Wisconsin in Nordamerika. Leipzig 1849.

Le Roux de Lincy, Le livre des proverbes français. Vol. 1. 2. Par. 1842.

Transactions of the art-union of Philadelphia for the year 1849. Philadelphia 1849.

F. G. Waldmüller, Vorschläge zur Reform der österreich. kaiserlichen Akademie der bildenden Künste. Wien 1849.

Weigel, Kunstlager-Katalog. Abth. 1 — 20. Leipzig 1848 — 49.

Dr. J. G. Schadow, Kunst-Werke und Kunst-Ansichten. Berlin 1849.

Alfr. Rethel, Auch ein Todtentanz aus dem Jahre 1848. Leipzig 1849.

P. A. Jeanron, Origine et progrès de l'art. Paris 1849.

Dr. G. Heider, Ueber Thier-Symbolik und das Symbol des Löwen in der christlichen Kunst. Wien 1849.

C. Boutell, Christian Monuments in England and Wales. P. I. London 1849.

A. Bonnardot, Histoire artistique et archéologique de la gravure en France. Par. 1849.

C. F. Becker, Die Tonkünstler des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1849.

P. J. Proudhon, Idées révolutionnaires. Par. 1849.

Der neue Machiavel. Ein Buch für Fürsten. Leipzig 1849.

G. W. Lewis, An essay on the influence of authority in matters of opinion. Lond. 1849.

Dr. L. H. Fischer, Der Patrimonial-Staat und die Demokratie. Jena 1849.

Dr. Fr. von der Decken-Himmelreich, Gesellschaft, Kirche, Staat. Ratibor 1849.

K. F. E. Trahndorff, Das ursprüngliche Recht nicht als philosophische Hypothese, sondern seiner Wahrheit nach erörtert. Landsberg 1849.

C. L. Michelet, Die Lösung der gesellschaftlichen Frage. Frankf. 1849.

Th. Hilgärd, Eine Stimme aus Nordamerika. Heidelberg 1849.

A. Arnold, Einleitung in die Staatslehren durch tabellarische und vergleichende Darstellung von sieben neuen Verfassungen. Berlin 1849.

F. Coßmann, Beytrag zur Lösung der socialen Frage. Koblenz 1849.

M. A. Boissonneau, Des moyens de pacification générale. Par. 1849.

J. Beyer, Ueber den Unterschied der Stände und die Ungleichheit des Besitzes. Bautzen 1849.

M. G. v. Paucker, Der Lebensvertrag. Mitau 1848.

v. Wichura, Die vereinigte Arbeit und die Theilnahme des Staates an der Aufhülfe der Arbeiter. Ratibor 1849.

M. G. Ferrus, Des prisonniers, de l'emprisonnement et des prisons. Par. 1850.

Strenner, Ein Generalstab. Im prakt. Einklange mit der Armee. Wien 1849.

v. Stern-Gwiazdowski, Ueber Partikularbedeckungen der Batterien. Altenburg 1849.

W. v. Kamptz, Die Vertheidigung der Festungen. Berlin 1849.

Encyklopädisches Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften. Bd. 37. Zertrennung — Zymom. Schluß des Werkes. Berlin 1849.

Dr. Ch. Robin, Du microscope et des injections dans leurs applications à l'anatomie et à la pathologie. Paris 1849.

N. Lieberkühn, De structura gangliorum penitiori. Berol. 1849.

Dr. K. G. Jung, Ueber das Gewölbe in dem menschlichen Gehirne. Basel 1847.

Dr. Bourgery, Traité complet de l'anatomie de l'homme comprenant la medecine operatoire, Vol. 1 — 7. Par. 1837 — 40.

F. A. Longet, Anatomie und Physiologie des Nervensystems der Menschen und der Wirbelthiere. Aus dem Franz. von Dr. J. A. Hein. Bd. 2. Schluß. Leipzig 1849.

Dr. G. Taussig, Cenno critico sulla cura della tise polmonare. Firenze 1845.

J. Annesley, Sketches of the most prevalent diseases of India, comprising a treat on the epid. chol. of the East. A. d. Engl. von Dr. Himly. Göttingen 1831.

Dr. R. H. Lotze, Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. 2. verb. Aufl. Leipzig 1848.

Dr. C. F. Fuchs, Die Bronchitis der Kinder. Leipzig 1849.

Dr. H. Klencke, Pathologische Briefe. Osterrode 1847.

M. Frank, Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der objektiven otiatrischen Diagnostik. München 1849.

Dr. J. Dietl, Anatomische Klinik der Gehirnkrankheiten. Wien 1846.

Dr. K. Ch. Anton, Die bewährtesten Heilformeln für die epid. Cholera. Leipzig 1849.

Middelsdorpf, Der Namen und das Wesen der Entzündung. Breslau 1849.

Dr. S. Gutmann, Un préservatif contre le choléra-morbus. Par. 1850.

A. Burns, Observations on some of the most frequent and important diseases of the heart. Edinb. 1849.

Dr. C. A. Hille, Skizzen gesammelt auf einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Frankreich und England, mit bes. Berücksichtigung der operativen Chirurgie. Leipzig 1849.

Dr. C. Baumann, Ueber die Natur und Behandlung der Wunden. Leipzig 1849.

M. Boissonneau, Yeux artificiels mobiles. Par. 1849.

Ch. Ch. Steinbrenner, Die Impflehre. Sulzbach 1849.

Dr. C. T. Schober, Mittheilungen über das K. Bad Oeynhausen bey Rehme Neusalzwerk. Berlin 1849.

Dr. F. J. Höring, Mergentheim und seine Heilquelle. Mergentheim 1849.

O. A. Zinrek, Der Staat und die Apotheken. Berlin 1849.

Dr. L. Hoffmann, Teplitz und sein romantisches Thal. Berlin 1849.

Dr. C. Fr. R. Reuter, Die Medizinalverfassung des Herzogthums Nassau. Wiesbaden 1849.

Dr. H. Fr. Kilian, Operationslehre für Geburtshelfer. 2. verm. Aufl. Bd. 1. 2. Bonn 1849.

Dr. W. H. Busch, Lehrbuch der Geburtskunde. 5. verm. Aufl. Berlin 1849.

Dr. E. H. Suckow, Die gerichtlich-medizinische Beurtheilung des Leichenbefunds. Jena 1849.

W. Rosenbaum, Die Wuthkrankheit bey den Haussäugethieren. Zerbst 1848.

C. F. John, Die Aufstallung, Fütterung, Wartung und Behandlung der Hausthiere. Zerbst 1848.

Dr. E. Hering, Spezielle Pathologie und Therapie für Thierärzte. 2. verb. Aufl. Stuttg. 1849.

W. T. G. Spinola, Sammlung von thierärztlichen Gutachten, Berichten und Protokollen. 2. verm. Aufl. Berlin 1849.

Dr. Falke, Propädeutik und encyklopädische Uebersicht der Thierheilkunde nebst ihrer neuern besseren Literatur. Leipzig 1849.

Dr. Schmid und Dr. Wolff, Allgemeine deutsche Gerichtszeitung. Leipzig 1849.

Lex Romana Visigothorum. Editio post Sichardum prima. Fasc. II. et ultimus. Breviarii pars posterior. Appendices. Prolegomena. Instr. G. Haenel. Lips. 1849.

Dr. Zielonacki, Kritische Erörterungen über die Servitutenlehre nach dem römischen Rechte. Breslau 1849.

Dr. G. J. Ribbentrop, Zur Lehre von den Correal-Obligationen. Göttingen 1831.

G. E. Heimbach, Die Lehre von dem Creditum nach den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten. Leipzig 1849.

Entwurf einer allg. Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland. Darmstadt 1848.

Dr. J. Weiske, Ueber Gemeindegüter und deren Benützung durch die Mitglieder. Leipzig 1849.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. Herausgegeben von Mitgliedern 31. Mai.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1850.

(Fortsetzung.)

Delisle (L.), Documents sur les livres et les bibliothèques au moyen âge. — Biblioth. de l'Ecole des Chartes 1850 Janv. Févr.

Broe (C. de), Recherches bibliographiques sur quelques incunables précieux de la bibliothèque de S. A. le duc d'Arenberg. — Messager des scienc. hist. de Belg. 1849. Livr. 4.

Baxin, Le siècle des Youên, ou tableau historique de la littérature chinoise, depuis l'avénement des empereurs mongols jusqu' à la restauration des Ming. — Journ. asiat. 1850 Janv.—Mars.

Derenbourg, Quelques reflexions sur la conjugaison et les pronoms dans les langues sémitiques. — Ebendaſ. Janv.

Quatremère, Observations sur le feu grégeois. — Ebendaſ. Févr. Mars.

Brosset, Rapport général sur les résultats d'un voyage littéraire en Géorgie. — Ebendaſ. Janv.

Castelnau (F. de), French scientific mission to the Pampa del Sacramento. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Galitzin (Em.), Relation du voyage en Toscane de Basile Likhatcheff, chargé par le tsar Alexis Mikhaïlovich en 1659. — Bullet. de la Soc. de géógr. 1850 Janv.

Expéditions arctiques. Rapport adressé à l'amirauté par le capitaine Sir James C. Ross, commandant de l'expédition envoyée à la recherche de Sir John Franklin. — Ebendaſ.

Rossignol (J. P.), Des services que peut rendre l' archéologie aux études classiques. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850. No. 1.

Saulcy (F. de), De l'authenticité des ruines de Ninive. — Ebendaſ. No. 2.

Botta, Monument de Ninive. (9. art. de M. Raoul-Rochette.) — Journ. des Sav. 1850 Févr.

Löwenstern (J. de), Remarques sur la deuxième écriture cunéiforme de Persépolis. — Revue archéol. Année VI. Livr. 11.

Nisard, Études sur les anciennes notations musicales de l'Europe. — Ebendaſ. Livr. 12.

Saulcy, Note sur les inscriptions trouvées à Khorsabad. — Ebendaſ.

Troisfontaines (A.), Discours prononcé à l'ouverture du cours d'histoire politique de l'antiquité. — Revue de Bruxelles 1850. Livr. 3.

Sterbini (P.), Discorsi preliminari per servire alla storia dell' ultima Rivoluzione romana. — L'Italia del Popolo. 1850 Febbr.

Amari, Lettere sur l'origine du palais de la Cuba, près Palerme. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 11.

Fayet, Essai sur la statistique intellectuelle et morale comparée des départements de la France. — Correspond. T. XXV. Livr. 10.

Douet d'Arcq, Notice sur un volume de comptes des ducs de Bourgogne, publié par M. de La Borde. — Biblioth. de l'Ecole des Chartes 1850 Janv. Févr.

Extrait des registres du Trésor des Chartes. V. Abus de justice commis à l'égard d'un charlatan en 1331. — Ebendaſ.

Courtet (J.), Vaucluse et Petrarque. — Rev. archéol. Ann. VI. Livr. 12.

Salvandy (N. A. de), Vingt mois ou la Révolution et le parti révolutionnaire. Paris 1849. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Févr.

Kervyn de Lettenhove, Histoire de Flandre. Vol. IV. p. Jules de Saint-Genois. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1849. Livr. 4.

Ring, Essai historique sur Jean le Victorieux, duc de Brabant. I. art. — Ebendaſ.

Guizot, Discours sur la révolution d'Angleterre. — Correspond. T. XXV. Livr. 10.

Thomson (J. T.), General report on the residency of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Dec.

The island of Mindoro. — Ebendaſ.

Layard, Note sur les noms des rois assyriens. — Rev. archéol. Ann. VI. Livr. 12.

Loudun (E.), Portraits parlementaires. M. de Montalembert. — Correspond. T. XXV. Livr. 10.

Darlington (Wm.), Memorials of John Bartram and Humphry Marshall, with notices of their botanical contemporaries. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 Jan.

Cherbonneau (A.), Notice biographique sur Si Mohammed Ben-Bou-Diaf, muphti de Constantine. — Journ. asiat. 1850 Févr.—Mars.

Biot, Une anecdote relative à M. Laplace. — Journ. des Savants 1850 Févr.

Irving (Wash.), Oliver Goldsmith, a biography. — Blackwood's Magaz. 1850 Febr.

Noailles (Le Duc de), Histoire de Madame de Maintenon. Paris 1848. — Ebendaſ.

Memoir of W. Collins. — Ebendaſ.

Raepsaet (H.), Mausolée de Claude Talon. — Messag. des scien. hist. de Belg. 1849. Livr. 4.

Roux-Lavergne, M. Cousin et ses doctrines. — Revue de Bruxell. 1850. Livr. 1—3.

Young (J. R.), On the method of developing an incommensurable fraction given in Colson's edition of Sir Isaac Newton's fluxions. — Philos. Magaz. 1850 Febr.

Dutirou, Mémoire sur la détermination des indices de réfraction des sept raies de Fraunhofer dans une série nombreuse de verres. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Févr.

Boutigny (d'Evreux), Some particulars respecting the spheroidal state of bodies. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Airy (G. B.), On a problem of geodesy. — Philos. Magaz. 1850 Febr.

Stevenson (Th.), Description of harbour screw-cramps, for temporary use in binding together the stones in the construction of harbour and other marine works. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Schayes (A. G. B.), Choeur et transepts de l'église de Notre-Dame de la Chapelle à Bruxelles. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1849. Livr. 4.

Dawson (J. W.) Account of a halo observed at Pictou, Nova Scotia, August 23, 1849. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Macquorn Rankine (W. J.), A conjecture as to the forces which produce the tails of comets. — Ebendaſ.

Boutigny (P. H.), Note sur l'incombustibilité momentanée des tissus organiques vivants et sur la constitution physique des corps à l'état sphéroïdal. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Févr.

Biot, Sur la manifestation du pouvoir rotatoire moléculaire, dans les corps solides. — Ebendaſ.

La Provostaye et P. Desains, Recherches sur la polarisation de la chaleur. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Décembre 1849. — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending Decemb. 31, 1849. — Philos. Magaz. 1850 Febr.

Relation des expériences entreprises par M. Regnault. (4. art.) — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Févr.

La Rive (Aug. de), De l'action de l'aimant sur tous les corps. — Ebendaſ.

Loomis (El.), Experiments on the electricity of a plate of zinc buried in the earth. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 Jan.

Page (Chas. G.), Vibrations of Trevelyan's bars by the galvanic current. — Ebendaſ.

Scoresby (W.), On columnar crystallization of ground-ice. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Galbraith (W.), On the tides and dew-point. — Ebendaſ.

Bryson (Alex.), Description of new optical instruments, viz.: 1, Polarizing spectacles. 2. Picture polariscope. etc. — Ebendaſ.

Piazzi Smith (C.), Notice of a shooting-star; and on a method of cooling the atmosphere of rooms in a tropical climate. — Ebendaſ.

Milward (A.), On the motion of a Lava-stream observed of mount Vesuvius, 27. April 1849. — Ebendaſ.

Miller (J. F.), Synopsis of meteorological observations made at Whitehaven, Cumberland, in the year 1848. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Beaumont (Elie de), On volcanic and metalliferous eruptions. — Ebendaſ.

Babinet, Theory of marine currents. — Ebendaſ.

Beetz (W.), On the electromotive force of gases. — Philos. Magaz. 1850 Febr.

Reuben Phillips, On the connexion of the electricity of condensation with lightning and the Aurora. — Ebendaſ.

Malaguti, Durocher et Sarzeaud, Recherches sur la présence du plomb, du cuivre et de l'argent dans l'eau de la mer, et sur l'existence de ce dernier métal dans les plantes et les êtres organisés. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Févr.

Sobrero et Selmi, Sur les produits de la décomposition des acides sulfhydrique et sulfureux au sein de l'eau. — Ebendaſ.

Sainte-Claire Deville, Mémoire sur l'acide nitrique anhydre. — Ebendaſ.

Porter (Ino. A.), A product of the action of nitric acid on woody fibre. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 Jan.

Ordway (John M.), On the nitrates of iron and some other nitrates. — Ebendaſ.

Hunt (T. S.), Remarks on the constitution of Leucine, with critical observations upon the late researches of M. Wutz. — Ebendaſ.

Davy (John), On the Action of lime on animal and vegetable substances. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

On the identity of Sillimanite, fibrolite and bucholzite, with Kyanite. — Ebendaſ.

Henry fils (O.), Sur un nouveau procédé d'éclairage et de chauffage par l'hydrogène pur. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Févr.

Levol, Mémoire sur les alliages considérés sous le rapport de leur composition chimique. — Ebendaſ.

Barreswil, Faits divers de chimie appliquée à la physiologie. — Ebendaſ.

Gaultier de Claubry, Procédé au moyen duquel on peut obtenir en une seule opération tous les métaux, dans les recherches de chimie légale. — Ebendaſ.

Ghérardt, Note sur la composition de la leucine. — Ebendaſ.

Höfer, Histoire de la chimie. T. II. Par. 1843. — Journ. des Sav. 1850 Févr.

Percy (John), Chemical examination of Lettsomite (Velvet Ore.). — Philos. Magaz. 1850 Febr.

Duncan (Archib.) On two new salts of chromic acid. — Ebendaſ.

Milne Edwards et J. Haime, Recherches sur les Polypiers. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Octob.

Vogt (C.), Note sur quelques habitants des Moules. — Ebendaſ.

Desor (E.), Lettre sur la génération médusipare des Polypes hydraires. — Ebendaſ.

Ormancey, Recherches sur l'Etui pénial, considéré comme limite de l'espèce dans les Coléoptères. — Ebendaſ.

Dujardin (Fél.), Mémoire sur des Acariens sans bouche dont on fait le genre Hypopus, et qui sont le premier âge des Gamases. — Ebendaſ.

— —, Mémoire sur l'étude microscopique de la cire appliquée à la recherche de cette substance chez les animaux et les végétaux. — Ebendaſ.

Savage (T. S.), Observations on the species of Termitidae of West Africa, described by Smeathman as Termes bellicosus, and by Linnaeus as T. fatalis. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Febr.

Jeffreys (J. G.), Supplementary notes on british Odostomiae. — Ebendaſ.

Curtis (John), Notes upon the smaller british moths, with descriptions of some non descript or imperfectly characterized species. — Ebendaſ.

Smith (W.), On deposits of diatomaceous earth, found on the shores of Lough Mourne, County Antrim, with a record of species living in the waters of the lake. — Ebendaſelbſt.

Walker (Franc.), Notes on Chalcidites, and descriptions of various new species. (Cont.) — Ebendaſ.

Jeffries Wyman, A description of two additional crania of the Engé-ena, (Troglodytes gorilla,) from Gaboon, Africa. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 Jan.

— —, Notice on the cranium of the Ne-hoo-le, a new species of Manatee (Manatus nasutus) from W. Africa. — Ebendaſ.

Haldeman (S. S.), On four new species of Hemiptera of the genus Ploiaria, Chermes and Aleurodes, and two new Hymenoptera, parasitic in the last named genus. — Ebendaſ.

Davy (John), Notice of an intestinal concretion from a snake. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Pucheran, Etudes sur les types peu connus du Musée de Paris. (Suite). — Revue et Mag. de Zoolog. 1850 Févr.

Lafresnaye (F. de), Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon), Dendrocolaptes (Hermann, Illiger), devenu aujourd'hui la sous-famille Dendrocolaptinae (Gray) de la famille Certhiadae de Swainson. — Ebendaſ. Mars.

— — (F. de), Sur le genre Vanga. — Ebendaſelbſt. Févr.

Fairmaire, Essai sur les Coléoptères de la Polynésie. — Ebendaſ. Mars.

Decaisne (J.), Description d'un nouveau genre appartenant à la famille des Apocynées. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Octob.

Naudin (Carol.), Melastomacearum quae in Musaeo parisiensi continentur monographicae descriptionis tentamen. — Ebendaſelbſt.

Babington (Charl. C.), On the british species of Chara. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Febr.

Townsend (Fred.), On a supposed new species of Glyceria. — Ebendaſ.

D'Archiac (A.), Examination of Prof. E. Forbes's views on the geographical distribution of british plants. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Descloizeaux, Mémoire sur les formes cristallines du Wolfram. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Févr.

Haime (Jul.), Observations sur la Milnia, nouveau genre fossile de l'ordre des Échinides. — Ann. des sc. nat. (Zool.) 1849 Octob.

— —, Note sur le Polypiéroïde d'un Leiopathes. — Ebendaſ.

Geology of Canada. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 Jan.

Dana (Jam. D.), On denudation in the Pacific. — Ebendaſ.

O'Riley (Edw.), Remarks on the metalliferous deposits and mineral productions of the Jenasserim provinces. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Dec.

Chambers (Rob.), Personal observations on terraces and other proofs of changes in the relative level of sea and land in Scandinavia. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

On the different states in which fossil vegetables are found. — Ebendaſ.

Favre (A.), On the geology of the valley of reposoir in Savoy etc. — Ebendaſ.

Remarks on the level of the molasse in the Eastern Alps etc. — Ebendaſ.

Buch, On the limits of the chalkformation. — Ebendaſ.

Nöggerath, On the porosity and colouring of Agates, Calcedonies etc. — Ebendaſ.

Bald (Rob.), An account of the mineral-field between Airdrie and Bathgate etc. — Ebendaſ.

Percy (John), On Percylite, a mineral not hitherto described. — Philos. Mag. 1850 Febr.

Henry (T. H.), On Francolite, a supposed new mineral. — Ebendaſ.

Orbigny (Alc. d'), Note sur quelques espèces nouvelles de Bryozoaires fossiles des terrains crétacés de la France. — Revue et Mag. de Zool. 1850 Févr.

Des baumes du Pérou et de tolu. — Journal de Pharmacie et de Chimie 1850 Févr.

British agriculture and foreign competition. — Blackwood's Mag. 1850 Febr.

La Rue (Warren De), On the navicula Spencerii. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 Jan.

Schenck and Ghemar, Explanation of the treatment of an invention in lithography. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Jan.

Lyman (G. S.), On the California gold region. — Ebendaſ.

Une fête brésilienne célébrée à Rouen en 1550. — Bulletin du Bibliophile 1849. No. 10—12.

Siguier (A.), Etudes sur l'instruction publique en Belgique. — Correspond. T. XXV. Livr. 12.

Quicherat, Neptune volé par un pêcheur. Déclamation en vers latin d'un écolier de la décadence. — Biblioth. de l'École des chartes 1850 Janv.—Fevr.

Lettres inédites d'Aubert le Mire; par Léon de Burbure. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1849. Livr. 4.

Bazin (Charl.), Carrelages anciens. I. Pavage de l'abbaye de Breteuil et du prieuré de Merles. — Annal. archéol. 1850 Janv. Févr.

Canéto, Agonie de la peinture sur verre. — Ebendaſelbſt.

Girardot, Trésor de la Sainte-Chapelle de Bourges. — Ebendaſ.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juni.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. Lehrbuch der Geognosie von Dr. Carl Friedrich Naumann.

II. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Dr. Gustav Bischof.

III. Mittheilungen an den Geheimenrath v. Leonhard gerichtet von Dr. G. Bischof.

(Fortsetzung.)

Und hieran reiht Naumann nachstehende Aeußerung:

„Es kommen also wirklich im Gebiete der krystallinischen Silikatgesteine viele Fälle vor, wo die steile und vertikale Schichtenstellung durch ganz andere Ursachen zu erklären seyn dürfte als im Gebiete der sedimentären Gesteine. Während daher für diese letzteren das Vorkommen von derartigen Schichten unbedingt auf Dislocationen ehemaliger horizontaler Schichten verweist, so dürfte dagegen für viele Vorkommnisse steil aufgerichteter Schichtensysteme von krystallinischen Silikatgesteinen der Gedanke an eine ursprüngliche Ausbildung solchen Schichtenbaues große Wahrscheinlichkeit für sich haben."

Diese Erklärung hat uns erfreut, einmal weil sie ein vollgültiges Zeugniß davon ablegt, daß Naumann der Macht der Thatsachen ein größeres Gewicht als den Consequenzen der Schule beylegt, dann aber auch, weil sie mich nicht wenig gestärkt hat zum Festhalten an meiner Ansicht von der Ursache der steilen Schichtenstellung als einer ursprünglichen oder doch erst in manchen Fällen durch spätere Senkungen herbeygeführten Richtung. Naumann beschränkt allerdings seine Anerkennung der Ursprünglichkeit steiler Schichtenstellung auf die geschichteten krystallinischen Silikatgesteine, da er jedoch den dichten Kalkstein ebenfalls für ein „wahrhaft krystallinisches Erzeugniß" erklärt (S. 428), so wird er wohl nicht umhin können sein Zugeständniß auch auf die Kalkgebirge zu übertragen, und da ich die Sandsteinbildung ebenfalls für das Ergebniß eines chemisch-krystallinischen Prozesses ansehe und meine Argumente bisher nicht widerlegt worden sind, so wird man mir wohl nichts Haltbares entgegen setzen können, wenn ich für eine steile Schichtenstellung derselben den nämlichen Grund wie bey jenen Gesteinen zulässig finde.

Den Ansichten von modernen und vorgeschichtlichen Hebungen des Landes und Meeresgrundes schließt sich Naumann unbedingt an. Er meint (S. 258), daß die Beweise hiefür einen solchen Grad der Evidenz besitzen, „daß ein pyrrhonischer Scepticismus dazu gehört, um die Richtigkeit der aus ihnen gezogenen Folgerungen zu bezweifeln." Ich meine denn aber doch, daß man auch bey einem geringeren Grade des Scepticismus sich bereits veranlaßt sehen könnte, die Richtigkeit gedachter Folgerungen zu beanstanden. So z. B. stützt sich der Verf. hauptsächlich auf die Erhebung, welche die Küste von Chili im Jahre 1832 betroffen haben soll und behauptet jeder Zweifel daran müsse seit Bekanntmachung der Beobachtungen von Fitzroy und Darwin verschwinden. Ein ganz anderes Resultat haben dagegen die allerneusten Untersuchungen dieses

Küstenstriches durch die vom Kapitän Wilkes befehligte nordamerikanische Expedition ergeben. Letzterer äußert sich hierüber folgendermassen *):

„Von den Residenten (in Chili) sind die Gerüchte so widersprechend, daß kein sicherer Aufschluß erlangt werden kann. Die Abnahme der Tiefe der Bay kann auf Rechnung der Anschwemmungen der Berge gebracht werden und rührt unzweifelhaft, insoweit sie stattgefunden hat, davon her. — Mehrere unserer Naturforscher nahmen eine genaue Untersuchung der Küste in der Nachbarschaft vor und alle kamen in dem Resultate überein, daß kein Beweis für eine Erhebung vorläge."

Hiemit verliert aber die Theorie von den modernen Erhebungen ganzer Landstriche ihren sichersten Haltpunkt, nämlich den auf eine direkte Beobachtung begründeten, denn die angenommene Hebung Schwedens beruht auf Beobachtungen, die mit noch größerem Rechte auf eine Senkung des Meeresspiegels gedeutet werden können. Freylich meint Naumann (S. 273) letztere Annahme „mit mathematischer Evidenz" aus den sehr verschiedenen Höhen, zu welchen oft eine und dieselbe Strandlinie an verschiednen Theilen der Küste ansteigt, widerlegen zu können und er bezieht sich deßhalb insbesondere auf Beobachtungen von Bravais mit der Behauptung, daß keine andere „Hypothese" als die einer Erhebung des Landes solche Verhältnisse erklären könne. Allein ich habe zu viel Respekt vor der mathematischen Evidenz, als daß ich Hypothesen eine solche zugestehen könnte; eine solche räume ich nur der Thatsache ein, daß in Schweden und anderwärts in einer gewissen Höhe über dem Meeresstrande Schichten vorkommen, die durch die in ihnen enthaltenen Muscheln als Meeresbildungen charakterisirt werden. Diese Thatsache bleibt evident, mag ich nun zur Annahme einer Hebung des Landes oder einer Senkung des Meeresspiegels mich bequemen; die Interpretation aber ist in diesem wie in jenem Falle hypothetisch, und je nach subjektiven Ansichten und Werthschätzungen wird das Für oder Wider bezüglich der einen oder der andern Hypothese sich entscheiden. Mir hat die Annahme von einer fortwährenden Emporhebung eines starren Landes etwas so Anstößiges, daß mir die entgegensetzte, welche die Erklärung der fraglichen Erscheinungen in dem beweglichen Elemente, in dem Wasser sucht, durchaus als naturgemäßer und einfacher vorkommt.

*) Narrative of the U. States explor. expedit. I. p. 199.

Schichtung des Gneißes und Glimmerschiefers.

Als die Vulkanisten den sämmtlichen granitischen Urgebirgsarten einen feurigflüssigen Ursprung zuschrieben, mußte es ihnen sehr ungelegen kommen, daß Gneiß und Glimmerschiefer stets als Muster regelmäßiger Schichtung hingestellt worden waren. Noch im Jahre 1823 sagte C. v. Leonhard: „dem Gneiße steht eine ausgezeichnet deutliche und regelrechte Schichtung zu; der Glimmerschiefer ist ausgezeichnet und deutlich geschichtet." Als gedachter Geolog dieß niederschrieb, hatte der Vulkanismus noch keine Geltung; als ihm jedoch durch v. Buch's Bemühungen diese schnell zu Theil wurde, lautete Leonhard's spätere Erklärung: „Gneiß und Glimmerschiefer zeigen schichtenähnliche Phaenomene; von eigentlicher Schichtung kann bey solchen Gebilden feurigen Ursprungs nicht die Rede seyn."

Nicht leicht hat mich eine wetterwendische Verdrehung eines Thatbestandes mit größerer Indignation erfüllt als die eben bezeichnete. Mit der Schichtung des Gneißes und Glimmerschiefers war ich aus vieljähriger Autopsie vertraut und von ihr so sicher wie von meiner eignen Existenz überzeugt; nun wird mir auf einmal zugemuthet der Wahrheit ins Angesicht zu schlagen und einen offenkundigen Thatbestand abzuläugnen, weil eine andere Theorie aufgekommen sey, mit der sich eine solche Thatsache nicht vertrüge. Seit dieser Zeit war ich mit dem größten Mißtrauen gegen die von Vulkanisten ausgehenden geognostischen Beobachtungen erfüllt, denn wenn sie es sich herausnahmen die evidenteste Thatsache, wie dieß die Schichtung des Gneißes und Glimmerschiefers ist, in Abrede zu stellen, was konnte ich von ihren Berichten halten, wenn schwierige Fälle sich ihrer Beobachtung darboten. Von da an habe ich bey jedem neuen Handbuche der Geognosie zuerst nachgesehen, wie sich sein Verfasser über die Schichtung der gedachten Gebirgsarten erklärte, und wenn

er sich hierüber wie Leonhard und der große Haufe seiner Nachtreter aussprach, so war gewöhnlich meine Lectüre beschlossen.

Bey Vornahme von Naumanns Lehrbuch war es deßhalb auch mein erstes Geschäft zuzusehen, wie er sich über fraglichen Punkt äußern würde. Das sichere Vertrauen, das ich von vorn herein zu ihm hatte, ist nicht getäuscht worden. Vom Glimmerschiefer sagt er S. 556: „der Glimmerschiefer hat immer eine sehr ausgezeichnete Schichtung, mit welcher die Parallelstruktur des Gesteins wohl stets übereinstimmt, so daß die Erscheinung der transversalen Schieferung an ihm nicht vorzukommen scheint.“ Vom Gneiße sagt er S. 567: „der Gneiß ist auch in den meisten Fällen ein deutlich geschichtetes Gestein; nur in den sehr granitähnlichen, so wie in den stengligen Varietäten hat es zuweilen Schwierigkeit, die Schichtung zu erkennen. Die plane Parallelstruktur des Gesteins ist immer vollkommen übereinstimmend mit der Schichtung, und das Vorkommen einer transversalen Schieferung oder Plattung zu den äußersten Seltenheiten zu rechnen.“ Noch will ich zufügen wie Naumann S. 575 den Granit charakterisirt: „der Granit ist ein massiges, ein in der Regel durchaus ungeschichtetes Gestein, so daß der Mangel an Schichtung für ihn eben so charakteristisch ist wie der Mangel an Parallelstruktur. Sobald sich aber diese letztere einfindet, sobald also der Granit gneißartig wird, so pflegt sich auch gewöhnlich eine mehr oder weniger deutliche Schichtung einzustellen.“ — Das heißt der Wahrheit, wie sich's gebührt, die Ehre geben, und C. v. Leonhard mag nun zusehen, wie er sich mit Naumann hinsichtlich der Schichtung des Gneißes und Glimmerschiefers auseinander setzt.

Ueber Surfusion.

Naumann nimmt im Allgemeinen die Entstehung der granitischen Gebirgsarten auf pyrogenem Wege auch noch in diesem Werke an. Um aber die pyrogene Entstehung der Silikatgesteine behaupten zu können, muß er natürlich zuerst den Einwurf beseitigen, den Nep. Fuchs den Vulkanisten bezüglich der Durcheinanderbildung verschiedner krystallinischer Mineralien von sehr verschiednen Graden der Schmelzbarkeit entgegen gehalten hat. Naumann meint diesen Einwurf dadurch entkräftigen zu können, daß er uns von den Laven zwey Erscheinungen anführt, die „für die Wirklichkeit der gleichzeitigen Krystallisation solcher Mineralien, und zwar für die Wirklichkeit ihrer Krystallisation aus dem feurigflüssigen Zustande, sehr schlagende Beweise“ liefern sollen. Er bezieht sich deßhalb (S. 736) erstlich auf den Olivin: „Olivin, ein vor dem Löthrohre ganz unschmelzbares Mineral, findet sich in den basaltischen Laven und Basalten neben dem leicht schmelzbaren Augit und dem noch leichter schmelzenden Labrador.“ — Darauf können wir ihm einfach antworten, daß eben deßhalb der Olivin nicht im geschmolzenen Zustand aus der Lava sich heraus krystallisirt, sondern als solcher schon vorher existirt hat und beym Ausbruch der Lava nur von ihr mit fortgerissen worden ist. Diese Praeexistenz des Olivins vor der Lava hat sowohl L. von Buch *) als auch G. Bischof **) behauptet und das Weitere ist bey diesem nachzusehen.

Das zweyte Beyspiel nimmt Naumann vom Leucit her:

> „Leucit ist ein vor dem Löthrohre gänzlich unschmelzbares, der Augit dagegen ein ziemlich leicht schmelzbares Mineral; und dennoch finden wir in den Leucitlaven diese beyden Mineralien als Gemengtheile auf das Innigste mit und durcheinander verwachsen, gerade so, wie den Quarz und den Feldspath im Granite. Breislak hebt es ausdrücklich hervor, daß oft ein kleiner Augitkrystall mitten in einem Leucitkrystalle steckt, ja daß zuweilen eine Augitsäule von einem Leucitkrystalle dergestalt umschlossen wird, daß sie mit beyden Enden aus ihm herausragt. Er schließt aus dieser merkwürdigen Thatsache, daß die Bildung des Leucits unstreitig später erfolgt seyn müsse als die des Augits,“ oder wie dieß Naumann übersetzt, „daß in dem Leucitophyr das leicht schmelzbare Metall früher erstarrte als das unschmelzbare Mineral.“

Ich kann hierauf kurz antworten, daß hier vom Leucit dasselbe wie vom Olivin gilt, wie denn die Praeexistenz des Leucits vor der Lava schon Dolomieu und andere Geognosten behauptet haben. Der von Breislak angeführte Fall spricht aber ganz ent-

*) Physikal. Beschreib. der canar. Inseln S. 303.

**) A. a. O. S. 676 u. f.

schieden gegen die Herausbildung des Leucits aus feurigem Flusse, weil die Gesetze der Erstarrbarkeit feurig-flüssiger Mineralien dadurch aufgehoben worden wären, wovon gleich nachher noch weiter die Rede seyn wird.

Mit dem Leucit hat es aber eine ganz eigne Bewandtniß, auf die Fuchs *) schon vor geraumer Zeit aufmerksam gemacht hat. Er betrachtet den Leucit nämlich als ein verglastes Mineral.

„Dieser Körper," sagt er, „ist kein Krystall, sondern, so zu sagen, nur ein Krystallmodell, zwar von Krystallflächen eingeschlossen, aber gestaltlos und glasartig im Innern. Wegen seiner Feuerfestigkeit konnte er im vulkanischen Feuer seinen regelmäßigen äußern Umriß beybehalten, während die Form der kleinsten Theile und somit die krystallinische Structur verloren gieng. Vergleicht man den Leucit mit dem Analcim, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß er ursprünglich auch Analcim, Kali-Analcim, gewesen sey, mit dem Natrum-Analcim eine Formation bildend. Jener würde in wasserfreyem Zustand, als nunmehriger Leucit, eine ganz andere Form haben, wenn er wirklich krystallisirt wäre. Den Natrum-Analcim dürfen wir wegen seiner Schmelzbarkeit nicht in den Laven suchen; aber der Kalk-Analcim könnte sich wohl unter ähnlichen Verhältnissen finden, unter welchen jener vorkommt. Wird der Natrum-Analcim, umgeben von feuerfestem Thon, in mäßigem Feuer ausgeglüht, so wird er in Natrum-Leucit verwandelt."

Auch diese Ansicht, die sehr Vieles für sich hat, geht von der Praeexistenz des Leucits vor der Lava aus. Das Vorkommen des Leucits und Olivins in den Laven hat also für uns nicht die Beweiskraft, die ihr Naumann beygelegt wissen will.

Wir kehren zurück zu der Behauptung von Naumann, daß leicht schmelzbare Metalle eher aus dem feurigen Fluße erstarren können als schwer schmelzbare. Diese Behauptung beruht aber nicht auf Experimenten, sondern auf einem aus Breislak's Beobachtungen gezogenen Schluß, hat also für uns keine Evidenz. Zwar beruft sich Naumann auf Fournet's Surfusions-Hypothese, aber nicht nur hat Schafhäutl **) deren Nichtigkeit schlagend nachgewiesen, so daß wir ihr durchaus nicht beypflichten, sondern es wird für den vorliegenden Fall schon die Bemerkung genügen, daß, wenn man es auch als ausgemacht gelten läßt, daß geschmolzene Körper selbst in einer niedrigeren Temperatur, als der zu ihrem Schmelzen erforderlichen, noch flüssig bleiben können, dieß gleichwohl in einem zu ihrer größern oder geringern Schmelzbarkeit bestimmten Verhältnisse geschehen müsse, daß also der Leucit, wenn er im feuerflüssigen Zustand sich befunden hätte, eher als der Augit hätte krystallisiren müssen und deßhalb letzteren nicht hätte einschließen können.

Noch will uns Naumann (S. 740) ein „recht überzeugendes Beyspiel" vorhalten, daß ein sehr strengflüssiger Körper aus einem feuer-flüssigen Magma von weit niedrigerer Temperatur herauskrystallisiren könne. Dieses Beyspiel soll das Roheisen liefern, „in welchem der Kohlenstoff als Graphit in großen krystallinischen Blättern ausgeschieden wird, zwischen welchen sich das Roheisen herausschmelzen läßt." Genanntes Beyspiel würde allerdings überzeugend zu Gunsten Naumann's sprechen, wenn dieser Graphit reiner Kohlenstoff wäre; so aber, da er immer mit mehr oder weniger Eisen, Silicium ꝛc. verbunden ist, und zwar nicht bloß der in großen Blättern erscheinende, zwischen welchen Eisentheile sichtlich wahrnehmbar sind, sondern auch der feinschuppige, welcher sich durch den Windhauch fortblasen läßt, mithin also dieser Graphit nichts weniger als reiner Kohlenstoff ist, so kann man nicht behaupten, daß hier der Kohlenstoff für sich ohne fremdartige Beymischung, welche ihm als Schmelzmittel diente, geschmolzen sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bayer. Annal. 1833. 1. S. 348.

**) Münchn. gel. Anzeig. XX. S. 581.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juni.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

I. Lehrbuch der Geognosie von Dr. Carl Friedrich Naumann.

II. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Dr. Gustav Bischof.

III. Mittheilungen an den Geheimenrath v. Leonhard gerichtet von Dr. G. Bischof.

(Fortsetzung.)

Quarz, Feldspath und Glimmer.

In meiner Geschichte der Urwelt habe ich mit dem größten Nachdruck auf den Hauptunterschied zwischen ächten, durch historische Documente beglaubigten Laven und den hypothetischen, die einer solchen Urkunde entbehren und nur durch Induction ihnen angereiht werden, aufmerksam gemacht, nämlich daß allen ächten, aus gegenwärtig noch activen Vulkanen ausgeflossenen Laven die freye krystallinische Kieselerde, der Quarz, als ausgeschiedner selbstständiger Gemengtheil mangelt. Dasselbe ist der Fall mit allen Schmelzproducten, die aus der Gluth der Hohöfen hervorgegangen sind. Dieß wissen wir uns auch chemisch vollkommen zu deuten. Reine Kieselerde für sich ist in unsern gewöhnlichen Essenfeuern unschmelzbar; mit andern Körpern aber, die im feurigen Fluße befindlich sind, verbindet sie sich zu Silicaten und wird von den Basen dermassen festgehalten, daß sie sich nicht mehr von ihnen trennen kann. Angesichts dieser uralten und tausendfältigen Erfahrungen hatte ich demnach die Behauptung aufgestellt, daß kein Gestein, welches Quarz als einen seiner Gemengtheile enthält, aus dem feurigflüssigen Zustande sich gebildet haben kann.

Auch Naumann gesteht es S. 733 zu, daß die ächten Laven d. h. diejenigen, welche bey vulkanischen Eruptionen im feurigflüssigen Zustand an die Erdoberfläche gelangt sind, zwar insgesammt aus Silicaten bestehen, „jedoch keine freye Kieselsäure in der Form von Quarzkrystallen enthalten.“ Gleichwohl erklärt er es S. 745 als nothwendig, für die krystallinischen Quarzkörner im Perlit, Trachyt, Porphyr und Granit eine pyrogene Entstehung anzunehmen. Er sieht (S. 735) in dem Vorkommen des Quarzes als krystallinischen Gemengtheils den Beweis, „daß ein aus den Elementen verschiedener Silicate bestehendes feurigflüssiges Magma unter gewissen Umständen während seiner Erstarrung die überschüssige Kieselerde in der Form von Quarzkrystallen ausscheiden konnte.“ — Mit dieser Annahme ist freylich Naumann ganz von aller Erfahrung verlassen, ja noch mehr, er steht mit ihr im entschiedensten Widerspruch. „Man darf sich aber nie über die durch die Beobachtungen gegebenen Grenzen hinwegsetzen;“ dieß ist eine goldene Regel, an die erst neuerlich wieder Elie de Beaumont erinnert hat und die man ja nicht außer Augen lassen sollte. Ich bleibe deßhalb auf Grund der vorliegenden geognostischen und chemischen Erfahrungen dabey, jeder Gebirgsart, die unter ihren Gemengtheilen den Quarz aufzuweisen hat, die pyrogene Entstehung ganz entschieden abzusprechen.

Bezüglich der Bildung von Quarzkrystallen auf nassem Wege liegen uns aber auch noch directe Er-

fahrungen vor, indem die Bildung solcher Krystalle unter den Augen der Beobachter vor sich gieng *). Für die Bildung des Quarzes auf hydrogenem Wege haben die Neptunisten also einen positiven Beweis, während die Vulkanisten für ihre Ansicht auf einen solchen ganz verzichten müssen. Deßhalb können wir auch nicht das Zugeständniß, zu dem wir in vielen andern Fällen gerne bereit sind, ihnen beym Quarze machen, daß nämlich der Natur es möglich seyn dürfte, Krystalle von Kieselerde ebenfalls aus feurigem Gesteinsfluße hervorzubringen. — Letzteres müssen wir auf Grund der vorliegenden Erfahrungen zur Zeit geradezu verneinen.

Etwas Anderes ist es bey dem Feldspathe. Die Möglichkeit der Entstehung desselben auf pyrogenem Wege ist durch Hohofen-Producte erwiesen. Ist die Möglichkeit der Entstehung desselben auf nassem Wege dadurch abgethan? Gewiß nicht, denn die Chemie lehrt, daß viele Körper auf beyderley Wegen hervorgebracht werden können. Es bliebe also nur die Frage übrig, ob in der chemischen Beschaffenheit des Feldspaths etwa Bedingungen gegeben sind, die seiner Bildung auf hydrogenem Wege hinderlich wären. Die Antwort darauf ist, daß solche nicht vorliegen, die Möglichkeit der hydrogenen Entstehung des Feldspaths daher anerkannt werden muß.

Diese Möglichkeit hat sich aber seit Kurzem als Wirklichkeit erwiesen, zwar nicht durch directes Experiment wie beym Quarz, wohl aber hat man neuerdings Feldspath unter Verhältnissen aufgefunden, die nur auf eine hydrogene Bildung desselben schließen lassen. Dieß erkennt auch Naumann (S. 738) unumwunden an und mit noch größerem Nachdruck hat es vor wenig Monaten Bischof in dem auf dem Titel genannten Sendschreiben an den Geheimrath v. Leonhard hervorgehoben, so daß er zuletzt die Frage aufwirft, „ob wohl die Plutonisten so viele Beweise für die plutonische Bildung des Orthoklases beybringen können, als solche für seine Bildung auf nassem Wege vorliegen?“ Dieses Zugeständniß von Bischof ist um so wichtiger, als er selbst noch in der Vorrede zu seinem Lehrbuche (S. XVII) die Erklärung abgab, daß nach den (bis zum Jahre 1847) vorliegenden Erfahrungen der nüchterne Geolog zu dem Endresultat kommt, daß der Feldspath, da er weder direct noch indirect auf nassem Wege sich bilden könne, für ein feuerflüssiges Product gehalten werden müsse.

Was den Glimmer anbetrifft, so bleibt Naumann (S. 742) hinsichtlich seiner Entstehung zweifelhaft, indem ihm keine entscheidenden Beweise bekannt seyen, daß die Natur den Glimmer irgendwo als ein hydrogenes Gebilde in unzweifelhaft sedimentären Gebirgsschichten hervorgebracht habe. — Ganz anders äußert sich Bischof. Er weist im zweyten Kapitel des zweyten Bandes nach, daß Glimmer durch pseudomorphe Prozesse, also auf hydrogenem Wege, sich in mehreren Fällen gebildet habe, ja er steht nicht an zu erklären, „daß auch der Glimmer in vulkanischen Producten des Vesuvs nichts weniger als eine Bildung auf feuerflüssigem Wege sey.“ Ich will nur noch beyfügen, daß ich den in den Sandsteinen so häufig als Gemengtheil auftretenden Glimmer, schon deßhalb weil ich jene als Erzeugniß chemischer Prozesse ansehe, immer für ein ursprünglich hydrogenes Product genommen habe. Die Unmöglichkeit der Glimmerbildung auf nassem Wege war ohnedieß nicht nachweisbar.

Die Granitbildung.

Können Quarz, Glimmer und Feldspath, jeder für sich, sich auf nassem Wege bilden — und diese Möglichkeit ist durch die Wirklichkeit des Vorganges erwiesen, — so ist hiemit bereits die Möglichkeit dargethan, daß ein aus diesen Fossilien gemengtes Gestein, der Granit und alle granitischen Felsarten überhaupt, auf hydrogenem Wege sich bilden kann. Durch Fuchs ist aber in schlagender Weise gezeigt worden, daß die gegentheilige Annahme, nämlich die der pyrogenen Entstehung, von Seiten der Chemie keine Rechtfertigung erlangen könne, denn alle gegen Fuchs Einrede erhobenen Einwendungen haben sich als unbegründet erwiesen. Wir wollen nun sehen, welche Stellung Naumann in dieser folgenreichen Debatte einnimmt.

Um es kurz zu sagen, bleibt Naumann auch noch in diesem Lehrbuche bey der Annahme stehen,

*) a. a. O. S. 577.

daß im Allgemeinen die granitischen Gebirgsarten sich auf pyrogenem Wege gebildet haben; dagegen gesteht er unumwunden zu, daß dieser Ansicht in gewissen Fällen große Bedenklichkeiten entgegen treten. Zur Annahme der pyrogenen Entstehung des Granits gelangt er aber in folgender Weise.

Er geht hierbey von den ächten Laven aus. Von den Augitlaven wird er unmittelbar zu den Basalten und Doleriten, von den Trachytlaven zu den Trachyten, Obsidianen, Bimssteinen, Perliten und Pechsteinen geführt. Die Aehnlichkeit, welche Basalte mit Melaphyren, Trachytporphyre mit Felsitporphyren haben, leitet ihn zu den Melaphyren und Porphyren. Da aber Diabase und Diorite aus lauter solchen Mineralien bestehen, die wesentliche Bestandtheile der Lava, des Basaltes und Trachyts ausmachen, da sie überdieß petrefactenfrey und massiger Structur sind, so reihen sich jene Gebirgsarten ebenfalls den pyrogenen Gesteinen an. Den Diabasen und Doleriten stehen aber ferner die Gesteine der Gabbrogruppe so nahe, daß man sie ebenfalls in den Kreis derselben ziehen muß. Endlich die Gesteine der Granitfamilie (Gneiß, Granulit, Granit, Syenit und Miasit) schließen sich nach ihren mineralischen Bestandtheilen und sonstigen Verhältnissen so innig an gewisse Gesteine der Trachyt- und Porphyrfamilie an, „daß wir wenigstens keinen nothwendigen Grund aufzufinden vermögen, für sie in allen Fällen eine ganz andere Bildungsweise geltend zu machen.“

So wäre denn Naumann von den Laven aus bis zum Granite vorgedrungen, um wenigstens auf dem Wege der Induction den letzteren mit seinen Verwandten in den vulkanischen Bereich hineinzuziehen. Daß er gleichwohl auch noch eine andere Entstehungsweise der granitischen Gesteine für möglich hält, gibt schon der von ihm angeführte Schlußsatz zu erkennen.

Seine Bedenklichkeiten führt er aber noch weiter aus in dem §. 208, der von den „Silikatgesteinen von zweifelhafter Bildung“ handelt. So erklärt er allerdings gewisse Gneiße für pyrogener Entstehung, dagegen gesteht er zu, daß andere Gneiße unter so eigenthümlichen Verhältnissen zwischen mancherley Gesteinen von räthselhafter Natur auftreten, daß man Bedenken tragen müsse, sie schon jetzt, und vor Beybringung entscheidender Beweise, für pyrogene Gebilde zu erklären.

„Lassen sie sich daher nicht als metamorphische Gesteine interpretiren, was wohl in manchen Fällen gestattet ist, so bleibt uns einstweilen nichts anders übrig, als sie für Gesteine von zweifelhafter Entstehung oder für kryptogene Gesteine anzusprechen. Es ist nämlich unläugbar, daß wir uns über die eigentliche Genesis vieler Gesteine noch in völliger Ungewißheit befinden, und es dürfte zweckmäßiger seyn, in solchen Fällen das Geständniß unserer Unwissenheit abzulegen, als durch vorzeitige Hypothesen die Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse zu verhüllen.“

Zu diesen kryptogenen Bildungen rechnet Naumann vor allen den Glimmerschiefer und seine Sippschaft und er hält es für sehr schwierig, sich über die Entstehung desselben eine Ansicht zu bilden.

„Während einerseits seine häufigen Uebergänge in Gneiß zu der Vermuthung berechtigen, daß wenigstens *mancher* Glimmerschiefer eine pyrogene Bildung sey, so scheint der in vielen Glimmerschiefern so vorwaltende Quarzgehalt diese Vermuthung zurückzuweisen. Denn allerdings will es uns etwas gewagt bedünken, für ein so *quarzreiches*, für ein so häufig in mächtige Quarzablagerungen *übergehendes* Gestein eine pyrogene Entstehungsweise anzunehmen, weil die Voraussetzung so großer Massen von feurigflüssiger Kieselerde durch gar keine Analogie in dem Gebiete der unzweifelhaft pyrogenen Gesteine unterstützt wird. Auf der andern Seite haben wir aber eben so wenig entscheidende Beweise dafür, daß die Natur irgendwo den *Glimmer*, diesen zweyten Hauptbestandtheil des Glimmerschiefers, oder den *Granat*, einen so gewöhnlichen accessorischen Bestandtheil desselben, als ein hydrogenes Gebilde in unzweifelhaft sedimentären Gebirgsschichten hervorgebracht hat.

Dieß ist die Sprache eines aufrichtigen Naturforschers, der der Macht der Thatsachen ihre Berechtigung einräumt, wenn sie gleich seinen Grundansichten nicht günstig sind. Leider haben gar viele Vulkanisten und Plutonisten Augen und Ohren solchen Thatsachen verschlossen und im blinden Partheyeifer Alles geläugnet, was nicht in ihre unreifen Doctrinen paßte. Das offene unumwundene Geständiß, das hier Naumann ausgesprochen, hat uns in nicht geringem Grade erfreut und unsere Hochachtung vor diesem ausgezeichneten Forscher nicht

wenig gesteigert. Kehren wir jetzt wieder zu seinen Erklärungen zurück.

Daß Naumann nicht allen Glimmerschiefern die hydrogene Entstehung einräumt, daran verhindert ihn hauptsächlich das Vorkommen des Glimmers und Granates. In dieser Beziehung kommt uns nun aber Bischof zu Hülfe, der nicht bloß dem Glimmer, wie vorhin erwähnt, eine hydrogene Bildung zugesteht, sondern auch (II. S. 451 u. f.) den Nachweis liefert, daß Granat kein vulkanisches oder plutonisches Erzeugniß seyn könne, sondern als ein neptunisches anzusehen sey. Damit wären also die von Naumann angeregten Zweifel beseitigt.

Noch bedenklicher als der Glimmerschiefer muß der Thonschiefer für Naumann werden, obschon er den allerbedenklichsten Umstand, das Vorkommen von Petrefakten in vielen Thonschiefern, hier gar noch nicht in Erwägung zieht. Eben so verkennt er nicht die starke Hinneigung zu hydrogenen Gebilden bey dem Chlorit und Talkschiefer, bey dem Serpentine, dem Amphibolite und insbesondere bey den in regelmäßigen Schichten auftretenden Hornblendeschiefern. Vom Kieselschiefer gesteht er es ohnedieß zu, daß an seiner hydrogenen Bildung gar nicht gezweifelt werden dürfe, und auch von den Quarziten will er es nicht verneinen, daß sie gar häufig als hydrogene Producte zu betrachten seyen; dagegen erklärt er es doch wieder als Nothwendigkeit für die krystallinischen Quarzkörner im Perlit, Trachyt, Porphyr und Granit eine pyrogene Entstehung anzunehmen: natürlich, weil diese sonst sämmtlich dem neptunischen Reiche zufallen würden. Wie man sich aus dem Dilemma, in das hier Naumann gerathen, den einzigen Ausweg finden kann, habe ich im ersten Abschnitt §. 15 meiner „Geschichte der Urwelt“ gezeigt, worauf ich verweise.

Hören wir nun, wie Bischof, der bisher ebenfalls die pyrogene Entstehung des Granits vertheidigte, sich dermalen äußert; wir berufen uns zunächst auf sein Sendschreiben. Indem er von Granitgängen am Rehberger Graben spricht, die nach oben zuletzt in ein so feines Geäder auslaufen, daß die Granitblättchen kaum mehr noch die Stärke des feinsten Papierstreifens besitzen, setzt er hinzu: „bey solchen Dimensionen von Granit-Adern schwindet jede Vorstellung von einem Eindringen feuerflüssiger Massen, und wer nur je versucht hat, strengflüssige Massen in enge Kanäle einzugießen, wird mir beystimmen.“ Zum Ueberfluß machte Bischof noch Versuche, deren Resultate die Unmöglichkeit darthaten, daß so enge Spalten durch feuerflüssigen Granit erfüllt worden seyn können, wenn man nicht annehmen will, daß die Spalten selbst fast bis zur Schmelzhitze erhitzt waren.

Ein anderes Beyspiel führt Bischof von Granitgängen im Serpentin an. Wie wäre es möglich, fragt er hier, daß feuerflüssiger Granit durch Spalten im Serpentin, in einem Gesteine, welches 13 Procent Wasser enthält, hätte aufsteigen können, ohne daß dieses Wasser ausgetrieben worden wäre? Man versuche es nur, fährt er fort, eine Serpentinschale als Schmelzgefäß bloß in mäßiger Hitze zu gebrauchen und man wird durch das Zerspringen derselben mit starkem Knalle zur Ueberzeugung kommen, daß eine gewaltsame Explosion hätte entstehen müssen, wenn der feuerflüssige Granit in der Serpentin-Spalte aufgestiegen wäre. So sind aber keine Sprünge, keine Risse, keine Splitter weder im Serpentin, noch im Granit wahrzunehmen. „Kann man,“ fragt er zuletzt, „nach solchen Erscheinungen noch an eine Ausfüllung solcher Gänge auf feuerflüssigem Wege glauben? Wenn aber ein solcher Ganggranit als eine entschiedene Bildung auf nassem Wege erscheint, zu welchen Schlüssen kommt man, wenn man den Gebirgsgranit in Betrachtung zieht?“ — Bischof bricht hier ab und überläßt dem Leser die Antwort. Sie kann nicht zweifelhaft seyn.

Also gerade die Granitverästelungen, auf welche sich bisher die Vulkanisten ganz besonders berufen haben, werden nunmehr ein Beweis gegen sie.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juni.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

I. Lehrbuch der Geognosie von Dr. Carl Friedrich Naumann.

II. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Dr. Gustav Bischof.

III. Mittheilungen an den Geheimenrath v. Leonhard von Dr. G. Bischof.

(Fortsetzung).

Schließlich habe ich noch die Bemerkung beyzufügen, daß, wenn auch in jüngster Zeit die Ueberzeugung, daß nach geognostischen und chemischen Verhältnissen der Granit und die ihm verwandten Gesteine nicht auf trocknem Wege entstanden seyn können, immer mehr Eingang gewinnt, doch das Problem hinsichtlich ihrer Bildung noch lange nicht gelöst ist. Diese Ueberzeugung hatte ja auch schon Werner. Der Werner'sche Neptunismus scheiterte vorzüglich an der Unauflöslichkeit jener Gesteine im Wasser, indem man sich die krystallinische Bildung derselben nicht anders zu erklären wußte als durch ihre vorausgegangene Auflösung, welche die Chemie für eine Unmöglichkeit erklären mußte. Erst nachdem Fuchs dargethan hatte, daß auch nichtaufgelöste oder überhaupt nichtflüssige Körper aus dem amorphen Zustande in den krystallinischen übergehen können, ist ein Haupteinwurf, den man dem Neptunismus früher mit Recht machen konnte, entkräftet worden; erst dadurch hat er Grund und Haltung bekommen, erst dadurch ist uns begreiflich geworden, daß die verschiedenartigsten Mineralien in- und durcheinander vorkommen können, wie wir sie in vielen Gebirgsmassen antreffen: ein Verhältniß, das der frühere Neptunismus eben so wenig als der Vulkanismus begreiflich machen kann. Einzelne geognostische Vorkommnisse, die der Vulkanist nicht wohl erklären kann, dürften aber noch nicht ausreichend seyn, den Vulkanismus umzustürzen. Man muß ihm etwas ganz Anderes, etwas Gewichtigeres entgegensetzen, und dieß hat Fuchs mit seinem Neptunismus, der etwas total Anderes als der Werner'sche Neptunismus ist, zur Genüge gethan und damit der wissenschaftlichen Betrachtung der Genesis der Gebirgswelt den sichersten Haltpunkt gewährt.'

Die Porphyrbildung.

Ich habe in meiner „Geschichte der Urwelt" die hydrogene Entstehung der Porphyre eben so nachdrücklich behauptet als die der Granite, und dabey aufmerksam gemacht, in welche Schwierigkeiten sich Hoffmann und Carnall gebracht haben, indem sie die gegentheilige Bildung annahmen. Gleichwohl ist auch Naumann den letzteren beygetreten, wiewohl unter Restrictionen. So z. B. erklärt er S. 777, daß von den Porphyren nur selten solche Einwirkungen, Frittung, Schmelzung u. dgl., wie sie von den Basalten ausgegangen seyn sollen, wahrgenommen werden. Er findet dieß um so auffallender, weil gerade die Porphyre sehr häufig im Contacte mit andern Gesteinen zu beobachten sind, und sie näherten sich in dieser Hinsicht dem Granite, von welchem wie von dem Syenite noch niemals solche

Erscheinungen nachgewiesen worden wären, welche sich ganz unzweifelhaft als wirkliche Frittungen und Verglasungen betrachten ließen. Die Zweifel, welche daraus gegen die pyrogene Entstehung dieser Gesteine sich ergeben, sucht er nur dadurch zu beschwichtigen, daß sie durch andere von ihnen ausgegangene Metamorphosen niedergeschlagen werden dürften.

Die hydrogene Entstehung der Porphyre hat aber nun auf Einmal einen positiven Beweis erhalten, und zwar verdanken wir die Bekanntwerdung dieser Thatsache einem entschiedenen Plutonisten, v. Dechen *). Es ist nämlich in dem Porphyr des Grauwackengebirges am Steimel, der sehr schöne Feldspathkrystalle enthält, das Schwanzschild eines Homalonotus gefunden worden, und durch das Vorkommen dieser Versteinerung sieht sich deßhalb v. Dechen zu der Erklärung genöthigt, „daß der Porphyr, worin sie gefunden worden, nicht in einer hohen Temperatur massenhaft aus der Erdtiefe gekommen und auf der Oberfläche erstarrt seyn könne, und daß eine solche Ansicht sich durchaus nicht mit einem organischen Einflusse dieser Art verträgt."

Die feurigflüssige Entstehung dieses Porphyrs ist demnach auch Plutonisten nicht glaubhaft, während uns der gegebene Fall vollkommen klar ist, indem wir den Porphyr für eine gleichzeitige und gleichartige Ausscheidung in der Grauwacke ansehen, die ohnedieß alle Bestandtheile zur Porphyrbildung enthält. „Mit dieser Ansicht würde aber," wie v. Dechen bemerkt, „Alles erschüttert werden, was sich gegenwärtig in der Wissenschaft über die krystallinischen quarzigen Gesteine und ganz besonders über alle, welche feldspathartige Fossilien enthalten, Geltung verschafft habe, und wobey die Bildung derselben in hoher Temperatur vorausgesetzt wird, eben so wie Feldspathkrystalle noch gegenwärtig, obwohl selten, als Hüttenproducte erzeugt werden."

Es ist dieß wieder einer der vielen schlagenden Fälle, wo die Plutonisten ihrer Theorie eine größere „Geltung" als der Evidenz der Thatsachen zugestehen. Wir verweisen auf die gründliche Beleuchtung dieses Falles von Bischof (II. S. 317 u. f.), wo er auch darthut, wie Thatsachen von solcher Art die „Nichtigkeit der Hypothese eines plutonischen Metamorphismus in ihrer ganzen Blöße zeigen," und in dem Sendschreiben erfreut er sich, daß die großen Feldspathkrystalle des Porphyrs in Gesellschaft des Schwanzschildes eines Homalonotus nunmehr „völlig emancipirt und erlöst aus der höllischen Bratpfanne, in welcher ihre Brüder seit Decennien von den Plutonisten gemartert werden, erscheinen." — So lange die Vulkanisten und Plutonisten dem Quarz nicht die allgemeine, dem Feldspathe nicht wenigstens die theilweise Entstehung auf nassem Wege zuerkennen wollen, so lange werden sie aus ihrem Dilemma nicht herauskommen.

Die Melaphyrbildung.

Die Melaphyre, die in inniger Verwandtschaft zu den Augitporphyren und Doleriten, wie zu den quarzfreyen Felsitporphyren stehen, werden von Naumann ohne Einschränkung für pyrogene Gebilde erklärt. Daß ihre nahe Beziehung zu den Felsitporphyren sie hinsichtlich ihrer Abkunft schon sehr verdächtig macht, geht aus unsern vorigen Erörterungen hervor. Nun aber findet sich, wie Bischof zeigt II. S. 651, in der Grundmasse gewisser Melaphyre Quarz, theils in Adern, theils in Knollen und manchmal als Karniol; für uns Grund genug, die Bildung des Melaphyrs, und damit der ihm zunächst stehenden Gesteine, aus dem feurigen Flusse geradezu zu verneinen.

In dieser Ansicht werden wir noch weiter bestärkt durch das, was Volger *) uns vom Melaphyrgebirge des Harzes berichtet:

„So viel darf ich wohl behaupten, daß das ganze Melaphyrgebirge am Harze kein Verhältniß zeigt, welches der Annahme einer plutonischen Entstehung desselben das Wort geredet haben würde, falls solche nicht von andern Gegenden her a priori übertragen wäre.

*) Archiv für Mineral. XIX. S. 367.

*) Jahrbuch für Mineralog. 1848.

Geschichtet ist dasselbe an vielen Punkten sehr deutlich, es unterteuft den Zechstein und Gips in schönster Regelmäßigkeit. Am Poppenberge bey Ilfeld und Neustadt, bekannt durch den Reichthum des Kohlengebirgs an Pflanzenabdrücken, ist ein besonders wichtiges Verhältniß: die Kuppe besteht aus Melaphyr, der Körper des Berges aus Steinkohlengebirge; der Bergbau hat den Berg nach allen Richtungen durchfahren, aber man hat keine Melaphyr-Durchsetzung gefunden, sondern hier, wie überall bey Neustadt, lagert der Melaphyr ganz regelmäßig auf dem Steinkohlengebirge."

Also auch hier wieder nicht der Stiel gefunden, der die Kuppe mit dem vulkanischen Heerde in Verbindung gebracht hätte! Gleichwohl wissen uns die Vulkanisten auf ihren idealen Durschnittszeichnungen diese Stiele recht brillant hin zu malen, obschon kein sterbliches Auge je einen solchen Stiel gesehen hat. Auch damit ist also wohl die vulkanistische Theorie der nachhinkenden Erfahrung vorausgeeilt!

Das Experiment von Hall.

Nicht leicht wird es einen zweyten Fall in der Wissenschaft geben, daß ein in seinem Fache ganz unbedeutender Name eine solche außerordentliche Celebrität bey den Genossen eines andern Faches erlangt hat, als dieß hinsichtlich des Chemikers James Hall mit seinem Druck-Experiment bey den vulkanistischen Geologen vorgekommen ist. Wie ungebührlich dieses einfache Experiment in seiner Bedeutung überschätzt und wie maaßlos in seinem Resultate ausgebeutet wurde, habe ich schon in meiner „Geschichte der Urwelt" gezeigt; in vollem Unwillen spricht sich aber Bischof (II. S. 83) darüber aus:

„Es kann kaum ein Experiment geben, welches mehr Unheil in der Geologie angerichtet hat, als das bekannte von Hall, daß kohlensaurer Kalk unter einem hohen Drucke schmelzen könne, ohne seine Kohlensäure zu verlieren, denn dieser geschmolzene kohlensaure Kalk scheint für die Ultraplutonisten der Lapis Philosophorum geworden zu seyn. Mit Hülfe hohen Drucks glauben sie sich über alle chemischen Gesetze wegsetzen zu können; mit vornehmer Miene weisen sie den Chemiker zurecht, wenn er sich erlaubt, gegen die von ihnen ausgeklügelten Verwandtschaftsgesetze Erinnerungen zu machen. — — An den Druck klammern sich diese Geologen, wie die Phlogistiker an das Phlogiston. — — Die Druckmänner sind allerdings sicher, daß ihre Druckideen nie durch ein directes Experiment widerlegt werden können."

In diesen Unmuth ist Bischof hauptsächlich gerathen wegen eines von Frapolli in der Berliner Akademie gehaltenen Vortrages über die Gipsbildung, der allerdings zu den überschwenglichen gehört, so daß man es Bischof nicht verdenken kann, wenn er sich folgendermaßen äußert:

„Es wird eine Zeit kommen, und hoffentlich ist sie nicht mehr sehr fern, wo man sich wundern wird, wie im 19. Jahrhundert solche unreife Fantasiegemälde, einer gesunden Chemie zum Trotze, einer Versammlung vorgetragen werden konnten, die zu ihren Mitgliedern die größten unter den jetzt lebenden Geologen zählt."

Die Dolomitisirung.

Unter den vielen absonderlichen Theorien, mit denen die Geologie überreichlich ausgestattet ist, nimmt die von L. v. Buch aufgestellte Hypothese über die Dolomitbildung eine der ersten Stellen ein. Weder mit dem geognostischen Thatbestande, noch mit den bewährtesten chemischen Erfahrungen im Einklange spuckt sie gleichwohl noch immer fort, obwohl ich und Andere in unwiderlegter Weise ihre Grundlosigkeit mit aller Evidenz dargethan haben. Der Grund davon ist, daß eine hochberühmte geologische Celebrität sie aufgestellt und trotz aller Einreden bis zur Stunde noch nicht aufgegeben hat; die Mehrzahl läßt sich aber auf allen Gebieten von Autoritäten bestimmen und es laufen dabey Rücksichten unter, die wenigstens nicht immer aus dem wissenschaftlichen Gebiete entspringen. Seit zwanzig Jahren habe ich etlichemal Gelegenheit genommen, mich gegen diese Hypothese auszusprechen; zuletzt in einer im Jahre 1845 von mir erschienenen Broschüre *). Es sey mir daher gestattet, in der Kürze einige der Aeußerungen zu beleuchten, welche seitdem hinsichtlich der Buch'schen Hypothese laut geworden sind.

*) Abweisung der von Herrn Prof. H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen. Leipz. 1845.

Vor Allen hat A. v. Humboldt im Kosmos seine gewichtige Autorität zu Gunsten der Buch'schen Hypothese in die Wagschale gelegt; da er sich jedoch nicht auf Widerlegung der Einwürfe einließ, so sind diese in ihrer vollen Beweiskraft geblieben.

Das Unglaubliche hat Karsten zu leisten versucht, indem er den Spieß umkehrte und die ursprüngliche Bildung von Dolomit auf nassem Wege geradezu für eine Unmöglichkeit erklärte. — Darauf erwiederte Naumann (S. 799): „jede Druse von Braunspath oder Rautenspath beweist die Möglichkeit oder vielmehr die Wirklichkeit einer solchen Bildung.“ — Diese Einrede ist kurz, aber vollkommen ausreichend, um Karstens Behauptung abzuweisen; denn Niemand wird bestreiten, daß, was wirklich ist, auch möglich ist.

Haidinger und Morlot haben aus dem öfteren Vorkommen des Dolomits mit Gips zu zeigen sich bemüht, daß es eine wässerige Lösung von Bittersalz sey, welche bey gleichzeitiger Ausscheidung von Gips den Kalkstein zu Dolomit umgewandelt habe, und zwar bey erhöhter Temperatur. Obwohl diese Ansicht die Buch'sche Hypothese als grundirrig aufgiebt, halte ich doch durch sie die Frage nicht gelöst, da sie den Ursprung der ungeheuern Dolomitmassen, welche das fränkisch-pfälzische Juragebirg in ununterbrochener Erstreckung zwischen dem Main und der Donau aufzuweisen hat und denen der Gips als Begleiter gänzlich fehlt, nicht erklären kann.

Naumann äußert sich S. 804 in Bezug auf die Buch'sche Hypothese von der Dolomitisirung, daß man bald gefunden hätte, „daß ihr einige geognostische und chemische Bedenken entgegen stehen,“ und es seyen einzelne Thatsachen und Beobachtungen vorgebracht worden, „welche es kaum bezweifeln lassen, daß die Theorie der metamorphischen Dolomitbildung auf einem etwas andern Wege zu suchen sey.“ Indem er S. 748 anerkennt, daß der Dolomit sehr häufig als ein hydrogenes, mitunter auch als ein metamorphisches Gebilde zu betrachten sey, fügt er hinzu: „wer übrigens an die Möglichkeit eines ursprünglich pyrogenen Kalksteins glaubt, der wird auch keinen Anstand nehmen können, dieselbe Bildungsweise für gewisse Dolomite in Anspruch zu nehmen.“ — Mit dieser Erklärung können wir uns vollkommen zufrieden geben, da wir an die letztgenannte Möglichkeit nicht glauben, die beyden andern Fälle uns aber annehmbar sind.

Zuletzt führe ich noch Bischof an, der, wenn auch in sehr höflicher, doch in sehr bestimmter Weise von der Buch'schen Hypothese sich lossagt:

„Setzen wir,“ sagt er II. S. 279, „statt des plutonischen Wegs den nassen, so verschwinden alle Widersprüche, welche man von chemischer Seite gegen jene Ansichten erhoben hat. Die Hauptsache, daß die Magnesia in einer Beziehung zu den Augitporphyren stehe, d. h. das Resultat ihrer theilweisen Zersetzung sey, bleibt stehen und die Ehre, zuerst die Idee eines großartigen Umwandlungsprozesses ausgesprochen zu haben, wird unserm großen Geognosten nie abgesprochen werden.“

Ich will mich gerne dem eben Gesagten anschließen, wenn mir nur noch eine Untermodification zu der von Bischof versuchten Modification zu stellen erlaubt ist, daß nämlich in dem Passus: „daß die Magnesia in einer Beziehung zu den Augitporphyren stehe,“ statt einer, keiner gesetzt werde.

Noch will ich die Bemerkung beyfügen, daß das Auftreten des Dolomits als Gebirgsart in den bayerischen Alpen und im fränkisch-pfälzischen Juragebirge zuerst durch Fuchs und Gehlen *) und zwar im Jahre 1811 nachgewiesen wurde.

(Schluß folgt.)

*) Vierter Bericht über die Arbeiten der mathem. physikal. Klasse der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1811. S. 222 (vgl. auch Gel. Anzeig. XXIII. S. 730).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juni.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Die Land- und Süsswasser-Mollusken von Java. Nach den Sendungen des Herrn Seminardirektors Zollinger zusammengestellt und beschrieben von Albert Mousson. Zürich, Schulthess. 1849. 126 S. und 22 lith. T.

Der Nutzen von Lokal-Faunen der Mollusken ist schon so oft hervorgehoben und anerkannt worden (unter andern auch in diesen Blättern XXV, 73, Nr. 202), daß eine neue, und wie wir bald zeigen werden, so gelungene wie die vorliegende, der Rechtfertigung nicht zu bedürfen scheint, welche der Verf. seiner Arbeit voranschickt. Abgesehen von den Mollusken, und unter diesen besonders den Heliceen, welche sich vorzugsweise zu topographischen Untersuchungen eignen, findet er genaue Heimathsangaben und Zusammenstellung aller Arten eines gewissen Gebietes (Faunen) in jeder Thier-Familie in dreyfacher Hinsicht von großer Wichtigkeit.

Erstens gestatten sie, das wahre Formgebiet der Arten zu bestimmen, gerechnet von ihrem reinen Kulminationspunkte bis zu ihren peripherischen Ausartungen, und leisten dadurch wesentliche Dienste bey der Aufstellung der Arten-Merkmale, die man zu leichtfertig oft auf einzelne Exemplare zu stützen pflegt. Zweytens liefern sie ein richtiges Urtheil über den veränderlichen Einfluß der klimatischen und Lokalitätsverhältnisse im Gegensatze zu der erblichen Kraft, welche den Typus der Art zu behaupten strebt — eine Rücksicht, die zu den interessantesten in der Naturgeschichte gehört, da sie sich an die geologisch so wichtige Frage der Artumwandlung anknüpft. Drittens endlich werden sie von hoher Wichtigkeit für eine bisher noch kaum versuchte Anordnung der Arten nach natürlichen Merkmalen, indem sehr häufig aus der äußeren Vertheilung und der geographischen Gruppirung derselben die überraschendsten Aufschlüsse über ihre innern Verwandtschaften hervortreten. p. III.

In einer Untersuchung „über den Begriff der Species in der Conchyliologie“ führt der Verf. aus, daß nur die Beobachtung der Thiere selbst, wie sie mit und durch einander leben, über den Werth der diagnostischen Merkmale der Schale entscheiden, und den Formenkreis einer Art feststellen könne; die Grundform einer Art sey diejenige, in welcher alle Eigenschaften der beyden fernsten Varietäten nach ihren mittleren Werthen enthalten sind. In der Beantwortung der Fragen: ob verschiedene Formen einer Gegend durch alle möglichen Zwischenformen und alle möglichen Lebensverhältnisse verknüpft erscheinen oder nicht, und ob die Formen verschiedener Gegenden, topographisch verfolgt, allmählig in einander übergehen, liege der Schlüssel zur Bestimmung des Formenkreises einer Art. Als Beyspiel der Nothwendigkeit eines Absehens von äußerlichen Merkmalen und einer Zuhülfenahme der Beobachtung führt er die beyden strittigen Species Helix nemoralis und hortensis an, und macht bey ihnen den Umstand geltend, daß sie nie sich vermischen trotz ihres beständigen Beysammenlebens an allen Orten und zu allen Zeiten. Dieß, wenn gehörig nachgewiesen, ist der schärfste Beweis für die Verschiedenheit zweyer Arten, der in dem vorliegenden Falle leicht zu führen ist. Wir müssen aber auch hier wieder die Hoffnung aussprechen, daß die anatomische Untersuchung, ungleich viel leichter, sicherer und schneller als die

der Lebens- und Fortpflanzungsweise, für jede ächte Art unzweifelhafte Unterscheidungsmerkmale nachweisen werde: wie erst kürzlich durch Archidiakonus Schmidt in Aschersleben *) für die beyden obigen Arten in der Formation des Liebespfeiles geschehen ist.

Die Grundlage dieser Zusammenstellung der Land- und Süßwasser-Mollusken von Java bildet eine reichhaltige, von Herrn Zollinger (jetzt in Zürich) auf verschiedenen Punkten von Niederländisch-Ostindien gemachte Sammlung, welche selbst nur ein kleiner Theil der von diesem eifrigen Naturforscher zurückgebrachten Ausbeute ist. Es kommen in Betrachtung als der Insel Java angehörig 107 Arten, nämlich 48 terrestrische und 59 fluviatile und lakustrische; in einem Nachtrage werden noch 8 auf den Inseln Bima und Celebes gesammelte Arten beschrieben. Da ein bedeutender Theil von Java, namentlich das Innere, noch nicht untersucht ist, und auch in den zugänglichen Theilen die Minutien bis jetzt fast unberücksichtigt geblieben sind, wird sich diese Zahl noch bedeutend erhöhen lassen.

(Schluß folgt.)

I. Lehrbuch der Geognosie von Dr. Carl Friedrich Naumann.

II. Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von Dr. Gustav Bischof.

III. Mittheilungen an den Geheimenrath v. Leonhard gerichtet von Dr. G. Bischof.

(Schluß.)

Die Basaltbildung.

Indem ich zum Basalte übergehe, trete ich in ein Gebiet ein, in welchem der Vulkanismus sein Hauptbollwerk besitzt. Die noch jetzt von Vulkanen ausfließenden Augitlaven stehen den Basalten so nahe, daß sich die Folgerung von selbst darbietet, auch für die Basalte, ungeachtet ihres Wassergehaltes, einen feurigflüssigen Ursprung anzunehmen. Die einzige Frage, welche noch zu beantworten übrig bleibt, ist die: ob die geognostischen Verhältnisse, unter welchen der Basalt als Gebirgsart auftritt, der Art sind, daß er schlechterdings für nichts anders, als für einen aus dem Erdinnern ergossenen Lavastrom anzunehmen ist, oder ob diese Verhältnisse sich dermassen gestalten, daß auch noch eine andere Entstehungsweise denkbar ist.

Zwar die Vulkanisten weisen eine solche Möglichkeit gleich von vorn herein ab, wie denn auch Naumann ihrer nicht einmal Erwähnung thut, und in meiner „Geschichte der Urwelt“ hat wohl kein Kapitel mehr den Unwillen der Geologen erregt, als das, in welchem ich diese Möglichkeit darzuthun mich bemühte *). Gleichwohl kann ich von dieser Meinung nicht abgehen, da bis zur Stunde meine Argumente nicht widerlegt worden sind, und insbesondere aus chemischen Gründen die Möglichkeit einer Basaltbildung auf einem andern als dem pyrogenen Wege denkbar ist, wenn gleich das Experiment noch keinen concreten Fall dieser Art vorzeigen kann. Vergesse man doch nicht, daß die Natur bey Bildung der Mineralien verschiedene Bildungswege verfolgen, und doch dasselbe Resultat erzielen kann. Wir können Steinsalz, Zinnober und andere Schwefelmetalle auf trocknem wie auf nassem Wege darstellen; wird mir nun ein Stück von einem dieser Mineralien vorgezeigt, und werde ich um mein Urtheil über seine Bildungsweise befragt, so kann ich nur dann für den einen oder den andern Weg mich entscheiden, wenn mir die Lagerungsverhältnisse dieses Stückes bekannt sind. Da nun für den Basalt die Unmöglichkeit einer hydrogenen Entstehung nicht nachgewiesen werden kann, so habe ich ein Recht eine solche ebenfalls als möglich mir zu denken, und es kommt bey

*) Zeitschrift für Malakozoologie von Menke und Pfeiffer Jahrg. VI, Nr. 4. Ebendaselbst Nr. 12 ist ein Nachtrag von Herrn Mousson zu seiner vorliegenden Arbeit, den wir hier schon benützen.

*) Meine ersten Einreden gegen die dermalen herrschende Theorie von der Entstehung des Basaltes habe ich niedergelegt in einer Recension von C. v. Leonhard's Basaltgebilden in den Bayr. Annalen 1833 S. 215 u. f.

jedem concreten Fall, wo Basalt auftritt, lediglich auf die Verhältnisse an, in welchen er sich selbst und in Bezug zu seiner Umgebung findet, um daraus zu ermessen, ob wir ihm eine pyrogene oder hydrogene Entstehung zuzuschreiben haben.

Naumann, wie gesagt, weiß nur von solchen Verhältnissen, aus welchen aller und jeder Basalt als Produkt eines feurigflüssigen Stromes zu betrachten ist. Sehen wir nun zu, wie sich Bischof hierüber äußert, der das 8. Kapitel seines II. Bandes dieser Frage gewidmet hat. Auch er geht von der allgemeinen Annahme der vulkanischen Bildung der Basalte oder der augitischen Labradorgesteine überhaupt aus; gleichwohl ergeben sich ihm doch hier und da einige Bedenken, von denen ich jetzt sprechen will.

Ein solches erregt ihm gleich der Umstand (S. 743), daß Basalt in feine Verästelungen auslaufend und aufsteigend gefunden wird. Sollte sich, bemerkt er, das Eindringen feuerflüssigen Basaltes in so enge Spalten nicht mit den Abkühlungs- und Erstarrungsgesetzen in Uebereinstimmung bringen lassen, so bliebe nichts anders übrig, als für jene schwachen Basaltgänge eine andere Bildungsweise anzunehmen, wenn es auch noch fern liegen sollte, eine solche zu finden.

Ein Hauptbeweis der Vulkanisten für die feurige Entstehung des als Gebirgsart vorkommenden Basaltes gründet sich unter andern auf die Einwirkung, welche er auf seine Umgebung ausgeübt haben soll. So soll z. B. am Meißner der Basalt nicht bloß die zunächst liegende Thonschicht, sondern auch die an letztere grenzenden Braunkohlen umgewandelt haben. Bischof, obwohl er das feurige Aufsteigen dieses Basaltes annimmt, bezweifelt es doch, daß sich die Einwirkung der Hitze 7 bis 8 Fuß tief, durch das Thonlager hindurch, in den Braunkohlen wahrnehmen lassen sollte, wobey er aufmerksam macht, daß letztere Veränderungen erleiden können, welche denen durch Hitze sehr ähnlich sind. Er beantragt daher eine Revision der Contakterscheinungen zwischen Basalt und Braunkohlen und meint, die Zahl der wirklichen Veränderungen durch Hitze dürfte sich dann sehr reduciren; es sey wenigstens auffallend, daß an andern Orten, wo beyde in Berührung kommen, die Kohlen kaum oder gar nicht verändert erschienen *).

Dem Gesagten stimme ich bey, und bemerke nur noch, daß die von Bischof angegebene Mächtigkeit der Thonschicht von 7 bis 8′ (nach Andern 5′) am Meißner bloß ihr Maximum bezeichnet, während das Minimum auf $\frac{1}{2}$ Fuß herabsinkt; es müßte also der Basalt, wenn er in feurigem Fluße aufgestiegen wäre, auf die Kohlen längs der Berührungsgrenze in vielen Fällen durch seine enorme Hitze große Veränderungen hervorgerufen haben. Allerdings sieht man am Meißner in den Kohlen gegen die Basaltgrenze hin mannigfache Veränderungen (als Stangenkohlen ꝛc. ꝛc.), nur fragt es sich, ob diese von vulkanischer Lavagluth oder von irgend einer andern Ursache ausgegangen sind. Diese Frage können wir jetzt mit Evidenz beantworten, nachdem unser College v. Kobell in der heurigen Aprilsitzung der mathematisch-physikalischen Klasse uns mit einem höchst sinnreich ausgedachten Mittel zur Prüfung der galvanischen Leitungsfähigkeit der Mineralien bekannt gemacht hat **). Auf dieses Merkmal hin hat er denn die genannte, in Anthracit verwandelte Stangenkohle untersucht und gefunden, daß die Stangenkohle des Meißners keiner heftigen Glühhitze ausgesetzt gewesen seyn kann, selbst nicht einmal einer Hitze, wie sie erforderlich gewesen wäre, um Sandsteine zu fritten. Es ist zu wünschen, daß die Geognosten diesen von v. Kobell gewiesenen Weg weiter verfolgen, und hinsichtlich des erwähnten Kennzeichens recht zahlreiche Untersuchungen mit den Kohlen, die auf der Berührungslinie mit den Basalten und andern angeblichen vulkanischen Produkten vorkommen, vornehmen möchten, um hierüber zu einem allgemeinen Resultate zu gelangen. Was darüber bis jetzt vorliegt, droht die vulkanistische Ansicht von der Basaltbildung gewaltig zu erschüttern, und die vielen Fälle, in welchen die Kohlen auf der Berührungsgrenze gar keine Veränderungen erlitten ha-

*) Vgl. auch noch, was Bischof hinsichtlich der Veränderungen des Nebengesteins II. S. 758 u. f. sagt.

**) Münchner gel. Anzeig. XXX. S. 149.

ben, wie es denn doch bey einem großen Hitzegrade des Basaltes zu erwarten gewesen wäre, dürften jetzt auch eine ernstlichere Berücksichtigung als bisher erfahren.

Bischof ist der einzige Plutonist, der sich mit Beantwortung der Frage befaßt hat, ob denn die Bildung der augitischen Labradorgesteine auf nassem Wege ganz unmöglich sey. Um nicht diese Anzeige allzulang auszudehnen, will ich lediglich sein Schlußresultat hier anführen:

„Haben wir auch Prozesse kennen gelernt, durch welche augitische Labradorgesteine auf nassem Wege und in der Siedhitze des Wassers gebildet werden können; ist sogar die Möglichkeit nicht zu bestreiten, daß diejenigen dieser Gesteine, welche lagerartig in sedimentären Formationen vorkommen, einen solchen Ursprung haben können, so vermögen wir doch nicht diesen Ursprung von den in Spalten aufgestiegenen Labradorgesteinen anzunehmen. Sollte aber jemals ein Lager eines solchen Gesteines in sedimentären Formationen gefunden werden, von dem weder ein Zusammenhang mit Eruptionsspalten, noch mit anderen Lagern, wovon es etwa durch Thalbildungen getrennt worden, nachzuweisen wäre, so müßte denjenigen Geologen, welche eine Bildung der augitischen Labradorgesteine bis jetzt nur auf feuerflüssigem Wege möglich halten, eine Hypothese willkommen seyn, die ihnen die Möglichkeit einer Bildung auch auf anderem Wege zeigt."

Dieses Zugeständniß ist größer als wir es von Bischof erwartet haben, und die Vulkanisten mögen sich deßhalb mit ihm auseinandersetzen; mir aber ist es um so wichtiger, da ich nicht bloß allem Kuppenbasalte, so lange mir nicht sein Stiel nachgewiesen wird, einen vulkanischen Ursprung absspreche, sondern überhaupt an ächt lagerförmigem Auftreten des Basaltes nicht zweifle *). Meine Ansicht von der Basaltbildung hat demnach, seitdem ich sie öffentlich bekannt machte, nicht nur keinen Widerspruch durch die neueren Erfahrungen erlitten, sondern sie hat in diesen weitere Stützen gefunden. Sie ist auch geeignet die Anomalie zu erklären, welche darin besteht, daß der Basalt bald einen merklichen Einfluß auf seine Umgebung, bald gar keinen ausgeübt hat.

*) Besonderes Gewicht lege ich auch auf die Beobachtung des Verhältnisses, in welchem der Basalt zu dem Sandsteine in dem Steinbruche bey Kassel gefunden wurde (vgl. meine Gesch. d. Urwelt S. 143).

Noch wäre gar Manches zu besprechen, wozu uns Naumann und Bischof Veranlassung gegeben haben; doch mag das Bisherige einstweilen genügen *). Sehe ich schließlich zurück auf alle die geognostischen und chemischen Erfahrungen, welche in den letzteren Jahren gemacht worden sind, so habe ich nicht bloß keinen Grund gefunden, die von mir in meiner „Geschichte der Urwelt" ausgesprochenen geologischen Ansichten, zu denen Fuchs das Beste beygetragen hat, zurückzunehmen, sondern sie sind nach allen Seiten hin durch die neueren geognostischen Beobachtungen und chemischen Untersuchungen in der erfreulichsten Weise bestätigt und gekräftigt worden. Dem Neptunismus — das Wort in dem Sinne von Fuchs genommen — sind seitdem solche bedeutende Zugeständnisse gemacht worden, daß er Aussicht hat, in nicht sehr ferner Zeit sich in sein früheres Recht, aus welchem ihn ein hitziger Usurpator verdrängen wollte, wieder eingesetzt zu sehen

A. Wagner.

*) Erwähnen will ich nur noch, daß Naumann für Anhydrit, Gips und Baryt keine andere als die hydrogene Entstehungsweise annimmt; dieselbe findet er ebenfalls allein gültig für die in marinen Sedimentformationen vorkommenden Stöcke und Lager von Steinsalz. — Bischof vindicirt mit vielen Belegen den Erzgängen die Entstehung auf nassem Wege, und unter die unbegreiflichen Dinge rechnet er es (II. S. 352), wie die Hypothese einer plutonischen Metamorphose ganzer Gebirgsformationen in der Geologie Bürgerrecht erlangen konnte. Er gesteht selbst zu (S. 334), daß anfangs die Autorität von Männern, welche viel gesehen und beobachtet hatten, auf ihn bezüglich des Plutonismus Einfluß geübt habe, daß er aber, seitdem er sich durch eigne Beobachtungen belehrt hätte, immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen wäre, „daß plutonischen und plutonisch-metamorphischen Prozessen ein Feld von unhaltbarer Ausdehnung eingeräumt worden war," und daß die Vorstellungen von letzteren bey neueren Geologen „bis in das Lächerliche ausgeartet" seyen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juni.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Journal of an expedition into the interior of tropical Australia in search of a route from Sydney to the gulf of Carpentaria. By Lt. Col. Sir T. L. Mitchell, Surveyor-general of New South-Wales. London 1848.

Die Lage der bedeutendsten und zugleich ältesten brittischen Niederlassung auf dem Festland von Australien: die Lage von Sydney, so sehr sie auch durch Klima und Boden sich empfiehlt, war dennoch schon längst als eine für Schiffahrt und Verkehr von Europa und Ostindien her nicht sehr günstige anerkannt. Namentlich in neuerer Zeit, als die indisch-brittische Cavallerie einen großen Theil ihrer Pferde aus Neu-Südwales bezog, das sich der Pferdezucht im höchsten Maaße günstig zeigt, mußte man sehr häufig die große Unbequemlichkeit empfinden, welcher der Seeweg durch die enge, wegen ihrer Corallenriffe und Stürme berüchtigte Torresstraße unterliegt. Von Europa nach Ostindien und China bestehet jetzt eine beständige, schnell zu ihrem Ziele führende Verbindung durch Dampfschiffe. Sydney, ein so wichtiges Glied in der Kette der brittischen Machtpunkte, die sich über alle Meere hinzieht, würde von dem Kreislaufe eines solchen lebendigen Verkehres mit dem Mutterland und all seinen Tochter-Colonien ausgeschlossen bleiben müssen, so lange für die Dampfschiffahrt kein anderer Weg der Communication sich eröffnen ließe als der durch die Torresstraße. Könnte dagegen ein guter, sicherer Landweg von Sydney in Nordwest-nördlicher Richtung hinan zu dem Golf von Carpentaria aufgefunden und angebahnt werden, dann stände der unmittelbaren Verbindung der australischen Hauptstadt mit England und Indien kein Hinderniß mehr im Wege; die östliche Spitze der großen Carpentaria-Bucht würde sich an die Linie der Dampfschiffahrten von Singapore anschließen. Auf einem solchen neu eröffneten Landwege könnten dann auch die Transporte der Pferde mit ungleich leichterer Mühe und günstigerem Erfolge bis dahin befördert werden, wo der noch übrige Seeweg nach Ostindien für sie ein verhältnißmäßig ungleich kürzerer und minder beschwerlicher seyn würde.

Der Ober-Landvermesser Mitchell, dessen Reisejournal hier vor uns liegt, hatte sich schon früher (im Jahre 1831) durch seine Erforschungsreise im nördlichen Australien um die Kunde dieses Festlandes, das einer reichen zukünftigen Entwicklung rasch entgegengeht, in hohem Maaße verdient gemacht. Er war mit allen Schwierigkeiten, so wie mit den Beförderungsmitteln eines solchen Unternehmens durch eigne, lange Erfahrung bekannt, wer konnte befähigter und geschickter seyn zur Erforschung des Landweges von Sydney nach Carpentaria als er.

Schon bey einer andern Gelegenheit erstatteten wir in diesen Blättern Bericht über jene Expeditionen, welche durch Capitän Sturt, so wie durch unsren wackren Landsmann, Dr. Leichhardt, zur Erforschung des Innern von Neuholland unternommen und mit sehr günstigem Erfolge ausgeführt wurden (m. v. Gel. Anz. B. XXVI. S. 641 u. f.; B. XXIX. 185 u. f.). Es ist bemerkenswerth, daß Leichhardt fast an demselben Tage das Ziel seines

kühnen, mühevollen Unternehmens erreichte, an welchem Hr. Mitchell seine Erforschungsreise antrat. Leichhardt, wie ein von den Todten Auferstandener, trat am 17. December 1845 als Sieger über alle Gefahren und Mühseligkeiten, an denen seine Reise so überreich war, unter seinen Freunden zu Port Essington auf; nur zwey Tage vorher, am 15. December desselben Jahres trat Mitchell seine Entdeckungsreise von Buree, der Gränzstation der Grafschaft Bathurst, ins Innere des Landes an.

Möge man es der patriotischen Theilnahme des Schreibers dieser Anzeige zu gute halten, daß er, ehe er das hervorhebt, was Mitchell für die Erforschung der unbekannten Regionen des australischen Festlandes that, noch einmal an das erinnert, was unser Landsmann Leichhardt noch vor Mitchell in derselben Beziehung geleistet hat. Die Aufgabe, welche beyde, der Engländer wie der Deutsche zu lösen unternahmen, war die gleiche. Mitchell suchte von einem südlicheren, fast in gleicher Parallele von Sidney gelegenen Punkte aus einen Landweg nach der Bucht von Carpentaria aufzufinden, Leichhardt bahnte durch seine Entdeckungsreise einen solchen Landweg nach gleichem Ziele, aber nicht von jenem südlicher gelegenen Ausgangspunkte, sondern von dem etwas nördlicheren Cap Moreton aus, zu welchem der Verkehr von Sidney aus sowohl zu Lande, an den Küstengegenden hin, als zu Wasser ohne alle Schwierigkeit seinen Verlauf nehmen kann. Leichhardt erreichte das Ziel seiner Reise wirklich; er drang durch Hunger und alles erdenkliche Elend bis zu dem noch weit jenseits der großen Bucht von Carpentaria gelegenen Port Essington vor, Mitchell kam nur wenig über halben Weg der in seinem anfänglich entworfenen Plane gelegenen Reiselinie vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Land- und Süsswasser-Mollusken von Java.

(Schluß.)

Mit Recht stellt der Verf. die Gattung Nanina Gray wieder her, welche auf die Beschaffenheit des Mantel-Umschlages begründet, etwa den fünf und zwanzigsten Theil der Gattung Helix Pfr. umfassen wird, und auf Ostindien und Australien beschränkt ist. Auch an dem Gehäuse schon lassen sich Merkmale auffinden, die in ihrer Vereinigung, beym Mangel der Weichtheile, zur Unterscheidung der Gattung dienen können. Uebrigens theilt sie in ihren Arten die Wandelbarkeit der Form mit Helix, und muß in Unterabtheilungen gebracht werden nach den Verhältnissen der Axe zum Durchmesser und der Oberseite zur Unterseite. Der Verf. führt acht Arten auf, worunter drey neue, nämlich centralis aus dem östlichen Java, welche den Habitus von H. acies trägt, bimaensis aus den Wäldern von Bima, der H. fulvida Pfr. von Mindanao ähnlich, und halata von Dompo (Celebes), wo sie in den Blattachseln des Pandanus lebt.

Von der Gattung Helix leben in Java und auf benachbarten Inseln nur eilf unter sich sehr verschiedene, bis auf zwey sonst nirgends gefundene Arten, die meistens unscheinbar und einfärbig sind. Helix similaris Fér. verbreitet sich über einen großen Theil der südlichen Halbkugel, planorbis Less. kommt in Neuguinea vor. Von dem Verf. sind fünf neue beschrieben worden: H. smironensis von dem Berge Smiron oder Smiroe im südöstlichen Java aus einer Höhe von 4000′ über dem Meere, ist sehr ähnlich der europäischen sericea, und scheint auch auf dem Festlande von Indien in Hochgebirgen zu leben; helicinoides erscheint als eine Fortbildung von similaris mit Kiel auf dem letzten Umgange; rareguttata, einer Nanina ähnlich, doch als eine Helix erkannt, von Bima; colorata von Macassar erinnert an hortensis und nemoralis in Farbe und Binden; bulbus von den Felsen des Wasserfalles bey Maros auf Celebes, eine höchst eigenthümliche Form, sieht auf den ersten Anblick einer Ampullaria ähnlicher. In früheren Werken und in Sammlungen finden sich noch einige andere Arten, die von Java stammen sollen; bey einigen ist diese Angabe des Vaterlandes schon berichtiget worden; bey anderen, namentlich der merkwürdigen ungulina Lin. und unguicula Fér., bleibt noch ein Zweifel, da sie in den größeren aus Java zurückgebrachten Samm-

lungen fehlen, allerdings aber aus Ostindien, wahrscheinlich von den Molucken kommen; die erstere ist schon in Rumph's Amboinischer Raritäten-Kammer (Ausgabe von Müller und Chemnitz Tab. XXVII Fig. R) ganz kenntlich abgebildet.

Größer ist die Mannigfaltigkeit unter den javanischen Arten von Bulimus. Eine Reihe derselben zeigt eine eigenthümliche Tendenz zu linksseitiger Aufwindung, die bald als bleibendes, bald als individuelles Merkmal der Arten auftreten soll. Hier ist die Beobachtung der Lebensweise und besonders der Fortpflanzung zur Sichtung der Arten erforderlich. Wir können kaum glauben, daß ein Moment, welches in Gattungen so bedeutend hervortritt, in Arten weniger Geltung haben solle; wir müssen immer unsere linksgewundenen Helices und rechtsgewundenen Clausiliae für Abnormitäten und Monstrositäten ansehen, da natürlich alle Organe eine seitlich verkehrte Lage angenommen haben, wenn die äußere Hülle, die sich nach ihnen bildet und bequemt, verkehrt gefunden wird. Eine Verschiedenheit zweyer zusammentretender Individuen in der Lage der Geschlechtstheile muß bey diesen hermaphroditischen Thieren wenigstens die eine Richtung oder das eine Ziel des Begattungsgeschäftes erfolglos machen. Wir vermuthen daher, es werde sich auch bey diesen Bulimus-Arten herausstellen, daß die linksgewundenen andere Species seyen als die rechtsgewundenen, und daß nur zufällige seltene Ursachen im Embryo-Zustande eine Aenderung der normalen Aufwindung, sey diese nun rechts oder links, mit Beeinträchtigung der Fortpflanzungsfähigkeit hervorrufen können. Es ist uns zwar die Beobachtung bekannt, daß bey einer Begattung der Heliceen nur das eine Thier befruchtet, das andere befruchtet wird, und nicht beyde sich wechselsweise und zu gleicher Zeit befruchten, obgleich beyde zu demselben doppelten Zwecke sich anschicken; aber eben dieser letztere Umstand macht uns wahrscheinlich, daß zu einer Begattung überhaupt die wechselseitige Befruchtung möglich seyn müsse, und nur die größere Entwicklung der Eyer in dem einen, die größere Reife des Samens in dem anderen Individuum den Ausschlag gebe, in welcher Richtung zur Zeit die Begattung von Erfolg begleitet sey. Die von dem Verf. mitgetheilte Beobachtung, daß linksgewundene Exemplare von Limnaeus pereger, die er in einer Anzahl von 20 Stücken unter andern normal gebildeten gefunden hatte, Eyer legten, aus welchen sich normale Individuen entwickelten, gehört insoferne hieher, als sie darthut, daß die linksseitige Aufwindung eine Monstrosität, keine Varietät sey; übrigens ist bekannt, daß bey den Limnäen die Begattung zweyseitig, nicht gegenseitig ist, so zwar, daß ein Individuum zu gleicher Zeit gegen ein zweytes männlich, gegen ein drittes weiblich sich verhält, und also eine Kette gebildet wird, in welcher das Individuum an dem einen Ende bloß männlich, das an dem anderen Ende bloß weiblich, das mittlere hingegen auf beyderley Weise zugleich sich verhält; bey diesen Thieren ist also, wenigstens für die an den Enden befindlichen, eine seitliche Verrückung der Genitalien weniger störend, als bey solchen, die auf eine gegenseitige Begattung angewiesen sind.

Unter den javanischen Bulimus-Arten ist eine Reihe, auf welche diese von einem wichtigen physiologischen Momente hergenommene Bemerkung Anwendung findet. In Bulimus perversus L. hat Pfeiffer in seiner Monographie eine Zahl von Arten zusammengefaßt, die zum Theil früher schon unterschieden waren, zum Theil noch auf eine Unterscheidung warten. Des Verf. neue Art B. purus ist dem B. palaceus v. d. Busch (soll wohl heißen paleaceus) sehr nahe verwandt, an verhältnißmäßig engerer Mündung und wulstigem Rande zu erkennen. Unter seinen B. perversus und interruptus möchten wir nach Obigem noch mehrere Arten vermuthen, und werden darin (bey dem Mangel an Original-Exemplaren) schon durch die Abbildungen (Tab. IV, f. 1 u. 2, Mündungs-Ansicht) bestärkt; in der einen bildet die Columella mit der Mündungswand einen um mehrere Grade stumpferen Winkel als in der anderen. Weitere neue Arten des Verf. sind B. furcillatus und porcellanus, immer linksgewunden und in die Reihe des B. contrarius Müll. und laevus Müll. gehörig; B. rusticus mit den philippinischen Arten pithogaster Fér. und rufogaster Less. nahe verwandt; B. galericulum

kommt den Partulen nahe; B. glandula ist unserem B. montanus auffallend ähnlich, wie denn auch in B. gracilis Hutt. und achatinaceus Pfr. mehr ein europäischer Typus hervortritt.

Nicht minder merkwürdig ist das Vorkommen in Java einer Reihe von Arten der sonst nur der gemäßigten Zone der nördlichen Halbkugel eigenthümlichen Gattung Clausilia. Der Verf. zählt sieben auf, worunter eine neue, Moritzii. Dagegen fehlt die Gattung Pupa ganz, welche sonst heiße Gegenden nicht scheut.

Limnaeus, noch in Indien so zahlreich, hat in Java bis jetzt nur zwey Arten aufzuweisen, Planorbis nur eine; doch ist anzunehmen, daß weitere Nachforschungen noch andere entdecken werden. Die Auriculaceen und Cyclostomaceen sind in Java zahlreich; von den ersteren beschreibt der Verf. zwey neue Auricula (Cassidulus Latr.) sulculosa und granifera; von den letzteren sechs, nämlich Cyclostoma (Aperostoma Trosch.) opalinum (die Opal-Farbe der Schale entsteht erst nach dem Tode des Thieres in Folge einer Art Verwitterung) und corniculum; Cyclostoma (Cyclophorus Pfr.) eximium, nahe verwandt mit oculus capri Wood., Charpentieri zu involvulus Müll. gehörig, und Zollingeri zu perdix Brod.; endlich Cyclostoma (Leptopoma Pfr.) ciliferum, eine kleine Art, welche auf der carina des letzten Umganges gewimpert ist. Diese sämmtlichen Arten, sowie die übrigen schon früher bekannten vier, entfernen sich weit von den in Europa lebenden Cyclostomen, und bilden eigenthümliche Gruppen, die in Südasien und dem indischen Oceane, besonders auf den philippinischen Inseln, wichtig werden.

Aus der Gattung Ampullaria wird eine neue, scutata, beschrieben. Interessant ist uns die Beobachtung, daß die Arten dieser Gattung, gewöhnlich in Wassergräben lebend, dieselben bey eintretendem Regen verlassen und auf Bäume kriechen. Wir haben nächstens eine Monographie dieses großen Geschlechtes von Herrn Dr. Philippi zu erwarten.

Die javanischen Paludina-Arten, zwey an Zahl, kommen den anderen ostindischen ziemlich nahe, welche sich durch das Hervortreten von Spiral-Linien oder selbst Spiral-Rippen vor denen anderer Welttheile auszeichnen. Auch die merkwürdige Nematura ventricosa Quoy et Gaym. wurde in Java gefunden. Sehr zahlreich ist die Familie der Melaniaden. Die bekannteste, auch sehr weit durch das oceanische Indien verbreitete Art ist die Pirena atra Lin. Eine unter dem Namen Melanopsis Helena Med. beschriebene Schnecke erfordert nach dem Urtheile des Verf. die Bildung einer eigenen Gattung, zu deren Feststellung jedoch die Untersuchung der Weichtheile nothwendig ist. Die Gattung Melania zählt allein in Java 25 Arten, mit sehr wandelbaren Formen, welche eine Sichtung in Gruppen nothwendig machen. Eine Art, M. tuberculata Müll. ist eine Begleiterin des Reisbaues in Asien und selbst in Aegypten; eine andere, spinulosa Lam., hat ebenfalls eine sehr weite Verbreitungssphäre im Osten. Der Verf. beschreibt drey neue, und Varietäten zu früher bekannten. Auch die Gattung Neritina kommt in Java zu bedeutender Entwicklung; 11 Arten, worunter zwey neue: die eine der letzteren, N. rarispina, kommt auch in einer dornenlosen Varietät vor. Von Navicella sind zwey Arten beschrieben, beyde neu.

Weniger Eigenthümlichkeiten sind unter den javanischen Flußmuscheln anzutreffen, wie denn überhaupt die Acephalen des süssen Wassers bey weitem nicht so geeignet sind zu allgemeinen fauniſtischen Untersuchungen. Die Gattung Cyrena mit 6 Arten (2 neue) ist eine geschätzte Speise der Javaner. Unio mit 6 Arten (3 neue); eine mitteleuropäische Art, U. tumidus Retz, findet sich unverändert in Java wieder, eine Entdeckung, welche die vieler neuer Arten aufwiegt. Alasmodonta mit zwey, und Anodonta mit einer Art, alle neu, machen den Beschluß des Werkes.

Die sämmtlichen Diagnosen sind musterhaft und vollständig; die Abbildungen, von dem Verf. selbst ausgeführt, ganz entsprechend. Diese schöne Arbeit reiht sich würdig an die ähnlichen von Krauß, Morelet und Philippi.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juni.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Journal of an expedition into the interior of tropical Australia.

(Fortsetzung.)

Es sey erlaubt, auch auf die Hülfsmittel und Kräfte, welche beyden Reisenden zu Gebote standen, einen schnell vorübergehenden Blick zu richten. Leichhardt unternahm die Reise zunächst auf eigne Gefahr und Kosten; er hatte, als er von Sydney ausgieng, nur 5 Begleiter, zu denen sich in Brisbane noch einige andre gesellten, die jedoch der Gefahren und Mühseligkeiten bald überdrüßig, nur auf eine kurze Strecke des Weges bey ihm blieben, dann zu ihrem Herd und Obdach zurückkehrten. Alle diese Begleiter dachten sich keineswegs in einem streng untergeordneten, dienstbaren Verhältniß zu dem fremden Abentheurer, der sie, nur um seinen Einfall, quer durch die Wildniß zu dringen, in Noth und Lebensgefahr gesetzt hatte, sondern sie zeigten bey jeder Gelegenheit ihre Widerspenstigkeit und Abgeneigtheit gegen die Anordnungen ihres Führers; wären sie nicht schon so tief und fern in der weglosen Einöde gewesen, dann würden mehrere von ihnen oder vielleicht alle es so gemacht haben, wie die Freywilligen, die von Brisbane aus ein Stück Weges mitgiengen, sie würden umgekehrt seyn zu den Bäckerläden und Fleischtöpfen, so wie zu der bequemen Ruhe der von Europäern bewohnten Küstengegenden.

Allerdings besser begünstigt war bereits in dieser Beziehung der General-Quartiermeister Oberst-Lieutenant Mitchell. Schon vorläufig hatte diesem das Gouvernement von Neu-Südwales 2000 Pfund zur Ausrüstung seines Unternehmens angewiesen, in seinem Dienste standen außer jenem Officier von höherem Range, der sein Assistent war, 28 Begleiter, unter ihnen der naturkundige Wundarzt Stephenson, drey berittene Vedetten, zwey Zimmerleute, ein Aufschläger und Ausbesserer der Zelte, ein Schmied, ein Schuhmacher, Karrenführer und Pioniere, Schäfer und Metzger, Segelmacher, acht Ochsentreiber, drey Pferdeknechte, mehrere Leute für die Meßkette u. s. w. Alle diese Männer standen in unbedingter Unterwürfigkeit und Dienstverpflichtung gegen ihren Führer.

Leichhardt besaß zum Fortschaffen seines wenigen Gepäckes und der spärlichen Mundvorräthe, die er mit sich auf seine Reise nahm, 16 Lastochsen; der gebrechliche Karren, den er in Brisbane erhandelte, dauerte nur wenige Tage aus; jene Ochsen so wie die Reitpferde, die sich fast dauerhafter erwiesen hatten als die Stiere, waren es, deren an der Luft getrocknetes Fleisch, so wie deren zuerst in Wasser geweichte, dann 12 Stunden lang gekochte Häute zuletzt fast das einzige Nahrungsmittel der Reisenden bildete.

Dagegen zählte die Expedition des Herrn Mitchell als ihr Eigenthum 80 Zugochsen zum Gespann für 8 massive Ochsenwägen, auf denen unter anderem 2 eiserne Boote sich befanden, 17 Pferde und 3 leichte Fuhrwerke, Provisionen für ein ganzes Jahr und außer diesen, um beständig frisches Fleisch zu haben, eine Heerde von 250 Schafen, so wie bald nachher durch Ankauf noch 26 junge Rinder.

Bey solchen Mitteln, die sich in der Hand eines so viel erfahrenen, seiner Aufgabe so vollkommen

gewachsnen Mannes fanden als dieß Mitchell war, dürfen wir schon im Voraus jenes vielseitig vollendete Resultat der Forschungen erwarten, das uns hier in seinem Tagebuch in höchst befriedigender Weise vor Augen liegt. Selbst die wohlbehäglich heitere Stimmung, in welcher die zum Theil „Effect“ machenden Berichte geschrieben sind, die Ausstattung des Werkes durch Abbildungen und Karten tragen eine sehr verschiedene Form von den Reiseberichten unsers Landsmannes, denen der Kampf eines entschlossenen Muthes mit unzähligen Gefahren und Mühseligkeiten ihr hohes Interesse giebt.

Wir wollen uns im Nachstehenden bemühen, in gedrängter Kürze einen Abriß von dem Verlauf und dem für die Natur- so wie die Erdkunde vor allem schätzbaren Erfolg der Mitchell'schen Erforschungsreise zu geben, deren Hauptnutzen übrigens darin bestand, daß sie der weiteren Ausbreitung der englischen Colonisation nach Ost und Nord unmittelbar den Weg vorzeichnete und anbahnte.

Dieselbe folgte bey ihrem Beginn der nämlichen Richtung, welche der berühmte Reisende bey seiner früheren Expedition im Jahre 1835 genommen hatte; sie hielt sich zuerst ostwärts von der Crokers und Herveys Bergkette, die der Leser auf jeder guten Karte des australischen Festlandes unter 33° s. Br. und 148° L. finden kann, wendete sich dann über den nicht sehr bedeutenden Höhenzug östlich hinüber nach dem Boganfluße. Ein halbcivilisirter Eingeborner Bultje, den Hr. Mitchell schon bey seinem früheren Hierseyn kennen gelernt hatte, an Naturgaben eine seltne Erscheinung unter seinen Landsleuten, diente als Führer; schon am 28. Dec. übernachtete die Reisegesellschaft am Flußbette des Bogan, welches aber jetzt nur durch einzelne Tümpel eines schlammigen Wassers vor der dürren Ebene ausgezeichnet war. Erst weiterhin an einer Stelle, wo man die Zuflüsse vom letzten Regen durch einen Damm zusammengehalten hatte, fand sich ein wenigstens für das Vieh genießbares und zuträgliches Trinkwasser. Ein üppiger Graswuchs an allen tiefer gelegenen Stellen neben dem Flußbette hin verrieth zugleich selbst jetzt in der Mitte des heißen Sommers den wohlthätigen Einfluß des neulich gefallenen Regens.

Noch weit über diese Gegend hinaus erstreckten sich mehrere Jahre vorher die Gränzen des von den englischen Colonien in vorläufigen Besitz und Benutzung genommenen Landes. Eine halbe Million Acker des besten, schönsten Wiesengrundes mußte von den darauf zerstreut wohnenden Besitzern von Viehheerden und Landbauern aufgegeben werden, weil sie bey den beständigen Angriffen der wilden, kriegerischen Stämme der Eingebornen, welche längs dem Laufe des Darling und Lochlan ihren Wohnsitz haben, nicht einmal ihres Lebens, geschweige des Eigenthums sicher waren.

Nur in jener Zeit des Jahres, wenn während und nach dem Erguß der tropischen Regen das Anschwellen der Flüsse den Fang der Fische, von welchem die zahlreichen Anwohner am Darling und Macquarie vorzugsweise sich ernähren, erschwert oder unmöglich macht, sehen sich diese Wilden genöthigt, sich nach anderm Lebensunterhalt umzusehen. Sie kommen dann, auch durch die Ueberschwemmung des tieferen Flachlandes hierzu getrieben, herauf in die höher gelegenen Gegenden am Bogan, und bey dieser Gelegenheit geschieht es, daß sie ihren fremden, ungebetenen Gästen, den Europäern, nicht nur lästig, sondern auch gefährlich werden.

Und nicht allein diese weißen Fremdlinge, sondern auch ihre eignen, schwarzfarbigen Landsleute, wenn sie zu den neutralen oder mit den Colonisten in freundlichem Vernehmen stehenden Stämmen gehören, haben dann von den wüthenden Angriffen der wilden Nachbarn zu leiden. Mitchell befand sich jetzt in einer Gegend, in welcher er bey seinem früheren Hierseyn von einem anwohnenden Stamme der Bogans viele Zuvorkommenheit und freundschaftliche Dienste erfahren hatte. Der ehemalige Wohnsitz des kleinen Stammes war verödet und verlassen. In einem benachbarten Gebüsch fand man zwey alte, eisgraue Männer, welche schweigend einander gegenüber saßen. Der eine von diesen sah jenem Häuptling, an dessen treue Dienste unser Reisender noch die dankbarste Erinnerung hatte, so ähnlich, daß Mitchell ihn für diesen alten Freund hielt. Es war der Bruder desselben; der aber, welchen die Engländer hier suchten, war, zugleich mit fast allen Männern des Stammes, in einer Schlacht mit den

wilden Anwohnern des Darling und Macquarie-Flußgebietes, welche die Gegend mit Krieg überzogen, gefallen; die Weiber hatte man als Gefangene fortgeschleppt.

Erst bey Nyingan am Bogan, unter 31° 35′ s. Br. zeigten sich bewohnbare Hütten und andre Spuren von dem Naheseyn der Eingebornen, von diesen selber aber ließ sich keiner sehen. Erst am andern Morgen kamen zwey alte Weiber der Schwarzen, um aus den Tümpeln von Nyingan Wasser zu schöpfen; durch sie erhielt man Kunde von einem in ziemlicher Ferne aufwärts am Bette des Flußes gelegenen Wasserbehältniß, welches weiße Männer angedämmt hätten, um daselbst eine Station für Rindviehzucht zu errichten. Diese seyen aber vertrieben worden durch die Eingebornen vom Darling, von welchen seitdem viele von den weißen Männern erschossen worden wären.

Schon jetzt begann jene Noth: der Mangel an Wasser, sich in schmerzlicher Weise fühlbar zu machen, welche vorzugsweise das Reisen im Festland von Australien erschwert. Mehr noch als die Menschen litten die Last- und Zugthiere an den Folgen dieses Mangels, denen man dann immer, wenn sich wieder einmal ein kleiner Vorrath an Wasser fand, mehrere Rasttage zu ihrer Erholung und neuen Bekräftigung lassen mußte. Hin und wieder kam man an Stellen vorüber, an denen die schwarzen Räuber aus dem Darling-Gebiet ihre Festmahle von dem Fleisch der Viehheerden gehalten, die sie den Colonisten abgenommen hatten. Die Menge der daselbst aufgehäuft liegenden Thierknochen bezeugte eben sowohl die bedeutende Anzahl, als die große Eßlust des Räubergesindels.

Es war nur zu augenscheinlich, daß, bevor nicht ein Regenguß das Land wieder mit Trinkwasser versorgte und dem Graswuchs neue Nahrung gab, an eine weitere Fortsetzung der Reise in dieser Richtung nicht zu denken sey. Dazu kam auch eine sehr beschwerliche Augenentzündung, welche den Unternehmer der Expedition so wie mehrere seiner Leute befiel. Man nahm deßhalb die Richtung ostwärts von dem Bogan nach dem Macquariefluße. Die Hitze hatte durch einen wahrhaften Gluthwind, der aus der Wüste des innern Landes kam, sich zu einer solchen Höhe gesteigert, daß die Scala des Fahrenheit'schen Thermometers, welches Mitchell bey sich führte, zum Abmessen eines solchen Wärmegrades nicht mehr ausreichte. Ein andres Thermometer, das nach der hundertheiligen Scala eingetheilt war, zeigte indeß am 3. Januar (dem Ende unsers Julimonates entsprechend) 44½° Celsius oder 112° Fahrenheit im Schatten, ja die Hitze war zwey Tage vorher noch um einige Grade stärker (38° Reaumur) gewesen.

Wenn nur immer das, was im Festland von Australien auf unsern Karten den Namen eines Flußes führt, auch wirklich ein Fluß, wenn es nicht einen großen Theil des Jahres hindurch nur ein leerer Rinnsaal wäre, dessen Boden aus festgebranntem, von unzähligen Rissen und Zerborstenheiten durchzogenen Thon besteht und darin nur hin und wieder, etwa im Schatten der Bäume, noch ein wenig schlammiges Wasser gefunden wird. In der eben beschriebenen Weise zeigten sich der Rinnsaal Bellaringa, Cannuba und die Wasserspuren vom Marra. Es wiederholten sich von Tag zu Tage dieselben verdrießlichen Hemmungen des Fortganges, bald durch ein Verlaufen des Lastviehes, das bey Nacht, vielleicht durch seinen scharfen Geruch geleitet, nach irgend einem fernen Grasplatz oder auch viele Meilen rückwärts nach dem zuletzt verlassenen Wassersumpf sich geflüchtet hatte, oder das aus Schwäche nur in überaus langsamen Schritten sich vorwärts schleppen konnte.

Es war der 12. Februar herbey gekommen, als man endlich die Nachbarschaft des Macquarie erreicht hatte. Fast vier Wochen hatte man zum Zurücklegen einer Wegstrecke bedurft, welche bey uns zu Lande auf gebahnter Straße ein Ochsengespann in höchstens sechs Tagen mit seinem Lastfuhrwerk durchschreitet, wenn es dabey zur gewohnten Zeit sein Futter und seine Tränke hat. Endlich zeigten sich jetzt die Vorboten des längst ersehnten Regens und diese täuschten nun nicht mehr; wenigstens in der Ferne, nach den höher gelegenen Gegenden hin, aus denen der Macquarie herkommt, mußte sich ein mächtig starker Gewitterregen ergossen haben, denn schon am 13. des Nachts füllte sich das vorher

trockne Bette des Flußes hoch bis zu seinem Rand hinan mit Wasser.

Wir Bewohner eines Vaterlandes, das auf jeder kleinen Wegstrecke seine Quellen, Bäche und Flüße und nicht selten auf lange Zeit hin eine mehr als wünschenswerthe Ueberfülle von Wasser hat, können uns kaum eine Vorstellung machen von dem, was ein Reisender durch das australische Wüstenland empfindet, in welchem die Dürre vorzugsweise fast vor allen Gegenden der Erde ihren Wohnsitz aufschlug, wenn endlich der nach Wasser lechzenden Natur die lang verschlossene Vorrathskammer des Luftreiches sich aufthut und Regen wie Segen auf das schmachtende Erdreich sich ergießt. In Australien begegnen sich hierin mehr wie anderwärts die äußersten Extreme der Verschwendung und der härtesten Kargheit; die dortige Natur will uns lehren, wie nothwendig im Haushalt der irdischen Sichtbarkeit der ordnende Geist des Menschen sey, der auch hier den Mangel durch die Ueberfülle zu ergänzen vermöchte, wenn er zur rechten Zeit das vergeudete Wasser in wohlgeeignete Behältnisse sammelte und in der Zeit des Mangels den ersparten Vorrath wieder dahin verwendete, wohin er gehört.

Eine Fluth des Wassers, so berichtete der naturkundige Stephenson dem augenkranken Mitchell, werde bald von den Turon Gebirgen, wo das Wetter sich entlud, herabkommen in das jetzt noch leere Bette des Flußes. Mitchell sendete einen seiner Leute hinaufwärts am Rinnsale, mit dem Befehl, daß er durch das Abfeuern seiner Flinte ein Zeichen geben solle, wenn die Fluth sich ihm nahe, denn der umsichtige Unternehmer der Entdeckungsreise, auf dem die ganze Last der Sorgen für die an Durst fast dahin sterbenden Menschen und Thiere lag, die seiner Pflege und Führung vertraut waren, konnte kaum den Augenblick erwarten, da die Hülfe aus der großen Noth kam, er wollte sein krankes Auge weiden an dem lang entbehrten Anblick eines fließenden Wassers. Bald nach Sonnenuntergang kehrte der Sendbote mit seiner Flinte zurück, er hatte noch keine Annäherung des Wassers bemerkt. Einige Stunden später, als der aufgehende Mond die erstorbene Landschaft beleuchtete, hörte man ein Brausen, gleich jenem eines fernen Wasserfalles, dazwischen ein Krachen wie von Balken, die einer gegen den andern stürzen. Immer lauter wurde das Rauschen des Wassers, das Krachen der entwurzelten und zusammenschmetternden Bäume, endlich beleuchtete der Mond die sich heranwälzende Fluth, welche vor sich her einen ganzen Damm von alten Baumstämmen und losgerissenen Binsen trieb. Unsern trefflichen Reisenden überwältigte das Gefühl des freudigen Dankes; er empfieng, wie er selber erzählt, die Gabe der Rettung aus der äußersten Noth, niedersinkend auf seine Kniee. War es doch als sollte selbst der Sternenhimmel mit seinen Lichtern in die Feierlichkeit dieses Augenblickes einstimmen; der veränderliche Stern η Argus oberhalb dem südlichen Kreuze, glänzte so eben in seinem stärksten röthlichen Lichte, als Stern der ersten Größe. Auf dem Ruhelager in seinem Zelte hörte Mitchell noch lange den für ihn unbeschreiblich süßen Laut des brausenden Wassers, welches mit der Last seines Dammes aus Treibholz nur langsam sich vorwärts bewegte. Das Bette des Flußes war gefüllt.

Es war jetzt dem dürren Boden auf einmal so viel Wasser zugekommen, daß er, so durstig er auch gewesen, dasselbe nicht alles einsaugen konnte. Die Ebene, welche nur 566 englische Fuß über den Meeresspiegel erhöht liegt, war zuerst in einen See, dann in einen Sumpf verwandelt, der namentlich in der Nähe des Flußufers so bodenlos, auch dabey durch den dichtgedrängten Wald der Binsen und Rohrgewächse so unzugänglich gemacht war, daß man nur mit vieler Mühe und täglichem Zeitverlust, namentlich dem schweren Zugvieh, sein Trinkwasser verschaffen konnte. Es lag nun sogar die Möglichkeit nahe, daß bey einem noch stärkeren Anwachsen des zuströmenden Wassers dem weitern Fortgang der Reise plötzlich ein Ende gemacht werden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juni.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Journal of an expedition into the interior of tropical Australia.

(Fortsetzung.)

Für mehrere Tage war es fast unmöglich dem Bett des Flußes so nahe zu kommen, daß man den Wasserspiegel desselben sehen konnte, nur zweymal gelang diese Annäherung in der Zeit vom 17. bis 21. Februar; mitten zwischen Rohrgewächsen von einer dem Bambus nahe verwandten Form und zwischen andern Pflanzen des sumpfigen Bodens, unter denen sich auch unser vaterländisches Blutkraut (Lythrum salicaria) zeigte, litten die Reisenden bittren Mangel an einem für Menschen und Vieh genießbaren Wasser. Und dennoch als am 22. Februar das Queckſilber im Barometer auf einmal bis zu einer auffallenden Tiefe herabsank, so daß ein Regen und durch ihn ein Anwachsen der Fluth im Strome zu erwarten schien, als zugleich durch das Brechen der Axe an einem der Lastwägen eine Verzögerung des Fortkommens eingetreten war, da regte sich in Mitchell die ernstliche Befürchtung von einem unerwarteten Ende ihrer Reise nicht durch Mangel, sondern durch eine überfluthende Menge des Wassers.

Der so ansehnlich ins Auge fallenden, mit anlockend reichen Gütern zum Belohnen und Verschenken versehenen, zugleich aber auch durch die Zahl ihrer Leute und durch ihre Waffen Achtung gebietenden Expedition fehlte es niemals an dienstwilligen Begleitern und Führern aus den verschiednen kleinen Stämmen der Eingebornen, durch deren Nachbarschaft der Reiseweg führte. Man hatte allerdings kurz vorher Erfahrungen gemacht, welche nicht sehr zu Gunsten der schwarzen Gesellschafter waren. Einer von diesen, den man von der Gränze des civilisirten Landstriches mitgenommen und mit Gaben so wie mit allerhand Wohlthaten überhäuft hatte (man nannte ihn Piper) war bey diesem allen nicht nur mißtrauisch und verschlossen geblieben, sondern als ein treuloser Ausreisser erkannt worden, welcher nicht allein in eigner Person seine Wohlthäter, denen seine Dienste wichtig waren, verlassen, sondern auch einige eingeborne Knaben, die im Dienste der Reisenden standen, zu gleicher That verführen wollte. Und auch an den andern schwarzen Begleitern und Führern, welche im weitern Verlauf der Reise in den Dienst der Expedition traten, wäre mancherley auszusetzen gewesen, obgleich sie zum großen Theil aus friedlichen Stämmen genommen waren.

Aber gerade diesen friedlichen, harmlosen Eingebornen, die theils an der Gränze der Colonieen, theils von ihren kriegerisch grausamen Landsleuten abgesondert an den hin und wieder im Lande zerstreuten Wassertümpeln leben, kann man das Mißtrauen und die natürliche Abneigung, die sie im Allgemeinen gegen die weißen Fremdlinge empfinden, am wenigsten verdenken. Diese Nachbarn von höherer äußrer Bildung, zugleich aber auch von überaus viel höheren Ansprüchen haben bisher großentheils den Eingebornen nur genommen, nicht gegeben. Wie schon ein schüchternes, einfaches Kind vom Lande, wenn man es auf einmal in den hochgebildeten Kreis vornehmer Städter und Städterinnen versetzt, sich da höchst unheimlich und verlassen fühlt, so noch

vielmehr der nackte, schwarze Alfuruh im Kreise der Europäer und selbst jener halbgebildeten, bekleidet einhergehenden eignen Landsleute, die sich, meist nur um des äußeren Vortheils willen, zu den Fremden gesellt haben, und welche Alle mit vermeintlicher oder wirklicher Geringschätzung ihn betrachten.

Dergleichen Eingeborne, wie der früher erwähnte Bultje, machen hierbey eine höchst seltne Ausnahme; es sind gewöhnlich solche, die sich durch größere Geistesanlagen auszeichnen (bey Bultje schien selbst seine sokratische Schädel- und Gesichtsform hierauf hinzudeuten) und in denen ein Anerkennen der Vorzüge einer geistigen Bildung rege geworden ist. Eben auf jener Strecke des Reiseweges, zu der wir vorhin unserm Reisenden folgten, zeigten sich die Nachtheile, welche die Nachbarschaft der Weißen auch den friedlichen Eingebornen bringt, in sehr einleuchtender Art. Die kriegerischen, volkreichen Stämme wohnen sämmtlich am Ufer der größeren, beständig mit Wasser versehenen Ströme. Die armen Reste der wehrloseren, schwächeren Stämme, oft nur aus einzelnen Familien, aus Müttern mit ihren Kindern bestehend, haben sich an jene von den größern Flüssen abgelegne Stellen des Landes geflüchtet, an denen sich vom Regen oder vom Austreten der Ströme in den Eintiefungen des wasserdichteren thonigen Bodens das Wasser sammelt und für längere Zeit sich erhält. So gering auch dieser Vorrath ist, würde er dennoch für den Bedarf einer kleinern Menschenschaar ausreichen und überdieß zu einem Tränkplatz dienen können, an dem sich die jagdbaren Känguruhs, die Emus (neuholländischen Casuare) so wie manche andre geflügelte und ungeflügelte Thiere versammlen und hier durch Pfeil und Bogen sich erbeuten lassen. Aber bis in die Nähe der Mündung des Macquarie in den Darling giebt es noch Stationen der europäischen Colonisten, in denen starke Rinderherden gehalten werden. Das Vieh wittert von fern die grünen Grasplätze, die an dem Ufer der Tümpel sich finden. Es kommt von selbst oder wohl auch von seinen Hirten geführt aus viele Meilen weiter Ferne dahin, säuft den kleinen Wasservorrath bey seinen mehrmalen wiederholten Besuchen (oft schon bey einem einzigen) fast bis auf die letzten Tropfen aus, und läßt nichts zurück als einen durch die schweren Tritte seiner Füße aufgewühlten, ungenießbaren Schlamm. So wird den armen, schwarzen Nachbarn die Möglichkeit der Lebenserhaltung abgeschnitten.

Es liegt ein Uebelstand unsrer europäischen Karten und Reiseberichte darin, daß man den einzelnen Flüßen und Bergen Namen nach Belieben, meist solche von berühmten Männern gegeben hat, ohne die landesüblichen Namen, bey denen die Eingebornen jene Gegenstände kennen und benennen, zu beachten. Herr Mitchell mußte diesen Uebelstand oft sehr schwer empfinden. Wie kann ein übrigens vollkommen ortskundiger Führer es errathen, daß der fremde Herr unter dem Namen Castlereagh den ihm wohlbekannten nachbarlichen Wallambangle (auch Barron), unter den Marisettils-Weihern den Wawill, unter dem Macquarie den Wammerawà, unter dem Darling den Karaula versteht. So weit die einzelnen Reiseberichte ihm hierbey einen Anhalt gewährten, machte Mitchell sich und seine Fragen den Eingebornen durch Zeichnungen des Laufes jener Flüße in das weiche, thonige Erdreich verständlich.

Das tiefe Flachland, in welchem der Macquarie und der Castlereagh mit dem Darling oder Barwan sich vereinen, gleicht zu gewissen Zeiten einem weit ausgedehnten Landsee, angefüllt von Wasser. Andre Male, so wie gerade jetzt in der heißen, im Allgemeinen trockenen Jahreszeit, befindet man sich da auf dem weichen, moorigen Boden jenes Sees, in welchem sich nach allen Richtungen hin wie ein netzartiges Gewebe jene Reihen von kleinen Weihern und Wassertümpeln verbreiten, welche die überschwellenden Flüße für längere Zeit gefüllt haben. Als H. Mitchell 15 Jahre vorher zum ersten Mal den Darling besuchte, da war hier noch kein Anfang einer europäischen Colonisation, keine Spur der Pferdehufe oder der Tritte der Rinderherden im weichen Boden zu bemerken; anjetzt sah man daselbst das grünende Weideland und die Nähe der Tränkplätze so weit nur der Blick reichte mit Vieherden bedeckt, welche die europäischen Colonisten unter dem Schutz der Menge ihrer bewaffneten Hirten aus den wasserleeren Gegenden hieher zusammengetrieben hatten. Einer der äußersten Vorposten der Colonisation ist die Niederlassung des Hrn. Parnall an der Furth Wyàbry unter 147° 34′ O. L. 30° 6′ S. Br. Der Fall,

den hier die drey Flüße haben, so wie die weitere Senkung der Ebene ist ganz überaus gering und mit Recht betrachtet Mitchell diese Eigenthümlichkeit des schattenlosen Landes als eine unschätzbare Wohlthat für dasselbe. Denn wenn bey jener stärkeren Senkung des Bodens, die sich in den meisten anderen Ländern der Erde findet, das Wasser der Flüße, das ihnen bald da bald dort aus den in der Nähe ihrer Quellen fallenden Regengüssen kommt, einen schnelleren Ablauf hätte, wie sollte dann in einem Erdstriche von so kärglichem Baumwuchse dem Verdursten der größern Thiere und der Menschen gewehrt werden?

Nur wenige Tage verweilten die Reisenden hier, wo es ihnen unter den Herden und Hirten ihrer Landsleute fast wie in der Heimath zu Muthe war, endlich, am 4. März passirten sie an der Furth Wyabry den hier seicht ausgebreiteten Darling und traten eigentlich erst nun über die so weit ausgedehnten Gränzen der Colonieen hinaus, in eine noch unbekanntere Region. Ueber einen moorig weichen Grund, der sich gegen 15 Stunden weit ausdehnt, über welchen man aber stellenweise nur durch geschlagene Brücken hinüber konnte, gelangten sie, obgleich er für einen guten Fußgänger nicht viel über eine Tagreise betrüge, am 7. März zu dem Narran, einem kleinen Fluße, der mit dem Balonne vereint von der Nordostseite her dem Darling zuströmt. Das Zugvieh fand sich durch die Entbehrungen und Anstrengungen der bisherigen Reise in einem so entkräfteten Zustand, daß man über der kleinen Strecke von 30 engl. Meilen, auf welcher man dem Laufe des Narran folgte, mehr denn drey Wochen Zeit gebrauchte. Uebrigens fand sich am Ufer des kleinen Flußes ein trefflicher Graswuchs. Gegen Westen ist der Lauf des Wassers durch einen höher ansteigenden, steinigen Grund begränzt. Nur hin und wieder sah man einzelne Gruppen von Bäumen aus der Gattung Eucalyptus; Arten, welche in dem dürftigen Sandboden der Botany-Bay und um Sydney wachsen.

Ein besseres Aussehen empfieng die Vegetation der Gegend in der Nähe des Balonne, wo die Reisenden auch auf eine ziemlich starke schwarze Bevölkerung trafen, deren Sprache ihrem bisherigen Führer aus der so nahen Umgegend des Macquarie fast gänzlich unverständlich war. Die kleine einheimische Melone (Cucumis pubescens) war hier so häufig, daß ihre jetzt eben in Reife stehenden Früchte überall den Boden schmückten. Außer diesen Früchten nähren die dortigen Eingebornen sich vom Fang der Fische und der hier häufigen Enten so wie ihrer Eyer.

Wie wir in dem vorhin erwähnten Alfuruh Bultje ein Beyspiel von geistigen Anlagen, vorragend über die seiner meisten schwarzen Stammgenossen kennen lernten, so macht uns der Bericht, welchen Hr. Mitchell von seinem Verkehr mit den hiesigen Eingebornen mittheilt, mit einigen dieser Leute bekannt, die sich durch einen natürlichen Edelmuth der Gesinnung, namentlich, was bey Wilden so selten ist, durch ihre uneigennützige Dienstfertigkeit auszeichneten. Die menschliche Natur in der Mannichfaltigkeit ihrer Eigenschaften des Leibes wie des Geistes, der Gemüthsbeschaffenheit wie der Erkenntnißkräfte bleibt sich bey allen Völkern der Erde gleich; es kann in einem Alfuruh der Keim schlummern, der unter anderm, günstigerem Verhältniß zu der Denkkraft eines Sokrates, zu der Charakterstärke eines Cato sich zu entwickeln vermöchte. Der erste Alfuruh, der in der Nähe des Balonneflußes den Reisenden begegnete, leistete ihnen den größesten Dienst, welcher ihnen auf dieser ganzen Reise von einem Eingebornen erwiesen worden war; er führte sie nicht nur fünf engl. Meilen weit nach dem Fluße hin, dessen Lauf sie aufsuchten, sondern durch seine Vermittlung bewirkte er den Fremden eine günstige, freundliche Aufnahme bey seinen Stammgenossen, welche schon zur kriegerischen Abwehr sich zusammengeschaart hatten. Als er dieses vollbracht, füllte er sein Netz mit Melonen und eilte, ohne einen Lohn zu erwarten, zu seinem kleinen Knaben zurück, den er allein an jenem Orte zurückgelassen hatte, wo die Fremden ihn trafen. In derselben dienstfertigen Weise benahm sich ein andrer eingeborner Führer, der es lange Zeit nicht zu begreifen vermochte, daß man für seine Mühe ihm einen Lohn (eine eiserne Streitaxt) gab.

Den Balonnefluß beschreibt unser Reisender als einen der schönsten, die er in Australien gesehen. Die Landschaft ist hier schon hin und wieder reichlicher mit jener Naturgabe versehen, welche Australien zu seinem größesten Nachtheil am meisten abgeht: mit Bäumen. Könnte man nur erst diesem Festland durch Versetzung einer fremden Vegetation auf seinen Boden schattige Waldungen geben, dann würde bald mit den wäßrigen Niederschlägen aus der Luft auch ein bleibender Reichthum der Quellen, ein Fruchtbarwerden des Bodens, selbst in der dürren Einöde die Folge seyn. Aber nicht das Flachland, das den Verheerungen der Stromfluthen ausgesetzt ist, die jeden Wald entwurzeln würden, sondern die von den Ufern der Flüße abgelegeneren oder erhöhteren Stellen würden vorerst zu solchem Anbau sich eignen.

Der Culgoa, dieß wurde durch Mitchells Forschungen erwiesen, ist nur einer jener Arme, in welche der Balonne vor seinem Einfluß in den Darling sich theilt. Aber der Balonne, dessen reizende, fruchtbare Ufer vielleicht schon nach wenig Jahren von einer Menge fleißiger europäischer Hände in Anbau oder Benutzung für den Viehstand werden genommen seyn, entsteht aus der Vereinigung von drey nicht unbedeutenden Quellflüßen: dem Condamine, dem Cagun und dem Maranoa. Der Condamine nimmt seinen Lauf von Osten her aus einer Bergkette von mittlerer Höhe, die von Moretonbay nahe landeinwärts liegt, während die beyden andren Quellflüße des Balonne ihren Ursprung in Norden nehmen. Nur den Lauf von diesen verfolgte Mitchell, da der Condamine, der Nachbar der viel durchforschten Küstengegend, ihm nichts wissenschaftlich Neues dargeboten hätte.

Selbst den Vögeln in einigen der Gegenden, durch welche sich der weitre Weg nach dem südlichen Wendekreis erstreckte, schien der Anblick der Europäer mit ihren aus wissenschaftlichem Interesse immer zum Mord bereiten Feuerwaffen etwas noch ganz Neues zu seyn. Ein auch dem naturkundigen Stephenson noch ganz unbekannter Vogel von der Größe einer Drossel nahte sich furchtlos, immer tiefer sich herab lassend auf die niederen Zweige und selbst auf den Kopf eines der Pferde, den Reisenden, und wetteiferte als Sieger durch seine flötenartig lautende Stimme mit den Tönen, welche Mitchell ihm vorpfiff.

Wir dürfen uns die Abgeschiedenheit dieser hochbegünstigten englischen Expedition von dem Verkehr mit ihren an der Küste wohnenden Landsleuten nicht so vorstellen, wie die unsers armen Landsmannes Leichhardt auf seiner langen, durch wilde Einöden hingehenden Entdeckungsreise war. Führte ja ohnehin der Weg, den Mitchell nahm, zum großen Theil durch Gegenden, die bereits im Besitz der Vorposten englischer Colonisation standen. Mehrmalen hatte der General-Quartiermeister Botschaften aus Sidney nachgesendet erhalten und Nachrichten von dem Fortgang seiner Reise so wie Briefe dahin befördert. Sogar das gewohnte Vergnügen des Zeitungslesens war ihm nicht versagt. Am 18. April kam ihm eine dieser Botschaften zu, deren Mittheilungen ohnfehlbar einen gemischten Eindruck auf den edlen Empfänger machen mußten. Zwey Reiter, es waren Leute im Dienst der Expedition, brachten Neuigkeiten von Sidney her, welche durch Vermittlung des an der Gränze verweilenden Spediteurs, des Hrn. Weight, ihnen zugekommen waren. Der dießmalige bedeutendste Inhalt dieser Neuigkeiten war der, welcher Leichhardts wohlgelungene Reise betraf. Leichhardt, so erfuhr man jetzt, war glücklich von Moreton aus auf dem furchtbaren Wege durch völlig unbekannte Einöden vorgedrungen, bis noch jenseit der Bucht von Carpentaria, bis zu Port Essington; ein kurzer, vorläufiger Bericht über seine Reise lag schon abgedruckt in der Zeitung von Sydney bey. Hiermit war die Hoffnung unsrer Reisenden beseitigt, daß sie die ersten seyn würden, welche von Neu-Südwales aus zu Lande die Küsten des indischen Meeres erreichten. Die Expedition sollte jedoch deshalb nicht aufgegeben werden, sie machte noch einige, wenn auch nicht weite doch desto sicherere Schritte ihrer Forschungen, gegen Norden hin.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Die inductive Logik. Eine Darlegung der philosophischen Principien wissenschaftlicher Forschung, insbesondere der Naturforschung. Nach dem Englischen des John Stuart Mill ins Deutsche übertragen von Dr. J. Schiel, Privatdocent der Chemie an der Universität zu Heidelberg. Braunschweig. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1849. 8. LX u. 654 S.

Eine für die jetzige Philosophie gewiß sehr beachtenswerthe Erscheinung begegnet uns in folgenden der neuesten Zeit angehörigen außerdeutschen Werken: John Stuart Mill's a system of Logic, rationative and inductive, being a connected view of the principles of evidence and the methods of scientific investigation (Lond. Parker 1843), dann Whewell, History of inductive sciences und desselben Philosophy of inductive sciences, sowie Herschel, Discourse on the study of natural philosophy, und Comte, Cours de philosophie positive. Nicht etwa, daß selbst der äußerste Grad des Empirismus und Materialismus (wovon Whewell jedoch theilweise auszunehmen ist) an sich etwas auffallendes hätte; denn jede Richtung muß, da sie doch immer nur aus dem menschlichen Geiste geflossen ist, in der Concentration der menschlichen Thätigkeit, d. h. in der Philosophie, eine Stütze beanspruchen dürfen; — sondern ein doppelter Umstand ist es hiebey, der sich unserer Betrachtung aufdringt: erstens daß eine solche Richtung jetzt noch in Deutschland nach so lange dauerndem und so fruchtbaren (d. h. jedenfalls bücher-reichen) Betriebe der Philosophie sich einen Erfolg verspricht, und zweytens daß der Empirismus abermals wie bey weiland Baco entschieden sich in das Gewand der „Methode" kleidet. Dieß beydes ist in der durch H. Schiel veranstalteten deutschen Bearbeitung des Mill'schen Werkes der Fall. Die Sache ist hier jedenfalls weit ernster, als bey O. F. Gruppe's zwecklosen Tiraden gegen die Philosophie (in dessen „Antäus" und „Wendepunkt der Philosophie"), welche zwar gleichfalls eine Apotheose der „Erfahrung" enthalten, aber, wo eine Entwicklung von Grundsätzen folgen sollte, direkt in den Sand verlaufen. Ja, wenn wir in der Vorrede des H. Schiel lesen, daß Prof. Liebig eingestand, er habe „bey seiner organischen Chemie kein anderes Verdienst, als einzelne von dem eminenten Philosophen Mill aufgestellte Grundsätze weiter ausgeführt und angewandt zu haben," so muß solches Geständniß für jeden Gebildeten von höchstem Interesse seyn, und gar Mancher träumt da schon vielleicht von einer Versöhnung der erbitterten Feindinnen, Philosophie und Naturforschung, zu welcher Versöhnung die Vieweg'sche Verlagshandlung, welche auf dem Gebiete der Naturwissenschaften jetzt in Deutschland das Trefflichste leistet, das ihrige hiemit beygetragen habe.

Es wird sich jedoch sogleich zeigen, daß erstens diese Verbindung des Apriorischen und des Aposteriorischen nur in einer Identificirung der Philosophie mit der Erfahrung besteht; will man dieß Philosophie selbst nennen, so streiten wir nicht um das

Wort, aber gewiß ist, daß dann jedes Experiment als solches und jede Beobachtung als solche schon Philosophie seyn soll. Und in dieser Beziehung spreche ich ungescheut die Behauptung aus, daß wenn z. B. die organische Chemie von einer solch „eminenten Philosophie“ erst gefördert worden zu seyn behauptet, dieß entweder ein Zeugniß eigner Armuth ist, indem diese Chemie vor der Kenntniß des Mill'schen Werkes nicht einmal experimentiren und beobachten konnte, — oder es beruht jenes Geständniß nur in einem salonsartigen Kokettiren mit dem philosophischen Zeitgeiste.

Ein zweyter Punkt ist die Betrachtung, in wieferne hier der Empirismus wirklich in der Form der wissenschaftlichen Methode auftritt und als das entwickelte Lehrgebäude einer „inductiven Logik“ erscheint; d. h. es muß abgesehen vom Principe die Form dieser Philosophie ins Auge gefaßt werden, woraus wir erkennen mögen, daß selbst der Empirismus heutzutage nicht mehr in der früheren Plattheit sich aufzuführen vermag, sondern an der hohen Stufe der Selbstreflexion und hiemit an der „Methode“ Theil nehmen muß.

Drittens endlich wird sich unsere jetzige Philosophie eine sehr zu beherzigende Lehre aus dem methodisch formulirten Auftreten des Empirismus entnehmen müssen. Sowie es nämlich einerseits augenfällig ist, daß mit dem Principe eines Mill, Herschel oder Comte eine Philosophie des Rechts, des Staates, der Mythologie, der Aesthetik, kurz eine Philosophie der idealen Momente nicht möglich ist, so muß andrerseits zugestanden werden, daß die Entwicklung der deutschen Philosophie sich von der Realität bis zum Punkte des Nichtverstehens entfremdet hat, und man wird weder mit der Hegel'schen noch mit der scholastischen Logik gegen jenen Empirismus wahrhaft kämpfen, sondern höchstens Partey gegen Partey stellen können.

Daher fasse ich bey der folgenden kurzen Besprechung dieser drey Punkte mehr die Philosophie und den Standpunkt der Logik selbst ins Auge, und habe eigentlich weder mit H. Mill noch mit H. Schiel eine Polemik zu führen, denn welche Abfertigung man von jener Seite her zu erwarten habe, lesen wir p. 73, wo jeder Einwand jenem „eigenthümlichen Reiz, welchen der Geist der Reaction (!) gegen die modernen Bestrebungen den alten Absurditäten (!) verleiht,“ zugeschrieben wird.

H. Sch. hat nicht das ganze Werk Mill's übertragen, sondern nur die zweyte der drey Abtheilungen, aus welchen dasselbe besteht, bearbeitet; die erste Abtheilung des Originales enthält die Darlegung des Principes des Empirismus (wovon H. Sch. die Hauptpunkte in eine LVI Seiten füllende Einleitung zusammengestellt hat) nebst der formalen Logik, d. h. demjenigen, was sich in den gewöhnlichen Compendien der Logik findet; die dritte hingegen behandelt nach Art der englischen Commun-sense-Philosophen die Anwendung der inductiven Logik auf die sog. moralischen und socialen Verhältnisse. Der mittlere hauptsächlich auf die Naturwissenschaften bezügliche Theil ist außerordentlich reich an Beyspielen, welche theils der älteren Geschichte der Astronomie und Physik, theils den neuesten Forschungen (besonders den Liebig'schen) oder auch den Werken von Herschel und Comte entnommen sind; und in dieser Beziehung ist es dem Buche gewiß nicht abzusprechen, daß es, besonders für angehende Jünger der Naturwissenschaften, höchst anregend wirken kann.

(Fortsetzung folgt.)

Journal of an expedition into the interior of tropical Australia.

(Schluß.)

Das Erste, was Mitchell that, war, daß er einen Ort aufsuchte, der zum längeren Verweilen des Lastviehes und der größeren Masse der Transportgegenstände wohl geeignet war. Hier sollten die Lastwägen und ihr Gespann so wie der größere Theil der Leute einige Wochen verbleiben, während von einer kleinern, leichter beweglichen Parthie die For-

schungen fortgesetzt wurden. Schon am 2. Tag der Reise kam man an die Stelle, wo ein Nebenfluß, der Maranoa, sich mit dem oberen Balonne vereint. Die nähere Untersuchung jenes Nebenflußes wurde vor der Hand auf die Rückreise verspart, für jetzt folgte man dem Lauf des Balonne. Nach N. O. von diesem zeigte sich eine unabsehbare weite Ebene; hin und wieder Eintiefungen im Boden als theils noch gefüllte, theils leere Wasserbecken. Endlich zeigten sich einzelne Berge und Felsen; man kam abermals an eine Stelle, wo der Fluß in zwey Quellarme sich theilte. Hier ist ihm durch die Karten von europäischer Hand sein eigentlicher Name: Balonne entzogen worden, der Hauptfluß, weil man diesen von dem nachbarlichen C. Moreton schon seit längerer Zeit kannte, ist, wie bereits erwähnt in den Namen des Condamine umgetauft worden und nur der kleinere, aus N. W. einfallende Nebenfluß hat seinen einheimischen Namen als Cagun behalten. Dem sehr kurzen Laufe des letzteren, als des unbekannteren, folgte man. Das Land zu beyden Seiten erhöhte sich; es zeigten sich hin und wieder Hügel und Berge, einzelne Waldungen von Akazien; ein natürlich fruchtbarer Landstrich.

Auffallend war unsern Reisenden die große Kälte, die sie jetzt auf einmal nach der früher so lästig gewesnen Hitze zu erdulden hatten. Am 8. Mai (wir müssen uns daran erinnern, daß der Mai der südlichen Halbkugel unserm November entspricht) war am Morgen vor Sonnenaufgang der Thermometerstand 21° Fahrenheit, mithin nach der Reaumurschen Scale 5° unter dem Eispunkt. Doch betrug auch die Höhe des Lagerplatzes 1043 Fuß über dem Meere. Ein merkwürdiger Baum aus der Familie der Sterculiadeen wurde hier von den Reisenden entdeckt, dessen Stamm nach unten in eine rübenähnliche Form verdickt ist. Er zeigte sich als ein neues noch unbekanntes Geschlecht, dem Hr. Mitchell den Namen Delabechia gab. Am 9. Mai, unter 26° 33′ 34″ S. Br. hatte man eine Höhe von 1299 Fuß erstiegen. Die Kälte war vor Sonnenaufgang fast 6° R., nach Mittag jedoch stieg die Wärme auf 19° R., betrug selbst noch bey Sonnenuntergang 14° R.

Der Fortgang der Forschungsreise bewegte sich jetzt lange Zeit hindurch in vorherrschend nördlicher Richtung nur über einen kleinen Landstrich von wenig Graden der Breite und kaum einen der Länge. So klein aber auch der durchforschte Raum erscheinen mag, so war dennoch der Gewinn der Forschung ein sehr bedeutender. Man kann sagen Hr. Mitchell erwies sich dem ganzen Sinne des Wortes nach, der seinen äußern Stand bezeichnet, als ein „General-Quartiermeister," denn er machte seine Landsleute nicht nur mit Gegenden bekannt, dahin sie mit leichter Mühe von Darling aus sich verbreiten konnten, sondern entwarf in genau vermessender Weise den Plan zur Anordnung der künftigen Colonieen-Wohnsitze, gab über alle Hülfsquellen des Unterhaltes und über den mehr oder minder großen Betrag jener Hülfsquellen den genauesten Aufschluß. Der Gewinn der englischen Expedition war mithin ein unmittelbar nahe liegender für den Erwerb des alltäglichen Lebens, jener der Leichhardtschen Reise ein ungemein viel weiter aussehender, zugleich aber erst in längrer Zeit erreichbarer Dienst, allerdings schon groß für die Wissenschaft, jener aber bereits einträglich für das Leben.

Den eigentlichen Ziel- und Endpunkt der Entdeckungsreise bildete jene Wegstrecke, welche jenseits der Quellpunkte der beyden früher erwähnten Nebenflüße des Balonne: des Cagun und des Maranoa, hierüber in den nördlichen Abhang des Quellgebirges sich verlängerte. Die Höhe des Bergzuges, der sich als Wasserscheide zwischen den südlich und nördlich strömenden Flüßen darstellt, erreicht im Mittel noch keine 2000 Fuß, obgleich einzelne Gipfel bis über 2600 F ansteigen. Man war jetzt in die Mitte des südlichen Winters eingetreten (24. Juni) und, obwohl in der Nähe des Wendekreises, fand man dennoch die Kälte vor Sonnenaufgang empfindlich; mehrmalen war das stehende Wasser gefroren, der Boden mit Reif bedeckt. Die nach Norden abfließenden Wasser wurden von ihrem Entdecker Salvator, Nive, Victoria und Nogoa (so nannten ihn die Eingebornen) benannt. Der Wendepunkt der Reise fiel in die Nähe des 22. Grades S. B., den Rückweg nahm die Expedition hinab am Laufe des Maranoa. Die Dauer der ganzen Reise bis zur Rückkehr der

Expedition nach Sydney betrug nur wenige Tage über ein Jahr.

Nur noch mit wenig Worten erwähnen wir jener reichen Pflanzensammlung, welche Hr. Mitchell von seiner Reise mitbrachte. Er war hierbey freylich glücklicher gewesen als sein armer Vorgänger Leichhardt, der schon einen großen Theil seines Herbariums freywillig, weil er keine Lastthiere mehr hatte, welche dasselbe trugen, zurücklassen mußte, den auserlesnen Rest desselben aber verlor als der ermattete, tragende Stier damit ins Wasser fiel. Mitchell brachte im Ganzen 329 von ihm gesammelte Gewächsarten mit, darunter 144 neu waren. Wenn wir diese Zahl in die einzelnen Familien vertheilen, dann sind es folgende:

Farnkräuter 7 Arten, sämmtlich schon beschrieben
Gräser 29 — darunter 7 neue
Cyperaceen 3 —
Endogenen 11 — dabey 1 neue
Gymnogenen 4 —
Euphorbiaceen 9 — dabey 4 neue
Cucurbiteen 1 —
Flacourtien 1 neue
Frankenien 3 neue
Cappariden u. a. 8 — dabey 5 neue
Sterculiadeen 2 — dabey 1 neue
Büttnereen 1 neue
Tiliaceen — 1
Malvaceen 11 dabey 3 neue
Polygaleen 1 neue
Sapindaceen 11 dabey 10 neue
Dilleniadeen 3 — 1 neue
Ranunculeen 3 —
Pittosporeen 3 dabey 2 neue
Epacriden 1
Aurantiaceen 1 neue
Rutaceen 10 dabey 6 neue
Geranien 2
Portulaceen 2 neue
Polygoneen 2
Nyctagos 1
Amarantheen 9 dabey 2 neue
Chenopodieen 14 dabey 6 neue
Ficoiden 1
Daphneen 5 dabey 1 neue
Proteaceen 8 dabey 6 neue
Cassytheen 1
Leguminosen 63 dabey 29 neue
Rosaceen 1
Lythraceen 1
Rhamneen 3 mit 1 neuen
Celastreen 2 neue
Stackhusiadeen 1
Apocyneen 3 dabey 1 neue
Loganieen 1 neue
Gentianeen 1
Oleinen 1
Solaneen 6
Windenarten 4 dabey 1 neue
Plumbagineen 1
Plantagineen 1
Ehretien 1
Borragineen 1
Brunoniadeen 3
Jasmineen 3 dabey 2 neue
Labiaten 10 dabey 4 neue
Verbeneen 2
Myoporeen 7 dabey 6 neue
Bignonien 1
Acantheen 3
Scrophulareen 2
Goodeniadeen 7 dabey 3 neue
Compositen 29 dabey 8 neue
Haloragaceen 3 neue
Myrtaceen 15 dabey 10 neue
Cinchonieen 3 dabey 1 neue
Stellaten 1
Umbelliferen 3
Santalaceen 2
Lorantheen 4 neue.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juni.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Die inductive Logik.

(Fortsetzung.)

In jener Einleitung nun finden wir, wie gesagt, das Princip des Empirismus schroff ausgesprochen und zu Grunde gelegt. Vor Allem muß nun hiebey der deutsche Leser jede etwaige Kenntniß der modernen Philosophie abstreifen, und sich der Fiction hingeben, als hätte Kant und Alles, was durch ihn und nach ihm in der Philosophie geschah, nie existirt. Eine Frage, wie die um die Entstehung synthetisch-aprioriſcher Urtheile, oder um dasjenige, was innerhalb der Erfahrung über dieselbe hinausgeht, oder um das Princip der Erfahrung überhaupt, oder um Werth und Bedeutung des Begriffes, kurz Alles sogenannte Metaphysische ist für jenen Empirismus durchweg nicht vorhanden. Wir stehen gänzlich auf der Basis des Baco von Verulam (soweit derselbe nämlich den Engländern mundgerecht war und zum Aushängeschild des Materialismus mißbraucht wurde; denn daß Baco seinen Empirismus seinerseits a priori wenigstens zu begründen versuchte, ist bekannt genug), des Locke, Hobbes, Wollaston, Price, Dugald Stuart, ja selbst des Hume. Alle und jede Wissenschaft, sowie das Denken überhaupt wird von vornherein ausdrücklich ohne weitere Begründung dem Acte einzelner Erfahrungen zugeschrieben, „alle Folgerung ist nur eine Folgerung aus Besonderem," und es gibt daher schlechthin keinen allgemeinen Obersatz, da ein solcher Nichts ist als eine Generalisation aus vorhergegangener Einzelnerfahrung. Die Begriffe des Allgemeinen und des Nothwendigen (oder des „allgemeinen und nothwendigen," was bey Kant bekanntlich = dem a priori ist) verflüchtigen sich in custom und habit und eine daraus folgende unwiderstehliche Ueberzeugung, welche Nichts anderes ist, als Hume's faith; auch die „Unbegreiflichkeit des Gegentheils," d. h. die Widerspruchslosigkeit, welche manche moderne Logiker zum rettenden Princip der Erkenntnißtheorie machen wollen, wird gleichfalls nur der Gewohnheit oder beziehungsweise der Unmöglichkeit des Sicheinbildens zugeschrieben. So ist Alles nur Induction und selbst die exacteste Wissenschaft, die Mathematik, entgeht dem Schicksale nicht, in diesen Strudel der Empirie hineingerissen zu werden. Auch der mathematischen Nothwendigkeit nämlich wird ihre wesentliche Existenz abgesprochen, da die mathematischen Beweise aus Definitionen flößen, welchen keine reellen Dinge entsprächen; und es sey daher z. B. der Satz von der Gleichheit der Radien im Kreise nur Induction, da „es in keinem Kreise ganz wahr, aber in jedem so sehr beynahe wahr sey, daß man bey der Annahme der Gleichheit keinen merklichen Fehler begehe" (p. XXII), darum wird auch das pädagogische Verfahren mit den „Pfeffernüssen" bey der Arithmetik auf das Princip der Wissenschaft der Mathematik übertragen. Jedermann sieht, auf welch unidealer Wirklichkeit bey solchem Principe die Mathematik ruht, und es ist dieß der offenbarste Weg zu jenem mos geometricus, nach welchem alle Wissenschaften, die von Hypothesen ausgehen, die gleiche Evidenz mit der Mathematik erlangen sollen, an welchem mos geometricus aber gerade die Evidenz selbst bey einem Spinoza scheitern mußte. Wahr-

haft merkwürdig aber gestaltet sich die empirische Construction der Arithmetik; in Betreff dieser nämlich heißt es wörtlich (p. LI): „Alle Zahlen müssen Zahlen von Etwas seyn; aber sowie die Zahlen Zahlen von Etwas seyn müssen, so können sie Zahlen von irgend Etwas seyn. Es haben daher Sätze, welche Zahlen betreffen, die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß sie Sätze sind, welche alle Dinge, alle Gegenstände, alle Existenzen jeder Art betreffen, die unsere Erfahrung kennt.“ Da aber nun gewiß z. B. auch die Haare immer Haare von Etwas seyn müssen, so ergibt sich für die Haare wörtlich derselbe Schluß; kurz es steht Hrn. Mill oder Hrn. Schiel die Allgemeinheit der Zahlenwelt ganz auf gleicher Stufe mit der Allgemeinheit irgend einer Inhärenz; ob aber solches noch Philosophie sey, wissen wir nicht. Ja, die Sache geht noch weiter; es wird die allgemeine und nothwendige (d. h. ideale) Gültigkeit des Satzes $1 = 1$ direct bestritten, — und warum? — „weil 40 Pferdekräfte nicht immer gleich 40 Pferdekräften sind, da nicht alle Pferde von gleicher Stärke sind. Dieß erinnert natürlich an Wollastons philosophischen Ausspruch, daß ein Diebstahl von 1000 Pfund ein 1000mal so großes Verbrechen sey, als der Diebstahl Eines Pfundes. So also wird Alles, durchweg Alles der körperlichen Einzelnheit der Erfahrungsobjecte anheimgegeben, und in diesem Sinne ist alles Wissen Induction; und es läßt sich hieraus schon ahnen, welche Bedeutung und Entwicklung die „inductive Logik“ nach diesem Principe finden werde. Von dem Princip als solchem wenden wir uns nun mit Widerwillen (auch auf die Gefahr hin, uns in Hrn. Sch.'s Augen einer „Absurdität“ schuldig zu machen) und mit Abscheu hinweg, und betrachten in Kürze, wie diese Logik in der Methode ein Verdienst in Anspruch nimmt.

Die inductive Logik tritt von vorn herein als ars artium, als Theorie des Verfahrens von Bekanntem zu Unbekanntem fortzuschreiten auf, und es erneuert sich, da die ideale Basis des Syllogismus schlechthin fehlt, natürlich hier wieder wie schon oft der Einwand gegen das Schließen, welchen wir bereits aus Sextus Empirikus kennen, daß der Syllogismus sich im Kreise drehe, und der Schlußsatz im Vergleiche mit den Prämissen Nichts neues biete (wir müssen nochmals daran erinnern, daß für Hrn. Mill und Consorten weder Kant noch irgend ein Philosoph nach Kant existirt). Daher wird so ausdrücklich und an so vielen Stellen auf einen Gegensatz zwischen Folgerung und Prämissen, sowie darauf gedrungen, daß im Schlußsatze mehr seyn müsse, als in den Prämissen; und in diesem Sinne heißt die Induction die „Operation des Entdeckens und Beweisens allgemeiner Urtheile,“ oder (p. 26) „sie besteht darin, daß man schließt, eine Erscheinung, die bey einzelnen Gelegenheiten stattgefunden, werde in allen Gelegenheiten einer gewissen Classe stattfinden;“ in dieser Allgemeinheit, der Generalisation, besteht dann das „Neue,“ das Surplus des Schlußsatzes *).

Zur Erreichung dieses Zweckes soll nun weder das Uebertragen von mehreren Objecten auf alle gleichartigen (transformation), noch das Summiren von Beobachtungen mehrerer gleichartigen Objecte (addition), noch die Beschreibung durch successorische Beobachtung von Qualitäten Eines Objectes (colligation) anwendbar seyn, sondern es handelt sich darum, „zu finden, in welcher Art in allen Fällen wahr sey, was in Einem gleichen Falle wahr ist.“ Zur Möglichkeit dieser Aufgabe gehört nun natürlich das für die weitere Entwicklung an die Spitze gestellte Postulat des „gleichförmigen Ganges der Natur,“ und es wird dieses Postulat der fehlende Obersatz aller Induction genannt. Wir wollen hiebey, uns auch nach englischer Parlaments-Sitte eines Principienstreites enthaltend, mit dem Verfasser nicht darüber rechten, daß eine Logik, welche auf die schlecht-

*) Die Aristotelische Induction kennt Hr. Mill nicht; natürlich, denn Aristoteles gehört wohl zu den „alten Absurditäten.“ Ebenso, wenn Hr. M. auch nur den Autor ad Herenium gelesen hätte, so würde er über die Anwendung der Logik vor Gericht nicht das gesagt haben, was wir p. 6 lesen; er vergißt nämlich dasjenige, was wir die Subsumption des einzelnen Falles unter das Gesetz nennen.

hinige Einzelnheit der Objecte principiell begründet seyn will, nun doch zu einem wahrhaft allgemein nothwendigen, d. h. idealem, Postulate sich flüchten muß. Das aber ist augenfällig, daß wir für den weiteren Gang entschieden auf die Realität und nur auf die Realität hingewiesen sind. Als der Hauptpunkt aber hiebey wird nun bezeichnet, daß es Fälle des gleichförmigen Ganges der Natur gebe, in welchen ein paar Beyspiele genügen, um eine durchaus allgemeine Behauptung auszusprechen, und hinwiederum Fälle, in welchen Myriaden von Beyspielen noch nicht dazu berechtigen (zur Erläuterung wird die Möglichkeit, daß es doch irgendwo weiße Raben geben könne trotz den Tausenden von Raben, welche sämmtlich bisher als schwarz sich zeigten, der Unmöglichkeit gegenüber gestellt, daß es Menschen gebe, deren Kopf unter den Schultern wachse, welche Unmöglichkeit schon nach der Betrachtung einiger Individuen sich ergebe). Warum dieß? Frägt Hr. Sch., hinzufügend: „Wer diese Frage beantworten kann, versteht mehr von der Philosophie der Logik, als der erste Weise des Alterthumes; er hätte das große Problem der Induction gelöst.“ Ist nun Hr. Mill oder Hr. Schiel jener Glückliche? so fragen natürlich wir, und sind um die Antwort verlegen, weil — die Frage um jenes Warum sinnlos ist; und sie ist sinnlos, weil die Mill'sche Philosophie keinen Begriff von Wesen und Inhärenz hat. Sie quält sich durch 600 Seiten, der Erkenntniß nahe zu kommen, und findet bey jedem Schritte nur sich selbst, d. h. die bloße Empirie von Einzelnheiten. Glaubt man denn das Einzelne könne das Allgemeine je *werden*, wenn es nicht schon das Allgemeine ist? — Doch wir fallen unwillkürlich wieder in die Principien-Polemik.

Die Methode der inductiven Logik auf dieser Basis der Naturregelmäßigkeit hat folgenden Gang: Hauptsatz ist, daß die Regelmäßigkeit zusammengesetzt sey aus einzelnen Regelmäßigkeiten. Daß dieß der Fall, liege in dem „Causalgesetze“ (von welchem durchgängig nur im objectiven Sinne des Wortes mit ausdrücklicher Ausschließung jeder metaphysischen Ursächlichkeit gehandelt wird). Die Causalität wird getheilt in die der Coexistenz — Raum und Geometrie — und die der Succession, die erstere aber, weil sie immer wieder nur zu geometrischen Sätzen führe, als untauglich verworfen, wenn sie nicht mit der zweyten verbunden sey, in welcher der Begriff der Kraft und Wirkung liege. Hier nun handle es sich für die Induction um das Verhältniß von Antecedens und Consequens und um Auffindung des ursprünglichen Agens *) einer Wirkung. Das „unbedingte“ Antecedens nämlich als die wahre Causalität soll sich durch ein Verfahren ergeben, welches, da jede Regelmäßigkeit eine zusammengesetzte ist, nothwendig ein „Theilen“ seyn muß. Jedes derartige Verfahren aber betrachtet entweder den Complex der Wirkungen, ihn zertheilend in dem Hervorrufen einzelner Wirkungen, und ist dann experimentirend und inductiv, oder es erforscht den Complex von Ursachen, welche nicht hervorgerufen werden können, und ist dann nothwendig nur beobachtend und deductiv (daher je nach verschiedenen Gebieten entweder das Experiment oder die Beobachtung den Vorzug habe); für welche beyden dann der Verfasser die Methode durch Aufzählung und Beschreibung, nicht aber durch Entwicklung, näher bestimmt, so daß wie bey Hegel die Philosophie mit der Methode zusammenfällt, so hier bey der Kehrseite, dem völligen Aposteriorismus, die Methode mit der Philosophie zusammenfällt, d. h. gleichfalls empiristisch ins Object zerrinnt, und wir statt der hochtrabend angekündigten Antwort auf jene obige Frage hier nur „Regeln“ finden. Das Experimentiren theilt sich nämlich in: die Methode der Uebereinstimmung, durch Vergleichen ausgeführt, die Methode des Unterschiedes, durch Unterscheiden, die vereinigte Methode der Uebereinstimmung und des Unterschiedes, die Methode der Rückstände, wo das Unbekannte als der gesuchte Rest erscheint, und die Methode der „sich begleitenden Veränderungen,“ anwendbar bey den „permanenten“ Ursachen, d. h. denjenigen, deren Fortdauer zur Fortdauer der Wirkung stets gleichmäßig nothwendig ist (z. B. die Bewegung der Erde im Gegensatze gegen das Entbrennen von Pulver). Hierauf

*) Hr. Schiel schreibt merkwürdigerweise durchgängig: das Antecedenz, das Consequenz, das Agenz.

folgt das deductive Verfahren in drey Stadien, deren erstes „directe Induction“ genannt wird und selbst wieder nach Uebereinstimmung, Unterschied ꝛc. (wie oben) vor sich geht, das zweyte als „Folgerung“ bezeichnet wird und in der Bestimmung der Wirkungen der gegebenen Combinationen besteht, das dritte endlich „Bestätigung“ heißt und die zur Generalisation des Urtheiles unentbehrliche Prüfung enthält. — Alles dieß wird nun in Beyspielen auch auf das Gebiet der Ethik und Politik angewendet, indem die mit dem Principe dieses dogmatischen Realismus übereinstimmende Meinung vorschwebt, daß alle Wirkung, d. h. alles Seyende, auf mathematisch meßbare Kräfte als Ursachen zurückgeführt werden könne. Als Beleg davon, wie sehr die tiefsten Fragen unberührt bleiben oder vielmehr vom Empirisus zertreten werden, mag dienen, daß die Abwesenheit eines Agens als negative Ursache bezeichnet wird, was daran erinnert, wie in den schlechtesten Compendien der Algebra lange Zeit das constante Beyspiel für die negativen Größen die Vermögensschulden waren.

Mit jener Beschreibung des experimentellen und des deductiven Verfahrens ist das Wesen dieser empiristischen Methode gegeben, und alles Folgende ist hierauf basirt. Zunächst reiht sich als secundäre Anwendung der deductiven Methode die „Erklärung“ an, welche entweder in der Auflösung complexer Gesetze der Wirkungen in die Gesetze der zusammenwirkenden Ursachen, oder in der Entdeckung eines Zwischengliedes der Wirkungsreihe, oder in der Subsumption eines Gesetzes unter ein allgemeineres besteht. Als Gränze der Erklärung erscheint dann die Hypothese in einer Weise, daß man sie ebensogut auch als das Ziel und den Zweck aller Naturforschung bezeichnen müßte, zumal da das Wesen der Hypothese mit dem Postulate, daß es letzte Gesetze geben müsse, in so innige Verbindung gebracht wird. So also wird die verschmähte Allgemeinheit wieder eingeholt, und auch hier zeigt sich die Unmöglichkeit der wahren Durchführung einer Einseitigkeit als solcher. Von hier an wird der Faden einer Nothwendigkeit der Ableitung in der Methode von Schritt zu Schritt unkenntlicher, und es reiht sich, bloß durch den Begriff der Ableitung von Gesetzen aus anderen an das Vorige angeknüpft, die Betrachtung der „empirischen Gesetze“ an, d. h. jener, deren Ableitung selbst eben nicht bekannt ist, und welche auf Coexistenz und „Collocation“ von Ursachen beruhen; für die letztere (z. B. das concrete Maaß der Entfernung der Erde von der Sonne) wird ausdrücklich auf weitere Reduction verzichtet. Die empirischen Gesetze führen auf die Wahrscheinlichkeit und die Nothwendigkeit der Elimination des Zufalles für die Wissenschaft. Hiebey erkennen wir allerdings an, daß über Wahrscheinlichkeitsrechnung und den Zufall interessante Beyspiele gegeben werden, aber wir vermissen gänzlich eine begriffliche Auffassung des Zufalles; eine solche jedoch kann es nicht geben ohne einen Begriff der Möglichkeit, wobey die veraltete Scheidung von logischer und realer Möglichkeit wegfallen muß, um auch die Negation der Möglichkeit, d. h. die Unmöglichkeit, und die überwundene Stufe derselben, d. h. die Wirklichkeit, construiren zu können (es ergibt sich dann der Zufall als die dialectisch unberechtigte Lostrennung des Einzelnen von dem dialectischen Organismus, d. h. als die so zu nennende schlechte Möglichkeit, analog der schlechten Freyheit, dem liberum arbitrium; doch derartiges ist von einer Richtung auch gar nicht zu verlangen, für welche von vornherein eine dialectische Vermittlung der Gegensätzlichkeit nicht existirt. Im weiteren folgt die Anwendung abgeleiteter Gesetze auf angränzende Fälle, was zur „Analogie“ führt, deren Bedeutung sich auch nur auf der Oberfläche der Erscheinung zu halten vermag; und hierauf beugt sich die Untersuchung zu ihrem Ausgangspunkte, dem allgemeinen Causalgesetze zurück, welches nun selbst als Generalisation die Bewahrheitung einer Methode wird, welche das Einzelne generalisiren zu können glaubte, in dem Sinne nämlich, daß dasselbe ohne diese Methode kein Allgemeines wäre. — Gleichsam als metaphysisches Resultat ergibt sich (p. 375) aus dem Bisherigen, daß es folgende fünferley „Dinge“ gebe: Existenz, Ordnung im Raume, Ordnung in der Zeit, Ursache, Aehnlichkeit (die letztere soll das Gebiet der Mathematik seyn).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juni.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Fragmenta Historicorum Graecorum. Collegit, disposuit, notis et prolegomenis illustravit, indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Tertium. Parisiis editore Ambrosio Firmin Didot 1849. S. 729. Lexiconformat. Liber Quintus. A Ptolemaeo III. Evergete usque ad finem Ptolemaei VI. Philometoris, sive usque ad eversionem Corinthi. 247 — 146 a. C.

Dritte Abtheilung.

(Vergl. Gel. Anz. 1849, Nro. 162 ff.)

Ich denke, die Leser der Gel. Anz. wünschen eine weitere Uebersicht dieser großartigen Sammlung aller Ueberreste der griechischen Historik während eines Zeitraumes von 800 Jahren zu gewinnen, und fahre also mit meinen Berichten fort.

P. 2. **Neanthes Cyzicenus. Lysimachus.** Wie Theopompus, Anaximenes und andere Geschichtschreiber Redner zugleich waren, so auch dieser Zeitgenosse Attalus I., dessen Biograph er ward; wie er denn auch aus Kyzicus gebürtig, die Annalen dieser Stadt geschrieben. In der Beredtsamkeit war der Isokratiker Philiscus sein Lehrer, der auch den Historiker Timäus aber früher, unterrichtet hatte. Zweifelsohne lebte Neanthes auch an dem Hofe jenes Fürsten, der die berühmte Cyzicenerin Apollonis (Ἀπολλωνίς, Herr Müller schreibt Apolloniadem) zur Gemahlin genommen hatte. Vielleicht sey auch er, meint M., unter den Lehrern jenes Königs gewesen, wie Lysimachos, der über dessen Bildung Bücher geschrieben, welche alle mögliche Schmeicheley zur Schau legten (Athen. VI. p. 252. C. p. 548. G. Dindorf., von dem wir aber weiter nichts wissen). Von seinen zahlreichen und oft angeführten Schriften werden genannt Ἑλληνικά, ein Werk von wenigstens sechs Büchern, worin, obschon es mit den mythischen Zeiten begann, wie Themistokles so vielleicht auch Attalos selbst ihre Stelle gefunden. Daneben werden Jahrbücher der Kyzikener angeführt (s. Marquardt, Cyzikus S. 164 ff.); [vergl. hierüber wie zum Folgenden Westermann in Pauly's Real-Encyclop. V. 1. S. 484]. — Die Bruchstücke, die aus seinem Buche „von den berühmten Männern" citirt werden, beziehen sich sämmtlich auf die sieben Weisen, auf Dichter und Philosophen, und es ist wahrscheinlich, daß die Schrift von den Pythagoreern nur eine Abtheilung davon bildete. Außerdem werden von ihm genannt „mythische Geschichten der Stadt" (hauptsächlich Athen, vermuthet Preller ad Polemonis Frr. p. 95), ferner „von den Weihen" und endlich rhetorische Schriften (vgl. Westermann Gesch. der griech. Beredt. §. 50). Wir können ihn also zu den Periegeten rechnen, aber von einem andern Periegeten Polemon wurde er in einem Werke von mehrern Büchern, betitelt πρὸς Νεάνθην ἀντιγραφαί, bestritten. Auch ist von „seiner Leichtfertigkeit in manchen Dingen" in einem Gespräche von Gelehrten beym Plutarch (Quaest. Sympos. I. 10. p. 541 sq. Wyttenb. p. 761 Didot) die Rede; und in der That liefert ein bloßer Ueberblick der Bruch-

stücke seiner Schriften manche Beyspiele jener historischen Untugend (vergl. K. Müller p. 2).

Die einzelnen Werke selbst betreffend, so sind hier p. 2 sq. unter dem Titel „*Ἑλληνικά*“ nur vier Fragmente zusammengebracht worden, wovon das letzte bis zum sechsten Buche reicht; aus der zweyten Schrift, „*Ἥρωι* (*Κυζικηνῶν*“) überschrieben, finden sich unter nr. 5 u. 6 nur zwey Bruchstücke vor. Aus den wenigstens zwey Büchern „*αἱ περὶ Ἄτταλον ἱστορίαι*“ haben wir nur ein einziges übrig. — Es folgen acht Bruchstücke aus dem Werke *περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν*, p. 4 — 8, welche zum Theil jenen Charakter der Unzuverläßigkeit an sich tragen. So hätte z. B. bey der Erzählung des Porphyrius V. Pythag. §. 55 aus Neanthes bemerkt werden sollen, daß der Pythagoreer Lysis, der zu Theben Lehrer des Epaminondas war (Nep. Epam. II. 2), bey dem ersten Angriff auf die Glieder dieses Bundes zugegen gewesen, da er doch erst gegen Olymp. 78 geboren war (s. Böckh Philol. S. 9 — 11; vergl. Krüger ad Clinton F. H. I. p. 43.) Das Fragment nr. 20 über Empedokles wird von K. M. verbessert; wobey er sich mit Recht auf den gründlichen S. Karsten, Philosoph. vett. Reliqq. II. p. 50 sq. bezieht, wobey ich jetzt zu meinen Fragg. historicc. p. 229 — 232 bemerke, daß derselbe gelehrte Forscher das Buch eines Xanthos über Empedokles pag. 17 not. 44 ganz bestimmt dem Musiker dieses Namens, einem Zeitgenossen des Theophrastus beylegt. Unter den sechs Fragmenten der Schrift *περὶ τελετῶν* habe ich nr. 27 über die hieratische Bezeichnung von Luft und Wasser durch *βέδυ* in der Symbolik I. S. 14 dritt. Ausg. gesprochen. — Zu dieser Schrift möchte K. M. auch nr. 36 über das Vorgebirge Kaphareus ziehen. Zu nr. 28 aus den Ueberbleibseln der Bücher *τὰ κατὰ πόλιν μυθικά* vergl. man, außer Westerm. ad Parthen. Erot. 33. p. 179 und die von ihm citirte Schrift Marquardts Cyzikus S. 168, Valcken. ad Eurip. Phoen. vs. 162, Pherecyd. pag. 130 ed. alter. Sturz. und was ich selbst über die verschiedenen Sagen von der Niobe in der Symbolik IV. S. 533 u. 781 ff. dr. A. abgehandelt habe. — Es kommen noch fünf Bruchstücke „e libris incertis.“ Im ersten nr. 32 ist nun jene Beschwerde über des Neanthes bekannte *εὐχερείᾳ* (Leichtfertigkeit) enthalten, deren einleitende verderbte Worte neuerlich von Wyttenbach ad Plutarch. Mor. Vol. III. p. 641. ed. Oxon. min. von Dübner und von K. M. selbst p. 11 behandelt worden.

P. 12 sqq. **Nymphis Heracleota**, aus Heraklea im Pontus, ein vielseitiger Forscher auf dem ganzen Umfang des historischen Gebiets, Verfasser mehrerer geschätzter Werke; 1) einer aus 24 Büchern bestehenden Geschichte Alexanders d. Gr., der Diadochen und der Epigonen, wovon die des erstern vermuthlich den ersten Theil, die der letztern den zweyten bildeten, welches Werk, weil es bis zum Ptolemäus III. Evergetes (vor Chr. 247) herabgeführt worden war, auch wohl als ein Werk über die Ptolemäer angeführt werden konnte (vergl. fragm. 20). — 2) Hatte er in 13 Büchern ein ausführliches Werk über seine Vaterstadt geschrieben, von den ältesten Zeiten an bis auf die Periode jenes Ptolemäers III. 247 vor Chr. herab. Ihm folgte sein Landsmann Memnon, der in 12 Büchern die Geschichte von Heraklea bis auf den Sturz der Tyrannenherrschaft abgefaßt hatte. Ein dritter Landsmann Philo hatte ihm hinwieder eine Schrift über „wunderbare Dinge“ gewidmet; denn es ist doch wohl höchst wahrscheinlich, daß das Werk, welches citirt wird: *Φίλων ὁ Ἡρακλεώτης ἐν τῷ πρὸς Νύμφιν περὶ θαυμασίων* (Porphyr. ap. Stob. Eclog. I. 48. p. 1016 Heer. vgl. Westerm. ad Paradox. p. XXXVI u. p. 179 und Car. Müller not. 1) keinem andern als unserm Nymphis zugeeignet war, und somit für die damals in jener pontischen Stadt sehr regen literärischen Thätigkeit einen Beweis abgibt. — Ueber die Glaubwürdigkeit unsers Historikers wagt übrigens der Herausgeber kein Urtheil auszusprechen. Es folgen die Fragmente, und zwar zuerst *περὶ Ἡρακλείας*, sechszehn an der Zahl. Ausgezeichnet darunter ist die für die Geschichte der Religionsculte charakteristische Erzählung von den Maryandinen, von denen es heißt: „Gleichermaßen dürfte auch jemand ihre Gesänge beachten, womit sie einer vaterländischen Sitte gemäß einen der Altvorderen anrufen, den sie Bormos nennen, woran

sich die Sage knüpft, wie dieser schöne Sohn eines reichen, angesehenen Mannes einst in der Blüthe seiner Jugend, da er den Schnittern Wasser holen wollen, plötzlich verschwunden sey, und seitdem von ihnen unter Wehklagen und Trauermusik gerufen werde." (Athen. XIV. p. 619 F. [p. 1377 ed. L. Dindf., wo die Varianten jenes Namens *Βῶριος* zwar angegeben sind, aber nicht bemerkt ist, daß Pollux IV. 54 sq. p. 155 Bekk. zweymal *Βώριμος* hat.] Wenn die Grammatiker dabey an Maneros, Lityerses, Adonis, Linus und ähnliche Personen, Gebräuche, Lieder und Mythen erinnern, so verweiset K. M. an O. Müllers Dorier I. S. 346, wie ich denn selbst schon vorher und neuerlich wieder dieses umfassende Gebiet uralter Trauerfeste wiederholt zu betreten veranlaßt gewesen. s. Symbolik II. S. 171 ff. 646 ff.) — Auch die charakteristische und von mehrern Historikern besprochene Gynäkokratie bey den Lykiern hatte Nymphis berührt (s. Nr. 13 mit K. Müllers Anmerk.), wie denn unser Geschichtschreiber in der Geschichte seiner Vaterstadt nach Maßgabe des großen Umfangs, den er ihr gegeben, den ganzen Kreis der benachbarten vorderasiatischen Länder mit umfassen konnte.

Ein drittes Werk des Nymphis wird als eine Beschreibung Asiens angeführt, wenn gleich dieser Titel nur an Einer Stelle vorkommt (Fr. 17 aus Athen. XIII. p. 596 e. [p. 1327 Ddf.], wo unser Herausgeber sogar geneigt wäre, statt *ἐν περίπλῳ Ἀσίας* zu ändern *ἐν β΄ περὶ Ἡρακλείας*. Bey Nr. 19 wundere ich mich, daß K. M. nach den Worten des Nymphis nicht auch die unmittelbar darauf folgenden des Kallisthenes angeführt hat. Man vergleiche also Callisthenis frgm. 39 (unter Alexandri M. Scriptorr., am Arrianus p. 28 ed. C. Mülleri.)

Philinus Agrigentinus, Euphantus Olythius. Spherus Bosporanus.

P. 17. 55. Philinos (*Φιλῖνος*, über andere Schriftsteller dieses Namens spricht K. M. in der ersten Note) aus Agrigent, Augenzeuge und Geschichtschreiber des ersten punischen Kriegs. (Nach Niebuhr R. G. III. S. 672 war dieß Werk eine Fortsetzung des Timäus. Ich setze als Einleitung dessen Worte selbst hierbey: „An diesem entsetzlichen Tage (der Erstürmung Agrigents durch die Römer) verlor der Philinus, der eine in den nächsten Zeitaltern viel gelesene Geschichte dieses Kriegs, eine Fortsetzung der Geschichte des Timäus, geschrieben hat, seine Vaterstadt. Er rächte sie durch eine den Römern höchst nachtheilige, für Karthago partheyische Geschichte; eine Partheylichkeit, die ihm Polybius nicht übel deutet, aber sehr richtig bemerkt, daß augenscheinliche Verdrehung der Geschichte und Ruhmredigkeit für den Geschlagenen sich selbst strafe, sobald die persönlichen Mitgefühle der Lesenden nach Menschenaltern schweigen." S. Polyb. I. 14, vgl. fragm. 1, wo Polybius die entgegengesetzte Partheylichkeit des Fabius für die Römer tadelt; vgl. Schweighäuser zu dieser Stelle p. 182, und meine hist. K. der Griech. S. 402 zweyt. Ausg., wo das Verhalten des Polybius auch gegen andere Geschichtschreiber beleuchtet worden.) — Dieselbe Kritik über den Philinus mit einem genauern Eingehen in eine wichtige Thatsache und ebenfalls mit einem Blick auf den Fabius (I. 15) liefert nun den bestimmteren Beleg für das obige allgemeine Urtheil. Es folgen leider nur noch drey Fragmente, eines aus Polybius und zwey aus Diodor.

(Fortsetzung folgt.)

Die inductive Logik.

(Schluß.)

Wenn sich nun schon hierin, sowie in einem früheren Ausspruche (p. 227), daß es eben soviele letzte Gesetze geben müsse, als es Arten von Sensation gibt, die Hinneigung des Empirismus zum Sensualismus zeigt, so tritt dieß noch deutlicher in dem folgenden Abschnitte hervor, welcher die „Hülfsoperationen der Induction" enthalten soll, und mit welchem wir entschieden in einen sensualistischen Psychologismus eintreten. Es wird jedoch hier, getreu dem Principe, über die metaphysische Frage des Princips der Beobachtung und Vorstellung leichten Fußes weggehüpft, und das Wesen der Vorstellung kurz-

weg in die „Vergleichung“ gelegt. Ein „Hülfsmittel“ hiezu sey die „Benennung der Dinge,“ die Namen seyen nur Sinneseindrücke, welche man zur Induction eigentlich sogar entbehren könne; ja, insoferne die Gemeinnamen Resultat und Ausdruck einer Vergleichung sind, entstehe durch sie sogar eine Verwirrung in demjenigen, was „Mitbezeichnung“ genannt wird, und es sey Aufgabe der inductiven Logik, hier, ganz analog dem Verfahren bey Aufsuchung der eminenten Ursache, die unbekannte Größe der eigentlichen Bedeutung zu finden. In diesem Sinne ist von einem „Definiren der Namen“ die Rede, und die Sache läuft erklärlicher Weise auf eine „descriptive Terminologie“ und eine „Nomenclatur,“ d. h. ein „System der Namen der Arten“ hinaus, wobey der Reichthum des edelsten Menschenproductes, der Sprache, ebenso in mathematisch vereinzelnte Facta abgepfercht seyn soll, wie der mos geometricus des Empirismus es von der ideenlos ergriffenen Realität wünscht. Geradezu lächerlich aber geräth es, wenn Jemand, der von vergleichender Grammatik und Etymologie Nichts versteht, mit den vom Tische Anderer abgefallenen Brosamen renommirt und hiebey sich die ärgsten Blößen gibt *). — Endlich als letzte Hülfsoperation wird noch die Classification bezeichnet, und noch in einem Abschnitte über den Irrthum gehandelt.

An das eben über die Sprache Gesagte knüpft sich die kurze Erledigung des dritten Punktes unserer Betrachtung an. Wir sagten nämlich oben, daß aus dem sich breit machenden Empirismus unsere jetzige deutsche Philosophie eine warnende Lehre sich entnehmen müsse. Und dem ist auch so. Denn fragen wir die Kantische oder die Hegel'sche Schule, wie sie wirklich siegreich gegen den crassesten Empirismus aufkommen könne, so finden wir als Antwort nur ein schroffes Parteynehmen und sogar, bey der letzteren, Mißachtung der wohlberechtigten Realität. Daß die formale Logik keine Auskunft geben kann, versteht sich von selbst, da sie ja in dem Wahne lebt, keine geben zu dürfen. Ist denn das Wesen der Sprache und ihre Bedeutung von unserer Philosophie schon erfaßt? Ist ihr Verhältniß zur Mathematik und der wesentliche Unterschied von ihr (obwohl und eben weil die Mathematik auch eine Sprache ist) schon erwogen? Was hilft der Hegel'sche Aprioriſmus in der Construction von Zeit und Raum gegen diejenigen, welche das Recht für sich ansprechen, nur das für real zu halten, woran sie sich stoßen? Was soll das neuerdings wieder vorgebrachte negative Princip der Widerspruchlosigkeit für die Logik des gewiß sehr positiven Menschen bedeuten? Hat Hegel das Wesen der Negation und des Gegensatzes nur mit einem Worte berührt, um es zu construiren, abgesehen davon, daß von der ersten Zeile der Encyclopädie die Negation rastlos sich selber holt? Ist das Verhältniß des Aposteriorischen zum Aprioriſchen in einer Weise schon gefaßt worden, daß selbst die Empiristen der Philosophie wahrhaft dankend und zugleich rettend die Hand reichen können? Diese und noch manch andere Fragen ruft die jetzige Philosophie hervor. Der Dialecticismus, als die Versöhnung der Gegensätze ist die unbestrittene Errungenschaft der Form der Philosophie der Neuzeit; aber er muß mehr als Form, er muß die Totalität werden. Der Mensch ist weder Geist schlechthin, noch Natur schlechthin, aber er ist beydes; und zweytens, der Mensch kann nur menschlich philosophiren. Die Vollendung eines dialectischen Anthropologismus ist die Aufgabe der nächsten Philosophie, welche dann mit Erfolg gegen die einseitigen Aprioristen sowie gegen die Empiristen auftreten kann. Die Basis aber ist dasjenige, was den philosophischen Besitz des Menschen begründet, die Sprache.

Prantl.

*) So, wenn stranger von ex, statt von extraneus hergeleitet (p. 470), oder als Grundbedeutung von Clericus „Gelehrter“ angegeben wird (p. 494), oder von „Stufen“ die Rede ist, durch welche erst das Wort autor dazu gekommen sey, Schriftsteller zu heißen, sowie ποιητής, einen Dichter zu bezeichnen (ib.).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juni.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Euphantus Olynthius. Dieser Euphantos (*Εὔφαντος*) aus Olynthos, der weder mit einem etwas älteren Philosophen dieses Namens, noch mit einem Pythagoreer Ekphantos (*Ἔκφαντος*) verwechselt werden darf, schrieb unter Ptolemäus III. Evergetes eine Geschichte seiner Zeit, woraus wir bis zum vierten Buch nur zwey Citate haben, und ein an seinen Schüler Antigonos Doson gerichtetes und gepriesenes Buch „über das Königthum," woraus auch nicht Eine Anführung bekannt ist (s. K. M. p. 20; vergl. Westermann ad Voss. de historr. grr. p. 69 sub fin.).

Sphaerus Bosporanus, Schüler des Zenon und Kleanthes, hielt sich einige Zeit zu Sparta auf, wo er des Kleomenes Lehrer und Rathgeber war. Von Ptolemäus Philopator nach Alexandrien berufen (Diog. L. VII. 177. Athen. VIII. pag. 354. E. p. 776 ed. Ddf. — [woraus Vossius de historr. grr. p. 140 sq. ed. Westerm. zu berichtigen ist], erleuchtete er dessen Hof. Außer vielen philosophischen Schriften, deren Verzeichniß Diogenes L. a. a. O. liefert, hatte ihm sein Aufenthalt zu Sparta vermuthlich Anlaß gegeben, einige Bücher über den lakedämonischen Staat und über Lykurgos und Sokrates abzufassen, wovon aber nur zwey Bruchstücke aufgeführt werden. (Zu Nr. 2. vgl. man M. Fuhr ad Dicaearchi Frr. p. 33 sqq.)

P. 21 — 23. Aratus Sicyonius. Dieser berühmte Stratege des achäischen Bundes hatte in mehr als dreyßig Büchern eine Geschichte desselben und besonders seiner eigenen kriegerischen und politischen Thätigkeit darin geschrieben, die er bis zu Olymp. 139 — oder 140, 220 vor Chr. fortgeführt. Polybius, selbst Achäer, und gewissermaßen als dessen Fortsetzer auftretend, giebt uns von diesen Denkwürdigkeiten einen sehr vortheilhaften Begriff, namentlich in Betreff der Wahrhaftigkeit, ein Urtheil, das eben so sehr den Partheystandpunkt des Kritikers verräth, als das höchst ungünstige gegen den Phylarchus. Unser Herausgeber, der dagegen erinnert, daß die Zweydeutigkeit des Charakters jenes Strategen sich in der Geschichtschreibung eben so wenig verläugnet haben werde, wie in der Politik und Kriegführung, verweiset auf mehrere neue Schriften, worin diese Verhältnisse jener Männer kritischen Prüfungen unterworfen sind; wobey mich nur wundert, die des Niebuhr (kl. Schriften I. S. 269 f.) übergangen zu sehen, worüber ich mich neuerlich in der zweyten Ausgabe der histor. K. der Griech. S. 346 — 348, vergl. S. 401 f. ausführlicher erklärt habe. — Es folgen die Fragmente der Denkwürdigkeiten (*ὑπομνήματα*, auch wohl *ἱστορία*), deren zum Verwundern nur sechs übrig sind, wozu wir aber die besonders ausführlichen des Polybius und daneben des Plutarchus (s. vorher die Einleitung des Herausgebers pag. 21, hinzurechnen müssen.

P. 24 sq. Dinias Argivus. Zeitgenosse des Aratus und höchst wahrscheinlich derselbe, dessen Plutarch im Leben dieses Strategen als eines Führers derer gedenkt, die den Sikyonischen Tyrannen Abantidas gestürzt. (Arat. cap. 3.) Aus Argos ge-

bürtig hatte er argolische Geschichten (*Ἀργολικά*) geschrieben, ein weitläuftiges Werk in zwey Abtheilungen (*συντάξεις*), wovon die erste die mythische, die andere die historische Zeit behandelte, welches in wiederholter Ausgabe erschienen war. Die noch übrigen Bruchstücke enthalten meistens Sagen der ersteren Art. Der Herausgeber hat sie unter 9 Numern zusammengestellt, und in fruchtbarer Kürze unter einer jeden die Ergebnisse der neuesten Kritiken und Forschungen nachgewiesen. (Unter Nr. 6 muß in der Uebersetzung corrigirt werden Tlepolemum statt Licymnium, denn jener hatte diesen erschlagen und der Text lautet [Schol. Pind. Olymp. VII. 49.] *Οἱ δὲ περὶ Δεινίαν καὶ Λερκύλλον φασὶν ἀκούσιον τὸν φόνον γένεσθαι.* vergl. die Scholien bey Böckh und dessen Noten II. 2. p. 170). — Aus Athenäus (III. 86 f.) lernen wir neben Dinias noch einen dritten Verfasser argolischer Geschichten kennen: Agias, *Ἀγίας δὲ καὶ Λερκύλος* (so G. Dindf. statt *Λέρκυλος* p. 200). Ueber den Likymnios, seinen Tod, sein Grabmal (*Λικύμνιον* oder *Λικυμνεῖον*) wie über die Burg *Λίκυμνα* habe ich ausführlich gehandelt in der Praefat. ad J. H. Chr. Schubart Quaest. geneall. historicc. p. X — XIV.) — Zu Nr. 7. oder zu dem von Dinias aufbewahrten den Megarern ertheilten delphischen Orakelspruch s. man Baumgart. Cr. u. Stallb. ad Plat. Phileb. 21. p. 37 und was ich zum Olympiodor. in Plat. Alcib. pr. p. 8 nachgewiesen habe.

Unter der Aufschrift **Dionysius Argivus** bringt der Herausgeber nicht allein zwey Bruchstücke von diesem bey, der als *Διονύσιος ὁ Ἀργεῖος* unter den Geschichtschreibern genannt wird, sondern auch Notizen über einen Dionysios *ὁ Φασελίτης*, der über die griech. Dichter geschrieben und über Lobon von Argos (*Λόβων ὁ Ἀργεῖος*), der ebenfalls als Verfasser eines Werks *περὶ ποιητῶν* angeführt wird.

P. 28 — 34. **Philostephanus Cyrenaeus** [1]) (gleich zu Anfang Z. 6 ändere man Philostephanum statt Polystephanum, wie ja der Herausgeber so eben selbst bemerkte, daß *Φιλοστέφανος* mit *Πολυστέφανος*, *Στέφανος* und *Φιλόχορος* zuweilen verwechselt worden) lebte unter Ptolemäus Evergetes I. und Philopator. Schüler des Kallimachos scheint er in der Richtung und Ausbreitung seiner Studien ganz in die Fußtapfen seines Lehrers getreten zu seyn, so sehr, daß er über dieselben oder verwandte Gegenstände sich auch in Versen versuchte, wie er denn unter demselben Titel, wie jener, *Αἴτια* gedichtet hatte (s. Westermann ad Paradoxogr. p. XXXVII [nicht XXXII] vgl. p. 31 Nr. 14). Dagegen ist der Dichter der neuen Komödie Philostephanos, von welchem Athenäus VII. 292. F. (p. 636 Ddf.) uns vier Trimeter aufbehalten, so wie der Poet gleichen Namens aus Mantinea (Ptolem. Heph. p. 19 Roulez. pag. 187 Westerm. vergl. Meineke Quaest. Scen. II. p. 5) von unserm Geschichtschreiber ohne Zweifel zu unterscheiden [2]), der, wenn er sich auch in seinen geographischen Werken an den Heraklides Pontikos sehr enge angeschlossen (vgl. C. Müller ad Heraclid. Pont. Vol. II. Histor. grr. p. 198), dennoch dem Vorwurf nicht hat entgehen können, den Schriftstellern beygezählt zu werden, in deren Büchern viel Fabelhaftes sich vorfinde (Gell. N. A. IX. 4. — Womit jetzt Stiehle's Bemerkungen p. 411 f. zu vergleichen sind). Zuerst werden die geographischen Fragmente aufgeführt (vergl. jetzt Stiehle S. 387 ff.); unter den verschiedenen Titeln, unter welchen sie citirt werden, steht voran: *περὶ τῶν ἐν Ἀσίᾳ πόλεων*, unter 6 Numern aus einigen Büchern; sodann zur Geographie Europa's gehörige, Nr. 7 — 9. Es folgen *Ἠπειρωτικά* mit Nr. 9 a, wo der Herausgeber jetzt seine Meinung (Historicc. grr. fr. I. p. 415 Nr. 186) ändert, daß auch Philochoros Epirotica geschrieben habe. — Daran schließt sich unter den Bruchstücken des Philostephanos Eins: *περὶ Κυλλήνης* Nr. 9. Den dritten Theil dieser geographischen und mythologischen Periegese, als Ganzes betrachtet, bildete wohl die Abtheilung: *περὶ νήσων*,

1) Vergl. jetzt „Philostephanos von Kyrene," von R. Stiehle in Schneidewin's Philologus IV. 3 (1849) S. 385 — 412.

2) Was Stiehle in dem oben angeführten Aufsatz p. 385 nicht thut, der ihn im Gegentheil, weil er dramatischer Dichter und Prosaiker zugleich gewesen, mit Jon von Chios vergleicht, und ihm ein Gedicht über die Inseln (*Νησιάς*) beylegt, vergl. p. 409 Nr. 37.

woraus einige interessante Fragmente über Kypros mit den Mythen von Pygmalion und Adonis, über Sicilien, über Kalauria und über das Eiland Stryme aufbehalten sind. — Unter den Titeln *περὶ ποταμῶν παραδόξων*, *περὶ κρηνῶν παραδ.* (*π. λιμνῶν παραδ.* s. pag. 29 Nr. 6.) werden ebenfalls neun Bruchstücke mitgetheilt. — Zu den Schriftstellern über Erfindungen wird Philostephanus von Clemens Alex. Stromm. I. p. 133 ausdrücklich genannt und über diesen Gegenstand kommen auch hier vier Notizen unter seinem Namen vor. (Zu Nr. 31. über die ältesten hölzernen von Wurm zernagten Siegeln vergl. man noch Winckelmann's Gesch. d. K. I. 2. 17. S. 292 zw. Dresdn. Ausg.) — Unter dem Titel: *Ὑπομνήματα*, Denkwürdigkeiten, kommt nur eine einzige Stelle unter Nr. 32. vor; sechs andere ohne bestimmten Titel angeführte, aber vermuthlich den Büchern von den Städten und Inseln entnommene mythische Stücke (Nr. 33 — 38) machen den Beschluß, und so kommen Müllers und Stiehles Sammlungen in der Zahl der Fragmente (38) wenigstens genau überein.

P. 34 — 56. Hermippus Callimachius. Bey diesem Abschnitt haben unserm Herausgeber zwey Monographien zu Gebote gestanden, die eine von Preller, in Jahn's Jahrbb. der Philologie XVII. 2. S. 177 ff. (159 ff.) 1836, die K. Müller in vielen gewagten und hyperkritischen Sätzen berichtigt; die andere etwas früher erschienene: Hermippi Smyrnaei Peripatetici fragmenta collegit, disposuit, illustravit ed. Ad. Lozynski. Bonn. 1832, wozu K. M. mehrere Nachträge geliefert hat. Zuvörderst muß bey der Unterscheidung dieses Hermippos von Andern bemerkt werden, daß eine Verwechselnng eigentlich nur mit Einem statt finden kann, mit dem Berytier, einem Schüler des Herennius Philo unter dem Kaiser Hadrianus, welcher Literator Werke ähnlichen Inhalts mit denen des ersteren geschrieben, die sich zum Theil mit Sicherheit von ihnen nicht unterscheiden lassen. Wird der andere, ältere, von Lozynski ebenfalls nach seiner Vaterstadt Smyrna näher bezeichnet, so hat dieß zwar Wahrscheinlichkeit, wie denn die andere Bezeichnung als Peripatetiker, auf der Autorität des Hieronymus (de scriptorr. eccl. 1.) beruht, und eine ganz richtige Andeutung der ganzen Richtung war, die sich unter den Alexandrinischen Gelehrten als vorherrschend bekundet, so müssen diese Benennungen gegen die ausdrücklich wiederholte „der Kallimacheer“ (*Ἕρμιππος ὁ Καλλιμάχειος*, die daher auch dem Titel jener Sammlung den Vorzug verdient hatte) in den Hintergrund treten.

Er war dadurch nämlich unter den Schülern des Kallimachos als der bezeichnet, der dessen literarischer Thätigkeit sich vorzüglich angeschlossen hatte. Denn wie Kallimachos Verzeichnisse der in jeglicher Gelahrtheit ausgezeichneten Männer und ihrer Schriften (*Πίνακας τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν*) abgefaßt hatte, so war das Hauptwerk dieses Hermippos: „Leben der durch jegliche Gelahrtheit auszeichneten Männer“ (*Βίοι τῶν ἐ. π. δ.*) mit einigen näheren Angaben der einzelnen Abtheilungen: „von den Gesetzgebern“ (*περὶ νομοθετῶν*), „von den sieben Weisen“ (*π. τ. ἑπτὰ σοφῶν*) betitelt gewesen. — Sein Zeitalter ist durch dieses Verhältniß bestimmt, und, Näheres anzugeben, so lebte er unter Ptolemäus III. und wahrscheinlich noch etwas später, vielleicht bis zum Jahr 203 vor Chr. Geb. — Unter den übrigen Werken, welche unter dem Namen *Ἕρμιππος* citirt werden, bemerkt K. M. weiter, sey kein einziges, das mit Sicherheit jenem Kallimacheer beygelegt werde, und die Bücher *περὶ μάγων* und die *Φαινόμενα* seyen wohl ohne Zweifel einem Hermippos zuzuschreiben, den Athenäus den Astrologen nenne. Daß aber jener Schüler des Kallimachos bey den späteren Schriftstellern kein geringes Ansehen gehabt, ergebe sich aus den häufigen Anführungen derselben; Dionysius von Halikarnaß rühme seine Genauigkeit, und Josephus seine Sorgfalt auf dem ganzen Felde der Geschichtsforschung. Jedoch schöpfte er nicht immer aus den besten Quellen, denn in den Bruchstücken seiner Bücher komme manch offenbar Unrichtiges vor. — Hieran reihen sich nun die Fragmente selbst an, und zwar unter dem allgemeinen Titel *Βίοι*, zuerst die „von den Gesetzgebern“ (*περὶ νομοθετῶν*), sieben an der Zahl aus sechs Büchern. Bey Nr. 4. über Lykurgus aus Plutarch cap. 5. schließt sich der Herausgeber, wie er liebt, ganz an O. Müllers, Dorier I. 137 (vergl. II. 16 ff.) Urtheil an, daß Her-

mippus und Ephorus (s. p. 174 Marx.) die alte Sage schon im doctrinären Geist der Pragmatiker gewendet hätte, wobey jedoch die Erzählung Herodots I. 65 sq. den Forscher vor Hyperkritik bewahren kann. Bey Nr. 7. aus Athen. XIV. p. 619 B. *Ἥδοντο δὲ Ἀθήνησι καὶ οἱ Χαρώνδου νόμοι παρ' οἶνον κ. τ. λ.* verweist der Herausgeber auf Bentley, de legg. Charondae p. 360; hätte er Heyne, opuss. acadd. II. 166, wo über diese und andere großgriechische Gesetze treffliche Erörterungen sich finden, nachgelesen, so würde ihm über jene Lesart vielleicht Zweifel aufgestiegen seyn, weil doch eher die Katanäer als die Athener des Charondas Gesetze gesungen haben werden; mir wenigstens kommt Heyne's Aenderung: *ἐν Κατάνῃ* statt *δὲ Ἀθήνησι*, die aber auch Dindorf p. 1376 nicht kannte, sehr natürlich vor.

Unter dem Titel: *περὶ τῶν ἑπτὰ σοφῶν* folgen weiter dreyzehn Bruchstücke desselben großen Werkes unsers Hermippos, Nr. 8 — 20. In der Einleitung bestreitet der Herausgeber die Annahme Preller's, als habe in dieser Abtheilung und zwar im vierten Buch und noch in einem fünften Hermippus von Pythagoras und den ihm zunächst nachfolgenden Weisen gehandelt; und sucht wahrscheinlich zu machen, daß in der Abtheilung unter obigem Titel eben nur die unter dem Namen der sieben Weisen von den Alten gekannten Männer, Pythagoras aber, die Pythagoreer und Anaxagoras in dem folgenden Buche „von den Philosophen" ihre Plätze gefunden haben.

Beym Solon, unter Nr. 10, verweiset K. M. wegen des Patäkos, in welchen Aesops Seele übergewandert seyn sollte, und welcher hier bey Plutarch (Solon. cap. 6) als Geschichtschreiber aufzutreten scheint, auf Gravert de Aesopo p. 38 und auf Preller a. a. O. S. 178. Da auch Voss. de historicc. grr. p. 481 Westerm. diese Erzählung mittheilt, und *Πάταικος* auch im Corp. Inscr. 809 als Männsname vorkommt, so hätte er in Pauly's Real-Encyclop. nicht übergangen werden sollen. — Beym Chilon, unter Nr. 13, wird jetzt aus Bekkeri Anecdott. p. 233 das Zeugniß des Hermippos angeführt, wonach ein delphischer Eunuch das delphische *γνῶθι σεαυτόν* ausgesprochen und angeschrieben haben solle, woraus Lozynski natürlich nichts zu machen weiß; ich auch nicht; man müßte denn die Worte im ersten Alcibiades p. 129 a. hierher ziehen, daß die Erfindung dieses Spruchs nach entgegengesetzter Ansicht schwer und leicht sey. Der Ausleger Olympiodor nennt aber dort nur den Chilon als Erfinder (s. pag. 201 ed. Fr. mit meiner Anmerk.). — Zum Myson Nr. 15. mußte über dieses Weisen Geburtsort Chen noch auf Heindorf zu Platon's Protagoras p. 583 (p. 343 a.) verwiesen werden. — Zum Empedokles Nr. 27. und zwar zur Geschichte von der Rettung der Agrigentinerin Panthea aus unheilbarer Krankheit (bey Diog. L. VIII. 69) sollte jetzt Karsten, Philosoph. vett. reliqq. II. p. 23 sq. angeführt seyn; womit man vergleichen kann, was ich über ähnliche Erzählungen bemerkt habe „Zur Gesch. der griech. u. röm. Literatur" S. 294 ff. — Zu Nr. 30. über Zeno den Eleaten aus Diog. L. IX. 27 verweise ich auch wegen der gleichen Erzählung von der Standhaftigkeit dieses Zeno und des Demokriteers Anaxarchos auf Cic. Tuscull. II. 22 mit den Anmerkk. p. 573 ed. Moser auf Philostrat. Vit. Apoll. VII. 2. p. 130 ed. Kays. und auf Olympiodor. in Alcib. pr. p. 105 ed. Francof. mit der Note. — Nr. 33. unter Platon, wo des Hermippos Zeugniß über den Tod und das Lebensalter dieses Philosophen aus Diog. L. III. 2. mitgetheilt wird, giebt K. M. die Ergebnisse der ältern und neuern Untersuchungen nach Lozynski. Dagegen wird diesem Letzteren von Preller ein übersehenes Fragment über Epikuros aus Diog. L. X. 2. nachgetragen. Zu Lozynski's Erörterung über Demetrius Phalereus, Nr. 50. füge man bey Clinton F. H. ad ann. 283 mit Krüger p. 194; Karl Müller im zweyten Band dieser Fragg. Historicc. grr. p. 152 und vgl. jetzt Niebuhr's Vorträge über alte Gesch. I. S. 211.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18 Juni.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Zu Nr. 66. 67. unter Euthias muß man über ihn und seine Anklage der Phryne Jacobs über die Hetären in den Vermischt. Schrift. IV. S. 438 — 454 nachlesen. — Die ganz mißverstandene Stelle des Athenäus I. p. 21 c. (hier unter des Hermippus Fragmenten Nr. 68.) über Theokritos aus Chios habe ich in der Gesch. der histor. K. der Griech. S. 386 zweyte Ausgabe erklärt, mit Zustimmung Karl Müllers zu den Fragmenten des Anaximenes p. 33 unten. Es folgt die Ueberschrift: (Hermippus Berytius) und darunter: *Περὶ τῶν ἐν παιδείᾳ λαμψάντων* mit Einem Fragment Nr. 72., und darauf unter Nr. 73. ein zweytes unter der Aufschrift: *περὶ τῶν διαπρεψάντων ἐν παιδείᾳ δούλων*. Beyde Schriften, die Lozynski dem Schüler des Kallimachos Hermippos beygelegt hatte, vindicirt K. M. mit Küster und Preller dem Zeitgenossen des Hadrian, Hermippos dem Berytier, der selbst Sklave gewesen war, und vermehrt diese Sammlung unter dem vorgesetzten Titel: *περὶ τῶν ἐνδόξων ἰατρῶν*, mit einem neuen Fragment (73. a.) aus den Scholien des Oribasius (bey Ang. Mai Class. auct. IV. p. 11), das ebenfalls dem Berytier Hermippos angehört. — Es folgen von Nr. 73 b. einige Fragmente, von welchen sich nicht sagen läßt, welchem von diesen beyden Hermippen sie zuzuschreiben sind; das folgende, Nr. 74. *περὶ Ἱπποώνακτος* überschriebene, legt Athenäus VII. p. 327 C. dem Smyrnäer bey, den Lozynski mit Hermippus Kallimachus für identisch hält. — Ueber den homerischen Vers Odyss. XXIII. 296, angeführt unter dem Titel *συναγωγὴ τῶν καλῶς ἀναφωνηθέντων ἐξ Ὁμήρου* Nr. 75. s. man die Scholien p. 553 ed. Buttm., und vergl. Wyttenb. ad Plutarch. Mor. p. 874. Bey dem ethnographischen Fragment Nr. 76. ist unser Herausgeber geneigt, diesen Hermippos von den zwey andern genannten zu unterscheiden; so wie er die Schriften *περὶ μάγων* und die *Φαινόμενα* demjenigen Hermippos beylegen möchte, der unter dem Beynamen *ὁ ἀστρολογικὸς* vorkommt (s. zu Nr. 78 — 82). — Daß aber der Nr. 81. genannte Hermippos gar keiner ist, und daß man in der Stelle des Athenäus XI. p. 478 A. p. 1070 Dindf., die K. M. selbst für corrupt erklärt, zu verbessern berechtigt sey: *τὴν δὲ ἀρχὴν ἦν Ἑρμοῦ ἴτνος ἀστρολογικὸς κτλ.* „Aber im Anfang war es (dieß Gefäß) des Hermes magische Laterne“ habe ich mit Zustimmung Schweighäusers u. A. anderwärts erwiesen (s. Dionysus p. 26. vergl. Symbolik II. S. 109 dritte Ausg. Die kritischen Versuche Anderer hat K. M. zum Manetho (Fragg. Historr. gr. Vol. II. p. 615) angegeben).

P. 55 — 67. Callixenus Rhodius et Ptolemaeus Megalopolitanus. Er schrieb zwar unter Ptolemäus Philopator (222—206 v. Chr.); daß er jedoch unter Philadelphus (285—247.) schon in männlichem Alter gestanden, beweiset wohl unwidersprechlich die lebendige Schilderung einer Festfeyer unter diesem frühern König, die so nur von einem Augenzeugen gegeben werden konnte. In einer Periegese Alexandria's von wenigstens vier Büchern hatte er von den Denkmälern und Reichthümern dieser Weltstadt ein glänzendes Gemälde aufgestellt

(wobey ich bemerke, daß es zweckmäßig gewesen wäre an „Manso's Alexandria unter Ptolemäus II.“ in dessen vermischten Schriften II. 336 ff. zu erinnern), wie er denn auch die Maler und Bildhauer überhaupt in ein Verzeichniß gebracht hatte; von welcher Schrift aber nichts auf uns gekommen (daher ihn auch K. O. Müller im Handb. d. Arch. d. K. §. 35 unter den Schriftstellern der Künstlergeschichte nicht nennt; wohl aber Preller in seinem Anhang zu den Fragmenten des Polemo De Historia atque Arte Periegetarum p. 178 sq., welcher auch nicht ohne Grund vermuthet, daß Kallixenes auch über die Bibliotheken geschrieben habe, welche von den Ptolemäern gesammelt, geordnet und aufbewahrt worden; doch, gelegentlich bemerkt, kurz vorher die Wortstellung: „imperantibus Ptolemaeis Philopatore et Philadelpho“ in — Philad. et Philopat. zu ändern ist. Es folgen nun unter dem Titel *Περὶ Ἀλεξανδρείας* jene merkwürdigen Beschreibungen, welche beym Athenäus ganze Capitel ausfüllen, und zwar: E libro primo nr. 1. aus Athenäus V. 36. p. 203 zuerst die der Schiffsbauten des Ptolemäus Philopator und besonders des Prachtschiffs von 40 Ruderbänken. Nr. 2 E libro quarto (Athen. V. 25. p. 196 sqq.) des von Ptol. Philadelphus aufgerichteten Prachtzeltes (*σκηνῆς*) und der von demselben König allen Göttern, besonders dem Dionysos und Alexander, aufgeführten Pompa. (Hierbey hat Preller a. a. O. einige wenige Textesverbesserungen vorgeschlagen, die er nur nicht mit einer so vornehmen Miene gegen den neuesten Herausgeber Dindorf hätte ankündigen sollen; K. M. hat sie jetzt in Klammern seinem Texte einverleibt. Wenn der letztere nr. 2 fin. p. 65. am Schluße klagt: „es bleibe in dieser Beschreibung vieles dunkel,“ und auf die Ausleger verweiset; so hätte er vorerst auf die Archäologen verweisen sollen, besonders auf Manso a. a. O., der dorten in einer Beylage S. 400 ff. über jenen Aufzug treffliche Erläuterungen giebt; vergl. Böttiger Andeutungen zur Archäol. S. 207 f. und über diese sämmtlichen Kunstschöpfungen der Königlichen Höfe dieser Zeit K. O. Müller im Hndb. §. 147—152. Vielleicht darf ich auch auf einige Puncte hinweisen, die ich in der Symbolik II. S. 231 und IV. S. 42 ff. u. S. 219 dritt. A. berührt habe; denen ich noch eine nachträgliche Erinnerung beyfüge, nämlich an Josephus Antiqq. Jud. XII. 2. 8. sqq. p. 439 sqq. ed. G. Dindf., wo eine ins Einzelne eingehende Beschreibung der Weihgeschenke, Tische, Krateren, Schaalen gegeben wird, die Ptol. Philadelphus nach Jerusalem gestiftet haben soll, und die wohl ebenfalls eine besondere kritisch-artistische Bearbeitung verdiente. — Es folgen unter nr. 3 u. 4. noch einige andere Fragmente jener Periegese des Kallixenus und zuletzt p. 66., unter der Aufschrift *Ζωγράφων καὶ ἀνδριαντοποιῶν ἀναγραφή*, die bloße Notiz von dieser Schrift aus Sopaters Eklogen beym Photius eod. 161.

P. 66 seq. Ptolemaeus Megapolitanus. Was K. Müller über diesen Geschichtschreiber beybringt ist fast ganz vom Vossius de historicc. grr. I. 18. p. 157. ed. Westerm. entlehnt, von dessen Artikel er auch einen Auszug liefert. Hiernach blühete dieser Sohn des Agesarchos aus Megalopolis unter Ptolemäus III. Evergetes und Ptol. IV. Philopator, und schrieb die Geschichte dieses letztern Königs, wozu dieser Arkadier zunächst dadurch veranlaßt seyn konnte, daß der spartanische Kleomenes nach Zerstörung von Megalopolis von Antigonus vertrieben sich nach Aegypten geflüchtet, und unter jenen beyden Königen mit sehr abwechselndem Geschick dorten gelebt hatte. Nach diesem Auszug erinnert aber unser Herausgeber an mehrere Stellen des Polybius, worin, wie er glaubt, zweyer Statthalter von Cypern Namens Ptolemäus gedacht werde. Zuletzt verweiset er noch auf eine Erzählung, die von diesem Ptolemäus dem Sohne des Agesarchos rede, nämlich in den Excerpten des Escorialcodex *περὶ ἐπιβουλῶν*. Diesen merkwürdigen Bericht, füge ich jetzt hinzu, hat uns nun neulich Herr Feder in seiner Ausgabe jener Excerpta Escor. unter dem Titel Polybii Historiarum e libro XV. mit Anmerkungen mitgetheilt, und ich habe selbst Mehreres dazu bemerkt, das ich bald bekannt zu machen Gelegenheit haben werde. Hier will ich nur (aus p. 3. sq. ed. maior.) anführen, daß Polybius unter Anderm dorten erzählt, wie man den Ptolemäus des Agesarchos Sohn (*Πτολεμαῖον τὸν Ἀγησάρχου* vergl. Feder daselbst) unter Philopator durch Intriguen als Gesandten nach Griechenland vom Hof entfernt habe. — Unser Herausgeber theilt darauf die früher bekannten Bruch-

stücke der Geschichtbücher dieses Historikers mit, und zwar, aus Clemens Alex. (Arnobius) und Athenäus unter folgenden Titeln: *Αἱ περὶ τὸν Φιλοπάτορα ἱστορίαι.* 1.) e libro primo; 2.) e libro secundo; 3.) e libro tertio und nr. 4 [3]); so daß uns für diese kurzen vier Ueberbleibsel die neugewonnene Erzählung aus obigem Excerpt des Polybius allein einen Begriff geben kann von dem hohen Interesse, welches jenes Geschichtswerk in seiner Integrität gehabt haben muß.

P. 68 sqq. **Hegesianax, Mnesipolimus, Euphorio. Hegesianax Alexandrinus e Troade. (Cephalon Gergithius).**

Die eingeklammerten Worte beziehen sich auf das Zeugniß des Athenäus IX. p. 393, D., wonach Hegesianax aus Alexandria Troas eine Redaction von dessen Troischen Geschichten (*Τρωικὰ*) abgefaßt hatte, die bald unter dem einen bald unter dem andern Namen angeführt wurden; eine Erscheinung, die wir bey den Logographen mehrmals eintreten sahen; und nach Dionysius A. R. I. 72. [4]) sollte man ihn selbst für einen sehr alten Schriftsteller halten. Aber darauf ist sich nicht zu sehr zu verlassen, da Dionysius auch andere Geschichtschreiber sehr alt nennt, die es nur sehr relativ sind; und wenn Photius cod. 68. angiebt, ein Zeitgenosse des Hadrian Namens Kephalion habe Alexanders Geschichte aus mehr als dreyßig Schriftstellern, worunter auch *ἡ Κεφαλίωνος ἱστορία*, zusammengetragen, so zeigen sich Spuren, daß dieser letztere Kephalion eben kein anderer sey als jener Gergithier selbst; wogegen Suidas einen Rhetor Kephalion mit dem Gergithier verwechselt hat [5]).

Hegesianax (*Ἡγησιάναξ ὁ Ἀλεξανδρεὺς* oder *ὁ Τρωαδεύς*) lebte am Hofe Antiochus des Gr., genoß dessen Gunst und wurde mit Lysias und Menippos an Titus Quintius und die zehn römischen Legaten als Gesandter geschickt [6]); ein vielseitig gebildeter Mann, Grammatiker, Dichter, Tragöde, und Historiker. In erster Beziehung wird eine Schrift über Demokritos Schreibart und über die poetischen Redensarten beygelegt; in zweyter ein Gedicht über die auf- und untergehenden Gestirne (*Φαινόμενα*); endlich im geschichtlichen Fach Libysche Geschichten (*Λιβυκά*) und Troische (*Τρωικά*); welche letztere aber schon von einigen Alten als dem Kephalon dem Gergithier untergeschoben betrachtet wurden, sey es von ihm selbst, oder von einem Späteren. Für ersteres erklärt sich der Herausgeber (vergl. auch Athen. IX. p. 393. d. p. 863 Ddf. u. fragm. 3.) [7]).

Es folgen nun unter der Aufschrift *Τρωικά* die Fragmente, zehn an der Zahl, welche theils aus den Mythographen theils aus den Historikern und Geographen gewonnen worden. Merkwürdig sind besonders die zur Urgeschichte Rom's gehörigen nr. 4. und 8. (aus Dionys. A. R. I. 49. und I. 72.); welche daher auch Niebuhrs Aufmerksamkeit erregt haben. Und in der That müßte es sehr in's Gewicht fallen, wenn „ein sehr alter Geschichtschreiber"

3) Aus Athen. XIII. p. 578, A. [p. 1286 Ddf., der *Φίλιννα* richtig verbessert hat.] Ich habe zu Phlegon, Mirab. I. p. 118. Westerm. über diese und verwandte Namensformen, so wie über diese Person, die Thessalische Geliebte Philipp's Mutter des Aridäus Einiges beygebracht, in den deutsch. Schriften zur Griech. u. röm. Liter. S. 297.

4) *Κεφάλων* (sonst auch *Κεφαλίων*) — *ὁ Γεργίθιος συγγραφεὺς παλαιὸς πάνυ.* Ueber die Namensformen dieses Städtchens und seiner Bürger s. G. Dindf. in Steph. Thes. II. p. 584. Ich corrigire hierbey den Scholiasten des Plato ed. Bekk. Phaedr. p. 315 von der Gergithischen Sibylle: — *ἥτις ἐν κώμῃ Μαρμυσσῷ* (leg. *Μυρμισσῷ*) *τὴν γένεσιν ἔσχε περί τινα πολίχνην Γεργετίωνα* (*Γεργεθίωνα*).

5) S. K. Müller a. a. O. p. 68 unten. Westermann in Pauly Real-Encycl. II. S. 267. und III. S. 1093. vergl. Niebuhr Röm. Gesch. I. 188 f. zweit. Ausg., worauf ich unten zurückkomme.

6) Athen. p. 155. B. p. 346 Ddf. Polyb. XVIII. 33. 3. [nicht XXX. 30. 4.] p. 627 ed. Didot. Appian. Syr. 6. p. 177. Didot.

7) Wo es ausdrücklich heißt: „Der Verfasser des Werkes, welches Kephalion's Troika überschrieben ist, Hegesianax der Alexandriner" und Demetrius von Skepsis, selbst Verfasser eines ausführlichen Werkes über Troas, legt diesem Hegesianax jene Historien auch bestimmt bey (Athen. III. p. 80. d. [nicht B. p. 186 Dindf.]. Zum Nächstfolgenden s. Niebuhrs röm. Gesch. I. 188 f. 2. Ausg.

gebürtig aus einer Teukrischen Stadt erzählt hätte, Aeneas habe die Troer nur bis nach Thracien geführt, dort sey er gestorben, und erst im zweyten Menschenalter nach Troja's Zerstörung habe Romus einer seiner vier Söhne Rom erbaut mit seines Vaters Gefolge. Jedoch wenn Kapua, welche Stadt nach dem Zeugniß desselben Kephalon Romos und Romylos gebaut haben, (s. Fragm. 9.) erst seit der samnitischen Eroberung diesen Namen führte, so würde dieser Geschichtschreiber erst der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts vor Chr. angehören, und demnach anzunehmen seyn, daß Hegesianax die Troika eines Zeitgenossen Alexanders des Gr. redigirt, und, um damit mehr Eindruck zu machen, sie mit einem alt-logographischen Firniß überkleidet habe. Unter dem Titel *Λιβυκὰ* wird Nr. 11 nur ein einziges Fragment aus dem 3. Buch angeführt, und auch dieß kann ihm nur nach einer Veränderung des Namens *Ἡσιάναξ* in *Ἡγησιάναξ* zugeschrieben werden.

Mnesiptolemus. Von ihm, ob er gleich wie der folgende Euphorion, am Hofe desselben Antiochus als Geschichtschreiber und Literator glänzte, haben wir einige interessante Anekdoten [8]) aber keine Fragmente der Historien die er geschrieben, und im Kreise jenes Königs vorgelesen hatte.

Euphorion Chalcidensis. Ueber diesen fruchtbaren Dichter und Geschichtschreiber aus Euböa, oder aus dem Chersonnes, Sohn des Polymnetos haben wir eine treffliche Monographie mit einer Sammlung seiner Fragmente [9]). Hier gehen uns nur die historischen an. Vielseitig gebildet kam er Olymp. 140, vor Chr. 220, an den Hof Antiochus d. Gr., verwaltete dessen Bibliothek, starb daselbst, und ward zu Apamea oder zu Antiochia begraben. Geschichtlichen Inhalts werden von ihm angegeben: 1. Von den Aleuaden (*περὶ τῶν Ἀλευαδῶν*) 2. historische Denkschriften (*Ὑπομνήματα ἱστορικά*). 3. Von den isthmischen Spielen (*Περὶ Ἰσθμίων*, oder *Κορινθιακά*, denn nach K. Müller a. a. O. hatte Euphorion in den korinthischen Geschichten von den Isthmien gehandelt.) 4. Von den Abfassungen oder Melodien der Lieder (*περὶ μελοποιῶν*, wo nicht von den Liederdichtern *περὶ μελοποιῶν*.) — Die Fragmente selbst folgen unter zehn Numern.

P. 74 sqq. Diocles Peparethius. Seit Erscheinung der Niebuhr'schen röm. Gesch. (I. S. 215 zweyt. Ausg.) hat sich über diesen griechischen Chronikschreiber in Deutschland eine vom Herausgeber angeführte Menge von Schriftstellern vernehmen lassen, weil er als Quelle des Fabius Pictor in der bekannten Erzählung von Rom's trojanischem Ursprung, Aeneas, Amulius und Numitor Mars und Ilia, Romulus und Remus u. s. w. ausdrücklich genannt wird; wobey viel Ungesundes und Hyperkritisches zu Tage gekommen, dem K. Müller sich mit Recht widersetzt; und Niebuhr stellt uns meines Bedünkens auf den richtigen Standpunct, wenn er mit Berufung auf Dionysius (I. 79. p. 66.) sagt, daß diese Stiftungslegende mit den heiligen Liedern übereinstimmte. Da das Zeitalter dieses Diokles durchaus nicht bestimmt angegeben wird, so kann man ihn entweder kurz vor Fabius setzen, wozu Niebuhr geneigt ist, oder beträchtlich früher, in welchem Fall er jedoch auch schon aus früheren griechischen Logographen Nachrichten über Rom schöpfen konnte [10]).

(Fortsetzung folgt.)

8) Athen. X, p. 432. B. p. 957. Dindf. XV, p. 697. D. p. 555 Ddf.; wozu der Herausgeber noch auf Meineke Fragmm. Comicor. Tom. IV. pag. 505. verweis't.

9) A Meineke de Euphorionis vita et scriptis. Gedani 1823. vergl. Desselben Analecta Alexandrina; Vossius de historicc. grr. mit Westermann p. 142 sq. und Pauly's Real-Encycl. III. S. 281 f. Ueber die Verwirrung in der Angabe seiner Schriften bey Suidas s. Meineke und K. Müllers Epikrise p. 71 sq.; woraus gelegentlich Marx ad Ephor. fragg. 10. 7. zu verbessern ist.

10) Namentlich aus Hellanikos und Antiochos; s. die Fragmente derselben, Hellan. nro. 53. Antioch. nr. Vol. I. ed. Müller. vergl. Westermann in Paulys Real Encycl. II. S. 1034.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juni.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung).

Ob übrigens jene Schrift, worin die römische Urgeschichte berührt wurde, *Κτίσεις* oder *Ἀποικίαι* betitelt gewesen, so wie, ob die *Περσικά*, die Schrift *περὶ ἡρώων* (oder *περὶ ἡρῴων*) und die *Αἰτωλικά* diesem Diokles oder andern dieses Namens, die der Herausgeber aufzählt, angehören, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen [11]).

Es folgen die Fragmente unter sechs Numern von p. 74 bis 79. Zuerst unter dem eingeklammerten Titel *Κτίσεις*, die kurze Notiz aus der römischen Stiftungslegende bey Festus p. 269 Müll. [p. 135 Egger]; sodann unter Nr. 2. die ausführliche Erzählung derselben bey Plutarch im Leben des Romulus cap. 3 init. — cap. 8. fin. — Hieran schließt sich aus Josephus A. J. X. 11. 1. [p. 392. ed. G. Dindf.] ein 3tes Fragment über Nebucadnezar unter Anführung der *Περσικά* des Diokles, wenn nicht der Titel *Ἀποικίαι* war, da Rufinus das Buch Coloniarum liber secundus citirt. Der Herausgeber fragt dabey, ob nicht vielleicht hierbey eine Verwechselung mit dem Verfasser Persischer Geschichten (bey Clemens Alex. Protrept. p. 19) vorgegangen seyn könne. — Nro. 4. ist hier überschrieben: *Περὶ ἡρῴων*, de sacellis (und so hat auch die lateinische Uebersetzung bey Wyttenbach, Quaest. graecc. 40. p. 233, obschon der Text hat *περὶ Ἡρώων*, wogegen Müller auch im Text die erste Schreibung hat und enthält die tragische Geschichte des Heros Eunostos von Tanagra. Ob sie indessen, wie die zwey nächstfolgenden Bruchstücke dem Peparethier Diokles angehören, läßt K. M. unentschieden. Das letzte Nr. 6. hat er überschrieben: Diocles Rhodius *Αἰτωλικά*, und so citirt ihn auch Pseudo-Plutarch von den Flüßen 22; aber wie wenig dieser Vertrauen verdiene, habe ich bereits oben nach Wyttenbach bemerkt. Unser Herausgeber führt am Schluß Brückners Vermuthung an, es möchte der hier genannte Diokles kein anderer als Dioklides von Abdera seyn, der von Athenäus V. 206, E. in einer Notiz über Rhodus angeführt wird.

P. 80 sqq. Quintus Fabius Pictor et Numerius Fabius Pictor.

Der Herausgeber theilt den wesentlichen Inhalt der Schrift von A. Krause mit: Vitae et Fragmenta veterum historicorum Romanorum Berol. 1833. p. 38, und bedauert, daß er eine andere Schrift von E. Baumgart, de Q. Fabio Pictore antiquissimo Romanorum historico, Vratislav. 1842 nicht auch habe zu Rath ziehen können. Da ich mich wundern muß, daß hierbey nicht vor Allen Niebuhrs gedacht ist, dessen Werke über die römische Geschichte doch auch deren alte Historiker am gründlichsten behandeln, so will ich zuerst ganz kurz das Ergebniß der beyden ersteren Schriften angeben und darauf die Hauptsätze Niebuhrs mittheilen und mit einigen Anmerkungen begleiten.

11) Wenn Vossius de historicc. grr. p. 429 Westerm. von Plutarch de flumin 22. den Rhodier Diokles angeführt meint, so hält ihm Wyttenbach II. 1. p. 71 die notorische Unächtheit dieses Buches entgegen.

Aus Krauses und Baumgart's Forschung geht a. a. O. Folgendes hervor:

1) Q. Fabius Pictor schrieb seine Annalen bloß in griechischer Sprache; daß er sie auch lateinisch abgefaßt habe, davon findet sich keine Spur. Ihre Aufschrift scheint ἱστορίαι gewesen zu seyn [12]). Unbekannt ist die Zahl der Bücher oder ihre Abtheilung; sie begannen mit der Ankunft des Aeneas in Latium, und verfolgten den Lauf der Begebenheiten bis auf seine eigne Zeit, anfangs kurz gefaßt breiteten sie sich bis zu den punischen Kriegen in großer Ausführlichkeit aus. Die Erscheinung des ganzen Werks möchte zwischen die Jahre der Stadt 560—570, vor Chr. 194—184., zu setzen seyn.

2) Numerius Fabius Pictor schrieb ebenfalls Jahrbücher in derselben Sprache [13]); dagegen

3) Servius Fabius Pictor Geschichtsbücher in lateinischer Sprache [14]).

Niebuhr legt auf des Q. Fabius griechische Jahrbücher einen großen Werth, und gedenkt derselben an mehrern Stellen seiner Werke. Ich muß mich der Kürze wegen auf eine Reihe von Hauptsätzen seiner jüngst erschienenen Vorträge beschränken. „Das Werk des Fabius wurde in ungewöhnlich hoher Achtung gehalten, und Polybius, Livius und Dionysius verweisen oft darauf. Wir können sicher seyn, daß wir, auch wo wir seinen Namen nicht lesen, eine große Menge von ihm entlehnter Dinge besitzen. — Gegen Ende des Krieges gegen Pyrrhus und im Anfang des ersten punischen Krieges, wo er den Dionysius nicht mehr zum Führer hatte, fand und gebrauchte Appian das griechische Werk des Fabius bis dahin, wo Polybius begann. Da nun sein Bericht von dieser Periode vollkommen mit Dio Cassius übereinstimmt, so hege ich keinen Zweifel, daß auch Dio Cassius seine Erzählung auf die des Fabius stützte; — sein scharfes Auge muß den Fabius als den besten Gewährsmann erkannt haben. Alle die unschätzbaren Nachrichten von der frühern römischen Verfassung, welche wir bey Dio Cassius finden, können auf Fabius zurückgeführt werden [15]). — Ueber des Fabius Verhältniß zum Polybius heißt es im Vorhergehenden so: „Wir erfahren von Polybius, daß Fabius große Parteylichkeit für seine Landsleute zeigte — und eine nachsichtige Behandlung des eignen Vaterlandes ist gerecht genug; doch es war mehr als Nachsicht, wenn er seine Römer bey jeder Gelegenheit zu rechtfertigen sich bemühte“ [16]). — „Fabius ist also der Vater der römischen Geschichte, und wir müssen, obgleich sein Werk verloren ist, es anerkennen, daß wir ihm sehr verpflichtet sind für die Belehrung, welche wir hinsichtlich der Verfassung und deren Veränderungen von ihm herleiten.“

Es folgen nun die Fragmente von Nr. 1—19. unter der Aufschrift: Quinti Fabii Pictoris Annales, von Roms Urgeschichte an bis zum Hannibalischen Krieg herab. Bey Nr. 2., wo angegeben ist, daß Fabius die Erbauung Roms Olymp. 8, 1 setzte, hätte noch bemerkt werden können, daß andere Annalisten, denen Polybius und Scipio Aemilianus folgten, dieselbe drey Jahre früher, Olymp. 7. 2 annahmen [17]).

---

12) Dionys. A. R. I. 6. IV. 30. vergl. Baumgart p. 24. Ich bemerke hierzu, da Cicero und A. das Werk Annales nennen, so könnte der Titel auch ὧροι gewesen seyn, wenn Fabius der Sitte älterer griechischer Logographen gefolgt wäre; aber dafür findet sich kein Zeugniß vor.

13) Cic. de Divin. I. 21. 43. Ich werde darauf unten zurückkommen.

14) Krause p. 38 sqq. Baumgart p. 6 sqq. Vergl. Westermann zum Vossius de historicc. grr. p. 163 und Bähr in Pauly's Real-Encycl. III. S. 401 sq. Niebuhr's Stellen über diese Fabier sind: Röm. Gesch. II. S. 9. 13 ff. 191. Anmerk. 367. III. S. 642. Anm. 999. Vorträge darüber I. S. 46 ff.

15) Vergl. Niebuhr's Vorträge S. 204 und Wilmanns, de fontibus et auctoritate Dionis Cassii p. 3 sqq.

16) Polyb. I. 14. III. 8. 9. Polybius war aber hinwieder gegen Fabius nicht ganz unpartheiisch u. J. A. Ernesti, pro Fabii fide adversus Polybium, hat diesen gegen jenen gerechtfertigt; s. meine histor. Kunst der Griechen S. 403. zweit. Ausg.

17) Cic. de Republ. II. 10. mit den Anmerkk. p. 232. ed. Cr. et Moser.

P. 92. folgt unter der Aufschrift Numerii Fabii Pictoris Annales, mit Nr. 20 und 21., aus Cicero und Diodor, die einzige Sage über einen Traum des Aeneas; worüber Niebuhr a. a. O. sich so erklärt: „In Beziehung auf diesen merkwürdigen Mann (den Fabius) giebt es eine literarische Schwierigkeit, welche nach meiner Meinung nie gelöst werden kann. Sie entsteht durch einige Worte Ciceros, in dessen Werk de Divinatione. Hier erwähnt er ein Somnium Aeneae aus den griechischen Annalen eines Numerius Fabius Pictor, von dem sich sonst nirgendswo eine Erwähnung findet. Die Schwierigkeit könnte zwar sehr leicht gelöst werden, da wir wissen, daß zu der Zeit des Q. Fabius Pictor, dessen Name durch die Zeugniße des Dionysius, Appian und Polybius ganz feststeht, einige andere Römer in der griechischen Sprache geschrieben haben; warum sollte nicht auch ein Numerius Fabius griechisch geschrieben haben? Ist es nicht möglich, daß dessen Schriften ebenso eine bloß ephemere Existenz wie die so mancher Autoren unserer Tage gehabt haben [18])?“

P. 93. Unter dem Titel: Fragmenta, quae ad certum aliquem Fabiorum referri nequeunt, machen acht Stücke, Nr. 22—29. den Beschluß.

P. 94 sqq. Lucius Cincius Alimentus. P. Cornelius Scipio. C. Acilius Glabrio.

Der Herausgeber schickt den Fragmenten des Cincius die ausführliche Erörterung des M. Hertz, de Luciis Cinciis Berol. 1842 über das Leben dieses Mannes voraus, die man bey ihm selbst nachlesen muß. Ich will der Kürze wegen auch hier die gedrängte Uebersicht Niebuhrs [19]) mittheilen, und wiederum mit einigen Bemerkungen begleiten: „L. Cincius Alimentus, welcher, wie wir von Dionysius von Halikarnaßus erfahren (A. R. I. 6.), die Geschichte von Rom in griechischer Sprache geschrieben hat, war ein Zeitgenosse des Q. Fabius Pictor. — Wir wissen aus zwey Stellen des Livius (VII. 3. XXI. 38.), daß Cincius über den zweyten punischen Krieg und die früheren Verhältniße von Rom geschrieben hat, aber nur von Dionysius (a. a. O.) erfahren wir, daß er eine vollständige Geschichte seines Vaterlandes von den frühesten Zeiten bis zu seiner eignen verfaßt hat. Er war Prätor in dem zweyten punischen Krieg, und wurde von den Karthagern zum Gefangenen gemacht (Liv. XXI, 38. XXVI, 23, 28. XXVII. 17 sqq.). Auser seiner Geschichte von Rom soll er über Chronologie, über die consularische Gewalt und

18) Und dieß ist gewiß die natürlichste Lösung dieser Schwierigkeit, auf die auch schon Vossius de historicc. grr. p. 163. verfallen war, welchem Westermann not. 32. mit Recht beystimmt. Gleichwohl bleiben Krause, Baumgarten und der Verfasser des Artikels in Pauly's Reallexikon III. S. 402. darin befangen, und eben jetzt schlägt hinterdrein M. Hertz in philolog. Streifzug, Berlin 1849 S. 32 ff. gar eine Lesart vor, die, wenn sie die wahre wäre, kaum jemals hätte verdorben werden können. Die Worte Cicero's de Divin. I. 21. 43. p. 109 sq. ed. Cr. et Mos. lauten: — „hisque adiungatur etiam Aeneae somnium, quod in Numerii Fabii Pictoris graecis annalibus eiusmodi est, ut etc. So hatte schon Manutius aus Handschriften das sinnlose innumerum mit Zustimmung der Kritiker verbessert; demungeachtet kommt nun noch Hertz mit seinem Vorschlag „in nostri Fabii P. gr. ann.“ — Fabier, worunter ein Numerius, wurden 481 d. Stadt, 273 vor Chr. mit Q. Ogulnius als Gesandte an Ptolemäus Philadelphus geschickt (Dionys. Hal. XX. 4. p. 158 ed. Mediol. p. 296. Lips. Val. Max. IV. 3. 9.); also mußte Numerius Griechisch verstehen, so wie sein Neffe Quintus Fabius, der Annalist, nach Delphi (Niebuhr R. G. III. S. 642. Anmerk. 999.) Warum sollte der Oheim nicht ebenfalls in griechischer Sprache in der Geschichte sich versucht haben, obwohl nicht mit gleichem Ruhm? Auch scheint Numerius Fabius unter denen gemeint zu seyn, die als Erzähler jenes Traumes des Aeneas angeführt werden (Dionys. A. R. I. 56. vergl. Klausen, Aeneas und die Penaten II. 596.) Auf römischen Münzen aller Art erscheinen Numerii Fabii, auch auf Silber-Denaren, die jener Ogulnius um diese Zeit zu prägen angefangen hatte (Ducker ad Liv. XXXVII. 47. Eckhel D. N. V. p. 57. et 209. Mionnet. Rar. p. 30 sq.).

19) Vorträge über röm. Geschichte I. S. 51; womit man die Röm. Geschichte selbst I. 281 f. (vergl. 256.) vergleichen muß. Der Herausgeber dieser Vorträge verweiset noch auf A. Krause, Vitae et fragmenta veterr. historicc. Romanorum p. 68 sqq.

über römische Antiquitäten geschrieben haben, welche er, wie uns Dionysius mittheilt, als ein unabhängiger und kritischer Forscher bearbeitete [20]). Wie viel Dionysius von ihm entlehnt haben mag, läßt sich nicht bestimmen. So weit Niebuhr, dessen günstige Urtheile Wachsmuth (R. G. S. 28.) und Blum (Einleitung in Rom's alt. Gesch. S. 66) theilen; wogegen Hertz a. a. O. u. der Verfasser einer Anmerk. zu Pauly's Real-Encyclop. (II. 370) sich auf die entgegengesetzte Seite hinneigen. Unser Herausgeber dagegen widersetzt sich denen, die den vortheilhaften Zeugnißen des Dionysius über den Cincius den Glauben versagen wollen, glaubt auch daß letzterer das Werk seines Zeitgenossen Fabius schon vor Augen gehabt, und ihm sich mehrentheils angeschlossen habe.

Von Fragmenten sind nur acht zusammengebracht worden. Das sechste haben wir erst neulich aus einem Excerpt im Escurial [21]) gewonnen. Zuletzt folgen die Titel der übrigen Schriften, deren Verfasser vermuthlich mehrere Cincii gewesen; 1. de Fastis. 2. de Comitiis. 3. de Consulum potestate. 4. de officio Jurisconsulti. 5. Mythagogicon. 6. de re militari.

P. 96. P. Cornelius Scipio. Es wird nur aus Cicero (Brutus cap. 20, vergl. Velleius Paterc. I. 10. 3.) bemerkt, daß Scipio Africanus, der Adoptivvater des Aemilianus eine sehr anmuthig geschriebene Geschichte in griechischer Sprache verfaßt habe.

P. 97 sq. C. Acilius Glabrio. Nach Lachmann (de fontib. Livii p. 23 sq.) und Krause (Vit. et fragm. historicc. romm. p. 84) wird bemerkt, daß dieser Magistratsmann und Feldherr römische Annalen in griechischer Sprache schrieb, die Claudius Quadrigarius in's Latein übersetzte. Sie begannen mit Roms Urgeschichte, und reichten bis auf seine Zeit, gegen 560 d. St. 194. vor Chr. Man warf jenem Uebertreibungen vor. Es folgen zuerst drey Fragmente; sodann, unter der Aufschrift: (P. 99 sqq.) E. Claudio translatore, noch drey.

P. 99 sqq. Hannibal. Sosilus. Chaereas. Silenus. Xenophon. Eumachus.

Auf den Zeugnissen des Nepos (Hannibal. c. 13) und des Livius XXXVIII. 12 beruht, daß Hannibal mehrere Schriften in griechischer Sprache abgefaßt habe, unter andern über die asiatischen Feldzüge des M. Fulvius Nobilior (im J. d. St. 565, Olymp. 192. 4. vergl. Voss. de historicc. grr. p. 161 ed. Westerm.). — Lehrer des Hannibal in jener Sprache war Sosilos aus Lacedämonder von Diodor XXVI. 4. ὁ Ἴλιεὺς genannt wird, und gar wohl ein doppeltes Vaterland gehabt haben kann, wie unser Herausgeber, meines Bedünkens mit Recht, gegen Krause (p. 88) bemerkt. Derselbe hatte in fünf Büchern Hannibals Geschichten beschrieben; dasselbe hatte, wie es scheint, sein Zeitgenosse Chäreas vermuthlich auch gethan; beyde aber mit geringem Erfolg; wenigstens urtheilt Polybius III. 20. 5 gänzlich wegwerfend über einen wie den andern, wenn nicht etwa dieser achäische Censor sich seiner Tadelsucht zu sehr überläßt. Andere Schriftsteller desselben Namens führt K. M. an.

(Fortsetzung folgt.)

---

20) Indessen werden wir unten bey fragm. 6. sehen, daß Dionysius bisweilen dem Cincius andere Führer vorgezogen.

21) S. A. — Federi Excerpta — περὶ ἐπιβουλῶν Darmst. 1848 p. 41 sqq. ed. maior. p. 53 ed. min. und Fragmenta historicorr. graecc. ed. Carol. Müller. Vol. II. p. XXX. [nicht XXVIII] — XXXVI. Es ist die ausführliche Erzählung von der Ermordung des Sp. Mälius. K. M. weiset dort die übrigen Schriftsteller nach, die diese Geschichte berührt, zeigt wie Livius (IV. 16 sqq.) denselben Quellen gefolgt sey, wie Dionysius die Erzählung des L. Cincius und Calpurnius Piso zwar auch mittheilt, aber minder wahrscheinlich findet. Endlich macht K. M. auf die Bestätigung aufmerksam, die Niebuhrs (R. G. II. S. 470 ff.) Meinung dadurch gewinne, daß Mälius als ein unschuldiges Opfer des Hasses der Patricier gefallen sey.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20 Juni.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Silenus Calactinus (im Griechischen schwankt sein Name: *Σιληνός*, *Σειληνός*, *Σιλανός*) hatte ebenfalls Hannibals Thaten beschrieben, und zwar sehr sorgfältig und in dessen eignem Lager [22]); sodann sicilische Geschichten in mehrern Büchern, und außerdem vielleicht noch hellenische. Als Verfasser mythischer Erzählungen wird ein Silenus aus Chios genannt, als Verfasser von Glossen ein dritter, und endlich noch ein anderer als Schriftsteller über Architektur [23]). Es folgen die Fragmente, und zwar aus dem Werk über den hannibalischen Krieg fünf; sodann eins aus dem ersten Buche der Helleniка (nach K. Müllers Bezeichnung). Drittens, drey Bruchstücke aus den sicilischen Geschichten; das erste, aus dem zweyten Buch, über die Palicischen Gottheiten auf dem Aetna [24]); das zweyte aus dem dritten Buch über eine Oertlichkeit in Syrakus [25]); das dritte aus dem vierten Buch, wo Silenus das sogenannte sardonische Lachen als Wirkung eines sardinischen Krautes erklärt [26]).

Xenophon. Dieser wird uns als Verfasser einer Geschichte Hannibals von Diogenes Laert. II. 59 genannt. Der Herausgeber führt hierbey noch andere Schriftsteller desselben Namens auf.

Den Beschluß dieses Abschnitts macht:

Eumachus Neopolitanus. *Τὰ περὶ Ἀννίβαν.*

Ein einziges Bruchstück bey Athen. XII. p. 577 A. über den Tyrannen von Syrakus Hieronymus und seine Gemahlin Pitho. Unter dem Titel *Περιήγησις* wird aus Phlegon Mirab. 18 eine Notiz von zwey menschlichen Riesen-Skeleten, die im Karthager-Gebiet ausgegraben worden, beygebracht, ohne daß sich entscheiden läßt, ob sie jenem Eumachos oder einem andern angehöre.

P. 103 sqq. Menodotus Perinthius vel Samius.

Vossius und seine Herausgeber [27]) unterschei-

22) Corn. Nep. Hannibal cap. 13 zugleich mit Sosilus (was bey obiger Kritik des Polybius zu beachten ist) Cicero de Divin. I. 24 mit den Anmerkk. p. 123 ed. Cr. et Mos. vergl. Niebuhr's Vortr. über röm. Gesch. I. S. 204.

23) S. K. Müller p. 100 Not.

24) Mit dem, was K. M. beybringt, verbinde man meine Anmerk. zu Cic. de N. D. p. 602 und Symbolik III. S. 815 ff. dritte A.

25) Aus Athenaeus XII. p. 542 A., wo citirt wird: *Σειληνὸς ὁ Καλλατιανὸς* (vgl. die Varianten ed. Dindf. p. 1208, K. Müller ändert mit Holsten: *Καλακτῖνος*. Ueber den Ort *Καλὴ ἀκτή* s. Herodot. VI. 22 und Antonin. Itiner p. 92 Wessel., wozu jetzt Parthey p. 318: „Calecte, Caronia (Mannert. IX. 2. p. 409 sq. u. Parthey) Torre dell' Aura (Lapie)."

26) Aus Photii Lex. in *Σαρδόνιος γέλως*. Der Herausgeber verweiset dabey auf Timaei fragm. 28 (s. Fragg. Historicc. grr. Vol. I. p. 199 dieser Sammlung. vergl. Zenob. V. 85 mit Leutsch. p. 154 und Symbolik I. S. 39 dritte Ausg.)

27) De historicc. grr. p. 469 ed. Westermann und Letzterer in Pauly's Real-Enc. IV. S. 809.

den den Perinthier, als Verfasser der Ἑλληνικαὶ πραγματεῖαι in 15 Büchern, aus unbekannter Zeit, von dem Samier Menodotos, der über Samos Mehreres geschrieben; wohingegen K. Müller, weil Diodor (XXVI. 4. p. 403 ed. L. Dindf.) den Perinthier mit dem Geschichtschreiber Sosilos zugleich nennt, ihn auch für gleichzeitig hält; seine Geschichte des Hannibal als Endpunkt seiner allgemeinen hellenischen Historien, von welchen nichts übrig geblieben, zu betrachten geneigt ist; und endlich auch annimmt, daß er vom Samier dieses Namens nicht zu unterscheiden seyn möchte, weil Perinth eine Colonie der Samier gewesen, und daher dieser Geschichtschreiber, falls in der Mutterstadt geboren, in der Tochterstadt, oder, falls hier gebürtig, einen Theil seines Lebens dorten zugebracht haben werde.

Unter der allgemeinen Aufschrift:

Τῶν κατὰ τὴν Σάμον ἐνδόξων ἀναγραφή [28])

folgt nun, mit 1 bezeichnet, aus Athenäus (XV. p. 671 E. p. 1494 Dindf.) in der Erörterung über die bey Anakreon u. A. vorkommenden Kränze, eine Notiz über die uralte Bekränzung mit einer Weidenart (Keuschlamm vitex agnus castus); woran sich dann eine naive Legende aus der Urzeit des Hera-Dienstes von Samos knüpft [29]).

Hieran schließt sich unter Nr. 2. aus demselben Athenäus (XIV. p. 655 A. p. 1458 Dindf.) die ebenfalls vom Samier Menodotos überlieferte Legende von den der samischen Hera heiligen und in ihrem dortigen Heiligthum vielleicht zuerst gepflegten Vögeln, den Pfauen, mit Anführungen anderes, andern Heiligthümern ursprünglich eigenthümlichen Geflügels, nach einer Stelle des Komikers Antiphanes in den Brüdern [30]). Der Herausgeber knüpft hieran die Vermuthung, daß auch ein griechisches Sprichwort aus Menodotos oder einem andern samischen Schriftsteller entlehnt seyn möge. Es war aus einer der Juno im dortigen Tempel gewidmeten Inschrift entsprungen, hieß: Βάτα Κάρας, und bezeichnete das Weihgeschenk eines reichen aber dummen Gebers, worüber gelehrte Nachweisungen gegeben werden. Den Beschluß, unter Nr. 3, macht die trockene Notiz, daß Menodotos über einen athenischen Maler Theodoros geschrieben habe, wozu ich nachträglich auf Raoul-Rochette Lettre à M. Schorn p. 416 ed. sec. verweise.

P. 106 sq. Alexandrides Delphus.

Dieser Perieget aus Delphi hatte ebenso über seine vaterländische Oertlichkeiten, Heiligthümer, Culte und Sagen geschrieben, wie der vorhergehende Samier über die seinigen. Sein Name ist verschiedentlich in Ἀλέξανδρος und Ἀναξανδρίδης verändert worden.

Die Fragmente werden unter folgenden Titeln aufgeführt: περὶ τοῦ ἐν Δελφοῖς χρηστηρίου, Nr. 1. über den Ursprung des Namens Parnassos. — Nr. 2. περὶ τῶν συληθέντων ἐν Δελφοῖς ἀναθημάτων, über das Sprichwort: „Nimm das Höchste und du wirst das Mittlere haben," wobey K. M. andere Herleitung desselben nachweist. Nr. 3. über Lysandros und die Schlacht bey Aegospotamos. Nr. 4. Ueber das Silphium von Kyrene und Battos [31]). 5) Ueber Apollon's Dienstbarkeit. — 6) Ueber das Schlachtopfer Hosioter und den Monat Bysios zu Delphi [32]). — Περὶ Ἀνκωρείας, woselbst Ἀλέξανδρος angeführt, wo jedoch der Herausgeber, wie in zwey andern Citaten Ἀλεξανδρίδης vermuthet.

---

28) Westermann a. a. O. unterscheidet davon als eine besondere Schrift desselben Verfassers das Werk περὶ τῶν κατὰ τὸ ἱερὸν τῆς Σαμίας Ἥρας, weil das zweyte Fragment so eingeführt wird, welches mir nicht wahrscheinlich dünkt, und auch K. Müller hat diesem letztern keinen besondern Titel vorgesetzt.

29) Wenn Preller ad Polemon. fragg. p. 178 davon sagt: „quae veram periegeticae artis indolem habet," so lasse ich das gelten, betrachte darin jedoch die ächt antike Farbe der Naturreligionen, und in diesem Sinn habe ich sie erklärt, Symbolik III. S. 216 ff. dritte Ausg.

30) Auch diese Sage habe ich in ihren mythischen Natur-Elementen aufzufassen und darzustellen versucht, in der Symbolik III. S. 227 ff. dritte Ausg.

31) Vergl. Symbolik IV. S. 590 und meine deutsche Schriften zur Archäologie I. S. 365.

32) Plutarch. Quaest. graecc. cap. 9; vergl. Wyttenbach. Animadv. p. 61, der Hemsterhuisens Verbesserung Ἀλεξανδρίδης nachweist, und Symbolik

P. 108 — 148. Polemo Iliensis.

Unter den periegetischen Autoren des alexandrinischen Zeitalters, von welcher Classe der ganz auf uns gekommene Pausanias des römischen die deutlichste Vorstellung giebt, möchte wohl dieser Polemon (*Πολέμων*) der ausgezeichnetste seyn. Ueber ihn und die ihm verwandten Schriftsteller hat uns ein gelehrter deutscher Philolog schon vor 12 Jahren befriedigende Belehrung gegeben in folgender Sammlung: Polemonis Periegetae Fragmenta collegit, digessit, notis auxit L. Preller. Accedunt de Polemonis vita et scriptis et de historia atque arte Periegetarum Commentationes. Lipsiae 1838. Natürlich hat nun K. Müller nicht nur diese Untersuchungen, sondern auch die Sammlung der Polemonischen Fragmente selbst, an der Zahl hundert und zwey, dieser seiner neuen Ausgabe zum Grunde gelegt; aber, wie man denken kann, durch mehrere eigne Epikrisen und Zusätze erweitert. Was mich nun betrifft, so muß ich, bey so großen Massen von literarischen Ueberresten, überhaupt meine Leser an die Ausgabe selbst verweisen, kann auch im vorliegenden Fall den Inhalt jener Sammlung im Wesentlichen als längst bekannt voraussetzen, und darf mich daher vor jetzt darauf beschränken, aus dem Artikel Polĕmon, den Preller selbst der Pauly'schen Real-Encyclopädie ganz neulich einverleibt hat (B. V. 2. S. 1790 — 1793) einen kurzen Auszug zu geben, und demselben einige Anführungen anzuhängen; „Polemon war aus Troas gebürtig, zu Athen eingebürgert; den größten Theil seines Lebens scheint er indessen auf Reisen zugebracht zu haben, deren Ausbeute er in einer großen Anzahl periegetischer Monographien veröffentlichte, die er bald von dem einen bald von dem andern Orte datirte (Athen. VI. p. 234 D.). Auch in Alexandria, in Sicilien, in Karthago, kurz an allen wichtigern Punkten der damaligen Bildung, Kunst- und geschichtlichen Specialforschung war er zu Hause; am meisten freylich in Griechenland, namentlich zu Athen, Sikyon, Delphi, Olympia, Dodona u. s. w. Sein Zeitalter war das des Ptolemäus Epiphanes und seiner nächsten Vorgänger. Seine Schriften sind außerordentlich zahlreich; eine Menge einzelner Titel, wobey es dahin gestellt bleiben muß, ob manche davon die Separatüberschriften einzelner Abschnitte von größeren Gesammtwerken sind. Einen ganz vorzüglichen Eifer hatte er in dem Studium, dem Copiren, Sammeln und Interpretiren von Inschriften bewiesen, daher seine Zeitgenossen ihm den Beynamen *Στηλοκόπας* gegeben hatten. — Bey der Uebersicht seiner Schriften sind vier Classen angenommen: a) die periegetischen, wovon der *Ἑλλαδικὸς* (scil. *λόγος*) eine spätere Compilation oder Epitome aus den Schriften des Polemo war, die man ihm vielleicht selbst beylegte. b) Die polemischen (*ἀντιγραφαί*), in welchen Polemon dieselben Gegenstände der periegetischen Forschungen, in der Form von Berichtigungen und Nachträgen zu den Untersuchungen namhafter Gelehrten seines Zeitalters, besprochen hatte. c) Gelehrte Briefe, die an Gönner oder Bekannte gerichtet, aber übrigens auch wieder periegetischen Inhalts waren. d) Vermischte Untersuchungen, d. h. überhaupt solche Titel, welche sich in einer der drey obigen Classen nicht unterbringen ließen. — Die Anordnung war offenbar die chorographische. — Es ist übrigens wahrscheinlich, daß Polemon mehrere Schriften geschrieben hatte, als Titel derselben erhalten worden sind. Schon die bloße Uebersicht dieser Titel genügt, auf den großen Reichthum wichtiger Gegenstände aufmerksam zu machen, welche bey diesem Gelehrten zu finden waren. Sie hatten einen um so größeren Werth, da Polemons Forschung eine urkundliche war, und seine Genauigkeit in solchen Untersuchungen ausdrücklich gerühmt wird. — Des Pausanias Periegese bewegt sich weder in einem so weiten Umfang, noch zeigt sie einen so ausgebreiteten und vorurtheilsfreyen Geist der Forschung, wie die Fragmente des Polemo, welcher mit der reichsten Uebersicht der Länder, Völker, Monumente, der Staaten, Sitten, Künste, Religionen u. s. w. den ganzen Reichthum einer in attischer und alexandrinischer Schule gewonnenen li-

---

II. 544 und IV. 117 zw. A., womit man jetzt noch Boeckh Corp. Inscr. Tom. II. p. 814, C. Fr. Hermann de anno delphico p. 261, dessen griech. Monatskunde S. 50 f. u. Th. Bergk Beytr. zur Gr. Monatsk. S. 27 f. verbinden muß.

terärischen und philologischen Bildung verbunden zu haben scheint.

In der der K. Müller'schen, hier vorliegenden Ausgabe wird die Uebersicht der polemonischen Schriften pag. 110 sq. unter 4 Numern gegeben. Die Fragmente selbst werden eröffnet mit *Ἀττικά* (pag. 116) und zwar mit Nr. 1: *περὶ τῆς Ἀθήνησιν ἀκροπόλεως.* — Hier könnte ich nun schon auf Symbolik IV. S. 674 dritte Ausg. verweisen; aber da ich in diesem ganzen Werke, wie auch in meinen archäologischen Schriften sehr häufig veranlaßt war, polemonische Fragmente anzuführen und theilweise zu besprechen, was dem Hrn. K. Müller entgangen zu seyn scheint, so muß ich mich in den mir hier gesteckten Gränzen darauf beschränken, dieß hier im Allgemeinen zu bemerken, und nur zwey bis drey mir später zugekommene Notizen nachzutragen. So muß ich z. B. zu dem Artikel Epirotica fr. 30 (56 sq. Prell. p. 124 C. Müller) bemerken, daß beyde dorten zwar auf meinen Dionysus pag. 47 verweisen, letzterer aber der Ausführung über das Dodonäische Orakel und der Epikrisen nicht gedenkt, die ich in der dritten Ausgabe der Symbolik mehreren Sätzen Prellers (B. III. S. 185 — 191) gewidmet habe. M. vergl auch dazu die Kritiken O. Jahn's in den Berlin. Jahrbb. der wissensch. Kritik 1840 S. 592 und in der Darmst. Alterth. Zeitung 1841 S. 166. — Bereits hatte K. M. zu den Fragmenten des Alexandrides Nr. 3 pag. 106 bemerkt, daß dem Hrn. Preller ein Fragment, das auch den Polemo angeht, entgangen sey. Jetzt wird p. 137 zu den Fragmenten des Polemo Nr. 76 a. dieser Ausfall nochmals bemerkt, und die Stelle, wo das vermißte Fragment steht, ganz mitgetheilt, obwohl es auch leider abgerissen ist, da es vermuthlich eine genaue Erörterung des Polemo über den Unterschied der Dioskuren und der Kabiren enthalten hatte. Es ist dieß ein Scholion zu Euripides Orest. vs. 1632. Wenn K. M. sich dabey an den Worten des Cod. Florent. Nr. 33. versucht, so ist ihm entgangen, daß schon Meineke in der Casseler Zeitschr. für die Alterth. W. 1844 I. S. 12 verbessert hatte: *Πολέμων ἐν τῷ δ' τῶν πρὸς Ἀλεξανδρίδην.* — Zu fragm. 83 (p. 129 Prell. p. 140 Müll.) hätte ersterer seine Vermuthung über den phönicischen Ursprung des Namens *Ἄελλοι* oder *Βδέλλοι* durch Bochart in Phaleg. p. 536 unterstützen können.

P. 149 sq. Mnaseas Patrensis. (Im Hauptverzeichniß der in diesem Bande enthaltenen Historiker ist dieser Name zwischen Polemon und Satyros ausgefallen.) Der Herausgeber bespricht zuerst die Personalien dieses Geschichtschreibers, womit Voss. de historicc. grr. p. 178 mit Westermann und dieser jetzt in Pauly's Real-Encyclop. V. 1. p. 115 verglichen werden mögen. Der Name schwankt zwischen den Formen: *Μνασέας, Μνασίας, Μνασείας, Μνησέας, Μνεσέας;* die erste ist die vorgezogene; eben so wird er bald *Παταρεὺς* genannt, wonach Patara in Lycien seine Vaterstadt wäre, bald *Πατρεὺς*, von Patrae in Achaia. Letzteres ist das Wahrscheinliche. Eine ganze Reihe von Schriftstellern mit andern Gentil-Namen werden von K. M. in der ersten Note aufgeführt. Schüler des Eratosthenes empfieng er eine umfassende Literarbildung, bereiste darauf alle um das Mittelmeer liegende Länder der alten Welt, und gab als Frucht dieser Reisen zu Wasser und zu Land, unter dem Haupttitel *περιηγήσεις* (*περίπλους*) ein umfassendes Werk heraus, dessen einzelne Theile durch besondere Ueberschriften (wie *Εὐρώπη, Ἀσία, Λιβύη*) bezeichnet waren. Man kann ihn deßwegen den Geographen beygesellen, wie auch neuerlich Uckert und Forbiger gethan haben. Jedoch unser Herausgeber ist geneigter, ihn den Periegeten und Antiquariern zuzuordnen, theils wegen des Inhalts der meisten Bruchstücke, die uns von seinen Werken geblieben, theils weil ihm eine Sammlung delphischer Orakel ausdrücklich beygelegt wird (s. Fragg. 46 sqq.) —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juni.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

So scheint denn Mnaseas sich im Alterthume schon ein ordentliches Ansehen erworben zu haben, und an gründlicher Vorbildung, an umfassenden Studien und ausgebreiteten Reisen war er unstreitig dem Polemon zu vergleichen, aber keineswegs an Geist und an Kritik. Leichtgläubig nimmt er viele unbegründete Sagen auf, die er redselig berichtet, so daß wir freylich ohne ihn an materieller Kunde vieles entbehren würden, jedoch seine Urtheilsgabe um so geringer anschlagen müssen, besonders auch wegen des heillosen Evhemerismus, womit er die Personen und Handlungen, welche Gegenstände des alten Religions-Glaubens und Dienstes sind, behandelt, und die Einsicht in das wahre Wesen des höheren Alterthums verdunkelt. (Beyspiele liefern gleich Fr. 1. 2. 4. 8; ferner 16. 31. 38. 42.)

Fragmente: *Περιήγησις* sive *Περίπλους*. *ά. Εὐρώπη*. E libro primo. 1. Die Mythen von Endymion habe ich zum Theil besprochen zu Hecataei Milesii fragg. p. 56. — Spätere Deutungen geben jetzt auch die Mythographi Vaticani I. 229. II. 28. III. 7. 3. — Dem Herausgeber scheint es wahrscheinlich, daß Mnaseas seine Periegese mit dem Peloponnes begonnen habe. Nr. 2. Zu dem, was K. M. über Athene Hippia u. s. w. beygebracht hat, vergl. man jetzt die Epikrise meiner Ideen in der Symbolik von A. Maury, bey Guigniaut, II. 3. p. 1322 — 1327. Zu Nr. 4. über den evhemeristischen Satz, vom arkadischen König Proselenos war zu verweisen auf Heyne ad Apollodor p. 261 ed. alter. und dessen Comm. de Arcadibus luna antiquioribus (Opuscc. acad. II. p. 332 sqq.) — E libro tertio. Zu diesem Artikel 12 aus Athen. VII. p. 296, B. (p. 653 Dindf. vergl. XV. 679 A. p. 1511 Ddf.) über den Glaukos Pontios verweist der Herausgeber auf O. Müller, Orchomenos S. 264 (nicht 195). Hier hätte aber vor allen Dingen auf Gottfr. Hermann, de Aeschyli Glaucis (Opuscc. II. p. 64 sqq.) verwiesen werden sollen. Jetzt füge ich noch bey die Hinweisung auf die Mythogr. Vaticc. I. 3 mit Bothii Obss. p. 170 und auf die Artikel in der Real-Encycl. über Anthedon (von Pauly, I. S. 516 f.) und über Glaucus Pontius (von Baumstark, III. S. 884 — 86.) — Nr. 17. Ueber Praxidike und die Praxidiken. vgl. Symbolik III. 154. 384. 621 und IV. 299. — E libris incertis. Zu Nr. 20. Ueber das doppelte Dodona, in Thessalien und Epirus, s. jetzt die Nachträge zu Guigniaut II. 3. pag. 1265 sqq. Zu Nr. 23. über Zamolxis vgl. Commentationes Herodott. p. 170 sqq. — Zu Nr. 25. a. s. O. Jahn, Palamedes p. 31 sqq. Das Fragment aus Mnaseas und Ephorus über die Musen (aus Arnob. III. 16) muß zum Ephorus ed. M. Marx. pag. 162 aus ed. Müller. nachgetragen werden.

β Ἀσία. Nr. 27. Zu den Kabiren vergl. noch Symbolik III. S. 20 ff. 3. Ausg. und zu Nr. 32. über die Atergatis II. S. 392 ff.; desgleichen zu Nr. 36. über Saboi und Sabazios,

I. 265. II. 368 ff. und IV. 102 ff. dritt. A. — *Δελφικῶν χρησμῶν συναγωγή.* Zum delphischen Orakelspruch über die Megarer s. meine Note ad Olympiodor. in Platon. Alc. pr. p. 8.

P. 159 sqq. Satyrus.

Beständig als Peripatetiker bezeichnet, ohne bestimmte Angabe seines Vaterlandes, obschon sich Spuren zeigen, daß er auf der damaligen Pflanzschule der Peripatetiker Rhodus sich aufgehalten; ja es möchte nicht unwahrscheinlich seyn, daß er derselbe Satyrus war, der im Jahr 172 vor Chr. 580 als Haupt einer rhodischen Gesandtschaft vor dem römischen Senat erschien. (Liv. XLII. 14.) Jedenfalls gehörte er dem 2. Jahrh. vor Chr. an, und lebte am Anfang der Regierung Ptolemäus Philometors, [d. i. des 6ten, nicht des 3ten, wie Schöll sagt,] deren Ende vielleicht sein jüngerer Freund Heraklides Lembus sah, (von dem im folgenden Artikel die Rede seyn wird [33]).

Er war Verfasser eines großen in eine Reihe von Büchern eingetheilten Werkes, *Βίοι* betitelt; worin nicht nur die Biographien vieler Regenten, Feldherrn und Staatsmänner bis auf Philipp den Amyntiaden herab, sondern auch von Männern der Wissenschaft, der Poesie und Redekunst, besonders auch der Philosophen enthalten waren; so daß wir diese Sammlung als eine der Hauptquellen des Diogenes Laertius betrachten müssen. Eine andere Schrift, die diesem Satyrus ohne Zweifel beyzulegen ist, und worin er als Nebenbuhler eines andern Peripatetikers, des Theophrastus auftrat, war die von den Charakteren [34]. — Es wird darauf der Sammlungen gedacht, worin er die Demen von Alexandria; ingleichen die, worin derselbe alte Sagen (*μύθους ἀρχαίους*) zusammengestellt hatte; wie nicht weniger das Sammelwerk über die Edelsteine. — Der Herausgeber findet solche Schriften, wie die über Mythen und Demen, einem Periegeten sehr angemessen, dessen Geschäft es war, über alte Oertlichkeiten und deren Sagen Forschungen anzustellen, und dem man daher, wegen dieses Forschungseifers (*διὰ τὸ ζητητικὸν αὐτοῦ*), nach einer alten Sitte, den alphabetischen Beynamen *Ζῆτα* gegeben habe [35]. Die Fragmente werden, unter dem Titel *Βίοι*, mit vier Stücken aus den Lebensbeschreibungen von Feldherrn und Regenten eröffnet. Nr. 1. (aus Athenaeus XII p. 534 B.) enthält charakteristische Züge aus dem ungleichen, liebenswürdigen, großartigen, aber auch leichtsinnigen Leben des schönen Alkibiades [36]. — Nr. 2. Dionysius der jüngere. —

33) Andere des Namens Satyrus führt K. M. S. 159 Not. 2 eine ganze Reihe auf. Mit diesem seinem Artikel vergleiche man überhaupt Voss. de historicc. grr. p. 494. Westermann vit. scriptorr. gr. minor.; desselben Quaest. Demosth. IV. p. 32 sqq. und jetzt desselben Artikel in Paulys Real-Encycl. VI. S. 846 f.

34) So urtheilen auch die Herausgeber, die jedoch eine Hauptstelle des großen Js. Casaubonus übersehen haben, die ich deßwegen im Auszug hier beyfüge. Er bemerkt nämlich im Commentar. ad Theophrasti Characteres p. 9 sq. ed. Fischer: — „Et apud Graecos Satyrus antiquissimus Peripateticus, et apud Romanos doctissimus Varro libros non dissimilis, ut videtur, argumenti ediderunt, quos tamen non *χαρακτῆρες*, sed *περὶ χαρακτήρων* inscripserant. — Satyri vero librum affinem huic Theophrasteo fuisse argumenti similitudine, ferme mihi persuasit hic ex illo locus (vid. fragmm. nro. 20.) dignus profecto ubique, non ibi tantum legi Est autem character hominis asoti."

35) Ptolem. Hephaestion lib. V. p. 194 ed. Westerm. in Mythogr. [vergl. p. 33 sq. ed. Koulez, mit den Anmerkk. p. 121 — 124, wo auch von dieser Namengebung gehandelt ist.] Dagegen ist Westermann (Real-Encycl. VI. S. 847) mehr geneigt, den Peripatetiker Satyrus von dem Mythensammler, und von dem Schriftsteller über Edelsteine zu unterscheiden.

36) Verglichen mit Plutarchs Leben des Alcibiades darf Satyrus für einen Hauptführer von jenem gehalten werden; s. Baehr ad Plutarchi Vit. Alcib. XXVI und 197. — Da so viele Züge, die Proclus und Olympiodor von dieser Personalität beybringen, mit dem dort Erzählten übereinstimmen, so darf vielleicht vermuthet werden, daß auch in ihren Commentaren über Platon's ersten Alcibiades Manches aus Satyrus entnommen ist. Man s. nur Procl. p. 94 — 110 sqq. et passim und Olympiod. p. 11. 26. 31 u. s. w. ed. Francof.

Nr. 3. Philippos (aus Athen. VI. p. 248 D. XIII. c; — wo ich aus der Citationsart doch nicht mit Westermann auf ein besonderes Buch des Satyrus über diesen König schließen möchte.) — Von Dichtern folgen Bruchstücke aus dem Leben des Sophokles; von Rednern, etwas über Demosthenes. — Daran reihen sich Fragmente aus Diogenes Laertius, über die Sieben Weisen und über die Philosophen, von Pythagoras bis Stilpon einschließlich. (Zu Nr. 11 und 12. über Empedokles verweise ich jetzt auf Karstens, Philosophorum vett. reliqq. II. p. 6. 19. 28. 56.) —. Zu Nr. 15. über die Bigamie des Sokrates habe ich zu Aristoxeni Fragg. nro. 30 im Vol. II. p. 281 dieser Müller'schen Sammlung bereits gehandelt. — Es folgt aus Athen. IV. 168 das treffliche Bruchstück *περὶ χαρακτήρων*, nr. 20. — Darauf ein anderes *περὶ δήμων Ἀλεξανδρέων*, nr. 20. — Ferner Nr. 22. ein's aus der Sammlung der alten Mythen; endlich, unter der Ueberschrift: [De gemmis] drey Stellen aus Plinius dieses Inhalt's.

P. 167 sqq. Heraclides Lembus.

Unter mehrern Herakliden, welche Diogenes Laertius [37]) aufzählt, ist dieser mit dem Beynamen *Λέμβος* der fünfte, dessen Vater Serapion genannt und dessen Geburtsort verschieden angegeben wird, welche Angaben K. Müller so manchen Analogien gemäß dahin zu vermitteln sucht, daß dieser Geschichtschreiber vielleicht zu Kallatis im Pontus geboren, zu Alexandria gebildet und in öffentlichen Aemtern thätig, in späteren Jahren zu Oxyrynchus in Oberägypten sich mit Abfassung seiner Schriften beschäftigt habe; dem man auch darin beyzupflichten geneigt seyn wird, daß der wahrscheinlichste Ursprung jenes Beynamens von Fahrzeugen, Schiffen (*λέμβοις*) herzuleiten seyn möchte. Daß er in Staatsgeschäften gebraucht worden, ersehen wir aus Suidas a. a. O., wonach er eine Versöhnung zweyer Könige [38]) zu Stande gebracht hatte. Außer philosophischen Schriften hatte Heraklides ein Werk der Geschichten von den ältesten Zeiten bis auf die seinige herab geschrieben; dessen Umfang wir daraus abnehmen können, daß im 37ten Buche von Alexarchos, Bruder des makedonischen Königs Kassander, gehandelt war. Ein Athener Heron (*Ἥρων*, Suidas sub voc.) scheint es in Auszug gebracht zu haben. Hinwieder hatte Heraklides ein umfassendes Werk des Sotion von der Aufeinanderfolge der Philosophen [39]) in einem Compendium an's Licht gestellt. Weniger bezeugt

37) Lib. V. §. 94. wo er Kalatianer (aus Kalatis im Pontus) oder Alexandriner genannt, und zugleich mit seinem Beynamen Lembos bezeichnet wird; vergl. Suidas in *Ἡρακλείδης*, wo er Oxyrynchite und Sohn des Serapion genannt, und als Zeitgenoße Ptolemäus Philometor (d. i. des sechsten, vor Chr. 181—147 vor Chr. vergl. den vorigen Artikel) bezeichnet wird. In der ersten Anmerk. führt der Herausgeber mehrere Schriftsteller desselben Namens an, welche man allein aus Athenäus vermehren kann; zu denen noch ein Komödien-Dichter, ein Arzt und mehrere Künstler kommen (s. Voss. de historicc. grr. p. 168 sq. mit Westermann und vergl. Pauly's Real-Encycl. III. S. 1142—1142; wo ich jedoch einen besondern Artikel über diesen Heraklides vermisse).

38) Des Ptolemäus Philometor mit Antiochus Epiphanes. Aus Photius cod. 213. p. 171 Bekker. läßt sich außerdem schließen, daß er sich ein großes Ansehn zu erwerben gewußt; jedoch, wie es scheint, nicht so als Schriftsteller; daher von seinem überaus großen Geschichtswerke so äußerst wenige Bruchstücke übrig sind. Wie wir aus Dionysius Hal. de Compos. verbb. cap. 4. p. 67 Schäf. ersehen, so war seine Schreibart sehr langweilig. Denn dieses Urtheil bezieht sich nicht auf den Heraklides Ponticus, sondern auf diesen H. Lembos (s. die Nachweisungen des Herausgebers p. 167. und Vol. II. p. 202. im Artikel vom Heraclides Ponticus.)

39) *Σωτίωνος περὶ φιλοσόφων διαδοχῶν.* Diog. Laert. I.; mit Menage p. 4. vergl. K. Müller's Anmerk. Ueber die dreyfache Bedeutung der Diadochen, die politisch-historische, die philosophisch-historische und die kirchliche s. mein Prooem. ad Procl. Diadoch. in Platon. Alc. pr. p. XVI. Hier gilt die zweyte Bedeutung: der Nachfolge auf einem philosophischen Lehrstuhl oder der Forterbung philosophischer Lehre und Schule. Ein anderes ähnliches Werk des Peripatetiker's Sotion bezeichnet Gellius N. A. I. 8. so: Sotion ex Peripatetica disciplina haud sane ignobilis vir fuit. Is librum multae variaeque historiae composuit, eumque inscripsit *Κέρας Ἀμαλθείας*. — Cornucopiae.

scheint unserm Herausgeber eine andere Nachricht, Heraklides habe auch die Biographien des Satyros in einer Epitome herausgegeben; doch hat er deßwegen nicht unterlassen, die wenigen Bruchstücke davon unter diesen Titeln den übrigen Fragmenten dieses Heraklides beyzufügen. Es folgen die Fragmente: *Ἱστορίαι* 1. aus Festus p. 269 ed. C. O. Müller aus Rom's Gründungsgeschichte [40]). — Nr. 5. das letzte, ist eben jenes aus dem 37ten Buche der Historien aus Athenäus III. 98 [p. 225 Ddf.] über Kassanders Bruder Alexarchos; weßwegen K. M. auf Droysen Hellenism. II. p. 255 verweiset. Aber die Worte des Athenäus: „Ein solcher war auch Alexarchos, der Bruder des Königs von Makedonien Kassander, der die sogenannte Uranopolis gebaut hat, erhalten jetzt aus Strabonis Fragmenta libri VII. Palatino — Vaticana §. 34. p. 25 ed. Tafel, Tubing. 1844. ihre Bestätigung; wo es bey der Beschreibung des Berges Athos heißt: *ὅπου Ἀλέξαρ[χ]ον τὸν Ἀντιπάτρου πόλιν ὑποδείμασθαι τὴν Οὐρανόπολιν, λ′ σταδίων τὸν κύκλον ἔχουσαν.* wo Tafel aus Plinius anführt (H. N. IV. 10,): „Oppidum in cacumine fuit Acrothon (l. Acroathon); nunc sunt Uranopolis" etc. Wenn dieser Alexarchos beym Athenäus Bruder des Kassander, beym Strabo Sohn des Antipater genannt wird, so war sein Vater Antipater I. und sein Bruder Kassander II. [41]). — Unter der Aufschrift: *Τῶν Σατύρου βίων ἐπιτομή* Nr. 6. werden aus Diogenes Laert. VIII. 40—58. unter der Autorität dieses Heraklides als Epitomators des Satyrus mehrere Notizen über Pythagoras und Empedokles mitgetheilt; wozu ich auf die Erörterungen von Karstens, Philosophorum vett. reliquiae Vol. II. pag. 6 und p. 63 verweise. — Den Beschluß macht: *Τῶν Σωτίωνος διαδοχῶν ἐπιτομή, ἐν βιβλίοις ἕξ;* von Nr. 9 — 17; worin über Pythagoras, Lysis, Periander, Thales, Platon, Epikurus, Demetrius Phalereus, Stilpon Menedemus, Archimedes u. A. Nachrichten mitgetheilt werden. Zu Nr. 9. über die Lebensschicksale des Epikurus verweise ich auf Cic. de N. D. I. 26 p. 115 ed Cr. et Mos. mit den Anmerkungen.

P. 172 sqq. Posidonius, Strato, Postumius. Zeno et Antisthenes Rhodii.

Der berühmte in Rhodus gebürtige stoische Philosoph hatten selbst ein großes historisches Werk geschrieben. Daß hier aber nicht von diesem die Rede ist, beweiset schon der Beysatz „ein gewisser Posidonius" bey Plutarch in dem Bericht über die Schlacht, die der König von Macedonien Perseus gegen Paullus Aemilius verlor [42]).

(Schluß folgt.)

40) Zu dem was K. M. in der Note über die Jungfrau Rhome (*Ῥώμη*) und Roms Gründung beybringt, füge man hinzu Cononis narrat. 48. p. 149 Westerm. mit der Anmerk. von Kanne p. 92.

41) Er fehlt bey Saxe Tabb. geneall. nr. XXII unter Regnum Macedon. und muß auch bey Pauly Real-Encycl. I. S. 369 nachgetragen werden. In K. Müllers Anmerk. ist zu verbessern: „De Uranopoli in Atho monte ab Alexarcho condita" statt ab Alexandro. Die räumlichen Verhältniße betreffend, so konnte Uranopolis mit einem Umfang von 30 Stadien auf dem Athos selbst keinen Platz haben, und Strabo versetzt diese Stadt auch daneben (s. Tafel not. 64.)

42) Plutarch. in Paul. Aemil. cap. 19. 3. *Ποσειδώνιός τις.* Ich trage zu dem, was der Herausgeber beybringt, hier sogleich nach, daß Heeren, de fontib. Vitar. Plutarchi p. 130 hierauf mit Recht Gewicht legt, und dabey bemerkt, daß dieser Posidonius in dieser Schlacht an der Seite des Königs gestanden, und in seinem, mehrere Bücher über dessen Leben enthaltenden Geschichtswerke und in diesem Schlachtbericht selbst durchaus auf dessen Seite getreten war, welches Heeren zur Würdigung der Unpartheylichkeit Plutarch's anführt, der mit richtigem Urtheil Schriftsteller beyder Theile bey diesen großen Ereignißen unter sich verglichen habe. Ich füge dieser Anmerkung gleich die übrigen Nachweisungen bey: Suidas in *Ποσειδώνιος Ὀλβιοπολίτης*, Bake de Posidonio Rhodio p. 254 und Westermann ad Vossium, de historicc. grr. p. 9.; und lasse dann im Text in gedrängtem Auszug das Ergebniß der Untersuchung K. Müllers folgen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juni.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

The lives of the Chief Justices of England by John Lord Campbell etc.

Zweiter Artikel.

II.

Sir Matthäus Hale, geb. 1609, war von seinem Vormünder zum geistlichen Stande bestimmt und ergab sich den Vorstudien dazu auf der Universität Oxford in tiefer Eingezogenheit mit großem Fleiße, bis ihn davon das ungewohnte Vergnügen abzog, welches er an Schauspielen fand, die ein wandernder Trupp dort aufführte. Darüber und in der lustigen Gesellschaft, mit welcher er da zusammentraf, wurde er säumig in wissenschaftlicher Beschäftigung, wogegen er das Fechten so gründlich lernte, daß er für einen Meister darin galt. Nun wandelte ihn die Lust an in den Krieg zu ziehen und er stand im Begriffe, zu einer Freyschaar, die für Holland geworben wurde, zu treten, als er wegen eines Rechtsstreites, der sein väterliches Erbe bedrohte, nach London gerufen wurde. Hier stellte ihm sein Anwalt, dem er den Anschlag vertraut hatte, das Bedenkliche desselben einerseits und andererseits das Einladende des Berufes seines früh verstorbenen Vaters, der ein achtbarer Rechtsgelehrter gewesen war, so eindringlich vor, daß er mit dem Ausrufe: Cedant arma togae! den Entschluß faßte, sich der Rechtskunde zu widmen. Das that er dann mit einer beharrlichen Anstrengung, „vor welcher, sagt der Verf. abermals, in unserer ausgearteten Zeit der Fleißigste zurückbeben möchte.“ Nicht nur der lustigen Gesellschaft, auch dem Schauspiele entsagte er ganz und that sogar, weil er seiner Schwäche dagegen sich bewußt war, das Gelübde, das auch gehalten wurde, nie mehr eines zu besuchen. Sechzehn Stunden täglich arbeitete er sieben Jahre lang, beschränkte sich aber nicht auf Hören und Lesen von Rechtslehrern und Rechtsfällen, sondern erwarb sich daneben noch andere Kenntnisse, namentlich aus den Naturwissenschaften, und eine nicht bloß oberflächliche Bekanntschaft mit dem römischen Rechte; dazu auch eine große Fertigkeit in Auffindung und Benützung der für das Staatsrecht wichtigen Urkunden.

Wie er in den Kreis der Anwälte eingetreten war, drängte er sich so wenig vor, daß er lieber Anderen mit Rath an die Hand ging als die Führung von Rechtssachen selbst übernahm. Zum Redner fehlte ihm nicht nur eine starke Stimme, sondern auch Geläufigkeit der Rede, und am meisten die Neigung. Mußte er persönlich auftreten, so machte er nur wenig Worte, die gerade auf das Ziel gingen. Beredsamkeit vor Gericht, sagte er, ist, wenn Richter oder Geschworne guten Verstandes sind, bloßer Zeitverderb, sind sie aber schwach, so ist es nur eine anständigere Art Bestechung.

So unscheinbar und anspruchlos sein Wirken war, blieb desselben Verdienstlichkeit doch nicht unbemerkt. Daher, als der Zwist begann, der bald in Bürgerkrieg ausbrach, beyde Partheyen ihn für sich zu gewinnen suchten. Hale stellte sich beyden fern und nahm weder ein Amt an noch einen Sitz im Unterhause. Daran that er Unrecht, sagt der

Vf. Hätte er die Willkürherrschaft, die nun angegriffen wurde, gebilligt, so hätte er sie unterstützen sollen; dagegen zu ihrer Beseitigung mitwirken, wenn er sie, wie zu vermuthen ist, mißbilligte. Dieses Urtheil wäre nicht zu streng, hätte damals Hale schon ein Amt bekleidet. Allein er stand nicht inmitten, sondern außerhalb der öffentlichen Angelegenheiten. Daß er sich der Theilnahme daran nicht aus Furcht entzog, bewies in der Folge sein entschlossenes Auftreten in der Vertheidigung der wegen Anhänglichkeit an das Königthum Verfolgten. Wahrscheinlich bestimmte ihn sich fern zu halten die Ueberzeugung, daß er mit seinem ruhigen, milden Sinne unter der leidenschaftlichen Uebertreibung, die er an beyden Partheyen zu tadeln fand, nichts ausrichten würde.

Als England zur Republik erklärt war, mußten nicht nur die öffentlichen Beamten, sondern auch die Anwälte zwar nicht einen Eid leisten, aber doch eine Verpflichtung, der neuen Staatsform treu und gewärtig zu seyn, unterzeichnen. Gegen die Annahme früherer Schriftsteller, zu welchen auch der von ihm nicht genannte Burke (Works in 8. VI. 15) gehört, beweist der Vf., daß auch Hale diese Verpflichtung unterzeichnet habe. Weit entfernt aber ihm dieß zum Vorwurfe zu machen, lobt der Vf. seine Ergebung in die unabwendbare Nothwendigkeit, sich den fest gewordenen neuen Verhältnissen zu unterwerfen, zumal das englische Recht seit Heinrich VII. (welchen sehr viele, so wie später Wilhelm III., nur als König de facto anerkannten) eine solche Unterwerfung nicht mehr verpönte.

Hale ließ durch keine Hinweisung auf diese Verpflichtung sich abschrecken, die königlich Gesinnten, die auf Hochverrath angeklagt wurden, vor Gericht zu vertreten, wie er früher an der Vertheidigung des Erzbischofs Laud Theil genommen und sich, wiewohl vergebens, zum Vertheidiger Carls I. erboten hatte. Die Häupter der neuen Regierung wurden ihm darum keineswegs gram, faßten vielmehr zu ihm, ob er gleich nur Gehorsam, nicht Anhänglichkeit bewies, seiner Redlichkeit halber so viel Zutrauen, daß sie ihn zum Mitarbeiter an der beabsichtigten Verbesserung der Gesetze wählten. Der Vf. bemerkt hier, man sollte den einsichtsvollen und gemäßigten Männern jener Zeit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem man den großen Abstand zwischen ihrer Besonnenheit und dem Leichtsinne der revolutionären Führer in allen andern Ländern mehr beachtete. In dem Ausschusse für Gesetzgebung brachte Hale nicht ohne Mühe die lärmendsten Mitglieder zum Schweigen, die auf gänzliche Aufhebung des bestehenden Rechtes drangen und dafür das mosaische Gesetz eingeführt haben wollten. Die Arbeiten des Ausschusses, woran er großen Theil hatte, fielen zwar sehr umfassend und gehaltreich aus, gelangten aber weder damals noch in der nächsten Zeit zur Ausführung, dienten jedoch später vielen Verbesserungen zur Grundlage.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Schluß.)

Unser Herausgeber hält mit Bake diesen Posidonius für den zu Olbiopolis im Pontus gebürtigen, dem ausserdem eine Schrift über die Landschaften am Fluße Tyras (Dniestr), vier Bücher Attischer Geschichten, Libyka in 11 Büchern und einige andere zugeschrieben werden; und vielleicht seyen ihm auch noch einige rhetorische Bücher und Einleitungen zum Demosthenes beyzulegen. Von allen diesen Geistesproducten desselben ist aber nichts weiter als solche Notizen auf die Nachwelt gekommen; und selbst von des Königs Perseus Geschichte sind nur Bruchstücke übrig: Nr. 1. eben jener Bericht bey Plutarch a. a. O. über die Schlacht bey Pydna [43]); Nr. 2. der Römer vergeblicher erster Angriff auf die makedonische Phalanx; Nr. 3. der beyderseitige Verlust.

43) Im Jahr d. St. 586. vor Chr. 168; woselbst Posidonius im entschiedenen Widerspruch gegen Polybius, der den Perseus vor der Schlacht mit der Reiterey entfliehen läßt, umständlich erzählt, wie der König in seiner Gegenwart verwundet worden.

Strato. Diogenes Laert. V. 61. zählt acht Stratone auf. Es finden sich aber bey Schriftstellern und auf Inschriften weit mehrere. Ueber diesen, den vierten an der Zahl, wissen wir fast eben nur, was uns Diogenes sagt, nämlich, daß er die Thaten der beyden Römerfeinde Philipp's und Perseus beschrieben, also ein noch umfangreicheres Geschichtswerk als der ebengenannte Posidonius verfaßt hatte. Er lebte zur Zeit des Ptolemäus Philometor [44]). Hätte Polybius ihn, wie den Posidonius, zum Gegenstand seiner Kritik gemacht, so würden wenigstens einige Bruchstücke von Strato's Büchern vorhanden seyn. Nun aber fehlen diese gänzlich.

A. Postumius Albinus [45]). Etwas jünger als Cato Censorius war er selbst Censor im Jahr d. St. 580 und Consul a. u. 603. Ein wissenschaftlich gebildeter und wohlberedter Mann. Von Jugend auf in griechischer Sprache unterrichtet, und den Sitten der Griechen überaus zugethan, versuchte er sich nicht nur in ihrer Dichtkunst, sondern schrieb auch in ihrer Sprache eine pragmatische Geschichte, die ihm den scharfen Tadel Cato's zuzog, der bey dem damaligen Eindringen griechischer Wissenschaft und Kunst es einem römischen Staatsmann nicht verzeihen konnte, daß er griechische Bücher schrieb. Nach Krause muß man von diesem Postumius Albinus einen andern dieses Namens unterscheiden, der in lateinischer Sprache Annalen geschrieben hatte, denn an eine lateinische Uebersetzung jener Geschichte in griechischer Sprache sey doch nicht wohl zu denken. Ausser diesen Notizen ist uns übrigens von letzterer nichts geblieben, das uns in den Stand setzen könnte über ihr Verdienst in Form und Inhalt auch nur einigermaßen zu urtheilen.

Zeno et Antisthenes Rodii.

Unter den acht Zenonen, welche Diog. L. VII. 35 aufzählt, sind zwey Geschichtschreiber, der dritte und der vierte. Jener hatte eine Ortsgeschichte (ἐντόπιον ἱστορίαν), ein ausführliches Werk in 11 Büchern (nach Vossius Lesart: ἐν ιά, oder nach K. M.: ἐνιαυσίαιαν, d. i. in annalistischer Form) geschrieben. In letzterm Fall hatte dieser Zeno die Begebenheiten, die sich in Jahresfrist zugetragen, möglichst zusammengestellt nach der Weise des Diodorus, der Zeno's Werk selbst benutzt hatte (s. die Fragmente der rhodischen Geschichten). Der vierte in der Reihe der Zenonen hatte die Feldzüge des Pyrrhus in Italien und Sicilien erzählt, und eine Uebersicht der Ereignisse zwischen den Karthagern und den Römern gegeben [46]). — Alles, was wir vom Leben dieses Zeno, von seiner Glaubwürdigkeit, historischem Gehalt und Schreibart wissen, verdanken wir einzig und allein dem Polybius (XVI. 14. s. Fr. 3. [nicht 2].) Es folgen die Fragmente:

(Ῥοδιακά) Ἐντόπιος ἱστορία (ἐνιαυσίαια). Unter Nr. 1. u. 2. werden aus Diodor. V. 55 sqq. (p. 229 ed. L. Dindf.) umfassende Auszüge aus der Sagengeschichte von Rhodus gegeben, wobey unter Andern Zenon ausdrücklich genannt wird [47]). Aber Diodor scheint auch in den folgenden Büchern Manches aus den Werken dieses Zeno geschöpft zu haben, namentlich (lib. XX. 81 — 100) die inhaltsreiche Erzählung des Kriegs der Rhodier gegen Antigonus und Demetrius Poliorcetes. — Ueber

44) Voss. de historicc. grr. p. 171 und Westermann Praefat. p. X.; wo auch des älteren Strato, Theophrast's Schüler und Nachfolger, des sogenannten Physikers, gedacht wird. Ueber diesen s. Cic. de N. D. I. 13; de Finib. V. 5. 13 und Plutarch. adv. Colot. p. 1115. a. p. 557. Wyttenb.

45) Der Herausgeber hat sich begnügt, diesen Artikel aus Krause, Vitae et fragmenta hist. lat. p. 127 zu entlehnen; worauf auch Westermann ad Voss. de historicc. grr. p. 172 verweis't. Die Quellen sind: Cic. Brut. cap. 21. Liv. XLI, 27. XLII, 16. Plutarch. in Caton. cap. 12. Polyb. XL. 6. Gell. N. A. XI. 8 und Macrob. Prooem, Saturn. [p. 208. Zeun.]

46) Wenn K. M. im Syncellus p. 167, wo der von Semiramis erbauten Mauern Babylons gedacht und beygefügt wird: ὡς πολλοῖσι λέλεκται Κτησίᾳ, Ζήνωνι, Ἡροδότῳ an die Stelle des zweyten Namens Λείνωνι setzt, so wird man wohl ihm beyzustimmen kein Bedenken tragen.

47) Ueber diese rhodische Mythologumena s. man meine Erörterungen und Kritiken über Cic. de N. D. III. 21. p. 596 — 598, und vergl. jetzt Westermann in Pauly's Real-Encycl. V. 4. S. 48 ff.

den zweyten rhodischen Zeno und den Antisthenes ebenfalls aus Rhodus, beyde Geschichtschreiber seiner eigenen Zeit, äußert sich Polybius auf eine für sie, wie für ihn selbst, sehr charakteristische Weise. Mitten im Laufe der Berichte von den Bewegungen des Nabis, der Aetolier, Messenier u. A. unterbricht er, seiner Gewohnheit gemäß, die Erzählung durch eine Epikrise jener beyden Rhodier (s. Excerpta Vales. XVI. 4. (Vol. I. p. 578 ed. Didot.) mit folgenden Aeußerungen: Nicht von allen Berichterstattern über diese Begebenheiten wolle er sprechen, sondern nur von diesen zweyen, die er aus vielen Gründen für die ausgezeichnetsten halte; denn erstens seyen sie Zeitgenossen dieser Begebenheiten, sodann wären sie in ihrem Vaterlande mit Staatsgeschäften betraut gewesen, endlich hätten sie nicht von Eigennutz, sondern von Ehrbegierde und von dem, Staatsmännern geziemenden Pflichtgefühl geleitet, sich zum Schreiben entschlossen. — Diese Einleitung muß schon auf die nachfolgende Kritik aufmerksam machen. Sie besteht nur in Angabe einer Reihe von Ungenauigkeiten oder offenbaren Verstößen historischer, geographischer und anderer Art, deren sich beyde Historiker schuldig gemacht, und die Zeno, da Polybius sie ihm in einem besonderen Schreiben nachgewiesen, anerkannt habe, mit dem Bedauern, sie nicht mehr bessern zu können, da sein Werk bereits ins Publikum gegeben sey. Eben diesem Letzteren sagt Polybius mißbilligend nach, er habe mehr Fleiß auf die Ausschmückung seiner Schreibart als auf Untersuchung der Sachen und Handhabung des Gegenstandes verwendet, mit dem Beysatz: „daß er sich dessen selbst gerühmt, was freylich auch mehrere andere glänzende Geschichtschreiber gethan.“ — Daß Sprache und Darstellung gerade die Lichtseite des Polybius selbst nicht war, wissen wir; wünschen aber können wir nur, wie groß die Verdienste der Sprache und Darstellung Zeno's gewesen, ebenfalls zu wissen.

Antisthenes Rhodius, Zeitgenosse des Zeno und des Polybius, welcher letztere von ihm das Wesentliche meldet, während Diogenes und A. uns nur sagen, daß er Geschichtschreiber war. Welches der Titel und der Umfang dieser Zeitgeschichte gewesen, bleibt uns unbekannt; daher können wir nicht ausmitteln, welche unter den, mehreren Antisthenen beygelegten Berichten bey Plinius, Plutarch und Diogenes diesem Rhodier angehören. Eine rechts wunderliche Geschichte, die Phlegon cap. 3 unter dem Namen eines Peripatetikers Antisthenes erzählt, diesem Rhodier mit Vossius und Menage beyzulegen kann der Herausgeber sich nicht entschließen, und ich auch nicht. Dagegen ist derselbe eher geneigt, diesem Peripatetiker das von Diogenes L. mehrmals angeführte Werk: „Die Aufeinanderfolge der Philosophen“ (*τῶν φιλοσόφων διαδοχὰς*) beyzulegen, als dem Rhodier. Noch andere Schriftsteller dieses Namens werden hie und da genannt, deren nähere Bezeichnung kaum möglich ist.

Scylax Caryandensis. Dieser wird hier aufgenommen, weil im Artikel des Suidas: *Σκύλαξ Καρυανδεύς*, außer dem Periplus und der *γῆς περίοδος*, welche vielleicht zusammenfallen, zwey historische Schriften von ihm genannt werden, eine über den König von Mylasa Heraklides, und eine Gegenschrift gegen die Geschichte des Polybius. Diese Verhandlungen gehörten in die Periode vom Ende des römischen Kriegs gegen Antiochus (Polyb. XXX. 5, 12). — Wegen des Periplus verweist unser Herausgeber auf Letronne [48]).

Fr. Creuzer.

(Fortsetzung und Schluß folgen.)

48) Der diese Schrift in die Zeit des Polybius oder nach ihm setzte; s. jetzt Westermann in Pauly's Real-Encycl. VI. S. 891, wonach das Ergebniß der neuesten Untersuchungen wäre, daß der sogenannte Periplus des Scylax ein aus den verschiedensten Zeiten herrührendes und erst im Mittelalter abgeschlossenes Lehrbuch für Schulen sey.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juni.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

The lives of the Chief Justices of England by John Lord Campbell.

(Fortsetzung.)

Unter Cromwell's Regierung wurde Hale ohne sein Ansuchen ein Mitglied des zweyten Gerichtshofes (common pleas). Wie seinen Amtsgenossen lag ihm nun ob, den strafgerichtlichen Verhandlungen an den Hauptorten der Grafschaften abwechselnd vorzustehen. Einst wurde ihm bekannt, daß bey einer Anklage auf Hochverrath die Aufstellung der Geschwornen nicht vorschriftmäßig durch den Landrichter oder dessen Stellvertreter geschehen sey. Auf sein Befragen gestand der Stellvertreter des Landrichters, welcher die Geschwornen zu bestellen gehabt hatte, Cromwell habe selbst die Wahl getroffen. Das ist gesetzwidrig, sagte Hale; diese nicht von der zuständigen Obrigkeit berufenen Geschwornen können das Erkenntniß nicht fällen. Damit hob er die Verhandlung auf. Da er nach London zurückkam, ließ ihn der Protector hart an und sagte zuletzt: Ihr tauget zum Richter nicht. Ew. Hoheit haben es getroffen, erwiederte Hale. Gleichwohl blieb er unangefochten auf seiner Stelle, nur wurde ihm die Theilnahme an der Strafrechtspflege abgenommen oder erlassen.

In das zweyte von Cromwell berufene Parlament trat Hale auf dringendes Ersuchen der Wähler in seiner Heimath. Er traf dort den Kampf wieder und nur noch heftiger, den er in dem Ausschusse für Gesetzgebung zu bestehen gehabt. „Kein Plan, sagt der Vf., den heutzutage Chartisten, Communisten oder Socialisten umtragen, kann wahnwitziger seyn als was in jener Versammlung so aufrichtig als hitzig von einer Anzahl Schwärmer begehrt wurde: Staatsverfassung, Gesetz und Eigenthum ganz aufzuheben und ein Reich Christi und seiner Heiligen dafür einzusetzen.“ Hale, der mit Recht in dem Rufe eines frommen und bibelfesten Mannes stand, vermochte am besten dieser gefährlichen Schwärmerey zu wehren. Unter anderem war vorgeschlagen worden, die große Sammlung alter Urkunden im Tower zu vernichten, weil der Staat auf ganz neue Grundlagen gebaut werden müsse. Hale wußte den Vorschlag um so besser zu beleuchten, weil er jene Urkunden selbst genau kennen gelernt hatte. Er legte den unschätzbaren Werth derselben so gründlich, aber zugleich mit solcher Milde gegen die Urheber des Vorschlages dar, daß auch diese davon abstanden.

Die Erwählung in das folgende Parlament lehnte Hale ab, und nach Cromwell's Tod auch die ihm von dessen Nachfolger als Protector angebotene Bestätigung in seinem Richteramte. Vor den Wirren, die nun folgten, zog er sich auf das Land zurück und harrte da mit Verlangen auf die Herstellung des Königthums. In den Vorbereitungen dazu erkannte er eine göttliche Fügung. Er sagt darüber in einem Aufsatze aus dieser Zeit:

„Sehr merklich hat die göttliche Weisheit und Vorsehung eingewirkt, indem sie diejenigen bethörte, die an Fähigkeit denen, welche die Oberhand gewannen, überlegen waren; indem sie Rathschläge von Leuten, die sich keineswegs durch Einsicht auszeichneten, gelin-

gen ließ; indem sie Bestrebungen und Anschläge über die erste Absicht hinaus gehen und was die Leute sich nicht vorgesetzt hatten, bewirken ließ; indem sie Eifersucht und Zwietracht unter Leuten aufkommen ließ, die ihres gemeinsamen Vortheils wegen hätten müssen verbunden bleiben; indem sie endlich zufällige Umstände so mischte und stellte, daß sie insgesammt der Sache dienlich und der Wiederherstellung des Königthumes förderlich wurden."

Um diese Wiederherstellung so heilsam und fest als möglich zu machen, bemühte sich Hale in dem Parlament, in das er wieder von den Wählern seiner Heimath gesandt wurde, die Festsetzung von Bedingungen zu bewirken, unter welchen Carl II. den väterlichen Thron besteigen, und wodurch die Wiederkehr der alten Beschwerden und Irrungen verhütet werden sollte. Das erklärte Monk für unnöthig und dazu, wegen der Verzögerung der Thronbesteigung, für gefährlich. Die Versammlung ließ sich von blindem Eifer hinreißen und beschloß die unbedingte Berufung Carls II. Glücklicher als mit diesem Vorschlage, dessen Ausführung großes Unheil abgewandt haben würde, war Hale in der darauf folgenden Verhandlung über die gerichtliche Verfolgung der Empörer. Daß sie sich auf die beschränkte, die an dem Todesurtheile über Carl I. Theil genommen hatten, wurde von ihm, trotz dem Widerspruche vieler Mächtigen, durchgesetzt. Auch die Aussöhnung der zwey großen kirchlichen Partheyen (Episcopalen und Presbyterianer) würde er durch eine billigere Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat bewirkt haben, wäre er noch länger Mitglied des Unterhauses geblieben. Allein, wie er dort einen Antrag darauf gestellt hatte, von dem vorauszusehen war, daß er durchgehen würde, wenn Hale selbst ihn verträte, that ihm die der Maßregel abgeneigte Regierung dadurch Einhalt, daß sie ihn ohne sein Vorwissen oder Begehren zum Oberrichter des dritten Gerichtshofes ernannte. Vermöge dieser Eigenschaft konnte er (wie sämmtliche Richter noch jetzt) als Rathgeber in das Oberhaus gerufen werden, aber eben darum nicht mehr im Unterhause sitzen, wie früher, wo das Oberhaus aufgehoben war, jene Rathgeberschaft also nicht Statt fand. In der Anrede bey seiner Einsetzung in dieses Amt erwähnte natürlich der Kanzler nicht die nächste Veranlassung, war jedoch so aufrichtig, daß er sagte: wenn der König für das Oberrichteramt einen redlicheren und tüchtigeren Mann gefunden hätte, so würde er es nicht ihm aufgetragen haben. Um dem Ritterschlage zu entgehen, der auf die Ernennung zu einem Oberrichter gewöhnlich folgte, mied Hale, dem keinerley Prunk zusagte, in der nächsten Zeit den Hof. Allein der Kanzler nahm die Gelegenheit wahr, ihn damit zu überraschen, indem er, als der König zu ihm kam, während Hale sich bey ihm befand, zu ersterem sagte: Hier Ew. Majestät allzu bescheidener Oberrichter; worauf der König eilte ihm den Ritterschlag zu ertheilen.

Eilf Jahre lang bekleidete Hale das Amt; darauf wurde er zum Oberrichter an dem ersten Gerichtshofe befördert. Seinen Richterstuhl, sagt ein Zeitgenosse, umgab ohne Wandel die allgemeinste Verehrung und Liebe. Das Vertrauen zu seiner Einsicht und Gründlichkeit war so groß als zu seiner Rechtschaffenheit und Selbständigkeit. Einst kam ein Herzog zu ihm und gab vor, ihm über eine Sache, die demnächst bey Gericht vorkommen sollte, Aufschluß ertheilen zu wollen. Hale unterbrach ihn mit den Worten: es ist nicht schön, daß Ew. Gnaden in solcher Absicht auf mein Zimmer kommen; ich nehme Aufschlüsse über Rechtssachen nie anders an als vor Gericht, wo beyde Theile gleichermaßen gehört werden. Der Herzog trat ab, ging aber sogleich zu dem Könige und klagte über Hale's, wie er sagte, unerträgliche Grobheit. Carl II. antwortete: Ew. Gnaden mögen froh seyn, daß es nicht schlimmer ausfiel; ich glaube in der That, er hätte es mir eben so gemacht, wenn ich ihn in einer eigenen Sache angegangen hätte.

Als Hale in Folge einer schweren Krankheit Abnahme seiner Kräfte spürte, gab er den Wunsch zu erkennen, daß ihm sein Amt abgenommen würde. Ermahnungen und Bitten dagegen von allen Seiten vermochten ihn nicht festzuhalten; und als der König selbst ihm zusprechen ließ, er möchte Oberrichter bleiben, von Geschäften aber nur so viel auf sich nehmen als seine Kräfte erlaubten, lehnte er das mit der Erklärung ab, daß es wider sein Gewissen wäre, ein Amt zu behalten, das er nicht mehr ge-

hörig versehen könnte. Mit einem Ruhegehalte bedacht ging er nun auf sein väterliches Erbgut, das er nur wenig vergrößert hatte (denn seine Anwaltschaft war, seiner großen Uneigennützigkeit und Freygebigkeit wegen bey weitem nicht so einträglich gewesen als sie sonst hätte seyn können), das aber noch jetzt einer seiner Nachkommen inne hat, in welchem die ganze Nachbarschaft den Enkel des berühmten Oberrichters ehrt. Dort starb er 1676, zu Ende desselben Jahres, an dessen Anfang er sein Amt niedergelegt hatte.

Es giebt von Hale mehrere Druckschriften nicht juridischen Inhalts, die zu ihrer Zeit geschätzt waren, jetzt aber nicht mehr beachtet werden. Große Arbeiten über das englische Recht hinterließ er handschriftlich der Rechtsschule, auf welcher er sich ausgebildet hatte. Daraus sind einzelne Stücke später gedruckt und mit großem Beyfalle aufgenommen worden.

III.

Die andere Hälfte des zweyten Bandes füllt ganz die Lebensgeschichte Wilhelm Murray's (nachher Lord Mansfield), geb. 1705 und gest. 1793. Er war der vierte Sohn des Lord Stormont, der einem der ältesten Geschlechter Schottlands angehörte, aber mit einem geringen Einkommen viele Kinder zu ernähren hatte. Der junge Murray wurde bis in sein 14tes Jahr täglich zu Fuß manchmal zu Pferd in die Lateinschule zu Perth, eine halbe Stunde von der Burg seines Vaters, geschickt. Dieser Unterricht gedieh ihm trefflich. „Latein, sagt der Vf., wurde damals in den schottischen Landschulen sehr viel besser als jetzt gelehrt. Der kleine Wilhelm konnte nicht nur Sallust und Horaz geläufig übersetzen, sondern wußte viel davon auswendig, sprach fließend Latein, schrieb es fehlerfrey und im Geiste der Sprache, und war auch in lateinischen Versen nicht ungeschickt *). Nur im Griechischen, das dort zu keiner Zeit so wie in England getrieben wurde, blieb er zurück.“ Besonders gern erinnerte er sich in späteren Jahren des gründlichen Unterrichts, den er dort in der englischen Sprache empfangen hatte, die man nöthig fand wissenschaftlich zu behandeln, um die Schüler von der groben und fehlerhaften Mundart des an das gaelische Sprachgebiet gränzenden Landes zu entwöhnen. Gleich groß war sein Fortschritt auf der Westminster-Schule zu London, wohin er hiernächst versetzt wurde. Bey einer feyerlichen Prüfung der Bewerber um Freystellen in einem Collezium zu Oxford wurde ihm der erste Platz zuerkannt. Nun sollte er den Beruf wählen, auf den er sich vorzubereiten hatte. Da sein Vater nicht im Stande war, den Aufwand zu bestreiten, welchen das Rechtsstudium erforderte, so war Murray bereit, seiner Neigung zu demselben zu entsagen und sich dem geistlichen Stande zu widmen, wozu die Vorbereitung weit minder kostspielig war, als ihn ein reicher englischer Lord kennen lernte, Gefallen an ihm fand und, da er jene Neigung wahrnahm, nicht nur ihn darin bestärkte, sondern ihm eine so reichliche Unterstützung gewährte, daß er unbedenklich derselben folgen konnte.

Er weilte zu Oxford vier Jahre und hielt den vorgeschriebenen Lehrgang ein, legte sich aber vorzugsweise auf die Redekunst. „Diejenigen, sagt der Verf., welche mit Bewunderung auf ihn als den Wettkämpfer mit Chatham sehen, irren sehr, wenn sie meynen, er habe solche Macht der Rede nur als Gabe der Natur besessen, nicht durch viele Arbeit erworben. Er las alles Bedeutende, was über die Redekunst geschrieben worden ist, und machte sich mit allen Rednern der alten Welt vertraut. Natür-

*) „Wie es gekommen ist, sagt hier der Vf. in einer Anmerkung, daß die Kunst lateinische Verse zu verfertigen, die im 16ten und 17ten Jahrhundert in Schottland geblüht hatte, im 18ten ganz aufhörte, ist mir räthselhaft. In meinen Knabenjahren war Lateinschreiben noch in gutem Gange, auch wurde noch lateinisch gesprochen, aber in ganz Schottland war, glaube ich, weder ein Schüler noch ein Lehrer, der, hätte es ihn sollen den Kopf kosten, eine Ode im alcäischen Maaße oder zwanzig Distichen vermocht hätte. In der jüngsten Zeit ist an der hohen Schule zu Edinburg wieder ein Versuch in lateinischer Poesie gemacht worden, aber, nach den Musae Edinenses zu urtheilen, nicht eben glücklich.“

lich war ihm Cicero am wertheſten. Deſſen Reden insgeſammt übertrug er, während er zu Oxford war, ins Engliſche und aus dieſem nach einiger Zeit wieder in das Lateiniſche. (Ein Verfahren, das ſchon der Lehrer der Königin Eliſabeth, Roger Aſham dringend anempfahl.) Er gewann den Preis, welchen die Univerſität auf das beſte lateiniſche Gedicht zu Ehren des verſtorbenen K. Georg I. geſetzt und um welchen mit vielen anderen auch der ältere Pitt (Chatham) ſich beworben hatte. Die Eiferſucht zwiſchen den beyden, die ihr Leben lang dauerte, ſoll damals angefangen haben.

Als ſein Vorſtudium beendigt war, bezog er in London eine der Rechtsſchulen, blieb aber da faſt allein ſich ſelbſt überlaſſen. „Der irrige Grundſatz, ſagt der Vf., der noch jetzt in England für die Rechtsgelehrtheit gilt: es möge jeder lernen wie ihm beliebe, findet an Murray's Beyſpiel einigen Halt. Allerdings kann Begeiſterung und Beharrlichkeit ein Lernen für ſich ſo fruchtbar machen, daß der Mangel eines von dem Staate beſtellten Unterrichts wenig fühlbar und eine Erforſchung der Tauglichkeit durch öffentliche Prüfung unnöthig werden mag. Allein in Hinſicht auf die große Zahl derer, welche ſich dem Berufe widmen, iſt es meines Erachtens nothwendig, Anleitung und Zucht zu pflegen, um die Unerfahrenheit zu führen, die Trägheit anzutreiben, dem Hange zur Zerſtreuung zu wehren und einige Sicherheit dafür zu erlangen, daß Leute, die einſt Leben und Eigenthum zu vertheidigen haben ſollen, eine anſtändige Ausrüſtung für dieſe Aufgabe mitbringen.“ Murray ſtudirte, ohne irgend eine Vorleſung zu hören, das engliſche und auch das ſchottiſche Recht in allen ſeinen Theilen. Dabey nahm er an einer Geſellſchaft, in welcher Rechtsfragen erörtert wurden, lebhaft Antheil, gewann aber ungleich mehr als fleißiger Zuhörer bey Gerichtshandlungen, wo die Oberrichter nicht ſelten ihre Entſcheidungsgründe ausführlicher darlegten, wenn ſie Lernbegierige in der Nähe bemerkten. Litterariſche Bildung verſäumte er darüber nicht, pflegte ſie vielmehr ſo, daß er in einer Geſellſchaft ſchöner Geiſter als ebenbürtig galt. Der Dichter Pope gewann ihn beſonders lieb und wurde in dem Aeußeren der Beredſamkeit, worin er Meiſter war, ſein Lehrer. Murray blieb die ganze vorſchriftmäßige Zeit in der Rechtsſchule. Bevor er ſich dann in die Reihe der Anwälte aufnehmen ließ, bereiſte er einige Monate Frankreich und Italien. Der Vf. hat von dieſer Reiſe keine Nachricht aufgefunden, zweifelt aber nicht, „daß Murray den kurzen Aufenthalt beſſer benützt habe als die Erdenſöhne, die auf dem feſten Lande Jahre verſchleudern, indem ſie ſich zum Geſchäft machen, die Leiſtungen von Opernſängern zu beurtheilen oder ſich durch ihr Kleben an engliſchen Vorurtheilen und Thorheiten lächerlich machen.“

In den erſten zwey Jahren ſeiner Anwaltſchaft bekam er ſo wenig zu thun, daß ſeine Freunde beſorgten, es möchte dahin kommen, daß er des Berufes überdrüſſig denſelben mit einer andern Laufbahn vertauſchte. Was er als Schriftſteller hätte leiſten können, bewieſen die zwey Briefe, die er über das Studium der Geſchichte, als Anleitung für den Sohn des Herzogs von Portland, ſchrieb. „Nicht ohne Beſchämung, bemerkt der Vf., muß ich mir ſagen, daß jetzt unter den Richtern und den Anwälten nicht ein einziger iſt, dem eine ſo umfaſſende, genaue und gründliche Bekanntſchaft mit hiſtoriſchen Werken, Charakteren und Begebenheiten beywohnte. Es iſt als hätte er in jedem der Zeiträume, die er beſchreibt, ſelbſt gelebt. Mit der neueren Geſchichte beſonders zeigt er ſich ſo vertraut, daß man darüber erſtaunen, ich möchte faſt ſagen, erbeben muß; denn es erregt ein peinliches Gefühl von geringerem Vermögen und Reue wegen nicht wohl angewandter Zeit.“ Jetzt wurde ihm ein Sitz im Unterhauſe angeboten, von ihm aber entſchieden abgelehnt. Erſt wollte er als Anwalt ſich recht feſt ſetzen. Nach und nach wuchs ſeine Kundſchaft. Eine Rechtsſache, in welcher er ſeine ganze Stärke zeigen konnte und in welcher er obſiegte, war die letzte Stufe zu dem großen Anſehen, das er nun erlangte und behauptete. Die Regierung ergriff die erſte Gelegenheit, ſich eines ſo begabten Mannes zu verſichern und ernannte ihn zum Generalprocurator. Einen Sitz im Unterhauſe erhielt er zu gleicher Zeit.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

The lives of the Chief Justices of England by John Lord Campbell.

(Fortsetzung).

„Jetzt erndtete er die Früchte der langjährigen Studien, wodurch er seine natürliche Anlage zur Wohlredenheit ausgebildet hatte. Schon sein erstes Auftreten im Parlamente war von dem glänzendsten Erfolg und so oft er in den vierzehen Jahren, in denen er dem Unterhause angehörte, Theil an dessen Verhandlungen nahm, fand er das geneigteste Gehör. Sein vornehmster Gegner war Pitt, der zwey Jahre vor ihm eingetreten, und durch rücksichtslose Feindseligkeit gegen alle Maßregeln der Regierung, die er mit einer bisher in England nicht vorgekommenen, alles fortreißenden Gewalt der Rede angriff, bereits höchst furchtbar geworden war. Diesem Gegner zeigte sich Murray, mit Ausnahme nur weniger Fälle, gewachsen.“ Man stritt lange und heftig über den Werth der Verbindung Hannovers mit der Krone England. Murray hatte die Regierung in diesem Streite zu vertreten; es gelang ihm alle Angriffe abzuschlagen.

Nicht weniger Ehre machte ihm seine Führung der Anklage auf Hochverrath gegen die vornehmen Schotten, die nach Unterdrückung des Aufstandes im Jahre 1745 als Urheber und Leiter desselben verhaftet waren. Ihm mußte dieses Geschäft besonders schwer seyn, weil die Angeschuldigten zum Theil in Verwandtschaft mit ihm standen oder zu den Freunden seines Vaters und seines im Dienste des Prätendenten befindlichen Bruders gehörten. Die Unbefangenheit, die er dabey bewies, indem er sich streng an die ihm gestellte Aufgabe hielt, das Verschulden der Angeklagten ins Licht zu stellen, erhob ihn über jeden Verdacht. Eine Zeit lang blieb er nun auch unangefochten von Pitt, weil dieser Mitglied der Regierung geworden war; ja beyde sprachen im Unterhause über Hauptfragen in demselben Sinne, und zwar mit dem größeren Erfolge der zum Vertheidiger geschicktere Murray.

Bald aber gefährdete seinen hoch gestiegenen Ruf ein sonderbarer Zufall. Bey einer Mahlzeit in einer Landstadt hatte einer der Anwesenden, von Wein erhitzt, seiner Schuljahre und mehrerer Mitschüler, darunter Murray's, und der fröhlichen Gelage gedacht, zu denen sie der Vater eines der Freunde manchmal geladen und wo man auf das Wohl des Prätendenten herzhaft und sogar knieend getrunken habe. Einer der Gäste kam eilends nach London und zeigte dem ersten Minister an, was er dort über Murray und Andere gehört. Der Minister vernahm es mit Unmuth, glaubte es aber doch dem König hinterbringen zu müssen. Georg II. machte nichts daraus. Mir liegt, sagte er, wenig daran, was die Leute mögen gesprochen, gethan oder gedacht haben, da sie kaum über das Knabenalter hinaus waren; es genügt mir, daß sie jetzt, wie ich versichert bin, meine treuen Unterthanen und redliche Diener sind. Allein die Gegner der Regierung erhielten Kunde von dem Vorgange und suchten ihn zu benützen, um sich Murray's zu entledigen. Sie richteten in dieser Absicht eine Vorstel-

lung an den König. Der aber ließ sie abweisen und die Sache schien abgethan, als einer der Verdächtigten, welcher der Lehrmeister des Thronfolgers war, das Begehren einer förmlichen Untersuchung stellte und durchsetzte. Murray erschien mit diesem vor dem Geheimenrathe und wurde dem leichtsinnigen Erzähler, der als einziger Zeuge gerufen war, gegenüber gestellt. Er rechtfertigte sich in einer ausführlichen Rede zu voller Befriedigung der Anwesenden, so daß sie ihn einstimmig für unschuldig erklärten. Doch wurde im Oberhause noch ein Versuch gemacht, ihm beyzukommen, indem auf Mittheilung der Acten an das Haus angetragen wurde. Der Antrag fiel aber durch. Ob nun gleich Murray's Stellung nicht erschüttert war, blieb doch das Andenken an diesen Vorgang, oft von seinen Gegnern aufgefrischt, ein peinliches Nachwehe.

Die Vertretung der Regierung im Unterhause wurde ihm jetzt wieder erschwert, da Pitt aus dem Ministerium geschieden sogleich wieder angreifend auftrat. Murray war zum Generaladvocaten befördert worden, stand in hohem Ansehen und hatte ein beträchtliches Einkommen; allein die heftigen Angriffe, die er von Tag zu Tag bestehen mußte, verbitterten ihm das Leben so, daß er, nun über fünfzig Jahre alt, bedauerte, nicht in den Stand getreten zu seyn, zu welchem seine Eltern ihn Anfangs bestimmt hatten, und in welchem er jetzt, als Inhaber einer Landpfarrey, glücklich dahin leben könnte, begnügt mit der Gesellschaft des Landarztes, des Umgelders und des Schullehrers, und ohne andere Kunde von dem politischen Schauplatze als durch ein wochentliches Zeitungsblatt. Dieser trüben Stimmung machte seine Erhebung zum Oberrichter des ersten Gerichtshofes ein Ende. Nicht ohne Schwierigkeit gelangte er dazu, ob er gleich als der würdigste erkannt wurde; die Regierung wollte seinen Dienst im Unterhause nicht missen und machte, um ihn da festzuhalten, die lockendsten Erbietungen für die Zukunft, allein er bestand auf seiner Bewerbung und erklärte sich entschlossen abzutreten, falls sie ihm fehlschlüge. Das große und vielfache Verdienst, welches er sich in diesem neuen Amte erwarb, das er volle dreyßig Jahre führte, ist von dem Verf. sehr ausführlich dargelegt. Näher kann darauf hier nicht eingegangen werden, da zur Erklärung allzuviel Eigenthümliches aus dem englischen Gerichtswesen beygebracht werden müßte. Es genüge die Thatsache, daß unter den vielen tausend Erkenntnissen, die er fällte, nur zwey in Folge der Berufung an das Oberhaus abgeändert worden sind.

Von nun an heißt Murray Lord Mansfield. Bald nachdem er mit diesem Titel Platz im Oberhause genommen hatte, wurde er auch Mitglied des Ministeriums und blieb es obgleich Pitt an die Spitze kam. Allein dieser hatte sich so unabhängig gestellt, daß seinen Amtsgenossen wenig zu thun blieb, auch eine Lust, wider ihn einzusprechen, sie nicht anwandeln konnte, zumal seine Verwaltung der großen Geschäfte überaus glücklich und glänzend war, daher weder im Parlamente noch außerhalb ein Widerspruch aufkam. Auch gab es im Oberhause so wenig zu verhandeln, daß man, als der vermuthliche Thronfolger (nachher Georg III.) eingeführt wurde und sich gern hören lassen wollte, durchaus keine Sache auffand, worüber er hätte sprechen können. So ruhig und einmüthig, bemerkt der Verf., war England seit der Thronbesteigung Jacob's I. bis auf diesen Tag (fast dritthalb Jahrhunderte) nie als in den drey letzten Jahren Georg's II.

Unter der neuen Regierung hörte die Eintracht auf. In Unmuth über den Widerstand, welchen er nun von seinen Amtsgenossen erfuhr, trat Pitt aus dem Ministerium. Lord Mansfield war darin nicht viel thätig und schied nach einigen Jahren aus. Doch wurde in wichtigen Sachen immerfort sein Rath gesucht und geachtet. Auch sein Richteramt berührten nun die politischen Streitigkeiten.

Der berüchtigte Wilkes war eines aufrührerischen Tagblattes und eines ruchlosen Gedichts wegen von dem Unterhause ausgestoßen, auch vor Gericht gestellt und verurtheilt worden, aber nach Frankreich entflohen. Das Gericht sprach über ihn die Acht (outlawry) aus. Er kam zurück, bewarb sich wieder um die durch seine Ausstoßung erledigte Stelle und wurde von einer großen Mehrheit der Wahlstimmen dazu berufen. Als Geächteter konnte er jedoch nicht eintreten. Er stellte sich also vor Gericht

mit dem Begehren, daß die Acht als unförmlich erkannt aufgehoben würde. Die Haft, in welche das Gericht ihn sogleich nehmen ließ, erregte in seinem ungeheuren Anhange einen Zorn der sich in gefährlichen Aufläufen und drohendem Geschrey Luft machte. Während der gerichtlichen Verhandlung waren alle Straßen in der Nähe mehrere Tage lang von einer heftig aufgeregten Menge besetzt. Am Schlusse begann Lord Mansfield mit Prüfung der von dem Anwalte des Angeklagten wider die ausgesprochene Acht erhobenen Einwendungen und bewies ihre Nichtigkeit. Sodann schloß er mit folgenden Worten, (nach Lord Brougham's Urtheil einem Meisterstücke gerichtlicher Beredsamkeit):

„Dieß also sind die Unförmlichkeiten, die entgegen gehalten wurden; aus den angegebenen Gründen kann ich keine darunter anerkennen. Es war unsere Pflicht und nicht minder unsere Neigung, gründlich zu erwägen, ob wir nicht aus einem andern Grunde oder von einem andern Gesichtspuncte aus eine Unregelmäßigkeit entdecken möchten, von der wir uns selbst und Andere überzeugen könnten. Aber hier lasset mich inne halten. Ich finde angemessen, der mancherley Schreckversuche zu gedenken, die gewagt worden sind; der zahlreichen Haufen, die im Gerichtssaale und außerhalb, wo nichts von dem was hier vorgeht hörbar ist, anhaltend harren, und der Aufläufe die an andern Orten aller Ordnung und Regierung gespottet haben. Freche Druckschriften befehlen uns im Namen dessen, was sie das Volk nennen, wie von uns entschieden und erkannt werden soll. Rücksichten der Klugheit werden dringend empfohlen wegen der Gefahr für das Reich aus Bewegungen und allgemeiner Verwirrung.

Es sey mir gestattet, die gute Gelegenheit in einer so großen und achtbaren Versammlung zu benützen um aller Welt kund zu geben, daß alle solche Versuche wirkungslos sind. Haben wir nicht eine Unförmlichkeit auffinden können, die uns berechtigt die Acht aufzuheben, so muß diese bestätigt werden. Die Verfassung erlaubt nicht daß Staatsrücksichten auf unsere Erkenntnisse einwirken. Verhüt' es Gott! Wir dürfen auf Folgen für den Staat nicht achten, so furchtbar sie immer seyn mögen; sollte auch Empörung die sichere Folge seyn, verpflichtet sind wir zu sagen: Fiat justitia, ruat coelum. Die Verfassung stellt dem Könige die Staatsrücksichten anheim; er mag gerichtliche Verfolgungen hemmen; er mag Uebertretungen vergeben; ihm steht die Erwägung zu, ob Rücksicht auf das Gesetz oder auf den Schuldigen vorwiegen soll. Wir haben keine Wahl. Keiner von uns hat die Vergehungen, deren der Geächtete überwiesen ist, begünstigt oder gebilligt; keiner hat die gerichtliche Verfolgung desselben veranlaßt. Wir haben ihm nicht gerathen noch geholfen sich der Gerechtigkeit zu entziehen, es war sein eigenes Vornehmen, dessen Folgen er nun zu tragen hat. Keiner von uns ist wegen dieser gerichtlichen Verfolgung zu Rath gezogen worden oder hat irgend Antheil daran gehabt. Sie aufzuhalten liegt nicht in unserer Macht; es lag nicht darin sie hervorzurufen. Zu verzeihen kommt uns nicht zu. Uns gebührt auszusprechen, was nach unserer Ueberzeugung Rechtens ist; sagen wir unsere wahre Meynung nicht, so versündigen wir uns an Gott und unserem Gewissen.

Ich übergehe die vielen Briefe ohne Namensunterschrift die mir zugekommen sind. Die gedruckten liegen jedermann vor und einige sind von Amtswegen dem Gerichtshofe vorgelegt worden. Wer immer die Verfasser seyn mögen, sie sind auf dem unrechten Wege. Ich werde ungeschreckt meine Pflicht thun. Was sollte ich fürchten? Etwa die mendax infamia der Presse, die täglich falsche Thatsachen und falsche Beweggründe ausmünzt? Die Lügen der Verleumdung schrecken mich nicht. An meiner Gemüthsart und an der Haltung meines Lebens habe ich einen Panzer gegen solch Geschoß. Wo ich unter dem jetzigen Könige desselben Regierung unterstützte und zu ihren Maßnahmen mitwirkte, ist das ohne andere Belohnung, als das Bewußtseyn recht gethan zu haben, geschehen; und wo ich entgegenstand bewogen mich dazu die Dinge selbst, keine Nebenabsicht und keine Verabredung mit einer Parthey. Ich ehre den König und achte das Volk, aber Manches, das von der Gunst des einen oder des andern zu erlangen ist, verdient nach meiner Meynung nicht, daß man sich darum bewerbe. Ich wünsche Popularität, aber die, welche nachfolgt, nicht die, welcher nachgejagt wird; es ist die, welche allezeit, früher oder später, das Streben mit edlen Mitteln nach edlen Zwecken anerkennt. Ich will im gegenwärtigen Falle nicht thun was Unrecht ist, wie mein Gewissen mich belehrt, ich will es nicht thun um den Beyfallsruf von Tausenden oder das tägliche Lob aller Blätter, die aus der Presse kommen, zu erwerben; und ich will, was ich für Recht halte, nicht unterlassen, sollte es mir auch einen Hagelsturm von Schmähschriften zuziehen, alles was Falschheit und Bosheit erfinden oder die Leichtgläubigkeit einer bethörten Menge verschlucken kann. Ich darf sagen, was ein großer Staatsmann in einer nicht unähnlichen Lage sprach: Ego hoc animo semper fui ut invidiam virtute partam gloriam non invidiam putarem.

Die Drohungen gehen noch weiter als die Läste-

rungen; es wird Gewaltthat an meiner Person angedroht. Ich glaube es nicht; es ist die Art nicht auch der Schlechtesten hier zu Lande in der schlechtesten Zeit. Indessen bin ich ruhig auf jeden Fall. Das letzte Ende, das einem Manne bevorsteht, kommt nie zu frühe, wenn er in der Vertheidigung des Rechtes und der Freyheit seines Landes fällt; denn Freyheit ist eins mit Recht und Ordnung. Solch ein Stoß könnte sogar dem Gemeinwesen zum Frommen dienen; er weckte vielleicht die Besseren aus dem Schlummer, der sie betäubt zu haben scheint, und brächte die Rasenden zur Besinnung, wie zuweilen Betrunkene in Nüchternheit durch Schrecken versetzt werden.

Ein für allemal sey wohl bedacht, daß auf keinen der hier Sitzenden durch solche Versuche gewirkt werden kann. Hätten sie irgend eine Wirkung, so wäre diese das Gegentheil der beabsichtigten; der Widerstand gegen ihren Eindruck könnte treibend auf die entgegengesetzte Seite werden. Ich hoffe aber, ja ich weiß, daß ich stark genug bin, auch diese Schwäche zu überwinden. Keine Schmähschrift, keine Drohung, nichts das geschehen ist, nichts das geschehen kann, soll das mindeste Gewicht haben wider den Anspruch des Beklagten in der gegenwärtigen und jeder andern Frage, nicht nur auf alles was zu seinen Gunsten aus wesentlichen Rechtsbestimmungen folgen mag, sondern auf jeden Vortheil aus der schärfsten Beurtheilung der Förmlichkeiten, wie solche jeder andere Beklagte in gleichem Falle anzusprechen hätte. Das Einzige was diese Angriffe in mir erregt haben ist eine Besorgniß, ich möchte nicht im Stande seyn die Gründe unserer Entscheidung so deutlich darzulegen, daß jedermann erkenne, daß eine in vorliegender Sache vorgekommene Unförmlichkeit in keiner andern hätte können übergangen werden."

Darauf erörterte er die Einwendung gegen das angefochtene Verfahren, welche dem Anwalte des Beklagten entgangen war, erklärte sie für entscheidend und fällte das Erkenntniß, daß die Aechtung aufzuheben sey. Der überraschende Spruch wurde in tiefster Stille angehört. Einige Tage darauf sprach er gegen Wilkes das Strafurtheil für seine beyden Preßvergehen; es lautete auf 22 Monate Gefängniß und 1000 Pf. St. Geldbuße. Wilkes legte die Berufung an das Oberhaus ein, ward aber abgewiesen.

Von dem Unterhause war indessen der Beschluß, der Wilkes eines Sitzes in demselben für unwürdig erklärte, wiederholt und sein Mitwerber, der verhältnißmäßig wenig Stimmen erhalten hatte, einberufen worden. Darüber wurden von den Wählern laute Klagen erhoben, die auch im Oberhause Eingang fanden. Pitt, jetzt Lord Chatham, sprach für sie, Lord Mansfield widersprach. Es war die zweyte Streitfrage worüber beyde wieder in Kampf geriethen; schon zuvor hatten sie sich in der Verhandlung über die Beschwerden Nordamerica's, die der erste vertrat, der andere verwarf, miteinander gemessen. Chatham ging in seinem Eifer so weit, daß er behauptete, den gekränkten Wählern stände zu, das ganze Unterhaus, jenes Beschlusses wegen, vor Gericht zu belangen. Das ergriff Mansfield begierig als einen schlagenden Beweis seiner Unkenntniß der Rechte, die er ihm nun mit heiterem Spotte vorhielt. Ein Londoner Bürger gab ein Nachspiel dazu indem er auf Ersatz der kürzlich von ihm bezahlten Steuern klagte, weil das Unterhaus zu deren Bewilligung, nachdem es einen erwählten Volksvertreter ausgestoßen, nicht befugt gewesen sey. Lord Mansfield nahm die Klage alsbald vor und erkannte auf Abweisung derselben mit einer Rüge gegen den Kläger. Bald nachher unterstützte er lebhaft einen Gesetzvorschlag zu Aufhebung des Vorrechts, welches bisher den Dienern von Mitgliedern des Oberhauses zugestanden hatte, während das Parlament versammelt war, Schuldenhalber nicht belangt werden zu können. Lord Chatham vergalt nun den vor Kurzem erlittenen Spott, indem er auf eine neue Freysinnigkeit deutete, die jetzt um die Volksgunst buhle.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

The lives of the Chief Justices of England by John Lord Campbell.

(Schluß.)

Darauf Lord Mansfield:

Ich fordere den edlen Grafen auf, mir eine einzige Handlung aus meinem Leben nachzuweisen, wo die augenblickliche Volksgunst auch nur den geringsten Einfluß auf mein Verhalten gehabt hätte. Ich gehe, Gott sey's gedankt, meinen Weg unter einer steteren und dauernderen Leitung, der Stimme meines Innern. Die, welche diesem freundlichen Berather abgesagt und sich in die Knechtschaft da und dorthin treibender Volksgunst begeben haben, bedaure ich aufrichtig; bedaure sie noch mehr, wenn sie durch Eitelkeit verleitet werden, das Geschrey der Menge für die Stimme des Rufes zu halten. Erfahrung könnte sie belehren, daß Manche, die an einem Tage der Beyfall eines Haufens begrüßte, am folgenden desselben Fluch traf; und daß Manche, die von thörichten Zeitgenossen als fleckenlose Patrioten erhoben wurden, auf den Tafeln der Geschichte, nachdem Wahrheit über Schein gesiegt hat, als die Mörder der Freyheit erschienen sind.

Hier und in manch anderem Falle war Lord Mansfield siegreich über seinen alten Gegner. Jetzt aber stand ein anderer auf, ein Ungenannter, außerhalb des Parlaments, der noch bis jetzt zweifelhafte Verfasser der Briefe des Junius, welche vor kurzem neu ins Deutsche übertragen und wohl aufgenommen worden sind; ein Meisterwerk, des „faulen Lästerns," zu welchem der sel. Niebuhr (Stein's Leben II. S. 83) unserem Volke einen besonderen Hang zuschrieb. Lord Mansfield hatte durch sein Verfahren in den Klagen wider die Drucker und Verbreiter der ersten dieser Briefe, das dem bestehenden Gesetze und Herkommen ganz gemäß war, den Zorn des Verfassers auf sich gezogen. Dieser goß nun das Gift, womit er zuvor die Regierung überschüttet hatte, noch reichlicher auf den Oberrichter aus, den er auf seiner ganzen Laufbahn als selbstsüchtig, heimtückisch, knechtisch und treulos vorstellte. Der Generaladvocat begehrte gegen den Drucker einzuschreiten, Lord Mansfield verbat es aber und erklärte, daß er sich bey seinem Vertrauen zu dem gesunden Sinne des Publicums und dem Zeugnisse seines Gewissens beruhige.

Im Oberhause, wo die Vertretung der Regierung ihm vornehmlich oblag, weil der Kanzler viel zu schwach dazu war, dauerte der Kampf mit Chatham bis zu dessen Tode fort. Meist war es über den Krieg mit Nordamerika; dazwischen über andere, der Minderheit die Chatham anführte, mißfällige Dinge. Am heftigsten wurde Mansfield's Verfahren in Klagen über Preßvergehen angegriffen; für ihn stand zwar immer eine große Mehrheit wenn es zum Schlusse kam; bis dahin aber war er ohne Beystand dem Anstürmen seines Gegners ausgesetzt, der an Lord Camden einen geschickten Streitgenossen hatte.

Als er endlich seines großen Widersachers durch dessen Hintritt entledigt war, traf ihn, schon in hohem Alter, ein herbes Mißgeschick. Er hatte im Oberhause einem Gesetzvorschlage zugestimmt, nach welchem alte, die Katholiken schwer bedrückende

Satzungen gemildert werden sollten. Dieser Vorschlag war mit so wenig Widerspruch angenommen worden, daß Mansfield's Antheil daran nicht hervorleuchten konnte. Allein zuvor schon war er durch Erkenntnisse, in welchen Eiferer der anglicanischen Kirche deren Vorrechte verkannt erachteten, besonders aber durch die Freysprechung eines Angeklagten, der gegen das bestehende Verbot eine Messe gelesen haben sollte, in den Verdacht gerathen, der römischen Kirche zugethan, sogar ein Jesuite zu seyn. In dem großen Aufruhre 1780, dessen Zweck bey den einen, Vorwand bey den anderen die Vertheidigung der Landeskirche war, hatten es daher die Anstifter auf ihn vornehmlich abgesehen. Schon am ersten Tage wurde er in seinem Wagen, da er zum Parlamente fuhr, von Wüthenden, die ihn erkannten, angefallen und bis auf die Treppe verfolgt. Mit ruhiger Würde nahm er den Platz des abwesenden Kanzlers ein und blieb darauf bis zum Abend, während die übrigen Mitglieder sich allmählich fortschlichen. Er gelangte ungefährdet nach Haus, weil die Aufrührer, von welchen das Parlament belagert gewesen war, von dessen Vertagung unterrichtet, sich in andere Stadtviertel wälzten, wo die Capellen der sardinischen und der bayerischen Gesandtschaft von ihnen zerstört wurden. An den folgenden Tagen erbrachen sie die Gefängnisse und gesellten die Verhafteten sich zu, sperrten die Gerichtshöfe, bedrohten die Bank und steckten viele Häuser von Katholiken in Brand. Zuletzt in der Nacht drangen sie in Lord Mansfield's Haus ein, aus dem er kaum noch Zeit hatte zu fliehen, zerrissen und zertrümmerten alles Geräthe, Bücher, Papiere und Gemälde und zündeten damit ein Feuer an, wodurch das Gebäude ganz verzehrt wurde. Diese Unthat weckte endlich die Behörden, die bis dahin nur unkräftige Versuche zur Abwehr gewagt hatten. Etliche Regimenter wurden befehligt, die Straßen zu säubern, und vollbrachten es in Kurzem.

Nachdem das bisher vertagte Parlament sich wieder versammelt hatte, gab ihm der König in einer Thronrede Kenntniß von den zur Unterdrückung des Aufruhrs genommenen Maßregeln. Bey der Berathung der Adresse darauf ließen sich im Oberhause Zweifel hören, ob das Einschreiten von Kriegsvolk verfassungsmäßig habe angeordnet werden können, ohne daß zuvor der Kriegsstand verkündet worden. Als hierüber Lord Mansfield das Wort nahm, der in dem Aufruhr seine ganze Hauseinrichtung, seinen Briefwechsel von Jugend an, die kostbarsten Bücher und Handschriften eingebüßt hatte, war die Erwartung höchst gespannt. Er sprach mit der größten Ruhe und Mäßigung. Die einzige Erwähnung seines unersetzlichen Verlustes war: Bücher habe er über die angeregte Rechtsfrage nicht nachschlagen können, denn er besitze keine Bücher mehr. Die Sache, fuhr er fort, sey aber klar. Nicht vermöge des Kriegsrechts, sondern gemäß dem gemeinen Rechte seyen Soldaten zur Dämpfung des Aufruhrs verwendet worden. Bekanntlich stehe jedem Constabel zu, Aufrührer zu verhaften und im Falle des Widerstandes anzugreifen, selbst zu tödten; und jede Obrigkeit sey befugt, selbst verpflichtet, zur Bezwingung eines Aufruhrs alle Unterthanen des Königs in ihrem Bereiche aufzurufen und bey Strafe zur Mitwirkung anzuhalten. Nichts anderes habe die Regierung hier, nur etwas spät, gethan, und Soldaten, die auch Staatsbürger seyen, dazu genommen, weil offenbar die ordentliche Schutzmannschaft nicht mehr ausgereicht. Sollte übrigens Beschwerde über eine Ueberschreitung des nothwendigen Maßes von Gewalt erhoben werden, so seyen die Gerichte da, welche darüber zu erkennen hätten.

Eine Aufforderung des Schatzamtes, den von ihm erlittenen Verlust anzugeben, lehnte er ab. Dagegen nahm er keinen Anstand, dem Gerichte vorzusitzen, als vor dasselbe der junge Lord Gordon gestellt wurde, der als Urheber des Aufstandes auf Hochverrath angeklagt war. Desselben Anwalt (Erskine) hatte die Kühnheit, das an Lord Mansfield's Eigenthum verübte Verbrechen als einen der Umstände anzuführen, welche für die Schuldlosigkeit des Angeklagten an dem Aufstande sprächen. „Wer könnte doch, sagte er, für möglich halten, daß Lord Gordon die Menge aufgereizt haben könnte, das Haus des großen und ehrwürdigen Staatsbeamten zu zerstören, der diesem hohen Gerichtshofe schon so lange vorsteht, daß der älteste unter uns

ihn nie anders als in dieser ehrfurchtgebietenden Erscheinung der Rechtspflege gekannt hat; dazu noch seines Landsmannes, und, was mehr ist, eines Mannes, auf den jedes Land stolz seyn müßte?“ Lord Mansfield stellte die Fragen scharf, ließ aber die Umstände nicht unerwähnt, die dem Angeklagten günstig schienen, worauf die Geschwornen: Nicht schuldig aussprachen.

An den Staatsgeschäften nahm Lord Mansfield von da an nicht mehr viel Antheil; als Richter blieb er noch mehrere Jahre unermüdlich, zur Freude der Partheyen und der Anwälte. Nicht nur höchst gründlich, sondern auch sehr förderlich wurden von ihm die Sachen behandelt, da er keine Abschweifungen zuließ und die, welche sich zu weitläufig ergingen, auf eine milde aber wirksame Art zurecht wies, indem er ein Zeitungsblatt vornahm. Selbst Anmaßungen rügte er nicht streng. Ein Anwalt, der sich auf seine Rechtskunde viel einbildete und darin dem Oberrichter selbst überlegen zu seyn meynte, war für einen Kläger aufgetreten, der seinen Nachbar beschuldigte, ein Loch durch die Mauer zwischen beyden Häusern gebrochen zu haben. Lord Mansfield bemerkte, obgleich das Loch vorhanden und von dem Beklagten benützt worden sey, habe doch vielleicht nicht dieser es erst gebrochen, sondern schon angetroffen. Der Anwalt rief in einem beleidigenden Tone aus: ich möchte den wirklichen Rechtsgelehrten sehen, der mir in den Büchern irgend eine Begründung solch einer Vermuthung nachweisen könnte. Bruder Hill, sagte der Oberrichter, das könnet ihr, denke ich, in dem Falle Pyramus und Thisbe erörtert finden, wo der Referent, wenn ich mich recht erinnere, sagt:

Fissus erat tenui rima, quam duxerat olim,
Cum fieret, paries domui communis utrique.
Id vitium nulli per saecula longa notatum.

Noch in der letzten Klage wegen Preßvergehens, worin Lord Mansfield das Gerichtsverfahren zu leiten hatte, beharrte er bey seiner alten, durch zahlreiche Vorgänge begründeten, Behauptung, daß das englische Recht den Geschwornen nur über die Frage, ob eine vorgelegte Schrift von dem Beklagten herrühre oder nicht, zu erkennen aufgebe, die Würdigung der Strafbarkeit aber den Richtern allein vorbehalte. Dieser Verhandlung gedachte Erskine, der den Angeklagten vertheidigt hatte, in einer späteren Rede mit folgenden Worten: „Ich versuchte einst dieses Recht der Geschwornen über die Frage, ob eine Schrift als Schmähschrift zu achten sey, zu erkennen, vor einem vornehmen und ehrwürdigen Richter von hohem Verstande und von der redlichsten Gesinnung auszuführen. Er begegnete mir zwar nicht mit Verachtung, das war seine Art nicht, aber er schob mich freundlich beyseite, wie man einem Kinde thut, welches am unrechten Orte sein Geplauder hören lassen will.“

In folgender Betrachtung legt hier der Verf. ein Bekenntniß über Preßfreyheit ab, das um so merkwürdiger ist, weil er die jüngste Erweiterung derselben in England veranlaßt hat.

„Wenn ein Mann, dessen Geburt in den Anfang des 18ten Jahrhunderts fiel, Gefahr für den Staat davon befürchtete, daß Geschwornen die Entscheidung über die Frage, ob durch eine Druckschrift ein Verbrechen begangen sey oder nicht, überlassen würde, so verdiente er dafür keinen strengen Tadel. Wir müssen uns erinnern, daß Lord Somers und die übrigen Vormänner der Revolution 1688 mehrere Jahre lang die vorgängige Censur aller Druckschaften aufrecht hielten und daß mehrere der erlauchtetsten Männer unter ihren Nachfolgern den Censor nur in der Voraussetzung entbehrlich erachteten, daß über die erschienenen Druckschriften ständige Staatsbeamte zu urtheilen hätten, die von der Krone im Vertrauen zu der Stärke ihres Abscheus vor allem an Aufruhr gränzenden er-

wählt würden. Erst nach einem halbhundertjährigen Kampfe ging das Gesetz durch, welches den Geschwornen das Recht einräumte, bey ihrem Ausspruche in der Anklage über eine Schmähschrift die Eigenschaft und Absicht der Schrift, welche Gegenstand der Klage ist, in Betracht zu ziehen. Noch immer durfte jedoch die Wahrheit der in der Schrift aufgestellten Thatsachen nicht untersucht werden; noch ein halbes Jahrhundert länger galt als Grundsatz: je größer die Wahrheit, deßo größer die Schmähung; erst 1845 ging Lord Campbell's Bill durch, vermöge welcher auf die Wahrheit der Angaben Gewicht gelegt werden darf und den Geschwornen anheim gestellt ist zu entscheiden, ob der Beklagte durch Bosheit oder durch Verlangen, dem Staate zu nützen, angetrieben gewesen sey. Man giebt nun zu, daß diese nach und nach erfolgten Abänderungen der Preßgesetzgebung wohlthätig gewirkt haben, nicht nur als der freyen Erörterung günstig, sondern als kräftiges Schutzmittel gegen Preßfrechheit. Um aufrichtig zu seyn muß man jedoch gestehen, daß damit etwas gewagt wurde, und wir dürfen übertriebene Vorsicht mit Starrheit und Neigung zu Willkürherrschaft nicht verwechseln. Die große Aufgabe für Staaten mit freysinniger Verfassung ist nun, auszumitteln, wie die Zeitschriftstellerey mit der öffentlichen Ordnung und der Stetigkeit der Staatseinrichtungen verträglich zu machen sey. Censur kann nicht mehr ertragen werden, und gegen eine Zeitschrift, welche täglich zu Aufstand und Revolution anreizt, gewährt eine Klage wider den Verleger oder Drucker, worüber ein Schwurgericht nach Monaten erst zu erkennen hat, keine zureichende Abhülfe. Sollten die großen Hauptstädte Europa's in einem beständigen Belagerungszustande verbleiben müssen, so könnte man sich gedrungen fühlen, die ruhigen alten Zeiten zurückzuwünschen, wo es kein anderes Tagblatt gab als die Hofzeitung."

Bis in sein zwey und achtzigstes Jahr versah Lord Mansfield sein mühsames Richteramt. Nun sanken die Kräfte seines Körpers, nicht des Geistes. Eine Zeit lang ließ er sich, da er wieder zu erstarken hoffte, durch einen Beysitzer vertreten, welchen er sich zum Nachfolger wünschte, aber nicht erlangen konnte. Darauf legte er das Amt nieder und brachte die letzten Jahre in ungetrübter Heiterkeit auf einem großen meist durch ihn selbst angebauten Landgute zu, so nahe an London, daß er von da fast täglich Besuche, namentlich von jüngeren Rechtsgelehrten, erhielt. Einst da sie ihn unter einer Buche lesend antrafen, sagte einer derselben: wie viel besser als Aufmerken im Gerichtssaale dieses recubans sub tegmine fagi! Lächelnd erwiederte der Greis:

O Meliboee! Deus nobis haec otia fecit.

Zwischen ansprechenden Besuchen und geliebten Büchern und der Pflege seiner Pflanzungen war seine Zeit so eingetheilt, daß sie ihm nie zu lang werden konnte. Oft gab er als Trinkspruch: Junge Freunde und alte Bücher. Eine seiner letzten Aeußerungen bewies die im höchsten Alter ungeschwächt gebliebene Lebhaftigkeit seiner Erinnerungen. Auf die Frage seiner Nichte, was psephismata seyen, die in Burke's Buch über die französische Revolution vorkommen, erklärte einer der Anwesenden das Wort für einen Schreibfehler, es müßte sophismata heißen. Mansfield belehrte ihn über seinen Irrthum durch eine ausführliche Beschreibung der psephismata und gab zum Beleg eine lange Stelle aus einer Demosthenischen Rede.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

H. Graichen, Ueber Landesfrohnen, Hofleistungsdienste, Hufengelder ꝛc. Leipzig 1849.

H. Gräff, Das Feuerversicherungswesen nach preuß. Rechte. Breslau 1849.

Dr. E. Pickford, Beleuchtung des Entwurfs einer allg. Handwerker- und Gewerbeordnung für Deutschland. Heidelb. 1849.

F. v. Hauer, Praktische Darstellung des Unterthanswesens in Niederösterreich. Wien 1848.

A. Laferrière, Histoire du droit civil de Rome et du droit Français. T. 1 — 3. Par. 1848.

F. A. H. Schneider, Die eheliche Gütergemeinschaft nach französischem Recht. 2. verm. Aufl. Mannheim 1849.

H. de Bracton, De legibus et consuetudinibus Angliae libri quinque. Lond. 1569.

de Montvéran, De la législation anglaise sur le libelle, la presse et les journaux. Par. 1817.

Dr. R. Köstlin, Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrhundert. Tübingen 1849.

— — Das Geschwornengericht für Nichtjuristen. Tübingen 1849.

W. Th. Frühwald, Entwurf eines Gesetzes über Verbrechen und deren Bestrafung für das Kaiserthum Oesterreich. Wien 1849.

Dr. Fr. O. Schwarze, Gesetz, die provisorische Einrichtung des Strafverfahrens bey Preßvergehen vom 18. November 1848. Leipzig 1849.

J. C. Hagens, Das neue preußische Strafverfahren mit einem Commentar zur Verordnung vom 3. Januar 1849.

C. J. A. Mittermaier, Vier Abhandlungen aus dem Strafrechte. Frankf. 1849.

K. Gärth, Mißgriffe bey den deutschen Gesetzen über Schwurgerichte, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Unabhängigkeit der Richter. Frankf. 1849.

Dr. Fr. Haimerl, Die deutsche Lehenhauptmannschaft (Lehenschranne) in Böhmen. Prag 1849.

Oesterreich, Preußen und Westdeutschland im Dreystaatenbund. Eine Denkschrift. Leipzig 1849.

Dr. K. A. v. Wangenheim, Oesterreich, Preußen und das reine Deutschland auf der Grundlage des deutschen Staatenbundes organisch zum deutschen Bundesstaate vereinigt. Weimar 1849.

Die Vereinbarung über das deutsche Verfassungswerk und das Recht der deutschen Landesregierungen. Dresden 1849.

H. Laube, Das erste deutsche Parlament. Bd. 1. 2. Leipzig 1849.

Landesverfassungsgesetz für das Herzogthum Anhalt-Bernburg. Bernburg 1849.

v. Kamptz, Fragmente über das Recht der Landesherrn, Ständeversammlungen zu verlegen, zu vertagen und aufzulösen. Berlin 1848.

Dr. K. Hase, Preußen und Oesterreich. (Juli 1849.) Leipzig 1849.

Eisenmann, Die Parteyen der deutschen Reichsversammlung, ihre Programme, Statuten und Mitglieder-Verzeichnisse. Erlangen 1848.

G. Waitz, Ueber den Frieden mit Dänemark. Götting. 1849.

Das Ministerium Stüve und der erste Hannover'sche Landtag von 1846. Heft 1. Hannover 1849.

Dr. J. Stahl, Die Revolution und die constitutionelle Monarchie. 2. verm. Aufl. Berlin 1849.

J. Sporschil, Die europäische Kriegs- und Friedensfrage. Leipzig 1849.

Pfizer, Die deutsche Einheit und der Preußenhaß. Stuttg. 1849.

M. G. v. Moltke-Grünholz, Die Schleswig-Holsteinische Frage. Hamburg 1849.

v. Kamptz, Die deutsche constituirende National-Versammlung in Frankfurt vor der Kritik des Staatsrechts. Berlin 1849.

R. Haym, Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl. Berlin 1849.

D. Hansemann, Die deutsche Verfassung vom 28. März 1849. Berlin 1849.

J. K. Brauser, Die Schule in der constitutionellen Monarchie. Danzig 1849.

Aktenstücke betreffend das Bündniß vom 26. Mai und die deutsche Verfassungsangelegenheit. Bd. 1. Berlin 1849.

L. Kingsley and J. P. Pirsson, Laws and practice of all nations and governments relating to patents for inventions. New York 1848.

Präjudizien des geh. Ober-Tribunals seit ihrer Einführung im Jahre 1832 bis zum Schluße des Jahres 1848. Von Dr. Seligo, Kuhlmeyer und Wilke I. Berlin 1849.

Dr. C. W. E. Heimbach, Erörterungen aus dem gemeinen und sächsischen Civilrechte und Civilprocesse. Bd. 1. Jena 1849.

Collezione di scritture di regia giurisdizione. T. 1 — 38. Firenze 1770 — 1779.

K. Erdmann, Die theologische und philosophische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts. Leipzig 1849.

Dr. B. Welte, Das Buch Job. Freiburg 1849.

Dr. Fr. W. G. Umbreit, Was bleibt? Zeitgemäße Betrachtungen des Königs und Predigers Salomo über die Eitelkeit der Dinge. Hamburg 1849.

S. Ignatii quae feruntur epistolae una cum ejusdem martyrio. Denuo recens. J. H. Petermann. Lips. 1849.

Corpus Ignatianum: a complete collection of the Ignatian epistles together with numerous extracts, copious notes and introduction by W. Cureton. Berl. 1849.

Dr. A. Neander, Antignostikus, Geist des Tertullianus und Einleitung in dessen Schriften. 2. Aufl. Berlin 1849.

Q. S. F. Tertulliani Apologeticum et ad nationes libri duo ed. F. Oehler. Halle 1849.

Caedmon's des Angelsachsen biblische Dichtungen. Herausg. von K. W. Bouterweck. Elberfeld 1849.

Bernardi opera omnia, cur. Schneider. Tom. I. Berol. 1850.

Dr. F. Böttcher, Exegetisch-kritische Aehrenlese zum alten Testament. Leipzig 1849.

Die Staatsweisheit der Bibel. Uralte Stimmen an die neueste Zeit. Leipzig 1849.

R. Hoffmann, Die Wiederkunft Christi und das Zeichen des Menschensohns am Himmel. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1849.

V. Cichowski, Das alttestamentliche Pascha in seinem Verhältnisse zum Opfer Christi. München 1849.

E. R. Redepening, Umrisse und Bestandtheile einer kirchlichen Lehrordnung nach den Grundsätzen und Bekenntnißurkunden der evangelischen Kirche in Deutschland. Göttingen 1849.

Dr. Th. A. Liebner, Die christliche Dogmatik aus dem christolog. Princip dargestellt. Bd. I. Christologie. Abth. 1. Göttingen 1849.

Dr. J. P. Lange, Christliche Dogmatik. Th. 1. Heidelberg 1849.

W. Bachmann, Civilehe oder Priestersegen? Stuttg. 1849.

Dr. L. A. Warnkönig, Die katholische Frage im Anfange des Jahres 1849. Freiburg 1849.

Bemerkungen über J. B. Hirscher's Schrift: die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Heidelberg 1849.

Dr. C. G. A. Harleß, Christliche Ethik. 4. Auflage. Stuttg. 1849.

B. Bähring, Lebensbilder aus der Geschichte der inneren Mission. I. Hamburg 1849.

J. Arnd's, Sechs Bücher vom wahren Christenthum nebst dessen Paradiesgärtlein. Hamburg 1849.

Fr. Layriz, Kern des deutschen Kirchengesangs. Zweyte verm. Aufl. Nördlingen 1849.

Renaudot, Liturgiarum orientalium collectio. Ed. 2. correctior. T. 1. 2. Francof. 1847.

K. L. Kriebitzsch, Geistliches Lied und Choralgesang in seiner geschichtlichen Entwickelung und Bedeutsamkeit für das kirchliche Leben, Jena 1849.

K. Mosche, Das Kirchenlied der Reformationszeit des 16. Jahrhunderts. Lübeck 1849.

A. F. Ozanam, La civilisation chrétienne chez les Francs; recherches sur l'histoire écclesiastique, politique et littéraire des temps mérovingiens et sur le règne de Charlemagne. Par. 1849.

Dr. J. de Tkalek, De religione christiana in Slavis introducta — propagata — reformata. Heidelb. 1848.

Dr. J. J. Ritter, Populäre Vorlesungen über die Kirchengeschichte der ersten vier Jahrhunderte. Paderborn 1849.

J. B. Hirscher, Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen 1849.

Eug. de Roziére, Cartulaire de l'église du Saint Sépulcre de Jerusalem, publié d'après les manuscrits du Vatican. Par. 1849.

R. Curzon, Visits to Monasteries in the Levant. Lond. 1849.

Codex diplomatarius monasterii Sancti Michaelis Bergensis dioecesis, vulgo Munkalif dicti, conscriptus anno Christi 1427 ex originali libro membraneo qui in bibliotheca academiae Hafniensis asservatur .... nunc primum in lucem editus a P. A. Munch. Christianio 1845.

P. Wigand, Geschichte der gefürsteten Reichsabtey Corvey und der Städte Corvey und Höxter. Bd. 1. Th. 1. 2. Höxter 1819.

J. Taylor, Loyola and Jesuitism and its rudiments. Lond. 1849.

E. Whitehead, Sketch of the established church in India. London 1848.

Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche. Leipz. 1849.

J. P. Lawson, The book of Perth; an illustration of the moral and ecclesiastical state of Scotland. Edinb. 1847.

J. H. Wichern, Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Hamburg 1849.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen. 3. verm. Aufl. Frankf. 1849.

Dr. H. Heppe, Die Einführung der Verbesserungspunkte in Hessen von 1604 — 1610 und die Entstehung der hessischen Kirchenordnung von 1657. Cassel 1849.

Dr. A. G. Rudelbach, Christliche Biographie. Lief. 1. Leipzig 1849.

Ed. Fetis, Légende de St. Hubert. Bruxelles 1840.

Die Bisthums-Synode und die Erfordernisse und Bedingungen einer heilsamen Herstellung derselben. Stuttg. 1849.

Dr. F. Haiz, Das kirchliche Synodal-Institut. Freiburg 1849.

G. Phillips, Die Diöcesansynode. Freiburg 1849.

Verfassungsgesetz der evangelischen Kirche des Herzogthums Oldenburg, wie solches in der ersten Landes-Synode beschlossen und festgestellt ist. Oldenburg 1849.

L. Fr. W. Stier, Die bevorstehende Umgestaltung der evangelisch-protestantischen Kirche. Heft 1. 2. Neustadt 1849.

L. Jottrand, Les églises d'état dernière cause d'intolérance réligieuse. Gekrönte Preisschrift. Brux. 1849.

Dr. L. Richter, Amtliche Gutachten, die Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Leipzig 1849.

L. Schrader, Die Kirchenverfassungsfrage mit Rücksicht auf die nothwendig gewordene Verfassungsreform der evangelisch-lutherischen Kirche Schleswig-Holsteins. Altona 1849.

E. L. B. de Lamothe-Langon, Histoire de l'inquisition en France. T. 1 — 3. Par. 1829.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Erstes Quartal. Januar — März.

G. W. Nitzsch, Ueber Reform der Gymnasien. Kiel 1849.

Vallet de Viriville, Histoire de l'instruction publique en Europe et principalement en France depuis le christianisme jusqu'à nos jours. Livr. 1—8. Par. 1849.

Dr. G. Weber, Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung. 2. bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig 1850.

Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Oesterreich. Wien 1849.

F. H. Th. Allihn, Das Grundübel der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung in den gelehrten Anstalten des preußischen Staates. Halle 1849.

J. Fr. Hautz, Geschichte der Neckarschule in Heidelberg. Heidelb. 1849.

Fr. D. Gerlach, Das Zeitalter Augusts Cosmus von Medicis. Basel 1849.

Em. Ant. Cicogna, Saggio di bibliografia Veneziana. Venezia 1847.

J. Stephens, The literature of the Kymry; being

a critical essay on the history of the language and literature of Wales. Lond. 1849.

Kongl. Vetenskaps Academiens Handlingar för år 1846. Stockholm 1848.

Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. 5. von dem Jahre 1847. Prag 1848.

— — der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1846. Berlin 1848.

A copy of the royal charter and statutes of the society of antiquaries of London. Lond. 1837.

J. Racine, Oeuvres complètes avec les notes de tous les commentateurs. Cinquième édition publiée par L. Aimé-Martin avec les additions nouvelles. Vol. 1 — 6. Par. 1844.

Dan. de Foe, The novels and miscellaneous works. Vol. 1 — 20. Oxford 1841.

Dr. A. F. Schmidt, Historische Beyträge zur Kenntniß des kirchlichen und socialen Lebens in Deutschland. Berlin 1850.

Opuscula quae Aug. Guil. Schlegelius latine scripta reliquit. Collegit et ed. Boecking. Lips. 1848.

Staročeská Bibliotheka wydáwana nákladem českého Museum. Číslo III. Jana amosa komenského Didaktika. WPraze 1849.

Okumak kitabi. Malta 1841.

Aladjwibet ul djelliych fil ossûl ennahweyeh. (Arabische Grammatik.) Malta 1841.

Dr. M. Wiener, Wörterbuch zum Pentateuch. Hannover 1849.

C. F. Francesón, Grammatik der spanischen Sprache. 3. verm. Aufl. Leipzig 1850.

G. A. Hirschig, Annotationes criticae in Comicos, Aeschylum, Isocratem, Demosthenem . . . Traj. ad Rhen. 1849.

Dr. G. Blackert, Grundzüge der deutschen Metrik. Oldenb. 1849.

Dr. C. Edler, Die deutsche Verskunst. Leipzig 1849.

J. O. Halliwell, A dictionary of Archaic and provincial words. Vol. II. Lond. 1848.

G. Sjöborg, Schwedische Sprachlehre. 6. verm. Aufl. Stralsund 1848.

M. Hettema, Proeve van een friesch en nederlandsche Woordenboek. Leeuwarden 1832.

W. O. Elwell, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Berücksichtigung des amerikanischen Idioms. Th. 1. Braunschweig 1850.

A. Iszer, Walachische Sprachlehre für Deutsche. Kronstadt 1846.

J. A. Berlic, Grammatik der illyrischen Sprache. 3. verb. Aufl. Agram 1850.

C. L. Meißner, Die Correspondenz in Chiffern. Braunschweig 1849.

J. P. C. Greverus, Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theokrit's. 2. verm. Aufl. Oldenburg 1850.

H. Bonitz, Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos. Berol. 1842.

Dr. G. Bippart, Pindars Leben, Weltanschauung und Kunst. Jena 1848.

Cassii Dionis Cocceiani rerum romanicarum libri octoginta ab J. Bekkero recogniti. T. I. Leips. 1849.

Al. Arrianus, Anabasis. Ed. Car. G. Krüger. Vol. 1. 2. Berol. 1848.

Aristotelis metaphysica. Recogn. et enarravit H. Bonitz. P. 1. 2. Bonn 1848.

R. Unger, De C. Valgii Rufi poematis commentatio. Halle 1848.

Dr. G. Fr. Grotefend, Schriftstellerische Laufbahn des Horatius. Hannover 1849.

J. G. F. Estré, Horatiana Prosographeia. Amstelod. 1847.

G. Plinius Sec., Naturalis historiae praefatio et liber XXXV. rec. J. Sillig. Dresd. 1849.

Ambr. Th. Macrobius, Opera quae supersunt. Annott. adj. L. Janus. Vol. I. Quedlinb. 1848.

Dr. J. Th. Kreyssig, Annotationes ad T. Livii libros XLI — XLV ex codice olim Laurishamensi nunc Vindobonensi a Sim. Grynaeo editos. Misenae 1849.

M. T. Cicero, Orationes selectae duodecim. Recens. Dr. I. N. Madvig. Havniae 1848.

J. Israeli, Liber Jesod Olam seu fundamentum mundi opus astronomicum celeberrimum. Ex cod. mss. denuo ed. Goldberg et Rosenkranz. II Sectiones. Berol. 1849.

M. Tannenbaum, Der Talmud in seiner Wichtigkeit. Magdeb. 1849.

F. Wüstenfeld, Ueber das Leben und die Schriften des Scheich Abu Zakarija Jahja el-Nawawi. Götting. 1849.

A. Stenzler, Yajnavalkya's Gesetzbuch. Sanskrit und Deutsch. Berlin 1849.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juni.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1850.

(Schluß.)

Wimmer (Herm.), Classical education in the German Gymnasia. — Bibl. sacra 1850 Jan.

— —, The German Universities. — Ebendaselbst. April.

Public libraries in New England. — Ebendaselbst.

Rawlinson (H. C.), The persian inscription at Behistun. (Journ. of the r. as. Soc. Vol. X. XI.) Westminst. and foreign quart. Rev. 1850 April. (Vol. LII. No. 1.)

Theonis Smyrnaei Platonici liber de astronomia, cum Sereni fragmento. Textum primus ed. etc. Th. H. Martin. Par. 1849. — Journ. des Savants 1850 Mars.

Eclogae propheticae and Theophania of Eusebius. — Christian Remembrancer 1850 April.

Wellesley's Anthologia polyglotta: a section of versions in various languages, chiefly from the Greek Anthology. Lond. 1849. — Ebendaf. March.

Sophocles, Oedipus, King of Thebes: translated by Sir Francis Hastings Doyle. Lond. 1850. English Review 1850 March.

Munk (S.), Notice sur Abou'l-Walid Merwan Ibn-Djanah et sur quelques autres grammairiens hébreux du X et du XI siècle. — Journ. asiat. 1850 Avril.

Reinaud, Nouvelles observations sur le feu grégeois et les origines de la poudre à canon. — Ebendaselbst.

Journal d'un soldat de l'armée d'Afrique. — Bibl. univ. de Genève 1850 Mars (Litt.)

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. Zouaves et spahis. — Revue des deux Mond. 1850. T. I. Livr. 5.

Spencer (J. A.), Sketches of travels in Egypt and the Holy Land. Lond. 1850. — Christ. Remembr. 1850 April.

Wilkinson (J. Gardner), Dalmatia and Montenegro: with a journey to Mostar in Herzegovina and remarks on the slavonic nations. — North Amer. Review 1850 April.

Urquhart (Dav.), The Pillars of Hercules. 2 vols. Lond. 1850. — Quart. Rev. 1850 March.

Baxter (W. Edw.), Impressions of central and southern Europe. — Ebendaf.

Ampère (J. J.), Contrastes et impressions de voyage. Espagne et Angleterre. — Revue des deux Mond. 1850. T. I. Livr. 4.

Quatrefages (A. de), Souvenirs d'un naturaliste. La baie de Biscaye, Saint-Sebastien et les Basques. — Ebendaf. Livr. 6.

Eliot (Sam.), The liberty of Rome. 2 vols. Lond. 1849. — Westminst. and foreign quart. Review 1850 April.

Gerbet, Le temple de Jupiter capitolin. Église d'Aracoeli. (Esquisse de Rome chrétienne. T. II.) — Univ. cathol. 1850 Mars.

Van der Meersch, (D. J.), Notice sur les monnaies des seigneurs d'Audenarde, frappées pendant le siège de 1582; précédée d'un aperçu historique sur l'état de la ville, avant, pendant et après ce siège. — Revue de la numismatique belge. T. V. Livr. 3.

Cuypers (P.), Notice historique sur les monnaies obsidionales frappées à Breda pendant le siège de 1577. — Ebendaf.

La première partie du dix-neuvième siècle. — Revue des deux Mondes 1850. T. I. Livr. 3.

Smith (Will.), Dictionary of greek and roman antiquities, biography and mythology. — North Amer. Review 1850 April.

Grote's history of Greece. Vols 3—8. — Quart Rev. 1850 March.

Saint-Vincent, De la famille romaine. — Revue de législation etc. 1850 Mars.

The politics of Europe. — North American Review 1850 April.

Alaux (Gust. d'), Madrid et les Madrilègnes. Caractère, moeurs et transformation de Madrid. — Revue des deux Mondes 1850. T. I. Livr. 3.

Commynes (Phil. de), Mémoires. Nouv. éd. 1850. — Westminst. and for. quart. Review 1850 April.

Thierry (Aug.), Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers-état. Les États-généraux de 1614 et le ministère du Card. de Richelieu. — Revue des deux Mond. 1850. T. I. Livr. 5.

Gavard, De la situation du cadastre en France. — Revue de législation etc. 1850 Mars.

Escape of Louis-Philippe. — Quart Rev. 1850 March.

Carné (L. de), La bourgeoisie et la révolution française de 1789 jusqu' à nos jours. I. — Revue des deux Mondes 1850. T. I. Livr. 4.

Langsdorff (É. de), Un parallèle historique. Des lettres de Cicéron à propos de la révolution de Février. — Ebendaſ.

Germany and Erfurt. — Edinburgh Review 1850 April.

Schütte (A.), Ungarn und der ungarische Unabhängigkeitskrieg. 2 vols. Dresden 1850. — Ebendaſ.

Rapports de l'État et de l'Eglise en Prusse, au point de vue historique. — Bibl. univ. de Genève 1850. Mars. (Litt.)

Ranke's House of Brandenburg. Translated by A. and D. Gordon. — Quart. Review 1850 March.

Martineau (H.), The history of England during the thirty years' peace, 1816—1846. Lond. 1849. — English Review 1850 March.

Facts in figures, a quarterly digest of statistics. — Quart. Rev. 1850 March.

Cunningham (Pet.), The handbook for London. — Ebendaſ.

Mirza Kazem Beg, Notice sur la marche et les progrès de la jurisprudence parmi les sectes orthodoxes musulmanes. — Journ. asiatique 1850 Févr.—Mars.

Biot (Éd.), Mémoire sur les colonies militaires et agricoles des Chinois. — Ebendaſ. Avril.

Arnaud (Th.) et A. Vayssière, Les Akhdam de l'Yémen, leur origine probable, leurs moeurs. — Ebendaſ.

Caussin (A. P.), Essai sur l'histoire des Arabes. Par. 1847. — Journ. des Savants 1850 Mars.

Heeren's african nations. — Christ. Remembr. 1850 April.

Talvj, Geschichte der Colonisation von New England. Lpz. 1847. — Bibl. sacra 1850 Jan.

Frothingham (Rich.), History of the siege of Boston and of the battles of Lexington, Concord and Bunker Hill. — North Amer. Review 1850 April.

Botmiliau (A. de), Les républiques de l'Amérique du Sud. I. La république Péruvienne. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 1.

The Polynesians and New Zealand. — Edinb. Review 1850 April.

Junction of the Atlantic and Pacific. — Westm. and for. quart. Rev. 1850 April.

Aristote. Coup d'oeil sur sa vie et ses travaux. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Mars.

Life and correspondence of Robert Southey. Lond. 1850. — Christian Remembr. 1850 April.

Milman (R.), The life of Torquato Tasso. 2 vols. Lond. 1850. — English Review 1850 March.

Irving's life of Goldsmith. New York 1849. — North American Review 1850 April.

Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton. Edited by his son Charles Buxton. 2 ed. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Clement (Ch.), Nicolas Poussin, sa vie et ses oeuvres, nouveaux documens. — Revue des deux Mondes 1850. T. I. Livr. 4.

Tardy (P.), Some observations on a new equation in hydrodynamics. — Philos. Magaz. 1850 March.

Supply of water to the Metropolis (London). — Edinburgh Review 1850 April.

National observatories — Greenwich. — Ebendaſ.

Hyett (Henry), Heights of some points of the Cotswold hills, with some experiments with the aneroid barometer. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 April.

Schönbein (C. F.), De la théorie chimique de la pile voltaïque. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Mars.

Birt (Will. Radcliff), On the connexion of atmospheric electricity with the condensation of vapour. — Philos. Magaz. 1850 March.

Tyndall (John) and Herm. Knoblauch, On the deportment of crystalline bodies between the poles of a magnet. — Ebendaſ.

Beswick (Sam.), Further illustrations of a method for computing magnetic declination on the principle proposed by Prof. Gauss. — Ebendaſ.

Brice Brouwin, On the theory of the tides. — Ebendaſ.

Glaisher (James), On the meteor which appeared on Monday, the 11 of February 1850. — Ebendaſelbſt.

Henry (O.), Sur les eaux minérales naturelles ferro-manganésiennes de Cransac. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Mars.

Christison (Rob.), De l'origine et de la composition de la gomme gutte. — Ebendaſ. Avril.

Buignet, Faits scientifiques extraits de la thèse de M. Schaeuffèle. — Ebendaſ.

Barreswil, Résumé de la méthode d'impression des tissus. — Ebendaſ.

Clark, On the recent Foraminifera. — Annals and Magaz. of nat. hist. 1850 March.

Hancock (Alb.), On the anatomy of the freshwater Bryozoa, with description of three new species. — Ebendaſ.

Alder (Josh.), Notes on Montacuta ferruginosa. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Characters of several new East India and South African Helices. — Ebendaſ.

Blackwall (John), Notes on the Salmon and Bull-trout. — Ebendaſ. April.

Walker (Francis), Descriptions of Aphides. — Ebendaſelbſt.

Hancock (Alb.), Notes on a species of Hydra found in the Northumberland lakes. — Ebendaſ.

Malherbe (Alfr.), Description de quelques espèces de Picinées. — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Mars.

Recluz (C. A.), De la Charnière. (Suite.) — Ebendaſelbſt.

Voelcker (Aug.), On the watery secretion of the leaves and stems of the Ice-plant (Mesembry-anthemum crystallinum.) — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 March.

De Candolle (Alph.), Du mode d'action de la chaleur sur les plantes et en particulier de l'effet des rayons solaires. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Mars.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 March.

— — Contributions to the botany of South America. — Cont. Ebendaſ. April.

Sanderson (John Scott), On the embryogeny of Hippuris vulgaris. — Ebendaſ.

Syme (John T.), Notice of some of the rarer plants observed in Orkney during the summer of 1849. — Ebendaſ.

Orbigny (Alc. d'), Catalogue des espèces fossiles de mollusques bryozoaires etc. — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Mars.

Lyon Playfair, On the Nitroprussides, a new class of salts. — Philos. Magaz. 1850 March.

Leclerc (L.), Congrès central d'agriculture. — Journ. des Économ. 1850 Avril.

Agricultural complaints. — Edinburgh Review 1850 April.

The industrial exhibition of 1851. — Westm. and for. quart. Rev. 1850 April.

Harris's pre-adamite Earth and Man primeval. — North Amer. Review 1850 April. —

Schmidt (C.), Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois. Paris et Genève 1849. 2 vols. — Ebendaſ.

Shedd (W. G. T.), College education. — Bibl. sacra 1850 Jan.

Parisis, La vérité sur la loi de l'enseignement. — Correspondant. T. XXVI. Livr. 1.

Ozanam (A. F.), Des écoles et de l'instruction publique en Italie aux temps barbares. — Ebendaſelbſt.

Present aspect of the education question. — English Review 1850 March.

Queen's College-London. — Quart. Rev. 1850 March.

Gehant (Victor), Le livre des principes, ou plan nouveau d'éducation. — Univ. cathol. 1850 Mars.

Sydney Smith, Elementary sketches of moral philosophy. — Edinburgh Review 1850 April.

Lewis (George Cornewall), An essay on the influence of authority in matters of opinion. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Gerbet, Des rapports du rationalisme et du communisme. — Univ. cath. 1850 Mars.

Jeffrey's theory of beauty. — Westminst. and foreign quart. Review 1850 April. (Vol. LIII. No. 1.)

Saint-Marc Girardin, L'épopée chrétienne depuis les premiers temps jusqu' à Klopstock. Sannazar et Vida. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 1.

Opere di Giacomo Leopardi. — Quart. Review 1850 March.

Morris (Edw. D.), The ancient poets and poetry of Wales. — Bibl. sacra 1850 April.

Landor's poetry. — Edinburgh Review 1850 April.

(Elliott, Ebenezer) More verse and prose, by the Corn law Rhymer. Vol. I. — Westminst. and for. quart. Rev. 1850 April.

The complete works of Charles Kisfaludy of Kisfalud. Pest. 1843—4. — North Amer. Review 1850 April.

Doublet de Boisthibault, Notice sur les émaux de la chapelle de la vierge dans l'église de Saint-Pierre à Chartres. — Revue archéol. Ann. VI. Livr. 11.

Bandeville, Le cycle des séquences. — Annal. archéol. 1850 Janv. Févr.

Ward Poole, On perfect musical intonation, and the fundamental laws of music on which it depends. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 Jan.

Réflexions sur les problèmes de notre époque. (2. art.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Mars.

Clément (A.), Des attributions rationelles de l'autorité publique. — Journ. des Économ. 1850 Févr.

Cherbuliez, Des seules réformes rationelles et profitables. — Ebendaſ. Mars.

The middling classes. (Cabramatta and woodleigh farm. By Mrs. Vidal.) — English Review 1850 March.

Veuillot (L.), Le siècle de Voltaire. — Revue de Bruxell. 1850. Livr. 1. 2.

Chevalier (Mich.), Etudes sur les questions politiques et sociales. II. Des conditions de la paix sociale. — Revue des deux Mondes. 1850. T. II. Livr. 1.

Mazade (Ch. de), De la démocratie en littérature. — Ebendaſ. T. I. Livr. 5.

Sudre (Alfr.), Etude sur les défenseurs de la propriété. VIII. Histoire du communisme. — Univ. cathol. 1850 Févr.

Chevalier (Mich.), Accord de l'économie politique et de la morale. — Journ. des Économ. 1850 Févr.

Vuhrer (A.), Bases et éléments des tables de mortalité les plus connues. — Ebendaſ. Avril.

British and continental taxation. — Edinb. Review 1850 April.

Das Inhalts-Verzeichniß für den dreyßigſten Band folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1850, Band XXX.

Die arabische Ziffer verweist auf die Seite des Bandes.

Allen, Capt. Will., and H. Thompson, a narrative of the expedition — to the river Niger in 1841. 2 Vol. Lond. 1848. 137

Aristophanis Byzantii — fragmenta collegit . . . Aug. *Nauck*. Halis, 1848. 297.

Aristotelis Metaphysica ed. Herm. *Bonitz*. Pars I, II. Bonn. 1848 u. 49. 545.

Bähr, Dr. C. Chr. W., der Salomonische Tempel. Carlsruhe 1848. 273.

Bergmann, Jos., über die freien Walliser. Wien 1844. 121.

— —, früheste Kunde über den Bregenzerwald. Wien 1847. 121.

— —, Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort. Wien 1849. 121.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der K. Preuß. Akademie der Wissensch. zu Berlin. Berlin 1848. 617.

Bericht, 14. Bt. der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung u. s. w. vaterländischer Alterthümer. Kiel 1849. 617.

Bischof, Dr. Gust., Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie. Bd. 1. 2. Bonn 1847 — 49. 849.

— —, Mittheilungen an den GhR. von Leonhard gerichtet. 849.

Bronn, H. G., Index *palaeontologicus*. Abth. 1. 2. Stuttg. 1848, 49. 566.

Campbell, John Lord, the lives of the *Chief Justices of England* from the Norman conquest till the death of Lord Mansfield. 2 Bde. Lond. 1849. 809. 1001.

Carus, Victor, zur nähern Kenntniß des Generationswechsels. Leipzig 1849. 665.

Clausius, R., über die Veränderungen in den Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper ꝛc. 97.

— —, über die Bestandtheile der Erdatmosphäre u. s. w. 97.

— —, über die blaue Farbe des Himmels. 97.

Commentaria Junilii Flagrii, T. Galli et Gaudentii in Virgilii VII priores eclogas — ed. Car. Guil. *Müllerus*. Rudolphipol. 1847. 649.

Cornelius Nepos. Erklärt von Dr. Karl Nipperdey. Leipzig 1849. 169.

Duentzer, H., de Zenodoti studiis *Homericis*. Gött. 1848. 297.

Ecker, Alex., zur Lehre vom Bau und Leben der contraktilen Substanz der niedersten Thiere. Basel 1849. 702.

Eschricht, D. F., Zoologisch-anatomisch-physiologische Untersuchungen über die nordischen Wallthiere. Bd. 1. Leipzig 1849. 353.

Fragmenta Historicorum Graecorum — edid. Carol. *Müllerus*. Vol. III. Paris 1849. 953.

Gervais, Paul, *Zoologie* et *Paléontologie* française, Livr. 1. 2. Par. 1849. 561.

Gould, J., the *Birds* of Asia. Part I. Lond. 1850. Fol. 839.

*

Gray, Rob., the genera of *Birds*. 3 Vol. Lond. 1844 — 49. Fol. 853.
Greverus, J. P. E., zur Würdigung — der Idyllen Theokrits. Oldenb. 1850. 433.

Hasse, T. L., Denkschrift zur Erinnerung an Werner. 369.
Heerwagen, Dr. Henr. Guil., Collectaneorum ad Aemilium Probum specimen. Baruthi 1849. 169.
Herbst, Dr. Gustav, die Pacinischen Körper und ihre Bedeutung. Göttingen 1848. 705.
Hermanni, G., de arte poesis Graecorum bucolicae. Lips. 1849. 433.
Herodiani scripta tria emendatiora. Edidit K. *Lehrs*. Regim. Pruss. 1848. 209.
Hofmeister, Wilh., Entstehung des Embryo der Phanerogamen. Leipzig 1849. 385.
— —, Fruchtbildung und Keimung der höhern Kryptogamen. 385.

Journal of the R. Asiatic Society. Vol. XI. p. 1. Vol. XII. p. 1. Lond. 1849. 601

Kastner, K. G. W., Handbuch der angewandten Naturlehre. 3 Bde. Stuttg. 1849. 745.

Lassen, Christ., Indische Alterthumskunde. Bd. 2, erste Hälfte. Bonn, 1849. 294.
Leszczyc-Suminski, J. Graf, zur Entwicklungsgeschichte der Farrenkräuter. Berlin 1848. 385.

Melloni, Macédoine, la *thermochrôse* ou la Coloration calorifique. I. Partie. Naples, 1850. 825.
Mettenius, G., zur Fortpflanzung der Gefäßkryptogamen. Heft 1. Heidelb. 1850. 385.
Mill, John Stuart, die inductive Logik. Uebers. von Dr. J. Schiel. Braunschweig 1849. 937.
Mitchell, T. L. Journal of an expedition into the interior of tropical *Australia*. London 1848. 913.
Mousson, Alb., die Land- und Süßwasser-Mollusken von Java. Zürich 1849. 905.
Müller, Dr. Johannes und Dr. F. H. Troschel, horae ichthyologicae. Berlin 1845, 49. 3 Hefte 4. 863.

Naumann, C. Friedr., Lehrbuch der Geognosie. Bd. 1. Leipzig 1850. 849.
Nordenskiöld, Nils, über das atomistisch-chemische Mineralsystem und das Examinationssystem der Mineralien. 1849. 89.

Owen, Rich., a history of British Fossil Reptiles. Part I. Lond. 1849. 583.
— —, on *parthenogenesis*. Lond. 1849. 665.

Pfeiffer, L., Monographia *heliceorum* viventium. 2 Vol. 81.

Rammelsberg, C. F., Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie. Heft 4. Berlin 1847 — 49. 753.
Reinaud, Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'*Inde*. Paris 1849. 769.
Rig-Veda — trad. par *Langlois*. Tom. I. Paris 1848. 569.

Sâmavedârcikam. Die Hymnen des Sâma Veda — herausgeg. &c. von Theod. Benfey. Leipz. 1848. 569.
Schömann, G. F., das sittlich religiöse Verhalten der Griechen in der Zeit ihrer Blüthe. Greifsw. 1848. 824.
Schultze, Max. Joh. Sig., de *arteriarum* notione etc. Gryphiae 1849. 329.
Smith, Andrew, Illustrations of the *Zoology* of *South Africa*. Lond. 1840. 845.
Synesius, des Bischofs S. von Cyrene zwei hinterlassene Homilien — übers. von Dr. Bernhard Kolbe. Berlin, 1850. 793.
— —, der Bischof S. von Cyrene oder Forschungen auf dem Gebiet der Erdkunde u. s. w. der Libyschen Propontis, von Bernh. Kolbe. Theil 1, 1850. 793.

Tertulliani, Q. Septimi Florentis T. Apologeticum — ed. Franc. *Oehler*. Halae 1849. 409.
Thaler, J., Tirols Alterthümer in dessen geographischen Eigennamen. Innsbr. 1845, 46. 121.
Unger, D. F., Botanische Beobachtungen. 1849. 385.

Valerii, M. V. Probi in Virgilii Bucolica Georgica Commentarius etc. Edid. Henr. *Keil*. Halis 1848. 649.
Vendidad-Sade. Herausgegeben von Dr. Herm. Brockhaus. Leipzig 1850. 593.
Virgilii, P., Maronis carmina edid. Phil. *Wagner*. Edit. 2. Lips. 1849. 457. 633.
— —, die Gedichte des P. Virgilius Maro, latein. Text mit deutschen Erläuterungen von Phil. Wagner. Heft 1—3. Leipzig 1849. 457. 633.

Wagneri, Phil., commentat. de Junio *Philargyro* pars I. II. Dresd. 1846, 47. 649.

Weber, A., Indiſche Studien. Heft. 1. Berlin, 1849. 569.
Weld, Charl. Rich., a history of the *royal society* with Memoirs of the Presidents. 2 Vol. Lond. 1848. 73.
Wigand, Alb., zur Entwicklungsgeſchichte der Farrenkräuter (1849). 385.
Wilkes, Charl., United states exploring Expedition. Vol. VIII. (Mammalia and Ornithology by Tit. R. Peale.) Philad. 1848. 361.
Williams, Wells, the middle kingdom. 2 Vols. New York 1848. 225.
Yajurveda, the white, edited by Albr. *Weber*. Part 1. 2. Berlin, 1849. 569.
Zantedeschi, Cav., Annali di *Fisica*. Fascic. 1. 2. Padov. 1849, 50. 321.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wiſſenſchaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1850.

Feſtrede von F. v. Thierſch, Vorſtand der Akademie. 529.

Sitzungen der Klaſſen;

Philoſophiſch-philologiſche Klaſſe;

Sitzung am 1. December 1849:

Schmeller, über einige minder bekannte kleinere Textſtücke aus den Handſchriften der k. Hof- und Staatsbibliothek. 34.

Sitzung am 10. December:

Thomas, Zur Erklärung des Thukydides. Buch VI. Cap. 9. ff. 49.

Sitzung am 2. März 1850:

Windiſchmann, über die große Keilinſchrift des Königs Darius zu Biſutun. 473.

Hiſtoriſche Claſſe;

Sitzung am 17. November 1849:

Höfler, Hiſtoriſcher Ueberblick der Verſuche ein ſlaviſch-magyariſches Reich zu begründen. 9.

Sitzung am 15. December 1849:

Rudhart, des Pfalzgrafen Georg Johann von Veldenz Plan, die ſüdbayeriſchen Flüſſe vom Lech bis zum Inn durch einen Kanal zu verbinden, Jahr 1586. 249.

Sitzung vom 20. April 1850:

Chmel, über die Mitwirkung der k. b. Akademie zur Bearbeitung der Geographie des südöstlichen Deutschlands im Mittelalter. 737.

Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung am 15. December 1849:

Schubert, v., Mittheilungen aus einem Briefe des Hrn. Dr. Barth in Calw. 29.
Wagner, über die erste Abbildung des in der hiesigen zoologischen Sammlung aufgestellten Nashorns aus Abyssinien. 29.
Vogel, jun., über einige Reagentien auf Chinin- und Cinchoninsalze. 31.

Sitzung am 12. Januar 1850:

Buchner, sen., über das Eisenpulver der Apotheken. 259.
Pettenkofer, über die regelmäßigen Abstände der Aequivalentzahlen der sog. einfachen Radikale. 261.

Sitzung am 9. Februar:

Martius, v., über die Wurzel Serghine in Algier und ihre Mutterpflanze. 489.
Kobell, v., über Isomorphie, Dimorphie, Polymerie und Heteromerie. 491.

Sitzung am 13. April 1850:

Buchner, sen., Notiz über den chinesischen Gallus Wu-poeitse. 713.
Kobell, v., über das galvanische Verhalten und die Leitungsfähigkeit der Mineralkörper als Kennzeichen. 717.
Lamont, über die Ergebnisse seiner vorjährigen magnetisch-meteorologischen Excursionen. 729.

Verzeichniß der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1849 bis Mai 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften. 47, 61, 71, 479, 544, 719, 727.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1849,
April — Juni 179.
Juli — September 337, 513, 673.
October — December 865, 1033.

Uebersicht der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek,
October — December 1849 185, 345, 521, 681.
Januar — Mai 1850 873, 1041.
Büchergeschenke aus Frankreich. 349, 525, 689.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
Bd.29-30

Akademie der Wissenscha
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY